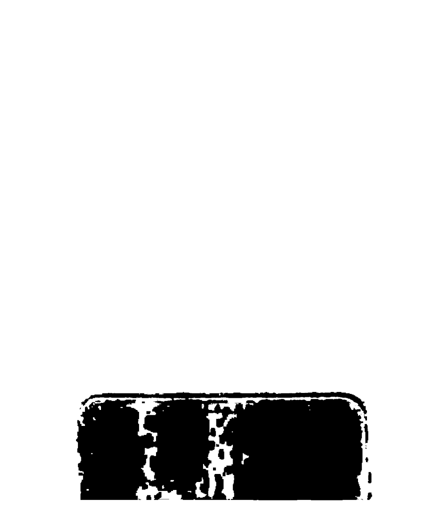
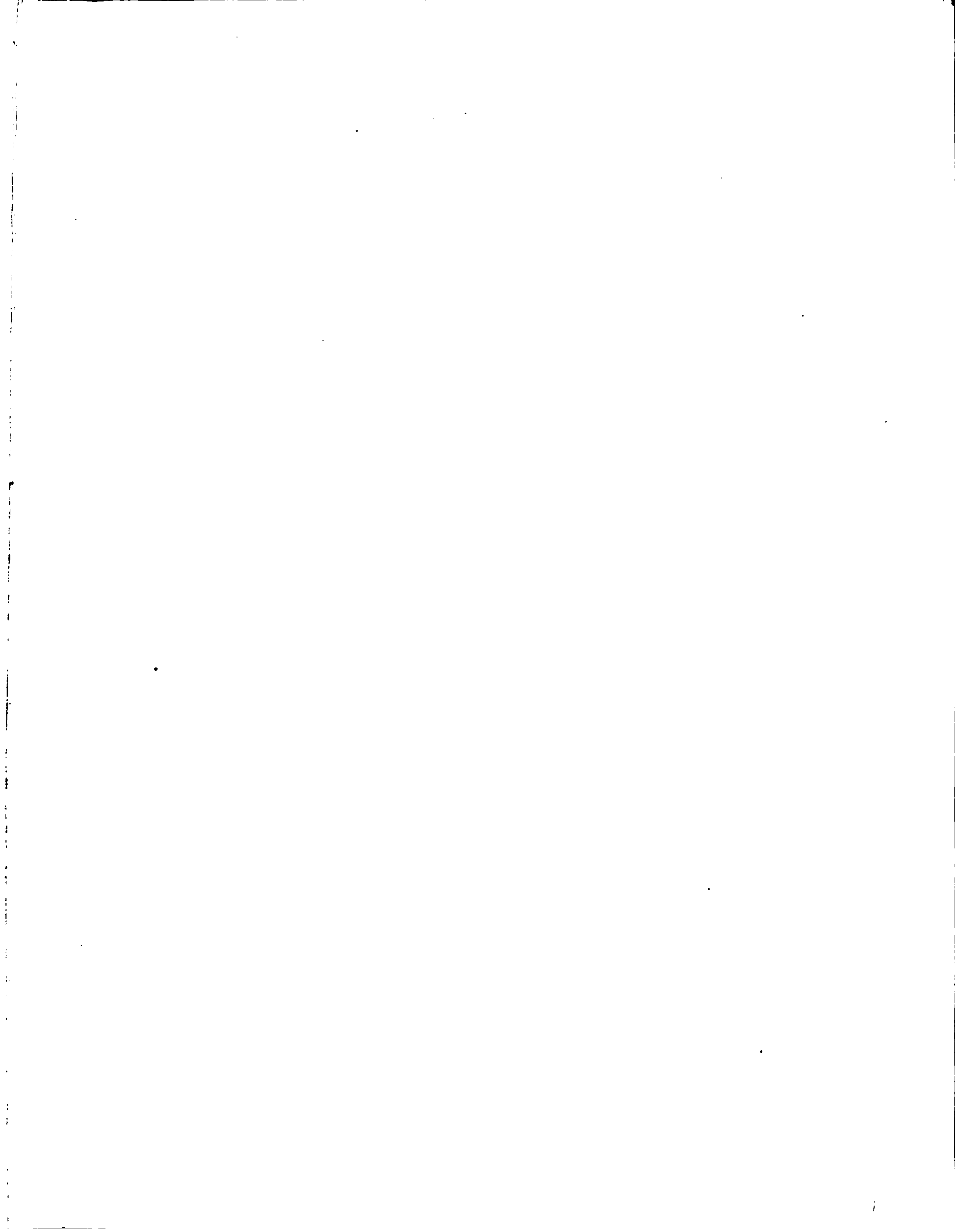






Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1847.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

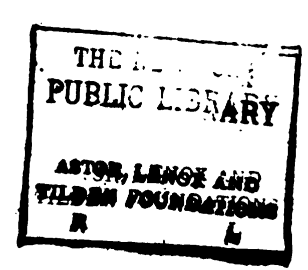
Jahrgang 1847.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182 — 365, Literarische Anzeiger Nr. X — XXII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.



Register.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 182. —— 1. Juli 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Auszüge ungedruckter Briefe zwischen der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle und dem Grafen Philipp Christoph Königsmark.

Sophie Dorothea, die einzige Tochter und Allodialerbin des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, wurde aus Staatsrücksichten schon in ihrem sechzehnten Jahre (1682) bestimmt sich mit ihrem Vetter, Georg Ludwig, Kurprinzen von Hanover, zu vermählen, der später als Georg I. den englischen Thron bestieg. Es entsprangen aus dieser Ehe zwei Kinder, Georg II., nachheriger König von Grossbritannien und Kurfürst von Hanover, und Sophie Dorothea, geboren am 27. März 1687, die Mutter Friedrich's des Großen von Preußen. Einige Jahre nach ihrer Verheirathung erschien am hanoverschen Hofe der schwedische Graf Philipp Christoph Königsmark, der Jugendgespiele der Prinzessin. Schon damals wurde durch die Gräfin von Platen, die Maitresse des Kurfürsten Ernst August, der Versuch gemacht, das Wohlgefallen der Prinzessin an dem jungen, durch Geburt, seltene Schönheit und glänzende Gesellschaftstalente ausgezeichneten Cavalier als verbrecherisch zu verdächtigen. Diesmal scheiterte der Plan des ruchlosen Weibes; doch bei der spätern Zurückkunft des jungen Mannes, der nun auch in hanoversche Kriegsdienste trat, wurde es für die Gräfin etwas sehr Leichtes jenem Verdachte allgemeinern Eingang zu verschaffen, da die Prinzessin jetzt in sehr gespannten Verhältnissen mit ihrem rauhen und unliebenswürdigen Gemahle stand, der einen fast öffentlichen Liebesumgang mit dem schönen Fräulein von Schulenburg unterhielt. Plötzlich (am 1. Juli 1694) verschwand in Hanover der junge Graf, der soeben als Oberst in sächsische Dienste eingetreten war. Die wunderlichsten Gerüchte verbreiteten sich über dieses Ereigniß; doch lange Zeit wollte Niemand daran glauben daß er todt, noch weniger daß er gemordet sei, vielmehr glaubte man daß er auf Befehl des nunmehrigen Kurfürsten zu Hanover auf irgend eine Festung gebracht worden sei. Da man indeß gar Nichts von dem Unglücklichen vernahm, so tauchte doch mehr und mehr der Verdacht auf, ob der junge Mann nicht etwa im Schlosse selbst meuchlerisch auf Anstiften der Gräfin von Platen aus in Haß umgewandelter Liebe umgebracht worden sei. Einige Zeit danach wurde die Kammerfrau der Prinzessin sowie die Letztere selbst über die Art des Umgangs mit dem jungen Grafen ins Verhör genommen; Beide leugneten aber standhaft, daß etwas Verbrecherisches dabei stattgefunden habe, ja, die Prinzessin beschwor ihre Unschuld feierlich und nahm zur fernern Bestätigung ihrer Aussage das heilige Abendmahl. So verstummte der Verdacht gegen die Prinzessin bei den Meisten; doch nicht bei ihrem Gemahle und bei ihrem eigenen Vater, der, nachdem die Ehe gesetzlich, aber ohne Erwähnung des vermeintlichen Ehebruchs, aufgelöst war, ihr nicht das Vaterhaus öffnete, sondern seinem Bruder, dem Schwiegervater Sophie Dorothea's, erlaubte die Geschiedene in der Festung Ahlden einzuschließen, wo sie als eine Staatsgefangene noch 32 Jahre lang (bis 1726) ein trauriges Leben führte.

Das oben Gegebene war bisher Das was man aus mehren Schriften, namentlich aus den „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark" von F. Cramer (Leipzig 1836), über diese ganze Geschichte wußte. Neuerdings erschienen in England die „Memoirs of Sophia Dorothea", die das Interesse für die beiden Unglücklichen von neuem angefacht haben. Den Stoff dazu gab die von dem ungenannten Herausgeber in dem Archiv zu Hanover aufgefundene Handschrift der Prinzessin, worin dieselbe unter der Aufschrift „Précis de mon destin et de ma prison" ihre Lebensereignisse in Gesprächsform zusammengefaßt hat. Jedenfalls ist die Schrift als eine

treue, ziemlich anschauliche Zeichnung des Tons, der Sitten und der Charaktere an zwei deutschen Höfen jener Zeit schätzbar. Kann man sie auch aus dem Gesichtspunkt unserer Zeit als Kunstwerk nicht sehr hochstellen, so muß man doch zugeben, daß sie bei dem Standpunkte der damaligen dramatischen Literatur in Deutschland ein gewöhnliches Talent bezeugt. Dessenungeachtet war die Wahl der Gesprächsform gewiß eine unglückliche für diese Lebensgeschichte. Die Verfasserin verstand nicht die Mittel der echten Kunst zu benutzen, um ihrer Darstellung dramatisches Leben, Abwechselung, charakteristische Durchsichtigkeit und idealische Haltung zu geben. Die nackte, trockene Wirklichkeit welche sie zu zeichnen sich bemüht, vernichtete durch die mislungene Nachahmung einer Kunstform einen Theil der unmittelbaren Wirkung welche ihre tragischen Schicksale in einer ganz einfachen Geschichtserzählung hervorgebracht haben würde. Die Gespräche enthalten selten etwas Drastisches, sondern berichten meist nur das Geschehene; die Charaktere treten nur schwach hervor, ohne lebendige Individualität, ohne psychologische Schärfe in der Zeichnung, ohne die Halbschatten und Mitteltinten der Kunst. So erscheint uns in dieser matten Abspiegelung die nackte, dürftige, bleigraue Wirklichkeit wie auf einem Daguerreotyp; das Wichtigste wird verschwiegen oder nur angedeutet, und das Alltägliche zu stark hervorgehoben. In anderer Hinsicht können wir das Werk mit einem chinesischen Schauspiel vergleichen, das schon mit der Freierei des Vaters der Heldin anhebt und erst auf ihrem Todtenbette endet; chinesisch könnte man auch den gespreizten Stil, die altmodischen Complimente und die vielen Weitläufigkeiten nennen. Durchgehend stehen die handelnden Personen in Hofuniform und großer Gala da, und nur selten werden sie von den heftigsten Leidenschaften bewogen von ihren hofgemäßen Bücklingen und ceremoniösen Redensarten abzugehen. Freilich gibt dies Alles ein treues Bild von dem Leben an einem damaligen deutschen Hofe, aber es verdrängt das reinmenschliche Interesse und zerstört alle dramatische Wirkung. Die Heldin dieser bürgerlichen Tragödie, deren Inhalt der Form widerspricht, hat also selbst ihr eigenes, an romantischem Interesse sonst so reiches Leben verdorben; die Dialoge tragen mehr den Stempel der Reflexion als die frischen Farben des Gefühls und der Leidenschaft. Endlich tritt als Hauptzweck eine dem Kunstwerke ganz fremde Absicht, die apologetische, hervor; die Verfasserin, die zugleich die Heldin ist, will sich von jeder Schuld reinwaschen und als ein schneeweißes Opfer für die schwarzesten Cabalen dastehen. Diesen Zweck hat sie zwar erreicht, aber auf Kosten der innigern Theilnahme, die nicht der kalten, leidenschaftlosen Vollkommenheit, sondern einem starkfühlenden, von menschlichen Affecten bewegten und mit menschlicher Schwachheit kämpfenden Herzen zu Theil wird. Diese Absichtlichkeit, diese Selbstsucht zeigt sich überall in den Lobsprüchen, die sie Jedermann, sogar ihrer Feindin, der Gräfin Platen, ihrem Charakter und der Anmuth ihrer Person zu Theil werden läßt; sie bekundet sich auch in dem gänzlichen Verschweigen ihrer Neigung zu dem schönen Grafen Königsmark; sie tritt sogar in dessen Tode hervor, indem sie ihn fast Nichts als jenes vierfach wiederholte „Schonet der unschuldigen Prinzessin!" sagen läßt. Die erste Nachricht seines tragischen Todes preßt zwar auch in dem Drama aus ihrer Brust einen Laut des wirklichen Schmerzes; Dies ist aber auch der einzige Beweis eines zärtlichen Gefühls den sie zu erkennen gibt. Von der Gräfin Platen spricht sie kalt und mit einer gewissen epischen Ruhe; von deren Gemahl, dem Kurfürsten und dessen Gemahlin mit Schonung und ceremonieller Achtung; von ihrem Vater mit Liebe und Ehrfurcht, von demselben Vater über den sie in Briefen an ihren Geliebten zuweilen leichtsinnig scherzt und zuweilen bittere Vorwürfe ausgießt, als er nach ihrer Flucht sie zurückzureisen trieb, und der später, als er aus der ihm zugeschickten Correspondenz diese Ausfälle erfuhr, der Tochter nach der Ehescheidung sein Haus verschloß und seine Zustimmung zu ihrer Abführung in die Festung ertheilte; der, bis zu seinem Tode ihr grollend und unversöhnt, sie niemals wiedersah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Baron de la Motte Fouqué's Geistliche Gedichte. Herausgegeben von seiner Witwe Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Mit einem Vorwort von H. Kletke. Berlin, Adolf u. Comp. 1846. 16. 15 Ngr.

„Wir haben uns satt an ihm entzückt! Wir haben uns satt an ihm gelesen!" Mit diesem kalten Urtheilsspruch fertigten wir, oder unsere Väter und Mütter, vor 20 Jahren (oder ist es schon ein Vierteljahrhundert her?) einen Dichter ab den wir vorhin auf Händen getragen. Er hatte sein Bestes ausgegeben, volle Tafeln gehalten, Jeden hinzugeladen. Die genossen hatten kehrten ihm nun den Rücken, und spotteten wol gar über den Genuß: daß der Wein versetzt, die Speisen schal oder überwürzt gewesen! Fouqué begegnete das Aeußerste, Entsetzlichste was einem berühmten Dichter begegnen kann: ein Verleger wollte einen neuen Roman von ihm annehmen, aber nur unter der Bedingung, daß er seinen Namen auf dem Titel nicht nenne!

Das Recht lag hüben und drüben. Fouqué war ein echter Dichter und er ist es geblieben. Selbst unter Denen welche die Modebegeisterung am unwilligsten verspottet regte sich die Stimme der Gerechtigkeit, und am frühesten; und wer seiner „Undine", seines „Zauberring" gedenkt, auch so mancher seiner kleinern Gedichte, die aus tiefstem Gefühl entsprossen den leichtesten hingehauchten Ausdruck zum Gefühle eines Jeden fanden, kann der sich abstreiten, daß er unter den schönsten dichterischen Geistern unsers Jahrhunderts rangirt? Aber zur Schönheit, zum Angeborenen, kamen Zuthaten die es verdarben. Wer schützt denn einen Dichtergeist vor den Zuthaten? Und was wird oft die gefährlichste Zuthat als die unbegrenzte Bewunderung und Feier die ihm wird? Wer sagt nun was es sei das Fouqué nicht zu Dem werden ließ was er hätte werden können? Die Zeit hob ihn über sein Niveau, weil er mit ihr schwamm, ihr voranflog, und die Zeit ließ ihn wieder fallen, als er weit hinter ihr zurückblieb — und es nicht merkte? Vielleicht! Als er es merkte, war es zu spät umzukehren, er schwamm zu sicher in seinen Visionen, er saß zu fest in seinem tiefen Sattel, auf seinem Ritterroß. Er hatte einst als Jüng-

ling das Ça ira mitgesungen; er sang nun das Ça ira der Reaction. Daß dies Ça ira nicht mehr durchklingen könne in dem Weltgetöse allerwärts gelöster Stimmen und erwachten Bewußtseins, wollte er sich verbergen; dazu gehörte aber immer ein neuer Trunk aus dem alten romantischen Füllhorn!

Aber Das ist es nicht. Fouqué konnte zwar kein Dichter der neuen Zeit werden; jedoch wenn er nur mit klarem Bewußtsein, kräftig, entschieden als Poet der alten aufgetreten wäre, wenn er sie in ihrer Wahrhaftigkeit aufgefaßt hätte, würde ihm ein Zoll der Anerkennung nicht vorenthalten geblieben sein, es gibt noch immer gerechte Geister in der deutschen Nation, welche das Treffliche auch im fremden Lager anerkennen. Aber sein Fundament war kein reales. Durch und durch Gemüth, früh phantastisch aufgeregt, ließ er seiner Phantasie auch da den Zügel schießen wo er nur wahr sein wollte. Sein Ritterthum war theils aus den Mythen des Nordens, theils aus den Poesien der Troubadours und Romaniens geschöpft; seine Darstellung genügte nur da wo er wieder in die Nebel der Mythe seine Dichtungen verlegte, oder Phantasiegestalten allgemeinerer Bedeutung vorführte. Das wahrhafte Mittelalter hat er nirgend, nicht in Frankreich und Romanien, noch weniger in Deutschland, am wenigsten im alten Sachsenlande geschildert. Besonders gelangen ihm nur die zarten, sinnigen Märchen, wo der mittelalterliche Glaube wunderbar lieblich und erschreckend spielt. Auch diese sind freilich meistens mit einem schweren, stark duftenden Nebeldunst übertüncht, welcher sie damals picant machte, jetzt geschmackwidrig, zum Theil lächerlich; es mag aber eine Zeit kommen (leichter glaublich als daß wir nach den Studien der reinen Antiken zum Rococothum zurückgekehrt sind) wo man die Kunst und Wärme wieder darin schätzen, vorziehen wird, gleichwie Kenner und Liebhaber heute die noch gedunkelten Rembrandts-Bilder mit ihren wunderbaren Licht- und Schattenwirkungen den ausgezeichnetsten hellen Brustbildern der Neuen vorziehen. Fouqué sei nur lyrischer Dichter gewesen zu behaupten, wäre übrigens auch ungerecht. Die Erfindungen und Verschlingungen in einigen seiner Märchen, und selbst in seinem großen „Zauberring", sind kunstvoll angelegt und zum Theil auch ausgeführt, in manchen der Intriguen glaubt man den Einfluß der darin bewundernswerthen spanischen Kunst zu erblicken, und wenn der schon geschlungene Knoten doch wieder zergeht ehe er zugezogen ist, so liegt der Grund davon eben in Fouqué's ganzer Eigenthümlichkeit, in dem Ritter der die Lanze gerade einlegt auf ein Ziel, aber indem er dem Roß die Sporen gibt nicht merkt, daß der Boden unter ihm wankt und daß das Roß mit ihm durch die Lüfte geht!

So der Dichter Fouqué nach außen. Es war kein Halt für ihn absehbar, wo er sich wieder mit der Welt, dem deutschen Publicum, wie es geworden, hätte verständigen können. Er schrieb diese Misgunst bekanntlich und nur allein der politischen Zeitrichtung zu. Ob er später zu einer andern Ansicht gekommen, wir wissen es nicht; ob er in seinem tief religiösen Glauben auch dafür einen Trost gefunden, wir glauben es annehmen zu können. Denn er dichtete und schrieb nicht mehr für das Publicum, für die Welt außen; er dichtete nur und schrieb für sich selbst. Wenige oder Niemand wußten darum wie er täglich seine Gefühle und Empfindungen in ein Tagebuch eintrug, welches erst nach seinem Tode gefunden ward. Hier dachte er an keine Kritik, keine Wirkung, keinen Beifall; schwerlich hat er auch nur der Vorstellung Raum gegeben, daß diese leicht hingehauchten Schaumblasen seiner Dichterpsyche jemals gedruckt werden dürften. Er gab sich also ohne Zwang, Schönthuerei, er gab sich wie er war. Hier lernen wir ihn kennen in seiner Wahrheit.

Man hat seine letzten Worte gefunden, kurz vor seinem Tode niedergeschrieben, am 21. Januar 1843:

> Heil! ich fühl' es: der Herr ist mir nah, zwar nah auch der Tod mir,
> Doch weit näher der Herr: Heil mir der seligen Näh'!

Wenn der Sänger der guten alten Zeit, der ihre Rückkehr vom Himmel erflehte, den die Hofluft noch mit heiligen Schauern erfüllte, der Etwas auf Erden wollte, Dies niedergeschrieben um es drucken zu lassen, so würden wir die Verse gleichgültig betrachten, oder Manche sie mit einem verächtlichen Zucken der Lippen als ein Zeichen mehr der Scheinheiligkeit, deren die Zeit so viele aufweist, überschlagen. Es ist etwas Anderes, wenn wir sie als den letzten Sterbeseufzer eines Dichters ansehen der an Nichts mehr in der Außenwelt dachte, der es nur aussprach um sich selbst zu genügen.

Wer sie in dem Sinne betrachtet, für den werden Fouqué's geistliche Gedichte, auch abgesehen von ihrem dichterischen Werth oder Unwerth, schon um deswillen ein Gegenstand der ernstern Betrachtung werth erscheinen. Auch wem der offenbarte Gott, auch wem der außerweltliche Gott, dessen Geist über den Wassern schwebt, fremd geworden, zur frommen Illusion, wird, wenn es mit seinem Gott ihm aufrichtiger Ernst ist, der in jedem Individuum, in jeder lebendigen Erscheinung, also auch in ihm selbst sich ihm offenbart, auch Achtung dafür haben wie er hier in einem wahrhaften Dichtergemüthe zur Anschauung, zur Erscheinung wird. Er wird Achtung dafür empfinden wie dieser der Welt abgestorbene und von ihr vergessene, einst ruhmgekrönte Dichter im Aufgehen in dem Gott wie er ihn sich denkt volle Befriedigung, den letzten Trunk für seinen Durst findet. Wenn der Ungläubige, um mit den Frommen zu sprechen, ein Misbehagen das bis zum Groll übergehen kann vor den heutigen Aeußerungen der Frömmigkeit empfindet, weil der Verdacht der Heuchelei, der Scheinheiligkeit, der Wanderschaft nach einem vortheilhaften Endpunkt so nahe liegt, so wird er vor dieser ausgesprochenen Aeußerung einer subjectiven Wahrheit, mag er sie nun Illusion oder Dichterphantasie nennen, den Respect fühlen den wir vor jedem ausgesprochenen Charakter und besonders dann hegen, wenn er in Opposition mit dem Geltenden ist, und nach keiner Geltung, sondern nur nach der Genugthuung und Rechtfertigung vor sich selbst ringt.

Diese geistlichen Gedichte Fouqué's erinnern unwillkürlich an die einer ältern Zeit, zumal die eines Angelus Silesius. Es ist dasselbe Aufgehen des Individuums in Gott, ein ähnliches Ringen, Kämpfen oder süßes Spielen, sein Thun und Denken, seine Gefühle und Gedanken mit dem höchsten Wesen zu amalgamiren.

> Ich glaube; darum werd' ich schau'n.
> Ich weine; darum werd' ich lachen:
> Gott goß ins Herz mir das Vertrau'n,
> Gott wird's zur Lichterfüllung machen.
>
> Was mir begegnen wird?
> Ruhig, Das weiß mein Hirt!
> Wie's mit mir enden soll?
> Sein Mund sagt: „Freudenvoll."
> Freu' dich dann, lieber Christ,
> Weil er die Wahrheit ist.
>
> Präg', o Herz, im Weltgedränge
> Dir dies gold'ne Sprüchwort ein:
> Wär' dir nie die Welt zu enge,
> Würde nie der Himmel dein.
>
> Mag im Leib ich ganz ertrinken,
> Nach dem Anschein: rettungslos!
> Mein Ertrinken wird ein Sinken
> In der ew'gen Liebe Schoos.
>
> Was ist der Kern — von allem Fleh'n
> Das nah' und fern — zu Gott mag geh'n?
> Gewiß es heißt — in einem Geist:
> Bereite mich — o Herr, für dich!

Daß man auf Wiederholungen in diesen Sprüchen stößt, versteht sich von selbst. Sind sie doch alle nur Variationen auf dasselbe Thema, den einen Gedanken: „Was kommt, das kommt vom Herrn!"

Wie auch kommt es,
Also frommt es,
Ja, erquickt es,
Denn Gott schickt es.

Es ist ein Vertrauen welches so lange die Welt steht Das für sich hat, daß es gewiß die größte Zahl Glücklicher auf Erden gemacht hat. Ob es die höchste und wahre Aufgabe echter Religiosität ist, dieses Vertrauen beständig im Munde zu führen, und dasselbe wie eine Salbe, ein Hausmittel, auf jede Wunde, auf jeden Mückenstich zu streichen, ist eine andere Frage. Aber für die Tausende und Millionen welche dieses Bedürfniß empfinden, ist es eine Erquickung den Ausdruck dieses Vertrauens aus Dichtermunde immer und immer wiederholt zu finden. Das Büchlein enthält gegen hundert solcher Sprüche, die ungezwungen, ein Hauch der tief gläubigen Seele, der aufrichtigsten, heitersten innern Befriedigung sind, und, so meine ich, müssen diese Sprüche auf die gleich Fühlenden, und gleich Bedürftigen diese Stimmung auszusprechen, von erquickender Wirkung sein. Wenn das Buch erst allgemein bekannt ist, wird Fouqué vielleicht eine andere Berühmtheit erlangen, nach der er gewiß so wenig als der Dichter von Volksliedern getrachtet hat, daß diese Sprüche nämlich im Munde der Gläubigen leben, wiederholt werden, ohne daß man sich ihres Verfassers erinnert, oder nur von seiner Existenz weiß, wie es bei den meisten Volksliedern der Fall ist.

Fouqué's aufgeregte Phantasie zeigte ihre Visionen an die er glaubte; ich meine nicht allein seine politischen, wie denn freilich seine ganze Anschauungsweise der irdischen Verhältnisse nur die eines Visionnaire war, sondern er hatte auch wirklich Gesichte und glaubte an dieselben. Wie ließe sich Vieles aus seinen Dichtungen anders erklären, wenn man von der Ueberzeugung ausgeht, daß was er dichtete für ihn auch wahr war, wenn man weiß, daß er vor jeder Dichtung betete; und das Gedicht war dann Gottes Eingebung. Schreiber Dieses weiß aus den eigenen mündlichen Mittheilungen des Geschiedenen, daß er solcher Momente sich bewußt war. So war ihm bald nach Friedrich Stolberg's Tode derselbe abendlich in seinem Garten zu Nennhausen erschienen, als der Wind in einem entblätterten Rothweidenbusche spielte. Zwar wollte er seine Gestalt nicht deutlich gesehen haben, aber beim Knistern der Zweige wallte ein röthlicher Lichtschein an ihm vorüber, und eine süße Harmonie lag in dem Augenblicke über die winterliche Natur ausgebreitet. Und es war gerade der Augenblick wo er eine ernste Frage an den Entschlafenen gerichtet hatte; der selige Geist kam, um den Zweifel durch seine Erscheinung ihm zu lösen. Solcher auch der Zweifelsucht freilich leicht erklärlicher Erscheinungen kamen ihm bei seinen Dichtungen, wo sie etwa ins Stocken geriethen, viele, und diese Offenbarungen befestigten ihn begreiflicherweise in seinen Meinungen. Aber man würde irren, wenn man auch in diesen geistlichen Gedichten eine solche Beimischung des Visionnairen erwartete. Gleichwie er in der Form zur Natur, zu einer edlen Einfachheit zurückgekehrt erscheint, wie der Ausdruck in schlichten Worten der vom Gedanken selbst bedingte ist, so scheint er auch in dieser seinem Gott näher gerückten Poesie alles träumerische, phantastische Spiel, wie ein Faltenkleid das ihm nicht mehr genügt, abgeworfen zu haben. Von einem andern, dem einst sogenannten karfunkelnden Mysticismus keine Spur; es ist eben nur die reine Mystik der Liebe zwischen dem geschaffenen Wesen und dem Schöpfer, zu dem es, in den es ganz zurückzukehren strebt. Und wäre dieser Mysticismus, wo die Creatur mit der Natur Gottes sich zu verschmelzen trachtet, nicht die Brücke zu dem polarisch freilich entgegengesetzten Mysticismus, der die Natur Gottes in der Creatur aufgehen lassen will?

Daß aber Fouqué ästhetisch betrachtet in der Mehrzahl dieser kleinen Gedichte die Zuthaten von denen wir sprachen, das Barocke, Willkürliche, Gezwungene, was uns heute auch in seinen bessern ältern Dichtungen so oft störend berührt, abgeworfen, daß er, als er nun nicht mehr an die Welt dachte, nicht allein vor seinem Gott, sondern auch vor den Menschen als ein reiner Dichter dasteht mit den schönsten, reinsten Naturbildern, wird wol Niemand bezweifeln der in diesen Liedern mehr als blättert. Lese man nur:

Wenn ins Blau die Falken steigen,
Steigt die kühne Seele mit;
Wenn sich Abends Blumen neigen,
Ach, die Seele neigt sich mit!
Ahnt in jenem kühnen Steigen
Was sie streiten wird und stritt;
Ahnt in diesem süßen Neigen
Was sie leiden wird und litt!
Leid' und streite, liebe Seele,
Er, der für dich litt und stritt,
Er, der Eine sonder Fehle,
Siegt im Kampf und du siegst mit!

Daß auch manche der Lieder schwach sind, vielleicht nur das Räuspern eines Gefühls das entweder noch nicht reif ist zum Aussprechen oder der Nachhall eines schon ausgesprochenen, ist nicht abzuleugnen. Der Dichter wollte ja nur mit sich selbst ins Reine kommen. Darum ist es eben gut, daß nicht er selbst, sondern ein Anderer mit unbefangener Kritik, wie Hr. Kletke, die Auswahl getroffen hat; denn der Dichter als Selbstkritiker hätte leicht das ihm Unscheinbare und damit das Natürlichste und Beste beseitigt und dafür Das gegeben was ihm am werthvollsten erschien, weil es ihm die meiste Mühe verursacht. Wahrscheinlich hätte er selbst darunter auch seine eigenen und die aus dem Dänischen des Ingemann bearbeiteten Kirchenlieder gerechnet. Wir können ihnen im Verhältniß zu den andern nur einen geringern Werth einräumen; in diesen wollte er groß, poetisch, erhaben sein, in den kleinen Sprüchen gab er sein Bestes, seine innerste Dichter- und Menschennatur, sich selbst unbewußt hin. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 183. —— 2. Juli 1847.

Auszüge ungedruckter Briefe zwischen der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle und dem Grafen Philipp Christoph Königsmark.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Der englische Herausgeber hat diese dialogisirte Selbstbiographie mit einer von ihm selbst verfaßten Lebensgeschichte der Prinzessin begleitet, die, meist auf frühere Schriften begründet, doch auch viele Nachrichten aus andern seltenen und ungedruckten Quellen enthält und insofern allerdings sehr schätzbar ist. Leider vermißt man bei dem Verfasser allen Sinn für Kritik; es kommt ihm gar nicht der so natürliche Gedanke bei, daß die Unglückliche vielleicht ihre Fehltritte für die Nachwelt zudecken und sich im Lichte einer Märtyrin darzustellen versuchen möchte; er nimmt jedes Wort in der Selbstbiographie als die lauterste Wahrheit und bemerkt nicht im geringsten die gar nicht selten darin vorkommenden Widersprüche. Also verdammt er den Gemahl, den Schwiegervater, den Vater und die gefühllosen Kinder der armen Dulderin, nennt sie sogar das Opfer eines grausamern und scheußlichern Despotismus als Nero und Caligula, die spanische Inquisition, Marat und Robespierre je geübt haben. Wäre auch die Prinzessin ganz schuldlos, so müßte man doch dieses Pathos lächerlich übertrieben finden. Denn in der Wirklichkeit war ihre Gefangenschaft ganz leidlich: sie konnte in ihrer Chaise, jedoch unter genauer Bewachung, in der Umgegend der Festung herumfahren; sie war von einem zahlreichen Hofstaate umgeben, der freilich zugleich aus ebenso vielen Spionen bestand; hatte über sehr bedeutende Einkünfte zu verfügen; sie wurde von ihrer immer liebevollen Mutter bisweilen besucht und unterhielt mit ihr und mit ihrer Tochter, der Königin von Preußen, eine fortdauernde Correspondenz.

Daß ein an Urtheil so schwacher Mann wie der ungenannte Herausgeber die vielen Widersprüche und das nicht Zusammenhängende in dieser dramatischen Biographie gar nicht bemerkt hat, darf uns weniger Wunder nehmen. Dasselbe aber ist dem geistreichen Verfasser der in der „Revue des deux mondes" (1845) dieselbe Geschichte wiedererzählt begegnet, und mit der gleichen Leichtgläubigkeit geht auch der deutsche Berichterstatter in den „Monatblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung" (Jan. 1846) zu Werke. Nur etwas mehr gründliche Forschung und wohl lag Material genug vor, um zu einer andern Ansicht über Sophie Dorothea zu kommen. Schon zwölf Jahre vor dem Erscheinen des englischen Werks hatte der schwedische Propst Wieselgren in dem de la Gardie'schen „Archiv" einen kurzen Auszug aus einem Briefe der Sophie Dorothea an den Grafen Königsmark abdrucken lassen, worin die Glut der Liebe ganz offenbar sich zu Tage legte. Dieses Bruchstück ging auch in das „Magazin für die Literatur des Auslandes" (1833, Nr. 50) über. Dürfte man es nun auch dem englischen Herausgeber nicht zu hoch anrechnen, daß ihm diese wichtige Notiz in einer deutschen Zeitschrift entgangen, so ist doch zu bemerken, daß auch Cramer in seinem Werke, welches der englische Herausgeber, wenn auch flüchtig, benutzt hat, dieses Briefs gedenkt. Freilich hat Cramer keinen rechten Glauben an das fragliche Fragment. Von Liebe war hier, wie Cramer meint, jedenfalls die Rede, aber diese konnte doch unschuldiger Art sein. In Worten und Gedanken hatte die Prinzessin gesündigt, so viel war jetzt klar, ob auch in der That, Das war noch nicht ganz entschieden. Viel bestimmter sprechen sich vier von dem englischen Biographen selbst mitgetheilte Briefe, die Sophie Dorothea an ihren Geliebten, der Angabe nach, geschrieben haben soll, aus; doch der Herausgeber nimmt als ausgemacht an, daß sie von Sophie Dorothea nicht herrühren, und nimmt deshalb auf sie durchaus keine Rücksicht, obschon die Briefe im Tone mit den weiter unten mitzutheilenden Briefauszügen der Prinzessin ganz übereinstimmen.

Als der Unterzeichnete daran ging die Schicksale der Gräfin Aurora Königsmark und ihres Geschlechts romantisch zu schildern, schien es ihm wichtig, über das Verhältniß ihres jüngsten Bruders zu der Prinzessin von Hanover etwas Genaueres zu erfahren. Zu diesem Zwecke wendete er sich durch Vermittelung des Propsts Wieselgren an den Grafen Etienne de la Gardie, den gegenwärtigen Besitzer des Ritterguts Löberöd in Schonen, wo eine Menge geschichtlicher Urkunden und darunter auch der Briefwechsel zwischen der Prinzessin Sophie Dorothea und dem Grafen Königsmark angehäuft ist. Früher befanden sich dieselben auf dem Familiengute

Oeswedskloster *) in einem besondern Schubladen verwahrt, bis sie von der verwitweten Gräfin Amalie Ramel, einer geborenen Lewenhaupt **), die 1810 starb, an das löberödsche Archiv kamen. Zur Erklärung der Erscheinung wie die Briefschaften einer deutschen Fürstin in ein schwedisches Archiv sich verirren konnten, führen wir Folgendes an. Philipp Königsmark's Schwestern waren Amalia und Aurora; die Aeltere war mit dem kurfürstlich sächsischen General Karl Gustav Lewenhaupt verheirathet und Mutter des wegen seiner unglücklichen Kriegsführung 1742 enthaupteten Charles Emil, des Vaters der genannten Amalia Ramel, deren Mann das Gut Löberöd besaß, welches durch Erbschaft und Kauf Graf Jakob Gustav de la Gardie, Amalia's Sohn, 1817 an sich brachte. Wie die Correspondenz in die Hände der Schwester des Gemordeten gekommen, weiß ich nicht; als aber die Aeltere, Amalia, dieselbe ihren Kindern übergab, soll sie geäußert haben: „Hier sind die Briefe die, mit großer Gefahr wiedererobert, einem Bruder sein Leben und einer Königsmutter ihre Freiheit gekostet haben." ***) Wie und von wem sie „erobert" worden, wird nicht angegeben.

Mein an den Grafen de la Gardie gestelltes Gesuch wurde mit größter Liberalität bewilligt, und die sämmtliche Correspondenz mir zur freien Benutzung ausgeliefert. Die Anzahl der mir vorliegenden Briefe beläuft sich auf ein paar Hundert, darunter etwa zwei Drittel von Königsmark und ein Drittel von der Prinzessin, welche, vollständig abgedruckt, einen ganzen, nicht kleinen Band füllen würden. In Hinsicht des Umfangs sind die Briefe sehr ungleich, von einem Quartblatt bis auf mehre, doch gewöhnlich zerschnittene Briefbogen stark. Die der Prinzessin zeichnen sich durch eine sehr zierliche Hand aus, obschon, wie es scheint, sie eilig und mit flüchtiger Feder geschrieben sind. Wenige Worte ausgenommen ist die Orthographie ganz correct; das Papier meist mit Goldschnitt. Einen directen Gegensatz zu diesen Briefen bilden die von Königsmark: das Papier ist meist grobes und mit Tintenflecken nicht selten verunreinigt; Stil und Rechtschreibung würden auf einen ganz ungeübten Schulknaben als Abfasser schließen lassen. Wiewol die Schrift sehr unbeholfen ist, so ist sie dennoch gar nicht schwer zu lesen, mit Ausnahme der Briefe oder einzelner Stellen derselben wo die Tinte verblichen ist. Anfangs wird das Lesen erschwert durch die wunderbar barbarische Rechtschreibung †); mit dem Auge allein ist es beinahe unmöglich die Briefe zu lesen; liest man aber so, daß man das Geschriebene für sich ausspricht, dann wird man nach kurzer Uebung sehr bald einsehen, daß die Orthographie auf das bloße Gehör begründet ist. Die Briefe der Prinzessin bezeugen sowol in Rechtschreibung wie in Sprache und Ausdruck eine viel höhere Bildung als die von Königsmark; doch wendet die Prinzessin, nach Frauenart, fast niemals ein Unterscheidungszeichen an, während Königsmark die Kommata im Ueberfluß liebt, den Punkt aber ganz vernachlässigt. Schon deshalb und weil er überhaupt kurz, nachlässig und unlogisch schreibt, sind Königsmark's Briefe, die übrigens mit häufigen Anspielungen auf für die Jetztzeit unbekannte kleine Ereignisse durchflochten, ziemlich verworren. Einzelne Stellen sind in Chiffren geschrieben. *) Diese waren vor mir schon von einer andern Hand gelöst, und die Deutung, jedoch nicht durchgängig, zwischen die Zeilen geschrieben. Hierdurch wurde es mir leicht den Schlüssel zu finden und das Uebrige zu entziffern. **) Weit größere Schwierigkeiten bieten die Namen der Personen und der Orte; sie sind nämlich theils mit mystischen Benennungen, als „le Grondeur", „la Gouvernante", „la Perspective", „le Bonhomme", „le Reformeur" u. s. w., theils mit dreifachen Ziffern bezeichnet. Von ihnen läßt sich nur ein kleiner Theil entziffern. Fast alle die Briefe waren ursprünglich in Couverts eingelegt, die aber nicht mehr vorhanden sind. Doch haben einige wenige Aufschriften und sind mit dem Königsmark'schen Geheimsiegel versiegelt (ein Herz mit der Einschrift Cosi fosse il vostro dentre il mio), andere zeigen sogar die Nummer und den Namen von Postbureaux. Ein einzelner Brief, wahrscheinlich in ein Couvert an die „Confidente" eingelegt, trägt die Aufschrift „Pour la personne connue"; zwei andere haben die mit der gestrichenen Adresse „Mademoiselle Krimbuglen"; noch zwei andere sind an die „Mademoiselle la Frole (Fräulein) de Knesbeck" (so in dem einen Briefe, in dem andern Quesbegk) adressirt. Bei Durchlesung der beiden letzten Briefe, die übrigens nur kurz sind, wird man überrascht zu sehen, daß es auch hier sich von Liebe handelt. ***) War Königsmark

---

*) Dasselbe das bei Cramer Oeswitzkloster unrichtig benannt wird.

**) Deutsche schreiben diesen Namen Löwenhaupt, aber mit Unrecht; die einzig richtige Schreibart ist Lewenhaupt. Der schwedische Name ist Lejonhufvud, und so werden auch einige Zweige dieser gräflichen Familie noch genannt, wiewol der Unterschied nur conventionell, nicht auf geschlechtlicher Verzweigung begründet ist.

***) Schriftliche Mittheilung von Dr. Wieselgren, nach einer Familientradition.

†) Hier einige Proben: saite statt cette; qua st. cas; cau st. quand; aite st. étes; naij st. n'est; qui lia st. qu' il y a; contemps st. content; selouis st. celui; astor st. à cette heure; j'aij st. chez; sans aij tres st. c'en est trop; sainvair st. sincère. Zu bemerken ist übrigens, daß der Verf. den ö-Laut mit e oder os st. eu ausdrückt, also heros für heureux, pos à pos für peu à peu schreibt.

*) Z. B. a wird mit 22, b mit 24, c mit 25, d mit 27, e mit 29 u. s. w. bezeichnet.

**) Z. B. die Chiffre 101 bezeichnet den Kurfürsten; 102 seinen Sohn, Prinz Georg; 120 Königsmark; [illegible] die Kurfürstin Sophia; 214 „la Confidente"; 227 die Gräfin Platen; [illegible] Hanover; die übrigen konnte ich nicht deuten.

***) In dem einen Briefe aus Hamburg kommt diese Tirade vor: „Sans cette assurance de votre amitié, je ne pourrais supporter une si longe absence, mais ma joie sera parfaite, car je vous aurai entre mes bras. Que de baisers vous donnerai-je point! Avec quelle joie admirerai-je ces beaux yeux qui ont tellement enflammé mon coeur, qui ne saurait être sans le vôtre! Si le

frech genug um gleichzeitig eine Nebenliebschaft mit der „Confidente" zu unterhalten, oder bezieht sich der Inhalt auf die Prinzessin, und ist nur die Aufschrift an die Vertraute gestellt?

Interessant wäre es diese Briefe nach der Zeitfolge ordnen zu können. Dies ist aber fast ganz unmöglich. Zwar ist der Tag mit Lundi, Mardi rc., die einzelnen Quartblätter sind mit einer Ziffer bezeichnet, aber meist fehlt die Angabe des Monats und des Orts (oder ist unleserlich), und nur in vier Briefen findet sich eine Jahrszahl. Die numerirten Briefe sind solche welche die Liebenden, wenn sie durch ihren Aufenthaltsort voneinander geschieden waren, wechselten; einige mal hat Königsmark das Numeriren vergessen und wird deshalb von der ordnungsliebenden Prinzessin zurechtgewiesen. Da aber die numerirte Correspondenz durch viele Jahre sich fortzieht und jede Reise mit einer neuen Ziffer anfängt, so reichen die Nummern auch nicht aus zur Feststellung der Chronologie. Aus dem überhaupt einförmigen Inhalt und der meist kurzen und unklaren Erwähnung kleiner, uns meist unbekannter Ereignisse läßt sich auch nur geringer Aufschluß in chronologischer Hinsicht gewinnen. Blos zwei Thatsachen deuten auf bestimmte, einander vielleicht entgegengesetzte Zeitpunkte hin. In einem Briefe wird Busche als der Vertraute des Prinzen Georg genannt. Dieser Mann starb gegen das Ende des J. 1687 oder zu Anfange des folgenden, vier Briefe geben das J. 93 (1693) an; also umfaßt dieser Briefwechsel, der aber wahrscheinlich nicht vollständig ist, einen Zeitraum von wenigstens sechs Jahren.

Uebrigens beseitigt die bloße Ansicht der Briefe jeden Zweifel an ihrer Echtheit. Ohne uns weiter mit den fernern Kennzeichen und der Beschreibung der Aeußerlichkeiten aufzuhalten, wenden wir uns jetzt zum Inhalt derselben. Hauptsächlich und beinahe ausschließlich enthalten die Briefe gegenseitige Zusicherungen der Schreibenden von Liebe und ewiger Treue, Klagen über Trennung und den Zwang einer geheimen Verbindung, Pläne zu geheimen Zusammenkünften und Hoffnungen eines ungestörten Zusammenlebens in der Zukunft, Rechenschaftsablegung der Beschäftigungen, des Zeitvertreibs, der Gespräche und tägliche Ereignisse; Alles aber mit häufigen Ausbrüchen der Eifersucht gemischt, denen jedoch bald wieder Entschuldigungen wegen dieses Mistrauens folgen. Wenn übrigens einerseits wenige Menschen einander mehr als Philipp Königsmark und Leonisse (diesen Schmeichelnamen gab er der Holden) geliebt haben, so mögen andererseits wenige Liebende gefunden werden die ein geringeres Zutrauen zueinander gehegt haben. So oft die beiden Liebenden einen Abend in größerer Gesellschaft am Hofe zusammen zugebracht haben, und Sophie Dorothea keine Gelegenheit gefunden hat ihrem Liebhaber etwa mit einem zärtlichen Blicke, oder mit einem süßen Lächeln, oder mit einem freundlichen, geflisterten Wörtlein einen Beweis ihrer fortdauernden Liebe zu geben, oder wenn sie etwas zu lebhaft mit einem fremden, jüngern Manne gesprochen, oder bei ihm in der Komödie gesessen, oder an dessen Seite gelustwandelt hat, gleich erhält sie am folgenden Tage eine donnerschwangere Epistel von Philipp, voll bitterer Vorwürfe über ihre „Coquetterie", ihre „airs connus", oder voll melancholischer Klagen über Erkaltung der Liebe, Treubruch u. s. w. Mit demselben ängstlichen Mistrauen folgt die Prinzessin jedem Schritte ihres Anbeters.

Besonders stürmisch sind die gegenseitigen Briefe während der Trennung des Einen von der Andern. Es hilft Nichts, daß sie sich einander gegenseitig wiederholt versichern, wie man das einsamste, zurückgezogenste Leben, ja, wie es manchmal heißt, ein wirkliches Klosterleben führe; Nichts, daß man Rechenschaft für jedes Gespräch, jeden Brief, jeden Besuch ablegt; Nichts, daß Philipp hundert mal schwört, alle Weiber bis auf ein einziges seien ihm ganz gleichgültig, ja unerträglich („insupportables"), daß er größere Gesellschaften scheue, daß er nie, wenn er nicht durchaus dazu gezwungen sei, mit einem Frauenzimmer unter 50 Jahren spreche oder Briefe wechsele. Bei der geringsten Veranlassung bricht der Argwohn doch wieder aus, und dazu bedarf es von der Seite der Geliebten nur, daß der Geliebte irgend ein Fest gegeben oder einem solchen beigewohnt hat; während Königsmark außer sich geräth, wenn ein piemontesischer Graf oder ein kaiserlicher Rittmeister an dem Hofe zu Hanover anlangt. Zwar läßt der Groll bald nach, doch kehrt er ebenso schnell zurück. Man erinnert sich dann wieder der Eidschwüre des Geliebten, der früher genossenen Gunst und der süßen Liebkosungen; dauert etwa der Zorn über das Ende des Briefs hinaus, so verfehlt die nächste Zuschrift von dem Geliebten, voll zärtlicher Entschuldigungen und erneuerter Zusicherungen einer unwandelbaren Treue, oder was zu noch größerer Besänftigung dient, einer demnächstigen Zusammenkunft, gewiß nie, das Ungewitter zu beschwören und das gute Verhältniß wiederherzustellen.

So wechseln in allen den Briefen Liebesbezeigungen mit Stürmen der Leidenschaft, sowie Zärtlichkeit mit Vorwürfen ab. Selbst die Ungerechtigkeit und Ungereimtheit dieser unaufhörlichen Klagen und Vorwürfe gewähren den Liebenden ein gewisses Gefallen; wie denn die Prinzessin ein mal in einem Briefe schreibt, daß selbst in dieser ungerechten Eifersucht sie immer neue Proben von der Liebe ihres Philipp sehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

vôtre était si lâche d'ôter au mien sa substance, je le jure que dans le même moment je perira."

Aus einem andern Briefe aus Halle am 3. August theilen wir Folgendes mit: „La revue que le roi fait de nos treuppes m'empêche de vous dire tout ce que je sens, mais, ma chère, rassurez moi, que le voyage que vous allez faire, ne vous détourne du dessein que vous avez pris, c'est de m'aimer et de ne jamais me trahir."

Uebermuth englischer Kritik.

In der in Nr. 36 d. Bl. gegebenen Mittheilung aus einer Kritik des Eylert'schen Werks über Friedrich Wilhelm III. im „Foreign quarterly review" (Januarheft 1846) heißt es mit dürren Worten von Bischof Eylert's Buche: „Es ist langweilig und weitschweifig, denn es ist das Werk eines Deutschen, und einmal für allemal und als allgemeine Regel: die Deutschen haben kein Geschick zu Biographien." Nicht lange vorher lasen wir im „Edinburgh review" (Juli 1846) mit Rücksicht auf Guhrauer's Biographie von Leibniz den ganz ähnlichen Vorwurf, ein fast mit den Worten übereinstimmendes Urtheil, es sei weitschweifig: „more germanico". Begnügten sich diese englischen Kritiker, diese und jene und jede beliebige Biographie aus der Feder eines Deutschen schlechthin weitschweifig zu finden, so müßten diese Autoren es sich gefallen lassen, wiewol der Begriff des Weitschweifigen gerade bei Biographien durchaus relativ ist, und sich nach dem Interesse des Lesers das er als Patriot, Landsmann u. s. w. an dem Helden der Biographie, vor Allem aber an dieser selbst nimmt richten wird. Man kann sogar, mit Friedrich dem Großen in seiner Lobschrift auf Voltaire, das Leben eines Schriftstellers und Gelehrten für ganz überflüssig erachten, indem das Leben der Schriftsteller, Künstler u. s. w. in ihren Werken liege. Daß aber hier und da ein heutiger englischer Kritiker den Pater Bouhours*) des 19. Jahrhunderts uns Deutschen gegenüber machen will, ist nicht nur ein arger Anachronismus, sondern wird im Munde eines Engländers auch lächerlich. Es ist vielleicht überflüssig, jene Kritiker auf die in Bezug auf schöne Form unübertrefflichen „Biographischen Denkmale" Varnhagen's von Ense hinzuweisen, Goethe's Arbeiten auf diesem Felde, wie „Winckelmann und sein Jahrhundert" und Aehnliches, zu geschweigen. Aber wenn dennoch den Deutschen die Fähigkeit, Biographien ohne Langweile und Weitschweifigkeit zu verfassen, abgesprochen werden soll: wie kommen die Engländer dazu uns diesen Vorwurf zu machen, sie denen bekanntlich — nicht wir, sondern die Meister in der Kunst „ein Buch zu machen", die Franzosen, die Fähigkeit überhaupt absprechen, Bücher abzufassen welche den ersten Foderungen der Kunst und des guten Geschmacks genugthun? Ich will hier ihnen eine Autorität ins Gedächtniß rufen, welche ein Engländer wol anerkennen wird, ich meine Guizot in seinem „Cours de l'histoire moderne" (I, 13). Guizot, sonst so anerkennend für die unbestreitbare Tüchtigkeit des englischen Wesens, Geistes und Charakters, findet, daß das vorherrschend Praktische, Positive, bei den Engländern den Schwung der Phantasie lähme, mithin die Kunst mit ihren Ansprüchen bei ihnen zu kurz komme. Dies zeige sich denn auch in ihrer Literatur. Hier will ich die eigenen Worte Guizot's hersetzen: „Il n'y a personne qui ne dise que les Anglais sont *peu habiles à composer un livre*, à le composer *rationnellement* et *artistement* tout ensemble, à en distribuer les parties, à en regler l'exécution de manière à frapper l'imagination du lecteur par cette perfection de l'art, de la forme, qui aspire surtout à satisfaire l'intelligence. Ce côté purement intellectuel des oeuvres de l'esprit est le côté faible des écrivains anglais etc." Alles Fehler welche die Lecture englischer Biographien und Geschichtswerke — um bei diesen stehen zu bleiben — ungeachtet sonstiger Vorzüge sehr leicht langweilig und weitschweifig machen. Doch wir wollen Dies nicht weiter ausführen. Ein geistreicher Correspondent einer deutschen Zeitung machte vor einiger Zeit die Bemerkung: „Die Engländer erheben sich über uns, aber die Franzosen lassen sich zu uns herab", und will Dies zum Vortheil der erstern verstanden wissen. Die Frage ist wenigstens zweifelhaft. Gewiß ist, daß der Franzose bei seiner enormen Nationaleitelkeit immer noch naiv bleibt und uns ein Lächeln abnöthigt, ohne zu verletzen; der hochmüthige Engländer scheint dagegen nicht eine Seite Deutsch lesen und beurtheilen zu können ohne das ganze Deutschland unter das ganze England mit seiner Parallele tief herabzusetzen. „Wahr ist es, es ist schade, und schade, daß es wahr ist." (Vgl. Lessing's Schriften, XIV, 165.)
116.

*) Bekannt durch seine impertinente Frage: Si un Allemand peut être bel esprit?

Notiz.

Schlau vereitelte Weiberrache.

Der Verf. des „Roman de la Rose", der Dichter und Alchymist Jean de Meung, welcher gegen Ende des 13. Jahrhunderts an den Höfen Ludwig's X., Philipp's des Langen, Karl's IV. und Philipp's von Valois lebte, war, wie so Viele seines Gleichen die den Wissenschaften und der Erforschung der Naturkräfte huldigten, ein abgesagter Feind der Pfaffen, deren Habsucht, Grausamkeit und Sittenlosigkeit er in seinen Werken auf das schonungsloseste geiselte. Aber sein beißender Witz erkor sich dann und wann einen liebenswürdigern Gegenstand, das schöne Geschlecht, das er oft mit bittern Ausfällen über dessen Leichtfertigkeit verfolgte. Die Sache wäre ihm bald einmal sehr übel bekommen, wenn der feine Menschenkenner nicht verstanden hätte die Gefahr schlau von sich abzuwenden. Er hatte nämlich in der Abfassung eines unzüchtigen Couplet ein crimen laesae majestatis der Frauen begangen, welches die Damen des Hofs Karl's IV. zur Rache aufrief. Dasselbe lautete:

> Toutes êtes, serez ou fûtes
> De fait ou de volonté, putains,
> Et qui, très bien vous chercherait
> Toutes putains, vous trouverait.

Jean de Meung war nicht der Erste und nicht der Letzte der sich solcher Missethat schuldig gemacht; hat doch selbst Pope sich erdreistet zu singen: „Every woman is at heart a rake." Aber Keinem ward darob die exemplarische Ahndung zugedacht auf welche die Hofdamen am Hoflager des französischen Königs wegen dieser Beleidigung ihrer Ehre sannen. Als der freche Dichter einst zu Hofe zur Audienz kam, hatten sich ein Dutzend Fräulein und Frauen in Hinterhalt gelegt, und ergriffen in einem der Vorzimmer mit Stöcken und Ruthen bewaffnet den ruchlosen Spötter. Sie befahlen hierauf einigen Kämmerlingen, die sie in die Verschwörung gezogen, ihn völlig zu entkleiden, damit sie ihm für seine Lästerung die gebührende Züchtigung angedeihen und ihn nackend durch die Straßen der Stadt peitschen könnten. Die anwesenden Höflinge zeigten sich auch willig zu diesem Dienste, von dem sie sich großen Spaß und wer weiß welchen Lohn versprachen. Der bedrängte Dichter verlor jedoch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart; er flehte die schönen Rächerinnen an, ihn wenigstens zuerst seine Vertheidigung vorbringen zu lassen, was ihm endlich bewilligt ward. Nachdem er dieser Gunst theilhaftig geworden, stieg er auf einen Stuhl und begann seine Sache zu führen. Er gestand frei und offen ein, er sei der Verfasser jener berüchtigten Verse, aber schwur hoch und theuer, daß sie sich keineswegs auf das ganze weibliche Geschlecht bezögen. Er habe sie nur gegen die lasterhaften und liederlichen Frauen gerichtet, während diejenigen die er um sich sehe, und die im Begriff ständen für jene Rache an ihm zu üben, wahre Musterbilder von Tugend, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit seien. Sollte jedoch eine der Damen dieses Kreises sich wirklich durch jene Strophen getroffen fühlen, so wolle er von ihr gern die Strafe erdulden, und sie möge ihn peitschen bis ihr Arm ermüde. Schon während seiner Vertheidigungsrede sah man den Zorn der geschmeichelten Schönen sich legen, und der Schluß derselben verfehlte seine freisprechende Wirkung um so weniger, als der böse Leumund an dem französischen Hofe der damaligen Zeit behaupten wollte, daß, hätten die sich in dieser Hinsicht schuldig Fühlenden ihn beim Wort genommen, er wol hätte zu Tode gepeitscht werden müssen.
12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 184. —— 3. Juli 1847.

Auszüge ungedruckter Briefe zwischen der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle und dem Grafen Philipp Christoph Königsmark.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Ueber die eigentliche Art dieser Liebschaft gibt die Correspondenz das unzweideutigste Licht. Schon in dem Briefe wo Busche erwähnt wird, also 1687 oder 1688, ist die Verbindung so innig wie möglich. Nach der Selbstbiographie der Prinzessin tritt Königsmark schon 1685 in Hanover auf, und die nähere Vertraulichkeit scheint nicht lange danach angefangen zu haben. Als Königsmark ins Feld zog, schenkte die Prinzessin ihm ihr Bildniß; auch er ließ in Brüssel sein eigenes verfertigen und schickte ihr dasselbe. An jedem Posttage, damals zwei mal in der Woche, wurden Briefe gewechselt; gehen zwei oder drei Posttage ohne solche vorüber, dann bekommt der Liebhaber Verweise und Jeremiaden von Seiten der Prinzessin, die Solches sich selbst fast nie zu Schulden kommen läßt. Etwas später sendet sie ihm auch sein Tagebuch, welches ohne Zweifel ganz Anderes enthielt als was sie drei Jahre später als Staatsgefangene auf Ahlden aufzeichnete. In ihren Briefen ist „Leonisse" eine ganz andere Person als sie sich am Ende ihres Lebens schildert: in erstern ist sie schuldig, aber interessant, von der heftigsten Glut der Leidenschaften entzündet, übrigens lebhaft und unbedachtsam; während der langen Gefangenschaft aber ist das Feuer erloschen, das Herz zur Mumie getrocknet, der Stil hat seinen Glanz und seine Anmuth verloren, und die schöne Sünderin ist zu einer kalten, pedantischen Heuchlerin geworden, die was ihr ehemals am liebsten und heiligsten war verschweigt oder verleugnet. Es thut uns gewissermaßen leid den Schleier von der vermeinten Heiligen, der „schuldlosen Dulderin", mit schonungslosen Händen abzuziehen; aber der Wahrheit muß ihr Recht geschehen. In dem Briefwechsel ist häufig von nächtlichen Zusammenkünften, von empfangenen oder sehnlich erwünschten „embrassades" die Rede. Wenn Königsmark an dem Hofe ist, empfängt die „Confidente" seine Briefchen und überbringt dann die Antworten Sophie Dorothea's. Um Mitternacht steht nach Uebereinkunft der Buhle vor dem Palaste, „les folies d'Espagne" pfeifend; nach diesem Signal wird er von derselben Vertrauten (Fräulein von Knesebeck), die nachher vor dem Gericht, und noch später vor dem Hofe zu Berlin und vor der Nachwelt die Unschuld dieser Verbindung betheuerte, zu der Prinzessin eingeführt, die nachmals ihre eheliche Treue beschwört und zur Bestätigung des Eidschwurs das heilige Sacrament nimmt. Hier schaudern wir; Dies ist der schwarze Flecken in ihrem Leben. Einige mal bleibt der Liebhaber 24 Stunden lang, ein mal sogar drei ganze Tage bei ihr, nachdem sie sich vorher krank gestellt, Arznei eingenommen, um Vorwand zu finden in ihren Zimmern zu verbleiben. Ja, Sophie Dorothea ist kühn genug selbst während der Nacht in die Wohnung des Grafen Königsmark sich zu schleichen. Die bei Cramer abgedruckten Verhöre deuten Solches an, und die Wahrheit der Beschuldigungen wird durch die Correspondenz nur zu sehr bestätigt. Ihre Sprache ist gar nicht weniger feurig, nur zierlicher als die des Liebhabers; unzählige mal versichert sie, daß sie ihn „adore jusqu'à folie"; sie spricht von ihrem „ardeur", ihren „transports"; erklärt sich bereit seinetwegen ihre „réputation" bloßzustellen, ihm an irgend einen „coin du monde" zu folgen u. s. w. Von den beiden Liebenden ist nicht das Weib, sondern der Mann der Besonnenere; auf den letzten Vorschlag weigert sich Königsmark einzugehen, da er, seitdem der König (Karl XI.), „ce roi barbare", den größten Theil der Güter der Familie eingezogen hatte, zu wenig Vermögen habe und seine Stellung noch zu untergeordnet sei. Er will zuvor sein Glück im Kriegsdienste versuchen. Die beste Gelegenheit dazu scheint sich in Morea darzubieten, weil Venedig reichen Sold gab; doch die Bitten der Geliebten und seine eigene Abneigung sich so weit von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit zu entfernen, bewogen ihn von diesem Gedanken abzustehen. Statt Dessen tritt er in die damals in den Niederlanden kämpfende Armee der Verbündeten ein, ob aber im hanoverschen, kölnischen oder holländischen Solde, ist nicht zu bestimmen. In einem Briefe, den er nach einer gewonnenen Schlacht der Verbündeten an der er Theil genommen schreibt, heißt es, daß er als Volontaire wenig Gelegenheit gefunden sich dabei auszuzeichnen; in einem andern Briefe berichtet er, daß man ihn

zum Befehlshaber eines „détachement de mille fantassins" gemacht habe; in einem dritten nennt er sich Oberst. Jedenfalls ist anzunehmen, daß er in der einen oder der andern Eigenschaft an vielen größern und kleinern Treffen Theil nahm, worüber das Gerücht die Geliebte vielfach in Schrecken setzte. Uebrigens war die Wahl dieser Bahn nicht eine freiwillige — in einem Briefe schreibt er: „Je donne la guerre au diable" —; aber nur auf ihr hoffte er sich emporzuschwingen. Inzwischen erlaubte ihm die Nähe des Kriegschauplatzes im Winter, zuweilen auch zu anderer Jahreszeit, doch dann nur auf Wochen, zu der Geliebten zu eilen und von Zeit zu Zeit seine Schwester in Hamburg zu besuchen. Ueberall lebte er auf vertrautem Fuße mit der vornehmen Welt, sogar mit fürstlichen Personen. Zu diesen gehörte auch „le duc de Saxe, Frédéric", über dessen Verschwendung wir in den nachfolgenden Auszügen Etwas mittheilen wollen. In einem spätern Schreiben wird angegeben, daß dieser Herr sich eine Schuld von 15,000 Thalern in Flandern aufgebürdet und deswegen in der Stille sich weggemacht hatte. Von dieser Summe haftete Königsmark („j'y tiens") für 8000 Thaler. Wäre nun dieser Herzog derselbe Prinz Friedrich August der 1694, einige Monate vor dem Tode des Grafen Königsmark, seinem Bruder als Kurfürst nachfolgte, so hätte man den Schlüssel zu jener Gnade und Vertraulichkeit welche der genannte Fürst dem jungen schwedischen Grafen erwies, indem er ihn gleich nach seinem Regierungsantritte zum Obersten seiner Garde erhob; doch wurde dieser durch den Meuchelmord noch vor seinem Eintritte in kursächsische Dienste dahingerafft. Dagegen findet sich in diesem Briefwechsel keine Spur davon, daß Königsmark, wie von Einigen angegeben wird, jenen Prinzen auf dessen Reisen im südlichen Europa begleitet, oder daß er irgend einem Feldzuge in Ungarn oder Griechenland beigewohnt hätte. Freilich läßt sich aus diesem Schweigen noch lange kein wahrscheinlicher Schluß ziehen, daß Dies nicht geschehen sei, da diese Correspondenz, so umfangreich sie auch ist, doch gar zu viele Lücken hat. Hiervon ist der aus einer andern Quelle bekannte Umstand ein Beweis, daß Philipp wirklich im Anfange des J. 1689 in Venedig war als der Leichnam seines berühmten Oheims dort ankam, ohne daß dieser Reise auch nur mit einer Sylbe in den Briefen erwähnt würde.

Uebrigens erhält man in ihnen auch keine Aufschlüsse über die letzten und wichtigsten Schicksale der beiden Hauptpersonen. Kein Wort über Königsmark's Liebeshandel mit der Gräfin Platen, über ihren Haß und ihre Rache, über die letzte Reise Sophie Dorothea's nach Celle und ihre gezwungene Zurückreise, oder über Philipp's letzten Besuch in Dresden. Mit dem J. 1693 scheint die auf die Nachwelt gekommene Correspondenz aufzuhören; die darauf folgenden Briefschaften, die mit dem letzten Acte dieser Tragödie in Zusammenhang standen, fielen wahrscheinlich in die Hände der Gräfin Platen, als sie nach dem Morde die Papiere des Unglücklichen mit Genehmigung des Kurfürsten in Beschlag nahm. Auffallend ist übrigens, daß die Prinzessin, die in der Biographie von Anfang an diese Dame als eine Feindin bezeichnet, in den Briefen über sie so spricht, als wäre sie eine Freundin oder Bundesgenossin, die das Wohl Königsmark's zu befördern strebe. Freilich entstand erst später gegen sie Argwohn bei den Liebenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Meinhold.

Gesammelte Schriften von Wilhelm Meinhold. Vier Bände. Leipzig, Weber. 1846. 8. 6 Thlr.

Wilhelm Meinhold, der zuerst durch seine „Bernsteinhexe" die größere Aufmerksamkeit des Publicums sich zugelenkt hat, bringt hier seine „Gesammelten Schriften", religiöse und vermischte Gedichte, dem Titelblatte nach schon in der dritten Auflage, sodann zwei Dramen, „Der alte deutsche Degenknopf" und „Wallenstein und Stralsund". Den ersten Band füllt in der zweiten Auflage die „Bernsteinhexe" aus. Der Verf. hatte bekanntlich durch die Vorrede zur ersten Auflage die Ansicht verbreitet, als ob dieser Proceß wirklich ein historisches Factum sei, und als habe er das Manuscript in Coserow auf der Insel Usedom unter einem Chorstuhl aufgefunden. Wirklich war ihm auch das literarische Kunststücklein gelungen, da er es verstanden hatte die Sprache der frühern Jahrhunderte für den ersten Anblick genau nachzuahmen, und durch eine Masse von Einzelheiten dem Ganzen eine so täuschende Aehnlichkeit mit einer alten Handschrift zu geben und das Historische so wahrscheinlich zu machen, daß sich wol Mancher dadurch täuschen lassen konnte. Wirklich und so kam es auch. Der Verf. thut sich in der Vorrede zur zweiten Auflage nicht wenig darauf zugute, daß „nicht blos Doctoren und Professoren der Theologie und Philologen ersten Rangs die ganz und gar bis in ihre einzelnsten Theile hinab unechte Schrift für echt hielten, sondern daß auch die Zeitungen und Zeitschriften kaum eine Ahnung hatten, die «Bernsteinhexe» sei keine Geschichte". War Dies etwa ein Wunder? Die Sache wie sie hingestellt war ließ keinen Zweifel, um so mehr, da sie von einem achtbaren protestantischen Geistlichen und keinem literarischen Windbeutel herkam, und da sie auch auf die Geschichtsforschung als solche weiter keinen Einfluß üben, weder alte Ansichten und Forschungen über den Haufen werfen, noch neue an deren Stelle bringen konnte. Die Meisten nahmen daher das Buch ohne weitere tiefere Prüfung als echt an, da sie keinen Grund hatten das Gegentheil zu glauben, da sie zu einer tiefern historischen Kritik keine Veranlassung fanden, und da der Verf. mit einer so bestimmten, schlichten, wahrheitscheinenden Aussage die Sache hingestellt hatte, daß vorläufig Niemand daran dachte, daß hinter dem Schafpelze ein Wolf versteckt sei. Die ersten Proben aus der „Bernsteinhexe" wurden in der „Christoterpe" 1840—41 mitgetheilt, und erregten die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen. Der Verf., hierauf aufgefodert, über die historische Grundlage und die Quellen seiner Erzählung Auskunft zu geben, erklärte dem Könige, daß er gezwungen sei „schon jetzt eine ästhetische Täuschung zu heben welche er sich aus theologischen Gründen mit dem Publicum erlauben wollte. An der ganzen Sache ist nämlich kein einziges Wörtlein wahr, als daß es während des Dreißigjährigen Kriegs einen Amtshauptmann Appelmann in Pudagla gegeben hat, welcher von einem alten Prediger in Coserow als sehr tyrannisch geschildert wird." Nach kurzer Zeit erhielt der Verf. den Befehl das Manuscript einzusenden, und nach Jahr und Tag empfing er das Werk gedruckt von der Buchhandlung Duncker und Humblot in Berlin mit einem entsprechenden Honorar. Dies wäre zunächst das Historische der „Bernsteinhexe"; da sie aber eine Tendenzschrift sein soll, so müssen wir nun diese Tendenz selbst einmal betrachten.

Es soll sich Niemand wundern, meint der Verf., wenn er sich durch die Erzählung habe täuschen lassen, und ein Jeder soll bedenken, daß, wenn Jemand einmal eine Fabel für Geschichte, wie hier, gehalten habe, demselben ebenso leicht begegnen könne, daß er Geschichte für Fabel hinnehmen kann, wie Dies — wir argumentiren im Sinne des Verf. — den neuern „sogenannten Kritikern" begegnet ist, die eine „durch das Zeugniß des gesammten classischen (?) Alterthums, durch das Blut so vieler Tausend Märtyrer und durch den jahrtausendlangen Fortbestand der christlichen Kirche mehr als irgendwelche Thatsache der Vorzeit verbürgte Geschichte Jesu Christi für eine Fabel" — richtiger gesagt wäre jedoch Mythe — „zu halten sich hingezogen fühlen." Der Verf. glaubt darum der Evangelienkritik durch die Geschichte seiner „Bernsteinhexe" einen mittelbaren Dienst geleistet zu haben, bedauert jedoch, daß die deutschen Theologen Dies noch nicht anerkannt haben. Die deutschen Theologen thun gewiß sehr Unrecht, daß sie solchen Argumenten ihr Ohr verschließen; denn die Logik ist wirklich so unvergleichlich, die Naivetät so großartig, daß die Theologen noch so Manches lernen könnten, wenn sie nicht gar zu hartnäckig wären. Bedenke man: Viele haben die „Bernsteinhexe" für echt gehalten, natürlich ohne Kritik und Prüfung; viele neuere Kritiker, ruhend auf historischer und literarischer Untersuchung, haben die Geschichte Jesu für eine Mythe erklärt; weil die Ersten geirrt haben, so haben auch die Zweiten geirrt, nur umgekehrt, Jene haben Fabel für Geschichte, Diese Geschichte für Fabel gehalten. Ist eine solche Schlußfolgerung nicht wahrhaft ergötzlich? Es will uns bedünken, als sei dieser feine, raffinirte Gedanke erst später in dem Verf. klar geworden, als er einer gewissen religiösen Richtung sich dadurch gefällig zeigen wollte, und daß er nun à tout prix seine Erzählung, die dadurch weder besser noch schlechter wird, in den Brennpunkt der religiösen Streitigkeiten rückt. Die weitern Argumente über die Geschichte Jesu, die so recht ad hominem demonstriren und eine gleiche Logik wie der obige Hauptgedanke entwickeln, überlassen wir gern der Beurtheilung des Lesers.

Die Geschichte der „Bernsteinhexe" ist mit vieler natürlichen Wahrheit erzählt und hat ganz den trockenen Stil der frühern Jahrhunderte; hier und da ist die Erzählung sogar durch eine gewisse psychologische Tiefe von besonderm Interesse, ohne daß gerade der langweilige und weit ausgedehnte Proceß überall im Stande wäre unsere Aufmerksamkeit rege zu halten. Wollten wir das Buch zu irgend einem praktischen Zwecke benutzen, so würden wir es als Muster hinstellen, um daran dem Volke zu lehren, bis zu welchem Grade religiöse Ueberspannung und stumpfer Aberglaube, namentlich wenn er von Priestern selbst gehegt wird, ein ungebildetes Volk bringen können. Die Furcht vor dem Teufel und seinen Teufelskünsten war in frühern Jahrhunderten ein starkes Motiv der Prediger, um ihre Gemeinde mit aller Gewalt in die Arme der Frömmigkeit zu hetzen; wer den Teufel nicht fürchtet, der fürchtet auch Gott nicht, Das war ein Hauptargument jener Finsterlinge, und findet sich auch auf S. 265 unsers Buchs, wo der Verf. die bedeutsame Note hinzugefügt hat: „Vielleicht eine tiefe Wahrheit!" Jawol vielleicht, vielleicht auch nicht.

Die Geschichte ist kurz folgende. In Coserow lebte zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs der Pastor Schweidler mit seiner Tochter Maria; die Kaiserlichen hatten ihm und seiner Gemeinde Alles geraubt, sodaß sie in der bittersten Noth lebten und oft in die Wälder flüchten mußten. In diesem Dorfe lebte ein altes Weib, Lise Kolken, die früher mit dem Amtshauptmann Appelmann in Unzucht gelebt und von der man glaubte, daß sie in bösem Verkehr mit dem leidigen Satan stände und hexen könnte. Sie hatte Gluderaugen und eitel rothe Haare, und ihrem eigenen Manne bereits die Kopfgicht angewünscht. Als gerade die Noth wieder sehr groß war, ging Maria nach der See zu, um dort „Brummelbeeren" zu suchen, und fand daselbst viele große Bernsteinstücke und eine reichhaltige Ader von Bernstein in der Tiefe. Da der Pfarrer jedoch fürchtete, diese Ader möge auch von Andern entdeckt werden, beschloß er mit seiner Tochter nur des Nachts und bei Mondschein auf den Berg zu steigen. Auf einer Wolfsjagd entdeckte der Amtshauptmann die Schönheit der Pfarrerstochter und ließ ihr durch die Lise Kolken Anerbietung machen, ob sie bei ihm nicht in Dienst treten wolle. Maria wies jedoch alles Anerbieten zurück, worüber der Amtshauptmann sehr erzürnt war. Im Frühlinge des folgenden Jahres geschahen viele Hexereien im Dorfe. Eine Frau wird von einem „Teufelsspök" mit Flügeln entbunden; die Kühe und Schweine werden bezaubert, indeß die Lise die Pfarrerstochter überall verleumdete. Die Erzählung von diesen Zaubereien verbreitet sich auch in die Nachbarschaft, sodaß der junge „nobilis Rüdiger von Nienkerken" zum Pfarrer kam, um das Weitere zu erfahren, und dabei sich in Maria verliebte. Unterdessen hatte die Gemeinde aber ihren Verdacht auf Maria geworfen, daß sie die Zaubereien beginge, und Lise Kolken hatte jene darin bestätigt. Die ganze Gemeinde fiel vom Pfarrer ab und Maria wurde als Hexe eingezogen und nach Pudagla gebracht, woselbst sie verhört und grausam gefoltert wurde. Der Amtshauptmann erbot sich mehre mal sie zu retten, wenn sie seinen Wünschen sich gefällig zeigen wollte. Maria wies aber alle Anerbietungen entschieden zurück und gestand endlich, um die Qualen der Folter nicht noch länger zu dulden, daß sie alle Zaubereien verübt habe, und wurde deshalb zum Feuertode verurtheilt. Noch immer war der Amtshauptmann zu ihrer Rettung bereit, allein weder seine Bitten noch seine Drohungen fanden Gehör außer bei dem Pastor, der sogar seine Tochter zur Nachgiebigkeit zu bereden suchte, allein vergebens. Der Tag der Hinrichtung kam, der Zug brach auf; als er auf einer Brücke angelangt war die über einen Bach führte, wurde das Pferd des Amtshauptmanns scheu und schoß mit ihm in das Wasser auf das Mühlrad, sodaß der Reiter elend zu Grunde ging, das Pferd aber gerettet wurde. Nach diesem Aufenthalte wurde jedoch der Zug fortgesetzt und man war bereits in die Nähe des Scheiterhaufens angelangt, als der Junker von Nienkerken ankam, die Begleitung auseinanderjagte und zu Maria sagte: „Ach, liebe Jungfer, wie viel hab' ich umb Sie gegrämet, aber ich kunnte Sie nicht retten, dieweil ich wie Sie selbsten in Ketten gelegen hab', was Sie mir auch wol ansehen wird." Der Junker erzählte weiter. Als er gehört habe, welches Unglück Maria betroffen, hätte er sich sogleich aufgemacht, um ein Zeugniß ihrer Unschuld abzulegen. Sein Vater habe ihm Dies aber nicht erlaubt, weil er geglaubt habe dadurch seine adelige Ehre einzubüßen, und habe ihn endlich mit Gewalt zurückgehalten. Sein Vater sei aber heute gestorben, da sei er so schnell als möglich herbeigeeilt um sie zu retten. Mehre Zeugen sagten nun auch, da sie sich nicht mehr vor dem Amtshauptmann zu fürchten hatten, die Wahrheit aus, und der Junker fuhr mit dem Pfarrer und seiner Tochter nach Hause. Daselbst verlangte er den Adelsbrief des Pfarrers, von dem dieser bereits früher gesprochen hatte, und nahm Abschied. Maria blieb liebeskrank und höchst trostlos zurück. Nach geraumer Zeit kehrte der Junker wieder zurück, brachte den Adelsbrief des Abraham Schweidler erneuert wieder und eine Ehrenerklärung seiner Tochter. Nun begannen die Vorbereitungen zur Hochzeit, und damit schließt die „Bernsteinhexe".

Man sollte glauben, daß nach dem Vorgange der „Bernsteinhexe", wo der Verf. ein nicht unbedeutendes Talent der Charakterisirung und der Auffassung vergangener Jahrhunderte an den Tag gelegt hat, ihm diese Vorzüge bei Bearbeitung seiner Dramen wesentlich zu statten kommen mußten. Aber dessenungeachtet ist gerade die Charakteristik in den beiden Dramen die allerschwächste Seite; es sind Figuren ohne eine bestimmte, scharf begrenzte Individualität, überall blickt die Willkür, der Zufall bei ihren Handlungen hervor, und sie zerrinnen in der Nähe betrachtet wie duftige, luftige Nebelbilder. Auch die Darstellung der Zeit ist ihm weniger gelungen; es sind fast

nur Einzelheiten die er zur Darstellung bringt, und die Einzelheiten sind wiederum größtentheils nur Aeußerlichkeiten, die in seinen Situationen verarbeitet sind. „Der alte deutsche Degenknopf“ behandelt dieselbe Zeit die Gutzkow in seinem „Zopf und Schwert“ bearbeitet hat, nur mit dem Unterschiede, daß die Handlung sich dort vorzugsweise um die Prinzessin Wilhelmine oder, wenn man will, um den König dreht, während hier das Interesse zwischen dem Kronprinzen, dem Könige und seinen Räthen getheilt ist. Dem ganzen Drama fehlt daher die eigentliche geistige Einheit, und die Handlung selbst ist höchst arm und lahm, denn sie dreht sich vom ersten bis zum fünften Acte nur um Hinrichtung oder Nichthinrichtung des Kronprinzen; was dazwischen liegt sind nur Scenen von oberflächlicher und ganz gewöhnlicher Intrigue, weder dem Stücke noch der Zeit nach wesentlich, noch auch charakteristisch. Die Wärme der poetischen Empfindung, der geistige Hauch der dramatischen Kunst fehlt der Darstellung, und beide Dramen sind nichts Anderes als eine in Scene gebrachte Prosa. Widerlich, und wenn auf komischen Effect berechnet, höchst gemein sind die Scenen wo der Jude Meir auftritt, der von den hohen Herrschaften wie ein kleines Stück Vieh behandelt wird und dabei sich auch wie ein solches benimmt. „Nichtswürdiger Jüde, einfältiger Jüde, Tölpel, verdammter Jüde“ sind Ehrentitel, dabei erhält er Stockprügel vom König, und was dergleichen Geschichten mehr sind. Die Sprache des ganzen Stücks erhebt sich nirgend über die Mittelmäßigkeit; gedankenarm ist fast der ganze Dialog.

Das zweite Drama: „Wallenstein und Stralsund“, ist in fünffüßigen Jamben geschrieben, die mitunter höchst naiv klingen. Der Bürgermeister Steinwig legt sich im fünften Acte auf einer Bastion ermüdet nieder; ehe er einschläft spricht er folgende Verse:

> O Emma, o mein theures Mädchen, o,
> Sie wollten uns vergebens scheiden, und
> Nun scheidet Gott uns doch, o Mädchen, o!

Die Belagerung Stralsunds durch Wallenstein ist der Gegenstand der Darstellung, allein die Handlung ist noch seichter, das Interesse fast ganz zersplittert und von so manchem Ereigniß durchflochten, das höchst unwahrscheinlich und poetisch unmotivirt erscheinen muß. So das Verhältniß Gosen's zu Steinwig, so die wirklich höchst unerklärliche Geschichte der Eugenie von Schwerin und manches Andere. Die Handlung entfaltet sich nicht organisch, wie auf Schrauben geht sie weiter; der natürliche Verlauf wird durch Zwischenfälle und Volksscenen unterbrochen, ohne daß jedoch diese Mannichfaltigkeit im Stande wäre das Ganze mehr zu beleben. Unbewußt scheint auch manche Reminiscenz aus Schiller beim Verf. zu Gevatter gestanden zu haben.

Den dritten und vierten Band füllen vermischte und religiöse Gedichte aus. In der That, es ist nicht wohl begreiflich, wie solche Gedichte die dritte Auflage erleben konnten; denn poetisch betrachtet sind sie höchst prosaisch, sprachlich betrachtet höchst steif, incorrect, auch trivial und im Ganzen betrachtet höchst mittelmäßig. Ein großer Theil besteht aus Gelegenheitsgedichten: an den Oberförster, den Oberpräsidenten, den Kronprinzen u. s. w.; sogar lateinische Oden finden sich in der deutschen Gedichtsammlung: „Magnae dexteritatis viro Domino Joanni Friderico Kastner etc. etc.“, und geben dem Ganzen ein höchst buntes, wunderliches Aussehen. Wir gestehen in den beiden Bänden auch nicht ein Gedicht oder Lied gefunden zu haben was so recht uns zu Herzen gegangen wäre; mit einer gewissen Behaglichkeit schieben sich die Verse fort von einem Gedichte zum andern, hausbackene Empfindungen, schlichte Betrachtungen und schlechte Verse stehen im Bunde. Selbst auf die Gefahr hin, daß der Verf. das über ihn Gesagte für eine „Klatscherei“ hält, können wir unser Urtheil nicht milder fassen, und mag er sich auch noch so sehr hinter dem Urtheile des Königs von Preußen verschanzen; wir lassen uns einmal durch dergleichen Vorgänger nicht bestechen, wenn sie Unrecht haben. Der Verf. sagt in der Vorrede: „Ich weiß am besten was des Königs Majestät mir einige Monate später über die „Bernsteinhexe“ wie über meine übrigen Dichtungen persönlich zu sagen geruhten, und schon die Anerkennung eines so hochgebildeten Mannes würde mich hinlänglich für derlei Klatschereien entschuldigen, wenn es auch nicht die eines so hochgebildeten Königs wäre.“ Wir wollen zum Belege unsers Urtheils von den vielen Stellen die während der Lecture uns aufstießen einzelne hier anfügen, leicht könnten wir sie jedoch bis ins Hundertfache vergrößern. Wie nüchtern die Gedanken und wie prosaisch die Diction ist, Das möge das erste Gedicht: „Pommern mein Vaterland“ beweisen (S. 11):

> Und glaubst du denn, daß das Gefühl der Herzen
> Was And'res als ein Wiederkennen ist?

S. 126:

> Es ist das Vieh dem Menschen
> Verwandter als er glaubt.

S. 140 aus den Distichen auf unsere Zeit sagt der Verf. gewiß sehr tiefsinnig:

> Laßt mir den Deutschen in Frieden; es bleibt der Deutsche stets Deutscher,
> Wie der Franzose Franzos' und der Polacke Polack'.

Ferner S. 205:

> Sprich, wer ist der Bursch der dort sich mit dem Schusterjungen rauft?
> Potz, wie setzt er sich zur Wehre, höre, wie er stöhnt und schnauft!

Falsche, zum Theil abgeschmackte Bilder wie: die Distel umsäuselt das Mahl; blaß wie eine Dichterbraut; ein Frühlingsmorgen singt empor aus Hügeln am Bach u. s. w. wollen wir weiter gar nicht erwähnen, ebenso wenig als Reime wie: bleiben und glauben, Gott und roth, Bivouac und Tag, süß und Candieß u. s. w. Aus den Distichen heben wir hervor S. 130:

> Licht und Vernunft! so brüll't's, doch ein and'res Licht ist die Sonne,
> Und ein and'res das Licht welches das Rind uns beschert!

Wir gestehen sehr neugierig zu sein und gern erfahren zu mögen, welches Licht in diesen Gedichten uns leuchte, denn Sonnenlicht ist es sicher nicht, und schließen mit dem Verse des Verf. S. 159:

> Ich fühl' mich heute so recht dichterselig,
> Und Recensenten sind mir unausstehlich.

Jawol! Die Recensenten! 93.

Notiz.

Amerikanischer Nachdruck.

Die „Times“ erzählt vor kurzem, daß ein neuyorker Journal, „The literary world“, eine sehr gediegene Kritik über die von R. Aris Willmot verfaßte ausgezeichnete Lebensbeschreibung des Bischofs Jeremias Taylor gebracht habe, was das englische Blatt rühmend anzuerkennen sich bewogen fand. „Aber“, fügt es hinzu, „mit Verdruß, wenn nicht mit Ekel, stießen wir in demselben Blatte worin die Besprechung dieses Werks erschienen war auf eine Anzeige worin die Herren Wiley und Putnam die unverzügliche Veröffentlichung desselben anzeigen. Da diese Buchhändler Nichts für ihr Verlagsrecht zu zahlen haben, so wird der wohlfeile Nachdruck durch alle Gegenden der Vereinigten Staaten verbreitet werden; und obwol der Verf. sich freuen mag, daß der hohe Charakter und die exemplarischen Tugenden eines der besten englischen Bischöfe auf solche Weise Tausenden bekannt werden, die vielleicht außerdem nie seinen Namen gehört haben würden, so wird er doch alle Milde des Charakters seines Helden zusammennehmen müssen, wenn er mit Wohlgefallen auf die großen Gewinne sehen will welche die amerikanischen Buchhändler auf Kosten seiner Arbeit und seiner eleganten Gelehrsamkeit gemacht haben.“ 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 185. — 4. Juli 1847.

Auszüge ungedruckter Briefe zwischen der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle und dem Grafen Philipp Christoph Königsmark.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

Ueber Aurora Königsmark trifft man wenige, doch merkwürdige, leider aber zum Theil räthselhafte Angaben. So fragt z. B. ihr Bruder Philipp, ob es wahr sei, daß der Kurfürst von Sachsen (nicht Friedrich August der Starke, ihr späterer Geliebter, der erst nach dem Ende dieses Briefwechsels an die Regierung gelangte) einen besondern Courrier an sie geschickt hätte, um sie zu bewegen den Grafen Horn zum Manne zu nehmen. Jener Horn ist wol Derselbe der an sie demüthige (in Cramer's „Denkwürdigkeiten" mitgetheilte) Briefe schreibt, wahrscheinlich auch Derselbe der einige Jahre vorher eine Schlägerei mit einem Sparre im Hause der Mutter Aurora's zu Stockholm hatte, welche Schlägerei zu einem Zweikampf zwischen den beiden Cavalieren Veranlassung gab, und weshalb Horn aus Schweden verwiesen wurde. *) Man erfährt weiter, daß Aurora mit dem hanoverschen Hofe bekannt war, mit der Prinzessin auf vertrautem Fuße stand, und von ihr — sehr merkwürdig — beargwohnt wurde mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg, im Liebesverhältniß zu stehen, was die Freundschaft Sophie Dorothea's für Aurora nicht im geringsten beeinträchtigte. Diese Umstände werden jedoch nur auf eine flüchtige und räthselhafte Weise erwähnt.

Nachstehend folgen nun die Briefauszüge, die ziemlich kurz gehalten sind, um den Leser nicht zu ermüden. Alles ist wortgetreue Abschrift, sodaß die Schreibenden selbst für die Sprachfehler verantwortlich bleiben. Nur ist die Rechtschreibung geändert und die Interpunction eingeführt. Was mit Cursivschrift gedruckt ist, war in Chiffren geschrieben.

I.

Philipp Königsmark an die Prinzessin Sophie Dorothea.

1.

. . En sortant de la *palissade* j'ai vu deux hommes à six pas se *promener*; je n'ai osé *tourner la tête*, ce qui m'a empêché de savoir qui cela a été. Une *de vos femmes de chambre* a éclairé avec *la chandelle*, hors de la garderobe, quand *j'ai passé*, mais je ne sais la *quelle*, puisque je n'ai *osé tourner la tête*....

2.

. . Je vous aime à l'adoration. Ma conduite sera telle comme vous la désirez... Mon ange, c'est pour toi seule que je vive et que je respire... Soyons de mêmes sentimens . . . et aimons-nous à la folie. . . . J'ai été à chasse avec Monseigneur le duc de Celle . . . J'ai gagné ici 4000 pistoles.

3.

. . Pourtant je ne veux croire que vous ayez l'ame assez basse, car qu'est-ce que j'ai fait, pour me haïr! Est-ce par ce que je vous aime trop, que cela vous incommode, ou est-ce que ma jalousie vous importune . . . Si cela vous fait d'être quitte de moi, il faut vous abandonner, car je vous dirai franchement que tandis que je vous aimerai, j'aurai de la jalousie, et plutôt que de souffrir votre coquetterie et le moindre pas qui ne soit pour moi, je vous abandonnerai plutôt. . . . Je suis commandé avec 3000 mille hommes.

4.

Si mon portrait a été plus noir que je ne suis, il me ressemblera beaucoup à présent, car assurément le soleil m'a tellement hâlé, que je pourrais passer comme tambour dans mon régiment. . . . Mon visage ne vaut pas la peine être en si bonnes mains, mais puisque vous voulez bien lui donner une place dans votre coeur, je m'estime trop heureux.

5.

Quand j'aurai ce que je cherche, je pourrais me flatter de vous voir, de vous tenir entre mes bras... Il faut que je raconte une vilaine histoire que le duc de Richmont *) a voulu exécuter. Il se trouvait en débauche avec le duc Fridric *(sic)* **) avec des garces; la débauche les mena si loin, qu'après qu'ils eurent fait toute sorte de débauche, le duc de R. voulut forcer les billes à se faire faire d'un grand doge d'Allemagne, vous m'entendez bien! C'est un peu pousser loin la débauche. . . Le duc de Saxe m'a promis de venir ce carneval à Hanovre. . . . Mes affaires en Suède vont fort mal et je cours risque de tout perdre. Ce sont les maux que l'on me mande. . . Adieu, aimable Leonesse! Je songe au plaisir de vous embrasser. . . Je crois que cette joie sera plus grande qu'était celle quand je vous vis la première fois. Que de

---

*) Dieses Ereigniß wird sowol im de la Gardie'schen „Archiv" wie in Fryxell's „Minister-Berichten" weitläufig beschrieben

*) Mit diesem Herrn war Königsmark schon während seines Aufenthalts in England bekannt.

**) Von Sachsen. War dieser der nachmalige Kurfürst Friedrich August?

baisers, quelles embrassades! Cette pensée me ravit l'ame, j'en meurs de joie.

6.

. . Je (ne) suis ici que pour l'amour de vous; c'est qui me doit encourager de tout supporter. Je le ferai aussi, et à moins que l'on me dise au nez allez-vous-en, je n'en ferai rien. . . Je ne serai plus dans votre chambre avec toute l'ardeur et tout l'emportement que vous me faisiez voir. Le souvenir me donne de la joie, mais quand je songe que cela n'arrivera pas en bien du temps, je tombe dans la plus grande mélancolie . . . le chagrin me rend maigre, abattu, et si cela continue, il ne me restera que les os.

7.

J'abandonne la gloire, mon ambition, je néglige exprès la *campagne* pour vous faire ma cour . . . je me flattais que vos embrassades me feraient oublier tous chagrins.... Vous êtes injuste, vous ne voulez accepter les excuses où mon devoir m'appelle . . . mais ma très-chère, combien de fois avez-vous abrégé sur la moitié du veillée,, où vous n'aviez pour toute excuse que la sentinelle, la *postegarde* ou quelques autres de ces sottes figures; en ai-je jamais dit un mot? Tout ce que je vous en dis, n'est ce que pour vous montrer que j'ai plus de retenne que vous, et sauve la jalousie avouée, que j'ai bien de patience. Vous êtes bien hardie de jouer avec 120 (moi) et ses flammes; apparemment vous n'y gagnerez beaucoup. C'est un général bien galant, ainsi que 112 (?) m'a dit, car il oublie sa fonction à force de vous cajoler; je voudrai voir avec quel air vous recevez toutes ces cajoleries; combien des oeillades vous lui donnez, ... vos yeux s'animeront de tous ces beaux discours . . . je connais vos airs. Ne croyez pas que j'en suis jaloux, non au contraire, cela m'est fort indifférent, et vous n'avez qu'à continuer, car puisque vous ne sauriez vivre sans ces airs, il vaut encore mieux que cela soit avec un vieillard qu'avec un jeune maître.

8.

Je relis votre lettre vingt fois par jour. Qu'elle est tendre et amoureuse, je n'ai pas besoin à craindre ce que les autres galants ont, s'ils ne sont présents aux yeux de leurs maîtresses. . . Après vos promesses, après vos sermens il ne me reste la moindre crainte. . . Mon bonheur serait parfait, si j'avais le plaisir de jurer à vos pieds, que je mourrai plutôt que de vous devenir infidel, t'amo, t'adoro e suffro perchè non te vedo. . . . Je ne fais que songer à vous, et fort souvent la nuit aussi: votre lit et vous dedans me sont perpétuellement avant les yeux. . .

9.

Le fils de M. le comte de Plat (Platen), premier ministre de notre cour, m'est venu voir hier, et comme il m'a porté une lettre de sa mère, qui est en grand crédit chez nous, je vous la joint, afin que je n'aie rien à me reprocher. Ma réponse a été de 8 lignes et aussi cavalièrement que la civilité ordinaire la demande.

10.

(Vous regardez comme) un crime la passion que vous avez pour moi, puisque vous croyez que Dieu vous en punit. Juste ciel, quelle pensée! Ne vous mettez point telle imagination en tête, car je crains que cette sorte de pensée vous pourrait détourner de moi. Vous savez sur quoi roule notre amour: nos souhaits sont selon la loi divine et il ne tient qu'à celui qui est en-haut à nous tirer de la vie que nous menons. Je lui jure, qu'après cela je ne pécherai plus contre le 6me *Geboth*, et que je menerai une vie dévote et sans reproche; faites lui des voeux aussi; peut-être exaucera-t-il nos prières. J'attends ce bienheureux moment avec bien d'impatience, où je dois juger par votre passion.

11.

. . . Je vous crois avoir été remplie de pensées pour plaire à Mr. le Rittmeister impérial. Apparemment il n'a pas manqué de vous dire, qu'il était venu du fond de Turquie pour admirer votre beauté, dont il avait entendu parler les Turcs pendant qu'il était prisonnier auprès d'eux. Cela charme . . . l'on croit qu'il dise la vérité. Cependant il n'était venu que pour attrapper quelques 100 ducats pour refaire son équipage. . . Voilà ce que lui a attiré de chercher Hanovre. . . Je vous connais d'une humeur coquette. . . Plût à Dieu que vous fussiez innocente, mais je crains fort que vous m'avouerez, vous-même, que votre conduite n'a pas été trop bonne. . . Revenez à moi et aimez-moi comme vous l'avez fait; j'accepterai avec joie ce coeur qui s'est égaré pour quelque temps, mais je vous conjure de ne plus retomber dans la même faute, car je ne le saurais plus supporter.

12.

Jeudi à deux heures après minuit.

Votre procedé n'est guère obligeante. Vous donnez de rendez-vous pour laisser mourir de froid ceux qui attendent le signal. Sachez que j'ai été depuis onze heures et demie jusqu'à une heure à attendre dans les rues. Je ne sais que croire; mais peux-je plus douter de votre inconstance après en avoir éprouvé si fort? Vous n'avez daigné à me regarder de tout le soir. N'avez-vous pas évité exprès de jouer avec moi? Vous voulez être débarrassée de moi: je serai le premier à m'éloigner de vous. Adieu donc, je pars demain pour Hamburg.

13.

Pauvre enfant! Que ne souffrez-vous point! Suer, se faire frotter, sans avoir du mal; c'en est trop, je ne mérite pas la peine que vous vous donnez, et vous me tuez, quand vous m'apprenez tout ce que vous souffrez. . . . Si mes sots vers vous peuvent divertir et vous faire rire, j'en ferais tous les jours. Voici la chanson (qui est) faite ce après-dînée:

Du sagst du liebst mich,
Und ich anbet' dich,
Da sind wir Beide vergnügt u. s. w.

14. *)

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

15.

— — — — — — —
— — — — — — —

16.

Vous m'avez imposé une loi qui me sera difficile à tenir; c'est d'être toute la journée sans vous voir; mais puisque vous le voulez, il faut obéir. J'espère pourtant que vous me donnerez la permission de venir ce soir chez vous ou je vous donne rendez-vous chez moi.. . . vous trouverez personne levée chez moi, la porte sera ouverte: entrez-y hardiment sans craindre rien!

*) Nr. 14, 15 und später Nr. 21 dieses Briefwechsels haben wir nicht für angemessen gehalten in d. Bl. mitzutheilen.

D. Red.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs von Karl Friedrich Neumann. Leipzig, Teubner. 1846. Lex.-8. 2 Thlr.

Der Verf. der vorliegenden Schrift, der bereits durch mehre ethnographische Werke über Asien rühmlichst bekannt gewordene Prof. K. F. Neumann zu München, bemerkt in dem Vorworte derselben, daß die welthistorischen Veränderungen welche sich unter unsern Augen im östlichen Morgenlande und namentlich in China vorbereiten ohne specielle Kenntniß mancher Begebenheiten der frühern Geschichte sowie der bestehenden religiösen und staatlichen Institutionen dieser Landstriche sich nicht richtig auffassen und entsprechend würdigen lassen. Er hat sich daher auch zur Aufgabe gemacht, in der vorliegenden „Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs" alles Das mit einzuflechten was ein solches Verständniß erleichtert, und den denkenden Leser in den Stand setzt sich ein selbständiges Urtheil zu bilden. Auch ist der Verf. außerdem der Meinung, daß eine genauere Kenntniß der Geschichte und der Institutionen Chinas, des himmlischen Reichs der Mitte, abgesehen vom eigenen selbständigen Interesse, noch einen recht augenfälligen Beleg darbiete, „wie thöricht es sei, die Macht eines Staats einzig und allein auf eine äußere mechanische Ordnung, auf veraltetes Herkommen und auf eine geistlos gewinnsüchtige Industrie aufbauen zu wollen, und wie jede Herrschaft sich den eigenen Untergang bereite die da glaubt, der ewig Neues gestaltenden Geistesthätigkeit und den moralischen Ueberzeugungen ihrer Unterthanen sich entziehen, ihrer entbehren oder solche gar in starre Fesseln schlagen zu können".

Es ist Dieses freilich eine sehr alte, aber dessenungeachtet leider fast stets verkannte Wahrheit, weshalb Ref. zwar von ganzem Herzen dem Wunsche des Verf. beipflichtet, daß diese gerade im Beispiele Chinas und seines berichteschreibenden, bureaukratischen Beamtenstaats so scharf und so schlagend hervortretende völkergeschichtliche Lehre bei den westlichen Völkern und ihren Gebietern, und vor Allem im lieben deutschen Vaterlande, endlich einmal volle Beherzigung finden möchte, indessen hierauf gleichwol eben keine allzu zuversichtlichen Hoffnungen zu setzen wagt, zumal es auch hier keineswegs an Mandarinen mit blauen und gelben, rothen und weißen Knöpfen und Köpfen fehlt, die an gelehrter Geistesbeschränktheit und ausdruckslosem Dünkel selbst kaum in China ihres Gleichen finden möchten.

So viel es Ref. zu beurtheilen im Stande ist, dürfte der Verf. diesen Theil seiner Aufgabe vollkommen gelöst haben, zumal seine Schilderungen nicht blos das Ergebniß einer ausgebreiteten Literaturkenntniß, sondern auch persönlicher, an Ort und Stelle gepflogener Forschungen und Beobachtungen sind. Gleichwol läßt es sich nicht leugnen, daß die von dem Verf. selbst angedeutete Befürchtung, daß es sehr schwierig sei das Trockene und Unerquickliche, was allen Beschreibungen chinesischer Zustände anklebe, gänzlich vermeiden zu können, hin und wieder sich bewahrheitet haben dürfte. Dagegen sind jedoch die an andern Stellen hervortretenden Contraste meistens so drastischer Natur, daß dadurch der Leser für jene Breiten wieder vollkommen entschädigt wird.

Bekanntlich begannen die Verwickelungen Englands mit China einestheils dadurch, daß nach dem im J. 1834 stattgefundenen Erlöschen des alleinigen Handelsprivilegiums der Englisch-ostindischen Compagnie die chinesischen Behörden sich beharrlich weigerten, den an die Stelle des bisherigen Handelsvorstandes und der Compagniebeamten tretenden königlichen Beamten und Ministerresidenten Lord Napier als solchen anzuerkennen und mit ihm zu verkehren. „Denn", sagte der zu Kanton regierende Statthalter des Himmelssohnes ganz im Geiste manchen Regierungscommissars und mancher Ständekammer, „die Satzungen unsers Landes sind unveränderlich. Man kenne sie wohl, die Weise der Barbaren, bald Dieses bald Jenes zu wünschen, bald Dieses bald Jenes umzugestalten; solcher leichtfertigen Wandelbarkeit ist aber die unerschütterliche Weisheit des Mittelreichs immerdar abhold gewesen. Die Factorei wäre jetzt, so höre man, aufgehoben und die Männer der Compagnie durch einen Mann des Königs ersetzt worden. Dies kümmert aber das Land innerhalb der vier Meere durchaus nicht. Jeder Staat hat das Recht in seinem Lande nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Man werde demgemäß in dem civilisirten Reiche der Mitte auch lediglich die frühern Anordnungen des Verkehrs aufrechterhalten."

Anderntheils gab der alles Gefühl für Recht und Moral so sehr empörende Schleichhandel mit Opium der chinesischen Regierung den gerechtesten Anlaß zur Beschwerde. Aber vergebens foderte die chinesische Regierung die barbarischen Kaufleute auf das beweglichste auf, „sich doch endlich einmal den Gesetzen des Himmelreichs und der Moral und Tugend zu fügen, von diesem Handel abzustehen und die Wohlthaten welche ihnen China durch die Erlaubniß eines außerdem so gewinnreichen anderweitigen Handels erweise nicht durch die Einfuhr dieses so volksverderblichen Gifts mit dem schwärzesten Undanke zu vergelten". Doch von Engländern vorauszusetzen, daß sie sich wo es sich um so bedeutenden Gewinn handelte im mindesten um die Gebote und Heischungen von Moral, Tugend und Gerechtigkeit bekümmern sollten, dazu gehörte wol die ganze naive Einfalt des Himmelssohnes, wie der Beherrscher Chinas bezeichnet zu werden pflegt, zumal trotz aller desfallsigen pomphaften Decrete die eigene Ohnmacht nicht einmal der eigenen Schleichhändler Herr zu werden vermochte, sondern ganze Flotten chinesischer Dschonken fort und fort diesen Handel längs der ganzen Ausdehnung der nördlichen Küste auf das schwunghafteste unterhielten.

Dieser schmachvolle Transit mit leibesverderblichem Gifte ward aber auch noch Seitens der englischen und deutschen Missionsgesellschaften zur Seelengewinnung benutzt, indem z. B. deren Agent, der bekannte, vielgerühmte, aber wol angemessener als übelberüchtigt zu bezeichnende Missionar Gützlaff, sich nicht entblödete, den Opiumladungen solcher chinesischer Schleichhändlerschiffe namhafte Frachten an Bibeln und religiösen Tractätchen beizugesellen. Daß derselbe aber vollends eine persönliche Theilnahme an dergleichen Unternehmungen um so weniger verschmähte, als sie ihm Gelegenheit boten, neben jenem zweiseitigen Handelsgewinne sich auch noch durch Leistung von Spiondiensten der englischen Regierung, die dergleichen reich zu belohnen pflegt, angenehm und nützlich zu machen, Das ist fürwahr eine sehr hochgesteigerte Variante des schon so oft und so schauderhaft gemisbrauchten Bibelspruchs: „Dem Reinen ist Alles rein."

Dieses Alles führte denn endlich dazu, daß die chinesische Regierung die zu Kanton sich aufhaltenden englischen Handelsleute gewaltsam zur Auslieferung des gesammten vorhandenen Opiums nöthigte, und daß dieselbe sehr drückende Verfügungen erließ, wodurch sie jenen Schleichhandel für die Zukunft gänzlich unmöglich zu machen glaubte. Da die englische Regierung sich jedoch diesen Bedingungen nicht nur nicht unterwerfen wollte, sondern sogar eine Entschädigung und Genugthuung wegen des ihren Unterthanen gewaltsam weggenommenen Opiums erheischte, so riß dem Himmelssohne endlich der letzte Geduldsfaden, und er verbot nicht nur allen und jeden Verkehr mit den rothborstigen Barbaren, sondern er erklärte dieselben sogar für vogelfrei, und setzte einen namhaften Preis auf den Kopf des englischen Ministerresidenten Elliot aus. Somit fiel denn die Entscheidung des Zwistes der Gewalt der Waffen anheim.

Bei dem über alle Beschreibung elenden Zustande des chinesischen Kriegswesens konnte jedoch der Erfolg nicht zweifelhaft sein, und so geschah es denn auch, daß das himmlische Reich der Mitte nach kurzem Kampfe einer Hand voll Engländer unterlag und sich gezwungen sah, in dem Tractat vom 29. Aug. 1842 Bedingungen einzugehen wodurch das Regierungssystem der Mandschu-Dynastie sowie überhaupt das gesammte Cultursystem Ostasiens einer unvermeidlichen völligen Umgestaltung entgegengeführt werden muß.

In das Einzelne dieser Begebenheiten einzugehen gebricht es an Raum, auch hat der Verf. — wol aus mangelnder Fachkenntniß vom Kriegswesen — die Darstellung der eigentlichen kriegerischen Vorfälle in einer Weise abgefertigt die vom militairischen Standpunkte aus sehr Vieles zu wünschen übrig läßt. Da jedoch die Chinesen so ziemlich die Rolle einer von Raubthieren überfallenen Schafheerde spielten und den vollen Ladungen der englischen Kriegsschiffe häufig keinen andern Widerstand entgegensetzten als das Blendwerk eines mit Drachen reich bemalten Kattunstreifen überkleideten Bambusgeflechts, auch solche fast nur in eigener selbstmörderischer Erwürgung eine aufs höchste getriebene Todesverachtung der Feigheit beurkundeten, so möchte der Militairwissenschaft und speciellen Kriegskunde hierdurch eben kein namhafter Abbruch erwachsen sein. Ref. beschränkt sich daher in dieser Beziehung auf die bloße Andeutung, daß wol schwerlich jemals ein besseres Recht auf eine elendere, tragikomischere Weise verfochten und deshalb auch eine ärgere Anmaßung mit verhältnißmäßig geringern Mitteln zu einem vollständigern Erfolge gebracht worden sein möchte als in diesem Kampfe Englands mit China.

Dagegen glaubt Ref. schließlich noch besonders auf Das aufmerksam machen zu müssen was der Verf. mit anscheinend ebenso großer Sachkunde als Begründung im Schlußabschnitte über die Beziehungen Rußlands und Deutschlands zu China äußert, indem Dieses seiner Ansicht nach die größte Beherzigung verdienen möchte. 10.

Literarische Notizen aus England.

Karl IX. vor und bei der Bluthochzeit.

Mistreß Marsh, die bekannte Verfasserin des „Father Darcy", gibt in ihrem jüngst veröffentlichten Werke „The protestant reformation in France; or, History of the Hugenots" unter andern anziehenden Schilderungen eine ergreifende Beschreibung der sogenannten Pariser Bluthochzeit. Die Rolle welche der junge König bei dieser entsetzlichen Blutschuld der Dynastie gespielt ist verschieden dargestellt worden. Jedoch hat die Kritik sich schließlich dahin geeinigt, daß Karl nur durch das heftige Anliegen Katharinens dazu vermocht werden konnte seine Zustimmung zu geben, und Dies erst im letzten Augenblicke. Den Auftritt welcher kurz vor der Vollbringung der fürchterlichen That zwischen der Königin-Mutter und dem Könige vorfiel schildert Mrs. Marsh wie folgt: „Die Königin bot alle in ihrer Macht stehenden Mittel auf um Karl zu reizen, indem sie durch Künste die sie nur zu gut verstand noch einmal seine wildern Leidenschaften aufzuregen, und die Reugefühle und Gewissensbisse seiner Natur zum Schweigen zu bringen bemüht war, zu welchem Zwecke sie mit der ihr eigenen verruchten Trugschlüsselei das Verbrechen durch den Vorwand der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit zu beschönigen trachtete. «Sie fragte ihn,» erzählt d'Aubigné, «ob es nicht am besten wäre, verweste Glieder vom Busen der Kirche, der gesegneten Braut des Herrn, auf einmal abzureißen, und wiederholte nach einem berühmten italienischen Geistlichen jenen verabscheuungswürdigen Satz, der so oft und so leicht zum Schlimmsten verkehrt worden ist: Che pietà lor ser crudeltà, crudeltà lor ser pietà.» Sie stellte ihm wieder und wieder die gefahrdrohende Lage seiner Angelegenheiten vor und wie bitter er es bereuen werde, wenn er die gegenwärtig günstige Gelegenheit daraus zu entkommen sich entgehen ließe. Auf solche Art bemühte sie sich den Ruf seines bedrängten Gewissens zu ersticken, der trotz aller ihrer Anstrengungen in der Brust ihres unglücklichen Sohnes sich unablässig vernehmlich machte. Endlich gelang es ihr den letzten unheilvollen Befehl seinen Lippen zu entreißen. In demselben Augenblicke wo ihr Dies gelang, stieg auch ihre Ungeduld aufs höchste den Befehl sogleich in Ausführung zu bringen. Es fehlten noch anderthalb Stunden bis zu Tagesanbruch, wo das bestimmte Zeichen mit der Glocke des Justizpalastes gegeben werden sollte. Aber für ihre Besorgnisse schien dieser Aufschub zu lange; und da die Entfernung bis zum Justizpalaste zu groß war, befahl sie, daß die Glocke von St.-Germain-de-l'Auxerrois dicht am Louvre statt jener geläutet und ohne weitern Zeitverlust diese fürchterliche Losung gegeben werden solle. Nachdem dieser Befehl erlassen worden war, trat eine Pause tiefen Stillschweigens ein; und dann schlichen sich jene drei verruchten Geschöpfe, die Königin und ihre beiden elenden Söhne, in ein kleines Gemach über dem Eingang des Louvre und sahen, nachdem sie ein Fenster geöffnet, unbehaglich und unheimlich in die Nacht hinaus. Aber Alles war still wie das Grab. Kaum ein Pistolenschuß ward gehört. «Ich weiß nicht woher», sagte der Herzog von Anjou, dessen eigene Erzählung dieser Schilderung zu Grunde liegt, «noch ob Jemand dadurch verwundet ward; aber Dies weiß ich, mit diesem Schalle kam ein solcher Schrecken über unsere Seele, qu'il offensa notre sens et notre jugement». Zugleich von Schrecken und Furcht befallen durch den Gedanken an die großen Unordnungen die soeben begangen werden sollten, sendeten wir in aller Hast einen Edelmann an den Herzog von Guise hinunter mit dem Befehle, nicht weiter gegen den Admiral zu verfahren, was Alles was später erfolgte verhütet haben würde. Aber der Befehl kam zu spät, Guise war schon aufgebrochen."

Die indianische Amazone.

Der berühmte Entdeckungsreisende Sir G. Simpson, Oberstatthalter in den Besitzungen der Hudsonsbai-Compagnie, einer der kühnsten und entschlossensten Durchforscher der unwirthbaren Wildnisse des nördlichen Amerika, erzählt in seiner soeben erschienenen „Narrative of a journey round the world during the years 1841 and 1842 folgende That einer indianischen Klytämnestra, die er aus dem Munde ihrer Landsleute, die Augenzeugen derselben waren, selbst vernommen. Vor einigen Jahren überfiel ein starker Haufe Assinibrinen eine kleine Ansiedelung der Kreeindianer und würgte Alles darin nieder. Unter den Siegern befand sich das frühere Weib eines der Besiegten, die bei einem Treffen zwischen den beiden Stämmen von ihrem dermaligen Gatten ihrem alten Herrn und Gebieter geraubt worden war. Sei es, daß ihr neuer Gemahl jünger war als ihr alter und ihr deswegen besser zusagte, oder fühlte sie sich schuldig zu ihrer Entführung beigetragen zu haben, genug, die rothhäutige Dame stürzte sich mitten in den Kampf und richtete ihre Angriffe vorzugsweise gegen das Leben ihres einstigen Geliebten. Aber trotz der Anstrengungen der treulosen Amazone gelang es dem „Vielfraß" — so hieß der bedrängte Indianer — dem Blutvergießen zu entkommen, während die Sieger sich am Scalpiren seiner Brüder ergötzten. Er verbarg sich, indem er auf dem Bauche eine lange Zeit fortkroch, bei einbrechender Nacht in das Gehölz eines nahen Hügels. Aber war er auch dem Späherauge seiner Stammfeinde entkommen, der tödtliche Haß der Megäre hatte seine Fährte nicht einen Augenblick verloren, und kaum war er erschöpft von Hunger und Ermattung in tiefen Schlaf gesunken, als das weibliche Ungethüm ihn auch schon aufgefunden und einen Spieß durch das Gehirn gejagt hatte. Ehe noch der Morgen tagte fand sich das grausame Mannweib mit Siegermiene bei ihrem Assinibrinengatten ein und reichte ihm den blutigen Scalp seines unglücklichen Nebenbuhlers dar. Von da an erhielt der Hügel wo die That begangen ward unter den Indianern der Umgegend den Namen „Vielfraßhügel", und die Wilden versicherten den Reisenden, daß man oft die Geister der Mörderin und ihres Schlachtopfers auf der Höhe im Kampfe miteinander erblickt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 186. — 5. Juli 1847.

Auszüge ungedruckter Briefe zwischen der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle und dem Grafen Philipp Christoph Königsmark.

(Fortsetzung aus Nr. 185.)

17.

Milord Portland m'a bien témoigné de l'amitié et m'a assuré que le roi avait de la bonté pour moi. Tout cela ne me fait point prendre la résolution à chercher ma fortune. . . L'entrevue du roi (Guillaume d'Orange) avec notre prince a été fort sombre; les deux ne parlent de nature beaucoup. . . Le prince Frédéric de Saxe est la dupe de tous les autres. On le trompe en jeu et l'on gagne son argent. Il perd déjà 1000 pistoles, il n'a personne auprès de lui qui le conseille. C'est pourquoi il *se ruine entièrement.* . . Je suis revenu hier de l'armée. Nous avons vu l' Electeur de Bavière, ensuite l'on a été chez le roi, qui alla se promener dans sa tente. . . Le brave Electeur m'a fait mille honnêtetés de la manière la plus obligeante du monde. . .

18.

J'ai dormi comme un roi, et je souhaite fort que vous en ayez fait autant. Quelle joie, quel plaisir, quel enchantement n'ai-je point senti entre vos bras. Dieu! Quelle nuit ai-je passée, elle (ne) me fait plus songer à tous mes chagrins. . .

19.

. . . Il faut que je vous confesse que j'ai fait un choix ici, mais ce n'est d'une belle fille, mais d'un ours que j'ai dans ma chambre, et qui est nourri par moi dans la vue que si vous me manquez de foi, je lui avancerai mon sein pour en tirer le coeur. Je lui apprends ce métier avec des moutons et des veaux, il s'y ne prend pas mal.

20.

L'eû me donne un détachement de mille fantassins, et je commande ce petit corps. Je ne sais si je le dois prendre comme une faveur, mais au moins peux-je être satisfait. Je serai commendant à Lunenb. (Lunebourg?)

21.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

22.

Demain au soir à 10 heures je suis au rendez-vous. Le signal ordinaire nous fera connaître. Je sifflerai du loin „Les folies d'Espagne".

23.

Le coeur se tourmente sans trouver de la consolation. L'esprit toujours agité, sans repos, quand je songe au plaisir passé, mon malheur me parait plus grand; je songe aux ces yeux perçants, cette bouche divine, cette gorge incomparable; je ne me verrai plus entre ces bras. . .

24.

. . Sachez de *Marie Aurore,* s'il est vrai que *l'Electeur de Saxe* lui a envoyé *un courrier* pour la persuader *de prendre Hoorn pour mari.* Elle en veut rien faire; fortifiez-la dans ces sentimens, car cela serait sa perte.

25.

Mon beau-frère aura aussi une affaire. C'est que dans un débauche on doit avoir dit: Oh vraiment, quand on a une belle-soeur qui couche avec le prince, l'on peut avoir bientôt des régiments. L'on nomme pour auteur de cette histoire le lieutenant-colonel Grot ou un petit comte Stenbock, lieut.-colonel de vellein (?). On demandera une explication l'épée à la main. . .

26.

Un poëte me mit ces paroles sur la joie que je lui témoignai de mes songes:

L'autre jour j'aperçus en songe
Celle qui cause mes soupirs,
Qui consentait à mes désirs;
Mais tout cela n'est qu'un mensonge.
Ah! ce mensonge m'a flatté
Autant qu'a fait la verité.

La beauté qui le jour se couvre,
Pendant la nuit ne cache rien:
Les yeux fermés je vis un bien
Qui disparait quand on les ouvre.
Dieu, pour soulager mon amour,
Faite que je dorme toujours!

Rien ne fut plus doux que Silvie,
Et, sans que je fisse d'efforts,
J'eus dans l'image de l'amour,
Le plus doux plaisir de la vie.
Dieu, pour soulager mon amour,
Faite que je dorme toujours!

27.

Je hais votre *mère* à la mort de ce qu'à tout moment elle *veut vous donner* à quelqu'un, ou à vous faire *baiser.* Je m'étonne qu'elle (ne) propose point de *coucher avec* 112, il ne manque que cela. J'enrage, cette me mettera encore hors de moi-même; a-t-on jamais vu de telles propositions? et 201 (vous) est s'en allée, vous le dites... Je voudrais que 227 (Madame Platen) fût aux Indes, elle (ne) me jouerait pas de ses tours, mais plût à Dieu que cela soit le dernier qu'elle me jouera. J'en dois attendre bien d'autres.

28.

Gand le 11 Oct. Je viens d'aprendre ici une nouvelle qui apparemment vous doit chagriner beaucoup. Vous ve-

nez de perdre un amant; mais, hélas! vous ne le perdez tout-a-fait, car pour mon malheur il vit encore et n'est que prisonnier. Cependant ne croyez pas de le voir sitôt, car il ne reviendra tandis que la guerre dure... Je viens de perdre 3000 Rthlr.

29.

Je fus à dîner à Zelle. Leurs Altesses demandèrent si Mme. la Princesse était encore à Hanovre; je leurs dis que j'avais eu l'honneur de jouer avec elle et Mme. l'Electrice le samedi, et que depuis je ne l'avais pas vue. M:me de Bulau me donna tant à boire que j'avais une bonne Raidis (?). L'on me mena chez Mme. Boidavis, je (ne) me souviens pas ce que j'ai fait ni dit.

30.

Hier au matin la Confidente en a eu une (lettre) de moi, mais elle m'en a point rendu, et c'est ce qui me choqua un peu hier au soir, ne trouvant rien pour moi dans mon chapeau. Vous vous souviendrez que vous me mandâtes ce que je regardai je dis (?) à mon chapeau, car l'on vole les gants. Vous me dites: vous avez raison, car l'on a volé un paire de gants à frange au comte Horn ou Oxensterne... J'étais fâché contre la Confidente qu'elle m'avait donné le signal sans que j'y (au chapeau) trouva rien. Je me flattais toutefois qu'elle n'en avait pu trouver l'occasion, mais je fus bien surpris, qu'en sortant du jeu je n'y trouvais rien, quoique la Confidente m'avait donné le signal pour la seconde fois. Je voulus lui parler, mais le petit prince Er. (Ernest) la suivait si près, et de mon côté, Stutenfrich était auprès de moi, que je ne l'ai pu faire... Dieu ait pitié de nous, car sans son secours je ne sais comment nous sortirons de cette affaire. Je le prends à témoin que je ne crains point le péril dans lequel je me vois, mais de vous perdre pour jamais; c'est cela qui m'afflige, et si ai en envie de m'éloigner, c'est que de loin je vous pourrais plus assister que de près, quand on m'enfermerai peut-être; mais cette pensée est ridicule et je n'y songe plus. Je vous admire, vous voyant avec un air riant, gai, devant ce miroir; dans ce temps je tremblais, car je croyais que l'Electeur et Mme. votre mère se parlaient déjà touchant la lettre.

31.

.. J'ecris à Mr. de Pudessels à me donner permission pour trois jours que je serais dehors. D'abord que vous allez à 308 (Hanovre), je le saurais; je partirais aussitôt et j'y serai sans être connu. Attendez-moi sur le petit escalier tout de suite que vous y aurez été un jour et chaque nuit jusqu'à minuit. Je sais le chemin jusqu' à l'escalier dérobé qui monte par derrière. J'attendrai le signal, si je suis bien ou non. Dieu veuille que mon dessein réussisse! Adieu.

32.

J'ai raisonné avec 112 touchant l'amitié que 101 (votre père) vous témoigne. Il y est de mon (sentiment) que j'ai pourtant eu garde à lui dire, que c'est une amitié de singe, puisqu'il ne fait rien pour vous; car la véritable amitié d'un *père* consiste à mettre sa *fille* bien à son aise, et c'est justement dans la conjoncture présente qu'il le doit faire, car si le père est ruiné, de quoi subsisterez vous? 102 (votre mère) donnera plutôt 100 R. à un corporal pour sa remonte qu'à vous pour vos fontanges: vous la connaissez assez. Votre dernière lettre me donna pourtant l'espérance que l'on fera encore quelque chose pour vous et puisque vous voyez clairement que sans cela nous ne saurions nous flatter de *vivre ensemble*.

33.

La lettre ci-jointe vous montrera comment mes affaires de la Flandre vont, et celle de mon *secrétaire* m'étonne. Dites-moi un peu votre sentiment. Il me semble qu'ils veuillent à toute force tirer 120 (moi) de cette chaine, mais ils se tromperont bien, car je les porte avec plaisir, et toutes les raisons du monde ne m'éloigneront pas de 207 (vous). Mandez-moi qui ce sont ceux qui veulent de nouveau attirer 112 dans quelque fâcheuse intrigue... 202 proposait hier chez elle, quand on la fit la cour, *une partie* pour *dîner* chez un *cabaretier*, et chacun aurait sa *camp* (dame?). 120 (je) disait d'abord: je prends la *cupsteine* (?). 202 devient rouge comme une écarlate et cria tout haut: je prends M. de *B'alati* (?). Elle était de si méchant humeur tout le dîner, que bien des gens s'en aperçurent, et je me trompe beaucoup si elle pardonne ce coup à 120 (moi)... Venez pour soulager mes peines ... mais non, ne *venez* pas, vous seriez (?) femme de 112 (?), il y a une *porte entre cos* (eux?)... Je ne sais, que je deviendra dans le monde, car quelle apparence y a-t-il que nous serons heureux?

34.

Les nouvelles sont bonnes, car ils marquent que du côté de nos troupes M. de Boufflers se retire.

... J'écris ceci en présence de Mme. Harlin (?), la Schulenburg, la Sch. (?), le Prince Ernest et Hamerstein.

... Vous vous me mocquerez peut-être du dessein que j'avais d'aller en Morée... La crainte d'y mourir (ne) m'en a jamais empêché.... mais .. (dans ce cas) on eût été eternellement éloigné de vous, ... et tandis que l'on vit l'on espère, mais avec la mort toute l'espérance s'évanouit... Que ne donnerais-je d'attendre minuit sonner! Ayez soin d'avoir de l'eau de la reine d'Hongrie prêt, de peur que la trop grande joie me cause un évanouissement. Quoi? j'embrassera ce soir la personne la plus aimable du monde, je baisera ses lèvres charmants .. vos genoux ...

35.

.. Je n'ai point vu ma soeur, mais je saurai tout d'elle. J'ai eu une longue conversation avec la duchesse de Zelle. Je la crois la plus fausse femme du monde. Elle me dit mille choses obligeantes, et cependant elle tâche de son autorité de me ruiner auprès de vous.... Mais j'ai tort de croire que vous voulez concevoir une méchante idée de moi après la proposition que vous me faites, que vous voulez bien abandonner tout cet éclat de grandeur, pour vous retirer avec moi dans quelque coin du monde... J'accepte votre offre avec joie, et vous n'avez que disposer; je suis prêt à tout faire, si la persécution de vos parentes vous peut faire prendre cette résolution. Je souhaite qu'ils vous persécutent cent fois davantage, afin que vous exécutiez votre résolution bien promptement. Pourquoi cela ne peut-il (se) faire ce soir même? Au reste, Madame, ma conduite avec la D. d'Elc. (Electrice?) vous fera voir, que quand vous avez pris possession d'un coeur, aucune autre beauté n'y peut trouver place, encore moins cette princesse... J'ai extrêmement caressé la maitresse de votre M. (mari) pour savoir d'elle ce qu'elle a eu offense avec la comtesse, mais elle (n') en veut rien dire. Je suis bien avec M. le P. (Mr. le Prince?) et je (lui) montre plus de civilité que d'ordinaire.

36.

Ma soeur qui a eu S. Alt. (Son Altesse) pour mari, n'aura pas laissé échapper une si belle occasion pour se justifier et pour montrer son innocence, elle vous en avertira apparemment. Je souhaite qu'elle a y réussi.

37.

Si je me souhaite du bien, d'acquérir de la gloire, de me pousser dans des grandes charges, ce n'est que pour l'amour de vous, afin que vous m'aimatiez davantage, car un amant gueux et sans des charges considérables ne peut être longtemps bien avec une dame de votre rang.

38.

. . „Il est cruel de voir que toute la terre vous peut faire l'amour et que aviez parlé à tout le monde, sans personne y trouve à redire, je suis le seul exclus. Quand je songe que vôtre Mère vous offre à Mr. W. (?) et que de l'autre côté elle vous oblige à me point parler, je me sens dans un tel empertement contre elle que je serais prêt de la poignarder et je la souhaite mille fois au diable. Si la terre s'ouvrait et enferma la votre et la Douairiaire, quelle joie n'en aurais-je pas!

39.

Quand ma lettre était partie, j'ai reçu la vôtre. Mais quel fut mon chagrin quand j'ai vu que 297 (227? Mme. de Platen) était si fort brouillée avec 101 (votre beau-père) sur le chapitre d'un gueux comme 123, enfin l'on voit que notre parti est le plus faible et qu'il faut plus rien espérer. Vous serez obligée à vous attacher plus que jamais à 102 (votre mari), et moi à chercher quelque coin du monde où quelqu'un me donne le pain, à fin de ne point mourir de faim. Je vous avoue que les manières de 101 (votre père) me surprennent, et il n'y a point de doute que cela ne vienne du canal du 202 qui gouverne absolument 129, et celui-là est tout-puissant sur l'esprit de 101 (votre beau-père). . . Je ne vois pas comment vous pouvez après cela estimer 101 (votre beau-père), puisqu'il aime mieux perdre 227 (Mme. la Platen) et 201 (vous), que donner tort à 123, et je vois qu'il donnerait tous les deux pour sauver la vie à *Barbe* (?).

40.

Rien ne me pique à présent, et Mr. *Stubenfol* peut être dans votre chambre la nuit entière, puisque vous avez changé pour moi, rien ne me pique plus. . . Je ne parlerais du passé, qui est assez criminel, mais seulement du séjour de 305. Vous savez combien vous m'avez promis à ne voir personne du sexe masculin *chez vous*. Mais l'avez-vous tenu?

41.

Croyez-vous que je me contente de tous ces prétextes que vous êtes ravie de trouver? L'on sait qu'un *Marechal* a déjà été pris de vos mérites, et à ce que l'histoire dit, il n'était mal avec vous. Vous avez assez de coquetterie pour attirer celui-ci aussi, et sans le flatter, je crois même, il me plairait plus que le *défunt*. . . Toutes les cajoleries de 121 (?) sont-ce là les manières obligeantes que vous m'avez mandé que vous ne *joueriez avec lui*, . mais c'était dans ce temps qu'il allait à *Ratisbourg* (Ratzburg).

42.

Avec quel chagrin j'apprends que vous avez été entre d'autres bras (ceux de son mari?) que les miens, ne se saura exprimer, mais il le veut et c'est assez pour que vous le faites à regret, et que vous prenez soin à m'en convaincre.

43.

. . Vous voyez jusqu'où va le pouvoir de cette femme (Mme. de Platen?), que nous devons tout craindre. J'ai oublié de vous dire qu'elle attendait le Marechal au sortir de M. le Duc. Elle lui dit: „Je sais que vous allez voir la Frôle (Fräulein) de Kr. à Hambourg, et l'on dit que la Frôle Aurore viendra à Hanovre. Poursuivant je veux bien souffrir qu'elle retourne à la Cour, si Son Altesse le voulait permettre, bien qu'il n'eût pas à espérer qu'elle aurait une grande confiance en Elle." Je vous mande les mêmes mots que m'on a écrit; ainsi je ne sais si la fin veut dire que M. le Duc ou la Comtesse prend confidance à elle. Je crois qu'elle (ne) se soucit guère de la confidence de l'un ou l'autre et que son plus grand chagrin est qu'elle ne peut faire sa cour à Mme. la Princesse. Vous jugez aisément comme ces sortes de choses me perce le coeur.

(Der Beschluß folgt.)

Die Beichte eines Todesverbrechers.

Mistreß Butler, die Tochter des berühmten Schauspielers Kemble und die Großnichte der berühmten Siddons, die als Fanny Kemble selbst Lorbern auf der Bühne geerntet, als Schriftstellerin hingegen wegen ihrer oft rücksichtslosen und hochmüthigen Schreibweise vielfache Anfechtung und nicht unbegründeten Tadel erfahren, hat vor kurzem unter dem Titel „A year of consolation" die Eindrücke veröffentlicht welche ein längerer Aufenthalt in Italien auf sie gemacht. Der Titel schon deutet auf die Natur dieser Eindrücke hin. Die begeisterten Gefühle die sich darin aussprechen, der ernstliche Wille welcher an vielen Stellen durchleuchtet ihr früheres Verfahren vergessen zu machen und zu sühnen, wird Viel dazu beitragen der Verf. aus ämsigen Lesern stille Freunde zu gewinnen. Die Schilderungen in ihrem neuen Buche sind höchst anziehender Art. Wir entheben denselben als Beleg eine Stelle aus dem „Die heilige Woche" überschriebenen Abschnitte desselben. „Wir setzten uns", erzählt sie, „in eine der Kapellen der Peterskirche, gerade derjenigen gegenüber welche als Chor benutzt wird, und lauschten den Gesängen die dort aufgeführt wurden, und die durch das weite Kuppelgewölbe in klagenden melodischen Absätzen zu uns herüberklangen, deren Eindruck melancholisch, verschwimmend und ergreifend zugleich war. Hier saßen wir lange, während das Licht aus den untern und entferntern Räumen des unermeßlichen Gebäudes allmälig erlosch; Schar auf Schar von Andächtigen oder Gaffern strömte dem Schiffe der Kirche zu, während Priester und Mönche und Landleute, Männer und Weiber in malerischer Tracht nacheinander herbeikamen und in unserer Nähe niederknieten, um ein paar Gebete herzusagen und dann wieder aufzuspringen im Zwielicht, das Alles um uns immer tiefer einhüllte. In diesem Augenblicke bemerkte ich, daß ein Mann sich auf die Bank neben meine Schwester gesetzt hatte und ihr Etwas zuflüsterte. Er war gut gekleidet und sah anständig aus; mein Erstaunen war deshalb um so größer, als sie mir erzählte, daß es ein Bettler gewesen, der es für passend gehalten hatte sein Gesuch in dieser vertrauten und sonderbaren Weise an sie zu richten. Nachdem wir uns hier lange genug aufgehalten, daß ich bei dem düstern Scheine, dem fernen Gesange, dem eintönigen Schlürfen der Tritte auf dem Estrich, dem schwachen Duft des die Luft durchdringenden Weihrauchs in eine Art St.-Peters-Traum gefallen war, standen wir auf und gingen in eine andere Kapelle, wo zur Feier einer besondern Ceremonie dieses Tages ein paar Hundert Kerzen brannten. Die Wirkung dieses erleuchteten Altars, vor welchem eine zahlreiche und höchst malerische Schar von Andächtigen kniete, im Gegensatz zu dem Dunkel welches in der übrigen Kirche zu herrschen begann, war äußerst schön und überraschend. Auf unserm Gange waren wir an dem Beichtstuhle vorübergekommen, worin an diesem einzigen Tage im Jahre ein dazu eigens ausgewählter Cardinal öffentlich die Beichte gewisser großer Verbrecher hört, die Missethaten begangen haben für welche die Absolution gewöhnlicher Priester nicht ausreicht. Als wir vorbeikamen, war die Zeit noch nicht da wo der Cardinal den Beichtstuhl betreten sollte; aber schon kniete dort ein armer Mann, in der Tracht eines Bauern, das Gesicht sich mit den Händen verhüllend in einer Stellung die entweder inbrünstige Andacht oder bittere Gewissensbisse verrathen mochte. Als wir von dem erleuchteten Altar zurückkehrten, sahen wir die Anwesenden in banger Erwartung der Ankunft des Cardinals nach jener Gegend der Kirche sich drängen; den reuigen Missethäter aber an demselben Platze und unverändert in derselben Stellung verharrend, während Schar auf Schar von neugierigen Zuschauern sich Denen anschloß die bereits warteten

um Zeuge seiner Zerknirschung zu sein. Der Beichtstuhl erhob sich bedeutend über den Estrich der Kirche, um ihn herum war eine Art Verschlag angebracht, worin sich so viel Begünstigte oder Dreiste als nur konnten aufstellten. Endlich trat der Cardinal dort ein und ließ sich nieder; der Mann aber welcher auf sein Erscheinen gewartet nahm seine Stelle zu des Cardinals Füßen, und kniete in einer Weise nieder, daß Letzterer, indem er sich mit dem Gesichte niederbeugte, sein Ohr ziemlich in gleiche Linie mit dessen Mund brachte, worauf die Beichte begann. Ich hatte immer gewünscht, einmal Zeuge dieses seltsamen Schauspiels sein zu können. Eine lange Zeit hindurch behielten die beiden Betheiligten ihre Stellungen bei und aus ihrem Benehmen war kaum zu schließen, daß irgend etwas so Feierliches wie das Geständniß eines Todesverbrechers zwischen ihnen vorgehe. Der Haufen seinerseits verharrte während dieser Zeit in tiefem Stillschweigen und Spannung, indem er mit tiefer Theilnahme und Aufmerksamkeit den Eindruck Dessen was er hören sollte in des Cardinals Gesichtszügen verfolgte; endlich nahmen letztere den Ausdruck großen Entsetzens an. Die Menge und das unvollkommene Licht machte es jedoch schwierig Alles deutlich zu erkennen; aber da ich mich aus allen Kräften vorwärts bog, um Das was vorging wahrzunehmen, so sah ich wie dem Prälaten das Blut ins Gesicht stieg und er die Stirn faltete; er zerknetterte mehre mal mit einer Bewegung die von heftiger Nervenerschütterung zeugte sein Pelzbarett, fuhr sich ein paar mal hastig über die Stirn und sprach dann so leise, daß auch nicht ein Wort verlautete, aber mit augenscheinlicher Dringlichkeit und gewaltiger Feierlichkeit, die höchst ergreifend war. Nachdem er eine Zeit lang dem reuigen Sünder auf diese nachdrucksvolle Weise zugesprochen, machte er wiederholt und hastig das Kreuz über ihn. Der Eindruck den sein Benehmen auf mich machte war der, daß das Geständniß welches ihm abgelegt worden war ihn mit tiefem Ekel und Abscheu erfüllt haben mußte. Als der Arme, welcher auf diese Weise seinem Gewissen Ruhe erkauft, durch die Menge schritt, konnten wir sein Gesicht ganz deutlich erkennen. Es war eine gemein blödsinnige Gesichtsbildung, auf der keine besondere Leidenschaft oder Verruchtheit ausgesprochen lag; und in Betracht des Auftritts, in dem er soeben eine so hervortretende und nicht beneidenswerthe Rolle gespielt, war sein Benehmen seltsam, sorglos und ungerührt." 26.

Bibliographie.

Bernhard, C., Gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 1ster bis 13ter Band. Leipzig, Lorck. 8. 12 Thlr.

Braun, C. F., Gedanken über Wachsthum und Vervollkommnung des menschlichen Geistes. Aphoristisch einleitende Vorbemerkungen über Erziehung im weiteren Sinne. Dresden, Kori. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutsch, M., Lieder eines Schatzgräbers. Dichtungen. Altona, Blatt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Donaublumen. Eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Gedichten aus der Mappe der beliebtesten Wiener Schriftsteller zur Unterhaltung für die elegante Lesewelt. Herausgegeben von C. Lößl. Wien, Schmidt u. Leo. 8. 28 Ngr.

Feval, P., Der schwarze Bettler. Aus dem Französischen. Leipzig, Weller. Gr. 16. 18 Ngr.

Ganganelli — Papst Clemens XIV. — Seine Briefe und seine Zeit. Vom Verfasser der Römischen Briefe. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hahn, A., Das Bekenntniß der evangelischen Kirche und die ordinatorische Verpflichtung ihrer Diener. Ein Wort an Alle, welche Augsburgische Confessions-Verwandte nicht bloß heißen, sondern es auch noch seyn wollen. Leipzig, Vogel. 8. 27 Ngr.

Junghuhn, F., Die Battaländer auf Sumatra. Im Auftrage S. E. des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien Hrn. P. Merkus in den Jahren 1840 und 1841 untersucht und beschrieben. Aus dem holländischen Original übersetzt vom Verfasser. Zwei Theile. Chorographie. — Völkerkunde. Mit 19 lithographirten Tafeln. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Köberle, J. G., Warum reformirt Papst Pius IX.? und wie weit kann, wie weit wird er gehen? Eine populaire Beleuchtung der europäischen Staatenpolitik mit vorzüglicher Berücksichtigung der deutschen Zustände. Leipzig, O. Klemm. 8. 20 Ngr.

Lacordaire, H. D., Conferenzen in der St. Paulskirche zu Lüttich. Gehalten in den Monaten Februar, März und April des Jahres 1847. Ins Deutsche übertragen von Hilmar Heinr. Beißel. Aachen, Boisserée. Gr. 8. 12½ Ngr.

Miquél, F. W., Beiträge eines mit der Herbart'schen Pädagogik befreundeten Schulmannes zur Lehre vom biographischen Geschichtsunterricht auf Gymnasien. Leer, Prätorius und Seyde. Gr. 8. 7½ Ngr.

Poujoulat, Geschichte des heiligen Augustin. Sein Leben, seine Lehre und seine Werke. Aus dem Französischen übersetzt von F. Hurter. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ruge's, A., gesammelte Schriften. 8ter Band. — A. u. d. T.: Junius' Briefe. Deutsch von A. Ruge. Mannheim, Grohe. 8. 2 Thlr.

Schaubach, A., Die Deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete. 5ter Theil. Die südöstliche Abdachung vom Großglockner bis Triest. Register über das ganze Werk. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr.

Stedmann, K., Beitrag zum Staatsrechte der Herzogthümer am Rheine. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 7½ Ngr.

Vasari, G., Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum J. 1567. Aus dem Italienischen. Mit Anmerkungen von E. Förster. 5ter Band. Mit 9 lithographirten Bildnissen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wildenhahn, A., Philipp Jacob Spener. Ein geschichtliches Lebensbild aus der Entstehungszeit der spenerschen Schule. 2te verbesserte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zschaler, J. G., Volks- und Jugendschriften. 2ter Band. — A. u. d. T.: Jesuitengräul oder: die Schreckenstage zu Thorn 1724. Eine wahre Geschichte. 2te wohlfeile Ausgabe der „Ohrfeige." Mit 1 Stahlstich. Dresden, Grimm. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Böttlicher, W., Die innere Einheit des christlichen Lebens und der Naturwissenschaft, der Kirche und der Realschulen. Auf Veranlassung der Feier des 100jährigen Bestehens der Königl. Realschule zu Berlin, nachgewiesen aus dem Leben und den Schriften J. C. Silberschlag's. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Kober, A. A., Predigt bei der ersten Säkular-Feier der Königl. Realschule in Berlin am 6. Mai 1847 in der Dreifaltigkeits-Kirche gehalten. Berlin, A. Wohlgemuth. 8. 3 Ngr.

Pohlmann, J. H., Nachtrag zu den Münz-Zuständen der Stadt Lübeck. (Uebergang zum 35-Mark-Münzfuße.) Lübeck, Rohden. Gr. 8. 6 Ngr.

Scheuerl, A., Beiträge zur Beleuchtung der Schrift: „Konkordat und Konstitutionseid der Katholiken in Bayern. Augsburg 1847." 2ter Beitrag. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 6 Ngr.

Souchon, A. F., Zwei Predigten. Gehalten am Sonntage Palmarum und am heiligen Osterfeste. Berlin, A. Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber die Bedeutung des Priesterthums. Eine Primizrede gehalten zu Burghausen (von Dr. Anzenberger). Passau, Pustet. 1846. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 187. —— 6. Juli 1847.

Auszüge ungedruckter Briefe zwischen der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle und dem Grafen Philipp Christoph Königsmark.

(Beschluß aus Nr. 186.)

III.

Die Prinzessin Sophie Dorothea an Königsmark.

1.

. . . Je ne parle à personne, je me fais des scrupules sur les moindres bagatelles, — et à-peine suis-je partie, que vous oubliez tout ce que vous m'avez promis, et que vous vous consolez avec des dames qui me haïssent mortellement. Non, rien ne peut vous excuser et rien au monde est si désobligeant. Vous avez mille prétextes pour vous en défendre; cependant vous y avez été. Les réflexions m'accablent, et si vous saviez tout qui me passe par la tête, je vous ferais pitié. J'étais charmée de votre tendresse, je me trouvais plus heureuse que la reine de l'univers, d'avoir un amant comme vous. Je me flattais de n'avoir rien à craindre, et voilà tout mon repos troublé. Je tremble pour l'avenir. Que sera-ce, grand Dieu! dans quelques mois, puisque le jour même de mon départ, vous êtes si aisé à consoler. . .

2.

. . . Elle sait que 200 (ma belle-mère) a prêché 201 (moi) sur le sujet de 120 (vous Königsmark) il y a plus d'un an, et bien loin 100 (?) en a parlé à 200 (ma belle-mère), comme elle l'a voulu faire croire à 201 (moi), c'est elle qui lui en a rompu la tête, et que jamais 100 ne lui a dit un mot; qu'ensuite 200 (ma belle-mère) a dit à plusieurs personnes qu'elle avait averti moi de changer de conduite avec 120 (vous), parce que cela lui faisait tort. Elle m'a ensuite exhortée de changer de manière; que la vie que je mène est si retirée, que tout le monde en est surpris. . .

3.

l'an 93 (1693) (der Monat unleserlich) Lundi.

Il est 4 heures et je peux plus me flatter de vous voir aujourd'hui. Que je suis malheureuse! Vous n'êtes pas content de moi. Je n'ai point dormi; j'ai un battement du coeur effroyable. . . Voici ces (ses) propres mots: je ne conseille pas 201 (moi) de s'embarrasser *du voisinage;* si le *voisin* fait trop *de bruit*, il n'y a qu'à faire *passer votre lit* dans *l'antichambre;* par-là *vous éviterez le bruit* et *vous éloignerez du galant.* — 227 (Mme. Platen) me dit aussi, que 200 (ma belle-mère) l'a remerciée d'avoir permis à 201 (moi) à *revenir*, et que c'était un charme pour elle de l'avoir 227 (Mme. de Platen) à répondre là-dessus à ce qu'elle me mande, qu'après toutes les bontés que 200 (ma belle-mère) témoigne à 201 (moi), il est bien de *quitter*, et elle aussi, pour *lui faire la cour;* qu'elle espère qu'en quelque temps 200 (ma belle-mère) voudra bien que 201 (moi) *retourne*. Cela achève de me désespérer, car 201 (je) n'osera presser *son départ*.

4.

. . 214 (la Confidente) et moi ne faisons que parler des moyens de vous faire venir. Je vous écris toutes les difficultés que j'y trouve. . . Je le souhaite avec la dernière passion. . . Soyez persuadé que les malheurs du monde les plus terribles ne m'ébranleront jamais. Je tiens à vous par des liens trop forts et trop charmants pour pouvoir les rompre, et tous les momens de ma vie seront employés de vous aimer et de vous en donner mille marques, malgré tout ce qui voudra s'y opposer.

5.

200 (ma belle-mère) me parle de vous toutes les fois que je suis avec elle à la promenade; car je vous ai mandé que je suis toujours seule avec elle. Je ne sais si elle (le fait?) pour tendresse de vous ou pour me faire plaisir. . . je ne peux même entendre nommer votre nom sans un transport dont je ne suis pas la maîtresse. Il n'y a pas de bien qu'elle ne dise de vous, et elle vous loue avec tant de plaisir que si elle était plus jeune, je ne pourrais m'empêcher d'en être jalouse; car tout de bon je crois qu'elle a tendresse du coeur pour vous. . .

6.

. . Je vous ai déjà mandé que *la chose est facile de mon côté, car la Confidente loge* dans *le cabinet auprès de moi* et 120 (Königsmark) *peut y entrer par une porte de derrière, et peut y demeurer 24 heures s'il le veut sans le moindre risque pour moi. Je promène tous* les *soirs seule* avec *la Confidente sous les arbres* auprès de *la* maison, attendre 120 (Königsmark) *depuis 10 heures jusqu' à 2. Vous savez le signal ordinaire; il faut vous faire connoître par la porte de derrière*, la palissade est *toujours ouverte.* N'oubliez pas que *c'est vous qui devez donner le signal,* et que *moi* (je) *vous attendrai sous les arbres.*

7.

Si vous croyez que la crainte de *m'exposer* et de *perdre ma réputation* m'empêche de *vous voir*, vous me faites une injustice bien cruelle. Il y a longtemps que je vous l'ai sacrifiée, et mon amour me donne tant de courage que j'ai toutes les peines du monde à l'envie où *je suis de vous embrasser.* Il faut que *la chose* soit bien *difficile*, pour que je me *prive* d'un *plaisir* pour lequel je donnerais *ma vie.* Souvenez-vous de tout ce que je vous ai mandé là-dessus; je vous écris encore de nouveaux *obstacles*. . . Vous me désespérez par tout ce que vous dites sur ce sujet. J'y trouve un air moqueur que je ne mérite point. Voici vos propres mots: „Puisqu'aucune espérance ne nous reste de *vivre jamais ensemble*, pourquoi vouloir nous hasarder pour si peu de chose, c'est-à-dire pour se voir vingt fois par an." Voilà une belle raison pour m'abandonner, — moi qui sacrifie rois et tout le monde ensemble

pour être avec vous. Soyez persuadé que tous les périls les plus terribles et la mort même, si je la voyais devant mes yeux, ne me feront jamais venir la pensée de m'éloigner de vous. . . . Je peux sans chimère me flatter encore de *passer* un *jour ma vie avec vous*. Grand Dieu! si je perdais cette espérance, le moyen de résister à tant de malheurs! Il n'y a que cela qui me soutient.

8.

101 (mon beau-père) m'a assuré qu'il (mon mari) voulait me donner des marques solides de sa tendresse. Dieu le conserve dans ses bons sentimens, car de cela dépend tout le bonheur de ma vie.

9.

. . Vous me dites que vous serez obligé d'aller chercher quelque coin du monde où l'on *vous donne le* (du) *pain*, a fin de ne point *mourir de fain (faim)*. Me comptez-vous pour rien, et croyez-vous que je vous abandonne jamais! Quelque chose qui arrive, si vous en étiez réduit à cette extremité, soyez persuadé que rien dans le monde ne m'empêchera de *vous suivre* et que je voudrais *périr avec vous*.

10.

. . Si le comte de Steinborst (?) et de la Gardie sont encore où vous êtes et qu'ils aient dessein de venir, je vous conjure de venir avec eux; c'est un prétexte raisonnable. . . Quand vous serez ici, l'amour nous aidera, et *nous trouverons* quelque *moyen* de *nous voir* plus aisé . . . autrement je mourrai si je n'ai la *joie de vous embrasser*. . . . Quand on est accoutumée à des *caresses* aussi charmantes que *les vôtres*, on méprise tout le monde. . . . Je n'aurais jamais soupçonné *Busch* de la vilainie qu'il vous a fait pour *Hammerstein*. . . . Voilà justement les gens qu'il faut à 102 (mon mari); il a tant de sympathie aux eux, que je ne m'étonne point de leur union. . . . Vous seul m'êtes tout; je trouve en vous de quoi contenter tous mes désirs; mon ambition est bornée à vous plaire et à me conserver votre coeur: il me tient lieu de tous les empires. . . Je ne crois que je puisse faire *déloger:* je n'aurais aucun prétexte pour cela, car les *appartemens* sont tout-à-fait *séparés*, et n'ont aucune *communication* ensemble que par *une porte* qu'il ne tient qu'à moi de *tenir fermée*, et de plus toutes *mes femmes* sont autour de *moi*, de sorte que je crains de ne point réussir.

11.

. . Puisque les comtes sont partis, vous n'avez plus de prétexte pour *venir ouvertement*, et je n'ai pas songé que la chose fût possible sans cela. Pour *venir déguisé*, je m'y *oppose;* elle me paraît *trop dangereuse*, et c'est tout comme vous le dites pour *ruiner nos affaires* pour *jamais*. . . . Je serais bien injuste de *m'opposer* à *votre voyage* de Holl. (Hollande); je crois pourtant que vous ne l'avez le temps pour le faire, car les *Danois* avancent toujours, et ont tout ce qu'il faut pour *faire un siège*, de sorte que l'on est fort *alarmé*.

12.

. . J'ai lu mon *contrat de mariage*, qui ne peut être plus *désavantageux* pour moi. *Mon mari* est *maître absolu* de toutes choses, et il n'y a rien dont je *puisse disposer*. La *pension* même qu'il doit *me donner* est si mal expliquée, que l'on peut me *la chicaner*. . . . J'en ai été si touchée, que j'en *ai eu des larmes aux yeux*. 227 (Mme. de Platen) en a été attendrie, et m'a parlé comme je souhaite; on ne peut rien imaginer de plus tendre et d'obligeant qu'elle me dit, jusqu'à m'offrir *vendre ses pierreries*, et de m'en faire *un fond où je voudrais*. Mais enfin nous avons conclu qu'il faut *parler à* 101 (mon beau-père) pour qu'il mette ordre. 227 (Mme. de Platen) l'a fait ce matin. La réponse a été bonne, et j'espère que *j'obtiendrai* ce que *je souhaite*. . . . 227 (Mme. de Platen) en agit le plus honnêtement du monde, et je suis fâchée que vous *la traitiez de folle*, car je ne l'ai jamais tant aimée que hier et aujourd'hui.

13.

Je n'envie point du tout 707 (la maîtresse du prince) la lettre de 102 (mon mari), et je suis ravie de voir une union si belle. Je fais aussi mille voeux pour la continuation de vos plaisirs. . . . On ne parle que de vos plaisirs et des assemblées continuelles où vous brillez parfaitement.

14.

Je ne songe qu'à vous trouver mardi ou mercredi. J'ai vous déjà mandé par Stupenfol et j'espère vous trouver tendre et fidèle. Si cela n'est, je crois que j'en mourrai, car je vous avoue que je vous aime à la folie.

15.

. . . Je tremble que vous n'ayez des affaires en *Flandre;* celle *de Suède* me perce le coeur. . . . Je suis étonnée d'apprendre que 120 (vous) va faire *la campagne à Urhin* (?). Cela ne fait passer bon effet pour lui (vous), puisqu'il (vous) *n'a pas encore payé ses dettes;* et de la manière dont on en parle *il pourrait* avoir de fâcheuses affaires. . . . Je suis persuadée que 102 (mon mari) a une maligne joie de cela, car je lui connais une envie et une haine générale pour tout qui est charmant et qui a du mérite et de la distinction comme 120 (vous). 227 (Mme. de Platen) a une idée, qui est assez bonne si elle réussit; elle veut que *les états de N.* (?) *fassent présent de 30,000 écus à vous*. Elle en a parlé à 129 (?) qui a promis de rien d'épargner. Je crois que 120 (vous) le voudra bien. Il est sûr que si *je pouvais mettre* 129 (?) *dans mes intérêts*, 101 (mon beau-père) ferait tout ce que l'on voudrait. . . . Je vous aime trop pour n'être sensiblement touchée de *vos affaires*. . . . Plût à Dieu avoir un royaume à vous offrir! Quelle joie et quel plaisir pour moi, mais faute de cela je ne pense plus qu'à gagner 101 (mon beau-père). 227 (Mme. de Platen) est absolument pour moi.

16.

J'ai été témoin hier d'une conversation entre 101 (l'Electeur) et 127 (Mme. de Platen) qui m'a fait faire bien des réflexions. On ne peut s'imaginer rien de si désobligeant ni de si aigre que tout ce qu'ils ont dit. 123 (?) en était le sujet. 101 le protège, ce qui met 227 en désespoir. J'ai tremblé en voyant deux personnes, que l'amour seul a uni, si animées pour si peu de chose, jusque là qu'ils se sont menacés de se quitter. Ils se sont enfin raccommodés au bout de deux heures, mais 227 est piquée au vif contre 101, et elle n'a point tort. Vous jugez bien qu'elle a peu de pouvoir puisqu'elle ne peut réussir dans une affaire qui lui tient si fort au coeur. Cela me donne fort mauvaise opinion des miennes, car toute mon espérance était en elle, et je vois qu'il suffit qu'elle souhaite une chose pour qu'elle ne soit. 101 est dur au delà de l'imagination. Je suis fort mal édifiée de lui, car j'ai connu aux manières qu'il a pour 227 que l'on ne doit point compter sur ses bontés.

17.

J'ai reçu une lettre de 102 (mon mari) qui me permet d'aller à 306. Il ne veut pas que je sois longtemps pour cause en ce qu'il dit je lui avais mandé que 200 (ma belle-mère) avait donné à 120 (Königsmark) un *noeud de rubans* pour son (votre) *étendart* et que les dames avaient fait de même. . . . Il faut que vous ayez une grande stérilité de nouvelles pour me parler de la galanterie de Mme. *ma mère*.

18.

. . . Il serait une bien grande consolation pour 201 (moi) que de *voir* 120 (Königsmark) *encore une* fois. Il ne

ne passe pas un moment que *je ne le souhaite.* La *chose* est *aisée* de *mon côté. La Confidente loge* dans le *cabinet* auprès de moi, et si 120 (K.) pouvait *venir*, sans être connu, il n'y aurait rien à *craindre;* pour *le reste* 120 (K.) pourrait même *demeurer tout un jour* sans que l'en en*doutât;* mais il est presque impossible que 120 ne soit *rencontré* par quelqu'un qui *le reconnaisse;* c'est pourquoi je ne veux rien dire là-dessus, et quoique je le souhaite avec la dernière *passion*, *j'aime mieux* me *priver* de ce plaisir que d'exposer 120 (K.) le moins du monde.

19.

Je me moque de toute la terre pourvu que nous nous aimions tous deux. Je vous le ferai connoître, et que je ne balancerai jamais à tout abandonner pour vous. Vous me tenez lieu de tout, et toutes les grandeurs du monde me deplairoient si je ne pouvais les partager avec vous.

20.

Samedi 23.

J'ai impatience de savoir si vos affaires vont bien, et si *votre soeur* fait son devoir.

So schrieb in der Blüte der Jugend die lüneburgische Heloise, die in der sechzigjährigen Staatsgefangenen zu Ahlden nicht mehr zu erkennen ist, die ihre Haushaltungsrechnungen revidirt, Küchenzettel für den Meisterkoch schreibt, und mit jener Ruhe, jener Entsagung alle die Leiden, alle die Verfolgungen als deren Opfer sie zuletzt fiel, in ihrer Selbstbiographie schildert, in welcher höchstens nur an einzelnen Stellen ein Laut des Schmerzes, ein Hauch des Gefühls oder ein Zug bitterer Ironie sich kundgibt. Aber jetzt ruhten auch die meisten der in diesem Drama handelnden Personen schon längst im Grabe, und wer weiß nicht wie der Tod den Stachel des Hasses bei den Nachlebenden abstumpft? In der dumpfen Einförmigkeit des zweiunddreißigjährigen Gefängnisses hatte sich die Glut der Leidenschaften abgekühlt, das Herz abgestumpft und die Brandstätte der Liebe war schon längst von einer kaum noch lauen Flugasche überdeckt; vergangene Leiden waren verschmerzt, in die grauen Frostnebel der Erinnerung verhüllt, alle Wünsche gestorben bis auf einen einzigen, die Sehnsucht nach der Freiheit. Daß Sophie Dorothea in dem Denkmal das sie sich selbst gesetzt hat sich im besten Lichte darzustellen bemüht, vielleicht auch ihre Todfeindin etwas schwärzer als diese in der Wirklichkeit war ausmalt, daß sie über ihre unerlaubte Liebe den Schleier geworfen hat, wer kann ihr alles Dies verdenken? Wenn sie jetzt zufolge dieser stummen, aus einem schwedischen Familienarchiv hervorgezogenen Zeugen weniger moralisch und fleckenfrei dasteht und der Märtyrerkranz ihrem Haupte entsinkt, so gewinnt sie desto mehr an romantischem Interesse, ja sogar, wäre nicht der schauerliche Meineid dagewesen, an menschlicher Theilnahme. Denn wer darf den ersten Stein auf ein Weib werfen das, gegen ihren Willen mit einem kalten und herzlosen Mann vermählt, der seine eigene Untreue mit Frechheit öffentlich zur Schau stellt, sich von einem Jugendgespielen hinreißen läßt, welcher zugleich als einer der vollkommensten Cavaliere seiner Zeit und durch den doppelten Reiz der Schönheit und der glänzendsten Talente als ein unwiderstehlicher Zauberer geschildert wird?

Upsala im April 1847.

B. W. Palmblad.

Romanliteratur.

1. Das Gespensterhaus. Eine Geistergeschichte aus Berlins Gegenwart, von August Braß. Mit zwei Illustrationen. Zwei Theile. Berlin, Quien. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine ergreifende und spannende Geschichte wird hier mit Humor, Lebendigkeit und Wahrheit erzählt. Das Haus worin die liebenswürdige Familie Wagner wohnt und leidet, wo der meisterhaft dargestellte Invalide Stopger sich der Bedrängten annimmt, war von einem hartherzigen Mann erbaut, von hartherzigen Leuten besessen; seine Tochter erscheint im verschossenen gelben Atlasputz den Miethsleuten die ihre Miethe nicht tilgen können; mit ihr geht das Gespenst der Armuth herum, und die andern Gespenster, welche deren Gefolge bilden, die des Lasters, des Hungers u. s. w. Das Verbrechen in den verschiedenen Schreckensgestalten, in seiner grauenhaften Stufenleiter, vom gedachten Betrug bis zum bestraften Mord, erscheint in phantastischem Aufzug, in wunderlicher Zusammenstellung. „Dieser Spuk", sagt der Verf., „läßt sich nicht durch Gebet und Bibellesen, nicht durch fromme Sprüche bannen. Es muß ein anderer Glaube, eine andere Religion sein durch welche diese Gespenster verjagt werden können, und Dies ist die Religion der Arbeit, und wer diese erkannt hat und sich zu ihr bekennt, der braucht sich vor jenen Gespenstern nicht zu fürchten." Trotz dieser weisen Moral ist die unglückliche Familie in Armuth und Elend versunken, ohne je die geringste Scheu gegen Arbeit an den Tag gelegt zu haben; und sie wird reich, nicht durch Arbeit, sondern durch einen glücklichen Zufall. Der Verf. scheint sich nicht so recht klar geworden zu sein über die Tendenz seiner Novelle, und der so phantastisch und poetisch ersonnene und ausgeschmückte Gespensterspuk, welcher oft durch seine barocken Gebilde überrascht, umhüllt den tiefern Sinn der Novelle oft bis zum Unverständlichen. Sollte sie eine Tendenz haben, so ist dieselbe mangelhaft dargethan und leicht miszuverstehen. Man ist es in der jetzigen Literatur gewohnt die Reichen hartherzig und schlecht geschildert und nur unter den Armen Edelmuth zu finden; um so mehr ist es zu bedauern, wenn dieser Fehler der Zeitliteratur auch in Werken stattfindet welche wie das vorliegende keines solchen Kunstgriffs bedürfen um sich das Interesse des Publicums zu sichern. Die Charaktere sind im vorliegenden Werke trefflich geschildert, und man folgt oft mit wahrem Vergnügen der Spur einer geistreichen Phantasie, deren Trägerin eine geübte, wenn auch zuweilen sich verirrende Feder ist.

2. Luise. Von Elise Hasper. Zwei Theile. Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ref. muß sich eigentlich auf den Standpunkt eines achtzehnjährigen Mädchens denken bei Beurtheilung des vorliegenden Werkes, welches für junge Mädchen geschrieben ist, wie die Vorrede sagt, indem dieselbe es zu den wenigen für weibliche Jugend geeigneten Romanen zählt, aus Gründen welche auch angegeben sind, und wogegen Ref. Nichts einwenden kann. Die Schriftstellerin scheint indeß vergessen zu haben, daß die Jugend vor Allem die Weitläufigkeit haßt und leicht die Geduld über Reflexionen verliert, bei Schilderungen der vortrefflichen Eigenschaften gewisser Musterexemplare wol sogar einschläft. Wir fürchten, daß Solches den jugendlichen Lesern des vorliegenden Buchs geschehen wird. Im Uebrigen können sie Manches daraus lernen, z. B. daß Bescheidenheit bei einem jungen Mädchen besser gefällt als Eitelkeit und Coquetterie; was sie aber nicht daraus lernen sollen ist das Briefschreiben. Diese unendlich langen Briefe voll unbedeutender Ereignisse, voll Oh und Achs, voll Wiederholungen sind höchst langweilig

und sollten junge Mädchen auch vielleicht das Vorrecht haben solche Briefe zu verfertigen, so sind sie doch bei jungen Männern höchst ungewöhnlich, unnatürlich und vor dem Richterstuhle ihrer männlichen Freunde unverzeihlich.

3. Heimgarten. Von Franz Stelzhamer. Zwei Theile. Pesth, Heckenast. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine Sammlung großer und kleiner Erzählungen, angeblich im Heimgarten vorgetragen und aus verschiedenen Quellen gesammelt. Der Vortrag ist hauptsächlich nach Humor ringend, was oft gelingt, wenn auch nicht immer ganz glücklich. Es ist jener Humor der aus dem Erhabensten in das Barockste verfallen kann, der das Unschöne zu Ehren bringt und das Gemeinste adelt. Die Erzählungen sind ohne alle Tendenz; die Ausschmückung, die eingestreuten Reflexionen scheinen dabei die Hauptsache zu sein. Die erste längere Erzählung ist ein kleiner Roman, worin zwei Heldinnen figuriren welche Beide zu Falle und dann wieder zu Ehren kommen. Sie ist reich an lebendigen Schilderungen, an originellen Charakteren und scharfsinnigen Auseinandersetzungen, und würde, wenn die Erzählungsweise natürlicher und gemüthlicher wäre, den Leser ergreifen und erschüttern; er liest aber kalt, wenn auch mit aufmerksamer Spannung die wirklich tragischen Ereignisse und Situationen ab, sie lösen sich für ihn nicht von Papier und Buchdruckerschwärze los. Höchst originell ist die Zusammenstellung des bürgerlichen und vornehmen Brautstandes, die wir hier mittheilen: „Was sich bei uns (gemein gesagt) bessern Leuten von selbst versteht: daß wir einander ernähren können, Das ist bei geringern die Hauptbedingung ihrer Zuneigung und ihres Zusammentritts. Der Ackerknecht thut die gröbern Handgriffe für die geliebte Magd, sie bessert ihm dafür Sonntags das Beinkleid auf den Knien und auf andern schadhaften Stellen aus, setzt ihm ein ledernes Herz auf den durchstochenen Ellnbogen, und mischt ihm ein altes Halstuch unter seine Sachen; dann sparen sie sich den bessern Festtagsbissen vom eigenen Munde ab, um damit sich gegenseitig zu erfreuen und zu erquicken; dann hopsen und walzen sie mitsammen und nur mitsammen um die schnarrende Fidel in der Dorfschenke; dann wandeln sie schön einsam durch die grüne Au und kühle Waldung; er kaut an seinen eisernen Nägeln, sie zupft und faſert an einem rauhen Tannenzweig; Das weckt ihre Lust: er umschlingt sie mit tölpischen Caressen; sie versetzt ihm zärtlich lächelnd ein Liebestätschchen, daß seine Ohren singen, darüber lachen sie, daß es weit umhallt; dann schlendern sie mit gekreuzten Fingern nach Hause, und wenn er die Rosse füttert, sie die Kühe melkt, meinen Beide, daß sie einander wieder recht lieb gehabt hätten. — Wir machen Das ganz anders und viel hübscher: wir becomplimentiren uns von Ferne höflich und artig, so artig und höflich, als kennten wir uns erst seit einer Viertelstunde; sprechen in langen, wohlgeordneten Sätzen, genannt Phrasen und Tiraden, als machten wir eben Prüfung aus der Stilistik; übersenden uns anonyme Präsentchen von Plunderzeug und Firlefanz, und es fällt uns nicht einmal ein nachzudenken, geschweige nachzusehen in des Andern Wäschcommode oder Kleiderschrank. Du nippest nur, wenn ich dir zusehe; ich lege bei deiner Annäherung flink die Cigarre bei Seite, zwischen mir und dir ist der Hirschzaun meines arggesteiften Jabots und die knisternde Wetterwolke deiner Pluderärmel, beim Picknik, wenn ich nur eine Woche früher förmlich eingekommen bin, stehe ich auf der langen Liste deiner Tanzritter, und wir discouriren die ganze Nacht hindurch (wenn es gut geht) fast halb so viel miteinander wie mit jedem Andern den uns der Wirbel in die Hände spielt. Du fährst mit deinen Tanten aus, und da kann ich dann — auf dem Bocke kutschiren oder im kurzen Trabe beiher reiten. Nach diesem interessanten Liebeslauf beschließen endlich und arrangiren unsere Curatoren unsern Ehelauf (Ehestillstand) und — o Himmel voll Entzückung und Wunder! — in der Brautnacht stellt sich vor meine stumpfen erwachten Augen im blendendweißen Nachtcorsett der Geist, der matte, demüthige Geist, der die gewaltigen Puffröcke bewohnt, der die allmächtigen Rumpärmel regiert hat, und läßt ein schauderhaft-liebliches Geflüster hören welches lautet: «Siehe da, dein Weib!» Und der Windhund der mit dir die weiten Salons durchschnaubt, und der Gewaltige der die zahmen Rosse an deinem Wagen gebändigt und gelenkt hat, legt dir dann sein ausgeathmetes Herz zu Füßen, umringt dich mit am Leitseile ausgerungenen Armen und murmelt lieblich-schauderhaft: «Dein Mann!»" Wir theilten diesen Auszug mit, weil der Leser daraus besser als aus irgend einer Charakteristik des Ref. den Ton der vorliegenden Bände errathen kann. Ein kleines Meisterstück ist „Onkel Georg's Schatz"; es liegt darin ein Schatz von Gemüthlichkeit und Gefühlswärme. Die kleine Novelle ist hübsch erzählt und ein für den freundlichen Humor des Autors passendes Feld. Weniger empfehlungswerth sind „Die drei Hunde". Der zweite Band enthält drei Erzählungen, welche wie die des ersten den Stempel des Talents tragen. „Die vier Kleinigkeiten" sind sinnreich und poetisch erzählt; wir empfehlen das Werk dem Leser mit Vergnügen und wünschen ihm Geduld zu den Längen desselben, weil wir überzeugt sind, daß er dafür belohnt wird.

4. Altes Lieben, neues Hoffen. Roman von Bertha von Werder. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zerina, die Heldin, ist die Tochter einer Zigeunerin und eines Grafen Kailath. Sie wird auf dem Schloß des Grafen Kailath, Bruder ihres Vaters, erzogen; als sie erwachsen ist, verläßt sie das Schloß und folgt ihrem wirklichen Vater. Später findet man sie in Italien als berühmte, tugendhafte und gefeierte Sängerin wieder. Graf Lara findet sie dort nach langem Suchen; er liebt sie und ist von ihr geliebt. Irma, die Nichte des Grafen Kailath, mit Zerina aufgewachsen und deren Freundin, liebt den Grafen auch, und gibt das Bild eines edeln weiblichen Wesens in großmüthiger Entsagung; sie endigt in einem Kloster. Aber auch Zerina und Lara sollen nicht glücklich werden. Der Zigeuner Ferillo, welcher Zerina liebt, hat sein Leben verwirkt, indem er, um sie zu retten, den Fürsten Canino ermordete, welcher sie entführt hat. Als er zum Tode verurtheilt ist, bittet er noch ein mal mit Zerina in „Romeo und Julie" aufzutreten, und als man ihm diesen letzten Wunsch gewährt, mischt er Gift in den Trank der Julien gereicht wird, und Zerina stirbt auf der Bühne. Der Roman ist etwas abenteuerlichen Inhalts und gegen das Ende zu etwas unwahrscheinlich, indeß hübsch erzählt, die Situation gut erfunden, die Personen sind geschickt charakterisirt, die einzelnen Momente malerisch gruppirt; ein gebildeter Geist hat die Feder geführt, welche in angenehmem, wohlgefeiltem Stil gewiß einen großen Theil des Publicums zu unterhalten vermag. 46.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 188. —— 7. Juli 1847.

Deutsche Volkskalender.

Seit Erfindung der Buchdruckerkunst ist der Kalender wol ohne Zweifel der verbreitetste und unentbehrlichste unter allen literarischen Hausfreunden; höchstens Bibel, Gebet- und Gesangbuch können sich ihm zur Seite stellen. Und mit seiner Verbreitung von der ärmsten Hütte bis zum glänzenden Palast hat er sich auch in die verschiedensten Formen gefügt, wie sie theils durch das Bedürfniß theils durch die Laune und den Luxus vorgeschrieben wurden. In seiner einfachsten Gestalt auf das bloße Verzeichniß der einzelnen Tage und ihrer Namen beschränkt, finden wir ihn in den mannichfaltigsten Gestalten vom schlichten Wand- und Comptoirkalender bis zum glänzend und zierlich ausgestatteten Zierath eleganter Boudoirs. Aber schon früh erweiterte sich das einfache Blatt zum inhaltreichen Buche: Alles wurde ihm angeschlossen was über den Lauf der Zeiten allgemein verständlich und interessant erschien; so machte er die großen Fortschritte der Himmelskunde in ihren Resultaten zum Gemeingute des ganzen Volkes. Von hier aus war es ein kleiner Schritt, auch Das in den Kalender aufzunehmen was der Lauf der Gestirne für das Thun und Treiben der Erdbewohner wirkt und schafft: Haus- und Wirthschaftsregeln wurden den betreffenden Zeiten beigefügt, und die ewige Sucht des Menschen nach dem Unfaßbaren war Grund genug, das Wetter im voraus zu bestimmen, und eine Menge von Gesetzen für die verschiedensten Lebensverhältnisse aufzustellen, in denen sich die Verunstaltungen des Aberglaubens von zu Grunde liegenden richtigen Beobachtungen kaum mehr sondern lassen. Endlich sollte das Buch, welches der Inbegriff aller gemeinnützigen Weisheit geworden war, auch Unterhaltendes und Ergötzliches bieten, welches letztere zugleich mehr oder weniger auf sittliche Belehrung ausging. So entstanden jene umfangreichen Sammelwerke des buntesten Inhalts, wie wir sie aus dem 16. und 17. Jahrhundert in nicht geringer Anzahl besitzen; sie nannten sich nicht gerade Volkskalender, waren es aber oft mehr als manche neuere Erscheinung die sich mit jenem lockenden Aushängeschilde schmückt.

Der eben beschriebene Entwickelungsgang war, dem Geiste früherer Jahrhunderte gemäß, ein unbewußter, fast unwillkürlicher, der aber in glücklicher Unbefangenheit nicht selten das Rechte und Passendste ergriff. Unserer sehr vernünftigen Neuzeit war es vorbehalten auch in die Kalenderliteratur Bewußtsein und Absicht zu bringen. Man war mit Recht der Meinung, daß das wissenschaftliche Publicum Belehrung und Unterhaltung nicht gerade aus Kalendern schöpfen wolle, sondern sich je nach seinem Bedürfniß an die unmittelbaren Quellen wende, aus welchen der Kalender nur die allgemein verständlichen Endergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in der Kürze entnehmen kann, sowie er auch für die Unterhaltung weder nach Umfang noch nach Inhalt Das bringen darf was die sogenannte gebildete Lesewelt verlangt. So fällt der Kalender also recht eigentlich in das Gebiet der Volksliteratur; eine Besprechung Dessen was er leisten soll, und eine kurze Uebersicht Dessen was als wirklich geleistet vor mir liegt, mag also gleichsam die mehr praktische Fortsetzung Dessen sein was ich vor kurzem (in Nr. 62—64 d. Bl.) über Auerbach's „Schrift und Volk" zu sagen Gelegenheit hatte.

Ich brauche im Rückblick auf den erwähnten Aufsatz nicht mehr auf die letzten und höchsten Gesetze des Volksschriftenwesens zurückzugehen, sondern nur von ihrer Anwendung auf den Kalender im Besondern zu sprechen. Es wird sich dabei besonders fragen, Was in den Volkskalender aufgenommen werden solle, das Wie der Bearbeitung unterliegt den von Auerbach mit Klarheit erkannten und mit Festigkeit hingestellten allgemeinen Anfoderungen.

Zuerst ist hier natürlich die eigentliche Grundlage, der Kern des Ganzen, der Kalender im engern Sinne, zu erwähnen: die sogenannten „Schreibkalender", deren fast jede Stadt nebst Umgegend ihren besondern hat, haben im Laufe der Zeit den Raum neben den Zahlen und Namen der einzelnen Tage mit einer verworrenen Menge von Zeichen und kurzen Angaben ausgefüllt, von denen das Volk Nichts versteht, ja die zum Theil schlechterdings unverständlich sind, weil sie aus den Zeiten astrologischer Träumereien herstammen. Hier muß also vor allen Dingen aufgeräumt werden: zu dem Ueberflüssigen möchte ich schon die immer wiederkehrende Angabe des alten Julianischen Kalenders rechnen, die höchstens für die Nachbarn des russischen Reichs einiges In-

teresse haben kann. Ebenso überflüssig erachte ich die bis ins Einzelne gehenden Angaben über Lauf und Stand der Planeten sowie über den Stand der Sonne in den einzelnen Zeichen des Thierkreises; Beides kann weit passender hinter den sämmtlichen Monatscolumnen kurz und übersichtlich zusammengestellt werden. Nicht beseitigt, sondern nur recht übersichtlich dargestellt werden muß dagegen der Lauf des Mondes und die Zeit des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs. Unbedingt zu verbannen sind endlich die herkömmlichen Wetterbestimmungen, die ein bedeutender Astronom, in einer der ersten deutschen Städte mit Redaction des Kalenders beauftragt, an vergnügten Abenden im Kreise seiner Familie und guter Freunde mit vieler Heiterkeit und Ergötzlichkeit zu machen pflegte. Sichere Fortschritte der Meteorologie würden hier allerdings mit Recht benutzt werden können; auch kann ich es nur billigen, wenn man an dieser Stelle die uralten Bauernregeln über Wetter und Haushaltung aufnimmt, da sie fast immer das Resultat langbewährter Beobachtungen sind. Endlich gehört hierher das Jahrmarktsverzeichniß, welches dem Bürger und Bauer von wesentlichem Nutzen ist; schaden kann es auch nicht, wenn ein Geschichtskalender beigefügt wird, doch ist Dies keine leichte Arbeit, da auf die Auswahl solcher Angaben Bedacht genommen werden muß für welche im Volke das nöthige Verständniß vorhanden ist. Es ist deswegen auch nicht nöthig, daß jeder Tag ohne Ausnahme mit einer Geschichtsangabe begleitet ist, wol aber sollte das Volk durch seinen Kalender darauf hingewiesen werden, daß es die Tage von Leipzig und Waterloo, daß es die Geburtstage Luther's, Schiller's, Friedrich's des Großen im Gedächtniß behalte, sie gleichsam als weltliche Feiertage beachte. In den einzelnen Gegenden kämen dann noch örtliche Angaben dieser Art hinzu: im magdeburger Kalender die Eroberung durch Tilly, im weimarischen Karl August's Geburts- und Todestag, im wiener der der Befreiung durch Sobieski u. dgl. m. Auf diese Weise ließe sich ein klarer, übersichtlicher Kalender herstellen, der des Wissenswerthen genug, aber nichts Ungehöriges und Unverständliches enthielte. Wäre dann noch Platz übrig, so wäre irgend ein guter Denkspruch auch gerade nicht vom Uebel. Ueber die astronomischen Verhältnisse des Jahres, Finsternisse u. dgl. schlösse sich dann, wie es auch meist schon geschieht, eine kurze Zusammenstellung an. Kürze und Faßlichkeit, frei von allen streng wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und von allen abergläubischen Ueberlieferungen, ist hier die wichtigste Foderung.

An diesen eigentlichen Kalender sollen sich nun also noch andere, freie Zugaben anschließen. Von diesen verlange ich vor allen Dingen, daß sie nicht eine willkürlich zusammengestoppelte Musterkarte der verschiedenartigsten Dinge seien, sondern immer den Hauptzweck des Ganzen, ein Begleiter der Familie durch Leid und Freud' des Jahres zu sein, im Auge behalten. Nicht minder wichtig ist die Pflicht, daß alle derartige Aufsätze durchaus nur das Vaterland im Auge behalten, daß also die geschichtlichen und geographischen Darstellungen ihre Stoffe aus der Heimat wählen, daß vaterländische Angelegenheiten besprochen werden u. dgl. Damit soll einzelnes ferner Liegendes nicht unbedingt ausgeschlossen sein, doch scheint mir solches nur insoweit zulässig zu sein, als es in einem geistigen Bezuge zu dem Heimischen steht; Schilderungen aus Amerika z. B. finde ich unverwerflich, sobald sie irgendwie in Verbindung gesetzt werden mit der gegenwärtigen Auswanderungslust in Deutschland.

Im Einzelnen können die in Rede stehenden Aufsätze entweder positiv belehrenden Inhalts sein oder mehr der Unterhaltung dienen. In erster Reihe fehlt es nicht an Auswahl: Erd- und Himmelskunde, Geschichte, Gewerbewesen im weitesten Sinne, und noch manches Andere bietet reichen Stoff; es kommt nur auf verständige Auswahl an; ich will die Geschichte etwas näher ins Auge fassen. Hier muß das Vaterland im Allgemeinen, und die engere Heimat des Kalenders vorzugsweise, ja fast ausschließlich bedacht werden. Nicht unpassend finde ich es, wenn eine gedrängte Uebersicht über das zuletzt verflossene Jahr die Reihe eröffnet; sonst aber dürfen nicht ganze Zeitabschnitte, sondern einzelne bedeutende Momente geschildert, und mit dem Kalender dadurch in Verbindung gesetzt werden, daß von einzelnen wichtigen Gedenktagen oder von Ereignissen ausgegangen wird welche gerade in dem gegenwärtigen Jahre dadurch an Interesse gewinnen, daß ein größerer abgeschlossener Zeitabschnitt, ein Jahrhundert u. dgl. zwischen ihnen und der Gegenwart liegt. In einigen neuern Volkskalendern finden sich auch politische Betrachtungen und Abhandlungen über Gerichtswesen und andere Gegenstände des öffentlichen Lebens; hier liegt die Gefahr besonders nahe, daß der Verfasser sich in Theorien und Abstractionen verliere, welche das Volk nur verwirren. Meiner Meinung nach müßten derartige Aufsätze von einfachen, über allen Streit erhabenen Beispielen ausgehen, an deren Darstellung sich dann wol auch allgemeinere Betrachtungen anschließen dürfen; nur müssen sie von aller Parteifärbung möglichst frei gehalten werden.

Ueber den Theil der Kalenderliteratur welcher belehrender Unterhaltung gewidmet ist brauche ich nicht in Einzelheiten einzugehen: von ihm gilt Das was Auerbach über die „Dichtung für das Volk" so meisterhaft gesagt hat. Nur möchte ich vor dem herkömmlichen Anekdotenkram warnen; eine Anhäufung von Anekdoten wie sie gewöhnlich sind, die zum weitern Nachdenken durchaus nicht anreizen, ist das Geisttödtendste was es gibt, während es doch die Aufgabe der Volkskalender sein soll, den Geist zu wecken und zu bilden.

Noch kommen einige allgemeine Gesichtspunkte in Betracht. Auerbach sagt mit vollem Rechte: „Es ist von besonderer Bedeutung in der Volksschrift, daß der Charakter des Verfassers darin hervortrete", und: „Es scheint daher auch erfoderlich, daß eine Volksschrift stets nur von Einem Manne verfaßt sei." Wenn es Auerbach danach schon für einen Misgriff erklärt, daß man Volksschriften aus den Arbeiten vieler Gleichgesinnten zusammenstelle, so ist es natürlich noch viel schlimmer, wenn

die verschiedenen Mitarbeiter an einem Volkskalender sehr verschieden oder wol gar nicht gesinnt sind. Da kommen aber betriebsame Herausgeber und Verleger und pressen berühmte Namen so lange, bis diese, um nur Ruhe zu bekommen, sich mit einer Beisteuer, die dann oft etwas invita Minerva gefertigt wird, loskaufen. Auerbach selbst hat sich troß seiner richtigern Einsicht nicht frei davon erhalten, sondern sowie Jeremias Gotthelf zu verschiedenen mit vorliegenden Volkskalendern beigesteuert. Doch ist es gar nicht zu verkennen, daß diejenigen Kalender die werthvollsten sind welche Einer Hand ihre Entstehung verdanken. Andere, welche auf dem Titel eine ganze Reihe von Mitarbeitern aufführen, verrathen sich schon dadurch als Unternehmen der Speculation, und es kann von ihnen wenig Segen erwartet werden. Eng mit dem eben erwähnten Umstande hängt Das zusammen was Auerbach unter der Ueberschrift „Die örtliche und landsmännische Volksschrift" bespricht. Ich habe mich schon öfter dahin ausgesprochen, daß ich an die Möglichkeit allgemein deutscher Volksschriften glaube; daneben aber können und müssen auch dergleichen für einzelne Gegenden bestehen, und Dies scheint mir eben die Aufgabe des Volkskalenders zu sein. Freilich wenn der Verleger nur darauf ausgeht recht viele Tausende von Exemplaren abzusetzen, dann kann er das Bedürfniß einer einzelnen Gegend nicht zu seinem Hauptaugenmerk machen; aber wenn der Herausgeber wirklich Gutes wirken will, dann wird er die geschichtlichen Erinnerungen seines Stammes beleben, die Merkwürdigkeiten seiner Gegend schildern, dann wird er im Berglande für das Bergwesen wichtige Erfindungen, im Flachlande neue Ackergeräthschaften und Nutzpflanzen beschreiben; dann wird er auch den dichterischen Theil seiner Sammlung dem Charakter einer bestimmten Gegend anpassen. Verlangen kann man eine solche örtliche Färbung allerdings nicht von einem Volkskalender; wenn sich aber auf dem Titel selbst eine derartige nähere Bestimmung findet, dann muß man wol fragen, wie dieselbe auch durch den Inhalt bethätigt sei, und die Nichtbeachtung derselben wird dann Veranlassung zu gesteigertem Tadel.

Eine besondere Beachtung erheischen endlich noch die künstlerischen Beigaben, mit welchen die meisten Volkskalender wirklich oder angeblich geschmückt sind. Sowie nicht jeder Schriftsteller für das Volk schreiben kann, so kann auch nicht jeder Künstler für das Volk zeichnen und malen; es sollte sich einmal ein tüchtiger Künstler heranmachen, und Das auf die bildende Kunst übertragen was Auerbach für die redende Kunst als Volkssache festgesetzt hat. Ich kann etwas Erschöpfendes darüber nicht geben. Auerbach's treffendes Wort: „Wie man im Volke nicht leicht spazieren geht um sich eine Bewegung zu machen, ziellos, so ist auch die geistige Bewegung nicht bloßes Spazierengehen" — dieses Wort findet auch hier Anwendung; das Volk besieht nicht Bilder um des bloßen sinnlichen Eindrucks wegen, sondern es will Etwas davon mit wegnehmen. Daraus ergibt sich zunächst, daß es abgeschmackt ist, einen Volkskalender willkürlich mit Bildern zu zieren die mit dem Wortinhalte desselben in gar keinem Zusammenhange stehen. Aber auch große kunstreiche Compositionen, selbst wenn sie und der Text sich gegenseitig erläutern, sind nur mit Vorsicht anzuwenden; im Ganzen werden Bildnisse bedeutender Männer, Ansichten großartiger Bauwerke u. dgl., immer natürlich im Zusammenhange mit dem Text stehend, die passendste Beigabe sein, sowie auch zu etwa vorkommenden technologischen und naturgeschichtlichen Aufsätzen einfache Abbildungen nicht fehlen dürfen. Aber nicht nur auf die Gegenstände, auch auf die Ausführung der künstlerischen Beigaben kommt viel an: coquette Stahlstiche mit grellen Streiflichtern nach englischer Manier gehören hier nicht her; sie sind Das was Auerbach als „pikant" für die Volksschrift mit Recht verwirft. Wie er von „brillantem Stil" und „eleganter Schreibart" Nichts wissen will, so gilt ganz Dasselbe von jenen anspruchsvollen und an wahrem Kunstwerth armen Stahlstichen, bei denen es sich auch „wesentlich um den virtuosen Vortrag, hier Ausführung, handelt". Der Holzschnitt in seiner neuern Vollendung, der feinere Steindruck, allenfalls noch der Kupferstich, Das sind die Kunstzweige welche hier an der Stelle sind.

Wenn ich nun die in Vorstehendem ausgesprochenen allgemeinen Foderungen zusammenfasse, und nach ihnen eine nicht geringe Anzahl von Volkskalendern im Einzelnen prüfe, da fällt das Urtheil freilich nicht gar günstig aus. Hebel's „Rheinischer Hausfreund" ist eigentlich noch immer unerreichtes Muster und wird nicht erreicht werden, so lange die Volkskalender mehr das Product buchhändlerischer und schriftstellerischer Speculation als reinen Eifers für das Gedeihen unsers Volkes sind. Leider scheint die erstere sich je länger desto breiter zu machen; aber die Menge der Volkskalender, die jährlich in vergrößerter Anzahl wie Pilze aus dem Boden schießen, bringt uns das Heil wahrlich nicht. Die folgende Uebersicht ist noch beiweitem nicht vollständig, doch dürfte sie so ziemlich die verbreitetsten unter den hierher gehörigen Schriften umfassen.

Nur um ihn von dem Gebiete der Volkskalender, zu welchen er sich wol selbst nicht rechnet, auszuschließen, erwähne ich:

1. Illustrirter Kalender für 1847. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, Weber. 4. 20 Ngr.

Eine sehr reichhaltige Sammlung, die so ziemlich alle menschliche Thätigkeiten und Verhältnisse vom Hof- und Staatsleben bis zu der zierlich illustrirten Vorschneidekunst umfaßt; recht brauchbar sind zahlreiche statistische Tabellen über Staatsverhältnisse, Zollwesen, Post- und Dampfverkehr, Maß und Gewicht u. s. w. Für das Volk ist das aber Alles natürlich Nichts. Aufsätze wie der „Rückblick auf die Staaten- und Culturgeschichte von Deutschland im Jahre 1845" sind Zusammenstellungen ohne tiefern Gehalt, aber voll von ziemlich leeren Redensarten. Die zahlreichen, in Holzschnitt meist gut ausge-

führten Illustrationen verlieren dadurch sehr an Werth, daß sie, wie es scheint, ohne Ausnahme andern illustrirten Unternehmungen der Verlagshandlung entnommen sind, und deshalb hier zum Theil etwas sehr willkürlich eingefügt erscheinen.

Dem Alter die Ehre! Deshalb beginne ich die Reihe der eigentlichen Volkskalender mit:

2. Deutscher Volkskalender 1847. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 12½ Ngr.

welcher bereits seinen dreizehnten Jahrgang erlebt, und als der Vater der meisten übrigen Volkskalender angesehen werden kann, unter welchen er freilich manche ungerathene Kinder zählt. Hier und da merkt man dem betagten Herrn wol auch einige Altersschwäche an, aber im Ganzen behauptet er seinen Platz mit Ehren. Der Kalender ist der herkömmliche mit einiger Ueberladenheit; das an ihn sich anschließende „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden" enthält in bunter Reihe geschichtliche, naturgeschichtliche, betrachtende, technologische, unterhaltende Aufsätze. Reine schöne Gesinnung leuchtet aus Allem hervor, aus einigen ein Humor der den rechten Fleck trifft; zu einigen Darstellungen ist der Stoff aus den Pyrenäen und Neapel entlehnt, während die Mehrzahl passender im Lande bleibt. Die zahlreichen Holzschnitte sind gut gewählt und trefflich gearbeitet.

3. Der Gevattersmann. Volksbuch für 1847. Dritter Jahrgang. Von Berthold Auerbach. Braunschweig, Westermann. 8. 4 Ngr.

hat mit diesem dritten Jahrgange ein kleineres Format angelegt, aber der Inhalt ist nicht ärmer, nicht seines Urhebers unwürdig geworden. Auch jetzt kann man aus dem größern Theile des „Gevattersmann" lernen wie das Volk zum Nachdenken über die Zustände des öffentlichen Lebens angeregt werden kann und muß; zugleich aber betrachte ich es als einen Vorzug, daß Auerbach diesmal diese Seite nicht einseitig berücksichtigt, sondern ihr auch andere Elemente beigemischt hat. Die Holzschnitte sind des Büchleins würdig. Möge der wackere „Gevattersmann" zu hohen Jahren gelangen!

(Der Beschluß folgt.)

Das „Edinburgh review" über die Auflösung der Republik Krakau.

Es war ebenso zu erwarten, daß vorgenanntes Journal die Auflösung der Republik Krakau nicht mit Schweigen übergehen, als daß es diese Handlung der drei nordischen Mächte tadeln und den Tadel scharfsinnig begründen werde. Alles Das ist geschehen. Das letzte Aprilheft bringt einen 33 Seiten langen Aufsatz, welcher zwar hier und da eine feindliche Gesinnung gegen Oestreich, eine freundliche für Preußen, und in Bezug auf Rußland die Annahme durchblicken läßt, daß Rußland gethan was im Gange seiner Politik gelegen, und was deshalb Niemand befremden könne; im Ganzen jedoch ruhig und gemessen, ohne Parteilichkeit für Polen und ohne leere Declamation, sein Urtheil auf Thatsachen und geschichtliche Documente stützt. Weil nach der Einrichtung des Journals jeder Artikel sich einer literarischen Erscheinung anschließen muß, der Verf. aber offenbar mehr den Zweck gehabt seine Meinung auszusprechen als ihr entgegengesetzte Ansichten zu bekämpfen, hat er zu seinem Anlehnungspunkte ein französisches Werk gewählt: „De la Pologne et des cabinets du nord; par *Felix Colson*" (3 Bde., Paris 1841), welches seinem Gegenstande insofern angehört, als es mehre die Constituirung der Republik Krakau betreffende Urkunden enthält, von denen indeß der Verf. nur eine anführt, das geheime Memoire Pozzo di Borgo's an Kaiser Alexander über Rußlands politisches Verhältniß zu Polen und Deutschland, wichtig schon deshalb, weil die darin 1815 gegebenen Andeutungen sich 1832 und 1846 erfüllt haben. Außerdem hat der Verf., obwol gewiß mit der einschlagenden deutschen und französischen Literatur nicht unbekannt, davon keinerlei Bemerkung genommen, seine Arbeit als eine völlig freie hingestellt. „Es wäre unnöthig", heißt es in der Hauptargumentation, „die formellen Anordnungen aufzuzählen welche der Unabhängigkeit Krakaus zur Basis dienten. Das aber leidet keinen Zweifel, daß bei keiner vom (Wiener) Congreß beschlossenen Anordnung die Form strenger und vollständiger beobachtet worden ist. Zuvörderst wurde alles Krakau Betreffende in dem von Oestreich, Rußland und Preußen unterzeichneten Zusatztractate vom 3. Mai zusammengefaßt, einem Tractate welcher die Staatsverfassung Krakaus, das Protectorat der drei Mächte und die Neutralitäts-, Handels-, Universitäts- und Kirchenrechte der Stadt auf das bündigste bestimmte. Dann wurde dieser Separatvertrag der allgemeinen Congreßacte in den weitgreifenden Beziehungen des 118. Artikels einverleibt, und gleich als genüge Das noch nicht wurden die wesentlichsten Bestimmungen zur Begründung der Unabhängigkeit und Freiheiten der polnischen Republik im 6., 7., 9. und 10. Artikel des Generalvertrags vom 9. Juni auseinandergesetzt.... Betrachten wir nun die zahlreichen Beweise äußerster Sorgfalt welche sämmtliche Regierungsbevollmächtigte und insbesondere die großbritannischen bei Verhandlung der polnischen Frage in Wien dargelegt haben, und finden wir, daß der Plan von seinem ersten Entwurfe an mit und von uns berathen worden und nicht eher für allenthalben abgeschlossen gelten sollte, als bis sämmtliche acht Bevollmächtigte ihn durch ihre Unterschriften gutgeheißen, so liegt etwas unbegreiflich Leichtsinniges und Unehrliches in dem jetzigen Anführen der nordischen Höfe, daß sie allein die Urheber der über Krakau getroffenen Verfügungen gewesen und folglich allein das Recht gehabt ihr Werk zu vernichten.... Hinsichtlich der Heiligkeit und Gültigkeit der einzelnen Artikel eines Vertrags kann und darf kein Unterschied Platz greifen. Alle Artikel eines und desselben Vertrags, lehrt Grotius, sind bedingungsweise ineinander eingeschlossen, gleich als ob gesagt wäre, ich will Das thun, dafern du Jenes thust; und Vattel stellt geradezu den Grundsatz auf: daß die Verletzung eines einzigen Artikels den ganzen Vertrag aufhebe. Das ist demnach unser Verhältniß zu Artikel 6, 7, 9 und 10 des Wiener Vertrags." Wenn der Verf. in alle Dem weniger etwas Neues gesagt als durch die Art wie er Bekanntes zusammengereiht seiner Arbeit einen Werth gesichert hat, so erscheint es doch ein neuer und gewichtiger Einwurf gegen die Erklärung der nordischen Höfe, sie hätten die Auflösung der Republik Krakau erst beschlossen und ausgeführt, seit dieselbe im laufenden Jahre das Maß ihrer Sünden voll gemacht, daß jene Auflösung bereits im Sommer 1834 von den drei Fürsten zu Münchengrätz beschlossen und die Ausführung nur dadurch aufgehalten worden ist, daß der verstorbene König von Preußen bedungen, sie solle erst erfolgen, wenn er die Gelegenheit dazu für geeignet erachten werde. Diese Zusage, bemerkt der Verf., vererbte auf seinen Sohn, Friedrich Wilhelm IV. Der geeignete Moment schien gekommen als Rußland drohte, daß Krakau friedlich dem einen Reiche zugetheilt werden müsse oder mit Gewalt einem andern verbunden werden würde, und Frankreich und England mit den spanischen Heirathen beschäftigt waren. „Rußland siegte — Oestreich gewann die Beute — Preußen hatte sich der Politik des nordischen Bundes gefügt; aber die Geschichte, hoffen und vertrauen wir, wird hinzusetzen: Zum letzten mal." 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 189. —— 8. Juli 1847.

Deutsche Volkskalender.

(Beschluß aus Nr. 188.)

4. Sächsischer Volkskalender für 1847. Herausgegeben von Karl Steffens. Leipzig, R. Hartmann. 8. 12½ Ngr.

Wodurch sich dieser Volkskalender ein Recht auf den Beinamen des „sächsischen" erworben hat, mag der Himmel wissen: in der „Genealogie" sowie in dem „Rückblick auf die jüngsten Zeitereignisse in Deutschland" steht Preußen voran, und auch sonst findet sich nichts „Sächsisches", als daß eine Erzählung von Nieritz in Dresden spielt, die aber ebenso gut in Hanover oder Warschau spielen könnte. Voran stehen einige englische Stahlstiche, größtentheils sehr hart und grob gearbeitet und durch Gedichte erläutert an denen das Volk sehr wenig Geschmack finden wird. Die übrigen Beiträge sind von den verschiedensten Verfassern: vortrefflich ist eine Erzählung von Auerbach, nicht ganz gleich kommen derselben zwei Arbeiten von J. Gotthelf. Von den übrigen Sachen läßt sich weder viel Gutes noch viel Schlechtes sagen. Es wäre kein Unglück, wenn dieser Volkskalender künftig ausbliebe.

5. Gemeinnütziger Volkskalender für das Jahr 1847. Siebenter Jahrgang. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 10 Ngr.

Die Aufsätze zur Naturkunde und zur Haus- und Landwirthschaft empfehlen sich durch Klarheit und Anwendbarkeit; Beschreibungen interessanter Bauwerke sind von mittelmäßigen Steindrücken begleitet; eine längere Erzählung von Karl Lucas fährt ziemlich ausgefahrene Gleise; sehr überflüssig und deshalb unpassend sind allerhand „in bunter Zusammenstellung" aufgehäufte Notizen, Anekdoten und ähnlicher Kram. Uebrigens könnte dieser Volkskalender mit weit mehr Recht „preußischer" als der vorhergehende „sächsischer" benannt sein.

6. Kurzweiliger und gemeinnütziger Kalender auf das Jahr 1847. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Etliche höchst manierirte und künstlerisch werthlose Stahlstiche gehören zu ebenso vielen schmählich verkürzten Novellen von Zschokke; es ist schwer zu begreifen, wie Jemand eine solche Mishandlung derselben sich hat erlauben können, wenn man nicht annehmen will, daß der Verleger die Stahlplatten bereits früher besaß, und sie doch nicht ganz ohne begleitende Worte seinem Kalender einverleiben wollte. Außerdem finden sich hier verschiedene schwache Gedichte und ähnliche komische Erzählungen mit groben Holzstichen; das Beste darunter würde der „Discurs des Dorfbarbiers" von Stolle sein, wenn nicht Stellen darin vorkämen die nicht füglich anders als Zoten genannt werden können. Ein Post- und Eisenbahnbericht für Sachsen weist auch diesem sehr entbehrlichen Volkskalender eine engere Heimat zu.

Von ähnlichem Schlage ist:

7. Neuer Volkskalender für 1847. Redigirt von Th. Drobisch. Stettin, Müller u. Comp. 8. 10 Ngr.

Auf dem Titel sind zahlreiche Mitarbeiter genannt, von denen z. B. Herloßsohn, Oelckers, Oettinger ganz geschickte und gewandte Schriftsteller sind, aber für Volksschriftsteller sollten sie sich doch nicht ausgeben; sie haben ein buntes Sammelwerk ohne Saft und Kraft zusammengebracht, namentlich ist der hier und da versuchte, und mit groben Holzschnitten verunzierte Humor verunglückt. Das Beste für die unmittelbare Heimat des Buches dürften noch die Beschreibungen zu einigen feinen Stahlstichen sein welche pommerische Gegenden darstellen. Eine durchaus coquette, ungehörige Zugabe ist der dem Titel vorgebundene Stahlstich einer Carnevalsdame.

Ein ebenso unpassendes coquettes Titelblatt eröffnet den

8. Deutscher Volkskalender für 1847. Herausgegeben von Leopold Schweitzer und J. Stein. Breslau, Schuhmann. 8. 12½ Ngr.

Etwas passender sind die übrigens gut gearbeiteten Stahlstiche nebst ihren Erläuterungen, namentlich ein schönes Blatt „Aus dem Bauernkriege" nach Metz. Was den Inhalt betrifft, so ist schon die übersichtliche und einfache Anordnung des Kalenders zu loben; auch die darauf folgenden Aufsätze wählen ihren Stoff geschickt und führen ihn in angemessener Weise aus, namentlich gilt Dies von Dr. Elsner's „Naturwissenschaftlichen Skizzen". Mehre Aufsätze beziehen sich auf die socialen Fragen der Gegenwart, und sind von Parteifärbung nicht ganz frei.

9. Sächsischer Volkskalender für das Jahr 1847. Herausgegeben von Gustav Nieritz. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.

Die vorgebundenen Holzschnitte sind gut gearbeitet, finden aber im Buche keine Erklärung; andere, meist kleinere und gröber gearbeitete am Schlusse sind alle mehr

oder weniger Caricatur, und erklären sich durch kurze Unterschriften; Einiges davon ist nicht ohne Witz. Von den Erzählungen, die den größten Theil des Inhalts bilden, ist besonders hervorzuheben „Der Grenadier als Generalsuperintendent" von W. Meinhold; auch „Das Loch im Aermel" von Nieritz und „Das Ende der Welt" von W. Häring verdienen gelesen zu werden; geistvoll, aber nicht volksmäßig sind die Räthsel und Charaden von Dr. Mises.

10. Die Spinnstube, ein Volksbuch für das Jahr 1847. Herausgegeben von W. O. von Horn. Zweiter Jahrgang. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 12½ Ngr.

Ein feiner Stahlstich und mehre, nicht misrathene Holzschnitte finden im Buche hinreichende Erläuterung. Der Text scheint ausschließliches Eigenthum des Herausgebers zu sein, der seine Darstellungsweise sichtlich nach Hebel gebildet hat. Er wechselt mit Erzählungen, Betrachtungen, Anekdoten und Räthseln, und im Ganzen gehören seine Leistungen zu den bessern ihrer Art; so ist namentlich der Aufsatz „Columbus" trefflich erzählt, dagegen die schöne alte Geschichte von Richard Wittington und seiner Katze unendlich ins Breite gezogen, und durch übel angebrachte Sentimentalitäten verwässert. Hr. v. Horn kann selbst so gut erzählen, daß er sich nicht auf solche Weise an alten Sachen vergreifen sollte, die sehr selten durch einen neuen Rock gewinnen.

11. Süddeutscher Volkskalender. Jahrgang 1847. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 4. 6 Ngr.

Ein eigentlicher Kalender ist hier ebenso wenig beigegeben als artistischer Schmuck. Das Ganze besteht aus drei Aufsätzen: „Erklärung zu den astronomischen Angaben in den Kalendern", „Beiträge zur Culturgeschichte" und „Das Dorf Friedheim und seine Wohlstandspflege", letzterer in Gesprächsform. Alle drei Aufsätze verdienen das Lob großer Klarheit und Faßlichkeit, und wo man auf unterhaltende Lecture keine Ansprüche macht, wird das Büchlein gewiß Beifall finden.

12. Neuer gemeinnütziger Hauskalender für das deutsche Volk auf das Jahr 1847. Vom Herausgeber von „Vater Strüf's Feierabend". Ulm, Seitz. Lex.-8. 2½ Ngr.

enthält außer dem Jahrmarktsverzeichniß und einer passenden allgemeinen Einleitung in den Gebrauch des Kalenders in großen, aber leicht übersichtlichen Tabellen vollständig, was ein ländlicher Haushalt für jeden Monat zu wissen und zu thun hat. Aber die auf dem Titel verheißenen „schönen Bilder" beschränken sich auf grobe Vignetten über den einzelnen Monatstabellen.

13. Verbesserter Hausvaterkalender auf das Jahr Christi 1847. Jena, Frommann. Gr. 8. 6 Ngr.

entbehrt zwar alles äußern Schmucks, und sieht ganz ebenso aus wie alle die Kalender die man seit unvordenklichen Zeiten in jedem Bauernhause findet, verdient aber um so mehr hier eine besondere Hervorhebung, da er sich nicht mit den gewöhnlichen abgedroschenen Anekdoten und sonstigen Albernheiten befaßt, sondern durchweg gesunde und kräftige Kost bietet, in der Nützliches und Angenehmes auf das beste gemischt ist. Man muß sich doppelt freuen, aber auch ebenso darauf aufmerksam machen, wenn das Gute in so anspruchslosem Gewande auftritt.

Einen Uebergang vom Kalender zum Taschenbuch bildet die folgende Schrift:

14. Das Buch für Winterabende. Volkskalender und Volksbuch für 1847. Von M. Honek. Hanover, Kius. 8. 10 Ngr.

Ziemlich grobe Holzschnitte werden in dem Buche größtentheils erläutert. Der Text ist von verschiedenen Verfassern: unter mehren Erzählungen zeichnen sich „Eine Lebensgeschichte" von Honek und „Rikke-tikke-tak" nach Conscience vortheilhaft aus. Auch die Anekdoten und sonstigen Lückenbüßer sind im Ganzen gut gewählt; noch mehr als diese geben mehre Abhandlungen dem Buche einen bestimmten Charakter, unter welchen besonders die von K. Buchner „Ueber fremdes Recht und nationale Gesetzgebung" hervorzuheben ist. Ein besonnenes Streben nach politischer Mündigkeit und nationaler Selbständigkeit zieht sich unverkennbar durch das Ganze hindurch, und nimmt für dasselbe auch da ein wo man Einzelnes nicht ganz billigt.

Der Volksliteratur nahe verwandt sind die Kinderschriften; sie sind denn auch bereits mit ihren eigenen Kalendern bedacht worden:

15. Illustrirter Kalender für die deutsche Kinderwelt auf das Jahr 1847. Zweiter Jahrgang. Von Eduard Sparfeld. Leipzig, Friese. 8. 12 Ngr.

Mit dem ganz einfachen Kalender ist ein Geschichtskalender verbunden, der aber sehr viele Angaben, z. B. Einzelheiten aus der Kriegsgeschichte, Friedensschlüsse und andere Verträge enthält, welche für die Kinder höchstens hohle Namen sind, und deshalb besser weggeblieben wären. Es folgen kurze und zweckmäßige „Blicke in die Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenders", dann Erzählungen und Märchen, welche durch einen durchlaufenden Faden zu einem Ganzen verbunden werden. Es herrscht aber in ihnen so viel Süßliches und Manierirtes, daß ich sie nicht als gesunde Nahrung für kindliche Gemüther betrachten kann, und ich glaube, daß schon der erste Blick auf die dazu gehörigen Stahlstiche viele Väter und Erzieher mir wird beistimmen lassen.

16. Deutscher Jugendkalender für 1847. Herausgegeben von Hugo Bürkner. Leipzig, G. Wigand. 4. 15 Ngr.

Ein treffliches Büchelchen! Allerliebste Holzschnitte gehen durch dasselbe hindurch, und die Erzählungen von Auerbach, Herm. Kurtz und R. Reinick sind nicht weniger allerliebst; aber fast noch besser werden der Kinderwelt die illustrirten Wiegenlieder und ähnliche Späßchen gefallen. Auch der eigentliche Kalender ist sehr sinnig eingerichtet, doch etwas überladen.*)

*) Ich mache bei dieser Gelegenheit auf das „A B C-Buch für kleine und große Kinder, gezeichnet von dresdener Künstlern. Mit Erzählungen und Liedern von R. Reinick, und Singweisen von Ferdinand Hiller" (Leipzig 1846) aufmerksam, welchem sich jener „Jugendkalender" in seinem Aeußern eng anschließt. Dies Bilderbuch gehört zu den wenigen wahrhaftigen Bereicherungen der Jugendliteratur.

So wäre diese, freilich beiweitem nicht vollständige Umschau beendigt. Des wirklich Werthvollen habe ich wenig gefunden, viel Mittelgut, manches ganz Verfehlte. Möchten sich die wahrhaft Berufenen mehr und mehr concentriren, damit die Zukunft eine geringere Anzahl von Volkskalendern bringe, diese aber auch wirklich zum Wohle und Gedeihen des Volkes, für das sie bestimmt sind, wirken! **W. A. Passow.**

Die petersburger Akademie der Wissenschaften im Jahre 1846.

Zu den empfindlichsten Verlusten welche die Akademie im vergangenen Jahre mit der ganzen übrigen wissenschaftlichen Welt Europas erlitt gehört der Tod ihrer beiden Ehrenmitglieder, des russischen Admirals von Krusenstern und des königsberger Astronomen Bessel. — Von den von der Akademie schon seit einer langen Reihe von Jahren herausgegebenen wissenschaftlichen Memoiren begann im J. 1830 eine neue Serienreihe, von welcher bis jetzt an 20 Bände erschienen sind. Von den zwei Lieferungen des vergangenen Jahres handelt die eine über Botanik, die andere über Zoologie. Von der Abtheilung der Memoiren an der nur Fremde (Nichtakademiker) Theil nehmen erschien der fünfte Band, zwei voluminöse Aufsätze enthaltend: „Beschreibung der sibirischen Insekten", von Motschulski; „Anatomisch-physiologische Forschungen über das Nervensystem der Fische", vom liefländischen Arzt Girgensohn. — Außer diesen Memoiren gibt die Akademie schon seit 13 Jahren ein besonderes wissenschaftliches Bulletin heraus, das nach ihren beiden Sectionen, der physiko-mathematischen und der philologisch-historischen, in zwei Abtheilungen zerfällt. Von der erstern erschienen im vergangenen Jahre 21, von der letztern 17 Nummern. Dieses Bulletin ist jetzt auf acht Bände angewachsen, wovon fünf der ersten, drei der zweiten Section angehören. Beide hielten im vergangenen Jahre 42 wissenschaftliche Sitzungen, jede 21. Die Zahl der in diesen verlesenen Abhandlungen belief sich auf 577, von welchen 334 auf die physiko-mathematische, 243 auf die historisch-philologische kamen. — Der Akademie liegt seit längerer Zeit schon eine sie stark beschäftigende Aufgabe ob, die bekannte Demidow'sche Prämienvertheilung für die in wissenschaftlichen Disciplinen jährlich erscheinenden besten Werke. Die volle Preisbestimmung von 5000 Banco-Rubel erhielten im J. 1846 nur drei Gelehrte: der an der petersburger Universität attachirte Professor der Astronomie Sawitsch, die Professoren der kasaner Universität Kowalewsky und Klaus.

Von den wissenschaftlichen Arbeiten einzelner Akademiker die im vergangenen Jahre ihre Vollendung erhielten nennen wir: Bunakowsky's „Theorie über mathematische Wahrscheinlichkeiten". Es ist dies das erste Originalwerk in der russischen Literatur über diesen interessanten Theil der angewandten Mathematik. — Otto Struve, Sohn Wilhelm Struve's, Directors unserer Central-Sternwarte zu Pulkowa, beendete seinen Bericht über die zweite zwischen Altona und Greenwich im J. 1844 unternommene Chronometerexpedition; der erste ward bekanntlich zwischen Pulkowa und Altona im J. 1843 vollzogen. Beide nun beendete Expeditionen ergeben zwischen Pulkowa und Greenwich eine Längendifferenz von 2 St. 1' 18", 674. — Dr. Kolenati gab auf Kosten der Akademie seine „Meletemata entomologica" in fünf Lieferungen heraus. Sie betreffen den wichtigsten Theil seiner während der Jahre 1843—44 auf seiner Bereisung des Kaukasus angestellten naturgeschichtlichen Forschungen, den entomologischen. — Dorn gab eine Chrestomathie über die Sprache der Afghanen, ingleichen ein afghanisch-englisches Lexikon heraus. Von ihm erschien schon 1840 eine Grammatik über diese mit der heutigen persischen nahverwandte Sprache, die in den Memoiren der Akademie aufgenommen ist. Erwägen wir, daß Afghanistan ein Staat Centralasiens ist, der eine Bevölkerung von mehren Millionen zählt, der schon jüngst eine bedeutende Rolle spielte, der gewiß eine noch wichtigere in der nächsten Zukunft in Asien spielen dürfte, die nicht ohne Rückwirkung selbst für Rußland bleiben kann, so sind des Akademikers Dorn Bemühungen um diesen Theil der asiatischen Linguistik gewiß nicht zu verkennen und werden um so nützlicher, da seine vorgedachte Chrestomathie die erste literarische Quelle ist welche die bis jetzt völlig unbekannten afghanistischen Schriftsteller, Prosaiker und Dichter, im Originaltext aufgenommen hat. — Der Akademiker Kupfer ist unablässig bemüht die ihm aus allen Theilen des Reichs zugestellten meteorologischen Beobachtungen zu sammeln, um aus ihnen wichtige Resultate für eine klimatologische Bestimmung Rußlands aufzustellen. Die Zahl der Punkte von wo aus meteorologische Beobachtungen angestellt werden vergrößert sich in Rußland mit jedem Jahre. Das größte Verdienst in dieser wissenschaftlichen Beziehung hat die Russisch-amerikanische Compagnie. Jüngst stiftete sie auf Ajan, ihrer neuen Colonie am Meerbusen von Ochotzk in Ostsibirien, einen neuen Punkt für diese Beobachtungen; für diesen Behuf sind auch jetzt zwei neue Punkte in der östlichen Kirgisenhorde des Gouvernements Orenburg errichtet. In Tiflis befindet sich ein meteorologisches Observatorium zur Erforschung der dortigen klimatischen Verhältnisse. — Usträlow ist fortwährend mit seiner „Geschichte Peter's des Großen" beschäftigt, für die ihm seine 1845 nach Wien unternommene Reise reiche Materialien in den dortigen Archiven verschaffte. — An einer Ausgabe der bis jetzt noch unedirten Handschriften des vor drei Jahren verstorbenen Akademikers Krug wird fleißig gearbeitet. Durch sie erhalten seine beiden nachgelassenen Werke über russische Münzkunde und seine chronologische Uebersicht der byzantinischen Schriftsteller wichtige Ergänzungen. — Der Statistiker Keppen ist ununterbrochen mit Aufsuchung und Erforschung der den großen Kaiserstaat bewohnenden nichtrussischen Volksstämme, vornehmlich der finnischen Ursprungs beschäftigt, in welcher Absicht er jährliche Reisen in verschiedene Theile des Reichs unternimmt. Im J. 1845 untersuchte er geognostisch die Provinzen Kurland und Liefland. Seine Reiseberichte finden größtentheils Aufnahme in den „Beiträgen zur Kunde Rußlands" von Bähr und Helmersen. — Im Auftrage der hier jüngst gebildeten Geographischen Gesellschaft besuchte der Akademiker Schegren im vergangenen Sommer Liefland, um die hier noch erhaltenen Fragmente des alten Liefenstamms, der erste Urstamm der heutigen Bevölkerung Lieflands, der jetzt seinem völligen Aussterben nahe ist, in seiner alten Sprache, seiner Lebensweise und seinen Sitten genau zu beobachten. Die wichtigen, von ihm über diesen merkwürdigen alten Volksstamm gesammelten Notizen haben wir in seinem noch nicht veröffentlichten Berichte an die Akademie zu erwarten. — Der Finnländer Castrén bereist jetzt drei Jahre Nordsibirien, um die dort lebenden, theils völlig, theils halbwilden Völker ethnographisch und linguistisch zu untersuchen; wesentlich betreffen seine Forschungen die Wohnsitze, Lebensweise, Sitten und Sprachidiome der Samojeden, Ostjaken und Tungusen. Seine Reiseberichte an die Akademie finden häufig Aufnahme in ihrem obgedachten wissenschaftlichen Bulletin. — Jährlich unternehmen die Akademiker wissenschaftliche Reisen auf Kosten der Regierung. Im J. 1846 vollzogen solche: v. Bähr (bereits zum zweiten mal) an die Küsten des Adriatischen und Mittelländischen Meers zu seinen fortgesetzten Forschungen über künstlich producirte Begattungs- und Befruchtungstriebe verschiedener Seethiere der untersten Gattung; der vorgedachte Schegren nach Kur- und Liefland. — Die Beschreibung der merkwürdigen vor zwei Jahren vollendeten Reise Middendorf's in die nördlichste Extremität Sibiriens soll bald im Druck erscheinen. Ihr wird ein Atlas beigefügt werden, für dessen kostspieligen Entwurf der Kaiser die Unterstützung von 11,300 Silberrubeln bewilligt hat. — Zur Erforschung der Thierwelt an der Nordwestküste von Amerika unterhielt die

Akademie sieben Jahre hindurch dort einen Beobachter, Hrn. Wosnesewsky. Mit unermüdetem Eifer in Vollziehung der ihm gestellten Aufgabe hat er die Erwartungen der Akademie in vollem Maße gerechtfertigt und ist mit einer reichen Ausbeute im Juli 1846 in Ochotsk wieder eingetroffen. In ihrem Auftrage weilt er jetzt auf der Halbinsel Kamtschatka. Die Naturerzeugnisse dieses bis jetzt so wenig erforschten Landstrichs unterliegen nun seinen Untersuchungen. — Mittelbaren Antheil nahm die Akademie in den drei letztvergangenen Jahren an den in Folge höchsten Auftrags vom General v. Berg, Generalquartiermeister und Chef des kaiserlichen Generalstabs, angestellten großartigen geodätischen, die ganze europäische Hälfte Rußlands umfassenden Vermessungen, zu welchen die vorgedachten Chronometerexpeditionen unserer Astronomen Struve (Vater und Sohn) in den Jahren 1843—44 den Grund legten. Beide sind auch die Hauptorgane an diesen Arbeiten. Ein trigonometrisches Netz dieser Vermessungen dehnt sich bereits bis Odessa aus und bestimmt die Längen- und Breitenverhältnisse von 19 in dieser ausgedehnten Linie begriffenen Punkten aufs genaueste. 115.

Bibliographie.

Bade, C., Der Feldzug des Prinzen Eugen gegen die Oesterreicher in Illyrien und Italien im Jahre 1813, historisch dargestellt und kritisch beleuchtet nach den Grundsätzen des centrifugalen Operationssystems. Altona, Blatt. 8. 15 Ngr.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Gesammelte dramatische Schriften. 1ster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Br. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Böttger, A., Johannis-Lieder. Leipzig, O. Klemm. 8. 2½ Ngr.

Castelli, J. F., Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns, eine Sammlung der Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche von der hochdeutschen Sprache abweichend, dem niederösterreichischen Dialekte eigenthümlich sind, sammt beigefügter Erklärung und so viel möglich auch ihrer Abstammung und Verwandtschaft, beigegeben grammatische und dialektologische Bemerkungen über diese Mundart überhaupt &c. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 16. 22½ Ngr.

Die Constitution Polens vom 3. Mai 1791. Berlin, Behr. 8. 5 Ngr.

Dieterici, F., Mutanabbi und Seifuddaula aus der Edelperle des Tsaâlibi nach Gothaer und Pariser Handschriften dargestellt. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dreizehn, R., Ein Polter-Abend, den ich nicht mitmachte. Neueste Original-Polterabend-Scherze. Berlin, Mecklenburg. 8. 7½ Ngr.

Erdmann, J. E., Vermischte Aufsätze. Leipzig, Vogel. 1846. Gr. 8. 27 Ngr.

Unsere Gegenwart und Zukunft. Herausgegeben von K. Biedermann. 7ter Band. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geismar, M. v., Die politische Literatur der Deutschen im 18. Jahrhundert. II. Politische Märtyrer aus der Zeit der französischen Revolution. Nachtseiten des deutschen Staatslebens. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Henne, A., Das Dasein alteuropäischer eigenthümlicher Bevölkerung und Kultur, eigener Geschichte, Mythen und Chronologie, und ihr Verhältniß zur ägyptischen, biblischen, assyrischen und persischen, oder die endliche Herstellung Manethons gegenüber den Forschungen von Champollion-Figeac, Böckh und Bunsen, mit einer Tabelle der ältesten Chronologie und dem ältesten Stamm- und Königsregister. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Erzherzog Karl. Sein Leben und sein Siegeszug im J. 1809. Ein Gedenkbuch für Oesterreichs Krieger und Volk. Berlin, Schlesinger. 8. 20 Ngr.

Koch, A. C., Reise durch einen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1844 bis 1846. Nebst 2 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Leipzig in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Eine Darstellung sämmtlicher Denkwürdigkeiten der Stadt in ihren äußeren und inneren Verhältnissen. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 15 Ngr.

Müchler, K., Scherz und Ernst für Polterabende. Nebst Strohkranzreden. Berlin, G. Bethge. 12. 5 Ngr.

Mühlbach, L., Hofgeschichten. Drei Theile. Berlin, Hirschfeld. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Opitz, T., Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution. I. 1) Die journalistische Thätigkeit Robespierre's. Nach L. Gallois. 2) Die letzte Rede Robespierre's. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Pabst, J. H., Der Mensch und seine Geschichte. Ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums. 2te Auflage. Wien, Schmidt und Leo. Gr. 8. 24 Ngr.

Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie &c. 13ter Theil. 3tes Buch. West-Asien. 2te stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. — A. u. d. T.: Die Erdkunde von Asien. VIII. Band. 1ste Abtheilung. Fortsetzung. Die Halbinsel Arabien. — A. u. d. T.: Vergleichende Erdkunde von Arabien. 2ter Band. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, J., Pestalozzi und sein Neuhof. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 5 Ngr.

Schneider, J. J., Zeitgedichte 1847. Basel, Schneider. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wiedemann, F. J., Versuch einer Grammatik der syrjänischen Sprache nach dem in der Uebersetzung des Evangeliums Matthäi gebrauchten Dialekte. Reval. Gr. 8. 1 Thlr.

—— Versuch einer Grammatik der tscheremissischen Sprache nach dem in der Evangelienübersetzung von 1821 gebrauchten Dialekte. Reval. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Die vermeintliche Abgaben-Ueberbürdung der Pfalz, geprüft aus Anlaß der Denkschrift G. F. Kolb's: Die Steuer-Ueberbürdung der Pfalz, gegenüber der Besteuerung der übrigen bayerischen Kreise. München, Franz. 8. 7 Ngr.

Beitrag zur Geschichte der Kirche Petershagens aus dem J. 1847. 2te Auflage. Minden, Eßmann. 8. 1½ Ngr.

Haben oder nicht haben! Kritik der Kritiken über die vom Kaiser von Rußland der Bank von Frankreich vorgestreckten 50,000,000 Franks. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 6 Ngr.

Hinz, J. S., Sendschreiben an Hrn. Archidiakonus Dr. Theod. Fr. Kniewel, seinen Austritt aus der evangelischen Landeskirche betreffend. Danzig, Kabus. Gr. 8. 3 Ngr.

Höhne, K., Kirchweihpredigt, gehalten den 9. Nov. 1846, am Tage der Einweihung der neuen Kirche zu Knauthayn. Leipzig. Gr. 8. 3 Ngr.

Lancizolle, C. W. v., Beiträge zum Verständniß und zur Würdigung der preußischen landständischen Verfassung vor und seit dem 3. Febr. 1847. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nauwerck, K., Das preußische Religionspatent vom 30. März 1847. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Rechenberg, B. F. v., Rede gehalten am Geburtstage Sr. Maj. des Königs, den 15. Okt. 1846 im Königl. Pädagogium in Putbus. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 4 Ngr.

Schatter, C., Christlicher Zuruf in der theuern Zeit. Eine Predigt im Frühjahr 1847 über 1. Thessal. 1, 4—7 gehalten. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 3 Ngr.

Wallot, Hedwig und Eleonore, Freiheit! Gleichheit! oder: Die Mündigwerdung der Frauen. Frankfurt a. M., Brönner. Br. 8. 6¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 190. —— 9. Juli 1847.

Dichtung und Wahrheit von Heinrich Koenig.

1. Deutsches Leben in deutschen Novellen. II. Veronika. Eine Zeitgeschichte. Von H. Koenig. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.
2. Stationen. Von H. Koenig. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zeitgeschichten pflegen sonst früh zu altern, aber „Veronika" macht davon eine Ausnahme. Obwol bereits zwei Sommer über sie hingezogen sind, erscheint sie doch jetzt gerade noch ebenso jugendlich und frisch, als da wir sie zuerst lasen, und selbst die darin idealisirten Zeitbewegungen, obwol sie in der Wirklichkeit seitdem Manches von ihrem ersten Lustre verloren haben, strahlen daraus, eben weil sie rein ideal und vom höhern poetischen Standpunkte aufgefaßt sind, mit ungeschwächtem Reiz und stets neuem und tieferm Eindruck wider. Wir tragen daher, zumal ihr in d. Bl. noch gar keine Besprechung eingeräumt ist, durchaus kein Bedenken auch jetzt noch das Interesse der Lesewelt für sie in Anspruch zu nehmen, und hoffen, es wird Niemanden dem sie bisher etwa entgangen sein sollte gereuen sie nachträglich kennen zu lernen, und Keinem der sie bereits kennt unangenehm sein sich noch einmal mit uns die einzelnen Momente ihres ersten Eindrucks ins Gedächtniß zurückzurufen, besonders da dieser Eindruck noch dadurch erhöht wurde, daß sie auf dem allzu sehr in Anspruch genommenen und dadurch ausgemergelten Felde der sogenannten Tendenzpoesie nach längerer Unfruchtbarkeit zuerst wieder als eine ebenso schöne als gesunde, kernige und neue Hoffnungen erweckende Frucht geerntet wurde. Schon hatte es nämlich damals den Anschein, als ob die deutschen Romanschriftsteller das confessionnelle Gewitter, das so Viele aus den Federn an die Federn geschreckt hat, gänzlich verschlafen wollten. Während sie noch vor wenigen Jahren selbst das unschuldigste Wölkchen als willkommenen Anlaß zu ihren Lucubrationen und nächtlichen Schöpfungen benutzten, und durch das fernste Wetterleuchten am politischen oder kirchlichen Horizont sich bestimmen ließen mit dem Wetter um die Wette ihr eigenes Licht leuchten zu lassen: lagen sie seit kurzem — sei es daß ihnen endlich vor Abspannung die Augen zugefallen oder ihre Lichter abgebrannt waren — in einem fast todähnlichen Schlafe, und schienen den Wettstreit mit den gewitterlichen Kämpfen der Zeit ganz und gar den Publicisten, Dramatikern, Lyrikern oder ihren überrheinischen Collegen überlassen zu wollen. Man konnte sich über diese Erscheinung, je nachdem man sie so oder so auffaßte, ebenso wol freuen als betrüben. Freuen durfte man sich ihrer, einerseits, weil leider unter den Dichtern Viele gewesen waren die ihre Dichtungen, wie Mancher seine Conversation, eben nur darum an das Wetter knüpften, weil sie das Wetter als die einzige Bedingung ihrer Fruchtbarkeit erkannt hatten, andererseits, weil ein fester, ruhiger Schlaf den überreizten Nerven wirklich seit lange noth that; betrübend dagegen war sie, weil es schien als ob mehr und mehr die künstlerische Auffassung der Zeitideen, die poetische Reproduction der weltbewegenden Kämpfe stumpfsinnig und impotent werden und ganz und gar der blos raisonnirenden, prosaischen Darstellung das Feld räumen wollte, oder sich vielleicht so von dem Erfolge der französischen Romandichtung habe entmuthigen lassen, daß sie nicht mehr mit jener in den Kampf zu treten wage. Ich muß gestehen, daß ich von diesem doppelten Gesichtspunkte aus das Schweigen der Romandichter überhaupt und namentlich ihr passives Verhalten den kirchlichen Gährungen gegenüber mit einiger Unruhe ansah, und besonders die Besorgniß nicht unterdrücken konnte, daß es doch am Ende wieder ein bloßer Speculant sein möchte der zuerst die Lücke entdecken und mit einer blos für den Markt berechneten Fabrikarbeit dem wirklichen Dichter das Praevenire spielen würde. Je mehr die Literatur eine derartige Wendung hätte beklagen müssen, weil ihr damit einerseits ein trefflicher Stoff wenn nicht entzogen, so doch verleidet wäre, andererseits eine längere Muße ihr Nichts genutzt hätte: um so mehr durfte sie sich Glück dazu wünschen, daß das erste namhafte Werk, das für den schon versiegen wollenden Strom des deutschen Romans als frischer Quell hervorsprudelte und zuerst die neueste confessionnelle Bewegung in das Gebiet der Novellistik hineinzog, aus dem Geiste eines Dichters floß der wie wenig Andere ebenso sehr durch sein künstlerisches Talent wie durch seine Gesinnung dazu berufen war. Der Name H. Koenig's hat schon seit länger als einem Jahrzehnd in der deutschen Literatur einen viel zu guten Klang, die Ansicht, daß er ohne Frage und Be-

denken den gediegensten Dichtern der Gegenwart zuzuzählen sei, ist bereits zu siegreich durchgedrungen, als daß es nöthig schien hier noch einmal im Allgemeinen auf alle die Vorzüge seiner Dichtungen, die ihm diesen Namen errungen haben, zurückzukommen. Dagegen wird es hier an der Stelle sein, ihn insbesondere von Seiten seiner besondern Qualification für die Erfassung und Behandlung des in seinem neuesten Roman behandelten Stoffs einer speciellen Betrachtung zu unterwerfen; und Dies möge, ehe wir zur Beleuchtung des Romans selbst übergehen, unsere nächste Aufgabe sein. Der für die vorliegende „Veronika" der Zeit entnommene und künstlerisch verklärte Stoff ist nämlich kein anderer als die deutsch-katholische Bewegung, wenn auch nicht ihrem thatsächlichen Verlauf, so doch ihrer ideellen Bedeutung nach; und insofern gerade diese Bewegung das ganze religiöse Gebiet von den starren Satzungen der römisch-katholischen Kirche über den Symbolzwang der protestantischen Kirche hinaus bis zu dem freien Vernunftglauben bestreicht, so versteht es sich von selbst, daß auch der Roman nach allen Richtungen hin sich ausbreiten und die gesammten religiös-philosophischen Interessen in seine Grenzen hineinziehen muß. Wenn ich nun oben ausgesprochen habe, daß mir gerade der Verf. für Behandlung dieses Vorwurfs vor vielen Andern befähigt erschienen sei, so stützt sich diese Ansicht, wie bereits angedeutet, einerseits auf seinen schon in frühern Werken bethätigten religiösen Standpunkt, andererseits auf seine besondere künstlerische Gestaltungsgabe.

Rücksichtlich des ersten Punktes gereicht es dem Verf. zum außerordentlichen Vortheil, daß er die Conflicte die er schildert nicht blos äußerlich wahrgenommen, nicht blos participirend mitgemacht, sondern ganz speciell an seiner eigenen Person innerlich erlebt und durchgekämpft hat. Bekanntlich war H. Koenig ursprünglich selbst Katholik, und sein poetisch-kindlicher Sinn fand an dem katholischen Cultus und Lehrgebäude längere Zeit hindurch die erwünschte Nahrung und Befriedigung. Allein der geistige Druck, den er in einem jesuitisch eingerichteten Gymnasium zu dulden hatte, ward seinem nach Freiheit und Licht verlangenden Kopfe bald unerträglich, er unterwarf die Satzungen der katholischen Kirche einer scharfen Prüfung vor dem Forum der Vernunft, philosophische Studien und Verbindungen mit aufgeklärten Männern kamen ihm dabei zu Hülfe, und so geschah es, daß er nach kurzer Zeit in der Kirche kein Genüge mehr fand und mit ihr seit 1829 durch einige gegen sie gerichtete Schriften: „Der Rosenkranz eines Katholiken" und „Der Christbaum des Lebens", in offene Opposition trat, worauf er, da er sich nicht zum Widerruf verstehen wollte, von dem Bischof zu Fulda aus der römisch-katholischen Kirche excommunicirt wurde. Wenn ihn schon dieses Schicksal den Vorkämpfern der deutsch-katholischen Bewegung ähnlich macht, so gleicht er ihnen noch mehr darin, daß auch er keinen Trieb fühlte zur protestantischen Kirche überzugehen, sondern es vorzog, sich lieber so lange mit seiner individuellen Glaubensansicht zu vereinzeln, bis das Christenthum eine kirchliche Form aus sich herausbilden würde, die eben die individuelle, auf sittliche und geistige Reinheit gegründete Ueberzeugung jedes Einzelnen als frei und berechtigt in sich anerkenne. Wir sehen also, wie das Object seiner Dichtung nicht blos aus der ihn umströmenden Zeit, sondern auch aus der Mitte seines Herzens und Lebens herausgenommen ist, und daß er sich daher vor allen Andern dafür erwärmt und begeistert fühlen muß. Hierzu kommt noch ein anderer Punkt. Der Verf. bietet nämlich die seltene Erscheinung dar, daß er mit der entschiedensten Parteiergreifung die möglichgrößte Unparteilichkeit verbindet. Obschon er durchaus auf der einen Seite steht, und mit Leib und Seele der Religion des freien Geistes angehört, so nimmt er doch innerhalb dieses Gebiets eine so hohe und freie Stellung ein, daß er mit unbefangenem Blicke auch das gegenüberliegende Gebiet überschauen kann. Erkennt er nun auch in demselben viele finstere Thäler, dumpfe Schluchten, geheime Schlupfwinkel und sumpfige Niederungen — Wohnsitze cretinartiger Misgeburten, giftigen Ungeziefers und einer geilen, aus strotzender Ueppigkeit schnell in Fäulniß übergehenden Vegetation —, so sieht er doch daneben auch manches Freundliche und Heitere, manches Großartige und Erhabene, Manches was dem Geiste Ehrfurcht einflößt und dem Gemüthe Beruhigung schafft. Dieser unbefangene Einblick nimmt seiner Betrachtung das schlechthin Vernichtende, Verdammende. Wir sehen zwar aus seinen Augen auch Unwillen und Zorn, ja über Einzelnes selbst Spott und Verachtung blitzen, aber dennoch wird sein Blick nie zu einem wirklich bösen Blicke, es mischt sich überall der Ausdruck des Schmerzes, der Wehmuth, der Versöhnlichkeit hinzu. Stets läßt er durchfühlen, daß ihm die gegenüberliegende Region weder eine feindliche, verhaßte, noch eine gleichgültige, abgethane ist. Er hat noch Liebe, noch Wärme dafür und unterscheidet sich dadurch wesentlich von vielen Andern unter den der freien Geistesrichtung Zugethanen. Wollten wir die Reihen der jetzt lebenden namhaften deutschen Schriftsteller, von denen wir etwa eine poetische Darstellung der religiösen Kämpfe erwarten könnten, an uns vorübergehen lassen, so würde sich bald ergeben, daß nur Wenige darunter sind welche dieser Aufgabe von Seiten ihrer Glaubensansicht in gleichem Grade wie Koenig gewachsen wären. Die eine Classe derselben würde den rechten Standpunkt nicht finden, weil sie, in ihrer eigenen Richtung gefangen, für die entgegengesetzte nur Erbitterung und Haß übrig hat; eine andere würde sich vergeblich bemühen, weil sie sich für kirchlich-religiöse Interessen überhaupt nicht mehr erwärmen kann und ihre freie Richtung in dieser Beziehung eigentlich Nichts ist als ein confessionneller Indifferentismus. Eine dritte Classe hätte zwar Interesse und sogenannte Unparteilichkeit; aber ihrer Unparteilichkeit würde der feste, entschiedene Standpunkt mangeln, sie würde unsicher zwischen beiden Gegensätzen hin- und herschwanken, und, indem sie es beiden Theilen rechtmachen wollte, sich beide Theile entfremden. Noch Andere

würden, wenn sie auch vielleicht jetzt, im höhern, gereiften Alter, den rechten Gesichtspunkt gewonnen hätten, doch darum minder für diesen besondern Stoff passen, weil an ihnen aus der Zeit ihrer Jugend der Ruf einer gewissen Frivolität haften geblieben ist, der nicht geeignet sein würde ihnen für derartige, einen so ernsten Gegenstand behandelnde Productionen das nöthige Vertrauen des Publicums zu gewinnen. Bei Koenig dagegen fallen alle diese Hindernisse und Bedenklichkeiten weg, und wenn auch natürlich die Anhänger der ultramontanen Partei sowie auch die Unfreien unter den Protestanten ihm nicht ohne Weiteres den rechten Standpunkt zuerkennen werden, so werden sie doch nicht umhinkönnen, wenn nicht ihm und uns, doch sich selbst einzugestehen, daß der unfreie Standpunkt vom Standpunkte der Freiheit aus nicht wärmer und versöhnlicher besprochen werden kann als es von Koenig bereits in seinen frühern Dichtungen geschehen ist. Unter diesen sind außer einigen Jugendproducten, die sich weniger im Gedächtniß der Literatur erhalten haben, besonders seine „Hohe Braut", „Die Waldenser" und „Regina" zu erwähnen. In allen dreien bildet die Darstellung religiöser Gegensätze eins der wichtigsten Momente, und sie lassen sich in gewissem Sinne als Vorläufer der vorliegenden „Zeitgeschichte" betrachten, wie denn in der That „Regina" und „Veronika" vom Verf. selbst als zueinander gehörige Werke einer der Idee nach verbundenen Novellensammlung bezeichnet werden.

In der „Hohen Braut" ist zwar der Hauptaccent auf die Entwickelung der politischen Verhältnisse gelegt, aber wie überhaupt Staat und Kirche der „christlichgermanischen" Entwickelung gemäß auf das innigste verwachsen sind, so konnten auch hier die kirchlichen Zustände durchaus nicht übergangen werden, und der Verf. hat nicht verfehlt mit lebendigen Farben und scharfer Zeichnung ein treues Gemälde derselben nach den verschiedenen Richtungen hin zu liefern. Wer jetzt die „Hohe Braut" — wozu eine neue Auflage, über die sich der Verf. in Nr. 53—55 d. Bl. f. 1845 selbst ausgesprochen hat, Anlaß gibt — wiederum oder zum ersten mal zur Hand nimmt, wird finden, wie schon in dieser ältern Arbeit über Katholicismus, falsche und echte Priesterschaft, Proselytenmacherei, Cölibat und andere Punkte ebenso entschiedene als im rechten Maße sich haltende Ideen niedergelegt sind. Wenn auf der einen Seite in der Schilderung des Pfarrers Francesco, „des schleichenden, freundlichthuenden und doch vorlauten, rohanmaßlichen" Proselytenmachers, der so gern ißt und trinkt, sich so gern um die häuslichen Verhältnisse der Leute bekümmert und dabei eine so niedrige Habsucht documentirt, der Katholicismus einen harten Angriff erleidet, so wird er dafür in dem Bilde des freisinnigen und gemüthvollen Pfarrers Briani, der doch auch als dem Schoos des Katholicismus entwachsen und innerhalb desselben verkehrend dargestellt wird, glänzend gerechtfertigt; wenn aber etwa die ultramontane Partei geneigt sein sollte nur jenen als den ihrigen anzuerkennen, diesen aber zu verleugnen, in jenem sich getroffen, in diesem aber sich gänzlich unberührt und darum ungehoben zu fühlen, so ist Das einzig und allein ihre Sache, und sie darf wenigstens dem Verf. nicht den Vorwurf machen, daß er dem Katholicismus keine tiefere und edlere Seite abgewonnen habe. Freilich kommen zuweilen bittere Stellen vor, z. B. wenn der deutsche Baron, obwol selbst Katholik, sagt: je tiefer er in die reinkatholischen Länder, d. i. jenseit der Berge, komme, desto hohler und nichtiger erscheine ihm das ganze Kirchenthum; oder wenn er unmittelbar darauf die Hingebung an nichtige Gebräuche, an ängstliche Bet- und Fastenordnung für eine Dienstbarkeit und Sklaverei des Geistes, und die Rosenkränze die man um die Finger wickle für das anschauliche Bild von Geistesketten erklärt und darüber nachdenkt, wie solche Pfäffereien, für Einfältige gemacht und gegen Einfältige lange Zeit angewendet, zuletzt auch eine einfältigmachende Kraft gewinnen könnten u. s. w., und wir wundern uns nicht, wenn um solcher Stellen willen der katholische Censor in des Verf. Geburtsstadt und Wohnort von Zeit zu Zeit den Leihbibliothekar mit sanfter Drohung fragt, ob er auch Nichts von Herrn Koenig anschaffe. Indessen so starke Aeußerungen kommen nur sehr selten vor, und der heftige Ton mit dem sie ausgesprochen sind wird vom Verf. so wenig gutgeheißen, daß er den Baron selbst hinzufügen läßt, er habe sich ins Unziemliche ereifert. Sonst ist durchweg die Besprechung religiöser Fragen von Wärme und Schonung durchdrungen, und selbst wo die freiesten Ansichten geltend gemacht werden, wird daneben doch auch die relative und zeitweilige Ersprießlichkeit und Heilsamkeit mancher vom absoluten Standpunkte nicht zu billigenden kirchlichen Anstalten anerkannt, z. B. wenn Giuseppe über die wohlthätige Wirkung die der öffentliche Gottesdienst selbst auf den freiern Geist ausüben kann sagt: diese lebendigen, bewegten, schlagenden Wellen erweckten und stärkten immer die religiösen Gefühle, wenn man auch nicht gerade an alle kirchlichen Gebräuche und Lehren glauben könne; man bade gleichsam in dieser Flut und suche dann zum Trinken eine ungetrübtere, mehr zusagende Quelle. Ob nun freilich diese Milde des Urtheils der fanatischen Partei schon genügen und als Unparteilichkeit gelten oder ihr vielmehr der eigentliche Stein des Anstoßes und der Dorn im Auge sein wird, Das lassen wir dahingestellt sein. Die Eingefleischten, selbst die eingefleischten Liberalen sind als solche eben nie im Stande den unparteiischen Standpunkt zu würdigen; die Geistesfreien dagegen, welcher besondern Richtung sie auch nach dem subjectiven Bedürfniß ihres Herzens folgen mögen, werden sämmtlich schon die „Hohe Braut" als ein vollgültiges Document für die Richtigkeit meiner Behauptung, daß der Verf. vorzugsweise berufen sei über die neuesten confessionnellen Kämpfe, namentlich über die Bildung deutsch-katholischer Gemeinden das Wort zu ergreifen, anerkennen, zumal wenn ich aus den vielen schönen Stellen in denen mit ebenso viel Tiefsinn als Scharfsinn über Religion überhaupt und Katholicismus

insbesondere gesprochen wird nur die eine aushebe, in welcher die Idee welche die Tendenz des Deutsch-Katholicismus durchdringt auf das klarste und überraschendste vorgebildet erscheint.

Mein Freund Mönch — so lautet sie aus Giuseppe's Feder — ist der Meinung, die neue Freiheit die jetzt in den Staaten aufzuräumen suche werde demnächst auch in die Kirche einbrechen. Die katholische Kirche frei zu machen hat mir der forschende Mann einen Gedanken ausgesprochen den er mir später näher ausführen will. Er meint nämlich, daß aufgeklärte, mit Rom nicht mehr einverstandene Katholiken nicht aus ihrer Kirche heraustreten und gegen sie protestiren, sondern helfen sollen die Kirche frei zu machen. Es können sich hundert und hundert kleine Gemeinden in die Verlassenschaft der Mutterkirche theilen. Eine kleine Gesellschaft gleichdenkender Menschen tritt die Erbschaft der römischen Kirche „mit der Wohlthat des Gesetzes und des Inventars" an. Das Gesetz ist die Bibel, das Inventar — die Tradition mit ihrem alten Hausrath von Gebräuchen und Anstalten. Auf demselben Wege wie das große Knaul der Tradition durch Jahrhunderte lang aufgewickelt ist, muß es nun wieder abgewickelt werden — durch Kirchenversammlungen. Anfangs treten sämmtliche Glieder einer kleinen Gemeinde, später, wenn diese Gemeinde ausgedehnter geworden ist, Abgeordnete derselben, Geistliche und Weltliche, zusammen, und stimmen darüber ab was sie nach Bildung und Bedürfniß von dem alten Hausgeräth brauchen und entbehren können, wie diese und jene Bibelworte zu verstehen, was von diesen und jenen Lehrsätzen zu halten sei. Ein Heiliger Geist wird gewiß nicht weniger zu ihren Berathungen kommen als er auf den alten Kirchenversammlungen geruht hat. Daß die eine dieser neuen Töchterkirchen mehr, die andere weniger von der mütterlichen Verlassenschaft beibehalten wird, ist natürlich und erfreulich zugleich. Erst durch diese Verschiedenheit und Abweichung wird die wahre Einheit der Kirche sichtbar werden; gerade wie in der Vielfältigkeit der unzähligen Pflanzengewächse, vom Moos bis zur Palme, die Einheit des Pflanzenreichs erscheint. So nur nach und nach, mit dem Fortschritt der Bildung, die Tradition ausschöpfend, werden die verschiedenen Kirchentöchter der römischen Mutter endlich zu dem reinen Quell gelangen aus welchem Christus schöpfte, der nur zwei Thautropfen des Himmels hinreichte — Freiheit und Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Wichtiges Preisausschreiben.

Im J. 1774 verordnete durch seinen letzten Willen ein gewisser Kaufmann Burnett in Aberdeen in Schottland, daß die Erträgnisse eines von ihm hinterlassenen kleinen Grundeigenthums 40 Jahre hindurch nutzbringend angelegt und aufgesammelt werden sollten, um nach jedesmaligem Ablauf dieser Zeit ein Capital zum Aussetzen zweier verschiedener Preise für die beste Lösung der von ihm schon im voraus letztwillig gestellten Preisfrage zu liefern. Diese Preisfrage besteht nämlich darin: zu beweisen, daß es ein allmächtiges, weises und gutes Wesen gibt, durch das Alles besteht; ferner die gegen die Weisheit und Güte Gottes vorgebrachten Zweifel und Einwände zu widerlegen; endlich diese beiden Aufgaben zu lösen zuerst mit Gründen ohne alle Bezugnahme auf die geschriebene Offenbarung, zum andern mit Beweisgründen die aus der christlichen Offenbarung selbst hergeleitet sind. Am Schlusse sollen aus den Beweisen die nothwendigen und nützlichen Entwickelungen gefolgert werden die daraus für das Menschengeschlecht hervorgehen müssen. Die zu dem Zwecke des Preisausschreibens verwendbare Summe wird 1854 gegen 2400 Pf. St. betragen, wovon drei Viertheile auf die von den dazu bestimmten Preisrichtern für die beste erklärte Lösung, der übrige Viertheil auf das Accessit gesetzt werden. Denjenigen die sich darum bewerben wollen sind sieben Jahre zur Lösung ihrer Aufgabe gelassen, während welcher Zeit zwei mal im Jahre das öffentliche Preisausschreiben erfolgen soll. Man erwartet, daß einige von den Männern als Mitbewerber auftreten werden die bereits früher durch ihre Bridgewater-Bücher bei Behandlung eines ähnlichen Gegenstandes den Preis davongetragen. Jedenfalls ist die Thatsache, daß erst Preise von so und so viel Tausend Thalern nothwendig sind, um gott- und offenbarungsgläubige Männer anzuspornen ihre Ueberzeugungen dem Volke in faßlicher und klarer Weise zugänglich zu machen, mehr geeignet einer materialistischern Auffassung des Ursprungs und des Wesens der Dinge, der Ursachen und Wirkungen der Weltordnung Vorschub zu leisten, als sie in allgemeine Aufnahme zu bringen durch jenes Preisschreiben beabsichtigt wird. Im J. 1814, wo die Preise zum ersten mal vertheilt wurden, sind dieselben folgenden Abhandlungen zuerkannt worden. Der erste Preis der später (1816) in Druck erschienenen: „An essay on the existance of a supreme creator, possessed of infinite power, wisdom and goodness; containing also the refutation from reason and revelation of the objections urged against his wisdom and goodness, and deducing from the whole subject the most important practical inferences, by *W. Lawrence Brown.*" Der Verf. ist längst todt. Der zweite Preis wurde einem gleichfalls im J. 1816 in zwei Bänden im Druck erschienenen Werke des gegenwärtigen Bischofs von Chester, Dr. J. Bird Sumner, zugesprochen, das den Titel führt: „A treatise on the records of the creation and on the moral attributes of the creator, with the particular reference to the Jewish history and to the consistency of the principle of population with the wisdom and goodness of the deity."

Nordafrikanische Sprachen.

Unter Förderung des auswärtigen Amtes in Großbritannien ist in London ein Wörterbuch der Sprachen der Nordküste Afrikas gedruckt und unter den gelehrten Gesellschaften Englands und des europäischen Festlandes verbreitet worden. Es besteht aus den drei Sprachen der Tonaricks, der Ghadomes und der arabischen, die dreispaltig nebeneinander gedruckt und daneben mit einer englischen Uebersetzung, sowie mit einigen berberischen Ausdrücken versehen sind. Zum ersten male sind dadurch die beiden erstgenannten Sprachen lexikalisch behandelt worden. Sie sind Dialekte der Berbernsprache; Abzweigungen der letztern vermischt mit einer großen Anzahl anderer Dialekte, die alle von einem gemeinsamen Urstamme entsprungen sind. Diese Ursprache war jedenfalls das alte Numidische, die Sprache der barbarischen Könige, welche die Verbündeten und Beistände des karthagischen Freistaats waren. Dieses Wörterbuch ist im vergangenen Jahre von dem Engländer Richardson, der eine neunmonatliche Reise durch die Sahara vollendet, aus der großen Wüste mit zurückgebracht worden. Dieser Reisende war auch der Ueberbringer zweier arabischen Briefe aus Timbuktu, deren einen er der Asiatischen Gesellschaft und den andern dem Britischen Museum übergab. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 191. —— 10. Juli 1847.

Dichtung und Wahrheit von Heinrich Koenig.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

Dieselbe Begeisterung für die Sache der religiösen Freiheit, aber auch dieselbe Milde, Enthaltsamkeit und Mäßigung spricht sich in den „Waldensern" aus, die sich noch mehr als die „Hohe Braut" auf dem kirchlichen Gebiete bewegen, und Vieles was dort blos angedeutet ist in gleichem Sinne näher und sicherer erörtern. In noch weiterm Kreise vorurtheilsfrei zeigt sich der Verf. in der „Herzensgeschichte" „Regina", in welcher die Gegensätze des Judenthums und Christenthums zur Besprechung gelangen. Indem er hier an der tieffühlenden, hochgebildeten, durch und durch edeln Persönlichkeit Regina's zeigt welche herrliche Blüten auch dem nichtchristlichen Boden entwachsen können, Blüten an denen ein krankes, hinsterbendes Herz, wie das Augustin's, noch einmal Frühlingsluft und Erfrischung einathmet; indem er nachweist, daß eigentlich Christenthum und Judenthum, beide durch Sittlichkeit und höhere Bildung verklärt, bereits Eins und versöhnt seien, und indem er mit Entschiedenheit und Lebhaftigkeit ausspricht, daß es ein altes Unrecht und eine sich immer erneuernde Schmach sei dem in unsern Staaten eingewachsenen Judenthum die politischen Rechte ganz oder theilweise zu versagen, und daß eigentlich ein jeder Staat so eingerichtet sein müsse, daß ein Glaubensbekenntniß, welches ja ohnehin aufwärts nach dem Himmel gehe, seinen Weg niemals durch den Bürger- und Unterthaneneid zu nehmen brauche: so bethätigt er hierdurch, wie vorurtheilsfrei er sich von der Engherzigkeit des exclusivchristlichen Standpunkts losgerissen hat; umgekehrt aber verfällt er doch keineswegs in die heutzutage so beliebte Vorliebe für den Mosaismus, sondern mit derselben Unbefangenheit des Urtheils tadelt er die Juden wegen ihres starren Festhaltens an den alten Formen und Satzungen trotz ihrer höhern Einsicht, und erklärt, daß auch der Mosaismus wie alles historisch Entstandene für die Auflösung bestimmt sei, die man überhaupt als ein heiliges Werk, als das Einathmen des Schöpfers zu neuem Ausathmen, zu betrachten habe. So entschieden er nun auch hier mit der unbeschränkten Freiheit des Geistes das Recht des Werdenden über das Bestehende, der Gegenwart über die Vergangenheit, des Selbsterzeugten über das Hergebrachte und Ueberkommene proclamirt: mit so viel Tiefe der Empfindung weiß er doch auch das Herzergreifende, Gemüthdurchschauernde aus dem Eindruck ehrwürdiger historischer Erinnerungen und Ueberlieferungen herauszufühlen und in seiner Bedeutung für die geheimern Bedürfnisse des Menschen anzuerkennen, wie unter Anderm aus einer schönen Stelle hervorgeht, wo sich Regina über die jüdischen und christlichen Festtage ausspricht. So sehen wir also, daß der Verf. von seinen frühern Arbeiten her für Auffassung und Darstellung religiöser Zeitfragen einerseits die größte Freiheit des Geistes, andererseits die größte Wärme des Gemüths mitbringt, und es wird sich zeigen, in welchem Grade dieser religiöse Standpunkt seinem neuesten Product zugute gekommen ist.

Aber auch die Besonderheit seines künstlerischen Talents stellt sich für die Behandlung eines derartigen Stoffs höchst günstig dar. Koenig ist nämlich im vollsten Sinne des Worts ein denkender Dichter, und das Wesentliche und Charakteristische seiner Kunst ist, daß er mit besonderm Glück Gedanken als solche poetisch zu gestalten versteht. Zwar ist eigentlich jeder Dichter, insofern er sich zur Darstellung seiner Ideen der Sprache bedient, in die Nothwendigkeit versetzt ein denkender Dichter zu sein, d. h. seinen Ideen zunächst stets die Form von eigentlichen Gedanken zu geben, weil die Sprachformen eben nichts Anderes als Versinnlichungen der Denkformen sind. Dadurch erhält denn auch jedes poetische Kunstwerk eine Seite mit welcher es aus der ästhetischen Sphäre in die logische, aus dem Gebiete der Schönheit in das Gebiet der Wahrheit hinüberragt, und der künstlerische Gehalt einer Dichtung muß sich nothwendigerweise jedesmal auf einen Gedankeninhalt in abstracter, logischer Form zurückführen lassen. Aber diese unvermeidliche, allgemeine Gedanklichkeit der Poesie ist doch wesentlich verschieden von derjenigen welche bei einzelnen Dichtern und in einzelnen Dichtungen zu jener noch hinzutritt und zu einem unterscheidenden und charakteristischen Momente derselben wird. Sobald nämlich erst die Grenze einer gewissen Naivetät und Unmittelbarkeit, welche noch eine mehr oder weniger unbewußte und unwillkürliche Anwendung der Sprach- und Denkformen zu ästhetischen Effecten zuläßt, überschritten ist,

und die Poesie bereits in dem Boden einer gereiften Bildung, eines klaren Selbstbewußtseins wurzelt, kann die gedankliche Seite einer Dichtung so energisch und gebietend hervortreten, daß sie für die poetische Thätigkeit nicht nur das ursprüngliche Motiv, sondern auch den letzten Zweck bildet. Dies ist der Fall bei allen denjenigen Dichtungen die wir im Allgemeinen mit dem Namen Tendenzdichtungen bezeichnen. Diese verdanken ihre Entstehung nicht sowol der eigentlich poetischen Anschauung einer besondern Schönheit, sondern vielmehr der an und für sich prosaischen Erkenntniß irgend einer allgemeinen Wahrheit. Ebenso schwebt ihnen als letzter Zweck weniger vor einen ästhetischen Genuß zu gewähren, als vielmehr eine gewonnene Erkenntniß zu verbreiten. Für den Tendenzdichter kann also das Sinnlichconcrete, welches eigentlich das Erste und Letzte der Poesie sein sollte, nur in der Mitte liegen; er kann es nur als Mittel gebrauchen um seinen Gedanken eine compactere, anschaulichere Gestalt zu geben. Der Weg den er zu machen hat ist daher auch ein umgekehrter als der des ursprünglichen Dichters. Dieser muß aus seiner von Haus aus concreten Vorstellung in die abstracten Formen des Denk- und Sprachorganismus übergehen und durch concrete Gestaltung desselben in sein ursprüngliches Gebiet zurückkehren; der Tendenzdichter dagegen muß sich für seine abstracten Gedanken concrete Vorstellungen suchen und diese wieder so gestalten, daß sie im Stande sind die geistige Unterlage zur klaren Evidenz zu bringen.

Zufolge dieses umgekehrten Verhältnisses zwischen der Genesis der eigentlichen und der Tendenzdichtungen hat man schon oft gezweifelt, ob überhaupt die letztern noch als Dichtungen zu betrachten seien, und sich nicht selten verneinend darüber ausgesprochen. In der That muß zugegeben werden, daß die Poesie nicht ihr eigentliches Heimatland, ja auch, der ursprünglichen Absicht nach, nicht das Land ist in dem sie bis zum letzten Ende zu weilen und zu wohnen gedenken. Sie ist ihnen daher genau genommen ein fremdes Gebiet; aber wie uns die Fremde, je nachdem wir sie als bloße Geschäftsreisende rasch und unempfänglich durchfliegen, oder uns als freie Wanderer mit Behaglichkeit in ihre Annehmlichkeiten und Schönheiten versenken, ein mal eine Fremde bleiben, ein anderes mal zur zweiten Heimat werden kann: so kann auch die Poesie den Tendenzdichtern einerseits zwar bloßes Medium, bloßes Mittel zum Zweck bleiben, andererseits aber auch so sehr zur Hauptsache werden, daß sie ihre ursprüngliche Idee und ihr letztes Ziel zwar nicht darüber vergessen, aber doch vollkommen darin wiederfinden und kein Verlangen ausdrücken in die verlassene Sphäre der Abstraction zurückzukehren. Hieraus ergibt sich, daß die Tendenzdichter in Bausch und Bogen weder Verwerfung noch Anerkennung verdienen, sondern daß es eben darauf ankommt, ob Idee und Tendenz ganz und gar in der concreten Darstellung aufgegangen und wiedergeboren sind oder nicht. Wo Dieses geschehen, da ist Das was ursprünglich nur als Mittel gewählt wurde zum Mittelpunkte, zum zusammenhaltenden, bewegenden Centrum geworden, da hat der Geist die echt künstlerische Auferstehung des Geistes im Fleische gefeiert, und es ist daher kein Grund vorhanden eine Dichtung der Art aus dem Reiche der Poesie ausweisen zu wollen.

Werfen wir hiernach die Frage auf: wie ein Dichter beschaffen sein müsse, wenn er im Stande sein solle jenen Gegensatz zu überwinden und sich aus der Sphäre des reinen Gedankens ganz und gar in das Reich der Sinnlichkeit überzusiedeln, so kann die einfache Antwort nur die sein, daß er mindestens ebenso sehr, ja in gewissem Sinne noch mehr als der natürliche Dichter die Einheit und Harmonie von Idee und Materie, von Geist und Leib angeschaut und erfaßt haben müsse, dergestalt, daß es völlig Eins für ihn ist, ob er das Motiv von der einen oder der andern Seite empfängt, ob er einen Gedanken zum Körper krystallisiren oder einen Körper einen Gedanken aus sich herausblitzen läßt. Ja es muß für ihn förmlich ein Bedürfniß sein mit dem Geiste stets auch den Körper, mit dem Körper stets auch den Geist zu ergreifen, und alle seine Schöpfungen müssen den Stempel tragen, daß er mit dem einen ohne den andern Nichts anzufangen weiß. Das aber ist gerade bei Koenig in hohem Grade der Fall. Nicht nur in den bereits genannten Dichtungen, sondern vorzugsweise auch in „William's Dichten und Trachten" manifestirt sich deutlich, daß der Dichter stets im Anschauen denkt und im Denken anschaut, daß er nicht den stofflichen Inhalt der Geschichte entfalten kann ohne zugleich einen klaren Blick in die innere, belebende Idee zu eröffnen, und nicht im Stande ist eine Idee zu entwickeln ohne sie als eine dem Stoff natürlich entkeimende Blüte erscheinen zu lassen. Seine Erzählung bietet niemals ein blos materielles und seine Reflexion niemals ein blos ideelles Interesse. Die Reflexion erscheint selbst als ein Stück Erzählung, und die Erzählung nährt unsern denkenden Geist nicht minder als die Reflexion. Der Dichter und der Denker sind also in ihm auf das innigste zu einer Person verwachsen, und aus diesem Grunde müssen wir gerade ihm vor vielen Andern die Befähigung zusprechen einen ursprünglich gedanklichen Stoff poetisch zu gestalten, und einen sogenannten Tendenzroman zu schaffen der auch als solcher ein echt künstlerisches Gepräge trägt. Einen solchen haben wir denn in der „Veronika" wirklich vor uns. Obwol die erste Anregung dazu höchst wahrscheinlich nicht von irgend einer dem Leben oder der Phantasie entnommenen besondern Anschauung, sondern vielmehr von dem Drange ausgegangen ist die eigene Erkenntniß in kirchlich-religiösen Dingen allgemein zu machen und an dem Neubau einer den Anfoderungen der Zeit entsprechenden Kirche mit Hand anzulegen: so hat doch diese ursprünglich noch nicht poetische Tendenz eine durchaus poetische Gestalt gewonnen, und nirgend merkt man, wie bei den meisten derartigen Romanen, den Zuschnitt nach wissenschaftlichen Kategorien, sondern Alles ist concret, markig und fleischig, das Interesse der Geschichte bleibt um Nichts hinter dem

Interesse der Tendenz zurück, und selbst die eingestreuten Reflexionen und Discussionen stellen sich stets als wesentliche und nothwendige Glieder eines organisch zusammenhängenden Ganzen dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Portugiesische Land- und Sittenbilder. Nach William Kingston's Lusitanian sketches von M. B. Lindau. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1846. 8. 3 Thlr.

Portugal, dessen Bewohner noch vor 300 Jahren das reichste, thätigste und unternehmendste Volk der Erde waren, gerieth von da an in immer größern Verfall und zehrte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nur von den letzten Resten der Erinnerung an seine vormalige Größe. Da nahm es einen neuen Aufschwung, und bleibt sonst die Gestaltung der Dinge im allgemeinen Weltverkehre ihm günstig, so wird man ihm eine bessere, ja glänzende Zukunft nicht absprechen können. Leider war Portugal, von welchem Lande aus der Anstoß zur Entdeckung der zweiten Erdhälfte und zum Welthandel gegeben wurde, bis auf die neuern Zeiten Vielen eine terra incognita geblieben, und der Strom der Touristen, vorzüglich der englischen, die auch die verborgensten Winkel der Erde durchsuchen, um aus ihnen die möglichen Spuren vormaliger Größe ans Licht zu ziehen, ging meist an ihm vorüber, hauptsächlich dem Morgenlande zu. Wenigstens besitzen wir aus der neuern Zeit nur wenig Werke die sich mit den Zuständen Portugals beschäftigten. Man erfuhr von diesem Lande und seinem Volke, dessen Bildung und Sitten höchstens Das was mit den politischen Vorgängen, an denen in letzter Zeit dort kein Mangel war, unmittelbar zusammenhing. Wir können es daher dem Verf. des vorliegenden Werkes nur Dank wissen, wenn er uns den Schleier zu lüften sucht der über die innern Zustände eines Landes gezogen war das sowol durch seine frühere Größe wie durch die höhere Bedeutung, die es eben jetzt wiederzuerlangen beginnt, das regere Interesse jedes Gebildeten in Anspruch nehmen muß. Der Verf. nennt seine Beobachtungen, die er bei einem Besuche in Portugal machte, „Land- und Sittenbilder", und obwol er in früherer Zeit eine Reihe von Jahren daselbst zubrachte, so können wir doch, zumal er bei seinem letzten Besuche nur die nördlichen Provinzen Minho, Traz-os-Montes und einen Theil von Beira berührte, bei ihm keine Gesammtschilderung des Landes erwarten. Er sagt zwar: „Mein Hauptzweck war eine Beleuchtung des gegenwärtigen politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zustandes der Portugiesen"; doch wird, meinen wir, eine solche Beleuchtung weder durch bloße Ausflüge von einem Punkte aus erreicht, wie der Verf. sie macht, und die zu stark nach bloßer Unterhaltungslust schmecken, noch hat auch das Buch selbst eine solche Form wie sie nothwendig aus jenem angegebenen Hauptzwecke hervorgehen mußte. Einen klaren und wahren Totaleindruck von den Zuständen des Landes in politischer, religiöser und gesellschaftlicher Hinsicht wird das Buch beim Leser nicht zurücklassen. Diese Ausstellungen aber abgerechnet, sind wir doch dem Verf. in mancherlei Hinsicht vielen Dank schuldig. Ein mal dafür, daß er Bahn gebrochen hat das Interesse für ein Land von neuem zu erregen welches mit jedem Jahre an Bedeutung gewinnt; daß er ferner, so weit eben seine Beobachtungen gehen, nicht nur fein studirt, sondern auch rückhaltslos und offen darlegt was ihm der Bemerkung werth erscheint, mag es nun Lob oder Tadel verdienen. Die besten Partien des Buchs sind unstreitig die in welchen sich der Verf. über die Naturschönheiten des Landes verbreitet; er ist ein Meister in dieser Art von Schilderung. Dann kommt ihm eine gewandte und gebildete Sprache zu Hülfe, und so weit wir nach der deutschen Bearbeitung urtheilen dürfen, hat der Verf. wol das Talent bei etwas systematischerer Form Gutes zu leisten. Wird er, wie er versprochen hat, auch die südlichen Provinzen des Landes schildern, so müssen wir mit einem bestimmten Urtheile jetzt um so mehr zurückhalten, als diese zwei vorliegenden Bände, wie oben schon bemerkt wurde, keinen genügenden Ueberblick über das ganze Land gewähren.*) Gleichwol wollen wir unsern Lesern wenigstens in einer kurzen Uebersicht Dasjenige was der Verf. von Oporto, der Hauptstadt des nördlichen Portugals, sagt vorführen.

Nach seiner Einschiffung in Southampton im Juni 1843, und nach einer angenehmen Fahrt durch das Biscayische Meer gelangt der Verf. nach Oporto, wo er sein Hauptquartier aufschlägt. Von hier aus unternimmt er seine überaus lebhaft geschilderten Ausflüge in die Umgegend östlich bis nach dem alten berühmten Salamanca, und südlich bis nach Coimbra hin. Oporto selbst scheint dem Verf. trotz der krummen und winkeligen Straßen und Gassen ein malerischer und reizender Ort. Die Stadt hat in dem Kriege gegen Frankreich Viel ertragen müssen, und der Verf. tröstet die Bewohner für den Schrecken den ihnen die Franzosen bereitet haben mit dem Segen den Britannias Heere ihnen brachten — „Hülfe, Frieden und Wohlstand". Oporto liegt in einem engen Thale hart am Duero, etwa eine Stunde von der Meeresküste. An alten Baudenkmalen ist die Stadt nicht reich, da die ältesten derselben schwerlich bis zur Zeit der Mauren hinaufreichen. Eine eigenthümliche Zierde der Stadt ist die Menge der Springbrunnen, an denen sich die Wasserträger (Gallegos), Mädchen und Frauen den ganzen Tag über herumtummeln. Die günstige Lage der Stadt und, wie der Verf. meint, die Zeit der constitutionnellen Freiheit erheben dieselbe von Tag zu Tag. „Oportos Vorstädte erstrecken sich in nördlicher und östlicher Richtung weit hinaus auf beiden Seiten der bedeutendsten Landstraßen." „Zehn Jahre constitutionneller Freiheit haben Wunder gethan — noch zehn Jahre innern Friedens und gedeihenden Handels, und es werden noch weit größere und wohlthätigere Veränderungen reifen." Freie Plätze (Praças) zählt die Stadt sieben bis acht. Von einem jeden dieser Praças genießt der Beschauer die malerischste Ansicht. Als Beweis dafür, und als eine Probe wie der Verf. es versteht dergleichen Schönheiten vor die Blicke des Lesers zu führen, stehe hier die Schilderung der Aussicht die man vom Lustgang der Fontainhas aus genießt: „In der Tiefe unten ergießt sich in schnellem Lauf der dunkelleuchtende Strom, zur Rechten von der anmuthigen eisernen Hängebrücke überspannt, über welcher als Kronen der rauhen Klippen auf der Nordseite die alten Mauern und Thürme der Stadt erscheinen, während gegenüber, auf dem Gipfel noch höherer Felsen, die runde Kirche des Servaklosters mit ihrem Kuppeldach emporragt. Und jenseits wieder dehnt sich das weitläufige Villa nova am Ufer hin und den Abhang des Berges hinauf. Zwischen den hohen und nackten Klippen zur Linken schauen grüne lachende Ufer hervor und in der Ferne die Thürme des malerischen Palastes Freiro. Hier und da erblickt man auf einem hervorragenden Punkte eine kleine Hütte oder die weißen Flügel einer Windmühle; mitten unter dem geborstenen Gestein wachsen Reben und Büsche, und über die moosigen Felsen schäumt mancher Gießbach in die Tiefe hinab." Für die Schiffbarmachung des Duero, der von vielen seichten Stellen und Klippen, zumal an seiner Mündung, durchkreuzt ist, wird Viel gethan, und Oporto würde Viel gewinnen, wenn es, da es eine Stunde vom Meere entfernt liegt, durch Dampfschiffahrt mit demselben in unmittelbare Berührung treten könnte. Stromaufwärts gelangt man durch die Vorstadt Maçarellos zur Kirche und zum Kloster von St.-Antonio. Belustigend ist was der Verf. von der Einfalt und dem frommen Betruge der früher

*) Daß sich der Verf. als Engländer nicht wenig auf den Einfluß den England auf die jetzigen Zustände des Landes ausgeübt hat und noch ausübt zugute thut (er betrachtet dies Alles in einem vortheilhaften Lichte), ist ihm als Engländer zu verzeihen; doch hätte er auch diesen Schein der Parteilichkeit vermeiden sollen.

dort lebenden Mönche (sie wurden alle in den letzten Kriegen aufgerieben) erzählt. Sie besaßen nämlich in der Nähe des Klosters eine Galerie von Statuen der verschiedensten Art. Da wechselten heidnische Götter und Göttinnen mit christlichen Heiligen, empfingen aber alle den gleichen Tribut der Gläubigen. Venus paradirte als Heilige Jungfrau, Jupiter als der heilige Petrus, eine Statue mit dem Caduceus in der Hand und mit Flügeln an den Füßen galt als der Engel Gabriel, und Apollo mit der Harfe wurde zum Sängerkönige von Israel gemacht. Das Hauptgeschäft der Mönche bestand übrigens darin: am Ufer des Flusses ein strahlendes Licht zu unterhalten und die ausfahrenden Fischer zu einem Gebet um eine glückliche Fahrt zu ermahnen, wofür ihnen dann das Recht zustand aus den gefangenen Fischen eine Auswahl zu ihrem Vortheil zu treffen. Mönche und Statuen sind jetzt verschwunden, der jetzige Besitzer hat aus dem Kloster ein Weinlager gemacht und baut auf der Klosterländerei Mais und Kohl. Von den Bewohnern der Stadt spricht der Verf. fast nur lobend. Er rühmt die gesellschaftlichen Zustände Oportos nach einem Ausspruche des Lord Porchester, der in Portugal die höchste Verfeinerung der Gesellschaft zu finden meint. Die Männer zeichnen sich, wenn auch nicht durch classische Ausbildung, doch durch natürlichen Geschmack und feinen Witz aus, den sie aber selten zum Nachtheil eines Andern geltend machen. Die Frauen glänzen durch dieselbe Bildung wie die Engländerinnen, sie sprechen Französisch, Englisch, häufig auch Italienisch; nur sind sie zurückhaltend, und es erfodert eine genaue Bekanntschaft mit ihnen den Schatz ihrer Kenntnisse zu entdecken. Wohlthuend ist was uns der Verf. von dem allmäligen Verschwinden jeglichen Standesunterschieds in öffentlichen Gesellschaften berichtet. Zu ihnen hat jeder Gebildete Zutritt. Der Adel schließt sich nicht ab und öffnet gastlich den Einheimischen wie den Fremden sein Haus. Musik ist in Gesellschaften die liebste Unterhaltung; die Männer spielen die Guitarre und singen auch wol improvisirte Lieder dazu, was nicht Wenig zur Unterhaltung beitragen mag; die Frauen lieben mehr das Pianoforte, und ein solches Instrument findet sich in jedem nur einigermaßen anständigen Hause.

Die Belustigungen des Volkes concentriren sich in den „Romarias", d. h. den Festen die zu Ehren der Heiligen gehalten werden. Da gibt es natürlich, wie bei allen Volksfesten, viel Gesang und Tanz, und es wird Viel getrunken; aber Trunkenbolde und Raufereien gehören in Portugal zu den Seltenheiten. Die Tänze haben Aehnlichkeit mit den Quadrillen, und die Guitarre ist das einzige Instrument welches zur Begleitung im Gebrauch ist. Bekanntschaften zwischen beiden Geschlechtern werden in den höhern Kreisen fast nur durch die Aeltern eingeleitet. Bei dem zweiten Stande sucht der Herr die Aufmerksamkeit seiner Auserwählten durch öfteres Lustwandeln vor ihrem Fenster auf sich zu ziehen, bis er später in einer Kirche Gelegenheit findet durch ein zugestecktes Briefchen das Einverständniß zu befestigen. Auf Bällen findet sich zu Dergleichen weniger Gelegenheit, da es Sitte ist die Tänzerinnen nach beendigtem Tanz sogleich wieder zu ihren Sitzen zurückzuführen und zu verlassen. Unter den Landleuten geht es natürlich und einfach her, obwol auch hier vertraute Unterredungen nicht selten ein solches Verhältniß einleiten. Begegnen sich die Beiden welche sich wohl leiden mögen, so bleiben sie in angemessener Entfernung voneinander stehen und lassen statt der Zunge die Augen reden. Treue und Beständigkeit ist übrigens eine Zierde des portugiesischen Bauernstandes. Eigenthümlich erscheint die Sitte das eben getraute Paar in der Kirche mit einem Hagel von Bonbons zu überschütten, der nicht selten den fungirenden Priester trifft, wenn er nicht zeitig genug seine Würde vor dem Volkshumor durch einen schleunigen Rückzug zu schützen sucht. Zu loben ist die Toleranz der dortigen Priester, die ohne Bedenken protestantische Zeugen bei Taufen und Trauungen zulassen. Die feierlichste kirchliche Handlung ist das Begräbniß, das von den Priestern nicht so rasch beendigt wird als ihre übrigen kirchlichen Handlungen, die meistens nur in einigen raschgesprochenen lateinischen Worten bestehen. Stirbt Jemand in einer Familie, so sind die Beileidsbesuche (Pesemo) die erste Pflicht für die nächsten Anverwandten. Die Besucher setzen sich still zu den übrigen Gästen, dürfen sich nur flüsternd unterhalten, und nicht eher wieder gehen als bis ein neuer Besuch sie ablöst und die Reihe wieder vollständig macht.

Den ersten Ausflug macht der Verf. zu den altberühmten Mineralbädern zu Vizella. Er vergleicht die Umgebung dieses reizend gelegenen Orts mit der von Ems; Landhäuser, öffentliche Gärten und die schönsten Baumgänge wechseln miteinander ab. Die Schwefelbäder von Vizella waren schon den Römern bekannt, und man hat in neuerer Zeit gegen 20 vollkommen erhaltene römische Badeeinrichtungen ausgegraben. Der Wärmegrad der Quellen ist hoch, er steigt von 90 auf 120 Grad Fahrenheit. Ihre Heilkraft wird sehr gerühmt. Ueberhaupt ist Portugal sehr reich an warmen Bädern und Gesundbrunnen, von denen der Verf. mehre erwähnt, wie die von Tairas und Braga. Diese werden, wie die von Vizella, mit gutem Erfolg gegen Hautkrankheiten und rheumatische Uebel gebraucht, und sind für den allgemeinen Gesundheitszustand des Volkes nicht ohne Bedeutung, da sie alle für den öffentlichen Gebrauch eingerichtet sind. Von Interesse ist, was der Verf. über Oportos öffentliche Anstalten sagt. Man findet deren daselbst eine große Anzahl. Die meisten derselben sind in den letzten zehn Jahren entstanden, ein Beweis, daß die constitutionnelle Freiheit auch in dieser Hinsicht ihre Früchte trägt. Der Verf. läßt es den Portugiesen nicht an Lobsprüchen fehlen für die Heldenthat, „daß sie den Usurpator Dom Miguel aus dem Lande gejagt haben"; doch findet er trotz ihrer Riesenschritte in Bildung und allgemeiner Cultur bei ihnen noch „Berge von Vorurtheilen, falschen Begriffen und irriger Loyalität". Wir würden es gern gesehen haben, wenn er einige davon besonders namhaft gemacht hätte. Seiner Ansicht nach richtet die allgemeine Sehnsucht des Landes sich nach einem Manne der, mit den Vorzügen eines Pombal begabt, aber ohne die Fehler desselben, das freisinnig gewordene und aufgeklärte Portugal zur höchsten Blüte emporbringen soll. Die willkürliche und strenge Regierung eines Carvalho findet im Lande wenig Freunde; und auch wir wollen mit dem Verf. und allen Freunden Portugals einen ersehnten Retter, wenn er erscheint, freudig begrüßen.

Der Raum gestattet uns nicht unsere Leser noch weiter in den Inhalt des Buchs einzuführen; überdies müssen wir die Fortsetzung des Werks erwarten, da die zweite Hälfte des vorliegenden Werks fast nur Naturschilderungen und Reiseanekdoten enthält, die das allgemeine Interesse nicht erregen können. 98.

Literarische Notiz.

Horaz in englischen Reimen.

Die englische Literatur hat kürzlich zwei Bearbeitungen des Horaz in englischen Reimen erhalten, die eine unter dem Titel: „The odes of Horace translated into English verse. By *Henry George Robinson*"; die andere: „The odes of Horace translated by *John Scriven*." Bisher galten die poetische Uebertragung des römischen Lyriker von Francis, die prosaische von Smart als vorzüglich; die erstgenannte war etwas allzu frei und paraphrastisch, die letztere schwerfällig. Die „buchstäbliche" Uebersetzung Robinson's verdient jedoch kaum diesen Namen; während sie durch das Streben sich an den Buchstaben zu halten an vielen Stellen ungefüg wird, kann sie es der Natur der Sprache nach doch nicht vermeiden allenthalben Umschreibungen zu Hülfe zu nehmen. Die Umdichtung Scriven's erreicht die Kürze und den Schmelz des Originals weit glücklicher. Scriven hat zu gleicher Zeit eine Sammlung eigener Gedichte unter dem Namen „My old scrap book" veröffentlicht, die viel Eleganz, Laune und Witz verrathen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 192. — 11. Juli 1847.

Dichtung und Wahrheit von Heinrich Koenig.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

Ehe wir jedoch dazu übergehen unsere Ansicht über die künstlerische Gestaltung und den ästhetischen Werth des vorliegenden Romans näher zu entwickeln, scheint es uns nöthig, zuvor über die eigentliche Tendenz desselben und über den religiösen Standpunkt den der Verf. darin einnimmt ausführlichere Mittheilungen zu machen. Wie schon angedeutet, steht der Verf. im Allgemeinen auf dem Standpunkte der deutsch-katholischen Bewegung; jedoch wird derselben im Roman nirgend namentlich gedacht, noch auch von der besondern historischen *Entwickelung* dieser Erscheinung oder von den damit verbundenen Persönlichkeiten irgendwie ein Gebrauch gemacht, wie denn auch die Ideen des Verf. wiederum viel Eigenthümliches und Abweichendes haben und in manchen Beziehungen über den derzeitigen Standpunkt des Deutsch-Katholicismus hinausgehen. Wie jede echt reformatorische Tendenz hat auch die seinige eine negative und eine positive Seite. Er verwirft nicht nur, sondern er setzt zugleich etwas Neues, Besseres an die Stelle. Beim Verwerfen befaßt er sich weniger mit den reindogmatischen Partien der römischen Kirche als vielmehr mit ihrer praktischen Einwirkung auf das Leben. Daher läßt er Lehren wie die von der Zahl der Sacramente, von der Transsubstantiation und ähnliche als unersprießlich und für das wahre Wohl der Menschheit gleichgültig gänzlich unberührt, und richtet sich dafür desto bestimmter gegen die eigentlich hierarchischen Tendenzen, namentlich gegen die Lehre der Kirche von ihrer alleinseligmachenden Gewalt, gegen ihr Bestreben die Menschheit in Aberglauben und geistiger Knechtschaft zu erhalten, gegen die Heuchelei und jesuitische Schlauheit der in ihrem Geiste wirkenden Priester, gegen ihre verderbliche Einmischung in die heiligsten Familienangelegenheiten, namentlich bei gemischten Ehen, gegen ihre selbstsüchtigen und habsüchtigen Intriguen und Machinationen, denen das Heiligste als Opfer fallen muß u. s. w., sodaß er gegen die ultramontane Richtung nicht eine trockene theologische Gelehrsamkeit, sondern das lebendige, sittliche Gefühl und das Licht einer allgemeinen Intelligenz in die Schranken ruft. Ebenso läßt er sich da wo er selbst constituirend wird, nicht auf die Feststellung eigentlicher Lehrsätze oder eines förmlichen Glaubensbekenntnisses ein, sondern er gibt statt dessen ein lebenswarmes Bild einer kleinen religiösen Gemeinschaft, aus dem sich leicht herauserkennen läßt, welche Principien er als die Grundbedingungen einer Kirche die wahrhaft beseligend und heilbringend wirken will erkannt hat. Um unsern Lesern von den religiösen Grundansichten des Verf. eine möglichst klare Vorstellung zu geben, wird es am passendsten sein einige der am meisten charakteristischen Stellen hier wörtlich mitzutheilen. Unter diesen verdient jedenfalls die folgende, worin der Verf. einen Priester wie er ihn will über Religion überhaupt sich aussprechen läßt, an die Spitze gestellt zu werden. Die Worte des Priesters lauten:

Ich kann es noch erleben, daß diese kranke Zeit genese. Denn Krankheit ist es doch nur, was auf der Höhe unserer Zeit und Bildung uns noch einmal mit Kircheneifer, Sektengeist, Bekehrungs- und Verdammungssucht, mit Betbrüderei und Lebensprüderie in katholischen und protestantischen Ländern heimsucht und das schöne Antlitz des Reinmenschlichen entstellt. Ja, vorübergehen wird diese religiöse Hypochondrie, dies Leibschneiden des Glaubens, bei welchem man Liebe und Dankbarkeit, Pietät und Humanität, alles menschlich Schöne und Edle vergißt und Das schmäht und verdammt was zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern für unsers Geschlechts Schmuck, Trost und Stolz gegolten hat. Sehen Sie, liebe Freundinnen, und Das sei unter uns ausgesprochen! Religion selbst, gesunde Religion, ist eigentlich nur — Krankheitsgefühl, ist das Innewerden unserer Erdenkrankheit, unserer Beschränktheit und Endlichkeit, die sich aus dem Göttlichen herausgefallen erkennt und sich nach ihm zurücksehnt. Darum sind recht kerngesunde Menschen, schöpferische Geister auch weniger religiös, große Dichter und Künstler, ursprüngliche Denker und Forscher, wahrhaft edle Staatsmänner. Denn das Schöne das sie bilden, das Wahre das sie offenbaren, das Gute das sie stiften ist ja nichts Anderes als das Göttliche selbst, welches sie, in Eintracht mit ihm, wirken, und durch welches sie sich selbst als unendlich fühlen. Glauben Sie, daß Rafael mit gebogenen Knien und gefalteten Händen mehr Göttliches zu Stande gebracht hätte als mit dem gekrümmten Arm, der den Pinsel führte? Solch einen kerngesunden Mann hat noch unsere Zeit gesehen, Goethe, und die Frommen haben den sogenannten Heiden freilich nicht geschont, sie die alle Ursache haben in ihrer Armseligkeit zerknirscht zu sein vor dem Göttlichen, von dem sie nicht gewürdigt worden seine Glorie in bleibenden Werken zu offenbaren. Wenn nun aber das religiöse Gefühl, das gesunde Gefühl unserer Erdenkrankheit selbst erkrankt, ach, welche Symptome des Erbärmlichen kommen da zum Vorschein!

Wie sich der Verf. jene gesunde, naturwüchsige Religiösität vorstellt, zeigt er an der ebenso erheiternd als erhebend wirkenden Person eines alten, für irreligiös und ungläubig geltenden Schäfers, den er unter Anderm auf den scherzhaft gemeinten Vorwurf Veronika's, daß er es mit Messe und Predigt viel zu lau nehme, antworten läßt:

O Mamsell Veronika, die höre ich da droben! Ich sehe die Wolken grau und farbig hin- und herziehen, sich heben und neigen, wie die Meßpriester in ihren weißen und verbrämten Gewändern thun. Die Thäler am Fuße des Gebirgs dampfen in der Frühe ihren Nebelweihrauch; dann steigt die Sonne wie eine goldene Monstranz auf und wird in einer Weltprocession von Morgen nach Abend getragen; die lange Andacht des Tages dauert bis das segnende Heiligthum da drüben wieder eingethan wird in das purpurrothe vergoldete Tabernakel. Das Hundert- und Tausendfältigste geht jetzt vor, was Alles auf die Sonne gewartet hat und von ihr gedeiht. Da habe ich dann so meine Gedanken über die verschiedenen Andachten und Glaubensweisen der Menschen sowie über Das was sie im Gottesschein ihres Lebens treiben und zu Stande bringen. Wie wunderlich kommt mir da manchmal vor was ich in Kirche und Schule gelehrt worden bin! Ich soll glauben, wir Katholischen würden allein selig. So kindisch ist der Apfelbaum nicht mit seiner reichen, rothbäckigen Frucht; dieweil er mit starkem Leib und ausgespannten Armen hochgestreckt zum Himmel sieht, hält er sich nicht für besser als den dünnen Kornhalm, der seine blasse Aehre demüthig senkt und dessen Körner doch auch Gedanken sind, von denen wir Alle leben. Dazwischen kommt nun mein kleiner Peter heraus mit der Suppe im Henkeltopf und glühroth vom Steigen und Eifer. Wir essen zusammen mit den hölzernen Löffeln, die uns die Zähne nicht verderben, und sind wir satt, so hebe ich den Buben auf meinen Arm und lasse ihn weit umherschauen wie das Korn wogt und der Segen Gottes unter der Hacke hervorwächst, und wie die Lerche aufjubelt und über unsern Kirchthurm hinausfliegt. Es ist recht verwegen von ihr, so über unsern Singsang hinauszufliegen; allein jedes Geschöpf thut wozu es die Gnade hat. Kommt nun einmal ein Gewitter dazu, so habe ich einen Feiertag in meinem bischöflichen Kalender. Ich sehe die Blitze zur Erde niederzucken und denke, der Himmel sende noch immer seine Engel, die eine Fruchtbarkeit in die Furche legen, oder auch eine arme Bauersfrau abholen, die sich eben unter einem breiten Birnbaum duckte und verzweifeln wollte, woher sie morgen ihr Brot nähme. Und nun donnert's hinterdrein: da höre ich der Predigt zu, ich nehme meine Wimpel ab und falte die Hände um meinen Krummstab. Hörst du, Bastian, sage ich zu mir selbst, jetzt spricht dein Papst. Meine Schöpse gucken mich so schief an und fressen weiter. Wenn dann die Gewitterluft aus dem Walde saust, Mamsell Veronika, das ist ein Weihrauch und Segen dessen man die Brust nicht voll genug kriegen kann. Letzt, es war auf Himmelfahrtstag, wallfahrteten sie da drüben aus Kiliansdorf um die Flur; es war ein Betgang um Segen. Hinter ihnen her zog ein Wetter auf. Es war mir gleich bang, wie es schauerlich in der graubraunen Wolke brauste. Ein Hagel borstete nieder und zerschmetterte Alles in den Markungen. Unser Herrgott hat so seine eigenen Wege. Die Schwarzröcke meinen, sie könnten ihn citiren wohin sie wollen. Aber — proficiat! Wir wollen uns in unsern ehrlichen Herzen gut mit ihm stellen, Jungfer Veronika, und so brauchen wir die Zwischenträger nicht.

Auf diesem ursprünglichsten und natürlichsten Standpunkte bleibt jedoch der Verf. nicht stehen. Er will vielmehr die Religion aus ihrem krankhaften Zustande einer höhern Stellung zuführen, und statt jenes Priesterthums welches darauf ausgeht die Menschen ihre Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit mit immer mehr Zerknirschtheit und Selbsterniedrigung empfinden zu lassen, ein Priesterthum der Wissenschaft und der Liebe gegründet wissen, an dem sich das Herz aufrichten, die Thatkraft erheben und der Geist zur wahrhaften Vereinigung mit der Gottheit emporschwingen könne. Dieses Priesterthum nimmt er besonders für Deutschland in Anspruch, von dem er sagt, daß es vorzugsweise in der Wissenschaft sein nationales Heiligthum besitze. Er deutet insofern auf die Gründung einer besondern deutschen Kirche hin, ja führt uns bereits den Patriarchen derselben vor — freilich mit schalkhaft-ironischem Seitenblicke auf Diejenigen welche solche Ideen gern für Wahnsinn ausgeben, als einen Propheten im Narrenhause, aber doch als den Bruder Bonaventura, d. i. als den Geist der Zukunft, als den Inbegriff kommender Güter und künftiger Wahrheiten. Dieser Patriarch von Deutschland sagt unter Anderm zu einem excommunicirten katholischen Priester, den er zum Priester seiner Kirche weihen will:

Du weißt, daß Rom bestimmt ist zwei Weltherrschaften von seinen sieben Hügeln abrutschen zu sehen. Die zweite Erfüllung naht heran: Das deutet dir der neuauflodernde Glanz. Auch dem Vergehenden ist von der Natur ein Schimmer verliehen und der Tod hat einen Phosphorathem. Auf jenen Hügeln wohnt der alte Traum von einer Universalherrschaft. Das ist ein Wahnsinn. Einst herrschten auf dem jungen Erdball die vier Elemente, wie die viel spätern vier Patriarchen in der jungchristlichen Welt. Wie aber die organische Weihe über ihn kam, da vermehrten sich die Diöcesen des Naturlebens. Die Natur will tausenderlei Blüten, tausendfache Bewegung des Gethiers. Und so will der Herr millionenfältig angebetet sein. Darum hat er frühe schon Denen die zu Babylon einen Papst aus Backsteinen machen und mit Erdpech salben wollten die Sprache verwirrt. Die Völker sollen verschiedentlich beten. Auch das Christenthum fing mit tausend Pfingstzungen an. Jede Nation hat ihren besondern Geist, der sich die ihm angemessenen Satzungen bildet. Ich bin der Patriarch von Deutschland! Knie nieder, Mann mit der Weihe auf der reinen Stirne!

Die Worte der Einweihung lauten folgendermaßen:

Sei du ein Priester der Wissenschaft! Aber nicht des spaltenden Wissens, sondern der Erforschung unserer höchsten Träume, unserer ewigen Ahnungen und der wiederkehrenden Offenbarungen. Lehre und segne! Fluch haben wir nicht. Ein Thema des Lebens haben wir, kein Anathema. Segne was sich erkennt, segne was sich liebt, so besteht die Sinnen- und die Geisterwelt. Stehe auf, lehre und segne!

An diese Weihung schließt sich die Mahnung:

Aber du, Priester der Wissenschaft, nimm dir eine Priesterin der Liebe zur Seite! Eine die hinter deinem zerpflückenden Wissen her die unschuldigen Freuden des Lebens aufliest, die deinem Forschen nach den Zeichen des Ewigen die Träume froher Stunden nachträgt und deine umleuchtete Schläfe mit den Täuschungen des liebenden Herzens umkränzt. Dort steht Eine! Die da mit dem edeln Munde, mit den Lippen auf denen kein gemeines Verlangen brennt!

Und nachdem er Priester und Priesterin zusammengegeben, schließt er:

Das Christenthum, diese ausgestrahlte Seele der Menschheit, trat mit Licht und Liebe zwischen die Thorheit und Armuth des Lebens. Alles will man heute mit Freiheit ausgleichen, ebnen, vertheilen; nur das Geld und der Glaube ballen sich dicker und fester zusammen und häufen neue Noth und

Narrheit. Priester der Wissenschaft, Priesterin der Liebe, geht, vertheilt sie unter die Bedürftigen! Und der Friede sei mit euch!

Ich hoffe, diese Stellen genügen, die dem Streben der Deutsch-Katholiken innigst verwandte Tendenz des Verf. klar ins Licht zu setzen und zugleich zu zeigen, daß sich sein Bestreben, Deutschland von der römischen Hierarchie und den unzähligen verderblichen Einflüssen derselben loszureißen und über den todten Buchstabenglauben und Symbolzwang eines erstarrten Protestantismus hinaus zu einer freien, vernunft-, zeit- und volksgemäßen, auf den Geist der Wahrheit und den Geist der Liebe gegründeten Religion hinzuführen, durchaus fernhält von jeder Ungebundenheit und Zügellosigkeit, von jedem Radicalismus, von jeder freigeistigen Erbitterung und Parteiwuth. Wenn ihm aber trotzdem die Gegner des Fortschritts darum, daß er sich noch weniger als die Deutsch-Katholiken auf eine nähere Bestimmung positiver Dogmen einläßt, den Vorwurf machen sollten, er raube dem Herzen jede positive Grundlage, und Das was er dafür biete sei kein Christenthum, ja keine Religion mehr, sondern ein bloßer Vernunftkoller, ein Götzendienst mit dem menschlichen Geiste, ein bemäntelter Atheismus, eine Revolution gegen alles Heilige und Göttliche, oder mit welchem Namen sie sonst noch die rationalen Bestrebungen zu verketzern und zu verdächtigen suchen: so wird er sich darüber trösten können, zumal da ihm das Schlimmste was ihm von dieser Seite widerfahren kann schon zu Theil geworden ist: die Excommunication. Wer aber nur irgend noch Augen hat zu sehen und dieselben nicht absichtlich dem Lichte und der Wahrheit verschließt, wird in des Verf. „Freigeisterei" ganz gewiß mehr Christlichkeit und Religiosität erkennen als in den starren Satzungen der sogenannten Rechtgläubigkeit; und alle Die welche sich für die Entfesselung des Geistes aus den Banden des Vorurtheils und des Aberglaubens inniger und wärmer interessiren werden es ihm Dank wissen, daß er der Erste gewesen ist der auch die Poesie, und zwar diejenige Kunstform derselben welche für einen derartigen Stoff die passendste ist, in die Schlachtreihen der guten Sache geführt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bibliophil Libri in Paris und seine Bibliothek.

Bibliophilie und gar Bibliomanie ist in Deutschland, wo man in der Regel nur das innere, geistige Bedürfniß an den Büchern befriedigen will, meist ein Gegenstand des Spotts und der Satire; man überläßt diese Liebhaberei oder Manie reichen Engländern und Franzosen, besonders Erstern, denn der geistreiche Franzose weiß über seine eigenen Thorheiten zu lachen, wie in jenem witzigen Couplet:

> Ah! c'est la bonne édition;
> Car voilà page neuf et seize
> Les deux fautes d'impression
> Qui ne sont pas dans la mauvaise!

Indessen, wenn man auch die Abgeschmacktheiten und Bizarrerien der Engländer, die bisweilen in das Groteskabenteuerliche übergehen (wie wenn der englische Biblioman Asken ein Buch in Menschenhaut binden ließ), gern dem Spotte preisgegeben sieht, so muß der Literator und selbst der Literaturfreund im weitern Sinne wünschen, daß die von Tag zu Tage immer kleiner werdende Gemeinde der edlern Bibliophilen nicht ganz aussterbe. Denn wenn man sich nicht an Einzelheiten hält, sondern den allgemeinen Gesichtspunkt selbst der sogenannten materiellen Bibliophilie hervorhebt, so ist es das Bestreben, das Buchwesen (um mich so auszudrücken) aus dem Bereich des mechanischen Gewerbes, wohin es im Laufe der Zeit gesunken ist, in das Gebiet der Kunst, aus welchem es ursprünglich herrührt, wieder zu erheben und darin nicht ohne große Opfer zu erhalten. Ein Jeder weiß, daß eine Handschrift aus der bessern Zeit des Mittelalters, wenn der Inhalt es sonst werth war oder werth schien, sich als ein Kunstwerk im besten Sinne darstellt, bei welchem die Schreibe-, die Maler- und die Buchbinderkunst miteinander wetteiferten das Vollkommene zu liefern. Dies war es was solche Handschriften so theuer machte, daß nur Fürsten sich ihres Besitzes zu erfreuen hatten. Die Bibliophilie nun ist von dem Bestreben beseelt die Wohlthat der Buchdruckerkunst nicht auf Kosten der Kunst zu genießen, sondern Beides zu vereinigen. Vereinigt sich damit genaue und erschöpfende bibliographische Kenntniß und wahrer Geschmack, richtiges Urtheil, so feiert die Literatur nach jeder Seite hin einen Triumph, wie es freilich ihr selten zu Theil wird. Eine Bibliothek dieser Art nun ist die aus ungefähr 25,000 Bänden bestehende des bekannten französischen Bibliophilen Libri, welche vom 28. Juni ab in Paris versteigert wird, und deren Verzeichniß („Catalogue de la bibliothèque de M. L..", Paris 1847) uns vorliegt: kein gewöhnlicher Auctionskatalog, der zu Maculatur bestimmt ist, sondern eine bibliographische Leistung, welcher jede öffentliche Bibliothek einen Platz vergönnen wird. Von dem Reichthum und den Merkwürdigkeiten dieser Bibliothek kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß das vorliegende Verzeichniß (von 482 Seiten) nur einen Theil derselben, freilich den interessantesten, nämlich die schöne Literatur (belles lettres), sowol die classische als die moderne, vorzüglich die des christlichen Mittelalters, und 3025 Nummern enthält, sämmtlich mit bibliographischen Erläuterungen, von denen nicht wenige ganze und mehre Seiten einnehmen und die interessantesten Aufschlüsse gewähren.*) Wir übergehen hier jene Seltenheiten welche blos dem Bibliographen und Gelehrten vom Fach von Wichtigkeit sind, und heben nur, an der Hand des Verfassers des Katalogs, einige von solchen bibliographischen Erscheinungen hervor welche ein ganz allgemeines Interesse einflößen. Die Hauptstärke der genannten Abtheilung besteht in seltenen Schriften aus der italienischen Literatur, es sind deren über 2500, die vollständigste in dieser Art welche bisher bekannt war. Die verschiedenen Dialekte Italiens, sowie Stücke in der sogenannten maccaronischen Schreibart, kommen zahlreich in Betracht. An der Spitze stehen die ersten und seltensten Ausgaben der vier großen Koryphäen, Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso. Eine Curiosität auffallender Art ist eine Ausgabe des „Dekameron" von Boccaccio in Folio, dieses von der Kirche so streng verbotenen Buches, zu Florenz von 1483, gedruckt — von den Nonnen des Klosters von Ripoli! Früherhin kannte man nur zwei Exemplare dieser Ausgabe, eine welche sich in der Bibliothek des Lord Spencer, und die andere

*) Auch auf das Aeußere erstreckte sich wie natürlich die höchste Sorgfalt unsers Bibliophilen, welcher in der Kunst der „Restauration der Bücher" (wie man von Restauration von Gemälden spricht) sogar Epoche gemacht hat. Die Restaurationskosten blos für die Abtheilung Belles lettres hat über 12,000 Francs, einzelne Bände haben über 1000 Francs gekostet! Die Nachwelt wird die Namen jener Künstlerbuchbinder unserer Zeit in Frankreich und England, die Bauzonnet-Trautz, Duru, Clarke nicht vergessen!

die sich in der des Fürsten Corsini in Rom findet. Was diese Ausgabe so selten gemacht hat, sind die Autos-da-Fé, welche einige Jahre später zu Florenz auf Befehl des berühmten Savonarola (der 1498 selbst dort dem Scheiterhaufen übergeben wurde) Viel der Vernichtung preisgaben. Man hat damals, nach der Angabe von Zeitgenossen, eine beträchtliche Zahl von gedruckten Büchern und Manuscripten vom größten Werthe, sowie die kostbarsten Gemälde und Statuen, welche in Folge von Haussuchungen herbeigeschafft wurden, dem Feuer übergeben. Savonarola verfolgte vor Anderm nächst dem „Dekameron" des Boccaccio den „Morgante" von Pulci. Das unter Nr. 1181 angeführte Buch „Le laude del beato frate Jacopon del sacro ordine de' frati minori de Observantia" (Brescia 1495, 4.) enthält unter andern seltenen Schriften eine lateinische Parodie des Stabat mater von dem Franciscaner Jacopon, was um so unerwarteter ist, als dieser mit der größten Wahrscheinlichkeit als der Verfasser jener berühmten Sequenz angenommen wird (Wachler, II, 260). Jacopon starb 1306, nachdem er seine scharfe Apostrophe an den Papst Bonifacius VIII.: „O papa Bonifazio, quanto hai giocato al mondo!" lange im Gefängniß gebüßt hatte. Diese Parodie fängt an:

Stabat mater speciosa
Justa foenum gaudiosa —

Eine Merkwürdigkeit anderer Art ist (Nr. 1253) eine poetische Uebersetzung des ersten Briefs welchen Colombo nach der Entdeckung von Amerika nach Europa geschrieben: „La lettera dellisole che ha trovato nuovamente il re dispagna, in ottava rima" von Giuliano Dati, vom 26. October 1493 (Florenz, 4 Bl. 4.). Diese Verse hatten die Bestimmung, die größte Entdeckung des Jahrhunderts dem Volke zu verkündigen, und wahrscheinlich wurden sie auf den Straßen gesungen. „Dieses Stück", heißt es in der dazu gehörigen Erläuterung, „welches zugleich die Bibliographie von Amerika und die der alten italienischen Poesie berührt, ist ein wahres Juwel. Es ist ohne Zweifel das Seltenste was man über die Entdeckung der Neuen Welt kennt." Diese Abtheilung der Bibliothek ist aber außerdem sehr reich an ebenso merkwürdigen als wenig bekannten Stücken der italienischen Volkspoesie, und widerlegt mit nicht wenig andern Liedern dieser Art thatsächlich eines der gäng und gäben Vorurtheile, daß die Volkspoesie in Italien nie wie in andern Ländern, namentlich in Spanien, zur Blüte gekommen sei; wenigstens nicht in Bezug auf historische Erinnerungen. Ohne bis zur Sicilischen Vesper hinaufzugehen, an welche die angeführten Verse erinnern:

Deh come egli è gran pietate
Delle donne di Messina
Veggiendole iscapigliate
Portando pietre, e calcina —

liefert das vorliegende Bücherverzeichniß (Nr. 1256 — 1336) den schlagenden Beweis, daß, so lange man dem Volke Italiens nur einige Freiheit ließ, so lange man seine Wünsche nicht erstickte, seinen Bestrebungen nicht entgegentrat, es keinen Augenblick aufhörte an den politischen und kriegerischen Ereignissen welche in Italien wie in dem übrigen Europa vorfielen lebhaft sich zu betheiligen. Zu Ende des 15. wie in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts geschah kein einziges Ereigniß von Bedeutung, ward keine Schlacht geliefert, keine Belagerung unternommen, ohne daß die italienische Presse sich beeiferte ein kleines Gelegenheitsgedicht, zum Gebrauche des Volkes und zuweilen im patois geschrieben, zu verbreiten. Der Tod eines Fürsten, die Unruhen einer Stadt, die Ueberschwemmungen, die ungewöhnlichen meteorologischen Erscheinungen, Alles lieh den Stoff zu diesen gereimten Zeitungen. Diese ersten Versuche von Journalen, in Versen verfaßt für ein den Reizen der Poesie so zugängliches Volk, scheinen dem gelehrten Verfasser dieses Bücherverzeichnisses allen ähnlichen Erscheinungen dieser Gattung bei andern Nationen (in Frankreich, in Deutschland unter andern) den Vorsprung abgewonnen zu haben. Denn wenn auch mehre Stücke in den spanischen Liedersammlungen (Cancioneros) die hier in Rede stehenden Gedichte an Alter übertreffen möchten, so ist doch der große Unterschied nicht zu übersehen, daß bei jenen, wie in den Romanzen vom Cid, die Fiction sich der historischen Wahrheit beimischt, während die historischen Poesien in Italien alle Glaubwürdigkeit (?) und Bestimmtheit eines Zeitungsblattes haben (aber freilich dadurch der Prosa näher kommen als der Poesie). Die Gesinnung welche sich in dieser politischen Poesie ausspricht, geht über die Grenzen des Weichbildes einer Stadt hinaus; die italienische Frage (la question italienne) wird in ihr ganz frei aufgenommen, und das Bedürfniß sich zu verstehen und zu coalisiren, zum Heil von Italien, ist die herrschende Idee in diesen Volksliedern. Es war das Mittel die Fragen vor das Publicum zu bringen, dessen Urtheil man damit herausfoderte; die öffentliche Meinung galt noch Etwas in Italien, daher kam es mitunter, daß sich zwischen zwei Dichtern welche sich entgegengesetzten Interessen gewidmet hatten eine contradictorische Debatte eröffnete, wie Dies heute zwischen zwei Journalen von verschiedener Farbe zu geschehen pflegt (etwas Aehnliches kam freilich schon in der politischen Poesie der Provençalen vor). Traf es sich z. B., daß ein schlechter Dichter, wie Roseo in seinem „Assedio di Firenze" (Venedig 1531; Nr. 1301), die Vertheidigung eines Mannes der unter den Verwünschungen seines Vaterlandes erlag übernahm, so erhoben fast immer die Sänger des Volkes ihre Stimme zu Gunsten der italienischen Freiheit und Unabhängigkeit. Diese Gesinnungen zeigen sich in Italien bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Allmälig indeß nahmen sie ab, Dank dem unablässigen Bemühen einer Politik die sich nur zu oft dem ausländischen Interesse widmete, und während sie alle Schriften die geeignet waren den öffentlichen Geist zu unterhalten proscribirte, sie durch eine Menge ihrer von bürgerlichen und kirchlichen Censoren approbirten Machwerke ersetzten, in denen die gute Sitte wie die gesunde Vernunft häufig mit Füßen getreten wurden. Höchstens in den Staaten von Venedig zeigten sich von Zeit zu Zeit noch Stücke des bessern, echt nationalen Geistes. Bei gewissen Gelegenheiten machte sich die öffentliche Meinung Luft in Volksliedern, z. B. bei dem Kampf zwischen dem Papst Paul V. und der Republik Venedig. Im Uebrigen suchte man durch abergläubige und absurde Bücher, wie die „Sette trombe" oder das „Libro dei sogni", oder verruchte Apologien von Frevlern, wie die Biographien von Mastrilli oder Mangoni und ähnliche, die edlern Inspirationen zu hindern und in dem italienischen Volke das Gefühl seiner ehemaligen Würde zu ersticken. Daran knüpft sich schließlich ein Fingerzeig für die Freunde der moralischen und politischen Regeneration Italiens in der Gegenwart. 116.

Historische Anekdote.

Echte Loyalität.

Bei einer ihrer Touren durch England und auf dem Wege nach Coventry wurde Königin Elisabeth an der Grenze des Stadtweichbildes vom Mayor als oberster Behörde an der Spitze einer Cavalcade empfangen. Der Tag war heiß, die Königin gleich allen Uebrigen zu Roß, der Mayor ihr zur Seite. Als sie durch einen zwar nicht tiefen, aber breiten Bach ritten, versuchte das Pferd des Mayor zu saufen. Der Mayor zügelte es scharf. Da sagte die Königin in der ihr eigenen gebieterischen Weise: „Herr Mayor, Herr Mayor, so laßt doch Euer Pferd saufen, Herr Mayor!" Der Mayor zog sein Barett, beugte das Haupt bis zum Sattelknopf und erwiderte: „Zu Eurer Majestät Befehl; nur möge Eurer Majestät Roß zuerst geruhen sich satt zu saufen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 193. —— 12. Juli 1847.

Dichtung und Wahrheit von Heinrich Koenig.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Richten wir hiernach unser Augenmerk auf das Kunstwerk als solches und gehen zur ästhetischen Betrachtung desselben über, so sind wir ihm nicht minder zu Dank verpflichtet, daß er die Muse des deutschen Romans, die in Folge allzu großer Fruchtbarkeit bereits unfruchtbar geworden zu sein schien, aufs neue als jugendlich und zeugungskräftig erwiesen und die Literatur mit einem Kinde derselben beschenkt hat, so sinnlich frisch und geistesstark, wie sie selbst aus ihren besten Zeiten nur wenige aufzählen kann. In der That müssen wir „Veronika", so wenig wir für die mancherlei Mängel und Schwächen derselben blind sind, zu den besten und gelungensten deutschen Romanen rechnen. Nicht nur indem wir sie lasen, sondern auch jetzt, wo wir sie als Ganzes überschauen, fühlten und fühlen wir uns durch sie in die Sphäre eines reinen, durch und durch edeln Geschmacks und einer freien, allseitigen Kunstbildung versetzt, und unwillkürlich werden wir dazu gedrängt sie mit ähnlichen Werken Goethe's, Tieck's, Jean Paul's, Schefer's u. A. zu vergleichen, ohne daß sie durch diese Zusammenstellung herabgedrückt oder verdunkelt würde; ja wir finden in ihr selbst manche Vorzüge der genannten Dichter zu neuer und gedoppelter Wirkung vereinigt.

Der erste Lichtpunkt den wir an ihr hervorzuheben haben ist das Interesse der Erzählung als solcher. Wir finden in derselben eine neue, glücklich erfundene und trefflich angelegte Combination der Verhältnisse, eine zwar einfache, aber in jedem Stadium spannende Verwickelung, einen nicht allzu raschen, aber gleichmäßigen Fortschritt, einen unterhaltenden Wechsel anziehender Localitäten und Situationen und eine wohlthuende, versöhnlich wirkende Auflösung. Die Verschlingung der Fäden, über die wir sogleich im Eingange zur Klarheit gelangen, ist in Kurzem folgende. Ein Baron Gustav von Schleifras, selbst Protestant, ist mit Aliden, einer ehemaligen Katholikin, verheirathet. Er hat dieselbe aus jugendlicher, leidenschaftlicher Liebe ihrem ersten Gemahl, einem reichen Banquier de Landas zu Antwerpen, entführt und sie, um ihr nach der Scheidung von Jenem eine Wiederverheirathung möglich zu machen, zu dem Uebertritt in die protestantische Kirche veranlaßt. Sie haben eine Reihe von Jahren hindurch friedlich und in gewissem Sinne glücklich miteinander auf Gustav's Landsitze gelebt. Nach und nach jedoch stellt sich heraus, daß Alide für die freien Ideen des Protestantismus keineswegs reif ist. Sie bleibt trotz des Umgangs mit Gustav befangen in einem Kreise engherziger, abergläubiger Vorstellungen, und fühlt mit der Zeit mehr und mehr das Bedürfniß eines Verkehrs mit katholischen Priestern, welche nicht verfehlen diese Gemüthsstimmung und namentlich das damit verbundene Bewußtsein ihrer Schuld für ihre Pläne zu bearbeiten. Hierdurch sowie durch einen zweiten engherzigen Zug Alide's, der ihr gleichfalls aus ihren frühern Verhältnissen geblieben ist, nämlich durch ihre allzu hohe, gewöhnlich am unrechten Orte angebrachte Werthschätzung des Geldes, wird sie ihrem Gemahl allmälig entfremdet. Er findet im Umgang mit ihr nicht mehr die genügende Befriedigung für seinen Geist, ja fühlt sich in seinen liberalen und wohlthätigen Bestrebungen nicht selten durch sie gehemmt; sie dagegen empfindet gegen ihn ein gewisses Mistrauen, und sucht seiner klaren Einsicht gegenüber um so ängstlicher ihre dunkeln Gefühle und Ahnungen geltend zu machen. Dieses Misverhältniß kommt dem Baron um so klarer und fühlbarer zum Bewußtsein, als seit anderthalb Jahren Veronika als Erzieherin Angelika's, der aus der ersten Ehe in diese mit herübergenommenen Tochter, in den Familienkreis eingetreten ist, und in einer freien, durch und durch klaren Bildung ihres Geistes, sowie durch den in Wort und That sich bewährenden Adel ihres Herzens gerade diejenigen Eigenschaften entfaltet welche Gustav an Alide vermißt. Er fühlt sich daher zu Veronika immer mehr hingezogen, und so beginnt nach und nach in ihm eine anfangs ihm selbst unbewußte Neigung zu ihr zu keimen, die auch von ihrer Seite nicht unerwidert bleibt, indem sie die ursprünglich edle und nur dem Wahren, Schönen und Guten nachstrebende, leider aber durch ein geheimes Gefühl seiner Schuld und durch das Misverhältniß zu seiner Frau schwankend, ja fast haltlos gewordene Natur Gustav's durchschaut und ein dem ihrigen verwandtes Grundprincip in ihm erkennt. Diese gegenseitige Neigung kommt

zwar zunächst zu keiner weitern Aeußerung, als daß sich Beide zur Ausführung wohlthätiger Zwecke vereinigen; aber bald gibt Alide selbst den Anlaß, daß sich Gustav gedrungen fühlt Veronika vertrauend entgegenzukommen und gegen sie über sein zerstörtes Lebensglück sein Herz auszuschütten. Alide hat nämlich geträumt, sie habe sich mit dem Gemahl und der Tochter in einem Bade mit unruhigem Wasser befunden; unter den Badebekanntschaften sei ihnen besonders ein junger, gebildeter Mann mit Namen Lichtenberg lieb geworden, dieser habe sich um Angelika beworben und sei darin so glücklich gewesen, daß noch im Bade die Verlobung gefeiert worden sei. Die Verwirklichung dieses Traums ist für Alide Gegenstand der festesten Ueberzeugung, und trotz der verständigen und scherzhaften Einwürfe Gustav's, Angelika's und Veronika's spricht sie auf das bestimmteste aus, daß sie, falls im Bade wirklich ein junger Mann, Namens Lichtenberg, um Angelika werben sollte, fest entschlossen sei diesem die Tochter zu geben. Dieses eigensinnige Beharren auf einem Vorurtheil in einer so ernsten Angelegenheit und die dadurch zum klarsten Bewußtsein gebrachte Dissonanz zwischen ihr und ihrem Gemahl ist der eigentliche Sauerteig, der die bisher friedlichen Verhältnisse in Gährung bringt. Gustav fühlt jetzt zum ersten mal bestimmt und klar, wie viel mehr Harmonie der Seelen zwischen ihm und Veronika ist, und kann sich nicht versagen bei ihr Trost zu suchen, indeß Alide eine gleiche Absicht zum katholischen Generalvicar führt, dessen Leitung sie schon seit langer Zeit ihr Seelenheil anvertraut hat. So gehen Beide in entgegengesetzter Richtung auseinander, und wenn auch Gustav bei Veronika kein weiteres Entgegenkommen findet als die Theilnahme, die sie ihm nicht versagen kann, ja durch sie sogar zur Duldung und Versöhnlichkeit ermuthigt wird: so wird dagegen Alide beim Generalvicar um so freundlichere Aufnahme zu Theil, indem dieser, obschon an sich ein behäbiger und Nichts weniger als fanatischer Priester, dennoch jede Gelegenheit benutzt um Alide sich enger zu verbinden und für den Schoos der katholischen Kirche wiederzugewinnen. Leider bietet ihm hierzu das Geschick selbst die Hand. Alide empfängt plötzlich die Nachricht, daß ihr früherer Mann de Landas zu Antwerpen gestorben sei, und daß einerseits die Testamentseröffnung und Schlichtung der Vermögensangelegenheiten, andererseits der bedenkliche Gesundheitszustand ihres Sohnes Joachim, der bei ihrer Entführung im Hause des Vaters zurückgelassen war, eine Reise nach Antwerpen nothwendig mache. Weit entfernt, daß dieser Todesfall Alide wieder enger an ihren jetzigen Mann geknüpft hätte, versetzt er sie in eine so lebhafte Aufregung, daß sie darüber ihre jetzigen Verhältnisse fast gänzlich ignorirt und dadurch den Baron aufs neue empfindlich verletzt. Der Generalvicar, obschon dieses Verhalten Alide's, weil unschicklich, nicht billigend, geht doch in einem heimlichen Gespräch mit ihr noch weiter, indem er geradezu ihre jetzige Ehe für ein Concubinat erklärt, weil sie nach katholischem Lehrbegriff nicht gültig sei, und ihr daher zum Tode ihres ersten Mannes förmlich Glück wünscht, weil ihr dadurch möglich gemacht werde, wieder in die katholische Kirche zurückzukehren und ihren zweiten Bund auch von ihr einsegnen zu lassen. Auch zur Befestigung ihres Entschlusses in der Traumangelegenheit trägt diese Todesnachricht bei, denn sie schließt: da doch einmal eine Reise nach Antwerpen gemacht werden müsse, so sei damit auch von selbst als das Ziel der noch nicht ganz bestimmten Badereise Ostende entschieden, was ja auch als ein Bad „mit unruhigem Wasser" ganz und gar mit ihrem Traum übereinstimme. Gustav, wenn auch den Grund nicht billigend, ist doch mit dem Entschlusse nicht unzufrieden, besonders weil er sich darauf freut Veronika bei dieser Gelegenheit mit den Rheingegenden bekannt zu machen, und obwol ihm Alide auf den Rath des von Veronika beleidigten Generalvicars auch diese Freude rauben will, indem sie erklärt, Veronika dürfe als Protestantin nicht wohl in die katholischen Verhältnisse Belgiens eingeführt werden und müsse daher zu Hause bleiben, so entscheidet sie zuletzt doch selbst über ihre Mitreise, weil sie dahintergekommen ist, daß Gustav und Veronika hinter ihrem Rücken einen Wohlthätigkeitsverein gegründet haben, und daher befürchtet, daß Veronika in ihrer Abwesenheit allzu viel unnütze Ausgaben machen werde. Wenn diese Wendung einerseits Veranlassung wird, daß sich Gustav und Veronika nicht zu trennen brauchen, so reißt andererseits ein damit verknüpfter Vorfall sie desto weiter innerlich auseinander, indem sie nämlich durch eine freche Deutung ihres reinen Verhältnisses von Seiten eines von ihnen unterstützten Weibes auf die Gefährlichkeit und Zweideutigkeit desselben aufmerksam gemacht und an die größte Vorsicht und Selbstbewachung erinnert werden.

So stehen die Verhältnisse am Ende des ersten Buches. Jeder, wer sie auch nur in diesem schattenhaften Umrisse kennen gelernt hat, wird zugeben, daß hiermit ausgezeichnete Elemente einer interessanten psychologischen und socialen, ethischen und ästhetischen Entwickelung gegeben sind. Sämmtliche vier Hauptpersonen befinden sich in einem solchen innern und äußern Zustande, daß wir sowol auf die Entfaltung ihrer Gesinnungen, Neigungen, Leidenschaften, wie auf die Gestaltung ihres Schicksals mit Recht gespannt sind. Angelika bleibt hierbei durchaus nicht hinter den drei Uebrigen zurück, denn sie interessirt uns nicht blos insofern ihr Lebensglück auf dem Spiele steht, sondern fast mehr noch durch ihre eigenthümliche Stellung zwischen einer Mutter der sie durch die Natur, und einem Stiefvater dem sie durch ihre Bildung und Erziehung zugewiesen ist. Auch ihr also wie allen Uebrigen liegen zwei verschiedene Richtungen vor, und wenn uns auch der Verf. bereits ahnen läßt welche von beiden sie einschlagen werde, so sind wir doch über die Art und Weise und den Erfolg ihres Schrittes durchaus noch im Ungewissen, und können nur einen Genuß darin finden sie weiter bis mitten in die Krisis ihrer Lebensverhältnisse zu begleiten.

Nicht minder interessant als die Knüpfung des Knotens ist die allmälige Auflösung desselben, die mit dem zweiten Buche beginnt, aber erst in dem fünften wirklich zu Stande gebracht wird, nachdem vorher durch Hervorziehung und Verschlingung neuer Fäden der ursprünglich einfache Knoten erst recht verwickelt und in Verwirrung gebracht worden ist. Die weitere Verfolgung dieser Verwickelung und Entwickelung müssen wir jedoch dem Leser selbst überlassen, um noch Raum für einige Bemerkungen über die einzelnen Seiten und Ingredienzien der Erzählung zu erhalten.

Betrachten wir dieselbe zunächst als bloßen Unterhaltungsstoff, so können wir ihr zwar nicht jene großartigen Effecte nachrühmen die wir neuerdings aus den Feuilletons der französischen Zeitungen zu empfangen gewohnt sind; dafür aber ist ihr Eindruck um so wohlthuender und erquickender. Es ist keine Speise die man je rascher je lieber verschlingen mag. Sie ist daher nicht eigentlich für diejenigen Leser berechnet welche wie die Hunde vorzugsweise am Genießenwollen und am Genossenhaben Genuß finden, sondern für solche welche wie Feinschmecker das Genießen selbst genießen. Sie setzt insofern eine wirklich ästhetische Geschmacksbildung voraus, und nur wer diese besitzt wird ihren Werth *vollkommen* zu würdigen wissen; indessen dürfte doch auch der gewöhnliche, wenn nur gesunde Appetit seine Rechnung dabei finden und höchstens den Nachtisch — wir *meinen besonders* die Ausmalung des Weihnachtsfestes — verschmähen, der allerdings ein wenig zu süßlich und ein wenig zu sehr in die Länge gezogen ist, als daß man nicht wünschen sollte, die Tafel wäre vor demselben aufgehoben.

Größern Anstoß nimmt man vielleicht an den *psychologischen* Partien der Erzählung; namentlich insoweit dieselben das moralische Gebiet berühren. Vorzugsweise lassen sich an der Hauptfigur des Romans manche Ausstellungen machen. Als solche erkennen wir nämlich trotz des Titels nicht Veronika, sondern Gustav; denn sein Doppelverhältniß und seine Entwickelung ist die eigentliche Aufgabe der Geschichte: er ist es der durch sein Streben nach einem unerreichbar scheinenden Ziele mit dem ersten Anfange unser Interesse in Anspruch nimmt; *er* ist es der durch seinen Kampf mit innern und äußern Hindernissen dies Interesse durch alle Stadien des Romans rege erhält; *er* endlich ist es der durch Erreichung jenes Ziels unsere Spannung auch wieder beschwichtigt. Für diese Bedeutung aber möchte seine Persönlichkeit Manchem zu unbedeutend erscheinen. Muß auch von Jedem zugegeben werden, daß er eine von Haus aus noble Natur ist, daß er trotz mancher Abirrungen doch im Ganzen ein Streben nach dem Besten festhält, und daß er namentlich von einem beharrlichen Verlangen nach einer freien, unbefangenen, nur die Wahrheit achtenden Welt- und Lebensanschauung durchdrungen ist, so wird doch für Manchen das Interesse das man um jener Eigenschaften willen an ihm nehmen muß nicht wenig dadurch abgeschwächt werden, daß er im Anfange gar zu weichmüthig dem herannahenden Uebel nachgibt, daß er ihm mehr ängstlich ausweicht als männlich entgegentritt, daß er sich allzu erregbar von den Eindrücken des Augenblicks fortreißen läßt, daß er nicht tief und ernst genug die an Alide begangene Schuld empfindet, und namentlich gar zu rasch bereit ist die in Leidenschaft geknüpfte Verbindung mit ihr wieder zu lösen und eine neue mit Veronika knüpfen zu wollen. Alles Dies ist geeignet das sittliche Gefühl gegen ihn in Misstimmung zu versetzen. Viele werden den inmitten einer bestehenden Ehe gehegten Wunsch Gustav's sich mit Veronika zu verbinden geradezu als sündhaft und verbrecherisch auffassen, und es dem Verf. zum Vorwurf machen, daß er diesen Wunsch zum Ziele gelangen läßt; ja die Gegner des Verf. werden in diesem Punkte einen erwünschten Anlaß finden die ganze Tendenz des Romans als eine unmoralische zu verdächtigen. Wir können diese Anschuldigung von Seiten der Moral zwar nicht theilen, müssen jedoch gestehen, daß sie durch die Anlage von Gustav's Persönlichkeit selbst veranlaßt wird. Gustav befindet sich in einer ähnlichen Schuld und Collision wie Eduard in den „Wahlverwandtschaften“. Beide hegen den an sich strafbaren Wunsch ein allgemein für heilig erkanntes Band gewaltsam zerreißen zu wollen, um eine neue, ihrem Herzen mehr zusagende Verbindung schließen zu können, und Beide thun auch bereits Schritte diesen Wunsch zu realisiren. Wenn nun selbst Goethe, der doch durch den tragischen Schluß seines Romans deutlich genug ausgedrückt hat, daß er die Handlungsweise Eduard's selbst als eine schuldvolle und strafwürdige erkenne, von den Moralisten auf das härteste angegriffen ist: um wie viel näher liegt es unsern Verf. zu verdammen, der seinen Helden trotz einer ähnlichen Schuld leicht über alle Hindernisse hinweg zum erwünschten Ziel gelangen läßt. In der That trifft auch unsern Verf. dieses Schicksal nicht ganz so ungerecht wie Goethe, da er allerdings dem Baron die Abbüßung seiner Schuld etwas leicht gemacht hat; indeß muß andererseits auch hervorgehoben werden, daß Gustav wirklich eine weit mildere Beurtheilung verdient und sich trotz der oben erwähnten Aehnlichkeit auch wieder bedeutend von Eduard unterscheidet. Namentlich ist sein Verhältniß zu Alide und Veronika ein ganz anderes als das Eduard's zu Charlotte und Ottilie. Während Charlotte in ihrem Verhalten gegen Eduard durchaus rein und schuldlos dasteht, gibt Alide selbst den ersten Anlaß zu Gustav's Misstimmung; ja sie ist es auch welche durch ihre leidenschaftliche Verfolgung einer abergläubigen Grille und ihre immer engere Anschließung an die römisch-katholischen Priester das Misverhältniß weiter und weiter treibt und endlich den vollständigen Bruch herbeiführt. Gustav trägt dabei eigentlich weiter keine Schuld als daß er dieser Entwickelung nicht kräftig genug entgegenarbeitet, und zu bereitwillig fallen läßt was vielleicht noch, wenn auch nur eine Zeit lang, zu halten gewesen wäre. Andererseits ist auch Veronika eine ganz andere Erscheinung als Ottilie. In Ottilie

ist durchaus der Accent auf ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit gelegt, in Veronika dagegen auf die Reife ihres Geistes und die sittliche Festigkeit ihres Charakters. Gustav's Verlangen und Streben ist daher schon in sich viel sittlicher und edler als das Eduard's. Eduard wird von der Schönheit und Sinnlichkeit fortgerissen, Gustav wird durch die Wahrheit und Geistigkeit angezogen. Jener wünscht sich von einer durch und durch sittlichen Verbindung loszumachen, Dieser von einer solchen die von Anfang an auf einer unsittlichen Basis ruht. In den „Wahlverwandtschaften" findet somit eine Reaction der Leidenschaft gegen die ruhige Wahl statt, welche nothwendig tragisch enden muß; in „Veronika" dagegen eine Reaction der ruhigen Wahl gegen die Leidenschaft, welche nicht anders als glücklich endigen kann. Der Schluß des Romans enthält also Nichts weniger als eine Rechtfertigung unsittlicher Neigungen, und dem Verf. ist in Betreff der Darstellung Gustav's nur insofern ein Vorwurf zu machen als er die sittliche Richtung desselben nicht genug in den Vordergrund gestellt und es verschmäht hat ihn sich in einzelnen concreten Handlungen bethätigen zu lassen.

Auch gegen Veronika, die zweite Hauptfigur des Romans, lassen sich einige Einwendungen machen. Insofern sie dem ganzen Werke den Namen gibt und als die Vertreterin des zum Siege gelangenden Princips erscheint, tritt sie nicht überall wichtig und wirksam genug hervor. Wie Gustav so ist auch sie zu wenig handelnd und eingreifend. Sie wirkt mehr durch ihr Erscheinen, durch ihre positive Ruhe als durch Thaten. Wahrscheinlich hat der Verf. an Goethe's Ausspruch gedacht: im Roman müsse mehr Begebenheit als Handlung sein; vielleicht auch hat er gerade die ohne gewaltsame Eingriffe ruhig siegende Wahrheit in Veronika darstellen wollen. Wie Dem auch sein mag, jedenfalls ist sie eine schön erfundene weibliche Figur, die durch die Klarheit ihres Geistes, durch die Reinheit und Tiefe ihres Gemüths und durch die segensreiche Benutzung ihrer Kräfte unsere volle Theilnahme in Anspruch nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Philosophie des 17. Jahrhunderts.

Seitdem durch Cousin's Anregung, und in Folge der größern Verbreitung welche deutsche Studien in Frankreich neuerdings gefunden haben, ein regerer Eifer zur Pflege der Philosophie erwacht ist, hat man allmälig zu erkennen angefangen, daß die wahre Fortentwickelung der neuern französischen Philosophie offenbar bei den ältern nationalen Bestrebungen und besonders bei den großen Meistern des 17. Jahrhunderts anknüpfen muß. Hier ist ein weites, ergiebiges Feld zu nachhaltigen Forschungen; denn was von frühern Leistungen über jenen wichtigen Zeitraum vorliegt, ist, so dankenswerth es auch immerhin erscheinen mag, doch nicht tief genug um noch für den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft volle Bedeutung zu haben. Wir haben in d. Bl. bereits den ersten und zweiten Band einer umfassenden Geschichte der französischen Philosophie, welche das 16. Jahrhundert zum Zielpunkte nimmt, lobend erwähnt; aber so anerkennungswerth es auch ist was vom Herzoge von Caraman in seiner „Histoire des révolutions de la philosophie en France pendant le moyen-âge" geleistet wird, so müssen wir doch gestehen, daß noch Viel zu thun übrig bleibt. Das Werk von Caraman kann immer nur als eine beachtenswerthe Vorarbeit angesehen werden, auf deren Grundlage der Bau weiter fortzuführen ist. Auch die neueste Schrift, in welcher eine zusammenhängende Darstellung eines wichtigen Abschnitts aus der Geschichte der französischen Philosophie geliefert wird („**Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 17ième siècle par** ***Ph. Damiron***"), ist noch weit ab vom Ziele, ja wir können sie nur einen schwachen Versuch nennen. Damiron hat schon vor mehren Decennien in seinem „**Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19ième siècle**" sich als einen redlich strebenden, aber nicht sonderlich scharfen Kopf gezeigt. Seine Befähigung zu philosophischen Speculationen ist eben nicht hoch anzuschlagen, und der Werth seiner literarischen Arbeiten beruht mehr in der unverfälschten Darlegung des vorhandenen Materials als in der kritischen Durchdringung der beregten Philosopheme. In seiner allgemein faßlichen Manier erinnert er mehr an Das was man früherhin Philosophie zu nennen pflegte, während jetzt jüngere Mitstrebende, mit ganz anderm Rüstzeuge ausgestattet, den Ausbau der in Frankreich so lange vernachlässigten philosophischen Disciplinen gefördert haben. Die vorliegende Schrift beginnt mit einem Rechenschaftsberichte über die zur Erledigung der akademischen Preisfrage über Cartesianische Philosophie eingelaufenen Bewerbungsschriften. Dieser Rapport bietet allerdings wol einiges Interesse, und er mag von manchen Lesern mit Dank entgegengenommen werden, aber wie es uns scheint, ist er hier doch um so weniger an seiner Stelle, als durch seinen Wiederabdruck Veranlassung zu unnöthigen Wiederholungen gegeben ist. Auf keinen Fall bildet er eine passende Einleitung, obgleich der Verf. ihn dafür gehalten zu haben scheint. In einzelnen, nur lose zusammenhängenden Capiteln gibt uns dann Damiron eine Analyse Dessen was Descartes, Gassendi, ferner die vorzüglichsten Schüler des Cartesius und seine einflußreichsten Gegner und endlich Spinoza, Malebranche, Lami, Bonosier, Bossuet, Fénélon geleistet haben. Einige dieser Capitel verdienen volles Lob um so mehr, als namentlich Das was über die Verbreitung und Bekämpfung der Cartesianischen Philosophie gesagt wird zum Theil in andern Werken weniger erschöpfend behandelt ist; aber immer vermissen wir noch eine schärfere Bezeichnung des eigentlichen Entwickelungsgangs den die Philosophie auf Anregung der hervorragenden Geister genommen hat. Bei einer sorgfältigen Behandlung der Einzelnheiten scheint dem Verf. der innere Zusammenhang der sich gestaltenden Ideen entgangen zu sein, deren wahre Geschichte immer erst noch geschrieben werden soll.

Thirlwall's „Geschichte von Griechenland".

Der durch seine thätige Mitarbeitung an der „Revue britannique" bekannte Gelehrte Adolphe Joanne hat vor kurzem die sehr brauchbare „Geschichte von Griechenland" von Connop Thirlwall durch eine gelungene Uebersetzung in die französische Literatur eingeführt. Diese Wahl war um so mehr zu billigen, als unter den zuletzt erschienenen französischen Werken über die Geschichte Griechenlands, mit Ausnahme der Schrift von Cayx und Poirson, die aber selbst etwas zu skizzenhaft gehalten ist, kein einziges sich befindet welches eine lesbare, übersichtliche Verarbeitung der in verschiedenen gelehrten Abhandlungen niedergelegten Forschungen bieten könnte. Der Werth der Thirlwall'schen Geschichte ist übrigens sowol in England als im Auslande längst anerkannt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 194. —— 13. Juli 1847.

Dichtung und Wahrheit von Heinrich Koenig.

(Fortsetzung aus Nr. 193.)

Die gelungenste, wahrhaft meisterhaft ausgeführte Charakterzeichnung des Romans ist jedenfalls die Baronin Alide. Ihre kryptokatholische Richtung, ihre Abhängigkeit von misleitenden Priestern, ihr abergläubiges, eigensinniges Festhalten an eingebildeten Vorstellungen, ihre Neigung zur Sparsamkeit und Liebe zum Besitz, ihr Behagen an den oberflächlichen Freuden des Lebens: alles Dies kommt in neuen, treffenden und höchst feinen Zügen zur Entfaltung, und concentrirt sich zu einer ebenso originellen als lebenswahren Gesammterscheinung, welche das mannichfachste pathologische Interesse gewährt.

Auch Angelika ist eine höchst glücklich gezeichnete Figur, besonders reizend durch ihre kindliche Naivetät, geistige Klarheit und gemüthliche Schalkhaftigkeit; nur dürfte es auffallen, daß ihr das Losreißen von der Mutter nicht einen härtern und schwerern Kampf kostet, und daß sie von dem Schicksal derselben nicht tiefer ergriffen scheint.

Unter den übrigen Figuren treten besonders die beiden Leesner, als Vertreter eines veredelten Bürgerthums, der Pfarrer Kindlinger als Priester der Wissenschaft, der Generalvicar als behäbiger, den Freuden der Welt ergebener Priester, der Pater Joseph als geschmeidiger, intriguanter und nur seinen Lüsten nicht gewachsener Jesuit, der Professor v. Bree als fanatischer, herrschsüchtiger Zelot, die Gräfin Anna als feine, diesmal aber in ihrem eigenen Netz gefangene Coquette, und der Baron Anton als moderner Protector mittelalterlicher Institute auf das lebendigste in der treuesten und sichersten Bildung heraus, wogegen Mathilde ein wenig verschwimmend erscheint und namentlich für eine „Priesterin der Liebe" im Gespräch zu viel Schärfe entwickelt. Ein ganz eigenthümliches Interesse gewährt außer den genannten Personen der Baron Anton von Pruffach, insofern wir in ihm jedenfalls das interessante Portrait einer hochgestellten Persönlichkeit vor uns haben. Dieser hört sich außerordentlich gern reden und hält unter Andern auf einem Prunksessel, der bei einem Fest des rheinländischen Adels einer hohen Person zum Sitzen gedient, und den er in einer Versteigerung für ein Billiges erstanden hat, vor seiner Dienerschaft über eine neue Haus- und Straforordnung eine sehr charakteristische Rede, die wir nebst den sich anschließenden Gegenreden um so weniger uns enthalten können hier mitzutheilen, als sie vielleicht Manchem Gelegenheit gibt das Original des Barons daraus zu errathen.

Als ich von euch schied, gab ich euch schöne Zusagen auf Verbesserung eurer Zustände, jener alten, ehrwürdigen Verfassung entgegen aus der noch das schöne Wort Dienstbote herrührt. Ich gönnte euch einstweilen, um zu ermessen was ihr verdientet, eine erweiterte Freiheit in Thun und Reden. Diese Gunst aber ist von euch arg misbraucht worden, ihr seid lässiger gewesen im Dienst, und was noch schlimmer ist, lauter im Raisonniren. Ich denke, um mich selbst einigermaßen über euch zu beruhigen, ihr habt unter der Luft allgemeiner Zeitverstimmung mitgelitten. Nun dürfen wir zwar nie vergessen, daß wir euer Herr sind nach höherer Fügung, wie wir unserer gegebenen Zusagen auch stets eingedenk bleiben; dennoch sei euch gegönnt zu sprechen und euch zu rechtfertigen, oder doch unsere Gnade anzurufen. Sprich du zuerst, Friedrich, wie du als Kammerdiener uns stets im Dienst am vertrautesten gestanden!

Euer Gnaden! stotterte Friedrich, ich habe mir die Zunge gelegentlich ein wenig verbrannt, 's ist wahr, aber ich könnte nicht sagen, daß es an den zu kräftigen Suppen unsers Nachtisches geschehen wäre; auch hab' ich's der gnädigen Herrschaft halber gethan. Denn Euer Gnaden wissen doch selbst, daß Sie erst recht Euer Gnaden sind, wenn uns nichts Ungnädiges zustößt, wie, Beispiels halber, schlechte Kost und sogar schlecht gebackenes Brot ist, davon wir erkranken, und worauf ich den Andern da gesagt habe: wir wollten's weder essen noch genießen, sonst könnten wir Euer Gnaden keine gesunden Dienste leisten; auch wollten wir's als schlechtes Brot beim richtigen Namen nennen, weil Euer Gnaden es uns gewiß nicht als schlecht haben spendiren wollen, und damit wir das gute Brot das wir verdienen auch beim rechten Namen „gut" nennen können. Denn wenn das schlechte auch gut heißen soll, wo ich doch krank davon geworden bin und ein gastrisch Fieber davon erhalten habe, sehen Sie — ich will sagen, sehen Euer Gnaden —

Was weißt du vom gastrischen Fieber! versetzte verlegen der Freiherr. Das sind für dich unverständliche Worte, die du nur von Aufwieglern haben kannst.

Der Arzt hat's so getauft, Euer Gnaden, und als ich ihn gefragt, was ein gastrisch Fieber im Hochdeutschen bedeute, hat er gesagt, ich müsse anderswo zu Gast gehen, Das sei mein Fieber.

Die Gräfin Anna konnte ihr kindisch Lachen über diese Worterklärung nicht zurückhalten und setzte den schon befangenen Freiherrn Anton in gänzliche Verwirrung. Er verlor seine hohe Haltung, schalt auf undankbare Dienerschaft, und hieß Friedrich sich einen andern Dienst suchen. Geh! sagte er,

Vermessener! Unsere Backanstalten liegen zu hoch über euern Begriffen und über Dem was eurer Stellung zu beurtheilen zukommt. Und warst du wirklich erkrankt, so schreib' es nicht dem Brote, sondern deinem elenden Magen zu. Unser Brot wird gebacken wie es bei Ahn und Urahn geschehen ist, nach den historischen Ueberlieferungen die unser Familienarchiv bewahrt. Aber den demagogischen Arzt wollen wir nicht mehr vor uns sehen. Wir dulden nicht und nirgend eine üble Gesinnung gegen das alte Haus Prussach. Ihr seid entlassen!

Nicht minder ergötzlich ist die Mittheilung Anton's über die beabsichtigte Dramatisirung und Inscenesetzung des Gedichts „Hiob" — wie denn der Roman noch sonst manche Anspielungen bringt, die ihn durch und durch als „Zeitgeschichte" bestätigen. Wir müssen jedoch auf eine nähere Andeutung derselben hier verzichten, sowie wir uns auch versagen müssen auf eine Reihe von treffenden Zügen und effectvollen Situationen speciell aufmerksam zu machen.

Ueber den Stil Etwas hinzuzufügen halten wir für unnütz. Nur so viel sei bemerkt, daß er verglichen mit dem Stil der „Hohen Braut" außerordentlich an Prägnanz und Kürze gewonnen hat. Er ist reich an feinen Bemerkungen, überraschenden Wendungen, witzigen Pointen, nirgend gespreizt und phrasenhaft, überall ruhig und edel. Das Einzige was daran zu tadeln sein möchte, sind einige gesucht erscheinende Wortspiele und allzu dunkele Beziehungen.

Der vorstehende Aufsatz über „Veronika" war noch nicht zum Druck gelangt, als uns Koenig mit der zweiten der oben genannten Schriften beschenkte. Obwol sich nun diese mehr auf dem Gebiete der Geschichte, der Biographie und Touristik als auf dem der eigentlichen Poesie bewegt, so trifft sie doch mit „Veronika" in so vielen Punkten und Beziehungen zusammen, und bildet in gewissem Betracht zu ihr die geschichtliche Unterlage, den historischen Commentar, daß es nicht nur zweckmäßig, sondern fast nothwendig erscheint, zur Betrachtung jener auch die Betrachtung dieser zu gesellen und beide als eng zusammengehörig und sich gegenseitig ergänzend in einer Anzeige zusammenzufassen. Wenn wir in „Veronika" eine schöne, duftige Blume zu bewundern hatten, so machen uns die „Stationen" mit der Pflanze bekannt welche diese schöne Blume getrieben, mit dem Boden in dem diese Pflanze gewachsen, mit den freundlichen und feindlichen Händen unter deren Behandlung sie sich entwickelt, mit den Winden und Wettern gegen die sie zu kämpfen gehabt, mit dem Regen und Sonnenschein an denen sie genährt, gewärmt und gekräftigt. So gibt uns die erste Station „Meine Geburtsstadt" ein höchst lebendiges, mit den sichersten Zügen und den frischesten Farben ausgeführtes Bild nicht nur der Stadt, sondern des ganzen geistlichen Fürstenthums Fulda von seiner Gründung durch Bonifacius und dessen Schüler Sturmius an bis zu seiner endlichen Zerstückelung und Einverleibung in das bairische, weimarische und kurhessische Gebiet. Je geringer das Interesse ist das man der Specialgeschichte einer minder bedeutenden Stadt als solcher entgegenzubringen pflegt, um so höher ist die Kunst des Verf. anzuschlagen, der diese Geschichte durch seine ausgezeichnete Darstellung zur anziehendsten und fesselndsten Lecture umgeschaffen hat. Wie treffend und scharf und doch zugleich milde und überall neben dem Schlechten auch das Gute anerkennend schildert er die verschiedenen Regierungen denen Fulda nach und nach unterworfen gewesen ist: das mehr als tausendjährige Regiment des Krummstabs und die nach einmal vorgenommener Säcularisation rasch aufeinander folgenden Herrschaften Oraniens, Frankreichs, des Fürsten Primas, Oestreichs, Preußens und Kurhessens. Mit besonderm Witz wird die Regierung des Fürsten Primas charakterisirt, wenn es unter Anderm über sie heißt:

Der alte Dalberg erschien wie ein welker Traum der ehemaligen geistlichen Herrschaft. Es war ein bischöflicher Primas, der manchmal nach Fulda kam und sich auf die alten Sessel der weiland äbtlichen Primaten setzte — um die Motten zu beunruhigen.... Die Regierungshandlungen erschienen als die verkleinerten Striche die Napoleon, als Protector des Rheinbundes, in der Ferne mit dem Storchschnabel machte. Die Verwaltung war nach französischem Schnitt über den deutschen Rücken des Landes gemessen. Die Gesetzgebung war die französische, frisch darauflos in einem deutschen Ländchen eingeführt. Dieser regierende Philosoph fühlte es seiner Zeit an, daß es ihm nicht gelingen werde fruchtbare Gesetze aus dem sittlichen Boden seines Volkes zu ziehen. Er adoptirte die Gesetze Napoleon's, — ich weiß nicht ob dem Protector zum Possen oder sich zum Spaß. Denn bei jenem Zustand der Dinge sah der alte Primas zuweilen wie ein Scherz und Spott auf sich selbst aus, wenn er mit schlapper Lippe und geistreichen Augen lächelte. Nachdem der große Eroberer, im Spiele nach den Landkarten, alle geistlichen Staaten gewonnen und eingesteckt, hatte er diesen Primas wie einen noch nicht eingewechselten Spielpfennig, eine vergriffene, in uraltem Adel verwischte Marke, aus seiner funkelneuen Kaiserwestentasche auf den funkelneuen Krönungsteppich hingeworfen und ausgerufen: Ist kein Dalberg da? Von Person war der frankfurter Regent mild, wohlwollend, human, und im Sinne des 18. Jahrhunderts — liberal. Er war zu sehr katholischer Prälat der vorrevolutionnairen Zeit und hatte zu viel gelebt, um nicht nach dem alten Sprüchwort — leben zu lassen. Dalberg nahm und behandelte Alles leicht und scherzend, vielleicht auch Das was ein Regent nicht schwer genug nehmen kann. Einst hatte er für sehr witzig gegolten: nun regierte er mit Witz. Man könnte aus den Archiven der ehemals primatischen Provinzen eine starke Sammlung witziger und launiger Rescripte ziehen. Die hohen Beamten lachten und ließen sich bedeutende Geldsummen schenken. Was sie für ansehnliche Gehalte zu wenig thaten — ward extra vergütet. Und Das war der Humor davon!... Nach der Schlacht bei Leipzig warf Dalberg seine Krone weg und bedeckte sich mit der regensburger Bischofmütze. So stand er hinter dem großen Stoppelfelde von 1813 da, gleich einer vergessenen Garbe, beim Unwetter mit einem über die Aehren gestülpten Büschel beschützt. Nicht lange darauf legte der Tod diese Garbe auf die Tenne, und gewiß hat der witzige Mann bei dieser Gelegenheit den Tod — einen Flegel genannt. Er starb bei schönen Einkünften bettelarm — er der als Fürst so gern Gratificationen und als Erzbischof Almosen gegeben hatte! Dies zu seinem Ruhme!

(Der Beschluß folgt.)

Petite chronique protestante de France, ou documents historiques sur les églises réformées de ce royaume, recueillis, mis en ordre et publiés par *A. Crottet.* Paris 1846.

Wenn man von der Zeit des Ministeriums Louvois und der Allgewalt jener salbungsreichen Maintenon, die mit Hülfe eines Gemisches von derber Sinnlichkeit und Himmelssprüchen den héros invincible ihres Volkes zu gängeln verstand, von dem Frankreich in der Zeit der Cevennenkämpfe und der Schäferspiele zu Versailles auf das jetzige Frankreich zurücksieht, so bedarf es einer raschen Vergegenwärtigung aller aneinandergeketteten Durchgänge und Wechselfälle, um die wunderbare Umwandelung zu begreifen. Mit einem „chantent-ils encore?" läßt sich die Stimmung des Volkes nicht mehr ergründen; an die Stelle des alten Hofadels hat sich die Bourgeoisie gesetzt, statt eines weichlich schlaffen Bourbon, der mit der künstlichen Luft der Salons Kindheit und Greisenalter nährte, hat ein in Noth gestählter, mit Schärfe und Klarheit die Foderungen seines Hauses und seines Volkes abwägender Orleans den Königsstuhl eingenommen, und ihm zur Seite waltet im Rath ein Hugenott mit dem Ernste und der kalten Strenge der Schule Calvin's. Wer möchte behaupten, daß die politischen Stürme, welche seit fast 60 Jahren das innere Leben Frankreichs durchfurchten, in den Julitagen ausgewüthet hätten? Es wühlt der alte Maulwurf rastlos fort, und die nächste Stunde kann noch ein mal die Flamme aufzüngeln sehen. Eins aber bleibt und spricht, trotz der Verneinung der Gegner, als Resultat jeden Kampfes mit überzeugender Wahrheit zu uns, der Fortschritt. Es scheint die Zeit nicht fern in welcher Frankreich in den Läuterungsproceß der kirchlichen Reformation tritt der in Deutschland vor drei Jahrhunderten begann. Ueberall häufen sich die Klagen von Prälaten über die schnelle Zunahme der evangelischen Gemeinden; die Missionen verlieren ihre frühere Bedeutsamkeit; mit den Versuchen der Jünger Loyola's, im Lehramt die verlorene Stellung wiederzuerobern, steht die Richtung des Tages zu scharf im Widerspruche, als daß ihnen Erfolg zu Theil werden könnte, und, stark durch Jugend, reichen die zerstreuten protestantischen Gemeinden einander die Hand. Dadurch und durch die gesetzliche Berechtigung zur unverkümmerten Existenz welcher sich jetzt die akatholische Kirche in Frankreich erfreut wird die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung derselben wesentlich erleichtert, wenn nicht überall zuerst möglich. So beträchtlich auch immerhin die Zahl der hierauf bezüglichen Vorarbeiten sein mag, so fehlt doch Viel, daß diese ausreichten um eine umfassende Geschichte des Protestantismus in Frankreich zusammenzustellen. Dazu bedarf es einer sorgfältigen Revision nicht blos der königlichen und provinziellen Archive, sondern auch der Hausarchive einzelner hochstehenden Familien. Da aber in keinem Lande die für wissenschaftliche Zwecke überall zugänglichen Archive neuerdings einer so sorgfältigen Aufsicht unterzogen sind wie in Frankreich, und sich in keinem Lande durchschnittlich so tüchtiger Vorstände zu erfreuen haben wie sie dort in der École des chartes herangebildet werden, so ist die Aufgabe mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verbunden.

Es kann nicht fehlen, daß das obengenannte Werk von Crottet in Bezug hierauf eine glückliche Anregung bietet. Der Verf. ist weit entfernt den Wahn zu hegen, mit seiner Arbeit den strengen Anfoderungen der Wissenschaft genügt zu haben. Er spricht sich darüber in der nur wenige Zeilen umfassenden Vorrede mit fast übertriebener Bescheidenheit aus, und trägt kein Bedenken zu gestehen, daß sein Werk zunächst auf einer Zusammenstellung und Verschmelzung verschiedener Monographien beruhe. Dem ist jedoch nicht also. Es sind nicht blos zahlreiche fliegende Blätter, welche für die Charakteristik der Zeit ihrer Geburt einen reichen Beitrag bieten, für die Darstellung benutzt; auch die Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris haben die Erzählung bereichert, und in den angehängten „Pièces justificatives" begegnet man einer Menge von bisher niemals veröffentlichten Documenten. Dieses gilt vornehmlich von dem Zeitraume bis zum Tode Heinrich's II.; die nachfolgenden Mittheilungen gleichen durchschnittlich mehr einem von geschickter Hand angeordneten, gedrängten Auszuge aus Werken die durch den Druck veröffentlicht sind.

Die karge Vorrede spricht sich über den Kreis der Leser nicht aus für welchen die Erzählung zunächst bestimmt ist. Der chronikenartige Ton könnte zu dem Schlusse verleiten, daß der Verf. seinen Glaubensgenossen ein Volksbuch zu übergeben beabsichtigte. Aber Dem widersprechen die gelehrten Digressionen welche hin und wieder die Darstellung durchkreuzen, die literarischen Nachweisungen, die als Anhang beigegebenen Documente und Belegstellen; es hätte alsdann das Ganze als solches schlichter zusammengefaßt, es hätten die einer gelehrten Erörterung bedürfenden Verwickelungen einfacher gelöst oder ganz übergangen werden müssen.

Mit besonderer Liebe und nicht ohne Glück verweilt der Verf. bei den ersten leisen Regungen des neuen Glaubens, bei den ersten Gestaltungen und Verzweigungen der kleinen protestantischen Gemeinden. Die großartige Persönlichkeit der Prädicanten, ihre muthige, nur zu oft im qualvollen Tode bewährte Glaubenstreue, die innige Verbindung in welcher die Mitglieder dieser stillen, unsichtbaren Kirche untereinander standen, die Befruchtung, Ermuthigung welche den zerstreuten Gemeinden von den Hochwächtern in Genf und Strasburg zu Theil wurde, ist mit einer Wahrheit und Lebendigkeit geschildert die des Eindrucks gewiß sein darf. Andererseits kann Ref. nicht umhin zwei Uebelstände hervorzuheben, deren Vermeidung, ohne daß dadurch für Plan und Zuschnitt des Ganzen eine Umgestaltung erfoderlich gewesen wäre, nicht hätte schwerfallen können. Ein mal durfte das politische Element, welches sich schon früh bei den Anhängern Calvin's in Frankreich kundgab, und das sich gleichmäßig mit der Entwickelung der Kirche durchbildete, nicht außerhalb des Bereichs der Erörterung bleiben. Darin daß Dieses geschehen, liegt zugleich die Erklärung, weshalb die Ereignisse nach dem Tode Heinrich's II. ungleich gedrängter aneinandergereiht sind als die vorangehenden, die protestantische Kirche betreffenden Begebenheiten. Sodann gibt die annalistische Form der Darstellung zu wiederkehrenden Störungen und Verwickelungen Veranlassung, indem der Erzähler sich rasch von einer Provinz zur andern wendet, den Leser bald nach Genf oder Strasburg, bald nach Toulouse oder nach der Bretagne versetzt, ihn jetzt in die eigenthümlichen Lebensverhältnisse der pariser Calvinisten eintreten und unmittelbar darauf in das fröhliche Gedeihen derselben in Bearn blicken läßt. Dem zufolge begegnet man überall mehr kleinen, sauber gezeichneten Bildern, die aber vermöge ihrer Isolirung den vollen Ueberblick der ganzen Scenerie nicht erlauben.

Schon ehe Luther auftrat, rang ein gelehrter Franzose für Reformen im Gebiete des kirchlichen Lebens. Es war Jacques Lefevre, geboren 1450 zu Etaples, einem Städtchen der Picardie, und frühzeitig durch vielfache Schriften auch außerhalb seiner nächsten Umgebung bekannt. Als er sich 1507 nach einem abgeschiedenen Leben sehnte, verschaffte ihm sein Schüler Wilhelm Brissonet, damals Bischof von Lodève, den Eintritt in die Abtei St.-Germain-des-Près. Während er hier seine Studien auf die Heilige Schrift beschränkte, bezog ein junger Mann von Adel, Wilhelm Farel aus Gap, die Hochschule zu Paris; bis dahin dem Papste in glühender Andacht ergeben, gewissenhaft in der Erfüllung aller äußern Pflichten seiner Religion, versäumte er kein Gebet, keine Procession. Als Farel jetzt zum ersten mal die Evangelien las, geschah es, daß er auf Widersprüche zwischen dem Worte der Schrift und der päpstlichen Lehre stieß und, wie von heimlicher Besorgniß vor Abfall getrieben, sich der letztern nur um so ängstlicher anschloß. Damals machte er die Bekanntschaft Lefevre's, in welchem zur nämlichen Zeit die erste Ahnung von der Unwahrheit der Lehre Roms aufstieg. Beide Männer stärkten und erleuchteten sich

gegenseitig in stillen Zusammenkünften, bis sie auf klarer Erkenntniß unumstößlicher Wahrheiten fußten. Farel, der inzwischen mit Eifer das Erlernen der griechischen und hebräischen Sprache betrieb, um die Bibel in dem Urtext lesen zu können, sprach sich schon in seinem 1512 erschienenen Commentar über die Episteln Pauli ohne Rückhalt über seine religiöse Ueberzeugung aus. Von dem kühnen, aus der innersten Ueberzeugung hervorbrechenden Worte des Mannes wurde selbst Brissonet so mächtig ergriffen, daß er ohne Säumen in dem ihm soeben übertragenen Hochstifte Meaux (1516) mit Reformen beginnen wollte. Aber so ungestüm war der Widerstand den Barfüßer und mehr noch die bemittelte Weltgeistlichkeit, welche ihre Pfründen in Paris zu verzehren und den Pfarrdienst durch Vicare versehen zu lassen pflegte, jeder Neuerung entgegensetzten, daß der Prälat sich gedrungen fühlte die Ausführung seiner Pläne hinauszuschieben.

Nun ereignete sich, daß Schriften von Luther, namentlich sein Büchlein über die babylonische Gefangenschaft, nach Frankreich gelangten und hier, selbst bei Mitgliedern der Sorbonne, unzweifelhaften Anklang fanden. Seitdem mehrten sich die Stimmen für eine umfassende Reform der Kirche, und unbedenklich stellte sich Margaretha, Herzogin von Alençon und Schwester von Franz I., auf die Seite der Neuerer. Um so freudiger lehrte Lefèvre in seinen Schriften das reine Evangelium; ihm folgte Brissonet nach, der, indem er den Barfüßern die Kanzel untersagte, und zu dieser nur gelehrte Männer — unter ihnen Gérard Roussel — berief, zugleich den Abdruck und die Verbreitung des von Lefèvre übersetzten Neuen Testament beförderte. Auf solche Weise fanden im ganzen Hochstift Meaux die Neuerungen schnell Eingang, während Farel aus seiner Vaterstadt, wo er das Evangelium verkündet hatte, schimpflich verjagt wurde; seitdem predigte er in den Thälern und Walddörfern der Dauphiné.

Als die Mitglieder der Sorbonne sahen, daß trotz ihres Verbots die Schriften Luther's sich in Frankreich mehrten, wandten sie sich gegen die thätigsten Verbreiter derselben, gegen den gelehrten, mit Erasmus befreundeten Antoine Papilion, der, nicht ohne Zuthun Margaretha's, einzelne Abhandlungen des deutschen Reformators übersetzt hatte, und gegen Louis de Berquin, einen Adeligen aus Artois. Letzterer wurde im August 1523 verhaftet und sollte vor das Tribunal des Bischofs von Paris gestellt werden; ihn, wie Papilion, rettete der mächtige Schutz Margaretha's. Um so entschiedener steigerte sich der Ingrimm der katholischen Geistlichkeit. Es wird erzählt, daß, als der durch Brissonet zum Großvicar von Meaux ernannte Lefèvre damals gegen einen Mönch die Hoffnung aussprach, daß bald in ganz Frankreich das reine Wort verkündigt werden würde, der Mönch erwiderte: „Dann predigen wir einen Kreuzzug gegen den König und vertreiben ihn durch seine eigenen Unterthanen." Die Angriffe gegen Lefèvre, der nur durch das unmittelbare Einschreiten des Königs vor Gefangenschaft gerettet wurde, schüchterten Brissonet dergestalt ein, daß der Schwache sich der alten Kirche äußerlich wieder anschloß und das Lesen lutherischer Bücher mit dem Bann belegte. Voll Zorn über diese Feigheit verließ Farel Frankreich und begab sich nach Basel; dort fand er Oekolampadius.

Bald zeigte sich auch das Fürwort Margaretha's nicht mehr ausreichend für den Schutz der Bedrängten. Viele derselben flüchteten aus der Dauphiné und dem Lyonnais nach Strasburg, wo sie an Wolfgang Capito, an Martin Bucer und an den Dechanten Grafen Sigismund von Hohenlohe sich anschlossen. Von hier aus, wie von Basel, verbreiteten sich die Schriften des reformirten Glaubens über ganz Frankreich. Das genügte dem Flüchtling Jean Châtelain nicht; er wanderte von Strasburg nach Metz, wo er mit Erfolg lehrte, bis ihn der Cardinal von Lothringen gefangen setzen ließ. Folterualen konnten ihn nicht zum Widerrufe bewegen; auf dem Schlosse Vic wurde sein Leib den Flammen übergeben. Einen gleichen Tod litt ein Deutscher, Wolfgang Schuch, der in dem lothringischen Städtchen St.-Hippolyte das Evangelium gepredigt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Ein Denkmal für Englands ersten Drucker.

Hr. H. H. Milman hat ein Schreiben an den Minister Morpeth gerichtet, worin er die Errichtung eines öffentlichen Denkmals zu Ehren William Caxton's in Vorschlag bringt, der bekanntlich den Buchdruck zuerst in England eingeführt hat. Die Sage nennt ein Haus in der Nähe der Westminsterabtei wo die erste Presse von diesem Manne aufgestellt worden sein soll. Aus diesem Grunde beantragt Milman, daß dieses Monument auf dem offenen Platze am Ende der neuen Victoriastraße der Abtei gerade gegenüber, als der geeignetsten Stelle, errichtet werden möge. Die Art und Weise der künstlerischen Anlage und Ausführung wird wie folgt gewünscht: Ein Springbrunnen mit fließendem Wasser am Tage, aus dem sich eine hohe Säule, ein Obelisk oder ein gothisches Kunstwerk erheben würde, um in sein Zimmer die Gasbeleuchtung während der Nacht zu tragen; denn die Lichtverbreitung sei das geeignetste und verständlichste Sinnbild der Einführung des Buchdrucks. Es wird im Verfolg des Schreibens gerathen eine Subscription zu diesem Zwecke zu eröffnen, und die gewisse Hoffnung ausgesprochen, daß ohne Schwierigkeit eine beträchtliche Summe zusammenkommen werde, um ein des Ereignisses würdiges Denkmal herstellen zu können. Wie das „Athenaeum" zu verstehen gibt, scheint der Minister der öffentlichen Arbeiten, an den sich Milman auf diese Weise gewandt hat, nicht abgeneigt die Idee zu fördern und zu unterstützen. Im Mutterlande der Preßfreiheit nehmen sich freilich dergleichen Denkmale ganz anders aus als in Ländern die unter der Censur schmachten, und wo man solche Monumente den Tempeln vergleichen möchte die bei den Alten den unbekannten Göttern errichtet wurden.

Chinesische Höflichkeit.

Robert Fortune erzählt in seinem „Three years' wanderings in the northern provinces of China including a visit to the tea, silk and cotton countries etc." seinen Besuch bei den buddhistischen Mönchen des Tein-tung, d. i. des „Tempels der himmlischen Knaben". Die Schilderung welche er von diesen frommen Brüdern entwirft bestätigt die Aussagen früherer Reisenden, daß zwischen denselben und den Mönchen des Christenthums kein großer Unterschied besteht. Fortune fand die „himmlischen Knaben" unwissend und abergläubig wie die frères ignorantins des Abendlandes; dagegen zeichneten sie sich durch ihre Bekanntschaft mit dem „Buche der Höflichkeiten" aus. Fortune erzählt ein ergötzliches Beispiel, wie weit sie es in der praktischen Anwendung der Regeln dieses chinesischen Complimentirbuchs gebracht haben. Durch einen großen Sturm und die damit verbundenen Wolkenbrüche war im vorigen Jahre in der Nähe des Klosters ein Erdspalt entstanden, wodurch ein Dutzend Acker des besten Bodens verwüstet worden und verloren gegangen waren. Als der Reisende Dies bemerkte, versicherten ihn die Mönche allen Ernstes, Dies sei eine schlimme Vorbedeutung für den Tempel; einer unter ihnen fügte jedoch mit echt chinesischer Höflichkeit hinzu: er zweifle gar nicht daran, daß nun jeder böse Einfluß gelähmt sein werde, nachdem der Reisende und seine europäischen Begleiter sie der Ehre ihres Besuchs gewürdigt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 195. —— 14. Juli 1847.

Dichtung und Wahrheit von Heinrich Koenig.

(Beschluß aus Nr. 194.)

Nicht minder lebendig und piquant wird die Beschaffenheit und Geschichte des Bodens und Klimas, des Grundbesitzes, des Ackerbaus, der gewerblichen, wissenschaftlichen, kirchlichen, künstlerischen und geselligen Verhältnisse geschildert, und überall knüpfen sich an die Mittheilung interessanter Specialitäten zugleich die beherzigenswerthesten allgemeinen Bemerkungen. So lesen wir z. B. S. 34:

Es ist nicht parador, sondern eine alte, von den Mächtigen immer wieder vergessene Wahrheit, daß Milde im Interesse der Herrschenden und Besitzenden, Härte aber im Interesse des Volkes und der Dürftigen geübt wird.

Und S. 71 über das Verhältniß der deutschen Bischöfe zum päpstlichen Stuhl:

So lange eine Fürstenkrone mit der Inful verbunden war, fiel ein gewisser Schwerpunkt zwischen beide hinein. Die Fürstlichkeit eines Bischofs verlieh diesem Sprößling der Aristokratie noch einige Anhänglichkeit an das deutsche Reich und ein stolzes Bewußtsein; wie sich Dies noch in den Emser Punctationen gegen Rom weltwirksam zu machen versuchte. Durch die Trennung der Krone von der Inful hat das deutsche Episkopat einen lebhaftern Hang, einen neuen Schwerpunkt gegen Rom genommen. Die infulirten Bürger- oder Bauernsöhne drücken sich fester an Rom an, um den weltlichen Fürsten, zumal den protestantischen, gegenüber mehr Halt und Trotz zu gewinnen. Statt mit edlem Stolze sind die neuen Infuln mit schillerndem Dünkel gefüttert. Diesen Vasallen Roms ist die Ehre des deutschen Namens fremd und sie verrathen die Seele der Nation. Natürlich, daß sie vor Allem die deutsche Wissenschaft opfern — doch nein, Das können sie nicht —, nur anathematisiren.

Und S. 76 über den Werth freisinniger Beamten:

Der schönste Schmuck den echt wissenschaftliche Bildung verleiht ist eines Mannes edle Freimüthigkeit. Leider ist es bei uns dahin gekommen, daß man für solche Auszeichnung den Mund nicht so weit öffnet als für jede andere geringere Decoration das Knopfloch. Ueber dem Staatsdienste schwebt ein System das seine Krise noch nicht bestanden hat. Nicht jeder Staat sucht seine Ehre darin von freien Männern bedient zu werden, noch auch erkennt er es als Weisheit an, die Entwickelungen der Zeit lieber auf die Zuverlässigkeit des offenen Charakters als auf den krummen Rücken hungeriger Fügsamkeit zu bauen.

Schließt man aus diesen und ähnlichen Bemerkungen auf die Zustände zurück welche dem Verf. diese Bemerkungen abgenöthigt haben, so wird man leicht den Inhalt der Schilderungen selbst errathen und im voraus ahnen, wie sie überall auf die Spuren hindeuten die den Verf. nach und nach zu seinem politischen und religiösen Glaubensbekenntniß, das er uns in der „Veronika" poetisch ausgemalt hat, geführt haben. Noch speciellere Andeutungen hierüber bietet uns die zweite Station: „Benzel-Sternau. Ein Blatt der Erinnerung", wie denn diese überhaupt neben Dem, daß sie eine treffliche, geistvolle und gemüthvolle Charakteristik des bekannten Humoristen gibt, zugleich näher auf die persönlichen Verhältnisse des Autors selbst eingeht. Namentlich spricht er sich hier auch ganz speciell über des Grafen und sein eigenes Verhältniß zum Katholicismus aus, indem er erzählt, wie Jener schon sehr früh eine klare Einsicht in das aus Widersprüchen geeinigte religiös-kirchliche Leben gewonnen habe. Eine solche Einsicht habe seine großen Vortheile voraus. Das Herz bleibe durchdrungen von dem Göttlichen; aber das Auge gewöhne sich es eingelebt in einer großen, zeitlichen Gestalt zu erblicken. Man kenne das innerste reine Lebensmark, das in so seltsamen Verastungen verborgen sei, und unterscheide es von der Rinde und den zehrenden Flechten die sich ihr angesetzt haben. Aus der Jugendzeit lebe man so mit dem feindlichen Bewußtsein jenes Gemisches aus Göttlichem und Menschlichem, aus Andacht und Eigennutz gläubig, wenn auch lächelnd auf. Das tägliche Urtheil eines gebildeten Vaters, die festtägliche Hingebung einer frommen Mutter, der feine Ton vornehmer Gesellschaft bilde an dem Sohn jene Milde der Ansichten und Aeußerungen aus mit denen man es als natürlich gelten lasse, daß eine Glorie nicht ergriffen werden könne ohne daß sie ein wenig oder auch — nicht wenig roste. Ganz anders dagegen ergehe es einem jungen Menschen der in beschränktesten und untergeordnetsten Lebensverhältnissen von bigoten, abergläubigen Angehörigen erzogen, und gewöhnt werde Alles und Jedes an diesem großartigen Katholicismus für gleichgöttlich und nothwendig zu achten; ja dessen Glaube und Andacht gerade auf die bunten Flechten und Flecken einer das innerste Mark verdeckenden und verzehrenden Hülle hingerichtet werden. Wenn dann ein solcher Gläubiger erst in spätern Jahren zur rechten Einsicht komme und nicht etwa allen Glauben dabei ein-

büße: dann ergreife ihn eine Heftigkeit, ein unduldsamer Eifer; das so lange hochgehaltene Menschenwerk empöre ihn, er verwerfe es auch; seine Wärme nehme den Unmuth eines Langbetrogenen an, und statt ironisch zu lächeln, möchte er nur immer dareinschlagen. Wie uns hier der Verf. über seine schärfere Beurtheilung des Katholicismus Aufklärung gibt, so spricht er sich einige Seiten weiter, wo er den Uebertritt des Grafen zum Protestantismus erzählt, auch über seine bisher nicht überwundene Abneigung gegen jeden förmlichen Confessionswechsel aus. Er schreibt:

Ich erinnere mich, daß bei einem meiner Besuche zu Emmerichshofen die Frage wäre besprochen worden, was überhaupt ein denkender Katholik der sich nicht mehr im Einverständniß mit Rom erkenne am füglichsten zu thun habe. Wir wären uns hier auch wahrscheinlich in entgegengesetzten Ansichten begegnet. Damals, da ich mich innerlich schon selbst von der römischen Kirche losgesagt hatte, und später, als ich auch äußerlich excommunicirt war, sagte es mir zu mich mit meinem religiösen Herzen von jeder Kirchengemeinschaft isolirt zu halten. Und warum etwa nicht? Es gibt bekanntlich Metallfühler, Menschen die durch eigenthümliche Organisation von unterirdisch lagernden Metallen afficirt werden, in deren Händen die Wünschelruthe über verborgenen Schätzen lebhaft schlägt. Aehnlich ergeht es auch ursprünglich religiösen Gemüthern. In der Natur und im menschlichen Leben drängen sich ihnen die Anschauungen, die Empfindungen des Uebersinnlichen mit besonderer Lebhaftigkeit auf; sie bedürfen dazu keiner erweckenden Anstalten, wenn sie solche auch aus äußern Rücksichten — und oft mehr zur Störung als zur Erbauung — besuchen mögen.

Auch die übrigen Stationen: „Johannisfeier am Rhein", „Pfingstfeier im Gebirg", „Mainfahrt" und „Aus dem Seebade", geist-, witz- und gemüthsprudelnde Fest- und Reisebilder, sind durchweg in derjenigen Farbe angelegt zu der sich einmal der Autor in politischer und religiöser Beziehung bekennt, und so enthalten auch sie gar viele bald ernsthaft, bald scherzhaft ausgeführte Partien, die als die subjectiven Seitenstücke zu den objectivirten Bildern der „Veronika" betrachtet werden müssen. Dahin gehört namentlich die Schilderung der Pfingstwallfahrt und die daran angeschlossenen, in ebenso heiterm als tiefsinnigem Humor vorgetragenen Phantasien über die feurigen Pfingstzungen und über die Entwickelungen des Christenthums, worin er unter Anderm prophezeit, daß über allen Lebenskreisen neue Pfingstzungen aufgehen und neues Licht und Leben verbreiten werden, selbst ohne die Protection der Landpfleger und trotz der Verfolgung der Hohenpriester. Der Verf. ruft aus:

Nein, ihr stolzen Minister der kleinen Fürsten, die Entwickelungen und Schicksale der Völker fallen nicht aus euern Actentaschen, so wenig als die Flammen nationaler Begeisterung aus den purpurnen Falten der Königsmäntel geschüttelt werden. Und ihr hochmüthigen Priester hofft mit geweihter Stola den fliehenden Wahn aufzuhalten und mit dem heiligen Kittel, den ihr als Waffenrock anzieht, die alte Macht wiederzuerobern? Nein, nur eine neue Begeisterung ruft ihr wider euch ins Feld! Neue Pfingstzungen des Glaubens lodern schon über der kleinen Gemeinde, die von Pharisäern und Pietisten für berauscht vom jungen Wein des Unglaubens verschrien wird.

So gelangt der Verf. in seiner poetischen Begeisterung rücksichtlich dieser kleinen Gemeinde gerade zu derselben Ansicht zu welcher Ref. in seiner kleinen Schrift über die pantheistische Tendenz des Christenthums auf dem Wege der philosophischen Deduction gekommen ist, daß nämlich der Deutsch-Katholicismus — wenn auch nicht überall in seiner realen Erscheinung, doch in seinem idealen Bestreben als das Christenthum des Heiligen Geistes, als das Pfingstfest der christlichen Kirche betrachtet werden müsse, und als solches die letzte und höchste Phase ihrer Entwickelung bilden und die ursprüngliche Grundidee der Christusreligion realisiren werde. Wie aber Ref. dort zugestand, daß es bis zur Erreichung dieses Ziels noch einer langen historischen Entwickelung bedürfe — was ihm ein Rec. in Bruns' „Repertorium" allzu gütig als eine bewunderungswürdige Bescheidenheit nachrühmt —, so räumt auch unser Autor mit derselben Bescheidenheit dem Katholicismus noch seine dermalige Berechtigung ein, wenn er über den zur Messe erklingenden Gesang der Wallfahrer sagt:

Mich erquickten diese tausend hellen Stimmen, die vom Gipfel des hohen Bergs unmittelbar in die freie Luft erklangen. Gegen solche Andacht ereifere ich mich nicht. Für solche Menschen ist der Katholicismus noch gut genug. Der Bauer, der mühsam Arbeitende braucht immer eine Portion Heidenthum für seine Religiosität. Er will satt werden von derber Kost; er will auch seine Andacht verarbeiten.

Und wenn er darauf in scherzhaftem Vergleiche ausführt, das Christenthum sei ursprünglich reiner, aus der faulen Frucht der alten Welt entweichender Geist gewesen, und die Kirche habe sich um die rohen Geschlechter der Völkerwanderung dadurch verdient gemacht, daß sie zu deren Genuß und Genesung jenen rectificirten Geist mit einem Zusatze des abgeschiedenen vorchristlichen Heidenthums genießbarer gemacht habe. Nur habe sie endlich zu viel davon zugesetzt und ihre Riesenfrucht habe daher faule Flecke angenommen. Da habe die Reformation versucht dies erstaunliche Knollengewächs zu zerschlagen und durch eine Läuterung den Geist wieder zu befreien und zu gewinnen. Aber sie sei mit ihrem Destilliren nur bis zum „Lutter", d. i. dem trüb verwässerten Abzug der geisthaltigen Dämpfe, gelangt, und dieser könne noch nicht genügen, sondern müsse abermals rectificirt werden. Da man sich aber von gewissen Seiten dieser Rectification widersetzt, so habe unerwartet ein kluger Mann in Trier mit etwas Hefe alten Aberglaubens die morsche Frucht des Katholicismus an einer andern Stelle in neue Gährung gesetzt, aus welcher nun ein viel mehr geläuterter Geist aufperle als der „Lutter" der Reformation gewesen sei. Dies sei die Bedeutung der jetzigen kirchlichen Bewegungen. Das Christenthum sei gewissermaßen unter den Blasenhelm gesetzt und müsse unter diesem Helme einen tüchtigen Kampf bestehen. Die besondere Art aber wie sich ein Jeder mit seinen Gedanken und Gefühlen an diesem Kampfe betheiligt, werde für ihn selbst eine eigenthümliche Läuterung seiner Religiosität unter dem Blasenhelme seines Hauptes, und so gewinne am Ende Jeder eine besondere Sorte von christlichem Spiritus, je nachdem er dem flüchtigen Geiste diese oder jene Empfindungen einer individuellen Religio-

setzt als Phlegma zusetze, wie ja auch dem Alkohol bei der zweiten Destillation Gewürze, Wurzeln, Kräuter rc. zugesetzt und so die verschiedennamigen Lebenswasser gewonnen würden.

So spaßhaft, ja frivol Dies klingt, so steckt doch ein tiefer Ernst dahinter; denn in der That wird erst dann die Prophezeiung von einem Hirten und einer Heerde erfüllt, erst dann die Idee einer allgemeinen christlichen Kirche verwirklicht werden, wenn alle Völker und Individuen zu der Einsicht gelangt sind, daß überhaupt aller Erkenntniß und allen religiösen Vorstellungen eine und dieselbe Uridee zum Grunde liegt, die nur dem nationalen und individuellen Bedürfniß gemäß in diese und jene besondere Form und Gestaltung eingeht, ohne dadurch in ihrem wahren innersten Wesen verändert zu werden.

Wenn nun aber nach Obigem der Verf., wie er im Schlußwort selbst sagt, nicht zu den kleinen Propheten gehört, die ein baldiges Ableben der römischen Kirche weissagen, da ja der Mosaismus, über anderthalb Tausend Jahre älter, noch immerfort grünle: so glaubt er doch auch andererseits nicht, daß die Kirche so viel organische Energie besitze sich wie die ewige Schlange des Lebens selbst noch einmal gründlich zu häuten. Er glaubt nicht, daß sie, vom trienter Schlaftrunk erwachend, Klarheit und gute Laune genug behalten werde, um mit der herrschenden und verschiedenartigen Bildung der Nationen neue Concordate zu schließen. Er bezweifelt auch, daß sie noch so viel Jugendfrische in sich trage, um, wie in den Jahrhunderten der Kirchenväter, die Wissenschaft der Welt in sich aufzunehmen, statt sie wie jetzt zu begeifern. Und endlich traut er auch der Kirche den Muth nicht zu, die Rechte des Herzens und der Sinne ihren Priestern zurückzugeben und dem Evangelium der Liebe andere Lebenskreise zu eröffnen als den Egoismus der Hierarchie.

Das ist sein Schlußbekenntniß. Darf es uns wundern, wenn ihn bei solchen Ansichten die Kirche der Undankbarkeit zeiht und ihm vorrückt, daß er einst als Gymnasiast der untersten Classe im fuldaer Franciscanerkloster einen wöchentlichen Freitisch genossen habe? Er ist aber so verstockt, auch dadurch nicht bekehrt zu werden. Statt bußfertig ein Pater peccavi zu beten, ruft er aus:

Jammerschade, daß männliche Begeisterung für Wahrheit, daß die Entwickelungen der Vernunft und die Reife der Welterkenntniß nicht aus dem Magen kommen; sonst könnten diese Edelmüthigen mit einem einzigen Teller Suppe ewige Dankbarkeit erwerben! Da Dem aber nicht so ist, so will ich jeder Mutter rathen die einen Knaben hat auf dessen Zukunft sie ihre Hoffnung baut, während ihr die Gegenwart seiner Erziehung sauer wird, sie soll lieber arbeiten bis ihr die Nägel bluten, ehe sie für ihr Kind eine Wohlthat von Pfaffen und Mönchen annimmt, von diesen hochwürdigen Pharisäern, die mit der Rechten aufschreiben was und wem ihre Linke gibt, und die mit einem Löffel Klostersuppe die freie, forschende Seele eines Knaben erkaufen möchten, ehe sein Auge reif ist, die Falten dieser Priesterröcke und die Weihrauchwölkchen dieser Altäre zu durchschauen!

Da wird denn wol zwischen ihm und der Kirche an keine Versöhnung zu denken sein, und so steht zu hoffen, daß die jungen Gemeinden an Heinrich Koenig auch fernerhin einen ebenso ritterlichen und treuen Kämpfer behalten werden wie einst die Hugenotten an König Heinrich, wenn er auch, um sich als der alte König zu bewähren, es vorziehen sollte dem Namen nach Katholik zu bleiben, gerade sowie Jener, um sich zum neuen König zu befähigen, kein Bedenken trug vor den Augen Katholik zu werden.

Richard Morning.

Petite chronique protestante de France. Par *A. Crottet.*

(Beschluß aus Nr. 194.)

Seit der Gefangenschaft von Franz I. fühlten sich die Gegner der Reformation durch Nichts gehemmt, während andererseits die Freunde derselben mehr als je auf Margaretha bauten. Daß damals die reichbegabte Frau zu dem Gegenstande ihrer mehr als schwesterlichen Liebe, zu dem erkrankten Bruder nach Spanien eilte, raubte den Reformirten Frankreichs die letzte Stütze. Das Parlament ernannte eine aus Weltlichen und Geistlichen zusammengesetzte Commission, um den Proceß gegen die Ketzer einzuleiten, welche hierauf dem genannten Gerichtshofe überwiesen und von diesem zum Feuer verurtheilt wurden. Die Verwendung Margaretha's und selbst des Königs hatte keinen Erfolg, weil das Parlament der Regentin vorstellte, daß die Rettung des Staats unerbittliche Strenge erheische. Sobald aber Franz I. nach Frankreich zurückgekehrt war, ließen die in der Verfolgung einigen Prälaten nicht nach den König zu bestürmen, bis dieser die Fortsetzung der Untersuchung gegen die Ketzer bestätigte. Damit begann ein umfassendes Martyrium der jungen Kirche. Unter Anstimmung von Lobgesängen gingen die Prädicanten aus dem Leben; selten daß Feigheit zum Widerruf trieb. Auf dem Grèveplatze zu Paris litt 1529 auch Louis de Berquin den Flammentod. Dennoch fand selbst unter den Mitgliedern der Universitäten die Reformation Anklang. Das galt vornehmlich von Orleans, besonders seitdem Calvin dort auftrat und mit ihm sein Freund und Lehrer, der später durch Margaretha nach Bourges berufene deutsche Hellenist Melchior Wolmar, die Schrift erklärte.

Margaretha begnügte sich nicht damit, bei ihrem Bruder, der sich der Besorgniß nicht erwehren konnte, daß die Neuerer in Glaubenssachen auch eine Umgestaltung der Reichsverfassung beabsichtigten, die Fürsprecherin der Verfolgten abzugeben; sie trat selbst als Schriftstellerin auf, und indem sie den „Miroir de l'âme pecheresse" schrieb, bekannte sie sich offen zu der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Wir wissen nicht, ob jener merkwürdige Entschluß des Königs, sich den Zweck und die Richtung der neuen kirchlichen Bewegung durch Melanchthon mündlich erklären zu lassen, auf der Einwirkung der Schwester oder auf dem Wunsche beruht die protestantischen Stände Deutschlands an sich zu fesseln. Die Wahl des sanften, hochgelehrten Freundes von Luther war jedenfalls eine überaus glückliche.

Da erschraken die Männer der Sorbonne; dieser Entschluß des Königs mußte um jeden Preis hintertrieben werden. Dazu kam ihnen das rasche Vorstürmen protestantischer Feuerköpfe, namentlich der Schweizer, trefflich zu statten. Franz ließ die frühere Absicht fahren und befahl alle Ketzer in Paris zu greifen. Mühsam rettete sich der von Margaretha nach der Hauptstadt gerufene Roussel durch Flucht.

Auch in den Städten des Südens, selbst in Toulouse, dem Mittelpunkte starrer Orthodoxie, wo von dem Studium der griechischen und hebräischen Sprache der Verdacht der Ketzerei unzertrennlich war, hatte die Reformation Freunde gefunden. Jetzt brachen auch hier die Verfolgungen herein; Flammen verzehrten die Gebeine der Unglücklichen, deren Glaubenskraft durch die Schrecken des Todes nicht erschüttert wurde; immer neue Prädicanten standen auf, überall traten im Stillen kleine Gemeinden zusammen. Am entschiedensten zeigte sich der Fort-

schritt in Bearn, wennschon hier die Form des Gottesdienstes eine nur geringe Umwandelung erlitt. Der Verf. sagt darüber: „Soit que le vieux Lefèvre et Gérard Roussel, réfugiés à Nérac, auprès de Marguerite, et, d'accord en ceci avec Mélanchton, vissent avec douleur les déchirements de l'Eglise; soit, qu'ils jugeassent que l'essentiel fût de maintenir avec force les doctrines évangéliques, et qu'ils considérassent les cérémonies du catholicisme comme choses indifférentes; soit enfin, qu'ils fussent retenus par la crainte des persécutions, ou qu'ils manquassent du génie nécessaire pour reconstituer l'Eglise sur ses véritables bases; toujours est-il que ces deux hommes éminents n'introduisirent d'abord que fort peu de changements dans la forme extérieure du culte."

Langsamer wuchs in Poitou, Guienne, Languedoc, Burgund, Touraine und Normandie die Zahl der Anhänger des neuen Glaubens. Albigenser, welche in einigen Gegenden der Provence, abgeschieden von den katholischen Gemeinden, dem Glauben ihrer Väter heimlich angehangen hatten, wagten jetzt offener hervorzutreten. Sie alle wurden 1540 vom Parlament in Aix zum Feuertode verdammt; ihre Güter sollten eingezogen, ihre Häuser gebrochen, ihre Anpflanzungen entwurzelt werden. Ein solcher Spruch war selbst dem Könige zu hart, also daß er eine nochmalige Untersuchung anordnete. Ob sich nun auch bei dieser Gelegenheit herausstellte, daß die kleine Gemeinde seit drei Jahrhunderten sich durch Arbeitsamkeit, Mildthätigkeit gegen Jedermann, durch Treue gegen den König und durch Sittenreinheit ausgezeichnet hatte, so bewirkten doch die Verleumdungen des Cardinals Tournon, daß ihre Mitglieder dem Könige als Aufrührer geschildert wurden. Demnach erfolgte die Vollstreckung des Urtheils; 22 Flecken und Dörfer wurden niedergebrannt, die männlichen Bewohner zum Theil beim Ueberfall gemordet, Frauen und Kinder in die Glut geschleudert, die Saaten zerstampft, die Fruchtgärten der fleißigen Anbauer in eine schaurige Einöde verwandelt. Dieses furchtbare Ereigniß gab den Reformirten im Süden das Signal zur Flucht. Auch Theodor von Beza wanderte damals nach Genf aus, wo er Calvin wiederfand. Hier gestaltete sich die eigentliche Pflanzschule für den neuen Glauben in Frankreich; von hier aus schlichen muthige Prädicanten nach ihrer Heimat zurück, um den verlassenen Gemeinden geistlichen Trost zu spenden.

Noch ungleich heftiger als Franz I. verfuhr Heinrich II. gegen alle von Rom Abtrünnigen. Jeder Beamte welchen die öffentliche Stimme der Nachsicht gegen Ketzer beschuldigte wurde zur Verantwortung gezogen. Diana von Poitiers, welcher der König die eingezogenen Güter zu schenken pflegte, der Connetable, der Herzog von Guise und dessen harter Bruder verstanden es die bittere Stimmung Heinrich's II. zu steigern. Als nun dessenungeachtet die Verbreitung des Evangelium seinen Fortgang fand, und sich Anton von Bourbon, König von Navarra, der edle Louis von Condé und der muthige Sire d'Andelot, Bruder des Admirals, offen ihm zuwandten, beschloß der König auf Rath des Cardinals von Lothringen die Einführung der Inquisition. Dem aber widersetzte sich sogar das Parlament, und der König trug Bedenken mit Gewalt durchzugreifen.

In keinem Theile Frankreichs zeigte sich die Zahl der Gläubigen so rasch im Zunehmen wie in Paris. Anfangs waren es meist Laien welche den Gottesdienst an abgelegenen Stätten leiteten; später traten ordinirte Geistliche, welche Calvin gesandt hatte, an die Stelle derselben. Mit der wachsenden Menge wuchs der Gemeinde der Muth, also daß sie die Heimlichkeit der Abhaltung des Gottesdienstes verabsäumte. Aber die Wächter der Sorbonne schliefen nicht, und am 4. Sept. 1557 sahen sich die Reformirten in dem Augenblicke umstellt, als sie an den Tisch des Herrn traten. Die Männer schlugen sich durch; 140 Frauen und einige Greise wurden nach dem Châtelet abgeführt. Da geschah es, daß bei der hier erhobenen Anklage dieselben Beschuldigungen laut wurden die einst den Albigensern und Templern vorgeworfen waren: das Opfern von Kindern, Schwelgerei und thierische Wollust in nächtlichen Orgien. Daß überall diese Anklagen erhoben wurden, kann, da man die Motive aus welchen sie hervorgingen sattsam kennt, weniger überraschen als daß dieselben mit einer solchen Bereitwilligkeit vom leichtgläubigen Volke aufgenommen wurden, daß die Männer in Genf eine specielle Widerlegung für nothwendig erachteten. Zwei der ergriffenen Greise wurden wenige Tage darauf verbrannt; eine junge Witwe, Philippine de Luns, die in den Verhören eine bewunderungswürdige Kraft des Willens und ein tiefes Durchdrungensein von den Wahrheiten des protestantischen Glaubens an den Tag gelegt hatte, litt den Tod durch Erdrosselung, nachdem ihr zuvor die Zunge abgeschnitten war. Vier andere Gefangene starben auf ähnliche Weise.

Man weiß, welche Zugeständnisse in Glaubenssachen Philipp II. im Frieden von Chateau-Cambrésis erzwang. Seitdem begann das Wühlen der Guisen. Und doch trat eben damals aus allen Theilen Frankreichs eine kleine Synode reformirter Prediger in Paris zusammen und entwarf ein aus 40 Artikeln bestehendes, auf den Worten der Heiligen Schrift beruhendes Glaubensbekenntniß. Nur auf diesem Wege war es möglich die kleinen zerstreuten Gemeinden zu einer einigen Kirche zusammenzuschmelzen. Andererseits wurde die gerichtliche Verfolgung der Ketzer dadurch erschwert, daß eine Menge von Mitgliedern der höchsten Gerichtshöfe dem neuen Glauben zugethan waren. „Ce n'est pas chose de petite importance", sprach der Parlamentsrath Anne de Bourg zum Könige, „que de condamner ceux qui invoquent au milieu des flammes le nom de Jésus-Christ." Dafür büßte der muthige Redner in der Bastille. Als Heinrich die allgemeine Ausrottung der Abtrünnigen anbefohlen hatte und überall Scheiterhaufen geschichtet wurden, erfolgte plötzlich sein Tod und erfüllte die Herzen der verfolgten Gemeinde mit neuen Hoffnungen.

Es werden diese Mittheilungen genügen, um das Interesse an dem Werke Crottet's in dem Leser zu erwecken. Ref. glaubt gerade hier am schicklichsten abbrechen zu dürfen, als nach dem Tode Heinrich's II. bekanntlich die Bestrebungen der Reformirten keineswegs den rein kirchlichen Charakter behielten, sondern mit politischen Zusätzen stark vermischt wurden, Crottet aber in dem vorliegenden Theile, welcher die Zeit bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts umfaßt, die politischen Elemente weniger berücksichtigt als die Nothwendigkeit erheischt. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 196. —— 15. Juli 1847.

Geschichtliche Denkschrift einer Sendung an den wiener Hof im Jahre 1806. Von Sir Robert Adair. Nebst einer Auswahl aus seinen Depeschen und Beleuchtung der beiden Gentz'schen Schriften: „Tagebuch über Das was 1806 im preußischen Hauptquartier vor der Schlacht bei Jena vorgefallen" und „Bemerkungen über die Friedensunterhandlungen von 1806 zwischen England und Frankreich." Aus dem Englischen. Berlin, Duncker und Humblot. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das ist wieder eins von den Büchern welche ein kleines Stück Weltgeschichte in ausführlicher Erzählung behandeln, und zwar weniger von wirklichen Thatsachen reden als von diplomatischen Verhandlungen die vor und neben jenen Thatsachen stattgehabt haben, wenngleich ohne den gewünschten Erfolg. Aber ein solches Buch gehört zur Vollständigkeit der Literatur jener Zeit, und eröffnet uns das Getreibe der Minister und Gesandten, es läßt uns die Begebenheiten der Jahre 1806 und 1807 auch einmal von der englischen Seite, und nicht blos von der französischen, preußischen oder russischen Seite betrachten, und wer endlich es weiß, wie Vieles uns noch immer aus jenen Jahren großer vaterländischer Calamität und französischer Tyrannei dunkel ist, wie Vieles noch in den Archiven ängstlich zurückgehalten wird, und wie man sich scheut manche Personen und Zustände nach der Wahrheit zu schildern, Der, sagen wir, wird die vorliegende Denkschrift eines angesehenen Diplomaten von untadeliger Gesinnung zu würdigen verstehen. Nun kommt dazu, daß Sir Robert Adair ein wohlunterrichteter Engländer ist, der im Genuß altwurzelnder Freiheit und Oeffentlichkeit, bei ausgebreiteter Bildung und troz der Einwirkung eines starken Selbstgefühls ein theilnehmendes, maßvolles Urtheil hat, und über fremdländische Angelegenheiten verständiger und gerechter spricht als seine Landsleute gewöhnlich zu thun pflegen. Wir wollen [illegible] nicht behaupten, daß alle von Hrn. Adair, nach vorhergegangener Erlaubniß der betreffenden Behörden, mitgetheilten Actenstücke von gleicher Wichtigkeit sind, wir wissen im Gegentheil, daß, wie bei allen Gesandtschaftsberichten manche Beziehungen die eigentlich nur in der Stille des Geschäftscabinets ihre Wichtigkeit hatten, und manche Depeschen die nur für eine augenblickliche Wirkung verfaßt waren, sich solche auch hier finden, ja wir hätten wünschen können, daß der Verf. durch Ausziehung des Wesentlichen und Abkürzung des Weitläufigen, sowie durch zweckmäßige Vor- und Zwischenreden, Erläuterungen und Einleitungen, etwa in der Weise der Herausgeber in den Niebuhr'schen „Lebensnachrichten" oder F. v. Raumer's, sein Buch auch für einen größern Lesekreis genießbarer gemacht hätte. Dem gelehrten Geschichtsforscher wäre auf diese Weise für anderweitigen Bedarf und Zweck das Mitgetheilte doch immer hinlänglich verbürgt. Daher mögen manche Leser den gleichzeitig erschienenen Tagebüchern und Briefen des Grafen Malmesbury um der örtlichen und persönlichen Einzelheiten willen, welche die echte Lebensfarbe in die Ereignisse bringen, den Vorzug vor unserer schlicht, aber mit der Wärme eines Biedermannes geschriebenen Denkschrift geben.

Für den deutschen Uebersetzer wäre eine solche Verschmelzung und Anordnung unstreitig eine zu große Zumuthung gewesen; aber er hätte doch manche Anmerkung zum Nutzen des Lesers beifügen können, da wir nur eine einzige (auf S. 113) angetroffen haben. Die ältern englischen Leser kennen aus ihrer Diplomatie schon die Namen Leweson Gower, Grenville, Hutchinson u. A., aber den heutigen deutschen Lesern wären kurze, biographische Nachrichten schon zu gönnen gewesen, da auch sonst ganz gut unterrichtete Leute nicht gleich wissen werden, wer Hr. Foresti gewesen ist, welchen Posten damals Lord Minto inne gehabt habe, wo sie Sir Alexander Ball suchen sollen, u. dergl. Auch manche preußische Verhältnisse der Jahre 1806 und 1807, wie die Unternehmungen des Grafen v. Götzen in Schlesien, oder jetzt fast ganz vergessene Personen, wie der damals sehr einflußreiche General Zastrow (der fälschlich in mehren Briefen Graf Zastrow genannt ist), hätten wol eine kurze Anmerkung erfodert. Endlich wäre ein Lebensabriß des Hrn. Adair hier am rechten Orte gewesen, da die Leser selbst im „Conversations-Lexikon" vergeblich Auskunft suchen werden. So viel wir wissen, lebte er noch in den ersten Monaten des vorigen Jahres.

Die Denkschrift Sir Robert Adair's umfaßt vorzugsweise zwei Gegenstände, ein mal will der Verf.,

ein vertrauter Freund des Ministers Fox, ihn durch amtliche Beweise gegen den Vorwurf schützen, als sei er in seinen politischen Ansichten auf französischer Seite gewesen, und als habe er bei den mit Frankreich versuchten Friedensunterhandlungen 1806 andere als edle Zwecke verfolgt; zweitens aber ist der französisch-preußische Krieg desselben Jahres der Mittelpunkt auf welchen sich Adair's zahlreiche Depeschen, Briefe und Berichte bis zum Tilsiter Frieden beziehen. Ueber diese gesandtschaftliche Thätigkeit sprechen wir zunächst, weil auf den verhängnißvollen Ereignissen des Jahres 1806 ein tragisches Interesse liegt, welches deutsche Leser nicht müde werden läßt sie zu betrachten.

Wir ersehen nun zuvörderst aus dieser Denkschrift, daß Preußen schon im September 1806 Eröffnungen an das wiener Cabinet wegen einer Verbindung mit Frankreich hatte gelangen lassen, und daß diese Anträge im November dringender und bestimmter durch den preußischen Gesandten in Wien, den Grafen Finkenstein, wiederholt waren. Robert Adair, seit dem 15. Juni 1806 Gesandter in Wien, theilt unter dem 29. September den Inhalt derselben an Fox mit: der König von Preußen wolle keinen Ausgleichungen mit Frankreich anders Gehör geben als wenn erstens Deutschland gänzlich und unmittelbar von den französischen Truppen geräumt werde; zweitens, diese Macht keine Schwierigkeiten gegen die Bildung eines nordischen Bundes erhöbe; drittens, eine genügende Sicherheit für den künftigen Frieden Deutschlands gegeben, und viertens kein weiterer Angriff gegen Oestreichs Gebiet, Besitzungen oder Unabhängigkeit gemacht würde. „In dieser Schrift", sagt Adair, „ermahnt Se. preußische Majestät den Kaiser in der kräftigsten Sprache gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen; er verpfändet sein königliches Wort für die Beständigkeit seines gegenwärtigen Systems, und erklärt auf die feierlichste Weise, daß, wenn man auf diese Bedingungen einmal einginge, er sich nie von irgend einer Macht trennen werde die ihm in dem großen Werke das er unternommen beistehen wolle." Aber Oestreich ließ sich nicht fortreißen, es traute wol der Person des Königs und seinen guten Absichten, aber es war entschieden gegen seinen Minister, den Grafen Haugwitz, gestimmt, dessen Benehmen zu Wien 1805 freilich nur die schlechtesten Eindrücke zurückgelassen haben konnte. Wir ersehen Dies aus vielen Stellen der Adair'schen Briefe. „Oestreich und Rußland", so schreibt er noch am 17. October, „wünschen die Entfernung des Grafen von den Geschäften als den ersten Schritt zu einer aufrichtigen Verständigung." Um so bereitwilliger ging Adair auf die Mittheilungen des Ministers Hardenberg ein, dessen Vorschläge er im September empfing, um im unmittelbaren Auftrage seines Königs zwischen England und Preußen ein Abkommen zu treffen wie es Fox in seiner Depesche vom 28. Juli angedeutet hatte. Der Krieg Preußens mit Frankreich sei unvermeidlich, um die eigene Ehre zu bewahren und Europa vor gänzlicher Unterjochung zu retten. Die Frage wegen Hanover betrachtete Hardenberg als einen untergeordneten Gegenstand, über den sich zwei gegen einen Feind wie Frankreich miteinander vereinigte Mächte leicht verständigen würden. Uebrigens solle Alles im tiefsten Geheimniß bleiben, und Graf Haugwitz sei in gänzlicher Unkenntniß der Verhandlung. Das Unglück bei Jena setzte diesem Briefwechsel ein Ziel, der aber tiefe Blicke in die zwiespaltige, unsichere Politik des berliner Cabinets thun läßt. Lord Morpeth's Erscheinen, der schon am 12. October im preußischen Hauptquartiere sich befand, war eine Folge der Adair'schen Rathschläge. Aber der Lord konnte nicht einmal eine Audienz erlangen. Haugwitz vermied ihn zu sehen. Nach der Schlacht aber, jedoch ehe der Erfolg derselben im Hauptquartier bekannt war, fragte der Lord den Grafen Lucchesini, den zweiten bösen Dämon im damaligen Rathe des Königs Friedrich Wilhelm, ob Preußen bereit sei in Unterhandlung zu treten. Da erhielt er die Antwort: daß „Dies von dem Erfolge der eben stattgefundenen Schlacht abhängen werde"!

Zweitens empfangen wir aus den hier abgedruckten Depeschen manche Belehrungen über die Verhältnisse Rußlands zu Preußen vor dem Kriege im Jahre 1806. Krieg gegen Frankreich war unvermeidlich, man wollte Freundschaft mit Preußen halten, aber gegen Haugwitz hegte man auch in Petersburg das lebhafteste Mistrauen, welches einem engen Anschließen, trotz der persönlichen Zuneigung der Herrscher von Rußland und Preußen, hinderlich war. Es ergibt sich daher auch aus diesen Depeschen und Mittheilungen, die man freilich bei der etwas unbequemen Einrichtung des Buches an zwei bis drei Orten zusammenzusuchen genöthigt ist, daß eine nähere Verabredung zwischen beiden Mächten über den Anfang und die Führung des Kriegs, über die Zahl der Hülfstruppen und die Zeit ihrer Ankunft in Deutschland durchaus nicht getroffen war, daß man in Petersburg einen so raschen Anfang des Kampfes von preußischer Seite nicht erwartet und auch wol von der Gefährlichkeit des Gegners keine richtige Vorstellung hatte; denn sonst hätte Rußland im November 1806 unmöglich einen Krieg mit der Türkei anfangen können.

Als einen dritten Gewinn den uns diese Denkschrift Sir Robert Adair's gebracht hat, betrachten wir die Ueberzeugung von der treuen und gerade in der größten Noth Preußens recht thätigen Freundschaft Englands. Adair war durch die Niederlagen bei Jena und Auerstädt und die folgenden traurigen Ereignisse tief zwar betrübt worden, aber er zeigte sich als den geschickten und treuen Vertreter der festen, großartigen Politik Englands, der steigenden Uebermacht Frankreichs durch Unterstützung der deutschen Mächte entgegenzutreten. Er war unermüdlich das östreichische Cabinet zu einer kräftigen Unterstützung Preußens aufzufodern, fand aber bis im December hinein fortwährende Schwierigkeiten, die bald von der geringen Aussicht auf die Hülfe Rußlands, bald von dem bedenklichen Vorschreiten dieser Macht gegen die Türkei und der daraus entstandenen Eifersucht, bald von der Unzulänglichkeit der eigenen Geldmittel und

der nicht genügenden Ausrüstung des Heers hergenommen waren. Als jedoch am Schlusse des Jahres Pozzo di Borgo, von dem Adair an verschiedenen Stellen (S. 140 und 396) urtheilt, daß er sein politisches Vertrauen wie seine persönliche Achtung in einem hohen Grade verdiene, in Wien angekommen war und die Nachricht mitgebracht hatte, daß der Kaiser von Rußland gesonnen sei mit den gesammten Streitkräften seines Reichs aufzutreten, und in der innigsten Uebereinstimmung mit Oestreich zu handeln wünsche, so ward der Minister Stadion von Adair und Pozzo di Borgo gleichmäßig um thätiges Einschreiten angegangen, aber ohne Erfolg, wie aus der Depesche an Fox vom 30. Dec. 1806 hervorgeht. Adair hatte in dieser Zeit des preußischen Unglücks noch einen andern Plan zur Hülfe, obschon davon seine Instructionen Nichts enthielten: es sollte nämlich Oestreich mit Einwilligung Preußens die bereits von den Franzosen bedrohten und kaum beinahe mehr haltbaren Festungen Schlesiens besetzen, England und Rußland aber sich für deren Wiederherausgabe beim allgemeinen Frieden verbürgen. (Depesche vom 18. Dec. 1806.) Fand nun dieser Plan schon in Wien kühle Aufnahme, so ersehen wir aus einem Schreiben des britischen Gesandten Hutchinson aus Königsberg vom 1. Jan. 1807 (S. 307 fg.), daß der Vorschlag, eine Vermittelung Oestreichs beim allgemeinen Frieden eintreten zu lassen, von dem General Zastrow, der damals am preußischen Hofe das Meiste galt, ohne der Mann für ein solches Vertrauen zu sein, aus alter Eifersucht gegen Oestreich sofort zurückgewiesen wurde: es sei nichts Gutes von Oestreich zu erwarten, es sei gewiß, daß es dem preußischen Staate keinen nachdrücklichen Beistand zu leisten entschlossen sei. Da wäre es denn freilich, meint Hutchinson, unklug gewesen, einen Vorschlag zu wagen der den Stolz des preußischen Hofs im höchsten Grade verletzt haben würde. Als sich aber die Angelegenheiten Preußens immer mehr verschlimmerten, muß dieser Vorschlag Adair's doch wieder aufgenommen sein. Denn Adair erwähnt in zwei Depeschen (31. Jan. und 3. Febr. 1807), daß ihn der Graf v. Götzen im besondern Auftrage des Königs ermächtigt habe mit der östreichischen Regierung wegen der Abtretung Schlesiens in Unterhandlung zu treten, und Hutchinson theilt unterm 27. Febr. 1807 (S. 319) seinem Freunde mit, daß er dieselbe Entdeckung in Memel zufällig gemacht habe, während Zastrow noch immer bei seiner Abneigung beharre. Graf v. Götzen, ein für die preußische Sache sehr thätiger Mann, der frühere Adjutant des Fürsten von Anhalt-Pleß, reiste im Januar 1807 selbst nach Oestreich; aber Graf Stadion wollte von der Sache Nichts wissen und versagte v. Götzen die Erlaubniß nach Wien zu kommen. Erst am 17. Februar durfte derselbe dort erscheinen, um mit Adair über die Mittel zu verhandeln wie man in Deutschland einen Krieg gegen die Franzosen bewerkstelligen könnte, da sich große Neigung an mehren Orten zeigte. Auch hierzu war Adair willig. Er schrieb an den neuen Minister Staatssecretair Canning am 5. Mai 1807 (S. 196):

Ohne die britische Regierung in unbedachtsame Händel zu verwickeln, könnte man doch den Einwohnern jener Länder (besonders des nördlichen Deutschlands), die unter dem härtesten Drucke leiden, Unterstützung und Schutz zusichern; und es könnten im Stillen Maßregeln getroffen werden, um sie unter dem Einflusse des Hauses Oestreich zum Hervortreten zu bewegen.

Hierbei brechen die Nachrichten über diese im Rücken des französischen Heers beabsichtigten Bewegungen ab, wir finden jedoch in einem Aufsatz des „Militair-Wochenblatt" vom J. 1844 über den Krieg in Schlesien in den Jahren 1806 und 1807 mehre hierher gehörige Nachrichten. Während Götzen's Anwesenheit in Wien sollte nämlich ein Geheimsecretair Bein in Franken die Gemüther zu einem Aufstande anregen, den der König bereits genehmigt hatte; preußische Offiziere sollten sich nach Westfalen, Hessen, Niedersachsen und nach dem Saalkreise begeben, um hier den Aufstand zu leiten; Vorräthe an Waffen und Kriegsbedürfnissen waren bereits angesammelt, und man hoffte auf die Landung englischer Truppen an der Weser- oder Emsmündung zu kräftiger Unterstützung. Für diese Zwecke versuchte Götzen in Wien nach Möglichkeit zu wirken, aber als er am 18. März die Stadt verließ, mußte er sich wol selbst sagen, daß er weiter Nichts als sehr schwankende Zusicherungen mit sich nähme. Mit derselben Thätigkeit führte er darauf in der Grafschaft Glatz den kleinen Krieg gegen die Franzosen bis zum Eintritt des Waffenstillstands im Sommer 1807.

Aber Robert Adair bewies auch bei andern Gelegenheiten der preußischen Sache die thätigste Theilnahme durch Geldunterstützung, wie folgende Beispiele zeigen. Der Graf Götzen hatte dem Grafen Finkenstein in Wien unterm 6. Jan. 1807 vorgestellt, daß Schlesien ohne schleunige Geldhülfe für den König verloren sein würde, und hinzugefügt: „Ne pouvait-on pas négocier de l'argent par le ministre d'Angleterre, dont la cour est sans doute intéressée à voir se former ici journellement des troupes capables d'agir dès le moment où le succès des armées alliées les mettrait dans le cas d'entrer en lice avec les Français?" An demselben Tage ließ Adair dem Grafen 200,000 Dukaten auszahlen, und bedauerte nur, daß der Dukaten zu keinen bessern Bedingungen für Se. preußische Majestät hätte ausgebracht werden können, weil das Geheimniß das bei dem Geschäfte nothwendig beobachtet werden mußte ihn um den Vortheil gebracht hatte die Wechsel an der Börse zu verkaufen. In Folge einer zweiten Auffoderung des Grafen ließ ihm Adair (17. Febr. 1807) die Summe von 200,000 Thalern vorschießen, und gab ebenso gern (25. März 1807) dem Antrage um ein drittes Darlehen von 240,000 Thalern nach. Und alle diese Zahlungen leistete Robert Adair auf eigene Gefahr und Verantwortung, weil er dabei der Zustimmung seiner Regierung für Ausgaben die sie für wichtig und nothwendig erachtete gewiß sein konnte. Es würden wenige Gesandte mit solcher Zuversicht zu handeln sich gestattet haben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Judengemeinde zu Kefil in Kleinasien.

Ein englischer Reisender erzählt über diese merkwürdige Judencolonie, deren Bestehen in die Zeiten des grauesten Alterthums hinaufreichen soll, Folgendes: Kefil ist ein kleiner von 24 Judenfamilien bewohnter Ort, unter denen sich etwa sieben in guten Umständen befinden. Ueber die Mauern ragt ein reichverziertes aber verfallenes Minaret aus der Zeit der Khalifen, und daneben die Spitze einer Pyramide die sich über dem Grabe des jüdischen Propheten Ezechiel erhebt hervor. Rund umher liegen unzählige Schilfhütten der Madanen, d. i. der Araber der Niederungen eines eigenthümlichen Stammes, der alle Kennzeichen eines eingeborenen Volkes an sich trägt, zerstreut. Man nannte mir 13 Stammgenossenschaften dieses merkwürdigen Volkes, das die Stromniederungen an beiden Ufern des Euphrat bis in die Nähe von Bagdad hinauf bewohnt, mit Namen. Man schätzt ihre Anzahl auf 50,000 Seelen. Die kleine Gemeinde der Juden von Kefil bildet eine Art Kloster, dessen Einkünfte durch mildthätige Gaben ihrer Landsleute erzielt werden. Die bedeutendsten Spenden aber empfangen sie von den reichen Juden Bagdads, deren Freigebigkeit nicht nur die ärmern Familien erhält, sondern die auch die Kosten zur Ausbesserung des Grabmals aufbringen und dem Schatze des Propheten Geschenke von beträchtlichem Werthe darbringen. Die zu Kefil wohnhaften Judenfamilien behaupten, daß ihre Vorfahren seit dem Tode des Propheten Ezechiel hier in ununterbrochener Aufeinanderfolge ihren Wohnsitz gehabt; und daß, als Cyrus ihre Nation aus der Babylonischen Gefangenschaft befreite und sie ihrem Vaterlande wiederschenkte, ein Theil aus freier Wahl zurückgeblieben, um das Heilige Grab in Obhut zu nehmen, welches von da an immer ein jährlicher Wallfahrtsort für jüdische Pilgrime aus allen Gegenden geblieben ist. Das Jahresfest des Heiligen fällt nahe an die jüdischen Ostern, und viele Tausend Israeliten sammeln sich zu dieser Zeit an dem geweihten Ort. Die Umwandelung der Gesinnung die Mohammed im Anfang gegen die Juden hegte, indem er Jerusalem sogar zu einem Wallfahrtsorte ausersah, in unversöhnlichen Haß ist bekannt. Sein Nachfolger behandelte dies verfolgte Volk kaum glimpflicher, und die Erklärung des Khalifen Omar bei Verbannung der Juden von Schaibar auf sechs Tagereisen nordöstlich von Medina nach Syrien, damit man fortan nur die wahre Religion Mohammed's in den Grenzen Arabiens kennen solle, läßt kaum annehmen, daß die Juden von Kefil während der Herrschaft der Nachfolger des Propheten allein unbelästigt geblieben sind. Auch haben sie eine Ueberlieferung, daß Ali vor ihren Thoren erschienen sei und sie aufgefodert habe den Glauben zu wechseln oder sich zur Schlacht zu rüsten. Irgend ein Wunder soll sie davon gerettet haben eins von beiden von diesen Mitteln zu wählen; kurz, der Sturm ging vorüber, und Ali ward durch die aufrührischen Bewegungen die ihm während seiner Regierung zu schaffen machten, anderswohin gerufen. Im Anfang des jetzigen Jahrhunderts erschien ein fast gleich furchtbarer Feind in der Person der Wechabiten vor ihren Mauern. Der Rabbi, der diesen wilden Gästen Rede und Antwort stehen sollte, und der nach seiner Behauptung Derselbe war welcher dem englischen Reisenden als Cicerone diente, erschien mit seinem Gefolge über dem Thore der Stadt und fragte den Anführer was er wolle. „Den reichen Schmuck des Grabes des Propheten, das Silber, das Gold und das Edelgestein!" war die Antwort. Darauf entgegnete der Rabbi: „Ich schwöre es euch zu, daß das Grab ein bloßer Stein mit bloßem Holz bedeckt ist: und möge mich Gott in Holz und Stein verwandeln wenn ich lüge"; worauf sich der Anführer gegen seine Leute wandte, die plötzlich regungslos wie Holz und Stein dastanden. Als sie wieder zu sich kamen und den Gebrauch ihrer Glieder wiedergewannen, machten sie sich auf und davon. Der Reisende findet es jedoch höchst wahrscheinlich, daß von dieser Erzählung nur so viel wahr ist, daß die Juden zu Kefil der Gefahr entgingen, indem sie durch ein beträchtliches Geschenk ihren lästigen Besuch zufriedenstellten. Der Rabbi fand es jedoch rathsam, die Sache als ein gewisses Wunder darzustellen und über die natürliche Erklärung desselben mit Stillschweigen hinwegzugehen. Die Mohammedaner machen auch Ansprüche an das Grab, indem sie behaupten, es sei das Begräbniß eines ihrer frühern Gelehrten und Aerzte; auch ist das reichverzierte Minaret, welches von der frühern Moschee allein noch da ist, ein Beweis der Verehrung welche die Moslemim für diesen Ort gehegt haben. Aber die treue Anhänglichkeit womit die Juden an dem Platze haften, zusammen mit der Verachtung, dem Widerwillen, den die Mohammedaner vor diesem unterdrückten Volke hegen, endlich der Gewinn den die türkische Regierung wahrscheinlich aus ihrer Duldung zieht, haben dazu beigetragen, daß die Moschee den Juden zur alleinigen Verfügung geblieben ist; auch haben sie wirklich dieselbe zu einer Synagoge eingerichtet, während sie alle äußern Kennzeichen eines türkischen Gotteshauses behalten hat. Es findet sich über dem Thore der Moschee eine hebräische Inschrift, und eine andere mit großen vergoldeten Buchstaben über dem Eingang der Kapelle die das Grab enthält. Dies Denkmal ist ein einfacher viereckiger Sockel, acht bis neun Fuß hoch, ebenso breit und zwei mal so lang. Als der Reisende ihn sah, war er mit Tuch sauber belegt, und auf seiner Spitze waren rundherum an kurzen Stäben Fähnchen mit verschiedenen Sprüchen versehen aufgesteckt. Die Kapelle war in der Mitte gewölbt und die Kuppel mit Arabeskenmalerei verziert. Der Baustil war sarazenisch. Die Gemächer des Vorhofs der Moschee, die sogenannten Medresseh, werden von den ärmern Judenfamilien zu Wohnungen benutzt. Thüren von der darüber sich erhebenden Terrasse führen zu den zierlichen Wohnungen der Reichern. Das Plaudern und Lachen, das der Berichterstatter jeden Abend hörte, schien ihm ein Beweis, daß die kleine Gemeinde ein verhältnißmäßig glückliches und sorgloses Leben führe. Die Weiber trugen das blaue Hemde und den Mantel der arabischen Frauen; auch verhüllten sie das Gesicht auf gleiche Weise, aber nicht vollkommen genug, daß man nicht den mit Edelgestein verzierten Ring hätte bemerken können den sie nach üblichem Brauch des Landes in der Nase tragen. In einem der Gemächer las der ehrwürdige Rabbi vor einer vermischten Zuhörerschaft aus einem Buch, welches dem Reisenden beim ersten Anblick Nichts weniger als die ursprünglichen Weissagungen Ezechiel's selbst zu sein schienen; aber bei näherm Zusehen entdeckte er, daß es nur in Wien erschienene Leseübungen für Juden in der Türkei waren. Der Rabbi zeigte jedoch seinem Gaste eine Ausgabe des Alten Testament, welche wie dieser erkannte aus der londoner Presse hervorgegangen war. Außer diesem vorgeblichen Grabe des Ezechiel finden sich in Assyrien und Babylonien noch die Begräbnißstätten einer Menge anderer jüdischer Propheten, die alle zugleich Wallfahrtsorte für ihre Landsleute sind. Der Reisende nennt darunter die der Propheten Jesaias, Jeremias, Jonas, Nahum, Daniel, Esra.

26.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Dramatische Literatur.

Einen genügenden Ueberblick über die französische dramatische Literatur findet man in der zweckmäßig angelegten Sammlung: „Chefs-d'oeuvre dramatiques français" von C. J. Dupont. Dieses Werk, welches in zwei Bänden eine reiche, mannichfaltige Auswahl enthält, ist aus den dramatischen Vorlesungen hervorgegangen welche der Verf. während des Jahres 1830 vor einem größern Publicum zu London gehalten hat. Der getroffenen Auswahl kann man im Ganzen seine Billigung nicht versagen; dagegen steht der Herausgeber in seiner Einleitung, wo es sich um die Entwickelung allgemeiner Ideen handelt, nicht überall auf der Höhe der gegenwärtigen Kritik. Auch hätten wir den literarischen Notizen, welche bei jedem einzelnen Schriftsteller den mitgetheilten Proben beigefügt sind, größere Vollständigkeit und Präcision gewünscht.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 197. — 16. Juli 1847.

Geschichtliche Denkschrift einer Sendung an den wiener Hof im Jahre 1806. Von Sir Robert Adair.

(Beschluß aus Nr. 196.)

Viertens erhalten wir hier über die Stellung welche Oestreich zu Preußen im Verlauf des Jahres 1807 eingenommen hat, über die von ihm beabsichtigte Friedensvermittelung, und endlich über die innern Verhältnisse des damaligen preußischen Hofs manche neue und anziehende Auskunft. In der letzten Beziehung werden manche Stellen des Schladen'schen Werkes: „Preußen in den Jahren 1806—7", zur Erläuterung der gegenwärtigen Denkschrift beitragen, im Ganzen aber gewinnt das an sich nicht bedeutende Buch, als welches wir es bereits in Nr. 155 d. Bl. f. 1846 bezeichnet haben, nicht wenig durch die Benutzung der Depeschen Adair's und seines Freundes Hutchinson, des englischen Gesandten am preußischen Hofe. Sehen wir nun auf den ersten der genannten Punkte, so ergibt sich, daß trotz der entschiedenen Erklärung des Königs von Preußen, den Krieg mit aller Anstrengung fortsetzen zu wollen, und trotz aller Vorstellungen des russischen und des englischen Gesandten das östreichische Cabinet vom December 1806 bis zum Anfange des April 1807 durchaus sich weigerte die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, und zwar vorzugsweise aus Eifersucht wegen der russischen Entwürfe und Pläne auf die Türkei. Viele Stellen in Adair's Correspondenz, wie vom 18. und 30. Dec. 1806, vom 14. Febr., 3. und 8. April 1807, bestätigen Dies („die türkischen Angelegenheiten", heißt es S. 162, „werden das ernsteste Hinderniß sein, um Oestreich zur Mitwirkung mit uns zu bewegen"), und zeigen recht deutlich, wie glücklich für Napoleon's Kriegsführung jene unheilvolle russische Politik gewesen ist, deren Hinterlist und Verwerflichkeit Adair auch sonst zu beklagen Gelegenheit findet, namentlich in einem Briefe an den Grafen Starhemberg vom 10. Oct. 1807. Erst nach den russischen Erfolgen bei Pultusk und Golymin (25. und 26. Dec. 1806) stieg Oestreichs Muth, es begannen Rüstungen, man sprach vom baldigen Aufbruche; aber schon am 28. Febr. 1807 mußte Adair die in seiner Depesche vom 14. Januar geäußerten Hoffnungen aufgeben. Er sagt S. 168:

Die Gesinnungen des hiesigen Hofs scheinen sich seit kurzem so geändert zu haben, daß es unmöglich ist sich eine Meinung darüber zu bilden, von welcher Art sein letzter Entschluß sein werde. Jetzt sagen die Minister, daß, wenn Bonaparte bei seiner Weigerung einen allgemeinen Frieden auf einer billigen Grundlage zu unterhandeln bleiben sollte, Oestreich sich uns anschließen werde. Ich kann Dies nicht glauben.

Wider Erwarten entschloß man sich in Wien eine Vermittelung zwischen Rußland und Frankreich zu versuchen. General St.-Vincent ging zum französischen Kaiser nach Warschau, ohne daß Robert Adair eine amtliche Mittheilung erhielt, und nach dem Ausgange der Schlacht bei Eylau ward die Sache noch lebhafter betrieben. Der Gang der Verhandlungen, in denen Talleyrand seine Gewandtheit beurkundete, ist zwar bekannt, erhält aber doch namentlich in Bezug auf Oestreich manche neue Zusätze; besonders erhellt daraus, daß Stadion nicht der Mann des Stillsitzens gewesen ist, aber ebenso wol auch, daß er nicht durchgreifend handeln konnte, sodaß Robert Adair alle Ursache hatte am 14. März 1807 an Canning zu schreiben: „Es hieße von der Festigkeit des hiesigen Hofs Mehr erwarten als ich derselben zutraue, wollte ich Ew. Herrlichkeit dieselbe Hoffnung machen welche Graf Stadion zu unterhalten scheint." Endlich machte die zwischen Rußland und Preußen am 26. April zu Bartenstein durch Budberg und Hardenberg abgeschlossene Convention auch diesen Vermittelungsplänen ein Ende. Das östreichische Cabinet war zuerst durch die Art wie seine Vermittelungsvorschläge von preußischer Seite aufgenommen waren verletzt worden, und der schnelle Abschluß der Uebereinkunft konnte auch nicht versöhnend wirken, da man es übel aufnahm, dabei nicht befragt und erst später zum Beitritte aufgefodert zu sein. Dies scheint wenigstens aus der Depesche Adair's vom 29. Mai 1807 (S. 207—210) hervorzugehen. Auf des Letztern Vorstellung, Oestreich könne durch seinen Anschluß wieder einen großen Theil seines Einflusses auf Deutschland erlangen und würde eine sichere Grenze haben, erwiderte Stadion: „Sie dürfen nicht vergessen, daß der Presburger Friede der Punkt ist von welchem wir bei allen unsern Unterhandlungen ausgehen müssen." Betroffen hierüber setzt Adair hinzu: „Wenn man Oestreich nicht dazu bringen kann nach höhern Grundsätzen als nach diesen zu handeln, wenn es nicht gänzlich von der Nothwendigkeit durchdrungen ist Das zu erhalten was noch von dem Föderativsystem übrig ist, und wenn seine Vermittelung nicht auf dies große Ziel gerichtet

ist, dann ist die Aussicht für Europa allerdings eine trübselige."

Der übrige Theil dieses diplomatischen Briefwechsels bezieht sich vorzugsweise auf die Angelegenheiten der Türkei, und endigt mit der Abberufung Sir Robert Adair's von Wien, als er „avec la peine la plus sensible" (Brief vom 10. Febr. 1808 an Graf Stadion) erfahren hatte, daß der wiener Hof alle Verbindungen mit dem Cabinet von St.-James in Folge des überwiegenden französischen Einflusses abzubrechen entschlossen sei. Vor seinem Abgange richtete Adair noch ein Sendschreiben an den Grafen Stadion, welches ebenso wol ein rühmliches Zeugniß für die beiderseitige Hochachtung zweier weiser und rechtlicher Staatsmänner ist als einen vortrefflichen Ueberblick der damaligen höchst bedenklichen Lage Oestreichs darbietet, und die Schilderung der Gefahren deren Oestreich ausgesetzt sein wird, wenn es mit Frankreich sich in Verbindung setzt, statt mit England, Rußland oder andern Staaten des Festlandes (S. 401—420):

Dann gibt es für Sie weder Rettung noch Hülfe. Von jener styrischen Küste findet keine Rückkehr mehr statt:

Fata obstant tristique palus inamabilis unda
Alligat. . . .

Haben Sie erst einen Schritt mit Frankreich gethan auf diesem Todeswege, dann wird es unnütz sein zurückzublicken, stillzustehen unmöglich — Sie müssen die Reise bis ans Ende mitmachen. Sie müssen sich mit Frankreich bei der Plünderung anderer Staaten betheiligen, Sie müssen Ihre Länder nach seinem Willen vertauschen, Sie müssen ihm in Dem folgen und beistehen was es höher schätzt als Eroberung, in Dem was der wahre Beweggrund zu allen diesen Ländertauschen ist, nämlich in der Auflösung des geselligen Zustandes und in dem Auslöschen aller alten Verhältnisse aus dem Gedächtnisse des Menschengeschlechts nach welchen es einst regiert worden ist. Frankreich kann, so wie sein Reich jetzt ist, keine Verbündeten haben, ausgenommen solche die ihrem Wesen nach Franzosen sind, und Oestreich muß, um seinen wirklichen Schutz zu verdienen, denselben schweren Preis dafür zahlen, der Spanien und Holland in den Zustand zinspflichtiger Landschaften versetzt hat.

Zur Geschichte des russischen Feldzugs in den Jahren 1806 und 1807 enthalten die Schreiben des Generals Hutchinson manches Neue oder Neugestaltete, z. B. über die Uneinigkeit der russischen Feldherren, über den traurigen Zustand des russischen Heers, weshalb auch die Generalität die englischen Offiziere nicht zu demselben lassen wollte u. dgl. m., besonders aber über die Schlacht bei Eylau. Der Bericht John Hutchinson's, eines Bruders des Gesandten, ist mit großer Deutlichkeit abgefaßt, und gibt der französischen Kriegskunst ebenso wol ihre Ehre als der russischen Tapferkeit, sodaß er neben den schon vorhandenen Berichten seine Stelle vollkommen ausfüllt. General Hutchinson schreibt an Adair am 27. Febr. 1807 (S. 329—334):

Das Vorgefallene ist ein Beweis, daß, wenn auch die Russen die Franzosen zurückschlagen können, sie doch keinen Sieg zu erringen oder keinen zu benutzen verstehen. Eifersucht, Zerwürfnisse und Widersetzlichkeit sind in ihrem Heere über alle Begriffe vorherrschend.

Und da wir einmal hier von diplomatisch-kriegerischen Begebenheiten reden, so wollen wir des Aufsatzes (S. 421 fg.) „Bemerkungen über Hrn. Gentz' Schilderung Dessen was sich im preußischen Hauptquartiere im October 1806 vor der Schlacht bei Jena zugetragen hat" gedenken. In demselben werden manche Irrthümer berichtigt, und der Leichtsinn sowie die Speculationen der Minister Haugwitz und Lucchesini scharf getadelt. Adair sagt (S. 435) sehr wahr:

Es ist ein betrübender Gedanke, daß so selten, wenn man sich einmal in ehrenwidrige Maßregeln eingelassen hat, die Tugenden eines Herrschers gegen die Laster eines Ministeriums sich gelten machen können.

Wir bemerken noch, daß jener Aufsatz mit Rücksicht auf die zu Stuttgart 1841 erschienenen „Mémoires et lettres inédites du chevalier de Gentz" geschrieben ist, ein Engländer aber konnte ihn schon aus dem „United service journal" (Nr. XCIII, 55) kennen, von wo er seinen Weg auf den Continent gefunden hat, nachdem die Papiere durch eine mit Gentz sehr befreundete Dame nach London gekommen sein sollten. (Vergl. die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1837, Nr. 143.) Uebrigens bezeichnet Adair die Arbeit unsers Landsmanns als nützlich für Jeden der die Geschichte jener Zeit gründlich kennen lernen will. Wir geben Das gern zu, meinen jedoch, daß die Uebel damals schon viel zu tief eingewurzelt, und die Verwirrung überall zu groß war, als daß im October 1806 eine menschliche Weisheit hätte die preußischen Zustände vom Verderben retten können.

Die Denkschrift über die Verwaltung des Ministers Fox enthält vorzugsweise eine Geschichte der Friedensunterhandlungen zwischen England und Frankreich im J. 1806 und der nachfolgenden politischen Ereignisse. Wir stimmen darin dem Verf. vollkommen bei, daß Fox nicht ein politischer Jakobiner gewesen sei, daß ebenso wenig die Franzosen Grund gehabt hätten anzunehmen, Fox sei bei allen politischen Fragen auf ihrer Seite, und daß Napoleon, der nicht vergessen hatte, daß Fox ein Anhänger und Bewunderer der Anfänge der Französischen Revolution gewesen war, in der stürmischen Eile seiner welterobernden Pläne nicht erwog, daß ein englischer Minister sich nie zu herabwürdigenden Verträgen hergeben würde. Fox war ein Freund des Friedens, und das Verlangen danach war allgemein und groß; aber ihn auf die nachtheiligen Bedingungen abzuschließen die Napoleon und Talleyrand wollten, einen Separatfrieden ohne Rußland einzugehen, und den König beider Sicilien der französischen Willkür zu opfern, Das wäre nicht ehrenhaft gewesen, und durchaus gegen den Geist der britischen Continentalpolitik, die im Verlaufe des Kampfes mit Frankreich auch die Gegner der gerade herrschenden Staatsführung fortgerissen und die Gefühle für England überwiegend gemacht hatte. In der Bestreitung der von Bignon gegebenen Darstellung dieser Verhältnisse sind die Vorzüge des seltenen Mannes, der seinem Vaterlande nicht weniger zum Ruhme gereichte als sein Vorgänger, der große Pitt, mit gerechtem Stolze hervorgehoben. Auf das Einzelne können wir nicht weiter eingehen, da wir zu lange bei der andern Abhand-

lung verweilt haben, und müssen daher auch bei der Beleuchtung der Bemerkungen des Hrn. Gentz über dieselben Friedensunterhandlungen uns auf wenige Worte beschränken. Es ist nämlich befremdend, daß Adair hier empfindlicher gegen Gentz schreibt als in dem andern Aufsatze: er beschuldigt ihn jene Bemerkungen in der Absicht geschrieben zu haben, um zu beweisen, daß Fox kein Staatsmann war. Er sagt (S. 440):

Die Vorschriften des Professors zu befolgen, oder so gehandelt zu haben wie es scheint daß er gerathen haben würde, war sicherlich nicht das Mittel um einer zu werden. Die Arbeit kann ohne Nachtheil für den Ruf des Herrn Fox gelesen werden.

Der deutsche Gegner ist Hrn. Adair wol nicht ebenbürtig genug erschienen, denn der öfters wiederkehrende Ausdruck „Professor" (nicht einmal the learned professor) deutet darauf hin. Aber Gentz besaß bereits 1803 einen gepriesenen Namen in England, und sein Aufsatz über die englischen Finanzen hatte den Minister Pitt mit Bewunderung erfüllt. Er kam damals selbst nach England, wo ihn Pitt und Grenville mit schmeichelhaften Ehren aufnahmen, weil sie in ihm den rechten Mann erkannten um die Interessen Großbritanniens mit denen des Festlandes zusammenzuschlingen und gemeinsam zu fördern. Er hätte daher von Adair's Seite keine spöttische Behandlung, sondern eine ruhige Widerlegung, wie sie Bignon erfuhr, ebenfalls verdient. Adair ist in solchen Dingen sonst, wie schon bemerkt, ein billiger, wohlwollender Mann, und seine Urtheile über Stadion, Starhemberg, Hardenberg, Pozzo di Borgo lassen Nichts zu wünschen übrig; aber hier sehen wir ihn doch in einem nationalen Vorurtheile befangen. 20.

Pope's Corinna.

Unter den von Pope in seiner „Dunciad" gegeißelten Personen befindet sich eine Schriftstellerin Namens Corinna. Sie erscheint in Verbindung mit dem berüchtigten Buchhändler Edmund Curll, dem sie ungebührlicherweise das Manuscript der von ihm veröffentlichten Briefe Pope's „aus dessen Jugendzeit" verkauft haben soll. Pope gibt ihr Schuld, daß sie die Briefe gestohlen, und läßt nur zweifelhaft, ob Curll sie ihr abgeschwatzt oder Geld dafür bezahlt hat. Die Sache könnte jetzt auf sich beruhen, Corinna vergessen werden oder vergessen bleiben. Aber Chambers' „Edinburgh journal" bringt — „aus authentischen Quellen", wie es heißt — eine Skizze ihres Lebens, die nicht blos an sich interessant, sondern zugleich ein Beleg ist, daß die Literaturgeschichte manche Menschen ganz anders malt als sie in der Wirklichkeit ausgesehen haben oder noch aussehen. Dergleichen Belege verdienen aufgehoben zu werden, und Das veranlaßt hier einen Abriß jener Skizze.

Corinna's rechter Name war Elisabeth Thomas, und Dryden erwähnt ihrer als einer geachteten Dichterin. Sie hat Mehres geschrieben, Nichts über mittelmäßig. Als ein schönes achtzehnjähriges Mädchen hatte ihre Mutter einen Herrn Thomas geheirathet, alt genug ihr Großvater zu sein, aber der Sage nach ein Krösus. Nach einigen glänzend durchlebten Jahren starb Herr Thomas, und seine Verlassenschaft strafte die Sage Lügen. Die Witwe mußte Stadt- und Landhaus verkaufen und zog mit ihrem zwei Jahre alten, schwächlichen Kinde nach Surrey in das Haus eines Tuchbereiters. Zu ihrem wenigen Umgange gehörte hier ein Arzt, Dr. Glysson, „ein stattlicher Mann mit schneeweißem Haar und blühender Gesichtsfarbe, regen Geistes und ein vortrefflicher Gesellschafter". Als er sie an dem Tage besuchte wo er sein hundertstes Jahr erfüllte, trug er „ein Paar kostbare Handschuhe von spanischem Leder, rings mit goldenen Fransen gesäumt und bis an die Fingerspitzen voll Goldstickerei". Da er die Handschuhe sorgfältig auf ein weiches Kissen legte, fragte sie ihn um die Ursache so besonderer Sorgfalt. „Das erklärt sich leicht", antwortete er; „als ich zum letzten mal die Ehre hatte meiner Gebieterin zu nahen, der Königin Elisabeth, zog sie diese Handschuhe von ihren eigenen königlichen Händen und gab sie mir mit den Worten: «Hier, Glysson, trage sie zu meinem Gedächtnisse.» Das habe ich ehrerbietigst gethan, doch nur an meinen höchsten Ehrentagen, dergleichen der heutige, oder wenn ich Jemand durch meinen Besuch absonderlich ehren wollte, wie Das heute mit Ihnen der Fall ist. Weil Sie aber das Andenken meiner königlichen Gebieterin schätzen, so nehmen Sie die Handschuhe von mir an und bewahren Sie solche nach meinem Tode." Wenige Tage darauf starb Dr. Glysson.... Ihre Wirthsleute empfahlen Frau Thomas einen andern Arzt, einen Wundermann, wie sie sagten, ausgestattet mit übernatürlichen Kräften — „ein Zauberer, der den Teufel citiren kann". Frau Thomas bat um seinen Besuch. Er kam „mit langem Barte, in schwarzem, schmierigem Talar, den er den Philosophenrock nannte", vertraute der leichtgläubigen Frau, daß er den Stein der Weisen gefunden und es ihm nur an Vorschuß fehle ein Millionnair zu werden, bethörte sie um den größern Theil ihres kleinen Vermögens, und entschädigte sie dafür blos durch den Unterricht welchen er ihrer Tochter im Schreiben, Lesen, Rechnen, Mathematik und Latein ertheilt hatte.... Mit Hülfe einiger Freunde ihres verstorbenen Mannes nahm Frau Thomas ein Haus in Bloomsbury, richtete es ein, und vermiethete was sie nicht brauchte an den Herzog von Montague, der als Leiter der sich vorbereitenden Revolution hier mit seinen Freunden, dem Herzoge von Devonshire, den Lords Buckingham und Dorset und Sir William Dutton Colt Zusammenkünfte hielt. Frau Thomas wurde in das Geheimniß eingeweiht, bewahrte es treu und blieb trotz der reichen ihr gemachten Versprechungen unbelohnt. Währenddessen hatte sich ein Liebesverhältniß gebildet zwischen ihrer Tochter und einem jungen Juristen Namens Gwynnet. Diesem ein Amt zu verschaffen wendete sich Frau Thomas an den Herzog von Montague, der sofort seine Willfährigkeit erklärte, dafern Elisabeth selbst ihn darum ansprechen würde. Das verweigerte Elisabeth, weil, wie sie ihrer Mutter gestand, der Herzog ihr früher unziemliche Anträge gemacht, deren Erneuerung er bezwecke. Um zugleich den Geliebten durch sein Wort nicht zu binden, gab sie es ihm zurück, und um für sich und ihre Mutter zu erwerben fing sie an zu schriftstellern. Als ihre Mutter schwer krank darniederlag, überraschte sie Gwynnet durch die Einwilligung seines Vaters in ihre Verbindung und durch die von demselben dazu gewährten Mittel. Elisabeth bedingte Aufschub bis zur Genesung ihrer Mutter, und ehe diese erfolgte, war Gwynnet am 16. April 1711 in den Tod schlafen gegangen. Von 600 Pf. St., die er ihr legirt, erhielt sie blos die Hälfte und bezahlte damit die mütterlichen Schulden. In die darauf folgende Zeit, wo sie und ihre Mutter vom Ertrage ihrer Feder lebten, fällt die Ueberlassung von Pope's Briefen an Curll, eine That die wenn auch nicht zu rechtfertigen doch ebenso wenig ein Brandzeichen ihres Charakters ist; denn sie war rechtmäßige Besitzerin der Briefe, und der literarische Besitzstand damals ein minder geordneter als jetzt. Endlich starb die Mutter. Noch drei Jahre später schrieb Elisabeth: „Kummer ist seitdem meine Nahrung gewesen." Im J. 1730 erlöste sie der Tod. Hat sie die Schmach verdient die Pope ihrem Namen angehangen? 23.

Bibliographie.

Arnsbach, L. v., Moderne Liebesgeschichten. Kassel, Hotop. Gr. 12. 1 Thlr.

Bauer, B., Vollständige Geschichte der Partheikämpfe in Deutschland während der Jahre 1842—1846. 1ster und 2ter Band. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 2 Thlr.

Bauriegel, Mein Leben und Wirken. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 15 Ngr.

Becker, C. F., Die Tonwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts oder systematisch-chronologische Zusammenstellung der in diesen zwei Jahrhunderten gedruckten Musikalien. Nebst dem Portrait des Verfassers. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Beckmann, F., Der Eckensteher Nante im Verhör. Komische Scene. 34ste Auflage. Mit 1 colorirten Steindruck. Berlin, Rücker und Püchler. 12. 10 Ngr.

Bedarschi, Jedajah Penini, „Bechinoth olam." Betrachtungen über das Weltleben, mit interpunktirtem ebräischen Texte und einer neuen, metrisch-gereimten, treuen Uebersetzung von M. E. Stern. Nebst einer biographischen Einleitung von J. Weiße. Wien. 12. 20 Ngr.

Belani, H. E. R., Ein Deutscher Michel vor 100 Jahren und der Deutsche Michel von heute. Ein Lebensbild. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich. 1ster Band in 2 Abtheilungen. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Boas', E., Schriften. 4ter Band. Leben und Weben auf Helgoland. Leipzig, B. Tauchnitz. 8. 1 Thlr.

Danz, J. T. L., Das aus der evangelischen Geschichte des Johannes scheidende Lamm Gottes. Jena, Cröker. Gr. 8. 5 Ngr.

Dieffenbach, J. F., Der Aether gegen den Schmerz. Mit 1 lithographirten Tafel. Berlin, A. Hirschwald. 8. 25 Ngr.

Dulon, R., Die Geltung der Bekenntnißschriften in der reformirten Kirche. Ein Wort wider Symbolzwang auf protestantischem Grund und Boden. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Epigonen. 4ter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gaume, J., Rom in seinen drei Gestalten, oder das alte, das neue und das unterirdische Rom, oder die Catacomben. Aus eigener Anschauung geschildert. Mit den Plänen des dreifachen Roms. Aus dem Französischen. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von W. Stricker. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 25 Ngr.

Giebelhausen, C. F. A., Zwei Mansfeldsche Sagen. Das Himmelfahrtsbier in Gorsleben und die Türkeischenke in Wolferode, nebst einer scherzhaften Zugabe in mansfeldscher Mundart erzählt. Eisleben, Reichardt. 8. 4 Ngr.

Hesekiel, G., Deutsche Helden in deutschen Erzählungen. IV. 1. Major v. Schill, 2. Blücher in Lübeck. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Hieronymi, W., Zeugnisse deutsch-katholischen Geistes; Predigten. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. 27 Ngr.

Knorring, Gräfin, Skizzen. 2te Sammlung. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Koppe, J. G., Beiträge zur Beantwortung der Frage: sind große oder kleine Landgüter zweckmäßiger für das allgemeine Beste? Berlin, Hold. Gr. 8. 20 Ngr.

Lasker, J., Der Gesellschafter im Dampf-Wagen. Launige und ernste Zeit- und Lebensbilder. Leipzig, Koffka. 16. 5 Ngr.

Die Legende von den heiligen drei Königen. Volksbuch, der Verehrung der heiligen drei Könige im Dom zu Köln gewidmet. Zum Besten des Dombaus neu herausgegeben von K. Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 5 Ngr.

Meißer, L., Geistliche Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Chur, Grubenmann. 12. 10 Ngr.

Piesecke, Der Mann der Revolution, oder: Die Schreckensscenen der Berliner Apriltage. Bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von W. E. M. Leipzig, Koffka. 8. 5 Ngr.

Rauschenbusch, A., Beschreibung einer Seereise von Bremen nach New-York. 2te Auflage, vermehrt mit: Reisebilder aus Nordamerika von demselben. Altena, Santz. 8. 5 Ngr.

Schramm, K., Mauerschwalben. Gedichte. I. Langensalza, Bürger. 8. 15 Ngr.

Stoy, K. B., Die Noth der Schule. Der pädagogischen Bekenntnisse drittes Stück. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

Willkomm, E., Die Nachtmahlsbrüder in Rom. Ein Roman. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ernste Bedenken über die bei dem Vereinigten Landtage eingebrachte Differenzial-Zoll-Petition. Ausgesprochen durch Mitglieder der kaufmännischen Corporation in Stettin. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 Ngr.

Brauns, E. L., Neudeutschland in Westamerika. Oder: Welches ist die zur Ansiedelung für auswandernde Deutsche geeignetste Weltgegend? Für Auswanderer und Freunde der Erd-, Völker- und Länderkunde. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Offene Briefe mit unleserlichen Adressen, vom Verfasser der vertraulichen Briefe an einen deutschen Staatsmann über Verwaltung, Lehrweise, Vertretung und Ausübung der Medizin. — Aus den Papieren eines Verstorbenen. Kassel, Hotop. Gr. 8. 15 Ngr.

Fernand, K., Wirklicher Nothstand der evangelischen Kirche in Baden von Seiten des modernen Pietismus. Ein Wort an das evangelische Volk. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 4 Ngr.

Hammerstein, E. Frhr. v., Das Schwerdt der Gerechtigkeit, oder kurzer Beitrag zu dem Criminal-Verfahren im Königreiche Hannover in dem Jahre der Gnade 1847, nach authentischen Mittheilungen, nebst einigen Bemerkungen gegen die Anwendung der Todesstrafe. Braunschweig, Oehme und Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Segensmacht wahrhaft apostolischen Christenthums. Predigt den 6. Juni 1847 gehalten in der evangelischen Hofkirche zu Dresden. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Was es heiße: Christo nachfolgen. Predigt den 25. April 1847 gehalten in der Pauliner-Kirche zu Leipzig. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Krüger, J. C., Brodtheuerung und Hungersnoth oder: Wie kann der Staat ohne Benachtheiligung des freien Verkehrs ihnen vorbeugen und abhelfen? Denkschrift, gewidmet den Mitgliedern des Vereinigten Landtags. Danzig, Gerhard. 4. 4 Ngr.

Pfahl, A. W., Kommt und wandert aus! Ein Zuruf an alle Auswanderungslustigen. Danzig, Gerhard. 8. 4 Ngr.

Rahm, E., Beleuchtung der von einigen Mitgliedern der kaufmännischen Corporation ausgesprochenen: „Ernsten Bedenken über die bei dem vereinigten Landtage eingebrachte Differenzialzoll-Petition." Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Rauch, F., Der erste deutschkatholische Gottesdienst nebst Predigt und Abendmahlsrede in Leisnig gehalten am 18. Sept. 1846. Leisnig. Gr. 8. 3 Ngr.

Reden über Dr. Rupp's Ausschließung, gehalten in der Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Minden den 18. Febr. 1847. Herausgegeben von K. Schrader. Minden, Eßmann. 8. 3 Ngr.

Die Verordnungen vom 3. Febr. 1847. Neue vermehrte Ausgabe einer Berliner Correspondenz der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 198. —— 17. Juli 1847.

Pückler's neuestes Reisewerk.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". Erster Theil: Aegypten. Zweiter Theil: Syrien. Berlin, A. Duncker. 1846—47. Gr. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist dem Fürsten Pückler nicht zu verargen, daß er immer noch jede Vermischung seiner Person mit dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", und der langgesponnenen Schriften welche unter dieser bekannten Firma ans Licht getreten sind, mit Entschiedenheit zurückweist. Der Credit des „Verstorbenen" ist allmälig so gesunken, daß der Fürst dabei nicht sonderlich gewinnen kann. Der „Verstorbene" ist ja nun auch wirklich todt, wenigstens *literarisch*. Vergebens tauchen hier und da einige schüchterne Stimmen auf welche die undankbare Welt hinweisen auf das reiche Erbe das der Abgeschiedene in seinem immer noch anschwellenden Portefeuille hinterlassen hat. Diejenigen welche ihm allenfalls noch das Wort reden sehen sich aber schon in die Nothwendigkeit versetzt zu bedingen, zu unterhandeln und zu rechtfertigen, während man in jenen glücklichen Zeiten wo der geheimnißvolle Schleier der fürstlichen Autorschaft zuerst gelüftet wurde des Rühmens nicht genug machen konnte. Der Reiz des Piquanten ist verflogen, die Zahl der hochgeborenen Autoren hat in bedenklicher Steigerung zugenommen, an literarischen Indiscretionen, wie sie schon in dem Erstlingswerke des Verstorbenen im Uebermaße aufgetischt werden, ist kein Mangel mehr, das Feld der mattherzigen, blasirten Touristik hat sich lustig überwuchert, und was Sorglosigkeit und Zerfahrenheit des Stils betrifft, so sieht sich der schriftstellernde Fürst von Tischendorf und ähnlichen Federhelden schon weit überflügelt.

Offenbar ist es aber auch mit dem Rufe Pückler's in gleichem Maße abwärts gegangen wie der Werth seiner literarischen Gaben gesunken ist. Man nahm das erste Werk des Verstorbenen mit einem gewissen Interesse zur Hand, vertraute sich mit Behaglichkeit das große Geheimniß von der hochgestellten Person welche sich der neckischen Maske bediente, und staunte voll Verwunderung, daß ein Fürst mit Schriftstellern ohne alle Geburt sich um literarischen Ruhm bewerbe. Als der Verstorbene dann mit seltener Lebenszähigkeit wieder und wieder erstand, und sich uns selbst als „Halbmüden" (Semilasso) ankündigte, da war die Theilnahme der er bei seinem ersten Auftreten begegnete schon bedeutend abgekühlt und in bedenkliche Lauheit umgewandelt. Mit dem „Griechischen Leiden", dessen Bedeutung schon so nichtig war, daß sich der treffliche Thiersch wahrlich die Mühe sparen konnte, in einer besondern Schrift die Leere und Perfidie des Verf. aufzudecken, begannen auch die wahren literarischen Leiden des „berühmten Autors", bis ihm dann bei seinem endlosen, orientalisch überladenen Lobliede auf seinen verehrten Gönner selbst die treuesten Anhänger den Rücken kehrten. Wie gesagt, nun ist der Verstorbene wirklich todt, und ein ehrliches Begräbniß ist Alles was wir bei Gelegenheit seines neuesten Werkes für ihn thun können.

Der Versicherung, daß wir dem Unermüdlichen diese letzte Ehre — dürfte es die letzte sein! — nicht ohne inneres Widerstreben erzeigen, möge man vollen Glauben schenken. Es ist eine gar zu undankbare Mühe, sich mit Schriftstellern zu befassen welche vom Kritiker nur Lob und Weihrauch annehmen, während sie im stolzen Selbstgefühle jeden noch so begründeten Tadel, alle in die glimpflichsten Worte gehüllten Einwendungen und selbst den wohlmeinendsten Rath verächtlich abweisen. Wenn wir dessenungeachtet unsere Bedenklichkeiten nicht unterdrücken, und das harte Urtheil zu dem wir uns über Pückler und seine Leistungen gedrungen sehen zu begründen und auszuführen suchen, so glaube man nicht, daß wir in der lächerlichen Illusion befangen wären, als vermöchte unser schwaches Wort auf den „todten Ritter" — wie Herwegh ihn begrüßt — irgendwie Eindruck zu machen, oder als hätten wir Buße und Besserung bei ihm in Aussicht. Wir würden vielmehr die Mühe welche wir auf Lesen und Excerpiren seiner „Rückkehr" verwendet haben für sehr verloren ansehen, wenn nicht unser literarisches Gewissen uns zu treuer und sorgfältiger Ausübung unserer kritischen Pflicht antriebe.

Könnten wir uns aber wirklich noch der Hoffnung schmeicheln, Fürst Pückler möchte — nicht auf unser Wort allein, sondern der Stimme der Kritik überhaupt Gehör gebend — in sich gehen, und entweder seine fürstlichen Hände ferner nicht mehr mit plebejischer Tinte besudeln, oder sich einer inhaltsreichern, straffern und abgerundetern Form befleißigen: so würde die immer gleiche, auf Leser und Kritiker insbesondere gleich geringschätzig herab-

blickende Manier, mit der er auch in seiner neuesten Schrift wieder auftritt, uns vollständig enttäuschen. Der Werth derselben ist — um es gleich am Eingange kurz zu bezeichnen — um kein Haar breit höher anzuschlagen als die Bedeutung Dessen was wir früher schon aus dieser faseligen Feder erhielten.

Schon der Stil, welcher immer den besten Spiegel der geistigen Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers abgibt, ist ebenso matt und farblos wie wir ihn in den vorhergehenden Werken gefunden haben, und wenn wir uns schon früher über das feine Lob welches der erfahrene Varnhagen von Ense der Pückler'schen Darstellung zollte gewundert haben, so müssen wir jetzt offen gestehen, daß selbst in diesem Punkte die fruchtbare literarische Thätigkeit, welche doch sonst Manches abschleift und ausgleicht, dem Verstorbenen nicht zum Vortheil ausgeschlagen ist. Nach der gepriesenen Grazie die man an ihm so vielfach bewundert hat sahen wir uns wenigstens in den vorliegenden Bänden vergeblich um; denn in wirr auseinander fahrendem Satzbau, in übermäßigem Gebrauche unnöthiger Fremdwörter (er raffinirte sich täglich ein anderes Amusement, frequentiren, cotoyiren, Fatigue u. a.), und in Gallicismen, wie „ohne Wasser noch irgend eine andere Erfrischung", vermögen wir nun einmal nicht die Hauptbestandtheile stilistischer Anmuth zu erkennen. Auch platte Wendungen, wie „Wüste im Superlativ" (I, 26), oder „der Gott Vater Rafael's spielt eine subalterne Rolle" (I, 107), können den Zauber der Sprache nicht erhöhen. Nur wenn Das was die Lobredner Pückler's Grazie nennen in Regellosigkeit der Satzverbindungen beruht, müssen wir dem Schriftsteller, der keinen Anstand nimmt zu schreiben: „Von hier aus gesehen kann kein Prädicat passender sein" (II, 89), ein reiches Maß dieser Eigenschaft zuschreiben.

Vielleicht aber setzt Pückler Anmuth ohne Weiteres mit Frivolität und Schlüpfrigkeit für gleichbedeutend. Es sei fern von uns, wie jene „berliner Betschwester", über die sich der Verf. von „Mehemet Ali's Reich" so lustig macht, ihn ernstlich zur Abkehr von weltlicher Leichtfertigkeit zu mahnen, denn wir wissen ja „la nature revient au galop" — Pückler liebt französisches Phrasenspiel —; aber offenbare Geschmacklosigkeiten und Verstöße gegen das Schicklichkeitsgefühl, welche noch dazu, wie (I, 19) die Bemerkung über die Ehe alter Männer oder (I, 59) über das Badereisen junger Frauen, meist sehr trivial sind, sollten denn doch in anständiger Gesellschaft nicht vorkommen. Diese Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit hindert ihn indessen nicht sich selbst „wie ein Missionnair vorzukommen" (I, 134), als er Ajamé, das vielbesprochene abyssinische Mädchen, welches eigentlich Machbuba hieß (II, 150), in die christliche Lehre einzuweihen versuchte, die hier freilich etwas weit und verschwimmend gefaßt wird. Das Behagen an verschleierten Zweideutigkeiten, welches in der neuesten Schrift, sowie mehr noch in den frühern Werken des Verstorbenen hervorbricht, mag vielleicht einem leichtfertigen Salontone entlehnt sein; aber auf das literarische Gebiet sollte diese ekelhafte Mode nicht übergreifen. Uns wenigstens erscheint die nackte Gemeinheit wie sie Pückler in Kairo schildert, diese „horreurs", wie er es nennt, weniger widerwärtig und unsittlich als dieses faule, übertünchte Wesen. Jedenfalls gereichen solche Partien einem Werke welches sich als „Vergißmeinnicht" bietet (I, 288) nicht zur Zierde.

Einen vollständigen Bericht über die Wanderungen Pückler's in Aegypten zu entwerfen, seinen Schritten überall zu folgen, die Namen aller einzelnen Orte welche er berührt, die Stellen wo er sein Zelt aufgeschlagen, wo er eine „Lucullische Mahlzeit" (I, 20) gemacht, oder wo er auf seiner Nilfahrt das Land berührt hat, halten wir für um so nutzloser und unersprießlicher, als der Verstorbene selbst darauf keinen Anspruch zu machen scheint, in seiner Darstellung uns ein klares Bild Dessen was an seinen Augen vorübergezogen ist zu liefern. Statt sich in Schilderungen der durchflogenen Gegenden abzumühen, gibt er lieber, wie er I, 68 gethan hat, um seinen Lesern in Ermangelung beschreibender Kraft einen Begriff vom Gesehenen zu machen, ein plumpes Bild, obgleich er, wie er selbst sagt, „sein Buch zu keinem Bilderbuche machen will". Im Allgemeinen genüge es zu sagen, daß von den beiden erschienenen Theilen der erste Aegypten, der zweite aber Syrien gewidmet ist, und daß die Reise selbst, wie man schon an der Schlaffheit des Anfangs fühlt, im Zustande einer langsamen Reconvalescenz zurückgelegt wurde. Es war eine Heimkehr aus Aegypten, die nach beliebter Weise auf weiten Umwegen, und erst nach manchen Irrfahrten bewerkstelligt ist. Sie hat dem Verf. vielleicht manchen Genuß gewährt; aber die Befriedigung welche der Leser aus ihrer Beschreibung schöpfen kann ist nur gering.

Mit besonderm Interesse kommt Pückler, der wie bekannt den „nobeln Passionen" in voller Genüge huldigt, auf die Besprechung hippologischer Fragen. Hier ist er recht eigentlich in seinem Elemente. Seine Beschreibung der dongolesischen Pferde (I, 16), seine „interessanten Notizen über den Grund des allgemeinen eleganten Schweiftragens der arabischen Pferde" (II, 316), seine Schilderungen auffallend schöner Pferdeindividuen, bei denen er zuweilen in wahrhaftes Entzücken ausbricht (z. B. ein „Ideal seines Geschlechts", I, 42), mögen von Pferdeliebhabern nicht ohne Anerkennung entgegengenommen werden. Nur konnte der Fürst sich der Mittheilung Dessen enthalten was er von Hammont über diese wichtigen Angelegenheiten erfahren hatte, indem dieser selbst schon seine Ansichten über das arabische Gestütwesen und über die edeln Vollblutsthiere in seinem Werke gründlicher und genügender entwickelt hat. Militairs — der Verf. meint, Kriegsleute könne man in diesen ewigen Friedenszeiten kaum noch sagen — werden in dem Abschnitte welcher von der Organisation der Cavalerieschule handelt (I, 183) vielleicht wichtige und belehrende Winke finden. Uns aber beschäftigt es mehr Das ins Auge zu fassen was über den Zustand des Landes überhaupt,

über die Lage der Regierung und des Volkes gesagt wird. Wir möchten uns lieber aus den hingeworfenen, abgerissenen Andeutungen ein klares Bild von dem armseligen Loose der Fellahs, von der Gegenwart und Zukunft Aegyptens zusammensetzen, als daß wir sonderliches Behagen empfänden mit Pückler über ein edles Thier zu schwärmen „welches unter den Hippologen eine Revolution machen würde" (I, 198), oder mit ihm über den Verlust eines Hundes zu „weinen" (I, 43).

(Der Beschluß folgt.)

Der Maler Johann Christian Reinhart.

Rom, 14. Juni 1847.

Wenn die gerechte Trauer beim Hintritt eines großen, mit geistiger Schöpferkraft bevorzugten Mannes noch wesentlich erhöht wird, wo der Verein der seltensten Tugenden des Herzens den Hingeschiedenen schmückte, so müssen wir den Tod des trefflichen Reinhart, der als Künstler wie als Mensch in leuchtender Größe vor uns stand, in beiderlei Hinsicht aufs tiefste und innigste beklagen. Seinen hohen Werth als Künstler hat die Mitwelt genügend erkannt, und seine nachgelassenen Werke sind die ewig sprechenden Zeugen seiner großen Meisterschaft. Doch sein hoher männlicher Sinn, sein rastloses Streben nach Wahrheit und Licht, seine felsenfeste Treue gegen seine Freunde, die sorgsame Hülfe und Pflege die er jüngern Kunstgenossen weihte, die jugendliche Heiterkeit und Herzlichkeit die ihn bis ans Ende seines Lebens beseelte, und jene liebenswürdige, fast kindliche Bescheidenheit die mit seinen hohen, Alles umfassenden Talenten sich paarte: alles Dies macht seinen Namen wie sein Bild unvergänglich in den Herzen Derer die das Glück hatten ihm näher zu stehen. Reinhart war am 24. Jan. 1761 zu Hof im Voigtlande geboren. Sein eigener Hang ließ ihn die theologische Laufbahn wählen. Bald aber folgte er dem innern Drange seines Genius, und er wurde Künstler. Eine Pension welche ihm durch Vermittelung seines Freundes, des edeln Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, der letzte Markgraf von Baireuth, sein damaliger Landesherr, für seine Lebenszeit bestimmte, setzte ihn im J. 1789 in den Stand den glühenden Wunsch seiner Seele zu erfüllen und nach Italien zu gehen, wo sein forschender Geist seine höhere Weihe empfing. Die Pension indeß blieb aus, als Preußen sich in den Besitz des Markgrafthums gesetzt hatte. Italien hat Reinhart seitdem nicht wieder verlassen. Hier schuf er seine Meisterwerke. Mit den edelsten Geistern seiner Zeit stand er in steter inniger Verbindung. Mit seinem geliebten Jugendfreunde, dem unsterblichen Schiller, blieb er bis zu dessen Tode in fortwährender traulicher Correspondenz. Er genoß einer ununterbrochenen kräftigen Gesundheit, bis wenige Wochen vor seinem Tode ihn ein Asthma befiel, das durch einen verordneten Aderlaß sich alsbald in Bauchwassersucht umsetzte. In der Nacht vom 8. Juni machte ein Lungenschlag seinem Leben ein Ende.

Am Morgen des 11. Juni um 8 Uhr wurde die entseelte Hülle Reinhart's mit gebührender Feierlichkeit zu seiner Ruhestätte auf dem protestantischen Gottesacker am Monte Testaccio gebracht. Im ersten Wagen saß der gegenwärtig hier anwesende Prediger Elze, der Erzieher der jungen Prinzen von Dessau. Dann folgte zunächst der Graf von Spaur, der Gesandte des Königs von Baiern, welcher die letzten Jahre des Künstlers durch die freiwillige Ertheilung eines Jahrgehalts vor Mangel gesichert hatte. Hieran schlossen sich die Gesandten von Preußen und Hanover, die Consuln von Preußen, Sachsen und Würtemberg; der berühmte Bildhauer Tenerani und Professor Betti, als Deputirte der Akademie S. Luca; die Deputirten der übrigen italienischen und der französischen Künstler in vier Wagen; sodann sechs Wagen welche der Deutsche Künstlerverein aus eigenen Mitteln gesendet, und eine große Anzahl von Freunden und Verehrern vom Künstler- und Gelehrtenstande. Den Zug bildeten 45 Wagen. Viele andere Freunde des Verstorbenen, welche den Weg nach dem schönen neben der Pyramide des Cestius wahrhaft romantisch gelegenen Begräbnißplatze zu Fuß zurückgelegt hatten, schlossen sich dem Trauerzug nach dem Grabe an. Nach einem von dem Gesangverein der deutschen Künstler vorgetragenen Charale hielt der erwähnte Candidat Elze in echt evangelischer Weise eine erbauliche Rede, in welche zugleich ein Umriß des Lebens und Charakters des Verewigten verwebt war. Dann trat Dr. Emil Braun an das Grab und sprach in wenigen aber kräftigen und gediegenen Worten die Empfindungen aus die Jeden am Grabe eines Mannes von solchem Werthe erfassen. Er schloß mit Hamlet's Worten:

> Er war ein Mann
> Und seines Gleichen seh' ich nimmer wieder!

Dann legte man den Lorberkranz auf den Sarg, und senkte diesen sanft in die Gruft hinab.

Am Abend dieses Tages fand in den Hallen des Deutschen Künstlervereins noch eine würdige Todtenfeier statt. Die vom Bildhauer Woltreck aus Dessau trefflich gearbeitete Büste des trefflichen Mannes, welche zum bleibenden Schmucke des Versammlungssaals bestimmt ist, war mit Lorber bekränzt an der schwarzverkleideten Wand aufgestellt, und mit geschmackvoll geordneten Guirlanden und Festons von Eichenlaub und Epheu umgeben. Um 8 Uhr waren alle deutschen, jetzt in Rom lebenden Künstler versammelt. Nachdem das Sängerchor des Künstlervereins das Lieblingslied Reinhart's, das alte Horaz'sche „Integer vitae" nach Flemming's Composition, das er sonst so oft mit seiner kräftigen reinen Baßstimme begleitet, vorgetragen, erhob sich Candidat Elze mit den Worten: „So wie unser Reinhart an seinem letzten in diesen Räumen gefeierten Geburtstage, seines Jugendfreundes Schiller gedenkend, in den Toast ausbrach: Auch die Todten sollen leben! so rufen wir jetzt seinen Manen zu: Auch die Todten sollen leben!" Dann sang man unter der Büste ein zweites Lied: „Leb' wohl, du grüner Wald", das er ebenfalls sehr liebte. Jetzt aber trat Dr. Heinrich Stieglitz auf und sprach, gegen die Büste Reinhart's gewendet, in tiefster Bewegung folgende Worte:

> Vor wenig Monden noch, da waren wir,
> Du jugendlicher Greis, um dich versammelt,
> Und haben aus bewegtem Herzen dir
> Der Liebe Gruß, der Ehrfurcht Zoll gestammelt;
> Wir sprachen's kühn und freudig hoffend aus,
> Du werdest wie die vaterländ'schen Eichen,
> Den Stürmen trotzend und des Wetters Graus,
> In rüst'ger Kraft ein Säculum erreichen.
>
> Wir rankten innig uns an dir empor,
> Und glaubten fester an des Geistes Sendung,
> Dich sah'n wir, den der Genius erkor,
> Ein Musterbild erhebender Vollendung;
> An inn'rer Jugend, welche nie versiegt,
> Die nicht der Jahre Flucht vermag zu rauben,
> An Wahrheit, der des Luges Drach' erliegt,
> Hast, Wack'rer, du gekräftigt uns den Glauben.
>
> Jetzt ist nun deine Hüll' ein Häufchen Staub,
> Noch jüngst der reinsten Flamme reiner Tempel,
> Des Todes Beute, der Zerstörung Raub;
> Uns aber bleibt dein leuchtendes Exempel.
> An die Natur, die Sonne deiner Bahn,
> Hat dich der große Geist zurückgegeben;
> Dein irdisch Theil, der Leib, ist abgethan,
> Dein geistig Bild wird dauernd mit uns leben.

Diese aus tiefster Seele quellenden Worte machten allgemein einen erschütternden Eindruck. Zum Schlusse sprach Dr. Emil Braun sich noch auf folgende treffende Weise aus:

„Reinhart war im J. 1761 geboren, wenige Jahre nach

Schiller, inmitten des Siebenjährigen Kriegs. Seine Bildung war für ganz andere Lebenszwecke angelegt als die welche er nachmals verfolgt hat. Er hatte sich aus freiem Antriebe dem geistlichen Stande gewidmet. Leider ist es dahin gekommen, daß der protestantische Prediger, eigentlich bestimmt ein Führer zu sein zum Ueberirdischen und Himmlischen, schon durch seine Stellung auf die philistrische Prosa des Lebens angewiesen ist. Es ist daher kaum abzusehen wie Reinhart in einer solchen Lage würde ausgehalten haben, auch wenn er nicht einen entschiedenen Beruf zur Kunst von der Natur erhalten hätte. Oede aber und unerquicklich war auch die theologische Wissenschaft seiner Zeit. Wie ernst er es übrigens mit dem Studium derselben genommen haben muß, zeigt der Umstand, daß er bis in seine letzten Tage immer wieder auf die nimmer gelösten und in der ihm gebotenen Stellung unlösbaren Fragen derselben mit unablässiger Begier zurückgekommen ist. In der Weise wie er diesem Drange seiner Brust Genüge geleistet, lernen wir die Bedeutung der Kunst recht in ihrer Größe und Wichtigkeit kennen. Das was weder Goethe noch Kant, weder Mozart noch Beethoven trotz der höchsten Dichter- und Denkergaben zu veranschaulichen vermochten, bot er im Spiegelbilde der Natur seinen Zeitgenossen zu begeisterungsvollem Genusse dar. Morgenluft aus der ersten Schöpfungszeit glauben wir zu athmen wenn wir vor seine Bilder treten, die großartig sind und poetisch bei schlichter Einfachheit und wortgetreuer Wahrheit. So wie Mengs auf dem Gebiete der Historienmalerei sich damals des akademischen Gewaltregiments bemächtigt hatte, so war als Generalpächter aller landschaftlichen Betriebsamkeit Hackert der Löwe des Tages. Dieser Mann, den Goethe durch Redaction seines Tagebuchs geehrt, war eine durchaus prosaische Natur, aber ein handfester Maler, weshalb Reinhart von ihm allezeit mit jener Anerkennung gesprochen hat die seine neidlose Größe charakterisirt. Dem Greuel aber welchen der klug berechnende Höfling, zum Theil durch die Umstände verleitet, in die Kunst eingeführt hatte, dem hausbackenen Vedutenwesen, macht er rasch ein Ende, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Fast wäre es zu wünschen gewesen, daß er sich darüber ausgesprochen, daß wenigstens Andere statt seiner das Wort genommen hätten. Wo wäre aber Zeit dazu gewesen? Angelegenheiten viel dringenderer Art beschäftigten damals die Gemüther von ganz Europa. Wo wir Reinhart als Menschen mit Menschen verkehren sehen, treffen wir ihn allezeit in ernsten Gesprächen über die rasch sich umgestaltenden Verhältnisse der Gegenwart. Es ist schwer zu sagen wozu er nicht Talent gehabt hätte. Mehr als ein mal sehen wir daher den Versucher an ihn herantreten, ihn zur Untreue an der Kunst zu verleiten. Der ritterliche Mann mußte sich vor Allem zur Theilnahme an blutigen Kämpfen und Schlachten aufgefodert fühlen. Sein Freund Dombrowski hätte den kühnen und stattlichen Reiter gern entführt. Wäre Dies zur Ausführung gekommen, so hätten wir ihn heute nicht begraben. Ist er deshalb weniger ein Held? Ich sage, ein um so größerer. Denn die Spitze des Heldenthums zeigt auf Bewahrung des Berufs. Und wie hat er diesen bewahrt! Als ein jüngeres Geschlecht kam, dem er den Wahlplatz gereinigt, dem er ein Publicum vorbereitet hatte, als die Idee einen lichtern Schwung, eine heiterere Färbung gewonnen, als auch in der Landschaft sich die Aussicht auf jene poetischen Thäler und Höhenzüge eröffnete deren Entdeckung Claude Larrain verdankt wird, schämte er sich seines Ernstes und jener großartigen Einsamkeit nicht in der er seine schönsten Tage verbracht, in der sein Gebein zum Riesengebein erstarkt war. Spielend trieb er die Kunst und anspruchlos, aber allezeit mit Meisterhaftigkeit. Nicht alle Menschen können Einerlei denken, nicht alle auf gleiche Weise sehen, Anerkennung aber sichert allein die Ausrottung jedes Dilettantismus. Von diesem war er jedoch rein geheilt. Die Entsagung welche der Ernst des Künstlerstrebens verlangt hat er männlich getragen. In seinem Vaterlande hatte er einen der edelsten deutschen Fürsten, den Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, als seinen Herzens- und Busenfreund zurücklassen müssen; die Sirenengesänge der Freundschaft mit welchen ihn dieser zurückzulocken versuchte vermochten ihn nicht dem Lande zu entführen in welchem sein hoher Dichterruf die letzte Weihe empfangen hatte. Dabei war er aber nicht blos deutsch geblieben, sondern auch durch und durch ein Voigtländer. Viele Eigenthümlichkeiten seiner Natur, die eigenthümliche Schattirung deutscher Gemüthlichkeit namentlich muß aus dieser seiner Landsmannschaft erklärt werden. Lassen Sie uns ihm einen Denkstein setzen, meine Herren, der seiner schlichten Einfachheit und seinem großen Verdienste gleich würdig sei. Er ist zwar im Leben nie mit Auszeichnungen äußerlicher Art belohnt worden, und ist auch in dieser Beziehung dem Flittertand der modernen Welt fremd als ein ganzer Mann zu Grabe gegangen. Die Gebeine aber der Männer von Werth und bleibender Geltung mit einem Abzeichen der Liebe und Verehrung zu schmücken, ist eine alte schöne Sitte, die wir bei ihm am wenigsten außer Acht lassen wollen."

Dieser Antrag des Dr. Braun ward mit allgemeinem Beifall angenommen. Man vereinigte sich zur Wahl eines Comité zu diesem Zwecke, und ernannte nach vorläufiger Abstimmung folgende Herren zum Vorstande: Professor Wagner, Maler Riepenhausen, Bildhauer Kümmel, Maler Hopfgarten und Dr. Emil Braun. Mehre der bedeutendsten anwesenden Künstler versprachen Skizzen zu diesem Zwecke einzureichen, und Stieglitz offerirte sogleich das vollständige Honorar für sein bereits ziemlich fertiges Werk: „Erinnerungen aus Rom", was mit tiefgefühltestem Danke angenommen ward. Eine vorläufige Sammlung baarer Einlagen trug bereits über 100 Scudi ein, und so läßt sich hoffen, daß, wenn auch im Vaterlande die dankbaren Verehrer des edeln Reinhart ihr Scherflein beitragen, ein Denkmal den Ort seiner Ruhe bezeichnen wird welches beweist, wie das dankbare Volk die Namen seiner großen Männer zu ehren weiß. 121.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 199. — 18. Juli 1847.

Pückler's neuestes Reisewerk.

(Beschluß aus Nr. 198.)

Wir wollen mit unserm Urtheile über diejenigen Partien welche sich auf die für das Allgemeine wichtigern Punkte beziehen nicht zurückhalten. Ein deutliches, scharf gezeichnetes Gemälde der ägyptischen Zustände erhalten wir nicht. Dazu ist die Form in der uns die einzelnen Züge geboten werden zu verworren, und der Blick des Reisenden nicht scharf und unbefangen genug. Pückler reist auch eigentlich mehr aus Behagen am Wechsel, aus Unruhe und Mode als im Drange nach Belehrung und ernster Forschung. Wenn er dessenungeachtet sich bei der Beurtheilung der ägyptischen Verhältnisse oft in die Brust wirft, als gebühre hier seinem Worte besonderes Gewicht, und als komme es ihm vorzugsweise zu ein entscheidendes Urtheil zu fällen, so ist dieses Selbstgefühl wol zumeist dadurch veranlaßt, daß er wegen der ihm gewordenen besondern Begünstigungen, unter denen er seine ganze Reise zurückgelegt hat, ungewöhnliche Gelegenheit hätte haben können sich eine klare, selbständige Meinung zu bilden. In der That sagt er selbst, „er besitze vermöge der Befehle Mehemet Ali's keine geringe Autorität" (I, 21), und oft genug konnte er bemerken, daß bei der „unendlichen Güte" seines Gönners (I, 269) seine Worte und seine Rügen zur Abhülfe von Uebelständen nicht ohne Wirkung waren (I, 246). Wir können aber diese besonders günstigen Verhältnisse, so viel sie auch zur Erleichterung der Reise beitragen mochten, nicht sonderlich hoch in Anschlag bringen, da Das was an Gelegenheit zu Beobachtung gewonnen wurde an Freiheit und Selbständigkeit des Urtheils durch das rücksichtsvolle Benehmen Mehemet's wieder geschmälert wurde. Der „Sultan der Gläubigen" (Sultan Kafsir) — so wurde (I, 142) Pückler von den Bewohnern Aegyptens genannt — war nicht unempfindlich gegen Schmeichelei, und das allzu günstige Urtheil welches er sich von dem „Regenerator des Orients" gebildet hat wurzelt gewiß zum Theil wenigstens in der wohlthuenden Anerkennung seiner „unendlichen Güte".

Allerdings darf nicht verkannt werden, daß in der neuesten Schrift das Lob mäßiger vertheilt ist, und daß nicht mehr so wie früher dicke Weihrauchwolken den Blick umnebeln. Zuweilen klingt selbst, wo früher nur der laute Psalm des Jubels scholl, ein leiser, schüchterner Ton des Tadels durch. Die Trunkenheit in die unser Reisende durch die liebenswürdige Aufnahme von Seiten des Vicekönigs versetzt war mochte denn doch zuletzt einigermaßen verfliegen vor der unabweisbaren Wirklichkeit; besonders wenn er „mit Bedauern" sehen mußte, wie seine Verwendungen nicht immer beachtet wurden, und wie Mehemet bei seinen freigebigen Versprechungen nicht immer Wort hielt (I, 128). Diese Umstimmung der Gefühle schien dem schlauen Manne, welcher Pückler wie mit einem feinen Netze umsponnen hielt, nicht entgangen zu sein; denn dieser sah bald, er sei nicht mehr „so beliebt als früher" (I, 194), und wenn auch späterhin die Sache wieder ausgeglichen wurde, so ließ der Stachel doch immer noch eine kleine Wunde zurück, welche von Zeit zu Zeit sich wieder öffnete. Nach der Rückkehr von den Wanderungen durch das Innere gab es „allerhand nicht ganz angenehme Wahrheiten zu sagen" (I, 190); und da es „zu den Schwächen Mehemet's gehört Widerspruch nur schwer ertragen zu können" (I, 246), so konnten die tadelnden Aussetzungen welche der gastlich aufgenommene Reisende sich erlaubte, und die Hinweisung auf das Größere und Nützlichere was Saladin gethan hatte (I, 154), nicht ohne misliebigen Eindruck bleiben. Wenn der Verstorbene auch ausdrücklich versichert, Niemand passe weniger zum Hofmann als er (I, 195), so scheint es doch seinem Herzen wohlgethan zu haben, als er beim Abschiede wieder den freundlichen Wirth fand, dessen gütige Worte er sich wie einen „Talisman" aufbewahren konnte (I, 248).

Am offensten und unverhohlensten gibt Pückler den Kunstsinn seines hohen Gönners preis, indem er geradezu gesteht, in dieser Hinsicht sei Mehemet gefühllos wie ein echter Türke (I, 107). Daß aber nicht alle Orientalen diese Abgeschlossenheit gegen jede künstlerische Wirkung besitzen, geht aus einer Stelle hervor (I, 196) wo wir die Bekanntschaft des „liebenswürdigen" Scherifs von Mekka machen. Derselbe sagte, als er einen Zeichner bemerkte, durch dessen List Pückler sich ein treues Portrait des freisinnigen Mannes zu verschaffen suchte:

Mag er zeichnen. Der Prophet lehrt uns, daß unsere erste Pflicht die Erhaltung der Gesundheit sei, der wir selbst

die Vorschriften der Religion hintenansetzen sollen. Kunst und Wissenschaft gehören aber heutzutage zur Gesundheit der Seele, und dürfen also ebenfalls nicht fortgewiesen werden.

Einigermaßen befremdend ist ferner die Mittheilung folgender Anekdote, die wir mit den eigenen Worten des Verf. geben wollen (I, 191):

Als ich meine erste Audienz in Schubra hatte, wo ich eine ausführliche Reiserelation vortragen mußte, unterstand ich mich Seiner Hoheit allerlei nicht angenehme Wahrheiten zu sagen, unter Anderm auch, daß er und sein Volk unverschämt von den Beamten bestohlen würden. Im Anfang eiferte er sehr gegen die Wahrheit dieser Behauptung, meinte, ich habe wol durch eine gefärbte Brille gesehen, und einzelne schlechte Beamte werde es in Europa wol auch geben; zuletzt gestand er jedoch nicht immer so bedient zu sein wie er es wünsche, setzte aber lachend hinzu: „Glaube mir nur, wenn ich auch betrogen werde, am letzten Ende kommt doch Alles wieder in meinen Beutel; und aus diesem", setzte er schnell hinzu, „fließt es auch wieder dem Volke zu."

Der Verstorbene scheint sich hier der Folgerungen nicht bewußt gewesen zu sein welche sich jedem unbefangenen Leser aufdrängen. Auch in Hinsicht auf die eigentliche Administration hat sich sein Urtheil während des längern Aufenthalts allmälig ungünstiger gestaltet. Während früher Alles im rosigen Lichte erschienen war, mischen sich jetzt schon trübe und unvortheilhafte Schlagschatten ein. Zwar heißt es, die koptischen Christen seien der eigentliche Krebsschaden, der den Wohlstand des Landes zerstöre (I, 157), auch werden wol andere Ursachen der immer wieder hereinbrechenden Stockung aufgesucht; aber es fehlt doch nicht an Stellen wo der Regierung selbst der wesentlichste Theil der Schuld beigemessen wird. So erhalten wir z. B. (I, 158) ein förmliches Sündenregister des ägyptischen Regierungssystems, indem es unter Anderm heißt: zu den gerügten Misbräuchen trage bei

1) Das perniciöse System, allen Beamten so viel als möglich von ihrem Gehalte schuldig zu bleiben, wofür diese sich natürlich nach unten hin zu erholen suchen; 2) das verwirrte, für den Kaufmann peinliche, nur auf Geldschneiderei berechnete innere Zollsystem, das dem Binnenhandel unsaglichen Nachtheil bringt, und bereits dem ganzen Zug der Karavanen aus dem Innern Afrikas die Richtung über die Berberei, mit möglichster Umgehung Aegyptens, gegeben hat; 3) der Mangel regelmäßig geführter Listen über die Population, zum Behuf einer genauern Uebersicht der exigibeln Leistungen und vorzüglich einer geregelten Conscription für den Militairdienst, und 4) das offenbar zu weit ausgedehnte System der Monopolisirung aller Handelsgegenstände, wo schwache Abänderungen in einzelnen Fällen durch ihre günstigen Resultate dem Vicekönig doch schon bewiesen haben müssen, daß etwas freie Bewegung bei einer neu zu gründenden Civilisation unter allen Umständen zu gewähren heilsam sei.

Dabei gibt Pückler jedoch von seiner beliebten Thesis über das Wohlleben der Fellahs Nichts auf; ja er sucht sogar frühere Behauptungen welche nicht verfehlt haben ihm den lebhaftesten und bestimmtesten Widerspruch zuzuziehen durch neue Belege zu kräftigen und zu stützen. Wir enthalten uns hier jeder polemischen Einsprache, denn der hohe Reisende, dem eine ebenso neue als tiefsinnige Lebensphilosophie den unerschütterlichen Trost — „man müsse bei jedem Unglück Gott danken, daß es nicht noch schlimmer gehe" — verliehen hat, würde unsere störenden Bemerkungen mit dem verächtlichen Vorwurfe, daß wir die bestehenden Verhältnisse nicht in Anschlag brächten, daß wir einen ideellen Maßstab anlegten, und mit derlei triftigen Gründen abfertigen. Er seinerseits steht freilich auf rein praktischem Standpunkte, und nimmt die Dinge wie sie sind. „Es könnte ja noch schlechter sein." Der Fellah, von dem er schon früher überzeugend nachgewiesen hatte, daß er sich eines bessern Looses erfreue als unsere arbeitenden und dienenden Classen, wünscht auch keine Verbesserung in seiner Lage, und die abendländischen Begriffe von freier Selbständigkeit und von menschlicher Behandlung dürfen bei der Beurtheilung orientalischer Zustände nicht in Anschlag kommen. Das sind freilich Gründe gewichtiger Art, besonders wenn sie von einem Wortführer herkommen welcher das morgenländische Leben mit so objectiver Wahrheit erfaßt, und sich so hineingelebt hat, daß er selbst bei der kleinsten Pflichtversäumniß, auf die er bei seinen Untergebenen stößt, gleich geneigt ist auf „gut türkisch" die Prügelstrafe in Anwendung zu bringen (I, 24).

Schon bei Besprechung eines frühern Werkes haben wir in d. Bl. darauf hingewiesen, daß Pückler, den die Umstände besonders begünstigten, und der durch Neigung und frühere Beziehungen mehr auf den Verkehr des geselligen Lebens als auf Erfassung der Völkerzustände hingewiesen wird, in seinen Schriften mit besonderm Geschick seiner Darstellung die Charakteristik einiger interessanter Persönlichkeiten einverleibt, bei denen man schon etwas länger verweilen kann. Im Vordergrunde steht gebührendermaßen sein hoher Freund, Mehemet Ali, der Beglücker der Nationen, der Regenerator des Orients, von dem Alles ausströmt, und zu dem, wie wir gesehen haben, auch Alles wieder zurückfließt. In ehrerbietigem Abstande finden sich aber auch noch einige andere Personen, deren Bekanntschaft zu machen schon der Mühe lohnt. Dahin rechnen wir besonders Saled-Bei, der Mamlukenchef, der im begeisterten Kampfe Bonaparte gegenüberstand (I, 147), und den preußischen Consul Bokti, dessen abenteuerliche Lebensläufe uns in einigen anschaulichen Zügen (I, 273) vorgeführt werden. Besonderes Gewicht würden wir auf den längern Abschnitt legen welcher der phantastischen Lady Stanhope im zweiten Theile gewidmet ist, wenn nicht der auch auf diesen Seiten erwähnte Arzt durch Herausgabe seiner eigenen Denkwürdigkeiten bereits ein viel reicheres und werthvolleres Material zur Charakteristik der genialen, aber zugleich höchst launenhaften Frau geliefert hätte. Bemerkenswerth ist nur die zudringliche Art und Weise mit der Pückler bei der Engländerin, welche seit Lamartine's indiscreten Veröffentlichungen gegen jeden Fremden mistrauisch sich verschlossen hatte, den verweigerten Zutritt endlich erzwang. Neue Aufschlüsse über die Motive welche Lady Stanhope zur Wahl ihres sonderbaren Aufenthalts bestimmten, oder über ihre nähern Verhältnisse werden uns nicht geboten, obgleich wir gern dem betreffenden Abschnitte nachrühmen wollen, daß er eine gewisse Lebendigkeit der Zeichnung bietet.

Von einer dem Verf. besonders befreundeten Seite her wurde schon vor dem Erscheinen der „Rückkehr" auf den antiquarischen Werth der neuen Mittheilung hingewiesen. Wenn man im Hinblick auf die frühern Leistungen des berühmten Autors, sowie wegen der positiven eigenen Versicherungen, er reise nicht um gelehrten Forschungen nachzugehen, von vornherein Zweifel gegen diese Anpreisungen hegen konnte, so erweist der Erfolg allerdings, daß die neue Schrift auf gelehrte Berücksichtigung durchaus keine Ansprüche zu erheben hat. Der Verf. sagt es selbst, seine Absicht sei es nicht „Entdeckungen zu machen", und wenn er auch oft genug auf die Pyramiden, auf die Tempeldispositionen und auf vereinzelte Ueberreste des altägyptischen Geheimnißlebens zurückkommt, so ist doch weder das Material welches für wissenschaftliche Studien hier etwa geboten werden könnte, noch die Deutung und Auffassung irgendwie geeignet größere Beachtung in Anspruch zu nehmen. Seitenlange Auszüge aus Champollion (I, 110—122), welche ohne Rücksicht auf die Modificationen jener Ansichten durch neuere Entdeckungen und Vermuthungen geboten werden, können wir nicht als Ersatz für die mangelnde wissenschaftliche Bedeutung entgegennehmen, selbst wenn die aphoristischen Bemerkungen, welche der Verstorbene als sein Eigenthum bietet, wegen ihrer schlaffen Form überhaupt einigermaßen erquickend zu wirken vermöchten. Uebrigens hat sich das äußerst günstige Urtheil welches Pückler schon früher („Aus Mehemet Ali's Reich", II, 146, 162, 187 u. s. w.) über den großartigen Eindruck der ägyptischen Monumente sowie über die ganze Gliederung der mächtigen Baukunst, aus der diese Ueberreste hervorgegangen sind, gefällt hat durch längere und wiederholte Anschauung nicht verändert. Der Genuß steigerte sich vielmehr beim Wiedersehen, indem der Beschauer nun erst wahrhaft im Stande war die imposante Größe und den innern Zusammenhang der einzelnen Theile als ein Ganzes zu erfassen (I, 105). In seiner lebhaften Bewunderung geht er so weit, daß er versichert, es gäbe Wenige die, nachdem es ihnen vergönnt war sich in die Hieroglyphenwelt am Nil zu versenken, der griechischen Kunst den Vorzug vor der ägyptischen einräumen möchten (I, 106):

> An Majestät, tiefem Sinn, felsenartiger Festigkeit und ins Wundervolle gehender Größe hat die ägyptische Baukunst keinen Rival. Aber es ist auch ein großer, zu sehr durch schlechte Copien verbreiteter Irrthum, daß es der Kunst der Aegypter überhaupt an Grazie fehle. Ihre Richtung ging im Allgemeinen allerdings mehr auf das Ernste und Erhabene, aber wo ihre Künstler nur dem Schönen huldigen wollten, haben es ihnen selbst die Griechen nicht zuvorgethan.

Auch auf andern Gebieten der Kunst gab es Stoff und Veranlassung zur Bewunderung in hinreichender Fülle, wenn auch der prächtige Porticus von Kuß, vor dem Denon aus Enthusiasmus auf die Knie fiel (I, 127), vom Gouvernement zu Kalk verarbeitet, und durch die unkünstlerisch-praktische Verwaltung Mehemet's manches schöne Denkmal der frühern Cultur zertrümmert war. Ueber die Pyramiden, welche gleich geheimnißvollen Zeichen einer abgeschiedenen Welt in die nüchterne Gegenwart hineinragen, erfahren wir nichts Neues, obgleich, wie man weiß, über ihren Zweck, ihre Anlage und ihre Bedeutung gerade jetzt unter den Gelehrten ein lebhafter Streit entbrannt ist, bei dem die kühnsten Hypothesen sich überstürzen, indem man bald sie nach alter Weise als Königsgräber bezeichnet, bald sie zur Abkühlung des Nilwassers errichtet sein läßt, bald ihnen den Zweck unterschiebt die übergreifenden Sandwirbel der Wüste zu brechen, bald mit kühnerm Gedankenschwunge sie für Krystallisationen des glühenden Sandes selbst erklärt, welche sich ohne Zuthun menschlicher Kräfte gebildet haben sollen. Nur eine Bemerkung des Verstorbenen wollen wir hier herausheben, die ohne durchaus neu zu sein doch einigen Werth hat (I, 26):

> Gegen Abend zeigte sich (in der Wüste) ein blauer Gebirgszug nördlich (nämlich als eine Art von Spiegelbild), zuweilen auch einzelne Berge, die täuschend enormen Pyramiden, von Menschenhand aufgeführt, glichen. Dies kam mir schon öfters auf dieser Reise vor, und erweckte immer von neuem den Gedanken in mir, daß dieses häufige Naturspiel den ersten Anlaß zu dem so allgemein hier verbreiteten Pyramidenstil gegeben haben mag.

Der lange Aufenthalt in Aegypten und Aethiopien hatte ungeachtet der glänzenden Zerstreuungen, wie sie die „unendliche Güte" des greisen Vicekönigs wol nur wenigen Reisenden bereiten dürfte, allmälig einen Anflug von unerträglicher Monotonie angenommen (I, 287: „die lange Monotonie Aegyptens"), sodaß der Wechsel den eine Wanderfahrt nach Syrien in Aussicht stellte erwünscht kommen mußte (II, 3):

> Schon in den Straßen der Stadt — man muß in dem frühern Theile nachschlagen, um zu erfahren daß Giaffa oder Jaffa gemeint ist — hatte mich der Anblick aus Sandsteinquadern erbauter Häuser, und einer, im Verhältniß zu Aegypten wenigstens, gut gekleideten Population freundlich angesprochen; noch heimischer aber fühlte ich mich, als ich draußen, auf einer Höhe neben den Wällen angelangt, wieder Berg und Thal, ein weithin gestrecktes, ondulirendes Land voller Bäume, mit kleinen Seen durchzogen, erblickte, und eine kräftige, frischere Luft mich anwehte, die wie ein neues Leben in meine Adern drang, und jugendlichen Frohsinn in meiner Brust erweckte; denn ich mag es nicht leugnen: der lange Aufenthalt in Aegypten und Aethiopien hatte durch seine Eintönigkeit eine seltsam geistesspannende Wirkung bei mir zurückgelassen.

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob die Nüchternheit welche sich dessenungeachtet in diesem zweiten Theile des Reiseberichts kund thut auf Rechnung der fortdauernden ägyptischen Langweile zu setzen ist, oder ob der Besuch der jedem christlichen Herzen theuern Spuren deshalb weniger anregend und erfrischend auf den lauen, abgespannten Pilgrim gewirkt hat, weil er kein empfängliches, jugendlich gläubiges Gemüth mitbrachte. Um seine Theilnahme, seine Empfänglichkeit zu bethätigen, bedurfte es nicht der überschwenglichen Phrasen oder der „verzückten Tiraden", wie er es nennt, welche er mit übertriebener Aengstlichkeit zu vermeiden bestrebt ist (II, 37). Statt dieser prosaischen Enthaltsamkeit hätten wir lieber einige Lamartine'sche Uebertreibungen und Hyperbeln in Kauf genommen; denn wenn auch der von ihm so oft

geschmähte französische Dichter (II, 40, 122, 259 u. a.) bei der Beleuchtung der orientalischen Verhältnisse schwerlich als vollgewichtige Autorität angeführt werden dürfte, so gewährt doch seine farbenreiche Schilderung immer noch einen ganz andern Genuß als Pückler's abgeblaßte und dabei ebenso ungenügende Darstellung.

Kritische Beiträge zur Aufklärung der schwebenden Fragen über das Grab Christi, über die Topographie des Heiligen Landes im Allgemeinen, und namentlich über die Ortsverhältnisse Jerusalems wird man im vorliegenden Buche nicht suchen. Der Verf. läßt sich auf derartige Erörterungen nicht ein, deren Werth ihm ohne Zweifel weniger wichtig erscheint als die ins Einzelne gehende Beschreibung von einem „Ideale" der Pferderace. Nur hier und da geschieht eines Namens der um biblischer Erinnerungen willen bedeutend klingt Erwähnung, aber fast nie ohne spöttische Anhängsel, durch die er zunächst wol nur das Haltlose und Zweifelhafte der bisherigen Annahmen mit Kennermiene andeuten will (II, 60 u. 85).

Wir verargen dem Verf. indessen dieses Fernhalten von jedem Scheine der Wissenschaftlichkeit um so weniger, als wir ja erst jüngst noch Gelegenheit gehabt haben zu zeigen, wie ein gelehrter, besonders beglaubigter „Bibelreisender" in der Mittheilung gelehrter Angaben und neuer Thatsachen über diese Punkte, bei denen es einem so vielgepriesenen Gelehrten doch offenbar nicht an neuen, epochemachenden Aufschlüssen fehlen konnte, sich einer musterhaften Enthaltsamkeit befleißigte. Wenn Männer von so anerkannter Gelehrsamkeit sich jedes wissenschaftlichen Anstrichs in diesem Grade zu entschlagen verstehen, und es nicht verschmähen sich aus der Wolke gelehrter Varianten auf den breitgetretenen Weg gewöhnlicher Touristik herabzulassen, so darf doch wol ein „halbmüder" Wanderer, der schon ohnedies als „Verstorbener" auf den Streit und den eiteln Wissensdrang der Zeit keine Rücksicht zu nehmen hat, sich bestimmterer Erörterungen enthalten. Diejenigen welche sich um seine selbstischen Ergüsse noch kümmern werden doch seinem Worte lauschen, die Anmuth und Grazie seiner Erzählung preisen, und es müßte schlecht stehen, wenn sein neuestes Werk nicht ebenso gut wie der Reisebericht des leipziger Professors seinen Weg nach England fände, welches für die treue Ausdauer mit der wir das fremde Romanfutter für unser Alles verschlingendes Publicum bearbeiten dadurch seine Erkenntlichkeit an den Tag legt, daß es sich die nichtigsten Productionen unserer Literatur aneignet, während den tiefsinnigen, schwungvollen „Fragmenten" Fallmerayer's in der englischen Presse keine oder doch nur eine höchst ungenügende Berücksichtigung geworden ist. Und doch wiegt jeder Satz dieses Mannes von Kraft und Gediegenheit der Gesinnung, dem wir einen warmen Glückwunsch zu seiner neuen, genußreichen Reise nachsenden, schwerer als alles marklose Phrasenspiel der meisten unserer Touristen, der lebenden wie der „verstorbenen".

C. F. Günther.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Archäologische Romane.

Die ansprechende, für das große Lesepublicum so bequeme Mode, das Studium fremder Sitten und Gebräuche, besonders der Antiquitäten, durch eine leichte und gefällige romanhafte Einkleidung anschaulicher und unterhaltender zu machen, hat in Frankreich schon vor Barthélemy ihre Vertreter gehabt. Wir nennen hier nur die „Exilés de la cour d'Auguste", welche 1693 von Villedieu herausgegeben, und in einem 1753 von Blackwell veröffentlichten Werke nachgeahmt wurden. Den Höhepunkt erstieg diese Zwittergattung zwischen Roman und Sittengeschichte im „Anacharsis", der noch immer, wenigstens in Hinsicht auf Leichtigkeit der Composition, das Muster der ganzen Gattung geblieben ist. Zu den vorzüglichern Nachahmungen desselben gehören die 1810 erschienene Schrift „Pollion, ou Rome au siècle d'Auguste" von Bugny, und das treffliche „Rome au siècle d'Auguste, ou Voyage d'un Gaulois à Rome à l'époque du règne d'Auguste et pendant une partie du règne de Tibère" von Dezobry. Von diesem höchst brauchbaren Werke ist jetzt eine neue, durch fünf hinzugefügte Capitel vermehrte und durchweg berichtigte zweite Auflage im Erscheinen begriffen. Das ungünstige, absprechende Urtheil welches der kürzlich verstorbene Prof. W. A. Becker in seiner Vorrede zum „Gallus" über diese Schrift, zu der die namhaftesten Gelehrten, wie Hase, sehr beachtenswerthe Beiträge geliefert, gefällt hat, erscheint nur dann erklärlich, wenn man annimmt, daß Becker nur die flüchtige, abgekürzte Uebersetzung von Th. Hell, in der namentlich die gelehrten Noten ganz weggefallen sind, gekannt hat. Das Original selbst trifft der Vorwurf, es ermangele dem Werke jede wissenschaftliche Bedeutung, keineswegs, wennschon die Darstellung viel anziehender und gefälliger als die Becker'sche ist. Natürlich darf man bei Werken dieser Art den Zweck nicht aus den Augen verlieren, und namentlich weder eine streng systematische Anordnung noch die umfassende Darlegung eines größern gelehrten Apparats verlangen. Bemerkenswerth ist, daß Dezobry in seinem Werke, von dem uns zwei Bände vorliegen — das Ganze wird deren vier umfassen —, nur wirklich historisch bekannte Personen vorführt, wenn er auch, wie es der Plan erheischt, hier und da kleinere romanhafte Fictionen eintreten läßt. Unter den neu hinzugekommenen Capiteln bemerken wir als vorzüglich werthvoll die Briefe 48: „Tibur, l'empereur Auguste et le poëte Horace", 53: „La nouvelle maison palatine", und die gediegene Einleitung, welche „Description de Rome aux époques d'Auguste et de Tibère" betitelt ist. Karten, kleinere Umrisse und 18 größere Tafeln sowie ein sorgfältiges alphabetisches Register gereichen dem Leser des sehr empfehlenswerthen Werkes zum wesentlichen Vortheile.

Lehrstuhl für Geschichte der Medicin.

Bekanntlich hat die berliner Universität zuerst in Deutschland für die Geschichte der Medicin einen eigenen Lehrstuhl gehabt. Dieses Beispiel hat jetzt in Frankreich auf Anregung des thätigen, fast allzu rührsamen Großmeisters der Universität, Salvandy, eine Nachahmung gefunden. Dr. Daremberg, ein würdiger Schüler des verdienten Littré, der sich durch selbständige, auf die Revision der griechischen und römischen medicinischen Autoren bezügliche Arbeiten bekannt gemacht hat, ist vor kurzem mit der Mission beauftragt worden die für eine wissenschaftlichere Behandlung der Arzneikunde so wichtige Geschichte der Medicin am Collége de France zu vertreten. Der Erfolg mit dem er seine Vorlesungen begonnen hat läßt die Erwartung hegen, daß diese jenseit des Rheins lange Zeit etwas vernachlässigte Disciplin sich in Frankreich eines neuen Aufschwungs zu erfreuen haben wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 200. — 19. Juli 1847.

Franz Sforza I. Visconti durch Tapferkeit und Klugheit Herzog von Mayland. Darstellung des Kriegslebens im Mittelalter. Aus gleichzeitigen Quellen von J. G. von Hoyer. Zwei Theile. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1846. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Bemerkung auf dem Titel dieses gutgemeinten aber völlig verfehlten Buches: daß damit eine „Darstellung des Kriegslebens im Mittelalter" beabsichtigt werde, setzt mich, indem ich die Beurtheilung desselben beginne, nicht minder in Verlegenheit als der Umstand, daß der Verf. ein höherer Offizier und Mitglied einer Akademie der Kriegswissenschaften ist. Einem Recensenten welcher, er gesteht es, mit dem Kriege nie Etwas zu schaffen gehabt hat dürfte es als Anmaßung angerechnet werden, wenn er in einem solchen Falle erklärt, daß dem Autor die Natur seines Gegenstandes eigentlich völlig dunkel geblieben ist, und in seinem Buche auch nicht eine Spur sich findet, daß er sich die Mühe gegeben das Wesen der italienischen Kriegskunst im Mittelalter zu ergründen. Und doch ist es nöthig einen solchen Ausspruch zu thun. Die vorliegende Schrift ist nicht nur ohne Kenntniß der reichen Literatur der Italiener über diese Materie entstanden, sie ist auch, so weit man nach dem Inhalt urtheilen kann, ohne Benutzung unserer deutschen Arbeiten über die darin behandelte Epoche verfaßt; sie ist endlich hinsichtlich des politischen Urtheils wie der historischen Anschauungsweise von einer Schwäche die billigerweise in das größte Erstaunen versetzen muß.

Auf das ungünstigste wirkt schon die Einleitung. In einer „Darstellung des Kriegslebens" ex professo sollte man die Entwickelung des eigentlichen italienischen Söldnerwesens erwarten, wie es im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts, lange nach dem Untergange der Miliz der Comunen welche die Schlachten gegen die Hohenstaufen gewonnen hatte, aus den wüsten fremden Haufen der Almovaren, und den kaum viel bessern sogenannten Compagnien welche, deutschen, provençalischen, bretagnischen, englischen, selbst ungarischen Ursprungs, Italien überzogen und brandschatzten, hervorging oder richtiger an deren Stelle trat, und unter einheimischen Führern sich ausbildete. Dies geschah namentlich seit Alberigo da Barbiano, der die Waffengenossenschaft des heiligen Georg stiftete, und die Losung zum Sieg über die Ausländer gab, welchem am Ende die Deutschen sowol wie die Armagnacs und alle Uebrigen, welche Namen sie auch führen mochten, weichen mußten. Man sollte in einer solchen Darstellung eine Schilderung der Zusammensetzung der Heere finden, der Gattungen und Bewaffnung der Truppen, der Soldverhältnisse und des Dienstes, der Verpflichtungen der Führer gegen Herrscher und Leute der Art wie die Condotten abgeschlossen wurden, eine Beschreibung der Artillerie endlich und des Belagerungswesens: denn ohne alle diese Dinge ist es unmöglich von den damaligen soldatischen Zuständen einen Begriff zu gewinnen, und wir haben dann nur eine confuse Erzählung von Kriegsthaten, wobei uns beinahe ebenso wol die Zeiten Philipp's des Macedoniers vorschweben können wie jene des Prinzen Eugen. Doch nicht das Geringste davon findet sich in Buch und Einleitung. Letztere enthält Nichts als eine so oberflächliche wie ungenaue Charakteristik Sforza's, aus der wir erfahren, daß Wunden ihn nicht geschreckt, daß seine natürliche Herzensgüte durch gute Erziehung (!) genährt und erhöht worden sei, daß er reichlich Almosen gegeben, und offene und redliche Leute hochgeachtet, falsche und hinterlistige Schmeichler gehaßt habe. Welche Schilderung eines der verschlagensten Politiker seiner Zeit, eines Mannes welchem Doppelzüngigkeit und Verrath Nichts kosteten wenn es galt sein Ziel zu erreichen, zu welchem gelangt er dann freilich so großes Herrschertalent, so manche Herrschertugend entwickelte, daß man über die Mittel deren er sich bedient hatte wol hinwegsehen mag. Nach dieser seinsollenden Charakteristik gibt uns die Einleitung eine Skizze der neapolitanischen Wirren unter Johanna II., eine Skizze aus der Niemand klug werden wird der die Vorgänge nicht schon kennt, und worin unter Anderm Jakob von Bourbon, Graf von Marche, „Julius von Bourbon, Graf von der Mark", genannt wird. Der Schluß der Einleitung möge seiner Merkwürdigkeit wegen hier stehen, als Muster des Stils wie des Urtheils.

Die Meisten (sic!) Usurpatoren wandten Intriguen und Grausamkeit zu Erlangung ihres Zweckes an. Nicht also Sforza, auf den der Muth und der schnelle Entschluß des Vaters mit dem Namen übergegangen war. Napoleon, der (sic!) selbst Italiener von Geburt, die Schicksale eines der Ersten Männer seiner Nation nicht unbekannt sein konnten; fand in ihm ein Beispiel zur Nachahmung, das (das Beispiel?) durch

die sturmbewegte Zeit begünstiget ward. In Frankreich, einem ihm fremden Lande (?), hatte er seine kriegerische Laufbahn begonnen; ein günstiges Geschick erhob ihn, gab ihm die höchste Gewalt in die Hände, von der nur Ein Schritt bis zum Kaiserthron war, obgleich seine Ansprüche nicht wie bei Franzesko (sic!) Sforza durch die Adoption von dem letzten Herzoge der Dynastie der Visconti's und durch die Heirath mit der Erbtochter desselben begründet waren (??). In dem Glücke, das Napoleon von seinem ersten Emporkommen an begünstigte, lag unbezweifelt der Grund seines Wiedersterbens (?), das ihn bis über die Grenzen Europas hinaus trieb und dadurch seinen endlichen Sturz herbeiführt, den er durch Befolgung anderer Grundsätze allerdings weiter hinausschieben, doch bei den vorhandenen Elementen (!) wohl nie ganz vermeiden konnte (!). Deshalb (weshalb?) herrschte auch Ferdinand (!) Sforza's ältester Sohn nur neun Jahre, und sein vierter Sohn, Ludwig der Mohr, starb — wenn auch wohlverdient, in der Gefangenschaft.

Nach diesem Pröbchen könnte man das Buch getrost bei Seite legen, ohne Furcht dem Verf. Unrecht zu thun wenn man ihn für völlig unfähig hält politische Zustände zu beurtheilen. Abgesehen von der überraschenden Parallele mit Bonaparte, findet sich hier Nichts als äußerste Confusion der Begriffe. Francesco Sforza soll keine Intriguen zur Erreichung seines Zwecks angewandt haben! Ei, so lese der Verf. doch die Geschichte der drei Jahre Mailands vom Tode des letzten Visconti bis zum Einzuge des neuen Herzogs, welcher die Stadt und Republik die ihn als obersten Heerführer in Sold genommen und der er Treue und Gehorsam geschworen, aufs schmachvollste verrieth, aufs erbarmungsloseste bedrängte. Francesco Sforza's Ansprüche (!) auf Mailand sollen durch Adoption und Heirath begründet gewesen sein — wo ist die Adoption? Konnte sie stattfinden und Gültigkeit haben? Konnte die Heirath mit einer natürlichen Tochter einen Anspruch geben? In einem kaiserlichen Reichslehn dazu, und bei dem rechtlosen Ursprunge der Viscontischen Gewalt! Der Verf. scheint ganz übersehen zu haben, daß Francesco Sforza nie vom Reichsoberhaupt als Herzog von Mailand anerkannt ward, eine Anerkennung die erst für Lodovico il Moro durch Kaiser Maximilian erfolgte, dessen Heirath mit der Urenkelin des Reiters von Cotignola zu den vielen Inconsequenzen des ritterlichen aber bestandlosen Herrschers gehört.

Von dieser Art ist leider das ganze Buch. Die versprochene „Darstellung des Kriegslebens" ist Nichts als eine stilverworrene Aneinanderreihung von Erzählungen von Zügen und Kämpfen, ohne daß man zu einem rechten Bewußtsein des eigentlichen Zusammenhangs kommt, ohne daß die politischen Motive, welche diesen an sich ermüdenden wie unerquicklichen Wirrwarr veranlaßten, klar werden. Der Verf. hat es nicht verstanden dem Leser ein Bild der staatlichen Verhältnisse Italiens in jener Zeit zu geben; er hat es unterlassen das Wesen des damaligen Kriegs zu entwickeln — wozu soll denn die ganze Darstellung dienen? Es würde so ermüdend wie unnütz sein, wollte ich alle Irrthümer und Mängel im Detail anführen. Beispielsweise nur möge auf ein paar Dinge aufmerksam gemacht werden. Gleich zu Anfang des ersten Theils wird die am 2. Juni 1421 zwischen Braccio da Montone und dem Heere der Königin Johanna vorgefallene Schlacht bei Aquila beschrieben: die Beschreibung kann auf jeden andern Kampf von Soldtruppen passen; denn gerade Das was hier den Ausschlag gab, und die damalige Truppenführung charakterisirt ist übersehen, der Umstand nämlich, daß die noch frische Heeresabtheilung Braccio's welche von den Anhöhen dem Feind in den Rücken fallen sollte seine Signale misverstand, sich nicht bewegte, und dem Micheletto Attendolo Zeit gab mit einem eilig zusammengerotteten Haufen sich auf sie zu werfen, sogleich, aller Kriegssitte zuwider, die Pferde niederzuhauen, und gegen 1300 Mann unberitten zu machen, worauf ein Ausfall der Belagerten sie in die Mitte nahm und den Tag entschied. Und ein anderer Fall. In der Geschichte dieses Söldner-Kriegshandwerks kommt kaum ein interessanterer Feldzug vor als jener welchen Sforza, der damals für die verbündeten Republiken Venedig und Florenz focht, gegen das Visconti'sche Heer unter dem Piccinino im J. 1439—40 unternahm: die Belagerung von Brescia, die Gefechte um den Gardasee, der Kampf um Verona, das vom mailändischen Condottiere ebenso schnell genommen wie verloren wurde. Machiavelli im fünften Buch der „Istorie fiorentine" schildert aufs anschaulichste Sforza's Zug aus der Romagna nach der Lombardei, dem sich Schwierigkeiten mancher Art entgegenstellten, von dessen Gelingen aber sozusagen Alles abhing, sowie des gewandten, aber immer nach den Fleischtöpfen Aegyptens, d. h. den Visconti'schen Vorspiegelungen und Verheißungen schielenden Feldherrn glückliche Operationen im Veronesischen. Vergebens sucht man in der vorliegenden Schrift nach einer klaren Darstellung dieser Ereignisse; man wird dafür durch eine Masse Details verwirrt auf die Nichts ankommt, durch eine Masse großentheils unbedeutender Namen von Unterbefehlshabern ermüdet. In derselben Weise ist es Jacopo Piccinino's wunderbarem Kriegszuge aus der Mark nach den Abruzzen (1462) ergangen: man findet sich schwer zurecht, und findet ebenso schwer heraus was denn eigentlich die entscheidenden Momente waren. Die zwei Seiten welche Machiavelli, von seinen theoretischen Werken nicht zu reden, der Schilderung einer Schlacht wie jener von Anghieri (1440) widmet lehren uns Mehr als diese ganze Schrift. Von der in jenen Tagen langsam aber unaufhaltsam fortschreitenden Umwandelung des Heer- und Kriegswesens durch die Entwickelung des mit Büchsen versehenen Fußvolkes, das zum Theil aus Deutschland kam, wie durch den Anfang der Aushebung stehender und nationaler Heere, erhält man endlich durch dieses Buch gar keine Anschauung. Und doch sollte darauf Rücksicht genommen sein, denn es handelt sich von einer Zeit in welcher das ältere Condottierenwesen, wie es etwa hundert Jahre gewährt hatte, seinem Ende entgegenging: ein Ausgang der durch Sforza's, des Talentvollsten unter jenen Kriegsleuten, Erhebung auf einen unabhängigen Herrschersitz, durch die Vernichtung der Braccio'schen Zöglinge und Truppenmassen, durch die Beendigung der Thronwirren im südlichen Italien vorbereitet, und durch

bis lange, nur durch wenig bedeutende Kämpfe unterbrochene Waffenruhe in Oberitalien, welche dem Frieden von Lodi (1454) folgte, nothwendig herbeigeführt ward. Als dann, gerade 40 Jahre darauf, durch den Zug König Karl's VIII. von Frankreich der Krieg wieder begann, waren es ganz andere Schlachten als die in welchen einst Francesco Sforza und Jacopo Piccinino einander gegenüberstanden!

Die obenstehenden Bemerkungen, denen unendlich Vieles hinzugefügt werden könnte, werden zur Genüge gezeigt haben, wie unbedeutend das Werk des Hrn. v. Hoyer in militairischer Beziehung ist. Um endlich noch von der Darstellungsweise des nicht zum Kriegswesen Gehörenden eine Probe zu geben, möge nachfolgender Passus aus Sforza's Jugendgeschichte hier eine Stelle finden:

Nicht allein der Herzog aber ehrte und liebte den schönen jungen Mann, auch manches Herz der Damen am Hofe und in der Stadt schlug ihm mit schnellern Schlägen entgegen. Unter diesen Signora Giovanna, aus Lucca, vor einiger Zeit mit ihren Aeltern nach Mailand gekommen, sich mit Niccolo Picinnino's Sohne, Giacomo, zu verloben. Hätte sich dieser allenfalls wohl im Ganzen (!) mit dem edeln Sforza vergleichen lassen, errang doch der durch seinen stolzen Anstand, verbunden mit feiner Sitte, bei liebenswürdigen Frauen, den Preis. Dazu die große Achtung, womit ihn der Herzog ehrte, und die, als wohlverdient, seinen Werth erhöhete. Keine Dame sahe ihn, ohne den geheimen Wunsch: ihn zu besitzen; ihn den Ihrigen nennen zu dürfen. So auch Giovanna, deren Reize auf den feurigen Jüngling nicht ohne Wirkung blieben, ihn mit feenhafter Gewalt in die Nähe des herrlichen Mädchens zogen. Sie fühlte sich geehrt, wenn der Hochgefeierte sie auszeichnete; ihre Schönheit pries; ihr seine Huldigung weihte. Ihr Verlobter war fern, stand im Dienste der Florentiner, dem allgeliebten Ritter feindlich gegenüber; das machte ihr Verdruß und erleichterte des Grafen Sieg. Ihm anfangs nicht abgeneigt, ward sie — die feurige Italienerin, bald seine Geliebte; versagte ihm keine Gunst. Nach seiner Abreise, nach Lucca zurückgekehrt, schenkte sie ihm ein Mädchen, daß (sic!) der Mutter Schönheit zu bekommen versprach, und das er, wie seine erste Gemahlin, Polirena nennen ließ.

Und diese Stelle, bei der man kaum seinen Augen traut, ist nicht die einzige dieser Art im Buche.

Von dem Stil will ich nicht weiter reden: Nachlässigkeiten, ja Sprachfehler folgen einander Schlag auf Schlag. Die beispiellose Verstümmelung der Eigen- und Ortsnamen darf aber nicht unbemerkt vorübergehen. Durchgängig ist Picinnino statt Piccinino, Carmignola statt Carmagnola, Bosso statt Bosio Sforza, Fortebrachio statt Fortebraccio, Collio statt Colleone geschrieben; für Fresco da Castelfranco findet man Flasco, für Accattabrighe: Catabrigo, für Ibieto al Fiesco: Hybletto, für Giovanni dal Borgo: Johannes Burgo, für Giovanni da Offona und Giovanni da Appiano: Gian-Offura und Gian-Appiano, für da Offida immer Offidano und Aehnliches; die Namen Torthona, Sergio, Vigesano, Fiorenzuola, Siunessa, Brezzia u. a. geben diesen das Geleit. Oft ist man im Zweifel, ob man Druckfehler, von denen das Ganze wimmelt, oder Irrthümer vor sich hat. Wohin man blickt, findet man Verfehltes, sei es der Form sei es dem Inhalte nach.

Es thut mir leid über diese Arbeit ein Urtheil fällen zu müssen welches strenge erscheinen könnte. Aber die Beschaffenheit derselben läßt keine Wahl. Die „gleichzeitigen Quellen" auf welche der Verf. sich beruft scheinen einige der von Muratori publicirten Chroniken zu sein. Sonst findet sich keine Andeutung, daß ihm die, wie gesagt, reiche Literatur der Italiener, welche von dem Sienesen Francesco di Giorgio und dem unentbehrlichen, in der Theorie des Kriegswesens so gelehrten wie in der Praxis klaren Macchiavelli herab bis auf unsere Zeit, die sich gerade diesen Untersuchungen vorzugsweise und mit glänzendem Erfolge gewidmet, eine so ansehnliche Reihe tüchtiger Werke geliefert hat, irgendwie bekannt gewesen wäre. Auch die deutsche Literatur ist, dem Anscheine nach, unbenutzt geblieben: Leo's Buch wird nur ein mal in der Einleitung genannt. Und doch hätten, anderer nicht zu gedenken, August Platen's „Geschichten des Königreichs Neapel unter der Königin Johanna" dem Verf. des „Francesco Sforza" zeigen dürfen, wie man einen solchen Abschnitt italienischer Geschichte behandelt, Barthold's „Georg von Freundsberg" hätte ihm an die Hand geben können, wie die Darstellung des Kriegswesens einer ganzen Zeit sich um eine hervorragende Persönlichkeit gruppiren läßt. 101.

Ostermorgen eines Küsters, verfaßt von Katharina Diez, illustrirt von E. Scheuren in Düsseldorf, radirt von Triebel, v. Blomberg, Scholz, Muhr, Hellwig, Sagert, Löffler, Pietrowsky, Kalchbrenner, Scheuren. Geschenk für die deutsche Pestalozzi-Stiftung. Zum Druck befördert von Diesterweg und Kalisch. Berlin, Schröder. 1847. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Kunstgeschenk von Werth, von einer Dichterin und verschiedenen Künstlern dargebracht am Altar einer neuen, hochverdienstlichen Stiftung, der zwar die Mittel zum Beginnen aus ganz Deutschland zugeflossen sind, die aber derselben zur Weiterförderung noch sehr bedarf. Und deshalb überreichen beide um das Schulwesen und jene Stiftung hochverdienstvolle Männer diese künstlerisch-literarische Gabe dem sich für jene interessirenden Publicum als Quittung, Dank oder Prämie für den Beitrag von 1 Thlr. 10 Ngr. zu dem gemeinnützigen Zwecke. Obgleich dieses kleine Werk nicht im eigentlichen Buchhandel zu haben ist, wird es doch auch bei einigen Buchhändlern in den namhaftern Städten für diesen Preis zu kaufen sein, und wir können ganz Das unterschreiben was die Herausgeber sagen, daß es „zu einem Geschenk für dem innern Leben zugewandte Personen sich besonders eigne". Die begleitende oder die begleitete Dichtung (denn bei den illustrirten Schriftwerken unserer Tage ist es schwer zu sagen was die Hauptsache ist) ist ein sanfter Fluß edler, reiner, religiöser Empfindungen, die auch ohne Illustrationen auf jedes dafür empfängliche Gemüth von wohlthätiger Wirkung sein werden. Ein Küster schildert seine natürlichsten frommen Gefühle beim Anbrechen des Ostermorgens; die Erweckung hat Nichts mit Aufregung zu thun, es ist nur Versöhnung, Läuterung und Befriedigung was er empfindet, und spricht:

O Herr, wie lieblich ist es dir zu dienen!
Wie lieblich ist es deine Wohnung schmücken!
O, möcht' ich stets dein frommer Diener sein!
Und geh' ich einst in deinen Himmel ein,
Dann laß mich deines Sternenmantels Falten,
Demüthig auf den Knien liegend, halten.

Laß mich der Morgenröthe Farbenglanz
Dir sammeln um das Haupt zum Strahlenkranz,
Und laß der Himmelsharfe hellen Ton
Mich rühren, Herr, an deinem ew'gen Thron!

Auch die Schauer welche jede alte Kirche umwehen gehen nur wie ein leiser, sanfter Hauch durch diese Dichtung. Beim frühen Morgeneintritt in die Kirche — der Weg geht an den Gräbern seiner Lieben vorüber, aber keine Gespenster, nur fromme Gedanken entsteigen ihnen — um zu läuten:

Ist's kühl und schauerlich im Gotteshause,
Wie seltsam rauscht es in den Todtenkränzen —
's ist nur der Wind, der durch die Thüre zieht.

Die Namen der berühmten Künstler bürgen für die sinnigen Illustrationen und Radirungen. Lebhaft und bedeutungsvoll besonders sind die verschiedenen Stationen beim Actus des Läutens, die Kanzel, und das schöne Scheuren'sche Schlußbild, der Friede des Ostermorgens beim Eintritt der ländlichen Gemeinde in die von alten Bäumen überschattete gothische Kirche mit dem Friedhof und seinen verfallenden Kreuzen und Steinen. 7.

Literarische Notizen aus England.

Eigenthümlichkeit der Polynesier.

Von dem großen amerikanischen Werke über die von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgerüstete Expedition nach der Südsee und deren Resultate ist der die Völker- und Sprachkunde betreffende Bericht des Philologen der Expedition, erschienen unter dem Titel: „United States exploring expedition during the years 1838—1842 under the command of Charles Wilkes. — Ethnography and philology. By *Horatio Hale*", nicht das wenigst wichtige Ergebniß dieser Entdeckungsreise. Er enthält durch den Fleiß des Sammlers und den Scharfsinn des Forschers, die in dem Verf. vereinigt erscheinen, die werthvollsten Beiträge für allgemeine Sprachkunde, namentlich hinsichtlich der malaiisch-polynesischen Sprachen, die wie Trümmer einer räthselhaften Vorwelt auf der südlichen Halbkugel um einen großen Theil des Erdkreises umhergestreut sich finden. Noch bedeutender aber, und von allgemeinerm Interesse sind die Aufklärungen welche dadurch die Völkerkunde über jene zahlreichen wilden Stämme erhält, denen wie es scheint vor dem Andringen der germanischen Race des Nordens kein anderes Schicksal beschieden ist als das der Rothen Häute im fernen Westen. Zwar tritt in allen den vielartigen Völkerschaften der südlichen Halbkugel ein tiefgreifender Raceunterschied zwischen einem gelben und einem schwarzen Menschenschlage hervor, von denen der erstere als der edlere über letztern alle kennzeichnende Merkmale der Ueberlegenheit zeigt welche europäische Culturvölker vor den halbwilden Stämmen der andern Erdtheile besitzen: aber die Erfahrung läßt nichtsdestoweniger mit Gewißheit voraussehen, daß auch der Malaienrace bei der raschen Verbreitung und dem Ueberfluten der europäischen Cultur der Untergang bevorstehe. Die Treibhausgesittung einiger dieser Völkerschaften, wie auf den Sandwichinseln und andern Eilanden, die Kämpfe auf Neuseeland u. s. w. werden schwerlich einen für dieselben günstigern Ausgang nehmen als die Geschicke der Tscherokesen und Tschippewäher an den großen Strömen und Seen des westlichen Amerika. Hale weist an mehren Stellen seines Buchs gleichfalls auf die Grundverschiedenheit der gelben und der schwarzen Race auf den Südseeeilanden hin, und findet dieselbe besonders darin ausgesprochen, daß der erstere Menschenschlag leichtherzig, froh und anschlägig, vor Allem aber wagnißkühn ist, sodaß der Hang in die Fremde zu ziehen und nach Abenteuern auszufahren einen ganz hervorstechenden Zug in seiner Art bildet, und er dadurch gewissermaßen den germanischen Stämmen des Nordens ähnelt. „Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache", erzählt Hr. Hale in dieser Beziehung, „daß Eingeborene des höchsten Rangs, die im Genusse aller Bequemlichkeiten und des Wohllebens sind welche die Macht gewährt, freiwillig auf alle diese Vortheile verzichten, um entlegene Länder zu besuchen, und ihre Weltkenntniß zu bereichern. Bei diesen löblichen Eigenschaften zeigt dieser Stamm als Schattenseiten die tiefste Verschlagenheit, Treulosigkeit und die entsetzlichste Sittenlosigkeit." Die schwarze Race hingegen erscheint hauptsächlich als Gegensatz zu der geschilderten durch ihren unüberwindlichen Widerwillen die Scholle zu verlassen worauf sie lebt und geboren ist. Sie haftet gewissermaßen aus angeborenem Hange am Boden. Eine andere Eigenschaft welche die gelbe Race vor allen andern kenntlich macht, und die es nur erklärlich erscheinen läßt warum ein im Uebrigen so vortheilhaft von der Natur mit geistigen Gaben ausgestatteter Stamm auf im Allgemeinen so tiefer Stufe der Gesittung und jedes Forschens in der Natur der Dinge bar geblieben, ist das starke „religiöse Gefühl", wie es die frommen Missionnaire nennen, die besondere Ausbildung eines Organs oder eine besondere Schädelbildung, wie es neuere Physiologen und die Phrenologen taufen. Der Verf. sagt darüber: Man geräth wirklich in Staunen über den glühenden Hang zur Frömmigkeit in diesem Volke, unter dem das ganze System des Staatslebens, wie die Ordnung jedes einzelnen Haushalts auf der vorausgesetzten Weisung und Bestätigung einer übernatürlichen Gewalt Bezug nehmen, ein Volk das nicht nur eine Allgötterwelt besitzt, welche an Anzahl der Gottheiten und der Mannichfaltigkeit der diesen beigelegten Eigenschaften diejenige Griechenlands und Ostindiens weit übertrifft, sondern das auch jedes auffallende Naturereigniß, jede Erscheinung die Verwunderung oder Schrecken erregen kann, ja selbst oft die kleinlichsten, unschuldigsten und unbedeutendsten Gegenstände mit übernatürlichen und anbetungswürdigen Eigenschaften zu bekleiden scheint. Es ist nicht blos plumpe Abgötterei, denn viele dieser Stämme haben keinen Fetischdienst, und Diejenigen welche Götzen anbeten betrachten jene nur als Vorstellungen ihrer Gottheiten, es ist vielmehr das beständige, tiefe, Alles verschlingende Gefühl einer ewig gegenwärtigen Thätigkeit göttlichen Wirkens, welches in dem sittlichen Wesen dieses Volkes die stärkste Eigenthümlichkeit bildet. Freilich ist dieser angeborene Hang, wie Dies nicht anders sein kann, völlig unabhängig von wirklichem sittlichen Bewußtsein. Sie setzen ihre Kinder aus, opfern sie ihren Götzenbildern, begraben ihre Aeltern lebendig, überlassen sich den ausschweifendsten Wollüsten, lügen und stehlen über alle Maßen, sind feig und grausam zugleich, aber sie sind wegen jener einen Eigenschaft für die zahlreichen Missionnaire in jenen Gewässern wie geschaffen; sie werden aus heidnischen Frömmlingen zu christlichen Frommen, und eignen sich von den englischen und amerikanischen Missionnairen den ganzen Apparat der Kopfhängerei gewisser christlicher Sekten an; sie sind mit Einem Worte aller Beschreibung zu Folge geborene Mucker.

Britischer Plutarch.

Dr. W. C. Taylor, bekannt als gewandter und kenntnißreicher Vielschreiber in den verschiedensten Fächern der Literatur und der Wissenschaft, hat unter dem Titel „The modern British Plutarch; or lives of men distinguished in the recent history of our own country for their talents, virtues or achievements" eine Reihe von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Briten erscheinen lassen, in deren Auswahl wie deren Darstellung sein Bentham-utilistischer Standpunkt allenthalben hervortritt. Dieser Plutarch umfaßt unter manchen Andern die Biographien von Arkwright, Burke, Burns, Byron, Canning, Lord Chatham, Capitain Cook, Davy, Fox, Franklin, Goldsmith, Lord Grey, Howard, Jenner, Nelson, Pitt, Scott, Sheridan, Watt, Wilberforce und Wellington. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 201. — 20. Juli 1847.

Demosthenes und Massillon. Ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit, von Franz Theremin. Berlin, Duncker und Humblot. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das oft ebenso unbequeme und verdrießliche wie undankbare Geschäft eines literarischen Referenten wird zu einem angenehmen und erfreulichen, wenn ein Werk wie das vorliegende zu besprechen ist. Da fühlt man, nachdem man mit der lebhaftesten Theilnahme, mit immer gleichem, nur gesteigertem Genuß bis ans Ende gelesen, nicht nur die anziehendste Unterhaltung, sondern auch reiche Belehrung und mannichfache Anregung daraus empfangen hat, selbst das Bedürfniß sich auch Andern darüber mitzutheilen, und sie einzuladen, daß sie hinzutreten, und aus dieser frischen und ergiebigen Quelle nach eigener Lust schöpfen.

Der Titel kündigt einen Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit an, und wir empfangen einen ungemein reichhaltigen, gediegenen, nach Inhalt und Form meister- und musterhaften, wie an sich schon der wohlbekannte Name des Verf., dessen Verlust unsere Literatur zu beklagen hat, sein Geist, seine gründliche Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung es erwarten ließen.

Zwei der berühmtesten und mit höchstem Rechte ausgezeichneten Redner werden hier einander gegenüber mit anschaulicher Treue abgebildet. Wen es befremdet, Demosthenes und Massillon, den politischen und kirchlichen Redner, Jenen der zu den freien Atheniensern, und Diesen der vor Ludwig XIV. und seinem Hofe redete, den Heiden und den Christen so nahe zusammengestellt zu sehen, der bedenke, daß die wesentlichen Grundzüge der echten Beredtsamkeit ebenso unwandelbar sind wie die Gesetze des Schönen und der sittlichen Wirkungen. Beiden gefeierten Meistern ist, bei der großen Ungleichheit nicht nur ihrer Stellung, sondern auch ihres Lebensprincips, doch gerade Das gemeinsam was allein der Beredtsamkeit die nachhaltigsten und wünschenswerthesten Erfolge sichert: nämlich der Adel der Gesinnung, die, wenn sie in dem christlichen Redner auf tiefern und geläuterten Beweggründen und Antrieben beruht, doch auch in dem nichtchristlichen Meister mit ungemeiner Gediegenheit und Energie sich kundgibt. Die ganze Parallele bietet reichhaltige Belege zu der Theorie dar welche der Verf. früher in seinem trefflichen Werke: „Die Beredtsamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik", begründete und entwickelte, recht eine pragmatische Durchführung derselben. Was früher 1818 F. A. Klain in seiner fast vergessenen Schrift: „Die Beredtsamkeit des Geistlichen als eine Nachfolge Christi", viel weniger geistreich, und in seiner rationalistischen Befangenheit, von beschränktem Standpunkte aus, mehr ahnend als tiefer fassend, aber doch mit redlichem Streben angedeutet hatte, Das ist in jenen Theremin'schen Grundlinien ebenso anschaulich und überzeugend wie wissenschaftlich streng erörtert, und findet nun in der geschichtlichen und kritischen Darstellung des antiken und modernen Meisters echter Beredtsamkeit vollständige Bewährung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die alte Sentenz: „Das Herz macht beredt", vollkommen wahr ist, wenn man sie nicht auf die natürliche Anlage beschränkt, sondern die persönliche Ueberzeugung und die Gesinnung des Redners als die Quelle siegreicher Beredtsamkeit bezeichnet. Diese wendet sich vornehmlich an das sittliche Leben der Hörer, und feiert ihre höchsten Triumphe, wenn sie nicht so sehr den irrenden Ansichten und Neigungen derselben schmeichelt, ihre Leidenschaften und Vorurtheile in Anspruch nimmt, als vielmehr ihren Willen durch die edelsten Motive zu bestimmen strebt. Der sittlich gesinnte Redner, der in Kraft einer geläuterten und lebendigen Ueberzeugung spricht, wird vielleicht nicht so rauschenden Beifall, und nicht so glänzende Effecte wie der Schwätzer, dem es aber nur um den Effect und Beifall zu thun ist, aber wünschenswerthere und nachhaltigere Wirkungen hervorbringen. Und wie Das was vom Herzen kommt auch sicherer zu Herzen geht als was aus einem erkünstelten Enthusiasmus, in weltkluger Berechnung entsprungen ist, so liegt die unwiderstehlichste Kraft der Rede in der Kraft der Ueberzeugung und der Gesinnung des Redners. Mit überzeugender Klarheit hat Theremin Dies auch in der Vergleichung des Demosthenes und Aeschines, dieser beiden berühmten Rivalen in der Gunst der Athener, nachgewiesen. Wie aber Demosthenes zumeist das durch die Erinnerung an die Tugenden und den Ruhm der Vorfahren geschärfte Ehrgefühl und den Patriotismus seines Volkes in Anspruch nahm, und zu einem ganz unumwölkten Standpunkt des sittlichen Le-

bens sich selbst nicht zu erheben vermochte, so griff Massillon in dieses um so tiefer ein, und erschütterte nicht blos, sondern läuterte und veredelte auch die Gemeinde um so mächtiger, je geläutertere und edlere Beweggründe, je hellere und würdigere Lebensansichten das Christenthum ihm aufgeschlossen hatte.

Demosthenes hatte in seinen Reden obwol edle, doch nur nach außen gerichtete Zwecke: er wollte seine Hörer zu Unternehmungen antreiben, zu Thaten begeistern durch die das geliebte Vaterland aus drohenden Gefahren gerettet, vor schmachvoller Unterdrückung, vor hereinbrechendem Untergange bewahrt werden konnte. So hatte er allerdings eine große, würdige Aufgabe zu lösen. Eine noch größere und schwerere Massillon. Er wollte Seelen vom Verderben erretten, eine Ueberzeugung und Gesinnung erwecken in der allein die rechte Vaterlandsliebe und die edelste Thatkraft sich begründet; er wollte nicht nur die erschlafften und verweichlichten Sitten seiner Zuhörer zu Handlungen des Muthes und der Entschlossenheit anspannen, sondern auch und vor Allem eine völlige Sinnesänderung und Wiedergeburt begründen welche eine schwer zu erweckende Demuth, Selbstüberwindung und Selbstverleugnung in Anspruch nimmt; er wollte die Gemeinde in ein Läuterungsfeuer das sie scheute, in einen Streit und Kampf der sich gegen ihr eigenes Leben richten mußte hineintreiben, und sie dazu ausrüsten mit den siegreichsten Waffen, deren Gebrauch sie verlernt hatten. Seine Beredtsamkeit konnte denn nicht so sichtbare, glänzende Triumphe erringen wie die des Demosthenes; aber sie stand um so höher, je weniger sie um den Beifall buhlte welchen der politische Redner, selbst um seines Zwecks willen, erstreben muß, und je weniger sie nur überreden und im Sturme der Begeisterung mit fortreißen, je entschiedener sie überzeugen, erwecken, erwärmen, durch die Macht der Wahrheit die Herzen überwinden und bestimmen wollte.

Demosthenes, unleugbar der größte antike Redner, der, wenn man ihn mit andern griechischen Meistern, zumal mit den Römern, etwa mit dem gefeierten Cicero vergleicht, in Genialität des Geistes und Tüchtigkeit der Gesinnung Allen überlegen erscheint, hat einen so unsterblichen Ruhm errungen, und ist so oft in seiner bewundernswürdigen Eigenthümlichkeit gewürdigt worden, daß es vielleicht überflüssig scheinen möchte seine rhetorische Kunst und seine Werke von neuem mit der Fackel der Kritik zu beleuchten. Es ist Dies aber um so mehr ein verdienstliches Unternehmen in unserer Zeit, da die politische und gerichtliche Beredtsamkeit eine erneute Bedeutung und einen höhern Aufschwung gewinnt, und gründliche Studien der alten Meister in Anspruch nimmt. Die geistreiche, eindringende und veranschaulichende Weise in der Theremin den großen Meister auffaßt und darstellt wird jeden Gebildeten anziehen, belehren, befriedigen, und auch den Männern vom Fach manche fruchtbare Gesichtspunkte eröffnen, eine reiche Ausbeute darbieten.

Auch Massillon ist keine unbekannte Größe, vielmehr einer der gefeiertsten Redner der römischen Kirche; aber er ist keineswegs bekannt genug, und es wird ohne Zweifel diese neue Darstellung seiner gewaltigen Beredtsamkeit Viele wieder auf ihn aufmerksam machen, zum tiefern Eindringen in seine heiligen Reden einladen, und insonderheit jüngern Theologen eine ungemein reichhaltige Belehrung gewähren. Wie hoch der Verf. ihn stellt, erhellt schon daraus, daß er ihn mit Demosthenes parallelisirt; seine scharfsinnige Kritik rechtfertigt dieses Wagniß vollkommen, und enthüllt mit meisterhafter Gediegenheit die große oratorische Kunst Massillon's, die ausgewähltesten und treffendsten Belege aus dessen Reden in treuer Uebersetzung beifügend. Im Geiste echter Kritik sind auch die Rostflecken die an dem edeln Metall haften bemerkbar gemacht; die schwachen Seiten einzelner Predigten sind nicht minder als die gerecht gewürdigten Vorzüge hervorgehoben, ein Spiegel für alte und junge Kanzelredner. Die nationale Eigenthümlichkeit und confessionnelle Befangenheit des französisch-katholischen Redners haben die Kritik nicht gehindert, ebenso wol den echtchristlichen Gehalt als auch die homiletische Gewandtheit und Sicherheit in der geistlichen Beredtsamkeit Massillon's anzuerkennen und hervorzuheben.

Wir betrachten diese Darstellung um so mehr als eine zeitgemäße, da die Waffen mit welchen Massillon gegen den Indifferentismus, die Klügelei und den Unglauben seiner Zeit streitet auch in unsern Tagen ihre Schärfe und Kraft geltend zu machen vermögen. Die nach Gehalt und Form gleich vortrefflich aufgestellten Beweise, die er wie scharfe Schwerter mit starker und fester Hand gebraucht, sind oft ebenso überraschend wie treffend, und die Gewandtheit und Sicherheit mit der Massillon nicht nur defensiv die christliche Wahrheit rechtfertigt, sondern auch offensiv die Irrlehre und den Unglauben angreift, ihnen jeden Ausweg abschneidet, jede Zuflucht entzieht, und die Unvernunft des Vernünftelns zur Anschauung bringt, mag wol den Zweiflern und Klüglern unserer Tage eine heilsame Arznei sein.

Ueberhaupt wird Niemand der in den tiefen Gehalt dieser kritischen Parallele einzudringen vermag sie ohne Befriedigung, ohne mannichfache Belehrung und Anregung lesen und wieder lesen. Für Diejenigen denen Dieses nicht vergönnt ist mag hier der Inhalt der einzelnen Abschnitte wenigstens angedeutet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Hollands Lucretia, oder ein Opfer der Freiheit. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus dem 13. Jahrhundert, von Eduard B***. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Graf Florenz V., der Tyrann von Holland, muthet Gerhard von Velsen zu seine Maitresse zu heirathen, welches dieser verweigert. Um zu dieser Weigerung einen Grund zu haben, gibt er vor schon vermählt zu sein, und läßt sich auch mit Engisbertha, der Tochter seines Freundes, trauen, welche wegen einer Prophezeiung einsam in einem Thurme lebt. Der Tyrann, von der Schönheit Engisbertha's erfahrend, stattet ihr einen Besuch ab, während ihr Gemahl im Kriege beschäf-

tigt ist, und verführt sie mit Gewalt. Diese Schmach zu rächen ruft sie ihren Mann und dieser seinen Freund auf; Graf Florenz wird gefangen genommen, und, da das Volk seine Partei nimmt, und ihn den Rebellen zu entreißen droht, umgebracht. Engisbertha ermordet eigenhändig dessen Maitresse. Rebellen und Mörder werden indeß gefangen und bestraft, und Belsen in einem mit Nägeln ausgeschlagenen Fasse durch die Straßen gerollt. Seine Gemahlin stürzt sich zum Fenster eines hohen Hauses herab auf dieses Faß, und stirbt mit ihm. Diese Geschichte ist indeß ganz Nebensache des vorliegenden Buchs, und sollte nur als Träger der Ideen des Autors dienen, welche dem Leser in den verschiedensten Gestalten vorgelegt werden. Engisbertha findet in der Bibliothek ihres einsamen Schlosses alte Pergamente, und man liest dort mit ihr geschichtliche, politische und philosophische Abhandlungen, deren Tendenz freilich nur wenig Anklang finden möchte, und nur eine kleine ultrarationale Partei befriedigen könnte. Auch Engisbertha's Träume fördern diese Tendenzen. Der Verf. meint: um solche dem Leser zu entziehen, habe er den verdächtigen Mantel der politischen Subjectivität beiseite geworfen, sich bescheiden auf die Schulbank verfügt, die Bibel in die Rechte, das Nachschreibebuch über israelitische, ägyptische, persische, griechische, römische, französische, englische u. s. w. Geschichte in die Linke genommen. „Auf diese Weise erfährt man denn, daß die Könige sich gern Herrscher von Gottes Gnaden nennen, einestheils um ihr Regiment als einen Abglanz der himmlischen Monarchie zu bezeichnen, anderntheils um sich selbst vor den Augen ihrer Unterthanen himmelhoch zu erhöhen; daß sie sich dabei auf das Buch der Bücher stützen, und damit jeden voreiligen Zweifler zum Schweigen bringen." Der Verf. mag es nicht ableugnen, daß sich darin Stellen finden die von einer Berufung der Könige zu ihrem Amte handeln; wogegen er, auf dieselben Stellen sich stützend, behauptet, daß Einsetzung und Bestätigung in Macht und Machtvollkommenheit allein vom Volke ausgehen; daß die Könige keineswegs eines Naturvorzugs, wie etwa vor den Schaf- und Rinderheerden die Menschen, vor allen übrigen vernunftbegabten Erdenbewohnern sich rühmen können, daß sie vielmehr, von Natur in gleicher Stellung mit allen Andern, nur durch den Willen derselben, gleichsam auf den Schultern derselben zu ihrer Höhe erhoben worden sind. Gott, der König des Alls, spricht (5. Mos. 17) zu dem israelitischen Volke: „Du sollst Den zum König über dich setzen den der Herr dein Gott erwählen wird!" Die Wahl ist also Gottes, die Einsetzung des Volkes. In einem Aufsatz, betitelt „Wer ist Tyrann, wer darf einen Tyrannen bestrafen?" wird das Verhältniß zwischen Volk und König in Rücksicht auf den Zweck der menschlichen Gesellschafts-Vereine, sowie nach der Analogie einer Reihe geschichtlicher Thatsachen nur als ein Vertrag dargestellt. In diesem Vertrage erklärte das Volk dem Könige: es wolle ihn unter der Voraussetzung, daß er gut regiere, d. h. nach den Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit für den höchst möglichen Grad von Glückseligkeit Aller und jedes Einzelnen sorge, als seinen Herrn anerkennen und ihm Gehorsam angeloben. Und im zweiten Theil wird sogar an dem Fürstenmord gedeutelt, und der desselben angeklagte Belsen sagt vor seinem Richter: „Aber Eure Anklage auf Fürstenmord ist falsch, ist eine schamlose Lüge! So wenig ich den Richter als einen Richter erkenne der wider seinen Eid ungerecht richtet, so wenig erkenne ich Den als Fürsten an der den heiligen Eid, der Beschützer der Gesetze und Rechte des Landes, der Wohlthäter und Freund des Volkes zu sein, freventlich verletzt." Auch die Vorrede predigt nicht allgemeingültige Grundsätze. „Jedes Königthum beruht auf einem Vertrage. Der König nämlich verspricht: die Gesetze des Landes ohne Parteinahme, ohne Eigensucht aufrecht zu halten, die Freiheiten des Volkes zu schützen, die öffentliche Wohlfahrt zu sichern und zu mehren, jeden innern und äußern Feind des Staats mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unschädlich zu machen und niederzukämpfen. Nur unter dieser Bedingung, nur nach einem solchen Versprechen verpflichtet sich vernünftigerweise das Volk zum Gehorsam gegen den König. Bricht der Letztere sein Versprechen, wird er in Wort und That meineidig, so ist der Contract gelöst, das Volk seiner Verpflichtung entbunden." Der Verf. fragt, ob ein vernünftiger und gebildeter, ein guter und rechtschaffener Mensch dagegen streiten könne? Weiter sagt er: „Straft das Königthum die vertragsmäßige Erwartung Lügen, stellt sich das Fürstenthum den Zwecken des Gesammtwohls mit Berufung auf eine übermenschliche Machtvollkommenheit beharrlich entgegen: wer darf das Volk anklagen, wenn es irgendwie Rettung sucht gegen Verletzung unveräußerlicher Menschenrechte?" Und für diese Aufstellungen führt der Verf. die Geschichte und die Heilige Schrift als Gewähr an. Ref. fühlt sich nicht berufen solche Aufstellungen zu widerlegen; er will unparteiisch sein, und den Stimmen der verschiedenen Parteien vergönnen sich geltend zu machen, jede in ihrer Weise, jede in der ihr eigenthümlichen Form; nur mit der Form hat er es zu thun, und wenn ihm die Frage gestellt wird, ob die Form des vorliegenden Romans eine der Tendenz angemessene, das Werk selbst ein geistreicher Träger der Ideen des Autors ist, so muß Ref. es mit Bedauern verneinen. Weit entfernt den Roman in enge Grenzen festgestellter Formen bannen zu wollen, kann Ref. doch nicht umhin Mancherlei dabei zu rügen, z. B. daß die Absichtlichkeit der Tendenz so gar unverholen, so lang und breit ausgesprochen wird, daß die Erzählung ganz als Nebensache erscheint, die Geschichte ohne Zeit- und Localfärbung geblieben ist, daß nur die unangenehmen Bilder mit lebendiger Farbe ausgemalt sind, und daß, als Alles zu Ende ist, Held und Heldin ihr Leben auf schreckliche Weise geendigt haben, noch der dritte Theil der zweiten Abtheilung der Fortsetzung der Geschichte gewidmet ist: der Leser muß noch Bürgerkrieg und Hinrichtung um des Sohnes des Grafen Florenz V. willen erleben. Hollands Größe geht aus allen den Kämpfen hervor, und Engisbertha's, der Lucretia von Holland, Traum ist erfüllt. Engisbertha erscheint durchaus nicht so liebenswürdig und weiblich als Lucretia die Römerin, und ihre Ermordung der Maitresse des Grafen Florenz V. macht den Eindruck einer unnöthigen kleinlichen Rache; daß sie wegen dieses Mordes nicht bestraft wird, sondern frei herumgeht, ist unbegreiflich.

2. Die Königsbraut. Historische Erzählung. Nach geheimgehaltenen Handschriften der Bibliothek des Herzogs von Rinares bearbeitet von Vigo di Lopez und Friedrich von Wallmoden. Zwei Theile. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende Roman spielt im 16. Jahrhundert, und behandelt den Feldzug des Königs Sebastian von Portugal, dessen Tod und die Betrügereien eines gewissen Gomez, der sich für den König ausgibt, und sich um die Hand der Königsbraut und um die Krone bewirbt. Er wird entlarvt ehe er sein Ziel erreicht hat. Die Erzählung ist reich an Abenteuern und an abenteuerlichen Personen. Abwechselnd begünstigt das Glück die Pläne des Betrügers, dem man ein gewisses Interesse nicht versagen kann. Wenn auch die einzelnen Charaktere der betheiligten Personen nicht besonders künstlerisch gehalten und ausgewählt sind, so fesselt doch das bunte Gemisch der Begebenheiten in welche sie verflochten werden; und wenn auch dem Werke selbst kein tiefer Werth weder als historisches Bruchstück noch als romantisches Gemälde beizulegen ist, so wird es doch den Leser unterhalten und ihn interessiren. Ref. kann es daher mit gutem Gewissen den Leihbibliotheken empfehlen. Die liebende Afrikanerin Zernine, welche den König Sebastian zur Treulosigkeit gegen seine Braut, zum tollkühnen, gewissenlosen Kriegszuge nach Afrika verlockt hat, und nach seinem Tode durch die Aehnlichkeit des Gomez mit ihm diesen für den Geliebten hält, und ihm unbewußt den Plan und die Möglichkeit zum Betrug an die Hand gibt, ihn später aus Gefangenschaft und Gefahr rettet, den Treulosen in Rache verfolgt, und endlich dem Entlarvten, auf ewig Verbannten in die Verbannung folgt, und

durch ihre treue Liebe eine Freistatt des Glücks bereitet, ist eins jener Bilder weiblicher Treue und Hingebung welche stets Theilnahme und Interesse erwecken müssen und auch erwecken. Die Feder ist in die glühende Farbe des Südens getaucht, um sie zu schildern, und ihre Liebe ist poetisch und wahr, den Sand der Wüste überragend wie der Palmbaum, und über das flache sociale Leben sich erhebend wie das Genie der Leidenschaft.

3. Der Missionnair, oder des Wahnes Doppelgänger. Roman von Siegmund Frankenberg. Drei Theile. Leipzig, Berger. 1847. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Motto ist J. Loyola entlehnt und heißt: „Sei Eisen gegen die Wahrheit, Feuer für die Lüge und Sonnenbrand für — deinen Zweck." Die Schandthaten eines katholischen Missionnairs bilden in den vorliegenden drei Theilen den Faden der Erzählung. Als zweitgeborener Sohn einer gräflichen Familie erwählt er den geistlichen Stand, und verliebt sich in der Kirche in ein bürgerliches Mädchen, die er verführt, während er in ihrer Familie als Hausfreund aufgenommen war; er verläßt sie, nachdem er ihren Bruder, welcher ihre Schmach zu rächen ihn zum Zweikampf fodert, getödtet hat. Er flieht zu seinem Bruder, dem Grafen, und im Neid entbrennend über dessen Wohlhabenheit und häusliches Glück, legt er Feuer in seine Besitzungen. Er flieht, schließt sich einer Missionsgesellschaft in England an, und reist als Missionnair in fremde Welttheile, die Heiden zu bekehren. Nach Deutschland zurückgekehrt kauft er einen kleinen, von einem Seiltänzer geraubten Judenknaben, und hofft den Himmel zu versöhnen, indem er denselben als Christ erzieht. Später rettet er beim Umschlagen eines Kahns einem jungen Manne und einem jungen Mädchen das Leben; Letztere ist seine aus jener verbrecherischen Liebe hervorgegangene Tochter, Ersterer aber der Sohn eines reichen Juden. Er findet Eintritt in das Judenhaus, und macht Versuche Vater und Sohn zu bekehren. Gustav, das geraubte Judenkind, den er als seinen Sohn erzogen, gehört dieser Familie an. Zahlreiche Intriguen, Schlechtigkeiten und Verruchtheiten werden theils im Laufe des Romans, theils auch durch das eigene schriftliche Geständniß des Verbrechers nach seinem Tode enthüllt. Den Tod fand er durch die Hand eines Seiltänzers, den er zu einem Morde verführt und dadurch ins Elend gestürzt hatte, während er selbst die durch diesen Mord errungene Beute mit sich führte. Die Liebeshelden, welche sowol in Deutschland als in Italien mancherlei Hindernisse zu bekämpfen, mancherlei Abenteuer zu bestehen haben, sind Gustav, der vom Missionnair erzogene Judenknabe, und Cäcilie, des Missionnairs Tochter; Beide werden zuletzt glücklich, nachdem Gustav in das Erbtheil seines jüdischen Vaters eingetreten ist, und sich ein Adelsdiplom gekauft hat! Wir haben hier einen Abriß der Erzählung mitgetheilt, und der Leser wird daraus ersehen, daß wenig erfreuliche Bilder in den vorliegenden drei Theilen enthalten sind. Die Greuel einer unmoralischen Gesinnung, mit dem Fanatismus der Religion gepaart, haben an und für sich etwas Widerliches, um so mehr, wenn letzterer nicht das Resultat einer warmen Begeisterung, nicht von einem Wahne geheiligt ist. Bei unserm Missionnair ist die Bekehrung weder Zweck noch Mittel. Man fragt sich immer: Warum will er bekehren? Denn auch aus Ehrgeiz thut er es nicht, es führt ihn zu Nichts, und er will Nichts dadurch erreichen. Der Stil aber worin dieses Gewebe der Schändlichkeiten vorgetragen ist grenzt durch sein Streben nach poetischem Schwung an das Lächerliche; das Einfachste im Leben und im Roman wird mit einem Wust von Bildern vorgetragen, und Ref. fühlt sich verpflichtet einige Stellen mitzutheilen, um anzuzeigen, wie weit die Unnatur des Stils getrieben werden kann. Ein Nachmittagsspaziergang wird beschrieben: „Eine Maiflora duftete tausendkelchig einen Aromahauch aus und entzückte die brütende (!) Menschheit!" Der Missionnair ist eben erschaffen worden: „Noch hatte es Graf und Gräfin Ritzach nicht über sich gewinnen können das leichenblasse, gräßlich gezogene Gesicht näher und anhaltender zu beblicken (!)." Cäcilie klagt: „Des Zufalls bittere Ironie scheint mich überall als ihre Maske gebrauchen zu wollen. Sie sehen in mir das Bild des Lebens ohne Schattenseite, werden Sie mir glauben wenn ich Ihnen sage, daß ich seit meiner frühesten Kindheit nur unter schattigen Gewinden (!) wandelte, und mit jedem Tage die gesteigertste Fortsetzung desselben folgt?" Eine fremde Dame in Italien hat einen Geldbeutel verloren, Gustav ihn gefunden; sie zweifelt daran das Verlorene wiederzufinden, und Gustav sagt: „Zermalmt doch nicht auf ein mal die trostreiche Himmelstochter, die süße Hoffnung, welche Euerm Geschlecht so sehr verschwistert ist." Hier eine Sentenz: „Denn Das ist gerade der Triumph treuer, keuscher Liebe, daß sie sich in jeder schönen Form subjectiv individuell verkörpert, daß die Lineamente ihrer Gestalt sich allenthalben unter ebendenselben Winkeln offenbaren, dieselben Zusammensetzungen bedingen, und daher von keiner außerweltlichen Veränderung erschüttert werden können." Daß „der Herbst auf nicht zu hemmenden Fittichen heraneilt", wenn der aufgehäufte Miethzins zu zahlen ist; daß „die rosenfingerige Eos am Himmel heraufsteigt, und die Nacht mit dem sternbesäeten Mantel verjagt", wenn ein paar Studenten sich duelliren wollen; daß der Liebende, sich der eisernen Nothwendigkeit unterwerfend, von den „liebetragenden Gefilden Schweinburgas" entfernt lebt; daß aller dieser Homer'sche; Milton'sche, classisch-poetische Schwung heraufbeschworen wurde um der einfachsten Begebenheiten willen, brachte Ref. in Momenten oft zum Lachen wo es gar nicht auf das Lachen berechnet war, und es drang sich ihm abermals, wie schon so oft, das Bedauern auf, daß die so allgemein sich verbreitende Bildung so vielen Unberufenen die Feder reicht, und daß manches Individuum sich zum Schriftsteller begeistert fühlt welches zeitlebens hätte Leser bleiben sollen.
46.

Miscellen.

Ein Memento mori.

Nach ihrem bekannten Aufenthalt zu Blair-Athole in Schottland schiffte sich Königin Victoria in Dundee nach London ein. Als später die städtische, mit Leitung der Feierlichkeiten betraute Commission unter Anderm darüber berieth was mit einem eigens angeschafften kostbaren Teppiche geschehen solle, und mehre Stimmen sich dafür entschieden, daß, wenn keiner von den Anwesenden ihn um den Einkaufspreis erwerben wolle, er zum Besten des aus dem Mehrertrage der zu Deckung der Kosten veranstalteten Subscriptionen gebildeten Fonds öffentlich versteigert werden möchte, erhob sich der Loyalste der Loyalen und rief: „Nein, meine Herren, Das darf nicht sein, Das würde Dundee zu unauslöschlicher Schmach gereichen. Lassen Sie uns den Teppich aufbewahren als ein ewig denkwürdiges Memento mori des glücklichen Ereignisses seiner Benutzung."

England das gesündeste Land.

Wenigstens ist es dies auf unserer Seite der Erdkugel und dafern die Angaben im „Sechsten Berichte der General-Registratur von England" (London 1847) in der Wahrheit beruhen. Diesen zufolge trifft dort im jährlichen Durchschnitte auf 45 Menschen ein Todesfall, während in Frankreich einer von 42, in Preußen einer von 38, in Oestreich einer von 33 und in Rußland einer von 28 das Zeitliche segnet. Daraus ergibt sich eine durchschnittliche Lebensdauer in England von 41, in Rußland von unter 27 Jahren.
16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 202. —— 21. Juli 1847.

Demosthenes und Massillon. Ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit von Franz Theremin.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Demosthenes. 1) Seine Bildung. Um das Jahr 385 v. Chr. in Athen geboren, schon als Knabe verwaist, in seiner körperlichen Entwickelung mehr als in der geistigen versäumt, in seinem nicht geringen Erbe durch ungetreue Vormünder beeinträchtigt, trat er gegen diese schon in seinem 18. Lebensjahre mit Muth und Einsicht auf, und rettete endlich nach langen gerichtlichen Verhandlungen wenigstens einen Theil seines Vermögens, von dem er alsbald großmüthig Mehr als das Gesetz foderte zu Staatszwecken beitrug. Nachdem er durch Ausarbeitung gerichtlicher Reden sich mannichfach geübt, trat er noch als Jüngling mit einer politischen Rede vor dem Volke auf, aber mit sehr unerwünschtem Erfolg: er ward mit seinen langen, erkünstelten, überladenen, dazu in kurzem Athem und ohne anmuthige Haltung vorgetragenen Perioden dergestalt ausgezischt, daß ein minder muthiger und kräftiger Jüngling für immer von der Rednerbühne abgeschreckt worden wäre. Was er nach diesem völlig mislungenen Versuche und durch welche Anstrengung und Uebung er es geworden, Das ist bekannt genug, wird aber in der anziehenden Darstellung unsers Verf. erst recht anschaulich und lehrreich.

2) Im 30. Lebensjahre trat er mit dem entschiedensten Erfolge, wie reich ausgestattet und wohlvorbereitet, in den Reden gegen den Leptines, über die Symmorien und gegen den Midias als ein Meister auf, der unwiderstehlich die Zuhörer anzog, festhielt, mit sich fortriß, und nicht blos flüchtigen Beifall, sondern auch mächtigen Einfluß gewann. Die scharfsinnige Zergliederung und geistreiche Würdigung dieser Reden, vornehmlich der gegen Leptinus, die Enthüllung ihrer bewundernswürdigen Einfachheit und Gediegenheit, ihrer Reinheit und Eleganz, ihrer Anmuth und Grazie erweckt die lebhafteste Theilnahme, und versetzt uns mitten in die Menge der versammelten Athener.

3) Beginn des großen rednerischen Kampfes gegen Philipp von Macedonien, dessen Pläne gegen Griechenland Demosthenes indeß klarer durchschaut hatte, und mit allem Feuer seines hochherzigen Patriotismus zur Anschauung brachte. Die erste Philippische (im 33. Jahre seines Alters, 352 v. Chr.) und die drei olynthischen Reden waren um so gewaltiger in ihrer Wirkung, da hier die reinste Vaterlandsliebe, überhaupt die edelste Gesinnung mit dem feinsten Scharfsinn und der tiefsten Staatsweisheit sich vereinigt zeigten. Wie ernste, zum Theil beschämende Wahrheiten er den Athenern sagte, er gewann dennoch die Herzen durch die offenbarsten Zeugnisse einer Einsicht und Gesinnung die ein freies Volk nicht verkennen mochte, und indem er die drohende Gefahr aufs ergreifendste vor Augen stellte, erhob er das Volk zu dem Bewußtsein, daß, wenn auch bereits Vieles, doch noch nicht Alles verloren, daß das Versäumte noch nachzuholen, und des Vaterlandes Rettung durch freien Entschluß und kräftiges Handeln noch zu erreichen sei.

4) Fortgesetzter Kampf des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien. Die Rede über die Angelegenheiten im Chersones, und die dritte Philippische Rede. Hier, in dem zehnjährigen Zeitraume, von dem mit Philipp geschlossenen Frieden bis zur Schlacht bei Chäronea, vom 37.—47. Lebensjahre des Redners, tritt seine größte politische Wirksamkeit hervor. Er hat es hier nicht blos mit dem äußern Feinde, sondern auch und fast mehr noch mit den Widersachern in Athen selbst zu thun, mit jener macedonischen Partei, welche, theils in unheilvoller Verblendung, theils in schnöder Selbstsucht den Zwecken des Feindes dienstbar, die nothwendigsten Maßregeln unterdrückte oder lähmte; und mit der Entmuthigung und Erschlaffung des Volkes selbst, das, uneingedenk der Thaten und des Ruhms seiner Altvordern, rathlos und willenlos sich der Knechtschaft preisgab. In dieser verhängnißvollen Zeit, unter dem entarteten Geschlecht stand Demosthenes mit dem feurigen Schwert seiner Rede als ein Weiser und als ein Held unbefangen, unerschrocken, unbesiegbar.

5) Die Schlacht bei Chäronea und die letzten Schicksale des Demosthenes würden nur schmerzliche Eindrücke, nur die Trauer über den Sieg der Tyrannei über die Freiheit, um den Untergang menschlicher Größe und Herrlichkeit zurücklassen, wenn nicht Auge und Herz sich weidete an dem Bilde des Einen Mannes, in welchem der heroische Geist des alten Griechenlands noch ungebrochen fortlebte. Wie er die Athener in drohender Gefahr zu

einem muthigen und kräftigen Entschluß begeisterte, so überwand er als Athens Gesandter auch die Bedenken der Thebaner, welche Philipp's schlaue Unterhändler mit den lockendsten Versprechungen für ihren König zu gewinnen strebten. Die unwiderstehliche Beredtsamkeit des Demosthenes bewog sie sich mit den Athenern zu verbinden. Die entsetzliche Niederlage der Griechen bei Chäronea stellte freilich seinen Rath in ein ungünstiges Licht; dieser aber war dennoch der weiseste wie der würdigste, und auch seine Landsleute maßen die Schuld ihres Unglücks nicht ihm bei. Acht Jahre nach der Schlacht trug er in seiner bewundernswürdigen Rede „Ueber die Krone" noch den glänzendsten Sieg über die Beredtsamkeit seines einflußreichsten Gegners, des Aeschines, so entschieden davon, daß dieser für rathsam hielt sich nach Rhodus zurückzuziehen, wo er als Lehrer der Beredtsamkeit sich gedrungen fühlte der Macht der Rede des Demosthenes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Fünf Jahre später, in seinem 60. Lebensjahre, mußte dieser in Folge einer falschen Anklage, gegen die er später vollständig gerechtfertigt ward, in die Verbannung gehen; nach zwei Jahren rief ein Volksbeschluß ihn zurück; vom allgemeinen Jubel begrüßt landete er im Piräus. Als nach Alexander's Tode die Griechen sich noch ein mal erhoben die Freiheit wiederzugewinnen, aber von Antipater geschlagen wurden, und als dann Athen eine macedonische Besatzung aufnehmen mußte, flüchtete Demosthenes mit Gleichgesinnten aus dem unterjochten Vaterlande. Archias, von Antipater gegen ihn abgesendet, traf ihn im Neptunstempel auf der Insel Kalauria. Da sog er aus der Schreibfeder ein darin verwahrtes Gift, das seinen Tod schnell herbeiführte. Ist das Bild seines Lebens und Charakters nicht ohne Schatten, so ist doch des Lichts viel mehr, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die offenkundige Meisterschaft des Redners in einer hochherzigen und gediegenen Gesinnung wurzelte.

6) Eine scharfsinnige und musterhafte Darstellung des Kampfes zwischen Demosthenes und Aeschines, mit einer gleich vortrefflichen Zusammenstellung und Zergliederung der Rede des Letztern gegen Ktesiphon, und der Rede des Erstern für die Krone. Wir bedauern hier nicht tiefer darauf eingehen zu können.

7) Oratorischer Charakter des Demosthenes. Wir können uns nicht versagen wenigstens die Hauptmomente hervorzuheben, von denen der Verf. sehr richtig bemerkt, daß ihr sittlicher Ursprung unverkennbar sei, und daß in ihnen nicht blos die Eigenthümlichkeit eines Redners, sondern das Wesen der Beredtsamkeit selbst sich zu enthüllen scheine.

Zuerst: Der Redner hat seine Person, ihr vortheilhaftes Erscheinen und die Rücksicht auf den Beifall der Zuhörer immer ganz und gar der Sache, dem Gegenstand und Zweck der Rede untergeordnet, ja aufgeopfert, in völliger Selbstverleugnung.

Dann: Er beschränkt sich auf seinen Gegenstand, hat aber auch diesen vollständig ergründet, von allen Seiten, in allen Beziehungen betrachtet, nach allen Richtungen durchforscht, in allen seinen Tiefen durchdrungen. Alle möglichen Gründe für seine Sache hat er erspäht, und von Allem was zu ihren Gunsten spricht Nichts sich entgehen lassen.

Weiter: Der so gewonnene Reichthum von Vorstellungen und Gedanken ist zweckmäßig verarbeitet, das Einzelne nicht nur unter gewisse Hauptgesichtspunkte logisch geordnet, sondern auch so gestellt, daß jeder Gedanke von dem vorhergehenden getragen wird und den folgenden trägt, die frühere Bewegung nicht hemmt, sondern fortpflanzt, daß er nicht nur verstanden wird, sondern auch die Theilnahme steigert, die Ueberzeugung befestigt. Und diese so gestaltete, festverbundene Kette der Gedanken ist vom lebendigsten Feuer des Affects durchglüht. So vollständig er den Foderungen des Verstandes entspricht, so spricht er doch nicht blos zu dem Verstande; die starken männlichen Gefühle, die Liebe zum Vaterlande, Begeisterung für den Ruhm und die Würde edler Thaten, Haß gegen das Schlechte, Zorn gegen Selbstsucht und Treulosigkeit sprechen unmittelbar zum Herzen.

Endlich dieser Vollkommenheit des Inhalts schließt die Vollendung der Form sich an. Der wechselnde Rhythmus der Rede enthält bewundernswürdige Geheimnisse der prosaischen Schreibart, in welcher Demosthenes selbst über die gefeiertsten Prosaiker seines Volkes hervorragt. Der Fleiß und die Feile, der Form gewidmet, hat nirgend der Wärme der Darstellung noch der Lebendigkeit des Inhalts Eintrag gethan, nirgend ist die Form, abgesehen vom Inhalt, als für sich bestehend, am wenigsten nur auf Beifall berechnet, ausgeschmückt. Dem reichen und vollkommen ausgebildeten Inhalte schließt die Form in plastischer Gediegenheit sich an. Diese unbestreitbaren Vorzüge der Demosthenischen Beredtsamkeit sind ohne Zweifel auch in unserer Zeit Muster für die geistlichen wie für die politischen Redner, denen denn auch das Studium des großen antiken Meisters dringend zu empfehlen ist.

Massillon. Die zweite größere Hälfte des Buches ist diesem Meister in christlicher Beredtsamkeit gewidmet. Das Ehrengedächtniß dieses seit zwei Jahrhunderten mit Recht gefeierten geistlichen Redners mag den Dünkel Derer beschämen welche, wie sie erst die wahre Theologie erfunden zu haben meinen, auch mit ihren Muster- und Meisterpredigten Alle die vor uns Gesetz und Evangelium verkündigt haben weit zu übertreffen sich einbilden. Die Art aber wie Theremin ihn würdigt, nicht nur seine vielgepriesenen und glänzenden Vorzüge mit Wärme anerkennt, sondern auch die verborgenen Tugenden seiner Beredtsamkeit nach Inhalt und Form hervorhebt und zur Anschauung bringt, diene zum Zeugniß jener evangelischen Unbefangenheit und Gerechtigkeit die durch keine confessionnelle Trennung sich engherzig beschränken läßt. Man muß sich allerdings um so mehr gedrungen fühlen Massillon Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, je unverkennbarer er, obwol immer und überall in den Schranken der Lehre und Satzungen seiner Kirche sich bewegend, doch diese nicht als eine todte Form heraus-

stellt, sondern ihren Inhalt beseelt und belebt, ins Leben eingreifen läßt, und überall als ein Mann von evangelischer Gesinnung sich bewährt. Dies würde auch den Unkundigen alsbald einleuchten, wenn wir einige der Proben seiner Beredtsamkeit, die Theremin uns wieder vor Augen gestellt hat, hier mittheilen dürften. Wir müssen uns aber auf einige Andeutungen aus der kritischen Darstellung beschränken.

1) Die katholische Kirche Frankreichs um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Leben und Bildung Massillon's bis zu seinem Auftreten als Advents- und Fastenprediger (1698). In wenigen aber treffenden und kräftigen Zügen ist das Bild jener Zeit entworfen, in der mitten unter den Thatsachen zunehmender Entartung im kirchlichen und politischen Leben Frankreichs doch auch innerhalb der katholischen Kirche Zeugnisse einer höhern Geistesregung hervortraten, und die Entwickelung Massillon's begünstigten. Dieser am Johannistage 1663 zu Hyères in geringem Stande geboren, trat im 18. Lebensjahre in die berühmte Congregation der Priester des Oratorium, der er seine Bildung verdankte. Der Geist echtchristlicher Frömmigkeit und Weisheit war dieser Congregation von ihrem ehrwürdigen Stifter, dem Abbé Peter Berulle, vererbt, und sie pflegte, wie er gewollt, auch das wissenschaftliche Leben und echtere Kanzelberedtsamkeit als die herrschende war, die mehr darauf berechnet sein mochte Effect zu machen und zu glänzen als zu erbauen und Frucht zu bringen. Es war ohne Zweifel von bedeutendem Einfluß auf Massillon's Bildungsgang, daß gerade damals, als der Verfall der Religion und Sittlichkeit im Volke zunächst in den höhern Regionen desselben überhandnahm, so viele treffliche Männer auftraten die mit gleichgesinnten Genossen zu retten suchten was noch zu retten war, und dann auch ein kräftiges Gegengewicht bildeten gegen die herrschsüchtigen und weltklugen Umtriebe der Jesuiten, die ganz Frankreich in Kirche und Staat mit ihrem Netz zu umgarnen bemüht waren, und wesentlich dazu beitrugen, beide, Staat und Kirche, an den Rand des Abgrunds zu führen.

Das Bedürfniß ungestörter Geistessammlung und größerer Unabhängigkeit von den Versuchungen der Welt führte den frommen Jüngling in ein Trappistenkloster, aus welchem er jedoch bald, weisem Rath folgend, in seine Congregation zurückkehrte. Damals erkannte er noch nicht seinen Beruf zur Kanzelberedtsamkeit; nur auf dringenden Antrieb seiner Obern wagte er die ersten Versuche, die, obwol sie Beifall gewannen, und allerdings das Gepräge seines reichen und gebildeten Geistes an sich trugen, doch mit allzu formellem, darum unförmlichem Redeprunk überladen sind. Gediegener sind schon seine Conferenzpredigten, die er, von seinen Obern mit ehrendem Vertrauen in seinem 33. Lebensjahre als Vorsteher ihres Seminars nach Paris gesendet, vor den Zöglingen und andern angehenden Klerikern hielt, mit tiefer Einsicht und begeisterter Beredtsamkeit ihnen die Würde und Pflichten des geistlichen Amts vor Augen stellend. Hier bezeugte sich schon seine Macht vom Herzen zum Herzen zu reden; er theilte nicht den Grundsatz moderner, rationalistischer Prediger, daß man nur durch den Verstand, den sie fast ausschließlich in Anspruch nehmen, zum Herzen, das sie kalt und ungerührt lassen, gelangen müsse. Er wendet sich unmittelbar an das Gemüth seiner Zuhörer, ergreift die zartesten und mächtigsten Gefühle desselben zu Gunsten der heiligen Wahrheit, bekämpft die Widersprüche, Vorurtheile und Leidenschaften des Herzens, und weiß ihm eine Theilnahme abzugewinnen die denn auch den Verstand empfänglicher macht für die Ueberzeugung welche durch die Predigt begründet und belebt werden soll.

2) Zeit des beginnenden Verfalls in Frankreich. Massillon's Leben von seinem Auftreten als Advents- und Fastenprediger bis zum Tode Ludwig's XIV. (1715). Mit sparsamen aber, weil aus klarer Anschauung der geschichtlichen Verhältnisse hervorgegangen, treffenden Zügen wird hier das Bild jener Zeit entworfen, in welcher Frankreich, durch die stets erneuten, oft glücklichen, aber doch mehr dem Throne Glanz als dem Volke Glück bereitenden, endlich auch fast ruhmlosen Kriege Ludwig's XIV. erschöpft, durch das verführische Beispiel der Sittenlosigkeit und Liederlichkeit des Hofs unter der heuchlerischen Maske der Frömmigkeit verpestet, durch Aufhebung des Edicts von Nantes seiner protestantischen Bevölkerung, der Blüte des Volkes, zugleich des Reizes zum Wetteifer des katholischen Klerus mit dem wissenschaftlichen und sittlichen Streben der Evangelischen beraubt, durch die Uebermacht der Jesuiten und durch die von diesen erregten Jansenistischen Streitigkeiten dem freiern und bessern Geiste, der durch Pascal, Antoine, Arnauld, Fénélon, durch das ehrwürdige Kloster Port-Royal, und durch mehre Congregationen sich zu regen begonnen, schon wieder entfremdet, um so unverkennbarer von seiner Höhe herabsank, da auch die Blüte seiner Literatur bereits vorüberging. Aus diesem dunkeln Hintergrunde tritt Massillon recht als eine Lichtgestalt hervor, mit seiner tiefsinnigen Religiosität, mit seinem sittlichen Ernst, mit seinem heiligen Eifer für das Heiligste, mit seiner furchtlosen, strengen Wahrheitsliebe, mit seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und der herrschenden Verhältnisse, mit der klaren Erkenntniß Dessen was zur Rettung aus drohendem und schon hereinbrechendem Verderben noth sei, und mit dem entschlossenen Willen und Muth demselben in Kraft des Geistes zu steuern, mit der siegreichen Gewalt seiner anspruchslosen, allein auf sein erhabenes Ziel gerichteten Beredtsamkeit. Wie Demosthenes einer Uebergangszeit, ja beginnenden Untergangszeit angehörig, concentrirte er in sich die edelsten und ruhmwürdigsten Eigenschaften seines Volkes ohne die Symptome der Krankheit desselben an sich zu tragen. Nachdem er 1698 in Montpellier und 1699 in Paris mit außerordentlichem Beifall Fastenpredigten gehalten, ward er in demselben Jahre, 36 Jahre alt, nach Versailles berufen, vor dem Könige und dem Hofe in Adventspredigten seine Beredtsamkeit zu bewähren, worauf ihm 1701 und 1704 auch die Fastenpredigten übertragen wur-

den. Es ist bekannt welche außerordentliche Wirkungen er durch diese Predigten hervorbrachte, wie er den König und die Hofleute erschütterte, und unwiderstehlich mit-fortriß im Strom einer heiligen Beredtsamkeit. Ludwig XIV. ertheilte ihm das größte Lob, indem er ihm sagte: „Wenn ich Andere hörte, war ich mit denselben sehr zufrieden; wenn ich Sie gehört habe, bin ich mit mir selbst sehr unzufrieden gewesen.“ Aber obwol der König ihn in jedem zweiten Jahre wieder als Fastenprediger hören wollte, so ward er doch nie wieder dazu aufgefodert, empfing auch nicht die sonst üblichen Auszeichnungen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bettler und Diebe in Italien.

Charles Dickens hat in seinen „Pictures from Italy“ die dortigen Zustände zuweilen mit etwas grellen und keineswegs für das Land einnehmenden Farben geschildert; ja, der Eindruck den Vieles was er dort gesehen auf ihn gemacht, erinnert an weiland Nicolai's Buch, das seinem Verfasser zu seiner Zeit so scharfes kritisches Laugenwasser zugezogen hat. Auch Dickens sollte die Sache nicht so ungeahndet hingehen. Die Italiener sind in diesem Punkte nicht wenig empfindlich, und mögen ihr Land von dem Fremden nicht schmähen lassen. In dem „Giornale delle Due Sicilie“ hat ein Kritiker die Ehre seines Vaterlandes zu rächen gesucht und behauptet, Dickens sei in Italien so ganz außerhalb seines Lebenselements gewesen, „wie ein Fisch auf dem strasburger Münster“. Er meint: „In Beschreibung der pessimi desinari delle tavole rotunde im Mittelpunkt Londons habe Boz' Genius freien Spielraum, aber im Angesicht der Ruhmwürdigkeiten Italiens, der Wunder der Kunst, an den Ufern des Arno und der Tiber ist er verloren. Er scheint wahrlich seine Feder mit dreifachem Schritt haben galopiren lassen, ohne anzuhalten, um Athem zu holen oder auf das Geschriebene zurückzublicken — einzig und allein in der Absicht, eine gewisse Menge Papier zu besudeln.“ Besonders ereifert sich der Italiener über die Bemerkung des englischen Touristen, daß man allenthalben in Neapel Bettler und Diebe finde. Er reibt sich dagegen, als wäre er hier bei einer wunden Stelle gepackt worden. Was die Bettler betreffe, so sei, behauptet er, die Wachsamkeit der Policei der Art, daß man nur höchst selten deren finde. „Die Häufigkeit der Diebe aber“, fährt er fort, „ist eine jener stereotypen Unwahrheiten die jeder Reisende der ein Schnupftuch verloren hat uns ins Gesicht wirft.“ In diesen beiden letzten Punkten wird der englische Reisebeschreiber von einem seiner in Neapel sich aufhaltenden Landsleute in einem Schreiben, welches das „Athenaeum“ vor einiger Zeit veröffentlichte, in Schutz genommen, obwol derselbe in andern Punkten die Ansichten des Italieners über die Reiseeindrücke Dickens' zu theilen scheint. „Der Kritiker“, äußert der Berichterstatter des „Athenaeum“, „hat mit seiner Behauptung hinsichtlich der Bettler und der Policei vollkommen Recht, wenn er dieselbe auf die Zeit beschränkt wo Sr. kaiserl. Majestät von Rußland dem Könige Ferdinand einen Besuch abstattete; denn die ganze Welt weiß, daß 14 Tage hindurch die erbarmungswürdigen Haufen verhungerter Bettler wie durch einen Zauber aus den Straßen rein weggekehrt waren, daß keinem Matrosen gestattet war barfüßig durch die Stadt zu gehen, und daß mit großmüthiger Sorgfalt für die Ordnung und den Anstand der Hauptstadt auf Befehl Sr. Excellenz des Policeiministers alle Fiaker runde Hüte aufsetzten und bedreßte Röcke anzogen. Aber ebenso wahr ist es, daß die Seeleute jetzt wieder barfüßig gehen, Fiaker sich an Trachten aller Art ergötzen, und Bettler einen der größten Misstände in den Straßen Neapels bilden.“ Die Behauptung des neapolitanischen Kritikers über die Diebe kommt noch schlimmer weg. „Hr. Dickens“, wird gesagt, „hat den Umfang dieses Uebels eher unterschätzt. Denn es gibt, wie ich glaube, keine Stadt in Europa, worin sich im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung so viele Diebe befinden, und noch dazu sehr geschickte, die immer darauf aus sind den Reisenden seiner Bürde zu entledigen. Ein Messerstoß ist auch durchaus kein ungewöhnliches Ereigniß, sobald es für nothwendig oder zweckdienlich gehalten wird das Geschäft der langen Finger ausführen zu können. Doch beschränke ich meine Bemerkungen blos auf den Dieb von Profession, und den findet man in jedem Winkel, der folgt Einem auf Schritt und Tritt. Geh' ihm zu Leibe, und er lacht dich aus; warne deinen vor dir hergehenden Freund, daß er bestohlen wird, und es ist nicht unmöglich, daß du niedergestoßen wirst. Dies Alles sind Behauptungen die durch Thatsachen unterstützt werden, und ich glaube, es gibt nur wenig Neapolitaner die es wagen würden gegen einen Dieb um Hülfe zu schreien. In Rom, welches in den Eigenthümlichkeiten seiner Lazzaronenbevölkerung sich nicht wesentlich von Neapel unterscheidet, bin ich selbst zu schwerer Buße verurtheilt worden, weil ich einen Mann der mich eines Nachmittags bestohlen hatte festhielt; man fand mich deshalb gewaltthätiger Handlung schuldig. Daß ein solcher Zustand der Dinge nicht auf der Oberfläche erscheint, gebe ich gern zu, und zwar aus folgenden Gründen. Es werden keine policeilichen Berichte bekannt gemacht wie bei uns, die Verurtheilungen werden sehr lange verschleppt, indem Gefangenhaltung vor dem Richterspruch oft ein Jahr oder noch länger dauert. Auch sind Verhaftungen auf frischer That wegen der Nachsicht und der Unredlichkeit der Policei sehr selten. In der That sind in einem Lande wo von dem Scharwächter an bis hinauf durch die Gerichtshöfe und noch höher die öffentlichen Aemter erwiesenermaßen so schlecht besoldet werden, entweder nur unzulängliche Beweggründe zur genauen Pflichterfüllung, oder aller Grund vorhanden dem Verbrecher durch die Finger zu sehen, oder am Betrug Theil zu nehmen.“ 26.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Ozanam.

Wir haben früher schon auf die gediegenen, in Bezug auf Inhalt wie Form gleich gelungenen Vorträge Ozanam's über die ältere deutsche Literatur hingewiesen. Dieser Gelehrte, dessen treffliches Werk „Dante et la philosophie catholique au 13ième siècle“ namentlich in Deutschland und Italien die gebührende Anerkennung gefunden hat, gibt jetzt einen neuen Beweis von der Gründlichkeit seiner historischen Studien. Er hat sich, nachdem er längere Zeit, wenigstens in seinen Vorträgen, sich mit besonderer Vorliebe mit den italienischen Zuständen befaßt hatte, gegenwärtig wieder mehr der Erforschung des altgermanischen Wesens zugewendet. Eine reife Frucht seines ernsten wissenschaftlichen Strebens ist die vor kurzem erschienene Schrift „Les Germains avant le christianisme“. Der Verf. beleuchtet in derselben die germanischen Zustände nach allen Richtungen hin, er entrollt das Gemälde welches in den ältern Schriftstellern von den Germanen entworfen wird, prüft die Hypothesen durch die man ihren Ursprung und ihre ältesten Stammverhältnisse ins rechte Licht zu stellen versucht hat, entwickelt dann die aus dem altdeutschen Wesen hervorgewachsenen Institutionen, und verfolgt endlich die für die Bildung der modernen Staatsverhältnisse so wichtige Einwanderung der Germanen in das zum Empfängniß der neuen Lebenskeime gelockerte Gebiet der ehemals römischen Provinzen. Ueberall zeigt sich neben Klarheit und Bestimmtheit eine Selbständigkeit und Gründlichkeit der Forschung wie sie den französischen Historikern namentlich bei der Beleuchtung fremder Zustände nicht immer nachgerühmt werden kann. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 203. —— 22. Juli 1847.

Demosthenes und Massillon. Ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit von Franz Theremin.

(Beschluß aus Nr. 202.)

3) Massillon's Leben bis zu seinem Tode 1742. Er überlebte sowol die ausgezeichnetsten geistlichen Redner seiner Zeit als auch Ludwig XIV., den man den Großen nannte, und der dem Volke mit seiner Eitelkeit und seinem Stolze großes Elend, eine furchtbar anwachsende Menge moralischer und politischer Uebel hinterließ. Das sogenannte goldene Zeitalter der französischen Macht und Literatur und Kunst war vorübergegangen; die Religion, die der Deckmantel der greulichsten Laster gewesen, hatte fast ihren Einfluß verloren, und man suchte sie durch eine kümmerliche, vom festen Glaubensgrunde, von ihrer lebendigen Wurzel losgerissene Moral zu ersetzen. „Hatte früher eine Religion ohne Liebe geherrscht, so sollte nun eine Liebe ohne Religion zur Herrschaft erhoben werden." Wie der Glaube ohne Liebe zu den grausamsten Verfolgungen verleitet, und den tiefen Verfall des sittlichen Lebens nicht nur nicht aufgehalten, sondern verderblich gefördert hatte, so beschleunigte jene Liebe ohne Glauben das sittliche Verderben und den Ausbruch der Revolution.

Massillon ward ausgewählt die kirchliche Gedächtnißrede auf Ludwig XIV. zu halten. Eine schwere Aufgabe, die er mit Geist und Beredtsamkeit, aber doch eben nicht glücklich löste; im Kampf seiner Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit mit den unausweichlichen Rücksichten auf die hohe Stellung des Todten und auf das Nationalgefühl stellte er Licht und Schatten so scharf nebeneinander, daß alles nicht karg ausgesprochene Lob durch den unmittelbar nachfolgenden Tadel gedämpft, ja aufgehoben ward. Schon die Wahl des Textes: „Ich bin groß geworden, ich ward aber gewahr, daß Dies auch Eitelkeit ist" (Pred. Sal., 1, 16), bezeugt, daß er der Wahrheit die Ehre geben wollte. Die ganze Rede ist ein Meisterstück geistreichen Schaukelns zwischen widerstrebenden Elementen, und zwischen Freimüthigkeit und Zurückhaltung; aber einen wohlthuenden, befriedigenden Eindruck läßt sie nicht zurück.

Daß Massillon von den Einflüssen seiner dem Glauben immer mehr sich entfremdenden Zeit nicht ganz unberührt blieb, beweisen seine sogenannten kleinen Fastenpredigten, die er 1718 vor dem acht Jahre alten Ludwig XV. hielt, und in denen er, wie irgend einer der aufgeklärten Prediger unserer Zeit, weniger die Liebe, die Leiden, die Selbstaufopferung Jesu als moralische Nutzanwendungen, die er dem königlichen Kinde, fast zur Unzeit, und ohne hinreichende Begründung einschärfen wollte, ins Auge faßte, als habe er an der Möglichkeit verzweifelt, seine entartete, an Glauben immermehr verarmende Zeit durch die großen Thatsachen auf welche der Glaube sich gründet zu dem verlorenen Paradies zurückzuführen.

Er ward im J. 1717 zum Bischof von Clermont, 1719 zum Mitglied der französischen Akademie ernannt, und weilte bis zu seinem Tode in seinem Bischofssitze, ganz den Pflichten seines heiligen Berufs hingegeben, den er in seinen Conferenz- und Synodalreden den Geistlichen seiner Diöces mit einer herzgewinnenden Innigkeit und überzeugenden Klarheit ans Herz legte. Die Pflichten des Geistlichen können nicht eindringender, lebendiger, begeisterter veranschaulicht werden als es in diesen trefflichen Reden geschehen ist. Bemerkenswerth ist übrigens, daß Massillon in den spätern Jahren seines Lebens auf die früher mit so großer Kraft und siegreichem Erfolg geübte oratorische Kunst fast gänzlich verzichtete, und auf ganz einfache Vorträge zur Belehrung des Volkes sich beschränkte.

Im vierten Capitel wird die Gestalt in welcher Massillon's Predigten uns vorliegen, und die Wahl der Texte, sowie das von dem Verf. beliebte, durchaus wohlbegründete und zweckmäßige Verfahren bei Schilderung seiner Predigtweise besprochen, und in den vier folgenden sind die antithetischen Reden nach der Pflichtidee, die Predigten nach der Idee der Seligkeit in der Form der Schilderung und der Nachweisung, die Predigten nach der Tugendidee, Homilien, und die Predigten nach der Idee der Wahrheit mit kritischer Schärfe und gründlicher Sachkenntniß zergliedert, überall mit sorgfältig ausgewählten Belegen. Wir bedauern hier nicht darauf eingehen zu dürfen.

4) Massillon's oratorischer Charakter. Wir müssen uns darauf beschränken einige Hauptmomente der Darstellung anzudeuten. Massillon war ein gläubiger, frommer und rechtschaffener Mann, immer seinem Berufe treu, eifrig für das Heil der ihm anvertrauten Seelen.

Nicht karg begabt mit Phantasie und Denkkraft, hat er Beides in günstiges Gleichgewicht zu setzen gewußt. Ist das Gemüthsleben, das Gefühl, in ihm vorherrschend, so überwiegt es doch nicht die besonnene Haltung des Redners; aber es schloß ihm die tiefere Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens auf. Ein mehr auf Ueberredung als auf Erbauung berechneter Gedankenreichthum ist ihm nicht eigen, er hebt immer nur Das hervor was auf Gefühl und Gesinnung am kräftigsten einzuwirken vermag. Auch da wo die Wärme seiner Empfindungen ihn zu den kühnsten Wagnissen in der Rede, zu den stärksten Aeußerungen mit fortreißt, verletzt er nirgend den Anstand, die Sitte, das Zartgefühl.

Auf das Herz zu wirken, die Herzen für das Heiligste zu gewinnen, darauf ist auch sein Stil berechnet; klar und einfach ist seine Darstellung, frei von rhetorischem Pomp, von Spielen des Witzes und der Phantasie, von überflüssigen Zierathen, und doch höchst lebendig, mannichfaltig anziehend und festhaltend, ebenso sehr wie den Glanz der feinsten Bildung, so auch die Anmuth eines sittlichschönen Charakters entfaltend. Das Bemühen zum Herzen zu sprechen, zu überzeugen, zu erwärmen, hat aber den Redner öfters verleitet einen Gedanken der ihm besonders erwecklich erscheinen mochte breit auszuspinnen, mehrmals in anderer Gestalt vorüberzuführen, daher denn die Fülle der Worte den Reichthum der Gedanken nicht selten überwiegt.

Wie manches uns Fremdartige in Massillon's Beredtsamkeit sein mag, so kann doch kein Unbefangener verkennen, daß Etwas in ihm ist wodurch er dem Deutschen verwandt und verbunden erscheint, nämlich sein edler Charakter, sein tieffrommes Gemüth. So stimmen wir auch mit der wärmsten Ueberzeugung in den Wunsch des Verf. ein, daß unsere jüngern Kanzelredner ihn ihres Studiums werthachten mögen. Das treffliche Buch aber das an ihn und an den großen griechischen Redner wieder erinnert wird hoffentlich nicht blos bei den Theologen, sondern auch in allen gebildeten Kreisen Eingang und Einfluß gewinnen. **F. A. Koethe.**

Orientalische Literatur.

1. **Prabodhatschandrodaja oder der Erkenntnißmondaufgang. Philosophisches Drama von Krischnamisra. Aus dem Sanskrit und Prakrit metrisch übersetzt von Bernhard Hirzel. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.**

Die deutsche Lesewelt ist Hrn. Hirzel gewiß Dank dafür schuldig, daß er es unternommen hat den „Erkenntnißmondaufgang“, dieses früher nur durch eine englische Uebersetzung bekannte, späterhin von Hermann Brockhaus im Original herausgegebene merkwürdige indische Schauspiel, in einer treuen, geschmackvollen, sich genau dem Originaltexte in Prosa und Versen anschmiegenden Uebersetzung ihr näher zu bringen. Der Uebersetzer will für seine Arbeit nur wissenschaftlich gebildete Leser, und in der That wird es auch diesen schwer genug werden, mit den wenigen Anmerkungen die er dazu gegeben hat den tiefen Sinn dieses philosophischen Dramas, dessen handelnde Personen blos Personificationen abstracter Begriffe sind, gleich überall zu fassen. Wenn ich in der folgenden Inhaltsangabe das Rechte verfehlt habe, so möge Hr. Hirzel sich beeilen, durch keineswegs „den Plan des geistreichen Dichters verwässernde“ oder „unnütze“, sondern zum Auffassen aller Anspielungen durchaus nothwendige Aufklärungen mir und Andern das Verständniß zu öffnen, und sich „durch unsere heutigen Dambhas und Tscharwakas“ (fromme Heuchler und materialistische Ungläubige) „die Lust nicht rauben“ lassen, den versprochenen Anhang, in welchem die hier vorkommenden Philosopheme näher erläutert werden sollen, bald nachzuliefern. *) Wären die indischen Namen der Personen des Dramas ins Deutsche übersetzt, so würde das Ganze von vornherein viel leichter zu verstehen sein. Dies konnte aber wol bei dem in beiden Sprachen meist verschiedenen Geschlechte der Begriffsnamen nicht geschehen ohne die ganze Anlage des Stücks zu zerstören; ich bitte daher im Folgenden auf das Geschlecht der als Eigennamen stehenden Begriffe keine Rücksicht zu nehmen. Schon die kurze Angabe des Inhalts wird zeigen, nicht nur welch einen tiefen Blick dieses Schauspiel uns in das Geistesleben des einst so hochgebildeten indischen Volkes thun läßt, sondern wie vieles auf alle Zeiten, besonders aber auf unsere Zeit Anwendbare darin enthalten ist.

Der ewige Geist, das wahrhaft seiende, unveränderliche, selige Wesen, ist von seiner Gattin Maja, der ohne Zweck und Grund waltenden Phantasie, durch Vorspiegelung unwesenhafter Gebilde getäuscht, und in der Welt zu einer Art Veränderlichkeit herabgezogen worden. Den mit ihm gezeugten Sohn Manas läßt sie, vielfach zertheilt, obwol Einen, in den Gestalten der Menschen wohnen und walten. Dieser ist durch seine zwei Gattinnen, Thätigkeit und Beschaulichkeit, Urheber zweier Familien geworden; an der Spitze der einen steht König Weltlust mit seinen Angehörigen, an der Spitze der andern König Vernunft; jene hat aber die ganze Welt für sich in Besitz genommen, sodaß dieser nur ein einsames Leben bleibt, und sie sich durch die Macht von Sinnlicher Liebe und Wollust überall bedrängt sieht. Der Urgeist ist durch Selbstsucht, den ältesten Sohn der Menschheit, durch Weltlust und die Uebrigen mit hundertfachen Fesseln gebunden und in unbewußten Schlummer gerathen. Von diesen Banden soll er jetzt befreit werden durch die Geburt der Riesin Wissenschaft, welche König Vernunft mit seiner lange verlassenen Gattin Offenbarung erzeugen wird. Doch nur nach schwerem Kampfe kann die Wiedervereinigung mit dieser Letztern, durch Gewinnung von Glauben, Gemüthsruhe, und den Ihrigen zu Stande kommen; dann aber geschieht der ersehnte Erkenntnißmondaufgang, und „der Weltenherr, der Ewige“, vielfach Zerrissene wird wieder zurückgeführt zur Gotteseinheit.

Dieses sie mit Untergang bedrohende Ereigniß zu verhindern strengen nun Weltlust und seine Genossen alle ihre Kräfte an. Der Brahmane Heuchelei, Sohn von Habsucht und Gier und Vater von Falschheit, wird von König Weltlust nach Benares, „der fehlerlosen Brahmanenstadt“, gesandt, um sie für seine Sache zu gewinnen, was ihm auch größtentheils gelingt. Sein Großvater Selbstsucht, von der drohenden Gefahr benachrichtigt, kommt aus der südlichen Gegend herbei, um sich nach der Lage der Dinge zu erkundigen, und findet Heuchelei in heiliger Einsiedelei die Berührung alles Unreinen vermeidend. Nachdem der Schalk den spottenden Großvater erkannt, erscheint auch König Weltlust mit seinem Gefolge aus dem irdischen Paradiese, um seine Königsstadt zu besuchen und seine Streitkräfte um sich zu sammeln. Zeitgeist, nach dessen Lehre „das Sichtbare gerade Geltung hat, Erde, Wasser, Feuer, Luft wesenhaft, Geld und Liebe des Menschen Sache, die Elemente sinnbegabt sind, und keine andere Welt ist“, erscheint vor ihm, um ihn durch den Bericht von seinen eigenen Erfolgen wegen der drohenden Gefahr zu beruhigen.

> Jetzt wandeln, weg vom Wedaheil, auf allzu weites,
> Willkürliches Unterfangen hingeführt die Großen.

Die untern Massen und das gemeine Volk verwerfen die drei

---

*) Bernhard Hirzel ist vor kurzem gestorben. D. Red.

heiligen Urkunden als Betrügergeschwätz, und sonst dienen diese überhaupt blos für den Lebensunterhalt. Doch, setzt er hinzu, lebt noch in der Einsamkeit eine mächtige Büßerin, die Wischnulehre, welche den Stamm des Königs Vernunft beschützt, und so lange diese nicht aus dem Wege geräumt ist, ist keine völlige Sicherheit zu erwarten. Weltlust läßt seine Getreuen auffodern auf deren Untergang bedacht zu sein. Dann erhält Sinnliche Liebe den Auftrag, Tugend zu binden und zu bewachen; Habsucht und Gier, Zorn und Gewaltthat verbinden sich, um Glaubens — wir wollen Fides sagen, um ein Femininum zu haben — Tochter Gemüthsruhe in ihre Gewalt zu bekommen; das Freudenmädchen Falschblick, die Geliebte aller Uebrigen, übernimmt es Fides von Offenbarung wegzureißen, um so auch Gemüthsruhe von ihrer Mutter zu trennen.

Als Gemüthsruhe sich von ihrer Mutter Fides verlassen sieht, will sie sich das Leben nehmen; doch auf Zureden ihrer Freundin Mitgefühl macht sie sich auf die Verlorene wieder aufzusuchen. Vergebens forscht sie aber in allen Einsiedeleien der Rechtgläubigen, sie ist nicht zu finden, und bei den Ketzern, den Dschainas, den Buddhisten, den Siwaiten sieht sie statt ihrer eine Buhlerin, die ihren Namen angenommen und durch ihre Reize Dschaina und Buddhisten verführt, mit dem blutigen Siwaanbeter aus dem Becher des Sinnengenusses zu trinken. Endlich erfährt sie, daß die Ersehnte bei der Wischnulehre in Sicherheit weilt.

> Im Wasser nicht, auf dem Festland nicht,
> Auf dem Bergglanz nicht, in der Hölle nicht —
> Mit Wischnubhakti vereint
> Wohnt sie im Herzen der Edeln!

Zwar will die grausame Siwagöttin auf gewaltsame Weise Fides und Tugend rauben und verschlingen; allein vor dem zornigen Blicke der Fürstin Wischnulehre stürzt sie selbst zu Boden, und die Fürstin beschließt nun die Vernichtung des Königs Weltlust mit seiner ganzen Sippschaft. Dem König Vernunft läßt sie berichten, er möge sich bemühen Sinnliche Liebe, Zorn und ihre Genossen zu überwältigen; dann werde die Entsagung erscheinen, sie, die Fürstin, selbst werde mit ihrem Gefolge dem Heere sich anschließen, und durch Vereinigung von Offenbarung mit Vernunft die Geburt der Erkenntniß bewirken. Auch Freundschaft mit ihren drei Schwestern Mitgefühl, Wohlthätigkeit und Verträglichkeit walten auf Wischnubhakti's Befehl, um König Vernunft zum Ziele zu führen, in den Herzen der Hochsinnigen.

König Vernunft sammelt seine Streitkräfte zum bevorstehenden Kampfe um sich. Wirklichkeitsbetrachtung wird insbesondere beauftragt den Gott der sinnlichen Liebe zu bekämpfen; Geduld soll den beweglichen, schlechtherzigen Zorn und damit zugleich Beleidigung, Schmähung, Stolz, Neid und die übrige Sippschaft besiegen; Zufriedenheit soll Habsucht, die Ungebundene, zerschmettern. Als der König mit dem ganzen Heere bei Benares erscheint, weichen die Feinde bei seinem Anblick erschreckt zurück. Doch stellen beide Parteien ihre Truppen in Schlachtordnung, und da König Weltlust der ihm gemachten Foderung:

> Es verlasse der König Wischnu's Tempel, die Ufer der Flüsse,
> Die reinen Waldesstätten, der frommen Herzen, entweiche
> Sammt seinem Gefolge zu den Mletschas!

nicht Folge leisten will, sondern zuerst die Ketzerbücher sammt den Ketzerzweifeln ins Treffen führt, so erscheint die heilige Redekunst an der Spitze der heiligen Schriften, begleitet von allen auf die Wedas gegründeten Schulen, die sich, ihres Haders vergessend, an sie angeschlossen, zum Kampfe gegen die Verneinenden. Es entsteht ein furchtbares Handgemenge, und durch den gewaltigen Zusammenstoß wird bei den Ketzerbüchern die atheistische Lokajatalehre zerrieben und vernichtet; dann werden die Ketzerschriften alle „wegen ihrer Wurzellosigkeit durch die Meereswogen der Anhänger des festen Wortes ausgerissen; die Buddhisten sodann fliehen zu den mletschareichen Wohnsitzen der Sindhus, Gandharas, Magadhas, Andhras, Chunas, Bangas, Kalingas und Anderer; die ketzerischen Nackten aber, die Schädelmänner und Andere gehen im Verborgenen um" bei verhaßten Hirtenvölkern. Diesen folgen auf dem Fuße nach die Richtigkeitsgedanken, durch tief eindringende Stöße geschwächt von der heiligen Wissenschaftslehre und Dialektik und andern Lehren. Dann wird von Wirklichkeitsbetrachtung Sinnliche Liebe erschlagen, von Geduld Zorn, Beschimpfung, Beleidigung u. s. w. erlegt, von Zufriedenheit Habsucht, Gier, Armuth, Falsche Rede, Grausamkeit und Diebstahl überwunden, von Genügsamkeit Neid besiegt, von Anerkennung der Vorzüge Anderer der Stolz und von Erhebung fremder Eigenschaften die Eitelkeit in Stücke gehauen. König Weltlust sammt seinen Trugwundern verschwindet, man weiß nicht wohin.

Der Menschengeist jammert über den Untergang so vieler Söhne und Enkel, an welchen sein Herz hing, und will sich das Leben nehmen, denn es ist

> Trennung von lieben Blutsfreunden,
> Längst im Herzen ihm wohnenden,
> Gleichwie vom Leben ihm schärfer
> Als es Gliederzerreißung ist!

Heilige Redekunst tritt im Auftrage der Wischnulehre auf, um ihn zur Erkenntniß zu bringen und Entsagung in ihm aufgehen zu lassen. Sie ermahnt ihn, durch die Vorstellung von der Unbeständigkeit der Dinge die Fessel der Selbstsucht, den Grund seiner Verblendung, zu zerreißen, und in dem Gedanken an einen der vermenschlichten, bildlich dargestellten Götter Beruhigung zu suchen. Entsagung erscheint und stellt ihm vor:

> Gleichwie der Reisenden auf dem Wege, wie der Bäume
> Gestürzt in den Fluß, der Wolken in der Luft, Kauffahrer im Meer —
> So ist Verbindung mit Vater, Mutter, Verwandten, Sohn
> Und Bruder, Geliebten stets nur ein vollständiges, weites
> Lostrennen! Wie entsteht für Weise da noch Kummer?

und so erkennt er denn endlich in den schönen Bildern die ihn geblendet nur „eine Masse Trugmeerwasser". Da er aber seine heiligen Pflichten nicht eine Stunde unerfüllt lassen darf, so soll von nun an Beschaulichkeit seine Gemahlin sein; Ruhe, Bezähmung, Zufriedenheit u. s. w. sollen ihn bedienen, und er soll Vernunft mit seiner Gattin Offenbarung zum Throne gelangen lassen; innern und äußern Gottesdienst soll er mit Ehrfurcht behandeln, und so wird in ihm, der nun zum Heile gelangt, auch der Urgeist seine Natur wiederfinden.

Doch noch einen Versuch macht König Weltlust die verlorene Gewalt wiederzugewinnen; er entsendet die Wunder, die den Menschengeist durch allerlei Zauberei zu bestricken versuchen; denn jetzt

> Hört Klänge er von hundert Meilen her; es kommen
> Die heil'gen Schriften, diese, jene, sich widersprechend,
> Zum Vorschein, Wedas, Puranas, Dramen, Wechselreden
> Und andere Redekünste; er selber verfaßt nach Wunsch
> In reinen Versen Gesäng' und Lehren, durchstreift die Welten,
> Schaut auf dem Meru die Perlsteinstätten, die funkelnd schönen!

Allein er ermannt sich, faßt den Entschluß: Fahre wohl, du Sinnenwelt! und verschmäht die Berauschung. Vor dem Urgeiste, der, durch die Macht der Wischnulehre aus seiner Betäubung befreit, nun sich übergeschifft

> Zum Weltmeerwogenufer am Ziel der Ewigkeit,

erscheint die längst vermißte Offenbarung, und erzählt ihre bisherigen Schicksale.

> An Opferstätten, die da leer, an Altären, Schulen
> Verbracht' die Tage ich mit thörichten Schwätzern seither.

Für diese war Denken an sie nur ein Grund etwas Anderes zu ergreifen.

> Mit Eigensinn nur vernehmen sie ohne Obacht
> Den Sinn der Lehren, wie gebracht von gemeinem Weibe!

Sie wollte sich an die Bücherlast führende Opferwissenschaft anschließen, allein von dieser wurde sie abgewiesen; denn durch

ihre Nähe würden die Pfleglinge, von bösen Einbildungen weggerissen, bei den Opfern in ihrer Ehrfurcht schlaff werden. Dann suchte sie bei der Lehre von den guten Werken eine Zuflucht; allein auch diese erkannte deren Bekenntniß vom ewig ruhenden Urgeiste nicht als das ihrige. Von da ging sie zu den von vielen Schülern verehrten Verstandeskünsten.

Die Eine war in allen Arten von Vorstellungen
Ganz ausgezeichnet; eine And're dehnte die Rede
In Folgerungen aus, geeignet mit List die Sekte
Im Zaum zu halten, Schwätzerei und Zänkerei!
Die And're von der Natur losscheidend lehrte Trennung
Der Urkraft, stark bei Aufzählung der Wesenheiten,
In mächt'gem Schaffungsschritt der Selbstsucht wie in Anderm!

Allein Alle stürzten auf sie los, um sie zu Boden zu schlagen. Mit genauer Noth entkam sie ihnen,

Die Arme geknickt, die Steinchen der Perlschnurreihen zersplittert,
Geschändet den Haarschmuck durch Mishandlung beim Erfassen
Der Stirnjuwelen!

und floh zu ihrem Kinde Gesang in einen Wischnutempel. Aus diesem Zufluchtsorte ist sie nun erschienen, um sich mit Vernunft zu verbinden, und da schon durch Willenskraft Gottheiten entstehen, so gebiert sie das furchtbare Wesen, die Wissenschaft, die in die Brust der Menschheit eindringt, und hier allen Rest der Weltlust verschlingt. Erkenntnißmondaufgang wird von dem Urgeiste freudig begrüßt. Verscheucht ist die Finsternißmasse, der Morgen erschienen, geboren

Durch den sich Wischnu als die Seele der Welt verbreitet!

Frei von Feinden hat Vernunft seines Bestrebens Ziel erreicht, der Urgeist ist auf ewigen Friedenspfad hingelenkt, und nur Das möge noch zu Stande kommen:

Pardschandja (der Gott des Luftkreises) spend' auf diese Welt da reichlichen Regen,
Erwünschten! Die Fürsten, von mannichfacher Verfinst'rung frei,
Schützen den Erdkreis! Weggestoßen die Finsterniß
Durch das Aufkeimen der Wahrheit, mögen durch deine (der Wischnulehre) Gnade
Die Großen setzen über jenen von Sinnlichkeit
Und Selbstsuchtgedanken schmuzigen Weltenocean!

2. Meghaduta oder der Wolkenbote. Ein lyrisches Gedicht von Kalidasa. Aus dem Sanskrit metrisch übersetzt von Bernhard Hirzel. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Den Plan des Gedichts gibt der Uebersetzer selbst in der Einleitung an: „Ein Jakschas, Genius, Diener des Kuwera oder Schätzegottes, hatte sich irgendwie in seinem Amte verfehlt, und wurde von seinem Herrn aus dem von Gold und Edelsteinen leuchtenden Himmelsgarten des Himalaja (Schneewohnung) auf den Ramagiri, ein südlich am Meere liegendes Gebirge, auf ein Jahr verbannt. Im achten Monate seiner Einsamkeit, als eben die Regenzeit, in Indien wie für die Pflanzen so auch für die Menschen die Zeit der Liebe, begonnen hatte, richtet er die Sprache der Sehnsucht nach seiner Gattin an eine Wolke welche ihren Zug nach seiner nördlichen Heimat nahm; und bei diesem Anlaß beschreibt der Dichter durch den Mund des Verbannten zugleich die ausgezeichnetsten Berge, Flüsse, Tempel und Städte seines herrlichen Vaterlandes."

Das im Deutschen unmögliche Versmaß des Originals hat der Uebersetzer durch freie, mit Anapästen wechselnde Jamben ersetzt, die er auch im Drama des Krischnamisra großentheils anwendet, wodurch es ihm möglich gemacht wurde die Gedanken und Ausdrücke des Dichters mit größter Treue wiederzugeben. Einige wenige Verse mögen als Probe zum Lesen des ganzen lieblichen Werkes einladen.

In reinen Jungfrau'n schau' ich deinen Leib,
Im zitternden Rehesblick der Augen Wurf,
Der Wangen Glanz im Mond, im Schweifesbüschel
Der Pfauen deine Locken, der Brauen Spiel
In zartesten Bacheswellen: ach, vereinigt
Ist nirgend, Reizende, dein Bild!

Hab' ich aus Liebesleidenschaft am Felsen
Mit Farben dich gemalt, und wünsche dann
Zu Füßen dir zu fallen, so wird mein Blick
Durch reichliche Thränen wiederholt getrübt.
Auch so erträgt das harte Schicksal uns're
Vereinigung nicht!

Wenn mich, der in die Luft die Arme ausstreckt,
Um dich, in Traumgesichten irgendwie
Erlangte, zu umschlingen, die Waldgottheiten
Erblicken; wahrlich, so fallen Perlenhaufen
In Thränentropfen an der Bäume Knospen
Reichlich hernieder!

Und haben jene Schneeberglüfte plötzlich
Der hehren Fichten Knospengefäß' zerbrochen,
Von deren Saft wie Nachricht duftend, südwärts
Sich richtend; umschling' ich sie, du Tugendreiche!
Ob früher wol sie deinen Leib berührten?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Remusat.

Charles de Rémusat, der erst neuerdings in seinem „Abélard" und in dem zu einem besondern Werke angewachsenen Rechenschaftsberichte über die zur Beantwortung der vom Institute ausgeschriebenen Preisfrage über die Geschichte der neuern deutschen Philosophie eingelaufenen Bewerbungsschriften, von dem Umfange und der Gründlichkeit seiner philosophischen Studien Zeugniß abgelegt hat, tritt jetzt schon wieder mit einer neuen, nicht minder dankenswerthen literarischen Gabe hervor. Dieselbe besteht in einer passenden Auswahl mehr oder minder umfassender Aufsätze welche sich um einige wichtige philosophische und literarische Fragen drehen. Der Titel dieser „Sammlung vermischter Schriften", wie man sie etwa nennen könnte, lautet „Passé et présent" (2 Bde.). Ein Theil dieser geistreichen Abhandlungen, in denen sich Feinheit in der Auffassung mit einer sehr geschmackvollen Ausführung vereinigt, mag wol noch in die erregte Zeit hinaufreichen in der Rémusat als einer der thätigsten Mitarbeiter am „Globe" den neuen aus wahrem innern Drange hervorbrechenden und unter dem Einflusse einer umfassendern literarischen Bildung sich entwickelnden Ideen, welche in der romantischen Schule nur eine einseitige Gestalt gewinnen konnten, Bahn brechen half. Andere rühren aus seiner spätern literarischen Thätigkeit her, und ein Theil endlich scheint uns hier zum ersten mal ans Licht zu treten.

Anlegung von Theatern.

Die wichtige Frage über die Construction der Theatergebäude, welche durch ein bekanntes namenloses Unglück erst neuerdings sich mit drängender Gewalt geltend gemacht hat, findet in einer besondern Schrift von einem Sachkenner eine sehr beachtenswerthe Beleuchtung. Dieses kleine, aber sehr inhaltreiche Werk ist vor kurzem unter dem Titel „Traité de la construction des théâtres" mit einem aus 25 Tafeln bestehenden Atlas erschienen. Der Verf., Albert Cavos, entnimmt zwar zunächst seine Belege meist den Einrichtungen und Anstalten welche Paris aufzuweisen hat, aber er erstreckt sich doch in seinen Erörterungen wenigstens andeutungsweise und gelegentlich über Alles was bei der Anlage und Anordnung der Theater sowol in Rücksicht auf künstlerische Wirkung als auch in Betreff der nöthigen Sicherheitsmaßregeln irgendwie in Betracht kommt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 204. —— 23. Juli 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Dritter und letzter Artikel.[*]

Betrachtet man die materiellen Mittel welche Destreich von 1792 an bis 1809 gegen die französische Republik und gegen das Kaiserreich in die Wagschale zu legen vermochte, so muß man sich gestehen, daß dieselben groß und ausreichend genug waren um einen glücklichen Kampf verbürgen zu können, ganz abgesehen von allen Bundesgenossen die ihm zur Seite standen. Auch ist es Thatsache, daß die östreichischen Heere, die im Felde standen, in der Regel an Zahl stärker und besser ausgerüstet waren als die französischen. Und nun vergleiche man mit diesen materiellen Mitteln den traurigen, schmachvollen Ausgang den alle diese Kriege hatten, und es wirft sich von selbst die Frage auf: Woher dieses schneidende Misverhältniß? Auch die Antwort ergibt sich daraus mit logischer Nothwendigkeit. Der Fehler muß in der innern moralischen Kraft zu suchen sein, da er in einem Mangel an äußern Erfodernissen nicht steckt. Wir wüßten wenigstens keine andere Alternative aufzufinden.

Hormayr's Buch über den Tirolerkrieg läßt uns nun einen tiefen Blick in die gänzliche Verderbniß des Geistes thun von der das ganze östreichische Regierungs- und Verwaltungswesen, sowol im Kriege als im Frieden, durch und durch inficirt war. Jene traurige Beamtenwirthschaft mittels welcher alle Branchen des Staatslebens in die Hände einer selbstsüchtigen, geistlosen und moralisch unfähigen Schreiberkaste gelegt waren, hatte sich in keinem Staate auf eine so widrige Weise ausgebildet wie in Destreich, obgleich auch alle andern europäischen Länder, mit Ausnahme von England, von dieser an dem innersten Lebensmarke des Volkes zehrenden innern Krankheit befallen waren. Diese Schreiberkaste hat nur ein Interesse, dem sie alles Uebrige aufopfert: das ist die Erhaltung ihres Ansehens, ihres Einflusses, ihrer absoluten Machtvollkommenheit. Sobald dieses Interesse berührt wird, ist ihr Nichts zu heilig und theuer um es nicht unbedingt aufzuopfern. Fürst und Vaterland, Recht und Gesetz, Moral und Religion, das Alles wiegt federleicht, und wird von ihr ohne Bedenken in die Schanze geschlagen, sobald nur die kleinste Feder in dem Regierungsmechanismus, auf dessen Aufrechterhaltung sich ihre Omnipotenz stützt, verletzt oder für die Zukunft bedroht werden könnte. Diese Schreiberkaste ist daher unerbittlicher Gegner jeder Entwickelung eines öffentlichen Geistes, weil der richtige Instinct der Selbstsucht ihr sagt, daß bureaukratisches Schreiberregiment und Formenwesen mit einem selbständigen, selbstthätigen öffentlichen Volksgeiste nimmermehr vereinbar ist, und daß beide nicht nebeneinander existiren können. Nirgend hat sich Das mehr gezeigt als in allen diesen östreichischen Kriegen, am widerlichsten und abscheulichsten aber in dieser Episode des tiroler Aufstandes. Lieber zehn verlorene Schlachten und zehn unglückliche Feldzüge als einen glänzenden Sieg der ohne Mitwirkung und ohne Befehl des Hofkriegsraths gewonnen wäre: — Das war von jeher östreichische Maxime; und lieber der schmachvollste Friede, lieber die Verkleinerung des alten östreichischen Kaiserstaats zu einem Staate zweiter und dritter Classe als einen glorreichen Kampf bei dem ein selbständiges Handeln des Volkes entfesselt, und alle jene moralischen Mächte hatten heraufbeschworen werden müssen in deren Niederhaltung die Schreiberkaste von jeher ihre vorzüglichste und einzige Bestimmung gesucht hat. Die Aufrechthaltung der Bureaukratie lag ihr immer mehr am Herzen als die Aufrechthaltung des Staats. Ihr war es von jeher gleichgültig unter welchem Herrn sie diente, ob unter Napoleon oder Jerome, oder ob unter Friedrich Wilhelm III. und Franz I., wenn nur dieser Herr ihre Dienste nicht entbehren konnte, und ihr Machtstellen, Gehalt und Orden gewährte. Lieber Tirol verloren als es durch freie Volksbewaffnung und durch moralische Thatkraft der Einwohner der Krone erhalten. Das ist die jammervolle Erklärung des tiroler Trauerspiels, ohne welche man den Verlauf dieser geschichtlichen Episode gar nicht begreifen kann; mit diesem Schlüssel muß man an sie herantreten, und das Hormayr'sche Buch drückt ihn dem Leser aufs greifbarste in die Hand.

Durch diese depravirte Beamtenwirthschaft und durch diese gänzliche Niederhaltung jedes öffentlichen Volksgeistes war Destreich an den Rand des Verderbens geführt. In solchen Zeiten, wenn die Noth am allerhöch-

[*] Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 52 und 53 und Nr. [illegible]—[illegible] d. Bl. D. Red.

sten gestiegen, und die Bureaukratie selbst rathlos und hülflos ist, sieht man sich dann freilich nach andern Männern um, welche fähig sind die so lange verstopften moralischen Hülfsquellen der Nation wieder zum Fließen zu bringen. Es geschieht Dieses aber keinen Augenblick früher als bis jene Schreiberkaste vollständig mit ihren Mitteln am Ende ist; und auch nur immer mit dem stillschweigenden Vorbehalte, sogleich, wenn die erste, dringendste Gefahr vorüber ist, jene Männer wieder beiseite zu schieben, und die alte Wirthschaft aufs neue anzufangen. So gehörte die Schlacht bei Jena dazu, um Stein mit seiner kleinen Schar von Freunden an die Spitze des preußischen Staats zu bringen; und so gehörte die Schlacht bei Austerlitz dazu, um den Kaiser Franz zu vermögen sich in die Arme der Brüder Stadion zu werfen. Was aber in Preußen wenigstens für den Augenblick vollständig und ganz geschah, Das kam nur bruchstückweise in Oestreich zum Durchbruche. Die Stein'sche Regierung war vollständig, und ihr Geist durchdrang Staat und Volk. Die Faust in der Tasche, welche in einzelnen Actenstuben und Hofsalons gemacht wurde, konnte den siegreichen Durchbruch jenes preußischen Genius nicht hemmen. Die Stadion aber waren nicht stark genug, um alle jene alten, widerstrebenden und murrenden Elemente aus der östreichischen Staatsverwaltung zu entfernen, oder auch nur vorläufig brach zu legen. Sie standen mit ihren wenigen Freunden, zu denen auch Hormayr gehörte, ziemlich isolirt da, und wenn ihnen auch der höchste Befehl zustand, so besaßen sie doch nicht die Macht alle jene alten verrosteten Werkzeuge der frühern Verwaltung zum völligen Gehorchen zu bringen. So mußten auch ihre vortrefflichsten Pläne scheitern, weil sie beständig durch eine böswillige Bureaukratie contrecarrirt wurden, die noch dazu wenigstens das eine Ohr des Kaisers in Besitz hatte, der seiner ganzen Individualität nach mehr geneigt war auf sie als auf seine Premierminister zu hören. Der Krieg von 1809 sollte allerdings nach dem Plane der Stadion ein wahrhafter Volkskrieg werden, und es wurden auch Anfänge dazu gemacht. Aber alle jene erbärmlichen Menschen arbeiteten im Stillen einem solchen Volkskriege entgegen, und die Folge davon war, daß es bei einzelnen Ansätzen dazu blieb. Dieser Krieg von 1809 ist daher ein Gemisch großartiger Entwürfe und kleinlicher, ängstlicher, pedantischer Ausführungen. Zwei Ausführungen standen sich schnurstracks entgegen, woraus denn die allerauffallendsten und empörendsten Widersprüche hervorgehen mußten. Nirgend aber traten diese Widersprüche so grell hervor als während des ganzen Verlaufs des Tirolerkriegs. Hier war der eigentliche Volkskrieg zum Durchbruch gekommen, was zum guten Theile dadurch mit bewirkt worden war, daß die Stadion den rechten, auf die Idee mit Feuer und Hingebung eingehenden Mann zur Anfachung und Leitung desselben an Hormayr gefunden hatten. Freilich gehörten auch eben die Tiroler dazu, diese frische, freie, durch die östreichische Bureaukratie zwar geknechtete, aber noch keineswegs depravirte und unterworfene Nation, um einem Mann wie Hormayr ein solches Feld seiner Thätigkeit zu gewähren.

Die Stadion meinten es ernsthaft mit dem tiroler Aufstande, sie setzten große Hoffnung auf ihn, und wollten ihn kräftigst unterstützen. Einiges Geld und eine nicht unbedeutende Truppenmacht unter dem relativ geeignetsten und am wenigsten pedantischen östreichischen Feldherrn Chasteler wurde gleich anfangs zur Hülfe gesendet. Mehr noch wurde für die Zukunft versprochen, und von Stadion, sowie auch wol von den Erzherzögen Karl und Johann ernsthaft und aufrichtig gemeint. Aber bei dieser anfänglichen Unterstützung blieb es, und kaum war der Aufstand gelungen, so machte sich die entgegengesetzte, misgünstige Auffassung desselben von Seiten der östreichischen Militair- und Civilbeamten dergestalt geltend, daß auch ferner nicht mehr ein Mann zur Hülfe Tirols abgesendet wurde. Mit Aerger blickte man auf die Großthaten der Tiroler, und mit teuflischer Schadenfreude überließ man sie ihrem Schicksale. Hormayr mochte Boten über Boten senden, und auf die unendliche Wichtigkeit des Unternehmens aufmerksam machen: er erhielt entweder gar keine Antwort, oder kühle Versprechungen, die nie gehalten wurden. Charakteristisch ist folgende Aeußerung eines einflußreichen Staatsmanns:

> Der tiroler Aufstand ist ein böses Beispiel, was sie heute für den Kaiser leisten, Das können sie ein anderes mal gegen ihn thun. Kann Hormayr nicht Alles erfüllen was er unüberlegt versprochen hat, so schlagen sie hoffentlich den Narren todt, und wir sind eine große Plage los.

(Der Beschluß folgt.)

Orientalische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 203.)

3. Die Kuruinge. Ein indisches Heldengedicht von Adolf Holtzmann. Karlsruhe, Holtzmann. 1846. 8. 1 Thlr.

Dieses Werk, als zweiter Theil der „Indischen Sagen" desselben Verf., deren erster einige Episoden des „Mahabharata" enthält, gibt uns in jambisch-anapästischem Versmaße eine anziehende Bearbeitung Dessen was den Grundstoff des „Mahabharata" bildet, die Erzählung von dem Kampfe der Söhne des Pandu mit den übrigen Nachkommen des gemeinschaftlichen Stammvaters Kuru, oder der Panduinge und der Kuruinge, wie sie der deutsche Verf. mit echt deutscher patronymischer Endung nennt. Ueber das Verhältniß dieser Bearbeitung zum Texte des indischen Epos erklärt sich Holtzmann so: „Es versteht sich von selbst, daß ich nicht die Absicht haben konnte dem Leser die Sage vom Kampfe der Kuruinge mit allen Widersprüchen, Ungereimtheiten, Wiederholungen und Dehnungen, wie sie jetzt im „Mahabharata" enthalten ist, in vollständiger Uebersetzung vorzulegen. Ebenso wenig aber konnte ich darauf ausgehen, das Geschäft vieljähriger Kritik überspringend, das alte Epos in seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit wiederherzustellen; denn Dies ist vielleicht nie mehr, gewiß aber jetzt noch nicht möglich. Wollte ich also nicht ganz darauf verzichten die wichtigste der indischen Sagen in meine Sammlung aufzunehmen, und konnte ich mich nicht entschließen so viel echt Poetisches, das ich in dieser Sage zu finden meinte, meinen Lesern gänzlich vorzuenthalten, so blieb mir Nichts übrig als ein Werk zu liefern das nicht nur aus gründlichem Studium des „Mahabharata", sondern auch aus meinem eigenen dich-

terischen Gefühl, aus meiner eigenen Phantasie hervorgegangen ist; jedoch glaube ich versichern zu können, daß das Gedicht wie ich es gebe ein völlig indisches ist, das bis ins Geringste Nichts enthält wofür ich nicht im indischen Werke ein Vorbild aufweisen könnte. Der eigenen Phantasie wurde nur dann Spielraum gegeben, wenn der vorhandene Stoff gänzlich unzureichend war, und auch dann nur in möglichst beschränkter Weise, sodaß ich öfters lieber als zu viel aus dem Eigenen zu schöpfen, etwas weniger Passendes aufnahm." Einiges ist, wie der Verf. noch bemerkt, gemildert, Manches zur Vermeidung von Einförmigkeit und Wiederholung in den Schlachtgemälden gekürzt. Anmerkungen sind keine gegeben, nur eine kurze Stammtafel der Kuruinge und, was freilich unumgänglich nothwendig war, Angabe der verschiedenen, einer und derselben Person zukommenden Namen.

König Dhertraschtra, von Kuru entstammt, war erblindet, und hatte die Regierung seinem jüngern Bruder Pandu übertragen; doch wurde nach seinem Tode sein Sohn Durjozana feierlich als König geweiht und anerkannt. Juzischthira aber, der älteste der fünf Söhne Pandu's, verlangte nach der Herrschaft, und sann darauf den rechtmäßigen Erben vom Throne zu verdrängen. Einst nach einem festlichen Mahle ergreift er die Würfel, um gegen Durjozana des Glückes Gunst zu versuchen, verspielt aber nach und nach seine Schätze, seine Sklaven, seine Heerden, sein Land und seine Leute, seine vier Brüder, sich selbst und zuletzt sein Weib. Doch diese, die edle Draupadi, wird wieder freigegeben, da der Wurf eines Sklaven ungültig ist, und erlangt auch die Freiheit ihres Gatten und seiner Brüder unter der Bedingung, daß sie, aus der Stadt verbannt, 13 Jahre lang im Walde einsam leben. Sie nehmen die Bedingung an, aber ihre Freunde sammeln sich um sie an ihrem Verbannungsorte, und durch des listigen Krischna, seines Verwandten, Zureden wird Juzischthira zu dem Entschlusse gebracht mit Waffengewalt gegen den König aufzutreten. Der Kampf bricht los.

Schrecklich ertönte
von Trommelwirbel und Muschelklang,
vom Knarren der Räder, vom Wiehern der Pferde
und von der Elefanten Schrei,
vom Klirren der Waffen, vom Rufen der Krieger,
vom Feldgeschrei und Losungswort
und von der Führer lauten Befehlen
weithin ein ungeheu'rer Schall.
Bald standen gegeneinander gerüstet
die beiden Heere, abendwärts
die Scharen der Kuruinge gewandt,
die Panduinge morgenwärts,
von Kampfbegierde beide erfüllt,
in Siegeshoffnung beide froh.
Als leuchtend sich die Sonne erhob,
erblickte man die langen Reih'n
Fußgänger, Reiter, Ilse *) und Wägen
mit blinkenden Waffen aller Art,
mit Bögen und Pfeil, mit Lanze und
mit Keule, Schlegel, Schwert und Dolch,
die Fürsten mit ihren flatternden Fahnen,
mit ihren Zeichen bunt gemalt.
Hoch ragte vor Allen der schreckliche Fischma,
auf silbernem, weißem Wagen, weiß
von Haar und Bart, in weißem Gewande,
und weißem Turban, silberweiß
die Rüstung und die Waffen, und weiß
die Rosse, wie ein weißer Berg;
und hoch an gold'nem Stamme der Palme
war Allen sichtbar sein Panier,
fünf silberne Sterne.
— — — — — —

*) Ilse s. v. a. Elefanten.

Und Fischma ergriff das golden geschmückte
gewund'ne Muschelhorn und blies
mit hellem Schalle; aber sogleich
ertönte auch des Feindes Horn.
Da rückten die Heere gegeneinander
mit Trommelschlag und Hörnerklang
und hellem Kriegsgeschrei, daß weit
der Erde Boden zitterte.
Von ferne aber krächzten die Raben,
und bellten die Wölfe, freudevoll
verkündend großen Menschenmord,
von Leichen ein erwünschtes Mahl.
Die Schlacht begann; wild untereinander
war bald der beiden Heere Volk,
Fußgänger, Reiter, Wagen und Ilse
undeutlich gemischt, wie wenn das Meer
im Sturme von brausenden Winden erregt
beständig auf- und niederwogt.
Da zückten blanke geschwungene Schwerter,
da flogen Pfeile hin und her
wie leuchtende Blitze, und glänzend von Oel
die Speere und Keule aller Art.
Hier trafen Wagen und Wagen zusammen,
zwei Elefanten kämpfen dort,
hier fochten Reiter mit Reiter, und dort
zu Fuße zwei Gewappnete.
Hier drangen einige Kämpfer zu Fuß
auf einen Wagen tapfer ein,
dort brach sich durch der Gehenden Menge
ein Wagen muthig eine Bahn.
Hier sprengt' auf buntbewimpeltem Pferde
ein Reiter zu einem Wagen hin,
und spaltete mit dem glänzenden Beile
dem Wagenlenker schnell das Haupt.
Dort aber auf einem Wagen ein Held
schoß viele tapf're Reisige
mit Pfeilen von den Pferden herab,
wer ihm in Pfeilschußnähe kam.
Hier stürzten wüthende Kriegselefanten
auf Pferde, Wagen und Menschen los,
mit Rüsseln schlagend, mit kräftigen Zähnen
durchstoßend, und mit der Füße Wucht
zerstampfend; dort mit glänzenden Speeren,
mit schweren Keulen zerbrachen die Wehr
der Ilse muthig fechtende Männer,
und heulend flohen die Ilse davon.

Die Haupthelden kämpfen zu Wagen wie in den Gefilden Trojas; der gewaltige Fischma wirft in der Panduinge Heer Tausende nieder, und ohne die klugen Rathschläge des Krischna Odysseus,

dessen Geist unerschöpflich an Mitteln,
dem jede Kriegslist, jeder Schlich bekannt,

und die Tapferkeit des unbesieglichen Ardschuna, des Schreckens der Kuruinge, waren die Panduinge verloren. Nach mannichfaltigen Wendungen der Schlacht, und nachdem viele Tapfere auf beiden Seiten in den Staub gesunken, gelingt es dem Ardschuna nur durch eine List den unnahbaren Fischma zu erlegen. Entsetzen ergreift die Kuruinge, als sie ihren Helden fallen sehen, die Waffen entsinken ihren Händen, und Durjozana bietet dem Juzischthira wieder die Hälfte des Reichs, die er im Spiele verloren hatte. Sein Anerbieten wird höhnisch abgewiesen, und die Schlacht beginnt aufs neue. Nun tritt der schreckliche Karna auf, der bis jetzt, von Fischma beleidigt, als zürnender Achilleus in seinem Zelte geblieben war; er erhält von Indra, dem Gott des Himmels, den nur ein mal aber sicher treffenden Speer, mit dem er den Ardschuna tödten will. Krischna holt aber einen Riesen herbei, der bei den Kuruingen solche Verheerung anrichtet, daß Karna auf ihn den so-

gleich verschwindenden Speer schleudert, worauf der Held verrätherisch von Ardschuna's tödtlichem Geschosse durchbohrt wird. Verzweifelt stürzt sich das übrige Heer der Kuruinge auf die Feinde, aber Alle finden fechtend den Tod, nur drei Helden, Aswatthaman, Kritwarman und Krip, entfliehen, um im Walde den König aufzusuchen, der bewußtlos von seinem Pferde zu einem Wasserteiche getragen worden war. Hier findet ihn Juzischthira mit dem Heere der Panduinge, und Fima, der Bruder Juzischthira's, zerschlägt ihm in langem, schrecklichem Keulenkampfe zuletzt verrätherisch beide Schenkel. Seine drei Freunde finden ihn noch lebend,

wie eine Eiche welche der Sturm
entwurzelt hat, wie einen Ast
der, von des Jägers Pfeilen getroffen,
im Walde auf die Erde sank,
im Staube mit zerschlagenen Schenkeln
sich regend noch, von Blut bedeckt.

Rachedürstend dringen die Drei in dunkler Nacht in das Lager der Panduinge. Aswatthaman tobt wie ein Rasender,

und Blut und Leichen zeigen den Weg,
den mordend er durchs Lager zieht.

Den Krischna spaltet er auf einen Streich von oben bis unten, dem Ardschuna stößt er das Schwert in den Leib, Juzischthira und Fima und die andern Brüder erschlägt er alle, und

So lagen alle Söhne des Pandu,
die großen Helden, von Drona's Sohn
ermordet, und Entsetzen ergriff
die Herzen Aller, die es sah'n. —

Und immer größer wurde die Noth
Und die Verwirrung überall. —

Da schlugen, Keiner den Andern erkennend,
sich Freunde und Verwandte selbst;
da prallten wüthend gegeneinander
Elefanten und zerstießen sich;
das war ein Rufen und Geschrei,
Geheul und Lärmen überall!
Da waren alle Schranken gebrochen
der Ordnung, Keiner gehorchte mehr.
Wild durcheinander drängte man sich
den Thoren zu. Dort aber stand
Kritwarman und der bedächtige Krip;
die trafen Jeden der da kam.
Sie schonten auch der Bittenden nicht,
und tödteten erbarmungslos
die Fliehenden alle. Keiner entrann,
kein Einziger entging dem Tod.
Die ganze Nacht durch dauerte so
das grause Morden. Drona's Sohn
in seinem Grimm ermüdete nicht,
so lang er einen Feind noch fand.

Am Morgen eilen sie zum Walde, um dem Durjozana zu verkünden, daß er gerächt sei; sie finden ihn

am Boden, ein wenig athmend noch,

und ihre Worte erquicken ihm das Herz.

Durch diese Nachricht fühle ich mich
so selig als der Himmelsfürst.
Heil euch, ihr Tapfern! Segen und Heil!
Im Himmel droben Wiederseh'n!
So sprach er noch, dann wurde er stumm,
der Kuruinge großer Herr.
Er ließ den Leib der Erde zurück;
zum Himmel stieg der Geist hinauf.

---

4. **Die Wünsche. Morgenländische Erzählungen und Märchen von Dietrich Rittershausen.** Berlin, Krüger. 1846. 12. 15 Ngr.

Wenn wir dieses Buch unter der orientalischen Literatur mit anführen, so ist es eigentlich blos des Titels wegen, denn das orientalische Gewand in welches diese Erzählungen gehüllt sind gleicht einer abgetragenen Fastnachtsvermummung unter welcher die europäischen Alltagskleider überall hervorgucken so sehr, daß sogar (S. 22) ein persischer Schiffscapitain, während sein Schiff sinkt, „an dem mittelsten Mast gelehnt, seinen Hut wie zum ewigen Abschiede schwenkt"! Zwar feiert (S. 85) ein persischer Großer Namens Cyrus seinen Namenstag (!) durch ein glänzendes Fest, doch möchte wol der geneigte Leser nicht abgeneigt sein zu fragen, in welchem orientalischen oder occidentalischen Kalender die Namen Sine-Cham, Babel-Arak, Alum-Bekum, Thiuli-Kos und andere stehen. Mit der Chronologie sieht es auch mislich genug aus; denn während einer der Helden mit dem Sohne des Khalifen in Bagdad sehr vertraut ist, erzählt ein anderer (S. 141), wie er in seiner Jugend von „christlichen Rittern, die von ihrem Wohnort auf der Insel Malta Malteser genannt wurden", gerettet worden sei! Der Rahmen in welchen die Erzählungen gefaßt sind besteht darin, daß drei Freunde von dem Wüstengeiste, einem kleinen Männchen in rothem Kleide, drei Gaben erhalten, der Eine den nie leeren Beutel des Fortunatus, der Andere einen so durchdringenden Verstand, daß er der Weiseste auf Erden genannt zu werden verdiene, der Dritte Gesundheit und ein fröhliches Gemüth, worauf sie sich zum Zeitvertreib Allerlei erzählen lassen. Daß die Weisheit des Weisesten auf Erden nicht weiter her ist als die welche sein Freund, der Mufti (!) des benachbarten Dorfs — der Verf. wollte wol sagen der Dorfpfarrer — an den Tag legt, ist natürlich: denn einen immer vollen Geldbeutel kann man wol schildern, auch wenn man einen leeren hat; aber mit der Weisheit ist es eine andere Sache. Daß weder der Reichthum den Einen noch die Weisheit den Andern glücklich macht, sondern nur der Dritte das Rechte gewünscht hat, ist auch nicht wunderbar, sondern schon oft dagewesen. Zum Schlusse stellt der Wüsten-Samiel im rothen Mantel den Letztern den beiden Andern als Vorbild dar, und gibt ihnen die neue und tiefe Lehre: „Lernt von ihm der Gesundheit kostbares Gut euch erwerben (?), benutzt das Gold um Gutes zu stiften, und die Forschung des Geistes bringe euern Nebenmenschen Nutzen und Freude!" worauf der Eine seinen Reichthum den Armen, der Andere seine Weisheit (!) wißbegierigen Schülern austheilt. Ob übrigens das Buch für Kinder oder für Erwachsene geschrieben ist, wissen wir nicht; es hat keine Vorrede, und der Inhalt hat uns keine Gewißheit darüber geben können. 108.

Notiz.

Internationales Verlagsrecht.

Das „Athenaeum" glaubt aus zuverlässiger Quelle versichern zu können, daß zwischen Großbritannien und Belgien die Bestimmungen eines Vertrags zur Sicherstellung des internationalen Verlagsrechts bereits festgestellt seien. Bei dieser wichtigen Nachricht wird zugleich erwähnt, daß die Förderung des kostbaren Grundsatzes der Heiligkeit des schriftstellerischen Eigenthums nicht nur in Europa Fortschritte mache, sondern daß auch in Asien derselbe zur Geltung gelange, indem einem in Kalkutta erscheinenden Blatte zufolge der Gesetzgebende Rath von Ostindien eine Verordnung erlassen hat wodurch dort zu Lande die in England hinsichtlich des Verlagsrechts geltenden Bestimmungen gleichfalls Gesetzeskraft erhalten. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 205. —— 24. Juli 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Das Herz wendet sich in tiefstem Blute, wenn man die wortbrüchige und verrätherische Behandlungsweise der herrlichen Tiroler, die mit namenloser Treue an ihrem Kaiser hingen, und sich für ihn aufgeopfert hatten wie in der deutschen Geschichte nie ein anderes Volk, während dieser ganzen Periode verfolgt. Selbst unter den östreichischen Generalen und Offizieren die den Tirolern zu Hülfe gesandt waren gab es Männer die einen unglücklichen Ausgang wünschten, und das Ihrige zur Herbeiführung desselben thaten, militairische Bureaukraten, die einen solchen Bauernkrieg wenn er gelänge für ein schlimmeres Unglück hielten als einen verlorenen Feldzug und das Sinken der östreichischen Monarchie von seiner Höhe herab. Man sah es freilich noch immer recht gern, daß die Tiroler eine Art Diversion im Rücken Napoleon's machten; aber man betrachtete sie rein als Mittel zum Zwecke, als eine Citrone die man ohne Bedenken wegwerfen wolle, sobald man sie ausgepreßt habe. So feuerte man sie fort und fort mit Worten zum Widerstande an, und gab ihren Versprechungen selbst da nach, als man schon entschlossen war keine derselben zu halten. Es würde zu weitläufig sein für d. Bl., wenn wir die mannichfaltigen Beweise davon, die Hormayr mittheilt, hier aufzählen wollten. Wir geben nur einige der interessantesten Thatsachen. Hier zuerst einige Schreiben des Kaisers Franz:

Kaiser Franz an die Tiroler.

Meine lieben getreuen Stände Tirols! Das kindliche Vertrauen welches ihr in eurer Zuschrift vom 1. Mai bezeuget, und euer rühmliches Vorhaben standhaft auszuharren, bei vorübergehenden Kriegsunfällen den Muth nicht sinken zu lassen, hat Mir neuerdings bewiesen, daß ihr immer noch jenes biedere, Gott und seinem rechtmäßigen Landesfürsten mit unerschütterlicher Treue anhängende Volk seid. Darum waret ihr auch Meinem Herzen stets theuer, ihr habt bereits Mein heiliges Wort, daß Ich euch nie verlasse, daß ich alle Kräfte aufbieten werde, um die noch drohenden Gefahren von euch abzuwenden. Nie werde Ich dieser feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk sein. Ist es gleich dem Feinde gelungen augenblickliche Vortheile zu erringen, hat er gleich diese benutzt einen Theil Meiner Provinzen zu überschwemmen und zu verheeren, wo er nur nach gewöhnlicher Weise an Unschuldigen und Wehrlosen Rache nimmt: so hoffe Ich doch zu Gott, daß der Augenblick nicht mehr fern sei, wo diese tollkühne Vermessenheit ihre Züchtigung finden wird, wo Ich euch jene schnelle und wirksame Hülfe senden werde auf die ihr die vollgültigsten Ansprüche habt. Schon hat Meine Armee einen entscheidenden Sieg über die Feinde erfochten, welche nach einem beispiellosen Verluste sich zurückzuziehen gezwungen waren. Bedeutendere Ereignisse werden mit Gottes Beistand diesem folgen, und dann werden wir uns wieder die Hände reichen und mit vereinigten Kräften dem Feinde Trotz bieten. Bis dahin harret aus! Ihr habt der Welt gezeigt was ein tapferes Volk vermag wenn es für die Erhaltung seiner Religion und für Befreiung von fremdem Joche die gerechten Waffen ergreift. Die Vorsehung hat euer Unternehmen gesichert, sie wird es ferner thun. Der Gedanke, daß die Zeit der Prüfung nur kurz sein wird, stähle euern Muth und halte euch aufrecht, damit Wir rühmlich den großen Kampf endigen, den uns Ehre und Pflichten gegen die Nachwelt abgenöthigt hatten.

Wolkersdorf, 26. Mai 1809.

Franz.

Kaiser Franz an die Tiroler.

Nach bedeutenden Unfällen, und nachdem der Feind selbst die Hauptstadt der Monarchie eingenommen hat, ist es Meiner Armee gelungen, die französische Hauptarmee unter Napoleon's eigener Anführung im Marchfelde am 21., wiederholt am 22. Mai zu schlagen, und nach einer großen Niederlage über die Donau zurückzuwerfen. Die Armee und die Völker Oestreichs sind von einem höhern Enthusiasmus als je beseelt; Alles berechtigt zu großen Erwartungen. Im Vertrauen auf Gott und Meine gerechte Sache erkläre Ich hiermit meiner treuen Grafschaft Tirol mit Einschluß des Vorarlbergs, daß sie nie mehr von dem Körper des östreichischen Kaiserstaats soll getrennt werden, und daß Ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde als den der dieses Land an Meine Monarchie unauflöslich knüpft. Sobald als möglich wird sich Mein lieber Bruder, der Erzherzog Johann, nach Tirol begeben, um so lange der Anführer und Schützer Meiner treuen Tiroler zu sein, bis alle Gefahren von der Grenze der Grafschaft Tirol entfernt sind.

Wolkersdorf, 29. Mai 1809.

Franz.

Wenn man diese so feierlich ausgesprochenen Versicherungen mit Dem was wirklich geschehen ist vergleicht, so steigt Einem die Schamröthe ins Gesicht. Es ist offenbar die Stadion'sche Partei welche dem Kaiser Franz solche Worte in den Mund legt. Vielleicht wollte sie,

ihn dadurch moralisch binden;, ungefähr wie Hardenberg, der wenige Jahre darauf den König von Preußen ebenfalls ähnliche öffentliche Grundsätze und Versprechungen aussprechen ließ, um die Zukunft in der Hand zu behalten. Ob aber ein solches Manoeuvre, wenn auch gut gemeint, doch nicht etwas jesuitisch ist, Das wollen wir dahingestellt sein lassen. Nicht nur darf man sich überhaupt keines Menschen, und namentlich nicht des Monarchen blos als Mittel bedienen, und ihn nicht zu Erklärungen überreden die nicht aus seiner Ueberzeugung herstammen, wenn man gegen ihn selbst nicht unredlich verfahren will, sondern, was die Hauptsache ist, man spielt auch ein frevelhaftes Spiel mit den Wünschen und Hoffnungen Derjenigen an welche diese Versprechungen und Hoffnungen gerichtet sind, wenn man seines Einflusses auf die betreffende Persönlichkeit auch für die Zukunft nicht so gewiß ist wie seiner selbst. Von einer solchen Gewißheit konnte aber bei der Stadion'schen Partei, als sie ihre eigene Gesinnung dem Kaiser Franz in so edeln und erhabenen Worten in den Mund legte, damals am wenigsten die Rede sein. Sie wußte recht gut, daß ihr Einfluß von einem entgegengesetzten balancirt wurde, und daß sie keinen Augenblick mehr sicher war, ob das Versprochene gehalten werde. Es ist sehr natürlich, und die Geschichte aller Zeiten beweist es, daß Fürsten auf solche feierliche Verheißungen, die hier von dritter Hand untergeschoben sind, und die nur ihr Mund, nicht aber ihr Herz gesprochen hat, selbst sehr wenig Gewicht legen, und daß sie sich gar leicht das Gegentheil souffliren lassen, sobald das Factotum gewechselt hat. Waren jene Verheißungen selbständig aus der Seele des Kaisers entsprossen, so wüßte man kaum, wie die Geschichte die gänzliche Nichtbeachtung derselben von seiner Seite hart genug beurtheilen sollte. So aber ist es leicht möglich, daß er sie selbst kaum gelesen, und nur seinen Namen darunter gesetzt hat. Das ist einmal die Rolle welche die Bureaukratie jeden Fürsten spielen läßt der nicht gleich einem Ludwig XIV. oder Friedrich II. eine vollendet selbständige Persönlichkeit ist. Und selbst ausgezeichnete Männer, wie die Stadion, sehen in einem bureaukratischen Staate sich zu solchen Mitteln genöthigt. Wir wollen nun keinen Vorwurf daraus machen, daß jenes feierliche Versprechen, keinen Frieden zu schließen durch den Tirol von Oestreich abgetrennt werde, nicht gehalten worden ist. Die Kriegsereignisse brachten vielleicht die völlige Unmöglichkeit des Worthaltens mit sich, oder wenigstens erschienen dem östreichischen Machthaber die spätern Verhältnisse im Lichte solcher Unmöglichkeit; aber daß man von vornherein auch nicht das Mindeste zur Unterstützung der Tiroler that, daß man nicht einmal den Versuch machte diese Versprechungen zu halten, Das ist das Empörende bei der Sache. Man überließ die Tiroler gänzlich ihrem Schicksale. Dieses ging so weit, daß man sich nicht einmal verpflichtet fühlte sie nach der Schlacht bei Wagram von dem Waffenstillstande zu Znaym zu benachrichtigen. Man sah es gern, daß Napoleon durch den Tiroleraufstand auch selbst nach diesem Waffenstillstande noch etwas in Sorge erhalten werde, um vielleicht günstigere Friedensbedingungen dadurch zu erlangen. Daß dadurch aber die treuen Tiroler allen Greueln eines außer Kriegsrecht gestellten aufrührischen Landes ausgesetzt wurden, darum kümmerte man sich freilich wenig; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß mancher östreichische Bureaukrat den Tirolern dieses Schicksal von Herzen gönnte. Das Stärkste und Unverantwortlichste aber war, daß man in dem Wiener Frieden nicht einmal eine Amnestie für Tirol stipulirte, ja daß man es sogar unterließ dafür Sorge zu tragen, daß die Tiroler rechtzeitig vom Abschlusse dieses Friedens benachrichtigt wurden. Die Folge davon war, daß die Tiroler Alles für falsches Gerücht und für eine Kriegslist des Feindes hielten, und also auch da noch bei dem Widerstande beharrten, als er schon ganz zwecklos war. Auf diese Weise wurde Hofer, Peter Meier, und so manches andere treue Herz schmählich hingeopfert, und der Rache Napoleon's preisgegeben. Wenn irgend Etwas die tiefe moralische Verderblichkeit der östreichischen Verwaltung unwiderleglich zu beweisen im Stande ist, so ist es dieses leichtsinnige, gewissenlose oder böswillige Verfahren gegen Tirol.

Noch ein anderes Beispiel. Um die Tiroler gegen Baiern aufzuregen, erließ der Kaiser Franz am 18. Mai 1809 eine Proclamation an sie, worin er ihnen das Recht zum Aufstande zusprach, weil man Baiern die Aufrechthaltung der tiroler Verfassung zu einer wesentlichen Bedingniß der Abtretung gemacht, und es ihm „ein schmerzliches Gefühl verursacht habe, sie durch offenbare Verletzungen dieser feierlichst zugesicherten Bedingniß auch noch der Vortheile die er ihnen dadurch zuwenden wollte beraubt zu sehen". Und was that Oestreich, als es 1814 wieder in Besitz von Tirol gesetzt wurde? Es stellte selbst die rechtliche Gültigkeit dieser Verfassung, deren Verletzung von Seiten Baierns es für eine schwere Verletzung der Verträge erklärte, in Abrede. Tirol sei als eine eroberte Provinz zu betrachten, die der Willkür der Sieger anheimgefallen. Das war der Dank! Wem fallen dabei nicht Buttler's höhnische Worte ein: „Dank vom Hause Oestreich?" Und wir fügen noch hinzu: Recht und Worthalten von der Bureaukratie? Ist es denn nun anders geworden? Hat Oestreich einen dreiunddreißigjährigen Frieden benutzt um seine Verwaltung von dieser herrsch- und selbstsüchtigen, formerstarrten, aller edlern und geistreichern Motive bar und ledigen Schreiberkaste zu emancipiren, und um der freiern selbständigern Thätigkeit des Volkes Luft zu machen? Wenn Fürst Metternich diese ebenso nothwendige als erhabene Aufgabe in dieser Zeit der Ruhe gelöst, oder sie auch nur einigermaßen vorbereitet hätte, so würde er allerdings noch für die spätesten Jahrhunderte sich den Titel eines wahrhaft großen Staatsmannes, mit dem man ihn jetzt so freigebig überschüttet, verdient haben, und sein Name würde von den spätesten östreichischen Geschlechtern gesegnet werden, deren Zukunft er auf die einzig mögliche feste Basis gegründet hätte. Uns

ist indessen von dieser Regeneration der östreichischen Verwaltung bis Dato Nichts bekannt geworden. Wer nähere Nachrichten davon haben will, der wende sich an den Freiherrn v. Hormayr, der freilich nicht mehr im östreichischen Dienst ist, sondern dem bairischen Staate dient, der aber gewiß trotzdem einen reichlichen Notizenschatz über die östreichischen Zustände besitzt.

F. von Florencourt.

Ein neuer Don Quixote. Komisch-satirischer Roman von R. F. Müllner. Mit Illustrationen von J. P. Lyser. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1846. 12. 1 Thlr.

Der Held dieser Erzählung ist Erasmus Rindenweiß, welcher die Lecture bis zum Wahnsinn liebte; er besaß eine sehr ansehnliche Bibliothek, und ihm waren „Werther's Leiden" so gut als „Mendelin von Höllenstein", „Waverley" so gut als „Der Lootse", „Der Blutschatz" so gut als „Die Geheimnisse" bekannt. Der Verf. hat den Plan, in seinem Helden die Lese- und Schreibwuth unserer Tage zu geißeln. „Erstere", sagt er, „verlangt nur eine neue Kost, gleichviel welcher Art. Ein Nichts, ja noch etwas Schlechteres, wenn es nur unterhält, genügt der Gefräßigen. Die letztere, welche neue Ideen nicht aus dem Boden stampfen kann, der ein guter Stoff nicht auf der flachen und nicht aus der krummen Hand wächst, gefällt sich in prächtigen, blendenden Floskeln, kleidet ihr Nichts in glitzernde, hohle Phrasen, erbettelt Interesse durch bizarre und baroque Unwahrscheinlichkeiten." Der Verf. hat in seinem Romane nun nicht allein was die Form und den Stil jener schlechten Romane und Novellen anlangt, sondern auch was Bezug hat auf die innere Construction und Erfindung, und die sonderbare Detaillirung und Motivirung der Handlungen, Alles auf die Spitze getrieben, und so diese ganze Richtung lächerlich zu machen gesucht. Er hat aber hierbei auf Erscheinungen Rücksicht genommen die zum Theil längst in der Literatur antiquirt oder ihrer Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit nach so unbedeutend, vorübergehend sind, daß sie einer ernsten Betrachtung gar nicht einmal würdig erscheinen, und auch für die Satire einen viel zu unbedeutenden, kleinen Stoff darbieten. Immermann hat in seinem „Münchhausen" dieselbe Sache behandelt, aber dabei sich nicht bei so untergeordneten Erscheinungen aufgehalten, sondern gerade seine Richtung auf die hervorstechendsten Charaktere gerichtet, wo er natürlich auch ein ergiebigeres Feld fand. Unser Held, genährt von dem Abhub einer so schlechten, erbärmlichen Literatur, zieht nun auf Abenteuer aus, aller mögliche romantische Spuk begegnet ihm; allein die Satire ist theils zu matt, zu unkenntlich, theils auch ist der Gegenstand selbst so unbedeutend, daß man nicht einen Augenblick bei demselben verweilen möchte. Es sind Windmühlen gegen die der Verf. streitet, weil eben diese Richtung die er lächerlich machen will so untergeordnet und nichtssagend ist, daß man sie ganz ruhig im Argen liegen lassen kann. Die Ironie dieses Buchs ist oft so verblaßt, der Pfeil der Satire so stumpf, daß man Mühe hat sich daran zu erinnern, daß auf dem Titel „komisch-satirischer Roman" steht. 93.

Gespenster-Zeugniß.

Wie häufig auch der Einfluß sein möge welchen abgeschiedene Geister auf die Handlungen lebender Menschen ausüben, Das kommt doch selten vor, daß Verkehr mit der Geisterwelt in der Geschäftspraxis eine Rolle spielt und actenkundige Berücksichtigung findet. Der Widerspruch des kalten Verstandes ist im praktischen Leben ein mächtiger Geisterbanner, und während es Männer gegeben hat, geistesstarke, gebildete und gelehrte Männer, die in Klostereinsamkeit, auf alten Kirchhöfen und in ihren Schlafstuben Geistererscheinungen gehabt haben wollen, wäre darauf zu wetten, daß, wenn dieselben Männer als Richter zu Gericht säßen, sie beträchtlichen Anstand nehmen würden eine Geistergeschichte durch ihren Urtelsspruch für Wahrheit zu erklären. Defoe in seinen „Novels and miscellaneous works" (18 Thle., London 1840) berichtet allerdings von einem Mörder, der wegen seiner lügenhaften Aussage in offenem Gerichtshofe vom Geiste des Erschlagenen zur Rede gestellt und dadurch zum Geständniß gebracht worden sei. Nur läßt er es klugerweise unentschieden, ob der Geist in eigener Gestalt anwesend oder ein Phantasiegebild des Mörders war, welcher die Vorwürfe seines Gewissens gleich Macbeth verkörpert vor sich sah. Und dabei die Randbemerkung, wie dumm eigentlich die Bühne den Shakspeare'schen Beweis furchtbarer Gewissenskraft in Scene setzt. Die Stärke des Beweises liegt offenbar darin, daß der schuldbeladene Mann in seiner Angst sieht, was, weil es nicht da ist, kein anderes Auge sieht. „Die Tafel ist voll" — blos für ihn, für keinen der Uebrigen, nicht einmal für seine stahlnervige Gemahlin. Dennoch wächst ein großer fetter Mann in schottischem Costume, mit einem Blutstreif um den Hals aus der Diele empor oder schreitet zur Thür herein, und setzt sich den Zuschauern vor die Nase, während diese Banquo's Geist lediglich in Macbeth's angstzerrissenen Zügen erblicken sollen. Das nebenbei. Veranlassung zu gegenwärtiger Notiz gibt ein auf Kosten des Bannatyne club in Edinburg gedrucktes Actenstück, worin die Aussage des Geistes eines Erschlagenen einen Theil des Zeugenbeweises gegen die Mörder bildet, mit dem rubrum: „Trial of Duncan Terig *alias* Clerk, and Alexander Bayne Macdonald, for the murder of Arthur Davies, sergeant in general Guise's regiment of foot, June 1754."

Sergeant Davies gehörte zu dem englischen Aufsichtscommando gegen die Hochländer, welche laut Parlamentsbeschluß weder Waffen noch ihre Nationaltracht tragen sollten. Am Morgen des 28. Sept. 1749 verließ er seinen Stationsort und kehrte nicht zurück. Erst nach Jahresfrist wurde sein Leichnam gefunden, und bei der Leichenschau erzählte der Finder, Alexander Macpherson: wie eines Nachts, als er schlaflos im Bette gelegen, ein Mann in blauer Uniform ihm erschienen, sich ihm Sergeant Davies genannt, der erschlagen worden sei und unbegraben auf dem Hügel Christie im Moose faule, und ihm geboten habe mit Hülfe David Farquharson's ihn zu verscharren. Ehe er Das noch thun können, sei der Geist in folgender Nacht wiedergekommen, habe sein Gebot erneuert und auf Befragen ihm die Mörder genannt. Als solche bezeichnete Macpherson zwei der zwölf Geschworenen, Duncan Clerc und Alexander Macdonald. In dessen Folge wurde gegen Beide die Untersuchung eröffnet. Andere Indicien sprachen stark gegen sie, aber sie wurden freigesprochen, „weil Macpherson's Angabe gegen das Ganze einen gewissen Unglauben erweckt hatte". Einen ähnlichen Fall erzählt ein früher für den Bannatyne club gedrucktes Buch, „Notices relative to the Bannatyne club", wo hauptsächlich durch die Aussage eines Geistes die Ungültigkeit eines Testaments bescheinigt und im Richterspruch anerkannt wird. Das erinnert an ein Ereigniß aus den „Causes célèbres et intéressantes", wo ein Bauer Namens Mirabel den Handelsmann Anguier wegen ihm geliehener 20,000 Francs verklagt, welche er durch gütige Vermittelung eines Geistes gefunden haben will. Der Verklagte beruft sich auf die Unmöglichkeit solcher Vermittelung. Aber diesen Einwand verwirft das Gericht, und würde Anguier zum Behuf der Erpressung der Wahrheit haben foltern lassen, wenn sich nicht herausgestellt hätte, daß Mirabel kein Klagrecht habe, indem ein gefundener Schatz nicht ihm, sondern der Krone gehört hätte, er folglich unbefugt damit gebahrt. 23.

Bibliographie.

Annäherung der Protestanten zur römisch-katholischen Kirche, oder Mittel, die Protestanten mit der römisch-katholischen Kirche wieder zu vereinigen. Zuerst herausgegeben von Mons. Camus, Bischof von Belley. Dann verbessert und mit Anmerkungen vermehrt von M...... Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von einem katholischen Geistlichen. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 15 Ngr.

Bacchus in Deutschland oder: Der kranke Phöbus. Ein ganz modernes Epos. Von Plinius dem Jüngsten. Leipzig, T. O. Weigel. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bancroft, G., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Entdeckung des amerikanischen Kontinents an bis auf die neueste Zeit. Nach der 9. Auflage des Originals deutsch von A. Kretzschmar. 1ster Band. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bode, W. J. L., Das ältere Münzwesen der Staaten und Städte Niedersachsens, in Hinsicht auf die dem Geschichtsfreunde, Richter und Münzsammler besonders wichtige Kunde der Werthsverhältnisse in den verschiedenen Rechnungs- und geprägten Münzen. Auf Urkunden und archivalische Nachrichten gestützt. Mit 10 Münztafeln vom Bibliothekar Dr. Schönemann erläutert. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Büttner, J. G., Briefe aus und über Nordamerika oder Beiträge zu einer richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten rc. 2te wohlfeile Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Haine, C. d', Der Policei-Spion. Denkwürdigkeiten des Grafen von Mortain, ehemaligen geheimen Policei-Agenten. Nach dessen Angaben 1845 und 1846 niedergeschrieben. Aus dem Französischen übersetzt von L. Hain. Vier Theile in zwei Bändchen. Leipzig, Kori. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hofmann, J. C. K., Aegyptische und israelitische Zeitrechnung. Ein Sendschreiben an den Hrn. Geh. Rath Dr. Böckh. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 15 Ngr.

Jellinek, A., Kanzel-Vorträge in der Leipzig-Berliner Synagoge gehalten. 1ste Lieferung. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 6 Ngr.

Koch, E., Erzählungen. Kassel, Hotop. Gr. 12. 24 Ngr.

Kurbi, J., Telin-Töne. Nordhausen, Köhne. 8. 15 Ngr.

Letteris, M., Sagen aus dem Orient. Nach den Quellen bearbeitet. Karlsruhe, Macklot. Ler.-8. 1 Thlr.

Ludwig, Wegweiser im Gebiete der Volksliteratur für Vorsteher von Volksbibliotheken. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. 4 Ngr.

Mäser, G. F., Die Lyra an dem Spaten, vermischte Gedichte. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Merr, Eulalie, Blätter aus dem Tagebuche einer Christin. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 16. 12 Ngr.

Perikles. Erzählung aus dem athenienfischen Leben in der 83. Olympiade. Aus dem Englischen von J. Fröbel. Zwei Bände. Leipzig, Vereins-Verlags-Buchhandlung. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pfaff, E., Geschichte des Pfalzgrafen-Amtes nach seiner Entstehung und Bedeutung dargestellt. Halle, Anton. Gr. 8. 15 Ngr.

Plötz, J. v., Beiträge zur deutschen Bühne. 3ter Band. München, Franz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., Geschichte des alten und neuen Bundes nach den Urkunden der heiligen Schrift bearbeitet. Dem deutschen Volke gewidmet. 1ster Theil. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 1 Thlr.

Reuß, L., Der Mensch in seiner naturgemäßen Entwicklung. 2ter Theil. Die Entwicklung der Gattung. Ein zweiter Versuch. Passau, Ambrosi. Gr. 8. 15 Ngr.

Rosenkranz, K., Göthe und seine Werke. Königsberg, Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Satori, J. (Neumann), Das Geheimniß. Ein historischer Roman aus der Zeit Carl I. von England. Drei Bände. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Stahr, A., Ein Jahr in Italien. 1ster Band. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Thlr.

Thimm, Heiraths-Kosten-Anschlag eines Preußischen Subaltern-Beamten. Komisches Gedicht. Berlin, E. Krause. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber Differenzialzölle im Verhältniß des deutschen Zollvereins zu andern Ländern. Von H. L. B. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 17 Ngr.

Vincas, H., Die Natur ein System. Oldenburg, Schulze. 8. 15 Ngr.

Weinholtz, K., Die Begründung des Rechts, und die Aufhebung der Sittenlehre durch die Rechtslehre als nothwendiges Erforderniß vorgestellt. Rostock, Leopold. Gr. 8. 15 Ngr.

Weißenborn, G., Vorlesungen über Schleiermacher's Dialektik und Dogmatik. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Darstellung und Kritik der Schleiermacher'schen Dialektik. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Tagesliteratur.

Vollständiger Bericht über die Feier des 67. Geburtstages des Herrn Consistorialrath und Professor Dr. David Schulz den 29. Novbr. 1845 und die früheren Vorgänge. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 15 Ngr.

Parlamentarische Briefe von Aristides. Berlin, v. Schröter. Gr. 8. 5 Ngr.

Entwurf eines Preßgesetzes. Altenburg, Helbig. 8. 5 Ngr.

Francke, E., Zeugnisse des Worts. 12 Zeitpredigten. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 15 Ngr.

Hey, E., Errichtung einer National-Lebens-Versicherung verbunden mit einer Nationalbank. Ein Antrag an das deutsche Volk. Zur Berathung in den Kammern seines Herzens und seines Verstandes. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jellinek, A., Die erste Confirmations-Feier in der Leipzig-Berliner Synagoge am 2. Tage des Wochenfestes 5607 (22. Mai 1847). Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Koller, J., Abschieds-Predigt, gehalten in Tittling 1846 am 1. Sonntage nach Epiphanie. Passau, Pustet. 1846. 8. 3 Ngr.

Liedl, M., Die traurigen Folgen der Todsünden und der läßlichen Sünden. Eine Festpredigt beim Jubelfeste des 200jährigen Bestandes der Marianischen Bürger-Congregation in Passau. Passau, Ambrosi. 8. 2½ Ngr.

Maßl, X., Der Eifer für die Religion und Kirche. Predigt auf die 200jährige Jubiläumsfeier der Marianischen Congregation der Herren und Bürger in Passau, gehalten den 24. März 1847. Passau, Ambrosi. 8. 2½ Ngr.

Oberheim, L., Ach Herr, unsere Missethaten haben's ja verdient! Bußtags-Predigt, gehalten am 28. Apr. 1847. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Programm der Vorarbeiten zu einem Lese-Verein für Freunde der Ordnung. Passau, Ambrosi. 12. 1 Ngr.

Ronge, J., Das Wesen der freien christlichen Kirche. Hamburg, Hoffmann und Campe. 12. 7½ Ngr.

Scheele, E., Das Hausrecht in der evangelischen Kirche. Eine Stimme aus dem Sachsenlande. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Spohr's Jubel-Fest im Januar 1847. Cassel, Hotop. 8. 6 Ngr.

Stier, R., Aphorismen zum Gruß an die Streitenden. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Historische Uebersicht der Schleswig-Holsteinischen Bewegungen, aus dem Dänischen bearbeitet von C. C. Mit literarischen Beilagen. Kopenhagen. Gr. 8. 20 Ngr.

Volkmar, L., Ein Rechtsgutachten zur Sache des Kaufmanns Leop. Hentschel wider den Kaufmann Jul. Profé. Berlin, E. Krause. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 206. —— 25. Juli 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Vierter Artikel.*)

67. Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden von Johann N. Vogl. Wien, Wallishausser. 1846. 8. 2 Thlr.

Hr. Vogl scheint geradehin wo nicht den Gipfel poetischer Unsterblichkeit, doch den Ruhmeskranz eines östreichischen Nationaldichters durch seine gewaltige Productivität erstürmen zu wollen. Da liegt wiederum ein Band Gedichte, gedruckt auf 724 Seiten, vor uns, geziert mit des Dichters Bilde und handschriftlichem Facsimile, dedicirt dem Herzoge Karl Ludwig von Lucca, angefüllt mit vaterländischen Balladen, historischen Balladen, Oertlichem, Frauenbildern, Seebildern, Dichterleben, Liebeleben, modernen Balladen, militairischen Balladen, scherzhaften Balladen, Muttersegen, Dorfgeschichten, Genrestücken und Croquis, Blumenballaden, Zecher- und Kellersagen, Volkssagen, Klostersagen, Bergmannssagen, Gespenstischem, frommen Sagen, Legenden, Nachbildungen, nebst den dazu gehörigen erklärenden Anmerkungen. In Betracht der Vielseitigkeit der Sujets und Formen hat es ganz den Anschein, als habe Vogl sich nach Hans und Kunz im großen Publicum umgesehen, um womöglich Jedem ein ihm zusagendes Gericht zu bereiten. Zu oft haben wir uns in d. Bl. über des Sängers Licht- und Schattenseiten ausgesprochen, als daß wir bei diesen neuen Ergüssen seiner unerschöpflichen Ader noch ein Wort zu verlieren brauchten. Zeichnen wir hier aus der großen Masse „Das Tscherkessenmädchen" (S. 194) als besonders gelungen aus, so wird dasselbe doch beiweitem übertroffen von der ersten der militairischen Balladen „Prinz Eugen" (S. 249), welche wol verdient nicht nur in den Wachtstuben des östreichischen Militairs, wenn dieses sonst so gesanglustig wie das preußische ist, heimisch zu werden, sondern welche auch leicht einen Platz in den Commerceliedern unserer akademischen Jugend zu finden würdig ist. Singt die letztere doch so gern das bekannte Lied „Prinz Eugenius" ꝛc., zu welchem gegenwärtiges ein Pendant oder eine Parodie ist, die wir ihrer ganzen Länge nach mitzutheilen uns nicht versagen können:

Vor der Schanz bei Zent gewahret
Viel Soldaten man gescharet,
Küraßier und Musketier,
Auch Constabler und Husaren,
Die auf das Signal nur harren
Zur Bataille mit Begier.

Auch dabei als Volontaire
Prinz Eugen, voll Durst nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam;
Von Gestalt zwar klein und schmächtig,
Dacht' er dennoch: „Bald erfecht' ich
Einen Lorber, sur mon âme!"

Ritt durchs Lager einst am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen,
Schaut sich dort die Truppen an,
Wie sie thäten fouragiren,
Bivouakiren, manoeuvriren,
Mit Bombard' und Partisan'.

Spricht da einer der Husaren,
Als den Kleinen sie gewahren
Mit dem langen Haargelock:
„Ist Das auch ein Schlachtgewinner,
Dieser kleine Kapuziner
In dem schlechten braunen Rock?"

Doch der Prinz sich d'ran nicht kehret,
Thut als hätt' er's nicht gehöret,
Reit't an ihm ganz still vorbei,
Merkt sich aber gut den Kecken,
Ohne Jemand zu entdecken
Was ihm just passiret sei.

Lässet in etwelchen Tagen
Den Rebell der Lothring schlagen,
Heißt zum Sturme zieh'n das Heer;
Da geht's an ein Kanoniren,
An ein Plenkeln, Attaquiren,
In die Kreuz und in die Quer.

Mannichfache Heldenthaten
Wol vollbringen die Soldaten,
Von Carol und Ludewig
Angespornt; doch trotz dem Streiten
Wußt' man noch auf keiner Seiten
Wem Fortuna schenkt den Sieg.

Da, als wie ein Pfeil vom Bogen
Sprenget Prinz Eugen verwogen
Vor die Trupp', die aufmarschirt,
Setzet über d' Pallisaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden
Was sich geg'n ihn defendirt.

Alles folgt ihm unverdrossen,
Wie auf sie auch ward geschossen
Von den Türken aus der Schanz,
Bis sie mußten flieh'n von dannen,
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf im vollen Siegesglanz.

Da erblickt er den Husaren
Mitten in den andern Scharen,
Rufet ihn zu sich heraus,
Spricht, und niemals heit'rer schien er:
„Sieh', ein kleiner Kapuziner
Richt't zuweilen auch 'was aus!"

---

*) Vergl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 28—31, Nr. 84—87 und Nr. 141—144 d. Bl. D. Red.

68. Gedichte von Eduard Liesen. Leipzig, Voigt und Fernau. 1846. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

In der ersten Nummer fodert dieser Sänger sein Gefühl auf überzusprudeln, und die dritte Strophe lautet:

Laß, Gefühl, denn unter deiner Sonne
Reifen und gedeih'n die schwache Form;
Gieß durch deiner Thränen heil'ge Wonne
Um Concretes ideale Norm! (sic!)
Höre auf mit Schätzen mich zu quälen
Die mich zwingen zu verwünschtem Geiz —
Nein, ach, nein, denn solltest du mir fehlen,
Fehlte mir der höchste Lebensreiz.

Hr. Eduard Liesen ahnt, wie wir hier sehen, wo der Schuh ihn drückt; er kann sein Gefühl nicht in Wort und Form gestalten, und haspelt sich in schwülstig-unklarer Rede ab, die uns hin und wieder ein Lächeln des Mitleids ablockt. Auf diesen Liesen und Leute seines Gelichters hätten wir fast Lust anzuwenden was wir S. 169 lesen:

Sie zieh'n bedächtig in des Denkens Wüste
Mit metaphysisch-stolzem Blick herum —
„Im Tempel ew'gen Ruhms steh' meine Büste!"
Ruft Jeder aus — und Alle bleiben dumm.

69. Gedichte von Adolf Brüncker. Köln, Renard. 1846. 12. 15 Ngr.

Hr. Adolf Brüncker ist ein Geistesverwandter des Hrn. Eduard Liesen, nur daß das prosaische Moment über die Unklarheit vorwaltet.

70. Gedichte von Ludwig Hoffmann. Berlin, Weyl und Comp. 1846. 8. 15 Ngr.

Hr. Ludwig Hoffmann schließt sich als Dritter den Vorigen an. Im Vorworte „An meine Leser" sagt er: ein Dichter der nach Beifall ringe und den Tadel scheue werde sich nie über die Mittelmäßigkeit erheben, und fügt dann noch hinzu:

Ich singe nicht, um zu verdienen
Was eitle Menschen wohl beglückt;
Nie ist der Glaube mir erschienen,
Daß was ich singe auch entzückt.
Doch hab' ich Schlechtes euch gegeben,
Mögt ihr die Geißel über mich erheben!

Warum in aller Welt aber läßt er denn seine Gedichte drucken?!

71. Gedichte von Rudolf Rochs. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1846. 8. 1 Thlr.

Diesem Sänger steht das Wort besser zu Gebote. Er hat gute Gedanken und gebiert sie mit Leichtigkeit. Uebrigens finden wir in seinem lyrischen Boudoir die gewöhnlichen Toilettenstücke, von denen sich nicht ein einziges zur Ausstellung eignet.

72. Mein Glauben und Hoffen. Von J. F. Siebenrock. Baden, Zehnder. 1846. 8. 18 Ngr.

Hr. Siebenrock bringt religiöse und moralische Reflexionen in reimlosen Jamben à la Gleim in „Hallabat, oder das rothe Buch". In der gereimten Zueignung belehrt er den Leser über seine Person und seine Leistungen also:

So nimm denn — o verschmähe nicht —
Was ich als Gabe dir bescheret;
Nicht künstlich ist zwar mein Gedicht,
Nicht Worte sind es, hochgelehret,
Denn nie „Gelahrtheit" sog ich ein,
Auf Schulen ward ich nie erzogen:
D'rum wirst du minder strenge sein,
Wenn meine Verse du erwogen.

Wir sagen demnach: Transeat cum caeteris erroribus!

73. Thanatusia. Ein christliches Weihgeschenk in fünf Gesängen für Alle die an den Gräbern ihrer Lieben stehen. Von Karl Wilhelm Wiedenfeld. Solingen, Amberger. 1846. 12. 20 Ngr.

Ein Lehrgedicht wie das vorige, in welchem der Verf. die Empfindungen und Gedanken auszudrücken sucht welche der frühe, unvermuthete Tod einer heißgeliebten Tochter in ihm hervorrief. Wir haben weder Etwas gegen die Orthodoxie des glaubensstarken Sängers, noch gegen seine redliche Absicht trauernde Väter und Mütter zu trösten, noch auch gegen die Form einzuwenden in die er Worte und Gedanken kleidet, und wünschen mit ihm, daß das Werk die beabsichtigte Wirkung auf den Geist und das Herz Trost und Erhebung suchender Aeltern habe.

74. Gedichte von Adolf Schirmer. Frankfurt a. M., Keßler. 1846. 8. 2 Thlr.

Keine gewöhnliche Sammlung. Inhalt und Rubricirung des dargebotenen Stoffs versprechen schon Außergewöhnliches. Diese Ahnung hat uns nicht getäuscht. Der Sänger dieser Lieder hat die Propyläen verlassen, und ist in das Innere des Musentempels eingetreten, wo er die Weihe empfangen hat. Ein tiefes, warmes Gefühl, das sich häufig in kurzen fliegenden Rhythmen ergießt, eine schöne, keusche Phantasie, und eine heilige Begeisterung, die dem Grund und Boden des eigenen Herzens entstammt, haucht uns hier wohlthätig entgegen, und läßt uns einen tiefen Blick in ein Gemüth werfen welches wir wahrhaft schön nennen dürften, wenn es nicht vom Miasma der jüngsten Dichter-Aera inficirt wäre. In „Stille Klänge", dem ersten Liedercyklus, waltet ein elegisch-sentimentaler Zauberhauch, der sich unendlich zart und weich ans Herz legt. Man lese in dieser Beziehung „Das scheidende Jahr" (S. 41), „Selbstschau" (S. 51), „Was ist das Lächeln?" (S. 9.) Dieses lautet:

Das Lächeln ist des Blümleins Duft,
Das im Gemüth
Emporgeblüht,
Die zitternde Gedankenluft
Trägt ihn herauf,
Und sanft geht er im Antlitz auf.

Das Lächeln ist ein Scheideblick
Der Lebenssonne;
In Schmerz und Wonne
Flammt sterbend er auf uns zurück —
Ein Trauerfest
Das gold'ne Thränen funkeln läßt.

Das Lächeln ist die zarte Brücke
Darüber hin
Mit heiterm Sinn,
Von wundersüßem Liebesglücke
Heimlich durchglüht,
Das volle Herz zum Herzen zieht.

Das Lächeln ist ein holder Traum
Vom Paradies,
Das Gott uns ließ
In unsers Herzens stillstem Raum: —
Dort lebt und webt
Was droben auf der Lippe schwebt.

In „Kleine Welt", der zweiten Abtheilung, flattern die Lieder umher wie Nachtigallen, Schmetterlinge und Feuerkäferchen, dringen in jedes empfängliche Ohr, setzen sich befruchtend auf jede Blüte des Gemüths, und erhellen mit leisem Zauberstrahl das Haindunkel. Hier heben wir aus „Klugheit — ein Hampelmann" (S. 68), „Kinderliebe" (S. 70), „Im Süden" (S. 88) und „Das kleine Lied" (S. 59), welches also lautet:

Ein kleines Lied, ein kleines,
Hat Gott ins Herz gefügt,
Mir will's ein Röslein scheinen
Das im Gebetbuch liegt.

Und wie ein Sternlein schimmert
Im feuchten Augenlid,
Und wie eine Lilie funkelt
Im schlanken, schwanken Ried,

Und wie ein Grübchen blinket
In frischer Purpurwang',
Und wie ein Bächlein flimmert
In grünem Bergeshang,

So flimmert, funkelt, blinket
Im Herzen das kleine Lied,
Wenn Frühlingsduft und Liebe
Leis durch die Seele zieht.

Und flammt die Sonne nieder,
Regt sich des Herzens Thor,
Dann flattert das kleine Liedchen
Zum stolzen Licht empor.

Hoch über Meer und Lande
Schwebt's auf zum Himmelszelt,
Und jauchzend tönt's hernieder:
Wie schön ist Gottes Welt!

„Ironische Trabanten" wird die dritte Abtheilung überschrieben. Der leichte Scherz und die stachellose Ironie schwimmen darinnen wie Rosenblätter in Lenzeslüften. Allerliebst in diesem Genre sind „Merke dir's" (S. 108) und „Romanze" (S. 109). Es schließt dieser Cyklus mit der „Erinnerung des Verfassers" (S. 113):

Das ist die kleine Welt,
Sie blickt so still und heiter;
Doch Wem sie nicht gefällt,
Der geh' gefälligst weiter.

Im Weitergehen stoßen wir auf „Trümmer". Hier wird schon dem Sänger das Herz vom Lufthauch des poetischen Zeitgeistes gestreift. Er kann nicht unterlassen, wir wissen nicht ob von innerm Beruf getrieben, oder von etwas Anderm bewogen, an der Sturmglocke den Strang zu ziehen, und den politischen Trümmern der Zeit gegenüber eine Nänie anzustimmen. Ein plastisches Stück ist hier „Rebellentransport" (S. 135).

„Gestalten" (fünfte Liederreihe) sind mit kräftigen Pinselstrichen gemalt, oder werden unter seiner mit dem Meißel bewaffneten Hand zu plastischen Hautreliefs. Um die Menschengestalten aus der Alten Welt und Neuen Welt, aus dem Süden und Norden, schart seine regsame Phantasie die lockendsten Naturbilder und Scenerien, sowie sie denn auch nicht unterlassen kann in das Gebiet der Geisterwelt und der Sage hinüberzuschweifen. Doch sticht keine Nummer bedeutend hervor. Sie haben alle gleichen ästhetischen Werth. „Paquita" ist ein lieblicher Romanzenkranz, aus Rosen und Cypressen gewebt, der vom epischen Talente des Verf. ein gültiges Zeugniß ablegt. „Lieder aus der Spreestadt" sind Blätter aus einem erotischen Diarium. „Blicke in die Runde"; sie werden mit sarkastischem Humor auf Poeten und Poetaster, Wissenschaft und Kunst, Zeitlauf und Zeitzustände geworfen, und wir können uns nicht entbrechen was er (S. 296) von „Nachbetern und Reimschmieden" singt mitzutheilen:

Ihr seid mir rechte Dichter,
Verkrüppelt, lahm und schwach!
Was Einer euch vorgesungen,
Das betet ihr blindlings nach.

Der Heine gab uns Lieder
Voll Rosen und Frühlingsweh'n —
Gleich mußten bis unter die Hüften
Die Affen in Blütenstaub geh'n!

Er sang ein Lied vom Herzen,
Und blickte schwermüthig d'rein —
Gleich stellte sich der Weltschmerz
Mit seinem Jammer ein.

Das stolze Rheinlied tauchte
Aus gold'ner Flut empor;
Sie sollen ihn nicht haben!
Schlug donnernd an jedes Ohr.

Und sieh! An tausend Reime
Zogen gewappnet aus —
Aus jeder Zeile guckten
Der Rhein und — ein Esel heraus.

Da schlug in die deutsche Presse
Ein greller Blitzstrahl ein,
Und durch die Nacht des Glaubens
Loderte Flammenschein.

Der Herwegh durchschaute lebendig
Das dämmernde Vaterland,
Und Donnerkeile sprühten
Aus seiner kräft'gen Hand.

Sieh da! sieh da! Die Kleinen
Folgten ihm alsogleich;
Man träumte nur von Schwertern
Im lieben deutschen Reich.

Und hurtig zog ein Jeder
Ein gar barbarisch Gesicht,
Macht' ein Püppchen aus Holz sich und Leder,
Und nannnt's: ein politisch Gedicht.

Nun zieht er noch gewaltig auf diese Versklingler los, und gibt ihnen den Rath ihr Singen einzustellen. Ein etwas zu grelles Bild entwirft er von „Junge Lyrik von 1846" (S. 308):

Ich wollt', ich wär' ein Kater,
Und säße wol auf dem Dach,
Dann schaut' ich durch Liebchens Fenster
Ins helle Schlafgemach.

Denn jetzo muß ich unten
Vergeblich am Laden steh'n,
Kann nur der Lampe Schimmer,
Doch nicht die Liebste seh'n.

Und könnt' ich durchs Fenster schauen,
Und säße ein Anderer dort,
Dann zög' der verliebte Kater
Auf ewig vom Liebchen fort.

Ich zög' in meine Kammer,
Und liebte sie ferner nicht,
Und schrieb im Katzenjammer
Ein zartes Liebesgedicht.

„Wir Renommisten" (S. 310), auch „Reflexion eines Komödianten" (S. 314) sind reich an schlagenden Zügen, aber doch wol etwas zu reichlich mit Cayennepfeffersauce übergossen. Allerliebst aber ist „Elsternschmerz" (S. 322), ein treues Zeitbild aus der weiblichen Sphäre.

„Femgericht", die letzte Abtheilung, wird den meisten der Leser wahrscheinlich das Piquanteste und Anziehendste von Allem sein was der Dichter bringt. Er stellt hier nämlich die verfemte Zeit und ihren Geist vor seinen poetischen Richterstuhl, vergißt aber dabei die Warnung die er oben den Sängern politischer Lieder gegeben. Er macht sich ja hier auch sein Püppchen aus Holz oder Leder, und nennt es ein politisches Gedicht. Er spricht und singt mit solcher unerschrockenen Freimüthigkeit, daß wir uns fast wundern, wie diese Dinge die Censur passirt haben. Es ist wirklich wahr was er im ersten dieser Gedichte sagt:

Hier steh' ich vor den schwarzverhüllten Schranken,
Vor des Jahrhunderts ernstem Femgericht,
Und schleud're meinen blitzenden Gedanken
Als Fehdehandschuh dir ins Angesicht.

Von solchem Beginnen zeugen „Was ist des Deutschen Vaterland" (S. 338), „Die große Schmiede" (S. 343), „Ein Hoch den Pietisten" (S. 347), „Der — Weber" (S. 350), voll pla-

stischer Stellen, „Vom Austernvolk“ (S. 357), voll heiterer Ironie, „Der Literat“ (S. 374), „Meerlieder“ (S. 379) und „Schwarze Lieder“ (S. 381).

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Collegium de propaganda fide in Rom.

Ueber diese großartige von Papst Gregor XV. im J. 1621 begründete und von mehren seiner Nachfolger geförderte und befestigte Anstalt findet man in der „Katholischen Vierteljahrsschrift für Wissenschaft und Kunst“ (1847, Heft 1) anziehende Nachrichten theils über ihre Organisation im Innern, theils über ihre Wirksamkeit nach außen hin. Es sei Einiges daraus hier mitgetheilt. Der Hauptgedanke der durch diese Anstalt zur Ausführung gelangen sollte war der: aus allen Theilen der Erde Jünglinge um den Apostolischen Stuhl zu versammeln, sie ausbilden zu lassen, und alsdann als Missionnaire in ihre Heimat zurückzuschicken. Erst im Laufe der Zeit reifte dieser Gedanke seiner Vollkommenheit entgegen. Anfangs besuchten nur einige Aegypter, Armenier, Chaldäer u. s. w. das Collegium; späterhin zerstreuten sich die Zöglinge, und Napoleon hatte die Absicht das ganze Institut nach Paris zu verlegen. Unter Pius VII. ward das Collegium nicht nur hergestellt, sondern auch erweitert; unter Gregor XVI., welcher bei seiner Wahl zum Papst Präfect der Congregatio de propaganda fide war, erreichte es seinen jetzigen Standpunkt. Er erhöhte die Zahl der Aufzunehmenden auf 120, und Jünglinge aus allen europäischen und außereuropäischen Ländern werden aufgenommen. Vom Tage ihres Eintritts in das Collegium werden sie wie Söhne einer wohlhabenden Familie gehalten. Kleidung und Kost, Unterricht und Bücher, die Mittel zur Rückreise selbst in die Heimat werden aus der Kasse des Collegiums beschafft, welche eine jährliche Einnahme von 80,000 Scudi hat. Das Lehrsystem ist so ziemlich noch das alte; Geographie und Geschichte fehlen in dem Lectionsverzeichnisse. Die lateinische Sprache wird vollkommen erlernt. Erst nach vollendetem einjährigen Studium der Dogmatik in zwei täglichen Stunden werden die Zöglinge ausgeweiht, um in die Heimat zurückzukehren. Die Vorsteherschaft besteht aus einem Rector, dessen Gehülfen, Minister genannt, zwei Spiritualen und einem Procurator. Zwei mal im Jahre werden Prüfungen mündlich und schriftlich gehalten, nach welchen die Fähigkeiten der Einzelnen beurtheilt werden. Gleiche Kost, Kleidung*) und Geräthschaft gewöhnt die jungen Leute an das gesellige Leben, welches auch dadurch unter ihnen gefördert wird, daß aus ihrer Mitte die unmittelbaren Obern (Präfecte) gewählt werden, daß sie einander wechselsweise bei Tische aufwarten, sich in Krankheiten besuchen, ihre Todten selbst zur Kirche tragen u. s. w. Das innere Princip, durch welches das Ganze geleitet wird, ist der Gehorsam gegen den Rector. Sollte sich Jemand von diesem beeinträchtigt fühlen, so ist es ihm unverwehrt an einen höhern oder an den höchsten Obern (Cardinalpräfect) zu appelliren. Uebrigens hat jede Stunde ihre bestimmte Beschäftigung, was die Zöglinge vor der Pest des Müßiggangs bewahrt; und damit sie, so lange sie der Anstalt angehören, in der festgesetzten Lebensordnung verbleiben, wird es ihnen nicht erlaubt in den sechzigtägigen Ferien das Collegium zu verlassen, sondern die ganze Genossenschaft begibt sich in dieser Zeit nach der Villa Montalto bei Frascati, welche dem Collegium gehört. Hier sind täglich zwei Stunden Privatstudium vorgeschrieben; die übrige Zeit ist der Erholung der Alumnen gewidmet. Erwähnung verdient besonders noch das in seiner Art einzige Sprachfest am Sonntag oder Montag in der Octave des Dreikönigfestes. Vor einem auserwählten Publicum, beehrt von der Gegenwart mehrer Cardinäle, Prälaten und fremder Gesandten, tritt die gesammte Jugend in der dazu eingerichteten Kirche des Collegiums auf, und jede Sprache die dort einen Vertreter hat läßt sich vernehmen. Die Zahl der bei dem Feste gesprochenen Reden reicht über 40 hinaus. Den Fremden gewährt das Fest eine höchst angenehme Unterhaltung, sowol weil sie die mannichfaltigsten Sprachlaute vernehmen, als auch weil sie aus dem Munde Derer kommen die sie von Jugend an gesprochen haben. Zu gleicher Zeit können sie die verschiedenen Gesichtsformen, die Typen der Nationen mit einem Blicke mustern. Unter den stets zahlreichen Anwesenden ist nur ein Einziger der das Verständniß und die Kenntniß aller vorkommenden Sprachen besitzt, der Cardinal Mezzofanti, der eine Seltenheit, ja recht eigentlich ein Wunder zu nennen ist; denn er versteht jede Sprache welche auch vorgetragen wird.

*) Sie besteht aus einer schwarzen bis auf die Füße herabreichenden Soutane, mit rother Einfassung und rothen Knöpfen; um den Leib tragen sie ein rothes Cingulum.

Der heilige Christoph.

Man hat oft gefragt, wie es gekommen, daß diesem Heiligen eine Riesengestalt beigelegt wird. Darüber gibt der Glaube Auskunft der in Spanien, wo der heilige Christoph in großem Ansehen steht, unter dem Volke herrscht, nämlich: man werde an dem Tage an welchem man den heiligen Christoph gesehen nicht eines plötzlichen Todes sterben. Deshalb habe man das Bild des heiligen Christoph so groß wie möglich vor den Kirchen gemalt oder in den Kirchen an die Eingänge hingestellt. In der prächtigen Domkirche zu Valencia wird ein Backenzahn dieses Heiligen aufbewahrt welcher so groß wie eine Hand ist. 38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

75. Gedichte von Günther Nicol. Hanover, Kius. 1846. Gr. 12. 20 Ngr.

Vielleicht um die Großzahl des Publicums für sich zu gewinnen, stellt der Verf. „Polenlieder" und „Zeitgedichte" an die Spitze der Sammlung. Was den Geist dieser Lieder betrifft, so hat es hier und da den Anschein, als sei seine Begeisterung eine ihm von aussenher angeflogene und gemachte. In Bezug auf die Sujets und Personen ist keine üble Wahl getroffen, und die Sprache ist nicht unepisch; aber der allzu häufige Gebrauch des Demonstrativs, in welchen sich Hr. Nicol verliebt zu haben scheint, zeugt von Ungeschmack, und macht keinen guten Eindruck. So lesen wir in dem ersten der Zeitgedichte „Alexander Ypsilanti" (S. 28) Folgendes:

Zu Munkatsch auf dem Schlosse, da ist's gar schauerlich,
Da weilt auch ein Gefang'ner, in Gram verzehrt der sich.

Sein Antlitz das ist edel, dabei so geisterbleich,
So bleich als wär's entstiegen dem blassen Todtenreich.

Der Gram nagt an dem Geiste, der mordet noch das Herz,
Und Stund' an Stunde kreiset den Schmerz, den Titansschmerz u. s. w.

Die zweite Abtheilung bringt „Lyrisches" und „Vermischtes"; wahrscheinlich soll letzteres heißen: Lyrisches mit Epischem vermischt. Ueberall waltet das epische Moment vor. Die lyrischen Gaben können wir mit dem Verf., in dem herzlichen Dedicationsworte an seinen Bruder, nur mit Feldblumen vergleichen die zu einem schlichten Strauße gewunden sind; ob an diesem Strauße aber, wie am angeführten Orte ebenfalls behauptet wird, der perlende Thau hängt, und ein milder Duft demselben entspringt, müssen wir dahingestellt sein lassen.

76. Gedichte von Adolf Böttger. Leipzig, O. Klemm. 1846. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Nicht ohne Verwunderung lasen wir in einigen ästhetisch-kritischen Tagesblättern, schon ehe uns das Buch zur Beurtheilung zugesandt war, Anerkennung, Lob, Beifall, und diese Verwunderung stieg, als wir jüngst vom Verleger eine zweite Auflage des Buches angekündigt fanden.*) Natürlich ward dadurch unsere Erwartung gespannt, wir nahmen daher das Bändchen mit einer gewissen Neugierde und einem um so günstigern Vorurtheil zur Hand, da Hr. Böttger sich bereits auf dramatischem Gebiet sowie als Uebersetzer Byron's mit Glück versucht, und seinem Namen einen guten Klang erworben hat. Die Lecture hat jenes günstige Vorurtheil nicht zerstört. Wir ließen des Buches erste Abtheilung, „Frühlingsmelodien", durch unsere Seele ziehen, weideten uns an ihrem Wohlklange, am leichten Falle und der zierlichen Beweglichkeit der Rhythmen, und an den anmuthigen und plastischen Phantasiebildungen, die Auge und Ohr befriedigten. Dabei drängte sich unabweisbar der Gedanke auf, daß hier manche poetische Atome aus der Innenwelt des großen Briten den er übersetzte seinem Geiste zu- und angeflogen seien. Dieser Geistesrapport zwischen Beiden besteht nicht sowol in etwas Aeußerm, etwa der Sitte die Anfangsworte der Lieder zugleich als Ueberschrift zu gebrauchen, als mehr in der eigenen Art und Weise wie er den lyrischen Stoff mit plastischer Bildungsfähigkeit und warmfrischer Gewandtheit bearbeitet. In folgendem kleinen Liede „Du ruhest unter dem Lindenbaum" (S. 19), welches wir für das gelungenste und ansprechendste erklären, wird sich hoffentlich dem Leser ein Beleg für diese Ansicht und Behauptung darbieten:

Du ruhest unter dem Lindenbaum,
Der steht in gold'ner Blüte,
Und Engel wandeln durch den Raum
Und durch dein fromm Gemüthe.

Du träumest unter dem Lindenbaum,
Der haucht süßduftigen Segen,
Und streut in deinen lichten Traum
Den blühenden Sternenregen.

Am Busen liegt dir der Liebe Stern,
Ein Röslein mit hellen Tröpfchen,
Wie an Maria's Brust des Herrn
Frommblickendes Engelsköpfchen.

Und droben über dem Lindenbaum,
Aus klarem Himmelslichte
Webt eine Lerch' in deinen Traum
Unsterbliche Gedichte!

In den „Sonetten" (zweite Abtheilung) erfreuen wir uns ebenso sehr der seltenen Formvollendung, und hellen Gedankenfärbung, wie der piquanten Reime. Hier ist eins (Nr. 8):

Du machst dem tollsten Schwarm die Tage golden,
Mich aber soll die Eifersucht berücken,
Denn Hand und Nacken gönnst du schnöden Mücken,
So vampyrart'gen kleinen Trunkenbolden.

Sternblumen auch und zartgeformte Dolden
Willst täglich du mit deiner Huld beglücken;
Und reißt dein loses Spiel sie auch in Stücken,
Ist süß der Tod doch von der Hand der Holden.

Ach, scheuch hinweg das tückische Gelichter —
Ein Heer von Küssen deines Vielgetreuen
Nimm lieber für den Schwarm der Bösewichter!

Ach, laß die Blumen sich des Lichtes freuen,
Und nimm die Liederchen von einem Dichter,
Du kannst sie ja wie Blätter auch verstreuen!

*) Vor kurzem ist eine dritte vermehrte Auflage dieser Gedichte erschienen. D. Red.

Die dritte Abtheilung, „Vermischte Gedichte“, beginnt mit einem Romanzenkranz. Der Sagenstoff ist von glücklichster Wahl, und schon vor mehr als 40 Jahren von Veit Weber in seinen „Sagen der Vorzeit“ vortrefflich bearbeitet. Wir gestehen aufrichtig, Hr. Böttger hätte daraus etwas viel Besseres machen können. Er hat der Anfoderung epischer Prägnanz und Kürze viele poetische Schönheiten aufgeopfert. So ist es auch mit einigen andern epischen Stücken. So dachten wir z. B. beim Lesen der „Jungfrau vom Rheine“ (S. 102): immer und immer wieder in unsern Romanzensammlungen die Lorelei singen zu hören, und ihr bekanntes Spiel treiben zu sehen, ermüdet und langweilt doch am Ende. Ebenso wenig genügen „Der Traum“ (S. 108) und „Das Marmorbild“ (S. 110), welche gegen die Gaben der zweiten und ersten Abtheilung, deren Lieder wie in feenhaftem Spiel sich gleichsam von selbst machen, gewaltig contrastiren. Ueber „Deutsche Poeten“ (S. 121) müssen wir auch ein Wort sagen. Der Dichter enthält sich überall im Buche in die schmetternde Fanfare der jungen Freiheitssänger zu stoßen, und daran thut er unsers Ermessens sehr wohl; aber hier macht er seinem Herzen Luft hinsichtlich der poetischen Zeit und ihrer Erscheinungen und Zustände. Er ergießt sich in geharnischter Klage namentlich über die dramatischen Dichter unserer Aera, und wandelt, vielleicht in Folge eigener trauriger Erfahrungen, seine Klage in eine Anklage gegen sie um. Er beginnt:

> O ihr Dramatiker, ihr armen Schlucker,
> Die ihr in Deutschland in Baracken nistet,
> Der Bühnenkunst Augiasstall mit schmucker,
> Energ'scher Hand von Aftergötzen mistet,
> Was ist denn euer Ruhm? — Ein Bischen Zucker,
> Womit ihr zäh' das dürft'ge Leben fristet,
> Und den verleiden selbst die Regisseure
> Und Mimen euch, wenn nicht die Redacteure.
>
> Und Recensentenraupen, die vorhanden
> Die Keime des Talentes zu zernagen,
> Bis mit der Zeit als Puppen sie versanden
> In geistestauben Zeitungssarkophagen,
> Da ihre Seele sie nicht aus den Banden
> Im Flügelschwung kann zu Gestirnen tragen:
> Verachtet und vergessen modern sie
> Schwindsücht'ge Wagner-Faustischer Poesie.

Trifft der Dichter nun hin und wieder auch den Nagel auf den Kopf, so stellt sich doch Vieles heraus als gesuchte Reimerei, als Ringen nach piquanter Ungewöhnlichkeit, ja als eine Phrasenklauberei, bei welcher das schmucke Kleid schöner ist als der unter demselben verborgene Gedankenkern. Die artistischen Beilagen des Buches bestehen in einer niedlichen allegorischen Zeichnung von Bendemann, und in einer ansprechenden Composition des Liedes „Ich hör' ein Vöglein locken“, von Felix Mendelssohn.

77. Gedichte von Otto Weber. Erste Sammlung. Zweite vermehrte Auflage in neuer Ordnung. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Unstreitig verdanken diese Gedichte den erneuerten Abdruck dem Interesse welches die Lieder der drei letzten Abschnitte, nämlich „Aus Napoleon's Tagen“, „Zeitgedichte“ und „Polenlieder“, überall erweckt haben.

78. Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte, mit einem Anhang eigener von Adolf Laun. Bremen, Schünemann. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir haben diese Uebertragungsversuche mit Vergnügen gelesen, und das Buch mit völliger Befriedigung aus den Händen gelegt. Der Uebersetzer ist seit Jahren bereits Professor der deutschen Sprache am königlichen Collegium zu Bordeaux, und konnte somit leicht seine Muttersprache verlernt oder wenigstens den Geschmack an ihr verloren haben. Das hat aber seine Liebe zum Vaterlande und zum Mutterlaut gehindert. Diese spricht sich besonders auch in den Originalbeiträgen aus die der Verf. in einem Anhange größtentheils in Sonettenform mittheilt; sie trieb ihn zugleich eine Auswahl lyrischer Stücke nach englischen, spanischen und französischen Originalen in seine Muttersprache zu übertragen, und Das hat er nicht ohne Fug, Talent und Glück gethan. Schon die Wahl der Stücke bekundet einen gesunden Geschmack, und wenn Treue in poetischen Uebertragungen nicht gerade im wörtlichen Wiedergeben, sondern mehr darin besteht, daß mit der Musik der übersetzenden Sprache dieselben Empfindungen die das Original hervorruft im Leser geweckt werden, so hat Hr. Laun sehr treu übersetzt; denn wenn er sich in wenigen Fällen, besonders bei den englischen Texten, wo die vielen Monosyllaben und stummen Endsylben das Hinzufügen eines Fußes nothwendig machen, eine Aenderung des Originals erlaubte, so wird man ihm Das nicht als eine Untreue anrechnen wollen. Ueberall ist die Sprache edel, rein, fließend, und nirgend ist eine Stelle zu finden der man es ansähe, daß sie aus fremder Sprache übersetzt ist. Bunt genug ist die Sammlung. Sie bringt Gaben aus alter und neuer Zeit, von Cowley, Burns, Goldsmith und Dryden bis zu Thomas Moore und Felicia Hemans, vom Bußliede in Leoninischen Versen „Dies irae, dies illa“ u. s. w. und dem Spanier Garcilaso bis zu Moratin; im Französischen von Ronsard bis zu Victor Hugo, von Letzterm viel Schönes und Gelungenes. Darunter mischt sich Sentimentalernstes und Humoristischheiteres, allgemein Gerühmtes und minder Bekanntes. Verglichen mit der Uebersetzung haben wir blos Burns' Ballade „John Barleycorn“, und diese Vergleichung gab uns eben das oben gefällte Urtheil über die Verdeutschung. Die vom Verf. herrührenden eigenen Gedichte, größtentheils Sonetten, bekunden warmes Gefühl, eine gehaltene Phantasie und eine innige Heimatsliebe. Es ließ sich erwarten, daß ein so gewandter Uebersetzer selbst Dichter sein müsse. Wir bedauern nicht ins Detail gehen zu können; mit Vergnügen sehen wir übrigens derartigen erneuerten Versuchen von Seiten des Uebersetzers entgegen.

79. Schneeglöckchen. Gedichte von Karl Fröhlich, Gustav Thölde und Fritz Bethke, Mitgliedern des Gesellenvereins in Berlin. Berlin, Springer. 1846. 12. 7½ Ngr.

Das dünne Heftlein von 66 Seiten ist mehr werth als die angegebene geringe Summe; denn es gibt in erfreulicher Weise Kunde und Zeugniß, wie der poetische Dilettantismus jetzt siegreich in die deutschen Werkstätten eindringt und daraus nicht nur den banausischen Scherz verjagt, sondern auch an die Stelle des Bierkrugs die Schale mit edelm Naß aus Aganippe setzt, auch mit dem Lichte geistiger Bildung Herz und Sitte veredelt. Unter den oben genannten poetisirenden Mitgliedern des berliner Gesellenvereins, der eine Art von Renommée erlangt hat, ist Fritz Bethke, der Töpfer, freilich Derjenige gegen welchen sich die Muse am sprödesten gezeigt hat. Er bewegt sich unbeholfen und wackelnd auf dem glatten Marmorpflaster des Apollotempels, und ringt noch gewaltig mit der Sprache. Viel besser geht es schon mit Gustav Thölde, dem Buchbinder, welcher seiner Lyra mitunter recht reine Klänge entlockt. Beide aber übertrifft Karl Fröhlich, der Buchdrucker. Er ist nicht nur der Sprache mächtig, sondern sein Lied hat auch Wohlklang und Jugendfrische; es athmet ehrenwerthe Gesinnung, und er liebt sein Saitenspiel (siehe das erste Gedicht) über Alles. Die jungen Leute singen sich untereinander selbst an, und sagen einander viel Schönes. Wir finden Das ganz in der Ordnung, und es macht uns beinahe ebenso viele Freude, als es ihnen selbst gemacht haben mag das Alles nun gedruckt zu sehen. Gewiß hat Karl Fröhlich, der das Wort so gut zu setzen weiß, auch die Lettern in der Druckerofficin gesetzt, und wird mithin quasi zweifach Schriftsteller. Statt „Schneeglöckchen“ hätten wir den einfachen Titel „Gesellen-

lieder" gewählt. Ein kleines Gedicht von Karl Fröhlich, „Stummes Gebet", lautet:

> Wenn sich dein Geist aus dunkelm Thal
> Voll Sehnsucht aufwärts schwingt,
> Und durstерfüllt den gold'nen Strahl
> Des Lichtes in sich trinkt,
>
> Reißt von des Jenseits Glanz umweht
> Es dich allmächtig fort,
> Daß deiner Lippe, sonst beredt,
> Ermangelt Ton und Wort.
>
> Dann ist dein Blick, der hin zur Fern'
> Voll tiefer Sehnsucht dringt,
> Die Dankeshymne, die dem Herrn
> Wie Harfenjubel klingt.

80. Erstlinge. Von Julius Tucht. Lennep, Mittelstenscheid. 1846. 12. 1 Thlr.

Dieser junge Erstlingsliederverfertiger ringt zunächst danach seine modern-patriotische Gesinnungstüchtigkeit dem Leser in objectiver Richtung zu documentiren. Es kocht und gährt so gewaltig in ihm wie junger Wein im Fasse. Zuweilen überstürzen sich seine Rhythmen, seine Reime sind bunt und kraus, und überall nimmt er den Mund etwas voll. Das wird man besonders in dem langen romanzenartigen Stücke „Die Königstochter, oder des Mordes Fluch" (S. 33) wahrnehmen, und in andern Nummern, wo er zur Kräftigung patriotischen Sinnes Bilder aus dem alten Deutschland aufstellt. In das rein Lyrische trägt er eine derbe, hausbackene, dem Idealen fremde und prosaische Ansicht und Gesinnung über. Was er vom Leben will, zeigt sich in dem Schlußcouplet eines Gedichts welches „Genügsamkeit" (S. 96) überschrieben ist. Er läßt da einen mit dem Spleen behafteten Lord von einem wilden Eskimo von diesem Uebel heilen, und den Geheilten sagen: „Goddam, der Kerl (der Eskimo nämlich) hat Recht!" Daran hängt er folgende Nutzanwendung für seine eigene Person:

> Wie er nun dacht', so denk' auch ich,
> Der Thron sei Andern zwar vergönnt;
> Doch g'nüget Wenig auch was mich
> So recht zufrieden machen könnt'.
> — Was meint ihr: Bälle und Concerte,
> Theater, Reisen, Austern, Wein?
> — Ach nein! was Ander's muß es sein!
> Das ist nur all von schalem Werthe.
> Ein kleines Haus, ein Frauchen d'rin,
> Die nie durch Zank den Gatten kränkte,
> Und die so ganz nach meinem Sinn,
> Mit holden Kleinen mich beschenkte;
> Ein Aemtchen dann, für Aller Mäulchen
> Stets zu erschwingen Fleisch und Brot:
> — Wenn mir Das gibt der liebe Gott —
> Dann leb' ich gerne noch ein Weilchen.

Dat wünscht denn Ref. Hrn. Julius Tucht auch von ganzem Herzen; nur rechne er bei solchem Sinn und Streben nicht darauf, daß die Götter ihm Nahrung von ihrem Tische zufallen lassen.

81. Phantasie-Knospen von G. A. Fobbe. Passau, Ambrosi. 1846. 8. 22½ Ngr.

Obwol der Titel nicht übel gewählt ist, da die Sächelchen hin und wieder wirklich Phantasie verrathen, so müssen wir das Büchlein dennoch zur Bagatellen-Literatur zählen. Es enthält lyrische Gedichte, theils im östreichischen Volksdialekte, theils plattirt und durchknetet mit einer Unzahl von Fremdwörtern, die obenein mit lateinischen Lettern gedruckt sind, unter dem Titel „Nesseln" eine Sammlung mittelmäßiger stachelloser Epigramme, Räthsel und Charaden, humoristische Aufsätze oder Croquis, und ein großes Druckfehlerverzeichniß. Zu Blüten werden sich diese Knospen nie entfalten.

82. Gedichte von Arnold von Hendorff. Magdeburg, Rubach. 1846. Gr. 8.

Sie enthalten Lieder für gesellige Kreise, einen Cyklus von Minneliedern, lyrische Gedichte vermischten Inhalts, erzählende Gedichte und Gedichte bei besondern Veranlassungen vulgo Gelegenheitsgedichte; der Ertrag ist für das Lutherstift zu Magdeburg bestimmt. In einem kurzen bescheidenen Vorworte empfiehlt sie der Verf. als Erzeugnisse müßiger Augenblicke der Nachsicht des Publicums. Wir wünschen ihnen ebenfalls solche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gemetzel auf der Peterlooer Haide und dessen Folgen.

Ehe die wohlhabenden Mittelclassen in England, die ihr fahrendes Vermögen durch Gewerbfleiß erworben haben, durch die Reformbill ihren siegreichen Einzug in die Gesetzgebung ihres Landes hielten, mußte mancher schwere Kampf durchfochten werden. Derselbe Mann welcher heute die gebieterischen Foderungen dieser großen Partei vollstreckt hat, Sir Robert Peel, war es der vor 30 Jahren, als jene Classen politische Rechte anzustreben begannen, sich ihnen aus allen Kräften entgegenstemmte und ihnen jede Berechtigung dazu absprach. Das sogenannte Blutvergießen auf der Peterlooer Haide in der Nähe von Manchester am 16. Aug. 1819 kann als der Ausgangspunkt jenes hartnäckigen Kampfes betrachtet werden, als dessen entschiedene Siege die Reformbill 1831 und die beschlossene Aufhebung der Getreidezölle 1846 dastehen, jenes Kampfes der noch nicht völlig durchgefochten ist, und den die bisher siegreiche Partei erst als beendigt betrachten wird wenn ihre Führer selbst unter den Rathgebern der Herrscherin ihres Landes zur Seite des ältesten und stolzesten Adels der Welt ihren gebührenden Rang einnehmen werden. In den vor einigen Jahren erschienenen „Passages in the life of a Radical by *Bamford*" findet sich die schlichte und eindrucksvolle Erzählung eines Augenzeugen dieser Blutthat, deren Erinnerung auch heute noch, nach fast einem Menschenalter, nicht schlummert in dem Gedächtniß des Volkes; denn wo immer die arbeitenden Classen einen Umzug oder eine große Versammlung halten, erscheint auf ihren Bannern der verhängnißvolle Datum in blutiger Schrift, als Mahnung wie die herrschenden Kasten mit ihnen umgegangen sind. Die in d. Bl. bereits erwähnte Schrift „Life and times of Sir R. Peel" ergänzt die Schilderung Bamford's durch Aufdeckung der Triebfedern und Beweggründe welche zu jener entsetzlichen Begebenheit Anlaß gaben, sowie der Folgen die daraus hervorgingen. Zu jener Zeit hatte nämlich die große Fabrikwerkstätte Großbritanniens, Manchester, mit ihren wohlhabenden und gewerbfleißigen Einwohnern noch nicht einmal die Rechte einer Stadt, und stand unter der Jurisdiction einer aus Landedelleuten bestehenden Ortsbehörde. Diese letztere, den Interessen des allenthalben bevorrechteten Grundbesitzes unbedingt zugethan, sah mit Furcht und Neid eine wohlhabende Mittelclasse emporkommen, welche, mächtig durch ihr Vermögen, durch die von ihr beschäftigten Hunderttausende, möglicherweise den am Ruder befindlichen Classen furchtbar werden konnte. Sie sann darauf jedes Anstreben derselben nach politischer Geltung von vornherein zu lähmen. So war von dem Kanzler des Herzogthums Lancaster eine Verordnung ausgegangen, daß keinem Fabrikanten das Amt eines Friedensrichters dürfe übertragen werden, wonach alle Behörden nur aus Grundbesitzern oder Geistlichen bestanden. Sah der Adel mit ganz erklärlicher Eifersucht auf die neu erstehende Macht der Gewerbtreibenden, die an Reichthum und Einfluß mit ihm wetteifern zu wollen schien; sah er mit Besorgniß auf das unter dem Gedeihen der Industrie schleunig erfolgende Anwachsen der arbeitenden Bevölkerung: so stimmte die Geistlichkeit durch Gewohnheit, Erziehung und gesellschaftlichen Umgang

mit der Adelsclasse in allen auf die gewerblichen Classen bezüglichen Gefühlen und Abneigungen überein, um so mehr als ein großer Theil der Manufacturisten zu den dissentirenden Secten gehörte. Man beschloß die von der arbeitenden Bevölkerung beabsichtigte große Volksversammlung, worin die Beschwerden derselben berathen und zu einer Petition zusammengefaßt werden sollten, zu einer Art Staatsstreich zu benutzen, zu welchem Zwecke die Behörden keine Vorkehrungen trafen um die Versammlung zu verhindern. Man hoffte mittels des Schreckens auf die gemäßigten Reformer von Manchester zu wirken, die es wagten die dem Adel vorbehaltenen politischen Rechte der Vertretung anzusprechen; man wollte die tiefe Verachtung vor den „Webern und Spinnern" einmal recht augenscheinlich beurkunden, indem man den Fürsprecher derselben, den berüchtigten Hunt, inmitten der Tausende seines Anhangs verhaftete. Hunt, der von diesem Vorhaben Kenntniß erhielt, hatte Tags vorher der Behörde angezeigt, er wolle sich freiwillig stellen, wenn irgend ein Verhaftsbefehl oder eine Klage gegen ihn vorliege; er erhielt aber auf amtlichem Wege die Antwort, daß keins von Beidem der Fall sei. Der Befehl die unbewaffnete und ohne gewaltthätige Absicht zusammengekommene Menge — Bamford erzählt, daß die Männer sogar vermieden hätten ihre Stöcke mitzunehmen — auseinanderzujagen, war der Yeomanry ertheilt worden, einer aus den Söhnen des Landadels zusammengesetzten freiwilligen Miliz, größtentheils aus jungen, eingebildeten Leuten bestehend, welche voller Hochmuth und Rauflust darauf brannten ihre jungfräulichen Schwerter ohne ernstliche Gefahr einmal mit Blut zu röthen. Durch den scharfen Trapp und durch starkes Trinken erhitzt langten sie auf dem Platze der Versammlung an. Das Beifallsgeschrei womit die Menge ihre Redner feierte nahmen sie für ihnen geltendes Hohngeschrei, und sprengten mit gezückter Waffe dagegen an. Als sie einmal Gebrauch von dieser Waffe gemacht hatten, kannte ihre Wuth keine Grenzen mehr; sie hieben ein und ritten nieder was ihnen in den Weg kam. „Ein allgemeiner Ruf", erzählt Bamford, „ging durch unsere Reihen, der Ruf: «Steht fest!» Die Reiterei war in Verwirrung, denn augenscheinlich konnte sie mit der ganzen Wucht des Reiters und des Pferdes nicht in diese zusammengedrängte Masse menschlicher Wesen eindringen. Da nahmen sie zu ihren Säbeln die Zuflucht, um sich einen Weg durch emporgestreckte bloße Hände und wehrlose Köpfe zu hauen; und da sah man verstümmelte Glieder und gespaltene Schädel, und das Todesstöhnen und die Angstrufe mischten sich in das Getöse der entsetzlichen Verwirrung. «Wehe, wehe! Pfui der Schande!» erscholl es von allen Seiten. Sogleich darauf: «Oeffnet euch, öffnet euch! Man metzelt sie vorne nieder und sie können nicht entfliehen!» Und dann kam der allgemeine Aufschrei: «Oeffnet euch!» Einen Augenblick eine entsetzliche Pause, dann brach es los, gewaltig und unwiderstehlich wie die aufschäumende See; und ein Brüllen wie dumpfer Donner, vermischt mit lautem Schreien, Flehen und Verwünschungen, stieg aus der zerquetschten und niedergesäbelten Menge zum Himmel. Als der Haufen sich auflöste, jagte die Yeomanry hindurch und hieb rechts und links ein. Man sah viele Frauen mitten im Gedränge, viele junge Burschen, ja bloße Kinder. Ihr Angstgeschrei war erbarmenswürdig und herzzerreißend, und man hätte denken sollen, daß es jeden menschlichen Zorn hätte entwaffnen müssen; aber all dies Flehen war vergebens. Weiber, weißgekleidete Mädchen und zarte Kinder wurden ohne Unterschied niedergehauen oder unter die Pferde getreten." Diese empörende Missethat, deren Schuld vor Allen der Ortsbehörde beigemessen ward, die zur Ausführung ihres Befehls eine so zuchtlose Freiwilligenschar aufgeboten hatte, trug der Partei von der sie ausging zuletzt bittere Früchte. Von dem Hinschlachten der waffen- und harmlosen Radicalen hebt die nachdrückliche Kraftentfaltung der gewerblichen Reformpartei an. „Das durch die Yeomanry am 16. Aug. angestellte Unheil", bemerkt Peel's Biograph, „erfüllte den vorsichtigern und nachdenkendern Theil der antiradicalen Fabrikanten mit Besorgnissen; es war ganz geeignet die schlummernde Eifersucht zwischen dem Landadel und den Manufacturisten der Stadt zu wecken; denn man hielt von letzterer Seite die Yeomanry für nichts Anderes als eine Art Lehnsgefolge unter dem Befehl der Erstern. Die Mittelclasse zu Manchester, welche sich von den radicalen Ausschreitungen ferngehalten, fühlte einen wenigstens ebenso großen Widerwillen gegen die Gewaltthätigkeit der Junker, und es erwachte in ihr ein heftiger Wunsch nach einem Antheil an der Vertretung im Parlament und nach Selbstregierung in der Gemeinde mittels einer Städteverfassung. Peel's damalige Rede im Parlament über die Vorfälle in Manchester gab diesen Gesinnungen einen noch schärfern Sporn, da dieser Staatsmann den Stolz der Manufacturisten verletzt und sie tief unter die Landwirthe herabgesetzt hatte. Von diesem Augenblicke an ging die Reformfrage aus den Händen der Radicalen in die der höhern Stufen des gewerblichen und verkehrlichen Gemeinwesens über, und das Ministerium, welches die physische Macht des Radicalismus besiegt hatte, sah sich unerwartet einer erwachsenden sittlichen Gewalt gegenüber, die allmälig zu solcher Stärke gedieh, daß sie unwiderstehlich wurde." 26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das pariser Leben.

Viel schärfer als in den zahlreichen Sittenschilderungen zu denen Paris täglich und immer wieder den Stoff bietet, finden wir das verwirrende Treiben des pariser Lebens in der neuesten Schrift von Alphonse Esquiros aufgefaßt. Der Titel derselben lautet: „Paris, ou les sciences, les institutions et les moeurs au dix-neuvième siècle." Der durch ernstere Werke bekannte Verf. hat den leichtfertig-coquetten Ton, mit dem Paul de Kock, Balzac und andere beliebte Tagesschriftsteller in ihren bunten Genrebildern ihr Glück machten, abgestreift und eine gemessenere Haltung angenommen, durch die nicht selten Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen und selbst Grimm über die Misbildungen der Zeit hervorbrechen. Dabei verdient besonders Das was er über die wissenschaftlichen Anstalten, über die Stellung der Wissenschaft und der Gelehrten und dergleichen Gegenstände sagt volle Beachtung. Man sieht, daß der Verf. sich hier ganz in seiner Sphäre bewegt, und freut sich, einmal bei der Schilderung des pariser Lebens Seiten berücksichtigt zu sehen deren Verständniß den leichtfertigen Modeschriftstellern nicht zugänglich ist, und über die man in den gewöhnlichen Darstellungen vergeblich Auskunft sucht.

China.

Ein literarisches Curiosum scheint uns die Dedication der compilatorischen Arbeit des Grafen Alexandre Bonacossi: „La Chine et les Chinois", welche dem Kaiser von China gewidmet ist, zu sein. Ungleich wichtiger aber als dieses mehr für das große Publicum berechnete Werk ist die Reisebeschreibung welche Auguste Haußmann („Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie") herauszugeben begonnen hat. Die bis jetzt erschienene erste Abtheilung umfaßt die Reise vom Cap der guten Hoffnung bis China, und enthält des Interessanten und Werthvollen nicht Wenig. Der Name Haußmann's hat in der industriellen Welt einen so guten Klang, daß sein Reisebericht schon in dieser Beziehung Beachtung finden wird. In der That bietet sein Werk schon in Dem was bis jetzt herausgekommen ist mancherlei wichtige commercielle Bemerkungen, aus denen sich mehr als ein belangreicher Wink entnehmen läßt. Dieses Thema wird, wie zu erwarten steht, eine noch überwiegendere Berücksichtigung finden, wenn der Verf. in seiner Darstellung sich erst über das wunderbare Mittelreich ausläßt; denn wie wir glauben waren es gerade commercielle Interessen welche die Veranlassung zur Reise gebildet haben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 208. —— 27. Juli 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

83. Gedichte von Albert Grützmann. Stolberg a. H., Schlegel. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. dieser Gedichte hat schon minder nöthig die Nachsicht des Publicums für sie in Anspruch zu nehmen, denn die Mehrzahl derselben erhebt sich über den flachen trockenen Boden der Alltäglichkeit, und wo sie sich dem Objectiven zuwenden, befriedigen sie größtentheils, wiewol auch das Reinlyrische Mehr ist als das gewöhnliche schimmernde Nichts modernpoetischer Leistungen. Die erste Nummer hat zur Ueberschrift „Fürst und Volk". Das Gedicht verdankt seine Entstehung einer gewiß nicht gemachten Begeisterung des Verf. für Preußens unvergeßlichen Friedrich Wilhelm III., und feiert auf würdige Weise sein Andenken. Die ihm folgenden „Friedrichslieder" (von S. 12 an) feiern Friedrich II. Als das Beste derselben heben wir „Friedrich's Schlummer" (S. 19) aus:

> In Potsdam, in der Kirche,
> Da steht ein Bett von Stein,
> D'rin liegt der Große Friedrich,
> Verlassen und allein,
> In abgetrag'nem Kleide,
> Mit fahlem Ordensband,
> Den Degen in der Scheide,
> Am Griffe nicht die Hand.
>
> Sein Aug' ist zugeschlossen,
> Sein Herz ist ohne Schlag —
> So liegt er dort schon lange,
> Lang' über Jahr' und Tag';
> Die Zeiten sind verschwunden
> Wo ihn erweckt' ein Wort;
> Sonst schlief er wen'ge Stunden,
> Jetzt schläft er — immerfort.
>
> D'rum hört' er nicht das Wetter
> Das über Deutschland hing,
> Und schaute nicht die Wolke
> Die durch Europa ging,
> Und nicht die rothen Gluten
> Die Frankreichs Krater spie,
> Die glüh'nden Lavafluten,
> Verheerend wie noch nie.
>
> D'rum hört' er nicht des Donners
> Entsetzlich wilden Groll,
> Der mit des Sturmes Schnelle
> An inn'rer Stärke schwoll,
> Und scheute nicht der Blitze
> Erweckten Riesenbrand,
> Und fühlte Nichts von Hitze
> An Kopf und Herz und Hand;
>
> Und ließ Europas Sieger
> Nach seinem Reiche zieh'n,
> Und seine tapfern Heere
> In wilder Flucht entflieh'n,
> In scharfe Räuberkrallen
> Durch Feigheit und Verrath
> Des Reiches Festen fallen,
> Und zürnte nicht der That;
>
> Und sprach mit keinem Laute
> Von Recht und Wahrheit frei,
> Und stellte keine Schranke
> Der Geistessklaverei,
> Und ließ ihn niederbeugen
> In hartes Sklavenjoch
> Den freien Geist, leibeigen
> Wo er im Staube kroch.
>
> Ihn weckte nicht das Rasseln
> Der Ketten um ihn her,
> Empörte nicht die Knechtschaft
> Auf seinem Volke schwer;
> Ihn schmerzten nicht die Klagen
> Von Schand' und Kriegesnoth,
> Er stand nicht auf zu schlagen
> Den frechen Feind mit Gott.
>
> Er freute sich des Ruhmes
> Zerbroch'ner Ketten nicht,
> Und nicht der Siegeskämpfe
> Für Vaterland und Pflicht;
> Und Alles was geschehen
> In Freud' und Herrlichkeit,
> Er hat es nicht gesehen,
> Er schlief die ganze Zeit.
>
> Ha, Friedrich, wachst du nimmer
> Vom Schlafe wieder auf?
> O sieh doch, wie er funkelt
> Dein gold'ner Degenknauf!
> O horch doch, wie man träumet
> Von deiner Wiederkehr!
> Auf, Schläfer, ungesäumet!
> Europa harret sehr!

Auf dieses frische Lied schrieb de la Motte Fouqué dem Verf. eine poetische Antwort, die hier mit abgedruckt ist; aber wenn wir Richter und Preisvertheiler zwischen beiden Poeten wären, würden wir Hrn. Grützmann die Palme reichen.

84. Ein Jahr. Poesiencyklus auf eine Jahresfolge, von Rudolf Reither. Nördlingen, Beck. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir glaubten beim ersten Blick den wir auf des Buches Titel und seinen Inhalt warfen jene frommen Losungen aus der Heiligen Schrift, und zwar in poetischem Gewande zu finden, wie sie in den Jahreskalendern der Brüdergemeinde dem geistigen Auge als täglicher Spiegel vorgehalten werden; darin täuschten wir uns jedoch. Denn welche fromme Färbung

die hier dargebotenen Lieder, Sprüche und Reflexionen haben mögen, so rühren sie doch von einem Manne her der sich aus jeglichem kirchlich-religiösen Separatismus emancipirt hat, und in dessen Innern sich Natur und Geschichte, sowie natürliches Leben und Offenbarung keineswegs widerstreiten, sondern sich vielmehr gegenseitig bedingen, vorbilden und ergänzen. Das Buch ist mithin ein freilich vom L. Schefer'schen Werke sehr verschiedenes „Laienbrevier", welches auf jeden Tag in den zwölf Monden einen Gedanken anregen und ein Gefühl erwecken soll; ein freundlicher Begleiter des Menschen durch das ganze Jahr mit seinem bunten Wechsel von Erscheinungen und Scenen, oder auch eine poetische Theodicee, die ihrer Natur nach didaktischen Inhalts sein muß, aber doch das lyrische Element, welches meistentheils die Brücke zur Lehre bildet, nicht ausschließt. Hätte der Verf. eine einzige Form für die Bearbeitung dieses Stoffs gewählt, so würde das Ganze unfehlbar an einer gewissen Monotonie laborirt haben, die es dem Leser, wenn auch nicht ungenießbar, doch langweilig gemacht hätte. Er hat also wohlgethan, daß er, je nach der Natur des Darzustellenden, die verschiedenartigsten Formen gebrauchte, den Homerischen Sechsfüßler, und das Prokrustes-Bett des südlichen Sonetts, den reimlosen milden Jambus, den kräftigen Trochäus und den fliegenden Daktylus. Da wir uns hüten müssen diesen Anzeigen eine zu weite Ausdehnung zu geben, so können wir, so gern wir es thäten, keine Proben mittheilen, glauben aber dem Buche das Prognostikon stellen zu dürfen, es werde die Zahl der sinnigen Betrachter des Lebens mehren, und durch Aufstellung einer verständigen Weltanschauung eine tiefere, Vergangenheit und Zukunft gleich umschließende Betrachtung fördern. Von der langweiligen Pedanterie und den prosaischen Momenten die sonst didaktischen Werken ankleben ist hier glücklicherweise keine Spur zu finden, und somit glauben wir mit gutem Gewissen diese Poesien der sorgfältigen Beachtung sinniger Leser empfehlen zu dürfen.

85. Domlieder. Lieder und Romanzen vom Kaiserdom zu Speier. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1846. 8. 24 Ngr.

Mancherlei hat uns an diesen Liedern gefallen. Schon daß ihr Verf. bei der Veröffentlichung derselben weder Ruhm noch Gold zu gewinnen strebte, hat uns, abgesehen vom objectiven, ästhetischen Werthe der Sachen, für seine Person eingenommen. Ruhm konnte er für sich nicht gewinnen wollen, da er seinen Namen nicht genannt hat; Gold ebenso wenig, da er das Honorar für die kölner Dombaukasse bestimmt. Zu seinen Gunsten spricht auch der Umstand, daß er keinen Mäcen durch eine Dedicationsschmeichelei zu gewinnen sucht. In dieser Beziehung sagt er von seinem Buche:

Frei muß es sein — frei und sich selbst zueigen,
Daß ihm gerecht kein Tadel mag gebühren —

und fährt dann fort:

Wem weih' ich's doch? — Nicht schwimm' ich mit dem Strome,
Bemüht gen Berg die tolle Flut zu theilen.
Erhitzt nicht jag' ich nichtige Phantome,
Der Freiheit Irrlicht mag ich nicht ereilen,
Nicht düften mag ich, trunken, vom Arome
Des Afterweihrauchs dieser Zeit, der feilen.
Dem kranken Vaterland doch weiht' ich's gerne,
Beschwörten schöne Worte gute Sterne.

Und so läßt er diese namenlosen, vogelfreien Worte vom Rheine flattern und fromme Herzen suchen, um sie zu rühren. Wir meinen auch, es werde Dies gelingen. Ferner gefällt uns seine kirchlichgläubige und echtdeutsche Gesinnung. Erstere ist ohne fanatische Färbung, und die andere huldigt nicht den poetischen Zeitidolen. In letzter Beziehung singt er (S. 71):

Fort mit den falschen Freiheitssängern,
Wie sie durchlärmen keck das Land,
Den knabenhaften Fürstendrängern,
Von allzu heil'gem Zorn entbrannt!
Erträumte, selbstgewund'ne Ketten
Zersprengen sie gar heldendreist.
Es gilt das eig'ne Volk zu retten,
Und schmählich siecht der eig'ne Geist.

Fort mit des Volkes Afterbarden,
Wie rauschend auch die Harfe sei!
Den Dünkel führen die Standarten,
Der blinde Haß ist Feldgeschrei.
Fort mit dem dröhnenden Gesange,
Wie er jetzt hallet allerwärts!
Die Erde bebt fast bei dem Klange,
Und doch — es ist nur tönend Erz.

Er beschaut nun das ehrwürdige, wettergraue Domgebäude von allen Seiten. Er stellt sich das Innere betrachtend nicht blos mitten hinein, sondern singt auch vom Thurme herab, tritt in die Krypta ein, bringt sogar eine Nacht im Innern zu, und stellt sich vor dasselbe. Er besingt die Heiligen, die Mutter Gottes und die kirchlich-katholischen Feste, die an sich schon eine poetischere Behandlung zulassen als die protestantischen in ihrer klaren Nüchternheit, dann auch die in den Grüften ruhenden deutschen Kaiser und ihre Thaten und Schicksale. In „Domfresken" (S. 188) läßt er sich also vernehmen:

Getrost, getrost, mein Münster,
Um ist die Trauerzeit!
Leg' ab den Klageschleier,
Weg mit dem Witwenkleid!
Du sollst jetzt wieder prangen
Als eine stolze Braut,
Wie dich in Schmuck und Ehren
Kein Auge noch geschaut.

Du sollst jetzt wieder glänzen
In kaiserlicher Pracht,
Wie sich's gebührt den Todten
In deiner Hut und Wacht.
Sollst dich in Prunk erheben,
In Farbenzier und Gold;
Es ist dem Haus aufs neue
Ein deutscher König hold.

Der Name „König Ludwig"
Klang dir ein schlimmes Wort;
Jetzt grüßest du ihn freudig
Als deiner Ehre Hort.
Was frech zerstört der Wälsche
Mit Schwert und Feuersglut,
Aufs neue will es bauen
Des Deutschen frommer Muth.

Der um die Fürstenkrone
Den Lorber sich geführt,
Den mit dem Zauberstabe
Der Genius berührt,
Dem bei dem gold'nen Scepter
Ein großes Herz zu Theil,
Heil dir, du edler Schyre,
Heil dir, mein König, Heil!

Schön und fromm gehalten ist besonders auch „Weihnachten" (S. 179). Er schließt mit dem Wunsche:

O du, Europas Herz
Mit deiner tiefen Wunde,
Deutschland, vom bösen Schmerz,
O Vaterland, gesunde!

86. Lieder und Sagen von Theodor Mörtl. Straubing, Schorner. 1846. Gr. 12. 1 Thlr.

Die letzte Strophe der ganzen fettleibigen, auf graues Maschinenpapier, doch sehr correct, gedruckten Sammlung lautet (S. 484) also:

Nicht für die Ewigkeit zu leben
Flocht diese Blumen ich zum Kranz.

Sie sollen freundlich euch umschweben
Wie eines Lenzes flücht'ger Tanz,
Wie eine nicht gehoffte Freude,
Die sich an einen Kummer reiht,
Und in dem leichten Flügelkleide
Euch eine schöne Stunde streut —

wobei wir nur bemerken, daß diese Verse allerdings nicht für die Ewigkeit leben, und in ihrer hausbackenen Lebensanschauung in derben Reimen dem Publicum weder eine unverhoffte Freude noch eine schöne Stunde bereiten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Versehen in der zweiten Redaction von Goethe's „Wanderjahren", nebst einem Vorschlag zur Berichtigung.

Der Versuch der Redaction von „Wilhelm Meister's Wanderjahren" war dem Dichter so übel gerathen, daß er beim Abschlusse des ersten Bandes, der im J. 1821 erschien, ins Stocken gerieth und die Fortsetzung unterlassen mußte. Er selbst hatte diesem Bande die Verse vorgesetzt:

Und so heb' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.

Daher mußte er, als er bei der Ausgabe letzter Hand die „Wanderjahre" zum Abschlusse zu bringen gedachte, das Gedruckte ganz auflösen und eine völlig neue Anordnung und Verknüpfung versuchen, wobei manche bedeutende Lücke auszufüllen, und eine innigere Verbindung und Einigung der auseinanderfallenden Theile zu einem wohlgeordneten Ganzen herzustellen war. Läßt sich nun auch nicht leugnen, daß die zweite Redaction im Ganzen eine weit glücklichere war, so hat sie doch den zu Grunde liegenden Zwiespalt ganz verschiedener Tendenzen nicht überwinden können, und es fehlt nicht an einzelnen Versehen durch welche mehr oder weniger bedeutende Misstände hineingekommen sind. Von diesen letztern gedenken wir hier zu handeln, indem wir die genauere Betrachtung jenes Zwiespalts einer andern Zeit und Gelegenheit aufsparen.

Am Anfange des zweiten Buches finden wir Wilhelm und Felix zusammen auf der Reise zur Pädagogischen Provinz, wohin Lenardo's alter Freund unsern Reisenden hingewiesen hatte. Wie aber kommt Wilhelm hier mit Felix zusammen? Denn nach der jetzigen Redaction hat dieser seinen Sohn bei Makarien zurückgelassen, während in der ersten Redaction, aus welcher der Anfang des zweiten Buchs unverändert beibehalten ist, Lenardo den Felix, der bei den Nichten geblieben, durch einen vertrauten Mann an Wilhelm sendet. Hier haben wir also einen nicht zu leugnenden Misstand, welcher der ersten Redaction fremd ist.

Lenardo's alter Freund sagt am Ende des ersten Buchs, in einer in der zweiten Redaction eingefügten Stelle (XVIII, 177 fg.): „Sodann darf ich hoffen, aus jenem herrlich gegründeten Mittelpunkt wird man Sie auf den Weg leiten wo jenes gute Mädchen zu finden ist das einen so sonderbaren Eindruck auf Ihren Freund machte." Hiernach erwartet man, daß Wilhelm in der Pädagogischen Provinz wenigstens eine Andeutung erhalten werde, wo das nußbraune Mädchen zu suchen sei. Aber eine solche wird dort völlig vermißt, und man ahnt gar nicht, auf welchem Wege Wilhelm, nachdem er die Pädagogische Provinz verlassen, das Mädchen gefunden. Im sechsten Capitel werden wir ohne Weiteres durch einen Brief Wilhelm's von der Auffindung in Kenntniß gesetzt. Ganz anders ist Dies in der ersten Redaction, wo Lenardo's alter Freund, ehe Wilhelm seinen Felix in die Pädagogische Provinz bringt, bemerkt: „Sie sagen mir, der Vater dieses Mädchens sei durch Frömmigkeit ausgezeichnet gewesen. Die Frommen haben innigern Zusammenhang als die Bösen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer so wohlgeräth. Und so hoffe ich auf die Spur zu kommen, welche zu erforschen Sie abgesendet sind." Bei der Lückenhaftigkeit der Erzählung dürfen wir wol ergänzen, daß Wilhelm aus der Pädagogischen Provinz zu Lenardo's altem Freund zurückgekehrt sei, und von diesem nähere Auskunft erhalten habe. Auch hier ist das Versehen durch die zweite Redaction hineingekommen.

Viel bedeutender aber und für das Verständniß der fortschreitenden Handlung sehr störend ist ein dritter Misstand der neuen Redaction, dem auf irgend eine Weise Abhülfe geschehen muß. Am Ende des zweiten Capitels des zweiten Buchs verläßt Wilhelm die Pädagogische Provinz, ohne daß wir erfahren wohin er sich von hier wendet. Unmittelbar darauf folgt vom dritten bis zum fünften Capitel die Erzählung „Der Mann von funfzig Jahren", wonach wir im sechsten Capitel vernehmen, daß Wilhelm das nußbraune Mädchen aufgefunden hat, und jetzt nach Mignon's Geburtsort zu wallfahrten gedenkt. Auf dem Wege trifft er einen Maler, mit welchem er längere Zeit alle Reize jener herrlichen Gegend genießt. Darauf lesen wir (XVIII, 279 fg.): „Nun hätte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, bemerken können, daß die Sendung Beider eigentlich geendigt sei; alle die auf Mignon sich beziehenden Gegenden und Localitäten waren sämmtlich umrissen, theils in Licht, Schatten und Farbe gesetzt, theils in heißen Tagesstunden treulich ausgeführt. Auch fühlte Wilhelm selbst, daß ihre eigentliche Absicht erreicht sei, aber leugnen konnte er sich nicht, daß der Wunsch Hilarien und die schöne Witwe zu sehen auch noch befriedigt werden müsse, wenn man mit freiem Sinne diese Gegend verlassen wollte." Aber unglücklicherweise hat Wilhelm nach der jetzigen Redaction von Hilarien und der schönen Witwe nicht das Geringste erfahren, viel weniger begreift man wie er hoffen kann Beide gerade hier zu finden, da uns nicht einmal mitgetheilt ist, daß diese beiden aus der Erzählung „Der Mann von funfzig Jahren" uns bekannten Frauen auf einer Wanderung begriffen sind. Viel schlimmer aber wird die Sache im Folgenden, wo Goethe fortfährt: „Nun stellten sie Kreuz- und Querfahrten an, die Punkte wo der Fremde in dieses Paradies einzutreten pflegt beobachtend. Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung Freunde hier zu sehen bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff herangleiten, worauf sie Jagd machten, und sich nicht enthielten sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer, einigermaßen betroffen, faßten sich sogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies, und Beide den von ihnen vorgezeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten." Von einem solchen Blättchen nebst Pfeil ist in der neuen Redaction gar keine Rede, woher die Stelle rein unverständlich und außer allem Zusammenhange ist. Ganz anders verhält sich Dies in der ersten Redaction, in welcher der erste Theil der Erzählung „Der Mann von funfzig Jahren" durch einen Brief Hersiliens an Wilhelm eingeleitet wird, der mit den Worten schließt (S. 201 fg.): „Damit Sie aber meinen guten Willen gegen Sie recht deutlich erkennen, so vertraue ich Ihnen, daß zwei allerliebste Wesen unterwegs sind; woher, sag' ich nicht, wohin, auch nicht; zu beschreiben sind sie nicht, und ein Lob erreicht sie nicht. Ein jüngeres und ein älteres Frauenzimmer, unter denen Einem immer die Wahl wehe thut; Jene so liebenswürdig, daß von ihr geliebt zu werden Jedermann wünschen muß; Diese so anziehend, daß man mit ihr leben möchte und müßte, auch ohne geliebt zu werden. Ich wünschte doch wol Sie drei Tage zwischen die beiden Herrlichkeiten eingeklemmt zu sehen; am Morgen des vierten würde Ihnen Ihr strenges Gelübde gar sehr zu statten kommen. Zu einigem Vorschmacke sende ich eine Geschichte die sich einigermaßen auf die Beiden bezieht; was daran wahr oder erdichtet ist, suchen Sie von ihnen selbst zu erfahren." In der ersten Nachschrift Hersiliens, welche Hilarien und die schöne Witwe als jene beiden Frauenzimmer bezeichnet, lesen wir (S. 251 fg.): „Um Ihnen nun den Weg

zu zeigen, wie Sie das liebenswürdige Paar auf Ihren Wanderungen treffen können, so ergreife ich ein wunderliches Mittel. Sie erhalten hierbei den kleinen Ausschnitt einer Landkarte; wenn Sie diese auf die größere legen, so deutet die darauf gezeichnete Magnetnadel mit der Pfeilspitze nach der Gegend wo die beiden Suchenswerthen hinziehen. Dieses Räthsel ist nicht so gar schwer zu lösen, aber ich wünschte, daß Sie von Zeit zu Zeit gegen uns ein Gleiches thäten, und ein Schnippchen Landkarte an uns wendeten." „Diesen Schaft des Pfeils auf beikommendem Blättchen", fügt Hersilie in der zweiten Nachschrift hinzu (S. 252 fg.), „hat Hilarie selbst gezogen und mit zierlichem Gefieder geschmückt; die scharfe Spitze jedoch fügte die schöne Witwe hinzu; geben Sie Acht, daß er nicht ritze, vielleicht gar treffe. Unsere Verabredung ist, daß Sie bei der ersten Zusammenkunft, sie geschehe wo sie wolle, gleich das Blättchen vorweisen, da Sie dann um desto schneller und zutraulicher empfangen werden sollen." Da ohne diese Stellen der Fortgang der Handlung durchaus nicht verstanden werden kann, so scheint es, in Erwägung, daß eine andere willkürliche Aenderung in keiner Weise zu rechtfertigen sein würde, so müßten in einer neuen Ausgabe von Goethe's Werken die angeführten Stellen (die erste derselben bis zu den Worten „zu einigem Verschmacke") unter der Ueberschrift: „Aus einem Briefe Hersiliens an Wilhelm" nach dem fünften Capitel eingeschaltet werden. Vielleicht dürfte hierzu der Anfang des zwölften Capitels der ersten Redaction hinzuzufügen sein (S. 258 fg.): „Ueber das vorgelegte Räthsel fand sich Wilhelm einigermaßen betroffen, doch fühlte er sogleich eine stille Anziehung, eine Anwandelung von Sehnsucht jene bestimmte Linie zu erreichen und ihrer Andeutung zu folgen. Wie wir denn gar zu gern etwas Gegebenes, das unsere Einbildungskraft, unser Handlungsvermögen erregt, ausbilden und auskosten mögen. Ein Kind das Almosen erbittend uns einen Zettel hinreicht auf welchem fünf Lottonummern geschrieben sind, weisen wir nicht leicht ab, und es kommt auf den Augenblick an, besonders wenn es kurz vor dem Termin der Ziehung ist, ob wir nicht mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unsere sonstige Weise, gerade diese Nummern stark besetzen. Der Wanderer prüfte nunmehr an einer größern Landkarte den kleinern Ausschnitt, und stand verwundert, erstaunt, erschrocken, als die Nadel gerade nach Mignon's Geburtsgegend, nach ihren Wohnungen hindeutete." Freilich genügt diese Ausfüllung der vorhandenen Lücke nicht vollständig, doch dürfte eine passendere ohne große Willkür kaum zu finden sein. Ein anderer Uebelstand der ersten Redaction ist in der zweiten mehr verdeckt als gehoben. Der Aufseher verspricht am Ende des zweiten Capitels des zweiten Buchs (XVIII, 201): er werde Wilhelm bei dem großen Feste, zu dem sämmtliche Aeltern der Zöglinge eingeladen werden, auch die übrigen Regionen der Pädagogischen Provinz betreten lassen, was auch bei dem zweiten Besuche den Wilhelm nach einigen Jahren (die frühere Redaction nennt nur ein Jahr) daselbst macht wirklich geschieht (XVIII, 297 fg.). Dagegen geht das Versprechen eines der Aeltesten, Wilhelm solle, wenn er nach Verlauf eines Jahrs zum allgemeinen Feste komme, auch in das Heiligthum des Schmerzes eingeführt werden (XVIII, 198), nicht in Erfüllung, wie sehr wir auch zur Annahme berechtigt sind, es werde ihm Dies bei dem spätern Besuche nicht verweigert werden.

XVIII, 150 fg. finden wir Andeutungen über das wunderbare Verhältniß Makariens zum Sonnensysteme, welche XIX, 171 fg., wiederholt und weiter ausgedehnt werden. An der ersten Stelle dürften jene Andeutungen eher wegfallen als an der zweiten. Die Worte „Am dritten Tage" bis „Gegen Abend" (S. 151—153) könnten ohne eine fühlbare Lücke weggestrichen werden.

Von den Abweichungen der Erzählung in den „Wanderjahren" von den „Lehrjahren" wollen wir hier nicht handeln, nur auf die Stelle XIX, 162, möchten wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen, wo es heißt: „Hier nun müssen wir vertraulich eröffnen, daß Montan (Jarno) Lydien von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Lothario sie ihm entführt, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben, und sie sich endlich, vielleicht zu nicht geringer Verwunderung unserer frühern Leser, als Gattin zugeeignet habe." Goethe erinnerte sich hierbei nicht, daß Jarno schon in den „Lehrjahren" Lydien seine Hand angeboten. „Sie wird unter einer gewissen Bedingung mein", sagt Jarno (XVII, 350 fg.). „Und glauben Sie mir, es ist in der Welt Nichts schätzbarer als ein Herz das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist. Ob es geliebt habe, ob es noch liebe, darauf kommt es nicht an. Die Liebe mit der ein Anderer geliebt wird ist mir beinahe reizender als die mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt." Diese Stelle zeigt ebenso deutlich wie die Darstellung der frühern Verhältnisse Lydiens (XVII, 205 fg.), daß eine Jugendliebe Lydiens zu Jarno, dem sie Lothario entführt habe, in den „Lehrjahren" keineswegs gedacht wird; es ist Dies eine spätere Erfindung, welche die Neigung Jarno's zu Lydien nicht weniger als seinen Trieb zum Bergbaue schon in früher Zeit hervortreten lassen will, sodaß nur zufällige Umstände jene Liebe in den Hintergrund gedrängt haben.

H. Düntzer.

Literarische Notiz.

Die Bücherkataloge der königlichen Bibliothek zu Paris.

Hr. Naudet, Custos der Königlichen Bibliothek in Paris, hat kürzlich einen Bericht veröffentlicht, worin er dem Publicum Rechenschaft über die wichtige Angelegenheit der Abfassung eines neuen Bücherkatalogs gibt. In Frankreich wie in England ist die öffentliche Ungeduld nämlich ziemlich lebhaft rege, und dringt immer lauter auf eine schnelle Erledigung dieser Sache. Hr. Naudet meint, die öffentliche Stimme würde in dieser Hinsicht gerechter sein, wenn sie alle Schwierigkeiten ermessen könnte die sich der Ausführung entgegenstellen. Ist doch schon die Frage erörtert worden, ob man die Bibliothek einige Jahre gänzlich schließen solle, um wenigstens auf dem Grund des vorhandenen Katalogs ein neues Bücherverzeichniß anfertigen zu können. Was die frühern Kataloge betrifft, so gibt Hr. Naudet darüber folgende Auskunft. Im J. 1720 gab es ein classificirtes und alphabetisch geordnetes Verzeichniß von 60,000 Bänden. In den zehn darauf folgenden Jahren wurden einige kleine Nachträge dazu angefertigt. Im J. 1730 schritt man zur Abfassung eines neuen Katalogs. Während einer Zeit von 50 Jahren wurden davon sechs Foliobände vollendet, die nur 11 der 27 Rubriken enthielten die man bei der Eintheilung gewählt hatte. Dieser Katalog ward niemals vollendet, und man fuhr fort zu den alten Verzeichnissen handschriftliche Nachträge anzufertigen. Aber auch in dieser Beziehung blieb Vieles zurück; denn im J. 1839 lagen in der Königlichen Bibliothek vom Keller bis unter den Dachstuhl nicht weniger als 220,000 Bände in der Verpackung wild durcheinander, von denen kein Verzeichniß angefertigt war. Dieser Unordnung ward von jener Zeit an in einer Weise gesteuert, daß die Bibliothek wenigstens jetzt weiß welche Bücher sie hat, und daß sie dieselben zu finden weiß, indem die Bände in classificirter Ordnung in den Gestellen eingereiht sind. Aber ein gedruckter Katalog ist nirgend vorhanden, und nach Allem scheint es für dieses Zeitalter unter die frommen Wünsche zu gehören daß einer zu Stande kommen wird. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 209. —— 28. Juli 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 208.)

87. Die Thaten Friedrich's des Großen, besungen von Albert Weinholz. Leipzig, Voigt und Fernau. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leider müssen wir dieses Gedicht, obwol mit einer gewissen Begeisterung für den Helden abgefaßt, einen verunglückten Versuch nennen. Es ist nicht ein Lied im höhern Chor und würdiger Form was uns hier entgegenrauscht und unsere Seele mit fortreißt, sondern eine gereimte Chronik, eine historische Monographie in gebundener Rede. Eingetheilt ist es in biographische Epochen, und die einzelnen Nummern sind ebenso überschrieben wie die Paragraphen geschichtlicher Compendien. Zuerst führen uns sieben historische Schilderungen einleitend zur großen Persönlichkeit des Königs über, wie Alles in zahmen Jamben dargestellt. Dann wird der erste Schlesische Krieg in acht, der zweite in neun Nummern nebst den nöthigen bekannten Anekdoten erzählt. Daran schließt sich der Siebenjährige Krieg in 35 descriptiven Gedichten. „Heimkehr nach Berlin", „Friedrich heilt die Wunden des Kriegs", „Der bairische Erbfolgekrieg", „Der deutsche Fürstenbund" und endlich „Friedrich's letzte Lebensjahre". Wie prosaisch, kahl und matt das Alles klingt! Wenn nun auch der Mangel an lyrischen Stellen durch des Verf. freisinnige religiöse Ansichten, in denen er mit seinem Helden zu sympathisiren scheint, einigermaßen ersetzt wird, so hat er doch damit die Anfoderungen der Kritik nicht zufriedengestellt, welche sich auch mit des sonst ehrenwerthen Verf. bescheidenen Schlußworten:

> So hab' ich denn sein thatenreiches Leben
> In manchen Bildern euch vors Aug' geführt;
> Doch ach! wie treu gemeint mein heißes Streben,
> Der Kranz nicht würdig den Erhab'nen ziert —

schwerlich beschwichtigen lassen wird.

88. Kaiser Karl der Große und das fränkische Jungfrauenheer. Ein Beitrag zum unvergänglichen Ruhme der Frauen in 23 Liedern von Frauenlob dem Jüngern. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Hier ist das prosaische Element gewichen; hier ist Poesie, romantischer Zauber und echte Naivetät. Schon die Zeit der Handlung schließt das Prosaische aus. Es ist nämlich nicht das 18. Jahrhundert mit seiner wachsenden Cultur in der Kirche und Literatur und seiner lichtvoll-prosaischen Nüchternheit, sondern das im Nebel einer sagenhaften Vergangenheit schwimmende Mittelalter; Karl der Große mit seinen Recken steht im Vordergrunde der Handlung, und Klostermauern bilden den Hintergrund der Scene. Die ganze romantische Sage erzählt der anonyme Verf. dem Bischof Turpin nach, der an Karl's Hofe lebte, und eine Art von Chronik über seines kaiserlichen Gebieters Leben und Thaten sowie die Ereignisse seiner Zeit abgefaßt hat, deren Echtheit jedoch spätere Kritiker mit Recht in Zweifel ziehen. Sollen wir das vor uns liegende Buch nach dem Eindrucke den es auf uns machte mit wenigen Worten charakterisiren, so würden wir es einen ergötzlichen Sagenscherz nennen der einen ernsthaften historischen Ton annimmt. Der Inhalt ist kurz folgender: Hrothland (unbezweifelt der bekannte Roland), der kühne Recke und Neffe Karl's, zieht mit seinen Kampfgenossen vom Hofe zu Aachen auf Abenteuer aus. Seine Abwesenheit benutzt ein ehemaliger Fürst von Sabaudia (Savoyen), Gerhard von Fratta genannt, um sich an dem Kaiser, der ihm sein Land und sein Scepter genommen, zu rächen. Er schreibt an Marsil, den König der Mauren in Spanien, den Karl früher schon hart bedrängt hatte: jetzt sei die Zeit gekommen wo er den ihm von Karl angethanen Schimpf rächen könne, weil Roland fern sei. Ebenso schreibt er an Gan von Mainz, einen Schwager Karl's, der den Fürstenhut, nach welchem sein Ehrgeiz strebte, nie vom Kaiser erhalten hatte, sich mit ihm und Marsil gegen ihren Feind zu verbünden. Marsil und Gan gehen darauf ein, und Ersterer schickt dem Kaiser eine Gesandtschaft, welche von ihm fodert, er solle das dem Marsil entrissene Land der Basken dem Gan von Mainz geben; im Falle einer Weigerung aber werde er verheerend ins Frankenreich einfallen. Der zürnende Kaiser versammelt seinen Reichsrath, vor welchen er auch den verrätherischen Gan von Mainz fodert, der zur Nachgiebigkeit gegen Marsil räth. Der Monarch aber durchschaut ihn, nimmt ihm die Mark und verbannt ihn. Zur Gegenbotschaft an den Maurenfürsten wird Gerhard von Fratta auserseben, dessen Tücke dem Kaiser und seinen Räthen fremd geblieben. Dieser soll dem Mauren die Antwort bringen: der Kaiser bewillige ihm sieben Fuß Land, und gebiete ihm zugleich den mohammedanischen Glauben abzuschwören und sich taufen zu lassen. Gerhard beredet nun den König sich scheinbar in Karl's Willen zu fügen, und ihm Geschenke zu senden, aber während der Zeit sich in aller Stille so gegen ihn zu rüsten, daß er mit Hülfe der ihm anhängenden mohrischen und marokkanischen Fürsten der Herrschaft seines mächtigen Feindes ein Ende mache. Hierauf wird der Maure Dhangabhar mit Gerhard's Ringe von Marsil nach Aachen gesandt, wodurch der Kaiser und seine Räthe, auch der leichtgläubige Bischof von Turpin, getäuscht und beruhigt werden. Um die Täuschung zu vollenden, läßt sich Dhangabhar von Turpin sogar taufen. Jetzt wagt Marsil mit den verbündeten Heidenfürsten einen Ein- und Ueberfall. Der Kaiser wirft sich zwar den Heranziehenden mit schwacher Kraft entgegen, wird aber in einer fürchterlichen Waldschlacht besiegt, und verliert viele seiner Kämpen durch herabgerollte Felsstücke, welche die Heiden über die Christen werfen. Trauernd muß er sich zurückziehen. Da räth aber dem tiefgebeugten und sorgenvollen Monarchen ein Bote Gottes, er solle in dieser Bedrängniß die fränkischen Jungfrauen zu einem Kriegszuge gegen die Mauren aufrufen, und sie mit den nöthigen Waffen ausrüsten. Während er sich bestrebt diesem Befehle zu genügen, entspinnt sich im Lager der verbündeten Heiden ein arger Zwist, zunächst

veranlaßt durch den heidnischen Fürsten Korboga, der einige der Verbündeten heimlich in sein Zelt beruft und ihre Seelen mit Mistrauen gegen Marsil füllt. Unter dem Vorwande das Nordheer der Franken zu Wasser anzugreifen, schifft er sich mit seinen Truppen zur Heimkehr in sein Land heim, wird aber späterhin von dem zu Wasser heimkehrenden Hrothland und den Seinen ergriffen und getödtet. Vergebens bemüht sich Marsil die Flamme des Aufruhrs und der Empörung zu löschen. Das Fest welches er gibt, und die Belohnungen die er austheilt (unter Anderm kommen auch Ordensverleihungen vor) frommen zu Nichts. Uebrigens muß die Beschreibung dieses Festes in ihrer ganzen plastischen Lebendigkeit im Buche selbst nachgelesen werden. Kurz, die Feinde Karl's trennen sich, und ihr Bündniß löst sich auf. Marsil ist in Verzweiflung. Der Kaiser eröffnet nun den versammelten Reichsräthen des Engels Rath und Befehl. Trotz des von dorther erfahrenen Widerspruchs beruft er alle Jungfrauen seines Reichs gen Aachen; die Heldinnen kommen. Funfzigtausend Mädchenzungen sind in Bewegung. Man wählt die Heerführerinnen:

Emma, des Kaisers Tochter, erhielt den Feldherrnstab,
Danach dann jeder Andern man Amt und Würde gab.
Hiltgund, die Baierfürstin, ward Feldzeugmeisterin:
Sie jauchzte laut vor Freude, denn dieses Amt war ihr nach Sinn.

Dann ward des Reiches Fahne der kühnen Hrothaid:
Sie nie vor einem Heiden zu senken schwur die Maid.
Schatzmeisterin im Felde ward Fräulein Edelrath:
Sie werde, hofft' man, wirken für Heeres Wohl mit Rath und That.

So wurden alle Würden vertheilet, klein wie groß,
Nur Gisela der Sanften, der fiel ein dunkles Loos.
Dem Herrgepäcke setzte man vor die junge Maid:
„Sie mag im Nachzug bleiben!" so scholl es ihr zu Spott und Leid.

Als nun die Wahl vollendet, rief Emma mit lautem Schall:
„So schwört mir denn Gehorsam im Kampf und Lagerwall!"
Sie sprach's und hielt den Jungfrau'n des Schwertes Fläche vor:
D'rauf legten sie stracks die Linke und streckten die Rechte hoch empor.

Nun werden die tapfersten Heldinnen also geschildert (S. 227):

Zunächst sah man den Stufen des Kaisers Nichten steh'n:
Zur Rechten Hrothild, Fromut zur Linken. Beide geh'n
Mit Lust zum ernsten Kampfe, Das kündet klar ihr Blick;
Doch scheint die Kühn're Hrothild: wer sie bekämpft, wahr' sein Genick!

Sie prangt in jenen Waffen, die Hrothland kühn einst trug
In seinen jungen Tagen, als er den Riesen schlug,
Und für des Ohmes Stirne den Wunderstein gewann
Euch sang von diesem Streite, ihr wißt's, ein schwäbischer Mann.

Wol mochte tragen Hrothild des Bruders Waffen hier,
Denn über alle Jungfrau'n ragte die Hohe schier
Um eines Hauptes Höhe. Ja, Meginloh's Geschlecht
Wuchs über alle Franken: D'rum war die Brünn' ihr gerecht.

Nicht kann ich alle nennen die Jungfrau'n, aufgestellt
In langer Doppelreihe und schwesterlich gesellt.
Wer alle kennen möchte, der nehme nur zur Hand
Das Buch Turpin's, da steh'n sie alle verzeichnet an dem Rand.

Die Besten nur ich nenne. Zu Hrothild's rechter Hand
Stund Reginswind die Junge von Osterfrankenland,
Drei silberne Mauerzinnen steh'n ihr im rothen Schild,
Und hell ihr auf dem Helme ragt silbern auch das gleiche Bild.

Ihr gegenüber prangte von Baiern Hildegund:
Der Schild von Blau mit Silber geschacht gibt bald sie kund.
Das war der Mädchen frömmstes im ganzen Jungfrau'nheer:
Sie baut' an funfzig Klöster; die weihten ihr auch Schwert und Speer.

Des kühnen Burkhard's Tochter den nächsten Platz gewann:
Sie war als gute Köchin berühmt bei Weib und Mann.
Drei rothe Leoparden in Schildes güld'nem Feld
Zeigt Ethelrath von Schwaben: es kennt den Schild mancher Held.

Ihr gegenüber glänzte die stolze Hadumut,
Die her die Jungfrau'n führte aus Alamannenblut.
Des Phalanzgrafen Tochter von Zürich ist die Maid:
Sie thut, kommt sie zum Kampfe, den Heiden manches Herzeleid.

In ihrem güld'nen Schilde drei Heilige sind zu schau'n,
Den man vor langen Jahren die Häupter abgehau'n.
Doch Jeder, wenn auch kopflos, die Straße, sagt man, fand,
Die tragen äußerst zierlich die Köpf' in ihrer linken Hand.

Das nächste Paar der Jungfrau'n das blühen Rothmund
(Das schräge Kreuz von Purpur gibt ihre Heimat kund),
Und Thurifwind die Schöne; der Thüringe rother Leu
Droht ihr im starken Schilde; sie geht zum Kampfe sonder Scheu.

Dann sah man Irmentruden von Friesland herrlich steh'n,
Ebba's stolze Tochter. Die blonden Zöpfe geh'n
Der Maid bis auf die Füße. Seeblätter zeigt ihr Schild,
Drei grün in silbernen Wogen; ihr Helm trägt eines Schiffes Bild.

Ihr stund gegenüber von Flandern Irmenlind,
Des alten Grafen Ingrams reizgeschmücktes Kind.
Den langen Schild von Golde zierlich ein Röslein schmückt:
Der Jungfrau Rosen haben so manchen Mann schon berückt.

Von Mainz die Zier der Jungfrau'n man darauf sehen kann,
Gundhild, Gundert's Tochter, die reiches Lob gewann:
Sie sang die schönsten Lieder entlang den ganzen Rhein,
Und spann den schmucksten Faden; d'rum konnt' ein Rad ihr Zeichen sein.

Von Köln, der alten Rheinstadt, die Heiliger hat ein Heer,
(Man zählt an Zwanzigtausend) zum Schutz auf Land und Meer,
Sich zeigte stattlichst drüben drall, rundlich Walphild:
Sie führt im blauen Schilde ein Elftausendjungfrau'nbild.

Die nächste Maid war Glismod, des alten Engels Kind,
Orendel's junge Schwester von Trier. Die war geschwind
Gekommen, froh des Kampfes: sie weiß sich wundenfrei,
Und fürchtet keinen Heiden. Ihr zweifelt, ob Dem also sei?

Wolan, so hört die Märe —

Schade, daß uns der Raum nicht gestattet diese Mär, welche eines wunderbaren Rockes ergötzliche Geschichte erzählt, hier ihrer Länge nach mitzutheilen. Ergötzlich ist sie wirklich. Der Kaiser, nachdem er die Wahlen bestätigt, hält eine glänzende Heerschau, und gibt ein herrliches Festmahl; es tanzen 50,000 Jungfrauen; nicht eine bleibt sitzen. Aber siehe, der Böse mischt Unkraut unter den Samen der Lust und Hoffnung. Er gibt dem gottlosen Matfried, einem kaiserlichen Rath, den teuflischen Anschlag an, Maid Emma zu entführen. Er lockt sie aus dem Ballsaale, und spiegelt ihr vor, der Kaiser, ihr Vater, wünsche, daß sie des Grafen Wichmann Tochter persönlich in die Reihen der kampflustigen Jungfrauen laden solle. Sie folgt ihm zu Pferde in einen entlegenen Wald, wo er ihr Gewalt anthun will. Aber Eginhard entdeckt zu rechter Zeit noch die Betrügerei, und entreißt die Geliebte den Händen des Entführers, den er tödtet. Große Lust und Freude bei den Festgenossen. Eginhard erhält aus der Hand der geretteten Generalfeldmarschallin ein Ringlein, und von dem Vater ein bedeutendes Lehen zur Belohnung. Nichts steht fürder dem Auszuge der schönen Kämpinnen entgegen als allenfalls die Beschaffung der noch fehlenden Geldmittel. Die Kirche hilft hier Karl. Unter dem Schall kriegerischer Instrumente ziehen die Schönen den zitternden Heiden entgegen, die nicht im geringsten ahnen, daß sie es mit Frauen zu thun haben. Letztere selbst sind sehr froh, wie sie wahrnehmen, daß Marsil's Heer die Waffen vor ihnen streckt, und jauchzen laut ob des erfochtenen Siegs. Sie treten den Rückzug als Siegerinnen an, und erhalten fürstliche Belohnungen.

Dieser skelettartige Auszug des Inhalts gibt übrigens nur ein schwaches Abbild von der naiven Lebendigkeit einzelner Schilderungen und Situationen im Buche. So ist es z. B. höchst ergötzlich zu lesen, wie die Jungfrauen bei ihrem Auszuge mit Weihwasser besprengt werden:

Weihkessel siebentausend man leert in kurzer Zeit.
Zum Glücke fließt von Aachen die Maas nicht allzu weit,

So reichten denn tausend Esel zum Wassertragen hin;
Auch hatt' es erst geregnet, und Wassers war g'nug darin.

Ebenso anmuthig wird geschildert, wie die Jungfrauen während ihres ersten nächtlichen Schlummers nach dem über Marsil erfochtenen Siege ihre Speere in Waldesbäume, ihre Schilde in Schüsseln und Mulden, und ihre Schwerter in Spindeln zu ihrem höchsten Erstaunen verwandelt sehen. Die schalkhafte Naivetät steigert sich noch durch die Sprache. Es werden eine Menge Ausdrücke gebraucht von denen wir nicht zu entscheiden wagen, ob sie geflissentlich aufgesuchte mittelalterliche Ausdrücke oder helvetische Idiotismen und Gauwörter sind, z.B. Wist, Gelf, Taum, Giel, Schelch, Gaden, Mies. Was die Form anlangt, so hat der naive Frauenlob der Jüngere, wie man aus den mitgetheilten Proben sieht, die alte Nibelungenstrophe quasi gewählt, aber doch nicht in ihrer antiken Integrität und strophischen Anordnung; doch auch durch diese Formwahl und die künstliche Nachbildung holperiger Rhythmen dem Liede einen mittelalterlichen, chronikartigen Anstrich gegeben, der hier ganz an seiner Stelle zu sein scheint.

89. Columbus. Epische Dichtung von Salomon Tobler. Zürich, Meyer u. Zeller. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Der Held dieses Epos gehört zwar nicht der sagenhaften Zeit Karl's des Großen an, aber unromantisch können wir die Zeit keineswegs nennen, und der Gegenstand des vor uns liegenden, in tadellosen, wohlklingenden Ottave rime geschriebenen Werkes ist die Darstellung der Thaten und des Glückswechsels jenes Seehelden dessen strebender Geist zuerst die Mysterien der gefahrvollen westlichen Wasserwüste ahnte, der den Muth hatte ihr zu trotzen, und dem es nach manchem Kampfe gelang die Enden der Erde miteinander in Verbindung zu bringen. Die Erzählung dieses thatenreichen und sturmbewegten Lebens hat schon deshalb etwas Poetisches, weil in ihr der Ring sichtbar wird der die Geschichte der Alten Welt mit der Neuen Welt verbindet. Uebrigens wird uns hier nicht das ganze Leben des Colombo mit seinen mannichfachen Wechseln gegeben, sondern nur der Glanzpunkt desselben: die Entdeckung der Neuen Welt. Der erste Gesang zeigt uns den Seehelden vor Ferdinand und Isabella, dem spanischen Königspaar. Im zweiten wird der Abschied oder vielmehr die Abfahrt von Spaniens Küsten geschildert; im dritten der Fahrt Mühsale und Gefahren. Der vierte ist gewissermaßen eine Episode, indem da der kühne Entdecker seinem Schiffsvolke die Geschichte jener Polo erzählt die, gewissermaßen des Colombo Collegen, schon im J. 1250 Entdeckungsreisen unternahmen, welche die Phantasie ihrer Zeitgenossen mit gar wunderlichen Bildern bemalt hat. Der fünfte Gesang hat zur Ueberschrift „Der Passatwind", der bekanntlich jedes diesen Himmelsstrich berührende Schiff mit herrschender Gewalt nach Westen führt; es ist das minder Poetische im Buche. Im sechsten Gesang wird uns die geschichtlich bekannte Empörung des Schiffsvolks gegen ihren Führer geschildert, und wie er die ihm drohende Gefahr durch Unerschrockenheit und Consequenz im Handeln zu beseitigen wußte; im siebenten lesen wir, wie er die kleine ihn rettende Insel Guanahani entdeckte, der er mit Recht den ominösen Namen San-Salvador beilegte. Der achte Gesang bringt uns in höchst frischer Scenerie eine Beschreibung der Antillen; im neunten kommt ein Schiffbruch; im zehnten ein Sturm mit allem poetischen Beiwerk; im elften die Rückkehr und die Nachstellungen von Seiten des Königs von Portugal; im zwölften und letzten der Triumph des heimgekehrten frommen Helden in der Heimat. Von seinen Vorbereitungen auf eine zweite Reise, der Entdeckung der Karaibischen Inseln, Cubas und Jamaicas, von seinen Kämpfen mit den Bewohnern der Neuen Welt, und den Neidern in seinem Vaterlande, von einer dritten Reise, von den Verdächtigungen die Neid und Bosheit auf ihn wälzten, von den Ketten mit denen er sogar belastet wurde, und seinem Ende lesen wir Nichts, rügen aber diese scheinbare Unvollständigkeit auch nicht, indem der Verf. ganz richtig verfuhr, daß er sich darauf beschränkte die größte That seines Helden in abgerundeter Gestalt vorzustellen. Es soll ja auch das Epos keine Biographie, sondern ein nach den Regeln der Kunst bearbeiteter Stoff sein. Der Verf. gibt keine Vor- und Nachrede (einige erklärende Noten für junge Leser, am Ende angefügt, sind nicht zu rechnen), und erklärt sich auch nicht über die Quellen aus denen er geschöpft hat. Wir vermuthen, sein Hauptquell war Washington Irving's „History of the life and voyages of Christopher Columbus". Sollten wir noch Etwas wünschen, so wäre es, daß Hr. Tobler, der als Verf. der „Enkel Winkelried's" nicht unrühmlich bekannt ist, beim Aufrollen des Vorhangs der Kunde von Colombo das träumend sich erinnernde und prophetisch träumende Alterthum in Bezug auf die Ultima Thule und Atlantis an die romantische Welt des Mittelalters mit poetischem Bande geknüpft hätte. Daß andere Kritiker dem Buche vielleicht Dies und Jenes nachsagen werden, wollen wir nicht in Abrede stellen.

(Der Beschluß folgt.)

Germania. Vaterländisches Lesebuch für die reifere Jugend von Karl Vogel. Leipzig, Barth. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von der Volksschule bis hinauf zur höhern Bürger- und Realschule erklingt der Ruf nach einer nationalern, praktischern Bildung. Der Deutsche fängt endlich an Vertrauen zu sich selbst und zu den herrlichen Bildungsstoffen zu fassen die in seiner Sprache, in seiner Geschichte, in seiner Volkssitte, in seinen Classikern liegen. Der Deutsche beginnt zu ahnen, daß Griechenland und Rom nimmer solche Classiker erzeugt haben würden, wenn sie die Muttersprache so grenzenlos vernachläßigt hätten wie wir Deutschen. Stolz nur auf unsere Kenntniß des Auslandes und der Vorzeit hat sich in den Köpfen unserer deutschen Gelehrten der unselige Wahnglaube festgesetzt, daß man einzig und allein durch die classischen Studien denken, sprechen, schreiben — Deutsch schreiben lernen könne! Es ist wahr, die Schriftsteller deutscher Nation sind zumeist aus der Zahl der classisch Gebildeten; aber hatte man denn überhaupt zeither eine andere Bildung als die classische? War nicht die Volksschule Alles, und mußte nicht wer Mehr als die Elemente lernen wollte dem classischen Bildungsgange folgen? Hatte man es denn irgendwo nur versucht an modernen Bildungsstoffen, an deutschen Sprachmustern die Jugend formell und zugleich materiell zu bilden? Nein. Aber die nothwendige Folge war, daß wir in allen Branchen unzählige classisch Gelehrte hatten, die, unpraktisch durch und durch, für die neue Zeit keine Theilnahme beim Verständniß mitbrachten. Wir hatten Gelehrte genug die fertig Latein sprachen und schrieben, Deutsch aber radebrechten, Deutsch weitschweifig und ungrammatikalisch schrieben, und noch viel weniger im Stande waren über irgend einen Gegenstand frei, fließend, klar und eindringlich Deutsch zu sprechen. Wir hatten classisch Gebildete in Menge welche die Geschichte von Hellas und Latium, Land und Sitte der alten Aegypter und Juden bis auf die geringste Kleinigkeit kannten, mit ihrem deutschen Vaterlande aber, mit seiner Volksgeschichte, seinen Volkssitten, seinen Landeseigenthümlichkeiten völlig unbekannt waren. Wir hatten keinen Nationalstolz, wir hatten keine Nationalkraft, weil wir keine nationale Bildung hatten. Das ist in Frankreich und England anders: Frankreichs und Englands Jugend kennt ihr Volk, ihr Land, ihre Sprache, und wir Deutschen blicken neidisch auf den fremden Patriotismus und rekrutiren unsere deutsche Literatur mit Uebersetzungen französischer und englischer Meisterwerke!

Gott sei Dank, daß man in Deutschland nicht blos anfängt in den höhern Bürger- und Realschulen moderne Bildungsanstalten neben die classischen zu stellen, sondern daß man der Jugend auch Bildungsbücher in die Hände gibt die unsere deutsche Jugend mit dem deutschen Volke, dem deutschen Lande

und der deutschen Sprache bekannt machen. Vogel's „Germania" ist ein solches Buch, das wir mit Freuden als den Boten einer neuen Aera für unsere höhern Bildungsanstalten begrüßen. Des Verf. Absicht war es eben, „in unserer Jugend, in der Schule und im Hause, echt vaterländische Gesinnung zu wecken, zu nähren und zu klären durch die möglichst einfache und ansprechende Vermittelung genauer Kenntniß deutschen Landes, deutschen Volkes und deutscher Sprache, dieser Dreieinigkeit jeder Nationalität!" In abgerundeten Bildern aus den Werken der besten deutschen Classiker gibt er zuerst Schilderungen des deutschen Landes von Luden und Arndt, des Rheins von Simrock, der Alpen von Gutsmuths und Schaubach, des Harzes von Blumenhagen, Böhmens von Jordan, Schwabens von Schier, Baierns von G. H. v. Schubert u. s. w. Hierauf folgen Schilderungen des deutschen Volkes: die Friesen von Arndt, die Dithmarschen von Duller, die alten Deutschen von J. v. Müller, altdeutsche Frauen von Bülau, die Religion der alten Deutschen von Pfister, Bonifacius von Neander, Maximilian I. von Kohlrausch, die Kaiserkrönung von Goethe, der sächsische Bergmann von Engelhardt, die Schwaben von Arndt, die Schlacht auf dem Lechfelde von Luden, die Schlacht bei Leipzig von Kohlrausch, Friedrich der Weise von Ranke, Theodor Körner von Niemeyer, Freiherr von Stein nach Eylert, ein deutscher Schulmeister von Blochmann. An diese Lesestücke schliessen sich endlich „Neuhochdeutsche Sprachproben von Luther bis auf unsere Zeit" an. Es ist Das gleichsam eine populaire Literaturgeschichte in Beispielen. Welcher herrliche Bildungsstoff liegt in diesen „Musterstücken deutscher Prosa aller Stilproben, von der Fabel an bis zur philosophischen Abhandlung und Rede"? Allerdings ist es nur für „reifere Schüler, wie sie in der obersten Classe tüchtiger, gehobener Bürgerschulen und in den drei obern Classen von Realschulen und Gymnasien sich finden", bestimmt; aber es thut auch dringend noth, daß gerade diesen solche Bildungselemente gegeben werden. Werden die Gymnasien sie zurückweisen? Wir fürchten nicht. Der praktische, reformatorische Geist der neuen Zeit scheint auch in diese mittelalterlichen Institute, und wird sie nöthigen sich zu reformiren, sich den nationalen menschlichen Bedürfnissen anzubequemen, wenn sie nicht untergehen wollen. Die Zeit der Gelehrtenherrschaft ist vorüber, der Zopf fällt, und die wahre Wissenschaftlichkeit, die nur auf einer gesunden nationalen Bildung fußen kann, feiert ihre Siege! Auch Vogel's „Germania" wird dem deutschen Geiste zum Siege verhelfen, deutsche Gesinnung und Liebe zu dem deutschen Vaterlande wecken, welches Gott mit so viel Schönheit geschmückt und durch ein so tüchtiges Volk, durch so viele treffliche Geister verherrlicht hat.

122.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte von Port-royal.

Wir haben schon wiederholt hingewiesen auf das reiche Material für die Geschichte des Port-royal und der Jansenistischen Bewegung, welches durch neue, sorgfältigere Nachforschungen in den Archiven und Bibliotheken von Paris ans Licht gefördert ist. Cousin verdient vor Allen den Ruhm, durch seine gediegenen Arbeiten über Pascal den ersten Anstoß zu diesen interessanten Forschungen gegeben zu haben. Gegenwärtig haben wir einen höchst bedeutenden Fund zu bezeichnen, der als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts betrachtet werden muß. In der Bibliothek des Arsenals wurde schon längst das in den Katalogen aufgeführte, vom Abbé Goujet 1734 herausgegebene Original der Memoiren von Robert Arnauld d'Andilly vermißt. Diese Handschrift war aller Vermuthung nach zwischen den Jahren 1730 und 1734 durch die Erben des Marquis von Pomponne den Arnauld'schen Familienpapieren entnommen, und erst dem Biographen Robert's, dem Père Bougerel, und dann dem erwähnten Abbé Goujet eingehändigt. Die vergeblichen Nachforschungen welche man neuerdings nach diesem Manuscripte angestellt hat haben endlich Hrn. Varin, dem mit dem Grafen von Lescalopier vom Unterrichtsminister der Auftrag geworden ist die in der Arsenalbibliothek enthaltenen Papiere zu durchsuchen, auf die Entdeckung eines höchst werthvollen Tagebuchs von Robert Arnauld geführt, dessen Existenz man auf Grund einer Bemerkung in den bezeichneten Memoiren schon hätte ahnen können. In jener bezüglichen Stelle heißt es nämlich: der Verf. enthalte sich ausführlicher Mittheilungen über die Geschichte seiner Zeit, obgleich in dieser Beziehung ihn ein sorgfältig geführtes Tagebuch in den Besitz eines sehr mannichfaltigen Stoffs setzte. Das durch Varin zuerst wieder aufgefundene Manuscript, welches in dem aus dem vorigen Jahrhunderte herrührenden Kataloge als „huit volumes in 4to, renfermant un journal très-curieux, qui s'étend de 1615 à 1632" bezeichnet wurde, dann aber, weil es durch ein Versehen unter die musikalische Abtheilung der Arsenalsammlung gerathen sein muß, gänzlich verschollen war, hat sich als das betreffende Tagebuch bei näherer Prüfung ausgewiesen. Wir behalten uns eine genauere Besprechung desselben vor, bis Varin mit dem größern Werke, in dem er über das Resultat seiner Nachforschungen Rechenschaft erstatten will, hervorgetreten sein wird, und beschränken uns nur noch auf die Bemerkung, daß diese Ergebnisse um so höher angeschlagen werden können, als die bis jetzt nur oberflächlich durchmusterten Papiere des Marquis von Palmy eine große Anzahl wichtiger Briefschaften und Denkschriften geliefert haben, welche sich auf die Gelehrtenfamilie der Arnauld beziehen.

Französische Chrestomathie.

Die meisten der in Deutschland erschienenen Chrestomathien der französischen Literatur geben schon ihres beschränktern Umfangs wegen meist ein ungenügendes und für die Kenntniß der fremden Autoren unzulängliches Material. Eine ungleich befriedigendere und umfassendere Auswahl als in diesen Sammlungen finden wir in einem Werke welches von einem ehemaligen Professor der Rhetorik, Marcel, herrührt. Dasselbe führt den Titel „Chefs-d'oeuvre classiques de la littérature française", und besteht aus vier sehr compact gedruckten Theilen, in denen ein sehr reichhaltiger Stoff aufgespeichert ist. Der erste der beiden der Prosa gewidmeten Bände umfaßt die Beredtsamkeit, welche von Bossuet, Massillon, Bourdaloue, Fénélon, Fléchier, Maury, Aguesseau, Buffon, Guenard, Thomas, Cochin, Tolendal, Deseze, Mirabeau, Vergniaud und Napoleon vertreten wird, und zahlreiche, meist sehr glücklich gewählte Proben aus den wichtigsten historischen Werken älterer und neuerer Zeit. Der zweite prosaische Theil bietet in seiner Mannichfaltigkeit eine bunte Blumenlese aller verschiedenen Gattungen, innerhalb deren sich der prosaische Stil bewegen kann. In den zwei poetischen Abtheilungen gruppirt sich erst das Epos, die Tragödie und die Komödie (Voltaire, Boileau, Corneille, Racine, Crébillon, Ducis, Molière, Regnard, Piron, Gresset, Collin d'Harleville, Andrieux), an die sich dann alle verschiedenen Richtungen der lyrischen und didaktischen Gattungen anreihen.

Don Quixote.

Wir haben schon öfter darauf hingewiesen, daß das unvergleichliche Werk des Cervantes, ungeachtet mehrer achtungswerther Versuche, zu denen wir Viardot's flüchtige Arbeit kaum rechnen können, in Frankreich immer noch keine würdige Bearbeitung gefunden hat. Der besonders durch seine Uebersetzung spanischer Dramen rühmlichst bekannte Damas Hinard tritt jetzt mit einer Uebertragung des „Don Quixote" hervor, welche, was Lesbarkeit und treues Anschmiegen an den Sinn des Originals betrifft, beiweitem den Vorzug vor allen frühern Versuchen verdient. Diese empfehlenswerthe Uebersetzung, welche der bekannten Charpentier'schen Sammlung einverleibt ist, umfaßt zwei sehr compact gedruckte Bände.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 210. —— 29. Juli 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 209.)

90. Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht von H. Neumann. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 25 Ngr.

Das vorige Epos hielt sich streng an ein weltgeschichtliches Factum, und reihete in wechselloser Form Wort und Bild an die Ereignisse einer gewissen Zeitfolge. Hier ist es anders. Obwol der Verf. auf festem historischen Boden steht, so möchte es dem Leser doch schwer werden den geschichtlichen Faden festzuhalten, oder sich aus diesen zerrissenen Fragmenten ein vollständiges Bild des Mannes zu bilden dessen Name auf dem Titel des Buches genannt ist. Sein Leben und seine Thaten hat Barthold im Jahrgang 1835 des Raumer'schen „Historischen Taschenbuch" ausführlich beschrieben, und Dies ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Quell aus welchem Hr. Neumann vorzugsweise geschöpft hat. Jürgen Wullenweber war ein Bürger der alten Reichsstadt Lübeck, der, von einem unruhigen Geiste getrieben, im 16. Jahrhundert es wagte der Lehre Luther's über das Papstthum den Sieg zu verschaffen, und an die Stelle der aristokratischen Stadtverfassung eine demokratische zu setzen, und so mit der geistlichen und weltlichen Macht in Conflict gerieth. Ein vollständiges Bild dieser Bestrebungen, und der aus ihnen hervorgehenden Ereignisse erhalten wir hier nicht; denn nur romanzenartige Rhapsodien sind es was uns geboten wird. Freilich sind es Rhapsodien voll Klang, Frische und Plastik, aber das Ganze erscheint nur als eine Sammlung von Steinschildern mit Hautreliefs, die, von einer geschickten Künstlerhand gemeißelt, in eine Kirchenmauer oder in einen gothischen Rathhausgiebel eingesetzt sind. Die Phantasie des Beschauers dieser Schilder muß sich Erklärung und Deutung selbst schaffen, und es war uns beim Lesen dieser unzusammenhängenden Romanzen zuweilen als ständen wir vor den Hieroglyphen einer ägyptischen Begräbnißkammer oder der Isistafel, und müßten uns zur Deutung derselben mit dem hermeneutischen Scharfsinn eines Champollion auszurüsten suchen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wollte der Verf. durch dieses Verfahren in der Behandlung des gegebenen Stoffs der Gefahr entgehen, durch ein strenges Sichanschließen an das Historische und die Reihenfolge der Ereignisse in das Gebiet der Prosa oder gar jenes Reimchronikstils zu gerathen wie er sich uns in den mönchischen Productionen des Mittelalters darstellt. Dieser Gefahr ist er allerdings glücklich entgangen; aber dieses Verfahren hat mancherlei andere Uebelstände herbeigeführt, und das Ganze macht keineswegs den beabsichtigten Eindruck auf das Gemüth des Lesers. Er hat es versäumt seinen Stoff zu einem künstlerischen Ganzen zu gestalten und abzurunden, ja die Wahl des Stoffs ist nicht eben die glücklichste zu nennen. Denn geben wir auch zu, daß die reformatorischen Ansichten und Bestrebungen des kühnen reichsstädtischen Demagogen dem modernen Zeitgeiste entsprechen, und das Interesse einer nicht geringen Zahl von Lesern unserer Tage in Anspruch nehmen werden, wie auch, daß des Mannes tragisches Ende die Sympathien des Menschenfreundes wecken müsse, ja, daß sich hier zufällig manche überraschende Beziehungen zu Ereignissen und Verhältnissen der neuesten politischen Zeitgeschichte finden, wir meinen das jetzige Verhältniß Deutschlands zu Dänemark, in Bezug worauf wir folgende Passus aus dem Buche anführen (S. 28):

> Deutsch paßt zu Dänisch jetzt, will man es deutlich sagen,
> Wie Treue zum Verrath und wie der Stock zum Schlagen;

oder (S. 105):

> Wohl, so gebt dem falschen Dänen,
> Gebt an Dänemark den Sund.
> Heut' gebieten uns're Flotten
> Weithin übers Deutsche Meer;
> Bald doch wird der Däne spotten:
> Kommt kein Schiff von Lübeck her?
> Lübeck, einst am Meer gelegen,
> Baute tiefer sich ins Land,
> Und der Schiffahrt reichen Segen
> Gab es in der Dänen Hand; —

oder in Bezug auf die jetzigen religiösen Wirren (S. 103):

> Wahrlich, nicht in unsern Tagen
> Wird geendigt dieser Krieg,
> Doch die Schlacht die wir geschlagen
> Ist der erste Glaubenssieg.
> Ach, Jahrhunderte durchstritten
> Werden blutig hier und dort,
> Und gefrevelt und gelitten
> Für den Papst und Gottes Wort;
> Denn der Glaube bleibet werther
> Als Genossen, Volk und Haus,
> Und einst gräbt man wieder Schwerter
> Aus dem Schutt der Wartburg aus!

so wird dadurch noch keineswegs allen epischen Postulaten Genüge geleistet. Der Epiker soll nämlich bei der Wahl seines Stoffs wohl zusehen, ob derselbe auch ein wahrhaft poetisches Moment in sich trage, was sich aber in den Ereignissen der politischen Umbildung einer reichsstädtischen Verfassung nicht darbietet, und noch weniger in der Präconisation Christian's II., des Henkers von Stockholm, der hier ein Volksfreund genannt und weit über den energischen Gustav Wasa gesetzt wird. Ferner hat der Dichter darin gefehlt, daß er die Person seines Helden überall viel zu wenig hervorhebt, und ihn und seine Thaten mehr in die Handlungen der Nebenpersonen mit einflicht, die er zum Theil eine wichtigere Rolle spielen läßt als ihn selbst, wie z. B. die stattliche, anziehende Figur des Schiffshauptmanns Marcus Meier, für dessen Persönlichkeit man sich interessiren muß. Liegt doch auch in den Stoffen die dem Epiker in dem Leben und Treiben eines Cola Rienzi, Masa-

niello, Thomas Münzer u. A. geboten werden, beiweitem mehr Poesie als in der alltäglichen Begebenheit einer reichsstädtischen Fehde zwischen Patriciern und Plebejern. Wir können nicht begreifen, wie der geniale Verf. von „Nur Jehan" Das nicht fühlte, und die genannten Uebelstände vermied!

So viel über die Schattenseite des Gedichts; es hat aber auch eine strahlende Lichtseite, und unser kritisches Gewissen nöthigt uns auf letztere den Leser aufmerksam zu machen. Ueberall fast offenbart sich die Meisterhand, die entweder plastisch bildet, oder mit wenigen Pinselstrichen großartige Effecte hervorbringt. Es werden rasche und kühne Griffe in das Leben des Geistes gethan, und poetische Schönheiten wie ein Blumenregen ausgegossen. Je aufmerksamer man liest, je mehr man sich ins Einzelne vertieft, um so mehr wird man angezogen durch die edle Sprache, die leichte Versification und die Vollendung der wechselnden Formen, die sich überall den behandelten Stoffen gefügig anpassen. Welch ein köstlicher Humor z. B. in Nr. 7, wo der Stadthauptmann von Lübeck in einem Schenkhause am Holsteiner Thor seinen Zechgenossen Blätter aus seinem Leben mittheilt; oder in Nr. 14 „Element der Schiffer"; noch schlagender in Nr. 19 „Der Reichserbvorschneider", in welchem Stück ein gar lebendiges Bild von Herzog Albrecht und seinen nobeln (aristokratischen) Passionen entworfen wird; und endlich auch in Nr. 21 „Malepartus". Allen Foderungen die man in ästhetischer Hinsicht an epische Darstellungen machen kann wird in dem Gesange „Volksgunst" (S. 69) genügt, den wir hier mit Weglassung einiger Strophen mittheilen:

Ein großes Herz verstehen
Kann nur ein großes Herz,
D'rum müssen auch vergehen
Einsam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten,
Sie müssen stumm verbluten,
Und können was sie tragen
Nur ihrem Gotte klagen.

O, ihr Lebendigtodten,
Wie sprecht ihr doch so klug,
Seht ihr den Patrioten
Erdulden Leids genug,
Ihr streicht euch Stirn und Scheitel
Und sprechet sehr vergnügt:
Der Mann war gar zu eitel;
Gut, daß er unterliegt!

Nichts ändert den Philister,
Dem Himmel sei's geklagt!
Was man ihn lehrt, vergißt er,
Und schläft, so oft 'es tagt;
Ihm bleibt der Freiheit Wonne
Für immer ein Problem,
Und wie das Licht der Sonne
Dünkt sie ihm unbequem.

Und immer ist beflissen
Ein heuchlerisch Geschmeiß,
Und fabelt von Gewissen
Und wie die Hölle heiß;
Weh allen Neuerungen!
Der Pöbelherrschaft weh!
Das ist der glatten Zungen,
Der Pfaffen A B C.

Der Adel mußte schweigen,
Wie auch sein Haß sich regt,
Der Priester doch will zeigen,
Wie hoch das Herz ihm schlägt;
Das Reich im Münsterlande,
Des Fanatismus Reich,
Stellt er — ha Fluch und Schande!
Der edeln Freiheit gleich.

O Mann voll Kraft und Liebe,
O edler Demagog!
Dein Licht ward matt und trübe,
So oft der Pfaffe log!
Der Jürgen zwar, der kühne,
Hält fest noch Schwert und Stab,
Und wirft von heil'ger Bühne
Die Eiferer hinab.

Doch im Geheimen schaffen
Des Lichtes Feinde viel,
Die Junker und die Pfaffen,
Sie treiben arges Spiel,
Und sie zu unterstützen
Dringt bis an Lübecks Thor
Mit donnernden Geschützen
Der König Christian vor.

Zwar Marcus Meier lachte,
So laut der Feind auch droht',
Weil er die Stadt bewachte
Und schirmt' vor jeder Noth.
Zwar lebt in Lust und Freuden
Der Bürger wie zuvor,
Doch spricht's von nahen Leiden
In des Erschreckten Ohr.

Zwar ist der Hansa worden
Gewalt und hoher Ruhm,
Und Lübeck hat im Norden
Ein eigen Königthum,
Von England überkommen
Sind jüngst zehntausend Pfund,
Und gute Mär vernommen
Aus Schweden und vom Sund.

Doch hat an diesem Kriege
Der Bürger nur Verdruß,
Weil er für ferne Siege
Daheim sich ärgern muß;
Denn ach, die Gärten alle,
Gelegen vor der Stadt —
Man sieht es von dem Walle —
Der Feind verwüstet hat.

Das kann er nicht ertragen
Der Bürger, reich und frei,
D'rum sehnt mit lauten Klagen
Den Frieden er herbei,
Und denkt voll tiefem Leide
Ans alte Regiment,
Weil seine liebe Freude,
Sein Gartenhäuschen brennt.

Mit dieser Strophe schließt die Nummer zwar noch lange nicht, wir können indessen hier nicht Mehr davon mittheilen. Wird doch das Mitgetheilte schon hinlänglich beweisen, mit welcher epischen Kürze und energischen Darstellung sich das Lied in seinen kurzen Rhythmen klingend hinbewegt. Nehmen wir die minder erquicklichen Nummern 14, 15, 16 und 17 aus, so ist alles Uebrige mit jener epischen Begabtheit abgefaßt die in Hermann Neumann immer unverkennbarer hervortritt, und die uns zu der Hoffnung berechtigt, Zeitgenossen und Nachwelt werden ihm keine der letzten Stellen auf den Stühlen unserer Nationaldichter anweisen. Die am Ende angehängten historischen Noten sind um so nöthiger, da sie das Verständniß des Ganzen erleichtern und das Zerrissene einigermaßen aneinanderreihen.*) 54.

*) Einen fünften Artikel bringen wir im September oder October. D. Red.

Ausgewählte Dramen, analytisch erläutert von M. Kurnik. Erstes Heft: Emilia Galotti. Zweites Heft: Nathan der Weise. Breslau, Kohn. 1845—46. Gr. 8. 25 Ngr.

„Unsere Zeit", sagt Hr. Kurnik, „an wahren poetischen Erzeugnissen so arm, soll die frühern Schätze, die ewigen Denkmäler der Literatur genießen lernen." Für den Genuß Dessen was die Nationalpoesie früherer Perioden Großes und Ewiges geschaffen ist die Armuth einer spätern kein Grund mehr, und ihr Reichthum kein Grund weniger. Wann soll es endlich dahin kommen, daß unsere Kritiker und Literarhistoriker den innern Zusammenhang verschiedener Zeiten recht erfassen, daß sie die Begeisterung für Kunstwerke der Vergangenheit nicht rechtfertigen zu müssen glauben durch Unzufriedenheit mit der Gegenwart, und die Theilnahme für diese nicht durch Geringschätzung der Vergangenheit bethätigen! Doch es mag in dem Ausspruch des Hrn. Kurnik Nichts liegen was einen solchen Mangel an historischem Bewußtsein verriethe: er betont in seinen Worten vielleicht das „wahre", er deutet nur darauf hin, daß es uns jetzt an wahren poetischen Erzeugnissen fehlt; was uns nicht fehlt, muß daher ganz bestimmt der Art sein, daß es vom Genusse der „frühern Schätze" abbringt, d. h. es kann nur einen falschen, unnatürlichen, unreinen Geschmack verbreiten — und also verstehen wir wohl was Hr. Kurnik mit dem Genießenlernen des Frühern meint: es soll zur Wahrheit und Natur in der Poesie zurückgeführt werden.

Wie gut, wenn Hr. Kurnik Das wirklich gemeint hätte! Denn ich glaube, es thut noth, daß unser poetischer Geschmack zur Wahrheit und Natur zurückgeleitet wird. Aber weit gefehlt! Hr. Kurnik geht ja eigentlich gar nicht auf den Genuß aus. In dem Falle wäre ihm doch auch das Empfinden der Dichtung schon Etwas werth gewesen. Nein! Er will nicht, daß man genießen lernt, er will, daß man genießen *lernt*. Ich weiß nicht, ob man dieses Accentspiel recht versteht, aber es paßt ganz zu den Begriffsspielen der modernen Kritik. Nun, ich erkläre mich deutlicher. Hr. Kurnik, Das sagt er euch ja selbst, ist ein „analytischer Erläuterer". Wißt ihr was Das heutzutage sagen will? Einer jener ästhetischen Chemiker die aus der zerschnittenen, zerfaserten Dichtung jeden Blutstropfen auffangen, in seine kleinsten Bestandtheile zersetzen und dann glauben, sie wären ins innerste Leben gedrungen (in sanguine vita!), hätten „den Organismus der ganzen Schöpfung ergründet", wie Hr. Kurnik in bescheidenem Selbstbewußtsein seiner Analyse nachrühmt. Ja, nichts Geringeres wird hier in den beiden Büchelchen mit der „Emilia Galotti" und dem „Nathan" vorgenommen.

Für die Schule aus welcher die vorliegenden Exercitia in ästhetischer Systematik, in sogenannter philosophischer Kritik hervorgegangen will ich Hrn. Kurnik nicht verantwortlich machen; über die Principien dieser trockenen Erläuterungsmethode, mit welcher die Sophistik schwungloser Seelen sich in die Dichtung hinein-, oder vielmehr über dieselbe hinausspeculirt, will ich nicht mit ihm rechten. Er hat sie nicht entwickelt oder entwickeln helfen, er wird sie nicht fortführen und verbreiten, er hat sich nur in sie eingeübt; er gibt sich mir als einen lediglich reproducirenden, ich möchte sogar sagen, nachahmenden Geist zu erkennen — aber mit den besten Anlagen die sich bei einem solchen finden lassen. Man glaube ja nicht, daß ich ihn herabsetze. Er ist freilich nur ein Schüler der im Allgemeinen auf die Worte seines Lehrers schwört, wiewol er im Einzelnen sich eine gewisse Selbständigkeit der Ansicht und Bewegung zu erhalten sucht: aber er ist auch Keiner von dem kurzdärmigen Gelichter das schon heute lehren will was es gestern gelernt. Er reproducirt mit vielem Takt, und, wie man sieht, nachdem er das Empfangene sich so gut er es vermag angeeignet. Seine schwächste Seite zeigt sich in literarhistorischer Betrachtung. Hier kann er keinen Augenblick auf eigenen Füßen stehen und hält sich ganz und gar an Gervinus. Allein abgesehen davon, daß es wirklich schwer ist sich in einer Darstellung Lessing's nicht an Gervinus zu lehnen, der meiner Meinung nach über diesen einzigen Mann bis jetzt das Schönste und Gründlichste geschrieben, so kann auch nicht geleugnet werden, daß Hr. Kurnik eine Gabe gewandter Mittheilung besitzt, die selbst da wo er nur das Andern Entnommene wiedergibt, seinem Ausdruck eine individuelle Färbung verleiht. Ich muß ferner gebührend anerkennen, daß er uns selbst auf jedem Schritte sagt wem er folgt. So gibt er uns auch gleich den Boden an aus welchem er sein ästhetisches Raisonnement gesogen, mit dem er, beiläufig gesagt, sich etwas in die Brust wirft. Ja, er geht im Ueberschwang seiner Erkenntlichkeit gegen den Lehrer (Rötscher) so weit, daß er diesen einmal den „Großen" nennt! Kaum hätte es übrigens der Angabe bedurft. Man sieht auf den ersten Blick, bei wem Kurnik in die Lehre gegangen.

Ich kann hier nicht mit dem Verf. dieser Abhandlungen meine Ansichten über die beiden Dramen Lessing's austauschen wollen. Ihm selbst ist die Methode seiner Beurtheilung die Hauptsache. Was er seine Analyse nennt, ist die kritische Dialektik, über der ihm alle Unmittelbarkeit im Verständniß der Dichtung verloren geht. Daß ich mich aber über diese Methode weitläufig auslasse, daß ich meinerseits das Verfahren Rötscher's analysire nach welchem Hr. Kurnik „seine Analysen zu regeln gestrebt", wird der Leser wol nicht erwarten, noch könnte er eine Freude daran haben, wenn ich es thäte. Was gäbe es Unerquicklicheres als eine Kritik solcher Kritiken!

Nur bin ich es dem Verf. schuldig wenigstens an einem Beispiele nachzuweisen, wie solche absichtliche, angezwungene Interpretation in sich selbst haltlos ist, wie man bei einem Systematisiren, das günstigsten Falls in der Dichtung ein philosophisches Maschinenwerk, aber keinen lebendigen Organismus darlegt, bei diesen terminologischen Kunststückchen in denen oft kaum der Schatten einer Idee erkennbar ist, bei diesem Zusammenflicken schulgerechter Wendungen und Redensarten mit welchen der kritische Apparat umhängt wird, aus der einfachsten Logik herauskommt — und wie schwer es ist den leitenden Gedanken aus all den unwillkürlichen Widersprüchen, aus diesem ganzen scheinwissenschaftlichen Wortschwulst zu entwirren.

Hr. Kurnik erklärt als die „Grundidee" des Trauerspiels „Emilia Galotti", daß uns der Dichter „eine Welt offenbart wo die vielgestaltige Macht der Verführung die verschiedensten Lebensverhältnisse angegriffen, sich entwickelt, ihre Spitze erreicht, und zu ihren Auflösungen gebracht worden ist". Was beiläufig diese mit allem Nachdruck aufgestellte Gesammtdefinition betrifft, so will ich, ohne weiter auf sie einzugehen, nur das Augenfällige hervorheben, nämlich: wie vag und, wenn man es genau betrachtet, überflüssig die zweite Hälfte des Satzes ist; sie deutet nur den allgemeinen Verlauf jedes Dramas an, aber nicht im entferntesten den besondern des Lessing'schen. Daß in jeder dramatischen Darstellung sich Etwas entwickelt, culminirt und zur Auflösung gebracht wird, versteht sich von selbst, wie denn Dies überhaupt das Cyklische in allem Leben ist. Doch ich wollte, wie gesagt, mich nicht mit den Thesen des Verf. beschäftigen. Von dieser Erklärung ausgehend, sucht er in dem Abschnitte „Idee des Kunstwerks" das ganze System seiner Analyse zu begründen, wonach nun jede Einzelheit der Handlung, jede Eigenheit der Charaktere, kurz, Alles was in der ideellen Anlage, Composition und Ausführung ihm, um mit seinen eigenen Worten zu reden, ein „Röhrchen, ein Ventil der Maschine" zu sein scheint, über den Einen Leisten geschlagen wird. Mit dem Hauptmotiv hetzt er sich in die allerminutiösesten Folgerungen hinein, und wir wollen gleich sehen wie consequent er dabei ist.

Zunächst, wie billig, war es ihm darum zu thun, das Tragische in diesem Motiv, das Wesentlichste der dramatischen Aufgabe, außer Zweifel zu stellen. Schon in der Einleitung

(Heft 1, S. 12) begegnet er dem Einwurf, es würden in „Emilia Galotti" zu wenig Gefühle und Leidenschaften angeregt. Hr. Kurnik weist nach, daß „die Liebe zwar die Leidenschaft sei in der die Subjectivität des Individuums am stärksten hervortrete, in welcher also die *tiefmöglichste Versenkung* des Geistes sich offenbaren könne", daß aber ein Dichter der „die Liebe als Leidenschaft gar nicht begreifen kann, wenn er seinem Drama vermöge eines andern Pathos dasselbe *tragische* Interesse und Leben zu verleihen gewußt, daß das *freie Walten der Idee die ganze Schöpfung* durchdringt, die größte Aufgabe der dramatischen Kunst gelöst habe". Eine jede Individualität, belehrt uns der Verf. (S. 18), von einer Empfindung durchdrungen die „stark genug ist sich zur Leidenschaft zu steigern, die Nichts neben sich duldet als was mit ihr übereinstimmt, wird ihrer Idee (?) wegen selbst das Leben werthlos halten ... sie wird durch den Tod den Sieg der Innerlichkeit über jede äußere Macht feiern, und wird hierdurch in ihrem Untergange *tragisch*". Die Bedenken die hinsichtlich der „tragischen Auflösung aus der Dialektik der Verführung" aufsteigen könnten werden beseitigt. Zwar sagt der Verf., „das Verlangen der Verführung *ist keine in sich* begründete Empfindung", aber das einer Individualität „innewohnende sittliche Gefühl", das sich nicht allein gegen die Entehrung sträubt, sondern schon gegen das „bloße Verlangen sie zu verführen", kann sich „zu solchem Affecte steigern, daß sie ganz darin aufgeht und auch dafür untergeht". „Und dieses Pathos (fährt Hr. Kurnik fort) ist es aus dem die tragische Auflösung hier hervorgeht, und der hier zu Grunde liegende *Affect* entspringt demnach einem *negirenden Streben*." Wohlgemerkt! einem negirenden Streben. Es ist Dies auch ganz in der Ordnung, und der Verf. findet überhaupt das tragische Moment in der Negation der Gegensätze. Aber wie kommt es nun, daß uns S. 21 gesagt wird:

„Haben wir nur die Beschaffenheit von Emilia's Pathos so erkannt, daß es auf einem *negirenden Streben* beruht, so liegt auch hierin der absolute Grund, daß das Werk im Ganzen jenen *tragischen Anhauch* nicht hat den die *Schilderung von dem Kampfe einer großen Leidenschaft* einem Werke stets verleiht" ...

Und S. 36:

„... Ist diese Auffassung von der Persönlichkeit der Emilia die rechte, so ergeben sich daraus zwei nothwendige Folgerungen. Die eine begründet die schon oben erwähnte, warum das Werk nicht so viel für *das tragische Moment* bietet..... Es ist hier also kein Feld für die großen Wellenschläge *eines sittlichen Kampfes, der so viele interessante tragische Momente zur Erscheinung bringt*." ...

So? Da wären denn doch am Ende die Einwürfe hinsichtlich des *Tragischen* nicht ganz .... Ei, warum nicht gar! Wer wird Alles gleich so genau nehmen! S. 22 sagt uns der Verf. ausdrücklich, daß Lessing „*nichtsdestoweniger*" durch die Vertheilung der Figuren jedem Acte eine *tragische* Färbung zu geben gewußt; er habe dieselben so geordnet, daß Emilia nur die *tragische Spitze* zu bilden brauchte u. s. w.

Aber S. 36 heißt es ja wiederum: „Das wahrhaft Tragische liegt eigentlich weniger in der *letzten Spitze* eines tragischen Ereignisses" —!

Daß die Verführung das Hauptmotiv der Tragödie ist, wird Niemand in Abrede stellen: aber wie beutet es Hr. Kurnik aus! Nach ihm hat das Werk „zu seinem Vorwurf die Auflösung *aller Verhältnisse der Verführung*". Mithin braucht wol kaum erwähnt zu werden, daß jedes „Ventil, jedes Röhrchen der Maschine" *Verführung* pfeift. Verführung in allen Weisen und Tonarten! Auch ihr „niedrigster Standpunkt muß zur Erscheinung gebracht werden": auch die Banditen Angelo und Piero sind blos da, auf daß zur Erscheinung komme wie „durch bloßes Geld zur Hülfe des Mordes verleitet wird". Nur Conti, glaube ich, ist unverführt; er ist eine „Nebenfigur" — doch halt! er hat auch Etwas mit der Verführung gemein. „Er hilft unbewußt durch das Portrait der Emilia die Leidenschaft des Prinzen für sie mit aufregen." Und der Prinz! Nun, Das versteht sich, der ist der Ausgangspunkt der Verführung, activ und passiv; in dem Verhältniß Marinelli's zu ihm ist „die positive Macht der Verführung", um die sich hier Alles dreht. Dieser Marinelli, den Hr. Kurnik selbst mit den angeführten Worten bezeichnet: „vollendet als Verführer", steht jedoch mit seiner „Anschauung aller Verhältnisse auf der Basis die den Verführern von Fürsten gemeinsam" ist; nämlich: „*das gänzliche Aufgeben der eigenen Subjectivität und das volle Eingehen in die Wünsche des Herrn*, um hierdurch einen ungestörten Einfluß auf ihn zu haben". ... Weiter heißt es: „Marinelli würde das Gute wie das Böse thun, wenn es seine Zwecke förderte; denn er hat sich *so ganz der eigenen Subjectivität* entäußert, er hat sich so ganz in den Gedanken versenkt die Wünsche seines Herrn zu befriedigen u. s. w." Aber, möchte man bescheiden fragen: wo bleibt denn die positive Macht des Verführers, wenn er sich selbst negirt, seine eigene Subjectivität aufgibt? Also wird der Prinz nicht von ihm verführt, sondern von seinen Wünschen, in denen ja Marinelli ganz aufgeht? — Doch wer weiß nicht, was sich nach Hegel Alles aufhebt ... und wir erfahren noch andere Dinge. Man sollte nämlich glauben, der Bezug Emilia's zu „der Macht der Verführung", die Furcht vor ihr, das sittliche Gefühl das sich gegen sie sträubt, sei auch der Odoardo's. Nein! Das reicht lange nicht hin das Thema gehörig zu variiren. Odoardo fällt noch einer ganz andern Verführung anheim, einem rechten „*Dämon der Verführung*", der Gräfin Orsina, von welcher er den Mordstahl annimmt. Denn wir hören zu nicht geringem Erstaunen, daß ohne diese Orsina, „diesen Vulkan (wie sich Hr. Kurnik sehr schön ausdrückt) der ungeachtet seiner Stille noch nicht zu *speien* aufgehört", selbst Marinelli, der „vollendete Verführer", nur „ein halbes Bild, nur ein Portrait en profil ist, das (setzt Hr. Kurnik zur nothwendigen Erläuterung hinzu!) uns nur Eine Seite des Gesichtes zeigt". Aber die Gräfin Orsina „trägt zur Vervollständigung des ganzen Gemäldes, zur Verkürzung (?) der Grundidee des Kunstwerks bei, indem auch sie einen Standpunkt der Verführung vergegenwärtigt" u. s. w. Natürlich kommen auch Claudia und Appiani dran — aber wir haben an den Beispielen genug.

Könnte sich Hr. Kurnik doch überzeugen, wie wenig ihm der „lebendige Quell" jener Lehre bekommen von der er so viel Rühmens macht. Zu den schädlichen Folgen derselben gehört auch eine Phrasensucht, die sein unbestreitbares stilistisches Talent ganz verdirbt. Die sonderbaren Bilder und Ausdrücke deren er sich bedient nöthigen oft ein Lächeln ab.

Und diese Kritik mit ihren philosophischen Spiegelfechtereien überhebt sich gegen die productiven Kräfte der Zeit! Wäre es mit diesen wirklich so arg, so glaube ich doch, wir haben von ihnen beiweitem keine solche Verbreitung eines *unwahren*, verschrobenen Geschmacks zu befürchten, als wir zu erwarten hätten, wenn wir es solchen Kritikern überließen die Poesie „dem allgemeinen Bewußtsein näher zu rücken", wie Hr. Kurnik will.

Bei alle Dem (ich wiederhole es) achte ich übrigens seine Anlagen, und möchte nur ihm rathen: wenn er sich etwa wieder mit dem *Dichter* Lessing beschäftigt, gelegentlich daran zu denken, daß dieser Lessing auch kein übler Kritiker war. Von diesem könnte er noch Etwas lernen; ich glaube sogar, er kann ihm besser als Hr. Rötscher zeigen, wie man Wissenschaft und Leben verbindet, und „*den Organismus eines Kunstwerks nachweist, ohne die Totalempfindung am Werke zu zerstören*".

W. Wolfsohn.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 211. —— 30. Juli 1847.

Hubert Languet's Vindiciae contra tyrannos. Ueber die gesetzliche Macht des Fürsten über das Volk und des Volkes über den Fürsten. Nach der Ausgabe von 1580 mit einer geschichtlichen Einleitung über das Leben und die Zeit des Verfassers bearbeitet von Richard Treitzschke. Leipzig, Barth. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Daß das Zeitalter der Reformation unter den gegenwärtigen Verhältnissen von verschiedenen Standpunkten aus und nach verschiedenen Seiten hin fleißig durchforscht und bearbeitet wird, hat in dem Erwachen eines erneuten kirchlichen und politischen Lebens in Deutschland seinen wohlberechtigten Grund; daß man dabei hier und da des Guten zu viel thut, indem man die Thatsachen jener großen Zeit entweder falsch auslegt, oder nicht mit der erfoderlichen historischen Objectivität durchforscht, ist ein Irrthum, der in aufgeregten Zeiten kaum zu vermeiden ist. Es wird daher nothwendig sein uns zuvor in dem Reformationszeitalter zu orientiren, indem wir seine Richtungen und Parteiungen zu gruppiren und zu verstehen versuchen, weil das oben angeführte Buch sein Entstehen der Reformation und ihren Bewegungen verdankt.

Obschon die katholische Kirche und Lehre in den ersten Jahrhunderten ihres Entstehens und Wachsens besonders geeignet waren die rohen Gemüther zu bändigen, die wilden Menschen zu sittigen, und sie durch die sinnliche Seite ihres Cultus zugleich auch zu höhern, edlern Bildungsstufen zu erheben: so mußten sie doch nothwendig der Nemesis verfallen, d. h. jenem Gericht welches die Weltgeschichte hält, indem die Consequenzen eines Princips, die Wirkungen eingeführter Einrichtungen sich erschöpfen, sich ausleben oder sich gegen ihren eigenen Ursprung zerstörend wenden. Der Katholicismus richtete sich selbst, indem er im Verlauf der Zeit das Gegentheil von Dem wurde was er sein wollte und sein sollte. Denn sein Cultus war zuletzt ein äußerlicher Glanz, ein Buchstaben- und Formendienst geworden, war in einen üppigen, blendenden Sinnenrausch ausgeartet; die Bedeutsamkeit der kirchlichen Gebräuche verflachte zu leerem Ceremoniel, welches nur noch die gedankenlose Menge anziehen und befriedigen konnte. Die Religion der Liebe, der Duldung und des Erbarmens verkehrte sich in blutige Verfolgungssucht, in kaltherzige Ketzerjagd und schonungslosen Haß; die Religion der Freiheit ward zur hierarchischen Despotie; statt der Macht der Wahrheit gebrauchte man weltliche Gewaltthat; Schrecken und Furcht herrschten statt der Liebe, und die Allgemeinheit des christlichen Glaubens höhlte sich aus zur Abstraction der Unterschiedslosigkeit, zur Vernichtung aller Besonderheiten der Völker, ihrer Bestrebungen und Leistungen. Die Kirche wurde der ungeheuere Abgrund in welchen das geistige Leben der Völker, ihre Nationalität chaotisch versinken sollte. Auf gleiche Weise wurde der Papst aus einem geistlichen Oberhaupte ein weltlicher Fürst; da ihn seine Einmischung in weltliche Händel, sein Kampf gegen Kaiser und Könige in politische Verwickelungen hineingerissen, in jenes Gewebe der Lüge, Treulosigkeit, des Mordes u. dgl., wurde er den Fürsten lästig, dem Volke verächtlich. Er verlor in sich selbst den Halt und damit die richtige Stellung zur Kirche und zum Staate. Geldnoth, Verschwendung, Intriguen u. s. w. rissen den päpstlichen Stuhl hinunter in den Abgrund der Unsittlichkeit, der Verworfenheit, sodaß die ganze Christenheit ein Grauen und ein Abscheu überfiel. Was der Papst im Großen that, ahmten die geistlichen Großbeamten im Kleinen nach: schwelgten, praßten, lebten in Hoffart und Wollust, und ertödteten alle Achtung vor ihrer Würde. Dabei waren ihre Pfründen und Zehnten den Fürsten und dem Adel ein Gegenstand des Neides, dem hungernden, gedrückten Volk aber das Ziel des Hasses.

Die Lehren der katholischen Kirche konnten aber um so weniger diesem Verderben entgegenwirken, als sie den Menschen nicht innerlich ergriffen, nicht innerlich besserten, sondern nur einen äußerlichen Dienst von ihm verlangten. Die Büßungen, Wallfahrten, Ablaß, Zehnten waren allerdings für Viele ein bequemes Mittel sich mit dem Gewissen und den Geboten der Sittlichkeit abzufinden; aber die Herzen verlangten nach geistigem Troste, nach geistiger Befriedigung. Das Gemüth blieb bei diesem Cultus leer, die Sehnsucht nach einem tröstenden, innerlich belebenden Glauben wuchs aber um so mehr, je mehr die hereinbrechende Sittenlosigkeit, die allgemeine Auflösung die Menschen drückte und die Vergänglichkeit alles Irdischen empfinden ließ. Wie zur Zeit der

römischen Kaiser die Trübsal, die Noth, das Elend und der Untergang, vor dem nichts Weltliches sicher war, da bei der allgemeinen Erschütterung alle menschlichen Schöpfungen sanken oder wankten, das Bedürfniß eines himmlischen Trostes, eines belebenden Glaubens dem Christenthum die Herzen öffneten, so bereitete die Lasterhaftigkeit des Römischen Stuhls, die Noth im Deutschen Reiche der Reformation einen fruchtbaren Boden vor.

Nehmen wir also die mannichfachen Ursachen und Anregungen der Reformation zusammen, so dürfen wir diese letztere eine Reaction des deutschen Gemüths gegen den römischen Formeldienst nennen; denn das deutsche, von jeher tief religiöse Gemüth sehnte sich nach dem lebendigen Worte des Geistes, nach einem tief innerlichen Glauben, nach einem geistigen Gehalt der Lehre des Lebens, der Welt, um sich an ihm aufzurichten aus der Niedergeschlagenheit, aus der Erniedrigung in welche der Einzelne wie das Ganze gerathen waren. Die Kluft zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Menschen sollte gefüllt werden, das deutsche Herz wollte sich Gott nahen dürfen in tiefster Andacht und Ehrfurcht, mit aller Inbrunst der Seele; da baute es seine Betkapelle ins eigene Herz, machte sein sehnsüchtiges Gemüth zum Tempel, und hob den Himmel auf die Erde herab, um die Versöhnung Gottes mit den Menschen zu feiern. Die offene, treue, völlige Dahingabe an den göttlichen Geist, die Innerlichkeit und Beherzigung des Glaubens sind die Formen in denen der Deutsche Gott verehrt und besitzt.

Die Kirche konnte aber nicht von Misbräuchen gereinigt und verbessert werden, bevor nicht ihr Zustand genau untersucht und scharf kritisirt war; denn die neue Lehre mußte sich nicht nur Raum zum Aufbau, sondern auch Material dazu schaffen, sie mußte die Mängel und Schwächen des alten Baus genügend nachweisen, ehe sie Unterstützung zu einem Neubau oder Umbau hoffen durfte. Als Maßstab der Beurtheilung der katholischen Lehre wurde von Luther die Bibel benutzt, nach deren Aussprüchen er die bestehende Kirche richtete. Aber die Bibel selbst mußte, schon wegen ihres hebräischen und griechischen Textes, einer mehrfachen Auslegung unterliegen, sodaß man noch einen andern unfehlbaren Richter über die Auslegung derselben setzen mußte. Dieser Richter konnte nur die menschliche Einsicht, der menschliche Verstand sein. Da aber Widersprüche zwischen der Bibel und dem Verstand, zwischen der Offenbarung und dem menschlichen Erkennen eintreten konnten, so gerieth das Princip der Reformation in einen Zwiespalt mit sich, aus dem es bis heute noch nicht herausgekommen ist. Man half sich zunächst durch unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der Bibel, indem man sich auf das Wie der Auslegung derselben nicht weiter einließ, wie Dies Luther selbst nach dem verhängnißvollen Jahre 1525 auf das bestimmteste aussprach, und seine frühern entgegengesetzten Ansichten zurücknahm. Denn geschreckt durch die Ausartungen seines Princips, reagirte er selbst sehr heftig gegen dasselbe, da er es nicht wagte die Folgerungen welche der abstracte Verstand aus seinen Grundsätzen ableitete anzuerkennen, sondern die Mitte zwischen der Autorität der Bibel und der des menschlichen Geistes zu halten suchte. Weil das Gemüth eine innerlichste Betheiligung, eine Versenkung in seinen Gegenstand begehrt, so widerspricht ihm ein Anflug von Mystik nicht, sondern sein Glaube sucht eben als Letztes ein unerklärliches Etwas, ein unbegreifliches Geheimniß, dem es sich vertrauensvoll hingibt, und es durch diese unbedingte Hingabe verehrt. Daß es ein Vortheil für Deutschland gewesen sei, daß Luther die kirchliche Reformation von der politischen trennte, daß er dem weltlichen Regiment sogar das Kirchenregiment noch in die Hand drückte, wodurch die protestantische Kirche zur Landeskirche herabsank, die Reformation also im Grunde nur in einzelnen Lehren über die katholische Kirche hinausging, mag ich nicht behaupten.

Hielt also Luther im Allgemeinen in seiner Lehre vom Glauben einen ans Mystische streifenden, übersinnlichen Ausgangspunkt fest, so konnte es doch nicht fehlen, daß die vorherrschende kritische Richtung seiner Zeit auch das rein verständige Element der Reformation weiter ausführte, wenn auch hier eine Beimischung fanatischer, abstracter Schwärmerei nicht ausblieb. Es trennte sich also von der gemüthlichen, gläubigen Religiosität namentlich in Karlstadt, Münzer, Calvin u. A. der Rationalismus als kritisches Element los, das in seiner Spitze in revolutionnairen Radicalismus ausartete. Gingen die beiden Ersten in der Abstraction ihres Radicalismus unter, obschon sie viel Treffliches lehrten, so gewann der rationalistisch gefärbte Calvinismus doch bei den romanischen Völkern, besonders aber bei den Franzosen, Holländern und Schotten um so leichter Eingang, weil bei diesen Völkern der kalte, scharfe Verstand vorwiegender Charakterzug ist. In Luther hingegen vereinigten sich die Mystik, die Glaubensinnigkeit der alten katholischen Lehre mit dem Rationalismus des Humanismus; aber diese beiden Seiten sind in seiner Kirche bis heute noch nicht zur Versöhnung, zur völligen gegenseitigen Durchdringung gekommen, sondern reagiren gegeneinander, indem der Schwerpunkt bald auf die eine, bald auf die andere Seite fällt.

Wie dieser Zwiespalt durch das Gebäude der Theologie wie ein Riß hindurchgeht, so trat eine solche doppelte Richtung auch in den politischen reformatorischen Bestrebungen des 16. Jahrhunderts hervor; denn der Widerspruch zwischen Sein und Seinsollen war im Staate ebenso drückend und augenscheinlich wie in der Kirche. Die Lehnsverfassung hatte sich als unpassend gezeigt für ein gesundes, großes Staatsleben; deshalb hatten die deutschen Kaiser verschiedene Versuche gemacht jenen Widerspruch zu beseitigen, namentlich die Abhängigkeit des Kaisers von dem guten Willen seiner Vasallen zu vernichten. Bald gaben sie die großen Lehen nur an Verwandte; bald begünstigten sie die kleinern Vasallen und die Städte gegen die größern; bald suchten sie die Macht der Herzöge dadurch zu schwächen, daß

sie dieselben nie aus dem Volksstamme nahmen über welchen sie gesetzt wurden; bald theilten sie die großen Lehen in kleinere: aber immer war ihr Bemühen, Deutschland zu Einem und einem einigen Reiche zu machen, vergeblich. Es wurde der richtige Weg, den Willen des Kaisers als Oberhaupts durchzusetzen, und dem Reiche in diesem kaiserlichen Willen Einheit zu geben, erst dann eingeschlagen, als die Habsburger die kaiserliche Macht zur Erweiterung und Mehrung ihrer Hausmacht benutzten. Die Folgen dieser verschiedenen Versuche der Kaiser waren das Entstehen der geschlossenen Landschaften und die dadurch herbeigeführte Zersplitterung Deutschlands in eine Unzahl Länderchen, Grafschaften, Reichsrittergüter u. s. w. Hierdurch sowie durch die verschiedenen Rechte, Münzen, Abgaben u. s. w. wurde jene Unordnung herbeigeführt welche die Städte- und Ritterbündnisse, Reichskammergerichte u. s. w. vergeblich zu hemmen suchten.

Somit endete die Lehnsverfassung bei der letzten Consequenz ihres Systems, bei dem Zerfahren des Staats in feindliche Elemente, in Atome; trotz der vielen Herren war nur der Starke wirklicher Herr; trotz aller Rechte gab es kein Recht; trotz des Kaisers fehlte dem Reiche das ordnende, durchgreifende Oberhaupt. Der Staat löste sich auf wie die Kirche, alle Versuche zu einer Organisation des Reichs zum Staate waren gescheitert, und zu einem entsetzlichen Chaos hatte sich das Reich aufgelöst. Da schlug der Humanismus wie ein elektrischer Schlag in die rohe Masse, und suchte sie durch diese Erschütterung zur Krystallisation zu bringen. Im Volke erwachte die Sehnsucht nach Einheit und Einigkeit; Sickingen, Hutten, die ersten Artikel der Bauern verlangten Einen Kaiser und Absetzung der übrigen Fürsten. Es begann zu gähren in den Gemüthern, es wollte sich gestalten; aber aus dem Chaos stiegen nur Ungeheuer der Abstraction, weil man die Alten einseitig auffaßte, und es verschmähte an die Vergangenheit anzuknüpfen, um aus ihr eine neue politische Gestaltung zu erzeugen.

Man verstand damals die Gegenwart nicht, man fühlte und erkannte wol deren Mängel, aber nicht die Ursache derselben; man wollte die Vergangenheit nicht weiterführen, sondern mit ihr brechen, sie ganz auf die Seite werfen, und damit nahm man sich den Raum für einen Neubau: man schuf abstracte Theorien, baute Luftschlösser.

Der Begriff des Staats als Einheit verschiedener Elemente, als Schwer- und Mittelpunkt widerstrebender Kräfte existirte damals noch nicht, vielmehr kam er den Völkern nur als Corporation, als Stand zum Bewußtsein. Da jeder Stand seine besondern Interessen hatte, so verstand man unter Freiheit entweder nur das Privilegium, das Vorrecht sich vom Staatsganzen beliebig auszuschließen, den Egoismus, den Kastengeist, oder suchte die Freiheit in maßloser Willkür. Ein Stand arbeitete dem andern auf das hartnäckigste entgegen, und bedachte dabei nicht, daß der Staat nur bestehen kann durch das Nebeneinander der Stände, nicht durch Unterdrückung derselben, z. B. der Bauern und der Bürger. Die meisten Anhänger fand die Reformation unter den Fürsten erst nach 1525, als Luther ihnen nicht nur die geistlichen Güter, sondern auch die Oberaufsicht über die Kirche zuwies, den geistlichen Stand also als politischen Stand vernichtete, und die Geistlichen zu Hofdienern, die Religion zur Staatsreligion machte.

Gegen diesen Uebelstand des Staatswesens sprachen und schrieben damals viele ausgezeichnete Männer, welche die Kritik die Luther gegen die katholische Kirche richtete gegen die bestehenden Verhältnisse und Verfassungen wandten, um eine politische Reformation zu bewirken. Da ihnen aber eine solche Burg fehlte wie sie Luther in der Autorität der Bibel besaß, so flüchteten sie entweder ins Römische Recht, und zogen den Streit auf ein ganz fremdes Gebiet hinüber, oder sie nahmen das Alte Testament zu Hülfe in der Meinung, daß in der jüdischen Geschichte Gott den Menschen ein besonders von ihm geleitetes Vorbild staatsrechtlicher Einrichtungen gegeben habe. Andere construirten sich einen Staat zusammen aus Begriffen die sie aus dem Studium der Alten geschöpft hatten. Es fehlte aber dieser Kritik der Gegenwart die Kritik überhaupt; man griff zu Waffen deren Gebrauch man nicht kannte. Die Humanisten schwärmten in republikanischen Vorstellungen umher, ohne das Entstehen und die Ursachen des Untergangs, die Möglichkeit und die Bedingungen der Existenz der griechischen und römischen Republik geprüft zu haben; sie wollten jene Einrichtungen auf ihre Gegenwart übertragen, ohne vorher zu fragen, ob beide zueinander passen. Die damaligen Publicisten hielten die Verfassungen für Kleider die man beliebig ablegen und anlegen könne; sie bedachten nicht, daß die politischen Einrichtungen nur die Lebensformen, die Verkörperung des Volksgeistes sind. Daher geriethen jene Schriftsteller in Abstractionen, sie glaubten ohne Prüfung an die Unfehlbarkeit der alten Verfassungen, wie die Philologen noch heutzutage an die Unübertrefflichkeit der Alten und an ihre allein zum Menschen machende Bildung glauben. Die Kritik fußte also auf einer unerwiesenen Annahme, das eine Dogma warf sie ab, um sich dem andern unbedingt zu ergeben.

Unter jene politischen Kritiker gehört auch unser Languet, dessen Biographie sein Uebersetzer dem Buche beigegeben hat. Hubert Languet war 1518 zu Vitaux in Burgund geboren, stammte aus einer altadeligen Familie, die sich immer durch Treue, Redlichkeit und Unbescholtenheit ausgezeichnet hatte. Sein erster Lehrer war der Arzt und Humanist Perellus Castilionensis. Der Knabe zeigte sehr früh lebhaftes Interesse an den religiösen Bewegungen der damaligen Zeit, las mit Begierde die theologischen Flug- und Streitschriften, lernte aber auch die Streitwuth der Theologen bald verachten. Um indessen dem Mittelpunkte der Bewegungen näher zu sein, ging er nach Wittenberg, wo Camerarius ihn in das Alterthum einführte, und mit ihm fortwährend

in gelehrtem Briefwechsel blieb. In Wittenberg wurde Languet Protestant, ging aber 1547 nach Italien, um in Bologna und Padua Recht zu studiren. Hier fielen ihm Melanchthon's „Loci communes" in die Hände, die ihm „wie ein Faden der Ariadne erschienen" und ihn bewogen nach Wittenberg zu eilen, um sich dort weiter belehren zu lassen. Hier lebte er mit Melanchthon wie Vater und Sohn bis zu jenes Tode 1560 in engster Verbindung, indem er die Winter in Wittenberg hinbrachte unter Studien, die Sommer aber zu weiten Reisen benutzte, um fremdes Gerichts- und Staatswesen kennen zu lernen. So besuchte er 1555 Italien, um in den dortigen Bibliotheken Geschichte zu studiren, war zwei mal in Stockholm, berührte Lappland, Frankreich, Belgien u. s. w., machte 1559 mit Adolf von Nassau, dem Bruder Wilhelm's von Oranien, eine Reise nach Paris, um den berühmten Lehrer der griechischen Sprache Adrian Turnebus kennen zu lernen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Schauspielerleben. Mitgetheilt von Roderich Benedix. Zwei Theile. Leipzig, Grunow. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roderich Benedix, bereits durch seine dramatischen Arbeiten bekannt, theilt in den beiden vorliegenden Bänden Erlebnisse aus dem Schauspielerleben mit. Da der Verf. dieser Bilder früher selbst Schauspieler war, so mußte es für ihn ein Leichtes sein den Stoff zu diesen Mittheilungen reichlich zu sammeln; es sind Dies jedoch weniger Memoiren als vielmehr eine durch einen fortlaufenden Faden freilich nur äußerlich verbundene Erzählung, die an alle Verhältnisse des Schauspielerlebens anknüpft. In ähnlicher Weise, wiewol breiter und weitschichtiger angelegt, schrieb Lewald früher seinen „Theaterroman". Es werden die Schwierigkeiten anschaulich gemacht mit welchen die Mitglieder kleiner fahrender Bühnen zu kämpfen haben, bis sie sich herausarbeiten; die Zustände dieser Bühnen werden dabei selbst in ein helles Licht gesetzt, und einige persönliche Verwickelungen angebracht welche die einzelnen Bilder zusammenhalten, und dem Ganzen mehr Leben und Interesse gewähren. Lewald hat den Becher bis auf die Hefe geleert, und selbst die häßlichsten Bilder vor unsern Augen entrollt, und uns einen Blick thun lassen in die oftmals tiefe Verworfenheit und Entsittlichung solcher Schauspieler. Benedix hält sich weniger bei diesen persönlichen Verhältnissen auf, er gibt mehr eine Schilderung von einzelnen Persönlichkeiten die ihm bei seinem Schauspielerleben in den Wurf gekommen sind, verknüpft sie mit den Erlebnissen seines Docter Haupthelden, wenn auch oft nur durch eine Conversation über Zustände der Bühne und der dramatischen Literatur, und führt diesen als Wanderer über kleine und große Bühnen hinweg, wobei er Gelegenheit erhält die mannichfachsten Beobachtungen über Bildung der Schauspieler, über das Verhältniß dieser zum Publicum, über Kritik, Theaterschulen, über die innern Beziehungen der Schauspieler unter sich, über Bühne und Literatur anzustellen, die er dann mit einzelnen Anekdoten, an denen jeder Schauspieler reich ist, durchwürzt und interessant zu machen sucht. Da Benedix nicht allein selbst Schauspieler war, sondern auch dramatischer Producent ist, so bietet sein Urtheil, gegründet auf Erfahrung, nicht allein für den dramatischen Dichter, sondern auch für den praktischen Schauspieler manchen guten Wink dar, den Jeder von Beiden trefflich benutzen kann. Fast keine Seite des Schauspielerlebens nach allen Richtungen hin bleibt unbesprochen, und das Buch verdient namentlich von den Schauspielern selbst gehörig gewürdigt zu werden, da Benedix die Sache mit Ernst und Liebe behandelt. Der Hauptfaden der Erzählung ist gleichgültig und untergeordnet gegen die eingestreuten Ansichten und Erläuterungen des Verf. Zuerst verbreitet er sich über das Vorurtheil das noch bei einem großen Theile des Volkes auf dem Stande der Schauspieler ruht, und sucht es seinen Ursachen und Wirkungen nach zu erklären; sodann folgen verschiedene Betrachtungen über Anfänge, Verlauf und Bildung des praktischen Schauspielers nicht ohne manchen guten Blick und passendes Urtheil. „Die Welt glaubt nicht leicht", sagt Benedix (S. 50), „an die Tugend einer Schauspielerin, und hat vielleicht oft genug zu diesem Unglauben den besten Grund." Er erklärt diesen Umstand wie folgt: „Die ganze Umgangssitte ist eine Verschanzung der weiblichen Tugend. Die Schauspielerin hat diese Verschanzung nicht. Ihr kommen eine Menge Männer nahe, ihr Beruf selbst zwingt sie sich von diesen Männern anfassen, umfassen, umarmen zu lassen. Dabei wird die Schauspielerin von Jedem für gute Beute gehalten, und ist fortwährenden Angriffen ausgesetzt. Niemand glaubt an ihre Tugend, weil das Vorurtheil gegen ihren Stand spricht; die bürgerliche Gesellschaft öffnet ihr ihre Häuser selten oder nie — sie ist so allen Lockungen und Verführungen ausgesetzt." Ueber Recensenten, Theaterkritiken spricht der Verf. manches Wort was zu beherzigen ist; jedoch scheint ihm so manches Vorurtheil gegen Kritik im Allgemeinen aus dem Schauspielerleben, vielleicht auch aus seiner literarischen Laufbahn noch anzukleben. Es ist eine allbekannte Thatsache, daß Schauspieler für jedes Wort was über sie geschrieben wird sehr empfänglich und gegen jeden Tadel sehr empfindlich sind, und zwar um so mehr, auf einer je niedrigern Stufe der Bildung sie stehen, oder als ihre Leistungen durch eine Partei oder eine literarische Clique in die Höhe getrieben erscheinen. Wir geben gern zu, wissen leider nur zu gut, welcher Misbrauch mit solchen Recensionen getrieben wird, billigen insofern das harte Urtheil das die Schauspieler über die Kritik im Munde führen; aber sie sind hinwiederum auch selbst gegen den gerechtesten Tadel aufgebracht, und die Kritik hat ein Recht in Sachen der Kunst mitzureden. Der Kritiker gibt freilich sein persönliches Urtheil, aber dasselbe stützt sich, wenn es keine gewöhnliche Hudelei sein soll, auf allgemeine Sätze, auf Principien und Ideen der Schönheit. Was Benedix über Theaterschulen sagt, verräth den praktischen Blick eines Sachkenners, und wir wollen wünschen, daß noch so manches andere Urtheil was in dieser Schrift niedergelegt ist die Aufmerksamkeit und Nachachtung der Schauspieler sowol als auch der Theaterdichter auf sich ziehen möge. 93.

Literarische Notiz.

Kostbare typographische Seltenheiten.

Bei der jüngsten Versteigerung einer Sammlung seltener und merkwürdiger alter englischer Lieder und Gedichte aus dem Nachlasse des Herrn J. Hugh Smyth Pigott gingen folgende Stücke zu sehr hohen Preisen fort: „The scourge of Venus, or, the Wanton lady, with the rare birth of Adonis", von H. A., erste Ausgabe, muthmaßlicherweise das einzige davon vorhandene Exemplar, für 10 Pf. St.; „Christine of Pisa, Fayttes of armes and of chivasrie", von Caxton übersetzt und gedruckt, 1489 im vierten Jahre der Regierung Heinrich's VII., für 30 Pf. St.; „Wits Bedlam", eines der seltensten dichterischen Producte John Davies' von Herford, gedruckt 1617, für 3 Pf. 9 Schill.; „Dictes and sayeings of the philosophers, translated by Autoine Wydeville, Erle Ryngeres and Lord Scales", von Caxton gedruckt, für 31 Pf. 10 Sh.; „Quippes for upstart new-fangled gentlewomen; or a glasse to view the pride of vain-glorious gentlewoman", erste Ausgabe 1595, für 5 Pf. St.; die „Oxford drollery" und die „Windsor drollery", Gedichtsammlungen aus den J. 1671—72, für 10 Pf. St. u. a. m. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 212. —— 31. Juli 1847.

Hubert Languet's Vindiciae contra tyrannos. Bearbeitet von Richard Treitzschke.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Nach Melanchthon's Tode brach in Sachsen die Verfolgung der Calvinisten aus. Als daher Languet eine Professur in Wittenberg nicht annahm, wurde er vom Kurfürsten August zu mancherlei Geschäftsreisen benutzt, indem er nach Frankreich, Belgien, zum Kaiser und auf die Reichstage geschickt wurde, um dort Sachsens und der Lutheraner Interessen zu fördern. Eine solche Reise hatte ihn nach Paris geführt, als dort das Blutbad der Bartholomäusnacht ausbrach, wobei er selbst in Gefahr gerieth. Den Protestanten in Deutschland nützte er durch seine geschickten Unterhandlungen mit dem milden, friedlichen Kaiser Maximilian II. wesentlich. Im J. 1577 trat Languet jedoch aus sächsischen Diensten mit Beibehalt einer Pension von 200 Thlr., um sich fortan ganz der Befreiung der Niederlande und dem Dienste Wilhelm's von Oranien zu widmen, mit dem er durch den Prinzen Johann Kasimir, Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, der bald den Hugenotten, bald den Niederländern beistand, bekannt geworden war. Im Interesse der Niederlande unternahm Languet viele Reisen, die seine Gesundheit aber so sehr angriffen, daß er 1581 am 30. September im 63. Lebensjahre an einem Blutsturze starb.

Languet's Persönlichkeit schildert sein Uebersetzer trefflich (S. 43):

Languet war von rosiger, blühend blutvoller Gesichtsfarbe, hatte blondes, dichtes Haar, schwarze und sehr lebhaft glänzende, wenn auch nicht selten etwas entzündete Augen; die Nase ein wenig stumpf; die Stirne hoch und Sokratesartig hervorspringend; übrigens ein Mann von etwas gebückter Mittelstatur. Sein Temperament war das cholerische mit einiger französisch-sanguinischen Beimischung, sehr lebhaft und regsam, aber immer fest und energisch. Sein Charakter gehört zu den edelsten. Nichts haßte er so sehr als Lüge. Wer lügt, pflegte er zu sagen, ist von knechtischer Gesinnung. Er war von außerordentlichem Rechtssinne; stets offen und gerade, ein unerschütterlich redlicher Politiker; als Freund war er überaus treu und hülfreich. Er war im Innersten sittlich; etwas Unsittliches zu lesen war er durchaus nicht im Stande. Geld zog ihn nicht an. Er war, wenn es galt zu repräsentiren, immer mit ebenso viel Geschmack als Würde gekleidet; sonst aber war er sehr einfach und liebte die Pracht nicht. Seine Geistesanlagen kann man nur glänzend nennen. Scharfsichtigkeit und Scharfsinnigkeit im höchsten Grade und ungemeine Beredtsamkeit, mit Witz verbunden, zeichneten ihn aus. Das Allerhervorstechendste an ihm jedoch war seine ganz und gar praktische Natur, jener kluge und weise Sinn, der ihn zu der erwählten Laufbahn drängte. Keine Stunde blieb ihm unausgefüllt, unermüdlich war er thätig. Er befand sich immer da am wohlsten, wo am meisten in einem Momente zu handeln und durch besonnene That zu entwirren war. Eine große Reiselust war ihm angeboren. Seine ausgewählte Gelehrsamkeit verarbeitete er sich stets zu praktischer Bildung. Im Ganzen kann man ihn wol unpoetisch nennen, wie wir uns heutzutage gewöhnlich ausdrücken; aber eine gewisse Nüchternheit that in einer Zeit die von so vieler Phantasterei getrübt wurde sehr noth, und dafür hat er auch seine Gegenwart wie kaum Einer seiner Zeitgenossen durchschaut. Burgund interessirte ihn nicht, aber Deutschland kannte und liebte er als sein zweites Vaterland. Verheirathet war er nie, um in seiner Stellung nicht durch Weib und Kind gehemmt zu werden. Seine Freunde waren die weisesten und edelsten Männer seiner Zeit, z. B. Melanchthon, Wilhelm von Oranien, Philipp Sidney u. A.

Um Languet's literarischen Werth zu schätzen, muß man die Ansichten und Richtungen der damaligen Publicisten kennen. Der Humanismus, das Ideal der römischen Republik, das Römische Recht wurden die Waffen des politischen Rationalismus, welcher unter dem „Volk" freilich nur die Aristokratie verstand. Auf der andern Seite verlangten die politischen Orthodoxen unbedingten Gehorsam gegen den von Gott gesalbten Fürsten, da sie dessen unumschränkte Macht lehrten. Für die Volksfreiheit und Demokratie hatten zu Languet's Zeit bereits Buchanan („De jure regni apud Scotos"), Hottomann („Francogallio"), Boucher, Bodin u. A. geschrieben, welche Religionsfreiheit, Beschränkung der königlichen Macht, Steuerbewilligung durch das Volk, die Rechte des dritten Standes u. s. w. verlangten. Aehnliche Foderungen spricht auch unser Languet aus, von dessen Abhandlungen die dritte von Dr. Treitzschke übersetzt ist: „Ist es erlaubt einem Fürsten Widerstand zu leisten welcher den Staat unterdrückt und zu Grunde richtet; und inwieweit, welchen Personen, auf welche Weise und nach welchem Rechte ist Dies erlaubt?"

Languet beantwortet alle diese Fragen durch seine Definition des Königs: das Volk setzt die Könige ein, die zwar durch Gottes Gnade (S. 70), aber nur durch das Volk und wegen des Volkes regieren (S. 72). Das hat Gott so gewollt, daß sie alle ihre Macht und Macht-

vollkommenheit, wie groß sie auch wäre, nächst ihm vom Volke empfingen. Daher sollten sie alle ihre Sorgen, alle ihre Gedanken und ihren Fleiß dem Wohle des Volkes zuwenden. Sie sollten aber nicht meinen, wegen irgend eines Naturvorzugs den übrigen Menschen voranzustehen, wie etwa die Menschen den Schaf- und Rinderheerden. Nein, sie sollten eingedenk sein, daß sie, von Natur in gleicher Stellung mit den Uebrigen, durch Abstimmung des Volkes und gleichsam auf den Schultern desselben von unten aus auf eine Höhe erhoben worden von welcher aus sie nun selbst zum großen Theil auf ihre Schultern die Regierungslast zu übernehmen haben (S. 70).

Aus diesem Satze folgert Languet alle seine demokratischen Einrichtungen und Vorschläge, daß die Könige nicht sowol geborene, als zu Königen bestimmte, nur Candidaten des Königthums sind (S. 76); daß das gesammte Volk mächtiger als der König und dieser nur der Diener des Staats ist; daß man nicht behaupten darf, daß wegen etlicher Hundert und mehr Männlein, die gewöhnlich weit schlechter und unbedeutender sind als andere Menschen, die ganze Welt erschaffen sei (S. 77); daß die Könige ihre Macht nur auf unbestimmte Zeit geliehen besitzen (S. 78); daß die Reichsbedienten, wohl zu unterscheiden von Königsbedienten, die Gesammtheit gesetzmäßig repräsentiren (S. 79) und in ihrer Gesammtheit über dem Könige stehen (S. 80); daß der einzige Zweck der Herrschaft sei das Wohl des Volkes, das Amt der Könige aber, Sorge für das Volk zu tragen (S. 95); daß der König nicht willkürlich Recht sprechen darf, sondern den Gesetzen die Macht über die Menschen zukommt (S. 99); weshalb es einem Menschen dienlicher ist und ehrbarer ansteht, dem Gesetze als dem Könige, d. i. einem Menschen, zu gehorchen (S. 101). Denn das Gesetz ist Geist, oder auch die Mannichfaltigkeit der Geister in ihrer Einheit, der Geist aber ist ein Theil des göttlichen Odems. Wer nun dem Gesetze gehorcht, gehorcht wol Gott, und macht Gott in gewissem Sinne zu seinem Richter (S. 102). Der König darf deshalb nicht eigenmächtig neue Gesetze geben oder alte abschaffen, sondern kann blos den Volksvertretern und Volksversammlungen Vorschläge thun (S. 107); denn er ist keineswegs Herr über die Gesetze, noch weniger über Leben und Tod (S. 110), sodaß er nicht einmal das Begnadigungsrecht hat, weil dies nur den Gesetzen zukommt (S. 114). Der König ist ferner nicht nur nicht Herr über die Güter Aller (S. 117), noch Besitzer des öffentlichen Vermögens (S. 120), nicht einmal Herr der Mitgift seiner Frau (S. 124), er kann nicht eigenmächtig verschenken und veräußern, ja ist nicht einmal Nutznießer des Reichs und Kronguts (S. 130), sondern ist blos Verwalter desselben (S. 135). Uebertritt der König seine Pflicht, so ist Gott allein Rächer, ihn rächt aber Gesetzeswegen das gesammte Volk (S. 140); denn wenn der König die Treue bricht, ist auch das Volk seines Eides der Treue entbunden (S. 147).

Von S. 149—188 schildert Languet mit sehr starken Farben die Tyrannen: Man braucht nur um sich zu schauen — noch heute gibt es in vielen Ländern leibhafte, jetzt noch athmende, durch und durch vollendete Tyrannen zu sehen (S. 159). Gegen solche Tyrannen die Waffen zu ergreifen dürfe ganz und gar keine Rücksicht abhalten (S. 161). Zuerst aber sollten die Volksvertreter, sobald sie bemerken, daß etwas Gewaltthätiges oder Hinterlistiges gegen den Staat unternommen wird, den Fürsten warnen (S. 168); wenn er aber nicht auf die Warnung achtet, soll man ihn absetzen. Dies sei keineswegs Empörung (S. 169), sondern eine gerechte Sache, da man nur die Gesetze vertheidige (S. 170); vielmehr mache man sich, wenn man sich ruhig verhalte, des Majestätsverbrechens gegen den Staat schuldig (S. 170). Einen Tyrannen zu stürzen sei man verpflichtet (S. 171), denn die Reichsältesten haben die Handlungen der Fürsten zu vertreten, wenn sie etwanigem Schaden nicht vorbeugen (S. 172).

Einzelnen oder Privatleuten kommt es nicht zu gegen rein thatsächliche Tyrannen das Schwert zu ziehen, weil diese nicht von den Einzelnen, sondern von der Gesammtheit eingesetzt sind. Allein wider Solche welche ohne allen Rechtstitel sich aufdrängen (Usurpatoren) mag, weil hier kein Vertrag stattgefunden, ein Jeder ohne allen Unterschied auftreten. Zu diesen Letztern dürfen auch Diejenigen gezählt werden welche, die Fahrlässigkeit und Unthätigkeit des gesetzmäßigen Fürsten misbrauchend, gleichfalls Tyrannei über dessen Unterthanen ausüben. (S. 187 u. 188.)

Die Beweise und Belege für diese Theorie sind die oben erwähnten und oft recht wunderlich; am lehrreichsten ist Languet da wo er die Staatsverfassungen seiner Zeit kritisirt. Daß sein Tyrannenhaß sich theils aus der Lecture der Alten, theils aus dem Anblick seiner Zeit, namentlich der Pariser Bluthochzeit, Alba's Hinrichtungen u. s. w., erklären läßt, liegt auf der Hand; wie denn daraus auch leicht begriffen werden kann, daß er und seine Strebensgenossen nur ins andere Extrem überschlugen. Höchst interessant ist seine Abhandlung als Gegenstück zu Machiavelli's „Fürsten".

Obschon zugestanden werden muß, daß Languet in seinen politischen Ansichten seiner Zeit weit vorausgeeilt ist, daß er die englische und französische Revolution eigentlich schon proclamirt hat, so trage ich doch kein Bedenken ihn einen abstract rationalistischen Theoretiker zu nennen. Abstract wird er einestheils dadurch, daß er die gegebenen Verhältnisse nicht aus sich heraus weiter entwickeln will, sondern mit einer fertigen Theorie deren Reform unternimmt; anderntheils dadurch, daß er sich auf die jüdische und römische Geschichte beruft, ohne diese kritisch durchforscht zu haben, ja daß er diese beiden Staatsverfassungen vermischt, und sonach von Voraussetzungen ausgeht die unwahr sind. Languet hat nicht geprüft, ob jene Staaten Muster für seine Zeit sein können, ob man sie wie etwa ein Reis auf den Baum auf die Lehnsverfassung aufpfropfen könne. Er vergaß, daß das Mittelalter eine andere Vergangenheit, andere Interessen, einen andern Inhalt zu verarbeiten und ein anderes Resultat zu schaffen hatte als das Judenthum und Römerthum. Die Geschichte hat Languet's Theorie von der Volkssouverainetät widerlegt, der Begriff des Staats wie ihn Languet voraussetzt war noch nicht ge-

funden, vielmehr war er untergegangen in dem Egoismus, in der Zersplitterung des Reichs in gegeneinander gleichgültige, gar feindliche Theile, er war eine leere Abstraction, ein bloßes Gedankending geworden. Das Mittelalter konnte also nicht wieder zu seinem Anfang, zu den freien Gemeinden, zurückkehren, noch bei den Vorrechten der Provinzen und Stände beharren, sondern mußte den Begriff des Staats als energische Einheit, als Concentration aller Staatselemente in einen Punkt aus sich herausschaffen. Daher schlug das Mittelalter in Absolutismus über; der Staat verwirklichte sich in der zufälligen Person des Regenten, der durch seinen Willen und Verwaltung die Idee des Staats repräsentirte. Den Weg hierzu bahnte der Uebergang der Lehns-Herzogthümer u. s. w. in geschlossene Landschaften, das Zunehmen der fürstlichen Macht durch die Oberhoheit über die Kirche, durch die Einführung des Römischen Rechts u. s. w. Erst als der Absolutismus, auf die Spitze getrieben, die Unwahrheit seines Wesens ganz bloßstellte, wurde die Idee des Staats als Einheit durch Volksvertretung, durch die Repräsentation des Volkswillens aufgefaßt, aber für jene Souverainetät des Volkes wie sie Languet verlangt haben sich gegenwärtig nur einige Radicale ausgesprochen.

Languet ist also bei aller Schärfe des Verstandes, bei aller Klarheit und Strenge seiner Folgerungen ein Idealist; dieses Erträumen eines idealen Staats ist seine poetische Ader. Seine Gemüthstiefe blickt aus der strengen Durchführung und lichten Anordnung seines Werkes heraus, in dem man in jeder Zeile den Pulsschlag warmer Begeisterung klopfen hört. Er unterlag aber demselben Fehler einer falschen historischen Voraussetzung welchem in neuester Zeit viele Reformatoren der Kirche verfallen sind, indem sie an die Möglichkeit glauben, die einfachen Einrichtungen des Urchristenthums wieder in unsere complicirten Zeitverhältnisse einführen zu können.

Wenn ich Languet auch eine hohe Bedeutsamkeit für die Literatur- und Culturgeschichte zugestehe, wenn ich seine tüchtige Gesinnung, seinen Freimuth auch unserer Gegenwart als Muster hinzustellen bereit bin, so kann ich doch dem Urtheil mit dem sein Uebersetzer die Biographie Languet's schließt nur widersprechen. Jener sagt (S. 66):

> Die Hauptfrucht ist, daß man stets unwillkürlich zwischen den Zeilen Parallelen mit unserer Gegenwart zieht — eine echt praktische Frucht, und historische Volksbildung ist besonders auf diese Weise zu fördern. Ueberhaupt ist es vielleicht die einzig mögliche Art Geschichte zu lernen, wenn man inhaltsvolle Documente liest. In ihnen sieht man wahre Geschichte; in historischen Darstellungen liest man sie blos.

Jeder Satz dieses Urtheils enthält einen Widerspruch. 1) Praktisch kann Languet's Abhandlung nicht sein, weil sie abstract, einseitig und unkritisch ist. Gott bewahre unser Volk vor solchen leeren Theorien! Freiheit ist Entwickelung, sie lernt man nicht aus Büchern, sondern man macht sie. 2) Historische Volksbildung (soll wol heißen: Bildung des Volkes durch Kenntniß der Geschichte) ist nicht durch Theorien, sondern durch positive Kenntniß, durch Rechts- und Staatskenntnisse des Vaterlands zu bewirken. 3) Languet's Abhandlung ist kein Document, sondern nur Reflexion, nur Theorie; inhaltsvoll ist diese Reflexion in strengem Sinne auch nicht, weil sie eben unkritisch ist, aus falschen Voraussetzungen falsche Schlüsse zieht. 4) Man sieht wahre Geschichte, wenn man treue historische Darstellungen liest. Mithin hat Languet nur für den Literarhistoriker Interesse, der den lateinischen Text vorziehen wird, sodaß die Uebersetzung mir wenigstens überflüssig erscheint, nur für den Gelehrten Werth hat, aber nicht für das Volk.

F. Körner.

Ein neuer Roman von Miß Martineau.

Dieser neue Roman heißt: „The billow and the rock" (London 1846). Schon daß das „Edinburgh review" im jüngsten Aprilheft davon Bemerkung nimmt, zeugt für seine literarische Bedeutsamkeit. Daß es sich lobend darüber verbreitet, wirft ein schweres Gewicht in die der Verf. günstige Schale der Kritik, und wenn die deutschen Uebersetzungsfabriken im Drange der Zeit nicht alle ihre Arbeiter entlassen haben, so verdient das Buch eine geschickte Feder. Bisher wählte die Verf. eine Parlamentsacte, einen Ausspruch des gesetzgebenden Willens oder eine Maxime der Staatsökonomie zur Unterlage ihrer Novellen, kleidete abstracte Lehren in anmuthige Erzählungen und führte sie dadurch beim Volke ein. So namentlich in ihren „Illustrations of political economy" (9 Bde., London 1832—34). Obwol sie aber auch im eigentlichen Romanfache ihr Talent erwiesen hat („Deerbrook", 1839; „The hour and the man", 1840), so behandelt doch „The billow and the rock" zum ersten mal etwas wirklich Geschehenes, ein historisches Factum. „Ist Das ein Gewinn oder ein Verlust?" fragt das „Edinburgh review", „eine Empfehlung des Buchs oder das Gegentheil?" Im Allgemeinen trägt der Frager kein Bedenken sich für Letzteres zu entscheiden. Er findet den Tadel einer Scene, einer Schilderung, eines Charakters oder einer Intrigue schlecht widerlegt, weil das Getadelte aus dem Leben genommen, der Natur entlehnt, eine wahre Begebenheit sei. Er weist für alle Zweige der Kunst und Wissenschaft der streng nachahmenden Schule den untersten Platz an und behauptet, der wahrhaft große Künstler bewähre seine Größe durch Erhöhung, Steigerung, Idealisirung, dadurch, daß er unsern Verstand und unsere Phantasie gleichmäßig beschäftige, und statt blos unser Gedächtniß und die Fähigkeit des Beobachtens und Vergleichens zur Thätigkeit zu bringen, uns zu begeistern und zu schönen, erhabenen Ideenverbindungen zu veranlassen. „Theaterstücke wie die Shakspeare'schen", sagt er, „mögen auf alten Chroniken fußen, Romane wie die Scott'schen auf geschichtliche Romanzen zurückgehen. Der Dichter muß aber zuvor seinen Gegenstand durchdringen, und dann aus dem Reichthume des Gesammelten schaffen, darf in seinem Laufe nicht stillstehen und seinen Flug nicht hemmen, um nach den Quellen eine Scene zu zeichnen oder ein Capitel auszuarbeiten." Das, meint er, habe auch die Verf. meist nicht gethan, und an den wenigen Stellen wo sie sich verpflichtet geglaubt authentische Einzelheiten in ihre Erzählung aufzunehmen, mache die unfreie Bewegung sich sofort fühlbar. Den Inhalt des Buchs bildet die nicht unbekannte romantische Geschichte der Lady Grange, Gemahlin eines Oberrichters von Schottland, welche im vorigen Jahrhundert auf Veranlassung ihres Gemahls bei nächtlicher Weile aus seinem Hause entführt und nach dem nur von wenigen Menschen bewohnten Fels St.-Kilda — woher der Buchtitel —, von da auf die einsamen Inseln Heskir, Skye und Assint gebracht und als Gefangene behandelt wurde, endlich ihre Freiheit erlangte und mehre Jahre nachher starb. In diesem Punkte ist Miß

Martineau von der Wahrheit abgewichen. Bei ihr stirbt Lady Grange im richtigen Momente eines echt dramatischen Schlusses.
23.

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Mexico. Dem deutschen Volke erzählt. Berlin, C. H. Schultze. 8. 15 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 57ster Band: Eurich, der Priester der Gothen, von A. Herculano. Aus dem Portugiesischen übersetzt von G. Heine. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

— — dieselbe. 58ster und 59ster Band. Das befreite Jerusalem von T. Tasso. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Streckfuß. 4te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 14ter Band. — A. u. d. T.: Jacob Ruffs Etter Heini uss dem Schwizerland, sammt einem Vorspiel. Erläutert und herausgegeben von *H. M. Kottinger*. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — dieselbe. II. Abtheilung. 3ter Band u. d. T.: Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage. Von San-Marte. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bouché, J. B. von Cluny, Der Götzendienst im römischen Papstthum und Christi Triumph. Aus dem Französischen. Mit einem einleitenden Vorwort. Leipzig, Kori. 8. 24 Ngr.

Briefe eines Deutschen über Galizien. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Brunner, S., Der Nebeljungen Lied. 2te Auflage. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.

Harring, J. (Carl Bagger), Meines Bruders Leben. Eine Erzählung. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. Berlin, C. H. Schultze. 8. 1 Thlr.

Hasse, G. H., Abriß der meißnisch-albertinisch-sächsischen Kirchengeschichte. 2te Hälfte. Seit Einführung der Reformation. Mit besonderer Rücksicht auf die Kirchenverfassung und Gesetzgebung. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Irving's, W., ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. V. Adrian. 4ter Theil. — A. u. d. T.: Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Abbotsford und Newstead-Abtei. — Eine Reise auf den Prairien. — 2te sorgfältig verbesserte Auflage. Mit 2 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. à 27 Ngr.

Jürgens, K., Luther's Leben. 1ste Abtheilung. Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kirsch, K. W., Moderne Streifzüge in Poesie und Prosa. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Klemm. 1 Thlr. 15 Ngr.

Legis-Glückselig, Franz Wilhelm Sieber. Ein biographischer Denkstein. Wien, Beck. 8. 17½ Ngr.

Lessing und Feuerbach, oder Auswahl aus G. E. Lessing's theologischen Schriften nebst Originalbeiträgen und Belegstellen aus L. Feuerbach's Wesen des Christenthums. Von ***. Offenbach, G. André. 8. 6 Ngr.

Mosaik. Album deutscher Schriftsteller mit Beiträgen von Th. Apel u. A. Herausgegeben von K. W. Kirsch. Leipzig, O. Klemm. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rabe, M. F., Die eiserne Jungfer und das heimliche Gericht im Königlichen Schlosse zu Berlin. Mit 2 Steindrücken. Berlin, Haude und Spener. Gr. 8. 15 Ngr.

Rückert, F., Gedichte. Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers. Neue Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schaumann, A. F. H., Die Akten des ersten schriftlichen Processes in Deutschland nach Römisch Canonischen Formen. Ein Beitrag zur Geschichte des gerichtlichen Verfahrens. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmidt, J. J., und O. Böhtlingk, Verzeichniss der Tibetischen Handschriften und Holzdrucke im Asiatischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St.-Petersbourg. Gr. 8. 10 Ngr.

Singer's, P., metaphysische Blicke in die Tonwelt nebst einem dadurch veranlaßten neuen System der Tonwissenschaft. Herausgegeben von G. Phillips. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Sommer, C. v., Nachtrag zu dem Berichte über meine Reise nach Texas im J. 1846. Nebst einigen Bemerkungen über die nördlichen Staaten von Amerika. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 7½ Ngr.

Deutsches Volksbuch für Jung und Alt von Th. Otobisch. Mit 12 Stahlstichen ꝛc. Stettin, Müller und Comp. 8. 7½ Ngr.

Werden, F., Gedichte. Berlin, v. Schröter. 15 Ngr.

Wolff, O. L. B., Die deutschen Dichter der Gegenwart. Supplementband zum poetischen Hausschatz des deutschen Volkes. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Abegg, H. B., Bemerkungen betreffend die Schutz- und Differentialzölle, sowie die Verhandlungen der Herren-Curie über eine Revision des Zolltarifs unter Zuziehung von Sachverständigen. Berlin, Schneider u. Comp. 4. 10 Ngr.

Asher, C. W., Nationale Handelspolitik: Differential-Zölle? Schifffahrts-Gesetz? (Quid faciamus nos? No. II.) Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen. Berlin, H. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkschrift an die hohe Preußische Ständeversammlung in Betreff der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit. Berlin, Haude und Spener. Gr. 8. 3 Ngr.

Dittmar, Luise, Vier Zeitfragen. Beantwortet in einer Versammlung des Mannheimer Montag-Vereins. Offenbach, G. André. 8. 3 Ngr.

Eltester, H., und H. Krause, Ist der Gustav-Adolf-Verein ein landeskirchlicher oder ein evangelisch-protestantischer? Die Stimme des evangelischen Volkes vertreten gegen seine Theologen, vornehmlich gegen Dr. Lücke und Dr. Ullmann. Berlin, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fontenay, C. de, Ueber die Abstimmung in Richtercollegien. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 6 Ngr.

Frast, J. v., Predigt am Gedächtnißfeste an die östreichischen Regenten aus dem Stamme der Babenberger, gehalten in der Stiftskirche zu Heiligenkreuz am 28. Nov. 1846. Wien, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Gutachten der deutsch-katholischen Gemeinde in Worms über den offenen Brief des Dr. Rupp an Dr. Behnsch. Worms. Gr. 8. 3 Ngr.

Helmuth, J. L. E., Erinnerungen und Bemerkungen die Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Vereine und den evangelischen Kirchencongreß zu Berlin betreffend. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Knorrn, K., Morgengruß an die Preußen. Sechs Gedichte. 2te Auflage. Leipzig, Klemm. 8. 7½ Ngr.

Seybt, O., Meine Gedanken über Dr. Rupp und seine Ausstoßung aus dem Gustav-Adolf-Vereine. Ein Wort zunächst an die Glieder des Bautzner Local-Vereins. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Smalian-Delobra, Was dünkt Euch von Schutz und Lage der katholischen Kirche in den Staaten von Preußens Evangelischen und Rußlands Griechischen Souverainen? Eine nicht unwichtige Zeitfrage an die Katholiken dieser Staaten und an alle Polen insbesondere, freimüthig und vorurtheilsfrei erörtert. Berlin, v. Schröter. Lex.-8. 6 Ngr.

Ständische Sonette. Berlin, H. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 213. —— 1. August 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Arnold Ruge.

1. Politische Bilder aus der Zeit. Herausgegeben von Arnold Ruge. Erster Band. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Poetische Bilder aus der Zeit. Ein Taschenbuch, herausgegeben von Arnold Ruge. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In derselben Zeit wo Prutz die besten rhetorischen Wendungen aufbietet, um sein Erschrecken und Bedauern über den Abfall seines Freundes vom patriotischen und nationalen Princip zu schildern und den Abtrünnigen zu bekehren, ist dieser Vaterlandsverächter in das „geschmähte" Vaterland schon zurückgekehrt, und hat wieder begonnen in der Mitte der Nation das Werk fortzusetzen an welchem er, allen gemüthvollen Nationalen zum Aerger, vorher in der Fremde so rücksichtslos energisch gearbeitet hatte. Denn vor Allem hatten sie es, wie man weiß, empörend gefunden, daß jenes viel citirte und wenig gelesene Wort welches das Anathema über ihn hervorrief in Paris, unter den Franzosen publicirt war. Sie stellten sich auf den Standpunkt der Familie, welchem der Deutsche freilich von jeher manche andere Standpunkte und Interessen geopfert hat. Innerhalb der Familie, zwischen den eigenen vier Wänden, darf man sich zanken und schelten, wenn nur nach außen das Verhältniß ohne Tadel bleibt; es ist aber Verrath, die bittere Wahrheit welche man sich unter vier Augen ins Gesicht sagt auch Andern, Fremden, bei passender Gelegenheit nicht zu verschweigen. Indem Ruge's Gegner auf den geographischen Punkt wo man eine Wahrheit ausspricht so großes Gewicht legten, zeigten sie freilich deutlich genug, daß sie principiell noch nicht von den patriarchalischen Theorien befreit sind, wenngleich sie politisch Manches erstreben was in Hrn. v. Haller's System nicht paßt. Man täusche sich aber nicht darüber, als ob dieser nationale Tic nur ein unwesentlicher Punkt wäre, der gegen die Freiheitsbestrebungen im Allgemeinen ganz verschwinde, und sie nicht eben alterire. Es ist nicht etwa der alte Rock den der neue Mensch zufällig noch aus Zerstreuung trägt, sondern vielmehr ist es der alte Schlauch in welchen der neue Wein gegossen werden soll. Es mag hingehen, wenn Einer seine beschränkten nationalen Sympathien (d. h. diejenigen welche vor dem humanen Princip verschwinden müssen) als eine Privatliebhaberei, als eine rein individuelle Schrulle bei sich behält; denn Jeder wird in dieser Beziehung wol irgendwie überhaupt kleine Widersprüche in sich haben; wenn er aber diese Sympathien zum Princip erhebt, und mit Eclat für sie in die Schranken tritt gegen die einfache humane Anschauung eines speciellen Falls: dann stützt er, vielleicht wider Willen, die ganze Reaction gegen das humane Princip überhaupt; dann steht er auf der Seite Derer welche mit ständischen Verfassungen den mittelalterlichen Zustand conserviren wollen, weil die Constitutionen eine ausländische Erfindung, weil die Gleichheit eine französische Theorie, und die Sonderung des Volkes in Stände eine echt deutsche Institution ist.

Zwar ist dies Bestreben der nationalen Constitutionnellen nur bei einem gewissen Mangel an Klarheit und consequenter Durchführung der Principien möglich; aber wir möchten es doch nicht einzig daraus ableiten. Uns scheint vielmehr, daß bei Einigen von ihnen, die der radicalen Seite im Uebrigen sehr nahe stehen, der Grimm nicht so bitter ernst gemeint ist, und ebenso sehr einen praktischen Grund hat. Sie sehen die Masse der Nation noch auf jenem Standpunkt, und denken am besten zum Ziele zu kommen wenn sie diese Sympathien einstweilen schonen und beschützen, um sie für die constitutionnelle Freiheit zu gewinnen. Die Geschichte ist allerdings bisher fast immer nur durch Inconsequenzen praktisch weitergegangen, und die reinen Principien haben wenig Glück gemacht; aber diese „Praktischen" schei-

nen nicht zu wissen, daß es auch etwas Neues unter der Sonne gibt, d. h. daß die Geschichte in jeder neuen Periode nicht blos die alten Gesetze der Entwickelung befolgt, sondern zugleich ein neues zur Erscheinung bringt. Wenn es sich gegenwärtig wirklich nicht blos um einen relativen Fortschritt und eine Besserung der alten Zustände, sondern um eine ganze neue Welt handelt, so wird und muß das dominirende praktische Princip dieser Entwickelung auch ein neues sein: nicht das der Inconsequenz, sondern das der Consequenz und vollendeten Klarheit. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß nicht auch die alten Wege zum Theil wieder betreten werden können. Aber diejenigen die man praktisch behandeln, d. h. sanft und unvermerkt über eine principielle Kluft hinüberziehen möchte, haben schon zu viel von der Bedeutung der Principien erfahren, und wissen sie schon so gut zu sondern, aufzuspüren und das Feindliche zu erkennen, als daß sich sehr viel von diesem alten Wege erwarten ließe. Ohnehin ist die Methode ganz falsch. Wie jeder Mensch erst dann am meisten wirkt und seine Kraft entfaltet, wenn er seine Eigenthümlichkeit erkannt und energisch ausgebildet hat: so wird das neue Leben erst auf seinem eigenthümlichen Wege, mit seinen neuen Waffen, seine volle Kraft entwickeln können. Gegenwärtig ist es freilich bei den Meisten noch an der Tagesordnung, die Waffen aus der alten gemeinschaftlichen Rüst- und Rumpelkammer zu nehmen, wobei sich denn natürlich die Alten, die hier heimisch sind, am besten stehen. Der preußische Landtag hat in manchen Debatten einen äußerst lehrreichen Beweis davon gegeben wie wenig man auf diese Weise vorwärts kommen kann. Daß wir übrigens gegen die preußische Opposition in dieser denkwürdigen Versammlung nicht ungerecht sind, wird sich gleich unten zeigen, wo wir noch mit einem Worte auf diesen Gegenstand zurückkommen müssen.

Indem wir uns mit Ruge's humanem Patriotismus durchaus einverstanden erklären und keinen nationalen von ihm verlangen, möchten wir doch diese beiden Principien noch klarer voneinander sondern als es in dem letzten Streite geschehen ist; denn während Ruge zuweilen seinen „Freund" Prutz allzu scharf bei dem (freilich oft verfehlten) Ausdruck faßt, carikirt Prutz seinerseits die Ruge'sche Ansicht in einem solchen Grade, daß er kaum selbst diese Caricatur für Ruge's Meinung gehalten haben kann. Dies kommt ihm sehr zu statten, indem er dadurch den kitzlichen Punkt umgeht auf welchem er die Sympathien des „Publicums", in welchem er „seinen Meister verehrt", hätte beleidigen können oder müssen, falls er nicht dem humanen Princip direct untreu werden wollte. Die Frage ist nämlich: Wollen wir nur für die humane Entwickelung arbeiten und die Nationalität sich selbst conserviren lassen, so weit sie es vermag? Oder wollen wir nur insoweit für das Humane sein, als es sich mit der Conservirung der Nationalität verträgt? Ruge bejaht das Erstere, Prutz wird dem Publicum durchaus als der letztern Ansicht Vertreter erscheinen; denn indem er diese Hauptfrage gar nicht stellt, stößt er nur im Allgemeinen in die nationale Trompete. Er macht die bequeme Voraussetzung, daß Humanität und Nationalität nie in wesentlichen Conflict gerathen können. Er beweist seinen nationalen Patriotismus damit, daß er „die Sympathien des Publicums schont", und den rücksichtslosen Humanismus welcher das Publicum nicht schonte angreift. Ruge ist Patriot, indem er die unmittelbare Wirksamkeit im Vaterlande wieder beginnt mit seinen gesammelten Schriften, die er von nationalen und theologischen Beschränktheiten gereinigt hat durch das humane Princip zu humaner Form. Er fährt fort mit der Unternehmung zweier neuen periodischen Organe, die auf dem Gebiete der Politik und der Poesie die modernen Bestrebungen vorführen und unterstützen sollen. Die beiden ersten Bände sind erschienen; die Fortsetzung wird wahrscheinlich jährlich einmal stattfinden, oder, da Nichts darüber im Vorwort mitgetheilt ist, von der Theilnahme der Schriftsteller überhaupt abhängen.

Der erste Band des politischen Taschenbuchs würde zwar auch als ein isolirtes Werk interessant durch seinen Inhalt sein, wie sich weiterhin ergeben wird; indem derselbe aber mit einem Programm eröffnet ist, und das Taschenbuch sich als ein periodisches Organ einer Partei ankündigt, muß die Kritik auch dies Unternehmen überhaupt in ihr Bereich ziehen.

Die „Halleschen Jahrbücher" gaben den ersten schlagenden Beweis dafür, wie ungemein fördernd die Concentrirung bestimmter Parteikräfte in ein periodisches Organ ist. Die jungen Talente werden rascher herangezogen und reifen schneller; die Gedanken welche sonst auf die Ausarbeitung eines ganzen Buchs (und dann noch auf einen Verleger) warten mußten tauchen unmittelbar aus den Tiefen ans Licht in frischester Energie. Die Partei consolidirt sich, sie tritt öffentlich gleichsam als eine anerkannte Macht auf, sie stützt sich in ihren einzelnen Gliedern gegenseitig; sie arbeitet ihr Princip mehr in alle Specialitäten durch, sie kann ihren Charakter überhaupt mehr in der Breite zur Erscheinung bringen. In allen diesen Beziehungen haben die „Halleschen Jahrbücher" ein bleibendes Verdienst. Aber freilich, indem sie ein gelehrtes wissenschaftliches Journal waren, konnten sie nicht nur keine Popularität hinsichtlich der weiten Verbreitung erlangen, sondern die Vertheidigung des Princips und die ganze Entwickelung blieb in den Schranken der schulphilosophischen Form. Als die „Vierteljahrschrift" und die „Epigonen" an ihre Stelle traten, potenzirte sich diese Einseitigkeit noch höher; der abstracte Principienkampf nahm allmälig allen Raum ein, das Princip allein wurde der Inhalt, und die Form artete mehr als jemals in Sophistik aus, der Humanismus erschien nur noch als Philosophie, und die Unpopularität hatte den Gipfel erreicht. Es ist hier nicht der Ort auf die Differenzen zwischen Ruge und den Schriftstellern jener Partei einzugehen, jedenfalls aber ist es sein Verdienst, daß er jetzt die Humanisirung der

Philosophie und somit die praktische Wirksamkeit in den Vordergrund gestellt hat. Er will Popularität, er will, daß das Evangelium dem Volke gepredigt werde. Man braucht nur einzelne Abhandlungen, die er früher in den „Jahrbüchern" geschrieben hatte, mit der neuen Redaction in den „Gesammelten Schriften" zu vergleichen, man braucht hauptsächlich nur den ersten Band derselben („Geschichte unserer classischen Poesie und Philosophie") zu lesen, um die großen Fortschritte in der freien und klaren Form zu erkennen. Es ist freilich ein Irrthum, wenn man den „gesunden Menschenverstand", der sich das Denken erspart wissen will, zum Maßstab der Popularität macht; aber die Geschichte gibt Zeugniß genug, daß nicht die Philosophie, sondern wesentlich nur das Scholastische an der Philosophie dem Volke unverständlich ist. Wir glauben, daß Ruge durch diese seine neueste Wendung in seine rechte Sphäre gekommen ist, und wünschen, daß er in der Popularisirung der humanen Philosophie (wodurch dieselbe erst die humane wird) immer mehr seine eigenthümliche Aufgabe erkennen möge.

Diese Wendung tritt ein zu einer Zeit wie wir sie kaum in Deutschland noch erlebt haben. Ein neues Princip tritt an die Spitze der Entwickelung, und die Hoffenden sehen schon von mehr als einer Seite das grelle Licht der Philosophie und der Einen und ganzen Freiheit erblassen vor dem Feuer des allmäligen Fortschritts welches man endlich auf dem bürgerlichen Herde angezündet ist. Mit dem preussischen Landtag beginnt eine Zeit wo Vieler Herzen offenbar werden müssen. Die Principienkämpfe treten mehr und mehr in den Hintergrund, nicht einmal der constitutionnelle Kampf gegen die Ministerien, an den wir von den kleinern deutschen Staaten schon fast gewöhnt waren, wird fortgesetzt, sondern die Tendenz ist: die Form zu schonen, die Principien so viel als möglich unberührt zu lassen, nur das augenblicklich Erreichbare zu wollen — mit Einem Worte, praktisch zu sein. Wir können nicht mit Denen übereinstimmen welche die alten oppositionnellen Stichwörter abermals ins Feld führen gegen den Landtag, welche ihm Inconsequenz, Halbheit u. s. w. vorwerfen und damit die Sache abgemacht zu haben glauben; sie haben Nichts gelernt, und wären nur consequent, wenn sie offene Revolution predigten. Vielmehr gilt es diese praktischen Principien auf dem Felde der praktischen Politik rühmend anzuerkennen; denn im Gegensatz zu den unfruchtbaren Principienkämpfen mancher constitutionnellen Opposition führt dieser praktische Weg wenn auch zu sehr mäßigen, doch zu reellen praktischen Fortschritten in der Gründung des Rechts und der Freiheit.

Aber man nimmt es schon an einigen Symptomen wahr, daß das neue praktische Princip sich nicht begnügen wird in dieser praktisch politischen Sphäre, wo wir es billigen und anerkennen, zu dominiren, sondern daß es auf die gesammte geistige Bewegung Deutschlands einen umgestaltenden Einfluß auszuüben versuchen wird. Man wird den Kritikern und den Schriftstellern welche am humanen Princip energisch festhalten die Vergeblichkeit dieses im Grunde revolutionnairen Bestrebens demonstriren, ja vielleicht für eine ferne Zukunft sich selbst mit ihnen einverstanden erklären, um sie desto leichter für die Gegenwart zum Einlenken zu bewegen. Daß die Zeit in mancher Hinsicht reif geworden ist zu einem solchen conservativen Umschwung, ist leicht einzusehen. Die Hitze des philosophischen Kampfes hat sich abgekühlt, er erweckt auch bei der Nation nicht mehr so großes Interesse wie damals als er neu und jung war und gleichsam ein Surrogat für Thaten. Seine Vertreter selbst werden älter und besonnener; von der andern Seite scheint der Staatsdienst den Freien zugänglicher zu werden als sonst, — das Alles sind conservative Elemente, und schon vor dem 3. Febr. hat Prutz das Losungswort ausgesprochen: Fügen wir uns der Weise des Publicums, schonen wir seine Sympathien, „seien wir praktisch"! Wie der Landtag zwar opponirt, aber immer eine dem König angenehme Form dabei beobachtet, so sollen die Schriftsteller zwar auch für den Fortschritt schreiben, aber ohne das Publicum vor den Kopf zu stoßen. Das heißt, wenn man es ganz genau betrachtet und concret ausdrücken will: sie sollen Das was man allenfalls noch in der lebenden Generation zu erreichen hoffen kann als das Ideal, als das Ziel überhaupt, aufstellen, wenigstens nicht darüber hinausgehen.

Wer kann noch zweifeln, daß Dies nicht ein vereinzelter Rathschlag der Klugheit, sondern ein Princip ist? Dies Princip, wie es über die politische Sphäre hinausgegangen ist, wird sich auch nicht auf die journalistische beschränken, vielmehr wird es das ganze Gebiet der Wissenschaft, der Literatur, der Poesie selbst, erobern wollen. Anfänge davon zeigen sich überall. Aber die Frage: ob man sich zu diesem praktischen Princip auch in den nichtpolitischen Sphären bequemen will? löst sich von einer Seite sehr einfach durch die Betrachtung: daß mit dem Stachel der Wahrheit, mit der freien Form der Freiheit auch die freie Wahrheit und das humane Princip selbst, dem Inhalte nach, abgestumpft und geschwächt wird. Wenn man nicht mehr Aergerniß gibt, so dient man nicht mehr unmittelbar dem weltbewegenden Gedanken der Zukunft. Wenn man die Wahrheit in einer solchen Allgemeinheit ausspricht, daß verschiedenste Parteien damit harmoniren können, so ist sie nicht mehr die Wahrheit welche nur eine Partei haben kann. Nur die Unwissenheit in den Principien der Geschichtsphilosophie kann Das übersehen. Als das Christenthum die Freiheit und Gleichheit der Einen Menschheit in religiös beschränkter Form aussprach, sodaß der Kaiser und der Bettler, der Herr und sein Sklav sich dazu bekennen und doch in ihrem alten Verhältniß bleiben konnten, da war es eben nicht die praktische Gleichheit. Predigt man jetzt die politisch praktische Freiheit und Gleichheit in nationaler Form, sodaß noch Lust zu einem Kriege mit Frankreich und zu einer aparten deutschen Freiheit damit bestehen kann, so hat man das humane Princip preisgegeben, und weit entfernt das Christenthum zu ergänzen, hat man die

wirkliche Errungenschaft desselben verlassen, um eine andere Einseitigkeit zu proclamiren. Wir wiederholen es: alle Anerkennung für das praktische Princip in der unmittelbar politischen Wirksamkeit! Denn die Periode wo das Princip der politischen Revolution dominirte ist vorüber. Weil aber die humane Freiheit gegenüber den ihr widersprechenden Zuständen die Revolution fodert, so muß die Revolution auf den Gebieten des Geistes vor sich gehen, und die humane Bildung ist ihr Losungswort. Dies ist das Gebiet wo das humane Princip kein Jota von seinem energischen Ausdruck opfern kann, weil dies Gebiet eben das einzige ist wo die Freiheit in ihrer ganzen Wahrheit erscheint. Gibt sie in der Literatur, in den Bestrebungen die Menschen zu bilden, sich selbst zur Anerkennung und Herrschaft zu bringen, dem praktischen Princip der schonenden Allmäligkeit nach: so hat sie ihr letztes Asyl verloren, und ist überhaupt vom Kampfplatz abgetreten. Man kann die Freiheit noch anders und weiter verstehen als Goethe; aber es ist nicht nur inhuman, sondern in diesem Falle sogar auch antinational, von seinem classischen Principe abzufallen, welches mehr als jemals jetzt gilt: „Frei will ich sein im Denken und im Dichten! Im Handeln schränkt genug die Welt uns ein." Man kann der Philosophie und der Poesie keinen directern Absagebrief schreiben, man kann dem Princip Goethe's und Schiller's nicht untreuer werden als wenn man wie Prutz „die Sympathien des Publicums schonen" und „seine Weise lernen will, anstatt es zu unserer Weise zu nöthigen".

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein neues Reisewerk.

Das interessante Gebiet der obern Nilländer ist neuerdings durch Naturforscher wie von Archäologen nach vielen Richtungen hin durchforscht, und doch bieten jene Gegenden für die wissenschaftliche Beobachtung noch einen so reichen Stoff, daß man jedes neue Werk welches uns neue Aufschlüsse in Aussicht stellt einer aufmerksamen Beachtung zu würdigen hat. Einen solchen Beitrag zur genauern Kunde der Länder aus denen einige Historiker den Strom der Civilisation sich nach Aegypten ergießen lassen bietet die vor kurzem erschienene „Voyage en Egypte, en Nubie, dans les déserts de Beyouda, des Bicharys et sur les côtes de la mer rouge", von Edm. Combes. Der Verf., französischer Viceconsul auf irgend einer Station des Orients, ist der Gelehrtenwelt durch verschiedene ethnographische Arbeiten bereits vortheilhaft bekannt. Er bietet uns in dem mit obigem Titel versehenen Werke die Beschreibung seiner ersten orientalischen Reise, nachdem er die Resultate seiner spätern Wanderungen, die indessen auch der vorliegenden Darstellung mehrfach zum Vortheil gereichen, in verschiedenen Schriften niedergelegt hat. Combes trat, wie man aus vielen Andeutungen seiner neuesten Reisebeschreibung ersehen kann, seinen Zug nach Aegypten ohne wahrhaft wissenschaftliche Vorbildung an, und ohne sich eigentlich eines höhern Zwecks bewußt zu sein; aber eine gute Beobachtungsgabe und eine seltene Ausdauer ersetzten Viel von Dem was ihm an gelehrten Kenntnissen abging. Im J. 1833 in einem Alter von 21 Jahren, mehr von einem abenteuerlichen Hange getrieben, der öfters in seiner Darstellung durchbricht, machte er sich von Marseille auf. Er landete in Aegypten, besuchte Kairo, wo er längere Zeit Gelegenheit fand das künstlich zusammengeleimte ägyptische Wesen zu beobachten, betrat dann bei den ersten Katarakten Nubien, und begann nun, schon mehr mit den örtlichen Verhältnissen bekannt, seine Untersuchungen. In Dongolah verweilte Combes längere Zeit. Die vielfachen Verbindungen welche er hier anknüpfte setzten ihn in den Stand möglichst sichere Nachrichten über das wenig bekannte Darfur zu sammeln, die er seinem Reiseberichte einverleibt. Von der Vereinigung des Weißen Nil und Blauen Nil an verfolgte er den Lauf des gewaltigen Stroms abwärts bis nach Berber, und durchschnitt dann die Wüste, bis er bei Suakim zum Rothen Meere gelangte. Die Beschreibung der Wanderung an der arabischen Küste entlang bis zum Sinai füllt den Rest des Werks, dessen Interesse durch Lebhaftigkeit der Darstellung und durch die zuweilen recht piquante Einmischung von allerhand Abenteuern erhöht wird. Vielleicht läßt sich selbst gegen dieses Ueberwiegen des Persönlichen der Einwand erheben, daß dadurch das eigentlich wissenschaftliche Interesse zuweilen ungebührlich überwuchert wird.

Ordenswesen.

Von der bekannten Geschichte des Ordenswesens von A. M. Perrot („Collection historique des ordres de chevalerie civils et militaires") ist vor kurzem eine neue, mit einem ansehnlichen Supplemente versehene Ausgabe herausgekommen. Der Ergänzungsband, der auch einzeln zu beziehen ist, rührt von L. T. Fayolle her, und umfaßt alle nach dem Jahre 1820 entstandenen Orden. Uebersichtlicher noch und im Ganzen sorgfältiger gearbeitet ist der „Précis historiques des ordres de chevalerie, décorations militaires et civiles" von Jacques Bresson, der fast durchgängig nach Originaldocumenten bearbeitet ist. Dieses Werk enthält außer dem historischen und descriptiven Theile 106 Kupfertafeln, auf denen alle im Texte angeführten Abzeichen dargestellt sind. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 214. — 2. August 1847.

Arnold Ruge.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

Aber selbst auf Die welche treu und frei bleiben übt jener große Umschwung des öffentlichen Geistes auch seinen Einfluß aus; er mahnt sie (wenn ihr eigener gesunder Sinn es ihnen nicht etwa schon gesagt hat) auch ihrerseits praktisch zu werden auf ihrem eigenen Gebiet. Und indem wir bei diesem Punkte wieder angelangt sind, übersehen wir nun die ganze Bedeutung welche ein Unternehmen das aus dieser Richtung hervorgegangen ist für das humane Princip hat, und wie wünschenswerth es ist, daß Ruge in seinen Bestrebungen unterstützt werde.

Zum Praktischen hat er sich gewandt, insofern er nicht nur das Scholastische aufgegeben, sondern auch statt des allgemeinen Principienkampfes zwei specielle Formen, in denen die Freiheit sich realisiren muß, gewählt hat, die Politik und die Poesie. Die Hauptstelle des durch Kürze und Präcision ausgezeichneten Programms zu dem politischen Taschenbuch lautet:

> Wir eröffnen hiermit eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte unserer Zeit, in denen die politischen Formen der Menschheit, welche die Freiheit erreichten oder ihr widerstrebten, positiv geschildert und mehr durch Darstellung als durch Beurtheilung deutlich gemacht werden. Das politische Bild hat den Zweck, Sachkenntniß zu verbreiten und sodann für oder gegen sich einzunehmen. Es kommt also hier auf die Sache und auf sachgemäße Auffassung an.

In den Worten welche wir unterstrichen haben zeigt sich ein sehr richtiges Verständniß Dessen was in Hinsicht auf die Politik dem Deutschen noth thut. Wir theoretisiren zu viel, und wenngleich die Theorie keineswegs untauglich, sondern vielmehr auf ihrem befreienden, aufklärenden Höhenpunkte erst recht tauglich zur Praxis macht, so hat dennoch nicht nur der praktisch wirkende Mensch die Erfahrung nöthig, sondern auch die Theorie muß sich immerfort an reichem, mannichfaltigem Stoffe stärken, verjüngen, durch ihn gesunder und von Einseitigkeiten freier werden. Die politischen Bilder sollen nun eben diesen Stoff, der uns allzu sehr fehlt, aus der Gegenwart sammeln und in einzelnen Gestaltungen vorführen. Es versteht sich von selbst, daß eine gewisse Grenze für diesen Kreis gezogen ist, insofern sein Mittelpunkt und die Hauptsache diejenigen Formen sind in welchen die Freiheit oder Unfreiheit sich vorzüglich charakteristisch ausgeprägt hat. Doch zeigt schon die vorliegende erste Sammlung, daß das Raisonnement keineswegs ganz ausgeschlossen ist; wie denn überhaupt einige Freiheit bei allen Organen der Art zuträglich ist. Sie ist außerdem eine (vielleicht für Manche nothwendige) verständliche Andeutung: daß nicht jeder einzelne Beitrag unbedingt an dem allgemeinen Maßstabe welchen das Programm gibt gemessen werden soll. Der Herausgeber sagt in dieser Hinsicht:

> Die Schriftsteller welche politische Völker und ihr Leben kennen, und dadurch die Ansätze zu einem freien Staatsleben auch bei uns verstehen gelernt haben, werden durch ihre Beiträge den Mängeln dieses Anfangs abhelfen.

Gehen wir nun auf den Inhalt des ersten Bandes etwas näher ein. Die „Bilder aus dem Leben eines Jesuitencollegiums", von Heinrich Bode, folgen durchaus jenem Wahlspruch: „Mehr Darstellung als Beurtheilung"; sie sind anschaulich und gut geschrieben. Das Collegium ist das alte Kloster Brügelette in Belgien, wenige Stunden von der französischen Grenze, und ein Besuch des Bischofs von Cambray ist der Mittelpunkt des nach manchen Seiten theils ausgeführten, theils skizzirten Bildes. Nach der Eintheilung der Gesellschaft Jesu gehört Brügelette nämlich noch zur Provinz Francia, welche die nördliche Hälfte Frankreichs begreift, und ist nur auf belgischem Gebiete um das französische Unterrichtsverbot von 1828 zu umgehen. Der Rector als belgischer Bürger gilt für den Inhaber, die meisten Zöglinge sind Franzosen. So erklärt es sich denn, wie der Bischof von Cambray in Belgien geistliche Amtshandlungen verrichtete. Die Zeit seiner Ankunft im Marienmonat (Mai), die Festlichkeiten mit denen er empfangen wird, die mancherlei Prüfungen, Wallfahrten, Aufführungen die man im Collegium bis dahin verschoben hatte wo er zur Firmung kommen würde, machen zusammen ein sehr belebtes Bild für die Phantasie, und der allgemeine Eindruck ist: daß es in einem Jesuitencollegium doch nicht so gar übel und düster sei wie Manche es sich vorgestellt haben mögen.

Und dieser Eindruck ist der Grundzug der interessanten Betrachtungen welche dies Bild hervorruft; denn Eins tritt überall entgegen: wie wunderlich die Welt

sich in unsern Tagen in die Klöster gedrängt hat, und wie die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu sich in der That nach jenen berühmten Worten eines ihrer Generale verjüngt haben wie die Adler. Das Geheimniß jener unüberwindlich scheinenden Lebenskraft der katholischen Kirche und namentlich des Ordens liegt in der Freiheit womit er allen weltlichen Entwickelungen Einfluß auf sich gönnte, alle Fortschritte des politischen und gesellschaftlichen Lebens, so weit es irgend möglich war, mitmachte, und so aus jedem Fortschritt seines Gegners neue Nahrung und Kraft zog, während er an dem einen großen Worte: Gehorsam festhielt. Und eben weil die europäische politische Entwickelung im Ganzen noch gar nicht über dies Princip des Gehorsams hinausgegangen ist, weil selbst die freie Form wo sie errungen wurde fast immer despotisch auftrat, so wird in dem Gedanken des Buchs von Dézamy: daß erst der Socialismus über den Jesuitismus siegen könne, wol eine Wahrheit anzuerkennen sein, wenn sie auch etwas allgemein principieller und weniger einseitig bestimmt auszudrücken wäre. Niemand kann praktischer als die Jesuiten sein. Indem sie neben dem alten religiösen Unterricht der Unfreiheit zugleich eine vollkommen weltliche moderne Erziehung geben, prägen sie nicht nur den Gemüthern die Wahrheit ein: daß der Katholicismus sich mit allen Entwickelungen der Welt vertrage, und also wol das Allgemeine und Ewige sein müsse, sondern sie gewinnen zugleich die Macht welche ihnen in den aufgeklärten Gemüthern verloren geht auf dem materiellen Wege wieder, da die Indifferenten wenigstens die vortrefflichen Erziehungsanstalten loben müssen; und indem diese stark besucht werden, und einen beträchtlichen Gewinn abwerfen, ersetzt das Gold die geistige Macht. Einige der interessantesten Züge aus den Bildern welche zum Theil das eben Gesagte erläutern wollen wir hervorheben.

Das alte Kloster bietet zwar den schätzbaren Vortheil einer öffentlichen Kirche, aber da es für die Zwecke des Collegiums beiweitem nicht genügte, so sind im Umkreis weitläufige schöne Gebäude angelegt, welche die Gärten und Höfe umschließen, und in sich reichlichen Raum für alle Zwecke der Anstalt bieten, sogar Spielsäle und ein Theater. Hierdurch umgeht und erfüllt man auch zugleich alle etwa unbequemen Ordensregeln, wie z. B. die Räume für den Musikunterricht in diesen Nebengebäuden sind, da nach der Regel kein musikalisches Geräth in einem Ordenshause geduldet werden darf. Die Musik spielt überhaupt eine große Rolle; nicht nur bei Wallfahrten pflegen die darin ausgezeichneten Zöglinge den Zug dadurch zu verherrlichen, sondern sie bilden auch ein vollständiges Orchester, welches bei theatralischen Aufführungen in der Anstalt mitwirkt. Diesmal wurde zur Feier des bischöflichen Besuchs eine Oper von den Zöglingen aufgeführt, welche einen Theil der Musik sowie des Ganges aus der „Weißen Dame" entlehnt hatte, und von einem musikalischen Pater mit moralischer Tendenz versehen war. Wie die Erweckung des Ehrgeizes ein Hauptaugenmerk der Jesuiten ist, so findet auch ein Theil der Schulprüfungen auf der Bühne statt, indem jede Classe sich in zwei wetteifernde Parteien theilt, von denen jede auf die Fehler der andern lauert, um sie zuerst zu verbessern, und so den Preis zu gewinnen. Eine ungemeine Sorgfalt wird auf die physische Erziehung verwendet, und außer den Turnübungen ist Jeder auch gehalten an den regelmäßigen Spielzeiten thätigen Antheil zu nehmen. Der Verf. sagt:

Ein eigens bestellter Turnlehrer leitet den Unterricht, wie er auch den ältesten Zöglingen in abgeschlossenen Räumen Anweisung zum Stoßfechten ertheilt. Man brauchte nicht erst zu wissen, daß die Jesuiten auf diese ins Auge springenden Fertigkeiten sehr viel geben, um zu erkennen, daß der Turnlehrer ein ausgesuchter Meister war. Die Zöglinge leisteten Unglaubliches, und die dem ungeübten Blicke halsbrechend erscheinenden Ausführungen wurden von ihnen mit der Leichtigkeit der Alltäglichkeit bewerkstelligt. Was an Stricken und Leitern, was an Barren und auf Voltigirpferden, im Laufen, Springen und jeder Art von Körperbewegungen möglich, wurde mit vollendeter Seiltänzergewandtheit von den Zöglingen der verschiedenen Classen ausgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schwedische Literaturberichte.

I.

Die Wiedererweckung des Volksgeistes in der letzten Zeit hat fast überall wo die Basis eines individualisirten Volkslebens vorhanden war die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf jene ehrwürdigen Reste der Vorzeit hingelenkt die, noch in Steinen und Bildern, des Volkes Geist ausprägen, zu uns reden, in Liedern zu uns herübertönen, in Sitten und Gewohnheiten sich selbst noch immer lebendig fortgepflanzt haben. In der That müßte eine wahrhaft geschichtliche Betrachtung von dieser großartigen Ansicht ausgehen, wonach jene Ueberlieferungen und Denkmäler von der Väter Tagen die noch ungeschriebene Volksgeschichte im Quellenstile des Volkes selbst uns darreichen; erst dann werden sie einer solchen Behandlung sich zu erfreuen haben welche dem jetzigen Standpunkte unserer Geschichtsforschung wirklich entspricht. Hier ist aber der Norden, möchte ich sagen, in einem besondern Vortheil: die Quellen aus der Vorzeit fließen reichlicher als irgendwo. Es ist eine urkundliche mythische Grundlage da, nicht eine die man erst mühsam mittels schwerer Combination (Jakob Grimm hat es bei seiner Bearbeitung der „Deutschen Mythologie" erfahren) herstellen muß, eine Basis die in epischer Breite und Vollständigkeit selbst mit der griechischen Mythologie es aufnehmen kann, und in dramatischer Entwickelung der mythischen Katastrophe einer jeden trotzt. Die Heldenlieder, gleichsam das cyklische Epos zu jenem rhapsodischen, bilden ein ganzes System, hierin den deutschen durchaus vergleichbar, nur daß jene weit ungeschwächter die Urform erhalten (denn die „Nibelungen" und „Amelungen" sind offenbar vielfach überarbeitet), und mehre Mittelglieder darstellen, welche in dem deutschen Sagenkreise wenigstens bis jetzt fehlen. So ist auch im Ganzen, je höher man nach dem Norden hinaufkommt, die uralte Sitte desto reiner bewahrt: es möchte wol kaum z. B. jetzt einen Fleck auf der Erde geben wo man noch heute bei festlichen Gelegenheiten dieselben Lieder, oft aus einer Masse von Strophen bestehend, singt, die man vor einem Jahrtausend sang; Dies ist aber wirklich auf den Färöern der Fall. Auf der andern Seite ist es ebenso klar, daß auch im Norden jenes uralte Volksleben wie es sich in Sagen, Dichtungen und Denkmälern, in Sitten und Gebräuchen ausgesprochen hat immer mehr im Verschwinden begriffen ist, sodaß

ein ähnliches Schauspiel sich unsern Augen darbietet wie bei der Bildung des ersten Mittelalters (wo man große Mühe hatte die Fundamente der alten, aussterbenden Cultur zu bewahren), jetzt wo ein neues, freilich mit ganz anderm Charakter, im Anbruch begriffen ist. Es genüge jedoch an der Andeutung; die Erwägung der Verhältnisse selbst ist eine unendliche.

In solchen Betrachtungen sahen wir uns veranlaßt, da uns die Aufgabe geworden ist, über Dasjenige kurz zu referiren was man in Schweden zur Herstellung der Sage und Dichtung sowie des ganzen blühenden und grünenden Lebens im Mittelalter in den letzten Jahren unternommen hat. Man wolle unser kurzes, unparteiisches Referat zugleich als einen Beleg zu jenen Sätzen hinnehmen.

Die romantische Schule in Schweden, dort unter dem Namen der „Phosphoristen" bekannt (wegen des Journals „Phosphoros", das mehre Jahre hindurch ihr Organ war), hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts, ganz wie die entsprechende Richtung in Deutschland, von der sie befruchtet war, im Mittelalter eine Wegeleuchte gefunden die ein poetisches Morgenroth verkündete. Auch auf Erhaltung der Denkmale des Mittelalters mußte natürlich ihre Aufmerksamkeit sich hinlenken. In der gediegenen Zeitschrift „Iduna" sowie in dem von Atterbom herausgegebenen „Poetischen Kalender" finden sich namhafte Beiträge theils zur Enthüllung der nordischen Vorzeit, theils zur Wiedererweckung des Volksliedes und Erörterung darauf bezüglicher Gegenstände. Das Bedeutendste indeß was in dieser Richtung geschah war die Herausgabe der schwedischen Volks- und Heldenlieder von Geijer und Afzelius („Swenska folkwisor från forntiden", 3 Bde., Stockholm 1814—16), die außer der kritisch sorgfältigen Redaction mit trefflichen Abhandlungen Geijer's über den Begriff der Volkspoesie und über die Bedeutung des Refrain in den alten Liedern ausgestattet war. Der Vorrath der letztern war hiermit keineswegs erschöpft; was die frühern Herausgeber jedenfalls schon vor Augen hatten, Das ward von A. I. Arwidsson, Bibliothekar in Stockholm, auf entsprechende Weise ausgeführt. Eine zweite, von demselben herausgegebene, noch reichere Sammlung („Swenska fornsångor", 3 Bde., Stockholm 1834—42) nahm den übrigen Stoff auf und bearbeitete ihn kritisch, indem überall theils die historischen Bezüge und die Grundverwandtschaft mit andern (dänischen, schottischen, deutschen) Liedern erörtert, theils Varianten aus Handschriften, wo mehre vorhanden, mitgetheilt wurden. Arwidsson's ausgezeichnete Arbeit war noch mehr als die erstgenannte auf die Darstellung des ganzen poetischen Volkslebens berechnet; deshalb nahm er im dritten Bande (über den wir zunächst hier berichten wollen) auch die „Volksspiele und Tänze, die Kinderlieder und Waldlieder" (vall-sångor) auf. Die erstere Gattung betreffend (die in dem griechischen „ὑπορχήματα" schon angedeutet, sowie in den spanischen „seguidillas, tiranas y polos", in den deutschen „Tanzweisen" ausgedrückt ist), so stellen sie, nach der Bemerkung des Herausgebers, die Dramatik in ihrer ersten Entfaltung dar, und schließen sich jedenfalls an die im höhern Norden in der Vorzeit üblichen mimischen Tänze zu den eingelegten Liedern aus dem Nibelungen- und Volsunga-Cyklus an (die, am reinsten auf den Färöern erhalten, auch in den isländischen „viki-vakir" einen Nachhall haben). Ebenso merkwürdig und höchst eigenthümlich sind die vall-visor, Naturlaute aus Wald und Thal, von Stimmen durchdrungen, die eigentlich einfachsten Gefühlsweisen, von welchen die Arwidsson'sche Sammlung ebenfalls Proben darbietet. Was dieser, wie nicht minder der Geijer-Afzelius'schen Sammlung einen erhöhten Werth gibt, sind die reichlich mitgetheilten Liederweisen, ein oft unentbehrlicher Commentar zu den Liederstimmungen.

Der Enthusiasmus für die poetisch redende, bildende, thuende Vorzeit nahm von da an in Schweden einen neuen Aufschwung. Beweis davon ist auch die in mehren Jahrgängen*) erschienene antiquarische Zeitschrift „Runa", herausgegeben von Richard Dybeck. Es war des Herausgebers Gedanke, das Leben der Vorzeit in plastischer Anschaulichkeit darzustellen, sodaß Alles so viel wie möglich selbstzeugend aufträte. Deshalb bindet er Sitten, Alterthumsreste, Volkslieder zusammen, und verbindet damit ein literarisches Bulletin, das die verwandten Forschungen ein- und austauscht. Die Aufgabe konnte ohne Illustrationen nicht vollzogen werden, die denn auch meist in entsprechender Ausführung beigegeben sind. Wie in der Arwidsson'schen Sammlung von Volksliedern auch das Landschaftliche seine verdiente Berücksichtigung findet (wir begegnen dort z. B. auch finnischen Spielen, vom Stud. Meurmann mitgetheilt), so nicht minder in der Dybeck'schen „Runa", die überhaupt alles nur irgend hierher Gehörige (ohne doch in den Fehler des antiquarischen Rumpelkammersystems zu fallen), zuletzt auch eine Volksbotanik, in ihren Kreis zieht. Derselbe Forscher hat die von Arwidsson begonnene Sammlung von „Waldliedern" in seinen „Swenska vallvisor och hornlåtar" (Stockholm 1846) fortgesetzt. Auch bei ihm sind überall die Singeweisen mitgegeben.

*) Vor uns liegen die Jahrgänge 1844—45.

Ein besonders erfreuliches Unternehmen auf diesem Felde war die Stiftung einer Schwedischen Alterthumsgesellschaft (Swenska fornskrift sällskapet) 1844. Ihre Wirksamkeit bis daher ist wenn auch nicht rapid, doch eine sehr erfreuliche gewesen; die tüchtigsten Gelehrten dieser Richtung betheiligen sich daran. In den Herausgebungen der Gesellschaft, und zwar im ersten Bande, begegnet uns zuerst „Flores und Blanzeflor" (eine gereimte schwedische Bearbeitung dieses trefflichen Rittergedichts, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert, von Klemming mit dem reichsten kritischen Apparat, in Lachmann-Grimm'scher Weise, herausgegeben aus einem Codex den die norwegische Königin Euphemia, Hakon Magnusen's Gemahlin, gestorben 1312, hat schreiben lassen, der deshalb unter dem Namen des „Euphemia-Liederbuchs" bekannt ist); ferner eine höchst interessante Sammlung der mittelalterlichen Legenden, die sich auf St.-Patrick und dessen Fegefeuer beziehen, unter dem Titel: „Swenska medeltidens kloster- och helgona-bok" (eine deutsche Bearbeitung der „Tundals-Sage", die auch in diesen Cyklus gehört, findet man in den von Hahn herausgegebenen „Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts", Quedlinburg 1840), aus alten Handschriften musterhaft mit kritischen Forschungen, Varianten, Worterklärungen herausgegeben von G. Stephens und J. A. Ahlstrand; endlich die ebenso von Hyltén-Cavallius bearbeitete, für die schwedische Sprache und Sittengeschichte des angehenden 16. Jahrhunderts wichtige „Kriegskunst des Peder Månson" (der Verf. war Procurator des St.-Brigittenklosters in Rom seit 1508, ward nachher Bischof von Westerås, und bildete mit Peder Brask u. A. eine ernste, ehrenhafte Opposition gegen die politisch-reformatorischen Bestrebungen des Königs Gustav I.; starb 1534). Von Wichtigkeit sind ebenfalls die den zweiten Band (1845 fg.) eröffnenden „Wadstena Kloster-Regeln" (nach mehren Handschriften herausgegeben von C. F. Lindström), unentbehrlich für die Einsicht in das Brigittinische Klosterwesen, das besonders durch den Charakter der Stifterin (eine reformatorische Erscheinung, die das Papstthum mit großer Noth sich aneignete) in seinem Entstehen wie in seinem Verfall unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Das letzte vor uns liegende Heft enthält den Text des Rittergedichts „Iwan und Gawian", ebenfalls aus dem „Euphemia-Liederbuch".

Um den Cyklus der mittelalterlichen Schatzgrabungen zu vollenden, ist endlich eine zweifache Sammlung, ein mal der schwedischen Volkssagen und Märchen, dann der schwedischen Volksbücher, veranstaltet. Es ist hier wie dort das kritische Interesse vorwaltend, obgleich die Herausgeber, vielleicht nicht ohne Grund, hoffen, daß ihr Unternehmen in den Kreis des Volkes selbst eingehen werde. Die erstere Sammlung, von Hyltén-Cavallius und G. Stephens herausgegeben, und den Gebrüdern Grimm dedicirt, führt den Titel: „Swenska folksagor och äfventyr" (erstes Heft, Stockholm 1845). Die Herausgeber haben es an keiner Mühe fehlen lassen; durch

ausgebreitete Wanderungen in allen Landstrichen und Ortschaften Schwedens schöpften sie die Sagen aus dem Munde des Volkes selbst, und suchten sie zugleich in ihrer reinsten Form zu gewinnen. Tief und langjährig auf diesem Felde der Forschung gebildet, haben sie sich nicht damit begnügt die reichsten literarischen Nachweise des Entstehens und der Ausbildung der Sagen bei den verschiedenen Völkern zu geben, sondern auch in den Anmerkungen (eine bisher beispiellose Sorgfalt) die Varianten innerhalb der Sage sowie die landschaftlichen Abweichungen darzubieten. Ihre Arbeit, der wir den ungestörtesten Fortgang wünschen, kann als ein Muster für alle ähnlichen Unternehmungen gelten. Nicht minder verdient die zweite Sammlung „Svenska folkböcker", von P. O. Bäckström herausgegeben (erster Band, Stockholm 1846), großes Lob. Ueberall sind die ältesten Ausgaben der Volksbücher zu Grunde gelegt und alle Modernisirungen ausgemerzt; der reichste literarhistorische Apparat, der über die ganze Literatur der Volksbücher sich verbreitet, ist beigegeben. Der vorliegende Band enthält: „Die sieben weisen Meister" (bekanntlich der ursprünglichste Kreis der ganzen mittelalterlichen Sagenliteratur und zugleich eine Verschmelzung mehrer Stoffe derselben), „König Apollonius von Tyrus" (das Vorbild des Shakspeare'schen „Perikles"), „Helena Antonia von Konstantinopel" (eine angelsächsische Legende aus dem 8. und 9. Jahrhundert), „Kaiser Octavianus", „Hildegardis und Talandus" (wahrscheinlich persischen Ursprungs, lateinisch schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts), „Grisilia" (eine Novelle des Boccaccio, ursprünglich ein anglo-normannisches oder bretagnisches Gedicht), „Die Gräfin von Rosilion" (auch eine Novelle des Boccaccio, Vorbild des Shakspeare'schen „All well, that ends well), „Von vier Kaufleuten" (ebenfalls aus Boccaccio, Stoff der Shakspeare'schen „Cymbeline"), „Melusina" (halb Feensage, halb Ritterroman; erscheint zuerst am Ende des 13. Jahrhunderts). Ein zweiter Band soll die Sammlung vollenden; am Schluß gedenkt der verdiente Herausgeber eine vollständige Uebersicht der ganzen Literatur der schwedischen Volksbücher zu geben.

Wir erwähnen zuletzt einer Erscheinung die zwar nicht in diesen Kreis der mittelalterlichen Literatur Schwedens gehört, wol aber sonst zu den, wenn auch vielfach bestrittenen, ältesten Ueberresten europäischer Poesie gezählt werden mag, und durch Uebertragung in die schwedische Sprache, über die wir berichten werden, gleichsam ein schwedisches Nationalwerk geworden ist. Zu lange und zu schmachvoll für gründlich historische Untersuchung, die solche Probleme allein lösen kann, ward der Streit in England und in Deutschland über die Echtheit der Ossian'schen Gedichte geführt. Mag es sein, daß Macpherson, der erste Bearbeiter der dahin gehörigen Stücke (1762), mit Fleiß Manches in Dunkel gehüllt hat, daß namentlich die Production der Handschriften, die so lange vergeblich auf sich warten ließ, und zuletzt mit einem halben literarischen Bankrott bei Macpherson's Tode endigte, zu manchem scheinbar Gegründeten Veranlassung geben konnte; mag sein, daß gerade die Ueberfeilung und theilweise Interpolirung jener Gedichte unter Macpherson's Hand (vergl. Graham's „Essay on Ossian") der klaren Forschung wenigstens keinen Vorschub geleistet hat: doch gehörte ein ungeheuerer Grad von literarischer Beschränktheit und Eitelkeit, wenigstens von verschrobenem Geschmack dazu, um nur die Möglichkeit einer solchen Erdichtung aufzustellen, geschweige um das definitive Urtheil der vollständigen Unechtheit jener Gedichte auszusprechen. In England mußte falsches Nationalgefühl und Misstimmung gegen Erin, zum Theil wol auch die Versunkenheit in der negativ ästhetischen Kritik, die seit Pope und Addison herrschend geworden war, die Bahn zu solchen Urtheilen brechen wie wir sie in Shaw's „Inquiry into the authencity of the poems of Ossian" (1781) und in Laing's bekannter Dissertation (1802) sahen. In Deutschland wäre das Misverhältniß, wie es namentlich zu Tage tritt in der Talvj'schen vermeintlichen Kritik jener Gedichte — vollends nach der fast divinatorisch von Herder in seinen „Stimmen der Völker" versuchten poetischen und metrischen Restauration einzelner Theile — ganz unerklärlich, wenn man nicht auch hier eine mangelhafte Kenntniß des altnordischen Geistes und eine Sucht nach Paradoxien voraussetzen dürfte. Höchst merkwürdig ist es nun gewiß, daß gerade von Schweden aus der trefflichste vindex dieser Gedichte aufsteht; Nils Arfwidsson in seiner kritisch-poetischen Bearbeitung und Uebertragung derselben („Ossians sånger, efter Gaeliska originalet och på dess vers-slag förs venskade, samt med en historisk-kritisk inledning och noter försedde", 2 Bde., Stockholm 1842—46). Er hat nach unserm Urtheil Alles geleistet was man von einem wahrhaft historisch und poetisch gebildeten Manne in Beziehung auf diese Gedichte zu erwarten berechtigt ist, und die Untersuchung zu einem Punkte von Evidenz geführt der zwar noch größern Lichts fähig ist, aber stets dieselbe Grundlage behalten muß. Vor Allem macht er auf zwei Punkte aufmerksam, die allerdings der ganzen Frage eine andere Gestalt zu geben geeignet sind. Der eine ist die schon vom trefflichen Finn Magnusen mit luculenter Ausführlichkeit (in seinem „Versuch zur Erklärung einiger Stellen aus Ossian, die Skandinaviens Urzeit betreffen", Kopenhagen 1813) dargelegte Uebereinstimmung zwischen der ganzen Vorstellungs- und Anschauungsweise der entferntesten nordischen Vorzeit und der in den Ossian'schen Epen waltenden. Der zweite ist das ebenfalls auf jene Verwandtschaft hinweisende höchst eigenthümliche gaelische Reimsystem, das der Uebersetzer nach Macgregor mit großem Scharfsinn herzustellen bemüht ist. Auch die historische Frage über das Alter der Ossian'schen Gedichte wird hier — nicht mit Macpherson'schen, auf bloßer problematischer Namensverwandtschaft beruhenden Deutungen, sondern hauptsächlich durch Geltendmachen des Umstands, daß dort auch nicht die entfernteste Beziehung auf das Christenthum wahrzunehmen ist — bis zu dem Grade von Evidenz geführt deren sie fähig sein möchte. Dabei verhehlt es sich der Uebersetzer keineswegs, daß namentlich die größern epischen Gedichte, „Temora" und „Fingal", vielfach interpolirt sein mögen, wie denn an Ossian eine spätere gaelische Dichterschule sich angeschlossen zu haben scheint, und aus diesem nachgestaltenden Kreise wahrscheinlich das Meiste von Dem entsprungen ist was uns in John Smith's „Sean Dana" (1781) dargeboten wird. Auch die gegen die Echtheit dieser Gedichte vielfach erhobenen Einwendungen werden einzeln vorgenommen und mit Ruhe und Klarheit beantwortet. Es wäre zu wünschen, daß wenigstens die Resultate der schätzbaren kritischen Untersuchung der deutschen Literatur einverleibt würden. Die im Metrum des gaelischen Originals trefflich gearbeitete Uebersetzung ist von erläuternden Anmerkungen zu jedem einzelnen Gedichte begleitet. 103.

Literarische Notiz.

Einleitung zu einer englischen Geschichte des deutschen Bauernkriegs.

Man muß Das wissen, um es für den Inhalt eines zweibändigen Werks zu erkennen das den vielfach deutbaren Titel hat: „By-ways of history from the twelfth to the sixteenth century. By Mrs. *Percy Sinnet*." (London 1847.) Die Verf. hatte nämlich — hat muthmaßlich noch — die Absicht „englische Leser mit dem Bauernkriege in Deutschland bekannt zu machen", und entdeckte, als sie an die Arbeit ging, „daß es wünschenswerth, wenn nicht absolut nothwendig sei, zuvor die geselligen Zustände zu entwickeln die jenen veranlaßt haben". So schrieb sie denn eine Geschichte des deutschen Mittelalters, mehr vom gesellschaftlichen als politischen Standpunkte, und dazu als Vorwort einen Ueberblick des deutschen häuslichen Lebens sowie der priesterlichen und militairischen Institutionen, mit einigen kurzen biographischen Skizzen, das Ganze anscheinend gut und der Wahrheit gemäß. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 215. —— 3. August 1847.

Arnold Ruge.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Der schätzenswertheste und auch verhältnißmäßig umfangreichste Beitrag zu dem ganzen Buche sind die nun folgenden „Politischen Briefe über die Schweiz“ von C. Junius, dem Verfasser der „Neuen Politik“. Gestützt auf gründliche geschichtliche Specialstudien und eine reiche Erfahrung, gibt der Verf. eine klare Uebersicht der gegenwärtigen Verhältnisse in ihrem genauen Zusammenhang mit der Vergangenheit der Schweiz. Die einzelnen Parteien werden scharf charakterisirt, und indem auf das Accidentelle wenig Gewicht gelegt, sondern stets der eigentliche Nerv des Lebens gefaßt wird, tritt ihre Bedeutung für die Zukunft um so klarer hervor. Es ist wol nicht leicht Etwas über die Schweiz geschrieben worin so durchaus wie in diesen Briefen der Standpunkt über den Parteien genommen wäre in Allem was Gerechtigkeit und Klarheit betrifft; während der Verf. doch mit großer Energie das echt demokratische Princip im Gegensatz sowol zu der Repräsentativaristokratie als auch zu dem radicalen Despotismus der Freiheit vertritt. Man ist aus den gewöhnlichen Zänkereien und Redensarten in die Sphäre der höhern Politik, der Wissenschaft versetzt, und wer bisher die gesammten schweizerischen Bewegungen für ein Parteigezänk ohne Ende, für den Anfang der vollständigen Anarchie gehalten hat, kann hier die Lösung mancher Wirren und eine aus der Tiefe der Geschichte gefaßte Ansicht von der welthistorischen Bedeutung der Schweiz überhaupt finden. Dazu kommt, daß die Darstellung sich durch Leichtigkeit, Präcision und energische Klarheit auszeichnet, während doch in der That überall die Principien der Politik als einer Wissenschaft auftreten. Wenn Ruge viel solche Mitarbeiter für sein Unternehmen gewinnt, so wird dasselbe nicht nur gesichert, sondern auch von wesentlichem Einfluß auf die politische Bildung der Nation sein.

Unzweifelhaft gehört die Schweiz zu den Ländern die im Allgemeinen und namentlich in Deutschland am unrichtigsten beurtheilt werden. Es fehlt den Deutschen im Durchschnitt sowol am richtigen Verständniß demokratischer Principien als auch an Sympathie für ein Volk von wesentlich praktischem Charakter. Die theoretische Bildung, die uns sonst zu Manchem verhilft, läßt uns theils hier im Stich, und theils ist sie verhältnißmäßig unendlich weniger verbreitet in der Masse der Nation als die politische in England z. B. Gewiß wird der erste beste Nordamerikaner (wie der Verf. erzählt) mehr sich für die politischen und industriellen Verhältnisse interessiren, während der erste beste Deutsche an den merkwürdigsten ethischen und politischen Erscheinungen vorbeigeht, um ungestört die schöne Natur der Schweiz zu genießen. Wenn man gegenüber jener innern Schwierigkeit des Verständnisses darauf hinweist, daß man in Deutschland doch allmälig anfängt England ziemlich allgemein zu verstehen, so ist freilich der Grund davon klar: Englands Erfolge, die wir schwer genug empfinden, haben uns dazu gezwungen, und uns Respect vor Englands Principien und Charakter beigebracht; das kleine schweizerische Volk hat aber weder ein solches Gewicht in die Wagschale zu legen, noch auch, da es mitten in der Entwickelung begriffen ist, überhaupt große Erfolge aufzuweisen. So wird dem Verf., der auf die Anklage: daß die Partei des politischen Fortschritts in der Schweiz zu einer politischen Schöpfung zu talentlos sei, die neue berner Verfassung entgegenhält — ihm wird von einem Deutschen geantwortet: eine Verfassung auf dem Papiere entscheide nicht viel. Freilich, entgegnet er, würde eine Verfassung die ein deutscher Philosoph, Minister oder Fürst sich ausgedacht habe keinen Maßstab für die sittliche Bildungsstufe des deutschen Volkes abgeben; ein Anderes sei es aber mit einer öffentlich berathenen und durch die Abstimmung aller Bürger angenommenen Verfassung. Denn

Das was eigentlich dem Guten im öffentlichen Leben der Völker erst seinen Werth gibt: daß es ein aus dem freien Willen der Mehrheit entsprungenes ist, kommt bei euch Deutschen noch gar nicht in Betracht. Wahre Politik, welche nichts Anderes ist als die gesellschaftlich organisirte Sittlichkeit, verlangt die Verbindung von zwei Bedingungen —: daß Das was geschieht gut sei, und daß es aus dem öffentlich constituirten Willen des Volkes hervorgehe. Daß Etwas gut sei gibt ihm noch keinen politischen Werth, so lange es nicht aus dem constituirten Volkswillen hervorgegangen, und daß Etwas Volkswille sei gibt ihm ebenso wenig einen politischen Werth, so lange es nicht zugleich an sich gut ist. Man vergißt, daß, abgesehen von Amerika, die Schweiz seit den Republiken des Alterthums für die Verbindung dieser beiden Foderungen, also für Politik im eigentlichen und sittlichen Sinn des Worts, jetzt zum ersten mal wieder in der Weltgeschichte auch nur die Möglichkeit darbietet.

Unter den Gründen für die Abneigung, welche andererseits auch in der Schweiz gegen Deutschland besteht, ist der interessanteste wol die getäuschte Erwartung welche die Männer des Fortschritts von den dorthin berufenen deutschen Professoren gehegt hatten. Man hatte geglaubt, eine Culturcolonie im bedeutungsvollsten Sinne zu empfangen, während die deutschen Gelehrten diesen Beruf nicht verstanden, und nur ein verkleinertes Abbild der deutschen Universitäten mit all ihren Fehlern und Mängeln daraus machten. Der Verf. erkennt bereitwillig an, daß diese Erwartung ein Misverständniß war, und die Gelehrten individuell unschuldig an dieser Täuschung; doch kann er sich nicht versagen, gegenüber der großen Aufgabe die ihnen von den Verhältnissen gestellt war, den Contrast ihres Betragens etwas hervorzuheben.

Statt sich den Zweck zu setzen, die Wissenschaft in dem demokratischen Leben welches soeben sich zu regen begann heimisch zu machen, zogen sich die Herren in auserwählte Kreise zurück, und machten vornehme Bemerkungen über Roheit und Pöbelherrschaft. Männer die einen Beruf vor sich hatten so groß wie ihn die Geschichte dem wissenschaftlichen Charakter selten darbietet, dachten an Nichts als an die Vorsicht sich in Deutschland die Carrière offen zu erhalten. Man war so naiv gar kein Geheimniß daraus zu machen, daß man seine Kuh auf unsere Alpenweiden nur spazieren treibe, damit ihr die Stallfütterung nachher desto besser bekomme.

Hingegen sind die Deutschen welche aus Sympathie mit der schweizerischen Freiheit in das Land Tell's flohen oder freiwillig übersiedelten in das andere Extrem gerathen, wie es denn einmal unser Nationalcharakter ist, zwischen den Extremen zu schwanken, und sobald die Schranken der Gemüthlichkeit nur einmal gebrochen sind, auch gleich den furor teutonicus losstürmen zu lassen. Einige von ihnen sind als so consequente Demokraten aufgetreten, daß selbst die einheimischen Führer dieser Richtung hinter ihnen zurückblieben; sie sahen theoretisch schärfer als die Schweizer, praktisch aber nicht so scharf. Hieraus erklärt der Verf. denn auch, weshalb sie keine Erfolge gehabt haben. Während die Deutschen rücksichtslos in den Vertretern der aristokratischen und religiösen Reactionspartei nur Feinde sahen, auf deren Vernichtung hinzuarbeiten sei, stand und steht bei den Schweizern immer noch ein gewisses Nationalgefühl mildernd im Hintergrunde des lärmenden Kampfplatzes. Ein kleines Volk hat Ursache seine tüchtigen Männer zusammenzuhalten; und während daher Frankreich z. B. im Gefühle seines Reichthums unbedingt dem Princip allen Geist und alle Talente zum Opfer brachte in jener blutigen Zeit, nimmt man in der Schweiz außer dem Princip auch noch Rücksicht auf das Talent, gegen welches man nicht so schonungslos verfährt. Man fürchtet auch die Unbedachtsamkeit der Theoretiker; denn das Volk will wie in jedem praktischen Lande nur Das eingeführt wissen was sich schon als Bedürfniß geltend gemacht hat, nicht aber Etwas blos darum, weil es die Consequenz eines Princips ist. Der Verf. knüpft hieran eine kurze aber höchst evidente geschichtsphilosophische Erörterung über die Art wie die Gesellschaft ihre Fortschritte durch Inconsequenzen macht. Es ist Dies ein Gesetz welches niemals in lebhafterer Bewegung und Fortentwickelung gewesen ist als gerade in der Gegenwart, wo der Blick in die Geschichte freier und allgemeiner geworden ist, ja — wir dürfen es sagen — wo die ganze Arbeit eigentlich dahin geht, dies alte Gesetz aufzuheben und so jenes Zeitalter zu beginnen welches Fichte als das letzte und ewige erkannt hat. Doch folgen wir den Briefen noch etwas weiter, anstatt sie zu ergänzen.

Den gewöhnlichen Schluß welchen man von der Schwäche der Tagsatzung auf die Kraftlosigkeit und Hoffnungslosigkeit der Schweiz überhaupt zu machen pflegt sehen wir zurückgewiesen durch eine sehr einfache Parallele mit dem Deutschen Bundestag, da ja auch bei uns die Patrioten weder an Deutschlands Kraft noch an seiner Einheit verzweifeln, wenngleich der Bundestag beide eben nicht offenbart. Den Vorwurf der Desorganisation sehen wir durch ein Gleichniß erläutert: wenn man die Anhäufung im Stall des Augias Ordnung und Organisation nenne, so müsse seine Reinigung freilich Desorganisation heißen; nur bestehe das Uebel dann nicht darin, daß der Stall nicht mehr ganz voll, sondern daß er noch nicht ganz leer sei. Hier müssen wir aber hervorheben, daß die Fürchtenden doch noch einen andern und bessern Grund haben. Wenn ja einmal der Staat auf dem Gehorsam gegen die Gesetze beruht, so fürchten sie, daß in dem anarchischen Gewirr des Aufräumens und Reinigens das ethische Princip überhaupt so sehr verschwinden möchte aus den Gemüthern, daß sie auch guten Gesetzen späterhin nicht mehr gehorchen würden. Man kann wieder entgegnen: Diese Furcht ist pessimistisch und atheistisch (oder antihuman), denn die Menschheit hat jedenfalls die Kraft, das Princip der Ordnung wieder zur Geltung zu bringen. Wir stimmen Dem bei, aber ein Volk ist nicht die Menschheit, und man hat denn doch in der Geschichte Beispiele genug welche Schicksale die Anarchie über ein Volk verhängen kann — die Vernichtung seiner Nationalität. Die junge Schweiz ist freilich nicht das alte Polen, aber von zwanzig Millionen zu zwei ist auch ein Unterschied, wenn es einen Freiheitskampf gilt. Wenn man dagegen auf ein anderes Gebiet übergeht, und das Uebel darin sucht, daß Niemand in der Schweiz eigentlich klar wisse was er wolle und wann die Kämpfe endlich zum Ende gelangen sollten, so stellt der Verf. ein kurzes und bündiges Programm auf, um zu zeigen, daß die Sache nicht in Verwirrung sei, sondern einen ganz präcisen Ausdruck zulasse. So lange, behauptet er, werden die Bewegungen in der Schweiz fortdauern, bis die großen Principien des demokratischen Staatsrechts —: allgemeiner Antheil an der Gesetzgebung durch den Verkehr der Gemeindeversammlungen mit den legislatorischen Centralcommissionen; Geschworenengerichte für Criminal- und Civiljustiz, und eine mächtige Verwaltung mit den strengsten Verantwortlichkeiten — in allen Cantonen zur Geltung gekommen sind, für die Bundesverfassung aber das nordamerikanische Princip eingeführt ist. Ueber-

haupt ist er der Ansicht, daß die Schweiz zu viel unvernünftige und zu wenig vernünftige Freiheit habe. „Aber auch die vernünftige Freiheit hat ihre Grenzen", wendet man vielleicht ein. „Jawol", antwortet er, „sie liegen da wo die unvernünftige anfängt, im Uebrigen sind uns keine bekannt." Dies lautet wie eine bloße Tautologie, aber es ist ein ganz dem Leben angepaßter Beweis; denn wer auch jene erste Einwendung macht, wird dennoch eine kleine Scheu haben die demokratische Freiheit geradezu für unvernünftig zu erklären. Die Briefe sind reich an solchen schlagenden Stellen. Eine Anekdote, in welcher die Quintessenz der Freiheitsidee ist wie die Schweizer vom ancien régime sie begriffen, drückt zu hübsch zwei Weltanschauungen aus, als daß wir sie nicht anführen sollten. Der Verf. ist 1834 zum Besuch bei einer adeligen Familie in Graubünden; der Sohn und die Mutter streiten sich über Politik, und die alte Dame schmäht die Franzosen, daß sie den guten Karl X. verjagt hätten. „Aber warum sollen die Franzosen nicht ebenso gut frei sein wie wir?" fragt der Sohn. Die Mutter antwortet: „Daß wir frei sind, ist unser Recht; daß die Franzosen ihm gehorchen, ist das Recht des Königs von Frankreich."

Interessant ist noch hauptsächlich das Urtheil von einem Standpunkte wie ihn der Verf. einnimmt, über die Freischarenzüge; und allerdings ist Dies ein Gegenstand wo man entweder auf die äußerste Rechte oder auf die äußerste Linke sich stellen zu müssen scheint, wenn man einen Ausspruch über die Rechtmäßigkeit dieser Züge fällen will. Der Grundsatz der demokratischen Linken ist: daß ein gesellschaftlicher Zustand nicht dadurch zu Recht und Ordnung wird, daß er überhaupt constituirt ist, sondern erst dadurch, daß er im Namen richtiger sittlicher Principien constituirt ist. Die Zustände von Luzern und Freiburg ermangeln dieser Principien, man hat die Preßfreiheit aufgehoben, die Theilnahme an Volksversammlungen zum Criminalverbrechen gemacht. Eine Ordnung, ein Recht im sittlichen Sinne, gibt es in diesen beiden Cantonen nicht; Unordnung aber kann man nur da erregen wo Ordnung ist; Unrecht nur da thun wo Recht besteht — mithin Beides nicht in und gegen Luzern und Freiburg. Man ist vielleicht geneigt die Anwendung dieses Princips in diesem bestimmten Falle zuzugeben, obwol es selbst an einer Einseitigkeit leidet. Denn es übersieht, daß das Recht nur eine Form der Sittlichkeit ist, daß die Sittlichkeit selbst im Falle eines Conflicts höher steht als eine ihrer bestimmten Formen, und daß also z. B. nicht (was aus dem Princip folgen würde) die deutschen Zustände durchaus unrechtmäßig sind, weil ihnen zum großen Theil allerdings die beiden Hauptformen des Rechts fehlen die eben genannt wurden. Sodann hat auf die Entscheidung dieser schwierigen Freischarenfrage auch Das einen nicht unbedeutenden, wenngleich, so viel wir uns erinnern, unausgesprochenen Einfluß, daß wegen der Kleinheit der betheiligten Staaten und wegen des reinen Parteicharakters des Unternehmens, endlich wegen der verhältnißmäßigen Häufigkeit solcher Vorfälle man zu nachsichtigerer Beurtheilung geneigt ist. Rec. sprach einmal über diese Frage mit einem deutschen Staatsmann der, obwol ein Unterzeichner der Beschlüsse der Wiener Conferenz, doch freisinnig genug war, um sich diesem Einfluß hinzugeben. Derselbe fand zuletzt den Ausweg, die Freischarenzüge mit dem Duell zu vergleichen, welches streng genommen auch ein ungesetzlicher Landfriedensbruch sei, und dennoch unter besondern Verhältnissen allgemein entschuldigt werde. Wir sind allerdings der Meinung, daß Diejenigen welche das Duell direct verbieten und es zugleich in besondern Fällen indirect sanctioniren kein Recht haben gegen die Freischärler Zeter zu schreien. Höchstens könnten sie verlangen, daß, wie es irgendwo in Deutschland ist, eine richterliche Behörde die Ausführung des Verbrechens regle und überwache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines zürichischen Geistlichen. Ein geschichtlicher Roman für das Volk. Von Hans Lebrecht. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 24 Ngr.

Die Benennung „geschichtlicher Roman" kommt diesem Büchlein mit vollem Rechte zu: das Historische haben theils die Jungen, theils die Alten erlebt, es ist ganz wahr; das Poetische aber besteht aus bezeichnenden Geschichten, wie sie neben dem historischen Verlauf der Dinge nicht nur tausendfach gedacht werden können, sondern auch wirklich vorgekommen, wie sie überall und zu allen Zeiten wo es politische Kämpfe und Verfolgung gab und gibt vorhanden sind. Viele Personen die hier bei ihrem wahren Namen genannt sind leben jetzt noch und genießen die unangefochtene und ignorirte Ruhe und die Verzeihung welche ein freies, edles Volk seinen ehemaligen Unterdrückern gewährt. Der Held unserer Geschichte ist einer jener zürichischen Geistlichen welche ehemals die alleinherrschende Stadt aus der Mitte ihrer Bürgerschaft auf alle Pfründen der Landschaft setzte. Seine Geschichte fällt zwar schon nicht mehr in die ganz gute alte Zeit. Schon sind die französische und ihre Tochter, die helvetische Revolution dagewesen, aber ihre Früchte sowol als der Genuß der Mediationsacte dem züricher Volke wieder wegescamotirt, und auf alle Weise von den Aristokraten gestohlen worden. Der erste der drei Tage welche uns den Geistlichen vorführen verläuft im J. 1804, wo das Volk vom Zürichersee sich vergeblich gegen die Willkür und den heillosen Rechtsbetrug aufgelehnt hatte, und seinen edeln Muth mit seinen Köpfen büßte. Der Pfarrer feiert just an einem schönen Sonntagmorgen mit seiner ganzen Sippschaft aus der Stadt einen sybaritischen Tauftag, als ihm die Kunde eines versprengten Flüchtlings vom See der im Walde sich aufhalte gebracht wird. Keine Begebenheit könnte ihm sein Fest vollkommener verschönern. Das Dorf wird aufgeboten, die Hatz geht los, und der Unglückliche wird glücklich gefangen, transportirt, aber schon auf dem Wege nach dem Amte willkürlich ermordet. Dieser Theil ist unstreitig der gelungenste des Buchs, und macht dem Schilderungstalent des Verf. alle Ehre. Die Bestialität welche in die sonst so fein gebildeten Züricher von ehemals fuhr, sobald sie in Conflict mit ihrem gedrückten und unter dem Drucke ringenden Volke geriethen, ist sehr gut gegeben und durchaus nicht übertrieben. Der zweite Tag spielt im J. 1830. Der Pfarrer liegt auf dem Krankenbette hart darnieder, die große befreiende Volksversammlung vom 22. Nov. findet eben im benachbarten Uster statt, und quält ihn nebst dem verjährten Gespenste des gemordeten Flüchtlings nach aller poe-

tischen Gerechtigkeit. Die Julitage haben auch das Schweizervolk wieder aufgeweckt, und wo früher gutes Blut war, da wallt es jetzt wieder. Der dritte Tag ist der 1. Mai 1842. Er geht wiederum über einem erwachenden Volke auf. Wiederum waren die Errungenschaften des J. 1830 hart gefährdet worden. Der 6. Sept. 1839 hatte stattgefunden, die alten hochmüthigen Aristokraten waren Demagogen geworden und zu elenden, wühlenden Religionsheuchlern herabgesunken, und nur auf diese Weise war es ihnen gelungen das Volk zu verblenden. Aber es schwindet die Betäubung wie von selbst wieder. Ohne äußere Einflüsse, ohne Erschütterung von Westen her geht die abermalige Befreiung vor sich, die gute Sache springt wieder auf wie eine gute Stahlfeder. Die oberste gesetzgebende Behörde wird heute durchs ganze Land wieder gewählt, die Liberalen kommen wieder ins Gleichgewicht mit der sogenannten conservativen Partei, eine Benennung die seither aufgekommen und ein Beweis ist, wie sehr die Finsterlinge es für nöthig halten sich nach andern Stichwörtern und Mitteln umzusehen. Das gänzliche Uebergewicht der Liberalen ist in gewisser Aussicht für die Zukunft, und hat sich seither auch glänzend eingestellt. Heute nun sehen wir den alt und dick gewordenen Pfarrer, der immer noch politisirt und für seine Vaterstadt operirt, als Demagogen in den Kuhställen herumschleichen und mit den verwerflichsten Mitteln agiren. Aber gerade in seiner Gemeinde erleidet sein Fähnlein eine völlige Niederlage. Die Schilderung des Wahlkampfes ist vortrefflich und könnte nicht besser sein. Um dieses Hauptthema nun ranken sich allerlei charakteristische Familien- und Liebesgeschichten. Der Stil des Buchs ist für ein Volksbuch viel zu prätentiös, die vielen Apostrophen oft affectirt oder wenigstens manierirt. Wenn ein seinem Gegenstande weit überlegener Volksschriftsteller schon durch unbewußte und verzeihliche Prätension stört, so geschieht Dies um so mehr beim Verf., welcher sich selbst den feinern „belletristischen" Stil erst angelesen zu haben und nun mit Befriedigung am unrechten Orte anwenden zu wollen scheint. Daher läßt er sich auch verschiedene Incorrectheiten zu Schulden kommen, welches ihm nicht passirt wäre, wenn er gepfiffen hätte wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das Speisenverzeichniß z. B. (S. 35) ist zu übertrieben, unproportionirt und lächerlich. Es ist Dies ein unglückseliges Coquettiren mit einer vorgeblichen Kenntniß des Luxus, welches leider oft bei armen Teufeln von Dichtern und Scribenten bemerklich wird. Wenn man ferner in einem Volksbuche sich durchgängig an locale Sitten und Benennungen hält, so muß man sich doppelt vor Fremdartigem hüten. So nennt sich im Canton Zürich kein einziger Bauer Heinz, und ebenso wenig wird ein Kater Hinz und ein Bauernmädchen Nanni zu finden sein; Das kommt von den deutschen Büchern. Auch ethische Incorrectheiten sind ersichtlich. Der erste Theil ist eine brennende Anklage gegen das politische „Köpfen", im dritten läßt der Verf. einen idealen, freisinnigen Geistlichen über seinen Amtsbruder, den elenden Aufrührer Pfarrer Hirzel, ausrufen: „Man sollte ihm den Kopf abschlagen!" Daß Hirzel für die Aristokraten und auf die muthwilligste Weise rebellirte, thut unsers Erachtens hier Nichts zur Sache. In einer Apostrophe ferner wo der Verf. das freie Vaterland besingt sagt er: „Von nun an gilt nur der Mann seinen Werth, und nur dem Talente wird Geltung!" Mit Talent hat er wahrscheinlich Verdienst gemeint; es ist aber wie es hier steht unzulänglich gesagt. In einem glücklichen und freien Staate muß jedes Glied als Bürger Geltung haben, das Talent aber streng nur an seinem entsprechenden Platze.

123.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ludwig Philipp's Kunstsinnigkeit.

Die Restauration hatte so viel zu thun, um die Veränderungen welche während der vorhergegangenen Stürme an den Monumenten der Hauptstadt vorgenommen waren zu verwischen, daß sie kaum an neue, selbständige Schöpfungen der monumentalen Baukunst denken konnte. Charakteristisch ist das bekannte Witzwort, Ludwig XVIII. sei ernstlich damit umgegangen die königlichen Gebäude, welche von Napoleon zum größten Theile einen glänzenden Schmuck erhalten hatten, mit einer an das ancien régime erinnernden alterthümlichen Kruste wieder übertünchen zu lassen. Bei dieser Richtung und bei dem sorgfältigen Streben Nichts von Dem was der Kaiser begonnen hatte weiter zu führen, konnte Großes kaum erstehen. Ludwig Philipp, der schon als reicher Privatmann eine große Thätigkeit in der Anlegung von Neubauten und passenden Restaurationen an den Tag gelegt hatte, ist seitdem er den französischen Thron bestiegen hat darauf bedacht gewesen, die bedeutendern Architekten welche Frankreich gegenwärtig aufzuweisen hat mit großartigen, unvergänglichen Arbeiten zu beschäftigen. Dabei hat der kunstsinnige Fürst den falschverstandenen Prunk einer nichtssagenden Originalität verschmäht, und die während der Restauration unterbrochenen oder ihrer ersten Aufgabe entfremdeten Napoleon'schen Unternehmungen wieder aufgenommen und im Sinne des ersten Anlegers zu Ende geführt. Es ist interessant, sich einen einigermaßen vollständigen Ueberblick über Das zu verschaffen was während der 17jährigen Regierungszeit des gegenwärtigen Königs in Rücksicht auf Architektur geleistet worden ist. Gelegenheit dazu bietet eine umfangreiche Schrift welche neuerdings zu erscheinen begonnen hat. Es ist dies die in artistischer wie historischer Beziehung werthvolle Sammlung: „Les monuments de Paris: Histoire de l'architecture civile, politique et religieuse", von Felix Pigeory. Das ganze Werk erscheint in Lieferungen, deren Anzahl auf 30 berechnet ist, und von denen jede einen Bogen Text und eine angemessene Vignette enthält.

Papstgeschichte.

Von der bereits vielfach besprochenen „Histoire des souverains pontifes romains" von Artaud de Montor hat jüngst der vierte Band die Presse verlassen. Da mit demselben, der Ankündigung zufolge, die erste Hälfte des ganzen Werks als abgeschlossen zu betrachten ist, so wollen wir hier einen flüchtigen Blick auf den Werth und die Bedeutung des bisher Erschienenen werfen. Der Verf., der durch seinen längern Aufenthalt als französischer Botschafter in Rom in den Stand gesetzt war sich über die Verhältnisse des Heiligen Stuhls in der Nähe zu unterrichten, wurde schon früh besonders durch seine biographischen Arbeiten über die Päpste mit denen er selbst noch in persönliche Berührung gekommen war auf den Gedanken hingeleitet, eine umfassende Geschichte des Papstthums in seiner Entwickelung, seiner Ausbreitung und seinen Kämpfen zu verfassen. Ein massenhaftes Material war bei den besondern Begünstigungen die ihm seine Stellung verschaffte leicht zusammengebracht; aber die Verarbeitung desselben wurde theils wegen der Verhältnisse, theils weil andere Arbeiten seine literarische Thätigkeit zersplitterten, lange verschoben. Jetzt aber zeigt es sich nun, daß die Wissenschaft Wenig verloren haben würde, wenn die ganze Arbeit unterblieben wäre. Zwar wird das Werk nicht allein in Frankreich, sondern selbst im Auslande — deutsche und italienische Uebersetzungen sind angekündigt oder theilweise schon erschienen — einen gewissen Leserkreis finden, katholisirende Kritiker werden selbst nicht ermangeln es der Gunst des Publicums zu empfehlen, weil hier, wie man sagt, die Entstellungen protestantischer Historiker berichtigt und zurückgewiesen werden; aber ungeachtet aller Anpreisungen ist doch der wahrhaft wissenschaftliche Gehalt der ganzen Arbeit nur sehr gering anzuschlagen. Will man es aber wenigstens als Lecture für das größere katholische Publicum gelten lassen, so darf man einen Maßstab wie er etwa von Ranke's trefflicher Papstgeschichte entlehnt werden könnte sicher nicht in Anwendung bringen.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 216. —— 4. August 1847.

Arnold Ruge.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

Der folgende Aufsatz: „Die Verfassungsänderung im Canton Bern", ist zwar wesentlich von demselben demokratischen Standpunkte geschrieben, aber beiweitem nicht mit der Besonnenheit und dem freien weiten Blick der vorigen Briefe. Indeß gibt er manche Erläuterungen, die den mit den schweizerischen Verhältnissen Unbekannten gründlich über die Art belehren können wie es dort mit Verfassungsänderungen zugeht. Aus dem Inhalt heben wir nur die eine merkwürdige Notiz hervor welche Mancher vielleicht in den Zeitungen nicht gefunden hat: daß die Sitzungen nicht nur des Großen Raths, sondern auch des Regierungsraths öffentlich sind; wol die einzige Executivbehörde der Welt welche öffentlich discutirt.

Eine dankenswerthe Mittheilung ist die Rede des englischen Chartisten Fox über Tempel und Theater. Sie ist vor einer Versammlung von Arbeitern gehalten, und gibt einen merkwürdigen Beweis davon, wie tief und allgemein diese Chartisten ihre Aufgabe fassen, und daß es keineswegs ein deutsches Privilegium ist, die Interessen des Geistes und der Bildung als die Hauptsache anzusehen. Weder um Arbeit und wohlfeiles Brot, noch auch um politische größere Berechtigung ist es diesem Engländer und seinen Gleichgesinnten allein zu thun. Vielmehr stellen sie Foderungen an die Zukunft welche wir sonst nur im poetischen Gewande oder in religiöser Form zu vernehmen gewohnt sind (abgesehen von den Ikarien der französischen Communisten); und es macht daher den eigenthümlichsten Eindruck, überall Das was wir ohne Weiteres Ideal wenn nicht gar Chimäre nennen würden, so ganz und gar in dem praktischen englischen Charakter aufgefaßt und vorgetragen zu sehen, so ganz ohne alle Uebertreibung und Schwärmerei. Und wenn man sich dabei vergegenwärtigt, daß diese Rede welche in der That die Resultate der deutschen Philosophie in ganz populairer Weise theils ausspricht, theils anwendet schon wirklich gehalten ist vor einer Arbeiterversammlung, für deren Verständniß sie nicht zu hoch war: so gewinnen jene humanen Hoffnungen, die Güter der Bildung allgemein zu machen, immer mehr die Gestalt der Wirklichkeit vor unsern Augen. Aber freilich muß der Deutsche sich wieder einmal vor dem Engländer schämen, wenn nicht die eine Entschuldigung wäre: daß zu solchen Reden auch die englische Redefreiheit nothwendig ist, welche wir nicht besitzen. Man urtheile selbst. In Berlin wird die „Antigone" aufgeführt, und daran knüpfen sich einige wohlfeile Witze in der publicistischen Sphäre und einige Vorträge vor dem exquisiten Honoratiorenpublicum in der Singakademie. In London knüpft Fox an die Aufführung der „Antigone" im Coventgarden-Theater eine Rede worin er die Arbeiter über Griechenland, das griechische Drama, über das Verhältniß von Religion und Kunst, von Tempel und Theater überhaupt belehrt. Die Gelehrsamkeit hat gewiß in Berlin besser ihre Rechnung gefunden, aber wer hätte dort gewagt den Conflict zwischen unserer staatlich anerkannten Religion und der Kunst so hervorzuheben, die Zerrissenheit und Disharmonie unserer Volkszustände in ein so helles Licht zu setzen durch die Vergleichung mit den griechischen überhaupt, so sehr alle Betrachtungen dieses Stoffs fruchtbar zu machen für die Humanität und das praktische, wirkliche Streben für die Erhebung des Volkes, ja, der untersten Classen?

Fox beginnt mit einer kurzen geschichtlichen Einleitung, in welcher der Einfluß des antiken Geistes auf die moderne Geschichte an einigen Beispielen gezeigt wird. Dann geht er zur Schilderung über. „Bei den Griechen", sagt er, „war das Theater keine schmuzige Privatspeculation, man konnte nicht aus den Lastern und Roheiten der Gemeinde Geld ziehen. In Griechenland waren die Kunstwerke nicht wie bei uns mit wenigen Ausnahmen Privateigenthum." Und so fährt er fort zu schildern was der demokratische Geist für die Freiheit und die Cultur öffentlich gethan hat. Allerdings hat die deutsche Philologie und Historik die dunkeln Seiten dieser demokratischen Herrlichkeit aufgedeckt, und man erkennt an dem unbedingten Lobredner in gewisser Hinsicht den ungründlichen Gelehrten. Wenn aber der Engländer nur das Licht hervorhebt, und die griechischen Zustände ideal auffaßt, so hat er dabei einige Gleichgesinnte von nicht verächtlicher Autorität; Jeder weiß, daß in unserer classischen Periode die Ersten und Besten, Goethe und Schiller voran, stets wesentlich ebenso das Hellenische im idealen Lichte angeschaut haben, und die

Menschheit ist durch diese oft etwas unkritische Bewunderung unendlich weiter gekommen als durch Wieland's Bestreben, Alles in die Mittelmäßigkeit und Nüchternheit zu ziehen, so manchen gesunden Blick er auch gethan hat. Die Zeit der Kritik hat gut spotten über die Enthusiasten, ohne die sie selbst gar nicht bis zur Kritik gekommen wäre; denn erst muß das Vortreffliche erkannt und in Fleisch und Blut verwandelt sein, bis man die Schlacken nachher sieht.

Hierauf geht Fox näher auf die „Antigone" ein, und kommt so auf das religiöse Moment des Dramas und auf das Verhältniß in welchem von da bis auf unsere Zeiten Theater und Kirche gestanden haben. Mit besonderer Berücksichtigung Englands gibt er davon eine historische Uebersicht, indem er stets auf den Einfluß der religiösen und politischen Formen und Doctrinen eingeht, und so dem Engländer die Sache unmittelbar mit der Praxis verknüpft. Sein Resultat ist:

Ein freies Volk wird niemals Ursache haben seine Sittlichkeit wie einen Rock oder Mantel abzulegen, wenn es aus der Kirche die es verehrt ins Theater geht wo es sich vergnügt, sondern wird seine Einheit und Dieselbigkeit bewahren. Gebt ihnen blos freies Feld, laßt ihren Geist und ihr Herz ungehindert spielen, ohne alle die Bande, Hindernisse und Bedrückungen welche der aristokratische Geist in seinem Stolze erzeugt, ohne die Servilität welche jenem Stolze entspricht — und wir werden in unserm Vaterlande ein Theater sehen, so edel als das reinste und herrlichste welches jemals das alte Griechenland schmückte, und eine Kirche welche durch den einfachen, wahren und geraden Vortrag ihrer Lehren zwischen den Freuden des Menschen und seiner Andacht keinen Widerspruch hervorrufen würde.

Um diesem Ziel näher zu kommen, ermuntert er die Arbeiter sich zu vereinigen, sich selbst zu erkennen, sich zu bilden. Und dann schließt er mit echt englischem Selbstbewußtsein:

Wenn sie Das gethan haben, so treten sie hervor, kühn doch bescheiden, und sprechen zu der Welt: Hier stehen wir, wir haben Dies und Das gethan, sind arbeitsam und wahr gewesen; wir haben geduldet, gearbeitet und Etwas in der Welt zu Stande gebracht, und große Vortheile für andere Classen und Stände der Gesellschaft hervorgebracht. Hier stehen wir, seht uns an, schätzt unsern Werth und sagt: ob wir nicht die Vortheile der Erziehung, die Freuden der Kunst, die Belohnungen der Industrie und die Würde der Freiheit verdient haben.

Der an Arnold Ruge gerichtete Brief „Ueber Nationalität und Humanismus" von K. Frank ist so ein Nebenläufer wie sie sich trotz des bestimmten Programms doch in jedes periodische Organ zu verirren pflegen. Er enthält einige witzige Wendungen über diese Streitfrage; nur ist zu bedauern, daß er ganz in dem Stil der Unfreiheit, d. h. in jenem halb scholastischen, halb poetischen Mischmasch geschrieben ist welches weder philosophischen, noch populair wissenschaftlichen, noch poetischen, sondern nur seinen eigenen unglücklichen Charakter hat. Dieser Stil ist nur zu einem Zweck ganz brauchbar: zur Sophistik. Er ist übrigens nicht die Schuld Einzelner (sowie auch dieser Brief nicht eben sophistisirt), sondern ein im Abnehmen begriffenes Leiden der Zeit, in welcher der von Philosophie und Scholastik übersättigte Kopf noch nicht zur Harmonie mit dem von den Gefühlen der Gegenwart erfüllten Herzen kommen kann.

Durchaus frei und im klaren populair wissenschaftlichen Stil geschrieben ist Ruge's schon mehrfach besprochener Brief an Prutz, die Antwort auf den „Absagebrief" welchen Letzterer dem Humanismus geschrieben habe, unter dem Titel: „Vaterland oder Freiheit?" Wir haben einige Hauptpunkte dieses Streits schon im Eingange unsers Aufsatzes besprochen; hier müssen wir nur noch eine thatsächliche Berichtigung jenes Dictums, über welches damals ein solcher Steinigungsruf sich erhob, mittheilen. Ruge sagt in diesem Brief an Prutz:

„Die Deutschen, diese Incarnation der Niederträchtigkeit." So hinterindisch läßt du mich fortfahren. Du hast nach deiner „concreten" fleischlichen Phantasie „die Incarnation" selbst gemacht, und „die Niederträchtigkeit" ohne Weiteres aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" citirt. Wahrscheinlich ist dir der „höllische Ort, von dem du vorsichtig nur Wenig adoptiren möchtest", nicht selbst unter die Augen gekommmen; du bist sonst nicht so „niederträchtig" eine solche Zeitungslüge deinem besten Freunde wissentlich noch einmal an den Hals zu werfen. Die Stelle heißt: „Der deutsche Geist, soweit er zum Vorschein kommt, ist niederträchtig." Das geht auf die deutsche Philosophie und Poesie; ich proclamire also nicht, wie du sehr gut weißt, „als den Inhalt des deutschen Geistes die Niederträchtigkeit". Du hättest jene Stelle lesen sollen; da du es nicht gethan, so lies sie nachträglich. Das Wort „niederträchtig" kommt nämlich in einem Drama vor, dessen Rollen ich an verschiedene Briefsteller vertheilt hatte, von denen Einige die Deutschen, ihre Gegenwart und ihre Zukunft angreifen, Andere sie vertheidigen. Die Briefe der verschiedenen Charaktere sind bis auf den letzten alle von mir verfaßt, obgleich wirkliche Briefstellen theilweise benutzt wurden. Nun ist es zwar richtig, daß ich meine eigene Chiffre unter die hoffnungslosen und anklagenden Briefe gesetzt; aber die Widerlegung der Anklagen habe ich ebenfalls geschrieben, und die sehr naheliegende Bemerkung auf das „niederträchtig", daß ich ja selbst mit zur Familie gehörte, diese, edler Prutz, steht sogar unter meiner Chiffre. Nun, was sagst du dazu? Ich weiß deine Schauspiele nicht auswendig; wenn ich aber irgend einen Teufelskerl daraus citirte, und dann dem Publicum den Prutz als ein so loses Maul denuncirte, was würdest du sagen?

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an Goethe in Neapel.*)

Als ich wenige Tage nach meiner Ankunft in Neapel über den Largo di Castello ging, fiel mir die schmale, sonst wenig ausgezeichnete Seite eines Hauses auf, dessen Hauptfaçade größtentheils in eine enge Gasse auslief. Die Fenster traten mit ihren Balconen so frei und einladend auf den Platz heraus, daß sich unwillkürlich der Wunsch in mir aufdrängte zu fragen, ob hier kein Zimmer zu vermiethen sei. Ich war überrascht von einem mich begleitenden Freunde zu hören, hier habe Goethe gewohnt. Und in der That, am 26. Febr. 1847 werden**) es

*) Wir entlehnen diesen anziehenden Artikel aus der Beilage zu Nr. 190 der augsburger „Allgemeinen Zeitung", um denselben durch unsere Bl. auch den mehr literarischen Kreisen zuzuführen. Wir hoffen mit dem Verf. des Aufsatzes, daß man sich endlich über alle Bedenklichkeiten in Betreff der Herausgabe dieses merkwürdigen Briefwechsels hinwegsetzen, und der deutschen Nation diesen literarischen Schatz nicht länger vorenthalten werde. D. Red.

**) Der Aufsatz ist schon im December 1846 geschrieben.

60 Jahre, da er schrieb, wie in seiner Reise zu lesen ist: „Alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello. Unter dieser ebenso heiter als prächtig klingenden Aufschrift würden uns Briefe aus allen vier Theilen der Welt nunmehr auffinden. In der Gegend des am Meere liegenden großen Castells erstreckt sich eine große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häusern umgeben, nicht Platz, sondern Weite (Largo) genannt hat, wahrscheinlicherweise von den ersten Zeiten her, da dieses noch ein unbegrenztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Eckhaus herein; und wir faßten Fuß in einem geräumigen Ecksaal, der einen freien und frohen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiserner Balcon zieht sich von außen an mehren Fenstern vorbei, selbst um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der scharfe Wind nicht äußerst fühlbar wäre. Der Saal ist munter decorirt, besonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen schon die Nähe von Pompeji und Herculanum verkündeten u. s. w." Diese Worte Goethe's, die mir ganz deutlich in der Erinnerung lagen — denn ich hatte seine Reise erst wenige Wochen vorher in Italien wiederholt gelesen —, sowie der Blick auf das Haus erregten in mir jene glücklichen Gefühle als Anwandelungen aus der Jugendzeit, die im spätern Mannesalter, ich möchte sagen leider! seltener werden, in denen wir gern die Sparren von Tischen und Bettstellen abschneiden möchten, sobald uns die einst von berühmten Männern bewohnten Räume und Geräthe als Reliquien gezeigt werden.

An dem Abend desselben Tags hatte ich die Freude, von dem Ministerresidenten unsers Hofs in Rom, den gerade ein Geschäft in Neapel festhielt, einen Besuch in unserm Gasthofe, der so schöngelegenen und gewiß allen meinen in Neapel gewesenen Landsleuten wohlbekannten Villa di Roma, zu erhalten. Das Gespräch wendete sich, mit Rücksicht auf meine eben mitgetheilte Entdeckung, bald auf Goethe, um so mehr da ich wußte, daß der vielseitig gebildete Diplomat im Besitz der Briefe sich befinde die einst zwischen seinen Aeltern und deren Freunde, dem jungen Dr. Goethe, zwischen Wetzlar, Hanover und Frankfurt gewechselt worden waren. Ich war nicht wenig erfreut, als unser Gönner sich freundlich erbot die Briefe die er bei sich führte mir und meiner Frau vorzulesen. Die Octoberabende waren schon lang geworden, und sie konnten nicht besser ausgefüllt werden als Dies durch die Güte unsers hochgeehrten Freundes geboten ward. Man weiß, daß Goethe in Wetzlar jene Lotte kennen lernte die er uns mit allen jungfräulichen Reizen im „Werther" vorführt. Sie war an einen würdigen jungen Mann verlobt der, damals beim Reichskammergericht angestellt, sich mit ihr verband, und, bald nach Hanover versetzt, in langjähriger und glücklicher Ehe mit ihr lebte. Es war im Hause „des Amtmanns", wo Goethe Lotte kennen lernte, und, nachdem sie bereits einem Andern angehörte, zu ihr jene warme Liebe faßte von der er sich im „Werther" poetisch zu befreien suchte, indem er im ersten Theile seinen eigenen Zustand, im zweiten den unglücklichen jungen Jerusalem, der in Wetzlar Werther's tragisches Ende selbst gefunden, mit jener Poesie der Wirklichkeit schilderte die damals ganz Deutschland so mächtig ergriff. Diejenigen welche sich mit Goethe's innerm und äußerm Leben, worin ja alle seine Productionen mit einer sonst kaum mehr vorkommenden Unmittelbarkeit wurzeln, etwas näher beschäftigt haben, wissen allerdings längst, daß die Documente über das Verhältniß Goethe's zu Lotte in jenen obengenannten Briefen existiren. Aber man hat doch bis heute keine klare Kenntniß von dem wahren Verhältniß. Man weiß nicht sicher was im „Werther" selbst erlebt ist als äußeres Factum, und was der Dichter fingirte. Was Goethe in seinem Leben gerade hierüber uns mittheilt, gehört zu den schwachen Stellen der Selbstbiographie, und ist, ganz verschieden von der wunderbar schön geschilderten sesenheimer Epoche, in einer Periode oder Stimmung seines Lebens geschrieben wo ihm jene Zeit innerlich und äußerlich fremd geworden war. Die Freunde und Kritiker Goethe's werden gewiß nicht anders urtheilen, wenn uns jene schönen Documente einst durch den Druck werden bekannt geworden sein.

Als ich die Briefe vorlesen hörte und später wieder den „Werther" verglich, war ich erstaunt nicht blos den Inhalt der erstern in dem letztern bis auf kleine Specialitäten wiederzufinden, sondern sogar einen Theil der Briefe und ganze Briefstellen wörtlich in den Roman übergegangen zu sehen. Die Mehrzahl der Mittheilungen stammt aus den Jahren 1772 und 1773. Der erste Brief aus Frankfurt meldet dem Brautpaar Goethe's freiwillige Entfernung aus ihrer Nähe. Er hatte eingesehen, daß es unmöglich für ihn war in Lotte's nächster Umgebung ohne Gefahr für sich und ohne Anstoß Dritter zu verweilen. Und diese klarbewußte That machte eben ein weiteres Verhältniß möglich, das sich in der Folge der Briefe auf das schönste und reinste darstellt. Hier ist die glühende, offen bekannte Liebe mit voller Freiheit gegen den Mann wie die Braut als etwas Bekanntes besprochen. Da redet er von der Busenschleife und vom Schattenriß Lotte's; er unterhält nach der Weise der Liebenden ein Verhältniß zu den Brüdern der Geliebten, noch Knaben; er besorgt die ihm aufgetragenen Commissionen und bittet um neue. Dies geht so fort bis zum Hochzeittag, wo er den Brief vom 20. Febr. im „Werther", irre ich nicht fast wörtlich, schreibt, in welchem er den zweiten Platz in Lotte's Herz in Anspruch nimmt und für immer behalten will. Ein merkwürdiger Brief aus jener Zeit von Lotte's Bräutigam ist in der Sammlung aufbewahrt, worin dieser den „Dr. Goethe aus Frankfurt" einem Freunde ausführlich schildert. Wie in Jung Stilling's anziehender Darstellung von Goethe's erster Bekanntschaft in Strasburg, so tritt uns auch hier die hervorragende Persönlichkeit des gewaltigen Menschen in der Fülle der Jugend lebendig entgegen. Nachdem das junge Paar längst in Hanover sich befindet, und Goethe von der ersten Entbindung Lotte's hört, schreibt er einen gar schönen Brief, in welchem er die Hoffnung und das Verlangen ausdrückt, daß der Knabe Wolfgang genannt werden möge, und daß er dann zu Gevatter stehen wolle. Er bleibt sich dabei in seiner Stellung immer gleich. Er nimmt das Verhältniß eines berechtigten Liebhabers Lotte's in Anspruch, wogegen der Besitz der Geliebten dem ersten Liebhaber und Gemahl ganz ungeschmälert offen zuerkannt wird. Eben diese außerordentliche Freiheit und Wahrhaftigkeit, ohne Spur von schmachtender Sentimentalität, sichert ihm dieselbe Anerkennung von Seiten des Braut- und Ehepaars, und stellt beide Theile auf den gleichen Fuß gegenseitiger Achtung. Hätte ich dieses Verhältniß hier nicht in den Briefen klar vor mir gesehen, ich würde ein solches seiner Sonderbarkeit halber nicht für möglich gehalten haben. Nun folgen die Briefe in denen Goethe dem Ehepaar eine Zusendung ankündigt die er bald zu machen hoffe, und auf welche er sie vorbereitet, ohne etwas Näheres vom Inhalte zu berühren. Und diese Sendung ist nichts Anderes als ein Exemplar von „Werther's Leiden". Der Eindruck der betreffenden Personen, sich so vor dem ganzen deutschen Publicum dargestellt zu sehen, muß ein im höchsten Grade überraschender gewesen sein. Wahrlich, es war Dies eine so kolossale Indiscretion, daß man kaum mit diesem Namen ausreicht, und die um so stärker erscheint, je mehr Wirklichkeit im Roman sich vorfindet, viel mehr als irgend ein Leser wol vermuthet. Ich konnte mein Erstaunen nicht bergen, als ich die einschlägigen Briefe vorlesen hörte. Ja, wäre es am Ende auch das Verhältniß von Goethe zu Lotte gewesen das der junge Dichter der Welt mit aller Naivetät vorlegte, und hätte er nur dieser ihren Namen beibehalten! Aber da war im Albert der Bräutigam, der Mann Lotte's, der nahe Freund Goethe's, in einer Weise behandelt die verletzen mußte. Vollends aber die Scene mit Lotte, wie dieselbe zuletzt in Werther's Arme fällt und ihre Lippen sich begegnen. Dies Alles und was weiter folgt ist Fiction und poetische Zuthat, insofern nicht der unglückliche Jerusalem den Stoff hergab, und in welchem der

Goethe-Werther zuletzt zu Grunde geht. Der Eindruck den diese Indiscretion bei Lotte und deren Gatten hervorrief, contrastirt freilich auf eine merkwürdige Weise mit der Art wie Goethe die Rügen, die Aeußerungen der Befremdung aufnimmt. Er will diese gar nicht anerkennen; keiner der Vorwürfe macht irgend einen Eindruck auf ihn, und es ändert dies Alles Nichts in seiner Stellung zu den von ihm preisgegebenen Menschen. Wie sehr man auch in der ganzen Freiheit mit welcher Goethe sein Verhältniß zu fassen und festzuhalten wußte eine Entschuldigung finden, wie sehr man das Bedürfniß anerkennen mag, sich poetisch von seinen wirklichen Gefühlen und Gefahren zu befreien, indem er sich objectivirte, und dadurch, daß er Werther opferte, sich selbst dem Leben und bei frischer Gesinnung erhielt — es bleibt uns eine solche Natur ein ewiges Räthsel, mitten in der Welt der Convenienz, zu der Goethe noch dazu, wie sein späteres Leben zeigt, eine ganz adäquate Natur hatte, eine Erscheinung die ganz einzig und ohne Beispiel dasteht. Daß es Goethe gelang den Sturm zu beschwichtigen und mit dem Ehepaar in einem freundlichen Vernehmen zu bleiben, ist offenbar eins der günstigsten Zeichen, und man wird dabei, wenn auch in anderer Weise, an seine „Götter, Helden und Wieland" erinnert, die dem spätern Verhältniß zu diesem heitern Genossen des weimarer Kreises gar keinen Abbruch thaten. Lotte's Mann, der im Albert eine Figur spielt in welcher sich Niemand gern wird dargestellt sehen, ist im „Werther" weniger carikirt als rein fingirt. Er war ganz anders in der Wirklichkeit, und nicht das wenigste Interesse in der schönen Briefsammlung nimmt eben ein Brief von Lotte's Gemahl in Anspruch, wo er gegen eine dritte Person Goethe's Publication wirklich entschuldigt, ohne sie natürlich zu billigen. So sind denn auch die sämmtlichen Briefe Goethe's aus dieser Zeit ganz im Geiste jener Frische und natürlichen Herrlichkeit geschrieben mit welcher er in „Götz" und „Werther" und allen seinen Erstlingsschöpfungen die deutsche Nation entzückte, und mit denen er aus dem deutschen Parnaß alle die Zöpfe hinauspeitschte womit das langweilige 18. Jahrhundert während seiner ersten 70 Jahre so reichlich verunziert war. Goethe blieb mit dem Ehepaar noch eine Zeit lang in Briefwechsel, bis in den achtziger Jahren die Mittheilungen sparsamer werden und sich dann verlieren; wie es scheint in der Zeit als Goethe in Weimar seine geistige Ebbe nach der stürmischen Flut seiner Jugend erlebte, aus welcher ihn erst wieder die Reise nach Italien, und dann noch mächtiger die Verbindung mit Schiller aufrüttelte. Goethe sah Lotte noch ein mal wieder, da sie als dreiundfunfzigjährige Frau ihre in Weimar verheirathete Schwester besuchte. Damals war in Goethe's äußerer Stellung und häuslichem Leben längst jene unerfreuliche Veränderung eingetreten welche eine Schranke zog zwischen ihm und Denen die irgend einmal in seinen bessern Zeiten ihm nahe gestanden.

Als der würdige Gönner und Freund seine Mittheilungen geendet hatte, war mein erstes Wort: „Aber Sie haben eine Pflicht gegen die deutsche Nation zu erfüllen, indem Sie diese Briefe bekannt machen und keine Zeile davon zurückhalten." „Sie haben ganz Recht", erwiderte er mir, „es sind nur Hindernisse vorhanden in der eigenen Familie; man glaubt, es sei dem kindlichen Andenken der Mutter nicht gemäß, wenn man diese Briefe veröffentlicht." Ich war erstaunt über diese Mittheilung. Ich konnte mir gar kein schöneres Denkmal einer Mutter vorstellen als diese Gesinnungen eines der größten Männer der deutschen Nation einer so rein weiblichen, edeln und keuschen Frau dargebracht; dieses Bekenntniß einer Neigung, einer Liebe, in welcher eine solche Beschränkung und Freiheit zugleich lag, ohne die Goethe's und Lotte's Stellung zum Gemahl wie sie uns vorliegt nicht möglich gewesen wäre. War es eine Indiscretion Goethe's, die Geschichte seiner Liebe, die darin erkannte und bewußte Gefahr, der Welt in poetischer Form vor Augen zu legen, so mag es zu entschuldigen sein hier eine zweite zu begehen, indem ich dem deutschen Publicum von ein paar Abenden in Neapel erzähle, in denen ein Sohn jener Lotte, die in tausend Herzen deutscher Jünglinge gefeiert und wieder gefeiert wird, uns jene Briefe vorlas welche jetzt nach 74 Jahren noch den lebendigsten Eindruck machen, und die Theilnahme aller der Zeitgenossen in Anspruch nehmen die ein lebendiges Interesse an unserer poetischen Nationalliteratur und deren Geschichte haben. Ich begehe diese Indiscretion jedoch nach erhaltener Einwilligung des trefflichen Mannes selbst dem wir den Genuß jener Abende verdanken, mit dem Wunsche, dieselbe möchte nicht ohne einigen Impuls auf die Herausgabe jener Briefe sein; denn ich glaube auch öffentlich wiederholen zu müssen: „Die deutsche Nation hat einen Anspruch darauf."

Als die letzte Vorlesung geschlossen war, trat ich auf den Balcon unsers Fensters, vor mir der Golf, zur Linken der Vesuv, hinter welchem der Vollmond hervorgetreten war; die Basis der Rauchsäule glühte eben hell auf durch eine der kleinen Eruptionen des Kraters. Es war der Abend vor unserer Abreise und derselbe Anblick von welchem Goethe in der letzten Nacht seiner Anwesenheit in Neapel so entzückt spricht, als jene Dame im königlichen Palast mitten im Gespräch das Fenster aufstieß und Goethe Das erblickte „was man", nach seinem eigenen Ausdrucke, „im Leben nur ein mal sieht: den Vesuv mit seiner glühenden Lava, über ihm die ungeheuere Dampfwolke, bei jedem Auswurf blitzartig erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies Alles mit einem Blick zu übersehen, und den hinter dem Berge hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbaren Bildes zu schauen, mußte wol Erstaunen erregen."

Mag man von Goethe's italienischer Reise urtheilen und sagen was man will; mag man sie, wie geschehen ist, geringschätzen, und Mehr von einem solchen Geiste über ein solches Land erwartet haben; mag man, wie ich selbst, über die Productionen seiner Kunstfreunde, einer Angelika Kaufmann und eines Philipp Hackert, und deren sowie Goethe's eigenes Kunsturtheil eben nicht sehr erbaut sein, man findet in diesem Buche wie in Goethe's kleinsten Aufsätzen doch so unendlich Vieles das als Ferment wirkt für die eigene Gefühls- und Gedankenbildung, wie vergebens in hundert andern Schriften die unsere Zeit geboren. Ermüdet von der Tagesliteratur griffen wir auch in Italien an den Winterabenden zu Goethe's Werken, und lasen am traulichen Kaminfeuer die innere Geschichte eines heimischen Geistes vor, aus welchem unsere eigene Jugend ihre Nahrung gesogen, und wie sie kommenden Geschlechtern, mitten unter dem Gebären einer neuen Zeit der Nation, die Goethe auch in ihren Anfängen nicht mehr geahnt und verstanden hat, noch lange zur Erquickung und innern Sammlung gereicht werden mag.

R. W.

Literarische Notiz.

Französische Preßzustände.

Die Gegner der Preßfreiheit pflegen mit besonderm Vergnügen auf die Verfolgungen und Bestrafungen hinzudeuten denen in neuerer Zeit eine nicht unbeträchtliche Anzahl französischer Schriftsteller verfallen ist. Sie hoffen dadurch das Verlangen deutscher Autoren nach angeblich freierer Regung abzukühlen. Einen statistisch genauen Beitrag zur Kenntniß der französischen Preßverhältnisse erhält man in einer kürzlich erschienenen Flugschrift: „Catalogue des ouvrages qui ont été l'objet soit de condamnations soit de poursuites." Man ersieht daraus, daß die Zahl der durch gerichtliche Bestimmungen bestraften Preßvergehen jenseit des Rheins allerdings nicht gering ist. Die Gegner der französischen Zustände werden gewiß nicht verfehlen sich des in diesem Schriftchen niedergelegten Materials zu bemächtigen, und daran die obligaten Folgerungen und Nutzanwendungen anzuknüpfen.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 217. — 5. August 1847.

Arnold Ruge.

(Beschluß aus Nr. 216.)

Wir wenden uns nun zu Nr. 2, den „Poetischen Bildern". Ohne Zweifel ist Ruge nicht von ungefähr auf den Gedanken gekommen ein neues Organ für die Poesie zu begründen, sondern weil seine Studien ihn auf die Bedeutung der Kunst und namentlich der Poesie für die Verwirklichung der humanen Principien geleitet haben. Er sagt irgendwo im ersten Bande seiner „Gesammelten Schriften": Die Einführung der Philosophie ins Leben geschieht durch Kunst und Religion. (Die Politik ist nicht hinzugesetzt, weil diese noch nicht ihre Zeit in Deutschland gehabt hat.) Demgemäß ist denn auch das kurze Vorwort an die Leser ganz bestimmt und principiell gehalten. „Die «Poetischen Bilder aus der Zeit»", heißt es darin, „haben den Zweck, in schöner Form den Stoff den die Bewegung unserer Periode erzeugt zu vergegenwärtigen und festzuhalten. Es kommt in ihnen also auf die Darstellung an; denn wir setzen den freien Inhalt des 19. Jahrhunderts, wie billig, voraus; ihn wird aber Niemand formen der ihn nicht entdeckt, verstanden und empfunden hat." Weiterhin wird noch gesagt, daß die Aufklärung unserer Zeit in allen Formen der Poesie einen positiven Ausdruck zu gewinnen suche.

Wer das miserable Epigonenthum in welches gegenwärtig mit sehr wenigen Ausnahmen sowol die Kritik der Poesie als das poetische Schaffen selbst von der Höhe der Goethe-Schiller'schen Principien herabgesunken ist erkannt hat, der muß sich freuen endlich einmal ein Programm zu sehen was wenigstens der Mühe lohnt ernsthaft besprochen zu werden. Wir haben keinen Mangel an poetischen Kräften und Talenten, und es ist nicht wahr, daß unsere classische Dichtung Alles consumirt habe, und uns nur die politische Praxis übrig bleibe; aber allerdings haben wir Ueberfluß an Principlosigkeit und Bewußtlosigkeit sowol über die vergangenen Leistungen als auch über die welche unserer Generation als Aufgabe vorbehalten sind. Wir haben keinen Mangel an modernen Dichtungen in denen diese Aufgabe schon zum Theil gelöst ist; mehr als ein Poet hat schon, ohne Theoretiker zu sein, in die wahre Richtung seinen Strom gelenkt, wenn auch noch kein Rhein, kein Goethe unter ihnen ist; aber alle öffentlichen und gemeinschaftlichen Leistungen, d. h. fast alle Kritik, und ohne Ausnahme alle Taschenbücher, Almanache, Albums u. s. w. haben das wesentlich moderne Princip noch nicht vertreten. Der große Haufe welcher der Tendenzdichtung nachlief hatte wenigstens eine richtige positive Ahnung davon, während die zahlreiche Aristokratie, auf deren Fahne „die freie Production" geschrieben steht, nur in ihrer Opposition gegen die verwerfliche Tendenz Recht hat; sobald sie aber über diese Negation herausgeht zum Positiven, erweist sie sich blos als Aehrenleserin auf den Feldern wo andere und mächtigere Schnitter schon die große Ernte gehalten haben. Unter all diesen Unternehmungen poetischer periodischer Werke ist keine einzige — nicht etwa: die den „Horen" der neunziger Jahre an innerm Gehalt gleichkäme, was man nicht verlangen kann —, sondern keine die auch nur im Princip, ganz abgesehen von den Leistungen, auf dem von unsern Classikern gebahnten Wege weiter fortgegangen wäre. So manche anerkennenswerthe Dichtungen auch in ihnen zu Tage gekommen sind — es war doch Alles Epigonenthum; denn es fehlte überhaupt das Bewußtsein: daß die Poesie wesentlich modern werden müsse, wenn sie noch irgend einen Anspruch höher hinauf machen wolle als den der Unterhaltung und Rührung gefühlvoller Herzen. Ruge hat das Verdienst, ein solches Princip wenigstens ausgesprochen und den Versuch gemacht zu haben, die auf diesem Princip beruhende Production in einem periodischen Organe zu vertreten.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob Ruge die moderne Ansicht nicht auch etwas einseitig ausgebildet hat, und ob er nicht vielleicht, wenn Dem nicht so ist, sein Programm noch etwas hätte erweitern müssen. Uns genügt das eben ausgesprochene Lob, welches wir auch der Energie ertheilen mit welcher die Foderungen gestellt sind. Denn es ist doch sehr bedenklich, die Kritik durch ein solches Programm gleichsam herauszufodern, diesen vom Herausgeber selbst anerkannten Maßstab an die Leistungen des Taschenbuchs zu legen. „Den Stoff den die Bewegung unserer Periode erzeugt" — Das ist noch ganz unverfänglich, und wird ohne Schwierigkeit erfüllt. Aber „in schöner Form", Das ist das Bedenkliche, so unbezweifelt richtig und nothwendig es auch ist. „In poetischer Form", so hätte man sich es ge-

fallen lassen, und es wäre vielleicht politisch gewesen, auf die Verwirrung welche ziemlich allgemein im Publicum über den Begriff des Schönen herrscht etwas Rücksicht zu nehmen. Letzteres muß ein Recensent zwar gleichfalls thun, wenn er ein erst beginnendes Unternehmen beurtheilt, aber dem Princip kann er gerade in einem solchen Falle wo es vorangestellt ist Nichts vergeben. Wenden wir uns denn nun zu Dem was uns in diesem mäßigen und gut ausgestatteten Octavbande geboten wird.

Arnold Ruge steht voran mit dem „Abenteuer in Uri, ein Bild aus der Schweiz". Das Verdienst dieser Novelle ist, um es kurz auszudrücken, daß wir in dem Abenteuer in Uri wirklich zugleich ein Bild aus der Schweiz erhalten. Durch eine gute und einfache Anlage — weiter Nichts als eine kleine Bergreise — ist die Möglichkeit gefunden, von den in der Schweiz in so reichen Schattirungen vorhandenen Farben der Freiheit und Unfreiheit genug in das Bild zu malen, um ihm einen absolut modernen Charakter zu geben, und wirklich „den freien Inhalt", den von unserer Periode erzeugten Stoff, darin zu vergegenwärtigen und festzuhalten. Wir werden in eine Familie in Zürich eingeführt, und gleich zeigen sich in einer uns Deutschen unerhörten Art die politischen Ansichten nicht nur ausgeprägt in den Einzelnen, sondern ebenso als Gegenstand der täglichen vertraulichen Unterhaltung, wie es anderswo höchstens die Literatur, gewöhnlich aber die persönlichen Klatschgeschichten der Stadt sind. Wir sind in einem politischen Lande wo die Jungen in der Schule sich in Jesuiten und Radicale theilen, und mit den *Parteikämpfen* so wenig zurückhalten wie die Freischaren. Die Geschichte spielt eben kurz nachdem der Zug der letztern gegen Luzern misglückt ist; und die Katastrophe knüpft sich unmittelbar an die Ermordung Leu's. Das Haupt der Familie, Herr Evariste, ist zwar ein Radicaler, wenn man will, oder besser gesagt ein wahrer Demokrat, aber die Freischarenpraxis gefällt ihm nicht sonderlich, während der Sohn und die jugendliche Mutter das echt französische revolutionnaire Blut in sich haben. Die Familie macht mit einigen Freunden eine Tour in die Berge; in Zug erfahren sie die Ermordung Leu's, und sind so unvorsichtig, ihre Freude nicht zu verbergen. In der „hohlen Gasse" bei Küßnacht enthusiasmirt der feurige Eugène sich über den Tell-Schuß, und schießt mit einer Pistole nach den alten Bäumen, unter denen er sich den Siegwart und Andere von den „Rothen" denkt. Ein Weibsbild hört diese Reden und den Beifall den sie finden — sie ist überzeugt die Mörder Leu's entdeckt zu haben. Sie rennt eilig fort zu denunciren, und wirklich wird die Gesellschaft auch in Altorf arretirt, und nur durch einige glückliche Zufälle und durch List von dem wüthenden Pöbel befreit. Dies ist nur so das Geripp von der Erzählung, wir laden ein sie selbst zu lesen. Denn sie ist nicht nur was man im Allgemeinen interessant und gut geschrieben nennt, indem sie eine Reihe anziehender Bilder vorführt, und auch in der nicht zu vermeidenden Naturschilderung ein sehr glückliches Maß hält, sondern sie hat in der That künstlerischen Werth und künstlerische Form. Die Charaktere treten sehr scharf hervor, und sind nirgend durch Schilderung, sondern vom Anfang bis zum Schluß durch sich selbst, durch Handlung und Worte gezeichnet. Ueberhaupt ist die Behandlung energisch und dramatisch. Für einen Roman würde Das kein Lob sein, für eine Novelle die einen solchen Stoff hat ist es aber ein Lob; denn ein solcher Charakter der Form harmonirt durchaus mit der Zeit und dem Inhalt der Erzählung. Wir stehen nicht an sie für den gelungensten Beitrag des Taschenbuchs zu erklären, welcher den im Programm gegebenen Maßstab der Kritik getrost an sich legen lassen kann.

Von den andern Beiträgen Ruge's, die einen verhältnißmäßig kleinen Raum einnehmen, ist nicht ganz Dasselbe zu rühmen. Es sind „Strophen, Distichen und Elegien". Die Strophen aus Sophokles und der Abschied von Zürich wären besser weggeblieben; die Distichen (Epigramme) sind zwar zum größten Theil witzig, aber Ruge hätte bedenken sollen, daß ein Witz, wenn er auch in einen Hexameter und Pentameter treffend zusammengedrängt ist, noch lange nicht Poesie, und daß ein guter Vers noch lange nicht schöne Form ist. Ueberhaupt möchte das Epigramm wol eine von den Formen sein welche der Prosa am nächsten stehen, und nur äußerst selten mit echt poetischem Inhalt erfüllt werden; eine von denen worin nur die höchste Kunst das Gute leisten kann, während z. B. die Lyrik die Form ist in welcher verhältnißmäßig auch geringere Talente Schönes hervorbringen können. Die Elegie „In den Alpen 1846" zeichnet sich durch edle Sprache und große Lebendigkeit und Energie der Bewegung aus, und insofern ist auch in ihr wieder jene Harmonie der Darstellung mit dem Stoff erreicht — etwas nicht gering zu Achtendes: denn sie schildert die Volksbewegung in der Schweiz; aber freilich paßt der antike Charakter, den die Elegie nie verleugnen kann, wenig zu dem modern zerrissenen und verworrenen Treiben, welches nicht groß genug und nicht genug von rein ethischen Triebfedern bewegt ist; die Kämpfe sind zu klein und „putschartig", die Gestalten passen nicht in das Kleid. Ganz anders ist es mit dem Jahr 1830, und die beiden kurzen Elegien welche das düstere lastende Epigonengefühl — und dann den Blitz der Europa in jenen Julitagen elektrisch durchzuckte schildern, geben ein schönes, in sich vollendetes Bild. Wir belegen unsere Behauptung, indem wir sie beide hierhersetzen.

1. Im Januar 1830.

Tief in Nebel und Nacht an der Ostsee weißem Gestade
  Liegen die Kerker die uns grausam die Jugend geraubt,
Weil wir Freiheit und Ruhm, wie Timoleon oder die Gracchen,
  Glühend geliebt und den Geist griechischer Männer im Ernst,
Ueber das Land der Teutonen heraufzuführen geträumt.
  Träume sind Schäum'! Ade, Kerker und Nebel und Nacht!
Unter dem sonnigen Himmel Italiens oder in Hellas
  Will ich vergessen dein Loos, armes verlorenes Volk!

2. Im Juli 1830.

Wie? Ist Alles verwandelt? Sind plötzlich die Fesseln gefallen,
  Euere Herzen bewegt, euere Stimmen geweckt?

Siegreich wogen die Fluten der Volksmacht über die Ufer,
Seit von der Seine der Sturm einen Despoten verschlug?
Nun, so mögen die Kranken Italiens Zone besuchen;
Mir ist der Busen befreit, mir ist es Sonne genug,
Wenn ich in euern Augen, ihr Männer, das Feuer der Freiheit
Blitzen seh' das vordem unsere Jugend beseelt!

Unter den „Stechpalmen" von Ludwig Seeger sind die Epigramme (nach der Art wie man sie nun einmal zu beurtheilen pflegt) gut; der Witz ist schlagend, kurz, oft bitter, man wird sie mit Ergötzen lesen. Alte Gegenstände sind neu behandelt; welch ein beißendes Wortspiel ist es nicht, wenn von einem der Freiheit untreu gewordenen Theologen schließlich gesagt wird:

Schon an den Wassern des ewigen Lebens
Mahlt er behaglich sein tägliches Brot!

Mit den übrigen Gedichten Seeger's könnten wir uns wol befreunden, wenn wir nicht aus guten Gründen das ganze Genre ziemlich niedrig stellen, und vollends in der Gegenwart das Dichten in dieser Richtung als Reaction bezeichnen müßten, so sehr der ganze Inhalt auch auf den ehrlichsten, entschiedensten Fortschritt dringt. Die Gedichte sind lebendig, energisch, begeistert für ihre Gedanken; aber es sind Tendenzgedichte im schlimmen Sinne des Worts. Sie haben zwar den „freien Inhalt" des 19. Jahrhunderts; aber nicht in schöner Form und nicht einmal in freier Darstellung. Fürs erste sind sie ganz befangen in dem abstracten Gegensatz von Nacht und Licht, von Tod und Leben, von Sklaven und Tyrannen und Freien. Als Herwegh damit hervorbrach, mußte man es verzeihen, denn seine Gedichte waren ein politisches Ereigniß, ein erster Aufschrei mit aller lyrischen Frische, mit aller subjectiven Unmittelbarkeit. Sie verlangten eben darum eine exceptionelle Beurtheilung, weil sie eine solche Stellung in der Zeit hatten. Seeger singt aber (wenn auch mit Kraft) doch nur in dem Herwegh'schen Tone fort, während der Moment schon vorbei ist. Er und alle „freien" Poeten seinesgleichen bringen sich dadurch in den gegründeten Verdacht, daß sie keinen freien Blick haben in die Gegenwart, und daß ihnen ein Haupterfoderniß des Dichters, nämlich die Fähigkeit, die Eigenthümlichkeiten der Menschen und Dinge aufzufassen, abgeht. Es ist nicht wahr, daß auf der einen Seite der Tod und die Finsterniß, auf der andern die Freiheit, Leben und Licht steht; es ist am wenigsten in solcher Allgemeinheit wahr, während es in einzelnen Gestalten ganz richtig ist. Des Dichters Beruf wäre nun eben: die Gestalten in denen die kämpfenden Principien sich eigenthümlich verkörpern zu bilden, nachzuschaffen, im Roman, im Drama oder in welcher Form sonst darzustellen; aber dazu muß er freilich frei genug sein, ihnen ihr eigenes Pathos einhauchen zu können, und sie nicht aus seinem Munde reden zu lassen. Von dieser Freiheit wissen die meisten politischen Poeten gar Nichts. Sie wissen nicht, daß die Tyrannen, Pfaffen rc. zwar Elemente, aber nur untergeordnete Elemente unserer Zeit sind, d. h. solche die schon lange vorher gewesen sind; daß die Eigenthümlichkeit der Gegenwart vielmehr in der mannichfachen Mischung und Verbindung von Licht und Dunkel, Freiheit und Tyrannei besteht. Könige wollen liberal, Aristokraten wollen social, Priester aufgeklärt, Christen wollen human werden — und Poeten, leider, wollen nicht Gestalten, sondern Abstracta sehen. Daher kommen sie denn auch nie absolut über die Lyrik heraus; schlimm genug, wenn sie die edle dramatische Form durch innerlich unfreien Inhalt entweihen. Gut genug, wenn sie noch bis zur echten Lyrik kommen; denn Das ist ihre Sphäre. In der Lyrik singt das Herz, da darf es wild, ungerecht, maßlos sein, was es will; aber sie singen meist nicht einmal die Bewegung ihres Herzens, sondern viel öfter bringen sie nur ihre Gedanken und die allgemeinen Reflexionen in schöne begeisterte Verse. Was hilft uns Das? Was für Freude können wir, da der Herwegh'sche Moment der hervorbrechenden Thatenlust einmal vorüber ist, noch an Gedichten haben die sich um den abgeleierten Gegensatz von „Becher" und „Schwert" drehen? Ist es nicht die ärgste Unfreiheit, wenn diese Freien sich noch immer mit den Waffen aus der romantischen Rüstkammer schleppen, mit den Helmen, Visiren, Dolchen, Schwertern, die sie im Liede blank aufputzen, und noch immer meinen, „ein Tag", ein großer Tag müsse uns erlösen? Das ist apokalyptisch, mystisch faul. Entweder — oder! Entweder muß, wie Lenau einmal vortrefflich sagt, die Klage dem Fluch folgen, oder man muß von ihr schweigen. Seeger nennt die Deutschen noch immer die „zungenlose Nation", die nur mit Blicken um Rache bittet, wie einst „Lavinia im Liede des Briten". Weiß er nicht, daß die Deutschen anfangen das Harren auf jenen „Tag" zu vergessen, und die Arbeit der geistigen Befreiung zu beginnen, und daß z. B. Ruge seine Zunge sehr wohl dazu zu gebrauchen weiß, und doch mitten in Deutschland unangefochten diese Arbeit für die Freiheit treibt? Seeger hat in seinem „Sohn der Zeit" ein so echtes lyrisches Talent gezeigt; möchte er doch seinen Goethe, den er so gut auswendig weiß, einmal in höherm Sinne lesen, um zu sehen, wodurch Goethe Das geworden ist was er ist. Aber in diesem Sinne freilich scheinen unsere demokratischen und communistischen Romantiker ihn nie zu lesen. Daß ihre Lieder keine revolutionnairen Thaten zeugen nach ihrer romantischen Phantasie, Das sollten sie endlich einsehen. Was bleibt ihnen also für eine Bedeutung? Sie sind eine Studie woran die Verständigen erkennen, daß zur Freiheit Mehr gehört als die allgemeine Sehnsucht nach ihr im Herzen zu tragen und in Verse zu bringen. Dieser Verständigen sind freilich auf Seiten der Freiheit noch sehr wenige; das Resultat als Urtheil über diese Romantiker hat man im Ganzen weit mehr auf der conservativen Seite richtig getroffen, nur freilich nicht aus den rechten Gründen. Wir verwerfen sie nicht, weil sie die Freiheit verherrlichen, sondern weil sie sie nicht verherrlichen in ihrer Poesie.

Weit günstiger müssen wir von unserm Standpunkte der freien und wahrhaft modernen Poesie das Epos „Hans von Katzensingen" beurtheilen, von welchem der

größte Theil des zweiten Gesangs hier mitgetheilt ist, nachdem das Frühere im „Deutschen Taschenbuch" von 1845—46 erschienen war. Zwar ist dies komische Epos nur eine ehrliche Nachahmung des Byron'schen „Don Juan"; aber der Verfasser hat mit Geist nachgeahmt, und die Aehnlichkeit des Tons war vielleicht kaum zu vermeiden bei der Aehnlichkeit des Sujet. Hans von Katzensingen, der Held, ist bis jetzt ein preußischer Cadet, der sich in Potsdam und Berlin aufhält und schon so weit gekommen ist, daß er sich in die Literatur geworfen und eine Broschüre über die religiöse Bewegung geschrieben hat. Es ist ein echt modernes Gedicht, modern und wirklich wie der gegenwärtige Tag, und sowol die Leichtigkeit und der Witz als auch die gründliche Kenntniß der Welt und des Lebens, die zu einem solchen Gedicht erfoderlich sind, stehen dem Verfasser zu Gebote. Wir wünschen sehr die Fortsetzung und Vollendung; eine Separatausgabe würde unzweifelhaft Glück im Publicum machen, aber freilich müßte das Folgende nicht einfach in denselben Sphären sich bewegen, sondern tieferliegende Nerven der Zeit erfassen. Ohne Das würde es ein paar Jahre gelesen werden und dann der Vergessenheit anheimfallen; denn in den modernen Specialitäten ist ihm eigentlich trotz aller Vorzüge dennoch der Stempel der Vergänglichkeit auf jeder Seite aufgedrückt.

„Der wunderbare Traum", eine kleine Novelle aus dem amerikanischen Leben, ist gut erzählt, wie wir Das von Friedrich Gerstäcker gewohnt sind; doch ist es eben nur eine Skizze, ein Geschichtchen, und ich wüßte eben nicht, wo die Poesie darin wäre. Es könnte ebenso gut unter den „Politischen Bildern" stehen, denn es ist nichts Herzbewegendes noch auch der freie Inhalt des 19. Jahrhunderts darin. Ein Criminalfall in einer Ansiedelung, der durch eine irische Schlauheit glücklich für den Verbrecher geendigt wird.

Bleiben noch, außer den „Europamüden", einer kurzen, nicht besonders gelungenen Satire auf einige dänische Persönlichkeiten, zwei Erzählungen von M. Goldsmith (in Kopenhagen). Von ihnen läßt sich in gewisser Art Dasselbe sagen, nur steht ihr Charakter der Poesie etwas näher und dem „freien Inhalt" noch ferner. Es sind einfache ansprechende Erzählungen mit einem gewissen idyllischen, naiven Anflug, wie wir ihn ähnlich bei Andersen kennen; aber ausgenommen daß auf ein paar Seiten nebenbei einmal von der Fremdenlegion in Algier die Rede ist, könnten sie ebenso gut im 18. Jahrhundert stehen. Weder hat die Freiheit irgend Etwas damit zu thun, noch ist irgend ein wesentlich moderner Charakter geschildert. Ruge wird in einem nächsten Bande etwas strenger auf das Programm der „Poetischen Bilder" aus unserer Zeit zu sehen haben.

124.

Bibliographie.

Das Buch der Religionen oder kurze Darstellung der verschiedenen Religionsformen: des Monotheismus, Deismus, Pantheismus, Atheismus, Heiden und Judenthum, namentlich aber der christlichen Religion und sämmtlicher christlichen Kirchen, Parteien und Sekten von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Breslau, Kern. 8. 25 Ngr.

Doenniges, W., Das System des freien Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den Deutschen Zollverein erläutert. Berlin, T. Trautwein. Gr. 8. 24 Ngr.

Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Uebertragen und beschlossen von H. Kurtz. Neue Ausgabe. Mit einer Einleitung. Stuttgart, Becher. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hoffmann, J. G., Nachlass kleiner Schriften staatswissenschaftlichen Inhalts. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hopf, G. W., Würdigung der Luther'schen Bibelverdeutschung. Mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Nürnberg, J. L. Schrag. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leibnizens gesammelte Werke aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover, herausgegeben von *G. H. Pertz*. 1ste Folge: Geschichte. 4ter (und letzter) Band. — A. u. d. T.: Geschichtliche Aufsätze und Gedichte. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr.

Lex, C., Das Leben Jesu als Evangelienharmonie. Ein Beitrag zur praktischen Exegese. Herborn. 4. 25 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 23ster Jahrgang. 1845. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

Niebuhr, B. G., Historische und philologische Vorträge, an der Universität zu Bonn gehalten. 1ste Abtheilung: Römische Geschichte bis zum Untergang des abendländischen Reichs. — A. u. d. T.: Vorträge über römische Geschichte. Herausgegeben von M. Isler. 2ter Band. Vom ersten punischen Kriege bis zu Pompejus' erstem Consulat. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Plötziade. Weite Fahrten und Lebensereignißen des Herrn Plötz, so sich des Bergwerks beflißen und von Amerika bis nach China hinein manch löbliches Bergwerk bracht' auf die Bein. — Verfaßt von Schm., illustrirt von Sch.pp. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Relßieg, W. A., Sagen und Legenden der Stadt Magdeburg und Umgegend. Zwei Bände. Magdeburg, Quednow. 8. 2 Thlr.

Saphir, M. G., Wilde Rosen. Illustrirte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit Holzschnitten nach C. Schnorr v. Carolsfeld. Wien, Haas. 16. 2 Thlr.

Sattler, F., Der Prozeßkrämer. Eine Geschichte aus dem Volksleben. Ulm, Wohler. Gr. 16. 3 Ngr.

Schlegel's, A. W. v., sämmtliche Werke. Herausgegeben von E. Böcking. 12ter Band. — A. u. d. T.: Vermischte und kritische Schriften. 6ter Band. Recensionen. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Smets, W., Gedichte. Neue Sammlung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 12. 1 Thlr.

Stähelin, J. J., Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments in ihrer Entstehung, Entwicklung und Ausbildung. Mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten neutestamentlichen Citate. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 25 Ngr.

Stich, W., Ueber den religiösen Charakter der griechischen Dichtung und die Weltalter der Poesie. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 15 Ngr.

Tangermann, W., Religiöse Gedichte. Neuß, Schwann. 16. 1 Thlr.

Vopadevás Mugdhabodha. Herausgegeben und erklärt von *Otto Böhtlingk*. St.-Petersburg. Gr. 8. 3 Thlr.

Waldmüller, F. G., Das Bedürfniß eines zweckmäßigeren Unterrichts in der Malerei und plastischen Kunst. Angedeutet nach eigenen Erfahrungen. Wien, Gerold. 8. 8 Ngr.

Ziegel, W. F. A., Gedichte. Berlin, v. Schröter. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 218. — 6. August 1847.

Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen. Von L. Mariotti. Deutsch von J. B. Seybt. Leipzig, Lorck. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. dieses voluminösen Buches ist bekanntlich italienischer Flüchtling welcher seit Jahren in England lebt. Literarische Erzeugnisse eines Verbannten wollen nicht blos aus einem literarischen Gesichtspunkt angesehen sein, sondern auch aus einem psychologischen. In letzterer Beziehung verdient das vorliegende Buch rühmlich ausgezeichnet zu werden: es athmet Vaterlandsliebe und hochherziges Vertrauen in die Zukunft; es strebt danach Italien in der Meinung des Auslandes hochzustellen, es hat eine sittliche Grundlage und einen sittlichen Beweggrund. Etwas Anderes ist es, wenn man nach seinem literarischen Werth fragt. Der Verf. äußert in der Vorrede die Hoffnung, daß es ihm gelungen sein werde ein so altes Thema wie Italien unter neuen Gesichtspunkten darzustellen. Es ist uns nicht gelungen zu finden in welchem Theile seines Buches er so glücklich gewesen. In seiner Manier historische Begebenheiten und Perioden in allgemeinen Uebersichten darzustellen zeigt sich Viel von der neufranzösischen Art die Geschichte in großen Zügen zu behandeln. Große Züge, besonders richtige, sind etwas sehr Schätzbares, aber das Neufranzösische taugt nicht viel. Das Buch ist ursprünglich Englisch geschrieben, und für Engländer Neues über Italien zu schreiben mag allerdings auch dann möglich sein wenn man nur Altes vorbringt. Es ist eine so löbliche Beschäftigung für einen Flüchtling, den Fremden deren Gastfreundschaft er genießt sein Vaterland mit Vorliebe zu beschreiben, daß die Kritik in solchem Falle von ihren Anfoderungen großentheils abzusehen Grund hat. Unwillkürlich aber wird man wiederum zu einer strengern Ansicht geführt, wenn man ein solches Buch in deutscher Uebersetzung vor sich hat. Jene Rücksichten treten dann mehr zurück. Warum werden Bücher wie dieses ins Deutsche übersetzt? Warum sind wir doch noch immer so überaus gefällig, und halten unsere literarische Geselligkeit so wenig hoch, daß wir Jeden ohne Weiteres daran Theil nehmen lassen? Für uns ist es eine Ehre, wenn man uns in England und Frankreich übersetzt. Beinahe möchte man umgekehrt dort Grund haben es für eine Ehre zu halten von uns nicht übersetzt zu werden. Um nur von dem Gebiete zu reden dem das Mariotti'sche Buch angehört, so sind die schätzbaren Arbeiten z. B. Ozanam's oder Arrivabene's über Dante's Zeitalter, oder Cantu's über die letzten Jahrhunderte nicht Deutsch vorhanden; ebenso wenig die Geschichten Troja's und Balbo's. Ein Buch wie Ranieri's Einleitung ins Geschichtsstudium, welches mehr als ein anderes geeignet wäre den gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkt der Italiener, besonders wenn man Spandri's und Winspeare's Arbeiten mit hinzunimmt, bekannter zu machen, wird von unsern Uebersetzern übersehen. Auch die kleinen Schilderungen Dandolo's, welche sich durch Lebendigkeit und Zugänglichkeit für ein größeres Lesepublicum sehr gut empfehlen, bleiben unbeachtet. So viel ist gewiß, daß wir durch die Wahl der fremden Bücher die wir unserer Literatur einverleiben den Fremden keinen hohen Begriff weder von unserm Geschmack, noch von unserm Urtheil, noch von unsern literarischen Bedürfnissen geben.

Indeß muß man doch in dem Buche des Verf. eines der Symptome erkennen, daß die politischen und religiösen Ansichten auch in den Regionen in welchen beide während so langer Zeit ganz allgemein durch Leidenschaftlichkeit getrübt und durch einseitige Bestrebungen schiefgerückt waren, nun beiweitem klarer und gerechter geworden. Der Gesichtskreis erweitert sich, und wenn die Ausschweifungen der Parteien noch bis auf die neueste Zeit traurige Früchte getragen haben, so gewahrt man doch zusehends wie daraus auch die wohlthätige Folge entstanden ist, die Geprüften zur Besinnung zu bringen, und ihnen die Nothwendigkeit des Maßhaltens klar zu machen. Mariotti gehörte zu den Leidenschaftlichen deren Uebereilungen ihnen selbst verderblich und ihrem Lande ohne Nutzen gewesen. In seinem Buche beweist er wenigstens, daß seine Einsichten in Das was noth thut während seines Exils an Reife gewonnen haben.

Seine Absicht ist umfassend; er will über Geschichte und Literatur „einige Betrachtungen anstellen, die Ursachen von Italiens Größe im Mittelalter und in der neuern Zeit und von seinem allmäligen Verfall untersuchen, und Alles was wir vom Vergangenen erfahren

als eine Lehre auf Gegenwart und Zukunft anwenden". Sieht man aber näher zu, so ist seine Schrift doch Nichts als ein aus Benutzung der Darstellungen und Forschungen Anderer hervorgegangener Abriß der politischen und Literargeschichte mit Einstreuung biographischer allgemein bekannter Notizen. Daß hier und da geistreiche Bemerkungen vorkommen, soll nicht geleugnet werden, aber dies Verdienst ist gegen den Umfang des Planes gehalten nicht bedeutend genug. Wenn Mariotti äußert: man werde von ihm nicht eine abermalige Erzählung z. B. der schon tausendfach erzählten Liebesgeschichte Petrarca's und Laura's erwarten, so fragt man sich, warum ebenso gegründete Bedenken ganz gleicher Art ihn nicht abgehalten haben, die nicht minder oft beschriebenen Lebensumstände der andern von ihm vorgeführten Dichter noch einmal zu beschreiben. Vielleicht täuscht ihn die Umgebung in der er lebt, und in welcher allerdings nicht wie bei uns in Deutschland oder wie in seiner Heimat Italien alle Jahre ein Dutzend Bücher und Broschüren erscheinen worin das Leben Dante's, Petrarca's und immer von neuem aber selten neu erzählt ist, und worin meistentheils ein unerträglich geschwätziger Kleinigkeitsgeist herrscht. Als uns neulich eine „Vita di Petrarca" von P. Leoni als etwas ganz Neues eingehändigt wurde, waren wir durchaus nicht erstaunt auch nicht ein einziges neues Wort über den Gegenstand darin zu finden; daß aber der Verfasser derselben zuletzt meint, es wäre nun an der Zeit endlich einmal eine recht erschöpfende und genaue Vita di Petrarca zu schreiben, zu welcher seine Schrift nur als Entwurf zu betrachten sei — Das überwältigte uns. Soll denn durchaus noch ein Leben Petrarca's (für Dante ist, so hoffen wir, auch dem unersättlichsten Liebhaber genug gethan) geschrieben werden, so wünschen wir, daß ihm ein Bearbeiter zu Theil werde wie ihn die Biographie Boccaccio's in Karl Witte gefunden hat, und daß dann der Gegenstand auf lange Zeit ruhen bleibe. Wir und besonders die Italiener haben Wichtigeres zu thun. Da Ref. zu den warmen Freunden Italiens gehört, und voll von Vorliebe für die Vorzüge der Bewohner dieses herrlichen Landes ist, so darf er sich erlauben folgendes Witzwort, obgleich es nicht zu den zartesten gehört, bei dieser Gelegenheit anzuführen. In einer heitern Gesellschaft welche sich aus Kennern der italienischen Literatur in einer deutschen Stadt gebildet hatte, ward einst von einem Mitgliede die Frage aufgeworfen: worin ein italienischer Floh sich von einem deutschen Floh unterscheide. Niemand hatte eine treffende Antwort darauf, bis der Fragesteller sie selbst gab: Ein deutscher Floh sei schlechtweg ein Floh, ein italienischer aber habe selbst wieder Flöhe. In einem sehr ähnlichen Verhältniß steht ein italienischer literarischer und schöngeistischer Pedant zu einem deutschen derselben Gattung, und so oft wir veranlaßt waren einen Vergleich zwischen Beiden anzustellen, so oft haben wir uns jenes Witzworts erinnern müssen.

Mariotti hätte daher, unsers Erachtens, schon um nur den Anschein einer Gemeinschaft mit den vielen literarischen Krämern seines Vaterlands zu vermeiden, jene Partien anders als er gethan behandeln, und bei der Schilderung der großen Dichter seinen Hauptzweck ausschließlich im Auge behalten, nicht aber, gleich so vielen andern Schriftstellern, in die literarhistorische Falle gehen sollen. Er freilich, selbst ernst und hoch gestimmt, sieht die unaufhörlich um dieselben Gegenstände umherkreisende Thätigkeit seiner Landsleute ernsthafter an. Er sieht darin eine hohe Andacht die für jene Unsterblichen wieder in seinem geliebten Vaterlande erwacht sei, und die, nachdem sie lange durch Gleichgültigkeit verdrängt gewesen, ein unwiderlegliches Zeugniß für Italiens sittliche Wiedergeburt und für die Reife des Landes zu einem bessern Schicksal enthalte. Dies sagt er zunächst, indem er von dem Enthusiasmus spricht womit junge Leute in Ravenna vor dem Grabe Dante's knien; und in dieser Beziehung sind wir nicht gemeint ihm zu widersprechen, obgleich die jungen Leute aus guten Gründen nicht wohl früher an diesem Grabe hätten knien können. Aber Mariotti würde seine Aufgabe besser verstanden haben, wenn er bei der Darstellung der Anfänge italienischer Literatur sein Augenmerk näher auf das Problem gerichtet hätte: wie es kam, daß die wiederauflebenden Wissenschaften in jenen Jahrhunderten dort, im Lande der Bürgerkriege und der Unsicherheit des Besitzes und Lebens, einen so empfänglichen Boden finden konnten. Dies Problem erklärt sich zunächst nicht historisch, sondern aus den feinsten Zügen in der Naturanlage der Italiener; aber eben darum kam es auf die Schilderung dieser Züge an. Es ist ganz wahr, wenn Mariotti sagt, daß die Fürsten und Häupter der italienischen Staaten um ihrer Beschützung der Gelehrten, Künstler und Dichter willen nicht so hoch zu rühmen sind als gemeinhin geschieht, indem diese klugen Politiker, welche meist auf Umwegen zur Macht gelangt waren, und auf Umwegen sich in derselben zu befestigen suchen mußten, kein besseres Werkzeug zu ihren Zwecken hätten ersinnen können als den Ruhm den sie als Mäcene erlangten. Er hat ebenso Recht wenn er sagt, man habe schon von Petrarca's Zeiten an klar erkannt, daß keine Wache die Person eines Fürsten besser schützen oder sein Gefolge besser zieren könne als eine Schar von Dichtern und Gelehrten. Diese Erscheinung aber welche vorherrschenden Geschmack, Ehrerbietung, ja Leidenschaft der Völker für die Wissenschaften und Künste voraussetzte ist nicht dadurch erklärt, daß kurzweg gesagt wird: „Die italienische Literatur verdankte ihr Emporkommen nicht den Höfen, sondern war das Bedürfniß einer strebsamen und unternehmenden Zeit welche, mit den ersten Lebensbedürfnissen versehen, ganz naturgemäß dazu gebracht wurde die Künste zu cultiviren welche den Reiz und die Zierde des Lebens bilden." Es geht eben, was die historische Partie betrifft, diesem Buche wie so vielen andern: man findet Allerlei darin, eine Menge Namen, Jahrszahlen, Anführungen von Thatsachen, wobei es nicht an gewandten und oft glücklich, wenn auch zuweilen ein wenig

rhetorisch ausgedrückten Bemerkungen fehlt. Das aber was der Wißbegierige hauptsächlich erfahren möchte — nämlich die Deutung gegenwärtiger und zukünftiger Dinge aus den Zügen der Vergangenheit, worauf der Verf. ausgeht, und was auch ohne Zweifel höchster Endzweck und zugleich der letzte Prüfstein historischer Weisheit ist — Das ist es was man umsonst aufsucht, obgleich um deswillen allein man sich für die Mühe jene bunte Reihe von Ereignissen nochmals an sich vorübergehen zu lassen hinreichend belohnt halten könnte.

Wer die Anfänge italienischer Geistesentwickelung im Mittelalter zu behandeln hat, verweilt gewöhnlich und nothgedrungen zunächst bei dem Ursprunge der Communen. Nirgend nun hat man sich sorgfältiger vor Verallgemeinerungen zu hüten als in der Darstellung des Ganges dieser Geschichte. Besser ist es sie ganz unberührt zu lassen als wie Mariotti in diesen Fehler zu verfallen. Nach ihm hätte das Volk, nachdem es während der karolingischen Periode „schweigender und unthätiger aber nicht blinder Zuschauer" der Auftritte zwischen Kaiser und Papst, Gegenpäpsten und Kronvasallen u. A. gewesen, den Glauben an die Heiligkeit der Macht und des Gesetzes verloren, und wäre inne geworden, daß die größere Stärke auf seiner Seite war. Der Lehnsadel hätte die Ebenen sich selbst und ihrer eigenen Vertheidigung überlassen; so seien diese erstarkt, und so hätte „das Feudalsystem damit geschlossen, daß es den Händen der Nachfolger Karl's des Großen das Scepter entrissen habe". Diese Ansicht ist nicht einmal für die lombardischen Städte richtig, viel weniger für die des übrigen Italien. Demokratischen Neigungen mag es allerdings schmeicheln, sich die Sachen so vorzustellen, daß „das Volk" (ein in der mittelalterlichen italienischen Geschichte überhaupt nicht anwendbarer Begriff), durch das Unwesen der Herrscher und Großen enttäuscht, seine Unabhängigkeit errungen habe; aber so war es nicht. Um nur von den lombardischen Städten zu reden, so war es nicht das Volk, sondern es war die Macht der Bischöfe (über welche schon Vala klagte) durch welche der Feudaladel zuerst gebrochen ward, und auf die Macht der Bischöfe war nicht durch sie selbst und auch nicht durch das sogenannte Volk, sondern durch die Politik der ersten Karolinger selbst, dann der verschiedenen Bewerber und Streiter um die italienische Krone, zuletzt besonders durch die des Ersten der Ottone in die Höhe gekommen. Sie, die Bischöfe, gewannen ihre Stärke, indem sie sich auf denjenigen Theil der Bevölkerung stützten aus welchem sich dann das Bürgerthum in den Städten bildete; auf dem Reichstag von Pavia erhielt Guido die Krone nur unter der ihm von der Geistlichkeit gestellten Bedingung, daß er die „Plebejer" nach ihren eigenen Gesetzen leben zu lassen versprach. Dies sind die eigentlichen Anfänge und Grundlagen des nachmaligen Guelfenthums. Indeß auch dieser Gang der Dinge ist nicht von allgemeiner Gültigkeit; in den verschiedenen Gegenden Italiens waren die Verhältnisse und also auch die Entwickelungen verschieden. Ist besonders von den Communen Mittelitaliens die Rede, welche Mariotti vorzugsweise hätte im Auge haben sollen, indem die Entwickelung der Poesie, deren Darstellung den Hauptzweck seines Buchs ausmacht, von Mittelitalien ausgegangen ist, so paßt seine oben angeführte Auffassung am allerwenigsten. Wo hätte das Volk mehr Anlaß gehabt über Papst, Kirche und Kaiser gründlicher enttäuscht zu werden, und wo ist es in der That auch gründlicher und früher enttäuscht worden als auf römischem Gebiet selbst? Nirgend aber bekanntlich ist geringere Entfaltung municipaler Stärke, nirgend größere Machtübung, Ausartung und Unfug der Adelsgeschlechter zu Tage gekommen als eben auf jenem Gebiete, und zwar noch zu einer Zeit da rund umher schon mächtige Communen in allen Theilen Italiens in voller Blüte standen. Vollends auf die Entstehung des toscanischen, besonders florentinischen Bürgerthums würde jenes Schema ganz ohne Anwendung sein. Florenz war längst unabhängige oder nur der Form nach abhängige Gemeinde, ehe Das was man Volk nennen kann zu jenem Bewußtsein gelangt war welchem Mariotti eine politische Rolle zutheilt; zu einem solchen Bewußtsein kam es dort erst zu Ende des 13., eigentlich erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts. In der Zeit auf welche Mariotti sich bezieht war Florenz oligarchisch von adeligen Geschlechtern regiert, von deren Druck die Bürger durch andere adelige Geschlechter befreit wurden, bis es ihnen später gelang die Einen wie die Andern zu demüthigen. Hier waren noch andere Factoren wichtig und einflußreich, vor Allem der Gegensatz der eigentlichen Landeseingeborenen, die durch einen nie unterbrochenen Faden mit den Resten altrömischer Zeit zusammhingen, gegen die fremden Ansiedler germanischen Sinnes oder Stammes. Jene hatten von Anfang an wenn auch nicht thatsächlich, doch der Zahl und dem herrschenden Geiste nach das Uebergewicht, und Florenz war grundguelfisch noch ehe der Name Guelfen irgendwo in Italien ausgesprochen ward. Es gehört zu den Städten die ganz eigentlich im Schoose bischöflicher Macht reif wurden; wie es denn immer die engsten Beziehungen zu Papst und Kirche durch die ganze Geschichte der Republik hindurch behalten hat, Beziehungen welche nur in wenigen kurzen Perioden der Verirrung, von der es immer bald zurückkam, unterbrochen worden. Diese Verhältnisse sind zum Verständniß der historischen Ereignisse jener Zeiten unentbehrlich; weniger nöthig ist es, sie zur Darstellung der literarischen und poetischen Entwickelung heranzuziehen; man kann sie ganz weglassen, aber durch falsche dürfen sie nicht ersetzt werden. Wenn der Verf. übrigens der Versuchung nicht entgangen, heutige Begriffe und Vorstellungsweisen in die Geschichte vergangener Zeiten hineinzutragen, so gibt es viele und namhafte Historiker mit denen er sich wegen dieses Versehens trösten kann.

Ist die Auffassung des eben berührten Verhältnisses ungenau, so wird der Leser welcher nicht etwa mit näherer Kunde der italienischen Geschichte der Darstellung des Verf. folgt durch die weitern Angaben desselben über die Guelfischen und Ghibellinischen Parteiungen noch

mehr in Verwirrung gesetzt. Wenn es wahr ist, daß „das Volk eigentlich nur dem Willen seiner Führer folgte, die sich immer zu aristokratischen Ansichten bekannten", so kann die obige Meinung des Verf. welche dem Volk einen Willen und zwar einen demokratisch gestaltenden Willen zuschreibt nicht ebenfalls wahr sein. Den Adel nennt er „durch Geburt und Neigung immer eifrig Ghibellinisch", das Volk „immer zur Guelfischen Partei gehörig". Auf diese Weise aber kommt Alles in eine gefährliche Unordnung, um so mehr als durch diese Auffassung die ohnehin schon naheliegende Vermengung mit unsern heutigen politischen Parteibegriffen nur noch mehr begünstigt wird. Man kann bei der Charakterisirung dieser zwei Parteien nicht vorsichtig genug sein, und darf vor allen Dingen niemals ausschließlich dabei zu Werke gehen. Man kann sie demokratisch und aristokratisch, bürgerlich und adelig, kaiserlich und päpstlich, romanisch und germanisch, staatlich und kirchlich, local und allgemein italisch nennen; man kann sogar behaupten, daß dieser ganze Gegensatz gar keinen allgemeinen Grund hatte, und nur aus zufälligen Beziehungen der Politik, der jedesmaligen Nothwendigkeit, der verschiedenen Familien und Ortschaften zueinander entstanden sei: — es ist Eines so richtig und so falsch als das Andere, und in den meisten Fällen ist der Complex aller dieser Momente das Wahre. Hätte bei jenen Kämpfen ein Princip obgewaltet, wären sie wahrhafte Kämpfe und nicht so häufig nur Zwistigkeiten gewesen, so wäre Italiens Schicksals ein anderes geworden. Eben diese Unfähigkeit ein Allgemeines festzuhalten ist eine der Eigenthümlichkeiten italienischen Wesens die seiner politischen Entwickelung so verderblich gewesen. Nicht blos die Klänge God save the king! und Vive le roi! sind es die, wie der Verf. richtig sagt, in italienischen Herzen keinen Widerklang finden; es sind überhaupt alle Klänge in welchen irgendwie ein politischer Gedanke, ein allgemeines Princip seinen Ausdruck hat. Von dem Gefühl dieser Wahrheit war Dante durchdrungen, dessen Gesänge ebenso sehr eine tiefe Trauer hierüber enthalten, als eine Weissagung spätern Unheils sind welches dieser Ur- und Erbfehler über ganz Italien werde hereinbrechen lassen. Es wäre durch eine Darstellung Dante's von diesem Gesichtspunkte aus mehr für die Erkenntniß des eigenthümlichen Wesens der Geschichte Italiens zu leisten gewesen als durch eine nochmalige Erzählung der schon so häufig erzählten Lebensumstände des Dichters. Ebenso war nach dem besondern Zwecke den sich der Verf. vorgesetzt zu erwarten, daß er die Entstehung der italienischen Dichtkunst anders als auf die gewöhnliche literarische Weise darstellen werde. Was kann es fördern hier zum hundertsten und aberhundertsten mal die Angaben literarhistorischer Hand- und Lehrbücher wiederholt zu finden? dem unvermeidlichen Ciullo oder Cielo oder Celio (denn man weiß nicht einmal wie sein Name geschrieben wurde) d'Alcamo, dem Folcachiero de' Folcachieri, dem Guido Guinicelli, denen man in allen Geschichten italienischer Poesie ohnehin unausweichlich begegnen muß, hier noch einmal zu begegnen? Man sollte meinen, diese Namen könnten getrost der literarhistorischen Statistik überlassen bleiben, und gehörten in eine zu dem höhern Zwecke politisch - philosophischer Einsicht angelegte Uebersicht ebenso wenig als die Namen des Florentiners Corso Donati und der pistojeser Cancellieri. Sollten aber dennoch ähnliche Namen genannt und Verhältnisse die nur in eine eigentliche Literaturgeschichte gehören berührt werden, so scheint uns, daß für das Verständniß welches der Verf. zu geben beabsichtigt geeigneter gewesen wäre von jenem herkömmlichen Compendiengebrauche abzugehen, und statt jener Namen einigen andern, z. B. dem Fra Pacifico, welchem Friedrich II. den Lorber und den Titel Principe de' poeti gab, oder solchen Dichtern wie Guido Ghistieri, dessen stilo alto e illustre von Dante gerühmt wird, Platz einzuräumen, indem aus der Charakteristik derselben der Leser von der Bildung der Zeiten welche der Dante'schen unmittelbar vorangingen einen weit richtigern Begriff erhalten konnte als aus der Vergegenwärtigung der einsamen Gestalt Dante's. Das Bild Sismondi's von den Alpen, deren höchste Berge zwar über alle andern hinausragen, aber doch von diesen andern umgeben und gestützt werden, hätte sich der Verf. an den rechten Stellen immer gegenwärtig erhalten sollen. Wol findet man den „Tesoretto" des Brunetto Latini in allen Literargeschichten, so auch bei dem Verf. angeführt; aber eine kurze Darstellung des Inhalts dieses einflußreichen Werkes, aus welchem sich so viele Zeitgenossen und Nachfolger des Mannes bereichert haben, ist selten genug anzutreffen, obgleich sie sehr lehrreich wäre, und den Zwecken eines geschichtlichen Nachweises, wie Mariotti ihn zu geben vorhatte, sehr gut entsprochen haben würde. Man bekommt keine richtige Vorstellung von dem Verlauf der Dinge, wenn man sich alle italienischen poetischen Vorgänger Dante's als Liebesdichter mit erotischem leerem Reimgeklingel denkt. So waren z. B. die Verse des in Dante's frühestem Jugendalter berühmten leidenschaftlichen „Jacopone da Todi" bekanntlich voll moralisch-theologisch-mystischen Inhalts. Dante sagt, daß er ihn dem König von Frankreich erklärt hat. Die Kenntniß solcher Poesien führt näher zur Einsicht in den Bildungsgang den Dante genommen, und in den Einfluß den seine Zeit auf ihn gehabt, als alle Angaben über die florentinischen Parteihändel. Mag auch die Wichtigkeit des Einflusses der scholastischen Theologie auf die italienische Denkweise des 13. Jahrhunderts und Dante's insbesondere übertrieben worden sein, so ist doch eine kurze Auseinandersetzung ihres Wesens unentbehrlich für die Zwecke eines Geschichtschreibers der geistigen Entwickelung Italiens. Die bloße Erwähnung derselben genügt nicht, klärt nicht auf, und man sieht nicht recht ein wie sich aus einer Darstellung der Vergangenheit, wo so mancher wesentliche Factor nicht mit in Rechnung gebracht ist, während so manches Unwesentliche einen breiten Raum einnimmt, eine Lehre „zur Anwendung auf Gegenwart und Zukunft" solle herausziehen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 219. — 7. August 1847.

Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen. Von L. Mariotti. Deutsch von J. B. Seybt.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

Denselben Mangel hat die Darstellung des Verf. auch weiterhin. Es fehlt überall nicht an guten und mit Beredtsamkeit geschriebenen Stellen, aber während Gleichgültiges und Bekanntes weitläufig auseinandergesetzt ist, vermißt man das Wichtigste. Wir können hier dem Verf. nicht durch alle Jahrhunderte vom 13. ab bis auf die neuere Zeit folgen. Je mehr er sich der letztern nähert, um so selbständiger wird sein Urtheil; hier ist er auf einem Gebiet das er besser kennt; die Dichter und Schriftsteller die er hier charakterisirt hat er selbst gelesen, und nicht nöthig gehabt sich über sie und ihre Zeit aus abgeleiteten Quellen Rath zu holen. Wir wollen hier nur noch kurz angeben welche Gegenstände der Verf., nachdem er die Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts besprochen, weiterhin behandelt. Nachdem er der Unterjochung der kleinern Republiken durch die größern Erwähnung gethan, wobei er die Sache so darstellt als sei diese Unterjochung der schnöde Lohn gewesen den jene kleinern für ihre Mitwirkung zum Obsiegen der nationalen Sache erhalten hätten (eine Ansicht die ein nationales Zusammenwirken voraussetzt, das niemals vorhanden war, und vor welcher den Verf. schon die bloße Betrachtung des Verhaltens von Pisa zu den deutschen Kaisern bewahren konnte), gibt er eine Uebersicht der Vorfälle in Mailand, Neapel und Florenz im 15. Jahrhundert, wobei er indeß die Ereignisse innerhalb der herrschenden Familien vorzugsweise im Auge behält. Von den Wirkungen welche der Einfall der Franzosen auf die Sitten Italiens gehabt sagt er:

> Der sittliche Zustand des Landes litt von der beständigen Wiederholung so niederträchtiger Thaten (wie die von den Heeren Ludwig's XII. verübten). Der aufs Aeußerste gebrachten Bevölkerung blieb fast nichts Anderes übrig als Dolch und Gift. Aber selbst die Künste des Meuchelmords und Verraths wurden von Fremden nach Italien verpflanzt oder mindestens zur Vollkommenheit gebracht, wenigstens so lange wir Roderigo Borgia, Papst Alexander VI. einen Spanier und den Connetable von Bourbon einen Franzosen nennen müssen.... Die ungenirte gesellige Sitte des republikanischen Italiens sah sich verdrängt von dem prunkhaften Wesen und der plumpen Schmeichelei fremder Höflinge. Die steife Sitte der Anrede in der dritten Person lernte man Spanien ab, und nahm in das Italienische das lei auf, eine bis zum 16. Jahrhundert in Italien unbekannte Redeform. Und dennoch behauptet man, die Italiener seien die Erfinder jeder Art von Servilität der Sprache, und ihre schmiegsamen, schmeichelnden, speichelleckenden Sitten hört man ihnen beständig vorwerfen von ihren europäischen Brüdern, welche davon auf die Unehrlichkeit und Niedrigkeit, die Verweichlichung und Entartung des Nationalcharakters schließen zu dürfen glauben. Wehe dem Besiegten.

An welches Mordereigniß aus der italienischen Geschichte in Jahrhunderten in welchen noch keinerlei Einfluß weder von Franzosen noch von Spaniern auf Italien ausgeübt wurde sollen wir hier den Verf. zuerst erinnern, um ihn auf seine Befangenheit aufmerksam zu machen? Hat er die Geschichte auch nur des einzigen 10. Jahrhunderts, auch nur der einzigen Periode Hugo's und Berengar's gegenwärtig gehabt, als er jene Aeußerungen hinschrieb? Gesteht nicht selbst Guicciardini, daß der tückische Gebrauch des Giftes gegen Feinde oder Nebenbuhler auf der andern Seite der Alpen unbekannt sei? Hierüber ist nicht weiter nöthig ein Wort zu verlieren. Aber auch, daß die republikanische Einfachheit aus Italien durch die Fremden verdrängt worden, ist unrichtig. Man braucht nur den alten Villani zu lesen, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts schrieb, um überzeugt zu werden, daß es sich mit dieser Veränderung anders verhält, und daß die Einfachheit in Italien wie überall in Folge des zunehmenden Wohlstandes aufhörte. Endlich haben auch die Italiener die Kriecherei ihrer Sprache nicht von den Fremden gelernt. Dem Despotismus, der Gewalt und Macht gegenüber haben sie in allen Jahrhunderten entweder aus Furcht oder aus Bedürfniß eine Redeweise gezeigt die ihrer heutigen nur allzu ähnlich ist. Und daß sie ein ganz besonderes Talent zur Ausbildung derselben gehabt, beweist die Thatsache, daß sie im Servilismus des Ausdrucks ihre angeblichen französischen oder spanischen Muster weit hinter sich gelassen haben, und nur von den Deutschen des 17. und 18. Jahrhunderts in diesem Stücke erreicht worden sind. Es ist etwas sehr Schönes um den Patriotismus und um warme Verfechtung der Vorzüge der Nation zu der man gehört. Das Schönste und Höchste aber ist die Wahrheit.

Der Verf. bespricht nun weiter die Periode Franz' I. und Karl's V., den Untergang der florentinischen Re-

publik, die Regierungsverhältnisse von Venedig und Genua, das Aufkommen der Medici, das Zeitalter Leo's X., die Reformation. Er hält sich wie man sieht auf der befahrenen Straße. Ebenso geht er die Ereignisse der literarischen und Kunstgeschichte durch. So bis auf die neueste Zeit. Ueber diese waren von dem Verf. Aufschlüsse und eigenthümliche Ansichten zu erwarten, jene sucht man, wie sich Das aus der Bestimmung und Anlage des Buches erklärt, vergebens; von diesen wollen wir einige mittheilen. Die Erfolglosigkeit aller neuern Aufstandsversuche Italiens hat die Politiker und Schriftsteller dieses Landes bekanntlich allgemein zum Nachdenken über die Gründe dieses Mislingens veranlaßt. Mazzini z. B., der gern Theorien macht, sodaß er die Meinung hat bei den Guelfen- und Ghibellinenkämpfen seien Papst und Kaiser nur Vorwand, die Schmelzung Italiens aber in eine dem Föderalismus entgegengesetzte Einheit Zweck gewesen (?), erklärt jene Erfolglosigkeit daraus, daß alle bisherigen Bewegungen nicht durch Volkskraft geschehen, daß die Führer diese Kraft aus Furcht vor ihr nicht aufgerufen haben. Das Volk, sagt er, sei in Italien von jeher Alles gewesen, habe Alles gemacht. Mariotti ist der Meinung, daß wenn bei jenen Aufständen der Ruf nach italienischer Einheit gleich wäre erhoben und die Revolution nicht von ihren Urhebern verleugnet worden, so würde ihr Ausgang kaum zweifelhaft gewesen sein. Diese Führer, meint er, hätten 1831 die schnell gemachte unblutige Revolution rein erhalten wollen, und darum Alles aufgewendet, um jeden Gedanken an Widerstand nach außen zu entfernen.

> Dieses unnatürliche Benehmen welches so nah an Verrath grenzt ward ihnen dennoch von den aufrichtigsten und frömmsten Absichten eingegeben. Der Gedanke von Oestreichs Allmacht war tief in den Herzen der Greise eingewurzelt welchen die Regierung der aufständischen Provinzen gewöhnlich anvertraut wurde. Sie sahen die Leiden vor Augen welchen ihre hülflosen Landsleute sich durch den leisesten Widerstand aussetzen würden... Sie fürchteten nicht für sich. Gott weiß, es waren Viele in Italien zum Tode bereit!

Mariotti wie Mazzini schieben die Schuld auf die Führer. Sie haben Beide Recht, aber die Führer hatten ebenfalls Recht. Die Erkenntniß ist nun unter den Männern und Jünglingen der verschiedenen italienischen Bewegungsparteien allgemein geworden, daß „eine vollständige sittliche Umwälzung in Zukunft jeder politischen Bewegung vorausgehen müsse". Der Verf. ist in diesem Punkte sehr bestimmt, und zeigt sehr klare und richtige Ansichten. Er sieht wohl ein, daß Sittlichkeit allein nicht zur Freiheit führt, daß den Italienern vor Allem Einstimmigkeit und Zusammenhang fehlt, daß ihre patriotischen Begriffe (er macht hier freilich die Einschränkung, daß er nur die ungebildeten Stände meine; wir denken aber, er hätte leider diese Restriction für jetzt noch immer weglassen mögen) zur Stunde noch „etwas Vages und Unbestimmtes" haben. Er täuscht sich nicht wie Mazzini, welcher meint, daß von dem alten Städte- und Provinzialhaß in Italien nicht mehr übrig sei als erfodert werde „pour alimenter des causeries au coin du feu", sondern er gesteht, daß diese Vorurtheile noch vorhanden, aber mehr „eine Frucht der Unwissenheit als des bösen Willens sind". Er erwartet Viel von den italienischen Gelehrtenversammlungen, und was ihm mit Recht Hoffnungen einflößt, Das ist das consequent nationale Verhalten der Mailänder gegenüber der jetzigen Herrschaft, Das sind Erscheinungen wie die welche sich mit den neuesten patriotischen Schriften und Gesängen zugetragen haben und täglich zutragen, daß diese verbotenen Erzeugnisse welche meist im Auslande erscheinen, und sich dann den Einlaß in Italien buchstäblich erkämpfen müssen, Jahre hindurch im Manuscript (wie z. B. die Romanzen Berchet's) unter den Italienern circuliren, auswendig gelernt und „von begeisterten Bewunderern nach Art der alten Minstrels von Stadt zu Stadt getragen werden". Noch wahrer und von eingreifenderer Wichtigkeit ist folgende hierhergehörige Bemerkung:

> Wenn es mir erlaubt ist für meine Landsleute zu sprechen, so muß ich hier sagen, daß wir immer an einen italienischen Fortschritt, ausschließlich bewirkt durch die Anstrengungen des gesundesten Theils der Bevölkerung, geglaubt haben. Wir sind immer der Meinung gewesen, daß es jedem unparteiischen Beobachter klar sein müsse, wie noch mächtige und unsterbliche Elemente des Zusammenhaltens und der Lebenskraft in einem Lande vorhanden sein müssen welches einer so langen Prüfung unterworfen gewesen ist. Wir fragten uns verwundert, welches andere Volk wol im Stande gewesen wäre die vereinigten Uebel langer Trennung und Knechtschaft, die wiederholten Leiden der Invasion und des Kriegs, den beständigen Einfluß einer schlauen, bigoten und mächtigen Priesterschaft auszuhalten, und doch allen äußern Anschein des Wachsthums und der Blüte zu bewahren, und ihren glücklichern Nachbarn in Wissenschaft, Literatur und Kunst fast auf dem Fuße zu folgen. Wir sahen auf Spanien hin, vor drei Jahrhunderten noch die Beherrscherin beider Continente, die Gebieterin über die Geschicke des Erdballs, die erste Zerstörerin Italiens; auf Spanien, das immer seine Ungetrenntheit und Unabhängigkeit behalten, und dennoch ohne einen äußern Anstoß durch eines der vielen Leiden welche es mit Italien gemein hat, durch Päpstelei, von der Höhe seiner Macht und in die Tiefe der Unwissenheit und des Elends gestürzt ist.

Man sieht, daß des Verf. Trostgründe nicht aus der bodenlosen Region leerer Allgemeinheiten hergenommen sind, sondern daß sich seine Betrachtungen durch einen gesunden Sinn, wie man ihn bei den politischen Raisonnements so vieler seiner Landsleute nur allzu oft vermißt, wohlthuend auszeichnen. Er verhehlt sich nicht, daß von Seiten der Masse der italienischen Bevölkerung offener Widerstand nicht so sehr zu fürchten als Gleichgültigkeit und Thatenlosigkeit. Es darf nicht vergessen werden, daß es zu den Regierungsmaximen in Italien gehört den untern Ständen zu schmeicheln, sodaß, wenngleich das niedere Volk dort schlechter gekleidet und genährt ist als in andern civilisirten Ländern, es doch keinesfalls zu den unglücklichsten gehört, und weit davon entfernt ist „seine Leiden auf ihre wahren Ursachen zurückzuführen". Man will diese Apathie, die auch die höhern Stände charakterisirt, dem entnervenden Einfluß des Klimas zuschreiben, als ob nicht, sagt Mariotti, „unter derselben Sonne und unter derselben geographi-

schen Breite die mäßigsten und fleißigsten, sowie die tapfersten Völker zu andern Zeiten geblüht hätten".

(Der Beschluß folgt.)

Die neuesten Uebersetzungen englischer Dichtungen.

1. Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Andern von Ferdinand Freiligrath. Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Laleh-Rukh. Eine romantische Dichtung aus dem Morgenlande von Thomas Moore. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von Wollheim. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1846. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Lieder und Balladen des schottischen Dichters Robert Burns. Deutsch von Emilie Fierlein. Nürnberg. 1847. 8. 12½ Ngr.

Wir erhalten hier drei neue sehr ungleiche Gaben aus dem Felde der dichterischen Uebersetzungen aus dem Englischen. Die erste Sammlung enthält beinahe nur solche Gedichte die bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt sind, namentlich aus dem Gebiete der neuesten englischen Lyrik, das bis jetzt nur Luise von Plönnies uns mit Erfolg näher zu bringen versucht hat. Die beiden folgenden Arbeiten sind erneute Versuche, längst durch Uebersetzungen bekannte Gedichte aufs neue zu übertragen. Wenn nun schon an und für sich dem Neuen der Vorrang vor dem bereits Bekannten und nur in neuer Bearbeitung Gebotenen gebührt, so hat Freiligrath noch weit gegründetere Ansprüche auf die erste Stelle dadurch, daß er der gewandteste, der dichterischste Uebersetzer von den Dreien ist.

Man hat oft die Behauptung aufgestellt, daß man selbst Dichter sein müsse um fremde Dichtungen dichterisch übersetzen zu können. Wir halten diese Behauptung im Ganzen nicht für richtig. Daß der Uebersetzer dichterisches Gefühl und Gewandtheit in der Behandlung der Sprache besitzen müsse, wird Niemand bezweifeln; hat er aber Dies, so wird er in der Regel besser zum Uebersetzen taugen als der Dichter, der zu leicht versucht wird seine eigenen dichterischen Anschauungen in die Urschrift hineinzulegen, und so statt einer Uebersetzung eine Bearbeitung zu liefern. So hat z. B. Freiligrath selbst die Lieder von Burns mehr bearbeitet als übersetzt. Wenn Dies Freiligrath thut, so ist Das im Ganzen kein Unglück; ein fremder Dichter kann oft nur durch Bearbeitungen zu dem unserigen gemacht werden, und der Mehrzahl der Leser ist mit einem Burns-Freiligrath mehr gedient als mit einem übersetzten Burns. Nur die geringe Zahl Derer die bereits mit der Urschrift vertraut sind, oder den fremden Dichter in allen seinen Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen wünschen, werden Uebersetzungen, nicht Bearbeitungen verlangen.

In vorliegendem Bande hat uns Freiligrath meistens Uebersetzungen geliefert; er hat sich im Ganzen treu, aber nie sklavisch an die Urschrift gehalten, dabei aber auf Wohllaut und Schönheit des Verses so viel Rücksicht genommen, daß man häufig die Urschrift selbst zu lesen glauben könnte. Die wenigen Verstöße gegen die Form, wie S. 23: „Thränen der Leidenschaft", S. 44: „Hättet ihr zittern sollen", S. 72: „Hättest du sehnend u. s. w.", S. 308: „Kein Freund, keine Furcht und keine Thränen", und einige andere dieser Art können bei der fast überall herrschenden Schönheit der Verse kaum in Betracht kommen. Eher wäre man berechtigt mit dem Uebersetzer über die Auswahl der von ihm mitgetheilten Gedichte zu streiten, die nicht immer die beste ist; indessen auch hier müssen wir sein eigenes Geständniß berücksichtigen: er gibt uns hier nur zum kleinen Theile Uebersetzungen aus seiner jüngsten Vergangenheit; beiweitem der größte Theil ist früher, zum Theil schon 1834, gelegentlich von ihm übersetzt worden. Wer nun weiß wie sehr Freiligrath's ganze Richtung sich geändert hat, wie er vom politisch fast gleichgültigen nach und nach zum politischen und socialen Dichter fortgeschritten ist, den wird es nicht in Erstaunen setzen, in vorliegendem Bande die ungleichartigsten Gedichte beisammen zu sehen. Wer in Zukunft einmal Freiligrath's Lebensgeschichte schreiben wollte, würde hier mannichfache Belege für die allmälige Aenderung seines Geschmacks und seiner Gesinnung finden. Wie Freiligrath seine dichterische Laufbahn mit glühenden Schilderungen aus dem Morgenlande eröffnete, so gehören auch die Fragmente aus Southey's „Thalaba" schon dem J. 1834 an, Felicia Hemans' „Waldheiligthum" gab ihm vielleicht die Veranlassung zu seinem schönen Bruchstücke „Der ausgewanderte Dichter", und wie seine neuesten Gedichte socialistischer Tendenz sind, so sind auch seine neuesten Uebersetzungen des Korngesetz-Dichters Elliot „Proletarierfamilie", Tennyson's „Lady Clara Vere de Vere", Longfellow's „Warnung" und andere Gedichte, die es hauptsächlich mit den gesellschaftlichen Zuständen zu thun haben. Doch sehen wir uns etwas näher nach dem Inhalte des vorliegenden Bandes um.

Das episch-lyrische Gedicht der Felicia Hemans, „Das Waldheiligthum", in welchem ein vor religiöser Verfolgung in die amerikanischen Wälder geflohener Spanier seine Geschichte erzählt, nach der Dichterin eigenem Urtheil und nach dem der Kritik ihr bestes Werk, macht den Anfang der Sammlung. Es ist voll von den glühendsten Schilderungen amerikanischer Natur; auch die Seelenleiden des Helden sind mit ebenso viel Kraft als Wahrheit dargestellt. Die Fehler aller längern Gedichte der Hemans, zu große Häufung von Bildern (wie Scott sich ausdrückte: zu viel Blumen, als daß Frucht da sein könnte) und ein ermüdendes Einerlei im Tone, das in der überall zu Grunde liegenden Schwermuth wurzelt, sind hier wenigstens beiweitem weniger hervorstechend als in ihren übrigen Gedichten, und „Das Waldheiligthum" wird sicher nicht verfehlen sich in der trefflichen Freiligrath'schen Uebersetzung neue Freunde zu erwerben. Es folgen einige dreißig kleinere, meistens lyrische Gedichte der Hemans, unter denen sich namentlich die erstern durch die Eigenschaft durch welche die Dichterin sich stets am meisten empfiehlt, durch Glanz und Wahrheit der Schilderungen auszeichnen. Unter den andern mehr reflectirenden Gedichten finden sich auch treffliche, wie „Die gebrochene Kette", „Verwandte Herzen" u. s. w.; doch überwiegt bisweilen die schöne Form zu sehr, als daß der Leser Mehr als klingende Verse und glänzende Bilder im Gedächtniß behielte. Ein der Hemans verwandter Geist war die zu früh gestorbene Letitia Elizabeth Landon. Eine sanfte, gleichmäßige Schwermuth bildet auch bei ihr den Grundton fast aller Gedichte; die sechs hier mitgetheilten, unter denen „Die alte Zeit" und „Das unbekannte Grab" die besten sind, gehören übrigens unserm Urtheile nach nicht zu den schönsten Erzeugnissen ihrer Muse. An den folgenden beiden „Blumenliedern für Kinder" von Mary Howitt haben wir namentlich auszusetzen, daß sie eben keine Kinderlieder sind. Cowper's rührendes Lied „An Marie", d. h. an die treue Gefährtin seiner alten Tage, Mrs. Mary Unwin, würde für die meisten Leser viel ansprechender sein, wenn eine Anmerkung über die traurigen Umstände unter denen das Lied gedichtet wurde belehrte. Southey's größtes und bestes Gedicht, „Thalaba der Zerstörer", eine überaus phantastische, aber großentheils hochpoetische morgenländische Erzählung, wird uns nur in einigen Bruchstücken vorgeführt, die indessen theilweise zu den schönsten Stellen des ganzen Gedichts gehören, und Diejenigen welche dasselbe noch nicht kennen bedauern lassen werden, daß es dem Uebersetzer nicht gefallen hat das Ganze zu übersetzen. Unter den folgenden Gedichten Southey's ist das zweite das launige, auf so viele Schlachten passende Lied „Die Schlacht bei Blenheim"; das dritte, „Die Klagen der Armen", führt uns bereits in das Elend der socialen Zustände hinüber. Die beiden Gedichte von Wordsworth sind unbedeutend; trefflich dagegen sind John Wilson's „Begräbnißplatz auf Schottlands

Nordküste" und Procter's „Letzter Tag von Tippo Saib". Des Korngesetzdichters Ebenezer Elliot „Proletarierfamilie in England" ist uns schon aus Zeitschriften und Zeitungen mehrfach bekannt geworden. Einen höchst werthvollen Theil des Buchs bilden die nun folgenden Gedichte des lange verlachten Alfred Tennyson; unter den von ihm mitgetheilten Stücken finden sich mehre seiner besten Gedichte: „Mariana", „Godiva", „Lady Clara Vere de Vere", „Die Dame von Shalott", und vor allen „Locksley-Hall", vielleicht des Dichters schönstes Werk, voller Kraft und Innigkeit und voll wahren, tiefen Gefühls. Einige Gedichte des Amerikaners Longfellow beschliessen die werthvolle und schön ausgestattete Sammlung.

Auch Wollheim's Uebersetzung von Moore's „Lalla-Rookh" ist eine dankenswerthe Arbeit. Wir haben schon vielfache Uebersetzungen dieses, trotz Hazlitt's Ausspruche: Moore hätte es nicht um 3000 Guineen schreiben sollen, immerhin schönen Gedichts, dessen Werth sich unter Anderm auch darin zeigt, daß fast jede der vier darin enthaltenen Erzählungen unter den geachtetsten Kritikern ihre Vertheidiger und Freunde gefunden hat, die gerade sie als die Krone des ganzen Werks ansehen. Unter den frühern Uebersetzungen sind schon vortreffliche, wie namentlich die des frühverstorbenen Menke (1843), Uebersetzungen welche wol im Einzelnen übertroffen werden mögen, welchen aber im Ganzen auch nur gleichzukommen keine leichte Aufgabe ist. Von der vorliegenden Uebersetzung kann man leider nicht sagen, daß sie als Ganzes betrachtet sich irgendwie vor den neuern Uebersetzungen auszeichne, ja sie steht, wie ich weiter unten an Beispielen zu zeigen gedenke, nicht wenig hinter ihnen zurück; da aber selbst in der besten Uebersetzung sich minder gerathene, schwächere Stellen mehrfach vorfinden, so hat eine neue Uebersetzung schon Entschuldigung genug, wenn sie nur im Einzelnen Vorzüge vor ihren Vorgängern hat. Und diesen Ruhm müssen wir Hrn. Wollheim bereitwillig zugestehen. Derselbe hat indessen, vielleicht eben weil er fürchtete sonst hinter den Vorgängern zurückzustehen, seiner Uebersetzung noch einen andern Werth zu verleihen gesucht und zwar durch seine erläuternden Anmerkungen, in denen er uns noch manchen dankenswerthen Beitrag zur Erklärung des Gedichts, bisweilen auch zur Berichtigung der von Moore begangenen Irrthümer liefert. Zugleich hat er überall die Schreibung der morgenländischen Namen geändert, und sie so geschrieben wie sie im Morgenlande selbst lauten, daher denn schon der Name des Gedichts „Lalla-Rookh" sich die Aenderung in „Laleh-Rukh" hat gefallen lassen müssen. Da in Deutschland einmal die unselige und doch nie streng durchzuführende Sitte, allen fremden Namen die ihnen ursprünglich zukommende Aussprache zu belassen, die Oberhand gewonnen hat, so können wir eine solche Genauigkeit, die wir sonst eine übel angebrachte nennen würden, nicht tadeln.

Am unangenehmsten fällt in der vorliegenden Uebersetzung die Masse der Zusammensetzungen aus drei oder selbst vier Wörtern auf, die derselben wahrlich nicht zur Zierde gereichen, abgesehen davon, daß sie häufig Unklarheit herbeiführen. Zusammensetzungen wie „Gottheitsglanzumflossen", „schönheitsglanzumblitzt", „himmelsluftentglommen", „kampfesmuthdurchblitzt", „unschuldsglanzumfächelt", „schwermuthsglanzumgeben", „Rosenlippenlächeln", „Marmorflurgepränge", „Höllenqualenregionen", „Sonnenglutgefunkel", „Jugendliebespein", „Sommerhimmelshöhe", möchten allenfalls noch angehen, da sie, wenn auch unschön, doch wenigstens nicht unverständlich sind; aber solche wie „Schmachverzweiflungsschmerzen", „Traumestöneharmonie", „Leichenleibgesichter, „Geistesdunkelfesseln", „Freiheitjugendstützen" und das ellenlange „Siegeshoffnungstraumumwehten" sind völlig unerträglich. Die häufige Anwendung solcher Zusammensetzungen zeigt schon wie sauer Hrn. Wollheim das Uebersetzen geworden ist; doch fehlt es nicht an andern Beweisen dafür: unnöthige Flickwörter, um des Reimes willen gebraucht, wie dort, fast u. s. w. (z. B. S. 189 und 190), völlige Aenderungen des von Moore gebrauchten Bildes aus derselben Ursache (S. 184: „Wo es durch die Granaten rauscht", englisch: „Where thickets of pomegranate glisten in the clear dawn"), zu lange Verse (S. 258: „Die kalte Todesangst doch nimmer flieht", englisch: „Her ghost still haunts the mouldering heart"), Ungenauigkeiten wie S. 187: „Satrap voll Heuchlerfrömmigkeit", englisch: „Thou satrap of a bigot prince", S. 185: „Doch besser so als daß er fand u. s. w.", endlich auch Unrichtigkeiten wie S. 179:

> Getrennt auf ewig von jetzt an,
> Weit, wie das Schicksal trennen kann,
> Bin ich von jedem Liebesband:
> Verwandten, Freunden, Vaterland.
> So fern — getreu allein der Liebe,
> Falsch jedem andern süßen Triebe.

Wer erkennt hier die folgenden Verse Moore's wieder?

> But now-estranged, divorced for ever
> Far as the grasp of fate can sever;
> Our only ties what love has wove —
> Faith, friends and country, sundered wide,
> And then, then only true to love
> When false to all that's dear beside.

Doch Das sind Schwächen die um so leichter verziehen werden mögen, als sie nicht eben häufig vorkommen. Einzelne Stellen sind auch wirklich schön übersetzt, so z. B. die folgende aus der Erzählung „Die Feueranbeter" (S. 207):

> Es sinkt der Tag — in dumpfem Grauen
> Die Woge schläft; die Wolken schauen
> Vom Himmel und umhüllen ihn
> Wie ein zerriss'ner Baldachin;
> Es kündet jede Wolk' am Himmel
> Vergang'nen oder nahen Sturm!
> Bald fliegt sie, wie im Schlachtgetümmel
> Des jungen Rosses Mähn', zum Thurm,
> Bald rollt sie dunkel sich zusammen,
> Wie stolz: zu sein der Sitz der Flammen;
> Indessen and're, schon zerflossen,
> Vom Himmel stürmend sich ergossen,
> Als ob der junge Sturm getrennt
> Den mächt'gen Leib der ihn getragen,
> Und zu der Erd' vom Firmament
> Hinab sich stürzt im wilden Jagen.
> Noch herrschte Ruh' im Erdenhaus —
> Ein tiefes Schweigen, bang und graus,
> Beklemmender als Sturmgebraus.
> Der Taucher schifft nach Ormuz' Garten,
> Um heiter Wetter abzuwarten;
> Seevögel fliehen schnell ans Land
> Mit ängstlichem Geschrei — am Strand
> Verweilt, zum Himmel der ihm droht
> Die Blicke wendend, der Pilot.
> Nur Schrecken die Natur umfah'n,
> Wie Hinda's Geist, als leis' ihr Kahn
> Von Persiens Ufern stach in See —
> Musik nicht tönet in der Näh',
> Es steht kein Freund am flieh'nden Strand,
> Erhebt die ungeseh'ne Hand,
> Und ruft ein ungehört Ade!
> Verlassen, einsam aus der Bucht
> Beginnt das Schiff die traur'ge Flucht,
> Dem Kahn gleich den das Unglück trifft,
> Daß still durchs Thränenthor er schifft.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 220. —— 8. August 1847.

Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen. Von L. Mariotti. Deutsch von J. B. Seybt.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Ueber diesen Betrachtungen versäumte der Verf. nicht den Blick auf seinen Hauptgegenstand, die Literatur, gerichtet zu halten. Wir gestehen, wir glauben, daß es für die Wirkung die er beabsichtigt vortheilhafter gewesen wäre, wenn er die letzten Capitel seines Buches als selbständiges Ganzes hätte erscheinen lassen. Er sagt:

Wenn die Literatur jemals auf Erden einen heiligen Erlöserberuf hatte, so muß sie dieses Amt jedenfalls in Italien und in der Jetztzeit übernehmen. Die dunkeln Annalen der Geschichte zu durchforschen und die Herrlichkeiten des Landes zu offenbaren, durch den Anblick dieses entschwundenen Glanzes ein Gefühl der Scham über unsere gegenwärtige Schmach zu erregen, einen Strahl der Hoffnung auf zukünftige Auferstehung zu erwecken, einen ritterlichen, aufopfernden, unternehmenden Geist zu verbreiten, und die Menschen aufzufodern zu denken, zu kämpfen und zu leiden; in den dunkelsten Farben selbst bis zur Uebertreibung dunkel die Uebel der Trennung und der Knechtschaft zu schildern, und Italien! Italien! zu rufen — Das ist die Sendung der neuen Literaturschule.

Die Haltung welche der Verf. in diesen letzten Abschnitten seines Buches angenommen ist so edel, daß man ihn, der in den frühern Theilen seines Buches durch nutzlose Ausführlichkeit ermüdete, in diesem gern noch ausführlicher gefunden hätte. Er bespricht mit einiger Genauigkeit nur Manzoni und Silvio Pellico, alle Andern übergehend oder nur ihre Namen anführend. Auch in der flüchtigsten Uebersicht hätte ein Leopardi nicht fehlen dürfen. Von Manzoni sagt der Verf. sehr gut, er scheine beständig von der Scheu verfolgt sich der Begeisterung des ersten Augenblicks zu überlassen, indem seine Werke aussehen als wäre jede Seite angefüllt mit Aenderungen, Einschiebseln, gestrichenen Stellen, pentimenti d'ogni maniera. Aber er sei der größte lyrische Dichter den Italien hervorgebracht, und seine Werke haben den Zweck „einer großen Umwälzung in der er unter den italienischen Patrioten nicht wenig Genossen" habe, den einer Reaction zu Gunsten des Katholicismus. An dieser Stelle äußert der Verf. das vollkommen Richtige, das Jeder bestätigen wird welcher den Zustand der Gemüther im jetzigen Italien kennt, nämlich daß, wenn die göttliche Offenbarung, der Geist des wahren, von katholischer Bigoterie so weit verschiedenen Christenthums möglicherweise jemals in Italien könnte verworfen werden, Dies nur eine Folge der Hartnäckigkeit würde sein können mit welcher Papismus und Mönchthum diesem unglücklichen Volke aufgedrungen werden. Mariotti glaubt, daß „mit Ausnahme des Namens Katholicismus, den man vielleicht aus patriotischem Stolz und Zartgefühl beibehält, und einiger weniger erhabenen Ceremonien und harmlosen Mysterien, die man theils aus Ehrfurcht, theils aus Politik achten wird, die allgemeinen Glaubenssätze der Italiener ziemlich Dem gleichkommen was die Protestanten zu ihrem Bekenntniß erhoben haben". Verhältnisse dieser Art sind unendlich schwierig, wo nicht unmöglich, sicher zu beurtheilen. Allgemein ist Nichts festzustellen in einem Lande dessen Bewohner in Naturel, Bildung, äußerer Lage so gewaltig voneinander abweichen, wie ein Brescianer, ein Veroneser, ein Bologneser von einem Bewohner Calabriens oder des Molise oder der Basilicata. Wir müssen den Verf. an eine viel frühere Stelle seines Buches erinnern, worin er das Verhältniß der Confession zueinander charakterisirt, und wobei er äußert: man solle nicht vergessen, daß südliche Völker mehr unter der Herrschaft der Phantasie als des Verstandes stehen, daß sich „mehr von dem Gewinnen ihrer Sinne als von der Verbesserung ihres Urtheils hoffen läßt", daß Religion bei ihnen Bewegung, Entzücken, Begeisterung verlangt. Es heißt den Gemüthszustand auch des gebildetsten Italieners ganz treffend schildern, wenn man mit Mariotti sagt:

Es ist bemerkenswerth, daß in einem Lande wo die Zahl der Freigeister sich so sehr vermehrt hat, doch nur selten ein offenbarer Bekenner des Unglaubens zu finden ist. Der Katholicismus wird von den Gebildeten und Gelehrten als etwas Sinnloses und Gemeines zurückgewiesen, aber vor dem Volke verbirgt der Skeptiker sein spöttisches Lächeln, und überläßt dem Ungebildeten seine Illusionen und seinen Aberglauben, während er vielleicht in seinem innersten Herzen die Ruhe und Selbstbefriedigung beneidet welche selbst diese sinnlosen Gebräuche dem Gläubigen einflößen, und die er sich nicht durch alle Feinheit seiner Logik verschaffen kann.

Nachdem der Verf. noch von dem Einflusse der französischen Romandichter, von dem Walter Scott's und der deutschen Poesie auf die Italiener gesprochen, durch wel-

chen Einfluß „die Emancipation der italienischen Literatur herbeigeführt worden", bemerkt er wie sich jetzt wiederum „die edelsten Geister" von dieser Gattung der Production abgewendet und ernstern Arbeiten zugekehrt haben. Unsere Zeit, sagt er, ist die Zeit der Geschichte. Auch in dieser wie in andern Zweigen der Wissenschaft habe unsere Zeit eine Umwälzung erfahren, die wir großentheils „dem unermüdlichen und außerordentlichen Fleiß der Deutschen" verdanken. Mariotti stellt das Interesse das jetzt in Italien an den Urkundensammlungen und kritischen Arbeiten auf diesem Felde genommen wird mit den Erfahrungen zusammen welche Rovalli mit seiner Geschichte von Como, und Verri mit seiner Geschichte Mailands noch vor einem Menschenalter machten, indem Jener nur 80 Exemplare absetzte, Dieser nur ein einziges. Aber selbst die Arbeiten mühevoller Gelehrsamkeit finden in Italien noch oft genug Mühe die Erlaubniß des Erscheinens zu erlangen. Niccolini's, Capponi's Geschichten warten noch immer vergeblich auf das Imprimatur.

Jedermann weiß, daß sich in diesem Jahre ein Ereigniß zugetragen welches, wenn nicht Störungen gewaltsamer Art eintreten, die Sache Italiens in einem Decennium rascher und mächtiger zu entwickeln im Stande sein wird als es alle Literatur und Poesie und alle auswärtigen politischen Einwirkungen vermögen. Als der Verf. des Buches das wir besprochen haben in seiner wie oben erwähnt worden etwas neufranzösischen Manier mehrfach die absoluten Phrasen hinschrieb: „Die Herrschaft des Papstes ist jetzt zu Ende, der Papst hat aufgehört" u. s. w., ahnete er nicht, daß bald, nachdem seine Schrift heraus war, jenes Ereigniß sich begeben werde welches vielleicht bestimmt ist der gegenwärtigen Welt zu zeigen, daß die Herrschaft des Papstes, deren Ende längst decretirt worden, vielmehr jetzt wiederum vor einem neuen Anfange steht. Wenn es für diese neue Herrschaft eine große Gefahr gibt, so ist es nicht die welche von der Seite der Rückwärtsgekehrten droht, sondern weit mehr die welche von dem Taumel und den haltungslosen ausschweifenden Hoffnungen, Anrufungen, Prophezeiungen Derer zu befürchten ist die in Italien wie in andern Ländern die Gewohnheit haben jede leise Abkehr vom Alten, wo immer sie sich zeige, sogleich schon für die positivste Hingabe an das Neue und Neueste zu halten, und sich ohne Weiteres dieser Neigung gewaltsam zu bemächtigen. Verstehen jetzt die Poeten, die Literatoren und Geschichtschreiber Italiens ihre Aufgabe recht, so scheint uns, daß sie nichts Besseres thun können als auf eine Weile ihre Hymnen oder ihre Beschäftigungen mit den Lebensumständen Dante's, Petrarca's und Tasso's, oder auch ihre Untersuchungen über den Zustand der römischen Provinzialen unter der lombardischen Herrschaft u. s. w. ruhen zu lassen, und alle ihre Kräfte einmüthig daranzusetzen ihre Landsleute von der Bewegungspartei zur Besonnenheit zu ermahnen, damit nicht das bedeutendste Unternehmen das jemals seit dem Sinken Italiens für dessen Aufrichtung angefangen worden in seinen so höchst wünschenswerthen Erfolgen durch das Unwesen eines unreifen Enthusiasmus bloßgestellt werde.

62.

Die neuesten Uebersetzungen englischer Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Daß Hr. Wollheim aber an Leichtigkeit, Fluß und dichterischer Färbung namentlich den letzten seiner Vorgänger, Menke, nur selten erreicht, wird Dem der beide Uebersetzungen vergleicht bald klar werden. Wir geben zur Probe noch eine Stelle aus der zweiten Erzählung in beiden Verdeutschungen.

Wollheim:

Wer aus der Lüfte heit'rer Höhe
Jetzt auf die Zauberländer sähe,
Wie schön müßt' ihm das Glüh'n erscheinen,
Das Leben drunten in den Hainen!
Rings Gärten, helle Ströme hold,
Am Ufer der Melanen Gold,
Noch gold'ner in der Sonne Schimmern;
Eidechsen, die auf Mauern glimmern,
In alten Götterhaus-Ruinen,
Die hell belebt im Lichte schienen —
Und Tauben, schöner noch zu schauen,
Die auf den Felsen Nester bauen,
Mit ihren muntern bunten Flügeln,
D'rin sich des Abends Strahlen spiegeln,
Als ob sie wie der Demant sprühten,
In Farben oder schillernd glühten,
Gleich Regenbogen, die umsah'n
Die heit're Luft in Persistan,
Und Töne, die so wirr erschienen:
Das Schäferrohr — Gesumm (!) der Bienen
Aus Palästinas holdem Land,
Wo es durch Blütenthäler scholl (!)
Der Jordan mit dem schönen Strand
Und Wäldern nachtigallenvoll.

Menke:

Wer so auf diese Zaubertriften
Herniedersah aus blauen Lüften, —
Wie schön war Dem das Glüh'n des bunten
Getümmels in dem Thal dort unten!
Anmuth'ge Gärten mit Gestaden,
Wo sich die Goldmelonen baden,
Die gold'ner in der Sonne schimmern; —
Auf der Altäre stein'gen Trümmern
Eidechsen, welche munter flimmern,
Ein froh Geschlecht; belebt vom Lichte —
Und schöner noch der Tauben Flüchte,
Die an den Felsenwänden sitzen,
Mit ihren reichen, schnellen Flügeln,
Die sich im Purpurstrahle spiegeln,
Daß sie gleich Edelsteinen blitzen;
Daß sie gemacht von Edelsteinen,
Von jenen thränenlosen, reinen,
Wovon der Himmel stets umzogen
Im Lande Persistan ist, scheinen.
Und dann das buntgemischte Lied
Auf eines Schäfers altem Ried,
Und Palästinas wilder Biene
Gesumm durch jene Blumenfelder
Und Jordan, deiner Ufer Grüne
Und deine Nachtigallenwälder.

Was nun die Uebersetzung von Burns' Liedern von Emilie Fievlein betrifft, so können wir in keiner Weise die Berechtigung der Uebersetzerin zu der von ihr gewählten Arbeit anerkennen; es fehlt ihr dazu nicht nur die Beherrschung der Sprache

und der Sinn für schöne Form, sondern hauptsächlich das Verständniß des Dichters und seiner Schönheiten, kurz, es fehlt ihr nicht mehr als Alles was zum dichterischen Uebersetzen nothwendig ist. Und so haben wir denn hier eine Uebersetzung die selbst hinter der schlechtesten aller bisherigen Uebersetzungen Burns', hinter der von Gerhard, noch bedeutend zurücksteht. Jeder Leser Burns' wird wissen, wie alle Schilderungen, alle Lieder bei ihm so treu aus der Natur und aus der schottischen Natur genommen sind; so sehr sie bisweilen ins Einzelne gehen, ist doch selten ein Zug, der dem Leser nicht ein ebenso anschauliches als wahres Bild vor Augen führte. Diese Einzelheiten dürfen bei einer Uebersetzung nimmermehr weggelassen oder auch nur verallgemeinert werden, ohne daß das Ganze an Kraft verlöre, ohne daß Burns aufhörte Burns zu sein. Unsere Uebersetzerin war der schwierigen Aufgabe, möglichst wenig von Dem was der schottische Dichter in seine Werke gelegt hat aufzugeben — denn Etwas muß schon wegen der größern Kürze des Schottischen aufgegeben werden — durchaus nicht gewachsen; daher hat sie fast überall die ganz ins Einzelne gehenden Bilder und Beschreibungen verallgemeinert. So übersetzt sie („Aberfeldy-Birken"):

> The little birdies blythely sing
> Whill o'er their heads the hazels hing

durch:

> Im grünen, dichtbelaubten Hain
> So fröhlich singen Vögelein.

Aus der schönen Halbstrophe in „Marie im Himmel":

> The flow'rs sprung wanton to be prest
> The birds sang love on every spray,
> Till too, too soon the glowing west
> Proclaim'd the speed of winged day,

die ich wenigstens wortgetreu übersetzt habe:

> Blümlein dem Druck sich üppig bot,
> Vöglein sang Lieb' auf jedem Zweig,
> Bis zu, zu bald das Abendroth
> Uns zeigte, daß der Tag sich neig',

ist unter ihren Händen geworden:

> Die Blumen saugten süßen Duft
> In ihrer stolzen Farbenpracht,
> Der Vögel Sang erfüllt' die Luft,
> Doch leider kam zu schnell die Nacht.

Eine andere Halbstrophe in demselben Liede:

> Eternity will not efface
> Those records dear of transports past,
> Thy image at our last embrace —
> Ah! little thought we, 'twas our last.

heißt bei ihr:

> In Ewigkeit vergeff' ich nicht
> Dein Bild bei unserm letzten Kuß.
> Nicht ahnt' ich, meiner Augen Licht! (!!)
> Daß ich auf ewig scheiden muß. (!!)

Und doch sind Das noch lange nicht die schlimmsten Fehler des Buchs; häufig hat die Uebersetzerin die Urschrift gar nicht verstanden. Die dritte Strophe in des Dichters „Abschied vom Vaterlande":

> 'Tis not the surging billows roar
> 'Tis not the fatal deadly shore
> Though death in ev'ry shape appear
> The wretched have no more to fear.
> But round my heart the ties are bound,
> That heart transpierc'd with many a wound;
> These bleed afresh, those ties I tear
> To leave the bonnie banks of Ayr.

ist so wiedergegeben:

> 'Sis nicht der Wogen dumpf Gebrüll,
> Nicht wenn der Strand sein Opfer will,
> Der Tod, wie er auch immer dräut,
> Ist's nicht, was der Verlass'ne scheut.
> Allein es schlingen um mein Herz
> Gar manche Bande sich, und Schmerz
> Zerreißt die Brust, denn sie bleibt leer,
> Fern von den Ufern meines Ayr.

Hier hätte die Uebersetzerin unmöglich: „Wenn der Strand sein Opfer will" übersetzen können, hätte sie gewußt, daß des Dichters Worte: „jenes todesschwangere Land" auf Westindien gehen, die Grabstätte so vieler Europäer. Nicht minder groß ist der Unsinn in der zweiten Hälfte der Strophe, worauf ich den Leser nicht erst aufmerksam zu machen brauche. Wer fände wol aus den beiden Zeilen:

> Fortan leb' ich nur in Thränen,
> Kriegesseufzern (!!!), Liebessehnen (!!)

die Verse von Burns heraus:

> Deep in heart-wrung tears I'll pledge thee
> Warring sighs and groans I'll wage thee.

Und dergleichen Fälle wo reiner Unsinn übersetzt ist lassen sich zu Dutzenden nachweisen. Wir wissen aus eigener Erfahrung recht gut die Schwierigkeiten zu würdigen welche einer dichterischen Uebersetzung Burns' entgegenstehen; aber Heinze und Freiligrath haben gezeigt, daß sie nicht unüberwindlich sind. Die deutsche Uebersetzungskunst ist überdies auf eine solche Höhe gekommen, daß sie fast keine Schwierigkeiten mehr scheut. Um so weniger ist die Herausgabe so schülerhafter Uebersetzungsversuche wie der vorliegenden zu rechtfertigen. Zum Ueberfluß zeigt sich auch in der Auswahl der übersetzten Lieder (77 an der Zahl) ein gutes Theil von Urtheilslosigkeit.

C. Fiedler.

Bibliographie.

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von W. Stricker. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Republik Merico. Nach den besten und neuesten Quellen geschildert von W. Stricker. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 8 Ngr.

Braubach, Zur Fundamentallehre der Pädagogik als strenger Wissenschaft. — A. u. d. T.: Psychologie des Gefühls als Bewegung des geistigen Lebens. Allgemeiner Theil. Wetzlar, Rathgeber. Gr. 8. 25 Ngr.

Craigher's, J. N., Erinnerungen an den Orient. Triest, Favarger. Ler.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Denhard, B., Geschichte der Entwicklung des Christenthums in den hessischen Ländern bis zu deren Theilung 1567, mit besonderer Berücksichtigung der hessischen Kirchen-Verfassung. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Friedrich der Große als Kenner und Dilettant auf dem Gebiete der Tonkunst. Nebst einem Anhange, enthaltend: Anekdoten und Miscellen aus dem Leben Napoleon's. Potsdam, Stuhr. 8. 9 Ngr.

Golovine, J., Lebende Bilder und Charaktergemälde aus dem Russenreiche. Deutsch von R. Binder. Leipzig, Kori. 8. 2 Thlr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 8te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Handbuch für Preußische Consular-Beamte, Rheder, Schiffer und Befrachter. Nach amtlichen Quellen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Heusinger, E., Weltbilder. Militairische Erinnerungen. Zwei Bände. Hannover, Kius. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kopp, J. E., Geschichte der eidgenössischen Bünde. 2ter Band. 1ste Lieferung: Zürich, Lucern, Unterwalden, Uri, Glarus und Schwiz bis zum J. 1291. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel über religiöse und politische Gegenstände. Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von *Chr. v. Rommel*, Kurf. Hess. Historiographen etc. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 4 Thlr.

Lommel, G., Der ostfränkische Reformator Ambrosius. Gießen, Heyer. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Johannes Huß. 3te Auflage. Gießen, Heyer. Gr. 8. 8 Ngr.

Mügge, T., Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen. Drei Bände. Hannover, Kius. 8. 5 Thlr.

Ein französischer Preßprozeß. Marat und sein Herausgeber Hilbey. Als Beitrag zur Kenntniß der politischen Zustände Frankreichs. Leipzig, Weller. 8. 5 Ngr.

Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Nach dem hinterlassenen Manuscript des Hrn. K., Advocat in Philadelphia. Von F. Gerstäcker. 3te Auflage. Vier Bände. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 8. 2 Thlr.

Suchet, Herzog von Albufera, Marschall, Blokade, Belagerung und Eroberung von Tortosa durch das 3. französische Armeekorps im J. 1810—11 und Vertheidigung von Monzon durch die Franzosen 1813—14. Aus dessen Memoiren ins Teutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Oberstlieutenant F. X. Rigel. Mit 2 Plänen. Mannheim, Schwan und Götz. Lex.-8. 25 Ngr.

Theiner, A., Das Seligkeits-Dogma der römisch-katholischen Kirche geschichtlich dargestellt. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Vogel, C. F., Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Ein Volksbuch zum Selbstunterricht für alle Stände. 3te Auflage. Vier Bände. Leipzig, Brauns. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorlaender, F., Wissenschaft der Erkenntniss. Im Abriss systematisch entworfen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Welz, H., Das heilige Sacrament der Firmung. Eine dogmatische Abhandlung für gebildete christliche Leser. Nebst einem Anhang, enthaltend die Kirchengebete bei der feierlichen Ausspendung der heiligen Firmung. Breslau, G. P. Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Zestermann, A. C. A., Die antiken und die christlichen Basiliken nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zu einander dargestellt. Ausführliche Bearbeitung der gekrönten Preisschrift: *De basilicis libri tres*. Mit 7 lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Bayrhoffer, K. T., Ueber den Deutsch-Katholicismus. Eine Rede, gehalten in der akademischen Aula zu Marburg an dem Geburtstage des Kurfürsten. Nebst einem Nachworte über die Union der Protestanten. 2te Auflage. Marburg, Bayrhoffer. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Duprat, P., Daniel O'Connell, sein Leben und Wirken. Leipzig, Weller. 8. 3 Ngr.

Die Livorno-Florentiner Eisenbahnunternehmung. Nach authentischen Quellen dargestellt. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 10 Ngr.

Falk, L., Worte gesprochen am Grabe C. A. Suckow's (gestorben den 1., beerdigt den 4. April 1847). Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 2 Ngr.

Glaser, J. C., Schutzzölle und Consumenten-Besteuerung mit specieller Berechnung des Nationaltributs an die Eisenhüttenbesitzer. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 10 Ngr.

Haym, R., Die Krisis unserer religiösen Bewegung. Halle, Heynemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Hopf, A., Interessante Unterhaltung zwischen Nante und Brennecke. Nr. 1 und 2. Charlottenburg. à 1½ Ngr.

Jellinek, H., Das Verhältniß der lutherischen Kirche zu den reformatorischen Bestrebungen Nicolaus Crell's und Christian's I., in seinen Wirkungen auf die neuesten Ereignisse. Nebst einem Abdruck der Visitationsartikel. Leipzig, Weller. 8. 7½ Ngr.

Im Recht des Königs das Recht des Volkes. Danzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Menger, J. B., Predigt an dem 100jährigen Gedächtnißtage des verheerenden Brandes in Stadt-Remda, den 22. Sept. 1844 gehalten. Weißenfels, Sueß. Gr. 8. 3 Ngr.

Rättig, C., Für Gesetz und Recht im Gustav-Adolf-Vereine und gegen Hrn. Dr. de Wette's Apologie der Berliner Irregularitäten nach den Grundsätzen der Baseler Logik. Zugleich mit Berücksichtigung der Vota des Hrn. Prof. Dr. Lücke und Dr. Ullmann. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 12 Ngr.

Scheibert, C. G., Die Noth der geistig arbeitenden Classen, das geistige Proletariat und unsere Schulen. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 6 Ngr.

(Stein, Pfarrer.) Ein Uebertritt aus der römisch-katholischen zur evangelischen Kirche. Rede und Glaubensbekenntniß, gesprochen und abgelegt vor versammelter Gemeinde in Niederkleen, zu Weihnachten 1846. Gießen. 2½ Ngr.

Neue Stimmen aus Frankreich über Politik und soziales Leben. Mit Beiträgen von Lammenais, L. Blanc, Cormenin, Constant, Dezamy u. A. Leipzig, Weller. 8. 12 Ngr.

Suckow, C. A., Abschied des Propheten. Zur Erinnerung für seine Freunde. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Urtheil über die waatländischen Prediger nach genauer Einsicht in sämmtliche Actenstücke. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber die Macht der Persönlichkeit. Rede am Geburtstage eines Regenten. Gehalten von einem blinden Zobelfänger. Minden, Eßmann. 8. 3 Ngr.

Ueber die Reform des preußischen Medicinal-Standes, drei Denkschriften, verfaßt von Mitgliedern des norddeutschen Chirurgen-Vereins. Mit einleitendem Vorworte vom Medicinal-Assessor A. W. Barges. Magdeburg, Baensch. 8. 10 Ngr.

Ullmann, C., Worte, gesprochen bei der Feier des 300jährigen Jubelfestes des Heidelberger Lyceums. Heidelberg, K. Winter. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Vertragswidrigkeiten der Bonn-Coblenzer und Cöln-Coblenzer Eisenbahn-Comités und die Gemeinschädlichkeit ihres Projects. Berlin, T. Trautwein. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Volkswille. Wissenschaftliche Prüfung einer modernen Streitfrage. Leipzig, Weller. 8. 4 Ngr.

Vorträge bei der Wiedereröffnung der evangelisch-reformirten Stadt- und Universitäts-Kirche zu Marburg am 25. Oct. 1846. Mit einem Vorworte. Herausgegeben vom Prediger J. Klöffler. 2te Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 Ngr.

Wangenmüller, M., Wir können und dürfen den Glauben an Jesum Christum nicht aufgeben! Denkschrift bei meinem Austritte aus der deutsch-katholischen Sekte. Crefeld, Klein. 16. 4 Ngr.

Wie ist völliger Friede in der Christenheit herzustellen und zu erhalten? Vom Verfasser des goldenen Buches. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Wort zum Verständniß. An die Mitglieder des ersten vereinigten Landtags. Berlin, Nauck. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Geschichte und Kritik des ersten Vereinigten Landtages der preußischen Monarchie. 1stes Heft. Einleitung. Thronrede und Antworts-Adresse. Das Monstrum. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 221. — 9. August 1847.

Ueber Stahl's Rechtsphilosophie.

Die Philosophie des Rechts. Von Friedrich Julius Stahl. Zweite Auflage. Zweiter Band: Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. Erste Abtheilung, enthaltend die allgemeinen Lehren und das Privatrecht. Zweite Abtheilung, enthaltend die Lehre vom Staate und die Principien des deutschen Staatsrechts. Heidelberg, Mohr. 1845—46. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der in der vorliegenden zweiten Auflage noch nicht erschienene erste, geschichtlich-kritische Band soll nach der Erklärung des Verf. in der Vorrede im Wesentlichen unverändert bleiben, sodaß wir, ohne damit vorzugreifen, schon vor seinem Erscheinen über die beiden Abtheilungen des zweiten Bandes berichten können, die allerdings gegen die erste Auflage wesentliche Veränderungen erlitten haben.

Der philosophische Standpunkt des Verf. ist im Ganzen derselbe geblieben. Er verwirft alle rationalistische Philosophie, als welche an die Realität nicht hinangelangen könne, und sich vergebens bemühe das Wirkliche und Historische zum Resultate logischer Processe zu machen. An die Stelle eines letzten, möglichst einfachen und abstracten Princips, aus welchem die rationalistische Philosophie alles Einzelne ableitet, setzt Stahl den persönlichen Gott und dessen freie That, schöpferische Freiheit und Urwahl, die sich nicht an die logischen Kategorien bindet, und eben in völlig freier Wahl den unendlichen Reichthum des Universums und der Geschichte entfaltet. Dualistisch ist aber die Grundansicht Stahl's nicht; denn nach seiner eigenen Erklärung ist ein abstracter Theismus, die Lehre von einem persönlichen offenbarungsfähigen Gott der sich dennoch nicht offenbart, einem Schöpfer der seiner Welt nicht innewohnt, sondern sie wie eine Maschine aus sich entläßt, gerade nach dem Stande der Philosophie selbst wissenschaftlich unmöglich. Wir erfahren ferner über das Verhältniß des Verf. zu Schelling's neuer Lehre, daß derselbe nur Schelling's Polemik gegen das rationalistische, negative, und seine Gegenüberstellung des geschichtlichen, positiven Princips annimmt, nicht aber das eigene, specielle jetzige philosophische System Schelling's, seine philosophische Auffassung der Weltschöpfung, der Mythologie u. s. w.

Fragen wir nun aber weiter nach dem Zusammenhange jener Grundansichten mit Recht und Staat, so finden wir gleich in der Einleitung die Erklärung, daß die Rechtsphilosophie, welche Recht und Staat mit der obersten Ursache und dem letzten Ziele alles Daseins in Verbindung zu setzen sucht, nie von der Art sein könne, daß sie ihren gesammten Inhalt aus jenen obersten Beziehungen ableitete. Dazu liege zu viel menschliche Freiheit, irdische Zufälligkeit, göttliche Positivität inmitten, und das Höchste was menschliche Wissenschaft zu leisten vermöge sei deshalb blos eine Rechts- und Staatslehre auf philosophischer Grundlage. Diese Grundlage bildet die christliche Weltanschauung.

Eine nähere Prüfung dieser Grundansichten müssen wir hier vermeiden, da dergleichen Prüfungen schon bei Gelegenheit der ersten Auflage vorgekommen sind, und uns der reichere Inhalt von positiven Einzelheiten dieser zweiten Auflage einen ohnehin schon bedeutenden Stoff darbietet. Wol aber müssen wir darauf aufmerksam machen, daß bei der ganzen Anlage der Zusammenhang des Einzelnen mit den Grundansichten ein höchst lockerer bleiben muß. Stahl nimmt gewisse christliche Dogmen als Grundlagen an, vermeidet indeß logische Ableitungen aus ihnen, und knüpft nur überhaupt eine Weltanschauung daran, unter deren Einflusse die Ideen von Recht und Staat gewonnen und begründet werden. Da das Einzelne schlechtweg als Folge der freien That Gottes erscheint, so wäre dasselbe auch gar nicht logisch abzuleiten, sondern nur als ein Gegebenes hinzunehmen. Bei diesem bloßen Positivismus kann es aber nicht bleiben. Das Recht ist nach Stahl im Gegensatze gegen die Moral des Einzelnen das Gemeinethos, welches die sittliche Idee eines jeden Instituts zwar nicht in ihrem positiven Inhalte zu realisiren, wol aber in ihrer äußersten Grenze zu wahren hat. Das Recht ist ferner wesentlich *positives* Recht. Sein Princip ist die Idee des vollendeten Gemeinwesens, des sittlichen Weltplans, die weltökonomischen Ideen. Im empirischen Zustande hat aber die menschliche Gemeinschaft nicht blos die wahre sittliche Freiheit, sondern auch die schlechte Freiheit der Unsittlichkeit, und das Recht kann daher gegen die *Rechtsideen* und das bessere Rechtsbewußtsein des Volkes in Gegensatz treten. Hieraus entsteht frei-

lich nur der Gegensatz eines vernünftigern Inhalts gegen den Inhalt des positiven Rechts und die Anfoderung den Gemeinzustand nach den Rechtsideen zu gestalten. Zugleich aber ist es klar, daß die Wissenschaft nun eben jenen Grundlagen des Rechts, jenen weltökonomischen Ideen, sowie den Rechtsideen selbst näher zu kommen trachten sollte; und Dieses kann sie durch die Beschränkung auf eine allgemeine Weltanschauung und Betrachtung des Empirischen nicht. Es tritt daher zunächst der Mangel hervor, daß das wahrhaft kritische Moment fehlt. So sehr wir auch die der historischen Schule eigenthümliche Scheu und Pietät für alles Bestehende zu schätzen wissen, so sehr müssen wir darauf bestehen, daß ohne den Hinzutritt eines kritischen Moments jene Pietät schlechtweg thöricht ist, indem sie neben dem wirklich Werthvollen auch das Schädliche und Ungerechte in Schutz nimmt. Stahl will ferner auch nicht blos über die einzelnen als ein Positives vorgefundenen Institute nach Zweckmäßigkeitsgründen und äußerlichem Zusammenhange Erörterungen liefern, sondern dem Wesen derselben näher kommen. Logische Schlüsse waren seinem eigenen Principe nach zu vermeiden, und gleichwol stand doch die Zurückführung des Einzelnen auf ein Höheres und die Nachweisung eines Zusammenhangs damit für die Gewinnung einer Einsicht in sein Wesen gar nicht zu vermeiden. In der ersten Auflage fanden sich daher eine Menge von Analogien, welche sich mit Hülfe einer lebhaften Einbildungskraft, des Vermögens Ideen nach oberflächlichen Vergleichungspunkten zu associiren, und einiger Fertigkeit in der Sprache zwischen menschlichen und göttlichen Dingen auffinden und aussprechen ließen. Diese Art und Weise hat Stahl in der zweiten Auflage meist vermieden: die Folge davon ist aber die gewesen, daß die Lockerheit des Zusammenhangs seiner letzten Grundsätze mit den über das Einzelne gegebenen Resultaten noch klarer hervortritt. Wir finden bei der Erörterung der einzelnen Institute jetzt eine weit größere Menge rein positiven Details und im öffentlichen Rechte sogar geradezu eine Hineinarbeitung der Lehren des positiven deutschen Staatsrechts in die Darstellung der allgemeinen Principien, sodaß das Ganze jetzt mehr eine Rechts- und Staatslehre ist, welche das Positive an gewisse allgemeinere Gesichtspunkte knüpft, und nach dem Einflusse blos politischer Ansichten kritisirt und zurecht macht, als eine eigentliche Rechtsphilosophie.

Betrachten wir nun das Einzelne, so wird in der ersten Abtheilung das Privatrecht in drei Abschnitten abgehandelt: das Recht der Person, das Vermögen und die Familie. Das Recht der Person oder das angeborene Recht umfaßt Alles was zur Existenz als Person gehört: Integrität, Freiheit, Ehre, Rechtsfähigkeit, Schutz in erworbenen Rechten. Die Freiheit ist die Macht zu handeln, d. i. nach eigenem Willen und Wahl in der Außenwelt Ursache zu sein. Sie begrenzt sich theils durch höhere Aufgaben, die ethischen Ideen der Lebensverhältnisse, welche im Gemeinleben aufrecht zu erhalten sind, theils aber durch die Freiheit der Uebrigen. Stahl bleibt hiermit ganz in der unbestimmten Abstraction mit welcher die meisten Rechtsphilosophen die Freiheit behandeln. Näher kommt man der Sache schon, wenn man die Freiheit nur für ein Vermögen, für eine Fähigkeit nimmt, die an sich nicht Zweck, sondern nur auf Erreichung eines Zwecks gerichtet ist. Dieser Zweck würde dann in der Erreichung der individuellen und socialen Bestimmung des Menschen gefunden werden können. Diese Bestimmung sondert sich aber in der Gesellschaft in verschiedene, verschieden organisirte Sphären, auf welche alle sich die Freiheit bezieht. Es gibt also eine religiöse und moralische Freiheit, eine Freiheit der Wissenschaft und des Unterrichts, eine Freiheit für die Künste, die Industrie und den Handel, und eine bürgerliche und politische Freiheit. Mit diesen verschiedenen Arten der Freiheit hat man es im Grunde zu thun, und statt der Individuen jene in der Gesellschaft erkennbaren Sphären ins Auge zu fassen. Nur auf diese Sphären und deren Gedeihen können sich gesetzliche Maßregeln durch welche die Freiheit berührt wird beziehen, auf die Individuen dagegen nur mittelbar und indirect. Die Befugniß der Individuen, diese oder jene einzelne Handlung zu thun oder zu lassen, über welche man bei der Lehre von der Freiheit im Naturrechte zu reden pflegt, ist nicht eigentlich Das worauf es ankommt. Ebenso wenig sind wir mit Stahl's Lehren über die Gleichheit einverstanden. Die Rechtsfähigkeit hat nach ihm Unterschiede und Grade. Eine unbedingte Gleichheit ist kein Urrecht des Menschen, denn die Gleichheit der Berechtigung gründet sich auf die Eigenschaft des Menschen als Person, nach der er ein absolutes Ganzes für sich ist. Insofern nun aber der Mensch zugleich auch Glied und Theil organischer Verbindungen ist, gilt daher — für Staat und Kirche nicht minder als für die Familie — die Ungleichheit, und diese knüpft sich nicht blos an den Unterschied der geistigen Gaben, sondern an den Unterschied auch jeder andern Qualität die eben für die Wohlbestelltheit des öffentlichen Zustandes entscheidend ist. Es kann sich auch nur nach dem Bedürfnisse des Staats, nicht nach dem Rechte der Persönlichkeit entscheiden, ob diese Ungleichheit eine bloße Function oder ein dauerndes Recht, ob sie eine persönliche oder eine erbliche sein soll. So z. B. liegt es im Wesen des Staats, daß Theilnahme an seinem Glaubensbekenntniß erfoderlich ist für die Theilnahme an seiner Lenkung, sächliches Interesse am Lande, namentlich Grundbesitz für die Berufung zu dessen Vertretung, fürstliche Geburt für Erwerb der Krone u. s. w. Diese Ungleichheit soll sich aber nur auf die politischen, nicht auf die Privatinteressen beziehen. Hier fehlt es indeß an jedem gültigen Kriterium, welche Ungleichheiten rechtmäßig sind und welche nicht. Das Staatsbedürfniß kann ein solches Kriterium nicht abgeben; denn etwas Ungerechtes darf nicht Staatsbedürfniß sein, und wird nicht gerecht wenn es dazu gemacht wird. Auch können sich, wie die von Stahl genannten Beispiele fast sämmtlich darthun,

geradezu Vorurtheile und Irrthümer für Staatsbedürfnisse geltend machen, und es gibt für historisch gewordenes Unrecht keine erfolgreichere Vertheidigung als dasselbe für Staatsbedürfniß auszugeben. Es kommt bei der ganzen Frage nicht mehr darauf an, dem Verlangen nach einer abstracten Gleichheit Aller, sondern nur dem Verlangen nach unvernünftigen Privilegien zu opponiren. Gleichheit ist gerecht, sagt Aristoteles, aber nur für Gleiche, und Ungleichheit ist auch gerecht, aber nur für die Ungleichen. Man muß daher die wesentlich Gleichen nicht ungleich, und die Ungleichen nicht gleich behandeln. Dieses geschieht aber, wenn man die Ungleichheit nicht nach wesentlichen menschlichen Eigenschaften, sondern nach Zufälligkeiten bestimmt, oder die Ungleichheit in Vorzügen und Ausnahmsbestimmungen bestehen läßt die mit dem Umstande worauf sie beruht in keinem vernünftigen Zusammenhange sind.

Auch Stahl's Ansichten über die Geltung erworbener Rechte können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese Rechte sind zwar nicht schon mit der Existenz als Person gegeben, und gehören also nicht zum Rechte der Persönlichkeit, aber der Schutz in den erworbenen Rechten überhaupt ist selbst ein angeborenes Recht. Erst in dieser Unverbrüchlichkeit aller rechtmäßig erworbenen Rechte liegt die vollständige Geltung des Menschen als Person. Denn Person ist handelndes Subject; soll daher die Person als Person, so muß ihre That anerkannt werden, sohin die Rechte die durch ihre That entstanden. Der Rechtszustand einer Person dürfe nicht blos Resultat ihres Begriffs als Persönlichkeit, er müsse zugleich ihr eigenes Werk, Resultat ihres Handelns, bezüglich des Handelns anderer Personen, sein. In dieser Deduction liegt ein ganzes Nest voller Widersprüche. Persönlicher Gott, freie That, freie Wahl sind die Grundanschauungen Stahl's, und aus diesen wird durch ganz lose und vage Ideenverbindungen auf das Einzelne argumentirt und analogisirt. Zunächst ist es eine leere Abstraction, die Rechte selbst von einem Rechte auf Schutz in den Rechten zu sondern. Dieses liegt schon im Begriffe des Rechts selbst. Die ganze Abstraction hat nur die Tendenz, eine besondere Heiligkeit erworbener Rechte — eine Tendenz die wir gleich näher beleuchten werden — darzuthun. Dann soll die Qualität dieses Rechts auf Schutz der erworbenen Rechte als eines angeborenen Rechts darauf beruhen, daß die erworbenen Rechte Folge der That des Menschen sind und gelten müssen, um die Persönlichkeit selbst gelten zu lassen. Zunächst würde hieraus folgen, daß die erworbenen Rechte selbst angeborene sein müßten, denn sie werden geradezu aus der Persönlichkeit abgeleitet. Dann wird, um die Polemik gegen die rationalistische Philosophie, die in der Note mit der Revolution zusammengeworfen wird, auch hier fortzusetzen, behauptet: der Rechtszustand einer Person dürfe nicht blos Resultat ihres Begriffs als Persönlichkeit, er müsse zugleich ihr eigenes Werk, Resultat ihres Handelns sein. Was thut Stahl aber Anderes als daß er die erworbenen Rechte (oder das noch zu denselben erfundene Recht zweiter Potenz auf Schutz derselben) aus dem Begriffe der Persönlichkeit deducirt, und in diesen Begriff den der That und Handlung mit hineinschiebt? Ferner sieht es mit der ganzen Behauptung: die erworbenen Rechte seien Folgen einer That der berechtigten Person, mislich aus. Viele Rechte dieser Art sind Dieses augenscheinlich nicht; der Verf. schiebt daher ganz leise das Handeln anderer Personen mit ein: „Der Rechtszustand einer Person muß Resultat ihres Handelns und bezüglich des Handelns der andern Personen sein.“ Wie nun aber, selbst im Sinne des ganzen Stahl'schen Raisonnements, mein Recht in Folge seiner Entstehung durch That eines Dritten als mein angeborenes oder mit meiner Persönlichkeit zusammenhängendes Recht geschützt werden soll, ist schlechterdings nicht einzusehen. Ebenso wenig sieht man, wie gerade der Zusammenhang mit menschlicher That den daraus entsprungenen Rechten Heiligkeit und Anerkennung verschaffen soll. Stahl's Schluß: „Die Person ist handelndes Subject, soll daher die Person als solche anerkannt werden, so muß ihre That anerkannt werden, mithin die Rechte die durch ihre That entstanden“, ist das Muster eines Fehlschlusses.

Die besondere Heiligkeit der erworbenen Rechte ist nun ein Stichwort der v. Haller'schen Schule und des „Berliner politischen Wochenblatts“. Vernünftigerweise müssen erworbene Rechte allerdings respectirt werden, so weit sie wirklich Rechte und nicht Usurpationen oder mit dem Rechte der Gesammtheit unverträglich sind. Jene Schule beabsichtigt aber eine Erschleichung: die von allen Wohldenkenden gebilligte Heilighaltung erworbener Rechte wird, als verstehe sich Das von selbst, auf Privilegien, Unrechte und Unfug mit bezogen, und Jeder der diese Dinge nicht für wahre und unantastbare Rechte erklärt damit bekämpft, daß man ihn als einen Revolutionnair denuncirt. Stahl verwirft die Lehren der bezeichneten Schule ausdrücklich, streift aber doch in dieselben hinüber, und geräth in Widersprüche mit sich selbst. Auch politische Stellungen würden auf diesem Wege als Rechte erworben. Diese seien denn theils nur die individuelle geschichtliche Gestaltung einer im Wesen des Staats begründeten organischen Stellung (z. B. die Rechte der englischen Pairie), theils aber auch wirklich zufällige Rechte, die keinen innern Grund im Wesen des Staats haben. Sei es nun auch, daß der Rechtszustand nicht vollkommen, ja nicht angemessen war, nach welchem diese zufälligen politischen Berechtigungen entstehen konnten, so müßten sie doch, nachdem sie einmal rechtmäßig entstanden sind, kraft des Rechts der Person geachtet werden. Eine Grenze habe die Geltung der erworbenen Rechte jedoch in Dem was die Idee des Gemeinzustandes und der Rechtsordnung fodere. Daraus folge: 1) daß erworbene Rechte nicht unantastbar seien, wenn sie die Persönlichkeit Anderer aufheben; 2) daß in Zukunft im Wesentlichen kein Erwerb politischer Rechte durch blos zufällige Handlungen der einzelnen Betheiligten zu gestatten sei; 3) daß erworbene Rechte am Ende

zwar weichen, aber daß sie als Rechte, und womöglich gegen Entschädigung weichen müßten. Hieran knüpft sich eine scharfe Kritik der in der Revolution verfügten Aufhebung der grundherrlichen Rechte. Nach Stahl's eigener Lehre hat sich das Recht des Einzelnen dem Gemeinzustande unterzuordnen (S. 220). Eine Hauptfoderung für den Gemeinzustand ist es aber, daß der Staat auf öffentlichem und nicht auf Privatrecht beruhe, daß politische Functionen also nicht Besitzthümer, wohlerworbene Rechte Einzelner sind, und das Gemeinwesen nicht das Interesse Einzelner zum Zwecke habe. Diese Foderung macht Stahl mit allem Nachdrucke geltend. Gleichwol sollen Rechte dieser Art, wenn sie auch „keinen innern Grund im Wesen des Staats haben", geschützt werden, kraft des Rechts der Person. Nach S. 182 sollte man meinen, sie müßten fallen, weil „die Rechtsideen oder das sogenannte Vernunftrecht Anfoderungen sind den Rechtszustand nach ihnen zu gestalten". Jene Behauptung, daß dergleichen Rechte geschützt werden müßten, verträgt sich so wenig mit diesem Ausspruche als mit dem gleich folgenden, daß sie in der großen weltgeschichtlichen Fortbildung weichen müßten. Wenn sie, sobald sich eine passende Gelegenheit bietet ihre Abschaffung durchzusetzen, fallen müssen, wenn hierzu immer ein menschliches Handeln nöthig, und die bloße Verweisung auf den geschichtlichen Gang eitel ist, da in diesem am Ende doch immer Menschen handeln, so paßt der Anspruch auf Schutz nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Jules Janin.

Der „König des Feuilleton", wie man J. Janin oft zu nennen beliebte, der aber eigentlich meist nur wie der Zaunkönig sich auf den Schultern Anderer zu erheben vermag, hat bekanntlich von sich selbst gesagt, er könne über Alles schreiben was sich seiner Feder darbiete, nur das Gebiet der Mathematik, wo man mit schillernden Phrasen und mit leichten Gedankensprüngen nicht ausreicht, sei ihm verschlossen. So hat er sich denn auch so ziemlich auf allen Gebieten des Wissens versucht, und wenn man bei einem Schriftsteller der sich mit allen möglichen Dingen befaßt, über Alles und Jedes mit liebenswürdiger Leichtfertigkeit aburtheilt, überhaupt keine Tiefe und Gründlichkeit fodern wird, so liest man seine bunten Ergüsse immer nicht ohne ein gewisses vorübergehendes Gefallen. Es ist bekannt, daß Janin gern mit gelehrten Reminiscenzen die er sich besonders in den römischen Classikern zusammengelesen hat coquettirt. Deshalb wird ihn Niemand für einen sonderlichen Philologen oder Alterthumsforscher halten. Offenbar will er selbst dafür auch gar nicht angesehen sein, wenn er auch neuerdings in einzelnen Journalartikeln oder selbständigern Werken sich einen gelehrtern Anstrich geben möchte. Selbst in einer seiner neuesten Schriften, in der er ein interessantes Thema, die Beredtsamkeit unter den römischen Kaisern („Pline le jeune et Quintilien, ou l'eloquence sous les empereurs"), gewählt hat, ist er eben nur Feuilletonist. Er verarbeitet die bekannten Notizen mit einer anmuthigen Leichtigkeit, bedient sich der Citate um seiner Darstellung ein eigenthümliches Colorit zu verleihen, und springt mit den Erscheinungen des alten Lebens um, als handele es sich darum, über ein „epochemachendes" Concert, über ein neues Theaterstück oder über das erste Auftreten einer hoffnungsvollen Schauspielerin Bericht zu erstatten.

Französische Geistlichkeit.

Es gibt mehre sehr umfangreiche Werke über die französische Geistlichkeit, aber sie sind theils zu wissenschaftlich gehalten, theils tragen sie ein zu einseitiges Gepräge, als daß sie zu einem Anspruche auf größere Verbreitung berechtigt wären. Deshalb hat es J. Bousquet unternommen, diesen Gegenstand auf Grundlage der bisherigen Darstellungen populairer zu verarbeiten. Er meint in der Einleitung zu seiner „Histoire du clergé de France depuis l'introduction du christianisme dans les Gaules jusqu'à nos jours", er habe mehre Jahre auf die Herbeischaffung des Materials und Verarbeitung desselben verwendet. Als müßte sich Dies nicht bei einer so umfassenden historischen Arbeit von selbst verstehen. Man sieht schon aus dieser Aeußerung, daß das ganze Werk nur die Bedeutung einer Compilation haben kann. Indessen wird doch die gewandte Darstellung und das stoffliche Interesse — die Geschichte der französischen Geistlichkeit ist reich an glänzenden Momenten und bedeutenden Persönlichkeiten — dem Werke, dessen erster Theil bis jetzt erschienen ist, eine gewisse Popularität verschaffen.

Puschkin in Frankreich.

Wir haben in d. Bl. bereits vor einiger Zeit das nachgelassene Werk eines jüngst verstorbenen russischen Fürsten über die hervorragendsten Dichter seiner Nation angeführt und dabei hervorgehoben, daß Puschkin in dieser geschmackvollen Zusammenstellung uns auffallend schlecht vertreten scheine. Um so erfreulicher ist es, daß dieser „Byron der Russen" — wie Puschkin so oft genannt ist — jetzt einen Bearbeiter gefunden hat, der uns in einer lesbaren Uebersetzung eine umfassendere Auswahl seiner zahlreichen Dichtungen vorführt. H. Dupont, Lehrer an irgend einer höhern Unterrichtsanstalt zu Petersburg, zeigt in seinen vor kurzem erschienenen „Oeuvres choisies de A. S. Pouschkine, poëte national de la Russie" neben vollkommen ausreichender sprachlicher Gewandtheit einen richtigen ästhetischen Takt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 222. —— 10. August 1847.

Ueber Stahl's Rechtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

In der Lehre vom Vermögen und besonders vom Eigenthume verwirft Stahl die Gütergemeinschaft, welche „die Beurkundung der Persönlichkeit, der eigentlichen Weihe des Vermögens", aufheben würde, und läßt nur das individuelle Eigenthum gelten. Beide Systeme, das der Gütergemeinschaft und das des privaten Eigenthums, haben ihre Uebelstände, und selbst wenn die des letztern überwiegend wären, so ist die Gütergemeinschaft mit unsern Sitten und unserer ganzen Denk- und Empfindungsweise doch so unverträglich, daß jeder Versuch ihrer Einführung unendliche Zerrüttung zuwege bringen müßte. Das Wahre liegt aber darin, daß das Eigenthum einen doppelten Charakter hat, einen individuellen und privaten, und einen socialen. Der erste ist der entschieden vorherrschende, der einzige den das positive Recht ausdrücklich und direct anerkennt. Noch bis vor wenigen Jahren galt es für eine Errungenschaft freisinniger und vernünftiger Institutionen, das Eigenthum gegen Eingriffe des Staats — wobei man nach den Erfahrungen der Vorzeit an Eingriffe plündernder Satrapen und gewaltthätiger Herrscher dachte — gesichert zu wissen: jetzt gilt dieses Berufen auf die Unantastbarkeit des Privateigenthums der Gesammtheit gegenüber, wie es z. B. bei den Debatten über das französische Expropriationsgesetz vom J. 1833 vorkam, nicht mehr für liberal, weil damit keiner Gewaltthätigkeit von oben opponirt, sondern nur gegen das Gemeinwesen der Egoismus geltend gemacht werden kann. Gleichwol ist der sociale Charakter im Eigenthum auch nicht zu verkennen. Das Eigenthum des Einzelnen ist ein Stück des Nationalreichthums, sein Grundbesitz ist ein Theil des Staatsgebiets, und das höhere Recht der Gesammtheit gibt sich durch Besteuerung und Verwendungen zu öffentlichen Zwecken, wozu immer die Mittel aus den einzelnen Privateigenthumsmassen kommen, deutlich genug zu erkennen. Das letzte und souveraine Recht ist also das der Gesammtheit, welche indeß das Nationaleigenthum nur mehr nach dem Erfolge und der Möglichkeit besitzt, in Wirklichkeit aber dasselbe dem Einzelnen zum Privateigenthume und zur individuellen Benutzung überläßt. Das Recht der Gesammtheit bleibt gewahrt, so lange das Eigenthum im allgemeinen Verkehre bleibt, und nicht durch besondere Dispositionen zu Gunsten von Individuen oder Familien seiner socialen Bestimmung entzogen wird. Da aber die Gesammtheit dauert und die Einzelnen wechseln, so ist um das Fortbestehen des Privateigenthums zu sichern und zu regeln das Erbrecht nöthig, welches Stahl mit Unrecht lediglich mit dem Familienverbande (woraus sich die Vererbung an extranei nicht ohne Zwang erklären läßt) und nicht auch zugleich mit dem Eigenthum in Verbindung bringt. Da er überdies das sociale und individuelle Element im Eigenthume nicht gehörig sondert, so findet er auch die richtige Grenze für das Erbrecht nicht, jenseit welcher dasselbe in die Rechte der Gesammtheit übergreift. Das Erbrecht kann und darf vernünftigerweise nur einen Uebergang, den unmittelbaren vom Erblasser auf den ersten Erben begründen; Substitutionen, Majorate, Fideicommisse sind deshalb verwerflich, und Stahl hat Unrecht, sie (Abth. 2, 92) im Interesse eines einzelnen Standes, oder vielmehr nur einzelner Familien zu empfehlen, da nach seiner eigenen Lehre solche Interessen gegen das Allgemeine und den vernünftigen Zusammenhang der Dinge zurückstehen müssen.

Die übrigen Materien des Privatrechts wollen wir übergehen, um für das öffentliche Recht Raum zu behalten, und beschränken uns auf die Angabe, daß Stahl besonders in der Lehre von der Familie die Erörterungen der ersten Auflage bedeutend erweitert und bereichert hat.

Das öffentliche Recht ist in vier Abschnitten erörtert: die socialen Elemente des Staats, die allgemeinen Lehren vom Staate, die Verfassung des Staats und die Verwaltung des Staats. In der vorangesandten Einleitung gibt Stahl als die Basis des öffentlichen Rechts den Gedanken des sittlich-intellectuellen Reichs an. Dieses ist in sich einige Herrschaft nach sittlich-intellectuellen Motiven über bewußte frei gehorchende Wesen, damit auch diese geistig einigend — es ist demnach Herrschaft von persönlichem Charakter nach jeder Beziehung, ein Reich der Persönlichkeit. Es soll also nicht eine todte Regel, ein Sittengesetz, sondern eine reale äußerliche Autorität herrschen; zugleich soll aber auch die

Nothwendigkeit eines sittlich verständigen Inhalts folgen, welcher das unwandelbare Wollen, daher auch die Schranke dieser Autorität ist, d. i. die Nothwendigkeit des Gesetzes des Staats, das durch die Geschichte überkommen über Fürst und Volk steht, und nur nach seinen eigenen Bedingungen abgeändert werden kann (constitutionnelles Princip im englischen Sinne), und endlich die Anerkennung der Nation als einer sittlichen Gemeinschaft, deshalb selbständig, frei gehorchend, dem Gesetze nicht anders unterworfen als insofern es zugleich durch ihre eigene sittlich verständige Würdigung bestätigt ist (Repräsentativprincip). Nach diesen Grundlagen, deren Consequenzen für die Verfassung des Staats wir weiter unten beleuchten werden, folgt die Erörterung des Einzelnen. Im ersten Abschnitte (die socialen Elemente des Staats) handelt der Verf. von der Gemeinde, von den Ständen, den neuen Socialtheorien und dem Adel. Jene Socialtheorien theilen mit der Revolution — unter der der Verf. die am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgekommenen Staatsansichten im Gegensatze gegen die vorherige Reflexionslosigkeit versteht — den völligen Untergang der Privatsphäre in der öffentlichen, und das Princip, daß der einzelne Mensch zum obersten Grunde und Zweck der Dinge gemacht wird, ohne höhere Ordnung und Nothwendigkeit über ihm. Die Socialisten werden hierauf freilich erwidern, daß das Geltendmachen einer höhern Ordnung und Nothwendigkeit gar nicht die jetzigen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten bedinge, und daß man dabei insofern nicht aufrichtig verfahre, als man jener höhern Ordnung ganz einfach das Interesse Derer die sich jetzt gut stehen unterschiebe, und so diesem Interesse durch allerlei Gerede den Schein einer Heiligkeit gebe die ihm durchaus nicht gebühre. Das Lebensprincip des Socialismus ist der Materialismus: aber ist er, wenn man die Dinge recht nüchtern und klar anzusehen strebt, nicht auch das Princip der entgegengesetzten Partei? Die Einen wollen genießen und besitzen was sie nicht haben, die Andern was sie haben, aber genießen und besitzen wollen Beide, und eben Das leistet jenen modernen Theorien Vorschub, daß man sich im Grunde mit ihnen auf einem und demselben Boden bewegt, auf dem des Materialismus. Eben in Folge dieses Materialismus und der sündigen Natur des Menschen sind freilich die Socialtheorien unausführbar, zugleich ist aber aus demselben Grunde die von ihnen drohende Gefahr von Convulsionen nicht zu entfernen. Die nationalökonomische Wahrheit die der Socialismus zur Erkenntniß bringt, daß das System der freien Concurrenz Nichts tauge, sowie die darin liegende sittliche Wahrheit, daß jedes Individuum absoluter Zweck sei, erkennt Stahl allerdings an, und scheidet sich von den Socialisten darin, daß er nicht Leitung der Erwerbthätigkeit des Individuums, sondern Leitung der objectiven Erwerblagen durch gesetzliche Ordnung fodert.

Hinsichtlich des Adels hat Stahl im Ganzen durchaus gemäßigte und vernünftige Ideen, und ist von den Thorheiten die sich hier in der ersten Auflage finden zurückgekommen. Die reactionnairen und unpassenden Ansprüche des Adels werden verworfen; der bereits zum Theil erreichte, zum Theil noch zu erreichende Erfolg ist geradezu der, daß es keinen Adel mehr geben kann als herrschenden Stand und als Stand der eine wesentliche (kastenartige) Ungleichheit der Ehre und Berechtigung in sich schließt. Vernünftigerweise könne der Adel nur auf Grundbesitz und historischer Continuität beruhen. Hierbei erscheint die so oft gehörte durchaus unklare Deduction wieder welche das Conservirende mit dem Conservirten verwechselt, und eine sehr lose Ideenassociation benutzend in den conservirten Familien ein conservatives Element erblickt. Richtig ist hiervon nur, daß alle Diejenigen conservativ sind die Viel zu verlieren haben, mag dieses Viel seit lange oder seit kurzem in der Familie sein. Die unklare Annahme: gerade die Grundbesitzer seien die Bewahrer der bisherigen Zustände gegen Neuerungen, wobei man die Festigkeit des Bodens auf die Gesinnung der Menschen überträgt, widerlegt sich durch die Erfahrung. Dieser Grundaristokratie soll nach dem Verf. „ein besonderer, einflußreicher Antheil an der Landesvertretung" gebühren. Das ist unklar: man sieht nicht, ob dieser Antheil verhältnißmäßig größer sein soll als der anderer Stände. Der folgende Satz, der die Unklarheit heben sollte, vermehrt sie noch, und ist eine weitere Probe von dem Hineinreden in die offensten Widersprüche, dessen sich Stahl mehrfach schuldig macht. Hier heißt es:

> Es ist zwar eine falsche Aristokratie, daß der Stand des hervorragenden Besitzes, namentlich des hervorragenden Grundbesitzes, den Ausschlag geben soll vor dem viel zahlreichern Mittelstande, aber es ist die wahre Aristokratie, daß jener der Zahl nach kleinere Stand auch eine selbständige politische Bedeutung habe, nicht durch das numerische Uebergewicht der andern rechtlich oder thatsächlich bewältigt werde.

Die erste Hälfte des Satzes ist das Gegentheil der zweiten. Dann aber werden die Glieder der Grundaristokratie sehr zweckmäßig als intermediaire Gewalt gebraucht, um die Maßregeln des Staats auf dem Lande zu vollziehen. Das Mittel endlich solchen Stand zu erhalten besteht in der Sorge für die Stetigkeit des Grundbesitzes durch Majorate, Stammgüter u. s. w. Dergleichen Einrichtungen muß man nun vernünftigerweise aus nationalökonomischen, politischen und rechtlichen Gründen verdammen: Stahl's Gründe dafür sind aber zu merkwürdig als daß wir sie nicht mittheilen sollten. Zunächst sind dergleichen Institute unerlaßlich, da „jetzt die Aristokratie nicht mehr die Regierung oder die Aemter derselben in Händen hat, die ihr ehedem Reichthum oder doch Subsistenz sicherten". Warum soll denn gerade der Adel einen Ersatz dafür haben, daß, wie übrigens gar nicht so schlechthin behauptet werden kann, die guten alten Zeiten vorüber sind? Dann aber liegt die Rechtfertigung jener Institute „nicht in dem abstracten Gedanken des Stammes gegenüber der Familie, sondern in dem öffentlichen Bruche der Familie selbst, oder vielmehr in der Bedeutung des Grundeigenthums, das nicht blos die Familie zu ernähren, sondern zugleich Quelle

der nationalen Ernährung und Träger einer politischen Macht und politischen Gesinnung zu sein bestimmt ist". Was Dieses bedeuten soll ist nicht klar. Bei Majoraten wird allerdings, da das Vermögen nur Einem zukommt, die wirkliche Familie dem Begriffe des Stammes oder Hauses, der bei dem niedern Adel gar nicht einmal paßt, aufgeopfert. Was aber aus der Bedeutung des Grundeigenthums folgen soll, ist noch weniger klar; soll dasselbe „nicht blos die Familie ernähren, sondern Quelle der nationalen Ernährung sein", so darf es eben nicht majoratisirt werden, und wenn es Dieses nicht wird, so hört es darum noch nicht auf seinen Eigenthümern die besondere politische Macht und politische Gesinnung zu verleihen.

Besonders aufgefallen ist es uns aber, daß Stahl — der auch bei seiner Eintheilung der Stände blos auf materielle Dinge Gewicht legt — keine andere Aristokratie kennt als eine Grundaristokratie. Wie sollen die materiellen Tendenzen der Zeit irgend mit Erfolg bekämpft werden, wenn man sie theilt, und nicht vielmehr mit dem schärfsten Ernste den Werth ideeller Dinge dagegen geltend macht? Wenn wir in jenem Materialismus stehen bleiben der mit dem Gerede von der besondern Wirkung des Grundeigenthums auf das Gemüth nur beschönigt wird, so können wir den Grundbesitz nicht für besser halten als jeden andern; denn der verständige praktische Sinn der Gegenwart kann auf die Länge den ideellen Unterschied nicht festhalten, ob die dominirenden Geldsäcke mit Landpachten und Grundzinsen oder mit dem Ertrage von Fabriken und Actienspeculationen gefüllt sind. Man täusche sich hier über die Stellung des großen Grundbesitzes in der modernen Zeit nicht. Die alte eigenthümlich schutzherrliche Stellung, die altadelige Gesinnung des ruhigen Besitzes und unbesorgten Verzehrens des ewig festen Einkommens ist bereits bedeutend angenagt: größerer Gelderwerb durch immer angespanntern Betrieb des Landbaus und ländlicher Gewerbe und Fabriken ist auch hier die Losung, und der große Grundherr steht seinen Ackerbau- und Fabriksklaven kaum noch anders gegenüber als der Fabrikherr in der Stadt den seinigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die römischen Elogien und König Ludwig's Walhallagenossen. Eine literarhistorische Abhandlung mit einem Anhange, enthaltend: Reste römischer Elogien und Proben einer lateinischen Uebersetzung der Walhallagenossen. Von Karl Zell. Stuttgart, Metzler. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

Unter dem Namen der éloges versteht man jetzt die Lob- und Gedächtnißreden welche nach dem Vorgange der französischen Akademie der Wissenschaften seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts von dem Secretair dieser gelehrten Körperschaft zum Andenken verstorbener Mitglieder gehalten worden sind. In diesen, die wir namentlich einem Fontenelle, d'Alembert, Condorcet, Cuvier und Mignet verdanken, wird besonders auf Anmuth und Glätte des Stils gesehen; die historische Wahrheit soll allerdings nicht beeinträchtigt werden, es ist aber doch auf Kosten des glänzenden Ausdrucks mitunter geschehen. Hr. Zell, der jetzt die Stelle eines großherzoglich badischen Ministerialraths mit einer Professur der Archäologie in Heidelberg vertauscht hat, und der sich früher durch seine belehrenden und anmuthigen „Ferienschriften" um die classische Literatur ein größeres Verdienst erworben hatte als durch sein lateinisches Wörterbuch, will nun in vorliegender Schrift den Ursprung jener Sitte verfolgen, und übersichtlich darstellen wie sich dieser Zweig der biographischen Literatur von den Römern herab bis auf unsere Zeiten ausgebildet und fortgepflanzt hat. Der Stoff zu einer solchen Abhandlung war in Bezug auf die Römer in den großen Inschriftensammlungen und in den gelehrten Literaturwerken von Bähr und Klotz hinlänglich vorhanden, und Hr. Zell hat denselben zu einer ganz lesbaren Darstellung ausgebeutet, bei der freilich philologische Leser hier und da manche Ergänzung anzufügen Gelegenheit haben werden. So vermißt man unter Anderm die Benutzung zweier Stellen aus Cicero's Buch „De senectute" in Cap. 4 und 17, ganz besonders aber bei S. 99 eine Erklärung über den Gebrauch des Wortes elogium in jener unlateinischen Bedeutung wie sie von neuern Lateinschreibern häufig angewendet worden ist. Denn elogium darf nie anders als für „Aussage, Aufschrift" genommen werden, nie für „Lobrede", und wenn der große Ruhnken seine berühmte Denkschrift auf Tib. Hemsterhuys ein „Elogium Hemsterhusii" genannt hat, so setzte er als feiner Kenner der Latinität in der Vorrede hinzu, daß er Dies um des gewöhnlichen Sprachgebrauchs willen gethan habe (sed temporum nostrorum consuetudini aliquid dandum fuit). Von den Römern, deren Elogien-Fragmente in einem Anhange zusammengedruckt und zweckmäßig erläutert sind, wendet sich Hr. Zell im dritten Abschnitt zu den epigraphischen und literarischen Elogien in lateinischer Sprache aus der mittlern und neuern Zeit. Hier wird der Leser sich gern die Erinnerung an Petrarca, Boccaccio, Paul Jovius, Boissard, Janus Erythräus u. A. gefallen lassen, und nur bedauern, daß die lateinischen Lobschriften deutscher Philologen auf S. 62 und 104 gar zu kurz abgefertigt worden sind. Ruhnken, Wyttenbach, Ernesti, Geßner und Heyne sind zwar genannt, aber es fehlen Schütz, Creuzer, Hermann, Jacobs, Eichstädt, die Meister in dieser Gattung, und von den jüngern Gelehrten Paldamus und Wüstemann. Im vierten Abschnitte, welcher die Elogien und den Elogien entsprechende biographische Darstellungen in neuern Sprachen umfaßt, begegnet uns auf S. 63 ein sehr verständiges Wort über den Gebrauch des Lateins in unserer Zeit für die genannten Zwecke. „Die lateinische Sprache", sagt Hr. Zell, „ist in den höhern Kreisen des europäischen Bewußtseins fortwährend lebendig geblieben, und kann darum nicht als eine todte Sprache in unbedingtem Sinne gelten. Ferner, wenn auch für die Darstellungen in der lateinischen Sprache sowol hinsichtlich des Ausdrucks als der literarischen Form festere Formen der freien Productionskraft, sowie aber auch der maßlosen Willkür entgegenstehen, so ist dennoch immerhin den individuellen Richtungen noch ein großer Spielraum gelassen, wie die reiche Masse des Gebiets dieser Literatur bezeugt. Jedenfalls wenn ein ausgezeichnetes Talent mit vollständiger Aneignung und Freiheit unter der Fortwirkung der angegebenen Verhältnisse sich der lateinischen Sprache zur Darstellung bediente, so kann der Gehalt der geistigen Kraft durch die gediegene Kraft des angewendeten Organs doch nur gewinnen. Oder würden wol Erasmus von Rotterdam oder Hugo Grotius, jene Geister welche so kräftig auf die gesammte europäische Bildung einwirkten, in irgend einem andern Organ einer neuern Sprache ihre Gedanken klarer und besser geformt haben ausdrücken können? Darum werden bei allem Reiz und Werth des Heimatlichen doch die besten Werke aus jenem Kreise der neulateinischen Weltliteratur stets ein hohes Interesse anzusprechen haben." Aus der französischen Literatur werden sodann in einer übersichtlichen Darstellung als Vertreter dieser biographischen Werke und éloges Perrault, Fontenelle, d'Alembert, Cuvier und Mignet genannt (manche ausgezeichnete Na-

men, wie Guibert, fehlen freilich, und die Ausartung in der Napoleon'schen Zeit durch Regnaud de St.-Jean d'Angely hätte wenigstens sollen angedeutet werden). Noch kürzer ist die englische und italienische Literatur behandelt, wo in der erstern Walter Scott's Name nicht fehlen durfte, sowie eine kurze Beziehung auf die inhaltreichen Familienpapiere der Häuser Paston, Hargrave und anderer adeligen Geschlechter; ebenso wie bei Italien die so wichtige biographische Sammlung des Marchese Pompeo Litta mit Unrecht übergangen worden ist. In der deutschen Literatur (S. 74 fg.) verzichtet der Verf. darauf eine vollständige Geschichte der biographischen Literatur zu geben; er will nur solche Werke nennen welche als Anfänge und Vorbilder neuer Behandlungsweisen gelten, oder solche welche dem Zwecke, der Anlage oder Ausführung nach mit den Walhallagenossen in näherer Beziehung stehen. Es werden also genannt und charakterisirt: Pantalare's „Heldenbuch deutscher Nation", Birken's „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich", Schröckh's und Schirach's „Allgemeine Biographien", „Das deutsche Pantheon", Henning's „Deutscher Ehrentempel", Schlichtegroll's „Nekrolog", die Sammlungen der deutschen Kaiserbilder von Kohlrausch und Schott. Die Biographien Einzelner und die Memoiren werden nach vier Richtungen auf zwei Seiten aufgezählt. Man begreift nicht recht, was Hr. Zell mit dieser dürftigen Nomenclatur, die nicht vollständig sein konnte, eigentlich gewollt hat.

Im fünften Abschnitt folgen die „Walhallagenossen", um derentwillen die Abhandlung vorzugsweise verfaßt zu sein scheint. Ueber das Buch selbst steht wol die öffentliche Meinung ziemlich fest; seine Vorzüge und Mängel sind unparteiisch gewürdigt, und jene so überaus scharfe Kritik in den weiland „Deutschen Jahrbüchern" ist eben wegen ihrer Absichtlichkeit nur noch als literarische Curiosität in dem Gedächtnisse Einzelner aufbewahrt geblieben. Hr. Zell, mit dem wir die Meinung von einer durchaus löblichen Absicht des königlichen Verfassers theilen, will sich nicht auf die Auswahl der Personen, noch auf die über sie gefällten Urtheile (nur eine sehr anerkennende Kritik derselben in den „Wiener Jahrbüchern" hat er auf S. 106 u. fg. besprochen) einlassen, sondern bespricht nur die ihnen zu Grunde liegende Idee. Diese ist nach S. 85 offenbar folgende: Die „Walhallagenossen" sollen die Aufschriften zu den plastischen Bildnissen der berühmten Deutschen sein, sie sollen die Wirkung welche diese Darstellungen der plastischen Kunst für die Anschauung hervorbringen gleichsam in erhöhter Potenz für den Geist durch das umfassendere Darstellungsmittel der Sprache wiederholen; sie sind gleichsam mit Einem Worte die zu jenen Bildnissen gehörenden „Elogien". Hieran schließt sich die längere Erörterung dieser Sätze, worauf dann Hr. Zell die sprachliche Form und den Stil in den Bereich seiner Untersuchung zieht. Der letztere soll ein Lapidarstil sein, Kürze und Nachdruck mußten also seine Haupteigenschaften werden, deren Mittel außer der Auswahl der Worte in Ellipsen, syntaktischen Wendungen und der Wort- und Satzstellung liegen. Der Verf. hat sich bemüht in diesen Mitteln, z. B. in der Auslassung der Hülfszeitwörter sein und haben und des persönlichen Fürworts der dritten Person bei den Zeitwörtern, im Gebrauch des Participiums und in der Voranstellung des Genitivs, lauter Vorzüge eines deutschen Lapidarstils aufzufinden; wir zweifeln jedoch, daß er hierin viele Gläubige finden wird, wie wir auch an unserm Theile nicht einsehen können, welchen Gewinn die deutsche Sprache von diesen Beschränkungen ziehen soll. Denn die so wünschenswerthe Vereinigung des deutschen Sinnes mit dem Geist und Stil des classischen Alterthums muß und kann auf einem ganz andern Wege erreicht werden als auf dem welchen uns Hr. Zell vorgezeichnet hat. Da nun nach des Verf. Auffassung die „Walhallagenossen" nach dem Maße ihrer Ausdehnung ebenso wol als nach der gedrängten Kürze ihrer Darstellung an die römischen Elogien erinnern, so hat Hr. Zell selbst den Versuch gemacht einen Theil derselben in das Lateinische zu übertragen, und diese Probestücke im Anhange mitgetheilt. Die Beurtheilung derselben gehört nicht in d. Bl., aber einige Stellen müssen doch wenigstens aufgeführt werden. So heißt es in dem Abschnitte über Schiller: „Schillerum Germani suum omnium poetarum popularium quam maxime amant: nam propriam Germanorum indolem plane refert, vel hactenus quod non unius populi sed totius mundi se civem sentit. Sursum nos attollit, et ipse evolat: animum facit quia habet. Sed generosiorum ex aequalibus ejus vigor introrsus abditus intra animi penetralia cohibebatur, atque ingenia languoris hujus temporis pertacta ad antiqui decoris recordationem se converterunt, neque tamen ultra scribenti elegantiam enisa. Vatis et vita et musa casta, humanitatis plena; poetica facultas primigenia, nativa. Multi eum imitati sunt, nemo assecutus." Im Leben Blücher's ist des alten Feldherrn berühmter Zuruf an sein Heer vor der Schlacht an der Katzbach: „Nun, Kinder, habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!" sehr steif übersetzt: „Iam satis Francogallorum intromisimus; agmine nunc converso porro pergite" und sieht aus wie Lexikonlatein. Ueberhaupt fehlt es bei einzelnen gelungenen Stellen doch dem Ganzen an Frische und Lebendigkeit, und Hr. Fiedler, der des Königs Ludwig deutsche Verse ins Lateinische zu übertragen hat, ist in der Wahl seines Gegenstandes sowie in der Ausführung glücklicher gewesen.

90.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Policeigeschichte.

Seitdem Vidocq's „Les vrais mystères de Paris" wegen ihrer zum Theil etwas anrüchigen Enthüllungen wenigstens in einigen Kreisen des Publicums eine einträgliche Berücksichtigung gefunden haben, ist das für jeden Liebhaber von Scandalosen ergiebige Feld der Policeigeschichte vielfach ausgebeutet. Jeder Policeichef möchte sich zum Schriftsteller und jeder Schriftsteller der einigermaßen auf die günstigen Zeitströmungen zu achten pflegt zum Policeispione machen. Daß die Literatur bei diesen nur auf Gewinn berechneten Productionen Nichts gewinnt, versteht sich von selbst; was kümmert aber auch diese feilen Speculanten literarischer Nachruhm und Werth der Composition, wenn sie nur einen möglichst hohen Ehrensold — der Ausdruck ist hier kaum noch erlaubt — erzielen. Louis Lurine ist ein geistreicher und gewandter Schriftsteller, der sich namentlich durch seine feinen, schillernden Feuilletons in der belletristischen Welt einen Namen gemacht hat; aber die „Histoire secrète et publique de la police" — das Geheimnißvolle wird bei dieser Gelegenheit immer als lockendes Aushängeschild benutzt — ist schwerlich geeignet seinem literarischen Rufe längere Dauer zu sichern. Es ist dies eine sehr lose gehaltene Verarbeitung allerlei unzusammenhängender Notizen, welche meist aus sehr unzuverlässigen Quellen geschöpft scheinen.

Der Buchhandel.

Auch in Deutschland, dessen regelmäßige, sichere buchhändlerische Verbindungen man mit Recht oft dem Auslande als Muster empfohlen hat, erheben sich jetzt klagende Stimmen über den beginnenden Verfall des Buchhandels. Vielleicht sind die unheilvollen Prophezeiungen welche sich in dieser Beziehung neuerdings von verschiedenen Seiten geltend gemacht haben übertrieben und unbegründet; aber in Frankreich — das läßt sich nicht verkennen — geräth die schon längst gefährdete Sache immer mehr ins Arge. Eine klare, ruhige Darstellung der Sachlage mit ausschließlicher Berücksichtigung der französischen Verhältnisse findet man in folgender Flugschrift „De la librairie, son ancienne prospérité, son état actuel, causes de sa décadence, moyens de régénération", von J. Hébrard, welche offenbar von einem Sachverständigen herrührt.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 223. —— 11. August 1847.

Ueber Stahl's Rechtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Hinsichtlich der übrigen Partien des Stahl'schen Werkes müssen wir uns aus Rücksichten auf den uns vergönnten Raum eines Eingehens in die Einzelheiten enthalten, und können nur eine allgemeinere Charakteristik liefern. Stahl steht in dem Rufe eines reactionnairen Schriftstellers; jedoch, wie wir glauben, mit Unrecht, und nicht sowol weil seine eigenen Lehren — was in dieser zweiten Auflage erst recht klar wird — reactionnair und absolutistisch wären, als weil er die Lehren auf welchen die Entwickelung seit der ersten Revolution beruht, weil er die rationalistische Rechts- und Staatslehre bekämpft, und schlechthin Unterwerfung unter ein höheres Gesetz als den eigenen Willen oder ein blos logisches Gesetz fodert. Die wahrhaft reactionnaire und absolutistische Staatslehre bekämpft er aber nicht minder, und bringt Resultate heraus die sich freilich nicht so leicht und einfach aus seinem Grundprincipe zu ergeben scheinen, als sich die v. Haller'schen und Garcke'schen Doctrinen daraus herleiten ließen. Es wäre deshalb nicht zu bewundern, wenn Stahl an manchen Orten doch als von liberalen Ideen inficirt betrachtet würde, und man es nicht recht angemessen fände, daß er in gewissem Sinne die Volkssouverainetät zuläßt, daß er den Staat im Gegensatze gegen privatrechtliche und patrimoniale Ansichten für ein öffentliches Gemeinwesen und ihn sohin mit Rousseau unter allen Formen für republikanisch erklärt, daß er mit Entschiedenheit eine Volksrepräsentation fodert, die Freiheit der Presse vertheidigt, den so legitim aussehenden übertriebenen Adelsbegünstigungen in Grundherrschaftsprivilegien nachdrücklich widerspricht, die Hintansässigkeit für das Grab nationaler Einheit und Selbständigkeit erklärt, und sogar (S. 270) den oft so erfreulichen Enthusiasmus mit welchem man die kleinen und kleinlichen Dinge im Privatleben der Könige feiert für Uebertreibung und Unlauterkeit erklärt! Wir sind nun freilich nicht geneigt diese Behauptungen zu freisinnig zu finden, müssen aber doch einige Bedenken gegen wesentliche Grundzüge in der Stahl'schen Auffassung des ganzen öffentlichen Rechts äußern. Das Charakteristische ist darin, daß Stahl die mechanische Auffassung der constitutionnell-liberalen Doctrin, und daß er ebenso die patrimonialen und privatrechtlichen Lehren des Hrn. v. Haller und seiner Nachbeter verwirft, daß er wie Schelling und Hegel die Objectivität des Staatszwecks anerkennt und den Staat als ein öffentlich-rechtliches Gemeinwesen auffaßt. Der Staat ist nach ihm nicht eine unmittelbar persönliche und private Herrschaft die in dem Willen und Rechte des Herrschers oder dem willkürlichen gegenseitigen Abkommen zwischen Herrscher und Unterthanen ihre Ursache und das Gesetz ihres Bestandes hat. Der Fürst hat die Gewalt nicht als in seiner Person, sondern als im Wesen der Anstalt entsprungen, daher auch nicht nach seinem Privatwillen und zu seinem Privatzweck, sondern begrenzt und bestimmt durch den Zweck und nach dem Gesetze der Anstalt. Das Verhältniß des Volkes zu ihm ist nicht ein blaßes persönliches Subjectionsverhältniß, sondern Unterwerfung als unter das Haupt eben des gesetzlich geordneten Gemeinwesens das es mit ihm selbst bildet. Der Staat ist durch und durch eine öffentliche Sache.

An diese Ansicht vom Staate knüpft Stahl sogleich die Foderung einer monarchischen Verfassung an, und diese Verfassung soll alsdann keine rein monarchische, sondern eine repräsentative sein. Gegen das Resultat hätten wir hier weniger zu erinnern als gegen dessen Begründung. Stahl konnte von seinem Standpunkte aus, auf dem ihm Speculation, praktische Politik, Geschichte, positives Recht und Zweckmäßigkeit völlig ineinander laufen, sich rein an das Positive, das Thunliche und das Zweckmäßige halten, und hiernach die Monarchie rechtfertigen. Seine positive und historische Anschauungsweise hätte ihn dahin führen sollen, für bestimmte Staaten und bestimmte geschichtlich gewordene Verhältnisse auch verschiedene Verfassungen zuzulassen, und nicht die Monarchie als die einzig vernünftige philosophisch zu deduciren. Die Inconsequenz erscheint nur noch größer, wenn neben dieser philosophischen Ableitung der Monarchie der bezeichnete historische Gesichtspunkt (S. 192, 195, 365) deutlich durchschimmert. Uebrigens ist die philosophische Ableitung der Monarchie auch danach. Wie das Privatrecht auf dem Gedanken der Persönlichkeit ruht, so das öffentliche Recht auf dem

Gedanken des sittlich-intellectuellen Reichs. Dieser ist aber bewußte, in sich einige Herrschaft nach sittlich-intellectuellen Motiven über bewußte frei gehorchende Wesen, damit auch diese geistig einigend; er ist demnach Herrschaft von *persönlichem* Charakter nach jeder Beziehung, *ein Reich der Persönlichkeit*. Es soll nicht ein unpersönliches Sittengesetz, sondern eine Macht von persönlichem Charakter herrschen. Ein solches sittliches Reich ist die bürgerliche Gesellschaft. Auch hier ist eine über den Menschen erhabene Herrschaft aufgerichtet von persönlichem Charakter, d. i. ihrer selbst bewußt und ihres Handelns mächtig und mit einer realen Macht über sie; es wird hier die Herrschaft einer wirklichen natürlichen Persönlichkeit ersetzt durch die gegliederte Einrichtung, den Staatsorganismus, und es ist die vollkommene Beschaffenheit derselben, daß sie auch in einer natürlichen Persönlichkeit (dem Königthume) ihr innerstes Centrum habe. Wir vermögen durchaus nicht zu begreifen, wie hier aus der Persönlichkeit des sittlichen Reichs, daraus daß keine logische Kategorie, sondern eine lebendige persönliche Macht herrschen soll, die Herrschaft eines einzelnen Menschen folgt. Ein mal soll diese Persönlichkeit durch einen sittlichen Organismus ersetzt werden (S. 2), dann heißt es (S. 9), die Herrschaft des Staats, wenn sie nicht, *wie in Despotie, eine bloße Persönlichkeit* sei, sei ein sittlicher Organismus, da die Persönlichkeit überall nur durch einen solchen ersetzt werden könne. Hier vermeidet Stahl also noch, direct aus der Persönlichkeit der Herrschaft im sittlichen Reiche die Person des Monarchen zu deduciren; nur soll nach S. 2 (warum? sieht man nicht) jener Organismus in einer natürlichen Persönlichkeit ihr Centrum haben. Widersprechend hiermit ist, daß S. 13 gelehrt wird: der herrschende Wille müsse in einer geistigen Bestimmtheit, in einer Individualität wurzeln, daß seine Herrschaft von einer in sich einigen, sittlich intellectuellen Lebensanschauung ausgehe. Dieses Letztere ist gerade beim natürlichen Individuum am allerwenigsten der Fall, da hier die Launen, Vorurtheile und Schwächen ihr Recht behaupten, und daß ein Schluß von Gottes persönlicher Herrschaft auf die Herrschaft eines einzelnen Menschen durchaus falsch sein würde, ist von Stahl selbst anerkannt. Die Haltlosigkeit des ganzen Raisonnement leuchtet noch mehr aus Dem ein was über Gemeindeverfassung beigebracht wird. Diese ist republikanisch, weil es sich in der Gemeinde zuletzt doch blos um Interessen der Menschen, nicht um eine höhere sittliche Ordnung handle. Der Staat als sittliches Reich solle dagegen von einem Könige regiert werden. Hiergegen müssen wir zunächst geltend machen, daß jene Scheidung zwischen Gemeinde und Staat falsch ist. Der Staat pflegt in seinem Kreise die allgemeinen Elemente in denen sich die Bestimmung des Menschen erfüllen soll, materielle Interessen, Sittlichkeit, Religion, Kunst. Die Gemeinde und die Familie sind kleinere, dem Staate organisch verbundene Kreise, die ebenfalls zur Pflege jener allgemeinen Elemente in immer näherer Beziehung zu den Individuen bestimmt sind. Es ist falsch, wenn Stahl blos materielle Dinge zum Zweck der Gemeinde macht. Familie, Gemeinde und Staat stehen sich also in dem von Stahl hervorgehobenen Punkte gleich. Dann folgt aber das Königthum nicht aus der Beschaffenheit des Staats als eines sittlichen Reichs. Nehmen wir die Sache wie sie eben jetzt praktisch liegt, so ist die Monarchie das einzige Mittel die Masse von sich kreuzenden Interessen im Gleichgewicht zu halten; von Interessen die eben nur im Ehrgeize, in der Genußsucht der Zeit, in der Unfähigkeit gegen den Ruhm sittlichen und wissenschaftlichen Strebens die Außendinge aufzugeben liegen. Stahl selbst erkennt es an, daß die ganze Beherrschung der Menschen im jetzigen durch die Sünde depravirten Zustande und nach dem allgemeinen Fluche des zeitlichen Daseins gar nicht die normale sein könne; es ist dem Sündenfalle zuzuschreiben, daß Menschen über Menschen herrschen. Sollte nun nicht die strengste und stärkste Weise der Beherrschung mehr mit der Sünde und Unsittlichkeit zusammenhängen als mit der Sittlichkeit? Wir sind freilich nicht der Ansicht, daß der Staat eben nur eine Anstalt gegen Unrecht und Unsitte sei, und aufhören könne, wenn die Menschen erst besser sein werden als jetzt: wenn er aber etwas auf einen fortdauernden, wesentlichen Menschheitszweck Bezogenes ist, so sehen wir nicht ein, weshalb die für jedes Gemeinwesen natürliche Form nicht auch die dem Wesen des Staats entsprechende sein könnte. Stahl's Deductionen zu Gunsten des persönlichen Regiments haben nichts Ueberzeugendes, es ist als ob Jemand die blaue oder die rothe Farbe vor den übrigen lobte, und sein Analogisiren und Postuliren schlägt hier durchaus in leere Redensarten aus, die wol den Empfindungen der Regierenden wohl thun können, der Wahrheit aber um keinen Schritt näher führen. Dieses Herumtreiben in bloßen Redensarten, woraus die handgreiflichsten Widersprüche entstehen, ist Stahl's schwache Seite und eine ganz natürliche Folge davon, daß er in seiner Scheu vor dem logischen Gedankengange der rationalistischen Philosophie nach Schauen, Fühlen und Wohlmeinen das Eine an das Andere reiht, und so in eine Unbestimmtheit und ein Herumsprechen geräth die eines so ernsten wissenschaftlichen Werks nicht würdig sind. Was soll man dazu sagen, wenn zu den eben angeführten Unklarheiten und Widersprüchen nun noch hinzukommt, daß nach S. 208 das Königthum eingesetzt ist, damit eine Herrschaft über den Menschen bestehe, persönlich, in sich einig u. s. w.; daß die Herrschaft des Staats persönlich werde im König; daß (S. 212) es gar nicht darauf abgesehen ist, daß im Fürsten eine menschliche Persönlichkeit über den Staat herrsche, sondern daß der *Staat* im *Fürsten* persönlich werde; daß (S. 162) der volle Charakter persönlicher Herrschaft nicht darin liege, daß eine menschliche Person die Herrschaft führe, und diese auf der Gesinnung dieser menschlichen Persönlichkeit ruhe, sondern daß die Herrschaft des Staats eine persönliche sei, und daher auf einer Gesinnung des Staats ruhe; daß (S. 9) die Herrschaft einer bloßen

Persönlichkeit Despotie ist, und (S. 163) die Staatsgewalt ein Subject, eine Persönlichkeit (Fürst, oder organisirte Versammlung, oder beide zusammen als Ein Subject) sein muß?

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachträge zur Literatur über Schleswig-Holstein.

1. Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein. Ein deutsches Lesebuch von **Franz Schuselka**. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Großherzogthum Schleswig. Nebst einem Anhange: „Ueber die skandinavischen Sympathien." Von J. G. **Kohl**. Stuttgart, Cotta. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

In zwei ausführlichen Artikeln (vergl. Nr. 9—16 und Nr. 68—75) haben wir im diesjährigen Jahrgange d. Bl. die schleswig-holsteinische Angelegenheit erörtert, und den Standpunkt welchen wir in derselben festhalten mitgetheilt. Hier kommen wir nicht auf Gesagtes zurück, sondern halten uns möglichst einfach an die beiden vorliegenden Schriften.

Franz Schuselka hat aus der vielbearbeiteten Geschichte Schleswig-Holsteins einzelne Hauptpunkte hervorgehoben, jedenfalls zur Nutzanwendung auf das Heute. Seine Schrift ist eine Parteischrift, und um so mehr eine Parteischrift, als sie auch die Geschichte nur im Sinne der Partei behandelt. Wir sind kein Verehrer des einseitigen Nationalismus überhaupt, noch weniger haben wir uns für den Schleswig-Holsteinismus in der gewohnten Weise wie Schuselka es kann „begeistern" können. In unsern obenbemerkten Artikeln haben wir den Schleswig-Holsteinismus historisch und staatsrechtlich kritisirt; noch weniger kann es uns aber gefallen, wenn der Spiegel der Geschichte absichtlich getrübt wird, und wenn, wie Schuselka sich bemüht, aller Schimpf, alle Schande, alle Niederträchtigkeit auf die Seite der Dänen, aller Edelsinn, alle Großartigkeit, alle Tapferkeit und Geradheit auf die Seite der Schleswig-Holsteiner gebracht wird. Das ist keine unbefangene Geschichtschreibung, keine ernste Erwägung der Momente und der Verhältnisse, sondern parteiliche Leidenschaft, welche wir dem Publicisten des Tages, niemals aber dem Geschichtschreiber zugute rechnen können. Mit folgenden Worten u. s. w. glaubt Schuselka die geschichtliche Laufbahn der Dänen charakterisiren zu können: „dänische Knechtschaft", „dänische Zwingvögte", „treuloses Dänenherz", „dänische Prahler", „dänische Fanghunde", „dänischer Hochmuth", „schändlicher Verrath", „Gesinnungslosigkeit des dänischen Volkes", „dänische Schläfrigkeit", „dänische Tücke und Habgier" u. s. w.; dagegen heißt es immer von den Schleswig-Holsteinern: „holsteinische Helden", „ritterliche Holsten", „treue Holsteiner", „edelstolzes Selbstgefühl", „ehrliche deutsche Herzen", „erquickendes Schauspiel frei ringender Volkskraft", „muthige Volksführer" u. s. w. Wir heben diese Worte heraus, wie man sie beim flüchtigen Blättern findet, und können uns nicht zu der Ueberzeugung bekennen, daß auf diese Art und Weise der richtige Weg für eine populaire Geschichtschreibung gefunden werde. Wenn man das Volk, wie es heilsam und wünschenswerth ist, über seine Geschichte aufklären will, so soll man ihm doch seine ganze Geschichte geben, unbefangen, klar, eindringend, und nicht glauben, daß die Geschichte dadurch geadelt werden könne, wenn man sie nur zum äußern Zwecke einer Parteiaufregung betrachtet.

Wir stimmen also mit Schuselka keineswegs überein; dennoch wollen wir zugeben, wenn wir auch seinen Standpunkt verwerfen, daß er mit lebendiger Frische einzelne Bilder aus der schleswig-holsteinischen Geschichte geschildert hat. Namentlich hat uns die Darstellung der ditmarsischen Freiheitskämpfe sehr wohlgefallen; der alte Neocorus, obgleich Dahlmann ihn herausgegeben, ist leider noch immer wenig bekannt, und viele Deutsche ahnen gar Nichts von den großen Kämpfen welche die ditmarsischen Bauern geführt haben um ihre Freiheit, und welche sich den Großthaten der Griechen und Römer würdig an die Seite stellen lassen.

Den Schluß der „Geschichtsbilder" macht eine aphoristische Darstellung der politischen Zustände im gegenwärtigen Schleswig-Holstein. Wir wünschen nicht weniger die deutsche Entwickelung dieser Länder, als Hr. Schuselka, wir wollen ebenfalls, daß die dänische Anmaßung zurückgewiesen werde; aber wir haben eine andere Ansicht über den schleswig-holsteinischen Streit, und sie ist in den schon mehrfach erwähnten größern Artikeln deutlich ausgesprochen worden. Die „Nortorfer Volksversammlung" halten wir nicht für „großartig", für „denkwürdig und bedeutsam", wol aber für „verunglückt", und wir geben Nichts auf die schön entschuldigende Phrase: „Zu Nortorf ist deutsches Recht dänischer Gewalt gewichen." Hr. Schuselka bekennt selbst: „es fehlte den Volksführern jeder Plan"; was hilft es, wenn die „Stimmung der Menge, in der sich viele Frauen befanden, eine begeisterte" war? Hr. Schuselka klagt selbst: „Die Menge zerstreute sich rechts und links, und das Ansehen einer Volksversammlung ging ganz verloren." Trotzdem bewies das Volk wieder „eine vortreffliche Haltung". Wie soll man solche Widersprüche verstehen? Die „vortreffliche Haltung" bestand vielleicht darin, daß man das Unionslied sang. Hr. Schuselka schließt mit den Worten, die gar sehr heroisch klingen, wenn es nur nicht noch Worte wären: „Der Worte sind genug gewechselt." Dann heißt es aber auch noch sehr beruhigend: „Die Schleswig-Holsteiner sammeln Geld, um für das Hermanns-Denkmal das Schwert zu liefern." Das ist ein sehr harmloses Treiben.

Von dem Eindrucke welchen die schleswig-holsteiner Bewegung in Deutschland gemacht hat, nachdem der erste Enthusiasmus, der niemals ausbleibt, verflogen war, liegt uns ein hübsches poetisches Pröbchen vor. In Berlin cursirte bald nach der „verunglückten" Nortorfer Volksversammlung in zahllosen Abschriften ein Gedicht welches noch nirgend gedruckt worden ist, das aber für den Kreislauf dieser „deutschen Bewegung" von historischem Interesse sein könnte. Hier ist es; freilich wird Hr. Schuselka sich wenig daran erbauen.

> Im ganzen lieben deutschen Land,
> Die Alten und die Jungen,
> Schreit Alles: Holstein stammverwandt
> Und: Schleswig meerumschlungen.
>
> Sie spielen wieder fern und nah,
> Bei bairisch Bier und Weine,
> Die göttliche Komödia
> Vom freien deutschen Rheine.
>
> Ha, Christian, zitterst du nicht schon?
> Zum Sturme wird ein Wölkchen!
> Es kommt die große Nation,
> Die achtunddreißig Völkchen!
>
> Als wollten sie ganz Dänemark
> Mit Haut und Haaren fressen, —
> Und ihre Waffen sind — ein Quark
> Von Liedern und Adressen.
>
> Die Fürsten lachen auf dem Thron,
> Zu Frankfurt die Scribenten,
> Die lachen auch zu euerm Droh'n,
> Die stets Incompetenten.
>
> Und schaut nur übers Land hinaus,
> Wie sie sich amusiren!
> Zur Linken lacht John Bull euch aus,
> Rechts lachen die Baschkiren.
>
> Und Alles lacht der Narrethei
> Und hält euch schier zum Besten

Mit euerm Carnevalsgeschrei,
Adressen und Protesten.

Wo man in Deutschland beugt das Knie
Dem liberalen Gotte,
Da wird der Spott zur Poesie,
Die Poesie zum Spotte.

Im Lande knallt's und brüllt's, als wär's
Voll Bomben und Kanonen,
Und dennoch ist's nur voll Claquers,
Voll großer Histrionen.

Mit vollen Backen blasen sie
In ihre Lärmtrompeten, —
Derweilen ist das Volk wie nie
Im Elend und getreten.

D'rum stellt nur euer Singen ein,
Ihr Alten und ihr Jungen,
Und lasset Holstein Holstein sein,
Und Schleswig meerumschlungen.

Laßt all den dummen Firlefanz
Und schreit nicht so zelotisch,
Singt doch: Heil dir im Siegerkranz —
Das klingt auch patriotisch.

Dieses Gedicht paßt unmittelbar zu „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und zu der „verunglückten Nortorfer Volksversammlung". Die Extreme einer Bewegung schließen eben die ganze Bewegung in ihre Mitte.

Ohne politische Leidenschaft ist in dem zweiten Werke Hr. Kohl an die Behandlung seines Stoffs gegangen. Es ist dieses bereits der sechste Band den er über schleswig-holsteinische und dänische Zustände schreibt, und da ist es kein Wunder, daß er hier Mancherlei wiederholt was bereits früher von ihm gesagt worden ist. Nichtsdestoweniger hat Hr. Kohl eine so feine, und namentlich im Einzelnen, im Kleinen mit Interesse fesselnde Beobachtungsgabe, daß man ihm auch diesmal noch gern in die schleswig-holsteinischen, friesischen, dänischen und skandinavischen Volkszustände folgen wird. Wir wollen uns hier kurz auf den Inhalt der Schrift, welchen Hr. Kohl als Vorwort mittheilt, beschränken. Die Schrift wirft zunächst einen Blick auf die Verhältnisse der deutschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn im Osten, Süden, Westen, Norden im Allgemeinen, und geht dann zu den nationalen und sprachlichen Wirren auf der Cimbrischen Halbinsel über. Es wird die Uebervölkerung dieser Halbinsel untersucht, die deutschen Einwanderer aus Süden, die skandinavischen aus Norden, die sich in Schleswig treffen und mischen. Dieses Land wird als ein von Jütland mehrfach geographisch-physikalisch gesondertes geschildert, das von deutschen Angeln, Sachsen, Friesen und Jüten bevölkert wurde. Dann werden die anfänglichen Verhältnisse der schleswigschen Dänen oder Südjüten zu ihren Nachbarn dargestellt und gezeigt, wie schon von Anfang herein die schleswigschen Dänen durch ihre Mischung mit den Angeln manche deutsche Elemente in sich aufnahmen, und wie in Folge der Einführung des Christenthums, deutscher Bischöfe in Schleswig, namentlich die Stadt Schleswig ganz verdeutscht wurde. Es wird ferner nachgewiesen, in welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch dänisch, in welchen Punkten es deutsch oder holsteinisch zu nennen sei. Es werden die deutschen Behörden des Landes bezeichnet die ihm mit Holstein gemeinsam sind, und wiederum die dänischen Behörden die es mit dem Königreiche gemein hat. Es wird ferner gezeigt, welche dänischen Elemente etwa noch im Privatrecht des Landes blieben, wie durch Vermittelung deutschen Einflusses neben den deutschen Rechtsprincipien auch römisches Recht ins Land gedrungen ist, welchen Einfluß deutsche Reichsgesetze und Bundesbeschlüsse auf Schleswig übten; ferner wie in Kirche und Schule deutsche Sprache und Lehrweise besonders in Folge der Reformation zur Herrschaft gelangten, wie deutsche Gymnasien und Seminare gestiftet wurden, und welchen Einfluß die Kieler Universität ausüben mochte. Nebenher wird auf den Kampf der süddeutschen und plattdeutschen Sprache und auf den Sieg der erstern über die letztere aufmerksam gemacht, sowie auf die daraus für die schleswigschen Dänen entspringenden Folgen. Auch in den Handelsverhältnissen des Landes wird der deutsche Einfluß gezeigt und verfolgt, und das Resultat hervorgestellt, wie das ehemals in Schleswig bestandene dänische Gesellschaftsgebäude in Trümmern liegt, und wie über diesen nicht sehr bedeutenden Trümmern das deutsche Gesellschaftsgebäude nun vollendet ausgebildet dasteht. Der Sprache wird noch eine besondere Berücksichtigung gewidmet, und es wird versucht, eine besondere Statistik der deutschen und dänischen Sprache in Schleswig zu geben. Es werden sowol die Einflüsse welche die deutsche Sprache auf das schleswigsche Dänisch, als auch die Einflüsse welche das Dänische auf das schleswigsche Deutsch gehabt hat, untersucht, und zuletzt noch auf einige andere deutsch-dänische Mischzustände aufmerksam gemacht, woraus abermals hervorgeht, daß Schleswig ein Uebergangsland zwischen Skandinavien und Deutschland mit entschiedener Hinneigung zu dem letztern ist. Die Reibung zwischen den Deutschen und Dänen wird ausführlich geschildert, und die Bemerkungen über die skandinavischen Sympathien sind der Untersuchung über Schleswig angehängt. Die Sympathien der verschiedenen skandinavischen Völker zueinander und das Streben nach einer Einigung aller Skandinavier werden als von jeher bestehend, und die immer wieder auftauchende Idee einer skandinavischen Union als uralt gezeigt. Es werden die Wünsche und Zwecke welche die Skandinavisten haben näher bezeichnet, namentlich die Idee von der völligen Verschmelzung der dänischen und schwedischen Sprache und Literatur und die Schaffung einer einigen skandinavischen Sprache, die Idee einer einigen skandinavischen Kunst, und endlich eines einigen skandinavischen Staats. Zum Schlusse wird auf die Stellung hingewiesen welche der Skandinavismus Deutschland und Rußland gegenüber einnimmt. Diese kurze Inhaltsanzeige der Schrift wird ihre Tendenz und ihren Zweck hinlänglich klar machen. 28.

Miscellen.

Geradeheraus.

Als unter Königin Anna von England die erst neuerlich aufgehobenen Korngesetze beantragt werden sollten, bat Sir Thomas Hammer, damals Sprecher im Unterhause, bei der Königin um Erlaubniß sich auf sein Landgut zurückzuziehen. Auf die Frage, warum er Das an der Schwelle einer so wichtigen Verhandlung thun wolle, antwortete er, daß er sich genöthigt sehe seine Felder für den Hanfbau vorzurichten. „Für den Hanfbau?" wiederholte die Königin, „wozu Das?" „Weil, halten Eure Majestät zu Gnaden", erklärte Sir Thomas, „Eurer Majestät Minister das Brot des Volkes besteuern wollen, und meines Erachtens es besser ist, das Volk zu hängen als es auszuhungern." Und die Königin? Sie dankte dem Sir Thomas, reichte ihm die Hand, nannte ihn einen braven Mann, und — bestätigte die Korngesetze.

Richtiger Entscheid.

Ludwig XIV. wollte eines Tages beim Trictrac den Wurf seines Gegners nicht gelten lassen. Dieser vertheidigte ihn, und alle umstehende Höflinge schwiegen. Da trat Graf Grammont ein. „Schön, daß Ihr kommt", rief ihm der König zu; „Ihr versteht das Spiel, Ihr sollt den Fall entscheiden." „Eure Majestät sind im Unrecht", antwortete Grammont. „Und woher wißt Ihr Das, da Ihr den Fall noch gar nicht kennt?" „Sire, aus dem Schweigen dieser Herren. Wären Eure Majestät im Recht, nicht einer hätte geschwiegen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 224. —— 12. August 1847.

Ueber Stahl's Rechtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Hinsichtlich der weitern Lehren Stahl's über das Königthum müssen wir Zweierlei ins Auge fassen: einmal die Bedeutung die dem Königthume nach der angegebenen allgemeinen Ansicht vom Staate beigelegt, und dann die Stellung die ihm durch die postulirte Repräsentativverfassung gegeben wird.

In der erstern Beziehung scheint uns eine Inconsequenz darin zu liegen, daß, während der Staat ein durch und durch öffentliches Gemeinwesen sein soll, die Legitimität und das göttliche Recht der Könige beibehalten, und dem Könige die Souverainetät schlechthin kraft eigenen Rechts vindicirt wird. Es ist freilich hier nicht ganz leicht Stahl's Ansichten völlig klar beizukommen; denn jene Widersprüche und Unklarheiten finden sich auch hier in reichem Maße, und je mehr und je aufmerksamer man das Buch liest, desto mehr schwindet der günstige Eindruck dahin den die erste Lecture gemacht hat. Es ließe sich vielleicht zunächst der Vorwurf begründen, daß sich Stahl hier einer Abstraction schuldig macht, und eine allgemeine Charakteristik von einem Königthume entwirft wie es nach seiner Ansicht sein sollte, wie es aber in Wirklichkeit doch nicht ist. Eine Eigenthümlichkeit des Königthums und vielleicht der Hauptgrund der Verbreitung der monarchischen Verfassungen ist nämlich seine Gefügigkeit und Elasticität. Es findet sich in allen Zeiten und in Verbindung mit allen möglichen Civilisationsstufen, in kriegerischen, in ackerbautreibenden, in klerikalischen Staaten, mit Kasten- und Ständesonderung und mit allgemeiner Gleichheit; es verträgt eine Beimischung aristokratischer und selbst demokratischer Elemente so wohl, daß dergleichen Beimischungen sogar für seine wesentlichen Stützen ausgegeben sind. Nach allen diesen Momenten variirt auch sein Charakter; das Königthum in den altdeutschen Zeiten, bei den sogenannten Barbaren, ist ein anderes wie das Lehnskönigthum, wie das patrimoniale, wie das souveraine Königthum des 17. und 18. Jahrhunderts, und selbst das constitutionnelle Königthum hat in Spanien, Frankreich, England und Deutschland einen durchaus verschiedenen Sinn. Hiernach ist es fast unmöglich das Königthum anders als nach den jedesmaligen Verhältnissen und Zeiten zu bestimmen, und in der That scheint uns auch Stahl nur eben das Königthum wie es etwa in deutschen constitutionnellen Staaten aufgefaßt werden müßte, geschildert zu haben. Die jetzige Lage der Monarchie in Deutschland möchte nun aber keine durchaus klare und einfache sein, und eine Rechtsphilosophie sollte daher Mehr leisten als nur die Unklarheiten die in der Zeit und ihren Ansichten liegen zu reproduciren. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte hat im Staatswesen einen Gegensatz zweier Principe klar gemacht, die einander so entgegengesetzt sind, daß eine Verbindung und Vermittelung vielleicht nicht erwartet werden darf: das Princip des Privatrechtlichen und das Princip des Oeffentlichrechtlichen. Nach dem erstern wird alle Abstraction, alles Postuliren aus Vernunftgründen vermieden, und Alles beruht auf wohlerworbenen Rechten und dem Positiven. Der Staat hat keine allgemeinere Zwecke, sondern dient lediglich dem Privatrechte Derer die ihn leiten; politische Macht und Ansehen sind nicht öffentliche Functionen für Gemeinzwecke, sondern Privatrechte, die besessen werden wie ein Vermögensstück, und ganz wie ein solches nur dem freien Willen und den Privatzwecken der Berechtigten dienen. Die neuere Geschichte strebt von diesem Principe immer mehr dem des Oeffentlichrechtlichen entgegen. Nach diesem gibt es allerdings Gesammtzwecke, das Gemeinwesen ist selbst berechtigt, nicht blos Mittel für Privatzwecke, und die Uebung politischer Macht kann kein Privatrecht, kein Vermögensrecht, sondern nur ein anvertrauter öffentlicher Beruf sein. Die ganze neuere Zeit hat eine Menge von Volksinteressen, Nationalität, materielle und geistige Entwickelung, mächtig hervortreten lassen, sodaß der Zweck des ganzen Staatswesens nur auf diese, nicht auf particulare und persönliche Interessen Einzelner bezogen werden konnte. Die Consequenzen dieses Princips, das in vielen Punkten bereits durchgeführt ist, scheinen nicht zweifelhaft zu sein, und wir wollen sie, unter der Verwahrung jedoch, daß man nicht glaube, wir verlangten sie vollständig geltend gemacht zu sehen, kurz andeuten. Die Monarchie rein als öffentlicher Beruf und nicht als ein Privatrecht aufgefaßt, kann wol an Ehrwürdigkeit gewinnen, aber Vie-

les von dem äußern Glanze, von den äußern Vortheilen wird hinwegfallen. Collidirt das Gesammtinteresse mit den persönlichen Wünschen und Interessen, so wird man, wie es jetzt zu geschehen pflegt, diesen letztern zwar noch nachgeben, jedoch glauben, man habe damit eine Art von Concession gemacht, und besondere Anhänglichkeit und Loyalität bewiesen, während man im Grunde nach dem ältern Principe in diesen Wünschen nur einen Rechtsanspruch und eine Nothwendigkeit hätte erblicken müssen. Die Erblichkeit ist ferner in keinem Zusammenhange mit dem Königthume als Amt oder Beruf aufgefaßt; denn Aemter werden nicht vererbt, oder werden, wenn es geschieht, zu Besitzthümern. Das von Stahl verfochtene Princip der Legitimität, nach welchem das Recht der zur Succession berufenen Agnaten einem völligen Erbrechte auf Vermögensstücke gleicht, und Länder und Provinzen wie Besitzthümer gewisser Familien vererbt werden, steht mit dem Principe, daß der Staat ein öffentliches Gemeinwesen sei, in einem noch augenfälligern Widerspruche, und führt bei der Nothwendigkeit dieses letztere Princip anzuerkennen in die ärgsten Verwickelungen. Man weiß wie dieses Princip von Talleyrand gegen die Deutschen geltend gemacht ist, und wie in älterer und neuerer Zeit das daraus folgende dynastische Zusammenballen und Auseinanderreißen der Länder zu einem durchaus irrationalen Staatswesen, zu Unglück, innern Unruhen und Verletzung heiliger und wahrer Interessen geführt hat.

Wir sind nun ungeachtet dieser Erwägungen nicht der Ansicht, daß die Monarchie dem Principe, daß der Staat kein Besitzthum sondern ein öffentliches Gemeinwesen sei, weichen müsse; die zu lösende Aufgabe kommt aber nicht der Rechtsphilosophie zu, welche nur die Unverträglichkeiten nachweisen kann, sondern der praktischen Politik welche hinüberleiten und vermitteln soll. Aus dem Gesichtspunkte der praktischen Politik haben wir es zunächst anzuerkennen, daß jenes Princip der öffentlichrechtlichen Natur des Staats noch keineswegs schlechthin gilt, sondern daß das Privatrechtliche noch immer eine theilweise Berechtigung behauptet. Es erfolgen die Uebergänge von einem Principe zum andern nur langsam. Das Alte gilt neben dem Neuen noch fort, und die Menschen erkennen, ohne sich die darin liegende Inconsequenz klar zu machen, wol das neue Princip an, lassen aber noch einzelne Folgen des alten bestehen. So hält die öffentliche Meinung in Ansehung der Monarchie Vieles fest was mit dem alten Principe zusammenhängt, wenngleich sie Das was sie festhält oft schon mehr als eine aus gutem Willen gemachte Concession ansieht. Hierin liegt schon ein Anknüpfungspunkt. Man kann die Monarchie als das wesentlichste Stück des neuern Staatswesens beibehalten, und das Privatrechtliche was in ihr liegt eben durch die Constitution fixiren und positiv machen. Da die Idee der Monarchie sich ändert, da die alten Traditionen nicht mehr ausreichen, und man allen Grund hat, es nicht rein der Doctrin zu überlassen, ob und welche begriffliche und auf die Ueberzeugung der Menschen einwirkende Grundlage sie der Monarchie geben wolle, so thut man wohl den theoretischen Boden auf dem wir jetzt stehen zu verlassen, der Meinungsverschiedenheit, ob sie auf göttlichem Recht, auf Privatrecht, Zweckmäßigkeitsgründen, Vertrag oder Uebertragung durch das Volk beruht, ein Ende zu machen, und ihr in der Constitution das Gesetz zur Grundlage zu geben. Dieses ist vielleicht nicht der unerheblichste Grund für neue Verfassungen wo dieselben fehlen. Die Erblichkeit ist als ein Widerspruch mit dem zweiten jener beiden Principe anzuerkennen, und als ein Rest des ersten — also theils in Anerkennung eines Rechts, theils aber aus sehr triftigen Zweckmäßigkeitsgründen — festzuhalten. Die Legitimität aber bedarf gerade nach Deutschlands Verhältnissen und um einem Zersplittern und Entnationalisiren, sowie einer Kreuzung der Nationalinteressen durch ausländische vorzubeugen, auf das dringendste einer grundsätzlichen Einschränkung dahin, daß keine deutsche Provinz einem ausländischen Fürsten zufallen dürfe. Die Folgen des Mangels einer solchen Einschränkung können schlimmer sein als die Schwierigkeiten ihrer Einführung und Anwendung auf bereits vorhandene Misverhältnisse.

(Der Beschluß folgt.)

Schweizerische Geschichten.

Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsacte. Von ihrer Einführung im Frühjahr 1803 bis zu ihrer Auflösung in den letzten Tagen des Jahres 1813. Von Anton von Tillier. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Nach dem Zusammenstürzen der Helvetischen Republik, einer jener ephemeren Ausgeburten der Französischen Revolution die keine selbständige Lebenskraft in sich trugen, und an ihrer eigenen Ohnmacht zu Grunde gingen, nach dem Zusammenstürzen dieses auf französische Bayonnete sich stützenden Baus schienen im Lande zwischen dem Rhein und Jura alle Spuren halbtausendjährigen Zusammenhangs wie ausgetilgt. Aristokraten und Patrioten, Föderalisten und Einheitsmänner standen einander unversöhnlich gegenüber, und die auf den Schlachtfeldern von Morgarten und Sempach, von Murten und Nancy besiegelten Bünde waren bis auf den letzten Buchstaben verwischt. Auf diese tabula rasa nun schrieb mit der Spitze seines Degens der Erste Consul die „Vermittelungsacte zwischen den Parteien welche die Schweiz theilen". „Helvetien", so lauten die einleitenden Worte dieser Acte, „von Parteien zerrissen, war mit gänzlicher Auflösung bedroht; in sich selbst konnte es die Mittel nicht finden sich wieder zu constituiren. Die alte Zuneigung der fränkischen Nation gegen dieses achtungswürdige Volk, dem sie unlängst bewaffneten Beistand geleistet und durch ihre Verträge die Anerkennung seiner Unabhängigkeit ausgewirkt hat, der Vortheil Frankreichs und der italienischen Republik, deren Grenzen die Schweiz deckt, das Ansuchen des Senats sowol als der demokratischen Cantone, der Wunsch des gesammten helvetischen Volkes haben es uns zur Pflicht gemacht zwischen den Parteien die es trennen unsere Vermittelung eintreten zu lassen. Die Senatoren Barthélemy, Röderer, Fouché und Demeunier erhielten von uns den Auftrag, mit 56 Abgeordneten des helvetischen Senats, der Städte und Cantone, die sich zu Paris versammelt hatten, sich zu besprechen. Bestimmen, ob die von der Natur föderalistisch constituirte Schweiz anders als durch Gewalt unter einer Centralregierung

erhalten werden könne; die Art von Verfassung welche dem Wunsche jedes Cantons am angemessensten wäre ausfindig machen; unterscheiden, was den Begriffen welche die neuen Cantone sich von Freiheit und Glück gemacht am besten entspräche; in den alten Cantonen die durch die Zeit geheiligten Einrichtungen mit den der Gesammtheit der Bürger zurückgegebenen Rechten vereinbaren: Dies waren die Gegenstände die der Prüfung und Berathung unterworfen werden mußten. Ihre Wichtigkeit und Schwierigkeit haben uns vermocht zehn von beiden Parteien ernannte Abgeordnete ... in eigener Person anzuhören.... Nachdem wir auf solche Weise alle Mittel angewendet die Interessen und den Willen der Schweizer kennen zu lernen, haben wir, in der Eigenschaft als Vermittler, ohne etwas Anderes zu beabsichtigen als das Glück der Völker, über deren Interessen wir zu entscheiden hatten, und ohne der Unabhängigkeit der Schweiz zu nahe treten zu wollen, Folgendes festgesetzt...."

Durch die neue Föderationsacte zerfiel der Eine Staat, Helvetische Republik genannt, mit seiner Hauptstadt Bern wieder in voneinander unabhängige Cantone, 19 an der Zahl, die einen Bundesstaat bildeten, der in einer nach dem Grundsatze gleicher Berechtigung der einzelnen Glieder zusammengesetzten Tagsatzung sein Organ, und in einem jährlich wechselnden Landammann sein Oberhaupt bekam. Nur den Cantonen deren Bevölkerung die Zahl von 100,000 Einwohnern überstieg, wurden je zwei Stimmen bewilligt; alle übrigen sahen sich auf eine einzige beschränkt. Waren nun auch durch diese Bestimmung die Bestrebungen der Einheitsmänner mit einem Schlage vereitelt, so mußte doch das Werk Napoleon's, mit den alten Zuständen verglichen, als ein bedeutender Fortschritt erscheinen. Wie locker das Band war welches die alte Eidgenossenschaft zusammenhalten sollte bewies am deutlichsten ihr Zerfallen bei dem ersten Anstoße von außen; wie wenig sich die Bruchstücke dazu eigneten in einen nach fremdem Muster gemodelten Staat verschmolzen zu werden, lehrte die Erfahrung der letzten Jahre: es war also gewiß am zweckmäßigsten, einen Mittelweg einzuschlagen wie ihn die Föderationsacte vom J. 1803 betrat, indem sie das unausführbare Einheitssystem beseitigte, den Aristokraten die Rückkehr zu den alten Misbräuchen abschnitt, und zu einer naturgemäßen Entwickelung des schweizerischen Staatslebens den Grund legte. Aufhebung aller Vorrechte, freies Niederlassungsrecht jedes Schweizerbürgers im ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft, Abschaffung der innern Zölle, Einheit des Münzfußes, ein oberstes Bundesgericht — Das waren Reformen gegen welche es den verstocktesten Föderalisten schwer fallen mußte gegründete Bedenken zu erheben, während die radicalsten Einheitsmänner darin wenigstens Mittel sehen konnten einer befriedigendern Zukunft den Weg zu bahnen.

Wirklich genoß auch die Schweiz unter dem Schutze ihrer neuen Bundesverfassung einer, mit den gleichzeitig im übrigen Europa tobenden Stürmen verglichen, beneidenswerthen Ruhe. Zwar mußte sie dieselbe durch Menschentribute erkaufen; aber ein Land das seit Jahrhunderten mit dem Blute seiner Söhne Handel getrieben, hatte kein Recht sich darüber zu beklagen, daß sein Vermittler sich jetzt mit diesem Blute für seine Mühe bezahlt machte. Dafür betrat zehn Jahre lang kein feindlicher Fuß den Boden der Schweiz; und deckten auch einige Tausend ihrer Kinder die Schlachtfelder Deutschlands, Spaniens und Rußlands, so fielen sie doch eigentlich nicht für eine fremde Sache, sondern sicherten damit ihrem Vaterlande die Wohlthat innern Friedens. Dieser blieb während des ganzen Zeitraums völlig ungestört, wenn man die züricher Unruhen im J. 1804 ausnimmt, die indessen einen ganz örtlichen Charakter hatten, und schnell gedämpft nicht weiter um sich griffen. Die „Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsacte" bietet daher für das größere Publicum wenig Anziehendes dar, und die Ausführlichkeit womit Hr. v. Tillier sie behandelt wird zuweilen ermüdend. Doch fehlt es nicht an heitern Episoden — dazu gehören z. B. die Verlegenheiten welche der zürichische Staatsrath Usteri (der sich später als Bürgermeister um sein Vaterland so hoch verdient machte) „durch seine Vorliebe für ein übertriebenes Publicitätssystem und durch fleißigen Briefwechsel mit fremden Zeitungsblättern", dem zu entsagen „weder vaterländische Rücksichten noch die dringendsten Vorstellungen seiner Amtsgenossen" ihn bewegen konnten, Ihren Excellenzen den Landammännern bereitete. Einer von ihnen, d'Affry von Freiburg, beschwerte sich sogar bei dem würtembergischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten über die „Allgemeine Zeitung", welche Usteri's anstößige Artikel aufnahm; doch blieb Alles beim Alten, und ebenso wenig half es, als Wattenwyl von Bern sich später an den Bürgermeister Reinhard von Zürich selbst wendete, und den unverbesserlichen Ausplünderer von Staatsgeheimnissen bei ihm verklagte. Ergötzlich und für den Geist des berner Patriciats bezeichnend ist was über den Kampf berichtet wird den die Zunft der Edelleute in Bern, zum Distelzwang genannt, mit dem Policeisecretair Krähenbühl kämpfte. Dieser Mann war nämlich vom berner Stadtrathe mit dem Bürgerrechte beschenkt worden, und das neckische Loos das einer bestehenden Verordnung gemäß über die Aufnahme in die Stadtzünfte entschied theilte ihn dem Distelzwange zu. Allein die Erlach und Diesbach, die Wattenwyl, Steiger und Mülinen konnten doch unmöglich einen Krähenbühl unter sich dulden; sie boten demnach Alles auf, um sich den neuen Zunftgenossen vom Halse zu schaffen. Zwar mußten sie nach mehrjährigem hartnäckigen Widerstande der Gewalt weichen; aber der Sieg blieb zuletzt dennoch ihnen, indem sie den Stein des Anstoßes bewogen sich selber aus dem Wege zu räumen, was durch Krähenbühl's freiwilligen Uebertritt zu einer andern Zunft geschah.

Die Vermittelungsacte machte die Schweiz allerdings zur Vasallin Frankreichs; diese hatte aber, wie bereits angedeutet wurde, von der Willkür und Herrschaft Napoleon's viel weniger zu leiden als alle andern in den Wirbel seiner Bahn gerissenen Staaten. Und, was ihr zum Ruhme gereicht, sie erbettelte sich diese Schonung nicht durch kriechende Unterwürfigkeit wie jene unwürdigen Speichellecker die später dem todten Löwen Eselsfußtritte versetzten — die Geschichte bewahrt mit Ehren den Namen des Landammanns Siedler von Zug, der die Besetzung Tessins mit republikanischem Freimuth rügte, was Napoleon die Sprache eines „kaum erst von einer deutschen Hochschule entlassenen jungen Brausekopfs" nannte. Der Milde welche der Kaiser gegen die Schweiz bewies scheint nicht blos Klugheit, sondern persönliches Wohlwollen gegen das Land und dessen Vertreter zum Grunde gelegen zu haben; wenigstens fanden Letztere stets freundliche Aufnahme und meistens auch williges Gehör. Ja, als nach dem Ausbruche des Kriegs mit Oestreich im J. 1809 der Landammann von Reinhard an den Kaiser abgeordnet wurde, um die Aufrechthaltung der Neutralität zu erwirken, eröffnete Napoleon, von den Trophäen der Siege bei Abensberg, Landshut und Eckmühl umgeben, der Schweiz Aussichten auf eine glänzende Zukunft. „Die Oestreicher sind geschlagen (rossés)", sprach er zu Reinhard, wie der Biograph desselben, Hr. v. Muralt, berichtet, „ich erachte, es sei mit dieser Monarchie zu Ende. Zwei mal habe ich sie verschont, nun soll sie Europa keinen Schaden mehr zufügen. Ich werde die drei Kronen von Oestreich, von Böhmen und von Ungarn voneinander trennen." Und zu einem der Keile die er zwischen diese drei Kronen hineinschieben wollte bestimmte er die Schweiz. „Ich habe über eure Neutralität nachgedacht", so lauteten seine Worte, „ich werde dieselbe achten und Nichts von euch verlangen. Sollte aber wieder Krieg ausbrechen, und Oestreich gewönne die Oberhand, so wäret ihr verloren. Mir gegenüber ist eure Neutralität ein Wort ohne Sinn: sie kann euch nur so lange dienen als ich will. Wie wäre es, wenn ich euch an deren Statt durch Vereinigung Tirols mit der Schweiz Kraft und Consistenz verleihen würde? Eigentlich sollte ich jenes Land verbrennen; könnte ich es aber in Ordnung bringen ohne es zu Grunde zu richten, so würde ich diesem Auswege

den Vorzug einräumen. Es hat Aehnlichkeit mit euch in Sitten und physischen Mitteln; es würde bei allen zukünftigen Ereignissen eure Kräfte verstärken. Es besitzt den nämlichen Freiheitsdurst wie ihr, und würde sich mit eurer Verfassung gut vertragen. Man würde einen oder zwei Cantone daraus bilden. Für mich würde ich einzig freie Heer- und Etapenstraßen für die Verbindungen Deutschlands mit Italien vorbehalten. Ihr würdet dagegen eine neue Handelsstraße und Absatz für eure Arbeiten gewinnen. Dadurch würdet ihr auch wieder in die natürliche Verbindung zu den deutschen Staaten gelangen. Schon von Alters her waret ihr mit Deutschland verknüpft, ihr hattet eure Reichsstädte, kurz, ihr würdet wieder einen Theil des deutschen Reichs bilden, das nun ohnehin seine alten Rechte auf euch geltend machen wird."... „Ihr könntet einst", fuhr Napoleon fort, „euer eigenes Opfer (la dupe de vous-mêmes) werden. Alle übrigen Staaten vergrößern sich, schließen euch ein, und werden kriegerischer in meiner Schule. Ihr, ihr bleibt schwach und klein. Wollt ihr euch der Gefahr aussetzen, daß ich euch an einem schönen Morgen einen beständigen Landammann hinsetze? Bei dem Ausbruche des ersten künftigen Kriegs seid ihr verloren.... Für die Schweiz erblicke ich nur Vortheile in Dem was ich ihr vorschlage. Eröffnen Sie nach Ihrer Rückkehr diese meine Absichten einigen Ihrer ausgezeichnetsten Männer, und treten Sie recht gründlich mit ihnen darüber ein."

„Aber", klagt Hr. v. Tillier, „des Eroberers großartige Ansichten fanden bei dem grauen Bürgermeister wenig Anklang; Niemand war weniger geeignet als Reinhard für Veränderungen zu wirken die sein Vaterland aus dem den schweizerischen Staatsmännern gewohnten Gleise herausbrächten, welches die Meisten derselben mit angeborenen und eingepfropften Vorurtheilen für den höchsten Gipfel des Glücks hielten den ihr Volk je zu erklimmen von der Vorsicht bestimmt sei. Ihn ängstigte vielmehr das Verhältniß eines die reformirten Cantone Zürich und Bern weit überragenden katholischen Standes in solchem Maße, daß er mit Bangigkeit von den daher drohenden Gefahren sprach, bis ihn Napoleon, von den nüchternen Bemerkungen mit denen der eidgenössische Gesandte den kühnen Gedanken einer großen kräftigen Bergbundesgenossenschaft ablehnte gelangweilt, ziemlich trocken entließ."...

Hr. v. Tillier hat vielleicht, als er im Unmuthe über die engherzige Bedächtlichkeit des „grauen Bürgermeisters" diese Worte niederschrieb, an seinen großen Mitbürger, den Schultheißen Nikolaus von Diesbach, gedacht, dessen in den Burgunderkriegen erprobter Thatkraft die Schweiz hauptsächlich verdankt, daß sie zum Range einer europäischen Macht emporstieg. Reinhard aber, in dessen Adern das friedliche Blut züricher Handelsherren floß, empfand keine Lust mit großen Herren Kirschen zu essen, und hätte sich statt eines Bissens welcher der Schweiz leicht im Halse stecken bleiben konnte, gern mit einem bescheidenen Stückchen — Konstanz, etwa in einer Abrundung für den Canton Schaffhausen — begnügt. Neben dem von Hrn. v. Tillier besonders hervorgehobenen Grunde, der Furcht nämlich vor dem Uebergewicht des katholischen Bekenntnisses, mag wol hauptsächlich alte Vorliebe für Oestreich den züricher Bürgermeister bewogen haben, den hochfliegenden Entwürfen des siegestrunkenen Imperators „des Gedankens Blässe anzukränkeln". Bekanntlich taugte Napoleon's Project später in anderer Form und in andern Köpfen wieder auf, und wurde als „Königreich Rhätien" zum Schreckbilde benutzt, um dem Kaiser Franz Mistrauen gegen die Bestrebungen der östreichischen Patrioten einzuflößen.

„Das Mediationswerk ist noch nicht bewährt. Wären meine Waffen unglücklich gewesen und die Oestreicher vorgedrungen, dann hätten sich die wirklichen Gedanken geoffenbart" — Dies waren im J. 1811 Napoleon's prophetische Worte an die schweizerischen Abgeordneten. Die Ereignisse welche der Schlacht bei Leipzig folgten brachten sie zur Erfüllung.

Als, nach Fouché's Ausdruck, der überspannte Bogen brach, standen der Schweiz zwei Wege offen — denn daß sie zu Gunsten ihres geschlagenen Vermittlers aus ihrer neutralen Stellung heraustreten sollte, war ihr wol nicht zuzumuthen —: sie konnte entweder ihre Neutralität aufrechterhalten, oder sich, gestützt auf die von Seiten Frankreichs geschehenen Verletzungen derselben, rasch und entschieden den Siegern anschließen die sich ihren Grenzen näherten. Die im November 1813 versammelte außerordentliche Tagsatzung wählte das Erstere und erließ einhellig die Erklärung: „daß die schweizerische Eidgenossenschaft.... es als ihre heilige Pflicht ansehe, sich in dem gegenwärtigen Kriege vollkommen neutral zu verhalten, und diese Neutralität gewissenhaft und unparteiisch gegen alle hohen kriegführenden Mächte zu beobachten", indem sie zugleich beschloß, die schweizerischen Grenzen mit eidgenössischen Truppen zu besetzen, um die Sicherheit und Unverletzbarkeit ihres Gebiets mit den Waffen zu beschützen. Der Geschichtschreiber welcher an Reinhard's Stelle kein Bedenken getragen hätte die Beute des J. 1809 mit dem Sieger zu theilen, scheut sich nicht die Meinung auszusprechen: „daß im J. 1813 die Schweizer besser gethan haben würden sich dem großen europäischen Befreiungsstrome anzuschließen." Wenn er aber auch „die Zeitgemäßheit des Neutralitätsbeschlusses in vollem Maße bezweifelt", so ist er doch „mit den Biedermännern welche ihm aus Ueberzeugung beitraten" vollkommen einverstanden, „daß der einmal gefaßte Beschluß und die im Namen des Schweizervolkes gegebene Erklärung mit solcher Kraft und Treue gehandhabt werden sollte, daß der Muth und der Eifer des schweizerischen Volkes unbefleckt aus der schwierigen Lage hervorgingen". Darin wird ihm nun Jedermann beistimmen, und Jedermann wird bedauern, daß nicht das schweizerische Volk, aber ein Theil Derjenigen die seine Ehre wahren sollten aus den Prüfungen jener Lage mit so beflecktem Rufe hervorgingen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die persischen Keilschriften.

Seitdem Rawlinson durch seine geniale Auslegung eines der schwierigsten Probleme der Alterthumswissenschaft gelöst hat, wendet man sich in Frankreich der Entzifferung der räthselhaften Keilschrift wieder mit erneuetem Eifer zu. Großes ist in dieser Beziehung, wie man weiß, bereits in Deutschland, wo diese Studien durch Grotefend's Combinationen einen besondern Schwung erhielten, geleistet worden. Auch jetzt ist es ein mit dem Entwickelungsgange deutscher Wissenschaft wohl vertrauter Landsmann, Isidor Löwenstern, der durch eine vor kurzem veröffentlichte Schrift („Exposé des éléments constitutifs du système de la troisième écriture cunéiforme de Persepolis") die Grenzen der betreffenden Studien wieder um ein Beträchtliches erweitert. Seine Arbeit hat bei dem Institute, dem sie von ihm zuerst mitgetheilt ist, den lebhaften Anklang gefunden, indem man sich nicht verhehlen konnte, wie vielfache Aufschlüsse, nachdem der Schlüssel zu Jahrtausende alten Räthseln gefunden zu sein scheint, die Kunde alter Völkerzustände zu erwarten hat. Auch in dem auf Veranstaltung des Unterrichtsministers erscheinenden Reisewerke von Ph. Lebas: „Voyage archéologique en Grèce et en Asie", von dem erst der Anfang ans Licht getreten ist, wird sich eine reiche Fülle wichtiger Andeutungen zur Aufhellung besonders der kleinasiatischen Verhältnisse eröffnen. Lebas, der sich bereits durch verschiedene archäologische Arbeiten bekannt gemacht hat, unternahm seine Reise nach Griechenland und Kleinasien auf Kosten der französischen Regierung, und ihre Dauer erstreckte sich über die Jahre 1843 und 1844. Das ganze Werk in dem der Bericht über dieselbe niedergelegt werden soll wird 11 Quartbände und einen zwölften mit Karten und Kupfertafeln versehenen in Folio enthalten. Der Anfang und einige früher bereits veröffentlichte Bruchstücke aus der Folge stellen eine reiche und dankenswerthe Ausbeute in Aussicht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 225. —— 13. August 1847.

Ueber Stahl's Rechtsphilosophie.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Der dritte Abschnitt handelt von der Verfassung des Staats, und dieser ist nach unserer Ansicht der gelungenste und werthvollste Theil der ganzen Arbeit. Wir haben freilich auch hier weniger die philosophische Begründung als die in das praktische Detail eingehende Erörterung zu loben, und der Zusammenhang der erlangten Resultate mit den Principien aus denen sie abfließen ist auch hier ein äußerst loser. Stahl hält an dem Principe der Souverainetät und ihrer Untheilbarkeit fest, verwirft jede Annahme einer Volkssouverainetät, und gelangt doch zu einer im Ganzen sehr liberalen Repräsentativverfassung. Obgleich die Staatsmacht als ein Höheres über und außer dem Volke stehen soll, so soll doch auch die Nation als sittliche Gemeinschaft selbständig und frei gehorchen, und dem Gesetze nicht anders unterworfen sein als insofern es durch ihre eigene sittlich verständige Würdigung bestätigt ist. Klar ist die Sache auch hier nicht. Auf dem Volkswillen soll freilich unbestreitbar zuletzt der Staat beruhen (S. 111), aber dieser Volkswille ist fürs erste selbst ein ursprüngliches geistiges Element, das die Individuen durchdringt, nicht das Resultat des Willens der Einzelnen; er ist ferner nicht ein willkürliches Wollen, sondern eine Macht die den Willen bestimmt u. s. w. Wie sich die Sache hiernach gestaltet, ob der König die Souverainetät allein behält, ob er sie mit den Ständen theilt, oder ob er und die Stände zusammen das Subject der ungetheilten Souverainetät bilden, wird nicht genau bestimmt, für jedes dieser Verhältnisse lassen sich Aeußerungen des Verf. die nicht wol anders zu deuten sind beibringen. Das Wesentliche aber bleibt, daß Stahl eine vernünftige Repräsentativverfassung vertheidigt. Die Staatsverfassungen überhaupt theilt er dann in historische, die nach und nach sich von selbst gemacht haben, wie die englische und die mecklenburgische; in revolutionnaire, die den frühern Zustand annulliren und den Staat auf unabhängige Weise neu gründen. In der Mitte stehen die reflectirten Verfassungen, die zwar auf dem gegebenen Verfassungszustand basiren, aber materielle Reformen vornehmen, und formell den Rechtszustand vollständig umfassen, und in einer Haupturkunde abgeschlossen sind. Für diese Verfassungen fodert Stahl: 1) Daß sie von der bestehenden Autorität ausgehen und also octroyirte oder paciscirte, im Gegensatz gegen constituirende, sind. Hierin liegt indeß augenscheinlich eine Verwechselung: der Verf. kann nur wollen, daß es nicht dahin komme, daß das Wirken einer constituirenden Gewalt im Volke nöthig werde. Wenn einmal die bestehenden Autoritäten fort sind, so muß man wol zu einer constituirenden Verfassung kommen. 2) Sie sollen den vorhandenen Rechtszustand nicht annulliren, sondern das Alte, soweit es nicht ausdrücklich aufgehoben ist, fortbestehen lassen. Auch hier führt den Verf. der allzu historische Sinn zu weit. Wenn man vom altlandständischen Systeme zum repräsentativen übergegangen ist, so kann es nur zu Confusionen und in den meisten Fällen gerade zu Verlegenheiten für die Regierung führen, wenn einzelne Stücke, einzelne Grundsätze des alten Systems noch fortgelten sollen. 3) Die Constitution soll nicht als solche Quelle der Heiligkeit sein, sondern Das sollen vielmehr die rechtlichen und sittlichen Bande. 4) Die Constitution soll deshalb auch nicht als Centrum des Lebens festgehalten werden, und ihre Autorität soll im Laufe der Zeit zurücktreten hinter die der verjährten Uebung. Es ist freilich wahr, daß eine Einrichtung erst dann gut und erprobt ist, wenn sie im Leben Wurzel faßt, und eben als lange herrschende Norm, bei der man nicht gerade an die positive Vorschrift denkt, in Uebung ist. Allein als Requisit kann man dergleichen nicht aufstellen. Die Geschichte entscheidet, ob eine Einrichtung jene Sanction durch die Zeit erlangt, und diese wird sie erlangen, wenn sie aufrichtig gehandhabt und von Allen als eine den Bedürfnissen wahrhaft entsprechende anerkannt wird. 5) Endlich verlangt Stahl, daß die Verfassung nicht als ein Ganzes mit einem male in das Leben trete, sondern stückweise und nach und nach. Er schlägt gerade für Preußen vor, daß man erst Reichsstände mit sehr beschränkten Befugnissen formire, ihnen dann das Recht der Zustimmung zu Gesetzen ertheile, und zwar mit Ausnahme einer Reihe von Gegenständen welche der König noch zu octroyiren sich vorbehielte, und daß man endlich durch einen neuen Act die Geschäftsform erweitere. Das Ganze würde so auf einer Reihe von Freiheitsbriefen beruhen. Uns scheint ein solches Nachahmen der engli-

schen Verfassungsgeschichte ein leeres Spiel zu sein. In England errang und eroberte die Aristokratie und das Volk jedesmal was nöthig war ganz, und daß die ganze Verfassung auf mehren Urkunden beruht, die indeß keineswegs ein allmäliges Fortschreiten vom Mindern zum Mehren enthalten, ist ein geschichtlicher Gang den man nicht nachmachen kann. Stahl's Vorschlag schmeichelt jener Unentschlossenheit die nicht im Stande ist das einmal Nothwendige fest und rein zu thun, und dagegen mit Halbheiten anfängt, um sich immer noch Hinterthüren zum Umkehren offen zu halten, obgleich eigentlich kein Umkehren mehr möglich ist. Soll einmal eine vernünftige, den Zeitbedürfnissen entsprechende Verfassung gegeben werden, so wäre es eine in so ernsten Dingen zu verschmähende Spielerei, sie, blos um die Sache scheinbar historisch, naturwüchsig und gewissen Sympathien zusagend einzurichten, stückweise zu geben. Hat man aber jene bestimmte und feste Absicht nicht, will man versuchen und sich den Rückweg frei behalten, so wird das wirklich Gegebene von der öffentlichen Meinung doch nicht für werthvoll gehalten, und das Vertrauen darauf von vornherein zerstört werden. Jene Kraft der Initiative, jene Energie und Entschlossenheit die sich über das Nothwendige weiter keine Illusionen macht, und offen und gerade das Nothwendige thut, ist freilich nur eine Eigenschaft ganz besonders ausgezeichneter Regenten und Staatsmänner: gerade deshalb sollte man aber nicht dem ohnehin nur zu beliebten besonnenen und gemäßigten Temporisiren, nicht einer Halbheit das Wort reden die im öffentlichen Leben noch nie zu werthvollen Resultaten geführt hat.

Was nun ferner das Einzelne betrifft, so gibt der Verf. über die reichsständische Verfassung überhaupt, die Zusammensetzung des repräsentativen Körpers, seine Functionen, das Charakteristische der in Folge der Französischen Revolution auf dem Continente entstandenen Verfassungen und den Gegensatz des ältern und neuern Ständewesens vortreffliche und scharfsinnige Erörterungen, deren aufmerksame Beachtung wir allen Publicisten empfehlen müssen. Von S. 321 an ist dem Buche die vom Verf. besonders veröffentlichte Schrift über das monarchische Princip einverleibt, was wir — da der ganze Band doch vorzugsweise nur praktische Politik enthält und auch ohne Dieses dem Titel einer Rechtsphilosophie nicht entsprechen würde — nicht gerade tadeln können. Wir finden hier eine scharfe Gegenüberstellung der parlamentarischen Regierung wie sie in England besteht, und des monarchischen Princips wie es in Deutschland nach der Bundesgesetzgebung bestehen soll. Der Verf. bemerkt zum Schluß, daß die Gefahr einer Ueberwältigung der monarchischen Gewalt bei reichsständischer Verfassung allerdings nicht zu beseitigen sei; eine absolute Sicherheit für die Monarchie, eine Sicherheit selbst bei schlechtem Regieren gebe es aber auch in absoluten Staaten nicht. Die Sicherheit sei darum nicht blos in der Verfassung, sondern zugleich in der Art der Regierung zu suchen. Eine Beschränkung der ständischen Wirkung auf bloßen Beirath sei — wie mit specieller Beziehung auf Preußen bemerkt wird — keine gute Garantie, weil 1) das Institut blos berathender Stände ein Anlaß zu stetem Verfassungskampfe sei, 2) weil es die Regierung in moralische Verlegenheit setze, indem sie entweder durch Nichtberücksichtigung der ständischen Stimme das Land erbittern, oder durch ihre Berücksichtigung ein Zeichen der Schwäche geben müsse, und 3) weil es zu beständiger Aufregung des Landes führe, indem die Stände sich Nichts von ihrem bloßen Nein, sondern nur Etwas von der Energie dieses Nein versprechen könnten, und also immer die Stimme der ganzen Bevölkerung mit zu Hülfe rufen würden. Als eine bessere Garantie wird namentlich für Preußen, welches in einem ohne Vergleich höhern Maße als die kleinern Staaten das monarchische Princip bewahren müsse, empfohlen, daß der König der oberste Richter über Streitigkeiten wegen Anwendung der Verfassung bleibe, um in Bezug auf die Grenze des königlichen Rechts nicht dem Urtheil einer andern rechtlichen oder thatsächlichen Macht unterworfen zu sein. So z. B. könnte der König allerdings ein Gesetz über Competenz in Ehescheidungssachen oder selbst ein Ehescheidungsgesetz ohne die Stände erlassen, wenn er fände, daß das nicht „Freiheit und Eigenthum" beträfe, er könnte entscheiden, daß eine beanstandete Theaterreparatur eine gesetzliche Verwendung aus dem Landbauetat sei u. s. w. Mislich und schwierig ist dieses Auskunftsmittel indeß gewiß in einem hohen Grade. Da es die Verfassung illusorisch machen kann, so wird es ein beständiger Anlaß zu Misstimmungen und Aufregungen sein, und man wird die königlichen Entscheidungen gegen ständische Ansprüche als in eigener Sache gefällt und also nicht als unparteiisch ansehen. Wir sind hier überhaupt anderer Ansicht als Stahl. Garantien gegen Uebergriffe von der einen Seite liegen weniger in äußern Maßregeln, die sogleich etwas Gehässiges haben, wenn gleiche Maßregeln gegen Uebergriffe von der andern Seite fehlen, als in dem wechselseitigen Vertrauen. Man muß es von beiden Seiten mit der Verfassung wirklich ehrlich und aufrichtig meinen; ist auf Seiten des Volkes Vertrauen vorhanden, so kann auch die Regierung Vertrauen hegen. Gerade Preußen hat für eine einzuführende Repräsentativverfassung hier die besten Bürgschaften. Wird die Verfassung freiwillig und mit einemmale ganz gegeben, so wird sie jenes Vertrauen erwecken: bei einer im Drange der Ereignisse gegebenen und also als eine nicht gern gemachte Concession angesehenen Verfassung wird man immer glauben, daß dieselbe doch nicht gern gesehen, und nur auf Gelegenheit zur Zurücknahme und Beschränkung gewartet werde. Preußen würde auch als größerer Staat vortheilhafter gestellt sein als die kleinern constitutionnellen Staaten. In diesen weiß man, daß in den größern nicht constitutionnellen Staaten im Ganzen ein Widerwille gegen constitutionnelle Freiheit herrscht, man weiß, daß der Bund als bloße Einigung der Souveraine noch über den einzelnen Verfassungen steht, und man kann es sich nicht

verbergen, daß die Bundesgesetzgebung keine Bestimmungen zur zweckmäßigen Fortbildung des Repräsentativsystems, sondern nur Repressivmaßregeln enthält, welche wenigstens keine besondere Zuneigung zu dem Institute verrathen. Man hat deshalb in kleinern Ländern schon nach der Ansicht gehandelt, als sei das ganze Verfassungswesen doch nicht durch und durch eine Wahrheit, und man müsse die Sachen nur recht auf die Spitze treiben, um Conflict und Entscheidung und somit wenigstens ein Ende der bestehenden Unklarheit herbeizuführen. *)

Nahe zusammenhängend mit den Ansichten des Verf. über Repräsentativverfassungen ist das von ihm über die öffentliche Meinung Vorgetragene. Hinsichtlich der öffentlichen Meinung und der ihr einzuräumenden Macht unterscheidet sich die Lehre des Verf. von der der würdigsten und gemäßigtsten Vertreter des liberalen Princips darin, daß die öffentliche Meinung keineswegs schlechthin unwiderstehlich, keine positive Macht im Staate, sondern daß sie nur eine Schranke und Probe für die Regierung, daß sie eine Macht der Abhaltung sei, über welche sich die Regierung unter Umständen hinwegsetzen könne. Die wahre Sitte und Einsicht steht freilich noch über der öffentlichen Meinung; allein es wird doch zu bedenken bleiben, daß in dem durch die Sünde verderbten Zustande der Weltbeschränkung jene höhere Wahrheit sich auch nicht mit Sicherheit in den regierenden Individuen offenbart. Im Falle eines Conflicts mit der öffentlichen Meinung ist daher meistentheils diese die richtigere, und als Regel könnte man eine völlige Freiheit ihr zuwider zu handeln nicht wohl statuiren. Der individuelle Wille kann der öffentlichen Meinung gegenüber sich nicht mit Entschiedenheit aussprechen und geltend machen, ohne den Anschein von Selbstüberschätzung und des Ueberordnens des Particularen über das Allgemeine, was einmal der modernen Staatsansicht widerstrebt, auf sich zu ziehen. Hinsichtlich der Presse liefert der Verf. eine lehrreiche Vergleichung der deutschen und ausländischen Einrichtungen und eine sehr scharfe und freie Erörterung der Gründe für und wider die Censur. Er hält die Preßfreiheit am Ende zwar nicht rechtsphilosophisch, wol aber politisch für nothwendig. Die Censur hindere die Opposition nicht wesentlich, und dabei sei es die Meinung des Publicums, daß Nichts gegen die Censur aufkomme, und das Bedeutendste was sich gegen die Regierungen sagen lasse nicht gesagt werden dürfe.

Der letzte Abschnitt des Buches von der Verwaltung des Staats behandelt Militair, Finanzen, Policei und Rechtspflege, und enthält manche Vervollständigung und Bereicherung des Inhalts der ersten Auflage. Auch hier sind die Ansichten des Verf. keineswegs reactionnair zu nennen.

Ob nun der Grundzug und die eigentliche Tendenz des Stahl'schen Werkes in die Zeit eindringen und ihre Entwickelung leiten werde, ist uns sehr zweifelhaft. Stahl erkennt das Recht des Fortschritts an, er fragt sogar, ob es einen politischen Zustand gebe der festgehalten zu werden verdiene? Daneben ist ihm aber das göttliche Recht der Obrigkeit, die Legitimität, die Souverainetät der Fürsten Grundlage, und hiervon gelangt er — die Grundsätze auf welchen bisher historisch alle Emancipation und aller Fortschritt wirklich beruhte constant verwerfend — zum staatlichen und constitutionnellen Princip, zur Berechtigung des Volkes und der Gesammtheit den Individuen gegenüber. Ob die höhere ethische Idee des Staats, die über allen Individuen steht, aber in der geschilderten Verbindung beider Seiten — deren einer Stahl außer einem Berufe auch Privatrechte und Interessen beilegt, und deren Vereinigung eine durchaus unklare bleibt, indem die andere Seite zwar eine eigene Macht und Berechtigung, die erste aber eine überwiegende Macht und ein unbedingtes Recht haben soll — ein tüchtiges Organ finde, ob es weiter als bis zum schnöden juste milieu und Abfinden mit Redensarten kommen könne, Das ist eben die Frage die wir uns zum Schlusse aufwerfen müssen, und die wir nicht bejahend zu beantworten wagen. Der unmittelbarste Eindruck des Stahl'schen Werkes wird der sein, daß die eine Partei sein Princip verwirft, und seine Resultate adoptirt, die andere aber sein Princip gutheißt und ihn tadelt mit Hülfe desselben so freie und liberale Resultate zu finden. 35.

*) Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß dieser Aufsatz vor der neuesten Weiterbildung der preußischen Verfassungsverhältnisse niedergeschrieben wurde. Um so interessanter scheint uns Das zu sein was der Referent auf Veranlassung des Stahl'schen Werks darüber ausspricht. D. Red.

Schweizerische Geschichten.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Um dem Neutralitätsbeschlusse Achtung zu verschaffen, beschloß die Tagsatzung ein Truppencontingent von 15,200 Mann aufbieten und dem Landammann der Schweiz, welches Amt Reinhard zum zweiten mal bekleidete, zur Verfügung stellen zu lassen. Ein zweites ebenso starkes Corps sollten die Cantone gehörig ausgerüstet in Bereitschaft halten. Alt-Landammann v. Wattenwyl von Bern wurde zum Oberbefehlshaber ernannt, und an die kriegführenden Mächte gingen Gesandtschaften ab, um die Anerkennung der Neutralität zu erwirken. Alle diese Maßregeln beweisen, daß es der Tagsatzung, die unzweifelhaft im Sinne der großen Mehrheit des Schweizervolkes handelte, mit ihrem Beschlusse Ernst war. Allein die Männer welche ihn vollziehen sollten waren ihrer Aufgabe theils abhold, theils nicht gewachsen, und zu ihren Versäumnissen gesellten sich noch die nahe an Verrath streifenden Ränke einiger ihrer Landsleute, welche ihr Ziel, Wiederherstellung der alten Misbräuche, unermüdlich verfolgten.

Reinhard hatte, wie sein Biograph erzählt, gerade zur Zeit wo bei Leipzig gefochten wurde, vertrauliche, freilich aus keinen amtlichen Quellen fließende Mittheilungen aus Wien erhalten, denen zufolge dort wenig Geneigtheit obzuwalten schien, die Schweiz in einer neutralen Stellung zu lassen. Kurz nach der Neutralitätserklärung waren zwei Fremde in Zürich eingetroffen, in einem Gasthofe zweiten Rangs als Kaufleute abgetreten, und hatten den Landammann zu sprechen verlangt. Diesem gaben sie sich als der kaiserlich östreichische Hofrath Ritter von Lebzeltern und der kaiserlich russische Staatsrath Graf Kapodistrias und als Gesandte von Oestreich und Rußland zu erkennen, wobei sie erklärten, nicht in die Schweiz gekommen zu sein um die Ruhe derselben zu stören, wol aber um die wohlthätigen Absichten ihrer Monarchen zu eröffnen,

und um die Schweiz mit allen gegen Napoleon aufgestandenen Völkern zu „befreunden" (so heißt es bei Muralt, Tillier hat „befreien"). Es war also klar, daß die verbündeten Mächte keine große Neigung hatten die schweizerische Neutralität zu achten, was ihnen Niemand übelnehmen kann. Dennoch oder vielmehr gerade deshalb unterließ es Reinhard für die Vollziehung der Tagsatzungsbeschlüsse zu sorgen. Er suchte „mit mehr Feinheit als Großherzigkeit" die ungeheuere Verantwortlichkeit der Ereignisse mit denen die Zukunft drohte von sich ab und auf den Kriegsbefehlshaber zu wälzen; Wattenwyl aber ermannte sich erst als es zu spät war. So kam es, daß die zur „unverletzten Erhaltung der Neutralität" aufgestellte Streitmacht ohne Schwertstreich von den Grenzen zurückwich und dem Einmarsche der Verbündeten nicht den geringsten Widerstand entgegensetzte. Die Schuld dieses unrühmlichen Rückzugs, der nach dem unparteiischen Zeugnisse des Hrn. v. Muralt Unwillen und bittern Schmerz erregte, fällt nicht auf die Soldaten, die bereit waren den ungleichen Kampf zu bestehen: — sie fällt auf Reinhard, dessen Gesinnungen mit seinem Amte im Widerspruch standen; auf Wattenwyl, der ein Amt übernommen hatte dem er nicht gewachsen war; auf jene Unwürdigen endlich die unter dem Vorwande ihr Vaterland von fremden Fesseln zu befreien auswärtigen Mächten die Thore desselben öffneten, um unter deren Schutze ihre eigenen selbstsüchtigen Pläne leichter durchsetzen zu können. Diese Ränkeschmiede, an deren Spitze ein Häuflein unverbesserlicher berner Aristokraten stand, werden in der Schweiz gewöhnlich mit dem Namen des „Waldshuter Comité" bezeichnet, und sind von der öffentlichen Meinung längst gebrandmarkt. Auf ihre Einflüsterungen hin erfolgte die Sendung des aus sächsischen Diensten in östreichische übergetretenen Grafen Senfft von Pilsach, der am Tage vor dem Einmarsche des verbündeten Heers in Bern eintraf, und vorgeblich im Auftrage der drei Großmächte die dortige Regierung auffoderte, zu Gunsten der nach Vertreibung der helvetischen Regierung aus Bern im J. 1802 daselbst eingesetzten sogenannten Zehnercommission abzudanken. Die Wiedervereinigung des Aargaus und der Waadt wurde als Lockspeise hingeworfen. War einmal mit Bern der Anfang gemacht, so ergab sich das Uebrige von selbst, und die Schweiz sah sich wie man die Hand umdreht in die gute alte Zeit zurückversetzt. Was half es, daß Hr. v. Senfft später förmlich desavouirt und abberufen wurde, und daß Kaiser Alexander erklärte: „er habe sich wie ein Schwein benommen"? (S. Muralt's „Reinhard", S. 252.) Seine Drohungen thaten ihre Wirkung, man fügte sich seinen dictatorischen Zumuthungen, und der Sturz der vermittelungsmäßigen Regierung von Bern gab das Zeichen zum Sturze der Mediationsverfassung selbst.

Die Verhandlungen welche zur Errichtung der neuen Bundesacte führten hat Hr. v. Tillier nicht mehr in den Kreis seines Buchs gezogen; wir können uns jedoch nicht enthalten zwischen dieser Acte und dem Werke des Vermittlers einen kurzen Vergleich anzustellen.

Napoleon war von der Ansicht ausgegangen, daß die Schweiz „von der Natur zum Föderativstaate gebildet sei", hatte aber, wo es sich um die Vertretung der einzelnen Bundesglieder in der Centralbehörde handelte, die ungleiche Bedeutung derselben nicht ganz unberücksichtigt gelassen, und den größern Cantonen den kleinern gegenüber ein billiges Uebergewicht eingeräumt. Die Bundesacte vom J. 1814 kehrte zum alten System zurück, und Bern mit seinen 300,000 Einwohnern, Zürich mit seinen 200,000 wurden wieder den Cantonen Uri, Zug u. s. w. mit ihren 13—14,000 Bewohnern gleichgestellt.

Die Mediationsacte hatte festgesetzt, daß es in der Schweiz keine Unterthanenlande mehr gebe, und alle örtlichen und persönlichen Vorrechte, alle Privilegien der Geburt und einzelner Familien aufgehoben seien. Unterthanenlande gab es nun zwar auch nach der neuen Bundesacte keine mehr, aber statt die Aufhebung aller Vorrechte bestimmt auszusprechen, hielt man sich mit der zweideutigen Erklärung: „daß der Genuß der politischen Rechte nie das ausschließliche Privilegium einer Classe von Cantonsbürgern sein könne", den Weg zur Bevorzugung einer gewissen Bürgerclasse offen.

Der vierte Artikel der Vermittelungsacte lautet: „Jedem Schweizerbürger steht es frei sich in einem andern Canton niederzulassen und daselbst sein Gewerbe ungehindert zu treiben. Er erlangt die politischen Rechte nach den Gesetzen des Cantons in welchem er sich niederläßt, kann aber nicht die politischen Rechte in zwei Cantonen zugleich genießen." In der neuen Bundesacte sieht man sich vergebens nach einer ähnlichen Bestimmung um.

Die Vermittelungsacte beschränkte sich nicht blos darauf, Streitigkeiten zwischen einzelnen Cantonen die nicht durch Schiedsrichter beigelegt werden konnten der Tagsatzung zur Entscheidung zuzuweisen, sondern sie setzte auch fest, daß die Regierung oder Gesetzgebung eines Cantons die ein Gesetz der Tagsatzung verletzen würde als rebellisch vor ein aus den Präsidenten der Criminalgerichte aller übrigen Cantone bestehendes Tribunal gezogen werden sollte. Die Bundesacte vom J. 1814 hat der Tagsatzung dieses Mittel ihren Beschlüssen Achtung zu verschaffen genommen, und dadurch der Bundesanarchie den Weg gebahnt.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich wol von selbst, inwiefern, um uns der Worte des Hrn. v. Tillier zu bedienen, die neue, unter gemeinschaftlicher Einwirkung ausländischer Räthe und Einflüsterungen und inländischer Vorurtheile und Leidenschaften gestaltete Bundesverfassung den vernünftigen Erwartungen, Wünschen und Bedürfnissen des schweizerischen Volkes entsprochen habe. Möge dieses Volk auch die Lehre recht beherzigen mit der sein Geschichtschreiber schließt — die Lehre: „wie wenig gute Früchte geerntet werden mögen, wenn ein Volk sich ohne Noth, und ohne das kräftige Gefühl seiner Selbständigkeit zu bewahren, der unnatürlichen Einwirkung des Auslandes oder dem wilden Getümmel seiner eigenen Leidenschaften preisgibt, statt das bessere, ruhmvoll erworbene Selbstbewußtsein durch eine freie und kräftige, höhern Menschenzwecken angemessene Entwickelung als ein heiliges, unbeflecktes Erbe heldenmäßiger Väter zu bewahren, und mit den achtungswerthen Früchten seiner eigenen Erfahrung, seines Fleißes und seiner Einsicht bereichert auf die spätern Geschlechter zu übertragen." 60.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 226. — 14. August 1847.

Dramatische und dramaturgische Schriften von Eduard Devrient. Erster bis vierter Band. Leipzig, Weber. 1846. 8. 6 Thlr.

Die große Mehrzahl unserer dramatischen Autoren sorgt aus freien Stücken dafür, daß ihre Arbeiten gleich Eintagsfliegen kommen und gehen, oder wie Zeitungsblätter nach einmaliger flüchtiger Ansicht dem unendlichen Maculaturberge zugeworfen werden, der nicht eben zur Ehre der deutschen dramatischen Kunst die Vorhallen unserer Tempel Thaliens erfüllt. Indem sie sich selbst an den augenblicklichen Geschmack des Tages wenden, und sich diesem eng und oft sklavisch anschließen; indem sie nicht jene ewigen, weil reinmenschlichen Regungen der gesellschaftlichen Menschennatur, die den Alten, den Franzosen, den Spaniern, die Gozzi und Shakspeare zum Stoff ihrer Dramen dienten, auszutiefen und neu darzustellen trachten, sondern das geringe Mehr oder Minder der Tagesmode, die heutige Verirrung, den Ungeschmack dieser Woche, die Lächerlichkeit dieses Monats, dieser Jahreszeit zum Gegenstand nehmen, leisten sie von vornherein und freiwillig Verzicht auf alle Fortdauer nach der kurzen Dauer ihres Gegenstandes, zufrieden mit ihm selbst vorüberzugehen und nicht weiter genannt zu werden. Die einfachste Erfahrung lehrt schon, daß alle Erzeugnisse der komischen Muse welche irgend eine Dauer erlangt, und ihr Leben auf mehr als „70 oder 80 Jahre" gebracht haben, ihre Basis in den nicht oder doch nur sehr langsam wechselnden Grundzügen der geselligen Natur der Menschen überhaupt haben. Die Prahlerei des Miles gloriosus, die Habgier des Pluto, der Neid der Frösche, die Schlemmerei und die Feigheit Falstaff's, die Heuchelei Tartuffe's, die Pruderie der Donna Diana, der Geiz Harpagon's u. s. w., alle diese sind nicht von heute zu morgen verschwunden, sondern sie bilden ein ewiges zu Viel und zu Wenig in der Menschennatur, das eben deshalb ewig wiederkehrt, weil die Menschennatur selten oder nie zu ihrer reinen Erscheinung im Realen gelangt. Der Lustspieldichter nun, der an solche Eigenschaften anknüpfen kann, hat der Natur seines Stoffs nach wenigstens die Hoffnung der Fortdauer für sich, und von seiner Begabung wird es abhängen, ob und in welchem Maße diese Hoffnung in Erfüllung geht. Welche Dauer aber darf sich ein Thema versprechen das, wie unzählige unserer Tageserscheinungen an den Moment geknüpft, mit ihm dahingeht, weil es als ein Blatt vom Baume der Zeit, nicht als ein Ingredienz der menschlichen Natur hervortritt?

Der Dichter der hier vorliegenden Dramen bekundet sich nun darin zugleich als Poet und als Kritiker, daß er keine seiner Arbeiten auf den flüchtigen Zeitmoment und seinen schnell wechselnden Geschmack begründet, sondern daß er für jede derselben eine tiefere Basis in der Natur der Gesellschaft aufzusuchen bemüht ist. Solche Stücke wie die „Verirrungen", „Treue Liebe" und die „Gunst des Augenblicks", haben vor Arbeiten wie „Doctor Wespe", „Die Mode", „Er muß aufs Land" und andern beliebten Sachen wenigstens Das voraus, daß sie auf einem nie alternden Boden in der Gesellschaft wurzeln, und mit Banden die nicht heute oder morgen lösbar sind an den Geschmack der Zeit geknüpft erscheinen. Für das ernste Drama zeigt sich bei Devrient geringere Begabung als für das Conversationsstück; er scheint in dieser Richtung hin nicht ohne einen gegebenen Stoff bestehen zu können — was schon auf eine geschwächte und gebundene Kraft des Schaffens hindeutet —, er sucht sich hiernach an das Sagenhafte und Mythische — im „Grau-Männlein" und in „Hans Heiling" — anzulehnen. Als dramaturgischer Schriftsteller zeigt er sich uns endlich in den „Briefen aus Paris" und in der Abhandlung „Ueber Theaterschule" wie ein Mann der den Stoff seiner Aufgabe von allen Seiten durchdrungen, mit scharfem Blick die Mängel erforscht, die Mittel bessere Zustände herbeizuführen geprüft, und namentlich die Vorzüge und das Wesen der französischen Schauspielkunst mit kritischem Geist erörtert hat. In dieser dreifachen Beziehung werden wir den Verf. daher in seinen hier vorliegenden Schriften etwas näher erkennbar zu machen veranlaßt sein.

Eine flüchtige Vergleichung derjenigen dramatischen Arbeiten welche den ersten Band füllen unter sich zeigt uns sogleich die Kunstrichtung an welche den Verf. charakterisirt. Es ist das eigentlich Dramatische, das durch den Umschwung der „Handlung" Wirksame, was ihn fesselt und was ihm vorzüglich gelingt. Zeichnet er auch seine Charaktere genügend, ergeht er sich auch oft mit gutem Erfolge auf dem Gebiet der Reflexion, so ist

Beides doch nur wie nebenher erlangter Gewinn; die Handlung, ihre unerwartete Umkehr, ihre überraschende Wirkung, Dies ist sein Hauptziel bei allen hier vorliegenden dramatischen Arbeiten. Der Verf. ist, Das erkennt man leicht, Schauspieler, und als solcher ist ihm stets gegenwärtig: in welchem Maße das Drama stets der Handlung bedarf. Fast alle seine Stücke sind daher mit Handlung beinahe überladen zu nennen, und in einigen derselben läßt er uns thatsächlich kaum zu Athem kommen, so unausgesetzt drängt er uns in die Handlung hinein. Dies ist es was ihn von andern Dramaturgen recht eigentlich unterscheidet: reichste, nie ruhende, stets fortschreitende, bisweilen selbst üppig wuchernde Action, welche nicht selten über die Motive hinausgeht, und dann nur durch Uebermaß fehlt. Die Stücke des ersten Bandes werden dies Urtheil belegen können. „Grau-Männlein", Schauspiel in fünf Acten, entstand schon 1833; die Zeit war sagenhaften Stoffen noch günstig, günstiger wenigstens als der heutige Tag. Eine solche Volkssage ist im „Grau-Männlein" mit außerordentlichem dramaturgischen Effect uns vorgeführt, etwa in dem Geiste wie Hoffmann, Blumenhagen oder Weisflog dergleichen Stoffe novellistisch zu gestalten pflegten. Der Kern der Handlung ist unverkennbar poetischer Erfindung: es handelt sich darum, daß ein Mann von Wissenschaft, ein Faust seiner Zeit, dessen Weisheit man verhöhnt, die Welt um jeden Preis zur Bewunderung seiner Wissenschaft zwingen will, und an dem Versuche stirbt, nachdem seine übeln Pläne in der Hand des Schicksals einen entgegengesetzten Ausgang genommen haben. Die Handlung dieses Stücks ist ein schwellender Strom: That auf That, Effect auf Effect lassen uns kaum zur Besinnung kommen, die Spannung hält an bis zum Schluß. Die höchste Aufgabe des Dramas überhaupt ist hiermit zwar nicht gelöst, allein diese Gattung von Dramen hat kaum eine höhere aufzuweisen als Erregung und Spannung. Dabei ist anzuerkennen, daß die Zeichnung der Charaktere dem Stoffe entspricht, feste, erkennbare Züge darbiete, und daß der Ausdruck einer gewissen sinnigen und reifen Weltbetrachtung überall wiederzufinden ist. Der Verf. ist über die ersten Stürme der Jugend hinaus; und er thut in die Periode der Reife, ja der Weisheit die ersten, noch etwas zaghaften Schritte. Wenn Reinhold sagt:

> Es geht Euch, Herr, wie allen Menschenkindern,
> Der Schmerz macht ungerecht. Wenn uns ein Unglück
> Getroffen, nun, so suchen wir umher
> Nach einer Ursach', meinen dann zu wissen
> Wie wir dem Schlage wol entgangen wären,
> Wenn wir nur so und so gehandelt hätten,
> Und klagen And're und uns selber an.

Oder Ulfingen:

> Trost gibt sich uns nur Maß für Maß,
> Und nur wer recht geliebt wird recht getröstet.

Und Reinhold:

> Wer darf wol sagen, daß er recht geliebt,
> Wenn Einer von den Seinen, bleich und still,
> Vor ihm im Tode liegt! Schlägt nicht alsdann
> Im Stillen Jeder an die Brust und spricht
> Im Herzen: O du lieber, sel'ger Todter,
> Ich hätte dich noch besser lieben sollen! . . .
> O, kämest du doch wieder, lieber Todter,
> Wie wollt' ich besser dich und heißer lieben!
> So sprächen wir, und ach —
> Käm' er zurück — wir machten's doch nicht besser.

so kündet sich in solchen Worten eine reiche Erfahrung und eine reine Betrachtung des Reinmenschlichen an. Wir sagen mit dem Dichter:

> Ins Leichentuch —
> Laßt uns den bessern Vorsatz hüllen.

Der Totaleffect des Stücks entspricht dem Charakter poetischer Stimmung und besonnener Führung der Fabel, und geschickter Steigerung der Handlung, welche sich in der ganzen Dichtung unverkennbar aussprechen.

In dem Lustspiel „Die Gunst des Augenblicks" hat der Verf. unstreitig eines der bessern deutschen Conversationsstücke geliefert, von jener Art an der wir so sehr Mangel haben, solcher nämlich die auf wirklich deutschem Wesen und Leben beruht. Uebersetzungen, Nachahmungen und Bearbeitungen dieser Gattung besitzen wir genug: Devrient's „Gunst des Augenblicks" aber trägt den Namen eines Originals mit Recht, da es ausschließlich „deutsches" Element zum Inhalt nimmt. Das Stück ist im Plan wie in den Charakteren fein und gefällig, in der Gesinnung warm und tüchtig, in der Ausführung geschickt und geistreich. Seine Lehre ist: daß es gerade den warmfühlenden, tüchtigen und geistig belebten Charakteren schwer falle zu treffen und zu thun was der Augenblick erheischt, die Gunst des Moments zu benutzen, ihr Glück zu machen, während alles Dies den leeren und kalten, geistig tiefer stehenden Menschen leicht werde, und ihnen den Vorsprung gewähre vor jenen in allen Beziehungen höher stehenden Charakteren: ein Gedanke, ebenso würdig als wahr, und ein trefflicher Lustspielstoff, hier mit der ergötzlichsten Laune durchgeführt. Die komische Wirkung einiger Scenen erinnert in der That an die classischen Muster der Franzosen, und wenn andere mehr dem spielenden Geist der Posse angehören, wie z. B. die Scene wo der Landrath plötzlich mit gefällter Heugabel vor der Geliebten dasteht, der er sich zu eröffnen strebt, so fallen doch auch diese Auftritte nicht aus dem Charakter des Lustspiels, obwol sie bis an seine Grenzen streifen mögen.

Im „Hans Heiling" hat der Verf. erwiesen, daß auch ein Operntext, unbeschadet seiner Wirkung, poetische Intentionen darbieten könne, und wenige Arbeiten dieser Art lassen eine so fleißige und saubere Diction bemerken als diese.

Im zweiten Bande treffen wir zunächst auf zwei bürgerliche Schauspiele, von welchen die „Verirrungen", in fünf Acten, im exclusiven Sinne deutsch, d. h. mit allen Vorzügen und Mängeln der deutschen Kunst und des deutschen Naturels ausgestattet sind, während das Schauspiel „Der Fabrikant", eine Bearbeitung des „Hamelin" von Souvestre, die Thatsächlichkeit und Wirklichkeit besitzt mit der das französische

Schauspiel oft einen so mächtigen Eindruck auf unsere Gefühle ausübt. Dies Stück entstand offenbar in der Zeit des Aufenthalts in Paris, welche Devrient so wesentlich und eifrig dem Studium der Unterschiede widmete die zwischen der deutschen und der französischen Dramaturgie obwalten, und die, auf oft so merkwürdige Weise, auf ganz entgegengesetzten Wegen zu demselben Kunstziel, und mit den verschiedensten Mitteln zu denselben Wirkungen führen. Wie Dies geschieht, darüber hat der Verf. in seinen „Briefen aus Paris" sich selbst und uns sehr dankenswerthe Aufschlüsse gegeben. In den „Verirrungen" ist die Anlage kunstvoll, reich und vortrefflich: allein in der Zeichnung der Seelenzustände herrscht Uebertreibung, und was schlimmer ist, Affectation; auch ist die Epoche vorüber wo so ernstliche Intentionen auf der Bühne gefallen mochten. „Der Fabrikant" dagegen wird, eben seiner praktischen Lehre und seiner lebenvollen und wahrhaften Gestaltung wegen, sich lange behaupten; man kann ihn ein Iffland'sches Stück aus dem französischen Leben nennen.

In der komischen Oper „Die Kirmeß" hat der Verf. wol nur zeigen wollen, daß ihm auch diese Gattung nicht unzugänglich geblieben sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiens poetische Schwingen und Federn von Hieronymus Lorm. Leipzig, Grunow. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seit jüngster Zeit hat sich eine ganze Schar östreichischer Dichter und Schriftsteller den ältern aus demselben Lande beigesellt, und die Aufgabe dieselben kritisch und charakteristisch zu einem anschaulichen Bilde zusammenzufassen, zu einer genauen Orientirung zusammenzustellen, hat ihren Werth darin, daß sie theils die Schriftsteller selbst über ihr Thun und Treiben aufklärt, theils aber auch die Vermittelungspunkte sucht, die Verhältnisse angibt durch welche jene Erscheinungen mit der gesammten deutschen Literatur zusammenhängen. Wir glauben jedoch, daß es nicht allein eine undankbare, sondern unmögliche, unpassende Aufgabe ist eine östreichische Literaturgeschichte zu schreiben, weil die Fäden zu jener, die Hauptrichtpunkte in der allgemeinen deutschen liegen, weil sie eine Seite, ein Blatt der gesammten literarischen Erscheinungen Deutschlands bilden, das man nicht willkürlich von seinem Stamm lostrennen kann wenn man seinen Organismus als Fortsetzung oder Ausfluß des großen Ganzen richtig begreifen will. Wir halten es deshalb für ein sehr zweckmäßiges und richtiges Beginnen, die östreichischen Schriftsteller nur in Verbindung mit den andern deutschen, nur auf dem allgemeinen Boden der deutschen Nationalliteratur zu betrachten. Losgerissen davon bieten sie freilich wenig Halt dar, und die politischen Verhältnisse mögen es allerdings dahin gebracht haben, daß in Oestreich vorzugsweise der Dilettantismus vorherrscht, und daß diejenigen Schriftsteller die sich in Verbindung mit dem neuen Geiste unserer geistigen Entwickelung gestellt haben, als die Unterdrücker, die Opposition in Oestreich, wenn man dies Wort gelten lassen will, erscheinen. Die Literatur in Oestreich scheint zwar vom engen politischen Standpunkte des östreichischen Volkes aus betrachtet nur ein zufällig Gewordenes, weil sie eben keinen Boden in dem Staatsleben findet, dagegen als ein Zweig, wenn auch nur ein kleiner, des großen deutschen Baumes angesehen, als historisch berechtigt und keineswegs ohne Verbindung mit der Entwickelung des gesammten Volkslebens. Es ist übrigens nicht allein charakteristisch für Oestreich, sondern für ganz Deutschland, daß die gesammte gegenwärtige Literatur noch nicht ihren wahren Hintergrund in einem großen starken Volksbewußtsein gefunden hat, und daß die hauptsächlichsten, hervorstechendsten Bestrebungen gerade darauf hinausgehen, diesen Zusammenhang zu vermitteln, sich bemühen, die bereits gewonnenen Resultate zu verallgemeinern und die annoch im Volke schlummernden Kräfte zu beleben und zu erwecken. In Oestreich freilich, das unter dem harten Scepter eines consequenten streng conservativen Monarchismus gehalten wird, springt die Erscheinung lebhafter in die Augen, daß der Schriftsteller nur eine Ausnahme ist, und „den Principien des Staats gegenüber nicht zur Anerkennung seiner unhemmbaren Nothwendigkeit gelangen kann"; allein mehr oder weniger ist Dies noch in allen deutschen Bundesstaaten der Fall, und die Literatur trägt entweder die Kette des Policeistaats oder der Schriftsteller muß landesflüchtig werden. Die östreichischen literarischen Erscheinungen lassen sich nun einmal nicht mehr von der Betrachtung der gesammten deutschen Literatur losschälen, weil eben der östreichische Schriftsteller, wie der Verf. in der Einleitung selbst zugesteht, die Elemente die ihn nährten und entwickelten, und den Einfluß unter welchem er gedieh nicht dem heimatlichen Boden, nicht den Vorarbeiten seines eigenen Volkes, sondern nur den Studien und Bildungshöhen, die Gemeingut des gesammten, außeröstreichischen Deutschlands sind, entnommen hat, und die Resultate seiner Entwickelungen wieder auf den Altar der deutschen Nation, nicht auf den des eigenen östreichischen Vaterlandes niederlegt, weil dieses — hier kann doch blos die Regierung gemeint sein — nach seinen (ihren) staatlichen Principien solche Früchte, indem dasselbe (sie) jene nur als verbotene betrachtet, nicht wie ein Nationaleigenthum erkennen und dem allgemeinen Volksgenuß hingeben will.

Es ist freilich eine trostlose Erscheinung, daß die meisten östreichischen Schriftsteller, indem sie ihre Productionen auf die Duldung im heimatlichen Boden berechnen, die Grenzen nicht zu durchbrechen wagen über welche hinaus das Auge des Absolutismus nicht mehr schützend dringt. Allein sind wir im übrigen Deutschland nicht an dieselben, freilich nicht so scharf gespannten Stränge gebunden? Nehme man beispielshalber nur unsere dramatische Literatur, wie muß sie sich winden und drehen wenn sie zur Aufnahme kommen, wenn sie auf den Bretern lebendig werden will, statt in dem Buchladen zur Maculatur zu werden. Wir müssen vorerst uns den Verhältnissen anzupassen, zu fügen suchen, wenn auch oft mit einer bittern Thräne im Auge, mit dem Zorn im Herzen, falls wir nicht alles und jegliches Feld den Feinden preisgeben wollen. Darum können wir auch nicht unbedingt in die Absicht des Verf. einstimmen der da meint, man müsse gleich die Scholle aufgeben, freiwillig ins Exil gehen, wenn wir nicht eine allgemeine Auswanderung anrathen wollen. Der wahre Patriotismus ist freilich Arbeit für das Vaterland, allein die Ausdauer ist auch Arbeit, größere oft als die That selbst. Das eben ist das erhabene Ziel der gesammten Gegenwart, daß sie unablässig ihr Auge nach der bessern Zukunft schweifen läßt, daß sie den Funken nährt und anfacht der in der Zukunft zur heiligen Flamme auflodern soll; Das eben ist das Zeichen, daß unsere Geschichte noch nicht zu Ende ist, weil wir noch in der Zukunft leben, noch eine Zukunft vor uns haben; das Streben nach der Zukunft ist die Jugend, das Leben in der Vergangenheit das Alter. Freilich sei es ferne von Jedem, und hier stimmen wir gern mit dem Verf. überein, dessen freie mannbare Gesinnung wir durchaus anerkennen, daß wir den äußern Verhältnissen unsere Ueberzeugung zum Opfer bringen; Schweigen ist unter Umständen auch eine That, aber wie viel wird auch schon geschwiegen. Heine singt richtig und tief gefühlt:

Frag' du den Säugling in der Wiege,
Frag' du die Todten in dem Grab';

Vielleicht daß diese dir entdecken
Was ich dir einst verschwiegen hab'.

Der Verf. behandelt in drei Abtheilungen die östreichischen Poeten; es ist ihm dabei nicht um eine Kritik solcher Dichter zu thun, wie er (S. 29) angibt, deren Wirken bereits zum Schmuck der deutschen Nation geworden ist: er will eben nur hervorheben, wie sich auch in ihnen die Eigenthümlichkeit des östreichischen Gemüthscharakters nicht verleugnete. Erst bei der Besprechung jener Poeten die sich mit Aufopferung ihres innern Berufs leiblich und geistig an die Heimat gebunden darstellen, will er die Aufgabe gewissenhafter Kritik üben, den Schaden den sie ihrer literarischen Geltung und dem Werth ihrer Leistungen durch unwürdige äußerliche Rücksichten zufügten klar und entschieden zur Anschauung bringen. Wir können uns nur mit diesem Vorsatze einverstanden erklären und überall da beistimmen wo er Gesinnungslosigkeit und Talentlosigkeit verbunden mit lästigem Ausdringen züchtigt und unerbittlich aburtheilt; denn nur auf diesem Wege wird es möglich sein die lästigen Drohnen für die Folge aus unserer Literatur zu entfernen, an denen gerade Oestreich keinen Mangel zu leiden scheint. Nur hätten wir gewünscht, daß jenes Element was als ein specifisch östreichisches, als ein nicht deutsches zuweilen bei den neuern Poeten sich hervordrängt auf den allgemeinen deutschen nationalen Boden hingewiesen hätte. In Bezug auf Adalbert Stifter können wir nur im Allgemeinen das Urtheil Lorm's gelten lassen; die Farben der Natur sind leicht und durchsichtig rein aufgetragen, allein um so unangenehmer berührt es auch, daß stets die Lebendigkeit da verschwindet wo das Leben der Menschen, ihr Wirken zu schildern ist. So prachtvoll die Darstellungen der erscheinenden todten Natur oft sind, eine wie tiefe Anschauung und oftmals glühende Phantasie sie verrathen, so sehr sinkt die Sprache, wenn der Verf. seinen Personen ein dramatisches Interesse zu geben versucht. So lange er den einzelnen Menschen noch aus sich selbst und für sich entwickelt, ist seine Darstellung schön, ruhig, zusammenhängend; wie es aber darauf ankommt mit andern Personen ihn zusammenzubringen, ihn durch seine Stellung zu ihnen charakteristischer zu bezeichnen, kurzum darzuthun, wie der innere Geist zur Erscheinung in seinen Thaten gelangt, da ist die Verbindung und Berührung der einzelnen Personen steif, lückenhaft und unerklärlich. Es treten beim Zusammenhandeln vieler Personen jene Momente ein wo man sich vergeblich die Frage vorlegt, warum ist Dies so und nicht anders? Die Frage wird sich aber auf dem gewöhnlichen Wege nicht lösen lassen, wir meinen nämlich auf dem Wege der innern, organischen, künstlerischen Entwickelung, sondern sie wird nur in dem spielenden Zufall, der Laune und übersprudelnden Phantasie des Verf. ihre Erklärung finden. Auch sind die Bilder Stifter's oft zu gesucht, zu pomphaft und übertrieben. „Der laue Nachsommer fließt wie süße Milch um die weißen Stämme"; „das Lampenlicht spinnt goldene Fäden hinaus in die Silbernacht des Nebels"; „die Sonnenstrahlen prallen siedend wider", diese wenigen Beispiele mögen genügen. Auffallend war es für uns, daß Lorm den Dichter Alfred Meißner nur vorübergehend erwähnt hat, obgleich derselbe in seinem Buche gerade nicht die letzte Stelle einzunehmen verdiente, und mit Fug und Recht neben oder vor Hartmann erwähnt werden mußte. 93.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Flourens.

Als Flourens in den Schoos der Académie française aufgenommen wurde, glaubte man der literarischen Corporation, welche sich bekanntlich durch eigene Wahl ergänzt, den Vorwurf machen zu können, sie habe durch diese Aufgabe einem Manne der Vorzug gegeben der seine eigentlich literarische Tüchtigkeit noch nirgend bethätigt habe. Seit jener Zeit hat Flourens durch die Herausgabe einiger gewichtiger Schriften („Histoire de Buffon, de ses travaux et de ses idées"; „Histoire des travaux de Cuvier" u. a.) den vollständigen Beweis geliefert, daß er sehr gründliche wissenschaftliche Kenntnisse mit der seltenen Gabe vereinigt die Resultate der Wissenschaft durch eine äußerst gewandte Darstellung dem größern gebildeten Publicum näher zu bringen. Dadurch hat er aber auch zugleich die Berechtigung der Ansprüche welche er erhob, als er sich um den Eintritt in die französische Akademie bewarb, nachgewiesen. An jene oben erwähnten Werke reiht sich jetzt eine nicht minder bedeutende Schrift an, welche einer Würdigung Fontenelle's gewidmet ist. Sie führt den Titel: „Fontenelle, ou de la philosophie moderne relativement aux sciences physiques." Der Verf., welcher als Secrétaire perpétuel der Académie des sciences dieselbe Stellung bekleidet in der Fontenelle längere Zeit thätig war, entwickelt seinen Gegenstand auf breiter Grundlage, indem er, um Fontenelle die ihm gebührende Stelle innerhalb des Entwickelungsganges der französischen Wissenschaft anzuweisen, die Hauptrichtungen der modernen Philosophie in einigen scharfen Zügen zeichnet. Im Allgemeinen kann man Flourens nur beistimmen wenn er die Meinung äußert, Fontenelle's wesentliches Verdienst sei es, in Gemeinschaft mit Alembert, Voltaire u. A. die gewonnenen Probleme der neuern Philosophie verallgemeint zu haben. Denn auf den Ruhm eines originellen Denkers kann derselbe ebenso wenig Anspruch machen, als ihm in den physikalischen Wissenschaften der Name eines Entdeckers gebührt. Dadurch will Flourens, der neuerdings auch wieder mit einem streng wissenschaftlichen Werke („Théorie expérimentale de la formation des os") hervorgetreten ist, keineswegs die Bedeutung und das Verdienst Fontenelle's herabsetzen; denn er weiß zu gut was es sagen will, die Wissenschaft zu einem jedem Gebildeten zugänglichen Allgemeingute zu machen.

Das Sklavenwesen.

Wir verweisen Jeden der sich einen schnellen Ueberblick über den Stand der Sklavenemancipation in Frankreich verschaffen will auf folgende kürzlich erschienene Schrift Victor Schoelcher's: „Histoire de l'esclavage pendant les deux dernières années." Das Werk ist freilich von einer gewissen Einseitigkeit nicht frei, denn der durch seine etwas lärmende Betheiligung am „National" sowie durch seine Reisewerke über die Antillen und über Aegypten bekannte Verf. stellt sich von vornherein auf den Standpunkt eines entschiedenen Abolitionisten, nachdem er schon früher in diesem Sinne eine regsame journalistische Thätigkeit entfaltet hatte. Aber man kann es den Wortrednern der Sklavenbefreiung nicht verargen, wenn sie jetzt des ewigen Transigirens müde sind. Dabei werden übrigens auch die Einwürfe der Gegner berücksichtigt, sodaß man aus dem Werke ein klares Bild über den Stand der Angelegenheit erwerben kann.

Geschichte der Friedensverträge.

Von einer sehr umfassenden Zusammenstellung aller wichtigen Friedensverträge und sonstigen Tractate zwischen europäischen Mächten seit dem Westfälischen Frieden ist vor kurzem der erste Band erschienen. Der Verf., Graf de Garden, hat bei seiner auf 20 starke Bände berechneten Arbeit die bekannten Werke Koch's und Schöll's zu Grunde gelegt, dabei aber eine durchgreifende Revision, Berichtigung und Ergänzung vorgenommen, und für die letzten 30 Jahre aus andern Quellen eine nach demselben Plane gearbeitete Fortsetzung eintreten lassen. Der Titel der neuen Sammlung lautet: „Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe, depuis la Paix de Westphalie." 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 227. —— 15. August 1847.

Dramatische und dramaturgische Schriften von Eduard Devrient. Erster bis vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Der dritte Band enthält „Treue Liebe", ein fünfactiges Schauspiel, in dem das dramaturgische System des Verf. wol zur vollsten Entwickelung gelangt. Die ruhige und doch überall anziehende Führung der Fabel, durch welche ein in Dankbarkeit gefesseltes Herz das zu lieben glaubt von dem Gegenstande dieser Empfindung selbst enttäuscht und seiner wahren Liebe zugeführt wird, die treffliche Charakteristik Amaliens und Mariens, die musterhafte Reinheit des Stils und der Sprache erheben diese Arbeit neben der „Gunst des Augenblicks" zu Devrient's gelungenster Leistung. Das Stück hat alle Aussicht auf eine lange Bühnenzukunft.

Von der vieractigen Posse „Wer bin ich?" gilt Dies weniger. Eine wesentliche Eigenschaft des Witzes ist das Spitze, rasch Vorüberleuchtende, nirgend Wackelnde desselben. Der Verf. ist zu haftend: er vertieft sich zu leicht, um im Komischen, sei es der Situation oder der Rede, immer wirksam zu sein; seine ganze Natur neigt überhaupt mehr dem Sentimentalen zu, und im Reiche der Empfindung ist seine eigentliche Heimat. Wir möchten ihm daher rathen diese nicht zu verlassen; im komischen Gebiet wird ihm stets nur Einzelnes gelingen, seine Natur versagt es ihm hier ein Ganzes zu sein.

Die romantische Oper „Die Zigeuner", in vier Acten, damit auch diese Gattung nicht fehle, erinnert sehr an schon Vorhandenes, und obwol die Arbeit minder fleißig und gut zu nennen ist, so zeigt sie doch, daß der Verf. Mehr sucht als er erlangt. Formenwechsel ist nicht jedem Poeten anzurathen: die Form aber für welche Devrient mit unverkennbarem Talente begabt erscheint ist die Prosa der guten Gesellschaft, das Conversationsstück mit einer Unterlage mäßiger, warmer Leidenschaft, das Reich gebildeter Empfindung, der Ton der Welt wenn er von aller gehässigen Leidenschaft frei ist. In diesem Elemente muß er weilen, wenn er unsere volle und ganze Zustimmung finden will.

In eben diesem Tone sind nun endlich auch die trefflichen „Briefe aus Paris", während seines Aufenthalts im J. 1839 daselbst geschrieben, welche der vierte Band enthält, und welche, sowie sie eifrigsten Kunststudien entflossen sind, den Jüngern der dramaturgischen und der mimischen Kunst nicht genug zu empfehlen sein werden. Sie gehören sicher zu den wichtigsten Arbeiten über diese Gebiete der Kunstäußerung, und bieten in ihrer lebenvollen Frische und Gegenständlichkeit eine sehr reiche und anmuthige Unterhaltung dar. Lebhafte Auffassung, Bewußtsein der Kunstgesetze, Gerechtigkeit gegen Jedermann, ernste, tiefsinnige Prüfung, Begeisterung für alles Edlere, Liebe, echte Sympathie mit aller schönen Kunst, und treffendes Urtheil sind die charakteristischen Eigenschaften dieser Briefsammlung. In dieser Eigenthümlichkeit haben wir sie etwas näher zu betrachten. Daß seine Beobachtungen vorzugsweise seiner Kunst, der dramatischen und mimischen, gewidmet sein werden, ergibt sich bei einem so ernsten und wissenschaftlich gebildeten Künstler wie der Verf. ist schon von selbst. In dieser Beziehung müssen diese Briefe für ein wichtiges und wohl zu beachtendes Handbuch allen seinen Kunstgenossen und der großen Zunft dramatischer Dichter unter uns gelten. Allein auch die diesem Gebiete fremdern Stoffe der Kunst überhaupt, der ästhetischen Anschauungen und Auffassungen der Pariser, der Gesellschaft und der Sitte, ja selbst der wissenschaftlichen und politischen Institute — alle diese durchleuchtet der Verf. mit so scharfem und klarem Blicke, mit so milder und versöhnlicher Gesinnung und in so gefälliger und anmuthiger Weise, daß wir Blatt für Blatt mit antheilnehmender Freude und Befriedigung, wie in einem wahren Kunstwerke, in diesen Briefen weiter lesen. In der That sind sie auch ein Muster des guten Geschmacks, eine Lecture der besten Art, warm, poetisch, gefühlvoll, frisch und voller Leben und Wahrheit. Eigenthümlich ist ihnen ein vorherrschend elegischer Ton, wie er allerdings wahren Künstlern nicht selten eigen ist, und der sich mitten im erhebendsten Kunstgenuß in Heimwehschmerzen und Wehmuth ausspricht.

Den Zweck seines Aufenthalts in Paris, ernstes Studium der dort geltenden dramatischen Kunstgesetze, verfolgt der Verf. mit so gewissenhaftem und rastlosem Eifer, daß er ihm jeden andern Genuß nachstellt. Wie schwer es ihm oft auch fällt, er bringt jeden Abend in einem der zahllosen Theater zu, oft höchst unerquicklichen Betrachtungen obliegend. Das meiste Leid bereitet ihm

das einst so berühmte Theâtre français, welches, ungeachtet er das wunderbare Mädchen, die Rachel, jedesmal sieht und bestaunt, doch durch die in völlige Unnatur übergegangene Manier der Mitspielenden, besonders des bewunderten Ligier, und die furchtbare Verrenkung der dramatischen Werke, welche die Franzosen ihre classischen nennen, ihm wahre Seelenqualen bereitet. Hier lernt er denn auch gründlich erkennen, worauf und worin die Unterschiede beruhen welche die deutsche und die französische Kunstauffassung für alle Zeit trennen werden, und worin ihre Vorzüge und unsere Mängel, und umgekehrt, bestehen. Dies hat Niemand so deutlich hingestellt als der Verf. dieser „Briefe". Er sagt sich resumirend:

Alle Zustände aus der Wirklichkeit, die ein Jeder kennt und erlebt, werden von den französischen Schauspielern meisterhaft dargestellt; Alles dagegen was darüber hinausgeht, das wahrhaft Erhabene und Hochpoetische, wird von ihnen nur schwach verstanden, und weil sie das Wesen desselben nicht durchdringen, finden sie sich mit einer conventionnellen Form dafür ab — die immer dieselbe ist und gar nichts Individuelles oder Charakteristisches aufkommen läßt. Doch Dies ist auch die Eigenthümlichkeit ihrer Dichter, und am Ende der Charakter der ganzen Nation.

Und weiter:

Die Wirklichkeit ist das Lebenselement des Franzosen: darum ist er überall Meister in der Form, die er für jedes Ding sofort zu finden weiß, in der er lebt, und die ihm so großes Vergnügen macht. Der Deutsche dagegen, dem Wesen der Dinge nachgehend, weiß überall nicht die „genügende" Form zu finden. Daher seine geistige Ruhelosigkeit und sein Ungeschick für äußerliche Gestaltung. Das Ziel, der Beruf des Franzosen ist bald erreicht, dann ist er begnügt, mit sich selbst zufrieden. Das Ziel des Deutschen liegt weit in die Ewigkeit hinaus: er ist berufen die höchsten Güter für die Menschheit zu finden, sie im Gemüth zu hegen und zu wahren, — kein Wunder, daß er unbefriedigt, ruhelos und in irdischen Dingen lässig, ungeschickt und leicht überflügelt erscheint. Wer das Ideal sucht hat weit zu gehen. Der Höhepunkt der dramatischen Kunst in Frankreich ist die Darstellung der ungezügelten Leidenschaft, über diese geht keine Foderung hinaus. Die höchsten Höhen des Daseins, die Siegesseligkeit, die Offenbarung des Ewigen, zeigt keine Kunst und kein Künstler in Frankreich.

Man kann von diesem Urtheil freilich sagen, daß es wiederum echt deutsch und dem Franzosen gar nicht verständlich sei, weil er Begriffe wie die von „Siegesseligkeit" und „Offenbarung des Ewigen" gar nicht kennt oder faßt; allein das Urtheil selbst ist darum nicht minder tief und wahr.

Anfangs tritt unser Verf. mit so jungfräulicher Schüchternheit in dem neuen Babel auf, daß er kaum das Herz hat in einem der eleganten Cafés ein Frühstück zu fodern. Allein die rasch bildende Gesellschaft in Paris verwandelt ihn bald so, daß er in einem glänzenden Kreise bei der Gräfin Merlin den Goethe'schen „Faust" mit ungemeinem Erfolg der staunenden Gesellschaft vorliest, der diese, die Tieck'sche Art des Vortrags dramatischer Sachen, mit Stimmenwechsel u. dgl., etwas ganz Neues war. Seine theatralischen Studien beginnt er — unter stetem Anwachs fördender und liebenswürdiger Verbindungen, die ihn endlich mit fast allen Berühmtheiten der Weltstadt in Beziehung bringen — mit dem Gymnase, und diesem bleibt denn auch seine vollste Theilnahme, ja seine Bewunderung der dortigen Kunstleistungen bis zu Ende treu. Die ungemeinen Effecte welche hier erlangt werden sind freilich ganz erklärlich, wenn man die Art und Weise verfolgt wie hier das Repertoire bestellt, die Stücke in Scene gesetzt werden. Kein französischer Schauspieler lernt eine Zeile seiner Rolle für sich, in seinem Hause; er memorirt seine Partie ausschließlich durch eine Reihe von 40 — 60 Proben, also von Anfang her mit seinen Mitspielern. Dieser einzige Umstand genügt ja vollkommen uns den Grund und die Ursache jenes bewunderungswürdigen Zusammenspiels deutlich zu machen das die französische Bühne auszeichnet, und zu dem natürlich unsere drei bis vier Spielproben, nachdem Jeder für sich seine Partie eingelernt hat, nicht hinleiten können. Wenn nun auch die falschen Manieren, die schlechte Haltung der französischen Darsteller, die Unsitten und Roheiten des Parterre bleiben, Natur und Wahrheit müssen gewinnen, und mittels dieser bringt die französische Lustspiel- und Conversationsbühne ihre Wirkungen hervor. Mitwirkend hierbei ist die geschlossene Theaterdecoration, die wirklich ein Zimmer darstellt, während bei unserer durchbrochenen Coulissenstellung manche Scene gar nicht so darzustellen ist wie sie gedacht wurde und wie sie natürlich ist. Dagegen gibt die völlige Rücksichtslosigkeit und das gemeine Treiben im Zuschauerraume dem Verf. zu vielen Klagen Anlaß, wenn wir auch glauben, daß bei seiner wiederholten Klage über den Mangel an guter Körperhaltung, richtiger Betonung und guter Declamation ein deutsches Vorurtheil mitspricht.

Bemerkenswerth ist des Verf. Urtheil über die Rachel. Nachdem er viel und oft von ihren Darstellungen hingerissen, nachdem er ihre persönliche Bekanntschaft gemacht, ihren Salon besucht und sie ohne Schminke gesehen hat, gelangt er doch zu der Ueberzeugung, daß sie, ihrer Natur nach, nur im Stande ist die gehässigen Leidenschaften der Seele, Zorn, Grimm, Haß, Unversöhnlichkeit, Eifersucht, wirkungsvoll darzustellen, ja, daß ihr jede Mitempfindung für die zartern Empfindungen völlig fehle. Dies wunderbare „Kind" gibt den Parisern überhaupt ein Räthsel auf, und weil man dasselbe nicht zu lösen weiß, hat der Ruf sie für bornirt erklärt; sie ist jedoch wol nur eigensinnig und verzogen. In der Charakteristik ihrer Darstellung der Roxane sagt er von ihr: Ein rasendmachendes Gift schreine in den Adern dieses „wüstengeborenen" Kindes zu schleichen, das, von Hyänen gesäugt, nun auf der Höhe des Erdenlebens in die Natur eines reißenden Thieres ausbreche: so legt sich dies kindliche Antlitz in grimme Falten, so spitzt es sich zur Schlange zu, so knirscht dieser kleine runde Mund. Dagegen scheint nun für die zarten Gefühle eine völlige Lücke in ihrer Seele zu sein, und wo sie diese in ihren Rollen antrifft übersetzt sie dieselben förmlich in ihre Töne des Hasses und wilden Leidenschaft. Das Deutsche hat Rachel, die bekanntlich von jüdischen Ältern

im Elsaß geboren, im Conservatorium erzogen, als talentlos entlassen, und von Samson privatim ausgebildet, seit 1838 die letzte Stütze des verfallenden Theâtre français ist, bis auf einzelne Worte völlig vergessen.

Es ist immer unterhaltend, Züge aus dem Umgange mit berühmten Personen, Schilderungen ihrer Häuslichkeit, ihrer persönlichen Erscheinung zu empfangen, und da der Verf. fast mit allen Berühmtheiten von Paris in Berührung kommt, so hat er sehr wohl daran gethan, uns die Eindrücke mitzutheilen welche diese Berührung ihm selbst gewährt hat. Er thut Dies mit Geschmack und derjenigen Discretion die einem gebildeten Manne zukommt. Außer den Sternen des Conservatoire und den Herren der vorzüglichsten Bühnen lernen wir den alten Cherubini, die Mars, Dumas, Hugo, Berryer, Guizot und Thiers, die Häupter der damaligen Opposition, und eine Menge anderer Personen von Bedeutung, die Salons der Gräfin Merlin, Ancelot's, Hugo's u. A. aus kurzen und geschmackvollen Skizzen kennen, die dem Buche einen frischen und fesselnden Reiz gewähren. Von George Sand sagt Devrient, daß sie in der That die Physiognomie ihrer Schriften — trotzige Behauptung einer völlig abnormen Individualität — hat.

(Der Beschluß folgt.)

Rheinfahrt. Ein Gedicht von Wolfgang Müller. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In diesem Gedicht ist Alles gut, Verse, Sprache, Bilder, Gedanken, Intentionen, Schilderungen, Tendenzen, Kritik; weil aber Alles gleichgut ist, und Nichts vor dem Andern besonders hervortritt, Nichts zurückbleibt, kommt der Leser, der in beständigem Wohlgefallen sich von einem Gegenstande zum andern rudern läßt, nicht zu dem Urtheile welches eine Dichtung in Anspruch nimmt. Ergreift es dich oder stößt es dich ab? Nichts stößt ab, ganz gewiß nicht: es ist die lehrreichste, lieblichste Schiffahrt auf dem schönen Rheinstrome; ein malerischer, ästhetischer, historischer, politischer Cursus, so anmuthig, anschaulich, geistreich, richtig urtheilend, correct vorgetragen wie man es nur wünschen kann. So muß also das Gedicht ergreifen? Gewiß, wer sich einzelne Theile, wo er auch aufschlage, vorlesen ließe, würde ergriffen werden; es versteht sich, so ergriffen, wie man es von einem Gedichte dieser Art verlangt, das kein Hymnus, keine Tragödie und noch weniger ein nervenspannendes Melodrama sein will und soll. Aber wer das ganze Gedicht sich hintereinander vorlesen ließe, würde mit Wohlbehagen vielleicht bis zu Ende hören und vielleicht sprechen: „Das ist ein wohldurchdachtes, gut angelegtes, gut ausgeführtes Gedicht"; aber — trotz der Poesie die er nicht wegstreiten wird, und trotzdem daß er selbst poetischen Gemüths wäre, wird er gleich darauf ohne sonderliche Behinderung an seine Alltagsgeschäfte gehen können. Woher, was fehlt am Zauber? Vielleicht nur, daß er 1846 statt 1786 erschienen ist, daß wir der classisch-monotonen Formausbildung entwöhnt sind, daß wir in einem so langen Gedichte Wechsel der Behandlungsweise fodern, Wechsel des Metrum. Wodurch schmeichelt sich noch heute ein längeres, halb erzählendes, halb reflectirendes Gedicht bei uns ein? Daß der Dichter statt die formale Harmonie zu suchen sie zerreißt, und statt eines zusammenhängenden ein Convolut einzelner Gedichte, Bilder, Genrestücke gibt. Ob das recht oder irrig, ist eine Frage für sich; es kommt aber hier noch etwas Anderes in Betracht, was für die Poesie zu allen Zeiten gelten wird: ihre Aufgabe ist anzudeuten, Symbole zu geben, aus dem Theile, aus dem hingeworfenen Bilde, Gedanken das Ganze ahnen zu lassen; will sie wirken, muß sie der Phantasie des Lesers einen Theil der Arbeit überlassen. Der verdienstvolle Dichter dieser „Rheinfahrt" übernimmt aber diese Arbeit selbst und allein, er malt Alles so lebendig und vollständig aus, daß wir meinen, auch Jemand der nie den Rhein gesehen müsse ihn danach kennen. Z. B.:

Dort locket ewigfrisch das Moselthal!
Ich sehe schon dich aus den Bergen dringen
Mit deiner Wellen blauem, klarem Strahl.
Du jugendliche Maid aus Lotharingen!
Du plauderst her in leichtem, hellem Muth,
In deinen Wellen welch ein munter Springen!
Nur selten wandelt sinnig hin die Flut,
Vorsichtig harrt der Schiffer stets am Steuer;
Man siehts dir an, du hast französisch Blut,
Du ziehst dahin gleichwie auf Abenteuer.

Wer könnte da dem Ausdruck noch Etwas hinzuwünschen? Ein Bild, deutlich bis in alle seine Details. So sind die Schilderungen der meisten Städte, deutlich, lebendig, fast erschöpfend, ein poetisches Reisehandbuch. Aber wo die Reflexion eintritt, gewinnt diese Deutlichkeit ein eigenthümlicheres Leben. Diese Vorherrschaft des Gedankens wird fast überall sichtbar, und gewiß zum Vortheil des Gedichts. Wir entheben nur die historische Reflexion über Kölns Zustand nach dem Mittelalter:

— Heillos, dumpf, verödet, schwach
In dieser Stadt; wo sonst ihr Ruhm geklungen,
Ertönet fürder nur gehäufte Schmach.
Die nach ihr sah'n, sie klagten gramdurchdrungen,
Sie schauten Kutten durch die Straße geh'n,
Sie hörten düst're Lieder nur, gesungen
Vom Pfaffenchor, nur Bettler sah'n sie steh'n,
Frech und zerlumpt an Kirchen und auf Plätzen,
Nur wenig Flaggen aus dem Hafen weh'n. —
Du lagest, Stolz des Rheins, verarmt an Schätzen!

Du warest todt schon bei lebend'gem Leib!
Stillleben nur, spießbürgerlich umschlossen,
Schlug matt in dir! Colonia, stolzes Weib,
Dir schien des Lebens üpp'ge Pracht entflossen!
Der Franzmann kam und nahm dich lustig ein,
Du gabst dich in dein Schicksal unverdrossen.
Kunstschätze fielen, Bilder, Bauwerk, Stein,
Vandalisch sahst du die Barbaren wüthen,
Du standest undeutsch gar am deutschen Rhein:
Kleinstädter wurden die als Fürsten blühten.

Natürlich folgt auf diese Schilderung der Erniedrigung und Prüfung auch die der Erhebung mit ebenso kräftigen Warnungen als in richtigem Sinne ausgesprochen.

Ohne Byron's „Childe Harold" wäre dieses treffliche Gedicht vielleicht nicht entstanden; und doch wie verschieden arbeitet der deutsche Geist vom britischen! Müller's „Rheinfahrt" ist kein Tagesproduct, eine poetische Arbeit, deren gediegener, heller Werth sich vielmehr für Alle erhalten und vielleicht mehr und mehr ausprägen wird welche den Rhein kennen und lieben. Wenn Stellen daraus in die Reisehandbücher werden aufgenommen sein, wird es selbst, weiter bekannt, ein solches für die Rheinfahrenden werden. 7.

Notizen.

Karl's VII. kärglicher Haushalt.

Miß Costello hat vor kurzem das Publicum mit einer neuen Gabe ihrer historischen Studien in der Lebensbeschrei-

bung des bekannten Jacques Coeur unter dem Titel „Jacques Coeur, the French argonaut, and his times“ beschenkt. Der Held dieser Biographie, an Einsicht in die Verhältnisse des Handels und der Ursachen des Nationalwohlstandes seinem Zeitalter weit voraus, hat das Schicksal aller Derer getheilt die sich das Verbrechen zu schulden kommen ließen: in einer Zeit der Dämmerung und der Vorurtheile Das was sie geahnt zur Ausführung zu bringen. Für die Wohlthaten die er, der Vorläufer Colbert's, seinem Vaterlande erzeigt, erntete er, nachdem er die höchste Macht darin ausgeübt, Haß, Verfolgung, Schmach und entging kaum dem Tode. Jener schwache König Karl VII. gab diesen Mann der ihn aus einem halben Bettler zu einem reichen Fürsten gemacht dem Hasse seiner Feinde preis, wie er seine Retterin im Kriege gegen England und seine aufrührischen Lehnsleute, die heldenmüthige Jungfrau von Orleans, nach dem Siege der Erbitterung seiner besiegten Gegner und dem entsetzlichen Vorurtheile jener Zeit zum Opfer fallen ließ. Wie es mit dem Hauswesen dieses schwachen Königs bestellt war, als er sich nach der Niederlage seiner Waffen hinter die Loire nach Bourges zurückgezogen, und ehe noch sein anschlägiger Münzward Jacques Coeur ihm die Mittel verschafft den Glanz seines Hauses herzustellen, davon entwirft Miß Costello nach den Quellen der damaligen Zeit ein anziehendes Bild. Der König, erzählt sie, sei damals so von Geld entblößt gewesen, daß er sich die gewöhnlichsten Bedürfnisse des Lebens nicht habe verschaffen können. Schriftsteller und Dichter jener Zeit wissen von dieser Armuth zu berichten; so singt z. B. der Verf. der „Vigiles de Charles VII“:

> Einst luden Poton und Lahire
> Beim Könige sich zu Gaste,
> Den Recken aber dünkte schire
> Das Mahl ein schweres Fasten:
> Zwei Tauben und eine Hammellend'
> Damit war das Gelag zu End'.

Ein anderer Chronist meldet im Wesentlichen übereinstimmend mit dem Dichter, daß Jacques Coeur dem Könige, der von allen Nahrungsmitteln entblößt gewesen sei, eine Schöpsenkeule und zwei Stück Geflügel für seine Küche gesandt habe. Ein anderer Beleg für diese Armuth ist ein Auszug aus einer Haushaltungsstrazza, wo unterm 13. Juli die Ausgaben für den ganzen Hofhalt während dieses Tages mit 38 Livres 2 Sous aufgeführt sind. Um seine Armuth vor den Augen seiner Höflinge zu verbergen, sah sich der König oft gezwungen sich mit der Königin in sein Gemach zu verschließen, wo er wenigstens ohne Zeugen dieser Entblößung die kärglichen und gewöhnlichsten Nahrungsmittel zu sich nehmen konnte. Dieses außerordentliche Elend fiel wahrscheinlich in jene Zeit wo der noch kein Jahr alte Heinrich VI. von England zum Könige von Frankreich ausgerufen wurde, und es das Ansehen gewann als ob dasselbe von innern Factionen zerrissen seinem Untergange entgegenzueilen bestimmt sei. Das Schicksal Karl's VII. schien damals besiegelt zu sein, es war kaum noch Hoffnung vorhanden, daß er je im Stande sein werde seine Rechte wieder geltend zu machen; ohne Macht, ohne Freunde, ohne Geld, in einen kleinen Winkel seines Reichs gedrängt, niedergeschlagen, entmuthigt, träge und verzweifelnd, war von ihm selbst gar Nichts zu erwarten, und jeder ihm erwiesene Freundschaftsdienst mußte folglich aus wahrer Anhänglichkeit und Uneigennützigkeit hervorgehen. Sein kleiner Hof wimmelte von ebenso herabgebrachten und dürftigen Anhängern, die alle wie er selbst dem Elende preisgegeben waren; selbst mit ihrer Tapferkeit, das Einzige was sie besaßen, vermochten sie ihm nicht zu nützen. Jacques Coeur hingegen war reich, edelsinnig, anhänglich und thatkräftig, und seine Freundschaft war ebenso unermüdlich als aufrichtig. Die glänzenden Thaten der Heldenjungfrau von Orleans, welche eine so günstige Wendung im traurigen Geschick ihres Königs hervorbrachten, und Letzterm den Weg zur Wiedereinsetzung in seine frühere Macht bahnten, hätten kaum diesen Erfolg gehabt, wäre nicht der Nerv der Kriegsführung aus den vollen Koffern hervorgegangen die Jacques Coeur zur Verfügung des Königs stellte. „Ach“, ruft die Geschichtschreiberin, „im Augenblick seines steigenden Glücks kommt Einem unwillkürlich der Gedanke, daß, wenn Karl VII. wirklich der Hingebung seiner Unterthanen werth gewesen wäre, er sich eines Theils jener ihm hingeworfenen Schätze bedient haben würde um das fromme Opfer und die Martyrin zu befreien, die er vor seinen Augen durch die erbitterten Feinde Frankreichs den Flammen opfern ließ. Aber der «geliebte Monarch» wendete den Blick ab von ihr, deren Aufgabe zu Ende, und behielt seine Hülfsmittel für eine andere Gelegenheit auf, indem er in seinem ersten Siege innehielt und sich beschied den Erfolg der Ereignisse abzuwarten. Das Schicksal der unglücklichen und heldenmüthigen Johanna hätte Jacques Coeur als Vorboten seines eigenen Geschicks dienen können. Wie sie seinen Feinden überantwortet, wurde sein Name und Ruhm wie der ihrige sehr spät in dem Lande wieder zu Ehren gebracht dem sie Beide so treu gedient hatten.“

Der rothhäutige Berserker und die inspirirte Dogge.

Simpson beschreibt in seinem bereits erwähnten Reisewerke den im Westen der Felsengebirge wohnenden Indianerstamm der Ballabollas als den wildesten und grausamsten der eingeborenen Stämme. Die Häuptlinge desselben sollen mit der unumschränktesten Gewalt bekleidet sein, und auf ihre Leute einen so unbedingten Einfluß ausüben, daß diese jedem Geheiß ihres Herrn sich willenlos fügen, mag ihnen nun eine blutige oder grausame That zu vollbringen befohlen werden, oder mag die ausgesuchte grausame Wollust des Gebieters sie selbst den schmerzlichsten und langsamsten Qualen unterwerfen. Simpson erzählt, daß, als sich der Häuptling dieses Stammes vor einiger Zeit unwohl befand, er befahl, daß einer seiner Leute erschossen werden solle. Sobald Dies geschehen, ward er, und wie geglaubt wurde in Folge dieses kräftigen Heilmittels, schnell gesund. Daß ihre religiösen Anschauungen bei diesen Grausamkeiten eine bedeutende Rolle spielen, versteht sich von selbst; ihre Religion muß dergleichen Gewaltthaten heiligen, indem vorgegeben wird, daß ein von der Gottheit verhängtes Rasen über sie kommt. In einem solchen Zustande begeben sie sich in die Wälder, und fressen wie Nebukadnezar Gras, oder nagen in den Fluren an den Knochen von menschlichen Leichnamen. Sobald dann der Anfall der Raserei, der Tobsucht und des Blutdurstes den höchsten Grad erreicht, stürzen sie sich unter ihre Leute, reißen mit ihren Zähnen aus den Armen und Beinen Derer die ihnen in den Weg kommen ganze Stücken Fleisch heraus und verschlingen es. Diese armen Opfer leisten diesen abscheulichen Grausamkeiten keinen andern Widerstand als daß sie so schnell als möglich Fersengeld geben. Bei der Anwesenheit Simpson's unter diesem Stamme geschah es, daß den Häuptling diese heilige Wuth befiel, und er vor den Thoren eines englischen Forts einem armen Burschen einen beträchtlichen Lappen aus dem Arme riß. Der Hund eines der Begleiter Simpson's, eine schöne Dogge, sah die Sache aber aus einem andern Gesichtspunkte an als die Indianer, und mochte diesen Angriff für unredliches Spiel halten, denn sie packte den tobenden Häuptling mit ihren scharfen Zähnen in den Waden, und hielt ihn trotz seines Brüllens fest, bis die wohlbekannte Stimme seines Herrn den Hund von seinem Fange abzulassen vermochte. Die Besorgniß des Hrn. Roß — so hieß der Eigenthümer des Rächers des armen Wilden —, daß man seinen Hund umbringen werde, erfüllte sich seltsamerweise nicht; im Gegentheil betrachteten die Ballabollas seit diesem Tage das Thier mit scheuer Ehrfurcht, da sie annahmen es stehe unter derselben göttlichen Eingebung wie ihr Gebieter.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 228. — 16. August 1847.

Dramatische und dramaturgische Schriften von Eduard Devrient. Erster bis vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Als ein wahrer und tüchtiger Denker aber zeigt sich Devrient überall da wo der Sittenzustand dieser pariser Welt seine Betrachtung fesselt. Wir gestehen, daß der Ernst und die Wahrheit in dem Letztern uns nicht wenig überrascht hat. Daß ein Künstler wie Devrient über die Kunst und ihr Verhältniß zum Leben klar und richtig denke, und hierüber wahr und geistvoll zu schreiben befähigt sei, hat nichts Ueberraschendes, erfüllt vielmehr nur eine ganz natürliche Voraussetzung. Wenn jedoch derselbe Schriftsteller über die tiefsten Bezüge des Lebens und seiner Gestaltungen zu dem Ewigen, über die socialen, ja über die politischen und staatlichen Verhältnisse eines Volkes so eindringende und geistvolle Sachen zu sagen weiß wie unser Verf., so erkennen wir, daß ihm ein Rang gebührt den er in seiner Bescheidenheit selbst nicht erkannt hat. Die Zeugnisse welche er über den sittlichen Verfall der pariser Welt beibringt sind von der ergreifendsten Art: jedes Verderbniß, klagt er, findet hier öffentliche Beschönigung; Schriftsteller und Publicum wetteifern darin sich gegenseitig zu verschlimmern. Dieben, Räubern, Taugenichtsen eine moralische Färbung zu geben, Das ist guter Geschmack, Das erträgt man: aber — und Das ist das Schlimmste — Tugend da zeigen wo sie in der Natur der Dinge liegt, einen Priester fromm, einen Richter gewissenhaft, einen Ehemann treu, eine Frau keusch zu zeichnen, Das ist lächerlich, langweilig, geschmacklos. Niemand aber will sich ins Gesicht lachen lassen. So macht der Contact selbst die Menschen schlechter als sie sind, und sie kommen dahin sich selbst scherzend für „une mauvaise nation" zu erklären. In dieser innern gesellschaftlichen Zerrüttung wagt Niemand gut zu erscheinen, natürliche, wahre, richtige Empfindungen zu offenbaren. Es ist ein klägliches Bild! Der Verf. fährt fort:

> Doch verzweifeln wir nicht. Außer Paris gibt es noch 33 Millionen Franzosen, die an dieser Verderbniß nicht unmittelbar Theil nehmen, obwol Paris freilich das einzige Organ der Verkündigung des französischen Lebens für uns geworden ist. Auch diese wüsten Leute werden nicht untergehen. Denn der eigentliche Grund ihrer Verderbniß ist doch nur die Gewissenlosigkeit; um aber wiederum gewissenhaft in den kleinern Dingen zu werden, muß man nothwendig damit anfangen es in Bezug auf das Ewige zu sein. Das französische Leben wird und muß von der großen Lüge zurückkommen, mit welcher es sich in seiner doch blos affingirten Achtung vor der „Kirche" mit der Religion abzufinden glaubt. In seiner vorherrschenden Verstandesrichtung kann es dieser Kirche unmöglich aufrichtig anhangen. Wenn aber die Kirche sich der Rationalität entsprechend gestalten wird, dann erst kann sie Gewissenssache und Grundlage des Rechts, der Sitte, der Tugend werden. Dies ist die große Revolution der Frankreich entgegengeht, und deren Anregung ihm wol von Deutschland aus kommen wird, zur Vergeltung für die politischen Wohlthaten die wir ihm verdanken.

Und weiter:

> Von welcher Wichtigkeit aber könnte die dramatische Kunst für das religiöse Leben im größten und weitesten Sinne werden, wenn man ihr die Bahn zu ernster Entwickelung öffnete! Denn wenn schon jede Kunst religiöser Natur ist, wie viel mehr muß es die dramatische sein, die sich ausschließlich mit dem Menschen in seiner vollständigsten Lebensentwickelung beschäftigt, mit der Manifestation seines Verhältnisses zu Gott. Diese wesentlich religiöse Tendenz der dramatischen Kunst wird einst als Resultat des socialen Entwickelungsprocesses klar werden, wie sie den Griechen schon klar war; denn Alles worin der Geist lebendig ist strebt doch am Ende sich dem Ideal zu nähern aus dem es geboren ist. Wie könnte der Künstler leben und sein ohne diesen Glauben u. s. w.

Aus dieser Probe erkennt der Leser genügend, mit welchem Geiste hier die dramatische Kunst in den Kreis der Betrachtung gezogen ist, und zu welcher seltenen Art von Künstlern der Verf. gehört. Daß ihm bei dieser Weise die Kunst aufzufassen das Treiben des Eigennutzes und der Selbstsucht sehr verhaßt ist, dem alle Interessen der Kunst in Paris verfallen sind, begreift sich, und daher auch mitten im Genuß seine heiße Sehnsucht nach seinem Deutschland. Im Vaudevilletheater bricht beim Vortrag eines steierschen Liedes diese Sehnsucht einmal sogar in helle Thränen aus, und er ruft überwältigt aus:

> O du mein herziges Vaterland, wie lieb und heilig erscheinst du mir nun hier in deiner gleichmüthigen Selbstbeschränkung, deiner stolzen Demuth, deiner anspruchslosen Kraft! Du bist doch ewig das große, innig schlagende Herz Europas, und wer von deinem Pulsschlag einmal gewiegt worden, dem kann nirgend sonst wohl zu Muthe sein.

Und solche Worte sind bei Devrient nicht Phrasen und Machwerk, sie sind Ergüsse heißesten Gefühls. Nichtsdestoweniger ist er keineswegs abgeschlossen oder uner-

kenntlich gegen Das was ihm in Paris an reichsten Anregungen geboten wird, vielmehr schlägt er alle solche Förderungen sehr hoch an und sagt uns:

Muß doch dies Paris für jeden Menschen von der einträglichsten Wichtigkeit sein, weil das Leben hier in allen Beziehungen auf den Gipfel getrieben ist, von welchem aus der Kreis jeder Thätigkeit völlig überschaut, und Richtung und Maß für das eigene Wollen und Vollbringen gefunden werden kann. So, glaube ich, kann man auch hier deutlicher als irgendwo erkennen lernen was die Bühne vermag, wohin und wie sie zu führen ist, und wovor sie sich zu bewahren hat.

Allein zu verweilen ist in dieser Atmosphäre nicht ohne Gefahr.

In dieser fieberhaften Regsamkeit der Geister, in diesem wild begehrlichen Streben, dieser Raserei des weiter und immer weiter Dringens, ohne das Erlangte des Genusses zu würdigen, in dieser tollen Jagd des Lebens könnte ich mich niemals heimisch fühlen. Genug, ich sehe mich durch diese Reise höchst befriedigend bereichert, bin froh daß ich hier war, aber glücklich wieder fortgehen zu können.

Mit ebenso glücklichem Blick wie das Ganze des pariser Lebens von ihm durchschaut wird, schildert der Verf. uns auch das Wesen und Sein der einzelnen Classen der Gesellschaft. Er zeigt, wie die junge französische Welt sich selbst aufgibt, blasirt, antheillos, lebensmatt, gleichgültig, zurückhaltend, ungefällig gegen den Fremden heraustritt; wie sie mit Geist, aber ohne alle theilnehmende Liebe über Alles abspricht, ohne den Gegner auch nur anzuhören; wie dagegen die Frauen und die ältern Herren das Gegentheil aller dieser geistigen Roheiten darstellen; wie je nach der politischen Farbe die Sitte selbst eine andere ist, wie die Anhänger des juste milieu fast immer freundlich, verbindlich, urtheilsvoll und empfänglich, den Ruf der französischen Geselligkeit aufrecht erhalten, während die stets kampffertigen Anhänger der Bewegungspartei trocken, unhöflich, feindselig, absprechend, jedem mildern Verkehr entfremdet, die Gesellschaft in Verruf zu bringen geeignet sind. Er zeigt uns namentlich die Frauen von thätiger Hülfsfertigkeit und liebenswürdig, mild und praktisch tüchtig, ein nicht schönes, aber hoffnungsvolles Geschlecht; die treffliche königliche Familie, werth die bessern Tage zu sehen, am Ende in dieser Nation ohne Liebe doch gänzlich isolirt. Er sagt:

Die Wurzellosigkeit des Königthums in diesem Lande scheint mir doch in dem Verfall des Familienlebens hauptsächlich zu beruhen, nicht sowol in der politischen Unruhe an sich. Wo das Behagen an der Ruhe, an Treue, ehelicher Liebe, und dem stillen Gedeihen der Kinder so ganz geschwächt ist; wo alle Pietät, die Fähigkeit anzuerkennen und sich Andern zu fügen so ganz verschwunden ist, da scheint für die Erhaltung der Idee des Königthums wenig zu hoffen übrig zu sein. Griffe nur die Kenntniß der deutschen Literatur nicht so langsam um sich, daß die Franzosen noch völlig in den Perioden leben die für uns längst vorüber sind, so wäre vielleicht von dieser Seite Etwas zu hoffen.

Welche musikalische Genüsse der Verf. aber in dem unvergleichlichen Conservatoire erlebt, und wie ihn unter den Bühnen das Gymnase die Opéra comique und das Odéon künstlerisch entzücken, müssen wir in diesen Briefen nachzulesen empfehlen.

Wir haben uns durch zahlreiche Anführungen aus denselben selbst den Raum beschränkt den wir ursprünglich noch für die Besprechung des trefflichen Aufsatzes über „Theaterschule", den der Verf. auf A. v. Humboldt's Antrieb verfaßte, ausgesondert hatten. Es ist eine Arbeit in der die Nothwendigkeit von Theaterschulen in Deutschland, wenn man gegen die dramatische Kunst nur irgendwie gerecht sein wolle, mit schlagenden Gründen dargethan, und ein Plan für eine solche Vorschule der Bühne umfassend, befriedigend und nach billigem Maße vorgelegt wird. Können wir denselben auch nicht näher erörtern, so spricht die Sache doch für sich selbst klar und laut genug, und Devrient gebührt das Verdienst, der Idee dieser Anstalten zuerst Form und praktische Gestalt gegeben zu haben. Möchte er damit mehr als stumme Zustimmung finden, und möchte er es erleben, daß der Schauspielkunst „nicht länger die ernste Aufmerksamkeit versagt, die fördernde Sorgfalt vorenthalten werde deren sie bedarf und die sie verdient". 19.

Schiller's und Fichte's Briefwechsel, aus dem Nachlasse des Erstern mit einem einleitenden Vorworte herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin, Veit und Comp. 1847. 8. 12 Ngr.

Wir erhalten in diesem Büchlein die höchst interessante Correspondenz Schiller's mit Fichte, welche dem jüngern Fichte zur Bearbeitung einer Biographie seines Vaters von Schiller's Sohne, dem Oberforstmeister Karl v. Schiller zu Lorch in Würtemberg, mitgetheilt worden ist. Der erste Brief Fichte's, den 21. Juni 1795 vom Dörfchen Oßmanstädt an Schiller nach Jena geschrieben, war den ersten Bogen einer für Schiller's „Horen" bestimmten philosophischen Abhandlung beigelegt, in denen vom Geist in der schönen Kunst im Gegensatze zu dem bloßen Körper oder Buchstaben des Kunstproducts unter dem Titel „Geist und Buchstab" (vergl. Fichte's Werke, Bd. 8) gehandelt wurde. Schiller hatte nach dem Titel etwas Anderes erwartet, was Fichte erst in der weitern Entwickelung berücksichtigte; er fand in diesen Bogen nur eine anderweitige und seinen Ansichten widersprechende Bearbeitung des von ihm in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" behandelten Stoffs, und diese in einer Form die ihm selbst nicht behagte, und für die Leser der „Horen" ungenießbar schien. Demnach schickte er das Manuscript zurück, und legte zugleich zu seiner Rechtfertigung in einem interessanten Briefe eine ausführliche Kritik jener Abhandlung bei, welche Fichte tief verletzen mußte. Daß Schiller mit einem Manne von so ganz heterogener Natur wie Fichte war nicht zu einem guten Verhältniß kommen konnte, daß er bei seiner Eigenthümlichkeit über Fichte's Arbeit also urtheilen mußte, ist begreiflich; aber auf keine Art zu rechtfertigen ist die rücksichtslose Offenheit mit der er, und der herbe Ton in dem er unaufgefodert diese seine Ansicht gegen Fichte aussprach. Die Antwort Fichte's, dem daran lag sich Schiller's Freundschaft zu erhalten, war eine durchaus würdige. „Die Verworrenheit der Begriffe", sagt er, „die Sie mir zutrauen, ist ein wenig arg. Ich konnte Ihnen nicht zumuthen, daß Sie die Aufgabe gegen den gewöhnlichen Sinn der Worte, der mir keinen Sinn zu haben scheint, faßten wie ich sie gefaßt habe; aber ich konnte erwarten, daß Sie einem Mann von dessen philosophischem Talent Sie bis jetzt vortheilhaft geurtheilt, und dem Sie einen ehrenvollen Platz in den «Horen» bestimmt hatten, zutrauten, er möchte vielleicht durch Richtung seines Nachdenkens auf einen bestimmten Gegenstand Etwas an demselben entdeckt

haben welches Sie ohne diese bestimmte Richtung Ihres Nachdenkens nicht sehen; nicht aber, daß Sie auf einmal in ihm den verworrensten aller verworrenen Köpfe vermuthen würden. Ich habe mich geirrt, wie ich sehe." Und weiter unten: „Sie haben mir Unrecht gethan, und ich hoffe, daß Sie, wie jedem rechtlichen Manne ziemt, dieses Unrecht gut machen wollen. Ich werde den Aufsatz vollenden und Ihnen zusenden — nicht für die «Horen», wie sich versteht —, und dann werden Sie vielleicht die Verachtung zurücknehmen mit der Sie mir jetzt begegnen. Wo nicht, so werde ich ihn an einige der vorgeschlagenen Schiedsrichter absenden. Bis dahin bleibt die Sache unter uns Beiden." Und später: „In welchem Tone entscheiden Sie, und was berechtigt Sie zu diesem Tone? Ich muß mir freilich gefallen lassen von Leuten die ich nicht achte behandelt zu werden wie ein Schüler der seine Lection hersagt; aber von Ihnen ist es mir nicht gleichgültig, weil ich Sie hochachte."

Die Sache war wol damit abgemacht. Schiller scheint, wie aus einem auch vom Herausgeber in der Einleitung erwähnten Briefe von Schiller an Goethe hervorgeht („Briefwechsel", I, 174), diese Sache sehr leicht genommen und sich eben nicht nach einer Verständigung mit Fichte gesehnt zu haben. Allerdings mehre Wochen, nachdem Schiller jene Antwort empfangen, entwarf er einen Brief an Fichte, der aber wenigstens in dem Fichte vorliegenden Concepte Fragment geblieben und wahrscheinlich gar nicht abgesendet worden ist. Dies ist ein köstlicher Brief, in dem Schiller über sein eigenes Wesen und sein Verhältniß zum Publicum sich auf eine wahrhaft geniale Weise ausspricht. Er spricht sein Bedauern aus, daß er sich mit Fichte in diesen Streit eingelassen. „Wären wir blos in Principien getheilt, so hätte ich Vertrauen genug zu unserer beiderseitigen Wahrheitsliebe und Capacität, um zu hoffen, daß der Eine den Andern endlich auf seine Seite neigen würde; aber wir empfinden verschieden, wir sind verschiedene, höchst verschiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rath. Die einzige Art wie wir uns hier miteinander vereinigen können ist diese, daß wir gemeinschaftlich die Maxime der gesunden Vernunft adoptiren, welche lehrt, daß man Dinge welche man einander nicht gleichsetzen kann, einander auch nicht entgegensetzen müsse." Darauf entwickelt er sein Verhältniß zum Publicum, an welches Fichte appellirt hatte. Gegen dieses spricht sich der Dichter sehr entschieden aus: „Unabhängig von Dem was um mich herum gemeint und geliebkost wird, folge ich blos dem Zwange meiner Natur oder meiner Vernunft, und da ich nie Versuchung gefühlt habe eine Schule zu gründen oder Jünger um mich her zu versammeln, so hat diese Verfahrungsart keine Ueberwindung gekostet." Endlich führt er aus, wie Schriften deren Werth nur in den Resultaten liegt die sie für den Verstand enthalten, nur in ihren Folgen fortleben, während solche in denen sich ein Individuum lebendig abdrückt, welche ästhetisch wirken, mit einem individuellen Effect fortwirken, um seine Art der philosophischen Entwickelung gegen Fichte's Angriffe zu rechtfertigen. Die beiden folgenden Briefe von 1799 beziehen sich auf Fichte's „Appellation an das Publicum", als er von der kursächsischen Regierung in Weimar wegen atheistischer Grundsätze angeklagt worden war. Fichte schickt Schiller diese Schrift, und bittet ihn sein Recht zu vertreten. Schiller versichert ihm in der Antwort, nachdem er sich auf das entschiedenste für ihn erklärt hat, daß der Großherzog und seine Räthe günstig gegen ihn gesinnt wären, tadelt ihn aber, daß er diese Sache von der ihm jedenfalls günstigen Entscheidung in Weimar zur Oeffentlichkeit gebracht oder wenigstens in der Form bekannt gemacht habe. Die drei letzten Briefe endlich aus Berlin vom Jahre 1803 enthalten Fichte's Bitte um Verwendung in einer ökonomischen Angelegenheit und den Dank für den günstigen Erfolg der gewünschten Vermittelung Schiller's, sowie Bemerkungen über Goethe's „Natürliche Tochter", welche damals in Berlin („an dem Mittelsitze der Barbarei", wie sich Fichte ausdrückt) aufgeführt und ausgepocht worden war. Mochte auch eine solche Demonstration gegen das Drama eines gefeierten Dichters Fichte empören, so ist doch die Begeisterung unerklärlich mit welcher er von diesem Drama des Dichters als seinem größten Werke spricht, das er der „Iphigenia", dem „Tasso" weit vorziehe. So lassen sich auch urtheilsfähige Männer von launenhaften Sympathien und Antipathien für oder gegen neu hervortretende Kunstproducte zu Ansichten hinreißen welche erst in dem geläuterten Urtheile der unbefangenern Nachwelt ihre Berichtigung finden. Die einleitenden Worte des Herausgebers sind ganz geeignet den Leser auf dem Standpunkte welchen er bei Betrachtung dieser Briefe nehmen muß zu orientiren.

K. G. Helbig.

Bibliographie.

Aston, Luise, Aus dem Leben einer Frau. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 22½ Ngr.

Beckmann, M., Eine Familie aus der ersten Gesellschaft. Düsseldorf, Buddeus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Belagerung von Antwerpen im Jahre 1832. Aus dem Englischen von W. Hölß. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Allgemeine deutsche Bibliothek. Neue Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur. Die deutschen Classiker von Goethe bis auf unsere Zeit. Mit den Portraits der berühmtesten Schriftsteller. 4ter Theil oder 13tes und 14tes Bändchen. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 6 Ngr.

Blume, F., Encyclopädie der in Deutschland geltenden Rechte. 1ste Abtheilung. Aeussere Encyclopädie. — A. u. d. T.: Uebersicht der in Deutschland geltenden Rechtsquellen. Mit einer encyclopädischen Einleitung. Bonn, Marcus. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bode, H., Aus dem Kloster. Eine Spanne Menschenleben. Zwei Bände. Leipzig, Gerhard. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Böttger, A., Agnes Bernauer. Dramatisches Gedicht. 2te veränderte Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 15 Ngr.

—— Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 2 Thlr.

Brunnow, E. v., Ulrich v. Hutten, der Streiter für deutsche Freiheit. Historisches Gemälde aus der Zeit der Reformation. Nach den Originalquellen bearbeitet. 2te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. 16. à 3 Ngr.

Eid, Kalliplastie. Studien über die Schönheit der Gesichtszüge und die Mittel zu deren Vervollkommnung. Nach dem Französischen. Leipzig, Gerhard. 8. 18 Ngr.

Dunder, W. G., Stiriens Eden. Das Santhal und die Umgebungen von Neu-Cilli in der südlichen Unter-Steyermark. In historischer, topopraphischer, pittoresker, ökonomischer, industrieller, montanistischer, thermaler, traditioneller und ethnographischer Hinsicht. Mit 3 Ansichten. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erhard, G., Rheinerinnerungen. Gedichte. Dresden, Adler und Dietze. 8. 20 Ngr.

Ferry, G., Amerikanische Reisenovellen. Nach dem Französischen von A. Diezmann. Leipzig, Teubner. 16. 15 Ngr.

Golowin, J., Charaktere. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. Breit gr. 8. 3 Thlr.

Hanusch, J. J., Handbuch der filosofischen Ethik. Lemberg. 1846. 8. 1 Thlr.

Haupthal, F., Ueber den Codex Heinianus oder Barcellonensis des Horaz und des Akron. Bonn, Habicht. Gr. 8. 10 Ngr.

Heinecke, F., Memoiren oder Abenteuer und Schicksale eines englischen Werbers im J. 1809. Hannover, Pockwitz. 8. 10 Ngr.

Hofmann, F., Der römische Senat zur Zeit der Republik nach seiner Zusammensetzung und innern Verfassung betrachtet. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Jost, J. M., Geschichte der Israeliten, seit der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage. Nach den Quellen bearbeitet. 10ter Band. 3te Abtheilung. — A. u. d. T.: Culturgeschichte zur neuern Geschichte der Israeliten von 1815—1845. Culturgeschichte zu Abtheilung I und II. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Knorrn, K., Dichtungen. Neue Sammlung. 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kuhn, O., Die Sitten- und Staatslehre. Erster Theil. Eine kritische Untersuchung. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Lappenkorb von Gabe Schneider aus Westfrisland, mit Zuthaten aus Nord-Frisland. Bearbeitet und herausgegeben von K. J. Clement. Mit 1 illuminirten Titelbilde und 4 Abbildungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Laube, H., Gräfin Chateaubriant. Roman. 2te Auflage. Drei Theile in einem Bande. Leipzig, Teubner. 1846. 16. 25 Ngr.

Lieder aus Schilda. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 22½ Ngr.

Limmer, K., Urkundlich-pragmatisch-allgemeine Geschichte der Neu-Sächsischen Lande oder derer des Hohen Durchlauchtigsten Hauses Wettin beider Linien. 2ter Band. — A. u. d. T.: Mittlere Geschichte der Neu-Sächsischen Lande von der, des geschichtlichen Auftretens des Hauses Wettin bis zu dessen Theilung in die noch florirenden beiden Hauptlinien solches. Vom J. 1197—1485. Nach den zuverlässigsten Quellen und sichern Urkunden dargestellt. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Matthisson, F. v., Gedichte. 14te Auflage. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 16. 25 Ngr.

Mecklenburg, E., Abraham und die Seinen. Ein Roman. Zwei Bände. Leipzig, O. Klemm. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Poetisches Reisebuch. Leipzig, O. Klemm. 16. 1 Thlr.

Mertl, R., Die allgemeine Geschichte nach Uschold's Grundrisse für Schulen und zum Privatgebrauch mnemonisch bearbeitet. Augsburg, Schmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

M(üller,) F., Poetische Studien. Gedichte. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oelckers, T., Gedichte. Leipzig, O. Klemm. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Oettinger, E. M., Sophie Arnould. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Otto, J. E., Das Haus der Bourbonen, von seinem Ursprunge bis Ludwig Philipp I., König der Franzosen. Crefeld, Klein. 16. 4 Ngr.

Preußens erster Reichstag. Eine Zusammenstellung der ständischen Gesetze, der Mitglieder des ersten vereinigten Landtages, nebst einem geschichtlichen Umriß seiner Verhältnisse. Herausgegeben von A. T. Woeniger. Mit Portraits und 1 Kunstbeilage. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Stuhr. Gr. 8. à 10 Ngr.

Rein, A. H., Die Namen Salier und Salische Franken als Bezeichnungen eines Frankenstammes. Crefeld, Funcke und Müller. Lex.-8. 10 Ngr.

Schenck, C., Die Einathmung der Schwefeläther-Dünste zur Verhütung und Tilgung der Schmerzen. Eine Schrift für Aerzte und Nichtärzte. Mit 1 Tafel Abbildungen. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 10 Ngr.

Scherr, T., Leichtfaßliches Handbuch der Pädagogik für Volksschullehrer, gebildete Eltern und Schulfreunde. 1ster Band. Beobachtungen über den Entwickelungsgang der Menschen, Mittheilungen aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, Inbegriff der Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2te Auflage mit vielen Aenderungen und Zusätzen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, K. E. G., Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen merkwürdiger evangelischer Missionare. Nebst einer biographischen Skizze über Gützlaff, den Apostel der Chinesen, und einem Anhange: Die innere Mission. Neue Folge. 2tes Bändchen. Leipzig, Hinrichs. 8. 27 Ngr.

Schricker, M., Ottilia. Eine Erzählung aus der Geschichte der Einführung des Christenthums in Elsaß. — Petronilla oder die Unschuld auf dem Kreuzwege. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Schuselka, F., Die Lösung der preußischen Verfassungsfrage. Hamburg, Niemeyer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Smola, K., Frhr. v., Das Leben des Feldmarschalls Heinr. Gr. v. Bellegarde. Wien, Heubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Sternberg, A. v., Das Buch der drei Schwestern. Gesammelte Erzählungen, Mährchen und Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Struve, G. v., Kritische Geschichte des allgemeinen Staatsrechts in ihren Haupt-Trägern dargestellt. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Turgenieff, N., Rußland und die Russen. 1ster und 2ter Band. Grimma, Verlags-Comptoir. Breit gr. 8. à 2 Thlr.

Sächsischer Volkskalender auf das Jahr 1848. Herausgegeben von G. Nieritz. Mit Beiträgen von W. Alexis, F. Gerstäcker, K. Simrock, L. Kalisch. Mit vielen Holzschnitten. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.

Deutsches Volksliederbuch. Mannheim, Hoff. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Abegg, Denkschrift, wegen Substituirung des 10jährigen Besitzes des Bürgerrechts an die Stelle des 10jährigen Grundbesitzes und Gewerbebetriebes als Bedingung der Wählbarkeit zum Abgeordneten im Stande der Städte und wegen Vermehrung der Abgeordneten der Städte. Berlin. 4. 6 Ngr.

Die Auferstehung der Wahrheit. Eine christliche Geschichte aus dem 19. Jahrhundert von dem Petershäger Kirchengeschichtsschreiber. Minden, Eßmann. 8. 3 Ngr.

Bergmann, T., Eine Harleß'sche Predigt, ohne Brille betrachtet. Leipzig, Weller. 12. 12 Ngr.

Beta's Freihandels-Katechismus. Berlin, Weinholz. 8. 7½ Ngr.

Treues Bild einer deutsch-katholischen Gemeinde zur Belehrung und Warnung dem katholischen Volke gewidmet von einem zur Besinnung gekommenen Deutschkatholiken. Crefeld, Klein. 12. 2 Ngr.

Der deutsche Handels- und Schiffahrts-Bund. Bremen. Gr. 8. 20 Ngr.

Hellwig, Das unbedeckte Haupt. Predigt. Soest, Nasse. Gr. 8. 3 Ngr.

Köllner, E., Die gute Sache der lutherischen Symbole gegen ihre Ankläger. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Orsbach, E. v., Ansichten über Armenwesen im J. 1847, nebst den für den Verfasser bis jetzt daraus hervorgegangenen Folgen. Arnsberg, Ritter. Gr. 8. 7½ Ngr.

C. W. Passavant, dargestellt aus den Reden bei seiner Leichen- und Begräbnißfeier sowie aus zwei Predigten seiner Hand. Bremen. Gr. 8. 5 Ngr.

Roscher, W., Ueber Korntheuerungen. Ein Beitrag zur Wirthschaftspolizei. Abgedruckt aus der deutschen Vierteljahrsschrift und mit vielen Zusätzen bereichert. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, A., Bekenntnisse eines Volksschullehrers. Ein offenes Sendschreiben an Preußens Hohe vereinigte Ständeversammlung. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 6 Ngr.

Schrader's, K., Rechtfertigung über die Anklagen wegen seines Buches „Der Antipietist". Minden, Eßmann. 8. 7½ Ngr.

Schulze, Schulzen v. Schultzendorf, des Landtagsabgeordneten Heimkehr und Einholung in Schultzendorf. (Vaterländisches Lustspiel im Freien.) Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Zürn, F. G., Predigt bei der dritten Jubelfeier des Laubaner Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung den 2. Juni 1847 gehalten. Lauban. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 229. —— 17. August 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Erster Artikel.

1. Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf. Mit einem Kupfer. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf. Mit drei Kupfern. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel, Schwers. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.
4. Walachische Märchen. Herausgegeben von Arthur und Albert Schott. Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Märchen. Stuttgart, Cotta. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
5. Märchensaal. Märchen aller Völker für Jung und Alt. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von H. Kletke. Drei Bände. Berlin, Reimarus. 1845. Ler.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

So widerspruchsvoll und feindlich sich durchkreuzend die Bestrebungen unserer Zeit je nach den verschiedenen Fractionen der Gesellschaft und Lebenssphären zu sein scheinen, so liegt ihnen doch sämmtlich mehr oder minder entschieden ein und dasselbe Motiv zum Grunde, und dieses ist kein anderes als ein fast instinctartiges Verlangen nach Wiederbelebung der im Laufe der historischen Entwickelung verloren gegangenen Urzustände. Wenden wir unser Auge dahin oder dorthin — dieser Trieb ist die belebende Seele fast aller, und zwar der divergirendsten Bewegungen. Daß z. B. auf dem Felde der Politik die jetzt so mächtige reactionnaire Partei mit ihren conservativen, absolutistischen, autokratischen Tendenzen ihren Impuls nirgend anderswoher empfängt als aus der Sehnsucht nach Wiederherstellung jener alten patriarchalischen Zeiten in denen der Hausherr allein einen Willen hatte, alle Uebrigen aber für Knechte und Sklaven galten: Das liegt offen am Tage, wiewol es häufig hinter dem Namen des historischen Fortschritts versteckt wird; aber auch ihre Opposition, die eigentliche Fortschrittspartei mit ihren gemäßigten oder radicalen, constitutionnellen oder communistischen Ideen, was will sie im Grunde Anderes, als eine Rückkehr zu den einfachen socialen Verhältnissen und dem ursprünglichen, alle Menschen für gleich berechtigt ansehenden Rechtszustand? Nicht anders ist es im Gebiete des Glaubens und der Kirche. Denn was verlangt — um die Bestrebungen der hierarchischen und orthodoxen Richtung gar nicht zu erwähnen — auch hier die Fraction der Bewegung, der Deutsch-Katholicismus wie der Neu-Protestantismus, Anderes als eine Wiedereinführung des Urchristenthums seiner principiellen Idee wie seiner ursprünglichen Verfassung nach? Ferner in der Rechtspraxis das Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, in der Heilkunde die Richtung auf die Hydropathie, im Erziehungs- und Unterrichtswesen die neue Begeisterung für die Pestalozzi'sche Methode —: alles Das hat in jenem Drange nach Herstellung des Ursprünglichen, Einfachen, Natürlichen seinen Grund, und so findet auch im Gebiete der Kunst und Poesie manche neuerliche Richtung, z. B. die Wiedererweckung des antiken Dramas, der Versuch das altenglische Theater herzustellen u. s. w., darin seine Erklärung. Als eine der hervorstechendsten und bedeutendsten Aeußerungen jenes Triebes aber erweist sich jedenfalls das zuerst von Herder, Goethe und der romantischen Schule einerseits und von den Gebrüdern Grimm andererseits angeregte und jetzt so lebhaft und vielseitig sich bethätigende Interesse für die Neubelebung und Wiedererweckung der in den Märchen, Sagen und Liedern der verschiedenen Nationen und Stämme enthaltenen Volkspoesie.

Wie das Wachsthum überhaupt, so steigt auch die Entwickelung und Fortbildung der Kunst in Schlangenlinien, gleichsam wendeltreppenartig aufwärts, und gelangt auf diese Weise von Zeit zu Zeit immer wieder zu demselben, nur höher gelegenen Gesichtspunkte, von welchem sie ausgegangen ist. Der Kunsttrieb, ursprünglich mit dem Naturtriebe völlig Eins, erkennt bei erwachendem Selbstbewußtsein plötzlich die Unmittelbarkeit und Einfachheit der Naturproducte als Roheit und Dürftigkeit; er sucht daher die Natur allmälig seinem höhern Bewußtsein gemäß umzubilden und in die Idee aufzuheben, und schreitet so zu immer durchdachtern und reichern Compositionen fort, bis ihm endlich, wenn er alle Mittel die ihm für den jedesmaligen Standpunkt seiner Entwickelung zu Gebote stehen erschöpft, und den nach seinen Erzeugnissen verlangenden Kunstsinn durch

Ueberfüllung abgestumpft hat, Nichts weiter übrig bleibt als den Blick sehnsüchtig nach seinen ersten, ihm unbewußt entsprudelnden Quellen zurückzuwenden, die bei all ihrer scheinbaren Roheit und Dürftigkeit doch so frisch und erquickend waren, und mit so durstigen Lippen und so empfänglichen, genußfähigen Sinnen geschlürft wurden.

Auf einem solchen Standpunkte steht die Kunst und namentlich die Poesie auch jetzt einmal wieder. Nachdem sie geleistet was sie von ihrer dermaligen Stufe zu leisten vermochte, nachdem sie bereits auch alle möglichen Stimulantia angewandt, um jene Leistungen noch zu überbieten, erweist sie sich jetzt als ziemlich impotent, und fördert nur selten noch ein ihrer würdiges Kind zu Tage. Nicht besser steht es mit der Empfänglichkeit dafür. Man hat sich an alle Effecte gewöhnt. Das Gewaltigste erschüttert, das Piquanteste reizt nicht mehr, und so ist es kein Wunder, wenn man sich wieder nach dem Einfachsten und Ursprünglichsten umsieht, um mit kindischem Geschmacke wieder an den Brüsten der Natur- und Volkspoesie zu saugen.

Wie weitverbreitet dieses Bedürfniß ist, und wie eifrig man bedacht ist dasselbe zu befriedigen, zeigt ein Blick in die über diesen Gegenstand sich verbreitende Literatur. Was haben nicht — um der ältern Arbeiten von Herder, Goethe, Tieck, der beiden Schlegel, Achim von Arnim, Brentano, Musäus u. A., sowie der allgemein bekannten mythologischen, literarhistorischen oder antiquarischen Werke der Gebrüder Grimm, Uhland's, Mone's u. A. gar nicht zu gedenken — allein die letzten Jahre in dieser Hinsicht geliefert. Kaum möchte ein Land oder ein Volk zu finden sein dessen Sagenpoesie gänzlich unberücksichtigt geblieben wäre; ja in Deutschland hat nicht nur die Volkspoesie im Allgemeinen, sondern auch die Sagendichtung fast jedes besondern Districts ihre besondern Forscher, Sammler oder Bearbeiter gefunden. Von allgemeinern Werken nennen wir nur die neuen Ausgaben der Volksbücher von Simrock und Marbach; die Sammlungen von Volksliedern von Ph. M. Körner, W. Walter, Firmenich; die Collectaneen deutscher Sprüchwörter von Marbach und Steiger; vor allen aber den „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften" von Talvj, welche Schriftstellerin sich bekanntlich auch um die serbischen Volkslieder und um die Kritik der Ossian'schen Gesänge großes Verdienst erworben hat. Die Reihe der Specialwerke ist fast unübersichtlich. So hat unter Anderm Temme die Volkssagen von Pommern und Rügen, Kuhn die Sagen und Märchen der Mark, Willkomm die der Oberlausitz und Harrys die niedersächsischen gesammelt. Bechstein, Heusinger, Bube haben sich um die thüringischen und fränkischen, Simrock, Weyden, Floris u. A. um die rheinischen, Baader um die des Odenwaldes und Neckarthals, Cederstolpe um die luxemburgischen, die Gebrüder Stöber um die elsässischen, Binder um die allemannischen, Otte und Gotthelf um die schweizerischen verdient gemacht; und für die Mittheilung und Verbreitung östreichischer Volksdichtungen sind besonders Schumacher, Ziska, Vogl, Seidl, Stelzhamer, Kuranda, Kaltenbrunner und Castelli thätig gewesen. Nicht minder war die Aufmerksamkeit auf Erforschung und Bearbeitung der skandinavischen Sagen gerichtet. Ich erinnere hier nur an die Werke von Afzelius und Geijer (ins Deutsche übertragen von Mohnike und Ungewitter), Thiele (deutsch von C. Grimm), Andersen (deutsch von Reuscher), Steffens, Dietrich und Püttmann. Schottische Volksdichtungen sind unter Anderm gesammelt von Smith, Motherwell, Chambers und in „Fireside nursery stories", englische von Tabart und Halliwel und irische durch Knightley (übersetzt und mit einer gehaltreichen Einleitung über die Elfen versehen von den Gebr. Grimm), Carleton, Keating u. A. Auch der französischen Volkspoesie, von welcher schon Herder keine Ueberreste mehr zu finden hoffte, haben neuere Gelehrte, z. B. Leroux de Lincy, Guitard, Villemarqué, A. Keller und Seckendorf, viel Aufmerksamkeit gewidmet, und manches Schätzenswerthe abgerungen, wie denn auch die alten Dichtungen der übrigen romanischen Völker, namentlich die spanischen Romanzen, zum Gegenstande sorgfältiger Studien gemacht sind. Einen ganz besondern Eifer aber hat man den Sagen, Märchen und Volksliedern der Slawen und der ihnen verwandten oder benachbarten Völkerschaften des südöstlichen Europa zugewandt. Außer vielen wissenschaftlichen Werken von Hanusch, P. P. Jordan, Schaffarik u. A. nenne ich hier nur die Sammlungen von Haupt, Gerle, Maly, Erben, Rhesa und Kurschat, Dietrich, Vogl, Richter, Bodenstedt, W. Jordan, Waldbrühl, San Marte, Lewestam, Gaal, Mayláth, Schottky und Gerhard, in denen ein wahrhaft unübersehbarer Schatz von Volksdichtungen niedergelegt ist. Daß auch die außereuropäischen Völkerschaften und namentlich die orientalischen nicht unberücksichtigt geblieben sind, dafür bürgt eine Reihe der berühmtesten Namen, deren Aufzählung wir uns hier füglich überheben können.

Dieser ungeheuere Vorrath an Werken des in Rede stehenden Literaturzweigs hat sich auch in den allerletzten Jahren wieder bedeutend vermehrt, sodaß uns eben jetzt mehr als ein Dutzend neue, größtentheils sehr umfangreiche Sammlungen zur Besprechung vorliegen. Unter denen welche wir in diesem ersten Artikel zu erledigen gedenken sind die vier ersten Ergebnisse selbständiger Forschung, und schließen sich, sowol was die Reichhaltigkeit des darin niedergelegten Materials als was die einfache, ungekünstelte Form der Mittheilung betrifft, würdig an die Grimm'schen Sammlungen an.

Das erste derselben ist besonders um deswillen von großer Wichtigkeit, weil gerade den Niederlanden die Sagenforschung bisher nur wenig Stoff abgewonnen hatte. Zwar haben die Gebrüder Grimm nicht verfehlt ihr weitreichendes Netz auch hier auszuwerfen; da sie jedoch die eigentliche Arbeit gänzlich fremder Einsicht und fremden Händen überlassen mußten, so fiel die Ausbeute verhältnißmäßig weniger bedeutend aus, und eine große

Masse höchst interessanten und mittheilungswürdigen Stoffs blieb unentdeckt, und lief Gefahr entweder in alten Chroniken vergraben zu bleiben, oder mit dem von Jahr zu Jahr immer spärlicher fließenden Strome der mündlichen Ueberlieferung nach und nach ganz und gar zu verschwinden. Ein solcher Verlust ist nun durch unsers Verf. Bemühungen glücklich auf immer abgewendet. Denn angenommen auch, daß ihm noch Manches entgangen sein sollte, so hat er doch jedenfalls durch sorgfältige Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Quellen, namentlich der „Divisie-Chronyck von Holland, Seeland, Friesland" u. s. w., der „Chronycke ende waerachtige Beschryvinghe van Vrieslant" des Occa Scharlensis, der beiden „alderexcellensten" Chroniken von Brabant und Flandern, der „Historie van Belgis" von Vaerenwyk, der „Disquisitiones magicae" von Delrio, der „Dialogi miraculorum" des Cäsarius von Heiferbach, des „Bonum universale de apibus" von Thomas Cantipratensis u. A., sowie durch Zuziehung neuerer historischer und mythologischer Werke von Reifenberg, Schayes, Bovy, Berthoud, Delapierre, Snellaert, Bergh, Hermanns u. A., besonders aber durch unverdrossene Ausbeutung der mündlichen Tradition bereits selbst ein höchst beträchtliches Material zusammengetragen und überdies zu weiterer Forschung einen neuen Anstoß gegeben. Die Sammlung umfaßt nicht weniger als 585 Nummern, und läßt so leicht kein Gebiet der Volkssage unberührt. Wir finden darin historische, religiöse und Localsagen, Sagen von Zauberern und Hexen, Riesen und Zwergen, Koboldên, Nixen und Zwergen, Sagen vom Teufel, von der Mahr, vom wilden Jäger, von Gespenstern und Geistererscheinungen, Sagen von Ahnungen und Spukereien, von Wundern und Zaubermitteln, von Währwölfen, Schlangen, Drachen u. s. w., sodaß schon die vorliegende Sammlung ein unwiderlegliches Zeugniß dafür ablegt, daß auch in den sonst ziemlich prosaischen Niederlanden der Geist der Romantik und Phantastik alle Lebenssphären durchdrungen hat, und daß der Herausgeber unserer Sammlung sich nicht betrog, wenn er von vornherein daran zweifelte, daß „der freundliche Engel der Sage der, dem schönen Worte der Gebrüder Grimm zufolge, jedem Menschen von Heimatswegen beigegeben ist ihn in die Fremde zu geleiten, und der gerade seine Segnungen so reich über uns Hochdeutsche ausgeschüttet, gerade unsere niederdeutschen Brüder so gänzlich vergessen haben solle". Aber wenngleich hiermit einerseits bewiesen ist, daß der Geist, wie sehr er auch immer der praktisch verständigen Richtung verfallen sein möge, dem poetischen Drange sich nicht ganz entziehen könne: so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß er der freien Entfaltung dieses Dranges sehr hemmend entgegengetreten ist, und auf die Gestaltung dieser „Niederländischen Sagen" keinen wohlthätigen Einfluß geübt hat. Denn so poetisch und echt sagenmäßig auch der eigentliche Inhalt und innerste Kern vieler derselben ist, so machen sie doch durch die Art ihrer Einkleidung, durch ihr historisches, topographisches Beiwerk, sowie durch den Zustand der Zerbröckelung, in welchem sie zum großen Theil schon erscheinen, im Ganzen einen ziemlich prosaischen Eindruck, und entbehren fast durchgängig jenes Duftes, jenes geheimnißvollen Schimmers, der sonst über die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Sagen- und Märchenwelt ausgegossen ist. Die Sammlung entspricht daher auch weniger einem ästhetischen als einem wissenschaftlichen Bedürfniß. Sie bietet wenig was schon in seiner vorliegenden Gestalt auf die Weise zu befriedigen und zu ergötzen vermöchte wie es zum größten Theil die deutschen und nordischen Sagen thun; aber sie eröffnet eine reiche Vorrathskammer für den Dichter welcher Lust hat den rohen Stoff zu bearbeiten, und mehr noch für den Historiker, den Mythologen, den Archäologen, den Topographen, den Psychologen, ja selbst für den Politiker, welcher letztere namentlich den vollgültigsten Beweis für die Zusammengehörigkeit Deutschlands und der Niederlande daraus entnehmen kann. Diese politische Bedeutung des Werks liegt nicht außer der Absicht des Verf. Er deutet es selbst in der Vorrede an, daß er damit eine gegenseitige Annäherung der sich fremd gewordenen Bruderstämme zu fördern wünsche, und zeigt wie auch die Fläminge zu einer solchen Annäherung bereit seien.

Das Gefühl einer innigen Verbindung mit unsern östlichen Stammverwandten — so lauten die von ihm mitgetheilten Worte seines Freundes Van der Velde — ist für uns Niederdeutsche zu selig, als daß wir es nicht mit Liebe pflegen sollten. Es entkeimt mit unserer Nationalität, die sich langsam von dem herben Stoße wieder erholt den ihr die französische Herrschaft versetzte. Nun, wo wir unsere Selbständigkeit wiedererrungen haben, heften wir auch unser Auge mit Ruhe und Vertrauen wieder auf unsere Brüder, von denen wir so lange getrennt dastanden; wir finden nach langem Kampfe in der neu aufblühenden Muttersprache einen Heilsstern, der uns zu neuem Bündnisse mit Deutschland führen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortschritt der englischen Nation.

Die allseitige Anerkenntniß welche der Werth des auch in d. Bl. besprochenen Werkes von G. R. Porter über den „Fortschritt der Nation" erfahren hat, dürfte einer neuen, die statistischen Nachweisungen bis in die jüngste Zeit fortführenden Ausgabe — „The progress of the nation, in its various social and economical relations, from the beginning of the nineteenth century." — um so gewisser zufallen, als der erste Theil der frühern Ausgabe über Bevölkerung und Production bereits 1836, der zweite über Tauschhandel und Finanzen 1838, der dritte und letzte über Consumtion, Accumulation, sittliche Verbesserung und Handelsverkehr mit dem Auslande 1843 erschienen war, und Das wol keinem Zweifel unterliegt, daß in allen genannten Beziehungen die letzten zehn Jahre Mehr gefördert und geleistet haben als irgend ein älteres Jahrzehnd. Nicht in England allein, dort aber nicht am langsamsten, gestalten sich aus den Elementen commercieller und intelligenter Wohlfahrt täglich neue und kräftigere Combinationen, und wie in keinem civilisirten Staate gilt es auch dort nicht länger für Ketzerei, das Wohl der großen Menge höher anzuschlagen als müßige, veraltete Theorien. Vor hundert Jahren hießen Kriege und Seuchen von der Vorsehung erwählte Mittel, die Menschenzahl innerhalb angemessener Grenzen zu halten. Wer achtet sie heute noch für prädestinirte Zügel ungebührlicher Vermehrung? Wol

Keiner der nicht zum Zollhause reif ist. Selbst in Betreff dieser Vermehrung gehen — in England jedenfalls — einigermaßen zuverlässige Angaben nicht über den Anfang unsers Jahrhunderts zurück. Es scheint, daß dort in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Volkszahl um 17, in der zweiten um 52 Procent gestiegen war. Von 1801—41 war sie um 10,700,000, 1843 um 12,000,000 gewachsen; letzteres die Ziffer der gesammten Bevölkerung von 1811. Während also Frankreich seine Bevölkerung in 100 Jahren, verdoppelt England sie in 50.... In gleichem Verhältnisse mehren sich hier die Ehen. Im J. 1801 belief sich die Zahl derselben auf 67,288, 1840 auf 115,548. Damit in Uebereinstimmung mehren sich die Häuser. Im J. 1801 zählte man deren 1,467,870, 1841 schon 2,753,295. Der Durchschnittswerth betrug 1815 14,290,889, 1841 23,386,401 Pf. St. Mit der Zunahme der Bevölkerung mindert sich die Scala der Sterblichkeit. Im J. 1700 starb 1 von 39, 1800 1 von 47. „Das bürgt", sagt Porter, „für verbesserten Volkszustand, und dieser ist Folge verschiedener zusammenwirkender Ursachen, als da sind: weniger überfüllte Wohnungen, gesündere Nahrungsmittel, bessere und wohlfeilere Bekleidung, muthmaßlich auch größere persönliche Reinlichkeit und mehr Mäßigkeit." Es stellt sich dagegen heraus, daß ein hohes Verhältniß in den Geburten nicht immer für gleichmäßig steigenden Wohlstand zeugt, wie auch ein Steigen der Bevölkerung nicht sowol Resultat vieler Geburten als weniger Todesfälle ist. Die Zahl der Landbauer hat sich vermindert, die der Fabrikarbeiter vermehrt — in Proportion; es mehrten sich nämlich von 1811—31 die Landbauer um 7, die Fabrikarbeiter um 34 Procent. Was aber ehedem sieben Familien erbauten, erbauen jetzt fünf, Dank der verbesserten Agricultur. Daraus erklärt sich zugleich, warum, wenn seit dem Anfange der Regierung Georg's III. 7,076,610 Acker neu cultivirt worden sind, und hieran die letzten 40 Jahre den kleinern Theil haben, Das sich wieder dadurch vergütet, weil 10,000 Acker ehemals 3810 Menschen ernährten, jetzt 5997. Nach Porter's Ansicht dürfte auf lange Zeit hinaus das Anwachsen der Bevölkerung genau Schritt halten mit der Vermehrung der Nahrungsmittel, letztere schlechterdings nicht überholen. „Ich weise nach", sagt er, „daß in Wales das Land nicht die Hälfte von Dem erzeugt was es erzeugen kann, und daß, wäre ganz England so gut angebaut wie Northumberland und Lincoln, es mehr als das Doppelte seines jetzigen Ertrags produciren würde.... Hat aber endlich", setzt er tröstend hinzu, „das Wachsthum der Bevölkerung die äußerste Grenze der Ertragsfähigkeit überschritten, so steht gar nicht zu zweifeln, daß wir die benöthigten Lebensmittel von anderwärts in voller Genüge erhalten können." Am höchsten sind die Ziffern im Fabrikwesen gestiegen. Wollene Waaren wurden bis 1829 jährlich für 4—5 Mill. Pf. St. ausgeführt, seitdem kein Jahr für unter 8 Mill. Von 1835—39 entstanden 132 neue Wollen- und Garnspinnereien, und in beiden Betriebszweigen mehrten sich die Arbeiter um 15,137. Nebenan erwähnt Porter als Curiosum, daß seit kurzem namentlich aus Deutschland wollene Lumpen nach England gebracht werden, wo man sie sortirt, auftrödelt, mit englischer oder meist schottischer Wolle von geringer Qualität vermischt, und daraus ein Tuch fertigt das schon wegen seiner Wohlfeilheit in Masse verschifft wird. „Auf solche Weise", sagt der Verf., „erzielt man einen Markt für eine Wolle die außerdem zu werthlos wäre um Absatz zu finden." Die Baumwolleneinfuhr betrug 1801 54,203,433 Pfund, 1844 nicht weniger als 554,196,602 Pfund. In demselben Jahre wurden baumwollene Waaren im Werthe von 25,805,348 Pf. St. ausgeführt, während noch 1820 dieser Export sich auf 16,516,748 Pf. St. belaufen hatte. Ohne Maschinen wäre Das kaum möglich. Ein Handwerker konnte ehemals wöchentlich höchstens zwei Stück Kattun fertigen; jetzt liefert er mittels Dampfmaschine und mit einem Gehülfen wöchentlich 22 Stück. Die Fabrikation des Bobbinet beschäftigt gegenwärtig über 200,000 Menschen, deren Jahreslohn die Summe von drittehalb Millionen Pf. St. erreicht. Auch der irische Leinwandhandel hat beträchtlich zugenommen; der Export ist in den letzten zehn Jahren von 34 auf 55 Mill. Pf. St. gestiegen. Sehr interessant, doch keinen Auszug gestattend, sind die Abschnitte über Fortkommen, Straßen und Eisenhandel. Es ist unglaublich, wie tief die daraus resultirenden Wohlthaten alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft durchdringen, und welche unermeßlichen Schätze England in seinen „Eingeweiden" birgt. Nicht minder überrascht die Zunahme der Dampfschiffahrt. Im J. 1814 besaß Großbritannien sammt seinen Colonien — 2 Dampfer, 1815 schon 10, 1820 bereits 43, 1830 315 und Ende 1844 988. Schottland, das den Reihen eröffnete, ist zwar gegen England zurückgeblieben, hat sich aber sonst nicht werfen lassen. Von jenen 988 Dampfern — Kriegsschiffe sind natürlich ausgeschlossen — kamen 679 auf England, 137 auf Schottland, 81 auf Irland, 3 auf Guernsey und Jersey, und 88 auf die Colonien. Die vereinte Tonnenzahl betrug 125,675. In der ganzen übrigen Welt gab es zu derselben Zeit 719 Handelsdampfschiffe, davon 261 in Nordamerika und 119 in Frankreich, sodaß letzteres nicht blos England, sondern sogar Schottland nachstand. In den Capiteln über Finanzwesen, Staatseinkünfte und Ausgaben, öffentliche Transportmittel, Steuern, Löhne u. s. w. macht der Verf. es sich zur Aufgabe, die hervorgetretenen wesentlichen Verbesserungen im physischen Volkszustande sowie das Verschwinden einer Menge lästiger Ungleichheiten nachzuweisen, und schließt damit daß er sagt: „Kurz, alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft deren persönliche und Familiencomforts eines Zusatzes fähig waren haben durch jene Neuerungen gewonnen." Nicht neu, aber nicht überflüssig, wenigstens nicht für Solche die immer noch verblendet das Gegentheil glauben, ist die vollendete Beweisführung des Verf., daß, je wohlfeiler eine Waare, desto größer ihr Absatz, je geringer die Besteuerung, desto höher der Ertrag, und daß die Klugheit jeder Regierung gebietet, nicht mehr Zölle zu erheben als zur Deckung der Staatsbedürfnisse schlechterdings nöthig sind. In Betreff der Criminalstatistik wird die Verminderung der Todesstrafen auch Diejenigen freuen die deren völliger Abschaffung aus guten Gründen entgegen sind. Von 1805—25 haben in England 1614 Hinrichtungen stattgefunden, von 1825—45 nur 626, und von diesen treffen blos 111 auf die letzten zehn Jahre, eine kleinere Zahl als in dem einzigen Jahre 1813 den Tod am Galgen erlitten haben. 23.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 230. — 18. August 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

Was die Anordnung betrifft, so läßt diese Manches zu wünschen übrig. Zwar läßt sich, wenn man die Sagen der Reihe nach liest, eine lockere Aneinanderreihung des Verwandten und Gleichartigen nicht verkennen. Vorangestellt sind hier die historischen Sagen, daran schließen sich mehre heraldische und topographische, alsdann folgt eine Reihe von Legenden, Heiligensagen und Wundergeschichten; an diese reihen sich die Teufelssagen, die Zwergsagen, die Koboldsagen u. s. w. Weil aber der Verf. versäumt hat diese verschiedenen Gruppen förmlich zu rubriciren, so wird sich Jeder welcher für irgend einen speciellen wissenschaftlichen Zweck nur Einzelnes aus der Sammlung benutzen will nur schwer darin zurechtfinden, und vielleicht manche interessante und wichtige Mittheilung in derselben gänzlich übersehen. Jedenfalls dürfte daher das Werk bedeutend gewinnen, wenn bei einer etwanigen zweiten Auflage der darin niedergelegte Stoff strenger und übersichtlicher in bestimmte Abtheilungen gesondert würde. Als Haupteintheilungsgrund dürfte der Stoff der einzelnen Sagen beizubehalten sein; doch wären daneben auch wol Uebersichten nach andern Principien, z. B. nach dem Alter, nach der Oertlichkeit, nach den Quellen woraus sie geschöpft sind, nach ihrem psychologischen Charakter, nach ihren formellen Eigenthümlichkeiten u. s. w., zu wünschen; und wenn jeder Abtheilung überdies eine kurze Charakteristik der darin enthaltenen Stücke und eine Vergleichung derselben mit verwandten Sagen anderer Völker vorausgeschickt würde, so würde der mythologischen Wissenschaft damit jedenfalls mehr gedient sein als mit den angehängten Noten, die sich nur auf einzelne Nummern beziehen, und daher trotz der darin gegebenen höchst dankenswerthen Andeutungen für eine klare Zurechtlegung des Sagenstoffs keine ausreichende Hülfe gewähren. Aber trotz dieses Mangels an Uebersichtlichkeit hat die Sammlung schon jetzt in der Literatur der Sagenforschung die allgemeinste Anerkennung errungen, und sie verdient dieselbe im vollsten Maße vorzugsweise wegen ihrer Beiträge zum Schatz der historischen Sagen, unter denen wir hier nur auf die von Hengist und Horsa (Nr. 12, 13, 14), von Radbod (Nr. 15—17), von Frau Schrana (Nr. 51), von Lyderik de Buck (Nr. 65—67), von Gilles de Chin (Nr. 84), von Graf Balduin (Nr. 86), vom Ritter mit dem Schwan (Nr. 17) aufmerksam machen wollen. Nächst ihnen verdienen viele interessante Localsagen hervorgehoben zu werden, die natürlich zum Theil mit den historischen zusammenfallen. Unter den Sagen anderer Gattung, namentlich unter den Spuk- und Gespenstergeschichten, findet sich neben Interessantem auch manches Unbedeutende, das schon um deswillen hätte unterdrückt werden sollen, weil es nicht räthlich erscheint, das ohnehin von Tage zu Tage anwachsende Material der Mythologie noch durch Sagen die jedes eigenthümlichen Zugs entbehren, und die an jedem beliebigen Orte gefunden werden, unnützerweise zu vermehren.

Das zweite der oben angezeichneten Werke von demselben Verf. ist im Allgemeinen nach denselben Principien gearbeitet, ja es hätte fast mit demselben Rechte als der zweite Theil der eben besprochenen Sammlung bezeichnet werden können, da beiweitem die meisten der darin enthaltenen Sagen ebenfalls niederländische oder wenigstens niederländischen Quellen entnommen sind. Der Verf. sagt in der Vorrede:

> Ich beschränkte mich nicht auf Deutschland, sondern nahm auch die Niederlande hinzu, und da lieferte vor Allem Belgien, welches ich fortwährend bewohnte, wieder reiche Ausbeute; der größte Theil der aus dem Volksmunde geschöpften gehört dem letztern an, der wenigen dieser Quelle in Deutschland entnommenen konnte ich nur mit Noth durch Correspondenzen habhaft werden. Die aus Büchern ausgeschriebenen sind dagegen meist deutsche; dieser würden bedeutend mehr sein, wenn mir deutsche Bibliotheken zu Gebote gestanden hätten, doch so glücklich war ich nicht; mühsam mußte ich die spärlichen Aehren welche ich als dünne Garbe biete aus ältern Niederländern zusammenlesen. Da kam mir besonders Simon de Vries prächtig zu statten; seine unter den Titeln: „Historischer Ocean, De Satan in syn Wesen, aart, bedryf en guychelspel“; „Wondern en Wondergefallen, op, in en omtrent de Zeen“ u. s. w. erschienenen Sammlungen von Geschichten aller Art waren eine kostbare Mine für mich, und nur schmerzlich vermißte ich seine übrigen Werke, die ich trotz aller dafür angewandten Mühe nicht aufzutreiben vermochte.

Im Uebrigen hat der Herausgeber ziemlich dieselben Quellen und Hülfsmittel benutzt aus denen er seine

„Niederländischen Sagen" geschöpft hat, woher denn auch unter denjenigen Sagen welche sich an deutsche Oertlichkeiten anschließen nur wenige sind die sich weit von der holländischen und belgischen Grenze entfernen. Besonders sind es die rheinischen Gegenden und Städte, namentlich Aachen, Köln, Trier, Speier u. s. w., aus denen Sagen mitgetheilt werden, und nur ausnahmsweise finden wir fernere Orte, wie Lübeck, Magdeburg, Dresden, Luzern u. s. w., berücksichtigt. Aus diesem Grunde und zufolge der niederländischen Vermittelung sind mithin auch die meisten Sagen dieser Sammlung ihrem Charakter nach von denen der ersten nicht sehr verschieden, obwol sich bei manchen die Spuren einer regern Phantasie, einer keckern Laune, einer poetischern Anschauung, wie sie dem deutschen Geiste eigenthümlich ist, nicht verkennen lassen. Interessant ist in dieser Beziehung die Vergleichung ähnlicher Sagen, z. B. Nr. 348 „Die beiden buckligen Musikanten zu Aachen" und Nr. 349 „Der Doppelbuckel zu Calkaer", von denen die niederländische nicht halb so poetisch ausgeprägt ist als die deutsche.

Noch entschiedener tragen den deutschen Charakter die den Sagen vorausgeschickten Märchen. Diese, 40 an der Zahl, bilden unstreitig denjenigen Theil der Sammlung der auch für das größere, nicht wissenschaftliche Publicum das meiste Interesse gewährt. Zwar sind nicht alle von gleichem Werthe und gleich echtem Gepräge. Z. B. Nr. 6 ist ein ziemlich unbedeutender Beitrag zum Märchen vom kleinen Däumling, Nr. 8 eine zu Christus in Beziehung gebrachte und dadurch legendenartig gestaltete, sonst aber ziemlich trockene Variation der Geschichte vom armen Schuhflicker im „Diable boiteux", aus welchem bekanntlich Hagedorn, indem er den „savetier" mit dem savonnier verwechselte, seinen „Muntern Seifensieder" machte. Nr. 10 hat mehr den Anstrich einer vom künstlerischen Standpunkte angefertigten, obwol im Volkstone gehaltenen Allegorie als den eines wirklichen Volksmärchens; auch Nr. 11, Nr. 33 und Nr. 46, obwol sehr ergötzlich und unverkennbar Producte des Volkes, sind keine eigentlichen Märchen, sondern Schwänke, Schnurren, Anekdoten; und Nr. 34—37 gehören bereits dem Gebiete der Sage an, während Nr. 38 den Stempel einer gemachten Kindergeschichte trägt. Alle übrigen jedoch und folglich die beiweitem größere Anzahl müssen als höchst dankenswerthe Spenden zur Bereicherung des Volksmärchenschatzes bewillkommt werden, um so mehr, da der Herausgeber auch die Naivetät, Frische und Kernhaftigkeit der volksthümlichen Erzählungsweise sehr geschickt in der schriftmäßigen Darstellung zu bewahren gewußt hat. Wie in den Märchen aller Völker und Nationen, so sind auch in den hier mitgetheilten gewisse immer wiederkehrende Typen nicht zu verkennen. Namentlich jener beliebteste Erzählungsgang, nach welchem ein zu Hause verkannter Jüngling — gewöhnlich ein Königssohn — in die Welt hinauszieht, dort eine Reihe von Abenteuern besteht, und sich endlich zum Trotz böser und mit Hülfe guter Mächte eine wunderschöne Prinzessin zur Gemahlin erkämpft, oder daß umgekehrt eine verstoßene Jungfrau nach allerhand traurigen Erlebnissen einen schönen Königssohn heirathet, findet sich hier in den mannichfaltigsten und verschiedenartigst ausgeschmückten Gestaltungen wieder. Dahin gehören z. B. Nr. 2, 3, 4, 7, 15, 18—21, 23 und 25—27; ja auch Nr. 5, 13, 14 und 22 sind so ziemlich von demselben Zuschnitte. Daß bei dieser Gleichförmigkeit der Grundzüge die Einzelheiten die Hauptsache bilden, leuchtet ein, und durch diese gerade zeichnen sich die Märchen dieser Sammlung aus. Zwar ist die Ausschmückung nicht allemal eine durchaus neue, vielmehr finden wir denselben Apparat den wir in der Märchenwelt überhaupt anzutreffen gewohnt sind auch hier wieder; aber weit entfernt, daß Dies den Eindruck derselben beeinträchtigte, trägt es vielmehr dazu bei ihn bedeutend zu verstärken: denn wir fühlen uns durch all die bekannten Gegenstände so recht mitten in das Bereich unserer kindischen Lust zurückversetzt, es weht uns aus denselben eben eine echt heimische, echt märchenhafte Luft an, und es gesellt sich zu dem Reize der Neuheit, welcher von der immer neu sich gestaltenden Mischung und Zusammenstellung der bekannten Züge ausgeht, auch der Zauber des Alters und die Süßigkeit der Gewohnheit.

Neben jenen Märchen, deren allgemeinen Erzählungsgang wir oben angedeutet haben, finden sich indeß auch manche andere die sich weniger leicht auf einen allgemeinen Typus zurückführen lassen, z. B. Nr. 1, 9, 12, 14 und 24, obwol Nr. 9 und 12 eigentlich nur Umkehrungen des gewöhnlichen Gedankengangs sind. Während nämlich in jenen Märchen die mit der Beglückung eines früher Verfolgten zu schließen pflegen, dem Glücklichen gewöhnlich ein oder zwei ältere Brüder vorausgeschickt werden welche unglücklich enden, wird in diesen der Glückliche vorangestellt, und mit dem Unglück, welches fast regelmäßig den ethischen Charakter einer Strafe annimmt, der Schluß gemacht. Auch diese Anordnung ist eine ziemlich beliebte; weil aber das Märchen im Ganzen mehr die Tendenz hat zu erheitern als zu ergreifen, so trägt das als Strafe dienende Unglück gewöhnlich einen komischen Charakter. Und so ist es auch bei unsern beiden Märchen, in deren einem die beiden ältern Schwestern, zur Strafe für ihre Verletzung des Gastrechts und ihre späterhin aus Eigennutz geübte Gastfreundlichkeit, die Eine einen ganzen Tag lang trinken, die Andere einen ganzen Tag lang ihr Wasser lassen muß; während in dem andern der faule Fischer mit denselben Zaubermitteln wodurch der fleißige zu großem Reichthum gelangt ist, sich nur seine zänkische Frau wiedergewinnt. Als eine besondere Gruppe lassen sich noch Nr. 17, 30, 31 und 32 anführen, lauter Legenden von Christus und Petrus, unter denen namentlich die letzte recht piquant ist und überdies die Eigenthümlichkeit besitzt, daß in ihr einmal der sonst in den Legenden so übel wegkommende Petrus das letzte Wort behält, und über seinen Meister durch Witz einen kleinen

Sieg davonträgt. Da sie sehr kurz ist, so möge sie als einzige Probe hier mitgetheilt werden.

Hühnchen mit einem Bein.

Jesus ging einmal mit Sanct-Peter auf Reisen, und kam in die Nähe einer großen Stadt; er wollte aber nicht hinein, auch nicht hindurchgehen, sandte darum St.-Peter mit vier Stübern dahin, um etwas Essen zu kaufen. Peter schritt lustig auf den Markt los, fand aber Wenig mehr, weil es schon Mittag war, und mußte endlich mit einem gebratenen Hühnchen vorlieb nehmen. Das kaufte er und machte sich auf den Rückweg nach der Stelle wo Jesus seiner wartete. Unterwegs aber roch ihm das Hühnchen so gut, daß er es ein paar mal unter die Nase hielt, und am Ende ihm gar ein Beinchen abriß und aufschmauste.

Als er zu Jesus zurückkam, war der gar erfreut ob des schönen Hühnchens, sprach aber dabei: „Sieh doch Peter, wie kommt Das; das Hühnchen hat ja nur ein Bein!" „Natürlicherweise", antwortete Peter, „denn hier zu Lande haben die Hühner alle nur ein Bein, Das müsset Ihr doch schon gemerkt haben?" „Bis jetzt noch nicht", sprach Jesus, schüttelte den Kopf ein bischen und zertheilte das Huhn; nachdem dasselbe verzehrt war, setzten Beide ihre Reise fort.

Es dauerte nicht lange und sie kamen an einem Bauernhof vorbei, wo eine Menge von Hühnern auf Karren, Leitern u. s. w. saßen und schliefen, wie die Hühner pflegen, auf einem Bein. Alsbald zog St.-Peter Jesum beim Aermel und flüsterte: „Sieh da, sieh da, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein." „Das ist in der That wahr", sprach Jesus, „aber wie können die mit einem Beine laufen?" „O ganz gemächlich", antwortete St.-Peter, „sie hüpfen und schlagen mit den Flügeln dazu." „Das möchte ich gar zu gerne einmal sehen", sprach Jesus darauf, „Das muß sich wunderlich ausnehmen;" und damit machte er Psch, Psch, Psch! und zugleich liefen die Hühner alle mit zwei Beinen von dannen. „Da hast du mir einmal Etwas aufbinden wollen, Peter, Peter!" sprach Jesus mit dem Finger drohend, aber St.-Peter ließ sich nicht verblüffen, sondern fiel schnell ein: „Ei, nein, bewahre! Das ist mir schön; hättest du unserm Hühnchen einmal Psch, Psch! zugerufen, es würde auch schon seine zwei Beine bekommen haben!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und Fox.

In Nr. 196 u. 197 d. Bl. ist bereits die Rede gewesen von den Denkwürdigkeiten Sir Robert Adair's. Wenn wir nochmals auf das wichtige Buch zurückkommen, so geschieht es nur um zu zeigen, von welchem Interesse es für Den ist dem jede neue Aufklärung über das Leben und den Charakter eines der merkwürdigsten Staatsmänner, nämlich des Hrn. Fox, willkommen ist, und mit welchem Leichtsinn selbst bedeutende Schriftsteller Ueberliefertes als wahr annehmen, sobald es ihrem System oder auch nur ihrer Nationaleitelkeit schmeichelt. Die Berichtigung irriger Ansichten von den politischen Grundsätzen seines Freundes Fox ist einer der Hauptzwecke Adair's. Bekanntlich ist es eine fast überall für richtig anerkannte Meinung, Fox sei ein enthusiastischer Bewunderer nicht nur der Französischen Revolution, sondern auch Napoleon's gewesen, und habe nach seinem Eintritt ins Ministerium sich beeilt Unterhandlungen mit den Tuilerien anzuknüpfen, die wahrscheinlich zu einem Friedensvertrag geführt haben würden, wenn der Tod ihn nicht vor der Ausführung seines Lieblingsplans weggerafft hätte. Diese Meinung bekämpft Sir Robert Adair mit ebenso großer Energie als entschiedenem Erfolge, und wenn man sein Buch gelesen hat, so wundert man sich darüber, daß eine so wichtige Phase des Kampfs zwischen Europa und der Revolution in einem solchen Grade entstellt werden konnte. Es ist hier nicht der Ort Sir Robert Adair in seiner Argumentation zu folgen, wir beschränken uns auf die Hervorhebung eines einzelnen Factums, um daran zu zeigen was wir oben andeuteten.

In dem dritten Bande von seiner „Histoire du Consulat et de l'Empire" spricht Hr. Thiers mit großer Ausführlichkeit von den freundschaftlichen und fast ununterbrochenen Berührungen zwischen dem Ersten Consul und Fox während des Aufenthalts dieses Letztern zu Paris. Fox, heißt es dort, habe eine wahre Ungeduld empfunden den Mann persönlich kennen zu lernen zu dem er sich trotz seines Patriotismus unwiderstehlich hingezogen fühlte. „Unmittelbar nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien eilte Fox nach Paris, und ließ sich von dem englischen Geschäftsträger dem Ersten Consul vorstellen. Der Zweck seiner Reise war Frankreich und dessen Staatsoberhaupt zu sehen, und gleichzeitig die französischen Archive zu Rathe zu ziehen; denn der große Redner benutzte damals seine Mußestunden zu einer Bearbeitung der Geschichte der letzten Stuart. Der Consul gab den Befehl ihm sämmtliche Archive zu öffnen, und empfing ihn auf eine Weise die genügt hätte einen Feind zu versöhnen, die aber einen Freund den er längst seinem Ruhme verdankte bezaubern mußte. Der Erste Consul verbannte diesem hochherzigen Ausländer gegenüber jede Etiquette, empfing ihn wie einen Freund des Hauses, unterhielt sich oft und lange mit ihm, und schien in seiner Person die Eroberung des englischen Volkes selbst machen zu wollen." Und an einer andern Stelle sagt Hr. Thiers: „Fox war mit jener lebhaften Einbildungskraft begabt die den hinreißenden Redner macht, aber sein Geist war weder positiv noch praktisch. Er war von edeln Illusionen erfüllt die Napoleon, obgleich er ebenso viel Einbildungskraft als Geistestiefe besaß, niemals getheilt hatte, oder wenigstens damals nicht mehr theilte. Der junge General ward entzaubert, sowie man es nach einer Revolution ist die im Namen der Menschheit begann, und in einem Blutstrom endigte. Er war nicht liberal genug um einem Chef der Whigs, zu ehrgeizig um einem Engländer zu gefallen; es konnte daher nicht ausbleiben, daß er und sein Gast sich häufig nicht verständigen konnten, und sich sogar gegenseitig in ihren Gesprächen verletzten. Fox machte den Ersten Consul durch eine Naivetät, durch einen Mangel an Erfahrung lächeln, welcher sonderbar bei einem Manne erscheinen mußte der mehr als 50 Jahre zählte. Napoleon beunruhigte seinerseits den englischen Patrioten durch die Größe seiner zu wenig verschleierten Pläne. Nichtsdestoweniger waren sie entzückt voneinander. Der Erste Consul ließ es sich besonders angelegen sein Fox mit ganz Paris bekannt zu machen, und häufig begleitete er ihn selbst in die öffentlichen Anstalten" u. s. w.

Diese Schilderung von den persönlichen Berührungen zwischen Fox und Napoleon findet eine vollkommene Widerlegung in dem Buche Sir Robert Adair's. Während sich Hr. Thiers nicht damit begnügt bei dem englischen Staatsmann eine gerechte Achtung vor dem Genie Napoleon's vorauszusetzen, sondern sich darin gefällt den Chef der englischen Opposition als unwiderstehlich zu dem Helden Frankreichs hingezogen darzustellen, während er mit innigem Wohlbehagen von dem vertrauten Verhältniß der beiden Männer und mit noch größerm Wohlbehagen von dem Lächeln spricht das der Mangel an Erfahrung des bejahrten Staatsmannes dem jugendlichen Beherrscher Frankreichs abnöthigte, leugnet Sir Robert Adair nicht blos das vertraute Verhältniß zwischen Napoleon und Fox gänzlich ab, sondern beweist auch auf das schlagendste, daß Fox nicht gezögert habe von dem Enthusiasmus zurückzukommen mit dem er allerdings die Revolution bei ihrem Ausbruch begrüßte, und daß er Nichts weniger als ein blinder Verehrer Napoleon's gewesen sei, über dessen die Rechte der Nationen verachtenden Ehrgeiz er sich keinen Augenblick täuschte.

Da wir uns hier nur mit dem Aufenthalt des englischen Redners zu Paris beschäftigen wollen, so beschränken wir uns auf die Anführung Dessen was Adair hierüber mittheilt. Wir schicken die Bemerkung voraus, daß Adair ein

vertrauter Freund von Fox war, und ihn auf seiner Reise nach Frankreich begleitete. Dieser Umstand, der allein hinreicht seinen Worten ein entscheidendes Gewicht zu geben, genügte indessen seiner Gewissenhaftigkeit nicht. Bevor er es unternahm die in seinen Augen verleumderischen Gerüchte zu widerlegen, hatte er in der Besorgniß von seinem Gedächtniß getäuscht zu werden die Witwe seines Freundes, die noch vor wenigen Jahren lebte, und ihren Gemahl ebenfalls nach Paris begleitete, zu Rathe gezogen. Ihr verdankte er die Einsicht in zwei Tagebücher, deren Inhalt seine persönlichen Erinnerungen vollkommen bestätigte. Das eine ist von Fox selbst, und enthält eine summarische Notiz über seinen Aufenthalt in Paris, das andere ist vom General Fitz-Patrik, der zu derselben Zeit wie er zu Paris war. Erst nachdem er sich von der vollkommenen Uebereinstimmung dieser Documente mit seinen eigenen Erinnerungen und Eindrücken überzeugt hatte, glaubte er befugt zu sein, der Version die bis dahin allgemeine Geltung gefunden eine andere gegenüber zu stellen, an deren Richtigkeit man, ohne ihn absichtlicher Unwahrheit zu zeihen, nicht zweifeln darf.

Ihm zufolge sahen sich der Erste Consul und Fox nur drei mal, und niemals ohne Zeugen. Zum ersten mal am 2. Sept. 1802. An diesem Tage wurden sämmtliche zu Paris befindliche Engländer dem Consul zu St.-Cloud vorgestellt. Napoleon zeigte sich sehr zuvorkommend, und empfing, wie sich erwarten ließ, mit besonderer Auszeichnung den Chef der englischen Opposition. Mit einer gewissen Feierlichkeit, in gewählten und offenbar vorbereiteten Ausdrücken sagte er ihm zunächst die schmeichelhaftesten persönlichen Artigkeiten. Dann ging er zu einem vertraulichen Ton über, und entwickelte eines jener Thematen speculativer Politik in denen sein Geist sich zuweilen aufs Gerathewohl hin zu ergehen liebte, und die seine fanatischen Anbeter für den wahren Ausdruck seiner Gedanken hielten. Die Bevölkerung der Erde, sagte er, zerfalle in zwei große Familien, die orientalische und occidentalische Race, und es sei die Bestimmung der letztern der Welt den Frieden zu geben; die Sitten, die Religion, die Gesetze müssen von allen Regierungen geachtet und geschätzt werden, und Jeder sei als Anstifter des bürgerlichen Kriegs zu betrachten der es wage sie anzugreifen. Diese wie es scheint in sehr unzusammenhängender Weise vorgetragenen Allgemeinheiten sagten dem klaren und praktischen Geiste des englischen Staatsmannes wenig zu.

Als er einige Augenblicke später Sir Robert Adair seine Unterhaltung mit Napoleon erzählte, fügte er die Bemerkung hinzu: Dieser verstehe es ohne Zweifel so, daß er der Chef jener occidentalischen Race sei, der er das Schiedsrichteramt über die Geschicke der Welt zulege. Gegen das Ende der Audienz näherte sich Napoleon zum zweiten male dem Engländer und richtete einige Worte an ihn, und als Jeder sich zum Aufbruch bereitete, ließ er ihn durch Duroc zum Diner für denselben Tag einladen, eine Auszeichnung die als eine Abweichung von den Gebräuchen des neuen Hofs bemerkt wurde. Fox erzählt in seinem Tagebuch: das Diner, an welchem 200 Personen Theil nahmen, sei glänzend gewesen, und Josephine habe die Honneurs auf die liebenswürdigste Weise gemacht. Nach aufgehobener Tafel knüpfte Napoleon mit seinen Gästen eine Unterredung über verschiedene Gegenstände an, die aber weit mehr ein langer Monolog von seiner Seite als ein wirkliches Gespräch gewesen zu sein scheint. Er beschwerte sich lebhaft über die maßlose Heftigkeit und Zügellosigkeit der englischen Presse, die ihm bekanntlich eine große Unruhe einflößte. Von den innern Zuständen Frankreichs sprechend meinte er, sie erfoderten gebieterisch die Unterhaltung eines bedeutenden Heers selbst in Zeiten des Friedens. So ging der 2. September vorüber, der einzige Tag an welchem zwischen Napoleon und Fox Etwas stattfand das einem politischen Gespräche glich. Am 22. September begegneten sie sich in der Industrieausstellung, ohne sich jedoch einander zu nähern.

Am folgenden Tage wurde Fox zum zweiten male zu St.-Cloud empfangen, und am 10. October Napoleon's Gemahlin vorgestellt. Bei diesen letzten Visiten wurde kein Wort von irgend einem Interesse ausgesprochen.

Sobald Fox seine wissenschaftlichen Nachforschungen in den Archiven beendigt hatte, trat er seine Rückreise nach England an. Schon damals konnte man einen baldigen Bruch zwischen den beiden erst vor kurzem versöhnten Gouvernements vorhersehen. Die Ursachen des Bruchs waren einerseits die Weigerung der Engländer Malta herauszugeben, andererseits die Uebergriffe Napoleon's mit Hülfe deren er das Gebiet Frankreichs zu vergrößern suchte. Adair erzählt, daß Fox, der damals noch zu Paris war, bei der Nachricht von einem jener Gewaltstreiche voll Unwillen ausrief: „Wo wird dies Alles endigen? In den Steppen von Rußland."

Dies sind die Details welche Adair von dem Aufenthalt seines Freundes zu Paris gibt, um zu beweisen, daß die Beziehungen desselben zum Ersten Consul ohne alle Bedeutung waren. Man kann es allerdings sonderbar finden, daß selbst in Ermangelung jeder Sympathie die Neugierde nicht diese beiden großen Männer zu vertrautem Umgange veranlaßte. Je mehr es aber im Interesse Napoleon's lag den Chef der englischen Opposition an sich zu ziehen, desto nothwendiger mochte es diesem erscheinen, St.-Cloud so viel wie möglich und Privatunterhaltungen mit Napoleon gänzlich zu vermeiden, um seinen Gegnern keine neuen Vorwände zu geben ihn als Partisan der französischen Politik zu verdächtigen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß er in dieser Beziehung noch viel vorsichtiger hätte sein müssen als er es in der That war.

Abwarten muß man aber, ob Hr. Thiers, aufgeklärt durch das Buch Adair's, sich bei einer etwanigen neuen Auflage seines Werks zu einer Berichtigung seiner Darstellung entschließen wird. Schwer mag allerdings dem enthusiastischen Verehrer des Kaisers das Geständniß werden, er habe sich geirrt als er schrieb, sein jugendlicher Held habe mehrmals die Naivetät und den Mangel an Erfahrung des bejahrten englischen Staatsmannes belächelt. 125.

Literarische Notiz.

Religiöse Uebersetzung aus dem Deutschen.

Ref. gesteht zu seiner bibliographischen Schande, daß er erst durch die englische Uebersetzung das Dasein einer „Erzählung für unsere Zeit", von C. A. Wildenhahn, erfahren hat, deren Titel rückübersetzt heißt: „Die Wallfahrt; wie Gott von Dem gefunden wurde der ihn nicht suchte, oder Rationalismus in der Knospe, dem Halme und der Aehre" — englisch: „The pilgrimage; how God was found of him who sought him not; or, Rationalism in the bud, the blade and the ear", von Mrs. Stanley Carr (Edinburg 1847). Eine Kritik im „Atlas" äußert sich darüber folgendermaßen: „Die Schrift ist eine Art theologischer «Wilhelm Meister». Der Held besteht seine Lehrjahre, nur in einem andern Gewerbe, und hat gleich Goethe's würdigem Romanhelden verschiedene Liebesaffairen, nur mit einer andern Sorte Frauen. Wir konnten anfangs das eigentliche Wohinaus des Buchs nicht loseisen, und wollten uns schon einbilden, daß die Bibelstellen über jedem Capitel Täuschungen wären, darauf berechnet, einer wilden, überspannten deutschen Erzählung eine Classe Leser zu verschaffen die in der Regel dergleichen nicht ansehen. Aber in der Mitte des Buchs fing das Interesse an zu flachen, und wir kamen in viel anständigere Gesellschaft als wir mindestens ein mal Ursache gehabt zu erwarten. Ein schweizerischer protestantischer Geistlicher bekehrt den Helden der Geschichte von entschiedenem Rationalismus zum evangelischen Christenthum, und der junge Mann der erst nicht will bekennt sich nach einiger Zeit von ganzem Herzen zur Sühnungslehre. Wir empfehlen das Buch abwechselungshalber allen Denen die der englischen Pfarrdörfer und Pfarrkirchen müde sind und sich an deutscher Localfarbe erfrischen wollen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 231. —— 19. August 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

Eine gleich umfangreiche (sie umfaßt 43 enggedruckte Bogen), gleich reichhaltige und mit gleicher Sorgfalt und Sachkenntniß angelegte Sammlung ist die dritte der oben genannten Schriften, welche in vier Büchern und 609 verschiedenen Nummern die Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg und außerdem eine ausführliche Einleitung enthält, worin sich der Herausgeber, Karl Müllenhoff, einerseits über die Entstehung der Sammlung und über die bei ihr befolgten Grundsätze ausspricht, andererseits eine kurze Geschichte der deutschen Volkspoesie und eine allgemeine Charakteristik der Sagen nach ihrem historischen oder mythologischen Inhalte gibt. Was den ersten Punkt betrifft, so bezeichnet er als Hauptquelle die mündliche Ueberlieferung, bei deren Auffuchung ihm mehre befreundete Sagenforscher (Mommsen, Storm, Arndt, Klander, Hansen u. A.) sehr hülfreich entgegengekommen sind; daneben hat er aber auch die Durchforschung der Chroniken und sonstigen schriftlichen Quellen und Hülfsmittel nicht verabsäumt und namentlich den Presbyter bremensis, Albert Kranz, Neocorus, Joh. Petersen, Hans Detleff u. A. ergiebig gefunden.

Höchst dankenswerth und von echt wissenschaftlichem Interesse ist der historische Theil der Einleitung. Der Verf. gibt darin eine zwar nur kurze und andeutende, aber trotzdem mit vielen eigenthümlichen und schätzbaren Bemerkungen ausgestattete Uebersicht des Entwickelungsgangs der deutschen Volks- und Sagenpoesie, natürlich stets mit besonderer Bezugnahme auf Schleswig und Holstein und auf den Inhalt seiner Sammlung. Die Anfänge des Volksgesangs datirt er in die ältesten Zeiten zurück. Er beginnt S. VIII:

> Bei ihrem Eintritt in die Geschichte besaßen die Deutschen schon alte Lieder, die von den Göttern und den göttlichen Ahnen des Volkes und seiner Stämme handelten. Der Stamm der Ingävonen, der unsere Halbinsel ganz hinauf bis Skagen inne hatte, die Sachsen, Angeln und Jüten werden nicht allein von den übrigen geschwiegen haben.

Den Inhalt dieser ältesten Lieder bezeichnet er durchaus als religiös und von hymnisch-chorischem oder mythologisch-epischem Charakter. Das historische Lied dagegen erklärt er für jünger, und läßt es sich erst zur Zeit der großen germanischen Wanderungen entwickeln. Es ist nicht mehr überlieferter Chorgesang, sondern der freie Erguß einzelner Sänger, die entweder bei einem Könige oder Edeling in festem Dienst waren, oder mit ihrer Kunst an fremden Höfen umherzogen und „oft in schöner Rede vor ihrem Singfürsten den Sang erhoben und hell zur Harfe den Hall erklingen ließen". Auch Schleswig und Holstein besaß solche Sänger oder Scöps, und hat den Stoff zu Heldensagen gegeben von denen sich noch jetzt Spuren in angelsächsischen und nordischen Ueberlieferungen finden, z. B. die Sagen von Skeaf, Skild und Beowulf, von Offa und dessen Gemahlin, von Starkad's Kampf mit Siegfried u. s. w., welche der Herausgeber in den ersten Nummern seiner Sammlung mittheilt.

Um das 8. und 9. Jahrhundert fließen die Heldensagen der einzelnen deutschen Stämme in die großen Nationalsagen von Ermanrich, Etzel, Dietrich u. A. zusammen. Daß auch die nordalbingischen Stämme an der Verbreitung und Ausbildung derselben Theil genommen haben, dafür hat der Herausgeber kein directes Zeugniß; jedoch dient ihm eine Reihe von Sagen, Sprüchen und Räthseln, die er im vierten Buche zusammengestellt hat, vermöge ihrer uralten Form und heidnischen Grundlage zum Beweise, daß wenigstens die Volkspoesie überhaupt in jenen Zeiten auch dort nicht müßig gewesen sei. Schon erweisbarer ist die Betheiligung des deutschen Nordens an jener großen Ependichtung welche sich in den folgenden Jahrhunderten entwickelte, und um das J. 1200 zur höchsten Blüte gelangte. Während in Süddeutschland die Nibelungen, Gudrun u. s. w. entstanden, schrieben nordische Männer in niedersächsischen Gegenden nach deutschen Gedichten, Liedern und Erzählungen ein großes Sagenbuch zusammen, das fast den ganzen Reichthum des damals in Deutschland verbreiteten epischen Stoffs umfaßt. Aber noch beiweitem ergiebiger sprudelt dort der Quell der Volkspoesie in den nächstfolgenden Zeiten, nachdem das Epos sich in das eigentliche Volkslied, in die Prosa der Volksbücher und in die Märchen- und Sagenbildung zersplittert hatte, und

die Poesie überhaupt von den einzelnen Sängern in die Hände der Spielleute gekommen war. Schon Neocorus erzählt von den Ditmarschen:

Se hebben sick ock vor allen benaburten Völkern in Poeterien, Dichten und Singen, darin man je gude ingenia lichtlich spören kann, geövet und hervor gedann, dat se darin den Bardis bei den Gallis nichtes nagegeben, wo dan solches de olden ditmerschen Gesenge tügen, de se van eren Schlachtingen, Averwinningen, wunderlichen Geschichten, seltsamen Aventuren edder andern lustigen Schwenken, ock wol Volschaften und anderen Lastern gewisser Personen mit sonderlicher Leflichheit und Meisterschop gedichtet hebben, de ock so kunstlich gestellet sin, dat fast nicht ein tropus edder figura in der edlen Redekunst, so nicht in einen edder meer Gesengen konde gewiset werden. Solche averst sin to dem Ende sonderlich gerichtet, dat se allenthalven ock in eren Erenfrowden aller Manheit, Doget und Ere so weinig vorgeten, dat se ock ermanet und gereizet, im Jegendeel averst van Lastern und Sünden afgeschrecket unde afgeholden worden.

Und an einer andern Stelle:

Und is to verwundern, dat ein Volk, so in Scholen nicht ertagen, so vele schone lefliche Melodien jedem Gesange na Erforderinge der Wort und Geschichte geven können, up dat ein ides sine rechte Art und eine gebörende Wise etwederst mit ernster Gravitetischeit edder frowdiger Lustichkeit hedde.

Das eigentliche Volkslied, das Märchen und die Sage sind daher auch diejenigen Seiten der Volkspoesie überhaupt denen der Verf. in der Einleitung eine ausführlichere Charakteristik und tiefer eingehende Erörterung widmet. Alles was er darüber bietet, das Historische und Mythologische wie das Aesthetische und Literarische, ist ebenso belehrend als interessant, und trägt wesentlich dazu bei, den Leser für die Auffassung des in der Sammlung enthaltenen Materials von vornherein auf den rechten Standpunkt zu setzen, und ihm das Heimischwerden in der Masse des sonst leicht fremdartig wirkenden Stoffs zu erleichtern. Dabei zeichnet sich die Darstellung durch Lebendigkeit und Frische aus, z. B. wenn er (S. XXVI) das äußere Auftreten der Volkslyrik der Hof- und Meisterpoesie gegenüber schildert:

Nachdem nun die höfische Poesie sich im 13. Jahrhundert ausgelebt, und gleichzeitig das alte Volksepos seinen Untergang gefunden hatte, schoß durch die Kunst der fahrenden Leute nicht ohne befruchtenden Zusammenhang mit beiden die Volkslyrik in immer reichern Trieben hervor. Fortgetragen und wachsend in dem Zuge der Zeit nach einem neuverjüngten Leben — ein frischer Hauch durchwehte damals alle Völker, und erweckte überall fast eine ähnliche Poesie — dauerte sie an bis in die Zeiten der Reformation. Während damals der zünftige Meistergesang sich hinter die Thore der Reichsstädte verschloß, schwärmte der Volksgesang auf allen Straßen und Feldern Deutschlands umher, überall wurden mit freier Kunst die Lieder angestimmt, jede Mundart kam wieder zu ihrem Rechte. Die Vaganten dieser Zeit, Sänger die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machten, freie Knaben, Lanzknechte, Reiter, Jäger, Schreiber, fahrende Schüler, Handwerker u. s. w., waren zum großen Theil die Dichter dieser Lieder und trugen sie von Ort zu Ort, sodaß dasselbe Lied zwar meist verändert und umgedichtet, oft aber fast ganz übereinstimmend in den verschiedensten Gegenden und Dialekten wiedergefunden wird.

Oder wenn er (S. XXXIV) ihre innere Gestaltung beschreibt:

Es ist merkwürdig, wie diese Lieder alle an die ältere Poesie erinnern. Es schreitet die Darstellung wie früher nur in Sprüngen fort, die Strophe leidet keine Periode, einfache Sätze stehen nebeneinander, eigentliche Bilder und Vergleichungen sind selten, die Gedanken sind wie abgebrochen und hingeworfen, die Charaktere nur durch wenige aber kräftige Züge skizzirt, die Situation wird nur angedeutet, und doch ist Alles voll Leben, voll Sinnlichkeit, Faßlichkeit, Anschaulichkeit; keine Breite ist zu bemerken. Die Darstellung arbeitet vor Allem auf die Exposition des Innerlichen hin, ganz so wie im alten deutschen Epos; daher waltet die Rede vor, das Aeußerliche der Handlung nimmt den kleinern Raum ein. Auch hier wie ehemals kehren dieselben Wendungen, Ausdrücke, Gedanken, ja ganze Strophen in den verschiedensten Liedern wieder. Nur die Empfindung herrscht jetzt ebenso sehr wie früher das Stoffartige. Daher tritt an diesen Liedern besonders ein musikalischer Charakter der Form hervor: Refrains, Alliterationen, innere Reime, Wiederholung desselben Satzes oder desselben Gedankens mit andern Worten unmittelbar nacheinander dienen dazu, und stellen sich ungesucht ein. Das Volkslied bequemte sich nicht der hölzernen Manier der Meistersänger die Sylben zu zählen ohne Rücksicht auf den Wortaccent; es hielt sich freier, der alten Weise näher, und zählte nur die Hebungen und ließ Senkungen fehlen, oder füllte sie gar mit mehren Sylben. Und der Reim ist oft nur Assonanz. So gab das Wort von selbst fast die Melodie, beide entstanden miteinander. Und daher wird auf künstlerischem Wege eingestandenermaßen heute selten oder nie eine solche Uebereinstimmung zwischen Wort und Weise erreicht wie in den Volksliedern.

Was die Sammlung selbst betrifft, so können wir ihren wohlgeordneten Inhalt nicht besser bezeichnen als indem wir die allgemeine Uebersicht welche der Verf. selbst davon gibt mittheilen. Nach ihr zerfällt das Ganze in vier Bücher mit folgendem Inhalt:

Erstes Buch (Historie): Aelteste Helden Nr. 1 fg.; Das 12., 13. und 14. Jahrhundert Nr. 6 fg.; Seeräuber, Adelige und Bauern Nr. 33 fg.; Lieder und Sagen bis auf Steenbock und seine Zeit Nr. 66 fg.; Eigentliche Localsagen, Rechtshändel, Schildbürgergeschichten u. s. w. Nr. 80 fg.; Nachlese Nr. 513—534.

Zweites Buch (Thaumaturgie): Heidnische Cultusstätten, Quellen, Bäume u. s. w. Nr. 117 fg.; Kirchen gebaut Nr. 136 fg.; Glocken Nr. 147 fg.; Mirakel Nr. 151 fg.; Versunkene Orte und Fluten Nr. 168 fg.; Die Natur als Zeuge wider den Frevel Nr. 180 fg.; Der Teufel straft den Uebermuth, darunter Schwänke u. dgl. Nr. 201 fg.; Die Wirthschaft der Todten, Gespenster, Irrlichter u. s. w. Nr. 233 fg.; Zauberei Nr. 263 fg.; Hexen Nr. 287 fg.; Werwölfe, Teufelspferde, Drachen, Seuchen und Krankheiten, Tod, Vorzeichen, Weissagungen Nr. 317 fg.; Nachlese Nr. 535—585.

Drittes Buch (Mythologie): Beówulf, Wasser- und Landriesen Nr. 345 fg.; Zwerge Nr. 379 fg.; Hauskobolde Nr. 430 fg.; Wasserfrauen, weiße Frauen (Göttinnen), versunkene Schlösser, Schätze Nr. 453 fg.; Naturgegenstände mythisch aufgefaßt Nr. 478 fg.; Wilde Jagd Nr. 485 fg.; Grabhügel, schlafende Helden und Heere Nr. 501 fg.; Verhängnißvolle Bäume Nr. 567 fg.; Nachlese Nr. 586—605.

Viertes Buch (Poesie): Märchen mit weiblichen Hauptcharakteren Nr. 1—10; mit männlichen Hauptcharakteren und Schwänken u. s. w. Nr. 11—28; Rhythmische und gereimte Märchen, Fabeln, Lieder, Kinderreime, Dönchen Nr. 29—53; Räthsel, Segen und Sprüche Nr. 54—56; Nachlese Nr. 606—609.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur über Dante.

Dante spiegato con Dante, ossia: Nuovo comento della commedia di *Dante*. Von Giambattista Giuliani.

Die Freunde Dante's werden mit Theilnahme hören, daß P. Giuliani, einer der jüngern Kenner des großen Dichters,

durch kleinere Schriften als solcher bewährt, die Herausgabe eines größern Werkes — einer neuen Erklärung der „Divina commedia" durch Dante selbst — beabsichtigt.

Vor uns liegt die Anzeige des Werks durch den Herausgeber und ein Probeheft; beide berechtigen zu den schönsten Erwartungen Dessen was Giuliani für das Verständniß des von ihm mit ehrfurchtsvoller Liebe umfaßten Dichters leisten wird. Diese ehrfurchtsvolle Liebe allein, die ein Leben dem Studium Dante's weihte, konnte diesen Weg der Erklärung zeigen und fähig machen auf ihm das Ziel zu erreichen. Sie drängte die Träume der eigenen Phantasie, die eigene besondere Meinung und Urtheilslust zurück vor der Meinung, der Gesinnung des Dichters, der er in seinen und seiner Lieblingsautoren Werken nachforschte, die er in dunkelster, geheimnißvollster Verhüllung aufsuchte, und sich durch Vergleichung der verschiedenen Schriften und Stellen, durch Auffindung jeder Analogie deutlicher und deutlicher machte, bis sie zuletzt hell, unwiderlegbar vor der Seele des Forschers stand, und ihm das jede noch dunkele Stelle erhellende Licht, der sichere Prüfstein für den Werth oder Unwerth anderweitiger Erklärungen wurde.

Obgleich alle solche, alle Commentationen früherer und späterer Zeit dem gelehrten Giuliani bekannt sind, verschmäht er doch ihren Beistand bei dem Eindringen in das hohe Werk, wenn sie nicht aus der ihm einzig geltenden Quelle des Verständnisses der Dante-Wissenschaft geschöpft wurden. An der Hand Dante's allein will er alle Jünger des „heiligen Dichters" durch seine herrlichste Schöpfung leiten, von ihm selbst sie zum leuchtenden Gipfel seiner Erkenntniß führen lassen.

Die welche sich von Giuliani, durch ihn der eigenen mühevollen Anstrengung überhoben, die leitende Hand des Dichters reichen lassen, oder welche ihm prüfend in seinen Forschungen nachfolgen wollen, finden im ersten Bande seines Werks einen Aufsatz über die Weise in der man das göttliche Gedicht wörtlich wie allegorisch erklären müsse, und die keine andere ist als eben die welche Dante selbst im Briefe an Cangrande und im „Convito" vorschreibt und beobachtet; einen zweiten über den Zweck und die durch dessen Erkenntniß heller beleuchtete Allegorie des Gedichts, sowie über die Art von Philosophie, auf der es ruht; einen dritten über die Gründe aus welchen Dante sein Gedicht Komödie und göttlich nannte, und endlich als Anhang die von Ponta so sinnreich zusammengefügte Uhr Dante's.

Der zweite, dritte und vierte Band sollen in möglichster Kürze die neuen Erklärungen des „Inferno", „Purgatorio" und „Paradiso", und die Gründe auf die sie sich stützen enthalten. Der fünfte Band wird, um synthetisch zu verbinden was analytisch aufgelöst wurde, verschiedene Abhandlungen über die Poesie, Rhetorik, Astrologie, Physik, Metaphysik, Moralphilosophie, Politik und Theologie Dante's umfassen, und von einer verbesserten Sammlung der Wörter und Synonymen in Dante begleitet sein, in der diese auf ihre eigentliche Bedeutung und eigenthümliche Verschiedenheit zurückgeführt sind. Der letzte Band endlich enthält eine Geschichte Dante's und seines Jahrhunderts.

Die warme Begeisterung des Erklärers für seine Sache, der seine junge Kraft und früherlangte Gelehrsamkeit Schönes verspricht, drückt sich am Schlusse der Bekanntmachung in glühenden Worten aus. „Der Ruhm Dante's", so schließt Giuliani, „ist der jedes wahren Italieners; die «Divina commedia» ist der kostbarste Schatz der neuen Literatur, und wohl uns, wenn wir ihn achten und benutzen wie er es würdig ist. Allüberall erklingt der Name Dante's; doch was nützt es, wenn Nichts von seinem hohen Geiste in unsern Herzen wohnt, wenn unsere Seelen sich vom kräftigen Denken des edelsten Verstandes nichts zueigen machen, wenn jenes helle Licht nicht auch durch unsere Schriften strahlt, und jenes belebende Feuer das dies erhabene Gedicht durchdringt nichts Großes in unsern Seelen entzündet? Italiener! Studirt, studirt Dante, und werdet durch ihn neu geboren — in Sprache, Sinnesart, Religion endlich wahrhaft Italiener!"

Hoffentlich werden nicht blos italienische, sondern auch deutsche Dante-Freunde dem aus so liebevollem Studium hervorgegangenen Werke ihre Theilnahme leihen, das vom Januar d. J. an monatweise in einzelnen Heften erscheint.

Um einen Begriff von der Erklärungsweise Giuliani's zu geben, sei hier der ungefähre Inhalt des vorliegenden Probehefts genannt, das den ersten Gesang des „Purgatorio" behandelt. Die Stelle: „Ma qui la morta poesia risurga etc." (v. 7) wird zuerst besprochen.

„Poesia morta", sagt Giuliani, ist die welche bis dahin vom regno della morta gente (Inf., c. 8, v. 85) oder von den veri morti (Purg., c. 23, v. 122) sang; risorga, d. h. sie erhebt sich, um Den der zum wahren Leben, d. h. zur Gnade, aufersteht, zu besingen; deshalb reinigt sich der menschliche Geist beim Ersteigen des Berges des Purgatorio von den Lastern welche morte dell' anima sind (Conv., trat. 2, c. 16, p. 120), und durch istudio di buone opere fa rinverdire la grazia" (Purg., c. 18, v. 105).

Zur Erklärung der folgenden Verse weist Giuliani auf das fünfte Buch der „Metamorphosen", wo Ovid uns die Fabel vom Wettstreite der Pieriden und Musen erzählt.

Nun einige Worte über die Stellen (v. 17):

> ... io uscii fuor dell' aura morta
> Che m'avea contristati gli occhi e il petto.

und (v. 127):

> Porsi ver lui le guancie lagrimose,

„Morta bedeutet hier so viel wie nera", sagt Giuliani, zu dieser Ansicht geführt durch die Worte die Cato an die neuen Pilger richtet: „Wer war euch Leuchte, als ihr aus der tiefen Nacht kamet? che sempre nera fa la valle inferna" (v. 43), und durch die Frage die Dante im „Inferno" (c. 5, v. 50) dem Meister thut: „Wer sind die Leute che l'aer nero si castiga?" „Wenn", sagt Giuliani, „diese aura morta, geschwängert mit düstern, schlimmen Dünsten (Inf., c. 31, v. 37), dem Dichter avea contristati gli occhi, müssen wir annehmen, daß diese Ursache und nicht die Theilnahme an den elenden Verdammten oder die Erinnerung der geschauten Qualen seine Wangen lagrimose gemacht hatte (v. 127)." Dies wird noch mehr bewiesen dadurch, daß Dante's Auge sorpreso (d. i. coperto; Conv., p. 237) d'alcuna nebbia war.

Bei der Erklärung der Stelle (v. 20):

> Lo bel pianeta che ad amar conforta
> Faceva tutto rider l'oriente
> Velando i pesci ch' erano in sua scorta.

widerspricht Giuliani dem Perticari, der diesen bel pianeta für die Sonne und nicht für la lucentissima stella di Venere (Conv., trat. 3, cap. 4, p. 69) hielt, und sagt: „Wie konnte die Sonne, war sie in jener Stunde noch nicht aufgegangen (v. 107), schon far ridere l'oriente e velare i pesci? Und wäre es ein Wunder, wenn diese vor dem Sonnenlicht verschwänden, und ist es nicht gerade der Venus Kraft, Liebe einzuflößen, und dachte man sich nicht wegen dieser Liebe, die Alles entzündete, das Venusgestirn auf Erden herrschend?" (Solea creder lo mondo in suo periclo che la bella Ciprigna il folle amore raggiasse.... Parad., c. 8, v. 1.) „Doch", sagt Giuliani, „legt Dante, der in parte alcuna lo modo de' gentili benutzt (Conv., trat. 2, cap. 5, p. 72), und antike Bilder zum Ausdruck neuer Ideen gebraucht, auch dem Venusgestirn eine andere Bedeutung bei; er sagt (Conv., trat. 2, 2. 6): wir sollten glauben, daß die bewegenden Kräfte des Venushimmels die Throne seien, welche, der Liebe des Heiligen Geistes entsprungen, ihr Wirken der Bewegung dieses von Liebe erfüllten Himmels gleichmachen, sodaß die Seelen unten sich an der reinen

Glut dieses Himmels zum Lieben entzünden. Daher mußte den schon zur Tugend geneigten Dichter der erste Anblick des schönen Sterns in der Liebe zu ihr stärken. Daher leuchtete ihm, als er kaum die Strahlen der Venus gesehen, das Licht der vier Sterne, die Symbole der vier Cardinaltugenden."

„Die reizende Metapher des ridere (faceva tutto rider l'oriente), des Ausdrucks von Wohlgefühl im Bewußtsein erhöhter Schönheit, scheint", sagt Giuliani, „dem lieblichen Dichter so angenehm, daß er sie häufig anwendet. Als der Himmel, von Wolken befreit, wieder im Sternenglanz funkelte, sagt er: Che ride con tutte le sue bellezze (Parad., c. 28, v. 83), und als er in erhabener Himmelshöhe eine süße Melodie erklingen hörte, und das schnelle Strahlen lebendigen Lichts schaute, ist Dies für ihn ein riso dell' universo (Parad., c. 27, v. 6). Ferner, die Form seines Gedankens verändernd, stellt er im «Purgatorio» (c. 1, v. 25) den von vier leuchtenden Sternen geschmückten Himmel dar, als ob er godesse di quelle fiamme. Hier genießt — freut sich — der Himmel jenes glänzenden Lichts; dort macht Venus den Himmel lachen; anderswo wiederum lacht sie seinem Glanze entgegen." So läßt uns Giuliani die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks bei seinem geliebten Dichter bewundern.

Ueber die Verse (v. 22):

> Jo mi volsi a man destra e posi mente
> All' altro polo e vidi quattro stelle
> Non viste mai fuor ch' alla prima gente.

sagt der Erklärer, daß diese vier Sterne nicht das Kreuz des Südens, nicht die von Vespucci bemerkten, sondern die vier Cardinaltugenden bedeuten. Im Himmel sind sie Sterne, im irdischen Paradiese Nymphen (noi sem qui ninfe e nel ciel semo stelle; Purg., c. 31, v. 105). Dieser Deutung gemäß ist jener Ausruf über unsern nördlichen Sitz, welcher, aller Tugend bar und voller Bosheit (Purg., c. 16, v. 58), wohl bezeichnet werden konnte als privato di mirar quelle (v. 27), während, wollte man sie als bloße Sterne betrachten, es ungereimt, den Himmelsordnungen zuwider wäre, sich unsern Norden vedovo und privato della loro luce zu denken. Ferner ist jener Deutung gemäß die Bezeichnung dieser Sterne als luci sante (v. 37), und die Gewohnheit Dante's, die Tugend unter dem Bilde von Sternen darzustellen, wie er es z. B. im „Convito" (trat. 4, cap. 19, p. 299) thut, wo er, den Edelsinn dem Himmel, die Tugend den Sternen vergleichend, hinzufügt: „Che nobiltà veramente è cielo nel quale molte e diverse stelle rilucono in essa le intelletuali e le morali virtù etc."

> Vidi presso di me un veglio solo
> Degno di tanta riverenza in vista,
> Che più non dee a padre alcun figliuolo (v. 31)

und

> Li raggi delle quattro luci sante
> Fregiavan si la faccia sua di lume
> Ch' io l' vedea come il sol fosse davante (v. 38).

Um den hinter dem wörtlichen Sinne dieser Worte verborgenen allegorischen deutlich zu machen, sucht Giuliani vor Allem das Bild Cato's, auf den sich jene Verse beziehen, so wie es in Dante's Seele lebte, darzustellen, und erwähnt daher eine Menge von Stellen, in denen der große Florentiner den großen Römer mit erhabener Begeisterung nennt; so im „Convito" (trat. 4, cap. 5, p. 228): „O sacratissimo petto di Catone, chi presumerà di te parlare!" Ebenda (trat. 3, c. 6, p. 232): „Questi etc.... professò la rigida onestà", und (trat. 4, c. 28, p. 350): „E quale uomo terreno più degno fu di significare Iddio che Catone?" Von ihm also, vor dem schon Seneca zu Lucilius sagt: „Cato virtutum viva imago", hat auch Dante sich ein Bild gemacht, dem der Tugend gleich, und so ist denn die allegorische Bedeutung der angeführten Verse die: daß Cato's Antlitz Dante von den Strahlen der vier Tugenden so geschmückt erschien, als ob das Licht der göttlichen Güte darin widerleuchte, und kann, da das Antlitz der Spiegel der Seele ist (la quale ivi più che in altra parte del corpo adopera del suo ufficio e più fissamente intende ad ornare; Conv., trat. 3, cap. 8, p. 363), dahin erweitert werden, daß Dante in Cato's Seele solch einen Glanz der Tugend erschaute wie ihn nur die Strahlen der höchsten ewigen Sonne, nur die volle Erkenntniß Gottes verleiht. Daß die Sonne hier Gott oder das Licht der göttlichen Güte bedeuten möge, bezeugen Dante's Worte im „Convito" (trat. 3, cap. 12, p. 184): „Nullo sensibile in tutto il mondo è più degno di farsi esemplo di Dio che il sole." Alles Dieses erklärt ferner, warum Cato sich solo befand (v. 31) und größter riverenza werth war (v. 32), erklärt den Ausdruck oneste piume (v. 43) und des veglio onesto (Purg., c. 2, v. 119), und nimmt uns jedes Erstaunen, daß diese heilige Seele Wächter der sieben Reiche des Purgatorio war und am großen Tage im hellsten Gewande (v. 75), d. i. von Ruhm umwallt (Purg., c. 14, v. 40), erscheinen durfte. Den ersten Gedanken der Vergleichung eines solchen Wächteramts an Cato hat Dante nach Giuliani's Muthmaßung wahrscheinlich aus dem Virgil genommen, der unter den auf Vulcan's Schilde dargestellten Figuren die von den Bösen getrennten und unter Cato's Wacht gestellten Frommen erwähnt: Secretosque pios: his dantem jura Catonem (Aen., l. 8, v. 670).

Die folgenden Verse (v. 58):

> Questi non vide mai l'ultima sera,
> Ma per la sua follia le fu si preso
> Che molto poco tempo a volger era.
> Libertà va cercando, ch' è si cara,
> Come sa chi per lei vita rifiuta.

und (v. 71):

> Su l' sai, che non ti fu per lei amara
> In Utica la morte, ove lasciasti
> La veste ch' al gran di sarà si chiara.

geben Giuliani Veranlassung darzulegen, worin die Freiheit bestand die Dante suchte, und inwiefern sie sich der die Cato erstrebte einen konnte. Dante's Begriff von wahrer Freiheit findet er in der „Monarchia" (lib. I, c. 14): „Humanum genus, potissime liberum, optime se habet etc.... Si ergo judicium moveat omnino appetitum, et nullo modo praeveniatur ab eo, liberum est: si vero ab appetitu, quocumque modo praeveniente, judicium moveatur, liberum esse non potest; quia non a se sed ab alio captivum trahitur etc.... Sed existens sub Monarcha, est potissime liberum etc.... Genus humanum solum imperante monarcha, sui et non alterius gratia est: tunc enim etc.... Das Leben unter der Monarchie also gibt nach Dante der Menschheit die einzig wahre Freiheit; sie nur ersehnte er unaufhörlich; daher zürnt er dem deutschen Albrecht, daß er die Zügel jenes wild und unbändig gewordenen Italiens loslasse (Purg., c. 6, v. 97); daher zürnt er Rom, daß es sich dem Cäsar nicht als Mutter, sondern als Stiefmutter zeige (Parad., c. 16, v. 59); daher denkt er sich für den hohen Schatten Heinrich's, der dem schönen Lande Heil bringen wollte, im Himmel einen erhabenen Sitz bereitet (Parad., c. 30, v. 136). Voll dieses Freiheitsbegriffs verdammt der Dichter als gleich verbrecherisch die Guelfen wie die Ghibellinen, die wider das publico segno dell' aquila sündigten (Parad., c. 16, v. 100), und nennt seine Florentiner Sklaven und Uebertreter des Gesetzes, weil sie sich, während sie Freiheitsliebe heuchelten, gesetzlos gegen den Urgrund der Gesetze empörten. Lettera ai Fior. ss. 5. Nec advertitis dominantem cupidinem .... etc.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 232. —— 20. August 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Ueber den Werth des Inhalts haben wir uns bereits oben im Allgemeinen ausgesprochen. Ins Besondere einzugehen erlaubt uns der Raum d. Bl. nicht. Nur so viel sei angedeutet, daß uns vorzugsweise der historische, mythologische und poetische Theil höchst wichtig erschienen sind, der letzte namentlich auch wegen der mitgetheilten Lieder, Kinderreime, Räthsel u. s. w., die zu einer interessanten und lehrreichen Vergleichung mit ähnlichen Sachen bei Erlach, Uhland, Firmenich und in der englischen Sammlung „Fireside nurery stories" Anlaß geben. Als Proben nur einige Kleinigkeiten, z. B. S. 490:

Zum Stelldichein.

Dat du myn Leevsten bist,
Dat du wul weest;
Kumm by de Nacht, kumm by de Nacht,
Seeg my wo du heest.
Kaem du um Mitternacht,
Kaem du Klock een,
Vader slöpt, Moder slöpt,
Ik slaep alleen.
Klopp an de Kamerdoer,
Klopp an de Klink,
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wint.

S. 489:

Die klugen Mädchen.

En lütje Deern bin ik,
Fien Garen spinn' ik,
Kann knütten, kann neien,
Kann Sülverdraet dreien.

Als ik en lütje Deern waer,
Da ging ik mael spatzeern.
Alle Lüde frogen my:
„Wohin, du lütje Deern?"

„Na'n Meiergaern, na'n Meiergaern;
Wo all de smucken Blomen staen;
De blauen Blomen plück ik af,
De roden laet ik staen —
De Junggesellen küß ik geern,
De Olen laet ik gaen."

S. 517:

Beim Regenwetter.

Rägen, Rägen rusch'!
De König faert to Busch.
Laet den Rägen aewergaen,
Laet de Sünn wedderkomen.
Lewe Sünn, kom' wedder
Mit dyn golden Fedder,
Mit dyn golden Stralen
Beschyn uns altemalen.
(Beschyn dat ganze Engelland,
Da hangt de Klocken an de Wand,
Wo Maria baven sitt
Mit dat lütje Kind in Schoot.
Haelt en Stutenbotterbrot,
My wat, dy wat,
Unse lütje Mueschkatt wat;
Denn hewt wy altomael wat.)

und S. 519:

Zur guten Nacht.

To Bett, to Bett,
De'n Leevsten hett.
De kenen hett,
Mutt ock to Bett.
Goden Abent, gode Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelken bestäken
Kruep ünner de Däken!
Morgen frö, will's Gott, wöln wy uns wedder spräken.

Wenn unter den Mittheilungen dieser Art sowie auch unter den Sagen neben Dem was durch seine Naivetät, Naturwüchsigkeit, frische Sinnlichkeit und launige Derbheit einen wirklich poetischen Genuß gewährt, sich auch Manches findet was an sich durchaus unbedeutend, ja völlig sinnlos und läppisch ist, so verdient es darum noch keine absolute Verwerfung: denn einerseits bieten oft die abgeschmacktesten Erscheinungen dieser Art noch ein literarhistorisches und psychologisches Interesse, andererseits sind sie nicht selten als die schlagendsten Zeugnisse für die verwandtschaftlichen und commerciellen Beziehungen der Völker und Volksstämme untereinander zu gebrauchen. In diesem Betracht hat auch diese Sammlung nicht weniger als die der „Niederländischen Sagen" von Wolf gerade jetzt, wo in den Völkern stärker als jemals das Gefühl der Nationalität und Stammverwandtschaft erwacht ist, und wo sich in ganz Deutschland die lebhaf-

teste Theilnahme für die deutschen Brüder in den an fremde Mächte verfallenen und durch diese in ihrer Nationalität gefährdeten Grenzländern und namentlich für Schleswig und Holstein zu erkennen gibt, eine ganz besondere Wichtigkeit, und dürfte vor vielen andern Schriften geeignet sein die ächte deutsche Gesinnung und Gesittung, die enge, unzerreißbare Zusammengehörigkeit beider Herzogthümer recht unverkennbar vor die Augen zu stellen, und zwischen ihnen und uns dasselbe Gefühl zu erwecken das zwei im Laufe der Zeit einander mehr oder weniger entfremdete Geschwister empfinden, wenn sie sich in spätem Alter auf einmal wieder der Ammenmärchen und Kinderreime erinnern an denen sie sich einst gemeinschaftlich ergötzt und belustigt haben.

Nicht ganz so nah und unmittelbar berührt uns das vierte der oben verzeichneten Werke, die Sammlung „Walachischer Märchen" von Arthur und Albert Schott; jedoch tragen auch sie zum größten Theil die Physiognomie deutscher Abstammung, und liefern den Beweis, wie nachhaltig die germanischen Elemente auch in diesen fernern Gegenden gewirkt haben, und sich durch die obwol nirgend so vielseitigen und wechselnden Einflüsse nicht haben verdrängen, sondern höchstens abschwächen und modificiren lassen. Daher heben auch die Herausgeber die nationale und politische Bedeutung ihrer Sammlung nicht mit Unrecht hervor. In der Vorrede heißt es:

Man ist jetzt in Deutschland so ziemlich allgemein überzeugt, daß derlei Gaben den lebendigen Blick in die Geschichte der Völker, mithin die wahre Bildung wesentlich fördern; Rückert hat ein tiefes Wort gesprochen:

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten eine Sprache nur.

Wer aber einen so allgemeinen Standpunkt verschmäht, muß doch wenigstens anerkennen, daß auch die fernsten Länder unvermuthetes Licht auf einheimische Räthsel werfen können; um wie viel mehr die uralten Dichtungen — denn so dürfen Märchen und Sage ja wol heißen — eines Volkes dessen Geschichte mit denen unserer Brudervölker in Italien und Griechenland, vielleicht auch der keltischen, schon in grauer Vorzeit mit denen unsers eigenen, wenigstens seit den Tagen der edeln Gothen, eng verflochten ist. Noch aber ist von dorther zu dem gemeinsamen Werke kein Beitrag geliefert: wir bringen die ersten Garben eines jungfräulichen Bodens. Dieser ist unter uns, obwol er uns nahe genug liegt, und mit uns durch die zweite Hauptader unsers Lebens, die Donau, in unmittelbarer Verbindung steht, zum Erstaunen wenig bekannt. Noch immer gilt was ein Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, Thunmann, in seinen „Untersuchungen" anklagend aussprach: Der Historiker ist oft ebenso ungerecht wie der gemeine Mensch: er verachtet Den der nicht im Glücke ist. Aber wie der Einzelne vom Schicksal schnell zu Bedeutung und Glanz gehoben werden kann, so ist auch für die Weltgeschichte jeder Theil der Menschheit, jedes Volk ein Stoff nach dem sie vielleicht unvermuthet rasch greift, um aus ihm eines von den mannichfachen Gebilden zu schaffen die sie in großartigem Sinnen unermüdlich aneinander reiht. Viele sind gegenwärtig überzeugt, daß die vulkanischen Kräfte die dumpf unter dem Boden Europas gähren ihren Ausbruch im Südosten des Welttheils nehmen werden; dann würde gerade das Land und Volk von dem unsere Märchen stammen rasch an Bedeutung gewinnen.

In Rücksicht auf diesen Zusammenhang mit den politischen Interessen des Tages ist denn auch den Märchen eine Schilderung des Volkes der Walachen, seiner Herkunft, Verbreitung und Sprache vorausgeschickt, welche, soweit sie sich auf das Banat bezieht, auf die autoptischen Beobachtungen Arthur's gegründet ist, während der allgemeine Theil von Albert theils aus zerstreuten Zeitungsnachrichten zusammengestellt, theils aus ältern und neuern Büchern entnommen ist, unter denen namentlich Engel's Geschichte der Moldau und Walachei, Schaffarik's Sprachkarte, die romanische Grammatik von Diez, die Arbeiten von Molnar, Clemens und Kopitar, sowie auch die Werke von Thunmann, Murgu, Fallmerayer u. A. angeführt werden, während ein neueres, gleichfalls auf längere Beobachtung gegründetes Werk: „Moldauisch-walachische Zustände in den J. 1828—43", von B. A. Kuch, nicht genannt wird und unbenutzt geblieben zu sein scheint. Was die Schilderung selbst betrifft, so ist sie natürlich nur nach ihrem besondern Zwecke zu beurtheilen; und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint sie nicht nur vollkommen ausreichend zum Verständniß der Märchen, sondern gewährt auch für die Kenntniß des walachischen Volkes überhaupt eine gute Unterlage. Als besonders interessant ist uns die Zusammenstellung kleiner walachischer Lieder mit der lateinischen Uebersetzung derselben erschienen, z. B. das folgende:

Bela in larga valle amblà,
Erba verde lin calcà;
Cantà, qui cantand plangeà,
Quòd tóti munti resunà,
Ea in genunchi se puncà,
Ochi in sus indireptà;
Ecce', avi' verbe faceà:
Domne, domne, bune domne ect.

Puella in larga valle ambulabat,
Herbam viridem leniter calcabat;
Cantabat, et cantando plangebat,
Ut omnes montes resonarent.
Illa in genua se ponebat,
Oculos sursum dirigebat,
Ecce, sic verba faciebat:
Domine, domine, bone domine.

Zu Deutsch:

Ein Mädchen wandelt' im weiten Thal,
Trat mit weichen Tritten das grüne Gras;
Sang und klagte singend,
Sodaß alle Berge widerhallten.
Sie warf sich auf die Knie,
Die Augen wandte sie nach oben;
Sieh, so ertönten ihre Worte:
Herr, Herr, guter Herr!

Je deutlicher aus solchen Liedern hervorgeht, daß die romanischen Elemente in der walachischen Sprache beiweitem die überwiegenden und herrschenden sind, um so mehr ist es zu bewundern, daß die Lieder selbst mehr slawischen oder germanischen Charakters sind, so namentlich einige mitgetheilte Volkslieder, z. B.

Die Tochter des Gebirgs.

Ich weiß nicht, warum mir woget
Die Brust ohne Aufhören;
Was ist's, daß ich auch des Nachts
Keine Ruhe finde im Bette?

Ob auch wehet ein kalter Wind
Ueber die Alpe droben,
Ob auch auf die grüne Tanne
Dicht der Schnee gelegt ist.

Wegen der Glut in meinem Busen
Schier schmelze ich:
Ich kühle mich nicht, ob auch mit Wasser
Noch so oft ich mich besprenge.

Wenn ich zwei Vögelein sehe,
Wie sie sich schnäbeln,
Derselben volle Seligkeit
Betrübet mich nur.

Wenn die Glöckchen schallen durch
Den schattigen Wald,
Ihr Klingen scheint, als säng' es mir
Von meinem Geliebten.

Heiß und kalt fühl' ich mich,
Mir fiebert der Leib,
Und meine Augen, gegen Willen,
Senken sich nieder.

Wer, o Herr (Gott), will mir erklären
Was ich erleide?
Wer wird mir Heilmittel reichen,
Damit ich mich rette?

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur über Dante.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Die Aehnlichkeit der Freiheit deren Wesen in der „Monarchia", dem letzten Tratt. des „Convito", dem Briefe, der „Comedia" vielfach bezeichnet wird, mit der die der strenge Cato liebte darzuthun, führt Giuliani an, daß nach Dante die Ausübung jener Freiheit verleihenden Monarchie nach ewigem Rechte nur dem römischen Volke zukomme: Romanus populus de jure, non usurpando, monarchiae officium etc. (Mon., l. 2, c. 3), daß das heilige Zeichen des Adlers nur den Römern, nur Dem den sie zum Herrscher wollen gebühre. Dies Zeichen der Monarchie gehörte zu Cato's Zeit der Republik, die ihr Amt ausübte, und von der Cato ihren Segen, die allgemeine Freiheit, hoffte, die er verloren glaubte als es an Cäsar überging; denn er dachte nicht wie Dante, daß Cäsar per voler di Roma (Parad., c. 6, v. 57) mit dem ehrwürdigen Zeichen zugleich das Amt der Weltherrschaft empfangen habe, und so den Platz verdiene neben Hektor und Aeneas (Inf., c. 4, v. 121).

Die Freiheit also, ohne die Cato nicht leben konnte, für die er, als er sie verloren glaubte, sich den Tod gab (Mon., l. 2, cap. 5), ist dieselbe die Dante in jenem Briefe an die Florentiner schildert. Beide suchen sie unter dem geheiligten Zeichen des Adlers, dem Bilde römischen Herrscherthums, mag auch der Eine das Recht daran der Republik, der Andere dem Cäsar zusprechen. In jenen Versen: Questi non vide mai l'ultima sera etc. findet Giuliani aber noch eine zweite Art von Freiheit angedeutet, der ebenfalls Dante wie Cato nachstrebten. Die im „Convito" niedergelegten Grundsätze sagen, daß der Mensch nur lebt, nur frei ist, wenn er seine Vernunft braucht (quando si dice l'uomo vivere, si dee intendere l'uomo usare la ragione: ch' è sua speziale vita etc.; Conv., trat. 2, cap. 8, p. 86; und .... consistendo la felicità nell' operare secondo virtù; Conv., trat. 3, cap. 15), daß aber im Gegentheil das Verlassen der Vernunft: Thierheit, Sklaverei und Tod bringt (.... E morto uomo ed è rimasto bestia; Conv., trat. 4, c. 7, p. 240; und ebenda: Partire dalla ragione è partire da essere, e così è essere morto). Diese aus dem vollen Gebrauch der Vernunft hervorgehende Freiheit wird nur durch das Studium der Moralphilosophie errungen (nel cui piacere si genera appetito diritto etc.; Conv., trat. 3, c. 15, p. 198 u. 199 etc.). Diese aus der Dante-Wissenschaft geschöpften Wahrheiten werden Giuliani der Weg zur Erklärung dieser und anderer schwerer Stellen: Dante war in den selva erronea di questa vita gesunken (Conv., trat. 4, cap. 24, p. 326), und durch seine Verirrung von der Vernunft dem Sterben, d. i. dem völligen Herausgehen aus der Vernunft, nahe. Virgil, das Bild der Moralphilosophie, kam ihm zu Hülfe, führte ihn auf den steilen Wegen des Purgatorio von Tugend zu Tugend, gli riesce diritto, libero e sano il suo arbitrio (Purg., c. 27, v. 140), und setzte ihn so in den Besitz der irdischen Glückseligkeit, die im paradiso terrestre dargestellt ist. Beatitudo hujus vitae in operatione propriae virtutis consistit et per terrestrem paradisum figuratur (Mon., lib. 3, cap. 15); und so von Tugend erfüllt, konnte er wieder il suo piacere zum Führer nehmen. Dieselbe Freiheit war Cato theuer, der als Stoiker glaubte questo fine della vita umana essere solamente la rigida onestà etc. (Conv., trat. 3, cap. 6, p. 232); wie denn auch Cicero beweist che solo il savio è libero e schiavo ogni stolto, und wie Persius in der fünften Satire sagt:

> An quisquam est alius liber, nisi ducere vitam
> Cui licet, ut voluit? Licet ut volo vivere non sim
> Liberior Bruto? etc. etc. . . . .

Obwol nun Cato mit jeder Seelenkraft die Freiheit und Glückseligkeit durch die Vernunft zu erlangen strebte, reichte die Kraft der Natur allein nicht hin, ihn in dieser Freiheit zu erhalten, und da er in ihr nicht leben konnte, tödtete er sich, um die freiheitstrebende Seele von den Fesseln des Körpers zu lösen, welchen Zweck seines Selbstmords Plutarch andeutet, indem er erzählt, daß er vor dem Tode zwei mal Platon's Buch über die Unsterblichkeit der Seele gelesen habe. Dies also sind die Arten von Freiheit die Dante wie Cato suchten. Dante aber ging weiter, strebte höher, nicht nur nach der Freiheit welche die irdische, sondern auch nach der welche die himmlische Glückseligkeit verleiht, nach der auf die sich die Worte beziehen: Pagando così il debito alla eterna giustizia e uscendo del peccato l'anima è fatta sana e libera in sua potestate (Conv., trat. 2, cap. 1, p. 58), nach der die Paulus im zweiten Briefe an die Korinther bezeichnet: Ubi spiritus Domini, ibi libertas. Nicht die Kraft der Natur, nicht die Moralphilosophie, durch welche Cato allein seine irdische Freiheit erkämpfen wollte, reichte zur Gewinnung dieser himmlischen hin; ein höherer himmlischer Beistand mußte sie verleihen, Virgil's Führung mit der Beatrice's vertauscht werden (tu m' hai di servo tratto a libertate, sagt Dante Parad., c. 31, v. 84, zu Beatrice); figliuolo di grazia wird er Parad., c. 31, v. 113 von Bernardo genannt, der die Himmelskönigin bittet, di conservargli sani quegli affetti (Parad., c. 33, v. 35), die ihm durch die Macht und Güte Beatrice's die Seele belebten: La tua munificenza in me custodi sì che l'anima mia che fatta hai sana, piacente a te dal corpo si disnodi (Parad., c. 31, v. 88).

Die Gleichheit und wiederum die Verschiedenheit von Dante's und Cato's Freiheitsstreben offenbart sich also nach Giuliani folgendermaßen: Cato wünschte die bürgerliche Freiheit unter der Allgemeinherrschaft der Republik, Dante unter der eines Cäsar; Cato liebte die philosophisch-stoische, Dante die philosophisch-christliche Freiheit. Jener, nur auf die natürlichen Kräfte verwiesen, unfähig, sich durch sie allein ein dauerndes Leben in jener Freiheit zu erringen, gab sich, da er es nicht zu entbehren vermochte, selbst den Tod; Dieser, ein Kind der Gnade, voller Angst einen so theuern Schatz zu verlieren, beeilte col desiderio la morte (Purg., c. 24, v. 78), und erlangte ihn bald durch die Gnade (Inf., 37, v. 129).

So sehen wir aus diesem ersten Hefte, welchen mühevollen und doch welchen sichern Weg Giuliani bei seinen Dante-

Erklärungen geht, und fühlen, wie nicht sowol **was** er gefunden, sondern **wie** er es gefunden, sein Werk wichtig macht. Auch Andere fanden theilweise Dasselbe, konnten aber diesem Gefundenen nicht gleich ihm in den Worten des Dichters selbst das Siegel der Wahrheit ausdrücken, zeigten nicht so treulich und selbstverleugnend ihren Lesern den mühsam aufgesuchten und verfolgten Pfad zum Verständniß.

Möge seinem Werke gleich dem in Nr. 345—348 d. Bl. f. 1846 erwähnten von Ponta, das aus ähnlichem Studium hervorgegangen, und von dem bereits die zweite, sehr verbesserte und bereicherte Auflage erschienen ist, auch in Deutschland freundliche Anerkennung werden. 112.

Literarische Notizen.

Sir Francis B. Head.

Vor kurzem erschien in London die dritte Auflage von Sir Francis B. Head's Schrift: „The emigrants." Die Rolle welche dieser Mann einst in seinem Vaterlande spielte ist merkwürdig genug um einige Neugierde hinsichtlich seines Charakters und der Umstände welche ihn in eine hohe Stellung brachten zu erregen, und die genaueste, ins kleinste Detail gehende Selbstbiographie hätte schwerlich mehr dazu beitragen können Head's Charakter und Lebensbahn zu erläutern als das hier genannte Werkchen. Der Leser desselben sieht daraus im Augenblick was für ein Mann er war, und weswegen er einer der angenehmsten Schriftsteller auf dem Gebiete der leichtern Literatur und einer der erbärmlichsten Staatsmänner unserer Tage ist. Die Natur hat ihn mit einigen Eigenschaften für leichte Dichtung ziemlich freigebig ausgerüstet. Er besitzt Lebhaftigkeit des Geistes, obgleich ohne scharfe Beobachtungsgabe, viel Humor und ein nicht geringes Talent für Schilderungen. Auch ist er im Grunde kein böswilliger, unliebenswürdiger Mensch; seine Sympathien sind sanft und mild und seine Sinnesart heiter und fröhlich. Ohne hohe und edle Gefühle und eine reiche Phantasie zu besitzen, hat er im Ganzen immer die Gabe, markirte Züge aus dem Alltagsleben hervorzuheben, und die Kunst den Eindruck den sie auf ihn gemacht Andern mit wenigen Pinselstrichen mitzutheilen. Weiter will er Nichts, sondern geht geradeswegs zu dem nächsten Gegenstande welcher ihn frappirt hat über, und behandelt ihn mit derselben Leichtigkeit wie den vorhergehenden. Wenn das Werk welches er hervorbringt locker, sein Stil incorrect und niedrig ist, so besitzen sie als Ersatz die Verdienste der Leichtigkeit und der Abwechselung. Ohne nach der ins Kleinste gehenden Vollständigkeit und Genauigkeit der flämischen Maler zu streben, ist er immer im Stande einige kühne und leichte Umrisse hervorzubringen, welche oft das Verdienst einer guten Caricatur, und bisweilen einer rohen Aehnlichkeit haben. Allein wenn unser Verfasser es mit den großen Thatsachen der menschlichen Natur zu thun hat, wenn er, wie in dem ersten Theile seines Buchs „The emigrant", den Anspruch macht die Functionen eines Geschichtschreibers und eines politischen Philosophen zu verrichten, so findet man keine Spur von der Kenntniß, der Denkkraft, der Geduld und der Unbefangenheit welche zur Lösung einer solchen Aufgabe erfoderlich sind. Seine Anmaßung verleitet ihn zu der Einbildung, daß es ihm gegeben sei, mit seinen kindischen Waffen von Spaß und Fiction die Welt der That zu meistern. Wirklich scheint er nie den Unterschied zwischen Geschichte und Dichtung zu begreifen, sondern geht mit den Thatsachen die er uns erzählt gerade mit derselben Freiheit um welche er bei der Ausmalung und Anordnung der Bilder eines Romans ausüben würde. Aus so von aller Realität entblößten Prämissen und mit der schwächsten Logik von der Welt entfaltet er ein paar alte Gemeinplätze von Ultratoryismus in ein politisches und historisches System, durch welches er fest glaubt, daß es ihm gelungen sei einen kleinen Theil des Menschengeschlechts zu regieren, und durch welches er uns zu überreden sucht, daß die ganze Welt regiert werden sollte. Sein angenehmer Stil wird durch den ungleichartigen Stoff auf den er ihn anwendet augenblicklich corrumpirt. Seine Bestrebungen nach Leidenschaftlichkeit, Erhabenheit und Gedankentiefe werden durch seine völlige Unfähigkeit die schönen Worte die ihm in den Weg kommen richtig anzuwenden verkehrt.

Zur Geschichte der Juden.

Sehr lesenswerth ist das neuerdings in Paris erschienene Werk: „Histoire de la domination romaine en Judée et de la ruine de Jérusalem", von J. Salvador (2 Bde.). Diese Geschichte geht von der Zeit, da Pompejus die römischen Adler zum ersten mal in die Stadt Jerusalem einziehen ließ, bis zum Kriege des Barkokebas, der unter dem Kaiser Hadrianus den völligen Untergang der politischen Nationalität der Juden nach sich zog. Es ist dies eine lange Periode des Kampfes, während welcher das hebräische Volk sich gegen Rom vertheidigte mit einem Muthe und einer Ausdauer welche beweisen, wie kräftig das nationale Leben war welches ihm seine von denen aller andern Nationen so verschiedenen religiösen Institutionen geschaffen hatten. Die Römer, denen die Kunst der Staatsklugheit ebenso bekannt als die des Kriegs war, wußten auf eine sehr geschickte Weise von allen Umständen die geeignet waren ihre Eroberungen zu erleichtern Nutzen zu ziehen. Immer bereit alle Vorwände zu ergreifen oder entstehen zu lassen, sich in die innern Angelegenheiten der Länder nach denen ihr Ehrgeiz sich gelüsten ließ zu mischen, boten sie sich als Hülfsgenossen oder als Schiedsrichter dar, und schrieben ihnen bald als Herrscher ihre Gesetze vor. Der Eroberungsgeist, der die erste Grundlage ihrer Größe war, schien auch die verhängnißvolle Bedingung ihrer Dauer sein zu sollen, und ihre berühmtesten Feldherren hatten bei ihren Bestrebungen die Grenzen des Reichs immer mehr zu entfernen in den meisten Fällen keinen andern Führer. So beeilte sich Pompejus, nachdem er Mithridates besiegt hatte, die Mishelligkeiten welche Judäa in Verwirrung brachten auszubeuten, und zwischen den beiden Fürsten, Hyrkanus und Aristobulus, die sich um den Thron stritten, seine Vermittelung anzubieten. Seine Legionen marschirten nach Jerusalem, wo sie durch Hülfe der Partei die sie zu ihrem Beistand gerufen leicht eindringen und den Tempel, in den die Anhänger des Aristobulus sich geflüchtet, belagern konnten. Von da an mußte Judäa sich dem römischen Schutze unterwerfen, dem ersten Grad eines Jochs dem es nie mehr entgehen konnte. Man ließ dem Volke zwar dem Scheine nach seine Nationalität, aber seine Könige wurden ihm von Rom aufgedrungen, und seine Hauptstadt hörte fast nicht mehr auf eine römische Besatzung zu haben. Vergebens versuchte die jüdische Nation verschiedene male sich zu erheben, und kämpfte mit der ganzen Energie der Verzweiflung gegen die Unterdrückung welche nach und nach immer schwerer auf sie lastete. Nach ohnmächtigen Zuckungen, welche stets von neuen Gewaltmaßregeln begleitet wurden, sah sich das Land als römische Provinz behandelt, und sein langer Todeskampf endete mit Jerusalems gänzlicher Zerstörung, auf welche die Unterjochung und gänzliche Zerstreuung seines Volkes folgte. Dieser heldenmüthige Kampf einer kräftigen Nationalität, die sich unter den Klauen des römischen Adlers zerarbeitet, ist reich an ruhmvollen Zwischenfällen, und bietet ein lebhaftes Interesse dar, obgleich der Mangel an Urkunden es nicht erlaubt, alle einzelne Umstände desselben aufzuhellen. Da der Verfasser der hier erwähnten Geschichte selbst ein Jude ist, so darf man sich nicht wundern, daß er dieselbe mit einem sehr natürlichen Gefühl von Sympathie für die Besiegten erzählt hat. Dennoch entfernt er sich nicht von der dem Historiker geziemenden Unparteilichkeit, und sein Werk wirft ein neues Licht auf einen Zeitraum der ebenso wenig bekannt als reich an wichtigen Begebenheiten ist. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 233. —— 21. August 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 232.)

Und nicht anders ist es auch mit den eigentlichen Märchen. Wie schon oben bemerkt, deuten die meisten derselben auf deutschen Ursprung; wenigstens sind verhältnißmäßig nur wenige darunter zu denen sich unter den deutschen Märchen nicht Seitenstücke finden ließen, und die trotz vieler Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten ursprünglich mit denselben Eins gewesen sind. So vergleicht der Verf. des Anhangs selbst Nr. 1 mit der „Chronika von den drei Schwestern" bei Musäus, Nr. 2 mit dem „Marienkind" bei Grimm, Nr. 3 und 4 mit „Aschenbrödel", Nr. 5 mit „Sneewittchen" u. s. w., und leicht wäre es, außer diesen noch viele andere Parallelen zu ziehen. Wie man sich diese Uebereinstimmung zu erklären habe, darüber spricht sich der letztgenannte der beiden Herausgeber in einem Anhange aus, und entwickelt hierbei Ansichten über das Wesen und den Ursprung der Märchen überhaupt, denen wir schon um deswillen noch einige Aufmerksamkeit widmen müssen, weil sie sich unter den Mythologen überhaupt immer mehr zu verbreiten scheinen. Nachdem er nämlich die ältere Meinung, als ob die Märchen nur als Kinder einer ungezügelten Einbildungskraft zu betrachten seien, entschieden zurückgewiesen hat, schließt er sich auf das engste an die zuerst von den Gebrüdern Grimm aufgestellte Behauptung an, daß in den Märchen alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortdauernde Mythen anzuerkennen seien, und führt insbesondere aus, daß ein beträchtlicher Theil der jetzt unter den verschiedensten Völkern und in den mannichfaltigsten Modificationen verbreiteten Märchen in dem ursprünglich germanischen Mythus von Sigurd und Sigurdrifa (Brynhild) wurzle, der in folgender Skizze mitgetheilt wird.

Brynhild, eine Walkürin, d. i. eine der Dienerinnen des Schlachtengottes Odin, hatte von diesem den Auftrag bekommen, im bevorstehenden Kampfe dem alten Hialmgunnar Sieg zu verleihen. Aber gerührt von der Schönheit seines Gegners, des jungen Agnar, tödtete sie vielmehr den Hialmgunnar. Zur Strafe dafür ward sie von Odin mit einem Schlafdorn ins Haupt gestochen, was die Folge hatte, daß sie in Zauberschlaf sank. Feuer wallt rings um die hochgelegene Burg in der sie, nach der Noreen (Schicksalsschwestern) Willen, schlummern muß, bis ein Held kommt welcher sich nicht fürchtet. Der auserwählte Held ist Sigurd: er hat den Drachen Fafei erschlagen und dessen Schatz erbeutet, nun kommt er auf seinem wunderbaren Roß Grani geritten, und dringt kühn durch die hochschlagende Lohe, hinter welcher Sigurdrifa schläft. Er löst mit seinem trefflichen Schwerte Gram ihren Panzer, und sie wird seine Braut.

Dieser in der Edda enthaltene Mythus fällt nach einer bereits früher entwickelten Ansicht des Verf. sowol in seiner ursprünglichen Idee wie in den Hauptzügen der Ausführung mit der deutschen Sage von Siegfried und Brunhild zusammen, und ist gleich dieser nichts Anderes als „eine sinnbildliche Darstellung vom Untergang und Wiedererwachen des Schmucks den die Erde den Sommer hindurch trägt". Der Verf. läßt sich näher darüber aus:

> Dieser Gedanke tritt auf unter dem Bild einer Jungfrau die durch feindselige Kraft in todähnlichen Schlummer fällt, durch den Einfluß gütiger Mächte wieder aufwacht. Odin und die Noreen bezeichnen das unwandelbare Geschick; Sigurdrifa Laub und Blumen; der Schlafdorn und Schlummer den Eintritt des Winters; die flackernde Lohe die Unterwelt, der Niemand nahen kann, also den Tod der Natur im Winter; Sigurd den Frühlings- oder Sonnengott.

Dieselbe Allegorie findet nun der Verf. auch in vielen deutschen Märchen wieder, und weist sie insbesondere an dem bekannten „Dornröschen" nach, indem er hier in der Königstochter welche, weil ihr Vater eine Fee beleidigt hat, in einen hundertjährigen Schlaf versenkt wird die vermenschlichte Brynhild, in den Feen welche diesen Zauber über sie verhängen die Noreen, in der Spindel die als Zauberwerkzeug dienen muß den Schlafdorn, in der hochrankenden Dornenhecke welche das mit ihr verzauberte Schloß umgibt die zum Himmel leckende Lohe, und endlich in dem die Länder durchziehenden Königssohne der zuletzt die Jungfrau befreit den Helden Sigurd wiedererkennt. Demgemäß sieht er also nicht nur im Ganzen, sondern auch in den einzelnen Zügen der Märchen Ueberbleibsel alter Symbole, und sucht sich auf diese Weise namentlich die Kühnheit in Erfindung von Wundern zu erklären. Wie z. B. in den Göttersagen die vielfältigen Metamorphosen der Götter immer nur als verschiedene Sinnbilder für gewisse sich vielseitig äußernde Naturkräfte zu betrachten seien,

so müßten auch die wunderbaren Verwandelungen der Märchenfiguren auf einen symbolischen Ursprung zurückgeführt werden, nur daß bei ihnen mit der Zeit die anfängliche Idee immer mehr in den Hintergrund getreten, das Bild zur Hauptsache gemacht und damit einer größern Willkür und reinen Phantastik Thür und Thor geöffnet sei.

Hat der Verf. diese Ansicht zunächst nur über die deutschen Märchen ausgesprochen, so überträgt er sie im Folgenden auf die Märchen überhaupt. Wie es bereits dargethan sei, daß alle Sprachen von Island bis zu den Eilanden der Südsee einer Ursprache entsprossen seien, so sei auch der Märchenwald aus dem Keime weniger einfacher Göttersagen emporgeschossen, und namentlich habe der Mythus von der entführten und wieder befreiten Blumenjungfrau — der unter Andern auch in den Sagen von Persephone und Perseus enthalten sei — den Grundstoff zu den meisten Märchen hergegeben. Daher rühre denn auch die unverkennbare Verwandtschaft zwischen den Märchen der entferntesten Nationen. Vieles zwar möge erst in spätern Zeiten durch den Verkehr der Völker von Land zu Land gewandert sein; gewiß aber sei auch Vieles von der Urzeit her gemeinsam. Ob er wie den deutschen, so auch seinen walachischen Märchen eine solche Abstammung aus der Urzeit zuschreibt, darüber spricht er sich nicht bestimmt aus; eine mehr oder minder getreue Ausprägung jener oben bezeichneten Uridee findet er jedoch in fast allen derselben wieder, und scheut sich nicht sie an jedem einzelnen Märchen bis in die feinern Züge hinein in specieller Deutung nachzuweisen. Diese Deutung der Märchen ist jedenfalls für die denkenden Leser der anziehendste Theil des Buchs, und legt über das Talent des Verf. zu geistreichen und treffenden Hypothesen und Combinationen wie über seine mythologischen Kenntnisse die glänzendsten Zeugnisse ab. Ob sie jedoch auf einer durchaus richtigen Grundansicht beruhe, oder ob sie vielleicht nur theilweise oder gar nicht anwendbar sei, Das freilich ist eine andere Frage, die wir nicht zu entscheiden wagen. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat jedoch für uns folgende Ansicht.

Der religiöse Mythus entspringt aus dem Bedürfniß des Menschen, sich die Idee einer höhern, ihn und die Welt beherrschenden göttlichen Macht zu anschaulichen Vorstellungen zu gestalten, und die Sphäre aus welcher er diese Vorstellungen zuerst entnimmt ist natürlicherweise die ihn umgebende, ihn erzeugende, ihn nährende, ihn bekämpfende und endlich wieder vernichtende Natur. Daher bewegen sich die ältesten Mythen stets um Naturerscheinungen, und enthalten in symbolischer Form die uranfänglichen Beobachtungen und Deutungen der natürlichen Processe und Entwickelungen. Das Märchen dagegen entsteht aus einem ganz andern Bedürfnisse, nämlich aus dem Triebe sich in müßiger Stunde durch Erzählung unterhalten zu lassen. Daß dieses Bedürfniß ein uraltes, dem Menschen angeborenes ist, sehen wir an den Kindern, bei denen es sich unmittelbar mit dem erwachenden Bewußtsein ganz von selbst entwickelt. Dieses Bedürfniß muß befriedigt werden, und da nicht immer etwas wirklich Geschehenes zur Hand liegt was einen zur Unterhaltung geeigneten Stoff bietet, so muß der Erzähler seine Zuflucht zur Erfindung nehmen. Die reine Erfindung ist aber nicht Jedermanns Sache und überhaupt ein schwieriges Ding. Um sich daher die Erzählung zu erleichtern, knüpft man an Bekanntes an, und greift hierbei bald nach den Vorfällen des Lebens, bald nach erhaltenen Ueberlieferungen von interessanten Ereignissen früherer Zeiten, bald auch nach jenen religiösen Mythen, welche durch die ihnen eigenthümliche Verschmelzung natürlicher und menschlicher Kräfte eine Welt neuer Anschauungen eröffnen, und insofern vorzugsweise zur Befriedigung des Triebs nach Unterhaltung geeignet sind. Daß auf diese Weise Vieles aus den Göttersagen in die Erzählungen und Märchen übergegangen ist, und namentlich den ersten Anlaß zu Erfindung übernatürlicher und übermenschlicher Wesen und wunderbarer Entwickelungen gegeben hat, liegt in der Natur der Sache; anzunehmen aber, daß die Märchen ganz und gar in der Mythologie wurzeln, und sie sämmtlich, wenn auch nur in ihren Grundzügen, auf bestimmte Mythen zurückführen zu wollen, scheint mir um so bedenklicher, je leichter es dazu verführen kann, über der Interpretation den Text zu vergessen, und uns von dem bösen Geiste der Speculation auf dürrer Haide im Kreise herumführen zu lassen, während ringsherum das Märchen mit seiner schönen grünen Weide ungenossen bleibt. Oft freilich ist die Sache auch umgekehrt, und manches Märchen das in seiner unmittelbaren Gestalt wegen der Willkürlichkeit seiner Combinationen und der Albernheit seiner Wendungen völlig ungenießbar scheint wird uns durch eine geistreiche Deutung erst interessant gemacht. Wir sind daher auch einer derartigen Auslegung Nichts weniger als abgeneigt, und haben namentlich die scharfsinnigen und oft sehr schlagenden Interpretationen des Verf. mit großem Interesse verfolgt; nur möge er es uns nicht verargen, wenn wir Manches „acutius quam verius" gefunden haben und im Allgemeinen der Ansicht zugethan bleiben, daß jener beliebteste und in den Märchen am häufigsten wiederkehrende Erzählungsgang, den er aus dem Wechsel der Jahreszeiten herleitet, ganz einfach aus dem Umstande zu erklären sei, daß überhaupt alle Entwickelung, die natürliche wie die geistige, auf dem Uebergange von der Thesis in die Antithesis und auf der Rückkehr von der Antithesis zur Synthesis beruht, und daß daher jede Erzählung eine Verwandtschaft mit der Entwickelung der Jahreszeiten und folglich jeder Held eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Sonnengotte haben muß.

Das fünfte der oben genannten Werke, der „Märchensaal", ist kein Ergebniß selbständiger Forschung, sondern ein Sammelwerk. Es enthält im ersten Bande 27 italienische und 17 französische, im zweiten 6 ungarische, 1 kroatisches, 1 slawonisches, 5 esthnische, 1 kosackisches, 5 russische, 8 polnische,

1 böhmisches, 6 irische, 2 englische, 2 schottländische, 3 dänische, 1 schwedisches, 1 norwegisches, 35 deutsche, 6 nordische und 1 flämisches Märchen, im dritten Bande aber eine Auswahl mongolischer, indischer, jüdischer und sonstiger außereuropäischer Märchen. Eine eigentlich wissenschaftliche Bedeutung hat natürlich diese Sammlung nicht. Da sie jedoch mit Einsicht, Geschmack und Kenntniß zusammengestellt und überdies von einer Uebersicht über die Literatur der Märchen begleitet ist, so dürfte sie besonders Denen willkommen sein die sich mit leichter Mühe einen Ueberblick über den Märchenschatz aller Völker zu verschaffen wünschen.*) 48.

Aus der Kriegszeit. Erinnerungen von Archibald Grafen von Keyserling. Erste Abtheilung. Der von Thielmann'sche Streifzug. Mit einer Karte. Berlin, A. Duncker. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Betrachtet man die vorliegende kleine Schrift von dem rein kriegsgeschichtlichen Standpunkte aus, so erscheint dieselbe als eine sehr verdienstliche, indem sie wesentlich dazu beiträgt, eine genauere Kenntniß derjenigen Unternehmungen zu begründen welche während der zweiten Hälfte des Feldzugs von 1813 durch ein, anfänglich von dem General v. Thielmann und später durch den Grafen Orloff-Denisow befehligtes, etwa 2200 Mann starkes, aus russischen, östreichischen und preußischen Cavalerieabtheilungen zusammengesetztes Streifcorps im Rücken der französischen Armee ausgeführt wurden, und die sich hin und wieder als ungemein erfolgreich erwiesen.

Gleichwol ist es zu bedauern, daß der Verf., obschon er diesen Unternehmungen als Adjutant des die preußischen Abtheilungen befehligenden Prinzen Biron von Kurland beiwohnte, dennoch nicht hinsichtlich des successiven Abgangs an Mannschaft und Pferden und sonstiger technischer Einzelheiten in ein größeres Detail eingegangen ist. Der Leser würde nämlich dadurch besser in den Stand gesetzt worden sein zu beurtheilen, um welchen Preis dieses Corps dazu gelangte, während eines Zeitraums von nicht vollen drei Monaten die sich wirklich fabelhaft zusammenaddirende Anzahl von mehr als 16,000 Feinden theils außer Gefecht zu setzen, theils zu Gefangenen zu machen, und durch welche speciellen Mittel es erreicht ward so große Wegestrecken zurückzulegen, ohne den Pferden zeitweilige Erholung zu gewähren, ja ohne ihnen, nach Angabe des Verf., während dieses ganzen Zeitraums auch selbst nur die Sättel vom Rücken zu nehmen. Einiges führt der Verf. hierüber sowie über die hohe Nützlichkeit tüchtiger Reiterschützen allerdings an; indessen sind Das doch nur mehr oder weniger flüchtige Winke und Fingerzeige, während derselbe in dieser Beziehung in dem Werkchen des Major Vogel über die Theilnahme der preußischen Artillerie an den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815 ein zur Nachahmung sehr würdiges Vorbild hätte finden können. Dies scheint jedoch leider gar nicht in seiner Absicht gelegen zu haben, sondern diese vielmehr darauf gerichtet zu sein, in mehrfachen Beziehungen den von Hrn. v. Rahden in seinen „Erinnerungen eines alten Soldaten" eingeschlagenen Weg zu betreten.

Nun erzählt zwar der Verf. allerdings und zwar im bekannten Genre des Fürsten von Pückler-Muskau gar nicht übel einige ganz piquante Anekdoten, allein eine Schwalbe macht bekanntlich noch keinen Sommer, und somit entbehren die Erinnerungen des Hrn. Grafen doch sehr jenes eigenthümlichen Reizes von dem man sich bei Durchlesung der Erinnerungen des Hrn. v. Rahden wie bezaubert fühlt. In Rahden's Erinnerungen spiegelt sich auch das Leben im Kriege wider wie es ist, während in den vorliegenden Erinnerungen der Krieg gleichsam als eine Art aristokratischer Jagdvergnügung sich darstellt, zumal der Zufall es gefügt hat, daß die Schwadronen und Züge aus welchen das Thielmann'sche Streifcorps zusammengesetzt war fast ohne Ausnahme nur von Grafen und Baronen commandirt wurden, und mithin dahin verirrte bürgerliche Aggregate kaum anders Erwähnung finden, als wenn von denselben berichtet wird, daß sie durch das Schwert des Feindes wieder ausgeschieden worden waren. Sogar der unter wirklich ergreifenden Umständen von dem Verf. unfern Bacha aufgefundene Leichnam eines jungen französischen Offiziers war, zur großen Entschuldigung seiner gräflichen deutschen Geliebten, nicht etwa derjenige eines Napoleon'schen Roturier, sondern der eines Chevalier von gutem, altem französischen Adel.

So wenig nun zwar alles Dieses sammt den Erinnerungen an die von den Kochkünstlern im Gefolge des Prinzen Biron zu jeder Tageszeit bereit gehaltenen comfortabeln Diners im mindesten das Hochgefühl und den gerechten Stolz des Verf. zu beeinträchtigen geeignet sein dürfte, Mithandelnder bei jenen rühmlichen Kriegsthaten gewesen zu sein, so muß Ref. indessen, wenigstens für seine Person, aufrichtig bekennen, daß die von Rhaden zur Anschauung gebrachten Schilderungen des Lebens und Treibens, und des Geistes der im zweiten Bataillon des zweiten schlesischen Regiments vorherrschte ihn ungleich mehr ansprachen, ja daß ihm diese Schilderungen so schwer zu übertreffen erscheinen, daß er nur wünschen kann, daß der gerechte Beifall den dieselben überall fanden nicht Anlaß zu einer ungezügelten Nachahmung hierzu Minderbefähigten geben möchte. **M. v. Ditfurth.**

Ein Sklavenmarkt in Amerika.

Die amerikanischen und englischen Abolitionisten sind unermüdet thätig den Zweck gänzlicher Abschaffung der Sklaverei zu fördern. Die Dinge welche jetzt in Nordamerika vorgehen, namentlich der Krieg mit Mexico, würden in ihren unmittelbaren Folgen diese wichtige Frage wieder ganz in den Vordergrund drängen; die jährlich aus Deutschland in den Vereinigten Staaten einwandernden Hunderttausende von Deutschen, die zum größten Theil nach den sklavenfreien Staaten des Westens ziehen, werden in wenig Jahren das beginnende Uebergewicht der Sklaverei feindlichen nördlichen Staaten der Union über die Sklavenzüchtenden des Südens vollenden. Die Presse, der unermüdliche Maulwurf, der alles Unrecht annagt, wie stolz sein Stammbaum auch in den Himmel ragen, wie tief seine Wurzeln „geschichtlich" in den Boden gedrungen sein mögen, hört nicht auf dem System der Knechtschaft auf dem ganzen Erdboden, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mag, den Untergang zu bereiten, indem sie im Gegentheil immer mehr Herzen und immer mehr Vertheidiger gewinnt. Der Einfluß welchen das Werk des schwarzen Abolitionistenpredigers Douglas gehabt hat ist bereits in d. Bl. erwähnt worden. Ein ähnliches, jedoch gewiß nicht so zweckförderndes Buch ist nach ihm unter dem Titel „Life and adventures of Zamba, an African negro king, and his experience of slavery in South Carolina. Written by himself. Corrected and arranged by *Peter Neilson*" erschienen. Obwol der Herausgeber für die Echtheit desselben zu bürgen erklärt, so ist sein Inhalt doch der Art, daß der Argwohn, man habe etwas Gefälschtes oder Gemachtes vor sich, gerechtfertigt erscheint. Der schwarze Selbstbiograph berichtet, er sei durch die Erzählung des Capitains eines Sklavenschiffs veranlaßt worden, das Land der weißen Männer mit eigenen Augen zu schauen, und habe sich am Bord des Sklavenschiffs mit reichen Schätzen und zahlreichem Gefolge eingeschifft, um Amerika zu besuchen. Der treulose Capitain habe ihm aber nicht nur sein Eigenthum, sondern

---

*) Ein zweiter Artikel folgt im October. D. Red.

auch seine Freiheit geraubt, und ihn in Amerika angekommen als Sklaven verkauft. Nach mancherlei Schicksalen in seinem Sklavenleben gelingt es ihm jedoch sich so Viel zu erwerben um sich frei zu kaufen; eine Gelegenheit die sich ihm bietet in sein Vaterland zurückzukehren benutzt er nicht, sondern zieht das Bleiben im Dienste eines Kaufmanns zu Charleston der Aussicht auf Wiedergelangung zum Thron unter seinen wilden Landsleuten vor, indem er es für besser hält in einem civilisirten Lande zu dienen als in einem barbarischen zu herrschen. Diese wie andere in dem Buche ausgesprochenen Ansichten verrathen, daß sein Inhalt wol nicht ganz aus dem Kopfe und der Feder eines Eingeborenen der Kongoküste geflossen ist. Auch gesteht Hr. Neilson selbst ein, daß sowol er wie einige seiner Freunde in Amerika dem ci-devant Negerkönig Zamba bei Abfassung dieser Memoiren behülflich gewesen sind, und daß er namentlich sich die Freiheit genommen gewisse Theile der Erzählung zu unterdrücken und andere Stellen hinwieder zu umschreiben. Ueber die Wirkungen des Sklavensystems, obwol sich vollkommene Kenntniß desselben davon beurkundet, enthält das Werk Nichts was nicht schon bekannt wäre; dagegen hat es sehr anziehende und lehrreiche Schilderungen der Zustände der Schwarzen in ihrem Mutterlande an der Westküste Afrikas. Schade, daß Diejenigen welche dem Werke seine Form gegeben, die ursprüngliche Färbung der Erzählung aus dem Munde eines Eingeborenen, die demselben jedenfalls zu Grunde liegt, verwischt haben. Es sind Schilderungen darinnen die dem vielbekannten Lossius'schen Kinderromane „Gumal und Lina" entlehnt sein könnten. Unter andern unterhaltenden Scenen wird folgender Auftritt auf einem Sklavenmarkt beschrieben, ein Vorgang der trotz der launigen Darstellung mit tiefem Abscheu vor diesem menschenschändenden Unwesen erfüllen muß. König Zamba erzählt, der Vorfall habe sich sechs Jahre nach seiner Ankunft in Charleston ereignet, und er sei Augenzeuge des Schauspiels gewesen. Sein Herr hatte Auftrag einen Schooner und dessen Bemannung, die aus Sklaven bestand, öffentlich zu versteigern. Diese Versteigerung fand auf dem Werfte statt, wo sich, wie auf dem Deck des Schooners selbst, eine Anzahl Kauflustige versammelt hatte. Der Auctionator begann die Versteigerung mit dem Ausrufen des Fahrzeugs selbst, welches 65 Tonnen hielt, drei Jahre alt und ein gewöhnlicher Kauffahrer war der zwischen Charleston und Georgetown segelte. Es ward für 2250 Dollars erstanden. Hierauf schritt die Versteigerung weiter fort. „Pompejus", rief der Versteigerer aus, „der Schiffspatron, ein Schwarzer 28 Jahre alt, ein Capitalneger —" hier unterbrach ihn der Ausgebotene, der auf dem Hinterdeck in seinen besten Kleidern neben Jenem stand, indem er sich zu ihm hinbog und zu ihm sagte: „Herr Naylor, sobald es Ihren Ansichten vollkommen genehm ist, werde ich Ihnen Dank wissen, wenn Sie mich Capitain nennen; besonders da Sie bemerken, daß meine Mannschaft anwesend ist. Ich wünsche vor meiner Mannschaft stets als gutes Beispiel dazustehen." Und bei diesen Worten warf sich Pompejus, der wirklich ein schmucker Bursche war, mit viel Ernst und Anstand in die Brust, indem er die Arme ineinanderschlug. Herr Naylor, stets ein umgänglicher und milder Mann, lächelte und antwortete: „Oh freilich; jedenfalls Capitain Pompejus; ich war im Irrthum. Nun, ein Capitalneger Namens Pompejus, Capitain des besagten Schooners Susannah, 28 Jahre alt, gesund, nüchtern und ehrlich, wohlbekannt mit dem Handel Georgetowns und der Savannah, sowie mit dem Schildkrötenfang an der Küste Floridas. Wer bietet auf Capitain Pompejus? Er wird für Jeden, namentlich aber für den Besitzer des Schooners eine schöne Erwerbung sein. Sind 500 Dollars geboten?" „Ja", antwortete ein Kauflustiger. „600 Dollars, ich höre — 700 Dollars, schönen Dank, Hr. Turner; 800 Dollars — 900 Dollars — 1000 Dollars für Capitain Pompejus. Immer höher, ihr Herren, ihr seid noch nicht halbwegs hinauf. Capitain Pompejus ist 2000 Dollars werth, wenn er einen Cent werth ist." Als 1000 Dollars geboten worden, hob Pompejus sein Kinn wenigstens 3 Zoll höher, und aus seinen schwarzen Augen funkelte der Stolz. 1100 Dollars wurden nun geboten — „1200 Dollars, habe ich recht gehört?" fragte Hr. Naylor; „1300 Dollars, ist das Alles was auf Capitain Pompejus, die trefflichste Hand im ganzen Küstenhandel, geboten wird? Das heißt ihn wahrlich verschleudern." „Nicht so rasch, Hr. Naylor, ich bitte", unterbrach ihn Pompejus von neuem, „ob Ihr mich wegwerft oder nicht, Ihr wißt wenigstens, Herr, daß ich weder die Susannah noch mich selbst je wegwerfe, so weit es an mir liegt." „Gut gesagt, Capitain Pompejus", sagte Einer der Bietenden; „50 Dollars mehr dafür, mein Bursche." Hr. Lawson, welcher das Fahrzeug erstanden, sah nun ziemlich unwirsch drein. „Einmal für allemal 1500 Dollars, Hr. Naylor — rief er endlich — das ist mein letztes Gebot." „1500 — 1500; bietet Niemand mehr? Also 1500 — 1500 Dollars — Niemand mehr? Zugeschlagen! Es ist ein hoher Preis, Hr. Lawson; aber Ihr habt einen guten Handel gemacht, wenn Ihr Capitain Pompejus' Charakter und Geschicklichkeit erwägt." Nun kamen der Steuermann, der Proviantmeister und der Schiffskoch, drei Schwarze von 30, 25 und 16 Jahren, unter einem Loos zur Versteigerung, auch diese wurden dem nunmehrigen Eigener der Susannah für 2000 Dollars zugeschlagen. 26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Swedenborgianer.

Der Swedenborgianismus zählt bekanntlich in Deutschland einige treue, unerschütterliche Anhänger. In Frankreich, wo das Princip der Association längst schon in der Literatur Platz gegriffen hat, ist vor einiger Zeit ein Verein zusammengetreten welcher sich die Aufgabe stellt: den gedankenreichen, mystischen Werken des berühmten Schweden durch wohlfeile, Allen zugängliche Ausgaben eine möglichst große Verbreitung zu geben. Vor kurzem sind unter dem Titel „Exposition sommaire de la doctrine de la nouvelle église qui est entendue dans l'Apocalypse par la nouvelle Jérusalem" von einer der berühmtern Schriften Swedenborg's gleichzeitig zwei Ausgaben in verschiedenem Formate herausgegeben. Die Uebersetzung ist von J. F. E. Le Boys des Guays nach der seltenen „Editio princeps", welche 1769 zu Amsterdam erschien, verfaßt. Vielleicht erklärt sich dieses Wiederauftauchen einer länger vergessenen Sekte in Frankreich aus einem unbestrittenen Verlangen nach vermehrter Religiosität, welches man bei den Franzosen, wie man auch ihre gährenden Zustände beurtheilen mag, nicht verkennen kann.

Dumas als Tourist.

Alexandre Dumas, der durch sein anmaßendes, prunkvolles Auftreten seine Persönlichkeit einer nicht zu verwischenden Lächerlichkeit preisgegeben hat, tritt jetzt mit den Erinnerungen seiner viel besprochenen Reise nach Spanien hervor. Dieselben reihen sich in Inhalt und Form, ja schon dem Titel nach („Impressions de voyage. De Paris à Cadix.") an seine frühern Reiseergüsse an, deren Leichtfertigkeit und Seichtigkeit schon früher besonders im Feuilleton des „National" mit unvergleichlicher Persiflage gegeißelt wurden. Das neue Werk, welches vielleicht wegen einiger piquanten Partien auf einen größern Leserkreis zählen kann, ist nicht schlechter und nicht besser als die frühern episodenreichen Darstellungen dieser Art aus der nämlichen flüchtigen Feder. Es enthält einzelne anziehende Schilderungen, ein leichtes, oft gefälliges Raisonnement, aber auch viele lächerliche Aufschneiderei, unbegründete, absprechende Urtheile, und oft wahre Zerrbilder der fremden Zustände, mit deren Studium es der rastlos vorwärts eilende Reisende ziemlich leicht genommen hat. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 234. —— 22. August 1847.

Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe, von E. M. Arndt. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann. 1847. 8. 3 Thlr.

Erster Artikel.

Dem Verf. dieses Artikels ist es mit dem Namen Ernst Moritz Arndt's ebenso ergangen wie einem unstreitig großen Theile seiner Altersgenossen: sie haben ihn zuerst in und während der Befreiungskriege gehört, und sind von den Klängen seiner deutschen Lieder begeistert in das Feld gegen die Franzosen gezogen, die sie von ihm recht gründlich zu hassen und als die schlimmsten Feinde Deutschlands zu betrachten gelernt hatten. Denn Haß gegen die Fremdherrschaft und heiße Sehnsucht die Franzosen über den Rhein zu treiben war der nächste Beweggrund der preußischen Landwehr und Freiwilligen, wenn Dies auch von einigen Abgeordneten auf dem ersten preußischen Landtage am 17. Mai in sonderbarer Täuschung über Selbsterlebtes in Abrede gestellt worden ist. Nach jener Zeit hatte ich in der vollen Thätigkeit des ersten amtlichen Berufs die Kunde von der über den theuern Mann verhängten Untersuchung und seiner Amtsenthebung mit großer Wehmuth vernommen; aber ich gestehe offen, daß man in jener Zeit trauriger Angebereien und Verdächtigungen, noch dazu in einer stillen Abgeschiedenheit von dem großstädtischen Treiben, in Augenblicken sogar an einem Mann wie Arndt ist irre werden konnte. Da führte mich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre eine veränderte Dienststellung in die Rheinprovinz und in die Nähe Arndt's. In Bonn war ich eines Abends mit einem ausgezeichneten Theologen, der damals noch eine Zierde der Rheinuniversität war, in Arndt's Haus geladen, wo sich gerade auch Schleiermacher befand, der in Begleitung eines preußischen Gardeoffiziers aus England zurückkehrte. Die edle Gestalt Arndt's, sein freundliches Wesen, seine gerade Redlichkeit, seine stille Würde verfehlten nicht den besten Eindruck auf mich zu machen, während ich das Unglück hatte, den berühmten berliner Theologen an diesem Abende in seiner warmen Bitterkeit und in der polemischen Abart seiner Dialektik kennen zu lernen.

Mögen es die Leser uns verzeihen, daß wir diesen Bericht mit einer persönlichen Abschweifung begonnen haben. Aber bei dem Lesen des vorliegenden Buches ist mir jener Abend wieder zu lebendig vor die Seele getreten, und der bittere Unmuth der sich eines Jeden bemächtigen muß wenn er erfährt wie Unwürdiges Arndt hat erdulden müssen, erinnert zu deutlich an die edle Resignation mit welcher Arndt sein Mißgeschick ertrug.

Der „Nothgedrungene Bericht" führt uns in eine unvergeßliche Zeit zurück. Er enthält die Briefe sehr vorzüglicher Männer, eines Stein, Hardenberg, Schleiermacher, Eichhorn, Gesler, Niebuhr, Gneisenau, Nicolovius u. A., aus der Zeit der Noth Deutschlands und der Unterdrückung Preußens durch die Franzosen; er enthält die Freude über den errungenen Sieg und die bittern Gefühle über die Unterlassung so vieles Guten und Heilsamen was durch ihn leicht zu gewinnen gewesen wäre; er enthält endlich einen großen Theil der Untersuchungsgeschichte Arndt's in einer Reihe von Anklagen, deren eine unwahrscheinlicher und abgeschmackter als die andere war, sodaß die Nachwelt es nicht wird begreifen können wie sie gegen einen Mann von Arndt's Bildung, Verdienst und Tugend haben erhoben werden können. In der That, hier ist ein reicher Stoff von Beiträgen zur Geschichte der Jahre von 1808—22 (einige Briefe des Freiherrn v. Stein gehen noch über diese Zeit hinaus) geboten, und zugleich eine ernste Warnung für alle Die gegeben welche sich zu schnell zum Verdacht verführen lassen, und einzelne Worte des Vorwurfs oder der Klage in vertrauten Briefen als den Ausfluß hochverrätherischer Gesinnungen glauben ansehen zu müssen. Schon aus diesem Grunde ist die Bekanntmachung des Buches von nicht geringem Werthe, aber sie gewinnt noch mehr durch die Mittheilung jener großen Anzahl von Briefen die von den edelsten und tüchtigsten Männern geschrieben sind, und das wahre Wohl Deutschlands und Preußens — denn beide Begriffe sind hier durchaus Eins — zum Gegenstande haben. Diese Urkunden durften dem heutigen Geschlechte nicht vorenthalten bleiben, damit es immer wieder von neuem einsehen lerne, welche Kämpfe es den Vätern gekostet hat die Güter zu erringen in deren mühelosem Besitze sich die Nachkommen jetzt wohl fühlen, und die sie noch an ihrer Stelle erhöhen sollten, statt sich in Aeußerungen des Weltschmerzes

abzumühen, oder à la Herwegh einen lächerlichen Kampf gegen Fürsten und Kreuze zu führen.

Die Ursache der Arndt'schen Schrift geht auf den literarischen Streit des preußischen Staatsministers v. Kamptz und des Landgerichtsraths Simon zurück. In der Schrift des Erstern war Simon der Leichtgläubigkeit beschuldigt worden, daß er die Erläuterung Arndt's in seinen mit Beschlag belegten Papieren über die Worte des Königs Friedrich Wilhelm's III.: „In Preußen ein paar Executionen und die ganze Sache hat ein Ende. Wenn ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende", als Wahrheit hingeschrieben habe. Arndt hatte aber damals den Zusammenhang so angegeben, daß seine Worte eine Abschrift der Bemerkungen seien welche der König 1813 an den Rand des ihm vom Major v. Clausewitz vorgelegten Entwurfs einer Landwehrordnung geschrieben hatte, wie er auch hier (Vorrede S. VII) wiederholt und durch ein Zeugniß Schleiermacher's (II, 325) bestätigt hat. Die „Preußische Staatszeitung" aber hatte unterm 20. März 1820 (im Buche S. 100) diese Worte mit den „hochverrätherischen Absichten einer Bande von Jugendverführern" in Verbindung gebracht, ohne auf Arndt's gerichtlich abgegebene Erklärung zu achten, was ebenfalls Hr. v. Kamptz außer Acht gelassen zu haben beschuldigt wird. Daß derselbe aber, wie Arndt behauptet, angenommen habe, der König von Preußen wolle, daß er gegen Sträubige in seiner Landsturmordnung und Ungehorsame mit Hinrichtungen und Todtschießen einschreiten solle, Das können wir unmöglich glauben, indem ja die gleich auf der ersten Seite angeführten Worte des Ministers schon einer solchen Annahme widersprechen; aber allerdings mußte die Arndt'sche Erklärung mit beigefügt werden. Denn der Gedanke in allen den königlichen Randglossen (I, 402) bezieht sich auf die Franzosen, und sie allein sind als die Hinrichter und Todtschießer der preußischen Beamten, Lehrer, Prediger und aller andern Erreger und Ermuthiger des allgemeinen Aufstandes für Ehre, Freiheit, Vaterland und König gemeint, weil von ihrer lebendigen und tapfern Mitwirkung zur Erhebung und Begeisterung des Volkes in dem Clausewitz'schen Aufsatze die Rede war. Jener Vorfall also hat bei Arndt den seit dem Jahre 1845 gefaßten Vorsatz einer Sonderung und theilweisen Bekanntmachung seiner „alten, zerfressenen, zergelbten, zerrissenen und vielfach umhergewanderten" Papiere zur Reife gebracht. In einer gemüthlichen Ansprache erörtert er diesen Gegenstand, widerlegt die Einwürfe seiner Freunde, die da meinten sein Name stände ja ehrlich da bei den Zeitgenossen, er könne stillschweigen, und die Papiere blieben ja das Eigenthum seiner Kinder und Enkel. Dagegen sagt Arndt: man könne nicht wissen was sich aus seinen und seiner ältesten Freunde Briefen machen ließe, wenn sein lebendiger Mund geschlossen und seine mitalterigen Genossen gestorben wären; auch ließe sich nicht annehmen, daß seine Söhne und Enkel immer an demselben Platze bleiben würden wo die Papiere jetzt verwahrt sind, und endlich habe er bereits 1820 die traurigste Erfahrung gemacht, was aus dem Zerstückeln seiner Briefschaften und ihrer unordentlichen, aus allem Zusammenhange gerissenen Bekanntwerdung geworden sei. „Darum müssen die Briefe heraus an das Licht, in ihrer vollen Ganzheit und Natürlichkeit wie sie sind." Und Denen welche überhaupt ein solches Vorschreiten des Einzelnen tadeln entgegnet er gleich darauf:

Der Einzelne achtet sich billig klein, wenn er das Ganze betrachtet, er ist ein Tropfen im Ocean. Ja nun! ein Tropfen mag er schon sein, aber doch kein Tropf oder kein Narr oder kein Schelm, wozu jene Leichenraben, jene Walraben ihn gern ausschälen möchten.

Und gewiß mit Beziehung auf sich hat Arndt (I, 310) eine 1813 geschriebene Stelle hier wiederholt:

Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen, ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da, sie kann Nichts verschieben, sie darf Nichts von der Gelegenheit oder vom Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Thue was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung.

In dieser treuen Weise sind auch folgende Worte seiner Vorrede niedergeschrieben:

Deswegen muß ich den Mund aufthun. Ich habe in dieser Welt meinen Willen gethan, und habe in meinen Tagen meinen Lohn dafür empfangen: ich habe ihn als Gotteslohn empfangen, ahnend, wie der Allgerechte Lohn vertheilen muß. Ich habe gewußt was ich gewollt habe, und was ich gewagt habe, und wie die politischen Winde sich drehen, und wie in gewaltiger Zeit die Parteien stehen oder fallen und gegeneinander stoßen, und daß bei solchem Zusammenstoß mein Schifflein leicht auf den Strand laufen und zerschellen, daß allenfalls eine feste Burg die unfreiwillige Wohnung des Gestrandeten werden könnte. Ich habe, wo ich den stillen und stillmachenden Leuten zu stark und scharf getönt zu haben schien, mich nicht mit einer Art Knabenbegeisterung entschuldigt noch entschuldigen gekonnt. Ich habe vor dem vollen Mannesalter nichts Politisches geschrieben; ich war alt genug zu wissen was ich that und warum ich es that. Früh sang ich mir den Aeschyleischen Vers vor:

Freiwillig sündigt' ich, freiwillig, leugnen will ich's nicht:
Den Menschen helfend ward ich diese Plagen mir.

So viel über die Ursachen durch welche sich Arndt im 77. Jahre hat bestimmen lassen noch einmal den Kampfplatz zu beschreiten — denn schwerlich wird die angegriffene Partei gänzlich schweigen. Arndt konnte nach unserm Dafürhalten, unbeschadet seiner Ehre und seines guten Rufs, den gegen ihn gerichteten und wol von den wenigsten Lesern verstandenen Vorwurf ohne Erwiderung an sich vorübergehen lassen (er würde unstreitig so schnell vergessen worden sein als Bourrienne's Lüge, daß der Minister Stein habe wollen den Grafen Montgelas vergiften lassen, und die Abwehr des Erstern); aber er hat Dies nun einmal nicht für gut befunden, und wir verdanken dieser Meinung eine Reihe wichtiger Actenstücke, Briefe und Auszüge aus seinen frühern Schriften. Nicht ungern würde Mancher, der nicht gerade zu den bequemen Leuten gerechnet werden muß, es gesehen haben, wenn die Thatsachen und Briefe lieber zu einer geschichtlichen Ausführung mit Belegen verarbeitet wären, anstatt daß sie jetzt in den vorliegenden Bänden ohne chronologische Ordnung durcheinander stehen. Indeß gilt wol noch für Arndt, was er schon in den „Erinnerungen aus

seinem äußern Leben" (S. 338) gesagt hat, er dürfe und könne die Geschichte der gegen ihn geführten Untersuchung jetzt noch nicht schreiben.

Die allgemeine Anklage lautete bekanntlich auf Theilnahme an geheimen Gesellschaften und bösen Umtrieben, die dem deutschen Vaterlande gefährlich werden könnten, namentlich auf Verführung der Jugend. Zu ihrer bessern Begründung waren die Papiere Arndt's in Bonn mit Beschlag belegt worden, und gleichzeitig seine Briefe an den Buchhändler Reimer in Berlin, den Professor Schildener in Greifswald, den Pastor Dankwarts auf Rügen, den schlesischen Grafen Gesler u. A.; die Policeicommission überschritt sogar ihre Befugniß so weit, daß sie alte Lumpen von Hemden, Halsbinden u. dergl. mitnahm, die sich in dem Bücherzimmer zufällig vorfanden (I, 104); endlich bezog sich die Inquisition, die „über die Höhe der spanischen hinausging", auf Arndt's frühere Schriften aus den Jahren 1805—14. Er schrieb am 6. Febr. 1822 an den Freiherrn v. Stein (II, 256):

Ich soll nun unter der preußischen Regierung verantworten was ich als schwedischer Beamter und Unterthan vor 10—15 Jahren geschrieben über die Zeit von 1805—12, und über ihre zu traurigen Unfälle und Schanden; ich soll mich entschuldigen über Das was ich unter kaiserlich russischer Autorität, und ja zum größten Theile im Auftrage und auf öffentliche Kosten in Petersburg, Königsberg, Dresden, Leipzig in den Jahren 1812 und 1813, und dann mit der Censurfreiheit der hohen Allgemeinen Centralcommission im Jahre 1814 bis zur Auflösung derselben im October jenes Jahres in Frankfurt a. M. habe drucken lassen. Jedes Wort und jedes Werk, was ich gegen die damalige Verrätherei und den Abfall der Fürsten von Kaiser und Reich, und gegen und über den jammervollen Rheinbund und seine Schande, und gegen die schändlichen Helfer der spitzbübischen Wälschen, gewiß nicht gegen Gott und gegen deutsches Vaterland und deutsche Ehre gewirkt und geschrieben habe, soll mir jetzt zum Verbrechen gedeutet und gemacht werden.

Waren nun an sich schon diese Quälereien über Nichtigkeiten und Kleinigkeiten, diese schulmeisterlichen Befragungen über die edelsten Gefühle und Gedanken die nur immer eine Menschenbrust bewegt haben, und die unbedingte Bloßstellung gegen mächtige Feinde, die in der „Preußischen Staatszeitung" sogenannte actenmäßige Berichte über Arndt's menschlichen und schriftstellerischen Charakter verbreitet hatten, demüthigend genug, so ward das ganze Verfahren gegen ihn um so niederdrückender durch die Persönlichkeit des Untersuchungsrichters und Specialcommissarius, des Hofgerichtsraths Pape. Schon Dorow, der aber nicht Arndt's Freund ist, hat erwähnt („Erlebtes", III, 271), daß die Theilnahme der Rheinländer für Arndt gerade durch diesen ungeschickten Mann neu belebt worden sei. Er war aber nicht blos ungeschickt, er war auch unwissend, wußte sich nicht das Wort „Sphäre" zu erklären (Vorrede S. xv), hatte von der Zeitgeschichte der Jahre 1813 und 1814 gar keine Vorstellung oder Erinnerung (I, 161, 326), verstand unter Anderm das Wort „Volk" in dem Sinne des untergeordneten Theils des Volkes, da es doch von der großen Gesammtheit aller Classen und Stände zu verstehen war (I, 321), und quälte den armen Arndt mit Fragen, die man kaum für möglich halten würde, wenn sie hier nicht aus den Protokollen abgedruckt vor uns ständen. Besonders viel Noth machten dem Commissarius allerhand allgemeine Ausdrücke, wie „zündende Pfeile", „Geschäfte", „deutsches Unwesen", „papierliche Künste und Pläne" (d. h. schriftstellerische Arbeiten), und die falschen Namen, die Arndt vor 1812, als ihn die Franzosen scharf beaufsichtigten, anzunehmen genöthigt war. So schreibt Arndt aus Reichenbach im August 1813 (II, 23) an Reimer, er möge ihn wissen lassen, wer sein Drucker in Leipzig oder Dessau sein würde: „Denn wenn wir Land gewinnen, so schieße ich von hier sogleich hin." In dem Wörtlein „schießen" witterte Pape einen mystischen Sinn, und fragte auf alle Weise, bis Arndt voll Ungeduld endlich antwortete: „Hätte ich einen von Reichenbach bis Leipzig tragenden Schuß gehabt, ich wäre allein mit Napoleon fertig geworden." Man wollte aber Das nicht zu Protokoll nehmen. In andern Verhören ward er befragt: woher wol das Interesse stamme das der Minister von Stein an seinen Schriften nähme, warum ein Graf Schwerin und ein Graf Baudissin ihm so vertraulich schrieben, wie der General Gneisenau dazu komme ihm von Paris Briefe zu schreiben, und ihm seine Ansichten über die politischen Verhandlungen mitzutheilen; ja ein Lied aus dem alten berliner Gesangbuche ward Gegenstand des Verhörs (II, 108), und in ihm ein Demagogenkönig zu finden geglaubt.

Wie tief und schwer auch jeder Freund des Vaterlandes die Behandlung empfinden wird welcher einer seiner edelsten Söhne drei Jahre lang bloßgestellt gewesen ist, so haben doch für die Gegenwart jene unseligen Verhöre wenigstens den Vortheil gehabt, daß uns in einer Anzahl von Auszügen fast der volle Umriß von Arndt's literarischem Leben und von seiner schriftstellerischen Wirksamkeit gezeichnet worden ist. Denn die größere Hälfte des ersten Theils enthält mit manchen ergänzenden Zusätzen aus den nicht in das Verhör gezogenen Schriften die Ansichten Arndt's über den Geist seiner Zeit, seine Ideen von Staat, Gesetzgebung und Verfassung, von Politik und politischer Gerechtigkeit, die trefflichen Charakteristiken der Franzosen und der Deutschen, die Erörterungen über Deutschlands und Preußens Stellung zu den übrigen europäischen Völkern und die Darlegung der Mittel, nämlich des geistigen Stolzes und der Förderung des geistigen Lichts, durch welche Preußen groß geworden ist und groß bleiben muß; ferner die Würdigung Napoleon's und seines Verhältnisses zu seiner Zeit; endlich die so wahren Worte über den Beruf der Gelehrten und Schriftsteller in der Zeit, und ihren Kampf mit dem Bösen und mit dem Verrückten. Hiernach schließen diese Blätter eine wahre Anthologie kräftiger und gemüthlicher Stellen aus vielen Schriften Arndt's deren man jetzt nicht leicht mehr habhaft werden kann in sich, und bilden eine willkommene Ergänzung zu den Schriften an seine lieben Deutschen.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitgedichte von J. J. Schneider. Basel, Schneider. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Einzelne dieser Zeitgedichte, sagt der Verf. in einer kurzen Vorrede, seien vom Geist des gerechten Zorns erregt über die unerhörte Schamlosigkeit des Zeitgeistes, und seien schon hier und da veröffentlicht. „Andere verbinden sich nun mit denselben zu einer Hirtenschleuder wider den Goliath unserer Tage, ihn wenigstens auch mit einem blauen Maal (sic) zu zeichnen; oder zu einem Tintenfäßchen, es dem Satan ins Angesicht zu werfen!" Ohne Zweifel hat das Bewußtsein der schwachen Kraft bei diesem Hirtenknaben die Bescheidenheit erregt welche sich nicht getraut den Goliath zu erlegen, und statt des vollen Luther'schen Tintenfasses nur ein Fäßchen pro virili parte dem Satan entgegenschleudert. Der deutsche oder schweizerische Hirtenknabe ist vermuthlich nichts Anderes als ein übersetzter Pastor, die Gedichte sehen wenigstens versificirten Predigten sehr ähnlich, und an den nöthigen Stellen fehlen weder die eingewobenen biblischen Worte noch auch die Citate, Luc. 23, 23, Ps. 1, 8 u. s. w., unter dem Text. Die wahre Freiheit ist nur die Freiheit von der Sünde, die wir durch Christum erhalten:

> Der meint's nicht gut der unser Volk bethöret
> Mit eitler Schmeichelei von Mündigkeit!
> Liebst du es wahrhaft, dann — von Gott belehret
> Erinn're es an seine Sündigkeit.

Außer dieser Erinnerung bemüht der Verf. sich auch noch, die Haltlosigkeit der verderblichen Lehren und Bewegungen unserer Zeit darzuthun, von denen er berichtet, daß sie „der Einfalt Friedenshaus" untergraben, und

> Sie zeigen sich den edleren Naturen
> In mündlichem, in schriftlichem Erguß.

Dies als eine kleine Probe von der Poesie dieser Gedichte. Das eigentliche Feld des Verf. ist freilich auch theils die Bibelkenntniß, theils die Grammatik; Ronge wird hauptsächlich vernichtet durch die allerdings richtige Nachweisung, daß man nicht sagt: bedürfen auf etwas, sondern: für, oder zu. Hier wird auch das schlechte Säculum zu Hülfe genommen, um seinen größten Sohn zu richten:

> Schulmann von Laurahütte,
> Seit wann denn spricht man so:
> „Bedürfen auf" — ich bitte,
> In unserm Säculo?

Offenbar, es ist Nichts mit dem Deutsch-Katholicismus, da sein Verkündiger einen deutschen Sprachfehler gemacht hat.

Wir würden mit diesen wenigen Zeilen schon der Auffoderung des Verf.:

> Mit dem Blick der Wahrheit schauet,
> Brüder, in dies faule Ei!

in Bezug auf seine eigenen Productionen genügt zu haben glauben, wenn nicht noch eine interessante Beobachtung dabei zu machen wäre. Seit dem Christenthum innerhalb der Kirche oppositionnelle Bestrebungen entgegentraten, ist fast in jeder bedeutendern Periode dieses Kampfs die gläubige Richtung lebhaft von den chiliastischen und apokalyptischen Hoffnungen ergriffen worden, die schon vor der Zeit der Apostel in den Propheten gegen das Unglück der Gegenwart sich als eine mystische Einheit von Verzweiflung an der alten Welt und Hoffnung auf das nahe Hereinbrechen der neuen Welt erhoben hatten. So war es nicht nur um das Jahr 1000, nicht nur zu Luther's Zeiten, sondern auch während der Französischen Revolution wurden solche Stimmen laut — wir nennen nur Jung Stilling und seine Heimweh-Phantasien. Es ist die alte Ursache, aus der diese dunkle Ahnung entsteht —

> Wo so ein Köpfchen keinen Ausweg sieht,
> Stellt es sich gleich das Ende vor.

Auch der Verf. dieser Gedichte weiß keine bessere Lösung für die gottlosen Wirren als den baldigen Kampf des Antichrists und die endliche Erlösung durch Christi Wiederkunft zum Weltgericht zu erwarten. Er ist des festen Glaubens:

> Noch ist das Schreckliche nicht vollbracht,
> Noch ist nicht der Gipfel erstiegen;
> Erst steigt aus finsterer Abgrundsnacht
> Zu letzten vermeintlichen Siegen
> Ein Mensch, des Satans Ebenbild,
> Als Haupt des Abfalls, grimmig und wild!

Wir sehen schon das Gewitter „hinter den röthlichen Wolken der Zeit", dann öffnet die Hölle sich, verschlingt die Frevler, und Christus kommt auf den Wolken des Himmels zu seinen Getreuen.

> Die Zeit ist nahe! O selig, wer glaubt.

Leider fehlt ein vollständiges Register der zur Seligkeit und zur Verdammniß prädestinirten Zeitgenossen. S. 24 erfahren wir nur, daß auch die freien Gemeinden in Halle und Königsberg diesem Schicksal der „Rebellen" nicht entgehen werden. 124.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französisches Unterrichtswesen.

Eine sehr klare und übersichtliche Zusammenstellung aller Gesetze und Anordnungen welche in Betreff des gerade wegen seiner Centralisation so künstlich verschlungenen französischen Unterrichtswesens erlassen sind und gegenwärtig noch in Geltung stehen, findet man in dem „Code universitaire" von Ambroise Rendu, der die Stelle eines Raths und Schatzmeisters der Université — wir müssen um Verwechselung zu vermeiden den Ausdruck beibehalten — bekleidet. Von diesem Werke welches für den französischen Lehrer unentbehrlich, aber auch für alle Diejenigen welche sich einen deutlichen Blick in die französischen bestehenden Einrichtungen verschaffen wollen von Wichtigkeit ist, erschien vor kurzem die dritte berichtigte und ergänzte Ausgabe. Zu gleicher Zeit hat der Herausgeber, welcher schon früher durch ein brauchbares „Traité du morale" seine wissenschaftliche Befähigung bethätigte, in seinem Werkchen „De l'université de France et de sa juridiction disciplinaire" einen interessanten Beitrag zur Beleuchtung einiger wichtigen Fragen geliefert, welche durch den Gegensatz sich schroff gegenüberstehender Parteiansichten immer noch in der Schwebe gehalten werden. Der Verf. dieser Broschüre stellt sich auf einen möglichst unbefangenen Standpunkt, und seine einsichtsvolle Entwickelung kann, abgesehen von ihrer polemischen Bedeutung, als ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der französischen Unterrichtszustände betrachtet werden.

Statistik.

Wenn jetzt auch die wissenschaftliche Behandlung der Statistik in Deutschland besonders, Dank den Bestrebungen eines Malchus, Schubert und Reden, längst einen solchen Aufschwung genommen hat, daß wir in dieser Beziehung keinen Vergleich mit dem Auslande mehr zu scheuen haben, so dürfen wir doch Das nicht unberücksichtigt lassen was in Frankreich in Hinsicht auf Statistik geleistet wird. Deshalb wollen wir es nicht unterlassen auf die kleine Schrift eines Schriftstellers aufmerksam zu machen welcher sich durch gründliche Arbeiten auf diesem Felde den ersten Gelehrten Frankreichs angereiht hat. Wir meinen die „Éléments de statistique comprennant les principes généraux de cette science", von Alexandre Moreau de Jonnès. In diesem Werke finden wir bei einer klaren, übersichtlichen Darlegung der allgemeinen Sätze dieser für die Gegenwart immer mehr an Bedeutung gewinnenden Wissenschaft einige kurz gehaltene Andeutungen über den historischen Entwickelungsgang derselben, in denen wir nur die Arbeiten ausländischer Gelehrten etwas mehr berücksichtigt gewünscht hätten. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 235. —— 23. August 1847.

Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe, von E. M. Arndt. Zwei Theile.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 234.)

Aber wir müssen uns wieder zu Arndt's Proceß zurückwenden. Da ihm nach der Amtsenthebung am 10. Nov. 1820, und nach der Eröffnung der Criminaluntersuchung im Februar 1821, die er „aus vielen Gründen zum großen Theile von seinen Feinden und Anklägern angeordnet und geleitet glauben mußte" (I, 105), jede Berufung an die Gerichte untersagt war, da diese seine Klagen nicht annehmen durften, und die Ministerialcommissionen sich ihn wechselsweise zuschoben, da die Vertheidigungsschriften Burchardi's und Mittermaier's unberücksichtigt blieben, und ebenso der rechtliche Beistand der treuen Männer Lehmann, Esser, Leist und v. Ammon, deren die Vorrede (S. xvi) rühmlichst erwähnt hat —: unter diesen Umständen, sagen wir, war Arndt auf die unmittelbaren Gesuche an den König, seinen Landesherrn, und an den Staatskanzler von Hardenberg hingewiesen. Der erste Theil der vorliegenden Schrift enthält ein solches Gesuch an den König, und sieben an den Staatskanzler, zum Theil mit dessen Bescheiden, alle im Bewußtsein der Unschuld und voll Kummer über die ungerechte Behandlung mit der Freimüthigkeit eines treuen Preußen geschrieben. Das Schreiben an den König vom 29. Aug. 1821 beginnt also:

„Die Gewissenhaftigkeit Ew. Majestät ist getäuscht worden." Mit diesen Worten, welche einst ein Unterthan Ludwig's XIV. und jüngst ein Unterthan eines deutschen Herrschers zur Rettung ihrer Ehre gegen Verleumdungen und Misverständnisse vor dem Throne ihrer Könige aussprachen, flehe auch ich, ein hart bedrohter Unterthan und Staatsdiener, dem jede andere Hülfe unparteiischer Behörden abgeschnitten ist, vor dem erhabenen Throne Ew. Majestät ehrfurchtsvoll um den Schutz der königlichen Gerechtigkeit.

In den Briefen an den Staatskanzler verwahrt sich Arndt wiederholt gegen den Vorwurf ein Verführer der Jugend gewesen zu sein. Er schreibt (I, 70):

Man zeige mir Das in meinen Handschriften, Büchern und Briefen, man zeige es mir in meinem Leben — und ich will verloren geben. Ich habe frühe an mir selbst gelernt, daß die Jugend oft mehr des Zügels als des Sporns, mehr der stillen Arbeit als der fliegenden Phantasie nöthig habe; ich habe für mich und für Andere frühe den inhaltreichen Spruch auswendig gelernt: „Maxima debetur puero reverentia", und ich sollte mich mit ihr in inhaltleeren Spielereien und knabenhaften Thorheiten vergangen haben? Man hat ja Briefe von mir gefunden an Jünglinge geschrieben, man hat sie mir vorgelegt — was enthalten sie als Worte und Ermahnungen zur Wahrheit und Demuth, zur Zucht und Ordnung, zur Stille und zum Ernst in Studium, Arbeit und Geduld?

Außerdem beschwert er sich über die öffentliche Ehrenschändung in der „Preußischen Staatszeitung", über die Entziehung seines natürlichen Gerichtsstandes, über eine in Deutschland und Preußen bisher unerhörte Inquisition auf innerste Gefühle, Meinungen und Gedanken; er beklagt sich bitter, daß er, in Preußen und unter dem Scepter Friedrich Wilhelm's III., ein Verschwörer und „ein Bündler gegen sein Vaterland und gegen seinen König genannt ist, daß er, ein edles Wildpret, von den blutgierigen, unsichtbaren und unerfaßlichen Hunden, Neid, Haß und Lüge, so lange gejagt werden soll, bis, wenn Das möglich ist, der letzte Blutstropfen von Liebe und Wonne für sein Land und für sein Volk in ihm erstarrt ist" (I, 61). Mit gerechtem Unwillen weist er die Anklage seiner Feinde und Verfolger in der Ministerialcommission (I, 83) zurück, daß er ein wilder Jakobiner und Gleichmacher sei; er widerlegt ausführlich die Beschuldigung, daß er ein Widersacher oder Verkleinerer Friedrich's des Großen gewesen (ein bekanntlich öfters und in Bezug auf die „An- und Aussichten der deutschen Geschichte" auch nicht ohne allen Grund gegen Arndt erhobener Vorwurf), und spricht sich endlich in der tiefsten Ergriffenheit des ehrlichen Mannes über den Misbrauch aus den man mit der Zerpflückung seiner Briefe und der Herausreißung einzelner Stellen aus ihnen von Seiten der Untersuchungscommission getrieben hat. Es heißt in der langen Vorstellung vom 9. März 1820 (I, 33):

Wo lebt der Mann welcher in diesen letzten 20 oder 10 oder nur 5 Jahren mitgelebt, und nur etwas mitgefühlt oder mitgehandelt hat, oder in irgend einem öffentlichen Verhältniß gestanden ist, der in Freude, Unmuth, Hoffnung, Verzweiflung, Liebe und Zorn in eigenen Briefen nicht Worte und Gedanken hingegossen, oder in ähnlichen Gefühlen ausgegossene Worte und Gedanken von Freunden und Fremden nicht erfahren hätte, aus welchen, wenn Dummheit und Schadenfreude oder gar Haß und Bosheit die Auswitterer und Ausklauber wären, sich nicht gefährlich lauernde und gefährlich aussehende Stellen klauben,

gefährlichere Meinungen und Gedanken in einzelnen Brüchen insularisch hinstellen ließen? Ja, ich bin so kühn zu sagen: wenn ich Ew. Durchlaucht Briefe und Papiere, falls Sie deren aufbewahrt haben, alle einfangen dürfte, ja, wenn ich Derer die mir übel wollen Briefe einfangen dürfte, und herauspflücken was mir gefiele, und unter solche Ueberschrift stellen wie die von mir sein sollenden Worte gestellt sind, es sollten sich auch wol fromme Hände darüber zusammenschlagen.

Das Schlimmste übrigens was Arndt in dieser Art zu leiden gehabt hat war die unbegreifliche Deutung folgender Stelle in der Flugschrift „Das Wort von 1815 über die Franzosen":

Tapfere und fromme Deutsche! — schwingt das furchtbare Schwert der Rache gegen die Verruchten, die euch mit dem Eisen begegnen! Aber der Wehrlosen schont, und der Weiber und Kinder brauchet christlich und menschlich, denn ihr seid Christen und sollt mild und barmherzig sein.

Kann man es wol glauben, daß, wie wir (I, 346) lesen, der Geheimrath Schmalz, der Schwager Scharnhorst's, in seiner berufenen Streitschrift aus dem Herbste 1815 unsern Arndt beschuldigte, er habe gelehrt, der deutsche Soldat dürfe in Frankreich allenfalls nothzüchtigen, aber christlich und mit Maß. Sehr mild setzt der Beschuldigte hinzu:

Ich kann auch heute noch nicht glauben, als daß Herr Schmalz, von welchem ich bis dahin nur alles Gute gehört hatte, das Buch wahrscheinlich selbst nicht gelesen, sondern, allerdings sehr leichtsinnig, jene Verdeutung von einem Dritten auf guten Glauben angenommen und weiter verpflanzt hat.

Des Staatskanzlers Haltung, jenen rein menschlichen, mitunter doch über das Maß der Ehrerbietung hinausstreifenden Zuschriften Arndt's gegenüber, ist stets gütig und ruhig geblieben; denn er konnte, wie Eichhorn in einem Briefe an Schleiermacher (II, 120) versichert, eine freimüthige Sprache wohl vertragen. Hardenberg gibt daher wiederholt zu erkennen — was der vortreffliche Fürst gewiß schwer genug empfand —, daß er den Gang der Untersuchungscommission nicht hemmen dürfe, nach Beendigung der Arbeiten derselben aber dafür sorgen werde, daß Arndt kein Unrecht widerfahren, und Alles geschehen solle, was zu seiner Vertheidigung gereichen könne; nur ein mal (I, 92) verweist er ihm den Ton in welchem er sich in der Eingabe vom 26. Juni 1822 über die höchsten und achtbarsten Staatsbeamten geäußert hat, und fodert ihn auf künftig keine Veranlassung zu ähnlichen Rügen zu geben. Wie willig Arndt des Staatskanzlers menschenfreundliches Benehmen trotz des ihm nachtheiligen Ausgangs seiner Sache erkannt hat, zeigt das schöne Wort (I, 25):

Ihm schlug bei manchen Mängeln doch ein wirklich ritterliches Herz in der Brust, das Menschliches ertragen und empfinden konnte. Er war nicht blos adelig, er war edel geboren.

Daß der Staatskanzler für Arndt seit seiner politischen Thätigkeit günstig gestimmt gewesen ist, zeigen unverdächtige Zeugnisse (I, 86; II, 239, 251), und die würdig gehaltene Bestallung mit welcher er ihm unter dem 9. Aug. 1818 die Professur der Geschichte in Bonn übertrug. Es heißt in derselben (I, 393 fg.):

Mit Recht will ich hoffen, daß Ihr schönes Streben, in die jungen Gemüther die Keime einer religiösen Ansicht der Geschichte der Wahrheit, des Rechts und der Vaterlandsliebe zu pflanzen und zu pflegen, die getroffene Wahl und das Vertrauen das in Ihren Charakter gesetzt wird rechtfertigen, und daß die Zukunft Dies mit gerechter Würdigung dankbar anerkennen wird.

In dieser für Arndt so schweren Zeit finden wir in den Briefen so manches stärkende Trost- und Freundeswort, wie von Schleiermacher, von Nicolovius, von Stein, von Arndt's Schwester Charlotte. Stein schreibt am 6. Dec. 1822 (II, 260):

Vertrauen Sie auf Gott und einen gerechten, edeln König. Wenden Sie sich an jenen im Gebet und an diesen mit Vorstellungen, wenn Ihre Feinde Sie verschlingen wollen.

Und die Schwester Charlotte schon früher am 8. Dec. 1820 (II, 374):

Der beste Trost ist ein gutes Gewissen, und Wahrheit und Recht werden durch Willkür nicht getödtet. Es ist gut, daß es zur Sprache kommt: Gott gebe dir einen frischen, freudigen Muth, daß du in entscheidenden Augenblicken den Daniederliegenden zu Trost und Frommen ein Beispiel seiest. Wenn nur die Nanne (Arndt's Frau) sich darein finden kann, so mache ich mir weiter keine Sorge. Der Herr verläßt die Seinen nicht und wird dir wol hindurch helfen. Und auch dein Häuschen und Garten wird ein Spielplatz deines süßen Knaben bleiben; und gewiß hast du viele und warme Freunde. Siehe, du Liebster, Dies ist meine Hoffnung und mein Glaube.

Endlich schloß die Untersuchung, aber Arndt hat nicht die Genugthuung gehabt, daß ein Gericht das Wort unschuldig über ihn hat aussprechen dürfen. Er sagt an dieser Stelle (Vorrede, XVI):

Ich bleibe in meiner Amtsunthätigkeit liegen, doch mit Beibehaltung meines Gehalts, werde auch nicht aus Bonn verwiesen. Es verlautet, einige Gewisse hätten Lust gehabt mich an einen andern stillen Ort entfernt zu sehen. Die Mäßigung hierin und in Anderm habe ich wol gelegentlichen Stimmen Stein's, Eichhorn's und Niebuhr's (man wird sich aus den „Lebenserinnerungen", S. 343, erinnern, mit welcher Innigkeit Arndt dort dieser drei würdigen Freunde gedacht hat) zu danken gehabt und dem Sinne des hochseligen Königs, der die Dinge nicht gern auf die äußerste Spitze hinaustrieb.

Aber die Wiederherstellung in sein Amt erhielt er erst von König Friedrich Wilhelm IV., und endlich neben andern Zeichen königlicher Huld auch die Auslieferung seiner Papiere und Briefe, um welche er bisher so viel und so oft und immer vergeblich gebeten hatte. Er fährt fort:

Ich kann jenes Sommers des Jahres 1840 nur mit Freuden gedenken. Meine Wiederherstellung war ein Freudentag für die ganze Stadt, für meine lieben Mitbürger; und unvergeßlich muß mir die Liebe und Freundlichkeit sein mit der mich der damalige Curator der Anstalt, Herr v. Rehfues, und alle meine Amtsgenossen bis auf Einen (A. W. v. Schlegel) wieder empfingen, ja mich für das folgende Jahr zum Rector der Universität wählten.

Mit welchen Gefühlen er dies Amt antrat, schildert seine lateinische Antrittsrede (Vorrede, XVII fg.) auf das beste. Die Betrachtung seines frühern Unglücks, die innige Freude über den Umschwung seines Schicksals, der frische Muth mit dem der siebzigjährige Greis sein Amt antritt, und die herzliche Begrüßung seiner Collegen bilden eine so anmuthige Abwechselung, daß die Rede des Abdrucks vollkommen werth war. Den Schluß machte

eine väterliche und ernste Gemahnung an die Studirenden. Arndt erinnerte sie wohl zu beachten den Unterschied zwischen teutonice und germanice vivere. Nachdem er das Eigenthümliche des Letztern hervorgehoben hat, fährt er fort:

Sic hilares et geniales dies vos feliciter et innocenter per amoenissimam juventutem traducant, non illa teutonitas (sit barbarae voci venia), cujus gloriola censetur, noctem continuare potando, rixas gladiis placare et expiare et post nimias et immodestas compotationes in pelle ursina, ut dicunt, recumbere et stertere. Tacitus sub initium saeculi nostrae aerae secundi de majoribus nostris dixit: Plus apud eos boni mores valent quam alibi bonae leges. Hoc enim scitote, omnem potentiam et dignitatem legum in moribus sitam et libera obedientia legum unice virum liberum et ingenuum effici.

Wir können hierbei nicht die Bemerkung unterdrücken, daß Arndt, obwol ein echt deutscher Mann, die lateinische Sprache bei der akademischen Feierlichkeit zu gebrauchen nicht verschmäht, und zwar sie auf eine solche Weise gehandhabt hat, daß ihm der gute Ausdruck und die lateinische Färbung zur Ehre gereichen. Das ist der Segen der gründlichen, alten Schulbildung, der auch nach langer Ruhezeit seine Früchte trägt. Wie eifrig aber Arndt überhaupt der classischen Literatur zugethan war, beweisen unzählige Stellen in seinen Schriften, und hier wieder ein aus Bonn vom 12. März 1818 geschriebener Brief. In diesem läßt er durch Reimer seine Freunde Nicolovius, Süvern und Savigny dringend auffodern ein paar recht tüchtige Philologen an die Rheinuniversität zu schaffen, damit die jungen Leute nicht mehr in den elenden, mönchischen Anstalten in Lüttich oder Brüssel zu studiren brauchten, damit die rheinische Finsterniß möglichst gelüftet würde, und die jungen Holländer oder Brabanter mehr Geschmack an der deutschen als an der wälschen Literatur finden lernten (II, 52). Arndt hat da ein wahres Wort gesprochen, und die Sorge welche die preußische Regierung auf die Pflege der classischen Sprachen im Rheinlande gewendet hat ist durch glückliche Erfolge belohnt worden. Auch hierbei wird für immer des Erzbischofs Grafen Spiegel großes Verdienst zu erkennen sein, das ihm der beschränkte Gesichtskreis seines Nachfolgers Droste-Vischering gar zu gern geschmälert hätte.

Ueber den übrigen Theil der Briefe handeln wir in einem zweiten Artikel.*) 20.

*) Diesen zweiten Artikel geben wir im nächsten Monat.
D. Red.

Neugriechische Literatur.

Wir haben nach längerer Zeit wieder eine größere Anzahl neuerschienener Bücher aus Griechenland erhalten, die ein nicht ungünstiges Zeugniß von dem dort auch auf dem Gebiete der Literatur neuerwachten Leben ablegen, und worüber wir hier einige allgemeinere Bemerkungen machen wollen.

Aus frühern Jahren liegen uns hier vor: eine französische Grammatik („Στοιχεῖα γαλλικῆς γραμματικῆς") von Samurkassis (1843); eine altgriechische Archäologie, aus dem Englischen des Irving, von Antoniadis (zweite Ausgabe, 1843); eine Ethik von Kumas (1844), von dessen Tochter Helene Katakosini herausgegeben; ein „Handbuch der Botanik" von Landerer (1845); eine altgriechische Grammatik von G. Chrysowergis (zweite Ausgabe, 1845); ein „Historischer Versuch über die französische Literatur" von Joannis Minotos (1845); eine Geometrie (1845) und eine Algebra (1846), beide von Ch. Waphas, von dem bereits im J. 1842 fg. ein „Lehrbuch der Arithmetik" erschienen war, das mit jenen eine Art Ganzes bildet. Eine Blumensprache („Ἀνθεῖ, ἢ ἡ φωνὴ τῶν ἀνθέων"), welche 1846 erschien, behandelt ihren Gegenstand in beinahe 400 gereimten politischen Versen; indeß hat der ungenannte Verfasser nicht angegeben, nach welchen Grundsätzen er verfahren, und ob er dabei andere ähnliche Arbeiten benutzt habe.

Eine Chorographie des Königreichs Griechenland („Πίναξ χωρογραφικὸς τῆς Ἑλλάδος"), von J. D. Stamatakis (1846), nach officiellen Mittheilungen der Regierung abgefaßt, enthält die Namen der einzelnen Gemeinden, nebst Angabe der Einwohnerzahl und der sie bildenden Städte, Flecken und Dörfer, die Entfernungen der Dörfer von jedem Hauptorte der Gemeinde, dieser letztern von der Hauptstadt der Provinz, und dieser wieder von Athen. Angefügt ist ein doppeltes alphabetisches Verzeichniß theils der Gemeinden, theils der Provinzen der zehn einzelnen Kreise des Königreichs; ferner zwei Tabellen, deren eine die gegenseitigen Entfernungen der einzelnen Hauptorte der Provinzen des Festlands, die andere die aller Inseln, und ihre Entfernung von dem Hafen Piräos nach Seemeilen angibt. Die Einwohner des Königreichs werden dort zu 931,853 berechnet.

Ueber das Leben das in Griechenland auch auf dem Gebiete der Kunstfertigkeit und der höhern Kunst sich zu regen beginnt geben zwei Reden Aufschluß, die im December 1846 von Lehrern der Polytechnischen Schule in Athen gehalten worden sind. Die eine, vom Director derselben, Kavtanzoglu, bei Gelegenheit der jährlichen Ausstellung der Arbeiten der Schüler und der Preisvertheilung gehalten, verbreitet sich namentlich über die Architektonik und die gegenwärtig veränderten Verhältnisse in Betreff ihrer Anwendung; die andere, welche den an der Polytechnischen Schule neu ernannten Professor der Architektonik, Plastik und Graphik, G. Pappadopulos, zum Verfasser hat, spricht sich über Kunst im Allgemeinen und mit besonderm Bezug theils auf die bisherigen Zustände in Griechenland, theils auf die Polytechnische Schule in Athen, über Das, was dieselbe in Betreff der bildenden Kunst leisten soll und leistet (z. B. im Zeichnen, in der Malerei — Kirchenmalerei, Portraitmalerei, Stubenmalerei —, ferner in der Holzschneidekunst, Plastik, Architektonik, Lithographie), auch über den Einfluß der bildenden Kunst für Erregung des Kunstsinns und einer allgemeinen Kunstbildung und des ästhetischen Gefühls in geistreicher Weise aus. Sie erklärt sich zugleich über die eigenthümlichen Verhältnisse und Bedingungen einer dem Zwecke wahrhaft entsprechenden polytechnischen Schule in Griechenland, besonders in Hinsicht auf das griechische Alterthum und auf die Beziehungen der Gegenwart zu demselben, ertheilt übrigens der Polytechnischen Schule in Athen, diesem einzigen Vereinigungspunkte der bildenden Künste im Morgenlande, ein nicht ungünstiges Zeugniß. Einen andern Beweis dafür, daß die Griechen unserer Tage für bildende Kunst einen tiefern Sinn haben, wie sie darüber denken, und wie sie den Beispielen anderer neuern Völker, namentlich dem der Deutschen, nacheifern, gibt eine Abhandlung des jetzt an der Universität in Athen angestellten Prof. Kumanidis: „Ueber den Zweck der heutigen griechischen Kunst" („Ποῦ σπεύδει ἡ τέχνη τῶν Ἑλλήνων τὴν σήμερον"), die derselbe in Paris 1843 für einen kleinen Kreis von Zuhörern geschrieben hatte, und die er später (1845) in Belgrad hat drucken lassen. Angehängt ist die Uebersetzung zweier Abhandlungen Winckelmann's: „Rath für den Beschauer von Kunstwerken" und „Ueber die Grazie in den Werken der Kunst".

Eine von Panagiotis Sutsos bei Gelegenheit der Erinnerungsfeier an den Ausbruch des Freiheitskampfes (25. März 1821) im J. 1846 in der Nähe Athens gehaltene Rede („Π. Σούτσου Αὐτοσχέδιος λόγος Πανηγυρικὸς τῶν ὑπὲρ πατρίδος πεσόντων κατὰ τὸν Ἑλληνικὸν ἀγῶνα") läßt in der Auffassung und Ausführung des Gegenstandes den begeisterten Dichter nicht verkennen, zeugt aber auch von einem nicht unbedeutenden Rednertalent und von einer nicht geringen Sprachgewandtheit des Verfassers, und sie verdiente jedenfalls die einseitige Kritik nicht, mit der ein gewisser Th. Sakellariadis in seiner „Ἐπίκρισις εἰς τὸν Π. Σούτσου Πανηγυρικόν" (1846) darüber hergefallen ist.

In wissenschaftlicher Hinsicht kam uns eine von Prof. Asopios herausgegebene, aus dessen Vorlesungen an der Universität hervorgegangene, noch unvollendete „Εἰσαγωγὴ εἰς Πίνδαρον", ferner eine „Philologisch-kritische Geschichte der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte und ihrer Schriften" („Φιλολογικὴ καὶ κριτικὴ ἱστορία τῶν κατὰ τὰς τρεῖς πρώτας τῆς ἐκκλησίας ἑκατονταετηρίδας ἀκμασάντων ἁγίων Πατέρων καὶ τῶν συγγραμμάτων αὐτῶν", 1846) von Konst. Kontogonis, Professor der Theologie an der Universität in Athen, mit welcher er einem Mangel in der Kirchengeschichte der morgenländischen Kirche und einem fühlbaren Bedürfnisse der Kleriker dieser Kirche beim Studium der Theologie abzuhelfen bemüht war, sowie eine „Christliche Moral" („Τῆς κατὰ Χριστὸν ἠθικῆς πραγματεία", 1846), von Misail Apostolidis, gleichfalls Professor der Theologie in Athen, zu, von welcher letztern namentlich zu wünschen ist, daß sie auf Weckung und Stärkung eines wahrhaft christlichen Lebens in Griechenland, woran es auch dort gar sehr fehlt, ernstlich und nachdrücklich wirken möge.

Eine interessante Sammlung neugriechischer Volkssprüchwörter ist unter dem Titel „Παροιμίαι δημώδεις" von J. Wenizelos in Athen 1846 erschienen. Sie ist alphabetisch geordnet und enthält gegen 1500 solcher Sprüchwörter, obgleich darunter auch manche blos sprüchwörtliche Redensarten sich mit befinden. Die Sammlung ist von Interesse, weil dergleichen Sprüchwörter gleichsam als Sätze der Moralphilosophie des Volkes gelten können, und sie selbst als das unvergängliche Buch der Volksmoral erscheinen. Der Herausgeber hat sich zugleich die Mühe gegeben, die einzelnen Sprüchwörter, von denen jedoch manche auch ohne weitere Deutung verständlich sind, zu erklären, wofür man ihm im Allgemeinen und namentlich in Betreff der mit darin enthaltenen Localsprüchwörter immer dankbar sein muß. Uebrigens ist diese Sammlung keineswegs vollständig, wie sich schon aus einer Vergleichung mit den von Roß in seinen „Reisen auf den griechischen Inseln" (II, 174 fg.) mitgetheilten neugriechischen Sprüchwörtern ergibt. Auch scheint der Herausgeber eine im J. 1832 in Triest von F. S. Maniaris herausgegebene Sammlung griechischer Sprüchwörter unter dem Titel „Ἡ Σφίγξ" nicht gekannt zu haben.

In geschichtlicher Hinsicht ist uns der erste Band der „Ἱστορία τῶν ἀρχαίων ἐθνῶν" von Konstantin Schinas (Athen 1846) zugekommen. Er enthält in sechs Capiteln die Geschichte der alten Völker in Asien und Libyen, nämlich der Assyrier, Meder und einiger andern, weniger wichtigen Völkerschaften Unterasiens, ferner der Perser, Phönizier und Aegypter. Der Verf., der Professor in der philosophischen Facultät an der Universität in Athen ist, und namentlich auch geschichtliche Vorträge hält, hat das Buch, das er, so viel die Geschichte der Griechen und Römer anlangt, fortzusetzen gedenkt, zunächst für seine Zuhörer bestimmt.

Von Dichtungen haben wir hier nur einer Sammlung des in Deutschland bereits bekannten, noch jungen griechischen Sängers aus Syra, J. D. Karatschutschas, unter der Aufschrift: „Ἑωθιναὶ μελῳδίαι" (Athen 1846) zu gedenken. Sie enthält 20 kleinere und größere, zum Theil schon bekannte Gedichte, in denen der Dichter vorzugsweise theils Naturscenen schildert, theils sein Vaterland in patriotischer Begeisterung feiert, und bei dem Schmerze und dem Unglücke der Gegenwart durch die großartigen Erinnerungen an die vergangene Herrlichkeit sich aufrichtet, und mit den kühnsten Hoffnungen für kommende Zeiten tröstet. Seine Muse ist keusch und ernst, und sie liebt mehr das Düstere, Melancholische; aber sie ist sich auch des Adels und der Erhabenheit der Gesinnung in so hohem Grade bewußt, daß sie auf den Fittichen der Phantasie über die gemeine Wirklichkeit der Dinge sich emporschwingt, und sich selbst und Andere darüber mächtig zu erheben vermag. Karatschutschas ist jedenfalls ein Dichter der noch zu schönen Hoffnungen berechtigt. Seine Sprache ist ebenso kräftig und phantasiereich als edel und wohlklingend, und er versucht sich auch in neuen eigenthümlichen Versmaßen, wie vor einigen Decennien Kalwos und Salomos. Indeß passen entweder die Versmaße nicht für die Sprache, oder die Sprache will sich den Versmaßen nicht recht fügen; es ist Hartes und Holperiges in diesen neugriechischen Oden, die fast eine Art Sehnsucht nach dem politischen Versmaße mit seiner Weichheit und Energie, ungeachtet der demselben eigenthümlichen Monotonie, empfinden lassen.

In Hinsicht auf Lexikographie empfehlen wir das von Skarlatos Wysantios herausgegebene „Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικόν" (Athen 1846), bei dem es derselbe nicht blos auf den Gebrauch zum Lesen griechischer, sowol altgriechischer wie neugriechischer Schriftsteller, und zur Kenntniß der griechischen Sprache, sondern auch zugleich auf deren Reinigung abgesehen hat, das jedoch ebenso die Erleichterung des Studiums der französischen Sprache bezweckt, welche der Verf. theils an und für sich, theils besonders als Vermittlerin der Kenntnisse und der Bildung des westlichen Europas jedem aufgeklärten Griechen dringend zur Erlernung empfiehlt. Der Verf. hat dabei den Gebrauch eines Wörterbuchs der altgriechischen Sprache, dergleichen er selbst bereits im J. 1839 herausgegeben, neben dem seinigen durchaus nicht ausgeschlossen, vielmehr soll dieses dem erstern gleichsam zur Ergänzung dienen. Indeß kann auch dieses, wie schon das von dem nämlichen gelehrten Griechen im J. 1835 herausgegebene „Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου", auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen, was übrigens bei einer Sprache wie die neugriechische, die noch fortwährend im Bildungsprocesse begriffen ist, kein Vorwurf sein kann und sein soll.

Von dem schon obenerwähnten gelehrten Professor der griechischen Literatur an der Universität in Athen, Konst. Asopios, ist eine „Geschichte der griechischen Literatur" („Ἱστορία τῶν ἑλληνικῶν γραμμάτων", Athen 1846) erschienen; allein sie ist noch unvollendet, und namentlich fehlt noch die Vorrede; daher wir es jetzt unterlassen, ein Mehres darüber mitzutheilen, bis wir im Besitz des Ganzen sein werden. Jedenfalls verspricht dasselbe ein Buch von nicht geringer Bedeutung, namentlich für die Griechen, zu werden, da es auf eigenthümlichen Forschungen des gelehrten Verf. beruht. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 236. —— 24. August 1847.

Zur diplomatischen Literatur.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron *Charles de Martens* et le Baron *Ferd. de Cussy*. Erster bis vierter Band. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 10 Thlr. 16 Ngr.

Mit der Erscheinung dieses Werkes ist nunmehr einem längst, zumal in der neuern Zeit, in der diplomatischen Welt und Literatur gefühlten Bedürfnisse auf eine sehr befriedigende Weise abgeholfen worden. Die allbekannte große Sammlung europäischer und außereuropäischer Staatsverträge und anderer merkwürdiger diplomatischer Actenstücke, welche Georg Friedrich von Martens das Verdienst hatte im J. 1790 in Göttingen zu gründen, die sich ähnlichen frühern Sammlungen von gleichem Umfange anschloß, und auch nach dem 1822 erfolgten Ableben des ersten Gründers bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden ist, war zu einem Riesenwerke von 30 Bänden angeschwollen, und wuchs bei dem rastlosen Streben des gegenwärtigen Herausgebers, Friedrich Murhard, möglichste Vollständigkeit in den Mittheilungen zu erzielen, mit jedem Jahre noch mehr an. Diese bändereiche Sammlung ist und bleibt ein hochwichtiges Repertorium für den Publicisten, Historiker und Staatsmann, ein unentbehrliches Werk in Bibliotheken für die Wissenschaft der Diplomatie. Die europäische Literatur besitzt in diesem Fache kein anderes Werk von dem nämlichen Umfange und derselben Vollständigkeit, und es ist die einzige Sammlung der Art, die auch jetzt noch regelmäßig fortgesetzt wird. Der Verlagshandlung gereicht es zur Ehre, stets eifrige Sorgfalt auf die ununterbrochene Fortsetzung dieses Unternehmens gewandt zu haben. In der That würde durch Unterbrechung der Fortsetzung des großen Martens'schen „Recueil" eine Lücke in der Bücherwelt entstehen, die sehr bald von allen Denen empfunden werden dürfte die gewohnt sind dasselbe in oft vorkommenden Fällen zu Rathe zu ziehen.

Aber dieses schätzbare großartige Archiv mit seinem Reichthum von denkwürdigen Verhandlungen zwischen den Staaten und Nationen der ganzen civilisirten Welt war doch allmälig für den Privatmann zu kostspielig, für den Privatgebrauch zu unbequem umfangreich geworden. Dazu kam, daß bei der ungeheuern Häufung und Verwickelung der öffentlichen und geheimen Verträge und diplomatischen Unterhandlungen, wozu die großen Weltbegebenheiten und Ereignisse gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und in den jetzigen führten, während jenseit des Atlantischen Meers in der Neuen Welt eine Reihe unabhängiger Staaten entstanden war, deren völkerrechtliche Verhältnisse nicht unberücksichtigt bleiben konnten, eine genaue chronologische Folgenreihe in der Aufnahme der Actenstücke nicht hatte beobachtet werden können, sondern die Herausgeber sich hatten begnügen müssen sie hier und dort den einzelnen Bänden der fortlaufenden großen Sammlung anzufügen wie sie deren eben habhaft zu werden vermocht. Immer neue Supplemente zur Ergänzung der frühern Lieferungen wurden nöthig, und der jetzige Herausgeber hat dieselben noch mit drei Bänden „Nouveaux Suppléments" vermehrt. Die weitläufige Sammlung hatte sogar nach und nach drei verschiedene Titel bekommen, und mit jedem neuen Titel hatte eine neue Serie von Bänden begonnen, wodurch man bei der Citation der Actenstücke in Verlegenheit kam den Band zu bezeichnen worin dieselben zu finden waren. Der Gebrauch des Werkes und das Zurechtfinden in demselben war dadurch ungemein erschwert worden. Zwar war durch die in der neuesten Zeit erschienene chronologisch und alphabetisch geordnete „Table générale" in zwei Bänden, wovon der erste 1837 von Karl von Martens, der zweite später von Murhard besorgt wurde, das Nachschlagen in der ganzen Sammlung um Vieles erleichtert worden; aber es fehlte an einem nach Maßgabe der Gegenstände geordneten allgemeinen Register derselben.

Gewiß war es daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen, einen für den Geschäftsgebrauch zweckmäßigen Auszug aus der fraglichen großen Sammlung zu bearbeiten, um die darin dargebotene Masse mehr zu concentriren, und dabei, mit Ausscheidung alles Dessen was in der Gegenwart nur noch geschichtlichen Werth hat, sich auf das heute noch Anwendbare, namentlich auf diejenigen politischen Verhandlungen zu beschränken die im dermaligen diplomatischen Verkehr allein noch Geltung haben, und daher vorzugsweise von den Diplomaten benutzt werden. Da diese keinen fixen Wohnsitz haben, sondern den Ort

ihres Aufenthalts nicht selten wechseln, so wird es für sie unbequem, eine große Zahl von Büchern und aus vielen Bänden bestehende Werke mit sich zu führen; ihnen wird daher eine Quintessenz des großen Martens'schen „Recueil" zum täglichen Hausgebrauch für ihre bibliothèque portative besonders willkommen sein. Die Fertigung eines solchen Auszugs erfoderte freilich, um seinem Zwecke zu entsprechen, und für den praktischen Geschäftsmann einen hohen Werth zu bekommen, große Sachkenntniß und Umsicht. Karl von Martens und Ferdinand de Cussy, Beide als Schriftsteller in diesem Fache rühmlichst bekannt, und zugleich mit bewährten Kenntnissen und Einsichten in demselben, durch Erfahrungen in langjährige diplomatische Praxis gewonnen, ausgerüstet, besaßen sicherlich eine vollkommene Befähigung zur Lösung dieser Aufgabe, und sie verstanden es, den Erwartungen die man bei ihnen im voraus von der Ausführung eines solchen Werkes hegen konnte durch das vorliegende aufs genügendste zu entsprechen. Sie sind unverkennbar mit praktischem Sinn an diese Arbeit gegangen, und es hat wol Jahre bedurft, um mit derselben zu Ende zu kommen. Es ist ihnen gelungen die großen Schwierigkeiten die sich dabei darboten glücklich zu überwinden, und sie haben ein höchst nützliches, durch Brauchbarkeit ausgezeichnetes Werk geliefert, welches die dankbare Anerkennung aller Staatsmänner die im Felde der Diplomatie beschäftigt sind verdient. Dasselbe ist ihnen als das beste Handbuch in ihrem Fache mit Recht zu empfehlen.

Um den reichen Stoff zu den nöthigen Mittheilungen in den beschränkten Raum von wenigen Bänden zusammenzudrängen, kam es vor Allem auf möglichst große Ersparung des letztern an. Dies ist zum Theil schon dadurch erzielt worden, daß in dem „Recueil manuel et pratique" das blos Formelle bei den einzelnen Actenstücken weggelassen ist. Außerdem werden hier die Texte in der Regel nur Französisch gegeben, während sie in dem großen Martens'schen „Recueil" häufig in mehren Sprachen, wenn die Originaltexte in verschiedenen Dialekten abgefaßt waren, veröffentlicht sind. Dadurch ist nicht wenig Platz gewonnen worden, und man kann dieses Verfahren nur billigen, da die französische Sprache die der heutigen Diplomatie ist. In der Einleitung lassen sich die Herausgeber umständlich über die Grundsätze aus welche sie bei der Ausarbeitung ihres Werkes geleitet haben. Unter der großen Menge von diplomatischen Tractaten welche von verschiedenen Cabineten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Epoche bis zu der das Martens'sche große „Recueil" hinaufgeht, abgeschlossen worden sind, haben sie eine verständige umsichtige Wahl bei der Aufnahme in ihr Werk getroffen, indem sie sich darauf beschränkt haben, nur solchen eine Stelle in demselben einzuräumen die entweder noch in unserer Zeit sich in Kraft befinden oder doch von der Art sind, daß sich in den völkerrechtlichen Unterhandlungen der Jetztzeit darauf bezogen werden kann. Dagegen sind alle die zahlreichen Verträge und Uebereinkünfte weggeblieben welche theils ihrer Natur nach eine blos vorübergehende Gültigkeit hatten, und allein für den Geschichtschreiber noch von Werth sind, theils durch spätere Tractate aufgehoben und außer Kraft gesetzt worden, in der großen göttingischen Sammlung aber so viel Raum füllen. Dahin gehören namentlich so viele traités d'alliance, de subsides, de trêve, de neutralité, conventions d'armistice, de capitulations des places de guerre, d'étapes militaires, conventions *préliminaires* suivies de conventions *définitives*, tous les traités *provisoires*, les traités *non ratifiés*, les règlements de limites entre pays, dont les événements n'ont plus fait avec le temps qu'un seul et même état, en général tous les documents, mémoires, etc., qui n'ont plus aujourd'hui qu'un intérêt *purement historique*. Ebenso sind insbesondere entfernt gehalten worden tous les décrets de réunion à la France des pays divers que le traité de paix de 1814 et le congrès de Vienne lui ont enlevés, und les règlements d'étiquette, entre les agents diplomatiques, puisque ce point a été déterminé d'une manière générale et précise par l'acte du congrès de Vienne. Ferner sind in der Regel in die neue Sammlung nicht aufgenommen worden les lois ou conventions pour tout ce qui concerne les droits des *étrangers* en général, leur admission et leur séjour, les successions, les établissements commerciaux, etc. — les conventions ou décrets qui ont supprimé l'exercice du droit d'aubaine et de détraction — la répression des délits dans les forêts limitrophes — l'échange des déserteurs — la réception ou le renvoi des vagabonds et malfaiteurs u. dgl. m., überhaupt alle auf das Völkerrecht bezügliche Anordnungen und Feststellungen von secondairer Wichtigkeit; allein sorgfältig sind die officiellen Gesetzsammlungen der einzelnen Staaten nachgewiesen und angeführt wo sie zu finden sind. Bei den Conventionen welche von der Britisch-ostindischen Gesellschaft und von den Vereinigten Staaten mit den indianischen Stämmen in Amerika abgeschlossen worden sind, haben sich die Herausgeber des „Recueil manuel et pratique" begnügt auf den Band der größern Martens'schen Sammlung zu verweisen worin sie enthalten sind. Diese letztere, sagen sie, restera un monument précieux de curieuses archives pour l'homme d'État, pour l'historien et en principe pour la science elle-même du droit des gens, die durch ihr Unternehmen nicht überflüssig wird, wogegen sich allerdings ihr Werk weit mehr und besser zum täglichen Gebrauch des diplomatischen Geschäftsmannes eignet und vorzüglich zu diesem Zweck bestimmt ist. Vielleicht wäre es nicht unzweckmäßig gewesen, wenn die Herausgeber dieser in so vielem Betracht trefflichen neuen Sammlung sich nicht so streng an den Anfangstermin der ältern größern die sie bei ihrer Arbeit zum Grunde gelegt, nämlich das Jahr 1760, gebunden, sondern auch aus einer frühern Zeitperiode wenigstens das Wichtigste aufgenommen hätten. Hatte doch einer von ihnen, Cussy, auch schon in dem früher von ihm mit dem Grafen von Hauterive herausgegebenen „Recueil des traités de commerce et de navigation" für gut gefunden, bis zur

Epoche des Westfälischen Friedens zurückzugehen. Rücksichten auf die zu beobachtende Oekonomie des Raumes, um das Werk nicht zu vertheuern, mögen indeß davon abgehalten haben demselben eine solche Ausdehnung zu verleihen.

Das vorliegende Sammelwerk zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste, aus zwei Bänden bestehend, den Zeitraum vom J. 1760 bis zum Pariser Friedensschluß 1814 umfaßt, und die zweite, mit dem Wiener Congreß und den in Folge desselben abgeschlossenen wichtigen Verträgen beginnend bis zum J. 1846 geht, und drei Bände in sich begreifen wird, sodaß das ganze Werk nicht die Zahl von fünf Bänden überschreitet. Der ersten Abtheilung finden sich zwei höchst mühsam ausgearbeitete Uebersichten vorausgeschickt, ein Index explicatif in alphabetischer Ordnung, wodurch der Gebrauch des Werks sehr erleichtert wird, und eine Table des principaux traités publics conclus depuis le commencement du 16me siècle jusqu'à 1759, avec l'indication des recueils et des collections qui les renferment. Die Ordnung in dem ganzen Werke ist streng chronologisch; es wird aber zugleich eine Uebersicht nach Ländern in einer besondern angehängten Table gegeben. Ueberhaupt ist Alles gethan, um den Gebrauch und die Benutzung dieses Werkes durch zweckmäßige Register bequem zu machen. Der zweiten, mit dem dritten Bande beginnenden Abtheilung geht eine Einleitung voran, worin die Gesichtspunkte angedeutet werden von denen die Herausgeber bei der Anordnung des Ganzen nach Maßgabe der Ereignisse die seit dem Befreiungskriege in Europa stattgehabt haben ausgegangen sind, sowie die Principien von denen sie dabei geleitet worden sind. Friedensschlüsse, Verträge und diplomatische Verhandlungen zur neuen Gestaltung der europäischen Verhältnisse in völkerrechtlicher und territorialer Beziehung, dann Handels- und Schiffahrtstractate, Grenzverträge, Zollconventionen und viele andere Ausgleichungen auf diplomatischem Wege zur Sicherung des friedlichen Verkehrs der Völker und Staaten bilden das Hauptmaterial dieser zweiten Abtheilung, die im dritten Bande des Werkes bis 1826 und im vierten bis zu Ende 1839 zurückgeht. In die letztere Zeitperiode fällt die Begebenheit der französischen Julirevolution, in Folge derselben die Entstehung und Entwickelung des Königreichs Belgien, und die unter höchst schwierigen Verhältnissen zu Stande gekommene Bildung des ebenfalls neuen Königreichs Griechenland. Die vornehmsten auf diese Ereignisse bezüglichen diplomatischen Actenstücke finden sich im vierten Bande mitgetheilt. Die Verhandlungen in Betreff des preußischen Zollvereins, und wegen Unterdrückung des Negerhandels haben sich die Herausgeber ihrem Plane gemäß für den noch rückständigen fünften Schlußband vorbehalten. Mit sorgfältiger Genauigkeit ausgearbeitete zweckmäßige alphabetische Register dienen auch bei den Bänden der zweiten Abtheilung des Werkes gar sehr zur Erleichterung des praktischen Gebrauchs des darin dargebotenen reichen Materials. Die typographische Ausstattung dieses nützlichen diplomatischen Sammelwerkes läßt Nichts zu wünschen übrig; dasselbe ist sowol durch Schönheit als durch Correctheit des Drucks ausgezeichnet. Dabei ist von den sachverständigen Herausgebern als praktischen Diplomaten bei der Mittheilung aller in ihr „Recueil manuel et pratique" aufgenommenen Actenstücke mit diplomatischer Genauigkeit und gewissenhafter Treue zu Werke gegangen worden. 85.

Alexander Willingen. Ein Charaktergemälde neuer Zeit. Zwei Bände. Leipzig, Steinacker. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schon mehrfach ist in neuerer Zeit im Romane der Conflict behandelt worden der entsteht, wenn ein Christ ein Judenmädchen, ein Jude eine Christin und umgekehrt liebt. Fast alle diese Darstellungen endigten tragisch, die Macht der Verhältnisse trat zerstörend zwischen die Liebe hinein, und der Conflict blieb ungeschlichtet, die Frage ungelöst. Es sind freilich die Hindernisse die sich einer solchen Verbindung entgegenstellen gegenwärtig größtentheils in der Praxis unübersteiglich; aber sind sie es darum auch für die Kunst, die das Recht vor Allem hat die unnatürlichen Verhältnisse zu überspringen, und ihr Banner auf dem Boden des freien und schönen Menschenlebens aufpflanzt? Es scheint fast als wolle sich der annoch in der Praxis bestehende ungelöste Gegensatz zwischen Jude und Christ auch in die Literatur werfen, da fast sämmtliche literarische Producte diesen Gegenstand behandeln, es nicht über die tragische Lösung hinausbringen, und gewissermaßen den Muth nicht haben die letzten Fesseln zu sprengen, die ja nur als widernatürliche noch bestehen, als ob es unmöglich wäre, daß eine Ehe wahrhaft zu Stande kommen könnte, nachdem die Bedingung derselben, freie sittliche Liebe, längst existirt. So sehr wir überzeugt sind, daß diese Producte nur der Ausfluß jener Halbheit des praktischen Lebens sind, nur aus Mangel einer consequenten poetischen Auffassung entspringen, ebenso sehr halten wir auch unerschütterlich daran fest, daß die Emancipation der Juden nur dann eigentlich eine Wahrheit werden wird, wenn durch Einführung der Civilehe die Schranken niedergerissen werden welche hemmend einer wahren Verschmelzung annoch im Wege stehen. So lange die Juden an einer außer uns bestehenden Nationalität festhalten, so lange machen sie selbst es uns zu einer Unmöglichkeit sie wahrhaft zu emancipiren; das religiöse Bekenntniß ist kein Hinderniß, wol aber ihre politischen Ansichten, wonach sie ein für sich bestehendes Volk sein wollen, und wenn auch ein großer Theil des jüdischen Volkes bereits von dem nationaljüdischen Standpunkt sich losgeschält hat, so haften dagegen die meisten noch zäh und hartnäckig an demselben, machen dadurch die wahre Emancipation, die Vereinigung mit uns auf dem gemeinsamen Boden des deutschen Vaterlands zu einer Unmöglichkeit. Der Verf. des vorliegenden Buchs legt gleichfalls noch ein großes Gewicht auf diese jüdische Nationalität, er spricht von einer Aristokratie die, gegründet auf Uebergewicht des Geistes, auf Tugend, Wissen und auf Kenntniß des Gesetzes, sich unter den Juden gebildet habe. „Wenn je", fährt er sodann fort, „eine Aristokratie wohlthätig gewirkt, so war es hier der Fall; denn sie hat die Juden gerettet, hat ihnen ihre Nationalität erhalten." In dem nationellen Leben liegt das Abgeschlossene, die Schranke; die Nationalität ist das Individuum als Volk, eine schließt die andere aus, rückt sie neben sich, statt sie in sich aufzunehmen. Bleiben die Juden auf diesem Standpunkte, so mögen sie weniger über uns sich beschweren als vielmehr über sich selbst, wenn wir nicht im Stande sind sie in uns aufzunehmen, und wenn sie blos die äußern Vortheile suchen, die wir ihnen nur in geistiger und

politischer Vereinigung gewähren können. Was den Roman selbst anlangt, so bezeichnet ihn der Verf. als ein „harmloses Büchlein", von dem er dem Leser, falls er darüber einschlafen sollte, angenehme Träume wünsche. Zugleich bittet er um Nachsicht für die geringe Leistung, und hält es für seinen größten Ruhm, wenn es ihm gelingen sollte nicht etwa durch seine schwache Rede, sondern durch die überzeugende Kraft der Wahrheit den Leser auch nur über einen einzigen von den etwanigen vorgefaßten Irrthümern oder mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen aufzuklären. Diese Bescheidenheit ist zwar rühmlichst anzuerkennen, obgleich sie übrigens auch gar zu wenig Selbstvertrauen verräth, und den Roman zu einem jüdischen Tendenzbuche stempelt. Es sind gewöhnliche Verhältnisse die uns hier zur Anschauung gebracht werden, es ist Flitterglanz der über das Leben ausgebreitet ist, ohne daß man den Odem einer wahrhaft poetischen Leidenschaft empfände, der das Buch uns besonders werth machen könnte. Die Charaktere sind ohne Schärfe; es schwimmt Alles durcheinander, der Faden der Erzählung schleppt sich matt durch die beiden Bände hin, und die Schilderungen des kaiserlichen Hofs Napoleon's und seiner Familienverhältnisse sind für die Anlage des Ganzen viel zu weit ausgesponnen und liegen dem ganzen Zweck fern. Ueberhaupt fehlt dem Buche der eigentliche Mittelpunkt, es sind lose aneinander gereihte Schilderungen, die stilistisch betrachtet ebenfalls nicht befriedigen können und voller Gemeinplätze wimmeln. Wenn der Verf. (II, 194) uns in das Schlafzimmer seiner Hauptheldin führt, wo sie aus dem Bette — natürlich im Hemde — steigt, sich Unterkleid und Strümpfe anzieht, so ist dieses Detail doch gar zu hausbacken, und wenn er meint, daß das laute Klopfen eines Busens Jemanden vom Schlaf erwecken könnte, so ist Dies eine widernatürliche Uebertreibung.

93.

Bibliographie.

Berlepsch, H. A. v., Concordanz der poetischen National-Literatur der Deutschen. 1ster Band. 1stes Heft. Erfurt, Hennings und Hopf. 4. 7½ Ngr.

Börne, L., Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. 3ter und 4ter Band. Mannheim, Bassermann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Eine selbstständige Folge der beiden in den Jahren 1835 und 1838 erschienenen Merckischen Briefsammlungen. Aus den Handschriften herausgegeben von K. Wagner. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Föhrau, O., Eine Sängerjugend. Dichtung. Nebst einem Anhange: Das Pantun. Dresden, Adler und Dietze. 8. 25 Ngr.

Gerstäcker, F., Mississippi-Bilder, Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Helbig, K. G., Grundriß der poetischen Literatur der Deutschen. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnold. 8. 5 Ngr.

Herzfeld, L., Geschichte des Volkes Israel von der Zerstörung des ersten Tempels bis zur Einsetzung des Makkabäers Schimon zum hohen Priester und Fürsten. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Des heiligen Johannes v. Damaskus Barlaam und Josaphat. Aus dem Griechischen übertragen von F. Liebrecht. Mit einem Vorwort von L. von Beckedorff. Münster, Theissing. 8. 25 Ngr.

(Graf A. Keyserling, und P. v. Krusenstern.) Beobachtungen auf einer Reise in das Petschora-Land. Im Jahre 1843. St.-Petersburg. 1846. Gr. 4. 10 Thlr.

Lampe, K., Thorenspiegel. Ein komischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Lenzen, Marie, Magnus Krafft. Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Maass, C., Practische Seelenheilkunde, nebst Grundbedingungen einer guten Irren-, Heil- und Pflegeanstalt. Ein Handbuch für Aerzte und Richter. Wien, Rohrmann. Lex.-8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Minckwitz, J., Gedichte. Leipzig, Kummer. 8. 25 Ngr.

Neddermeyer, F. H., Zur Statistik und Topographie der freien und Hansestadt Hamburg und deren Gebietes. Zwei Hefte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 4 Thlr.

Reigebaur, J. F., Der Papst und sein Reich oder die weltliche und geistliche Macht des heiligen Stuhles. Zwei Theile. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 2 Thlr.

Nitzsch, C. J., Praktische Theologie. 1ster Band. Einleitung und erstes Buch. Allgemeine Theorie des kirchlichen Lebens. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pirazzi, J., Deutsch-katholische Glockentöne. Ein Sonettenkranz. Offenbach, Heinemann. 8. 8 Ngr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rössler, E. F., Ueber die Bedeutung und Behandlung der Geschichte des Rechts in Oesterreich. Zwei Vorträge, gehalten bei Eröffnung der rechtsgeschichtlichen Vorlesungen an der Wiener Hochschule im Studienjahre 1847. Mit einem Anhange rechtsgeschichtlicher Quellen. Prag, Calve. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Der Salon. Mittheilungen aus den Kreisen der Literatur, Kunst, und des Lebens. Unter Mitwirkung geachteter Schriftsteller herausgegeben von S. Engländer. 1ster Theil. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheible, J., Das Schaltjahr; welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren und hat 366 Tag. 3ter Band. Januar. III. Stuttgart. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Kritische Beleuchtung der Schrift: Die Preußische Verfassung und das Patent vom 3. Febr. 1847 von G. G. Gervinus. Mannheim 1847. Leipzig, Hirschfeld. 8. 6 Ngr.

Degner, C., Rede am Grabe des Hrn. T. J. Halbmaier, evangelischer Pfarrer, den 28. April 1847 gehalten. Passau, Pustet. 8. 2 Ngr.

Erdmann, P., Lola Montez und die Jesuiten. Eine Darstellung der jüngsten Ereignisse in München. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ewald, H., Ueber die Sittlichkeit und Religion der deutschen Wissenschaft. Stuttgart, Krabbe. Gr. 12. 4 Ngr.

Fischer, K. C. F., Zweites nothwendiges Wort über die medicinische Schulfrage. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Gymnasial-Actus im Freien. Eine dramatische Scene. Keine wahre Begebenheit, die aber alle Tage passiren kann. Von *m* Leipzig, Arnold. Gr. 8. 4 Ngr.

Knollmüller, M., Festpredigt bei der 200jährigen Jubiläums-Feier der Marianischen Bürger-Congregation zu Passau, gehalten den 22. März 1847. Passau. 16. 2 Ngr.

Maipredigt und Festspiel zum Mai-Fest der Künstler 1847. Seinen Freunden und Kunstgenossen als Erinnerungsgabe gewidmet von A. T....... 2te Auflage. München, Kaiser. 8. 3 Ngr.

Montez, Lola, Abenteuer der berühmten Tänzerin. Von ihr selbst erzählt. Aus dem Französischen. Leipzig, Kößling. Gr. 16. 7½ Ngr.

Pilati, M., Preußens Bücherverbote in Betreff der Buchhändler und Privatpersonen. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 237. —— 25. August 1847.

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Kriegs im Oct. 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten (Oberpräsident von Bassewitz). Mit 14 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Statistik ist eine der jüngsten Wissenschaften, aber ehe sie sich zu diesen hinaufgeschwungen, wußten verständige Regierungen wie gut sie zu brauchen sei, um sich von den Staats- und Nationalkräften über die sie zu gebieten, von den Verwaltungsresultaten die sie gewonnen hatten, zu jeder Zeit eine bequeme numerische Anschauung und Uebersicht zu verschaffen. In ihrer Eifersucht aufeinander wollte jedoch jede die Statistik zu ihrer Dienerin allein haben, darum wurde sie mit Argusaugen gehütet und in die unzugänglichen Registraturen eingesperrt. Eine solche Lage konnte, wie alle Unfreiheit, für sie nur nachtheilig sein, sie mußte blos für die laufenden Tagesbedürfnisse arbeiten, und ihrem Instinct, sich nach allen Seiten polypenartig auszubreiten, wurde die Zwangsjacke herrschender Gesichtspunkte und vorgeschriebener Schemata angelegt. Die Verwaltungsbehörden haben es mit der Gegenwart und der Zukunft zu thun, ihre Rückblicke beschränken sich in der Regel auf die Vergleichung des letzten Jahrs mit dem Vorjahr, und gehen selten über zehnjährige Durchschnittsberechnungen hinaus. Aeltere statistische Tabellen waren sonst von wenig oder keinem Werth mehr für sie, und fielen der Vergessenheit anheim oder wurden absichtlich zerstört, unbekümmert um Das was sie Andern als Fundgrube noch hätten nützen können. In Preußen wurde zwar 1805 ein eigenes Statistisches Bureau errichtet, aber die Verbindung mit dem Accise-, Zoll- und Commerzdepartement zeigt schon an, wie sehr es dabei nur auf specielle Zwecke abgesehen war. Die Statistik fand sich indeß um so leichter in ihr Schicksal, als ihr wenigstens unbenommen war einen andern noch unwiderstehlichern Trieb zu befriedigen, den Trieb nämlich sich stets zu verjüngen und wiederzugebären. Indem sie mit ihren Zahlenschichten von heute die von gestern überdeckt und die ältern unter den neuern begräbt, kann man von ihr sagen, daß sie ihre eigenen Kinder verzehrt, um nur ewig jung zu scheinen. So wuchs die wiederholte Ablagerung zu großen Korallenbänken an, aber diese blieben öder Fels und nur wenig für wissenschaftlichen Anbau empfänglich. Erst als das Bedürfniß der Oeffentlichkeit auch in der Staatsverwaltung die Geheimsiegel brach, und die Leibeigenschaft der Statistik löste, gelangte diese zum Bewußtsein ihrer selbst und der ihr gebührenden Stelle als Wissenschaft zwischen der Geschichte und Geographie. Letztere theilte sich nunmehr mit der Staatsverwaltung in den Reichthum an Material, der aus dem unversiegbaren Born der Statistik immer neu hervorsprudelte. Diese begnügte sich aber auch nicht, lediglich wie bisher in praktischer Richtung fortzuarbeiten und die verschiedenen Resultate ihrer periodischen Zählung und Rechnung nackt und bloß hinzustellen, sondern sie nahm eine selbständigere historische oder philosophische Richtung an. In letzterer suchte sie die Ursachen in Bedingungen auf von denen die Veränderungen der von ihr in verschiedenen Zeitabschnitten gesuchten und gefundenen Zahlen abhängen, und beförderte dadurch die Prüfung und Lösung wichtiger Probleme der Natur-, Cultur- und Sittengeschichte des Menschen; sie wurde zur politischen Arithmetik, zu einer Meßkunst welche die Scala der Erfahrung an die Lehren der Staatsklugheit und Nationalwirthschaft anlegt. In der historischen Richtung hat man sie wol eine stillstehende Geschichte, wie diese eine fortlaufende Statistik genannt, welches jedoch nur insofern zutrifft, als sie es mehr mit den Zuständen wie sie gleichzeitig nebeneinander im Raum bestehen, die Geschichte aber mit den Begebenheiten wie sie in der Zeit aufeinander folgen, zu thun hat. Beide ergänzen sich wechselseitig und gehen ineinander über. Wählen wir das Theater zur Vergleichung, so sehen wir in der Statistik das Bleibende der Scene, in der Geschichte das Veränderliche des dramatischen Spiels. Jene gibt uns ein Panorama des Innern der Staaten und Länder, in dessen Mitte wir uns stellen müssen, um die Geschichte in dem Moment zu begreifen wo ihr ewiger Wandel darüber hingeht. Durch diese Fortschritte der Statistik sind die Korallenfelsen ihrer starren Tabellen- und Zahlenproduction, der Schrecken aller literarischen Seefahrer, nunmehr hier und da zu blühenden Inseln geworden, die selbst von den Jagdschiffen der Conversation umfahren werden, und an denen sie an-

legen können, ohne Scheu auf Untiefen zu gerathen oder an ihren Klippen zu scheitern.

Indessen möchte es unsern Lesern doch bedenklich vorkommen, wenn wir ihnen ein Buch wie das angezeigte vorführen, welches noch aus den Rüstkammern jener alten Regierungsstatistik entstanden zu sein scheint; ein Buch das sich überdies nur auf eine einzelne preußische Provinz, für die schon Aehnliches da ist, beschränkt, und sie in einem frühern, längst vorübergegangenen Zeitpunkt schildert. Folgendes dürfte jedoch hinreichen diese Bedenklichkeiten zu zerstreuen. Mag eine statistische Monographie für eine einzelne Provinz außerhalb derselben weniger ansprechen, mag gegen die Kurmark Brandenburg, als nüchternes Sandland, auswärts sogar ein Vorurtheil bestehen, an welchem dichterische Versündigungen neuerer Zeit nicht ohne Antheil sind, so ist doch ein solches Vorurtheil früher nicht dagewesen; denn schon Ulrich von Hutten hat ihr ein Loblied gesungen, und die spätern Verunglimpfungen sind ihr in der Rolle die sie in der Befreiung Deutschlands von der französischen Uebermacht gespielt hat nur zu einer verherrlichenden Folie geworden. Hier hat sie eine so überraschende Fülle geistiger und materieller Kräfte entwickelt, daß sie mit vollem Recht darauf Anspruch machen kann, für einen Edelstein nicht blos in der preußischen, sondern auch in der Länderkrone des deutschen Vaterlandes gehalten zu werden. Für den preußischen Staat aber hat sie noch die besondere Wichtigkeit das Herz desselben zu sein, wo sich sein Geäder in der Hauptstadt vereinigt, und Blut und Leben von da aus wieder in alle Glieder zurückströmt. War es deshalb nöthig in einigen Punkten über die Grenzen einer bloßen Provinzialbeschreibung hinauszugehen, so verstärkt sich das Interesse an derselben auch dadurch, daß die Kurmark mit andern, namentlich den benachbarten Provinzen in den Einrichtungen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens Vieles gemein, und der Geist der preußischen Regierung sich in ihr am entschiedensten ausgeprägt hatte. Von ähnlichen Arbeiten über dieselbe können hier nur diejenigen in Betracht kommen welche der von dem Verf. gewählten Periode am nächsten liegen. Von Borgstede's statistisch-topographischer Beschreibung ist 1788 nur der erste Theil erschienen, der nach einer historischen Einleitung blos die Naturbeschaffenheit und den Fortgang des Anbaus und der Bevölkerung betrifft. Bratring's ähnliches Werk über die Mark Brandenburg von 1804 in zwei Quartbänden liefert hauptsächlich die specielle Landesbeschreibung und Topographie, und ist nur etwa zur Hälfte des ersten Theils der Provinzialstatistik überhaupt gewidmet, mehr in Bezug auf Population, Production und Fabrikation als auf die innern Staatsverhältnisse, die nur 30 Seiten einnehmen. Gerade diese sind aber in unserm Buch der Hauptgegenstand, überdem beginnt es drei Jahre später, und die wichtigsten Quellen aus welchen der Verf. schöpfte sind seinem Vorgänger unzugänglich oder noch nicht vorhanden gewesen. Die kurz vor unserm Buch erschienene Schrift von Dieterici: „Der Volkswohlstand im preußischen Staat in statistischen Vergleichungen von den Jahren vor 1806 ab bis in die neueste Zeit" (Berlin 1846), hat es, wie auch Krug's frühere Betrachtungen über dasselbe Thema, hauptsächlich mit dem Nationalvermögen und dem Fortschritt des Wohlstands in Bezug auf die materiellen Bedürfnisse und zwar für den preußischen Staat im Ganzen zu thun. Hieraus ergeben sich schon die verschiedenen Grenzen und Gesichtspunkte beider Arbeiten, sie berühren sich nur einigermaßen in der generellen Uebersicht die auf den ersten Blättern der Dieterici'schen Schrift von den Verfassungs- und Verwaltungsverhältnissen des ganzen Staats vor 1806, also auch mit Inbegriff der Kurmark, in größter Kürze gegeben wird. So bliebe denn nur noch die Frage übrig: wie unser Verf. dazu gekommen sei, die Provinz nicht wie sie jetzt ist, sondern wie sie 1806 und unmittelbar vorher war, zu schildern?

Will uns die historische Statistik das Bild eines Landes geben wie es sich als Resultat des Zusammenwirkens der Natur, des Menschen und des Staats und ihres wechselseitigen Einflusses aufeinander in einem bestimmten Zeitpunkt darstellt, so ist es nicht weniger als gleichgültig, welchen Zeitpunkt sie dazu wählt. Sie wird sich ein um so größeres Verdienst erwerben, je mehr der Faden der Geschichte da wo sie ihn zu dem Ende unterbricht und sie zum Stillstand zwingt, einen Knoten bildet von welchem ab andere Elemente ins Leben treten, eine veränderte Gestaltung der Dinge beginnt, und sich auf dem Welttheater ein neuer Vorhang vor uns aufrollt. Welcher Gewinn würde es für die Geschichte sein, träte ihr für die prägnantesten Momente aller Zeiten die Hülfe der Statistik in solcher Art zur Seite! Aber bei der späten Reife dieser steht jene für die ältere Zeit einsam und allein. Für die Zukunft scheint es zwar nicht mehr an gedrucktem Material fehlen zu können, um jede folgende historische Hauptepoche auch in das statistische Licht zu setzen: wenn wir indeß nur auf die nächste Vergangenheit, in den Anfang unsers Jahrhunderts zurückgehen, so haben wir gesehen, daß der Reichthum damals für die Kurmark nicht groß war, und es wird sich weiterhin noch mehr zeigen, daß es eines Zusammentreffens glücklicher Umstände bedurfte, um dem Verf. bei seiner auf das J. 1806 gerichteten Wahl die Durchführung der Aufgabe möglich zu machen. Was aber diese Wahl betrifft, so wird Jeder zugestehen, daß das gedachte Jahr in der neuern Geschichte das wichtigste ist welches Preußen erlebt hat, und daß die seitdem verflossenen 40 Jahre für sein äußeres und inneres Staatsleben reicher an Inhalt sind als ganze frühere Jahrhunderte. Und doch lebt im Bewußtsein des Volkes kaum noch eine Erinnerung an den Zustand aus dem es in so kurzer Zeit in den jetzigen übergegangen ist. Zu dem heutigen Ringen, den Verstandesideen nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Staat, in der Kirche und im bürgerlichen Leben praktische Geltung zu verschaffen, hat zwar schon die Französische Revolution den ersten Anstoß gegeben, aber bei den bedäch-

tigern Deutschen dauerte es länger, ehe auch sie in den Strudel der geistigen Bewegung hineingerissen wurden. Es lag ihnen ebenso daran, der alten, immer unerträglicher werdenden Banden, welche die Glieder der bürgerlichen Gesellschaft mehr oder weniger umstrickten und die freie Bewegung der Kräfte verhinderten, entledigt zu werden; aber der Preis den Frankreich dafür gezahlt hatte schien ihnen doch zu theuer. Wie auf anderm Wege dahin zu gelangen, war freilich nicht abzusehen, denn es konnte nur auf Kosten eingewurzelter Begriffe und Satzungen, Besitz- und Rechtsverhältnisse geschehen. An diese zu rütteln scheute sich selbst die Fürstenmacht auf der Höhe ihrer Allgewalt, und wo sollte bei Bevorrechteten die Ueberzeugung von der unabweislichen Nothwendigkeit, die Sinnesart und die Begeisterung herkommen welche dazu gehört dem allgemeinen Besten den eigenen Vortheil freiwillig zum Opfer zu bringen? Hier konnte bei einem zu revolutionnairen Umwälzungen nicht geneigten Volk nur ein großes, von außen einbrechendes Uebel helfen, welches eine Krisis hervorbringt die alle, selbst die edelsten und kostbarsten Güter bedroht. Diese Hülfe hat Napoleon's Uebermacht und Uebermuth wunderbar geleistet. Deutschland und zuletzt Preußen mußte alle Stufen der Erniedrigung durchgehen, alle Schmach erleiden, um in dem Schmelztiegel des Unglücks die alten Schlacken leichter von sich auszustoßen, sich reiner und gediegener wiederzufinden, und ohne gewaltsame Unterbrechung und Störung des organischen Wachsthums in das neue schrankenlosere Stadium überzugehen welches der veränderte Zeitgeist mit dem 19. Jahrhundert aufgeschlossen hat, und wo Deutschland mit England und Frankreich vor allen berufen sind den europäischen Reigen anzuführen. In dem gegen die Fremdherrschaft auf Tod und Leben geführten siegreichen Kampf haben wir zwar an Einsicht in Das was uns frommt, an Ernst und Kraft des Strebens dahin gewonnen; aber es ist dadurch auch eine Aufregung und Gährung der Gemüther entstanden, die sich nach errungenem wenn auch nicht ewigen, doch anscheinend dauerhaftern Frieden als je von außen nach innen gekehrt hat, leider nicht zuerst in die eigene Menschenbrust, um hier der moralischen und sittlichen Kraft überall die Stärke zu geben ohne welche wie für die Freiheit in der völkerlichen, so auch für die Freiheit und das Wohlbefinden in der bürgerlichen Gesellschaft keine wahren und beglückenden Siege zu erkämpfen sind. Die Umkehr nach innen hat vielmehr ihre Richtung auf das Innere des Staats genommen; statt seinen gesunder gewordenen Zustand nach und nach vorsichtig zu verbessern und zu kräftigen, soll er urplötzlich von allen Schwächen seiner Natur befreit, die gefährlichsten Arzneimittel sollen an ihm versucht, die widersprechendsten Theorien auf ihn in Anwendung gebracht werden. Darüber ist es zu einer Spaltung der Parteien und Meinungen gekommen, wo von den Gegnern der eine Theil, zwar der geringere an Zahl aber nicht an Macht, die Zeit wieder rückgängig machen und von dem Alten auch das Unhaltbare befestigen oder erneuen will, der andere, ohne sich um die Vergangenheit zu bekümmern, auf den Paradepferden der Zeitconstitution, Preßfreiheit, industriellen Eroberung u. s. w. blindlings in die Zukunft hineinstürmt. Von diesem ist nichts Anderes zu erwarten als daß er unserm Verf. zurufen wird: „Du hast Zeit und Mühe verloren! Was soll uns dein Gemälde einer in Absolutismus, Junkerthum, Bureaukratie und Policeiherrschaft verknöcherten Zeit? Wir verabscheuen sie und wollen von ihr Nichts wissen." Wären solche Stimmen aber auch heutigen Tages noch so vorlaut, so verhallen sie doch vor der Macht der Geschichte, vor der Größe des Umschwungs der jene Zeit in die heutige verwandelt hat. Jeder der freudig aber unbefangen dem unaufhaltsamen Fortschritt der Gegenwart nach vernunftgemäßern Zielen folgt, wird des alten Sprüchworts „Eile mit Weile" gedenken, um einmal anzuhalten und zurückzusehen. Der Anlaß dazu ist um so dringender, als die Fülle der Begebenheiten, die Masse des Inhalts der Periode von 1806 bis zum Pariser Frieden von 1815, das Maß derselben so erweitert hat, daß sie auch für Diejenigen von uns welche sie noch erlebten weiter als der Chronologie nach in die vorübergegangene Ferne zurückgewiesen ist; und selbst für die sich am schroffsten einander entgegenstehenden Parteien wäre es gleich nützlich, wenn ihnen ein treuer Spiegel auch nur an dem Beispiel einer einzelnen Provinz vergegenwärtigte, wie es in Preußen unmittelbar vor dem Anfangspunkte der Entstehung des jetzigen Staatslebens aussah. Den Ultraconservativen würde er zeigen, daß der Schiffbruch den sie bedauern ein mürbe und leck gewordenes, verwittertes Fahrzeug getroffen hat, welches dem Sturm und den Wogen nicht mehr gewachsen war; die allzu eiligen Weltverbesserer würden finden, daß, wenn sie die Differenz zwischen 1806 und heut mit 40 dividiren, mehr herauskommt, mehr geschehen, anders und besser geworden ist als sie sich in ihrer Unwissenheit haben träumen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sprachkampf und seine Bedeutung in Siebenbürgen. Leipzig, Köhler. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Wie es in Ungarn und unter den Magyaren im Leben und in der Wirklichkeit gährt und sich mächtig regt, so ist es auch in der Literatur über diese Zustände und Verhältnisse, und man hat hier das Schauspiel, zu sehen wie die Geister, nach Luther's Wort, gar tüchtig aufeinander schlagen. Auch die vorliegende Schrift ist polemisch und gegen die Streitschrift des sächsischen Pfarrers Roth in Siebenbürgen: „Sprachkampf in Siebenbürgen" (Kronstadt 1842), die S. 12 geradezu als eine Diatribe bezeichnet wird, gerichtet. Der Verf. unternimmt es hier, eine Rechtfertigung der Magyaren gegen die ihnen seit längerer Zeit, aber besonders auch neuerdings von den Gegern des Magyarismus, namentlich von den Führern der sächsischen Nation in Siebenbürgen gemachten Vorwürfe und in Betreff der an ihnen entdeckten Gebrechen zu schreiben; er unternimmt es nachzuweisen, daß das vorgefaßte Urtheil, als sei der Magyar des Deutschen natürlicher Gegner, ungegründet sei. Er beleuchtet vornehmlich die Maßregel der Bevorzugung der magyarischen Sprache in diplomatischen und

administrativen Verhältnissen, die man auf alle nur erdenkliche Weise in ein möglichst gehässiges Licht zu setzen bemüht gewesen sei, und sucht auch sie zu erklären, zu rechtfertigen, darüber nach allen Seiten zu beruhigen und aufzuklären. Er thut es mit nicht geringem nationalen Selbstgefühl, nicht ohne Wärme für seinen Gegenstand, und nicht ohne Bitterkeit gegen seine Gegner, wie denn Jenes z. B. aus Demjenigen offenbar wird was er S. 15 sagt, daß weder die magyarische Nation an Ideen, Begriffen, Urtheilen und Erfahrungen irgend einer andern in unserm Welttheile in irgend einer Weise nachstehe, noch sei die Bildsamkeit und Biegsamkeit der Sprache selbst und ihr Formenreichthum und ihre Wortfülle, ihre Tonbarkeit (selbst in musikalischer Beziehung) hinter irgend einer Aufgabe zurückgeblieben welche die europäische Civilisation auf ihrer jetzigen Höhe an alle ihre Theilnehmer stellt. Mag man auch dieses Selbstgefühl und diese Wärme dem Verf. gerade nicht zum Vorwurfe machen, so bleibt doch immer die Frage, ob er damit der Sache nützt für die er streitet. Ueber diese selbst kann es hier eines weitern Eingehens nicht bedürfen, und auch eines tiefern Eingehens in die Schrift selbst halten wir uns hier für überhoben, bemerken jedoch noch, daß es ihr zu einem nicht geringen Verdienst gereicht, daß sie sich so stark wie sie thut gegen Rußland und Moskowiterthum erklärt. 1.

Notizen aus Rußland.

Der Generallieutenant Danilewsky kann als der ausgezeichnetste russische militairische Schriftsteller, in dieser Beziehung aber auch als der beste Historiker der neuesten Zeitgeschichte Rußlands angesehen werden. In der Erscheinung seiner meisten Geschichtswerke über Rußlands Kriege der letzten Zeit folgte er keineswegs einer chronologischen Folge. Schon vor zwei Decennien erschienen von ihm zuerst Memoiren über die Feldzüge der J. 1814—15; einige Jahre später ein größeres Werk über die Kriege der J. 1812—14; darauf Rußlands Kriege gegen die Türken in den J. 1806—12; dann Alexander's erster Krieg gegen Napoleon 1805. Vor einigen Monaten erschien von ihm die Geschichte des Kriegs zwischen Alexander, Friedrich Wilhelm III. und Napoleon in den J. 1806 und 1807. Wenn man dem Verf. in seinen frühern Werken zu große Parteilichkeit für die russische Sache, öftere Entstellung der geschichtlichen Wahrheit nicht mit Unrecht vorwarf, so hat er sich in den beiden letztgedachten der strengsten Unparteilichkeit, im ruhig darstellenden Ton einer unverletzten geschichtlichen Wahrheit beflissen. Danilewsky's neuestes Werk beginnt mit einem historischen Ueberblick Europas zu Ende des J. 1806, dessen Lage es Alexander trotz seiner allgemein bekannten Liebe zum Frieden unmöglich machte, mit Napoleon, dem bereits das ganze Süd- und Westeuropa unterwürfig war, in längern Friedensverhältnissen zu leben. Alexander's Entschluß zu einem neuen entscheidenden Kriege ward in Rußland angefacht durch eine Darlegung des Senats, in der dieser Reichskörper mit den einleuchtendsten Gründen die Nothwendigkeit des Kriegs auseinandersetzte; von außen durch die demüthige Lage Preußens, von Napoleon mit dem empörendsten Hohn behandelt. Preußens damalige Streitkräfte schildernd sagt der Verf.: „Seit der Beendigung des Siebenjährigen Kriegs, also während eines Zeitraums von 44 Jahren, hatte Preußens Armee keinen unmittelbaren Theil an den europäischen Kriegen genommen, mit Ausnahme des kurzen für sie unrühmlichen Feldzugs in der Champagne. Die preußischen Generale erinnerten sich des Kriegs nur aus den Erzählungen ihrer Jugend, waren den neuern Umbildungen der Kriegskunst, durch die Heldenthaten Napoleon's und Suworoff's bewirkt, keineswegs gefolgt."

Der Verf. beschreibt, nachdem die Ereignisse in Folge der Schlachten bei Auerstädt und Jena dargestellt worden sind, die blutige Schlacht bei Pultusk, nach der Benningsen den Oberbefehl der russischen Armee übernahm, die noch blutigere bei Eylau, in der er den Verlust der Franzosen und Russen an Todten und Verwundeten gleich stark angibt, auf 26,000 Mann von jeder Seite, bei Heilsberg am 9. Februar, bei Friedland am 14. Juni 1807. In der bei Friedland ließen die Russen an 10,000 Mann Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde, worauf sie sich an ihre Grenzen zurückziehen mußten. Der Verf. beschließt sein Werk mit dem Tilsiter Friedensschluß, durch seine Erfolge einer der vortheilhaftesten für Rußland. Er trug wesentlich zum Ausbruch des Kriegs in Schweden bei, vermochte auch Alexander zu einem Kriege gegen die Türkei. Beide Kriege erwarben Rußland in den Friedensschlüssen von Friedrichshamm 1809 und von Bukarescht 1812 Finnland und Bessarabien, wodurch die Residenz und die Südprovinzen des Reichs eine gesicherte Stellung erhielten.

Im nordöstlichen Sibirien, im District Nertschinsk, entdeckte man jüngst eine künstlich von Menschen ausgeführte Höhle, die jetzt die Aufmerksamkeit aller vom europäischen Rußland dahin Einwandernden auf sich zieht. Sie ist in einen Fels ausgehöhlt der vom Boden an drei Faden erhöht ist. Ihr inneres Bild gibt ein viereckiges Zimmer das in der Länge und Breite zwei Faden hält. An zwei Seiten befinden sich Vertiefungen, wahrscheinlich bestimmt zur Aufbewahrung von Lebensmitteln. Die Höhle ist von oben nur mittels einer Treppe zugänglich die im Fels ausgehauen ist. An den Wänden gewahrt man Inschriften von denen man einige sehr gut entziffern kann. Auch im Gouvernement Archangel unfern dem Uralgebirge hat man neuerlich acht ähnliche Höhlen wahrgenommen. Nach einer Tradition, die sich unter den in diesem Bezirk nomadisirenden Samojeden, Russen und Surjänen (einem finnischen Volksstamm) erhalten hat, dienten diese Höhlen einst den alten Tschuden (Vorfahren der heutigen Finnen) zu Wohnungen.

In dem Landsee Troki, in der Umgegend der Kreisstadt Neutroki, nur vier Meilen von der Stadt Wilna abliegend, bemerkte man vor kurzem, was früher noch nicht wahrgenommen worden, auf eine weite Strecke die Wasseroberfläche plötzlich völlig roth. Diese ungewöhnliche Naturerscheinung erregte die Bewunderung der Anwohner des Sees. Mehre von ihnen sammelten dieses Wasser in Flaschen, brachten es nach Hause und untersuchten es sorgfältig. Schüttelte man das Wasser heftig, so nahm die ganze in dem Gefäß enthaltene Wassermasse die gleiche Farbe an, ließ man es aber darin ruhig eine kleine Weile, so sammelte sich die rothe Substanz am obern Rande, und bildete hier eine besondere Schicht von dunkelrother Farbe. Sie löste sich im Wasser nicht auf, schwamm aber beharrlich auf der Oberfläche. Filtrirte man das Wasser durch Papier, so ward es vollkommen rein, auf dem Papier aber bildete sich ein blauröthlicher Flecken. Untersuchte man die Masse mikroskopisch, so entdeckte man sehr bestimmt ihre faserige Structur. Durch ein 600 mal vergrößerndes Mikroskop erschaut, ersah man genau das ihr innewohnende Vegetationsprincip. Es darf nicht bezweifelt werden, daß diese rothe Substanz einer besondern Gattung von Infusorien angehören muß, und sie verdient wol eine genaue örtliche Erforschung von Seiten unserer Naturkundigen. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 238. —— 26. August 1847.

Die Kurmark Brandenburg ꝛc. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Haben wir es dem Verf. nun zu danken, daß er uns in seinem Buch den begehrten Spiegel vorhält, so müssen wir uns auch darüber freuen, daß gerade ein höherer Staatsbeamter hier die Feder ergriffen hat. Männer von dieser Stellung sind vor Allen im Stande für die Geschichte des preußischen Staats- und Finanzwesens Befriedigendes zu leisten; aber in der Regel fehlt es ihnen während ihres anstrengenden Geschäftslebens an Muße, und wenn sie etwa vor ihrem Tode aus demselben zurücktreten, an Kraft dazu; auch galt es nach frühern Begriffen für einen Verrath an ihrem Beruf, Dasjenige zu veröffentlichen was nur vermöge ihres Amts zu ihrer Kenntniß hatte gelangen können. Seitdem haben sich die Ansichten über Staatsgeheimnisse geändert, und durfte der Verf. von dieser Seite keinen Anstand nehmen die Kurmark vor 40 Jahren wieder in Scene zu setzen, so hat ihm die besondere Gunst des Himmels auch, nach dem ehrenvollsten Rücktritt aus dem Staatsdienst, am Abend seines Lebens noch Lust und Kraft gelassen, um sich einer so mühsamen und schwierigen Aufgabe zu unterziehen. Dazu kommt, daß derselben gerade für diese Provinz kein Anderer in gleichem Grade gewachsen war, da sein langes und thätiges Dienstleben, ehe er sich an die Spitze ihrer Verwaltung gestellt sah, ihr von Anfang an beinahe ausschließlich gewidmet gewesen, und er Alles unter seinen Augen hatte vorgehen sehen, überall mitwirkend, ausführend oder leitend die Hand im Spiel gehabt hatte, weshalb es ihm auch leichter als jedem Andern gelingen mußte in dem Labyrinth des noch vorhandenen Acten- und Verwaltungsmaterials das Wichtigste und Brauchbarste für seinen Zweck herauszufinden und zu benutzen. Als Privatunternehmen und in der Beschränkung auf die einzelne Provinz war dabei jedoch zunächst nur auf ein so kleines Publicum zu rechnen, daß nicht der Kopf allein, sondern auch das Herz mitstimmen und den Ausschlag geben mußte. Des Verf. Sein war durch Beruf und Neigung so innig mit der Kurmark verbunden, sie war ihm wie ein theurer Pflegebefohlener so ans Herz gewachsen, daß es ihm ein Gebot der Pietät, eine edle Pflicht zu sein schien, den Rest seiner Tage zu einem freiwilligen, ihr zum immerwährenden Gedächtniß zu hinterlassenden Vermächtniß zu verwenden, an dem sie sich, als an einem Denkmal der Liebe, einem Trost- und Freudenbild für ewige Zeiten, stärken kann. Wie ein treuer Hausvater die Chronik seines Erstgeborenen in die Familienbibel, so schreibt er in die Annalen seiner Provinz ein Bild ihrer Zustände und Verhältnisse zu Anfang der Periode nieder, in der sie aus strenger aber väterlicher Zucht zur Mannbarkeit und Großjährigkeit übergegangen ist. Nicht genug damit, soll dieses Bild, wenngleich in dem vorliegenden Buche für sich selbst ein Ganzes ausmachend, doch nur als Einleitung zu der Chronik ihrer Leiden und Freuden während dieser Uebergangsperiode dienen, die der Verf. bei hinlänglicher Lebensdauer mit derselben Mühsamkeit und Ausführlichkeit gesammelt und bearbeitet folgen lassen will. Wir wünschen, daß jene Lebensbedingung in Erfüllung gehe, und werden uns alsdann eines Beitrags zur preußischen Staatskunde des 19. Jahrhunderts zu erfreuen haben der ein die preußischen Staatsmänner ehrendes Beispiel und zugleich ein Nationalwerk ist, das, wäre in Frankreich ein Gleiches für die Isle de France oder für das Departement der Seine und Oise geleistet worden, wahrscheinlich auf Kosten der Regierung, von der Imprimerie royale gedruckt, erschienen sein würde.

Gehen wir nun zu dem Inhalt des Buchs selbst über, so finden wir in den ersten 13 Abschnitten desselben die häufig an historische Rückblicke sich anknüpfende statistische Schilderung der Kurmark von 1806, zu der damals noch die Altmark gehörte, nach verschiedenen Rubriken geordnet. Der letzte Abschnitt erzählt die geschichtlichen Begebenheiten welche seit dem Baseler Frieden von 1795 die preußische Politik bestimmten, und den Ausbruch des Kriegs mit Frankreich in gedachtem Jahre unvermeidlich machten, sowie Das was nach den ersten Unfällen desselben bis zur feindlichen Besetzung der Kurmark geschah. Das unausbleibliche Tabellenwerk über Größe und Bevölkerung, Producte, Viehstand, Ausgabe und Einnahme u. s. w. konnte zwar auch hier nicht fehlen, ist aber hinten als besonderer Bagagewagen angehängt. Diejenigen welchen es um eine anschauliche

Kenntniß der frühern Lage der bäuerlichen Hintersassen zur Vergleichung mit den darin durch die agrarische Gesetzgebung Preußens eingetretenen Verbesserungen zu thun ist, wollen wir besonders auf die unter diesen Beilagen befindliche Uebersicht der Grund- und Wirthschaftsverhältnisse, der Lasten und Abgaben von zehn beispielsweise herausgehobenen Dorfgemeinden aus verschiedenen Theilen der Provinz aufmerksam machen.

Aus den einzelnen Abschnitten des Buchs heben wir im Folgenden nur Dasjenige heraus was uns für den Unterschied zwischen Damals und Jetzt am merkwürdigsten erscheint. Zuvörderst sehen wir in dem Verwaltungsorganismus des Staats (Abschnitt 3) ein in der That wunderliches Gebäude ursprünglich gothischen Stils, aber nach und nach aus Nothbehelf so verändert und erweitert durch Anbau und Ausbau, Neben- und Erkerstuben, Corridors und Verbindungstreppen, daß es nur mit Hülfe langer Gewohnheit möglich sein konnte sich darin zurechtzufinden, und ein großer Aufwand von Zeit und Kräften lediglich dazu gehörte, um die Mängel und Hindernisse einer so monströsen Einrichtung zu überwinden. Obgleich sich unter dem König als Kuppel Alles in dem Staatsministerium mit seinen 16 Ministern zu concentriren schien, so hatte doch dieses, außer dem Hauptschiff des Generaldirectoriums mit 9 Ministern, die bald Fach-, bald Provinzialminister waren, zwei besondere Abseiten, eine des Cabinetsministeriums für auswärtige Angelegenheiten, die andere des Justiz- und geistlichen Ministeriums mit 4 Ministern, von denen einer für die lutherischen, ein anderer für die reformirt geistlichen Angelegenheiten bestimmt war. Außerdem bildeten einen abgeschlossenen Chor das Oberkriegscollegium, wo der im Generaldirectorium sitzende Kriegsminister nur Director einer Abtheilung war, die Generalcontrole und Oberrechnungskammer, der Generalfiscal, Oberstallmeister und Chausseebauintendant. Wir müssen es der Geduld des Lesers überlassen, in gedachtem Abschnitt selbst das vielverzweigte Gliederwerk der Behörden weiter zu verfolgen, wie es, an diese oder jene höchste Stelle allein oder an mehre derselben zusammengenommen sich anknüpfend, von da ab bald in Specialbehörden für gewisse Fächer, Institute oder Geschäfte, bald in Provinzialbehörden, wie die Kriegs- und Domainenkammern, die Provinzial-Justizcollegien mit ihren Oberinstanzgerichten u. s. w., und von hier abwärts bis in die Bezirks- und Ortsbehörden auslief. Daß es dabei an häufigen Irrungen welche Behörde in einer Sache die rechte sei nicht fehlen konnte, zeigt das Vorhandensein einer eigenen Jurisdictionscommission welche lediglich über solche Zweifel zu entscheiden hat. Wie kraus es namentlich in der Justizverwaltung aussah, ist daraus zu ermessen, daß neben der ordentlichen Civil- und Criminaljustiz und der ganz davon abgezweigten Militairjustiz besondere Justizstellen bei den Kriegs- und Domainenkammern und bei der Berg- und Hüttenadministration bestanden, und die französischen Colonien, die Regie, die Lotterie, die Münze und selbst das Oberhofbauamt und die Porzellanmanufactur in Berlin ihre Specialgerichte hatten. In den Kreisen waren die Landräthe für das Land, die Steuerräthe für die Städte die Mittelbehörden zwischen der kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer und den Gutsherrschaften und Magistraten. In den Magistraten der keinem besondern Gutsherrn angehörigen oder sogenannten Immediatstädte vereinigte sich die Justiz-, Policei- und Kameralverwaltung, sie ergänzten sich durch eigene Wahl; einige Stadtverordnete (in einer Stadt wie Potsdam nur vier) waren da, um in Angelegenheiten der Bürgerschaft gehört zu werden. Auf dem Lande hatten die Gutsherrschaften die Patrimonialgerichtsbarkeit und Ortspoliceigewalt.

Die Provinzialstände der Kurmark (Abschnitt 4) bestanden, nachdem der Prälatenstand als solcher durch die Reformation aufgehört hatte zu sein, aus den Rittergutsbesitzern und den Immediatstädten, von welchen letztern jedoch nur etwa zehn die übrigen mitvertraten. Der Landesherr hatte die Wirksamkeit der Provinzialstände meist auf die Verwaltung der von ihnen übernommenen Landesschulden, des sogenannten landschaftlichen Creditwerks, beschränkt, welches aus mehren voneinander abgesonderten Kassen bestand, die theils den Städten oder dem platten Lande allein, theils beiden gemeinschaftlich angehörten, und die zu dem Ende eingeführten Abgaben welche von den landesherrlichen getrennt gehalten wurden verwalteten. Allgemeine Landtage hatten seit 1653 nicht mehr stattgefunden; kam es der Regierung darauf an, über allgemeine Maßregeln die Meinung der Provinzialstände zu vernehmen, so ließ sie die Land- und Steuerräthe mit der Ritterschaft und den Magistraten Rücksprache nehmen und berichten, zuweilen wurde auch wol der ständische Ausschuß gehört. Die Ritterschaft hatte zwar der landesherrlichen Gewalt unterliegen müssen, sich jedoch große Rechte und Freiheiten zu erhalten gewußt. Insbesondere gehörte dahin die persönliche Freiheit vom gezwungenen Militairdienst, wogegen sie und ihre Söhne vorzugsweise die Offizierstellen im Heer einnahmen, und die Freiheit ihrer Güter von Abgaben und Leistungen an den Staat, welchem sie statt des alten Lehndienstes nur eine jährliche Abgabe von 40 Thlr. für jedes Ritterpferd entrichteten, die indeß aus der ganzen Provinz nur ungefähr 20,000 Thlr. einbrachte. Rittergüter konnten nur als seltene Ausnahme und mit landesherrlicher Genehmigung an Bürgerliche gelangen, auf den Domainen übten die Pächter im Namen der Regierung die gutsherrlichen Rechte aus. Als kreisständischer Körper hatte die Ritterschaft nicht nur die Kreiscommunalangelegenheiten und Kreisinstitute, sondern auch die Verwaltung des Policei-, Steuer- und Militairwesens auf dem Lande fast allein in Händen, wozu sie sich der von ihr gewählten Landräthe als ihrer Organe bediente, die zugleich königliche Beamte und bei denen dadurch Dasjenige ersetzt war was ihnen in ständischer Beziehung an Befugniß etwa abgehen mochte. Die Bauern, unter denen es nur ausnahmsweise oder in den Colonistendörfern freie Leute gab, hatten entweder

wie die Pachtbauern kein oder ein mehr oder weniger beschränktes Eigenthum an ihren Besitzungen; sie waren ganz zu Knechten ihrer Gutsherren geworden, diesen zu Abgaben und zu mehrtägigen Diensten in jeder Woche verpflichtet, meist auch hörig oder erbunterthänig, und selbst ihre Kinder einem Zwangsgesindedienst auf drei Jahre unterworfen. Die von der Herrschaft dagegen zu leistenden Unterstützungen bei Unglücksfällen und andere Beneficien mußten diesem Verhältniß das Ansehen eines patriarchalischen geben. Dem Staat gegenüber hatte der Gutsherr nur die Pflicht, die Bauerhöfe stets besetzt und in leistungsfähigem Stande zu erhalten. Auf den Bauer oder den sogenannten contribuablen Grundbesitz waren nun außerdem alle Abgaben, Lieferungen und Leistungen des platten Landes zu Staats- und Communalzwecken gewälzt. Da die damaligen Geldabgaben vom Grund und Boden an den Staat noch jetzt, nur als Grundsteuer zusammengezogen, fortbestehen, ihr Betrag sich aber zu dem gleichfalls in Grundsteuer verwandelten Lehnpferdegeld der Rittergüter 1806 im Ganzen wie 29 zu 1 verhielt, so wäre es wichtig gewesen zu erfahren, in welchem Verhältniß das contribuable zu dem ritterfreien Lande auch in Ansehung des Flächeninhalts stand, indem sich nur aus beiden Verhältnissen die Ungleichförmigkeit der Grundsteuerbelastung, welche noch heute dieselbe ist, mit einiger Sicherheit beurtheilen läßt. Das letztere Verhältniß ist jedoch stets eine unbekannte Größe geblieben.

(Der Beschluß folgt.)

Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Joseph Hillebrand. Dritter Band. Gotha, F. und A. Perthes. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ref. hat in Nr. 169 d. Bl. f. 1846 über das obengenannte nun vollendete Werk berichtet. Leider konnte er kein günstiges Urtheil darüber fällen. Er gestand dem Verf. gern eine große Belesenheit zu, aber ein gründliches und entschiedenes Urtheil und eine gedrängte und übersichtliche Darstellung, Eigenschaften die zur Veranschaulichung des Geistes und der Physiognomie unserer Literatur für Gebildete, für die er geschrieben, vorzugsweise nothwendig sind, mußten ihm fast durchweg abgesprochen werden. Auch der dritte Band leidet an allen früher gerügten Mängeln, ja sie treten in dem letzten Theile des Buchs, in der Schilderung der neuern und neuesten Literatur, wo die Kritik noch gar keine festen Elemente abgesetzt hat, noch mehr hervor. Nur in einer Beziehung ist Ref. weniger verletzt worden. Der Verf. hat sich sichtlich bemüht von der früher so beliebten Bilderjagd und Wortbildungsziererei abzustehen. Sinnlose und unnöthige Neubildungen, wie z. B. S. 430 Voß' vernunftfreier Protestantismus, Kerner's Jenseitskrankheit, Subjectivitätsweltauffassung, Urstand u. dergl., kommen in diesem Bande weit seltener vor. Die alle Anschaulichkeit vernichtende, ja sehr oft ganz gehaltlose Breite und Geschwätzigkeit aber zeigt sich in diesem Bande ebenso wie in den frühern Bänden. Statt einer die Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers scharf bestimmenden Charakteristik finden wir fast überall, besonders bei den Dichtern einer vielseitigen Wirksamkeit, eine breite und dabei oft sehr prätentiöse Zusammenstellung von allerhand schlecht verarbeitetem Material, von fremden Urtheilen und eigenen Reflexionen, wobei bald ein durch zwar eingeleitetes, aber schon hier durch eine Adverbialbestimmung beschränktes Lob gespendet, und dieses durch wieder gehörig limitirten Tadel mit jedoch so ziemlich aufgehoben und der Tadel wieder durch ein Anhängsel mit wenn auch oder indessen in Lob verwandelt wird. Alles Dieses wiederholt sich in vielfacher Variation oft ganz gehaltloser Phrasen, und zuweilen in entschiedenem Widerspruch mit frühern Behauptungen so häufig, daß eine große Geduld vonnöthen ist das Buch durchzulesen. Wo aber der Verf. entschiedener oder selbständiger auftritt, besonders bei Besprechung der neuern Schriftsteller, da zeigt sich im Urtheil und selbst in dem Raume den er der Beurtheilung derselben vergönnt oft eine so seltsame Gunst oder Ungunst seiner unmotivirten Kritik, daß die Entwickelung unserer Literatur daraus auf keine Weise begriffen werden kann.

Wie bei der frühern Beurtheilung greift auch hier Ref. Einiges heraus, um die hier ausgesprochene Ansicht zu rechtfertigen. Zuerst einige solche unbestimmte Urtheile und allgemeine Phrasen, die genau besehen gar Nichts bedeuten. S. 102 von Jean Paul's „Levana": „Diese Schrift enthält in ihrer Sphäre und Art neben dem Besten ungemein viel Gewagtes und Gesuchtes. Trotz der treffendsten psychologischen Bemerkungen ist sie doch ohne rechte Psychologie, und trotz der bewährtesten Erfahrungssätze ohne rechte pädagogische Erfahrung." S. 347: „Heinrich von Kleist, eine Gestalt welche aus der Trübniß der Zeit wie ein prophetisches Traumgesicht hervorschwebt." S. 350: „Die Lustspiele Kleist's enthalten Spuren (?) von poetischem Humor, können aber in ihrer Durchführung keine Totalbefriedigung gewähren" (ein Urtheil welches in solcher Fassung auf eine Unzahl von Lustspielen aus allen Zeiten und von allen Völkern paßt). S. 356: „Wer Gentz nicht Unrecht thun will, muß entweder sehr kurz oder sehr weit über ihn sprechen. Wir wählen das Erste, weil das Zweite unsere Aufgabe nicht gestattet." S. 431 von Raumer's „Hohenstaufen": „Mag dem Werke durchgängige Gründlichkeit abgehen, ist seiner Darstellung bedeutsamere Tiefe und größere Kürze zu wünschen, immer hat es das Verdienst, den Höhepunkt unserer nationalen Geschichte hell beleuchtet in die Gegenwart gestellt zu haben; wir können deshalb von unserm Gesichtspunkte aus in das wegwerfende Urtheil Schlosser's und Stenzel's nicht einstimmen, so wenig wir unsere Augen vor den eben bezeichneten und andern Mängeln verschließen wollen." S. 433: „Schlosser gehört, wie Goethe von ihm sagt, zu Denjenigen die aus dem Dunkel in das Helle streben, ein Geschlecht zu dem wir uns mit dem großen Dichter gern bekennen." S. 436: „Gutzkow nennt Varnhagen's Stil «Hochwohlgeboren», um damit eine etwas antiquirte vornehme Periodenbewegung zu bezeichnen. Wir können diesen Charakterzug allerdings bei Varnhagen nicht ganz verkennen, ihn aber durchaus nicht zum Grundzuge machen. Ueberhaupt mögen wir nicht zugeben, daß der Stil des Jungen Deutschland, so viel Schönes wir in seinem Bereiche finden, die alleinige Norm unserer Sprachkunst bilde. Auch wir verschmähen den alten Schulpedantismus des sogenannten oratorischen Numerus und Periodenlabyrinths, müssen uns aber der periodischen Architektonik der Darstellung im Allgemeinen annehmen, worin uns ja die Alten Muster sind." S. 488: „Byron klammerte sich mit seinem Skepticismus an das Höchste an, Heine tanzt mit ihm um das Höchste herum, damit es mit dem Gemeinsten in Verbindung komme. In Byron waltet die Urmacht dämonischer Genialität, in Heine spielt das Talent mit dem Schimmer seiner Farben. Dort ist Urschöpfung und Urtriebsamkeit, hier steht die Reflexion am Born der Phantasie und hemmt ihren reinen Strom. Kurz, Heine will sein Ich in Allem sichern, und das Gefühl darf nur an der Hand dieser Gouvernante im Freien wandeln." Oder endlich S. 524, nachdem an Anastasius Grün Phrasenmacherei (!), Bilderjagd (!), Ueberschwänglichkeit und Unnatur, Antithesensucht, fade Tändelei, stilistische und rhythmische Schwerfälligkeit gerügt wor-

den, heißt es ganz seltsam: „Demnach kann der reine Geschmack mit den poetischen Gaben dieses wiener Poeten sich keineswegs überall befriedigen, so gern man auch anerkennt, daß ihm die Muse wohl zugelächelt, und die Mittel zu ihrem Dienste nicht versagt hat. Daß man an Grün eine Art unsicherer Mischung von Heine'scher Leichtfertigkeit und Schiller'scher Kothurnerhabenheit bemerken muß, trägt nicht dazu bei, seinen tendenziösen Producten höhere Farbe zu geben" u. s. w.

Schon diese eigenthümliche Form der Besprechung, wovon Ref. nur einige kürzere Beispiele gegeben hat, zeigt deutlich, daß der Verf., trotzdem daß er so Viel über unsere Literatur gelesen, oder vielleicht auch weil er so Viel gelesen, kein klares Bild unserer Literaturzustände zu geben vermag. Aber noch deutlicher zeigt sich das Unvermögen eines richtigen Verständnisses derselben in leichtfertig hingeworfenen Aeußerungen, die sich zuweilen sogar geradezu widersprechen, und in ganz ungründlichen und verkehrten Charakteristiken und Reflexionen, besonders bei der Besprechung der neuesten Literatur seit 1813.

S. 26 heißt Kotzebue der wieder aufgelegte, aber stark vermehrte und veränderte, freilich nicht verbesserte Wieland. Doch schon S. 221 hat Hillebrand das geringschätzige Urtheil über Wieland vergessen und äußert, daß selbst Wieland dem polemischen Witze der Romantiker nicht zu hoch gestanden habe. Die Besprechung Hölderlin's S. 340 ist so flach und ungenügend, daß man fast glauben möchte, der Verf. habe sich gar nicht um ihn bekümmert. Wie lächerlich klingt nach allen den nichtssagenden Aphorismen, in welchen von Hölderlin's charakteristischer Sehnsucht nach reiner Menschheit, von seiner schmerzvollen Begeisterung für sein Ideal der alten Griechenwelt, von seinem Pantheismus nicht mit einem Worte die Rede ist, der allgemeine Schlußsatz, der auf alle namhaften Lyriker paßt: „Ueberhaupt aber meinen wir, er verdiene wegen mancher seiner Gedichte einen bedeutenden Ehrenplatz unter den Lyrikern unsers Volkes." Körner, Arndt, sogar der alte Jahn werden den Romantikern zugesellt, obschon sie Nichts mit ihnen gemein haben als die patriotischen Tendenzen. Was unser Kritiker von Uhland denkt, daraus läßt sich durchaus gar nicht klug werden. S. 341 fg.*) heißt er ein lyrischer Genius, der ebenso tief aus dem Gemüthe spricht als er mit freier Herrschaft über Wort und Form gebietet. Und doch wird wieder schöpferische Frische und der Zauber der Phantasie vermißt, sowie Wortgeklingel und Eintönigkeit getadelt. Er soll in seinen Romanzen die Vergangenheit in verklärter Gestalt hervorgezaubert haben, aber, weil er zu wenig im Leben der Gegenwart stehe, so habe er jene nicht mit der Farbe und Energie des Lebens zu beseelen vermocht. „Was Uhland auch besingen mag, in Allem klingt die Kraft und Treue deutscher Gesinnung, freilich im Ganzen mehr nach der Weise mittelalterlicher Stimme als in den frischen Accorden der freiheitstrebenden Gegenwart!" Und gerade diese Accorde sind es die Hrn. Hillebrand an den modernen politischen Lyrikern gar nicht gefallen. Auch soll sich Uhland der antiken Plastik zuneigen! S. 485 werden Heine und Menzel als Geistesverwandte nebeneinander gestellt, eine Parallele die sich beide Herren mit vollem Rechte verbitten würden. Doch nur ruhig. Lesen wir doch einige Zeilen darauf: „Fragen wir nun aber, was Beide unterscheidet, so können wir sagen: ihr ganzes Wesen u. s. w." S. 510 werden Ruge und Echtermeyer die entschiedensten Sympathien für mehre Ideen des Jungen Deutschland angedichtet, und daraus ihre Verfolgung von Seiten der Regierungen (bei Hillebrand „gouvernementale Ungunst") erklärt, welche doch, wie Jedermann bekannt ist, einen ganz andern Grund hatte. Lenau's „melancholisch-dumpfe Stimme" und A. Grün's Dichtung wird natürlich mit einigen obligaten Limitationen, welche niemals fehlen, ziemlich ungünstig beurtheilt. Mosen kommt als Lyriker so leidlich weg, seine „musenfreie Haltung" (?) wird gerühmt, doch als Dramatiker wird er fast allen modernen Poeten vorgezogen. Den Productionen von W. Alexis, dem Rellstab zur Seite gestellt wird, spricht Hillebrand S. 251, und diesmal mit einer sehr geringen Beschränkung, alle Poesie ab. Seinen Novellen fehlt gefällige Beleuchtung und leichter Gang. Ref. möchte wissen was Hr. Hillebrand antworten wollte, wenn er diese wie tausend andere Phrasen seines Buchs erklären und nachweisen sollte. Doch

> Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen,
> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Auerbach's „Dorfgeschichten", „welche an die Proletariatssphäre der Gegenwart anstreifen" (?), sollen uns wirkliche Scenen der niedern Volkskreise wiedergeben. „Er läßt uns zu natürlich mit seinen Bauern verkehren, es fehlt ihm die tiefe, poetische Grundanschauung" u. s. w. Nun so gehe Hr. Hillebrand in den Schwarzwald, und sehe selbst ob es die gemeine Wirklichkeit ist die Auerbach in den „Dorfgeschichten" wiedergibt. Und wenn er dazu weder Lust noch Beruf hat, so suche er die Entstehung jener echt poetischen Gebilde aus „Schrift und Volk" von Auerbach kennen zu lernen, und dann wird er hoffentlich anders urtheilen.

Ref. schließt diese Anzeige mit dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben. Keinerlei Sympathie oder Antipathie hat sein Urtheil geleitet, sondern nur im Interesse der Sache selbst hat er gegen dieses Werk protestiren müssen. Es ist ihm sogar schwer geworden, in dieser Art gegen den Verf. aufzutreten, weil ihm bekannt ist, daß sich Hr. Hillebrand in seiner Stellung durch seine tüchtige und selbständige Gesinnung die allgemeine Achtung seiner Mitbürger erworben hat. Doch Dies kann bei der Beurtheilung eines literarischen Werks nicht in Betracht kommen. Will man aber eine solche Kritik mit Hinweisung auf die dem Alter und literarischen Namen des Verf. gebührende Rücksicht verdächtigen, so beruhigt sich Ref. völlig mit dem Gedanken, daß auch er kein Jüngling mehr ist, und seine Berechtigung zur literarhistorischen Kritik genugsam dargethan zu haben glaubt. Wer das obengenannte Werk unbefangen liest, muß und wird in seinem Urtheile mit dem Unterzeichneten übereinstimmen. **K. G. Helbig.**

*) Vergl. S. 107, wo Seume ein Geistesverwandter Uhland's genannt wird.

Literarische Notiz aus England.

Nach den Steppen am Kaspischen Meere.

„Travels in the steppes of the Caspian Sea, the Crimea, the Caucasus etc. By *Xavier Hommaire de Hell.* With additions from various sources" (London 1847). So nennt sich ein Buch von welchem Ref. nicht weiß, ob es englisches Original oder Uebersetzung aus dem Französischen ist. Hr. Hommaire de Hell ist Franzose. Das steht ebenso fest als daß er nur einen Theil des Buchs geschrieben hat. Das Uebrige kommt aus der Feder seiner Gemahlin, offenbar einer Amazone aus den pariser Salons. Haben Beide Französisch geschrieben, so liest sich die Uebersetzung wie englisches Original, und so wird es wol sein; denn hätten sie Englisch geschrieben, so hätten sie es muthmaßlich gesagt. Jedenfalls ist das Buch eins aus welchem mehr als ein Reisender ein halbes Dutzend gemacht haben würde, so dick und voll ist es von anziehendem Material. Aber obwol wechselnd wie ein Kaleidoskop, zeigt es nicht blos Gestalten, Bilder und Farben, sondern hat auch soliden Werth, veranschaulicht insbesondere die bunten Völkerschaften in den Ländern westlich vom Kaspischen und nördlich vom Schwarzen Meere, und bringt durch seine eingelegten historischen Skizzen — wahrscheinlich von der Hand des Gemahls — den reißend schnellen Flug von Madame zu einem bisweilen wohlthuenden Ruhepunkt. Ob es dem Buche in Betreff seiner Verbreitung nützen oder schaden wird, daß es über die Russen und russisches Regiment sich im Allgemeinen ungünstig ausläßt, liegt nicht in des Ref. Entscheidung. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 239. —— 27. August 1847.

Die Kurmark Brandenburg 2c. **Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten.**

(Beschluß aus Nr. 238.)

Bis hierher unterschied sich das damalige preußische Staatssystem im Wesentlichen nicht viel von dem auch anderwärts in Deutschland üblichen. Nur in dem geordnetern Rechtszustand, in dem aus dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts sich herschreibenden Allgemeinen Landrecht und der Gerichtsordnung hatte es vor andern Staaten viel voraus. Die Eigenthümlichkeit dieses Systems, wodurch Preußen sich im Innern den Weg zu seiner Größe gebahnt hat, liegt darin, daß es vor Allem die Geld- und Wehrkraft ins Auge faßte, und von dem Großen Kurfürsten ab auf größtmöglichste Steigerung derselben unablässig hinarbeitete. Was zuerst die Geldkraft betrifft, so wurde zu dem nächsten und solidesten Mittel geschritten: von den Unterthanen so viel an Abgaben zu erheben, als sie ohne Erschöpfung ihrer Kräfte nur irgend aufzubringen vermochten, was denn umgekehrt wieder die Beförderung der Population und des Wohlstands zur nothwendigsten Bedingung machte. Der Weg der directen Besteuerung war, abgesehen von andern Schwierigkeiten, schon wegen der vielen hergebrachten Befreiungen nicht genügend, deshalb mußte die indirecte Besteuerung zu Hülfe genommen werden. Waaren- und Wegzölle waren nach und nach an allen Punkten zu Lande und zu Wasser entstanden wo man dem Verkehr nach der Oertlichkeit beikommen konnte; der zerstreute Länderbestand und die Verschiedenheit ihrer Specialverfassung ließ noch nicht daran denken in das Chaos des Zollwesens Einheit und systematischen Zusammenhang zu bringen. Die ergiebigste Geldquelle bot die Verzehrung und der Verbrauch der Producte und Fabrikate dar; nur kam es darauf an, letztere, ehe sie dahin gelangten, für die Steuererhebung festzuhalten und solche sicherzustellen. Diese Kunst hatte die französische Schlauheit vorzüglich ausgebildet, daher Friedrich II. die schon von dem Großen Kurfürsten eingeführte Acciseeinrichtung nach dem Muster der französischen Régie gestaltete. Die Trennung zwischen Stadt und Land kam dabei sehr zu statten; um sie noch schroffer zu machen, mußte die Gewerbepolicei das Ihrige thun. Diese litt auf dem Lande neben dem Landbau keine Handwerker außer Schmiede, Radmacher, Zimmerer, Müller und Flickschneider; dem Handel und Gewerbe wies sie die Städte zum ausschließlichen Sitz an, obwol keine ohne Ackerbürger und viele der kleinern lediglich Ackerstädte waren. Selbst die Brauerei und Brennerei, meist von Getränkzwang und Krugverlag begleitet, war, wenngleich mit häufigern Ausnahmen, in die Städte gebannt. So wurde es möglich in den umschlossenen und deshalb leichter zu bewachenden Städten, mittels der fast auf alle Gegenstände ausgedehnten, hauptsächlich an den Thoreingängen erhobenen Accise, die Consumtion nicht nur des Städters, sondern auch des Landmanns zu besteuern, indem der letztere seine Bedürfnisse, soweit sie über die eigenen Producte hinausgingen, nur aus den Städten beziehen konnte. So gelang es den Acciseertrag in der Kurmark allein auf 2 Millionen zu bringen, während die directen Steuern des platten Landes nur etwa 400,000 Thlr. betrugen. Der Betrag der Staats- und Provinziallasten berechnete sich in der Kurmark zusammengenommen auf nicht weniger als einen Friedrichsdor von jedem Kopf der Bevölkerung, und da im ganzen Staatshaushalt eine zwar verwickelte, aber strenge Ordnung und Pünktlichkeit herrschte, die sich mit weiser Sparsamkeit der Regenten, von der nur Wenige eine Ausnahme machten, verband, so waren neben dem großen Bedarf für das Heer doch noch Mittel da, beträchtliche Summen zu Landesverbesserungen, zur Vermehrung der Population und zur Beförderung des Anbaus und der Industrie zu verwenden. Was Friedrich II. durch Trockenlegung und Urbarmachung von Bruchgegenden, Errichtung neuer Dörfer und Colonien, die alle mit freien Leuten besetzt wurden, durch Ermunterungen und Unterstützungen gethan, ist außerordentlich. Fast alle Fabrikanlagen waren durch ihn mit einem Aufwand der sich seit 1740 auf 2½ Millionen belief ins Leben gerufen, freilich nicht überall mit erwünschtem und bleibendem Erfolg; denn das damals obenanstehende Mercantilsystem gab nur künstliche Hebel, wie Monopole, Prohibition, Schutzzölle, Ausfuhrprämien und baare Unterstützungen, an die Hand. Als ein auffallendes Beispiel bis wohin sich mitunter die Fürsorge von oben verstieg mag dienen, daß sogar zur

Beförderung der Hühnerzucht und des Eiertransports nach der Hauptstadt sogenannte Eierkärner waren angesetzt, und neben einem Haus und etwas Acker mit Karren und Pferd ausgestattet worden. Bessere und fruchtbarere Folgen hatten des großen Königs Landesmeliorationen in der Provinz, deren Kosten von gedachtem Zeitpunkt ab sich auf 4½ Millionen beliefen. Was er in Berlin und Potsdam verbaut hat, wird außer den Bauhülfsgeldern in andern Städten auf 9 Millionen geschätzt. Wenn auch sein zweiter Nachfolger hier und da versuchte richtigere Wege einzuschlagen, wenn er auch erkannte, daß es an der Zeit sei die tiefer zu suchenden Hindernisse hinwegzuräumen welche das Erwachen und die natürliche Entwickelung einer freien Volksthätigkeit nicht aufkommen ließen, und in den bäuerlichen Verhältnissen, den Gemeinheiten und Servituten auf dem Lande, dem Zunft- und Innungswesen in den Städten, der drückenden, alle Bewegung erschwerenden Abgabeneinrichtung, endlich in dem jede selbstthätige Regung zurückdrängenden Vormundschafts- und Zwangssystem der Regierung lagen: so waren diese Hindernisse doch so eingewurzelt und so fest ineinander gewachsen, daß sie jeder durchgreifenden Reform einen unzerstörbaren Wall entgegensetzten, und es außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen schien darüber hinwegzukommen.

Ebenso war die Stärke der Wehrkraft auf die höchste Spitze getrieben. Der gezwungene Militairdienst, ein eisernes Joch unter einer grausamen Zuchtruthe, dauerte 20 Jahre; nur die Söhne des Adels und der höhern, bedingungsweise auch der übrigen Staatsbeamten und der Geistlichkeit, desgleichen die Städte Berlin, Potsdam und Brandenburg, waren davon frei. Jeder Truppentheil hatte für die Aushebung seinen Canton, letztere richteten sich aber weder nach den Garnisonorten noch überall nach den Kreisgrenzen, ja sie lagen zum Theil in andern Provinzen, was das Conscriptions- und Ersatzleistungsgeschäft ungemein erschwerte. Der Inländerstamm war bei der Infanterie auf mehr, bei der Cavalerie auf weniger als die Hälfte bestimmt, das Uebrige wurde durch Werbung oder Erziehung von Soldatenkindern beschafft. Wie viel der Gemeine und der Subalternoffizier an Sold erhielt, finden wir nicht angegeben *), an Proviant wurde jenem nur alle vier Tage ein fünfpfündiges Brot verabreicht. Am besten standen die Compagniechefs, weil ihnen gewisse Gegenstände der Ausrüstung, Bekleidung u. s. w. in Entreprise gegeben waren, und sie auch durch Beurlaubungen und sonst manche Gelegenheit hatten sich Vortheile zu verschaffen. Der Truppenbestand in der Kurmark belief sich auf etwas über 40,000 Mann, und kostete in Friedenszeiten 4 Millionen, also nicht viel weniger als die ganze Staatseinnahme aus der Provinz. Neben der Accise und den directen Steuern hatten die Städte die Quartierbedürfnisse für das Militair, das contribuable Land die seinen Grundsteuern fast an Werth gleichkommende Fouragelieferung und außerdem den Vorspann in Militair- und Landesangelegenheiten zu leisten. So weit diese Naturallasten, für welche die Staatskasse eine unzureichende oder gar keine Vergütigung gab, einer Ausgleichung bedurften, waren dazu wieder besondere Abgaben eingeführt, wie in den Städten der Servis, auf dem Lande die Beiträge zu der von den Ständen verwalteten Marsch- und Molestienkasse.

Die Anspannung der innern Kräfte hatte solchergestalt das höchste Maß erreicht; der Druck war um so schwerer, je tiefer er alle Verhältnisse des Lebens durchdrang; die Regierung hatte nicht blos ihre Behörden überall an Reglements und bestimmte Vorschriften gebunden, sondern auch die Kreisstände und Magistrate konnten keine Wahl ohne ihre Bestätigung, keinen Schritt ohne ihre Genehmigung thun. Zu den Schranken einer eigennützigen Trennung und Absperrung nach Sonderinteressen in bürgerlichen, gewerblichen und geselligen Beziehungen kamen noch hinzu die steuerlichen Schlagbäume auf den Landstraßen und an den Thoren, die Zwangs- und Bannrechte aller Art. Es gehörte ein in den Grundsätzen des leidenden Gehorsams aufgewachsenes, so zähes und ausdauerndes Volk dazu, um solche heimatliche Verhältnisse zu ertragen und sich aufrecht zu erhalten. Freilich konnte bei ihm die Liebe zu denselben nicht groß sein, aber Treue und Hoffnung auf seine Könige, die historische Erinnerung an die vielen großen Gestalten unter ihnen diente als Gegengewicht, und erhielt ihm die moralische Nationalkraft und einen tröstenden Blick in die Zukunft.

Hier tagte denn auch in Friedrich Wilhelm III. eine Morgenröthe, der, wenngleich erst nach einem schweren furchtbaren Gewitter, der Glanz einer neubelebenden Sonne folgte. Es wäre sehr ungerecht, die ewig denkwürdigen Reformen unter seiner Regierung lediglich als ein ihm abgezwungenes Werk der Noth und Umstände betrachten zu wollen. Die Keime dazu lagen schon früh, wenngleich unentwickelt, in seinem gesunden, durch keine Schulweisheit verblendeten Verstand und in seinem edeln, wohlwollenden Herzen, welches nirgend deutlicher wird als aus dem vorliegenden Buch. Hatte schon Friedrich II. in den Domainendörfern, wo er freier schalten konnte, den Bauern das erbliche Besitzrecht an ihren Höfen verliehen, and sich die Beförderung der Gemeinheitstheilungen angelegen sein lassen, so erklärte sich Friedrich Wilhelm III. auf das entschiedenste dafür, daß der Bauer, durch Aufhebung der Hörigkeit und der Naturaldienste an die Gutsherrschaft, zu einem freien und selbständigen Staatsbürger gemacht werden müsse, und ließ besonders seit 1803 die Dienstaufhebung bei den Domainenunterthanen aufs kräftigste betreiben. Auch seine Berufung Thaer's im J. 1804 und die Verpflanzung spanischer Schafe durch einen großen Ankauf im Mutterlande war

*) Aus den Angaben des Kriegsministers in den Verhandlungen des preußischen Landtags vom 8. Juni d. J. geht hervor, daß von den Zulagen, von denen bei unserm Verf. S. 293 u. 294 die Rede ist, der Sold für den gemeinen Soldaten 2 Thlr., den Unteroffizier 3 Thlr. und den Secondelieutenant 11 Thlr. monatlich betrug.

ein erheblicher Schritt zur Verbesserung der Landwirthschaft. In Bezug auf die schreienden Mängel der Accise und Zollverfassung sagt er in der (S. 491) abgedruckten Ordre an den Minister v. Struensee: „er hege schon lange die Besorgniß, daß durch Zufall und Willkür das sonst so vorzügliche System der indirecten Abgaben ohne Noth und wesentlichen Ertrag drückender gemacht worden als es sein sollte. Da die Anzahl der zur Aufbringung einer großen Staatseinnahme geeigneten Gegenstände nur mäßige Schranken habe, so müsse er über die bändereichen Accise- und Zolltarife *) erschrecken. Er verkenne zwar nicht, daß dabei mit großer Vorsicht zu verfahren sei, halte es aber doch für möglich und nothwendig, dem System mehr Zusammenhang und Einfachheit zu geben." Sämmtliche Land-Binnenzölle, die den Verkehr einer Provinz zur andern und im Innern derselben beschränkten, wurden schon 1805 aufgehoben. Ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit war die Volksbildung und die Verbesserung des Elementarschulwesens, namentlich auf dem Lande, wo häufig noch Invaliden, Nachtwächter und Hirten aushelfen mußten. Was er hier beabsichtigte, gelang aber erst später, und konnte damals wegen der Zersplitterung der obersten Verwaltung des Schulwesens sowol nach den Provinzen als nach den Confessionen noch keinen Fortgang gewinnen. Dem berüchtigten Religionsedict seines Vorgängers machte er ein Ende. Ueber die Einführung desselben finden wir in Abschnitt 9 Verhandlungen mitgetheilt welche die Frage über die Verträglichkeit des Symbolzwangs mit der Gewissensfreiheit auch für unsere Tage beherzigungswerth beleuchten; und S. 367 lesen wir, daß der König dem bald darauf entlassenen Urheber des Edicts, dem Minister Wöllner, 1798 die trefflichen Worte schrieb:

Ich selbst verehre die Religion, befolge gern ihre beglückenden Vorschriften, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen welches keine Religion hätte; aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität Derer zu bedürfen die sich anmaßen wollen ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen, und den Nachkommen vorzuschreiben wie sie zu jeder Zeit und in jeden Verhältnissen über Gegenstände die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben denken sollen.

Heil dem Lande dessen König, von dem Wahlspruch ausgehend: Alles für das Volk! dieses auf eine Stufe erhob die seinen nächsten Nachfolger in den Stand setzte, nicht nur für, sondern auch mit dem Volke und durch das Volk seine hohen Regentenpflichten zu üben! 126.

*) Es gab deren damals 67 verschiedene in der Monarchie.

Letztes von Southey und dessen Witwe.

Es mag in strengem Wortsinne falsch sein, Gedichte zweier Geister von denen erst einer zu den „seligen, den reinen" zählt nachgelassene Gedichte zu nennen. Dennoch dürfen sie so genannt werden, wenn der überlebende Dichter die Saiten seiner Leier zerrissen und seiner Stimme Schweigen geboten hat. Ob er dann lebe im Kreise der Seinigen und vor den Augen seiner nächsten Nachbarn, darüber hinaus und für die Welt ist er todt wie jener, und was diese von seinen Liedern empfängt, sind seine letzten Klänge. Deshalb sind es die letzten Klänge Southey's, des Gestorbenen, und seiner Witwe, der Lebenden, was ein Buch uns bringt unter dem Titel:

Robin Hood: a fragment. By the late Robert Southey, and Caroline Southey. With other fragments and poems, by *R. S.* and *C. S.* Edinburg 1847.

Bereits vor 1823 scheint Southey sich Robin Hood zum Helden eines Epos ersehen und Einzelnes dafür entworfen zu haben. Im Nov. d. J. vertraute er seinen Plan der geachteten Dichterin Karoline Bowles. Sie sollte ihm die Hand zur Ausführung bieten, sich ihm dazu geistig verbinden, der Bund Geheimniß bleiben, Murray das Gedicht verlegen, der Ertrag das Mittel eines Sommeraufenthalts in Keswick und dabei Gelegenheit zu Besprechung ähnlicher Pläne werden. Der Brief vereinigte in späterer Folge die zwei verwandten Naturen zu engerm Bunde, und lautet fast als habe der Dichter in ihm die Erfüllung eines schönen Traums geahnt. „Das Geheimniß", sagt er, „wäre köstlich, so lange wir passend achten es zu bewahren; noch köstlicher wäre der geistige Bund welchen kein Tod trennen kann. Sagen Sie nicht Nein, zögern Sie nicht aus Mistrauen gegen sich. Sie schreiben so leicht und so gut wie ich entwerfe. Sie sind mit Waldscenerie und mit Allem bekannt was das Landschaftliche betrifft; ich bin es mit den Sitten der Zeit. Sie werden die Charaktere so deutlich auffassen wie ich sie mir gedacht, und mündlich wollen wir die Rollen vertheilen. Jedes nimmt welche ihm die liebsten sind; ich will den Ihrigen, Sie werden den meinigen beisetzen was uns besser dünkt. Beaumont und Fletcher haben gemeinschaftlich für die Bühne geschrieben, so Eins in Ausdruck, Gedanke und Empfindung, daß keine Kritik das Eigenthum des Einen von dem des Andern zu scheiden vermag. Warum sollten in der gemeinschaftlichen Ausführung eines Gedichts Robert und Karoline nicht ebenso glücklich sein? Da es keinen haltbaren Grund und kein Hinderniß gibt, weshalb diese zwei Personen sich nicht in solcher Weise verbinden dürfen, melden Sie mir, daß Sie darein willigen, und ich schicke Ihnen den rohen Umriß der Erzählung und der Charaktere."

Nach dem Umrisse kam der Verfasser. Robin Hood wurde besprochen. Es gelang Robert, Karoline zu einem Vorhaben zu ermuthigen dem ihre Schüchternheit entweichen wollte. Das Versmaß wurde gewählt. Robert nahm „die Schlachtscenen und dergleichen", Karoline „die Frauen, die Kinder und den Wald". Das Gedicht sollte mit Robin Hood's Kindheit beginnen, mit seinem Tode schließen. In Zwischenräumen wurden Bruchstücke und Versuche gewechselt. Mancherlei Abhaltungen traten ein. Aber Keins verlor das Gedicht aus dem Auge. Es sollte ganz bestimmt eines Tags vollendet werden. Der Tag kam nie. „Es war ein schöner, doch ein kurzer Traum", sagt die Herausgeberin. „Wolken zogen heran, und ehe unser gereiftes Vorhaben Frucht tragen konnte, erging der Ruf und Alles wurde Staub."

Aus dem jetzt veröffentlichten Bruchstücke läßt zwar der Plan des Ganzen sich nicht ersehen, doch berechtigt das Gegebene zu dem Glauben, daß, wenn vollendet, es hinter dem Rufe des Dichters und der Dichterin nicht zurückgeblieben sein, der malerische Sinn der Letztern den gefeilten und vollern Rhythmus des Erstern wohlthuend abgelöst haben würde. Das Fragment zerfällt in zwei Theile, der erste von Robert, der

zweite von Karoline. Jener eröffnet das Gedicht mit der Hochzeitfeier des Lord Lorley, ein glücklicher Tag in den „grünbewaldeten Blößen" von Sherwood, nur getrübt durch die Ungunst der Elemente, indem statt von der Sonne geflochtener Strahlen um das Haupt der Braut schwerer Regen den Maimorgen verdunkelte. Die alte — schottische, nicht deutsche — Sage, daß Sonnenschein der Braut Glück, Regen der Leiche Seligkeit verkündet, kehrte den Spruch um.

> Yet not a sunbeam that May morning pierced
> The dense and heavy canopy of clouds
> Which poured their drenching stores continuous down.
> Amid the thickest shade
> The deer sought shelter — not a vernal song
> Rose from the cheerless groves — . . . .
>
> Alas! the Lady Emma's passing-bell
> Was heard when May returned!
> And when through Loxley's gate
> She on her bier was borne,
> The deer were sporting in the sunny glades. . . .

Die Geburt Robin Hood's, des Erben von Lorley, war der Tod seiner Mutter, und in der Verzweiflung seines Schmerzes nimmt Lord William das Kreuz. Der Auszug der gewappneten Schar aus der sonst so heitern Burg, mehr ein Trauer- als ein Festzug, endigt den ersten Theil. Der zweite zeigt die freudenleeren, wegen der langen Abwesenheit des Gebieters dem Einsturze nahen Hallen. Die Beschreibung ist ein herrliches Gemälde einer starken Baronsburg, früher voll Lust und Turnierglanz, jetzt still und traurig.

> What a strange stillness reigns!
> No sound of life within,
> No stir of life without:
> The very fountain in that trellis'd flower court
> The terrace overlooks,
> Sends up from the unfailing source
> Its sparkling jet no longer —
> The leaden Nereid, with her empty urn
> Half-buried in fallen leaves, where she lies low
> In her green, slimy basin. . . . .

Da wirft ein helles, junges Leben einen Lichtstreif auf die öde verfallende Burg. Ein Kind erscheint, ein Knabe im Flügelkleide.

> And see, where the terrace abuts
> That northern flanking tower,
> From a side entrance —
> Window and portal both —
> . . . .
> A child comes tottering out
> Eagerly straining on its leading strings,
> From her upholding hand who follows close —
> That old devoted woman.
> And side by side, and step for step, sedate,
> Serious as with that woman joined in trust,
> Paces a noble wolf-dog, —
> His grave eye
> Incessant glancing at the infant heir.

Der Knabe mit der alten Wärterin und dem achtsamen Wolfshunde ist Robin Hood, und dies der Anfang der Legende. Aufwachsend in solcher Burg, unter solcher Pflege und solcher Hut, den Kopf voll Rittersagen und Märchen, bildet sich Robin Hood für das wilde, verwegene Leben, dem er bis in die Neuzeit den Ruhm seines Namens dankt. Doch wächst er auch nicht ohne Geistesbildung auf. Der ehrwürdige Almosenpfleger, der würdige Vater Hugh, ist sein Lehrer und träumt sich in ihm einen „königlichen Beauclerk".

> And when the beautiful Babe,
> With hands devoutly folded palm to palm,
> Held up within his own,
> Murmured the first short prayer:
> . . . .
> Then would the venerable man
> Fall into visions oft,
> Prefiguring to himself
> A time when on the tablets of that mind
> So unimpressible now,
> He should write precious things. . . . .

Des Paters Traum scheint sich jedoch nicht verwirklichen zu wollen. Besser als seine frommen Lehren behagen dem Knaben die in der Halle hängenden Speere und Banner und Hirschgeweihe. Wohin Das führen muß, will sich eben entrollen, als das Gedicht abbricht und der Phantasie des Lesers überläßt, die weißen Blätter der Geschichte des Helden mit dessen Abenteuern und ritterlichem Tode auszufüllen.

Daß unter den „other fragments and poems" mancherlei Hübsches ist, wäre bei mehr Raum leicht nachzuweisen. 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Studien der Jurisprudenz.

Das Ministerium hat schon seit längerer Zeit einer durchgreifenden Reform der juristischen Studien seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Da es sich aber bei dieser wichtigen Angelegenheit vor Uebereilung sichern will, so sind von ihm verschiedene angesehene Rechtslehrer beauftragt worden, die bestehenden Einrichtungen im Auslande in Augenschein zu nehmen, um dann auf Grundlage umfassender Berichte das Vorhandene zu bessern und Neues ins Leben zu rufen. Bereits sind einige Rapports dieser Art ans Licht getreten, unter denen wir besonders das vor kurzem erschienene „Mémoire sur l'organisation de l'enseignement du droit en Hollande, par *M. Blondeau*" bemerken. Der Verf., ein rühmlichst bekannter Professor und Mitglied des Institut de France sowie des königlichen Universitätraths, liefert in demselben einen gedrängten, übersichtlichen Bericht über die dem Rechtsstudium gewidmeten Anstalten welche Holland besitzt. Dabei läßt er aber mit Rücksicht auf die ihm gewordene Mission fortwährende Vergleichungen und Winke einfließen, welche geeignet sind das Mangelhafte der französischen Einrichtungen ins rechte Licht zu stellen und eine mögliche Abhülfe der Misbräuche anzubahnen. Im Allgemeinen lautet das Urtheil welches Blondeau über die holländischen Institute, soweit sie dem Rechtsstudium gewidmet sind, sehr günstig.

Sklavenwesen im Alterthume.

Zu einer Zeit wo noch immer nicht alle Stimmen sich in der Beurtheilung der zur Abhülfe des Sklavenstandes dienlichen Mittel vereinigen können, darf ein gründliches Werk über die Geschichte des Sklavenwesens im Alterthume vielleicht auf einige Beachtung zählen. Eine solche Arbeit wird uns unter folgendem Titel geboten: „Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, par *M. Wallon*." Wir erhalten in diesem von dem Institute gekrönten Geschichtswerke eine klare Darstellung der einzelnen Angaben welche sich in den Quellen vorfinden, und eine zusammenhängende Beleuchtung des Thatsächlichen von einem freien, aber gemäßigten Standpunkte aus, dem alle phantastischen Nebelbilder moderner Socialisten fern liegen. Der Verfasser, welcher die Professur der Geschichte an der Facultés des lettres de Paris bekleidet, hat seiner Arbeit eine ebenso ruhig gehaltene Einleitung vorangestellt, in welcher die gegenwärtigen Verhältnisse und namentlich das wichtige Thema der in Frankreich immer noch angefeindeten Sklavenemancipation unparteiisch beleuchtet werden. Das ganze, empfehlenswerthe Werk umfaßt vier Bände. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 240. — 28. August 1847.

Zeitgedichte.

1. Schwerter in Myrten. Von J. E. Braun. Winterthur, Literarisches Comptoir. 1847. 16. 12 Ngr.
2. Deutsche Lieder von Heinrich Matthaey. Winterthur, Literarisches Comptoir. 1847. 16. 12 Ngr.
3. Lieder aus Schilda. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1847. 8. 22½ Ngr.
4. Gedichte Friedrich Ludwig Weidig's. Zum Besten der Kinder Weidig's herausgegeben von einigen Freunden. Mannheim, Hoff. 1847. 8. 7½ Ngr.
5. Erinnerungen aus Polen von 1831. Winterthur, Literarisches Comptoir. 1847. 16. 6 Ngr.
6. Preußens Reichstag. Von Ph. E. Nathusius.

Die Erscheinungen auf dem Gebiete der politischen Poesie fangen allmälig an in ihre letzte Stufe zu treten, sie klammern sich an alle große und kleine Ereignisse der Zeit, und bringen das politische Glaubensbekenntniß nach allen Richtungen hin in Verse; das Pathos das einst dieser ganzen Richtung so viel Anhänger verschaffte, sowie der Witz und die Pointe sind verflüchtigt, es ist nur ein trockener Bodensatz zurückgeblieben, der bereits anfängt selbst dem hartnäckigsten Liberalismus nicht mehr zu behagen. In den oben vorstehenden Schriften sind Proben nach verschiedenen Richtungen enthalten, die wir bei den einzelnen näher zu bezeichnen Gelegenheit haben werden.

J. E. Braun, der vor kurzem als Opfer in einem Duelle gefallen ist, und bereits im Schoos des Grabes ruht, hat sich zum Kämpen des Throns gegen das Volk aufgeworfen. Es ist nicht mehr an uns mit dem Todten über politische Parteiansichten zu hadern, das Grab in welchem der junge Dichter schlummert verbietet uns Dies; wir wollen blos kurz betrachten, ob und wie er seine Idee in schönen Versen und herrlichen Empfindungen zu verkörpern verstanden hat. Braun will sein Schwert in Myrtenzweigen tragen, zum Kampf will er gehen als wie zu einem Feste, um den Tyrannen zu erschlagen der im Volk erstanden sein soll.

> Nicht von der Höhe, — aus der Niederung
> Kriecht jetzt der Drache, bis zum bösen Sprung
> Er in sich fühlt das Können und das Wagen.

Mit dem Drachen hat es übrigens beiläufig gesagt noch nicht sehr viel zu schaffen, und der Verf. hat sich ein Gespenst an die Wand gemalt das nur Wenige außer ihm zu sehen im Stande sein werden. Braun umgürtet sich mit einem feudalen ritterlichen Schwerte, und schlägt damit auf das Volk los, „das seine Treue verloren hat und sich an dem Heiligsten erfrecht". Er ruft die Fürsten wach, ihr Recht zu behaupten, sie sollen den Ruhm der Ahnen festhalten, nie von den Stufen des Throns herniedersteigen, und das Heiligthum der Kronen bewahren. Wenn man diese Poesie so einfach und schlicht in Prosa übersetzen wollte, so könnte man den Text dazu sehr leicht und einfach in der preußischen Thronrede finden, nur mit dem Unterschiede, daß der König ein Herz für sein Volk und Achtung vor demselben hat, indeß der Dichter dasselbe als eine Rotte schildert die durch das Land rast, trunken von dem Taumelwein der Freiheit. Braun ist in seinen Ansichten und Schilderungen der Don Quixote des christlich-monarchischen Staats, der auf die Windmühlen der Empörung, des Aufruhrs losschlägt, als ob bereits im Volke Alles wild durcheinander ginge; er malt sich Gespenster und schlägt mit fanatischem Muthe auf dieselben los, und bringt oft keinen andern Eindruck bei uns hervor als ein stilles mitleidiges Lächeln, wenn man Verse wie die folgenden liest:

> In Schrift und Wort, im Koth der Schenken
> Wird die Empörung angeschürt;
> Dort tönt es von den Rednerbänken:
> Das Volk ist's dem die Kron' gebührt!
> Wahnwitz'ge heißen Liberale,
> Des Volkes Würde viel zu schlecht.
> Die einz'ge Antwort dem Scandale:
> Todt lieber als des Volkes Knecht!

Braun würde für solche politische Verdächtigungen, die Nichts weniger als lyrische Poesien sind, eine herbe kritische Züchtigung verdienen, wenn nicht bereits der Tod mildernd und versöhnend zwischen ihn und uns getreten wäre. Lassen wir ihm darum sein Banner, auf das er die Worte geschrieben hat:

> Dem Königthum die ew'ge Liebe!
> Den ew'gen Haß dem Freiheitswahn!

Lassen wir ihm ferner seine naive politische Anschauung, die man hier sogar kindisch nennen könnte, weil Freiheit und Königthum doch wahrhaftig keine Gegensätze sind, und weil man mit solchen Phrasen keinen Kampf mehr zu bestehen hat. Mag er im „Rückschritt" (S. 46) sein Glück gesucht haben, er wird uns mit seinen Versen das Wasser nicht trüben, er wird uns nicht irre machen kön-

nen auf dem Wege der Freiheit die Volksentwickelung fördern zu helfen. Aber Das müssen wir befürchten, daß Braun's Poesien vergessen sein werden, ehe noch der Winter seinen weißen Schneemantel auf sein frisches Grab gelegt haben wird.

Heinrich Matthaey hat seine „Deutsche Lieder" dem Erbgroßherzog von Weimar gewidmet; er meint zwar, deutsche Lieder bedürften eigentlich keiner Vorrede, aber dennoch schreibt er eine solche, und läßt sich darin über sein politisches Glaubensbekenntniß aus. Man sieht, wie weit es die Lyrik auf dem politischen Felde gebracht hat: erst muß eine Vorrede den Standpunkt der politischen Meinungen des Verf. andeuten, ehe derselbe glaubt, daß seine Lieder recht verstanden würden, als ob das Lied als Ausdruck einer Empfindung nicht durch sich selbst klar werden müsse. Aber freilich von eigentlichen poetischen Empfindungen ist hierbei auch wenig die Rede; eine politische Idee, oftmals auch nur ein ganz abstracter Gedanke wird in Verseform gebracht, zu einem politischen Katechismus verarbeitet, und dann ist ein Commentar, eine Vorrede oft zum Verständniß unumgänglich nothwendig. Der Verf. pocht in der Vorrede darauf, daß er hoffe dem deutschen Herzen genügt zu haben; wir wissen zwar nicht was er unter einem deutschen Herzen versteht, aber Das ist klar, daß der abstracte Inhalt von „Freiheit", „Wahrheit", „Recht" ebenso gut einem französischen und englischen Herzen genügen kann, vorausgesetzt daß er überhaupt zu genügen im Stande ist. Dem Verf. schlägt übrigens in der Vorrede so etwas das deutsche Gewissen; er hatte zwar, gesteht er zu, bei Entstehung der Lieder keine, gar keine Absicht, allein es würde ihm wahrhaft lächerlich vorkommen, wenn er glauben wollte, daß man ihn bei diesen Liedern eines revolutionnairen Zwecks beschuldigen könnte; denn er sei sich nicht bewußt irgend gegen die bestehende Gewalt eine Empörung angezettelt zu haben, und immer werde er die Nothwendigkeit eines letzten und höchsten Oberhaupts anerkennen, regiere dies nun unter welchem Namen es wolle, und unsere erblichen Monarchien seien zu eng mit unsern deutschen Urverhältnissen verwachsen, als daß sie jemals aufhören könnten, und was aus einem Wahlreiche werden könne, habe uns das unglückliche Polen hinlänglich gezeigt. Er wolle also keiner Monarchie zu nahe treten, aber er wolle diese constitutionnell, damit auch den Völkern nicht zu nahe getreten werde. Es ist allerdings höchst spaßhaft, in einem Vorworte zu Gedichten eine kleine Erörterung über staatsrechtliche Theorien zu finden, um so ergötzlicher als der Verf. seine politischen Erläuterungen damit schließt, daß er sagt: alles Uebrige werde sich aus den Liedern selbst ergeben, und die Aufnahme derselben werde ihm ein Zeugniß für das deutsche Volk sein. Also darin liegt angedeutet, daß man die Gedichte gewissermaßen nur als die nähern Ausführungen der politischen Meinung des Verf. ansehen solle, daß sie sein Glaubensbekenntniß enthalten; so weit wäre es mit der Poesie gekommen, daß sie die Schleppträgerin der Politik geworden wäre, und daß man am Ende auch noch gar Prätensionen damit verbindet, und je nach der Aufnahme solcher Verse das Volk selbst beurtheilen will. Mag man die Gesinnung des Verf. anerkennen und achten, allein seinen Poesien kann man durchaus keinen Werth beilegen. Wir theilen hier einige Proben mit. „Die falschen Liberalen" (S. 33):

> Nichts ist gethan mit glattgedrehten Worten
> Und Deutsch und Deutsch! und Deutschlandsthümerei;
> Schlagt an der Wahrheit noch verschloss'ne Pforten
> Und redet ohne Zagen, frank und frei.
> Gefodert! nicht geklagt nur und gewinselt;
> Malt keck und dreist! nicht mehr geschmiert, gepinselt.
>
> Das arme Wort, oft hat es mich gedauert —
> Das Wörtchen „Freiheit", wenn nun gar ein Weib
> Sich in Glacé am Schreibtisch niederkauert,
> Und „deutsche Lieder" singt zum Zeitvertreib.
> Das heißt zum Spiel das Edelste verwenden,
> Und durch Geklätsch ein Werk des Volkes schänden.

Wir sehen nun zwar nicht, weshalb Karoline Leonhard-Lyser-Burmeister, welche Matthaey unter dieser Strophe citirt, das Werk des Volkes geschändet habe; allein an der Zeit dünkt es uns gleichfalls, daß gerade vor Allem auch die Männer aufhören sollten sich noch länger bei solchen Wortspielen und Reimen aufzuhalten, und daß eine kräftige, energische, freie Gesinnung die sich im Leben bethätigt mehr werth ist als tausend Bände solcher deutschen Lieder, deren abstractes doctrinaires Pathos, versetzt mit etwas Franzosenfresserei, nachgerade jeden gesunden Sinn zu langweilen anfängt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hansestädte und der Deutsche Zollverein.

Die Aufgabe der Hansestädte gegenüber dem Deutschen Zollverein, sowie in Bezug auf eine gemeinsame deutsche Handelspolitik. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mit der Stellung der Hansestädte zum Deutschen Zollverein haben sich seit geraumer Zeit Tagesblätter, Broschüren und Bücher beschäftigt. Die Frage gehört zu den wichtigsten mercantilen Fragen der deutschen Gegenwart, und alle Parteien haben sie von ihren Standpunkten und nach ihren Wünschen verschiedenartig beleuchtet. Die vorliegende Schrift ist ein werthvolles, umfangreiches und gründliches Actenstück in dieser wichtigen Angelegenheit, sie ist nicht das Resultat der Untersuchungen eines einzelnen Mannes, sondern sie ist in Hamburg entstanden aus langen, vielseitigen Debatten über diesen Punkt, nachdem die „Section für vaterstädtische Angelegenheiten" eine Commission niedergesetzt hatte, um einen gutachtlichen Bericht auszuarbeiten über „die Aufgabe der Hansestädte gegenüber dem jetzigen Bestand und System des Deutschen Zollvereins, sowie in Bezug auf eine gemeinsame deutsche Handelspolitik", und ihr specieller Titel heißt: „Commissionsbericht an die vaterstädtische Section der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe." Der vorliegende Bericht ist ein gemeinsames Werk der Commission, ausgearbeitet worden aber ist der erste, dritte und vierte Abschnitt von Professor Worm, der zweite von Dr. F. Th. Müller.

Im ersten Abschnitte wird der Nachweis versucht, daß das vormalige Deutsche Reich um Deutschlands Handel und Schifffahrt so viel als gar nicht sich gekümmert, daß vielmehr beide

Interessen, nach dem Fall der alten Hansa, die ihnen mächtigen Schutz gewährt hatte, unbeschützt, unberathen und fast unbeachtet blieben; daß unter diesen Umständen die drei Städte welche ihre Unabhängigkeit bewahrten ihr eigenes System mehr und mehr den Bedürfnissen des Zwischenhandels anpaßten; daß aber dies System keineswegs mit der später erfundenen allgemeinen Freihandelstheorie zu verwechseln, sondern lediglich als der Ausdruck einer durch Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung zu betrachten ist, welche in der möglichst freien Bewegung eine Lebensbedingung des Zwischenhandels erblickt: eine Ueberzeugung welche auch anderwärts durch die Errichtung von Freihäfen oder von großen Entrepots in den Seestädten, oder doch durch die Gewährung eines langen, der unversteuerten Niederlage entsprechenden Zollcredits thatsächlich anerkannt ist; daß endlich, ungeachtet der Blüte ihres Zwischenhandels, und in Folge der ihnen aufgedrängten Isolirung, den Hansestädten so wenig als andern deutschen Staaten demüthigende Erfahrungen abseiten des Auslandes, noch selbst Conflicte mit andern Staaten des gemeinsamen Vaterlandes erspart worden.

Der zweite Abschnitt erzählt wie arg die Hoffnungen deutscher Nation getäuscht worden, welche vom Bunde ihrer Regierungen die Verwirklichung einer handelspolitischen Einheit Deutschlands zu erwarten berechtigt war. Nicht einmal in Bezug auf so dringende Angelegenheiten wie der Verkehr mit Lebensmitteln, das Postwesen konnte eine Gemeinsamkeit erzielt werden. Die Bemühungen von Privatvereinen, den 19. Artikel der Bundesacte in Erinnerung, und den durch die Nichterfüllung vermehrten Nothstand zur Anschauung zu bringen, blieben erfolglos. Die Benutzung deutscher Ströme fiel gänzlich dem Separatabkommen der betreffenden Uferstaaten anheim, wobei weder verzögerte Erledigung dringender Abhülfe noch übermäßige Belastung des Verkehrs ausgeschlossen war. Wenn nicht Ersatzmittel, so doch als Vorläufer der nationalen Einigung ward die provincielle angestrebt. Die Unterhandlungen einzelner Bundesregierungen untereinander scheiterten entweder gänzlich, oder sie gelangen nur in einem beschränkten Kreise, und führten eben deshalb zu keinem genügenden Ergebniß, oder die Vereine lösten nach kurzer, fast spurloser Dauer sich wieder auf. Nur der preußische Verein hat Lebensfähigkeit und gedeihliches Wachsthum erprobt, und gleichzeitig mit dessen bedeutendem Fortschreiten sprach Preußen ohne Rückhalt seine Ueberzeugung aus von der Unzweckmäßigkeit und Erfolglosigkeit einer erneuerten Wiederaufnahme der Verhandlungen des Bundestags über den 19. Artikel der Bundesacte.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich ausführlich mit dem großen, unter Preußens Vortritt gestifteten Zollverein deutscher Staaten. Die allmälige Erweiterung des Vereins bis auf seinen gegenwärtigen Bestand, die Veranlassungen und Motive, die Hoffnungen und Befürchtungen welche die einzelnen Staaten zum Anschluß bestimmten, die Bedingungen unter welchen sie aufgenommen worden, die Schwierigkeiten an welchen die Unterhandlung mit andern deutschen Staaten sich zerschlug, sind dargelegt, so weit die zugänglichen Quellen reichten. Weniger glücklich als der innere Fortschritt und das innere Gedeihen erwies sich die auswärtige Politik des Deutschen Zollvereins, sowie sie in den abgeschlossenen, unterhandelten Verträgen zu Tage liegt. Es verrieth sich ein bedenkliches Schwanken zwischen sehr verschiedenartigen, ja entgegengesetzten Principien, eine leichte Befriedigung mit ungenügender Wiedervergeltung ausgedehnter, selbst hemmender Zugeständnisse, und bei vielverheißenden Intentionen ein Stehenbleiben auf halber Bahn. Die innere Verfassung des Zollvereins trägt den Stempel der Unvollkommenheit, den die Neuheit der Sache, die Art der Erweiterung und die Rücksicht auf die Souverainetät der mächtigern unter den beigetretenen Staaten ihr aufgeprägt. Der rein diplomatische, aller Oeffentlichkeit entrückte Charakter der Zollvereinslage, der bureaukratische, dem directen Einfluß der Volksvertretung fremde Charakter der vorbereitenden Verhandlungen, das einer Reihe von Regierungen formell eingeräumte Veto, das dennoch im Machtverhältniß thatsächlich begründete Vorwiegen Preußens, die der letztern Regierung ausschließlich überlassene diplomatische Vertretung des Zollvereins: Dies sind so viele Uebelstände welche auch von der öffentlichen Meinung im Zollvereine selbst als solche anerkannt werden. Ein Blick auf die gegenwärtige Lage der Dinge zeigte die auswärtige Politik des Zollvereins in andauerndem Schwanken begriffen. Der Kampf der Parteien für und wider ein System von Differentialzöllen ist heute noch im Zollvereine selbst nicht zur Entscheidung geführt.

Auf dem Boden so geschichtlich gewonnener Ergebnisse erklärt nun die Commission: „daß sie die Frage nach dem Anschluß oder Nichtanschluß an den Deutschen Zollverein als zu ihrer Aufgabe überall nicht gehörig erachtet", aber sie spricht auch „von dem Beruf und der Verpflichtung der Hansestädte an ihrem Theil mitzuwirken zur Begründung und Ausführung einer nationalen Handelspolitik", und füllt mit ihren Vorschlägen den vierten Abschnitt des Commissionsberichts.

Zuerst äußert der Commissionsbericht seine Bedenken über das so viel verhandelte Project der Differentialzoll-Verträge; sollte aber „dessenungeachtet und wider Erwarten es preußischer Unterhandlungskunst gelingen einen oder den andern überseeischen Staat zu namhafter Bevorzugung der deutschen Industrie zu bestimmen, nun, so würde es an der Befähigung der Hansestädte nicht fehlen durch angemessene Einrichtungen ihrerseits dazu die Hand zu bieten, daß Deutschland unter genügenden Controlen und mit Benutzung aller natürlichen Verbindungswege sich in den Genuß seines neuen Vortheils setzen möge". Wenn nun eine Bevorzugung deutscher Interessen als ein wirres, nebelhaftes und jedenfalls sehr fernes Ziel erscheint, so hält dagegen die Commission den praktischen Gesichtspunkt fest und glaubt, daß unter jetzigen Verhältnissen namentlich viel von einer deutschen Schiffahrtsgesetzgebung erwartet werden müsse; denn „eine solche läßt sich durchführen ohne daß eine Verschmelzung der Zolltarife, ohne daß eine Uniformirung Deutschlands in Bezug auf das System der Waarenzölle oder eine Einigung über die fiscalischen oder industriellen Grundsätze der Tarifirung vorangegangen wäre". Die Erklärung des ganzen Deutschlands für ein einziges und untrennbares Schiffahrtsgebiet würde die Grundlage einer deutschen Schiffahrtsgesetzgebung bilden; eine deutsche Flagge, als gemeinsames Symbol, das die unterscheidenden Abzeichen der Einzelstaaten nicht ausschließt, würde die gleiche Berechtigung dieser Flagge in allen deutschen Häfen aussprechen; nach dem Vorgang der meisten Seestaaten wäre der deutschen Flagge ausschließlich das Recht der deutschen Küstenschiffahrt vorzubehalten. Sodann wird die Bildung deutscher Consulate in allen wichtigen transatlantischen Plätzen empfohlen als ein wichtiger Schritt, „weil die ersten Schritte überall die wichtigsten und die entscheidenden sind, und weil die deutsche Nationalität als solche in allen internationalen Beziehungen der Schiffahrt und des Verkehrs bis jetzt in einem Zustande der vollendeten Verwahrlosung sich befunden hat". Ferner wird eine Begünstigung der directen Einfuhr vor der indirecten, und zwar mittels eines Aufschlagszolles auf die letztere, empfohlen. Wenn aber eine deutsche Schiffahrtsgesetzgebung in Vorschlag gebracht wird, so folgt aus den ersten Grundsätzen unsers öffentlichen Rechts, daß hierbei zuerst an die Thätigkeit des Deutschen Bundes, mittels seines Organs, der Bundesversammlung, zu denken ist, und hier sagt nun die Commission:

„Die Competenz der Bundesversammlung kann nach Artikel 19 der Bundesacte und Artikel 65 der Wiener Schlußacte keinem Zweifel unterliegen. Wenn der Bundestag in bald 30 Jahren für die Erfüllung des Artikels 19 Nichts gethan hat, so folgt daraus mitnichten, daß während fernerer 30 Jahre wiederum Nichts geschehen soll. Vielmehr wird in unsern Tagen lauter als je zuvor und von allen Seiten dem Bundestag ins Ohr gerufen, daß die Nation von ihm die Vertretung ih-

rer Interessen nach jeder Richtung hin, und eine würdigere Stellung Deutschlands in der Reihe der Mächte nach außen hin zu erwarten berechtigt ist."

Allerdings kann bei der Besetzung der Bundestagsgesandtschaften im Allgemeinen nicht etwa auf eine besondere Vertrautheit mit den Angelegenheiten des Handels und der Schifffahrt gerechnet werden; es hatte aber mit dieser Bemerkung damals als der 19. Artikel der Bundesacte aufgestellt und erneuert ward ganz dieselbe Bewandtniß wie heute; und doch muß man glauben, daß damals jener Artikel ernstlich gemeint gewesen. Die Militairverfassung des Deutschen Bundes, meint nun die Commission, hat den Anlaß zur Herstellung eines Instituts gegeben welches nur zu Gunsten der Angelegenheiten der Schiffahrt und des Verkehrs nachgebildet zu werden braucht, wenn der 19. Artikel aufhören soll ein todter Buchstabe zu sein. Dieser Analogie müßte man absichtlich aus dem Wege gehen wollen, um zu verkennen, daß auch für die Schiffahrtspolitik und die internationalen Handelsbeziehungen die Bundesversammlung durch ganz ähnliche Mittel in den Stand gesetzt werden kann eine bis jetzt ungewohnte Thätigkeit zu entwickeln.

Der Commissionsbericht läßt in seinem vierten Abschnitte noch Vieles unberücksichtigt, was sich aufdrängt wo es sich darum handelt ein nationales System, unter Benutzung aller anderwärts aufgebotenen Mittel, nach allen Richtungen hin durchzuführen, z. B. den Mangel eines gemeinsamen deutschen Handelsrechts, einschließlich des Seerechts; den Zustand der deutschen Ströme, die Wehrlosigkeit der deutschen Küsten u. s. w.; aber die Commission ist überhaupt in ihrer Erörterung dabei stehen geblieben wo das gemeinsam Nationale anfängt, aber das Besondere noch nicht aufhört, und bei Dem was unverzüglich bei dem jetzigen Zustande Deutschlands und mittels der jetzt vorhandenen Organe und Formen der Gesetzgebung als ausführbar sich darstellt.

So wird auch die Mitwirkung der Hansestädte bei der nationalen Handelspolitik unter dem politischen Gesichtspunkte betrachtet. Hier heißt es:

„Jedes Abkommen mit dem Zollverein setzt eine Separatunterhandlung von ungemessenem Ausgang voraus, bei welcher namentlich der Antheil und Einfluß welcher den Hansestädten bei der Beschließung und Ausführung gemeinsamer Maßregeln etwa zufallen dürfte in hohem Grade zweifelhaft erscheint. Die Vorgänge anderer mindermächtigen Staaten müssen geradezu abschreckend genannt werden, sofern man neben dem Steuereinkommen und der Förderung einzelner Gewerbszweige auch auf das Stimmrecht irgend einigen Werth legt. Republikanisches Selbstgefühl am wenigsten würde, so lange ihm Luft und Licht nicht abgesperrt sind, mit den Fleischtöpfen Aegyptens sich abspeisen lassen. Es ist ferner offenkundige Thatsache, daß auch die größern, mit einem Veto begabten Zollvereinsstaaten selten im Stande gewesen sind ihre gemeinsamen Wünsche, den von Preußen festgehaltenen Ansichten gegenüber, auf der Zollconferenz zur Erfüllung zu bringen."

Dagegen schlägt die Commission für jede Verhandlung den Bundestag als die sichere, völkerrechtliche, aber doch wol auch sehr schwerfällige Grundlage vor, und schließlich heißt es über die Stellung der Hansestädte zu Deutschland:

„Dem ganzen Deutschland sind die Hansestädte angewiesen mit dem Pfunde zu dienen das ihnen anvertraut ist. So gewiß sie verpflichtet sind das weltbürgerliche Element das der Großhandel in sich trägt dem nationalen unterzuordnen, so oft eine Collision von Ansprüchen entstehen könnte, ebenso gewiß würden sie von ihrer Sendung sich entfernen, wenn sie jemals Deutsche vor Deutschen, einen Verein von Bundesstaaten auf Kosten anderer Bundesstaaten begünstigen wollten."

Der Anschluß der Hansestädte an den Zollverein bleibt in weite Ferne gestellt, es sprechen noch, wie sich nicht verkennen läßt, sehr gewichtige Interessen dagegen, nicht blos der hanseatische Isolirungsgeist, und es hat der steigende Wohlstand glücklicher Friedensjahre in den Hansestädten das Gefühl der Isolirung nicht betheiligen können, welches ihnen nicht blos durch den eigenen Entschluß, sondern auch durch die politische Lage Deutschlands aufgenöthigt wurde. 28.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wichtige historische Documente.

Die für Veröffentlichung wichtiger historischer Documente unermüdlich thätige, durch besondere Mittel außerordentlich begünstigte „Société de l'histoire de France" hat vor einiger Zeit zwei neue Bände ihrer Sammlung, welche eine wahre Fundgrube für die französische Geschichte bildet, ans Licht treten lassen. Der erste derselben enthält Le Nain de Tillemont's „Vie de Saint-Louis, roi de France". Dieses interessante Werk, dessen erster Theil hier erscheint, wird zum ersten male auf Grundlage eines Manuscripts der königlichen Bibliothek herausgegeben. J. de Gaulle, der die Besorgung der Herausgabe übernommen hat, ist darauf bedacht gewesen durch passende Bemerkungen, Erläuterungen und Nachweise das Studium dieses alten, naiven Geschichtswerks verständlich und ersprießlich zu machen. Höher aber noch ist das Interesse anzuschlagen welches der soeben veröffentlichte, vorletzte, vierte Band des von Quicherat herausgegebenen „Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, dite la Pucelle" in Anspruch nimmt. In den früher erschienenen ersten drei Bänden wurden bekanntlich die Originalacten des Processes, von dem man ein klares, anschauliches Bild in einem der neuesten Bände von Michelet's „Histoire de France" erhält, in unverkürzter Form mitgetheilt. Im vorliegenden Bande bietet der tüchtige und zuverlässige Herausgeber 51 sehr wichtige Zeugnisse von Historikern und Chronisten des 15. Jahrhunderts, durch die über die betreffenden Verhältnisse der Jungfrau ein helles Licht verbreitet wird. Von besonderm Gewichte sind die Annalen der Herzöge von Alençon, von Perceval de Cagny, welche in der Königlichen Bibliothek aufbewahrt werden. In denselben erhalten wir einen glaubhaften Bericht über Karl's VII. Fahrt nach Rheims, über die Belagerung von Paris und über die Expedition von Isle de France im Jahre 1430. Auch die unter Auspicien des Unterrichtsministeriums erscheinende „Collection de documents inédits sur l'histoire de France" ist um ein werthvolles Werk bereichert worden. Dasselbe enthält eine Veröffentlichung der auf die Gefangenschaft des Königs Franz I. bezüglichen Documente („Captivité du roi François I"). Der Herausgeber Aimé Champollion-Figeac hat sich dadurch Anspruch auf den Dank der Geschichtsforscher erworben.

Houssaye.

Der geistreiche Arsène Houssaye, einer der elegantesten Mitarbeiter an der „Revue des deux mondes" und an der „Revue de Paris", der sich durch seine anmuthigen, zu einem besondern Werke („Le dix-huitième siècle") vereinigten Charakterbilder sowie neuerdings durch seine gediegene „Histoire de la peinture flamande" bekannt gemacht hat, gibt uns jetzt eine neue Zusammenstellung der kleinern Aufsätze, Novellen, Skizzen, Bilder und Reiseeindrücke welche er in den verschiedenen Zeitschriften zerstreut hatte. Der Titel dieser anziehenden Sammlung welche zwei Bände umfaßt lautet: „Romans, contes et voyages." Sie bietet den mannichfachsten Wechsel, und wird von Niemand ohne Interesse gelesen werden. In allen Nummern derselben zeigt sich eine Feinheit und Sauberkeit der Ausführung wie sie der gewandten Feder Houssaye's eigenthümlich ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 241. — 29. August 1847.

Zeitgedichte.

(Beschluß aus Nr. 240.)

Die „Lieder aus Schilda" richten ihren Spott gegen das Treiben der Philister. Wo liegt dieses Schilda? im Norden oder Süden von Deutschland? Wir wissen es nicht, die gemeinsamen Züge finden sich überall wieder, und überall macht das Volk der Philister sich breit; jedes Städtchen hat seine geschlossene Gesellschaft,

> Wo Jeder durch seine Langeweil'
> Dem Andern eine Hölle schafft.
> Da hört man alte Geschichten, die
> Fast stinken wie faule ova;
> Man raucht Taback, trinkt Wein und Grog,
> Und reckelt sich auf dem Sopha.

Sie kümmern sich nicht in Schilda um die Bewegungen der neuen Zeit, ob Rom lebendig aufersteht, ob Polen zu Grunde geht, ob Deutschland frisch und frei ersteht,

> Doch ob in Wochen Diese kam,
> Ob Jene kam zu Falle,
> Ob Dieser Wein, ob Branntwein soff,
> Ob Jener ging zu Balle,
> Ob hübsch gekleidet Der und Die,
> Was man geplappert dort und hie,
> Das kümmert in Schilda Alle.

Die Züge wodurch das deutsche Philisterleben sich charakterisirt sind trefflich zusammengestellt und gegeiselt, keine Richtung derselben wird verschont:

> Sie laufen, sie rennen Stundenwegs
> Nach einem frömmern Pastoren,
> Daß der sie in den Himmel hebt
> Bei ihren langen Ohren.
> In aller Demuth halten die Leut'
> Sich für die Allerbesten,
> Und wer da anders glaubt als sie,
> Den wird der Satan rösten.

Manche dieser Lieder athmen einen frischen gesunden Humor, und obgleich sie was Form und Diction anlangt gar sehr an Heine erinnern, so bieten sie doch manches originelle Bild dar, und die Satire ist treffend und eindringlich.

> O Adelstolz, du edle Blume,
> Umsonst wirst du noch zart gehegt!
> Der Stammbaum kann nicht mehr gedeihen,
> Die Zeit hat d'ran die Axt gelegt.
>
> Der Bureaukrat, so finster sitzt er
> Auf seinem heimlichen Gemach,
> Doch schon durch alle Spalten blitzt er,
> Der blaue, sonnenhelle Tag.

Die Ironie klammert sich an concrete Erscheinungen des deutschen öffentlichen Lebens an, und sie wird ihre Wirkung und ihren Eindruck nicht verfehlen; der Poet geiselt die Zustände des kleinen einzelnen Schilda, allein die gesammten Züge dazu hat ihm das große Schilda dargeboten.

> Das große Schilda, das da reicht
> So weit das Deutschthum pranget,
> So weit der deutsche Censor streicht,
> So weit der deutsche Höfling kreucht,
> Das deutsche Scepter langet.
> So weit man grob nach Pässen fragt,
> So weit das Zopfthum waltet,
> So weit der deutsche Michel zagt,
> Wehmüthig klagt, demüthig fragt,
> So weit der Adel schaltet.

Diese Verse enthalten eine tiefe und ernste Satire, und bilden einen schlagenden Contrast mit dem Liede Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Im ganzen Buche weht ein frischer kräftiger Geist, der, um mit Prutz zu reden, rücksichtslos in Trümmer zerschlägt was immer von irdischem Staub ist.

Die Freunde Weidig's, jenes schwerverfolgten Mannes und Dulders, haben die Gedichte desselben gesammelt, und zum Besten der Kinder, die ihren Vater so früh und auf so entsetzliche Weise verloren haben, herausgegeben. Wir wollen wünschen, daß im Interesse des edeln Werkes das Büchlein reichlich Absatz finden möge, und daß die Nachlebenden wenigstens durch ihre Theilnahme die Wunden zu heilen suchen welche ein grausames Geschick dieser Familie geschlagen, die in Weidig einen liebevollen Vater verloren hat. Wir gestehen gern zu, daß wir mit einer gewissen Verehrung und Scheu dieses Büchlein durchgelesen haben, das seine Entstehung in einem Kerker gefunden hat, der eine nach Freiheit durstende Seele in sich gefangen hielt, und nicht eher seine Riegel öffnete, als bis bereits die Seele des Mannes ihre irdische Hülle abgestreift hatte. Rührend ist in den Poesien dieses Mannes der gottergebene Sinn, die Anhänglichkeit an das Vaterland, das ihm doch ein so hartes Schicksal bereitet hatte:

> Wann die Glut des Morgens funkelt,
> Wann mich still die Nacht umdunkelt,

Schlägt dir, Vaterland, mein Herz,
Denket dein mit Freud' und Schmerz.
Vaterland, dein sei mein Leben,
Dein mein Fürchten, Hoffen, Streben;
Und zum Lohne gib dafür
Grab in freier Erde mir!

Er hat es erreicht der Dulder das freie Grab, nachdem er die Hoffnung auf ein freies Leben aufgegeben hatte; Kerkerwände vernahmen seinen letzten Todesseufzer, aber sie verschwiegen ihn nicht, sie riefen ihn hinaus weit in das deutsche Land, daß er immer stärker tönte, immer heftiger anschwoll, und das Feuer anblasen half das über dem geheimen Inquisitionsverfahren prasselnd und vernichtend zusammenschlug. Wahr und tief ist ferner in dem Charakter Weidig's seine edle reine Gattenliebe, wie sie in seinen Liedern sich ausspricht. Er will es verschmerzen daß die Musen ihm ihre Gaben versagen, aber ihr, der Gattin, sollen sie dieselben reichen, ihr

Deren Herz von bitterm Kummer wund,
Daß sie wohl besteh' in finst'rer Stund'!

Den Vogel der ein Frühlingslied an den Stäben seines Kerkers zur Freude des Gefangenen singt sendet er zur Gattin, der einsam Verlassenen, daß er derselben Trost und Frieden ins Herz singen möge. Sehr rührend spricht sich diese liebevolle Hingabe an sein treues Weib in dem Gedichte „An Amalie" aus, wo sein ganzes gottergebenes, stilles, sinniges Gemüth sich offenbart:

Nun bei deiner treuen Liebe
Und bei uns'rer Liebe Glück:
Blick' empor, zum Himmel blick',
Ob er hell sei oder trübe!
O Geliebte, auch durch trübe
Wolken blickt — o zweifle nicht —
Manches gold'ne Freudenlicht,
Und des ew'gen Vaters Liebe.

Nicht minder wahr und schön ist das Lied an seinen Sohn Wilhelm:

Wer in der Liebe bleibet,
Der bleibet auch in Gott;
Vor seinem Licht zerstäubet
Der Welt Haß, Hohn und Spott.

Diesen felsenfesten Glauben hatte der Mann sich bewahrt bis an sein Ende, und wer diesen Frieden und diese ruhige Klarheit die in den einzelnen Liedern weht mitempfindet, sollte nicht glauben, daß kalte Kerkerwände ihr dumpfes Schweigen um ihn ausgebreitet hatten als er sie dichtete, und daß nur ein matter Schimmer durch Eisenstäbe hindurch auf das Blatt fiel das diese Verse aufnehmen sollte. Wir können nur wünschen, daß das kleine Büchlein viele freundliche Leser finden möge.

Der Verf. der „Erinnerungen aus Polen" sagt in einer Nachschrift, daß Gedichte nie des Vorworts bedürften, nie einer Erklärung oder Entschuldigung warum sie da sind, sie hätten ihren Grund immer in sich, denn sie wollten ausgesprochen sein, und deshalb wären sie; aber eine Nachschrift könne Gedichten und Empfindungen oft nicht schaden, insofern sie den Leser aufmerksam mache, daß es an ihm sei die einzelne Empfindung in eine große allgemeine That zu verwandeln. Was man doch nicht Alles noch in die Lyrik hineinträgt und von derselben erwartet! Am Ende will man noch Felder mit derselben pflügen. Das Gedicht bedarf weder des Vorworts noch des Nachworts, es muß durch sich selbst klar, in sich selbst abgerundet sein; schlechte Gedichte müssen freilich um Entschuldigung bitten, daß sie so frei sind da zu sein, und zu diesem Zwecke wäre für die vorliegenden eine Vorrede nicht gerade sehr überflüssig. Diese „Erinnerungen" sind so farblos, so ohne allen bestimmten Ausdruck, und in einem so gewöhnlichen Stile gehalten, daß man von eigentlichen Poesien fast gar nicht reden kann. Der Ton ist bänkelsängerisch, die Sprache matt und gewöhnlich. Nehmen wir beispielshalber nur die erste Strophe des Gedichts „Gruß an Polen":

Sei mir gegrüßt, mein Polen!
Ich sag' es unverholen:
Ich hab' dich sehr geliebt!
Ich liebe dich noch immer
Gleich einem Jugendschimmer
Den uns ein Sturm getrübt.

Von den Polen heißt es ferner in demselben Gedichte:

Sie waren stark und säftig (!),
Ihr Arm war eisenkräftig,
Ihr Auge war gesund.

Als ob es auf solche äußere Vorzüge ankäme, und als ob der Russe nicht ebenso kräftig und saftig sei. Die ganze Anschauungsweise dieser Gedichte verräth sehr den Anfänger, und die poetische Stümperei sieht aus allen Bildern und Gedanken hervor.

Nathusius hat ein Gedicht in verschiedenen Absätzen dem Vereinigten Landtage Preußens gewidmet. Es beginnt mit einem Traum der das Unheil schildert das über die Welt gekommen, seit die Vernunft, die Aufklärung, die Freiheit sich der Köpfe der Menschen bemächtigt habe. Es gilt Nichts mehr, weder Manneswort noch Eide, weder Kinderunschuld noch Frauenzucht, kein Glaube.

Gelöster Elemente Kraft bricht ein,
So jagt sich Well' und Wirbel, Sturm und Flammen.

Da erblickt der Verf. „ein Land wo vom Herrscher bis herab zum Bauern sich Jeder fromm fühlt und stolz von Gottes Gnaden; Wand und Papier birgt den Rechtslauf nicht, unheilige Menschenhände wagen es nicht hier Gesetz zu machen." Aus diesem Traume weckte ihn eine Rede „wie nicht viel Reden geh'n auf Erden". Der Verf. schließt nun die Mahnung daran, das Königswort zu befolgen, er sieht in der Thronrede alle Fragen gelöst, alle Zweifel geschlichtet; die Fürsten sollen die Firsten an dem Dache sein, die Ritter die Retter der Kleinode des Landes, die Bürger die Burgen, die Bauern die Bauer des Grundes aus dem alle unsere Kräfte fließen. Was V. A. Huber schon seit Jahren in seinem „Janus" über Destruction und negative Bestrebungen der Gegenwart predigt, findet sich hier Alles in Verse gebracht. „Wüst, öd' und leer, von Schlamm und Schaum ein trübes Flutgewimmel" — so stellt der Verf. die Gegenwart dar, und sieht nur die Rettung in dem neuen preußischen Gesetze. Wohl ihm, wenn er daran

glaubt, wir tragen nicht Lust mit ihm weiter darüber zu rechten! 93.

Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem innern Zusammenhange. Von Ernst Kapp. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1845—46. Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste Band dieses Werks ist in vier ziemlich rasch aufeinanderfolgenden Lieferungen herausgekommen; ihm folgte dann der zweite Band als zusammenhängendes Ganzes bald nach. Anfangs führte das Buch den Titel „Philosophie der Erdkunde", der dann aber mit dem Erscheinen des vierten Hefts in den oben angegebenen verändert wurde, und dem Ref. will diese Änderung eine nicht unwesentliche Verbesserung für das richtige Würdigen und gute Fortkommen des Buchs erscheinen. Der Name thut allerdings bei einem bereits bekannten Gegenstande Wenig oder gar Nichts zur Sache, aber er ist auch bei einem noch unerkannten, durch ihn blos angekündigten Werke durchaus nicht bloße Nebensache. In vorliegendem Falle war zunächst wol zu berücksichtigen, daß der Kreis von Lesern welche sich mit einer wirklichen „Philosophie der Erdkunde" gern befreunden mögen um ein Bedeutendes kleiner ist als der in welchem eine blos philosophisch behandelte vergleichende allgemeine Erdkunde willkommen geheißen wird. Und prüft man das Werk seinem innern Gehalte nach, so ist es wirklich eine vergleichende allgemeine Geographie, und zwar eine von bedeutungsvoller Gediegenheit, von der man recht von Herzen wünschen kann, daß sie gehörig beachtet und gewürdigt werde. Sie ist ganz dazu geeignet das Interesse für das Denken über unsere Erde andauernd zu beleben. Sie ergreift ihr Thema mit ebenso feuriger Liebe wie mit wissenschaftlicher Tiefe und Vielseitigkeit, und besitzt dabei fast durchweg die seltene Eigenschaft, für jeden gebildeten Denker populair zu sein ohne oberflächlich zu werden oder sich als vornehm herablassend zu geberden, wie Das in der Flut der populairen Schriften neuern Schlags so oft zum widerwärtigsten Ueberdrusse zu geschehen pflegt.

Eine „Philosophie der Erdkunde" ist unser Werk nicht, wenigstens nicht nach des Ref. Ansicht. Ein mal kann unter einer solchen Philosophie das Gesammtwissen über unsere Erde geistig erfaßt und bis zur Idee verarbeitet verstanden werden, sodaß daraus ein theoretisches Ganzes erwächst; oder sie kann das geographische Material als schon bekannt voraussetzen, und blos über eine schon fertige Erdkunde speculiren wollen. Keins von Beidem ist der Zweck unsers Werks ausschließlich, wenn auch immer der eine oder der andere Abschnitt bald ganz in die eine, bald ganz in die andere Kategorie paßt. Zu einem Werke der ersten Art gehört ein geographischer Meister wie der hochgefeierte Ritter, der das ganze bis zu seiner Zeit mögliche erdkundliche Wissen als klar erkanntes Eigenthum in sich trägt, von allen Zufälligkeiten befreit so innig zu einem System verarbeitet hat, daß es in seiner Klarheit und Nothwendigkeit wie eine Alles erleuchtende und erwärmende Sonne um sich strahlt. Ritter ist es der über Alles was zur Erde gehört seinen vielbegabten Geist reflectirend und idealisirend walten läßt, der auf allen seinen wissenschaftlichen Wegen nirgend eher ruht als bis er zu dem höchsten Naturgesetze vorgedrungen ist aus dem Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ihr Dasein, ihren Causalnexus dort erlangt haben und hier noch erlangen werden. Und zu einem Werke der andern Art dürfte auch wieder kein Kopf geschickter sein als der Ritter's. Aber er wird sich dazu wol schwerlich schon jetzt verstehen, und zwar aus eben diesem Grunde wie ein Laplace seine „Exposition du système du monde", ein Humboldt seinen „Kosmos" so viel nur möglich an das Ende der glorreichen wissenschaftlichen Laufbahn zu stellen bestrebt gewesen ist. Daß nun unser Verf. keine „Philosophie der Erdkunde" in dem hier bezeichneten Sinne geschrieben und auch nicht hat schreiben wollen, macht seiner Bescheidenheit Ehre, und hebt den Werth seines Werks in eben dem Maße höher, wie das Gegentheil ihn tief hinabgedrückt haben würde.

In Hinsicht des Materials überschreitet das Werk die Sphäre welche in den bekannten Lehrbüchern von Berghaus, Völter, v. Roon u. A. begrenzt ist nicht; dagegen erhebt es sich um ein Bedeutendes über sie durch seinen philosophischen Standpunkt. Finden jene in dem Geben und Vergleichen aller Erdverhältnisse ihr Ziel, so führt unser Werk noch zu dem um eine ganze Potenz höher gelegenen Bewußtsein, daß der Geist das bewegende Princip alles Lebens auf Erden ist, daß die Wissenschaft erst dann ihre letzte Aufgabe gelöst zu haben sich versichert halten dürfe, wenn sie aus dem scheinbar unsteten Wechsel aller stoffartigen Erscheinungen eine unwandelbare Stetigkeit von rein geistigem Gehalte herauszufinden Kraft und Geschick besessen hat. Sind jene Werke fast ausschließlich nur im Interesse der Schule geschrieben, so leistet das unserige der Schule auch wol gute Dienste, indeß ist damit sein Zweck noch nicht erreicht; es will für die der Schule längst entwachsenen Gebildeten eine Veranlassung zur weitern Ausbildung abgeben. Es philosophirt über die Erdkunde der Schule.

Seit Hegel mit so mächtig anziehender Kraft sein philosophisches Walten der Weltgeschichte zugewandt hat, ist überhaupt die philosophische beseelende Grundlage in allen andern Wissenschaften erst so recht lebendig zur allgemein interessirenden innern Anschauung gebracht worden. Aber ebenso wenig wie bei der speciellen Betrachtung des Menschen die Psychologie nicht ohne sorgfältigen Rückblick auf die Physiologie bestehen kann, ebenso wenig ist die Betrachtung des Menschen im Allgemeinen — die Biographie der Menschheit als lebendiges Ganzes — ohne beständigen Hinblick auf die Erdkunde denkbar. Die Philosophie der Weltgeschichte setzt eine Philosophie der Erdkunde mit Nothwendigkeit voraus. Beide machen ein sich gegenseitig unterstützendes, bedingendes, innig durchwobenes Ganzes aus, und es hängt nur von der Absicht und Einsicht des geistigen Auges ab, ob es die eine oder die andere mehr zum Hauptziele auswählen oder den Vortritt gestatten will. Richten Herder, W. v. Humboldt, Hegel, Gans, Gervinus, Ranke, Leo u. A. ihren philosophischen Blick vorzugsweise der Historik zu, so haben A. v. Humboldt, Zeune, Ritter, Berghaus, Rougemont, Lüdde, Meinecke, v. Roon u. A. ihre speculative Denkkraft mit vorwaltendem Interesse auf das Erforschen des Logos gerichtet welcher die Erdkunde regiert. Daher ist eine philosophische Erdkunde ebenso wenig jetzt erst etwas ganz Neues, wie es unrecht wäre eine Philosophie der Weltgeschichte erst von Hegel an rechnen zu wollen. Man hat nur in älterer Zeit das Denken über eine Wissenschaft nicht gleich ein Philosophiren nennen wollen, sowie man später das Philosophiren über eine Wissenschaft noch nicht gern für die Philosophie derselben ausgeben mochte. Jetzt ist man hierin weniger zurückhaltend. Von Bescheidenheit ist überhaupt keine Rede mehr, seitdem Goethe dieselbe als Merkmal der Lumpe bezeichnet hat. Auch hat man des genialen Leibniz bekannten Ausspruch: „Die Philosophen sind von dem Pöbel nicht darin unterschieden, daß sie andere Sachen sehen, sondern daß sie eben diese Sachen mit andern Augen sehen", sehr wohlgefällig tief zu Herzen genommen. Auf die Verdienste anderer Jahrhunderte blickt ganz vorzugsweise die Hegel'sche Philosophie mit wenig beachtender dünner Miene; sie sieht sich als die allein wahre Begründerin der gesammten philosophischen Weisheit an, sie habe entdeckt, „wie die Philosophie der Geschichte ein Proceß sei durch welchen sich die innern Bestimmungen der Idee oder des objectiven Geistes verwirklichen — daß die Vernunft die Welt regiert, und so auch die Weltgeschichte". Daß eine solche Entdeckung schon vor Hegel Herder gemacht habe, ignorirt man wie eine kaum nennenswerthe Kleinigkeit. Wir theilen hier eine Stelle aus Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" mit: „Die Philosophie der Geschichte also, die die Kette der Traditionen verfolgt, ist

eigentlich die wahre Menschengeschichte, ohne welche äußere Weltgeschichte nur Wolken sind oder erschreckende Misgestalten werden. Grausenvoll ist der Anblick in den Revolutionen der Erde, wie Trümmer auf Trümmer zu sehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schicksals ohne dauernde Absicht! Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menschengeist unsterblich und fortwirkend lebt." Das wahre Wesen einer jeden Philosophie ist abhängig von der ihr vorangegangenen und gegenwärtigen Bildungshöhe der Menschen, sie muß von beiden ein ganz unparteiischer Seelenspiegel, ein wahrhafter Antheil des Menschengeistes sein, der unsterblich und fortwirkend lebt. Aber dieses wahre Wesen der Philosophie ist sehr oft und ganz besonders in unsern Tagen eingehüllt in unwesentlichen Plunder, in fremdthuende, schwindelnd hoch emporgeschraubte hohle Wortmacherei. Man wird bei dem Lesen dieser Schriften gar oft an Kästner's Witzwort erinnert: „Manche Gelehrten erhalten nur dadurch ein großes Ansehen, weil sie in einer dunkeln Schreibart Sachen vortragen die kein Bürger für etwas Neues gehalten hätte, wenn sie ihm wären in reinem Deutsch gesagt worden." Das schadet dem Fortkommen der guten Sache. Und Ref. hat es recht sehr mit Bedauern wahrgenommen, wie auch das vorliegende Werk nicht ganz frei gehalten ist von der Hegel'schen hoch in den Lüften schwebenden dunkeln Redeweise. Doch wer könnte ein Jünger eines großen Weisen sein und in seiner Weise zu sprechen unterlassen! Darum wollen wir mit Hrn. Kapp auch durchaus nicht rechten. Gibt er doch unzählige Belege in seiner trefflichen Schrift, daß er ein klarer, mit sicherm Wissen unterstützter Selbstdenker ist. Wir übersehen die kleine Schwäche gern, besonders jetzt, wo das ganze Werk vor uns liegt, und sich herausstellt, daß dieselbe in den ersten beiden Lieferungen am meisten vorkommt und das übrige ganze Werk frei davon gehalten ist.

Doch nun wollen wir des Buchs Inhalt etwas specieller ins Auge fassen.

In der Vorrede beweist der Verf., daß ebenso wie eine Philosophie der Geschichte auch eine Philosophie der Erdkunde möglich sei, bespricht dann Zweck und Bedeutung einer solchen Philosophie, und deutet zuletzt auf die Hülfsmittel hin welche er bei der Bearbeitung seines Werks benutzt habe. Die Schlußworte sind charakteristisch für die ganze Schrift, darum mögen sie hier Platz finden. „Daß den Mittelpunkt der Vorarbeiten für jede umfassende Schrift geographischen Inhalts die Werke K. Ritter's und seiner Schule bilden müssen, bedarf kaum einer Erwähnung. Im Uebrigen hat die Sache selbst durchweg das Eingehen auf Hegel's Betrachtung der Natur und der Geschichte und überhaupt auf seine Philosophie geboten. Man hat dieser Philosophie sogenannte corrosive oder destructive Tendenzen untergelegt. Wäre die gegenwärtige Schrift auch nur ein geringer Beitrag unter so vielen bedeutenden zu dem Gegenbeweise, so bekenne ich offen, daß ich sie gern als meinen Dank hinstelle für die mir durch die Beschäftigung mit der Lehre Hegel's gewordene innere Befriedigung. Inwieweit ich die gesuchte Wahrheit gefunden habe, bleibt der Entscheidung sachkundiger Beurtheiler anheimgestellt. Für die Adepten des «heiligen Scheins» ist das Buch nicht geschrieben."

Die Einleitung macht zunächst darauf aufmerksam, daß mit K. Ritter die positive Wissenschaft der Erdkunde in das Reich der Gedanken eingeführt und so zum Philosophiren gezwungen sei. Darauf werden die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte durchdacht. In der ursprünglichen, reflectirenden und philosophischen Geographie werden dann die drei Hauptstufen der geographischen Darstellung erkannt. Zuletzt bespricht sie noch die logische Nothwendigkeit der Eintheilung in die physische, politische Geographie und in die Culturgeographie. Die beiden ersten Theile machen den ersten Band des Buchs aus und der dritte Theil den zweiten Band.

Im ersten Theile, der physischen Geographie, wird der Geologie die Vorfrage über die Geschichte der Erdbildung überlassen. Die Erde ist zum Auftreten der Menschen fertig, und als solche wird sie von drei verschiedenen Seiten in das Reich des speculativen Denkens versetzt, wonach dieser Theil in drei Abschnitte zerfällt. Der erste Abschnitt betrachtet die Erde als Weltkörper inmitten anderer Weltkörper, die beiden andern richten die Aufmerksamkeit speciell nur der Erde zu, und betrachten hiervon die den Menschen bekannt gewordene Oberfläche im Allgemeinen als starre Erde, als Wasser und Luft, und zwar der Form, Größe, Lage, Bewegung und Vertheilung nach; dann im Besondern den Producten nach. Besitzt diesen Theil überhaupt viele vortreffliche Seiten, so ist doch vorzugsweise der zweite Abschnitt höchst interessant durch den Ritter'schen Geist der sich der Darstellungsweise unsers Verf. bemächtigt, durch den Reichthum an vielseitigem, gründlichem Wissen. Dagegen läßt der erste Abschnitt noch Einiges zu wünschen übrig. Hier herrscht zu sehr flüchtige Kürze vor, wodurch Niemand Befriedigung erlangen kann, worunter sogar die Richtigkeit der Sache selbst leidet. „Nach dem ersten Kepler'schen Gesetze steht die Sonne in einem Brennpunkte der elliptischen Planetenbahnen, nach dem zweiten beschreibt der radius vector in gleichen Zeiten gleiche Sectoren, nach dem dritten verhalten sich die verflossene Zeit und der durchlaufene Raum wie Quadrat und Cubus. Die Wissenschaft fand diese Gesetze auf apriorischem Wege, weil die Gesetze der Welt dieselben sind wie die Gesetze des Denkens. Das Fortrücken unsers Sonnensystems mit allen Planeten und Kometen gegen das Gestirn des Hercules hin ist in neuester Zeit bewiesen worden. Hiernach würden die Planetenbahnen nicht elliptisch, sondern spiralförmig sein." Wer kann aus einer solchen lakonischen Kürze der Sache tiefe Wahrheit herausfinden? Wer erkennt darin Newton's welthistorische große Hypothese, Herschel's gewagte Vermuthung und Argelander's bewunderte Bewahrheitung des Fortrückens unsers Sonnensystems? Auch will es dem Ref. gar nicht gefallen, daß der Verf. selbst in dieser astronomischen Geographie sich auf Hegel bezogen hat, da es doch eine längst bewiesene Wahrheit ist, daß dieser Philosoph nirgend unglücklicher philosophirt hat als in der Astronomie. Hegel's „Dissertatio de orbitis planetarum" enthielt z. B. die philosophisch tief und scharfsinnig begründete Wahrheit, daß Kepler's Vermuthung eines zwischen Mars und Jupiter gelegenen Planeten ganz ohne Grund sei, daß außer den bis Herschel entdeckten Planeten keine mehr möglich sein könnten. Wie sehr nun diese ideale Richtigkeit mit der einfachen Wirklichkeit in Widerspruch gekommen ist, weiß Jeder, der auf die großartigen Entdeckungen unsers Jahrhunderts von sechs neuen Planeten geachtet. Auch wirft Hegel's Kampf gegen Newton's Weltsystem zu Gunsten Kepler's einen gar stark verdunkelnden Schatten auf die übrige philosophische Größe dieses seltenen Geistes. Das Schöpfen, Schaffen und Construiren aus der Idee will sich bei keiner Erfahrungswissenschaft, am allerwenigsten aber bei der Astronomie, als naturgemäß und richtig bewähren. Hier gilt es immer nur ein vorsichtiges Hinaufarbeiten der Empirie zur Idee und ein Bewahrheiten der so durch die Wirklichkeit bedingten Idee mit beständigem Rückblick auf die Empirie.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Montaigne.

Ein beachtenswerther Beitrag zum Studium Montaigne's wird uns in folgender Broschüre geboten: „Documents inédits ou peu connus sur Montaigne, recueillis et publiés par le docteur *J. Payen*", welche vor kurzem in der allen Bibliophilen bekannten Buchhandlung Techener's erschienen ist. Der Herausgeber hat seinen eigenen Bemerkungen ein nach einem seltenen Originale angefertigtes Portrait und elf Seiten Facsimiles beigegeben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 242. — 30. August 1847.

Von einem deutschen Soldaten. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.*)

In dem Vorworte dieses dem Verfasser des „Wanderbuches eines verabschiedeten Lanzknechts" (Fürsten Schwarzenberg) brüderlich zugeeigneten Werkchens bemerkt der Verf., offenbar ebenfalls ein östreichischer Offizier, daß er, fern von Bitterkeit und gelehrter Bessermacherei, durch ungeschminkte Darstellung vergangenen Kriegerlebens, und durch freimüthige Erörterungen der Verhältnisse der Gegenwart auszusprechen beabsichtige was im friedlichen Waffengetümmel einer mehr als dreißigjährigen Ruhe vergessen worden, und was schwerlich auf irgend einer Hochschule der Kriegskunst zu erlernen sein möchte, d. h. daß er versuchen wolle in diesem Buche nachzuweisen, wodurch in allen Verhältnissen des Kriegerlebens und -Strebens sich der Ehrenmann zu erproben vermöge. Dieser Aufgabe sucht er nun in 15 „Unser Stand", „Der Krieg", „Der Friede", „Enthusiasmus im Kriege und im Frieden", Kriegerehre", „Der Zweikampf", „Kriegertreue" u. s. w. überschriebenen aphoristischen Abhandlungen Genüge zu leisten.

So gewinnend die hierbei zu Tage tretende große Gemüthlichkeit des Verf. sich auch immerhin erweist, so sehr man ihm in Vielem was er sagt vollkommen beipflichten muß, und obgleich man sich an den treffenden satirischen Geiselhieben welche er oft mit großem Humor auszutheilen versteht vielfach ergötzen mag, so muß Referent dessenungeachtet bekennen, daß ihn das Werkchen im Allgemeinen keineswegs befriedigt habe. Die Ursache hiervon mag hauptsächlich darin liegen, daß der Verf. von der Grundansicht ausgeht, daß der Kriegerstand einen von allen andern Ständen **völlig** abgeschlossenen Stand bilden müsse, daß des Kriegers Heimat nur da sein dürfe wo die Fahne weht, daß solcher nur durch den **Befehl** des Vorgesetzten die Stimme des Vaterlandes zu vernehmen, und sich um Zweck und Ursache des Kampfes Nichts zu kümmern habe. Ref. will zwar keineswegs in Abrede stellen, daß nicht auch ohne den Begriff eines Streiters für das Vaterland dennoch, zumal in besondern Fällen, ein vollkommen achtbarer militairischer Körper sich zusammenfügen könne, wie z. B. die schweizerischen Soldtruppen in fremdländischen Diensten Dieses unleugbar vielfach bethätigt haben. Ja Ref. will sogar nicht verhehlen, daß es für ihn selbst, je mehr er auf eine theilweise in den Friedensmühen des Kriegerlebens zugebrachte Jugend, als auf eine thatenlos dahingeschwundene, nur mit Wehmuth zurückblicken kann, etwas sehr Versuchendes gehabt haben würde, wenn z. B. die französische Fremdenlegion in Afrika, unter andern Auspicien, als eine deutsche Legion errichtet worden wäre, d. h. wenn mit Bewilligung der deutschen Fürsten irgend ein erprobter deutscher Krieger es unternommen haben würde eine solche Truppe aus „ehrbaren, mannhaften Gesellen zu werben, so Lust trügen an kriegerischen Abenteuern und rühmlichen Kriegsthaten". Er zweifelt nicht, daß, wenn unter solcher Voraussetzung die Werbetrommel umgeschlagen hätte, er wol aus bloßem Durste, aus lechzendem Durste nach kriegerischen Thaten Haus und Hof, Weib und Kind verlassen, und gleich vielen Tausenden ihrem verlockenden Klange gefolgt sein würde. Dessenungeachtet aber glaubt Ref., daß der Kriegerstand nur dann das Ideal seiner Bestimmung vollkommen erfülle, und somit auch nur dann aller für denselben in Anspruch genommen werdenden Ehrenvorzüge wirklich würdig sei, wenn er im hehrsten Sinne des hellenischen, römischen und germanischen Alterthums für die Ehre, den Ruhm und den Schutz des **Vaterlandes** das Schwert führt.

Eine solche Anschauungsweise kann daher auch nur eine solche Kriegsverfassung als die vorzüglichere anerkennen in welcher das Problem, daß **das Volk das Heer und das Heer das Volk**, unbeschadet der speciellen Heischungen der Kriegstüchtigkeit, am vollständigsten gelöst erscheint. Wenn daher der Verf. seine Meinung dahin zu erkennen gibt: „daß das prächtig klingende Wort: das Heer ist das Volk und das Volk das Heer, wol nur von solchen Leuten **erfunden** (!) worden sein könne die außer ihrer **Feder** nie etwas Spitziges in der Hand gehabt", so gibt er, nach der Meinung des Ref., zugleich zu erkennen, daß er ob der Adoration Leonhard's, Fronsperger's, Lazarus Schwendi's, Hans Flemming's u. A. wol ganz vergessen haben müsse, daß Scharnhorst, Boyen, Dohna, Clausewitz u. A. jenes **prächtige** Wort zur glorreichsten That werden ließen. Sonach erscheint auch, wenigstens Ref., nicht jenes stolze zum Siege, zum Ruhme und zur Freiheit führende

*) Soeben wird bereits die zweite Auflage dieser im April zuerst erschienenen Schrift ausgegeben. D. Red.

Zauberwort, wol aber die Aeußerung des Verf.: „Das Schwert ist kein Jagd-, Garten- oder Federmesser, es ist eben Schwert und soll Schwert bleiben", als eitel Phrasendunst. Sollte insbesondere der Verf. damit etwa beabsichtigt haben darauf hinzudeuten, daß es den Kriegerstand schände, wenn er als solcher zeitweilig dazu verwendet werde, auch mit Schippe und Hacke dem Vaterlande nutzbare Dienste zu leisten, so mag er sich die Antwort hierauf bei der französischen Armee in Afrika holen, die auf die von ihr mit Schippe und Hacke ausgeführten Arbeiten nicht minder mit leuchtendem Stolze hinblickt als auf die Erstürmung von Konstantine oder den Sieg am Isly. Vollends trügerisch aber möchte sich der Wahn des Verf. erweisen, daß die Gefahren welche der Ruhe und Wohlfahrt der Staaten durch die reißenden Fortschritte des Proletariats drohen am sichersten durch einen Wall (?) landsknechtischer Bayonnete abzuwehren stünden. Diese Gefahren sind allerdings leider Nichts weniger als chimärisch, ihre Beseitigung dürfte aber wol ungleich sicherer und angemessener dadurch bewerkstelligt werden, wenn es allseitig mehr Beherzigung fände, daß die Industrie nur dann zur Volkswohlthat sich gestalte, wenn nicht blos dem Capitale und der Intelligenz, sondern auch der Arbeit, als dem dritten Factoren aller industriellen Production, der gebührende Antheil an dem durch gemeinschaftliches Zusammenwirken beschafften Erwerbe unverkürzt zugute komme.*)

Insofern der Verf. zum Belege jener Behauptung übrigens daran erinnert, daß in dem großen Bauernkriege ja auch den „lieben Landlern" das alte Recht durch Truppenmacht, Galgen und Rad habe neu eingelernt werden müssen, so hat er dabei wol ganz außer Acht gelassen, daß jener Bauernaufruhr fast überall nur da stattfand, wo durch die Tyrannei des Adels und der Geistlichkeit das wahre alte Recht, die germanische Bauernfreiheit, in eine schier unerträgliche Sklaverei verwandelt worden war. Nicht minder scheint er es unerwogen gelassen zu haben, daß überall da wo jener Bauernaufruhr eben nur durch landsknechtische Söldnerscharen mit Mord und Brand, und durch Wütheriche wie Georg Truchseß von Waldburg, Kasimir von Brandenburg, Konrad von Würzburg u. A. mit Galgen und Rad und Verschärfung des lastenden Jochs unterdrückt und geahndet wurde, damit zugleich auch die für die Blüte des Staatslebens so unentbehrliche Wohlfahrt eines freien und kräftigen Bauernstandes in der Wurzel vernichtet ward, und jener eigenthümliche deutsche Bauern- und Städtegeist theils zu jenem apathischen Duldersinne herabsank dem jede Herrschaft gerecht ist, und der daher auch dem fremden Unterdrücker und Usurpator keinen andern Widerstand als den ohnmächtiger, feiger Bitten entgegenzusetzen wagt, theils aber auch zu jener sittlichen Roheit entartete die sich namentlich im Dreißigjährigen Kriege durch so viele die Menschheit schändende Unthaten offenbarte.

Ref. glaubt in Bezug hierauf um so weniger zu irren, als die Geschichte seiner provinziellen Heimat ihm das erhabenste Beispiel der Gegenprobe darbietet. Es hatten nämlich die Fürsten von Hessen schon frühzeitig und fast ohne Ausnahme sich auch ihren bürgerlichen und bäuerlichen Unterthanen in Wahrheit als Landesväter erwiesen, die Leibeigenschaft theils gänzlich aufgehoben, theils sehr gemildert, und (wie besonders Landgraf Wilhelm II.) durch Einführung einer geregelten Rechtspflege auch dem Geringsten Gelegenheit eröffnet vor unparteiischen Richtern Recht und Schutz gegen Willkür zu suchen und auch zu finden. Als daher das wilde Feuer jenes greuelvollen Bauernaufruhrs plötzlich sich von mehren Seiten her auch dem kleinen Hessen näherte, während der größte Theil seiner streitbaren Ritterschaft dem schwäbischen Bundesheere zugezogen war, so fand die Stimme der Verlockung hier dennoch keinen Widerhall, wol aber die Liebe und Treue des Volkes zu seinem Fürsten eine Gelegenheit ruhmwürdiger Bethätigung. Denn als Landgraf Philipp der Großmüthige in solcher Bedrängniß Alles was streitbar war vom Adel, Bürger und Bauern nach Alsfeld zusammengerufen, und nachdem er in einer ergreifenden Rede darauf hingewiesen hatte, wie er die von seinen Vorfahren ererbte fürstliche Gewalt nicht minder als diese nach bestem Wissen und Glauben nur stets zu seiner Unterthanen Besten geübt zu haben vermeine, und die versammelte Menge schließlich auffoderte ihm durch ein „offenherzig Zeichen anzudeuten messen er sich zu solcher Stunde von ihnen zu versehen haben möchte", da hoben Alle wie ein Mann unter wildfreudigem Tumulte die Finger der Rechten empor, und schwuren dem ob solcher Liebe und Treue bis zu Thränen gerührten Fürsten mit Gut und Blut und Leib und Leben beizustehen.

Da ist denn auch Landgraf Philipp der Großmüthige nicht an der Spitze racheschnaubenden Adels, oder mord- und beutegieriger Landsknechtsscharen, sondern an der Spitze der Bürger von Kassel, Marburg, Homburg u. s. w. und der reisigen Bauernhaufen von Ober- und Niederhessen und der Grafschaft Ziegenhain, kurz an der Spitze des hessischen, zum Heere geworbenen Volkes den Aufständischen entgegengezogen, und da er Milde mit Strenge zu paaren verstand, so gelang es ihm auch ohne sonderliches Blutvergießen den drohenden Sturm schnell zu beschwören. Solchergestalt blieb auch der hessische Bauernmuth ungebrochen, und in diesem fand im Wandel der Zeiten der hessische Soldatenmuth seine unerschöpfliche Fundgrube; denn wenige Staaten haben schon so frühe, ja von der ersten Bildung ihrer stehenden Streitmacht an letztere so volksthümlich, so ganz und gar in der Wesenheit einer Landwehranstalt gegliedert gehabt als Hessen-Kassel in den Beziehungen seiner Cantonverfassung der Feld- und der sogenannten Landregimenter. Der

*) Welchen Einfluß in dieser Beziehung der Bau der Eisenbahnen auf Verminderung der Misstände des Proletariats haben könnte, darüber hat Ref. im zweiten Hefte des diesjährigen Jahrgangs der „Deutschen Vierteljahrsschrift" in einer „Die Fürsorge für das Loos der Eisenbahnarbeiter" überschriebenen Abhandlung seine Ansichten näher entwickelt.

Schrecken der amerikanischen Milizen, die hessischen Grenadiere, waren zum Theil, wie z. B. das Stallische Grenadierregiment, selbst nichts Anderes als Landmiliz, und ein treueres Heer als dieses hessische, wo möchte es zu finden gewesen sein? Gewiß auch, daß ein jeder rechtmäßige, Recht und Gerechtigkeit liebende und übende Fürst, in Deutschland wenigstens, heute wie allezeit auf sein volksthümliches Heer unter allen Umständen würde zählen können. Mithin möchten zumal in Deutschland nur etwa fremde Usurpatoren oder offenbare Tyrannen einer andern Gliederung ihrer Wehranstalten, und eines darin vorherrschenden **landsknechtmäßigen** Soldatengeistes benöthigt sein; aber daß solche **gar Nichts** zu **fürchten** haben sollten, sagt Johannes v. Müller, ist weder nothwendig noch wünschenswerth.

(Der Beschluß folgt.)

Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde rc. Von Ernst Kapp. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 241.)

Ist nun, wie oben schon bemerkt, im Anfange des Buchs die speculative Philosophie etwas stark in den Vordergrund, ans offene Licht gestellt, und möchte gerade dadurch ein großer Theil des allgemein gebildeten Publicums abzuschrecken sein, so wird der eigentliche Kern des Werks in seiner weitern Entwickelung wieder ganz von der philosophischen Sublimität befreit. Der Verf. redet hier in einer anziehenden, einem jeden Gebildeten leicht verständlichen, schönen Sprache. Das ganze Werk gestaltet sich dann zu einer höchst interessanten vergleichenden Erdkunde um. Es zeichnet sich vor andern Werken ähnlicher Tendenz besonders dadurch aus, daß es auf den fruchtbaren Boden eines allgemein waltenden, klar und tief begründeten Wissens der Weltgeschichte gebaut ist. So ist es eine ästhetisch fein angelegte, eine geistreiche, geistentwickelnde, belehrende Lecture, welche sich der aufrichtigsten Zuneigung des denkenden Gebildeten versichert halten darf. Wir wollen dieses starke Lob als ein vollkommen begründetes mit einigen Stellen aus dem Werke selbst zu unterstützen suchen.

I, 207, heißt es: „Italien ist unter den drei großen Halbinseln Südeuropas die rein europäische, Griechenland die asiatische, Spanien die afrikanische. Griechenland ist zersplittert und zerstückelt, Spanien eine compacte Landmasse, Italien vereinigt in sich, wie es die Mitte zwischen beiden einnimmt, beider Beschaffenheit; denn im Süden erinnert es in den Wiederholungen der peninsularen Grundform, Bruttium und Calabria, an den zackigen Peloponnes, während der übrige Theil insofern Spanien gleicht, als er sich als gliederloser Stamm darstellt. Griechenland und Spanien werden von der Südseite des europäischen Stammdreiecks gänzlich ab- und ausgeschlossen, Italien greift nach Norden mit der Po-Ebene und den begrenzenden Alpen in das Innere und in die Mitte des Continents ein. Die litorale Configuration ist eine sehr einförmige. Die Küsten der ihrer ganzen Länge nach fast gleichbreiten Halbinsel krümmen sich an den Enden südlich und nördlich gleichmäßig nach außen; dem Küstenbogen von Calabria und Bruttium entspricht der ligurische, der weniger ausgeschweiften apulisch-calabrischen Küste die tergestinische; der Po-Niederung im Norden entspricht der tarentinische Meerbusen im Süden....." (I, 210.) „Die ersten Bewohner eines Landes richten sich stets nach seiner Natur und richten sich nach ihr ein. Dies geschah vorzüglich in solchen Zeiten der Geschichte, wo die Natur wesentlich Grund und Hintergrund des geistigen Lebens ist, dessen objectivste Gestaltung die Staaten sind; doch ist es auch immer vorgekommen, daß der Geist Berge und Flüsse und alle Naturgrenzen frei überspringt, obgleich auch dann, wenn der Sturm historischer Gewalten besänftigt ist, das Neue in der Regel möglichst nach den alten Marken der Natur, die auch da ihr Recht behält, zurechtgerückt wird. Auch in der nachclassischen Zeit, wo Italien so vielen Völkerstürmen ausgesetzt war, wo die Gewalt das Bestehende theils zertrümmerte, theils verrückte, tauchte am Ende in den Gebieten der Lombardei, des Kirchenstaats und des Königreichs Neapel nach allen Grenzverzerrungen durch die Gothen, Griechen, Araber, Normannen wenigstens die ursprüngliche Dreitheilung des Ganzen, wenn auch im Einzelnen der Zufälligkeit und der Willkür erliegend, wieder auf."

Des Verf. politische Ansichten über Staaten und Völker der Erde tragen meistens das lebensfrische Gepräge der unbefangensten geistigen Selbstthätigkeit. Ganz vorzugsweise spricht sich der Verf. über Rußland gut aus. Er zeigt sich hier wie ein freimüthiger, edeldenkender Staatsmann, der sich sehr gründlich mit den Gesammtverhältnissen dieses gewaltigen Reichs bekannt gemacht hat. „Es kann nicht geleugnet werden", sagt er, „daß die Localität des russischen Reichs mit dieser Einheit in welcher seine fluvialen und maritimen Verhältnisse theils von Natur, theils durch Nachhülfe von Menschenhand stehen, dem Staate noch eine große Entwickelung verheißt, und zwar eine solche, daß sie die Nationen, selbst die des westlichen Europas, schon in der Gegenwart empfindlich berührt, und nicht ohne Befürchtungen an die nächste Zukunft denken läßt. Wenn man, so spricht sich diese Besorgniß gegenwärtig aus, sehe, wie leicht Rußland die nächsten Verbindungen zwischen der Ostsee und dem Schwarzen und Kaspischen Meere herstellen könne, die der Düna und der Weichsel mit dem Dniepr, der Newa mit der Wolga, wie sich sein Handel nach Asien in lebhafter Zunahme befinde, seine Verbindung mit Persien, mit China, selbst über China mit Bochara, am Oxus und in ganz Mittelasien sich befestige; sodann, welche breite Lage es am Kaspischen und am Schwarzen Meere, an der Ostsee und am Nordmeere erlangt habe, wie es die festesten Positionen an jenen Meeren allmälig zu gewinnen und zu beherrschen trachte, wie es westlich seine Stellung über die Weichsel hin und selbst bis an die untere Donau ausgedehnt und befestigt habe, wie es endlich den deutschen Handel nach Polen und dem ganzen russischen Reiche, sowie den durch dieses hindurch nach Asien bereits mit dem größten Erfolge zerstört habe: so sei nicht daran zu zweifeln, sowol daß es in der von ihm gewonnenen Lage und Stellung über ungeheuere Mittel gebiete die dem Handel Deutschlands höchst gefährlich werden und ihm, wofern es nicht wachsam sei, im ganzen Osten Fesseln bereiten können wie sie der Handel der preußischen Ostseeprovinzen bereits trägt, als auch, daß es den entschiedenen Willen hege dieselben gegen Deutschland anzuwenden. Indessen dürfte der Grund oder Ungrund der Befürchtung, ob denn wirklich Rußland mehr als vorübergehend eine bedrohliche Stellung gegen das westliche, besonders gegen das germanische Europa einzunehmen befähigt sei, einer weitern Prüfung auszusetzen sein, die hiermit, insoweit es möglich ist, ohne daß der geographische Boden verloren geht, versucht werden soll." Es thut uns leid hier die Untersuchung nicht selbst geben zu können; sie ist zu ausgedehnt und bildet ein zu innig durchwobenes Ganzes, als daß an ein Mittheilen eines kleinen Abschnitts zu denken wäre. Wir müssen auf die Schrift selbst verweisen.

Im zweiten Bande, welcher größtentheils noch der politischen Geographie gewidmet ist, bildet die Culturgeographie einen ausgezeichneten, interessanten Abschnitt. Er zerfällt in die Geographie der Raumcultur, der Zeitcultur, und in die Verklärung der Natur. „Die Erde", sagt unser Verf. an einer Stelle in der Einleitung zur Verklärung der Natur, „trägt den Urwald und die Thierheerde; die Culturgeographie gibt ein Bild von Dem was die Hand des Menschen aus der Wildniß und aus dem ungezähmten Thiere gemacht hat. Die Erde trägt aber auch den Menschen; sollte die Culturgeographie übergehen dürfen was der Mensch aus dem Menschen macht? Ist die Erde die nämliche, ob sie Wilde oder solche Menschen

trägt denen aus dem Menschen die Gottheit entgegenblickt? So hat die Culturgeographie die aus dem Wechsel zwischen dem Culturmenschen und der Culturerde hervorgehenden Lebensfunctionen und Daseinsweisen der menschlichen Gesellschaft aufzufassen, und schließt mit der als innigste Einigung von Natur und Geist sich darstellenden Wiedergeburt des Natürlichen in der zur Kunst gereinigten Arbeit." Dann wird der ethischen, historischen und idealen Verklärung einzeln eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. „Mit dieser idealen Verklärung", ist der Schluß des Buchs, „wird dann eine neue Erde erstehen als Wiedergeburt der Natur im Elemente des Schönen; denn in jedem Kunstwerk einen sich Natur und Geist zum Sinnbild der in der Auflösung aller Gegensätze sich bethätigenden Liebe. Aber es soll auch die Natur wiedergeboren werden im Glauben und im Wissen, daß die neue Erde auch der neue Himmel sein wird, daß das wahre Jenseits schon im Diesseits als Reich des Geistes gesucht und gefunden werden muß. So möge denn auch die Gegenwart den Kampf nicht scheuen, um in rastloser That die Natur ihrer Verklärung entgegenführen zu helfen, auf daß, mag die Einkehr des Himmels auf Erden in noch so weiter Zeitferne liegen, jeder Einzelne schon jetzt, im Hinblick auf den verheißenen Siegespreis der Menschheit, die Arbeit der Hand und des Geistes welche dem Menschen die Erde gerecht macht bewußt auf sich nehme, damit Leben und Freiheit ihm werde!

> Das ist der Weisheit letzter Schluß,
> Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Damit wollen wir unsere Besprechung beschließen. Das Mitgetheilte wird schon zur Genüge an den Tag gelegt haben, daß wir es hier mit einer das Denken stark anregenden, interessanten Schrift zu thun gehabt haben, die wol verdient sorgfältig beachtet zu werden. **H. Birnbaum.**

Literarische Miscellen.

Sonderbare Ansichten von Gelehrten.

Es hat doch von jeher unter den Gelehrten wunderliche Kauze gegeben. Peter Bembo, Secretair des Papstes Leo X., mochte die Bibel nicht lesen, um sich den Stil nicht zu verderben. Wilhelm Postel, Prof. der morgenländischen Sprachen und Mathematik zu Paris (gest. 1581), behauptete: Alles was in der Natur ist sei am Himmel mit hebräischen Buchstaben abgebildet zu sehen. Franz Folianus, ein Jesuit aus dem Veltlin (gest. 1609), war ein so großer Verehrer der Dreieinigkeit, daß selbst seine Geräthe, wie Messer, Gabel, Tintenfaß u. s. w., die Gestalt eines Dreiecks haben mußten. Alle Speisen zertheilte er drei mal, und bei jeder trank er drei mal; wenn er spazieren ging, geschah es in einem Triangel, und wenn er las oder Etwas schrieb, so hielt er jedesmal auf dem dritten Blatt inne. Der in demselben Jahre (1609) zu Danzig gestorbene Prof. der Philosophie, Bartholomäus Kekermann, hat die Dreieinigkeitslehre aus der Vernunft beweisen wollen. Dagegen nannte Peter Gonesius, ein Arianer in der Mitte des 16. Jahrhunderts, die Dreieinigkeit „humani cerebri figmentum". Den Prof. der Mathematik zu Nimwegen, Christian Otter (gest. 1660), hatte der Kurfürst von Brandenburg 1647 nach Königsberg berufen, bekam aber denselben nur zu sprechen wenn es ihm, Otter, gefällig war, und auch da nur unter der von ihm festgesetzten Bestimmung, wie viel Personen er, der Kurfürst, mitbringen dürfe; ausgeschlossen waren jedesmal die Frauenzimmer. Otter blieb nie lang an Einem Orte, und brachte den größten Theil seines Lebens auf Reisen durch Holland, England, Frankreich, Italien, Dänemark und andere Länder zu. Seinen gelehrten Meditationen lag er öfters mit solcher Beharrlichkeit ob, daß er, ohne Speise zu sich zu nehmen, mehre Tage in einem verschlossenen Zimmer sich hielt. Der Glossator Franz Accursius (gest. 1276 zu Bologna) behauptete, die Theologie brauche man nicht besonders zu studiren, weil man dieselbe aus dem römischen Gesetzbuche hinlänglich erlernen könne; und der Erzbischof von Ragusa, Ludwig Beccatelli war in Betreff des in der Kirchenversammlung zu Trident 1562 zur Sprache gekommenen Verzeichnisses zu verbietender Bücher der Meinung, daß dieser Punkt füglich umgangen werden könne; denn man brauche keine Bücher mehr, indem derselben seit Erfindung der Buchdruckerkunst mehr als zu viel vorhanden seien. Bion von Borysthenes, von dem Diogenes Laertius nähere Kunde gibt, meinte: der Weg in die andere Welt müsse sehr eben sein, weil man auf demselben mit zugemachten Augen gehe. Johann Caramuel von Lobkowitz, Bischof von Vigerano (gest. 1682), von dem gemeldet wird, daß er 30,000 Ketzer bekehrt habe, stellte in der von ihm herausgegebenen „Mathesis audax" die Behauptung auf, daß man alle theologischen Streitfragen, insonderheit die in der Lehre de gratia et libero arbitrio einzig und allein durch das Lineal und den Cirkel lösen könne; und der Jesuit Melchior Imhofer (gest. 1648) lehrte in seiner „Historia sacrae latinitatis", daß man die lateinische Sprache im Himmel reden werde. Der holländische Arzt Cornelius Bontekor (gest. 1685) empfahl den Gebrauch des Tabacks und des Thees, welch letztern er zuerst in Deutschland bekannt gemacht, als Universalmittel; dagegen starb Johann Heinrich Böcler, Prof. der Geschichte in Straßburg, wegen übermäßigen Tabackrauchens 1672 im 61. Jahre; ebenso Marcus Zuerius Boxhorn, Prof. der Geschichte und Staatskunde zu Leyden, 1653; desgleichen 1639 Heinrich Wotton, in Diensten des Herzogs von Florenz. Er verordnete, daß man ihm die Grabschrift mache: „Hic jacet hujus sententiae primus auctor: Disputandi pruritus ecclesiarum scabies. Nomen alias quaere."

Zur Phantasmagorie.

Von dem Gebiete der Phantasmagorie möge Folgendes, wie es die Sage aus der Gelehrtengeschichte überliefert hat, erwähnt sein. Marsilius Ficini, Kanonikus zu Florenz (gest. 1499), beschäftigte sich fast ausschließend mit Platon's Philosophie und Schriften, und war von Seite seines Charakters und seiner Kenntnisse so ausgezeichnet, daß Politianus das Epigramm auf ihn dichtete:

> Mores, ingenium, Musas, sophiamque supremam
> Vis uno dicam nomine? Marsilius.

Mit Michael Mercati, der gleichfalls ein großer Verehrer von Platon und dessen Philosophie war, stand er in enger freundschaftlicher Verbindung, und Beide, da sie oft über die Unsterblichkeit der Seele sich besprachen, leisteten einander das Versprechen, daß der zuerst aus dem Leben Scheidende dem Zurückgebliebenen Nachricht geben solle wie es damit stehe. Als nun einmal Mercati früh Morgens erwachte, glaubte er einen Reiter rasch herbeitraben zu hören, welcher an der Hausthür anhielt und mit Ficini's Stimme ausrief: „O Michael, o Michael, vera, vera sunt illa!" Mercati stand auf und erkannte in dem alsbald verschwindenden Reiter seinen Freund Ficini, von dem er nachher erfuhr, daß derselbe in der nämlichen Stunde gestorben sei. **2.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 243. —— 31. August 1847.

Von einem deutschen Soldaten.

(Beschluß aus Nr. 242.)

Darin hat übrigens der Verf. sehr Recht, daß die wahre Kriegerehre auf das innigste mit Kriegertreue und Gehorsamspflicht verwachsen sei. „Gehorsam ist die Stärke der Heere, der Wächter ihres Ruhms, das Grundgesetz vereinter Kräfte." Gehorsam, stummer Gehorsam, Gehorsam bis in den Tod ist die höchste wie die schwerste der Kriegerpflichten. Doch wie keine Lebensbeziehung zu einem reinen Abstractum ausgedehnt werden kann, ohne in offenbaren Widersinn oder handgreifliche Ungeheuerlichkeiten umzuschlagen, so auch nicht die militairische Gehorsamspflicht. Schon die Kriegsgesetze jedes Staats enthalten Ausnahmen von der Pflicht der unbedingten Gehorsamsleistung, namentlich für den Fall, daß der Befehlshaber eines festen Platzes ohne dringende Nothwendigkeit solchen dem Feinde zu übergeben sich geneigt zeigen sollte. Aber auch jene urewigen, in jedes Menschen Herz tief eingegrabenen Gesetze der Menschenpflicht und der männlichen und menschlichen Ehre enthalten solche Ausnahmen. Zwar kann der Soldat, zumal im Kriege, sich genöthigt sehen offenbar ungerechte und selbst blutige Befehle hartherziger Vorgesetzten zum Vollzuge bringen zu müssen, als z. B. ungerechterweise gefällte Todesurtheile über unglückliche, der Uebertretung irgend eines Gebots vielleicht nur verdächtige Bewohner, oder es wird derselbe blutige Handlungen nothwendig erachteter Wiedervergeltung üben müssen, z. B. erbarmungsloses Niedermetzeln aller mit den Waffen in der Hand Betroffenen nicht wehren dürfen, und Dergleichen mehr. Dessenungeachtet aber wird derselbe weder zum Henkersknechte herabsinken oder schändender Greuel bezüchtigt werden können; wol aber wird Dieses dann der Fall sein, wenn er Geboten gehorcht die nur ein Unmensch oder ein Ehrloser zu geben vermag, wenn er Mordbrand oder Nothzucht übt, Greise, Weiber, Kinder, Kranke und Verwundete niedermetzeln läßt, oder Feinden das Wort nicht hält die gegen Zusicherung des Lebens die Waffen gestreckt haben. Eidbrüchig ist, wer dem Befehle die Waffen wegzuwerfen und zu fliehen Gehorsam leistet; meineidig der zum kriegsrechtlichen Verfahren berufene Krieger nicht minder, wenn er wider bessere Ueberzeugung und den klaren Buchstaben des gültigen Gesetzes einen Schuldigen freispricht, als wenn er einen Nichtschuldigen in Folge eines ihm gegebenen Befehls verurtheilt.

Ja sogar die exclusive soldatische Standesehre kann, eben um so exclusiver sie sich darstellt, nur um so eher in Conflict mit jener als völlig unbedingt und blind dargestellten Gehorsamspflicht, also in den offenbarsten Widerspruch mit sich selbst gerathen. So sagt z. B. der Verf. selbst in Bezug auf die Unzulänglichkeit der Duellverbote, und zwar nach der Ansicht des Ref. ebenso wahr als treffend: „Der Ehrenmann sucht den Zweikampf niemals auf, aber er weicht ihm auch nicht aus, und stände Alles auf dem Spiele, und drohte ihm Cassation und Festung; seine Ehre ist ihm lieber als Charge, Freiheit und selbst das Leben." Die Hand her! deutscher Soldat, Das ist gesprochen wie ein Biedermann. Denn wessen Brust von diesen Gefühlen erfüllt ist, der wird seine innere menschliche Ehre nicht geringer achten als seine äußere Standesehre, und er wird daher, wenn er auch in Conflicten der angedeuteten Art etwa fehlgegriffen, und wegen nicht vollständig gerechtfertigter Nichtbefolgung gegebener Befehle sich wirklich straffällig gemacht haben sollte, dennoch immer ein Ehrenmann bleiben. Als Blücher im J. 1815 in einer schwarzen Stunde dem General von Borstell den Befehl ertheilte die Fahnen der meuterisch gewesenen sächsischen Garde schimpflich verbrennen zu lassen, und dieser Dessen sich weigerte, da traf ihn Festungsarrest als gerechte Strafe seines Ungehorsams; aber als Mensch und edelsinniger Krieger stand Borstell, in Betracht der Motive dieses seines Ungehorsams, in jenem Augenblicke hoch über dem alten, sonst so wackern Feldmarschall Vorwärts. Nach dem Buchstaben der preußischen Kriegsartikel war Schill nichts Anderes als der Rädelsführer eines großartigen Desertionscomplots, nach jenem der französischen Kriegsgesetze sein Angriff ein Landesfriedensbruch, und als York die bekannte Convention abschloß, geschah es mit dem Bewußtsein, daß, wenn Friedrich Wilhelm III. sich nicht zur Höhe der Ereignisse emporzuschwingen vermöge, er unrettbar als Staatsverräther dem Henkerschwerte verfallen sei. In Andalusien und im Vaterlande des Ref. übten badische Krieger durch Nichterfüllung barbarischer Befehle Edelthaten aus die nicht minder rühmlich erscheinen als der von ihnen bei Tala-

vera, an der Beresina und am Fuße des Montmartre bewiesene Kampfesmuth; und das Großkreuz des kurhessischen Ordens vom goldenen Löwen ist wol nicht leicht verdienter verliehen worden als an den badischen General Lingg v. Lingenfeld, dessen 1807 als Commandeur des badischen Jägerbataillons bewiesenem edelkühnen Muthe die durch das Machtgebot Napoleon's bereits dem Verderben geweihte Stadt Hersfeld allein nur ihre Erhaltung zu verdanken hatte. Und als 1746 nach der Schlacht bei Culloden die hessischen Truppenbefehlshaber sich weigerten an den unmenschlichen Rachegreueln Theil zu nehmen womit der Herzog von York, zur unauslöschlichen Schmach seines Andenkens, den Aufstand der schottischen Hochländer züchtigte, und derselbe desfalls bei dem jenes hessische Hülfscorps befehligenden Erbprinzen (nachherigen Landgrafen Friedrich II.) von Hessen Beschwerde erhob, und Bestrafung dieses Ungehorsams erheischte, entgegnete dieser im Geiste eines hochherzigen Fürsten und biedersinnigen Kriegers: „Er und seine Truppen wären berufen worden die Feinde der Krone Englands bekämpfen zu helfen; aber Schergen- und Henkersdienste an ihnen zu üben, dazu verpflichte der geschlossene Subsidientractat weder ihn noch sie."

Der Verf. provocirt im Schlußworte die Stimme seiner Kameraden vom Adriatischen Meere bis zur Nord- und Ostsee über den Werth seines Buchs. Wolan, hier verlautet eine solche Stimme, nicht die eines Monopolisten der Kritik, aber die eines Mannes der ein nicht minder pflichttreuer, seinem Stande mit nicht minderer Begeisterung zugethaner deutscher Soldat zu sein vermeint als der Verf. Die Genossen mögen entscheiden welche von beiden besseres Recht verkünde. Vor Allem aber mag der Verf. sich überzeugt halten, daß, wenn diese Stimme sich auch vielfach als eine widersprechende kundgegeben hat, solche deshalb doch keineswegs eine miswollende sei.

Gern will Ref. zugeben, daß besondere Staatsverhältnisse auch besondere Wehrverfassungen bedingen, wenn aber der Verf. als deutscher Soldat auftritt, dann hätte er auch vermeiden sollen, eine sehr ungerechtfertigte und übelbegründete Polemik gegen eine Wehrverfassung anzuheben durch welche Preußen sieghaft und frei geworden ist, und die zur allgemeinen deutschen Bundeswehranstalt erhoben und ausgedehnt zu sehen jeder wahre deutsche Vaterlandsfreund unter die feurigsten seiner Wünsche und Hoffnungen nur obenan stellen kann. Da jedoch der Verf. sich in so Vielem was er sagt so gemüthvoll, freimüthig, edel und wahrhaft rittersinnig erweist, so ist auch wol anzunehmen, daß er zu gar mancher Behauptung nur durch den romantischen Taumel hingerissen worden sein möchte, der insbesondere die Barthold'sche Farbenpracht des Stils, und den Zauber ihrer Darstellung des Landsknechtswesens in dessen Schrift über Frundsberg veranlaßt haben dürfte. So z. B. hat der Verf. wol nicht bedacht, daß wenn er (S. 160) mit stolzer Freude verkündet, daß es eine Zeit gegeben wo, wenn irgend im Welsch- oder Frankenlande ein Regent Niemandem mehr trauen konnte, er sich deutscher Kämpfer zu seiner Leibwache entliehen habe, dieses zugleich diejenige Zeitperiode war „wo ein Stück des Vaterlandes nach dem andern dem deutschen Reichsverbande entrissen ward, und wo die mannhaftesten deutschen Krieger aller Welt treu, nur dem eigenen Vaterlande sich treulos erwiesen". Ebenso hat es auch der Verf. in seiner Lust ob der erprobten „unbescholtenen deutschen Degentreue" unerwogen gelassen, daß der gerühmte Ausspruch des im französischen Solde stehenden Jakob von Ems (in der Schlacht bei Ravenna): „Der König hat uns wohl gethan, laßt uns sterben für ihn", in gar gefährlicher Nähe zu dem ubi bene, ibi patria stehe.

Wenn sonach Ref. das vorliegende Werkchen zwar zumal der militairischen Jugend nicht unbedingt empfehlen kann, so wünscht er deshalb doch sehr, daß Manches, und zumal Dasjenige was der Verf. über Zweikampf und Ehrengerichte sagt, an gewissen Orten und in gewissen Landen vernommen und beherzigt werden möchte; denn hierin scheint ihm der Nagel so recht mitten auf den Kopf getroffen worden zu sein. Der Verf. sagt nämlich (S. 132 fg.):

> Für die Ehre seines Fürsten und seines Vaterlandes läßt den Soldat sein Beruf die Waffe führen, so gönne man sie ihm auch für seine eigene Ehre zu ziehen, zumal so lange noch keine andere durchaus und überall gültige Art und Weise ausgemittelt ist sie zu vertheidigen. Darin liegt der tröstende Gedanke, daß Niemand unser köstliches Eigenthum — ein Reichthum den auch der Aermste haben kann — anzugreifen vermag, darin liegt ein beruhigendes Bewußtsein für alle Lagen des Lebens, gegen den Uebermuth des Mächtigern, gegen die Anmaßung des Höhergeborenen, gegen die Roheit des Bauern im gestickten Rocke und gegen den Geldstolz des Emporkömmlings, darin liegt die Selbsthülfe für gewisse Fälle in denen man sich in keiner andern Art und Weise Recht verschaffen kann; Das hält die Würde des Mannes, Das wirkt Selbstvertrauen, Das hebt den Geist des Soldaten, den schönen, jugendlichen, kräftigen Waffengeist, den der lange Friede ohnedies, als könnten ihn unsere Nerven nicht vertragen, in eine Phiole gesperrt und fest verstöpselt und verpetschirt hat.
>
> Unwillkürlich zuckt dem Ehrenmanne die Faust, wenn von Ungerechtigkeit, vom schlechten Herzen oder frechen Spotte eines Menschen die Rede ist, unwillkürlich auch greift er nach dem Wehrgehänge, wenn ihm plötzlich ein Schimpf wie brennend auf die Seele fällt.
>
> Schafft den Zweikampf ab und setzt an dessen Stelle Ehrengerichte, so wird es doch gar viele Dinge geben die man nicht vor ein Ehrengericht bringen kann, weil jede Veröffentlichung derselben an und für sich ein neuer Schimpf, also das Heilmittel noch übler als die Krankheit sein würde. Dem Cicisbeo seiner Frau wird ein Ehrenmann schon die Zähne zu weisen wissen, aber vor das Ehrengericht kann er den Don Juan nicht schleppen.
>
> Eine boshafte Plaudertasche zum Schweigen zu bringen kann man Leib und Leben wagen, aber ist der Gedanke nicht unerträglich und gegen alle Rittersitte, daß ein geliebter Name im Kreise eines ganzen Gerichtshofs von Mund zu Mund wandern soll, und endlich das zarteste Verhältniß in alle Gegenden der Windrose geschrien werde, weil zwanzig Personen der einundzwanzigsten mit der strengsten Wichtigkeit auftragen das Maul zu halten?

So treffend Dieses nun auch ist, so umfaßt indessen Dasselbe doch noch lange nicht das volle Maß der Uebel

die durch die Einführung von andern Ehrengerichten, als den ungekünstelten und natürlichen der Corpskameradschaft, erzeugt werden; sondern erst der Einblick in die Anneke-Korff'sche Scandalliteratur vermag einen Begriff von dem hier durch heraufbeschworenen Sykophantentreiben zu gewähren. **M. v. Ditfurth.**

---

1. Geschichte. Gegenwart. Gemüth. Gedichte von C. A. Schloenbach. Hamburg, Schuberth und Comp. 1847. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

2. Der junge Demagoge. Eine tragi-komische Geschichte von C. A. Schloenbach. Hamburg, Schuberth und Comp. 1847. 16. 1 Thlr.

Wir haben diese beiden Werke zusammengestellt, weil wir beim Lesen des zweiten uns durchaus davon überzeugten, daß sie zueinander gehören, daß eins der Commentar zum andern ist — ungefähr wie die Biographie eines Dichters zu seinen Gedichten —, wenn ja in diesem Falle für die letztern überhaupt ein Commentar nöthig wäre. An Dunkelheit wenigstens leiden sie nicht, und wenn zuweilen auch die objective Klarheit nicht erreicht ist, so weiß man doch immer sehr wohl was der Dichter „sich gedacht hat". „Der junge Demagog" ist freilich von einer etwas ungenirt geschriebenen Vorrede begleitet, in welcher Hr. Schloenbach als Herausgeber der Lebensgeschichte eines Dritten erscheint; wer aber einigen Sinn für schriftstellerische Eigenthümlichkeit hat, muß diese unschuldige Fiction als solche erkennen. Wir können übrigens auch als Beweis der Einen Autorschaft anführen, daß einige Gedanken aus der Biographie poetisch verarbeitet sind in den Gedichten, z. B. in den letztern „Irrthum". Der Gedanke ist: als Kind meinte ich, die Sonne läge auf dem nächsten Berg mit Händen zu greifen; als ich ein Jüngling war, ging es mir mit meinen Idealen ebenso, als Mann nicht besser. Den Commentar dazu gibt im andern Buche die Erzählung, wie der Knabe wirklich einmal nach dem Berge läuft, um die Sonne zu fassen, und nachher auch dieselben Reflexionen daran knüpft. Uebrigens ist hier gleich ein Beispiel, wie auch das Abgeleiertste — und das ist doch in der That jener Gedanke — neu werden kann, wenn der Dichter nur mit voller Ehrlichkeit aus seinem eigenen Herzen singt: eine wohlthuende Eigenschaft die nicht ganz häufig ist, bei Schloenbach aber recht normal ausgeprägt. Er schließt nicht mit der einfachen Enttäuschung, sondern ist frei genug Das zu bekennen was mancher andere „tief düstere Sänger" verschwiegen haben würde:

> Als mir der Traum entfloh'n,
> Glaubt' ich, im Tode sei
> Himmlische Freude!
> Als ich nun sterben sollt',
> Wünscht' ich ins Leben doch
> Wieder zurück mich!

Das ist um so hübscher, als dieser versöhnende Gedanke doch auch, gerade wie die vorigen, aus einer Enttäuschung hervorgeht, und dadurch nicht ein angehängter Contrast, sondern ganz natürlicher Abschluß des Liedes von der Enttäuschung ist. So gut glückt es freilich selten. Zufällig trifft es sich so, daß das zweite Gedicht, dessen Stoff in der Biographie zu finden ist, als ein Beweis für die Identität, ebenso zu den gelungensten der ganzen Sammlung gehört. Es ist überschrieben „Der Christabend", und wir wollen es gleich als Beispiel hierhersetzen:

> Ich saß im einsamen Zimmer allein
> Und schaute hinaus in die Nacht;
> Von d'rüben erglänzte des Christbaums Schein
> Und d'roben die stille Pracht.
>
> Und ich sann und sann über frühere Zeit,
> Und die Brust so mächtig anschwoll;
> Das Herz wurde eng, das Herz wurde weit, —
> Es wurde so heiß und voll.
>
> Da glaubt' ich: hoch über Berge weit
> Und über das Nebelmeer
> Da walle im schönen blauseid'nen Kleid
> Mein holdes Mädchen einher! —
>
> Als früher ich noch so ein Knäbchen war,
> Ich will es freudig gesteh'n:
> Da glaubt' ich an jedem Christabend gar
> Das Christuskindchen zu seh'n.
>
> Da glaubt' ich: hoch über Berge weit
> Und über das Nebelmeer
> Da walle im schönen blauseid'nen Kleid
> Das Christuskindchen einher.
>
> O Zeiten der Liebe und Kindheit schön,
> Wie seid ihr einander so gleich!
> Da steht man hoch auf des Lebens Höh'n
> Und fühlt sich so rein und so reich.

Rein, Das ist wahr; denn es gehört ein reines einfaches Gemüth dazu, um so ohne Bitterkeit einen Moment zu zeichnen wo man zwei Täuschungen in eine zusammenfaßt. Und es ist dem armen Demagogen unglücklich gegangen mit seinem Mädchen; sie haben sich lange und sehr geliebt, zuletzt aber ist sie ihm untreu geworden. Die ganze „tragi-komische Geschichte" dieses Lebenslaufs interessirt eigentlich weniger durch Das was der Verf. vielleicht für besonders interessant hält: nämlich die Mannichfaltigkeit des geschilderten Lebens und der Verhältnisse, als durch die Persönlichkeit des jungen Demagogen. Wir werden an manches düstere Bild der Gegenwart geführt; wir sehen Fabrikarbeiter, Kaufleute, Offiziere, Provinzialbühnen, Literaten und Buchhändler, es fehlt nicht an der Misere im Staat und in der Gesellschaft; aber um solchen Gestalten ihre eigenen Farben zu geben, dazu ist der junge Poet, der sich mit vielen Kämpfen an ihnen reibt und zwischen ihnen durchschlägt, gerade gar nicht befähigt. Er weiß Nichts zu erzählen als welchen Eindruck alles Dies auf sein Gemüth gemacht hat, was er gewollt und erstrebt, was ihm begegnet und wie es ihm erschienen ist. Er ist dabei so ganz naiv (obwol ihm Dies vielleicht nicht gefallen wird, wenn er es liest), daß wir ihn gern begleiten; ganz jugendlich, voll unerschöpflicher Ideale, niemals ganz niederzudrücken; und wenn er endlich wohl einsieht, daß sein eigenes Glück im Leben mehr als zweifelhaft, und die von ihm gehoffte Freiheit noch sehr fern ist, so richtet er sich an dem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft des Guten, Wahren und Schönen wieder auf. Er ist viel herumgeworfen im Leben und hat Viel gelitten, aber er hat sich seine innere Güte und seines Herzens Liebe bewahrt. Auch das Selbstvertrauen und die Anerkennung Dessen was er geleistet hat und noch zu leisten hofft ist von ihm selbst so ganz im Sinne seines eigenen Charakters ausgesprochen, daß sie nicht verletzt. Wir wünschen ihm nur, daß er sich selbst ganz erkennen möchte, Das wäre der beste Weg seine Hoffnungen, soweit sie berechtigt sind, erfüllt zu sehen. Und darin fehlt es ihm noch etwas. Er macht sich mehr als ein mal an Sachen die Nichts für ihn sind, die sein Naturel nicht bewältigen kann; er verwechselt seinen Willen zum Ernsten, Erhabenen, Großen mit Dem wozu ihn kein Talent befähigt.

Wenn wir nicht irren, so hat ihn seine Schule etwas dazu verleitet. Denn seine Gedichte erhalten noch ein eigenthümliches Interesse dadurch, daß diese Schule so unverkennbar für Den welcher den Meister kennt hervortritt. Er hat es kein Hehl: Gottfried Kinkel, den er für den bedeutendsten unter den jüngern Dichtern hält, ist sein Meister gewesen, und nicht allein der seinige. Kinkel ist einer von den seltenen Menschen deren Erscheinung rein und ganz ausgebildet ist, die im persönlichen Umgang und namentlich in der Macht über

das Wort im Leben vollkommen Dasselbe leisten was sie am Schreibtisch vermögen — und vielleicht noch Mehr. Man hört nun in den Gedichten das Kinkel'sche Pathos deutlich heraus; die ganze Richtung auf die Geschichte hat Schloenbach erst von Kinkel erhalten, und es wäre ihm nur zu wünschen, daß er auch Kinkel's Studien gemacht und seinen plastischen Sinn empfangen hätte, während jetzt eigentlich nur die Sehnsucht und die Bewunderung des „Plastischen, Markigen, Gestalteten" (lauter klingende Lieblingsworte der Schule) sich zeigt. Nicht zu billigen sind die Nachahmungen, die Behandlung von Stoffen die Kinkel und Andere schon besser behandelt haben, z. B. „Otto der Schütz"; „Einem Verlorenen"; „Kaiser Rudolf's letzte Stunden" (Kerner); „Alarich's Grab" (Platen); „Einem Könige" (Herwegh). Es ist aber in diesen beiden Büchern überall ein so ehrliches ernstes Streben, daß man nicht anders als mit einer Anerkennung schließen kann. 124.

Bibliographie.

Bad Bertrich im Uesbachthale an der Mosel. Mit einleitenden Worten von A. v. Humboldt, und einer geognostischen Uebersicht von H. v. Dechen. Mit 1 geognostischen und 1 Situationskarte. Koblenz, Bädeker. 8. 20 Ngr.

Brandis, J. A. Frhr. v., Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol. I. Heft. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 15 Ngr.

Brennglas, A., Berliner Volksleben. Ausgewähltes und Neues. 1ster Band. Mit Illustrationen von Th. Hosemann. Leipzig, Engelmann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Edler, C., Die deutsche Sprachbildung, nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte und mit Rücksicht auf ihre mögliche fernere Gestaltung. 1ster Theil. Die Begriffe und ihre Formen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Guizot, Johann Calvin. Ein Lebensbild. Aus dem Französischen von M. Runkel. Hamburg, Bödeker. 8. 10 Ngr.

Hamburg und die Hamburger. Portraits, Zustände und Skizzen aus der Gegenwart. Leipzig, Koffka. 12. 1 Thlr.

Hammer-Purgstall, Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaiser Mathias, Leben. Mit der Sammlung von Khlesl's Briefen, Staatsschreiben, Vorträgen, Gutachten rc. und andern Urkunden, beinahe 1000, bis auf einige wenige bisher ungedruckt. In vier Bänden. 1ster Band. Mit Khlesl's Portrait. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Im Versmaaße des Dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. 3te verbesserte Auflage. Miniaturausgabe. Leipzig, Lorck. 32. 25 Ngr.

Hurter, F., Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben und Blicke auf die Kirche. 2ter Band. 2te sorgfältig durchgesehene und verbesserte Auflage. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Jeannette, das Kammermädchen, oder Geheimnisse des Salons, der Toilette, der Antichambre und der Hütten der Armuth. Ein Genrebild unserer Zeit in der Manier von Eug. Sue. Zwei Bände. 1ster Band. 1stes Heft. Meißen, Goedsche. 5 Ngr.

Keilmann, J. G., Ein Büchlein zum Denken für Menschen, welche Versöhnung in Religion und Kirche wollen. In Fragen und Antworten. Darmstadt, Leske. 8. 10 Ngr.

Deutsche Lustschlösser. 1ste Section. — A. u. d. T.: Würtembergische Lustschlösser von S. Hänle. 1ste Abtheilung: Ludwigsburg. 2te Abtheilung: Freudenthal, Solitude, Hohenheim, Bellevue und Rosenstein. Mit 1 Stahlstich. Würzburg, Stahel. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Omnibus für Wissenschaft und Bildung, eine Handbibliothek der Hauptwissenschaften und unentbehrlichsten Hülfsbücher, als wissenschaftlicher Beistand fürs praktische Leben und zur Förderung allgemeiner Bildung für Schule und Haus. Herausgegeben von J. Schuberth. 1ste Lieferung. — A. u. d. T.: Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Staatsveränderungen bearbeitet von Oberlehrer H. Petersen. 1ste Hälfte. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1847. 12. 5 Ngr.

Puchta, G. F., Vorlesungen über das heutige römische Recht. Herausgegeben von A. A. F. Rudorff. 1ste Lieferung. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. pro 1ste bis 3te Lieferung 2 Thlr.

Robert, C., Der zweifache Panslawismus. Die gegenwärtige Lage der slawischen Völker gegenüber von Russland. Mit Anmerkungen von *J. P. Jordan*. Leipzig, Slawische Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Scheth Ritter v. Bohuslaw, J., Einführung in das Heiligthum der Evangelien, oder Nothwendige Vorkenntnisse aus dem alten Bunde zum Verständniß des neuen. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Innsbruck. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sievers, T., Kein Diebstahl mehr! Sicherheit des Eigenthums durch ein gesetzliches Vorbeugungs-Verfahren. Darstellung, wie ohne Strafen und Vereine der Verarmung zu steuern und die Sicherheit des Besitzes zu erzielen sei. Magdeburg, Quednow. 8. 10 Ngr.

Sonklar Edler v. Innstädten, K. A., Abhandlung über die Heeresverwaltung der alten Römer im Frieden und Krieg, in der besondern Beziehung auf die beiden Hauptzweige der Heerversorgung: Besoldung und Verpflegung. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Steinbeis, G., Diesseits und Jenseits. Eine Abhandlung über die Bedeutung des Todes. Für Gläubige und Ungläubige verfaßt. 2te neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Heilbronn, Drechsler. Gr. 16. 6 Ngr.

Das Theater des Auslandes. In Bearbeitungen von W. Friedrich. 1ste Lieferung. Ein Stündchen in der Schule, Vaudeville-Posse in 1 Act nach Lockroy. Hamburg, Verlags-Comptoir. Lex.-8. 5 Ngr.

— — dasselbe. 2te Lieferung. Der Weg durchs Fenster, Lustspiel in 1 Act, nach Scribe. Hamburg, Verlags-Comptoir. Lex.-8. 5 Ngr.

Timme, F., Die Samariterinn und Christus am Jakobsbrunnen. Nach Evang. Johann. 4, 1—43. Zweite Schriftstudie allen gebildeten Nichtgeistlichen dargeboten. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Wittmann, Geschichte der Reformation in der Oberpfalz. Aus den Acten geschöpft. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 17½ Ngr.

Wolkenstein, O. v., Gedichte. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten herausgegeben von *B. Weber*. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bimbler, J., Herr Moppel auf dem Landtage. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 3 Ngr.

Hopf, A., Der kleine Landtag und sein Schluß, oder Nante und Brenneke als Abgeordnete. Berlin, Schlesinger. 8. 2½ Ngr.

Kant, J., Ueber die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 6 Ngr.

Protest-Erklärung, dem Königl. Consistorium der Provinz Sachsen am 9. Juli 1847 mit 800 Unterschriften der angesehensten und ehrenwerthesten Bürger Magdeburgs versehen, überreicht. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 1½ Ngr.

Rust, J., Die Bekehrung zu dem Herrn und das evangelische Predigtamt. Antrittspredigt, am Dreieinigkeitsfeste 1847 in der protestantischen Pfarrkirche zu München gehalten. München, Fleischmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber die polnische Sache, insbesondere die der preussischen Polen. Durch die Verhandlungen des Vereinigten Landtages vom 5. Mai, und den gegenwärtigen Polenprocess hervorgerufene Bemerkungen. Berlin, Lindow. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 244. —— 1. September 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Histoire des Girondins, par *A. de Lamartine.* Acht Bände. Paris 1847.

Von allen lebenden Schriftstellern Frankreichs repräsentirt Lamartine am vollständigsten die verschiedenen Elemente welche misfarbig gemischt als unaufgelöste, und darum kämpfende Gegensätze in der modernen französischen Bildung sich vorfinden. Seine Schriften zeigen die entgegengesetzten Gedankenströmungen die seit 30 Jahren das französische Leben durchstrudeln; sie sind ein Echo der Gegenwart, wo die Geschichte wie der einzelne Mensch in einer unendlichen Unruhe der Gedanken hin und her schwankt. Als Lamartine im J. 1820 seine ersten „Méditations poétiques" herausgab, die ihn schnell berühmt machten, war er strenger Katholik und eifriger Anhänger des Hrn. v. Bonald, an welchen er eine enthusiastische Ode dichtete. In den „Harmonies politiques et religieuses", die 10 Jahre später erschienen, begegnen wir einer ganz andern Gedanken- und Gefühlsreihe. Athmeten wir in den „Méditations" reine Himmelsluft und zuweilen etwas Kirchenluft, so merken wir hier bald, daß die Zeit die katholische Farbe aus seinem Bewußtsein hinweggelöscht, und der Weihrauchduft sich verzogen hat. Lamartine ist aus einem orthodoxen Katholiken ein freigläubiger Christ geworden. Diesen Rest von Christenthum gibt er im „Jocelyn" auf gegen das Glaubensbekenntniß des Vicars von Savoyen, und daraus wird in dem „La chute d'un ange" ein natürliches Offenbarungssystem, in welchem Mosaische Gebote, Pythagoräische Lehren, evangelische Sittensprüche, agrarische Gesetze und eine Menge anderer unbestimmterer Ingredienzen zu entdecken sind.

Die politische Laufbahn Lamartine's zeigt dieselbe Reihenfolge von Gedankenübergängen. In der Deputirtenkammer sehen wir ihn zuerst als Freiwilligen in dem legitimistischen Lager, zu welchem ihn seine frühern Ueberzeugungen und Verbindungen hinzogen; dann als Schildhalter eines kleinen Häufleins sonderbarer Leute die sich le parti social nannten, und für eine eigene Partei hielten, gewöhnlich aber mit den Conservateurs stimmten, und sich am Ende auch damit verschmolzen. Nachdem Lamartine seine rücksichtslose Hingebung an die conservative Partei so weit getrieben, daß er sogar zu dem Disjunctionsgesetz seine Zustimmung ertheilt, wirft er sich in die Opposition, um das linke Centrum und die Linke in den weiten Mantel seiner Lehre aufzunehmen; und als dieser phantastische Versuch mislingt, schleudert er im „Bien public" das heftigste Manifest gegen alle Parteien bei denen er die Runde gemacht, eignet sich aber von jeder einzelne Gedanken zu, woraus er eine buntscheckige Fahne zusammenstückt die er als Regierungsprogramm aushängt. Dieses Regierungsprogramm ist ein wunderliches Amalgam von verschiedenartigen, unvereinbaren, heterogenen Elementen, die von dem linken Centrum, der dynastischen Linken, sogar von den Conservateurs und von den Fourieristen hergenommen sind. Es fodert die Charte mit allen ihren Consequenzen, die Preßfreiheit, die sittliche Veredelung des Volkes durch Unterricht, die Herrschaft der Gerechtigkeit und Bruderliebe, die Abschaffung der Septembergesetze, die Freilassung der Beamten, die Verbrüderung der Intelligenz mit der Arbeit, die Befreiung aus den Banden ministerieller Willkür, Wahlreform, das allgemeine Stimmrecht, und was der schönen Dinge mehr sind.

Offenbar wird Lamartine über kurz oder lang aus der Kammer treten, wie Lamennais aus der Kirche getreten ist; Beide sind von dem katholisch-monarchischen System des Mittelalters ausgegangen und allmälig zu einer religiös-politischen Weltanschauung gekommen die sich nicht sonderlich über die deistisch-demokratische Denkart des vorigen Jahrhunderts versteigt. Wenn aber Lamennais' literarisches Leben trotz der innern Widersprüche doch im Ganzen nur die Erklärung einer großen Idee ist, so stellt sich dagegen Lamartine's poetische und poli-

tische Wirksamkeit etwas bunt dar, und nur einer bis in die Tiefe des menschlichen Herzens dringenden Untersuchung mag es gelingen in dieser Mannichfaltigkeit eine verständige Einheit zu sehen, in diesen häufigen und plötzlichen Umwandelungen das unwandelbare Ich des Mannes nicht zu verlieren. Hüten wir uns wohl, diese Einheit da suchen zu wollen wo sie oft gesucht worden, aber nicht ist: in dem eiteln Drange zu glänzen, und in der dadurch bedingten Abhängigkeit von den Einflüssen der Meinung. Wollen wir in diesem beweglichen Wechsel eine Einheit suchen, so dürfen wir sie nur in der unleugbaren Ehrenhaftigkeit und Ueberzeugungstreue des Mannes finden wollen. Diese Ehrenhaftigkeit ist es welche in die Dissonanzen des äußern Wirkens eine Art von latenter Harmonie bringt; von ihr abgesehen bietet Lamartine's literarisches und politisches Leben das Schauspiel eines tiefen Widerspruchs dar, den man fast tragisch nennen könnte. Wir meinen den Widerspruch zwischen dem Gefühl und dem Gedanken. Die gegenwärtigen Ansichten Lamartine's gleichen sehr denjenigen welche die Stimmführer der republikanischen Demokratie in der Kammer und in den Journalen aussprechen; er ist seiner Theorie nach fast ein Communist, wenigstens ein äußerster Progressist mit schroff socialistischen Tendenzen; vermöge seiner persönlichen Neigungen aber ist er ein gemäßigter Monarchist nach der Weise der Philanthropen des vorigen Jahrhunderts. Sein Kopf ist demokratisch, sein Herz ist aristokratisch. Denselben schneidenden Widerspruch bemerken wir in seiner „Histoire des Girondins". Er hat sich darin gleichsam in zwei Hälften gespalten; er hat zwei Gesichter: mit dem einen betrauert er die untergehende Monarchie, mit dem andern begrüßt er die aufgehende Republik. Um es mit Einem Worte zu sagen, so fehlt es Lamartine's Geschichtschreibung ebenso sehr an Logik als seiner Poesie und Politik. Auch in der „Histoire des Girondins" vermissen wir, wie in seinen meisten „Méditations" und „Harmonies", und fast in allen seinen Kammerreden und politischen Abhandlungen, nicht blos in einzelnen Gedanken, sondern sogar im Ganzen den logischen Zusammenhang. Die Logik eines Ganzen ist Ordnung, Composition, und da ist Lamartine's schwache Seite.

Was an Lamartine, dem Geschichtschreiber, zunächst auffällt, ist das überaus stattliche Gewand welches er seinen Darstellungen umschlägt. Er spricht eine Sprache von unvergleichlichem Glanz und unwiderstehlichem Zauber, der die Phantasie gewinnt und das Gefühl besticht, ehe der Verstand noch den ganzen Gehalt des Gedankens erforscht, oder die Umrisse des Bildes genau geprüft hat. Ein so poetischer, harmonischer, eleganter und vielfältiger Ausdruck ist nicht genug zu bewundern. Wenn man ja tadeln will, so wäre es der übergroße Reichthum, die allzu blendende Pracht. Lamartine bedeckt seine Schilderungen mit so viel Juwelen und Brillanten, daß man vor allem Glanze oft den Grund nicht sehen kann. Uebrigens ist Das nicht seine Schuld. Form und Farbe entstehen ihm unter den Händen wie von selbst, Blumen und Perlen rollen von seinen Lippen, als hätte ihm eine holdselige Fee die Gabe verliehen bei jedem Worte welche auszusäen: eine wunderbare und fast verhängnißvolle Gabe, die ihn zu ewigem Prunke verdammt. Dieser Feenstil begleitet ihn überall in seinen Dichtungen, auf der Rednerbühne und in seinem neuesten Geschichtswerke. Man hat Mühe sich vorzustellen, daß man jenes unaufhörliche Geschiller von Farben und Gefunkel von Edelsteinen acht Bände hindurch aushalten könne; und doch hält man es aus. Das Auge gewöhnt sich leicht an dieses magische Strahlen- und Farbenspiel, und das Ohr stimmt sich gleich nach der Tonhöhe dieses melodischen Instruments. Erstlich kosten alle diese Schätze von neuen Ausdrücken und Wendungen, diese Ueberfülle von raschen und prächtigen Bildern dem Verf. gar Nichts; er läßt sie an den Tag wie die Natur ihre Thiere und Pflanzen von sich gelassen hat, ohne peinliche Anstrengung, und da er selbst keine Mühe hat, so macht er auch seinem Leser keine. Sodann verschwinden die manchmal übertriebenen Ausschmückungen des Einzelnen in den Totaleffect des Ganzen. Die unharmonischen Flecken die hier und da hervorstechen verlieren sich in der weiten Aussicht die sich vor unsern Blicken aufrollt. Das hohe Aehrenfeld verdeckt das zwischen den Halmen wuchernde Unkraut; der volle Fluß, der viel Sand aber auch Gold mit sich führt, zieht uns in seine gewaltige Strömung hinein. Kurz, Lamartine besitzt in hohem Grade die Gabe des Schriftstellers oder Künstlers, Allem was er beschreibt oder darstellt in der geheimen Werkstatt des Geistes ein eigenthümliches Gepräge und erwärmendes Gefühl aufzudrücken. Wir erinnern an seine lyrischen Compositionen; seine beschreibende Poesie hat nicht die strenge, abgecirkelte Zeichnung der alten classischen Schule, auch nicht die locale und sozusagen buchstäbliche Färbung der neuern romantischen Schule; aber sie hat einen individuellern, treffendern Ausdruck, den Ausdruck eines tiefen Gefühls, eine höhere, ergreifendere Wahrheit, die Wahrheit der vollen Empfindung. Lamartine hat den Stil der Seele, der seinen Gegenstand mit der geheimnißvollen Lebensflamme individuellen Gefühls durchglüht; seine Bilder sind durchdrungen von dem Affecte welchen die gewaltigen Einwirkungen der großen Naturschauspiele die sie wiedergeben in der Seele des Künstlers hervorbringen. Lamartine steht nicht vor der Scene, sondern ist selbst in sie hineingerissen, und reißt darum auch den Leser mit hinein. Er ist ein seltener Anempfindler, um das Goethe'sche Wort zu gebrauchen. Dieses Talent in das innerste Wesen jeder Situation hinabzustürzen und mit dem Momente so ganz Eins zu werden, bewährt sich aufs glänzendste in der „Histoire des Girondins", und hier hat der Dichter dem Geschichtschreiber außerordentlich genützt. Lamartine ist selbst Theilnehmer der grauenerregenden oder herzzerreißenden Auftritte die er erzählt, und deren locale, energische Wirkung er uns mit zaubernden Farben, mit aller Wärme des Ausdrucks, mit der größten Ausführlichkeit so lebendig vor Augen bringt, daß wir die lebhaften Eindrücke eines Zugegenseienden

empfinden. Kunst und Einsicht haben sich hier die Hände gereicht.

Das gilt von der Erzählung der Hergänge selbst; die Betrachtungen welche diese Hergänge erklären sollen sind dagegen sehr ungenügend, und dürften höchstens Denen zusagen welche selbst unreife Reflexionen zu genießen im Stande sind, wenn sie in so volltönenden Perioden und in so reichem Schmucke auftreten. Obgleich Lamartine in seine neue demokratische Ansicht nicht ganz unbedeutende Elemente aus seiner frühern Denkart mit herüberbringt, so kann man doch einen solchen von dem Winde allerlei Lehre zusammengewehten Haufen mehr oder minder lockerer Gedanken und Urtheile über Menschen und Dinge der Revolution nicht wohl eine Philosophie der Revolutionsgeschichte nennen. Das was man an Lamartine's Werke philosophisch zu nennen veranlaßt sein könnte, gleicht den schlechten Hypothesen unserer Physiker, wodurch sie das richtig Beobachtete zu erklären meinen. Der Dichter hat bei ihm dem Denker geschadet; er sieht und malt die vorgefallenen Scheußlichkeiten und Verbrechen im schärfsten Lichte; er schiebt sie aber den Personen und Umständen zu, und spricht die Principien frei.

Aus dieser doppelten Auffassungsweise entspringt ein großer Vorzug und ein großer Mangel: das Buch erschüttert gewaltig das Gemüth, macht aber den Verstand ganz irre. Der Verf. hat sich ein Ziel gesteckt, aber jeden Augenblick vergißt er es; er hat sich vorgenommen *die Revolution* zu preisen, aber häufig scheint er es darauf anzulegen, daß wir sie verfluchen sollen. Er hält sich und fesselt uns vorzugsweise an die pathetische Seite der Begebenheiten, und das Gefühl, wovon er voll ist und womit er uns erfüllt, ist ein Gefühl des innigsten Mitleids mit den unglücklichen Schlachtopfern. Ich wundere mich sehr, wie die legitimistischen Journale auf dieses Werk so arg schelten können, welches doch die Passion der königlichen Familie in einer Reihe meisterhafter Bilder verewigt. Nie sind die herben Misgeschicke Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's mit vollerer Empfindung und Wirkung geschildert worden. Sogar die Unparteilichkeit womit der Verf. die Gesinnungen und Motive der unbarmherzigen Sieger des Throns bisweilen hervorzuheben beliebt, trägt nur dazu bei sein Mitleid für die Besiegten noch tiefer und inniger erscheinen zu lassen. Die legitimistischen Geschichtschreiber der Revolution glauben die Sache sehr dramatisch zu machen, wenn sie die Männer der Gironde und des Berges als wahre Menschenfresser vorstellen: eine alberne Uebertreibung, welche die erzielte Wirkung verfehlt. Lamartine hingegen geht mit seinen Intentionen historischer Gerechtigkeit so weit, daß er selbst in Marat helle Augenblicke von Menschlichkeit nachweist, welche den Fieberwahnsinn seines blutgierigen Fanatismus vorübergehend beleuchten. Er verheimlicht es nicht, daß er es mit der Revolution hält; seine gerührte Stimmung für die Märtyrer des Königthums ist also die gerührte Stimmung eines Gegners, und ein solches Herzenszeugniß legt ein um so größeres Gewicht in die Wagschale. Dazu rechne man noch, daß diese Pietät gegen das Unglück sich nicht in der weinerlichen Sprache einer gewöhnlichen, conventionnellen Empfindelei ausdrückt; sie kommt vom Herzen und geht dahin, und verbreitet über die ganze Leidensgeschichte der königlichen Familie den Ausdruck jener edeln, poetischen Wehmuth welche die antiken Tragödien durchzuckt.

Ich begreife sehr wohl, wie das Gewissen einer andern Partei durch dieses Werk etwas in Verlegenheit gebracht werden kann. Die Art die Thatsachen darzustellen widerspricht durchaus der Art darüber abzuurtheilen. Die Schlußbetrachtung ist freilich oft groß revolutionnair, aber der Eindruck der Erzählung ist entschieden royalistisch. Die Royalisten haben eine gute Hälfte des Buchs für sich, und also keinen Grund sich über Lamartine zu ärgern. Sie sind vielleicht erstaunt, wie wir ihnen zumuthen können, mit einem Manne zufrieden zu sein der sich unverholen als Anhänger, und sogar als Anbeter der Revolutionssache bekennt. Es ist Das richtig; nur schadet es wenig, weil Lamartine's Naturel besser ist als seine Metaphysik. Er sagt zwar, die Angelegenheit der Revolution sei der Gegenstand seiner Verehrung, aber das aus der Seele des Geschichtschreibers hervordringende Gefühl welches in seinen Darstellungen vorherrscht verleugnet den von dem klügelnden Verstande eingeredeten Cultus. Er gibt sich eine erschreckliche Mühe um die nöthige Unempfindlichkeit zu erwerben, aber es gelingt ihm nicht. Er kämpft mörderlich gegen die edlern Gefühle an, aber er empfindet sie jeden Augenblick. Er sucht die Sieger zu rechtfertigen; nichtsdestoweniger ahmt er Cato nach, und erklärt sich für die besiegte Sache. Seine Haupthelden sind die Unglücklichen welche mit dem Königthum untergehen. Kurz, der Dichter vergißt nicht, daß das Mitleid eine der Haupttriebfedern der antiken Kunst ist. Der Denker kommt freilich hinterdrein, und will uns die empfangenen Eindrücke ausreden; aber unser Herz hat gesprochen, und wenn Lamartine gehofft hat durch seine „Histoire des Girondins" die Revolution zu verherrlichen, so befindet er sich im seltsamsten Irrthum, da man nur die eingestreuten Reflexionen aus diesem Werke wegzulassen brauchte um es zur wirksamsten Anklageschrift gegen die Revolution zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allan Cunningham's alte Balladen und jakobitische Reliquien.

Peter Cunningham der Sohn des neben Alexander Burns so oft genannten schottischen Barden Allan Cunningham, der von Walter Scott und Southey ausgezeichnet wurde, hat eine Sammlung der Gedichte seines Vaters unter dem Titel „Poems and songs by *Allan Cunningham*. With an introduction, glossary and notes" herausgegeben, die in drei Abtheilungen zerfällt, von denen die erste die gelungenen Nachahmungen der alten Balladen und jakobitischen Reliquien, die zweite vermischte Gedichte, die dritte endlich diejenigen Dichtungen enthält welchen er selbst den Namen seiner „Lieder" beigelegt hat. Ueber den Ursprung der ersten Abtheilung, welche gewissermaßen den Ruf des Dichters begründet hat, geben die Noten des Heraus-

gebers sehr interessante Aufschlüsse, die zugleich den Beweis liefern, daß das absprechende Urtheil gewisser Mittelmäßigkeiten die sich das Ansehen von Gönnern der Kunst und Wissenschaft geben, während sie das Talent doch nur als milchende Kuh gebrauchen, ihnen von Seiten der letztern nicht immer ungestraft hingeht. Die Sache aber ist folgende. Ein gewisser Cromek, seines Berufs ein Kupferstecher, besuchte im Sommer 1809 in Gesellschaft des berühmten Malers Stothard die Stadt Dumfries in Schottland. Der Zweck ihrer gemeinschaftlichen Reise war die Sammlung von Materialien und Zeichnungen zu einer vermehrten und illustrirten Ausgabe von Burns' Werken. Hr. Cromek hatte einige Jahre vorher einen Ergänzungsband zu Currie's Ausgabe dieser Werke unter dem Titel „Reliquien" veröffentlicht, und war, mit dem Gelingen jenes Unternehmens zufrieden, damit beschäftigt eine auserlesene Sammlung schottischer Lieder mit Anmerkungen und Erinnerungen von Burns sowie andern Zugaben die seine eigene Aemsigkeit zusammenzubringen vermochte herauszugeben. Dieser Mann hatte von Mrs. Fletcher, selbst einer Dichterin und Freundin Sir Walter Scott's und Campbell's, ein Empfehlungsschreiben an Allan Cunningham erhalten, der damals als junger Mann bei einem Steinmetz arbeitete und sich 18 Shillinge wöchentlich verdiente. Cunningham's dichterische Versuche, sein natürlicher Geschmack, seine Bekanntschaft mit der Dichtkunst seines Vaterlandes, und seine für die Stellung in der er lebte wahrhaft erstaunliche Belesenheit hatten bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und ihn den vorzüglichen Geistern des Landes bekannt gemacht. Der Maler, der selbst an der Dichtkunst Geschmack fand, war über Cunningham erstaunt und fühlte sich zu ihm hingezogen. In einem Gespräch kam Cromek, dem Mrs. Fletcher die Thatsache nicht mitgetheilt, oder der sie als wahrer Geschäftsmensch wieder vergessen haben mochte, dahinter, daß Cunningham selbst Dichter sei. Er bat ihn zufolge Dessen um einige seiner „Ergüsse", wozu sich denn der Dichter auch verstand. Bei der nächsten Zusammenkunft gab Cromek ihm seine Gedichte zurück, und bemerkte dabei in einer Weise die Cunningham, wenn er die Sache wiedererzählte, Zug für Zug nachzuahmen suchte: „Nun, mein Herr, die Verse sind recht gut, ja recht gut; aber nach Robert Burns sollte es Niemand versuchen Lieder zu schreiben, wenn er nicht schreiben kann wie er oder wie einige der alten Minnesänger." Der getäuschte Dichter war zu bescheiden, sprach durch Kopfnicken seine Zustimmung zu der altklugen Bemerkung des anmaßlichen Kritikers aus, und brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, indem er von den alten Volksliedern und Bruchstücken zu sprechen begann die im Munde des Volkes dort lebten, und die man sammeln müsse. „Wahrlich, Herr", rief Cromek dabei aus, „wenn wir einen Band zusammenbringen könnten — wahrlich, Herr! Seht nur was Percy damit gemacht, und Ritson, und erst neulich noch Scott mit seinem «Border Minstrelsy.»" Mit Eifer faßte der speculative Cromek den Gedanken einer solchen Sammlung der Volkslieder aus jener Gegend auf, und Allan ging darauf ein, wol gleich mit dem Vorsatze, Erzeugnisse des eigenen Dichtergeistes zu liefern, statt aus dem Volksmunde das Ueberlieferte und Verstümmelte zu sammeln; Cromek aber war fest überzeugt, er werde ursprüngliche Volkslieder erhalten. Nach den ersten Bruchstücken die ihm Cunningham lieferte war er ganz entzückt, und schrieb nach Mehr. „Wahrlich, Herr!" rief er in seinem Briefe aus, „Das sind Dinge. Mehr, gebt mir Mehr; Dies ist göttlich!" Ein Schreiben Cromek's vom October 1809 an Cunningham beweist, wie wenig er argwöhnte, daß er von dem Dichter, dessen Talent er so anmaßlich beurtheilt, auf die schönste Weise dafür bestraft wurde, indem er ihm ohne daß er es wußte die vollkommenste Abbitte leisten mußte. „Dank, den freundlichsten Dank", schreibt er in jenem Briefe, „für Ihr anziehendes Schreiben und das schöne Gedicht das darin enthalten war. Ihre kurze aber milde Beurtheilung über diese prächtige Dichtung überhebt mich der Nothwendigkeit noch ein Wort des Lobes zu sagen. Ich muß jedoch bemerken, daß ich nichts Rührenderes, nichts bei seiner Einfachheit Ergreifenderes in der ganzen Reihe schottischer Lieder kenne. Was halten Sie wol von dessen Alter? Nach dem Dialekt bin ich der Meinung, daß es von einem Minstrel am Gestade herrührt, obwol von Keinem der «neunzig ganzer Winter gesehen»." In mehren andern seiner Briefe wiederholen sich dergleichen Anfragen, die keinen Zweifel darüber lassen, daß er den Streich den ihm der launige Dichter spielte nicht beargwöhnte. Auf sein Anliegen ging endlich Cunningham mit seiner Familie nach London, wo er bei dem Bildhauer Bubb mit einem Wochenlohn von 26 Shillingen in Arbeit trat; später kam er in die Bildhauerwerkstätte des berühmten Chantrey, dessen Freund er wurde. Als Dichter war er außerordentlich fruchtbar, denn er hat wenigstens 30 Bände veröffentlicht, und nach der Erklärung seines Sohnes und Herausgebers befindet sich unter der Hinterlassenschaft noch Material zu fernern zehn Bänden. Allan Cunningham wurde am 7. Dec. 1784 zu Blackwood in der Nähe von Dumfries geboren und starb zu London am 29. Oct. 1842. Er liegt auf dem allgemeinen Begräbnißplatze zu Kensal Green begraben; von seiner Witwe und fünf Kindern ist ihm dort ein granitner Sockel als Denkmal gesetzt worden. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 245. —— 2. September 1847.

Histoire des Girondins, par *A. de Lamartine.* Acht Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Lamartine äußert in dem einleitenden Paragraphen: die Erzählung, von der Einbildungskraft belebt, von der Weisheit überdacht und beurtheilt, Das sei die Geschichte wie die Alten sie verstanden hätten, und wie er selbst ein Bruchstück davon seinem Vaterlande hinterlassen möchte, wenn Gott ihm die Feder zu führen geruhe. Aber Gott muß entweder gerade etwas Anderes zu thun gehabt, oder den unchristlichen Wunsch einem der alten Heiden ähnlich zu werden sehr übelgenommen haben, er hat Lamartine ganz seinen eigenen Eingebungen überlassen, und diese haben ihn von seinem Vorbilde abgeleitet. Seine „Histoire des Girondins" ist himmelweit entfernt von jener tiefen, wunderbaren Harmonie, von jener jugendlichen Unbefangenheit, Einfalt und Naturkraft die uns in den Geschichtswerken der Alten so zauberisch fesseln. Ja, sagt man, die Alten hatten gut beschreiben und schildern; sie treiben Alles zum Ideal, machen die Dinge und Menschen größer als sie sind; so können wir nicht mehr darstellen ohne Lügner zu heißen. Man sagt so mit Unrecht: der Mensch erscheint bei den Alten nicht herrlicher als er ist, aber er erscheint als Mensch; und der Mensch hat bei uns, in der Geschichte wie im Leben, längst die alte Herrlichkeit verloren an die Idee. Warum hat selbst das Gräßliche und Abscheuliche in der alten Welt so viel Interesse? Warum ist es widerlich in der neuern? Mit welchem Antheil liest man die Revolutionswuth der Korcyräer beim Thucydides? Es sind noch Menschen, freilich verrückte und verruchte Menschen, aber doch Menschen, die dargestellt werden. Wir können, den Scheusalen fluchend, noch menschliche Thränen weinen über die Sieger und die Besiegten. Aber gebt mir ein Jahr aus der französischen Schreckenszeit von Neuern beschrieben, wo soll ich mich hinwenden vor Abscheu? Wo soll ich einen Funken von Menschlichkeit finden, daß meine starre Brust gemildert werde? Die Menschen sind noch dieselben, auch die Maler haben nicht ganz ihre Kunst verlernt; aber sie haben das volle Bild des irdischen Lebens verloren, und sie vergessen den Menschen über der Idee. In der plastischen Lust, das Leben und die Menschen unmittelbar aus eigenen Wurzeln aufwachsend hinzustellen, gaben die Alten ihnen die volle Gestalt, und mit der Gestalt gaben sie Denen die künftig solches Werk sehen sollten das menschliche Gefühl der Sympathie und des Erbarmens. Unsere metaphysischen Helden und Ungeheuer können uns nur durch das Gräßliche erschrecken, selten durch das Menschliche erfreuen, weil es nicht recht menschlich ist. Die Alten, unbewußt von einem sichern Takt geleitet, fassen das Große in den Dingen und Menschen, stellen dies als den Mittelpunkt hin, und lassen die übrigen Gegenstände um denselben rund laufen, und so zu ihrer Zeit beleuchtet werden. So bleibt die Welt und ihr Spiel in Bewegung vor den Augen, und wandelt mannichfaltig, aber doch einfältig mit ihren mancherlei Erscheinungen vorüber. Wir machen es umgekehrt. Der ganze Weltwirrwarr ist uns ein ungeheueres Knäuel, wo wir nicht zuerst die Hand suchen die es wickelte oder des Fadens Ende hält womit es entwirrt werden kann, sondern gewöhnlich von dem Ei an beschreiben woraus der Faden besteht, wie er gesponnen, wie oft er rund gewickelt ward, welche Dinge und Menschen ihn an manchen Enden halten, oder von ihm gehalten werden. So wird und bleibt das Knäuel ein Gewirr, nirgend erscheint eine einfache Kraft die es lösen möchte, nirgend ein Erstes und Letztes, daß man stillstehen könnte. Wir nehmen eine Geschichte zur Hand, um einen Augenblick zu vergessen, daß wir im Wirrwarr leben, und siehe, man arbeitet recht, uns das Gefühl dieses Wirrwarrs methodisch peinlich zu machen, indem man beweist, daß es so sein müsse.

Dies geschieht ganz besonders in Lamartine's „Histoire des Girondins", worin die revolutionnairen Greuel mit den grellsten Farben dargestellt, und hinterher durch irgend eine metaphysische Zauberformel gerechtfertigt werden. Der Grundcharakter des ganzen Buchs ist ein beinahe fortwährender Widerspruch zwischen der Wirkung und der Absicht, weil Gefühl und Gedanke bei dem Verf. in ewigem Hader und Zerwürfniß leben. Daher die lichtlose Verwirrung, womit Großes und Kleines, Nothwendiges und Zufälliges, der Mensch und das Ding, das Wirkende und das Gewirkte untereinander geworfen sind. Die „Histoire des Girondins" beginnt mit dem Tode Mirabeau's. Der Verf. ist einigermaßen verlegen so mitten in die Sache hineinzuspringen. An seinem anfäng-

lichen Hin- und Hertasten merkt man gleichsam den Schwindel der ihn befällt, wie er sich plötzlich in diesem Getümmel sieht. Er sucht sich darin zurechtzufinden, und wirft zunächst einen flüchtigen Blick auf Das was vorhergegangen ist. Die dämmernde Morgenröthe der Revolution verkündigt ihm an dem Horizonte der Menschheit die ersten Strahlen einer neuen Idee, der demokratischen Idee, die er für einen Ausfluß des Christenthums ausgibt. Das Christenthum wird zu einer Lehre demokratischer Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe gemacht, welche die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts aus dem Schutte hervorgezogen hätten, unter welchem sie lange Zeit auf dem Grunde des christlichen Herzens begraben gelegen, und wir hätten sonach die Geschichte der französischen Philosophie und Revolution als eine Fortsetzung der christlichen Apostel- und Märtyrergeschichte anzusehen. Alsdann folgt eine Reihe Portraits die uns mit den bereits aufgetretenen Personen und den bisher von ihnen gespielten Rollen bekannt machen sollen. In dem ganzen Verlauf des Buchs verfährt Lamartine so, daß er nie einen neuen Schauspieler vorführt ohne ihn wie er leibt und lebt abzuconterfeien. Diese malerische Behandlungsweise ist unstreitig sehr anziehend, und vollkommen passend für ein Werk welches zwischen Memoiren und eigentlicher Geschichte die Mitte halten soll. Leider sind diese Portraits und Charakteristiken, wobei der Verf. zu sehr mit Worten und Bildern spielt, nicht der gelungenste Theil seines Buchs; die Antithesen sind häufig Widersprüche, und in dem Gange der Ereignisse stimmt das Betragen vieler Personen durchaus nicht zu der Vorstellung die der Verf. von ihrer Gesinnung und Denkart gegeben hat. Die Heroen der Revolution sind durchgängig nicht sehr geschmeichelt: Mirabeau ist ein feiles Genie, dessen Taxe wir ganz genau erfahren. Ebenso Danton, der die Füße in allen Pöbelcloaken und die Hände in allen königlichen Kassen hat. Die Bestechung untergräbt die Begeisterung; das Gold der Civilliste dringt überall hin, bis in die tollsten Demagogenclubs. Barnave repräsentirt die Eifersucht des höhern Mittelstandes gegen den Hof und Adel; dieselbe Gesinnung liegt der girondistischen Opposition zu Grunde; Lafayette hat gute Absichten, aber nur den schlimmen Fehler, daß er dem Posten nicht gewachsen ist worauf die Volksgunst ihn stellt; Camille Desmoulins ist der ungezogene Junge (l'enfant cruel), Marat der rasende Wahnwitz der Revolution. Wir müssen bemerken, daß diese Urtheile des Verf. über die Personen sich ändern je nachdem ihre Lebenslagen wechseln, und fast ebenso wandelbar sind als die Dinge. Es gibt seidene Bänder deren Farben man gar nicht angeben kann, weil sie, von verschiedenen Punkten betrachtet, immer neue Schattirungen zeigen. So schillern auch Lamartine's Charakterzeichnungen; jeden Augenblick erscheinen die dargestellten Personen anders, nämlich so anders, daß ihre Züge sich ganz verschieben und bis zur Unkenntlichkeit entstellen. Dieselben Gestalten gewinnen ein sehr verschiedenes Aussehen je nach dem Bilde worin sie sich einrahmen: sie sind schön oder häßlich, klein oder groß, je nach dem Bedürfniß des dramatischen Effects der wechselnden Scenen worin sie auftreten, und verwandeln sich je nachdem sie zu Hauptpersonen hinaufrücken oder zu Nebenfiguren herabsinken. Madame Roland, die berühmte Egeria der Gironde, ist z. B. in ihrem Portrait eine reine, fleckenlose Gestalt, verräth aber in ihren Aeußerungen und Handlungen kein so edles und schönes Gemüth. Am 20. Juni ist sie eine schadenfrohe, schwarze Seele, die bei der Erzählung von den Qualen der Königin sehr bedauert, daß sie ihre Augen an dem grausamen Schauspiele dieses Schmerzes nicht habe weiden können. Die Königin ist nämlich wegen ihrer jammervollen Lage die Heldin des Tages, und der Maler opfert alle Personen des Bildes dem ausdrucksvollen Kopfe seiner Hekuba auf. Als Madame Roland fürchtet, ihr Mann möchte aus dem Ministerium vertrieben werden, ist sie ein boshaftes, verschmitztes Weib, welches mit abgefeimter Criminalrathstücke einen Anklagebrief vorbereitet, um dem austretenden Minister eine große Popularität zu sichern, sollte auch dieses vorausgeschmiedete Beweisstück den König aufs Schaffot bringen. Lamartine will nämlich die hoffnungslose, klägliche Lage Ludwig's XVI. unter so viel Schlingen und Fallstricken ins hellste Licht setzen, und holt Alles herbei, um den König als ein armes gehetztes Wild zu zeigen, welchem alle Parteien nachstellen und welches alle Parteien für ihre ehrgeizigen Zwecke einfangen möchten. Später, als Ludwig XVI. fällt, und sein Sturz nicht blos seine Freunde, sondern selbst diejenigen seiner Feinde ins Verderben reißt die bei dem blinden Parteihaß doch nicht Menschenblut wie Wasser fließen sehen können, kommt Madame Roland wieder zu Ehren. Wenn sie auf dem Gipfel ihres Ansehens und ihrer Macht preisgegeben wird, in dem Moment wo sie stürzt und stirbt, reicht ihr der Verf. die Märtyrerkrone. Diese Krone empfangen überhaupt fast alle berühmten Schlachtopfer der Revolution aus Lamartine's Händen; werden auch, so lange sie leben, ihre meisten Handlungen gerügt und verdammt, bei ihrem Tode ergeht Gnade für Recht.

Lamartine's „Histoire des Girondins" steht in dieser Beziehung in schnurgeradem Gegensatze zu Thiers' „Histoire de la révolution française", obschon sie in anderer Hinsicht manche Aehnlichkeit damit hat. Die Revolution ist für Beide eine Schicksalstragödie welche der Eine mit weicher und zarter Seele, der Andere mit klugem und scharfem Verstande ansieht. Thiers verhält sich zu den fürchterlichen Revolutionsvorgängen wie die Masse des römischen Volkes sich zu den Gladiatorenkämpfen verhielt: er klatscht so oft eine neue Scene beginnt und neue Kämpfer erscheinen; „der Lebende hat Recht" ist sein Leibspruch. Lamartine hingegen fühlt bei den Greueln der Revolution was die Minderzahl der vornehmen Römer fühlen mochte bei den gräßlichen Spielen des Circus, wo christliche Märtyrer den wilden Thieren vorgeworfen wurden; er bewundert den Heldenmuth der Sterbenden, und schenkt ihnen die Thränen des Mitleids. Der Ausgang ist freilich auch für ihn ein Gottesurtheil;

aber während Thiers, um sich bei dem Geschehenen zu trösten, Nichts weiter braucht als die einfache Betrachtung, daß es so hat sein sollen, bedarf Lamartine erst eines mehr oder minder haltbaren Grundes, um sein Gemüth zu beschwichtigen, und die stoische Seelenruhe zu erwerben womit er die geschichtlichen Hergänge betrachtet. Lamartine ist ein Mann der durch sein ganzes Naturel darauf hingeführt wird, dem Schwächern das Wort zu reden und ihm sich anzuschließen. Das Mitgefühl ist der vorwaltende Grundton in seinen Darstellungen. „Selig sind die da Leid tragen!" scheint der Wahlspruch der ihn, zumal bei der Abfassung der vier ersten Bände seines Geschichtswerkes, geleitet. Man kann sich nun alle Quellen thränenreicher Empfindsamkeit denken die nach den armen Verunglückten des Throns hinströmen: doch wie sehr Lamartine auch die unglückliche Königsfamilie liebt, wie hoch er auch ihre Stärke im Dulden erhebt, ihre Schwäche im Handeln stellt er ebenfalls dar. Er erzählt Alles was seiner Meinung nach zu ihrem Unglück beigetragen, Das was er dem Misgeschicke ihrer Lage anrechnet mit edler Trauer, und Das was er den Misgriffen ihrer Politik zuschreibt mit ehrerbietiger Schonung. Die Kunst zu erzählen ist in diesem Buche bewundernswürdig und der größte Vorzug desselben. Die Darstellung vereinigt Fülle und Frische mit Raschheit und Mannichfaltigkeit; sie bewegt sich in tausend Wendungen und Schlingungen, ohne daß sie je zu bunte, das Auge ermüdende und den Verstand angreifende Kreise macht; bald nimmt sie mit ausgebreiteten Schwingen ihren Flug, und beherrscht aus den obern Luftregionen herab die Uebersicht des Ganzen, bald schlängelt sie sich mit gehaltener Ruhe durch alle Schneckengänge der Einzelheiten hin, und verlängert durch geschickte Unterbrechungen und Stockungen die Spannung des Lesers. Die Flucht in Varennes, der 20. Juni, der 10. August, diese Art Prangerausstellung des gefallenen Königthums vor der Nationalversammlung in der Journalistenloge, die lange Todespein im Tempel: alle diese pathetischen Scenen sind mit Umständen erzählt und beschrieben welche die Charaktere in ein nie gesehenes Licht stellen, und Alles anschaulich und begreiflich machen: das unschlüssige Benehmen des Königs, der erst durch seine Drangsale Seelenstärke gewinnt, und mit größerm Muthe und Ruhme das Diadem und den Kopf verliert als er sie getragen hatte; das heroische Aufwallen und das kleinmüthige Verzagen der Königin, ihre Rückfälle von Energie und majestätischem Stolz, den unverwüstlichen Zauber ihrer Person, der alle Herzen erweicht, nur nicht das Felsenherz Pétion's. Wir wissen vorher, wie diese kläglichen Episoden enden; aber so groß ist die Kunst des Erzählers, daß wir auf das bekannte Ende jener Katastrophen gespannt und gepeinigt sind, wie auf den ungewissen Ausgang eines Drama das wir zum ersten mal sehen. Nie ist Jemand so tief in das trostlose Innere der königlichen Familie eingedrungen. Lamartine weiß Alles und ist unerschöpflich über diesen Gegenstand; er hat aus gedruckten und ungedruckten Memoiren, aus mündlichen und schriftlichen Berichten Alles aufgelesen was sein Charaktergemälde vervollständigen helfen konnte; da wo jede Ueberlieferung fehlte, trat die Phantasie hinzu und ergänzte das Fehlende. Und so ist, mit geschickter Benutzung aller Quellen und feiner Anwendung der Psychologie, das vollständigste und glänzend beleuchtete Bild jener schrecklichen Leidensmomente der königlichen Familie entstanden.

In diesen betrübten Darstellungen drängt das Mitleid den Geschichtschreiber ganz auf die Seite der Unterliegenden hinüber. Wer dem königlichen Jammer und Elend Ehrfurcht und Ergebenheit bezeigt wie Barnave, wer durch einen Blick der Königin gerührt wird wie Dumouriez, wer seine royalistische Gesinnung unter der Demagogenmaske verbirgt wie die Edelleute die sich am 10. August dem Tode weihen, wie die Patrioten welche die Gefangenen aus dem Tempel befreien wollen, kurz: wer nur einen Strahl von Hoffnung, die geringste Aussicht auf Rettung bringt, wird von dem Historiker ebenso gerührt und dankbar aufgenommen als von dem Hofe. Wer unversöhnlich bleibt wie Pétion, ist Einem in der Seele zuwider. Wenigstens ist Das in diesen unglückseligen Augenblicken der royalistische Eindruck dieses republikanischen Geschichtsbuches. Das Interesse der politischen Meinung schwindet durchaus vor dem Interesse der tragischen Wirkung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Kriegsgefangenschaft bei den Franzosen im Jahre 1814. Von D. Fr. Wehrhan, ehemaligem preußischen Freiwilligen. Berlin, Selbstverlag des Verf. 1847. 8. 10 Ngr.

Dies Büchlein ist aus zwei Ursachen einiger Worte werth. Zuerst nämlich ist der Verfasser desselben ein ehemaliger schlesischer Prediger, ein Altlutheraner, der in den bekannten Agendestreitigkeiten seine Stelle verloren hat, und jetzt nach langer Trübsal, entschlossen nach Amerika zu gehen, dem deutschen Vaterlande gleichsam dies letzte Denkmal seiner Anhänglichkeit hinterlassen hat. Zweitens aber ist die kleine Schrift nicht eine der gewöhnlichen Tageshervorbringungen, sondern gut geschrieben und voll anziehender Einzelheiten. Denn unter den verschiedenen Denkschriften, Tagebüchern, Briefsammlungen und andern Erinnerungen an die Freiheitskriege haben wir noch kein Buch das uns die Leiden eines Gefangenen schildert. Unser Verf., der am 1. März 1814 in einem Dorfe sieben Meilen von Paris gefangen worden ist, hat zuerst böse Tage erlebt, ist von den Bauern geschimpft und geschmäht worden, hat Frost, Kummer und Schmerzen ertragen müssen, bis er im Hospital von Blois ein ruhiges und verhältnißmäßig bequemes Leben genießen durfte. Als er aus demselben entlassen die Rückreise (Paris war indeß an die Verbündeten übergeben) antreten konnte, fand er auf dem Wege in Städten und in Dörfern überall liebevolle Aufnahme, bereitwillige Pflege und Unterstützung, ja selbst mit Geld, sodaß er gänzlich hergestellt wieder bei seinem Regimente ankam. Voll lebhaften Dankes nimmt er nicht Anstand am Schlusse zu erklären, daß er jetzt durch Amtlosigkeit, Kummer und Nahrungssorge dahin gekommen ist, seine damalige Lage als Kranker und Kriegsgefangener gegen die jetzige als leicht und sonnenhell zu betrachten. Um so lieber wird man der Versicherung glauben, daß sein Büchlein auf ei-

nige Stunden recht angenehm unterhält und zu allerhand Betrachtungen und Vergleichungen Anlaß gibt. 20.

Literarische Notizen aus England.

Walter Savage Landor.

„The collected writings of *Walter Savage Landor* with many additions" (2 Bde., London 1846) verdienen Anerkennung und Beifall, und kaum gibt es in England einen Schriftsteller der Jetztzeit der im Ganzen genommen mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als Landor dieselbe zu überleben. Dies ist oft die Belohnung solcher Schriften die bei ihrem ersten Erscheinen weder sehr heruntergesetzt noch sehr erhoben wurden; denn das rechte Gleichgewicht kann ebenso wol durch einen plötzlichen Stoß nach oben als durch einen in die Wagschale geworfenen Stein verloren gehen. Landor ist beiden Extremen entgangen. Die Klugheit mag ihn als etwas Gefährliches gefürchtet haben; die Thorheit hat ihn als etwas Unbegreifliches vermieden. Man hat ihn seinen einsamen Weg gehen lassen, und er hat kein dazu gehöriges Vorrecht der Seltsamkeit unbenutzt gelassen. Als ein Schriftsteller von den extremsten liberalen Ansichten hat er gewünscht „mit den Tory und den Fox der Zeit nicht verwechselt zu werden". Als ein erklärter Republikaner, obgleich Repräsentant einer alten Familie, hat er die „trunkene Demokratie William Pitt's" verworfen. Doch muß hinzugefügt werden, daß von seinem mürrischen Geist weit Weniger in seinen spätern als in seinen frühern Schriften vorkommt. Der heftige und launische Wille reißt ihn nicht so oft mit sich fort und verdunkelt nicht mehr seinen männlichen Verstand. Die soeben citirten Ausdrücke sind in dieser Ausgabe seiner Schriften nicht beibehalten. Aber wir finden in ihr noch andere Beweise von verminderter Bitterkeit, von vergrößerter und männlicher Zartheit und von einer ebenso edeln und herzlichen als hohen und reinen Weisheit. In den beiden hier angezeigten Bänden sind jetzt zum ersten male alle Schriften dieses merkwürdigen Schriftstellers gesammelt. Hier sind sowol seine englischen als seine lateinischen Gedichte mit vielen großen und ausgezeichneten Zugaben; seine Tragödien, seine dramatischen Bruchstücke und ein neues Stück von fünf Acten: „The siege of Ancona", und seine „Examination of Shakspeare"; sein „Pentameron" und sein „Pericles and Aspasia", wovon jedes einzelne Stück Merkmale einer durchgängigen Revision trägt, und besonders „Pericles" mit unzähligen neuen, den ältern durchaus würdigen Stellen bereichert ist. In diesen letztgenannten Büchern mehr vielleicht als in seinen übrigen Schriften und vorzüglich in dem vortrefflichen „Pentameron", worin Petrarca und Boccaccio sich unterreden, und in der „Shakspeare examination", worin der Dichter so spricht als der Verfasser von „Hamlet" und „Othello" selbst gesprochen haben würde, hat Landor sich ganz in die Charaktere jener großen Dichter versetzt. Jedes Wort welches sie in diesen Büchern äußern entspringt aus einem Gefühle von der Schönheit und Weisheit womit sie die Seele des Schriftstellers berührt haben. Wir können Landor zu keiner glücklichern Zeit verlassen als zu der in welcher die hohen Züge von Weisheit und Menschlichkeit wie er sie uns bietet rund um uns so selten sind. Der Verfasser und Spender derselben steht getrennt von gewöhnlichen Schriftstellern, und wird erkannt, geschätzt und gehört werden, wenn all der Auswurf von leichter und modischer Lecture womit die jetzige Generation sich vollgepfropft hat weggespült ist. Er hat selbst irgendwo schön gesagt, daß die Stimme am tiefsten aus dem Grabe komme, und daß ein großer Name seine Wurzel in dem todten Leichnam habe. Er ist ohne Zweifel für seine eigene Person wohl zufrieden diesem Gesetze zu gehorchen. Aber diese Sammlung seiner Schriften hat uns daran erinnert nicht zu warten bis „taub das gepriesene Ohr" und „stumm die melodische Stimme". Andere werden hoffentlich nach einem vergrößerten Maßstabe unserm Beispiele folgen. Und so wird Landor noch während er lebt es hören, daß, was in seinen Schriften zu heftig und abgerissen ist, ihm verziehen, und was darin weise, besonnen und zusammenhängend, dankbar angenommen wird, und mag wissen, daß er nicht umsonst nach Ruhm gestrebt hat. „Fame, they tell you, is air; but without air there is no life for any — without fame there ist none for the best."

Die armen Kinder in Großbritannien.

Folgendes kleine Werk: „A plea for ragged schools; or Prevention better than cure", von Thomas Guthrie (Edinburg 1847), enthält ein schauderhaftes Gemälde von der Verwahrlosung und Verwilderung der Bettelkinder in dem reichen Großbritannien, und zugleich schlägt der Verfasser, ein würdiger Geistlicher und ausgezeichneter Kanzelredner, die ihm am geeignetsten scheinenden Mittel vor, durch Errichtung von Erziehungsanstalten und Gewerbschulen für diese unglücklichen Kinder dem immer wachsenden Uebel zu begegnen. Er sagt: „An der einen Seite dieses Platzes werden in zwei Drittel der Laden geistige Getränke verkauft. Die Schafe sind nahe am Schlächterhause — die Opfer in der Nähe der Altäre. Ueberall sieht man eine Menge Faullenzer, schlimmer als die neapolitanischen Lazzaroni, aufgedunsene und brutale Figuren, zerlumpte elende Greise, keck und frech aussehende Weiber, und manche halbnackte Mutter, zitternd vor Kälte im Winter, mit bloßen Füßen auf dem gefrorenen Pflaster gehend und ein Skelett von Kind in ihren Armen tragend. An einem Sommertage sieht man große Haufen von Kindern der Armen im Sonnenschein und in der warmen Luft umherlaufen: ihre magern Gesichter sagen uns wie schlecht sie ernährt sind; ihre fürchterlichen Flüche, wie schlecht sie erzogen sind. Und doch lachen sie lustig, freuen sich herzlich und schreien vor Vergnügen wenn ein Bübchen beim Kinderspiel der Länge nach auf den Boden fällt; und dadurch erinnern sie uns, daß Gott die Kindheit schuf um glücklich zu sein, und daß in der Ausgelassenheit der Jugend selbst das Elend sich vergessen kann." „Wir kriegen einen dieser Knaben zu packen. Es ist ein rauher Tag, und der arme Schelm hat weder Schuhe noch Strümpfe; seine bloßen Füße sind roth, geschwollen, aufgerissen und verwundet von der Kälte; eine dünne, abgetragene Jacke mit ihren gaffenden Rissen ist Alles was seine Brust beschützt; unter seinem zottigen Haarbusch zeigt er ein vor Mangel scharfes Gesicht, aber auch scharf an Intelligenz über seine Jahre. Das arme Bürschchen hat bereits gelernt sich selbst zu erhalten. Er hat die Künste studirt — er ist ein Meister im Betrügen, Lügen, Betteln, Stehlen; und, kleine Schande für ihn, aber große für Die welche ihn vernachlässigt haben, er würde sonst verschmachtet und zu Grunde gegangen sein."…. „Solche Kinder können für keine Erziehung zahlen, noch sich selbst eine gratis verschaffen. Der kleine Bube muß betteln und stehlen, oder hungern. Mit einer Anzahl seines Gleichen geht er so regelmäßig zu seinem Tagewerke wie der Kaufmann Morgens in seinen Laden oder der Handwerker in seine Werkstätte. Sie werden ausgeschickt, bisweilen ausgetrieben, ihre Nahrung zu suchen, wie die Schafe auf die Berge oder das Vieh auf das Feld; und wenn der Knabe nicht einen gewissen Vorrath zu Hause bringt, so erwartet seiner ein betrunkener Vater und harte Schläge." Nachdem der würdige Verfasser den jammervollen und entsittlichenden Zustand der verwahrlosten Bettelkinder in solcher Weise geschildert hat, legt er seinen Mitbürgern ihre heilige Pflicht ans Herz, durch zweckmäßige Erziehungsanstalten und Gewerbschulen für die sittliche und physische Wohlfahrt dieser Unglücklichen zu sorgen. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 246. —— 3. September 1847.

Histoire des Girondins, par *A. de Lamartine*. Acht Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Gehen wir von den Bedrängten zu den Drängern über. Lamartine will einerseits die Revolution verherrlichen, was bei den unermeßlichen Greueln eine Riesenarbeit ist; andererseits aber will er doch nichts Geschehenes versinnlichen, und auch Schandthaten nicht zu Heldenthaten machen, wie systematisch jakobinische Historiker gethan haben. Seine Vorliebe für die Revolution zeigt sich überall und unverholen; sie wird zu dem abergläubigen Cultus einer Gottheit die Revolution heißt. Aber Lamartine betet nur die Gottheit an; ihren Priestern bezeigt er nur ausnahmsweise Verehrung, und liest ihnen durchgängig sehr stark die Leviten. Er enthüllt die geheimen Beweggründe welche die Parteien zu immer entschiedener Feindseligkeit gegen den Thron treiben, und diese Beweggründe sind keineswegs edel; er dringt in die verborgenen Schleichwege ihrer Taktik, und diese Taktik ist abscheulich: denn es steht Blut dabei auf dem Spiele. In dem Processe Ludwig's XVI. z. B. ist der Kopf des Königs blos der Einsatz der von den streitenden Parteien auf dem Roulettetische des Convents ausgekugelt wird; die Girondisten möchten gern dem Könige das Leben retten, wagen es aber nicht; sie stimmen für den Tod, nicht aus fanatischem Haß, sondern aus elender Ueberlegung, weil sie ihren Gegnern, den Männern des Berges, jenes blutige Pfand der Volksgunst nicht allein lassen wollen. Dieses abscheuliche Spiel mit Menschenleben wiederholte sich in unendlich vergrößertem Maßstabe gegen das Ende der Schreckenszeit. Nach dem Sturze der Hebertisten und Dantonisten wollten alle Parteien dem Blutsystem Einhalt thun; man ließ ihm aber seinen Lauf, weil Diejenigen welche zuerst dem Terrorismus seine Spannung zu benehmen versucht hätten unfehlbar des Moderantismus angeklagt und aufs Schaffot geschickt worden wären. Lamartine sagt:

> Der Schrecken war zuletzt kein ungestümes Wüthen mehr, sondern eine bloße Taktik. Je weniger man ihn wollte, desto mehr stellte man sich als wolle man ihn. Das Blut zahlloser Opfer diente nur dazu die Larve dieser abscheulichen Heuchelei des Patriotismus zu färben.

Die Girondisten kommen in dieser Geschichte, die doch eigentlich ganz besonders ihnen zur Ehre abgefaßt ist, schlimmer weg als die Jakobiner. Lamartine findet zwischen diesen beiden Parteien einen entschiedenen Gegensatz der Principien, der ihn bestimmt sich für die Jakobiner zu erklären. Er läßt den Girondisten nur einen Vorzug, den des Rednertalents; aber ich gestehe, selbst dieses Talent scheint mir unter dem Einflusse der gleichzeitigen Gemüthsbewegungen des revolutionnairen Dramas übertrieben worden zu sein. Wenn man unbefangen die historischen Documente und nur diese prüft, so findet man die berühmte Beredtsamkeit der Gironde voll von bombastischem Schwulst und Ungeschmack, dem man damals in allen Parteien aus Furcht vor der schrecklichen Kritik der Tribunen des Convents huldigte; voll von pöbelhaftem Gerede, welches die Hof- und Staatssprache der Zeit war. Und wollen wir über diese erste gleichförmige Schicht von Gemeinplätzen hinaus etwas mehr in die Tiefe dringen, so entdecken wir nur wenig Gedanken und Ansichten womit die Geschichte oder Staatswissenschaft sich befassen können. Wenn man eine oder zwei Vertheidigungsreden Vergniaud's von merkwürdiger Weite und Klarheit des oratorischen Ueberblicks, und Brissot's trefflichen Bericht über die auswärtigen Angelegenheiten ausnimmt, so bleibt nicht viel was vor allen Reden der andern Parteien ausgezeichnet zu werden verdient. Mit diesen girondistischen Rednerreputationen ist es wie mit dem Schriftstellerruf des Camille Desmoulins oder Mirabeau's: sie dauern nicht länger als die augenblickliche Aufregung der Gemüther oder die Erschütterung welche diese Aufregung der nächsten Generation mittheilt. Das literarische Talent von Robespierre, Saint-Just, und sogar von Marat, dem rasendsten aber vorzüglichsten Polemiker der Zeit, ist wenigstens ebenso hoch zu stellen. Was die politischen Principien anlangt, so wissen wir keinen wesentlichen Lehrpunkt der die Girondisten von den Jakobinern unterscheidet, und können daher den Einen nicht mehr Recht geben als den Andern. Beide Parteien erscheinen gleich verdammenswerth, weil beide sich gleich sehr versündigten, und die gehässige Maxime der Nothwendigkeit, die man in andern Verhältnissen wol Staatsraison genannt hat, zum Leit- und Irrstern ihres ganzen Betragens erkoren. Die Girondisten haben also in unsern Augen dieselben Ansprüche auf Lob und Tadel als alle andern revolutionnairen Parteien. Wenn ihr Andenken einiges Mitleid, obschon keine Nachsicht er-

heischt, welche läppische Schwäche sein würde, so ist es darum, weil sie aufs lächerlichste und schmählichste zugleich verleumdet worden sind, und noch immer verleumdet werden, ganz besonders durch die Beschuldigung des Föderalismus, die in den Augen Derer welche sich die Mühe gegeben haben die Geschichte zu lesen, eine scheußliche Dummheit ist. Sie fielen zum Theil durch Unschlüssigkeit, mehr noch durch den Abscheu ihr Leben durch jedes Mittel zu erkämpfen. Es gibt Zeiten wo man mit den Waffen des Himmels immer der Hölle unterliegt. Wer mit ihr streiten will, muß die Schneide seines Schwerts im Wasser des Kocytus stählen. Aber die Reue kam zu spät. Von ungeduldigem Ehrgeiz gequält, rissen die Girondisten die Schranken ein die den König und die Repräsentanten schieden, und bahnten ihren Feinden, den Jakobinern, den Weg, die mit ihnen ebenso unbillig umgingen als sie mit den Feuillants umgegangen waren. Sie verzagten und fühlten sich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern schrie. Sie ließen das Schwert fallen welches die Mörder von Avignon und Marseille ergriffen, die sie selbst herbeigerufen und mit dem niedrigsten Pöbel gegen das Schloß gehetzt hatten. Von nun an herrschten die Massen, und kündigten sich mit der Posaunenstimme des Lebens und des Todes als das souveraine Volk von Frankreich an, auf welchem alle Herrlichkeit der Nation und alles Glück der Welt ruhe. Dieses souveraine Volk sah sich, ohne die Bande der alten Gesetze und mit dem Grimm gegen die herkömmlichen Gewalten, jedem Schurken und Schwärmer preisgegeben. Den schäumenden Becher seiner neuen Oberherrlichkeit in der Hand, wie sollte sein taumelnder Sinn dem starken Getränke unbestimmter Hoffnungen widerstehen? Seine Freude war ein Rausch, seine Begeisterung ein Rasen.

Eine alte durch die Geschichte aller Zeiten und Völker laufende Lehre warnt, das Regiment und die Lenkung der Dinge nicht in die Hände des größern Haufens fallen zu lassen, wenn man nicht Verwirrung und Blutvergießen erleben will. Mögen auch unter diesem größern Haufen oder sogenannten Pöbel Einzelne durch Thaten und Gesinnung manche Männer beschämen die mit an den Donnerkeilen der Herrschaft und Macht schmieden, und sie halten und schleudern helfen, so gebietet doch die Rücksicht die man der allgemeinen Erhaltung schuldig ist, den kleinen und geringen Leuten keine Stimme in der politischen Gesellschaft einzuräumen. Die größere Anzahl der Menschen kann nur zu Hoffnungen sich erheben; im Zutrauen gegen ihre Lenker allein kann sie mit sicherm Schritt zur Ausführung wandeln. Theilnehmung, nicht Theilnahme ist ihre Bahn. Die Kleinen und Geringen sind es immer gewesen, und werden es immer sein welche die Arme zum Dareinschlagen in Kriegen und Staatsumwälzungen hergeben müssen, weil sie im Guten wie im Schlimmen überall beiweitem die Mächtigern in der Zahl sind. Sie erfechten so gut die glorreichsten Siege, machen so gut Ströme schiffbar, Länder urbar, Häfen und Städte sicher, als sie die Fackel des Brandes und Mordes, und der Bürgerzwietracht an das Herz des armen Vaterlandes halten. Sie sind der gährende und brennbare Stoff der seinen Geist und sein Feuer aus fremden Händen empfängt und unaufhaltsam und zerstörend aufkocht und auflodert, wenn diese einmal in sie hineingeworfen sind. Die guten und die bösen Geister stehen und lauern von fern hinter ihren Wolken, und sehen das schöne oder blutige Werk in den Händen dieser Arbeiter, die selten mehr Schuld haben als der Wahnwitzige der es nicht durch eigene Verbrechen und Ausschweifungen ward. Man kennt schon mehre der höllischen Revolutionsgeister die in den Jahren 1792 und 1793 zu Paris und an andern Orten ihr entsetzliches Wesen trieben; Lamartine zieht noch mehre aus dem Dunkel hervor, und brandmarkt mit gerechter Entrüstung die gräßlichen Gewaltthaten welche diese blutgierigen Dämonen in jenen ewig beklagenswerthen Tagen der Anarchie und Volkswuth begingen. Die Septembermorde in Paris und die Metzeleien in Lyon sind mit einer schauderhaften Ausführlichkeit beschrieben, und fast scheint es, als wolle Lamartine, der doch die Revolution gern hat, seine Liebe zu ihr dadurch an den Tag legen, daß er ihre ekelhaftesten Schäden schonungslos aufdeckt, und sie für ihre Ausschweifungen aufs äußerste abstraft.

Lamartine trennt, wie gesagt, stets die Gerechtigkeit der Sache von den Freveln welche sie schänden. Aber seine Schilderungen machen so schaudern, daß gewöhnliche Leser schwerlich auf die Betrachtungen eingehen werden die das hervorgerufene Grauen vertuschen sollen. Er schlägt zuerst alle empfindsamen Saiten des menschlichen Herzens an, sodaß sich unser Inneres in seinen tiefsten Gründen erschüttert fühlt, und nachher verlangt er kalte Unempfindlichkeit und starre Gefühllosigkeit. Die Geistesstärke womit er sich aus diesem unreinen Strom, der mit Leichen blutig fließt, zur heitern Betrachtung und Bewunderung der reinen Lehren und Grundsätze der Revolution erhebt dürfte nur Wenigen gegeben sein, und bei den Meisten wird sich der erste Eindruck gegen die nachfolgende Moral und Belehrung sträuben. Denn die Art wie er die revolutionnairen Doctrinen seinen Lesern zu erklären und einleuchtend zu machen sucht, ist so verworren als möglich. Nach dem Verf. finden diese Doctrinen in den Ideen Robespierre's den vollkommensten Ausdruck. Robespierre hat in der That in dieser „Histoire des Girondins" lange die schönste Rolle. Er heißt anfangs der Staatsmann, der Philosoph, der Doctor universalis der Revolution; dann aber ist er ein unpraktischer Theoretiker, der Philosophie für Politik hält, und ein für das Gute rasender Utopist, der seine Wahrheiten wie seine Chimären der Gesellschaft aufdringen will, und als diese sich widerspenstig bezeigt nach dem Schwerte greift und sich als Henker Gottes anstellen zu dürfen glaubt. Am Ende wird Robespierre's Philosophie ein anhaltendes Morden (un meurtre en permanence), und richtet eine allgemeine Blutüberschwemmung an, worin der philosophische Zauberlehrling selbst mit umkommt, weil er das rückwirkende Zauberwort nicht finden kann vor welchem die empörten Wogen sich senken. „Dieser Mann", sagt Lamartine am Schlusse von Robespierre,

„war und wird unerklärlich bleiben.“ So wie er von dem Verf. charakterisirt wird, ist er allerdings eine unbegreifliche Gestalt, ein Phantom; es werden ihm nämlich durchaus entgegengesetzte Eigenschaften beigelegt, Eigenschaften die gar nicht in Einem Menschen existiren können. Wir wissen wohl, wie in allem Geistigen der Widerspruch gesetzt ist. Es gibt aber zwei Arten von Widersprüchen, mögliche und unmögliche. Wenn Lamartine uns in Danton einen feilen aber genialen Demagogen zeigt, der Wildheit und Großmüthigkeit, Unsittlichkeit und Enthusiasmus, Nachlässigkeit und Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Wollüstigkeit, Sorglosigkeit und Behutsamkeit in sich vereinigt, so lasse ich diese Widersprüche *gelten*, und sehe, daß der Danton der Revolution diese Widersprüche wirklich bewährt; wenn aber Robespierre feig, heimtückisch, argwöhnisch, grausam, und dabei doch ein wahrhafter Tugendheld sein soll, so habe ich leider zu viel Erfahrung, um an dieses Phantasiegebilde zu glauben. In einem Menschenherzen worin solche Laster wohnen ist die Tugend in der reinen Art wie sie der Historiker annimmt eine absolute Unmöglichkeit. Auch der Verdorbenste kann für ein Ideal noch schwärmen, auch der Lasterhafteste kann die Tugend noch lieben; aber diese Schwärmerei, diese Liebe selbst nehmen bei ihm einen Charakter an der mit der gesammten Zerrüttung und Entzweiung seines Geistes in Uebereinstimmung ist, wie bei Danton, dessen auflodernde Freiheitsliebe mit seinem sonstigen Sein und Temperament in Verhältniß steht. Das verkennt Lamartine bei Robespierre: er gießt die *reinste* Begeisterung in ein beflecktes Herz, und will uns glauben machen, sie könne Das bleiben was sie an sich außer dieser Bedingung ist. Wer dem Volke in seinen unedeln Trieben schmeichelt; wer den Argwohn übertreibt, den Neid anregt, die Wuth aufstachelt und die Rache erbittert; wer die Adern des Staatsbürgers öffnet, um das Uebel zu heilen, aber das Leben rein und unrein gleichgültig herauslaufen läßt, ohne sich zwischen die Schlachtopfer und die Henker zu werfen; wer das Schlechte nicht will und es geduldig hinnimmt; wer dem vermeintlichen Drange seiner persönlichen Stellung die Köpfe des Königs, der Königin und ihrer unschuldigen Schwester ausliefert; wer der angeblichen Nothwendigkeit den Kopf Vergniaud's, der Furcht und Herrschsucht den Kopf Danton's abtritt; wer gestattet, daß sein Name 18 Monate lang dem Blutgerüste zum Aushängeschilde und dem Morden zur Rechtfertigung dient; wer vorläufige Verbrechen durch die Heiligkeit künftiger Staatseinrichtungen zu sühnen hofft; wer sich in der Aussicht der Nationalglückseligkeit berauscht, während Frankreich auf dem Schaffote verblutet; wer die Rechte der Vorsehung zu haben wähnt, weil er die Pläne derselben im Kopfe zu haben sich einbildet; wer sich an Gottes Stelle setzt, und der Rache- und Rettungsengel der Revolution in Einer Person sein will; wer vergißt, daß, wenn Jeder sich auf diese Weise selbst vergötterte, am Ende nur ein Einziger auf der Welt bliebe, und dieser Einzige der Mörder aller Andern wäre —: wer Das thut — und das Alles thut Robespierre nach Lamartine's eigenen Worten —, der ist ein gefallsüchtiger Politiker, der so lange mit dem Volke buhlt und coquettirt bis er zu Fall kommt, und nun als öffentliches Freudenmädchen den blutgierigen und andern Lüsten der Menge sich preisgibt; der ist ein bethörter Schwindler, welcher das Leben und Vermögen der Bürger zu einem Glückstopfe macht worin er nach dem größten Loose greift; der ist ein kopfloser Schwärmer, der nach Pfaffenart seinen individuellen Glauben mit Feuer und Schwert zum alleinseligmachenden erheben will. Ein Solcher strebt nicht mit den reinsten Absichten nach der Herrschaft der Vernunft durch die Demokratie, dürstet nicht wie ein Gott nach Wahrheit und Gerechtigkeit in den Gesetzen, kämpft nicht aufs edelste gegen Laster, Lüge und Despotismus an, und opfert nicht unbedingt sich selbst, seine Jugend, seine Ruhe, sein Glück, seinen Ehrgeiz, sein Leben, sein Andenken einem großen Werke auf, was Lamartine dem Robespierre nachrühmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände von Karl Vogt. Drei Abtheilungen. Stuttgart, Cotta. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ref. gesteht, daß ihn schon beim Anblick des Titels dieses Werkes einiges Mistrauen befiel, ob auch die Ausführung der Absicht, die Lehren der heutigen Physiologie dem nichtärztlichen Publicum klar und verständlich zu machen, erreicht sei. Es mußte sich ihm dieser Zweifel um so mehr aufdringen, als eben diese Physiologie in der jüngsten Zeit sich einen ganz neuen Boden für ihre Forschungen geschaffen, und mittels dieser Forschungen zu Resultaten gekommen ist die Alles was seit Jahrzehnden auf diesem Gebiete des Wissens gewonnen worden ist weit hinter sich lassen, wie Dies schon ein flüchtiger Vergleich eines physiologischen Handbuchs von jetzt und von 10—15 Jahren unwidersprechlich darthut. Die Haupthebel aber welchen wir diese raschen Fortschritte zu danken haben, sind die Vervollkommnung des Mikroskops und die Entdeckungen der neuern Chemie. Insofern aber das Studium der Physiologie eine genaue Bekanntschaft und richtige Anwendung dieser beiden Hülfsmittel voraussetzt, ist es selbst ein beiweitem schwierigeres geworden als früher, wo schon eine halbweg genügende Kenntniß der Anatomie zum Verständniß der physiologischen Lehren hinreichend war. Es genügen hier weder allgemeine anatomische noch chemische Kenntnisse, das Auge muß selbst einen Blick in die geheime Werkstätte dieser wunderbaren Erscheinungen werfen, um zu richtigen Begriffen der Folgerungen zu gelangen zu denen sie den Naturforschern Veranlassung gegeben haben. Ref. kann sich hier selbst als redendes Beispiel aufführen. Er hatte sich früher viel mit Physiologie im damaligen Sinne des Worts beschäftigt, und kann sich nachrühmen, daß ihm damals keine irgend bedeutsame Entdeckung in diesem Fache fremd geblieben ist. Als er aber anfing sich den neuern Forschungen auf diesem Felde des Wissens, namentlich der Entwickelungsgeschichte organischer Wesen, zuzuwenden, wurde es ihm unendlich schwer sich auf diesem Felde zu orientiren und sich ohne eigene Anschauung von manchen Erscheinungen und den daraus abgeleiteten Resultaten richtige Begriffe zu verschaffen. Erst als er mit Hülfe eines vortrefflichen Mikroskops und an der Hand eines in der Sache erfahrenen Freundes die hauptsächlichsten Phänomene mit eigenen Augen sah, ging ihm das Verständniß auf. Er las nun noch einmal was ihm früher dunkel geblieben, und nun erst knüpfte sich an das klare und unauslöschliche Bild die richtige Einsicht. Er zweifelt nicht, daß es Vielen die sich nicht zeitig genug, als die neuere Physiologie sich ihre neuen Bahnen zu brechen begann, mit mikroskopi-

schen Beobachtungen beschäftigten, ebenso ergangen sein wird, und daß manchen übrigens tüchtigen Naturforschern und Aerzten die Zeit und Mühe scheuen diese neue Welt mit eigenen Augen zu schauen die ganzen heutigen physiologischen Entdeckungen eine terra incognita bleiben werden.

Ergeht es aber Naturforschern und Aerzten so, wie soll sich der Laie in diesem neuen, unbekannten Gebiete in dem fast alle Folgerung ohne Ausnahme an die Anschauung, ja an die mühsamsten, nur durch die vollkommensten Mikroskope zu gewinnenden Untersuchungen geknüpft sind zurechtfinden? Wir halten Dies schlechthin für unmöglich, selbst wenn er sich in diesem Labyrinthe eines so klaren, für den Mann vom Fache allenthalben verständlichen Führers bediente als der Verf. der hier zu besprechenden Schrift ist.

Zwar hat der Verf. keine Mühe gespart manche Gegenstände der Fassungskraft unkundiger Leser so nahe als möglich zu rücken, und unbekannte Erscheinungen an bekannte angeknüpft, ja einzelne physiologische Capitel werden dem Laien keine Schwierigkeiten darbieten, wie denn bereits das „Morgenblatt" einige derselben, aber auch nur solche welche allgemein verständlich sind, mitgetheilt hat. Wir könnten mehre dergleichen Gegenstände aufführen wo das Verständniß auch für Andere die nicht zum Fache gehören hinreichend nahe liegt, wo aber auch der Gegenstand an und für sich selbst für Leser dieser Classe kein geringes Interesse gewährt, und Erscheinungen erläutert von deren Grund man sich sonst keine Rechenschaft geben konnte. Wir wählen statt vieler nur einen, der zugleich eine Probe von der Darstellungsgabe des Verf. abgeben mag.

Um das physiologische Gesetz zu versinnlichen, daß jede Primitivfaser eines Nerven nur an der Stelle ihrer peripherischen Endigung reagirt, daß jeder Reiz der sie auf irgend einer Stelle ihres Verlaufs trifft von unserm Bewußtsein auf die Endigungsstelle der Nervenfaser bezogen, und daß daher auch der Schmerz den man beim Durchschneiden eines Nervenstammes der fühlende Fasern hat empfindet, nicht an der Stelle der Durchschneidung, sondern in denjenigen Theilen empfunden wird an welchen sich der Nerve verbreitet, knüpft der Verf. an bekannte Erfahrungen aus dem gewöhnlichen Leben an. „Jedermann weiß nämlich schon aus seiner eigenen Erfahrung, daß ein Stoß auf den Ellnbogen an dem Orte wo der Stamm des Ellnbogennerven über den Knochen läuft eine äußerst schmerzhafte Empfindung in den äußern Theilen der Hand, dem Ringfinger und kleinen Finger erregt, daß unleidliches Prickeln, Ameisenlaufen und ähnliche Erscheinungen in der Hand und dem Vorderarme einer solchen Verletzung folgen. Ist ja doch diese Erfahrung so häufig, daß man im gemeinen Leben diese Stelle mit dem Namen des „Hochzeitsknöchelchens" belegt! Es kann hier Jeder das Gesetz der peripherischen Reaction der Nerven ohne weitern Schaden durch das Experiment prüfen. In ungemein vielen ähnlichen Fällen überzeugt man sich von der durchgreifenden Gültigkeit dieses Gesetzes. Bei einer Amputation des Oberschenkels z. B. fühlt der Kranke den Schmerz des Hautschnitts genau an der richtigen Stelle; es werden hier die peripherischen Enden der Hautnerven durchschnitten. Im Momente aber wo das Messer den Schenkelnerven trennt, glaubt der Verwundete einen heftigen Schmerz in den Zehen, dem Fuße, der Wade zu empfinden, und diese Empfindung ist so gewaltig, ihre Oertlichkeit so unmittelbar angegeben, daß sie über das Bewußtsein des Kranken obsiegt. Dieser der sehr gut weiß, daß man ihm den Nerven des Oberschenkels durchschneidet und nicht den Fuß brennt, empfindet doch im Momente der Durchschneidung einen augenblicklichen Schmerz, wie wenn man ihm den Fuß mit einem glühenden Eisen durchstäche."

„Von Seiten des Arztes gehört die größte Vorsicht dazu, um gehörig bestimmen zu können, wo die erregende Ursache eines Schmerzes zu finden sei der in einem peripherischen Organe auftritt. Der Laie wundert sich oft, warum bei einem bestimmt umschriebenen Schmerze das scheinbar kranke Organ durchaus unberücksichtigt gelassen wird, und die Wirkung der Ableitungsmittel auf ganz andere Punkte gerichtet werden, die ihm vollkommen gesund erscheinen. Die medicinischen Annalen sind mit Beobachtungen von den grausamsten Behandlungsfehlern erfüllt welche in der Nichtbeachtung dieses einfachen Gesetzes ihren Grund haben, und um zu beweisen, wie leicht der Irrthum und wie fruchtlos die Behandlung ist die auf dies Gesetz nicht Acht hat, möge folgender, aus den Annalen der englischen Chirurgie entnommener Fall genügen. Ein junges Mädchen leidet an den heftigsten Schmerzen im Knie, die keiner örtlichen Behandlung weichen wollen. Das Knie selbst erscheint vollkommen gesund; der Nervenschmerz ist aber so heftig, daß nach einigen Jahren einer durch ihn verbitterten Existenz die Kranke flehentlich um Ablösung des Fußes bittet. Das Bein wird über dem Knie amputirt, aber durchaus ohne allen Erfolg, die Schmerzen wurden nach wie vor in dem jetzt entfernten Knie empfunden. Man amputirt den Schenkel zum zweiten male höher oben — die Schmerzen bleiben. Die Kranke wird einer dritten Operation unterworfen, in welcher man den Oberschenkel aus der Pfanne des Hüftgelenkes ausschneidet — der Erfolg ist nicht glänzender. Die Gemarterte stirbt endlich, und bei der Section zeigen sich einige knöcherne Plättchen in den Durchgangslöchern der Nerven, wodurch die Wurzeln derselben gereizt wurden. Hier war also der Reiz in der Nähe des Ursprungs der Nerven; seine Folge, der Schmerz, trat in dem peripherischen Verbreitungsbezirk des Nerven am Knie auf, und alle örtliche Behandlung des schmerzenden Theils, ja selbst seine Entfernung, konnte natürlicherweise keinen Erfolg haben."

„Aus dem hier angeführten Falle schon geht hervor, daß man sogar Schmerzen in Gliedern fühlen kann, welche verloren gegangen sind, eben weil die verstümmelten Nerven stets nach die Reize von welchen sie betroffen werden auf die ihnen fehlende peripherische Endigung übertragen. Aus diesem Gefühle geht dann die Erscheinung hervor, daß Amputirte, so lange sie leben, stets das Gefühl der Extremität haben die ihnen fehlt, und selbst 20—30 Jahre nach der Operation, nachdem sie sich längst an den Verlust des Gliedes gewöhnt haben, diejenigen Gefühle welche den Stumpf betreffen auf das verlorene Glied übertragen. Entzündungen, Verletzungen des Stumpfes werden in dem Fuße oder der Hand schmerzhaft empfunden, und selbst ganz gesunde Leute können trotz der handgreiflichen Ueberzeugung sich dieser Integrirung ihres fehlenden Gliedes nicht entschlagen, und begehen in unbewachten Augenblicken Handlungen welche darauf hindeuten, daß sie sich noch im Besitze ihrer Extremität fühlen. Sie bedecken sorgfältig im Bette den Ort wo der fehlende Fuß liegen würde; springen, plötzlich aufgeschreckt, in die Höhe, als könnten sie auf beide Beine sich stützen und fallen dann zur Erde nieder; greifen mit dem Stumpfe des Armes nach Gegenständen, als ob sie dieselben mit der fehlenden Hand fassen wollten, und ähnliche Erscheinungen mehr. Wie sehr diese Integritätsgefühle der Amputirten in der Organisation der Nerven begründet sind, beweisen auch die Träume solcher Verstümmelten. Anfangs, in den ersten Jahren nach der Operation, träumen sich die Individuen durchaus gesund, unverletzt; Leute welche das Bein verloren haben gehen in ihren Träumen auf zwei gesunden Beinen einher. Allmälig aber mischt sich das Bewußtsein der Verstümmelung in die Traumvorstellungen; der Mensch besitzt zwar seinen Arm, sein Bein noch, aber er kann sich ihrer nicht bedienen und schleppt das Glied als unnütze Last mit sich. Es mag wol wenige Invaliden geben die alt genug werden, um sich so verstümmelt zu träumen als sie wirklich sind; aber auch in diesem Falle wo bei den subjectiven Vorstellungen die Erinnerung an ihr früher besessenes Gut verloren gegangen ist, selbst in diesen Fällen tritt bei objectiven Verletzungen des Stumpfes das Integritätsgefühl hervor, und der Invalide der sich auf Krücken träumte fühlt bei Entzündung des Stumpfes Schmerzen in den peripherischen Theilen seines verstümmelten Gliedes."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 247. —— 4. September 1847.

Histoire des Girondins, par *A. de Lamartine.* Acht Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Ebenso widersprechend behauptet Lamartine, das Schreckensregiment sei von Robespierre und Danton weit weniger gegen die Royalisten und Moderantisten als gegen die Anarchisten eingesetzt worden; und drei Seiten weiter lesen wir: Robespierre und Danton hätten die Allgewalt despotischer Noth- und Schreckmittel in der Anarchie selbst gesucht und gefunden. So werden über alle Dinge und Menschen der Revolution wirklich die entgegengesetztesten Urtheile gefällt. Was die Nation rettet ist als nothwendig hingestellt, und was nothwendig ist wird verbrecherisch genannt. Aus diesen Verbrechen gehen unermeßliche Tugenden hervor. Prachtvoll und mit hinreißender Beredtsamkeit schildert Lamartine die Begeisterung der nach den bedrohten Grenzen eilenden Nation, ebenso glänzend und mit einer Genauigkeit die dem erfahrensten Offizier Ehre machen würde beschreibt er die Schlachten bei Jemappes, Hondscoote, Wattignies und Fleurus. Er betrachtet diese Siege, wie es gewöhnlich geschieht, als Resultate des Freiheitsgeistes der damals die französischen Kriegsheere beseelte. Aber gibt es denn nicht außer dem Freiheitsgeiste einen andern, welchen die Geschichtschreiber bei den Urtheilen über die Feldzüge von 1792—94 ganz vergessen zu haben scheinen? War denn nicht eine Zeit wo die Franzosen, von Turenne und Condé angeführt, von Colbert und Louvois regiert, die Unabhängigkeit Europas ebenso bedrohten wie am Ende des vorigen Jahrhunderts? Und doch nennt die Geschichte jene herrliche Epoche gerade diejenige wo der Adel, die Geistlichkeit, die Parlamente, kurz das ganze Volk den Rest der Freiheiten verloren, wodurch sie sonst der königlichen Gewalt die Wagschale hielten, und wo Ludwig XIV. und seine Minister leicht vollendeten was die beiden großen Staatsmänner Richelieu und Mazarin, der Erste stark, der Zweite schlau, begonnen hatten. Man hat vergessen, daß es einen National- oder Volksgeist gibt, der oft ebenso kräftig wirkt, und ebenso groß handelt als Alles was Schwärmerei und Begeisterung für Freiheit ausschreien. Dieser Volksgeist, ein ebenso reiner oft als der der Freiheit, der bisher nur in Worten eine ganze Welt mit Liebe umfaßte und beglückte, lebt bei jeder edeln und großen Nation die sich ihrer Unabhängigkeit versichern kann, und wirkt auf das herrlichste. Ich bin nicht so kühn zu behaupten, daß Alles was man in jenen Kriegsjahren als Freiheitsgeist bewundert blos Nationalgeist gewesen; aber ich bin überzeugt, dieses Gefühl ist in der damaligen Kriegsgeschichte ein überaus wichtiges Moment, das bis jetzt übersehen worden ist.

Lamartine folgt der Ansicht von Thiers, Mignet und andern Historikern der Revolution, welche meinen, das Schreckenssystem sei nothwendig gewesen, um Frankreich von den contrerevolutionnairen Comploten und den verbündeten Armeen zu retten. Er hätte nur billig nachweisen sollen, inwiefern die Schreckensmaßregeln an die öffentlichen Wohlfahrtsmaßregeln geknüpft waren, und wie sie voneinander abhingen; aber Das thut er ebenso wenig als irgend einer seiner Vorgänger, und wird auch Niemand thun, weil es nicht wahr ist, daß die Rettung Frankreichs durch den Sieg oder die Niederlage dieser oder jener Partei im Convent bedingt war. Ich begreife nicht wie man die heroische Vertheidigung Frankreichs gegen das verbündete Europa mit den mörderischen Metzeleien wodurch die Parteien des Convents sich wechselseitig aufrieben in Verbindung bringen will. Wir haben mit einiger Aufmerksamkeit die Protokolle des pariser Revolutionstribunals gelesen, wissen auch so ziemlich was anderwärts, in Lyon, in Toulon, in Bordeaux, in Nantes, vorgegangen ist, und wir finden in allen diesen Würgereien blos ein unsinniges Rasen oder ein schmähliches Trachten, aber durchaus Nichts was mittelbar oder unmittelbar auf Frankreichs Wohl Bezug hat.

Machten etwa die Frauen, die Kinder, die Greise, die Priester, die Stubenmädchen hochverrätherische Umtriebe? In allen Verhören des Revolutionstribunals ist auch nicht eine einzige Frage gethan worden die andeutet, daß es sich um die Auffspürung eines staatsgefährlichen Complots handelte, und so oft auf der Rednerbühne des Convents oder Jakobinerclubs von Verschwörung die Rede war, geschah es nur, um irgend eine im Parteiinteresse erdichtete Albernheit vorzubringen. An einem bestimmten Tage z. B. (und nicht ein mal, sondern zehn mal) war es die schreckliche Verschwörung der politischen Gefangenen, die aus ihren Kerkern hervorbrechen, und alle Patrioten von Paris erdolchen sollten; dann

war es die Verschwörung der Moderirten, die Verschwörung der Föderalisten, die Verschwörung der Unmoralischen u. s. w. Wir wollen nicht einmal die kitzlichen Punkte unberührt lassen: waren Custine, Houchard, Biron Vaterlandsverräther? Man lese die Actenstücke ihrer Processe. Es gibt keinen rechtlichen Mann der nicht eingesteht, daß sie im voraus und aus andern Gründen als wegen ihrer angeblichen Landesverrätherei verurtheilt waren. Die welche verriethen, wie Dumouriez, waren nicht so dumm sich vor das Revolutionstribunal schleppen zu lassen. Die Hebertisten wurden hingerichtet, weil sie, wie man damals sagte, gegen die Tugend conspirirten; aber hatte denn diese Komödiantenbande toller Fanatiker und elender Wichte erst kürzlich die Gauklerbühne bestiegen von der Robespierre sie auf eine tragische Weise herunterstürzte? Trieb sie ihr unmoralisches Complot damals ärger und anders als sie es seit beinahe zwei Jahren ungestraft getrieben hatte? Hatte Robespierre selbst sie nicht lange gebraucht? Und ehe er sein Anklageschwert gegen sie aus der Scheide zog, hatte er ihre Mitglieder nicht oft als feuerige Patrioten und echte Republikaner gerühmt? Welche Veränderung war denn eingetreten die ihr atheistisches Puppenspiel zu einem todeswürdigen Verbrechen machte? Keine andere als daß die Hebertisten, nachdem sie alle Feinde die zwischen ihnen und Robespierre sich befanden mit hatten vernichten helfen, Letztern durch ihre burlesken Feierlichkeiten der Feste zu Ehren der Göttin Vernunft ärgerten, und bei seinen religiösen Narrenspossen und Anstalten zur Feier eines Festes des höchsten Wesens störten. Kurz, weil sie durch die Furcht welche die in ihrem Solde stehenden Banden von Rasenden einflößten den Convent antrieben sein entsetzliches Henkeramt fortzusetzen, und Robespierre wohl einsah, daß er ihnen das Leben nehmen müsse, wenn er ihnen die Macht nehmen wolle. Aber wo ist in allem Diesen die Nothwendigkeit des öffentlichen Wohls? Nothwendigkeit für die Parteien sich selbst zu retten mag sein, und so muß man auch immer jenes allerletzte Argument verstehen. Warum dürften es die Thermidorianer nicht ebenso gut in Anspruch nehmen als die Triumvirn des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses? Könnten sie gegen die Urheber des abscheulichen Gesetzes vom 22. Prairial nicht dieselben Gründe anführen wodurch man die Hinschlachtung der Girondisten, der Hebertisten und Dantonisten rechtfertigt?

Es ist nicht möglich auf eine ernstliche Erörterung dieser alten Faseleien einzugehen, die lächerlich wären wenn nicht so viel Blut dadurch vergossen worden. Es ist nicht möglich zuzugeben, daß Camille Desmoulins und seine nach ihm hingerichtete junge Frau gegen das öffentliche Wohl complotirten, wenn man weiß, daß die Probebogen des „Vieux Cordelier" von Robespierre selbst durchgesehen und eigenhändig corrigirt worden sind. Die Geschichte wird einst alle diese abgeschmackten Rechtfertigungen der Verbrechen eines wüthenden Ehrgeizes und Dünkels strenge rügen, und sich wundern wie sie so lange haben Geltung und Anklang finden können. Wir sehen in diesen Metzelungen der Parteien Nichts als einen erbitterten Kampf um den Besitz der Gewalt, wobei weder die Principien der ewigen Gerechtigkeit noch die Interessen des zeitlichen Wohls von Frankreich betheiligt waren. Die Unterliegenden wurden geschlachtet, weil man in diesem kläglichen Wirrwarr und Getümmel der sich in wilder Wuth bekämpfenden Parteien tödtete um nicht getödtet zu werden. Es ist gewiß, daß unter dem Terrorismus von zehn Menschen wenigstens sechs nur darum Henker oder Gehülfen der Henker wurden, weil sie Furcht hatten den eigenen Hals zu verlieren. In der Tyrannei und im Aufruhr, überall wo ein unsicherer kühner Besitz nur in der Gewalt seine Hülfsmittel entdeckt, ist die Furcht die schrankenlose Rathgeberin alles Schrecklichen. Die Furcht eines Einzelnen beschränkt sich durch seine eigene Ohnmacht; sie mildert sich durch sich selbst, und wird oft nur heilsame Strenge. Die Furcht Vieler treibt durch ihre Masse selbst zur schonungslosen Wildheit; Jeder wagt Verbrechen die sich in die Menge verbergen. Man will zittern machen um nicht selbst zu zittern, und wüthet wie jeder Wahnsinn gegen seine eigenen Gespenster.

Alle jene Gemeinplätze von der Heilsamkeit und Nothwendigkeit des Schreckens sind von Schriftstellern in Umlauf gebracht und verfochten worden die sich einbildeten, man müsse von der Revolution Alles, selbst ihre Scheußlichkeiten, vertheidigen, weil man Alles angriff. Die erste von rein historischem Standpunkte aus geschriebene Geschichte der Revolution wird sie auf die Seite schaffen, und zu den falschen Ideen legen welche brillante Sophisten von Zeit zu Zeit in die umlaufende Gedankenmasse einschwärzen.

Von den Septembertagen bis zum 9. Thermidor war in Paris auch nicht eine einzige Verschwörung, nicht einmal ein entfernter Versuch, ein leises Symptom, ein schwacher Anflug von Verschwörung. So frei waren die Machthaber mit Kerkern, Confiscationen, Ermordungen und Hinrichtungen, daß man in der weiland freien Hauptstadt vor dem schwülen Siroccowind des Terrorismus den Mund nicht aufzuthun, geschweige denn ein Complot anzuzetteln wagte. Lyon empörte sich erst als Challier und Consorten den Schrecken dorthin brachten, und, was man auch von dem Royalisten Précy gefabelt, Lamartine selbst sagt, sein Aufstand habe anfangs keine royalistische Farbe gehabt, und nicht darauf abgezweckt, sich von Paris loszureißen, sondern tyrannische Clubs über den Haufen zu werfen. Berief sich etwa Carrier in seinem Processe auf die hochverrätherischen Umtriebe der Einwohner von Nantes, um seine republikanischen Hochzeiten zu rechtfertigen? Ein bemerkenswerther Umstand endlich ist, daß die einzige wirkliche und ernsthafte Verschwörung, der Aufstand der Vendée, desto heftiger um sich griff, je ärger der Schrecken wüthete; und bekanntlich war es nicht der Schrecken der diese klaffende Wunde schloß. Ich erblicke nirgend den geringsten Zusammenhang zwischen dem patriotischen Eifer womit die Heere für die Sicherheit des heimischen Bodens fochten, und dem rachedurstigen Grimme womit die Parteien in

dem unedeln Kampfe um die Gewalt sich bis auf das Blut verfolgten, und der schauderhaften Grausamkeit womit nichtswürdige Proconsuln die Provinzen verheerten und brandschatzten; zwischen den Kriegsthaten eines Jourdan, Marceau, Hoche und den Mitrailladen und Noyaden eines Fouché, Collot d'Herbois und Carrier.

(Der Beschluß folgt.)

Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände von Karl Vogt. Drei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Ebenso hat auch der Verf. sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, an allgemeine physiologische Wahrheiten diätetische Regeln anzuknüpfen. So z. B. verdient Das was (S. 229) in Bezug auf die Sehweite gesagt wird, allgemeine Beherzigung. Es heißt daselbst: „Die Beschäftigung des Menschen, sein Stand und seine Lebensart üben, abgesehen von dem Alter, den größten Einfluß auf die Sehweite der Augen aus. Die sitzende Lebensart unserer Jugend, die stete Beschäftigung mit Lesen und Schreiben haben die Kurzsichtigkeit allgemein verbreitet, und leider droht die körperliche Infirmität auch in eine geistige auszuarten. Der Gebrauch von Wandtafeln, Wandkarten und anderweitigen Hülfsmitteln der Art welche den Schüler zwingen den Blick zuweilen auf etwas entferntere Gegenstände als Buch und Heft zu richten, kann nicht ausreichen, obgleich auch dieses geringe Mittel nicht zu verschmähen ist. Beschäftigung in der freien Natur, eifrigeres Betreiben der Naturwissenschaften, nicht nur in einem Schulsaale bei pedantischen Büchern, trockenem Pflanzenheu und vermotteten Thierbälgen, sondern draußen bei Wind und Wetter, in Feld und Wald wäre das rechte Mittel, der Kurzsichtigkeit entgegenzuarbeiten. Statt Dessen aber erfindet man Apparate griechischen Namens, worin sieben O's mit einigen Ypsilons abwechselnd sich bestreben eine Verrenkung der Kinnbacken zu erzeugen! Wie Dem auch sei, statistische Untersuchungen haben herausgestellt, daß im Durchschnitte unter 100 Schülern und Studenten von 16—25 Jahren 94 Kurzsichtige sich befinden; daß unter den Gelehrten dies Verhältniß etwas nach Alter und Beschäftigung abnimmt, sodaß theoretische Bücherwürmer 84, praktischer beschäftigte Gelehrte nur 63 Procent Kurzsichtige zählen, während Männer höherer Stände eine noch höhere Verhältnißzahl, nämlich 67, bekommen. Kaufleute die den größten Theil ihres Lebens am Bureau zubringen haben 63 Procent Kurzsichtige, während Ladendiener, Commis, Magazinbeamte, die weniger sitzende Lebensart im Kaufmannsstande führen, 48 Procent Weitsichtige zählen. Soldaten, Künstler, Schuster und Schneider zählen mehr als die Hälfte Weitsichtige; Jäger und Ackerbauer endlich zeigen die günstigsten Verhältnisse für die Weitsichtigkeit, indem sich unter ihnen 74 auf 100 finden."

Solche und viele andere Stellen sind freilich Jedem verständlich, und lassen den Leser der nicht tiefer in die Lecture des Buches eingedrungen ist nicht ahnen welche Berge sich seiner Fassungskraft entgegenthürmen. Aber sie sind da, diese Berge, und er darf nur die Capitel: Nervensystem, Functionen des Nervensystems, Centraltheile des Nervensystems, vorzüglich aber alle die das Ei und seine Entwickelung betreffenden Abschnitte aufschlagen, um sich zu überzeugen, daß man hier, ohne Autopsie, mit dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstande nicht ausreicht.

Weit entfernt aber daraus dem Verf. einen Vorwurf zu machen, müssen wir ihm vielmehr nachrühmen, daß er eifrig bemüht gewesen ist sich alles Kathedertons zu entschlagen und seinen Lesern Alles so klar und deutlich wie möglich vor Augen zu legen. Daß ihm Dies nicht allenthalben gelungen ist nicht seine Schuld, sondern liegt in der Natur der Sache. Von seinem Standpunkte aus hat er Alles geleistet was man billigerweise von ihm fodern kann; aber dieser Standpunkt ist eben ein solcher, daß man sich damit nicht nach Belieben in das Parterre der lesenden Welt versetzen kann, und nur darin hat sich der Verf. verrechnet, daß er voraussetzt, Gebildete aller Stände könnten Vorträge verstehen die dem Mann vom Fache, wenn er nicht die dazu erfoderlichen Vorkenntnisse besitzt, nicht in der Anwendung des Mikroskops geübt ist, und keinen Lehrer zur Seite hat der ihm nachhilft, kaum verständlich sind.

Aber eignet sich auch diese Schrift nicht für Leser dieser Classe, so ist sie doch für junge Studirende und für ältere Aerzte und Naturforscher die sich fortbilden und einen Inbegriff der neuern physiologischen Forschungen und Entdeckungen verschaffen wollen ein unschätzbares Hülfsmittel. Alles was sie sonst mühsam aus mehren Werken zusammensuchen müßten, finden sie hier übersichtlich zusammengestellt, und zwar in so klarer und lebendiger Weise, mit so wenigen aber kräftigen und farbigen Strichen, als es nur ein feines Stoffs wie der Darstellungsgabe gleich mächtiger Autor zu leisten vermag. Man sieht, der Verf. ist Herr und Meister auf dem wissenschaftlichen Gebiete in welches er seine Leser einführt, und er hat nicht, wie Dies so viele für ein gemischtes Publicum schreibende Autoren zu thun pflegen, blos aus andern Schriften zusammengetragen, sondern er hat selbst gesehen, geforscht und gedacht.

Strenggläubige dürfen die Schrift nicht lesen, wenigstens würden sie an Stellen wie folgende großen Anstoß nehmen: „Die Physiologie erklärt sich demnach bestimmt und kategorisch gegen eine individuelle Unsterblichkeit, wie überhaupt gegen alle Vorstellungen welche sich an diejenigen der speciellen Existenz einer Seele anschließen. Sie ist nicht nur vollkommen berechtigt bei diesen Fragen ein Wort mitzusprechen, sondern es ist ihr sogar der Vorwurf zu machen, daß sie nicht früher ihre Stimme erhob, um den einzigen richtigen Weg anzuzeigen auf welchem dieselben überhaupt gelöst werden können. Man hat behauptet, die Physiologie gehe zu weit, wenn sie sich mit mehr als dem materiellen Substrate beschäftige; — sie will aber gerade die Functionen dieses Substrats kennen lernen, und was sie als solche Functionen erkennt, muß sie in das Reich ihrer Betrachtungen ziehen" u. s. w. Ferner: „Die Misgeburten, welche nicht nur beim Menschen, sondern auch bei Thieren, und selbst bei wilden Thieren ziemlich häufig vorkommen, wurden in frühester Zeit als Zeichen des Zorns der Gottheit angesehen, welche dadurch bevorstehendes Unglück, Strafgerichte und andere Ausbrüche der Art anzeigen sollte. Es war diese Ansicht eine nothwendige Folgerung aus dem Glauben welcher die Entstehung eines jeden organischen Wesens einem bewußten Schöpfer unterlegte, statt dasselbe unmittelbar aus natürlichen Gesetzen hervorgehen zu lassen. In der That ist nicht abzusehen, warum man sich von dieser Ansicht der übeln Bedeutungskraft der Misbildungen frei machen will, wenn man doch ihren Vordersatz fernerhin anerkennt. Wenn das organische Wesen aus der Hand eines bewußten Schöpfers hervorgeht, so müssen auch die Misbildungen einen bestimmten bewußten Zweck haben, den man je nach Gefallen ihnen unterschieben kann."

Ohne den Verf. dieser Stellen wegen, die man Gottlob! in unsern Tagen nicht wie zu denen des Servetus mit dem Leben büßen muß, verketzern zu wollen, muß sie Ref. doch als ein Erzeugniß des jugendlichen Uebermuths erklären, dem die Berechtigung sich an dieser Stelle geltend zu machen durchaus fehlt; denn bei aller Achtung vor seinem Scharfsinn und seinen Kenntnissen glauben wir doch nicht, daß es ihm je gelingen werde uns auf physiologischem Wege begreiflich zu machen, wie aus dem materiellen Substrat ein geistiger Gedanke entstehe und sich eine Welt ohne Schöpfer mache, oder, um in seiner Sprache zu reden, natürliche Gesetze ohne Gesetzgeber. Hat diese Räthsel aller Räthsel die auf die Spitze getriebene philosophische Abstraction nicht lösen können, so wird sie noch weniger der Materialismus lösen.

Mit einer nicht minder einschneidenden, wahrscheinlich des Knalleffects wegen bis zum Schlusse versparten Stelle endigt das Buch, und auch wir wollen ihr hier noch einigen Raum gönnen: „Die Ehrfurcht welche das Alter jedem sittlich gebildeten Menschen einflößt hat von jeher verleitet dasselbe als die höchste Blütezeit der Intelligenz anzusehen. Wenn man diese Blüte im Zurücktreten der Leidenschaften, in der Unempfindlichkeit gegen äußere Eindrücke, in dem Mangel höhern Schwungs, in der Flachheit der geistigen Productionen, in dem Widerstande gegen jeden Fortschritt sieht, so mag dem Alter wol die Weisheit gegönnt werden die man ihm damit zuschreibt. Der Greis schließt sich starr in seinen Ansichten und Meinungen ab; hat er in der Wissenschaft, in höhern geistigen Regionen sich beschäftigt, so ist er nicht nur nicht mehr fähig deren Fortschritt zu fördern, sondern er faßt diesen Fortschritt auch nicht und beklagt sich, daß man zurückgehe. In der Regel versagt er mistrauisch allem Neuen die Anerkennung; wo er aber dasselbe noch aufnimmt, da fühlt er nicht die neuen Richtungen die sich anbahnen, da erfaßt er nicht die Veränderungen welche in der Wissenschaft sich verbreiten und dieselben umschaffen; — er findet im Gegentheile, daß er Alles schon seit langer Zeit wußte, oder daß mit allen neuen Thatsachen keine neue Richtung angebahnt werde, sondern das Ganze im alten Geleise bleiben müsse. Was die geistige Productionskraft betrifft, so kann man ohne Unrecht behaupten, daß die sämmtlichen Productionen von Greisen vernichtet werden könnten ohne den mindesten Schaden für Wissenschaften und Künste im weitesten Sinne des Worts."

Wir könnten den Verf. hier auf Greise verweisen die sich bis ins höhere Alter den Sinn für alles Neue in der Wissenschaft und Kunst bewahrt haben, und keinen sehnlichern Wunsch hegen als noch älter zu werden, um noch aller Fortschritte und Entdeckungen im Laufe der Zeiten theilhaftig zu werden; wir könnten an Männer erinnern wie Haller, Kant, Goethe, Humboldt u. A., deren Werke noch in ihrem späten Lebensalter das Gepräge jugendlicher Kraft trugen. Möge er aber auch dem Greisenalter alle und jede Berechtigung auf Förderung der Wissenschaft und Kunst absprechen, einen Vorzug der brausenden Jugend gegenüber wird er ihm nicht abstreiten können und hoffentlich mit zunehmenden Jahren sich selbst zueigen machen, wir meinen — die Bescheidenheit! 70.

Bibliographie.

Bernstein, G. H., Ankündigung und Probe einer neuen kritischen Ausgabe und neuen Uebersetzung der Syrischen Chronik des *Gregor Bar-Hebraeus*. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Euripides, der rasende Herakles. Tragödie. Im Versmaaße der Urschrift übersetzt von J. Zastra. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 12 Ngr.

Hase, K., Geschichte der neusten Zeit. Vom Sturze Napoleon's bis auf das Jahr 1846. Für das deutsche Volk bearbeitet. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Hauch, J. C., Die nordische Mythenlehre nach einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 24 Ngr.

Keith, A., Zeugnisse für die Erfüllung des prophetischen Schriftwortes; als Beweise für die Zuverlässigkeit desselben. Aus dem Englischen. Hamburg. 12. 7½ Ngr.

Kulenkamp, E. J., Beiträge zur Geschichte des Kurfürstl. Ober-Appellations-Gerichts zu Cassel, nebst biographischen und literarischen Nachrichten von den bei diesem Gerichte seit seiner Errichtung angestellten Personen. Cassel, Fischer. Gr. 4. 20 Ngr.

Loebell, J. W., Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien. Sendschreiben an den Consistorial-Director Seebeck in Hildburghausen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Preusker, K., Bürgerhalle. Anstalten und Einrichtungen zur gewerblichen sowie allgemeinen Fortbildung des Bürgerstandes; für ältere und jüngere Gewerbtreibende, städtische Behörden und Lehrer, Vorstände gewerblicher Bildungsanstalten, Lesevereine ꝛc. geschildert. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Ueber gewerbliche, so wie allgemeine Fortbildung des Bürgerstandes überhaupt, und über Gründung und Einrichtung von Sonntagsschulen und andern Fortbildungsanstalten, für die jüngere gewerbtreibende Generation insbesondere, als dringendes Erforderniß der Zeit. Meißen, Klinkicht und Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Ratzer, J. K., Gedichte. Brünn. 1846. 16. 15 Ngr.

Ruge's, A., gesammelte Schriften. 9ter Band. — A. u. d. T.: Polemische Briefe. Mannheim, Grohe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schaden, A. v., Der letzte König von Polen. Geschichtliche Erzählung. Berlin, A. v. Schröter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schnitzler, J. H., Geheimgeschichte von Rußland unter der Herrschaft der Kaiser Alexander und Nikolaus mit besonderer Berücksichtigung der Krisis im J. 1825. Deutsch von Rob. Binder. 1ster Band. Leipzig, Kori. 8. 4 Bände 4 Thlr.

— — Geheime Geschichte Rußlands unter den Kaisern Alexander und Nikolaus mit besonderer Berücksichtigung der Krisis von 1825. 1ster Band. Grimma, Verlags-Comptoir. Br. gr. 8. 2 Bände 4 Thlr.

Schübler, C., Der organische Staat. Stuttgart, Franckh. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Weill, A., Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben. Novellen. Mit einem Vorwort von H. Heine. Zwei Bände. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Franckh. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Wuttke, H., Die schlesischen Stände, ihr Wesen, ihr Wirken und ihr Werth in alter und neuer Zeit. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 27 Ngr.

Zetter, J. Th. M., Warum wurde ich Katholisch? Salzburg, Mayr. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

An die Religionsstürmer unserer Zeit. Eine Stimme des Unmuthes von Jg. Sch. v. M. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 3 Ngr.

Beleuchtung und actenmäßige Ergänzung der Karlsruher Schrift: „Der Streit über gemischte Ehen und das Kirchenhoheitsrecht im Großherzogthum Baden." Schaffhausen, Hurter. 8. 8¾ Ngr.

Harleß, G. Ch. A., Worin stehet die Freudigkeit und die Kraft eines Predigers im evangelischen Predigtamte? Antrittspredigt gehalten an der Kirche zu St. Nicolai am 11. Juli 1847. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Ngr.

Kalisch, E. W., Ueber die geschichtliche Bedeutung der Realschule. Rede zur Feier des ersten Säcularfestes der Königl. Realschule in Berlin am 7. Mai 1847. Berlin, Grobe. Gr. 8. 4 Ngr.

Kruse, H., Die Schutzzölle. Kleine Dichtungen. 1stes Heft. Minden, Körber u. Freitag. Gr. 8. 2½ Ngr.

Labes, J., Ueber die wesentlichen Mängel der bisher üblichen Wahlmethoden, nebst Nachweis eines Wahlmodus, der diese Mängel in einfacher Art vollständig beseitigt. Berlin, Mittler. Gr. 8. 7½ Ngr.

La Rotte, Die Reform im Medicinalwesen in Bezug auf den thierärztlichen Stand in Preußen. Bromberg, Levit. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reden Sr. Majestät des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. an sein Volk. Gesprochen bei der Huldigung in Königsberg und Berlin und bei der Eröffnung des ersten vereinigten Ständeversammlung. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Völter, L., Die kirchlichen Fragen der Gegenwart. Heilbronn, Drechsler. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 248. —— 5. September 1847.

Histoire des Girondins, par *A. de Lamartine.* Acht Bände.

(Beschluß aus Nr. 247.)

Es ist ein Wunder nationaler Energie, ein Wunder des alten Blutes welches noch von Ludwig's XIV. glorreichen Zeiten her in den Adern der Franzosen floß, und durch die schmachvolle Maitressenregierung Ludwig's XV. nicht verdorben werden konnte, daß Frankreich, ungeachtet der gräßlichen Dummheiten des Schreckensystems, dem Angriffe des vereinten Europas nicht unterlag. Die ganze männliche Bevölkerung trat unter die Waffen, und nahm das Gewehr der Freiwilligen auf die Schulter, um den Feind aus dem Lande zu jagen; man frage einmal Die so aus jener Zeit noch am Leben sind, ob der Schrecken des Blutgerüstes sie auf die Schlachtfelder trieb, ob die Furcht der Guillotine ihnen Heldenmuth gab!

Es ist ein Wunder, daß, während Paris und der Convent sich mit heißer Erbitterung um eine Herrschaft stritten die Niemand ausübte, der alte französische Nationalgeist die junge Generation mit einem so glühenden Haß gegen das Ausland erfüllte, daß sie freudig zu den Fahnen eilte, und freiwillig jedes Opfer brachte die Invasion abzuwehren. Auch halfen dazu einzelne tüchtige und kräftige Männer die, wie Carnot, sich mit Ekel von den unsinnigen und blutigen Zänkereien des Convents wegwandten, um sich rückhaltlos den stillen und besonnenen Geschäften der Verwaltung zu widmen. Diese haben ihr Land und Volk gerettet, mit Hülfe jener heldenmüthigen Rekruten und jungen Generale die aus allen Winkeln hervorgingen, nur nicht aus den schwatzenden und tobenden Clubs.

Frankreich riß sich aus seiner schlimmen Lage heraus durch die Bravour seiner Soldaten und die Aufopferungen seiner Bürger, trotz der Albernheiten und Tollheiten der Terroristen. Aber diese Tollheiten hatten ihre Folgen. Sie erklären den raschen Uebergang von dem republikanischen Freiheitsschwindel zu den wüsten Orgien des Directoriums, zu den royalistischen Wahlen der beiden Räthe, und zu der militairischen Dictatur des Consulats; sie machen begreiflich, wie Frankreich aus dem Revolutionsfieber welches die Schreckensmänner angefacht hatten plötzlich in jenen Zustand von Erschlaffung fiel den der Erste Consul vorfand und ausbeutete!

Frankreich widerstand glücklich dem vereinten Europa; aber lächerlich ist es zu behaupten, die Mordrichter des Revolutionstribunals und die Großsprecher des Jakobinerclubs hätten die Coalition zurückgeschlagen. Die Nationalunabhängigkeit wurde trotz ihnen aufrecht erhalten, und die Freiheit von ihnen zu Grunde gerichtet, und zwar in dem Maße, daß man in Frankreich noch jetzt vergebens gegen die heillosen Folgen ihrer Verbrechen ankämpft.

Es ist durch Nichts ein so großer Schaden angerichtet worden als durch die jakobinische oder terroristische Auffassung der Revolutionsgeschichte; man hat dadurch Denen die kein Talent oder keine Zeit und Gelegenheit haben um sich mit den Quellen zu beschäftigen, alles freie Urtheil über die wichtigsten Staatsinteressen vollends benommen; man hat mörderische Greuel die bei der Revolution begangen worden sind, und der Lage der Parteien nach begangen werden mußten, überfirnißt, und was die Revolutionsmänner selbst als traurige Resultate ihrer Handlungsweise empfunden haben, hat man als etwas Herrliches gepriesen. Statt Irrthümer wieder gut zu machen, ist man dadurch veranlaßt worden sich in denselben zu befestigen, und Dinge die offenbar zum Ruin des Staats führen mußten als Palladien der Freiheit zu betrachten. Es gibt in Frankreich Leute genug die sich nichts Schöneres denken können als die Wiederkehr einer jakobinischen Republik mit dem obligaten Schrecken und permanenten Schaffot. Die Bücher von Thiers und Mignet haben ganz besonders dazu beigetragen der republikanischen Jugend diesen Wahn in den Kopf zu setzen, und die „Histoire des Girondins" dürfte sie nur darin bestärken.

Es ist mir unbegreiflich, wie ein so geistreicher Mann als Lamartine sich hat entschließen können die abgedroschenen Behauptungen nachzusprechen welche dem allgemeinen Gefühl und Gewissen der Gegenwart widerstreben; wie man der Geschichte Gewalt anthun mag, um sich keck über die Volksstimme hinauszusetzen, die in diesem Falle Gottesstimme ist, und nicht trügt. Man steige in die Schichten der französischen Gesellschaft hinab so tief man will, man frage das Volk auf dem Lande welches durch die Revolution so viel gewonnen hat, und das Volk in den Städten wo der alte revolutionnaire

Sauerteig immer noch fortgährt: überall wird man einen hohen Stolz auf die militairischen Waffenthaten, aber nirgend eine einzige Meinung antreffen die nicht tiefen Abscheu vor den demagogischen Schlächtereien ausdrückt.

Die Parteien die aus Nothwehr oder Herrschsucht mordeten haben sich untereinander aufgerieben, und was davon übrig geblieben, ist in den hohen Ehrenstellen und Würden des Kaiserreichs und der Restauration verrottet und verfault. Aber Frankreich hielt es nicht mit ihnen; Frankreich brauchte ihre Leidenschaften nicht um sich zu retten, es rettete sich, weil es den Stolz und Sinn eines großen Volkes, und jenes Vertrauen in die Heiligkeit seiner Sache hatte welches die Kräfte der Nationen wie der Individuen hundertfach verstärkt.

Lamartine unterscheidet einen doppelten Charakter des Schreckens, den dictatorischen und den proscriptorischen Charakter. Vermöge des einen werde der Convent auf der Bresche des geretteten Vaterlandes und der vertheidigten Revolution seine monumentale Größe behalten; vermöge des andern werde sein Andenken mit Blut befleckt bleiben welches die Geschichte ewig umrühren werde, ohne es je von seinem Namen abwaschen zu können. Der große Widerspruch zwischen den socialen Gesetzen und den politischen Maßregeln des Convents komme davon, weil erstere von seinen Dogmen, letztere von seinen Uebereilungen herstammten. Die Thorheit und das Verbrechen des Convents sei gewesen: in Einem Jahre thun zu wollen was Jahrhunderte fodert, die Menschen nach erträumten Idealen, entfernten Zeiten und fremden Umständen zu behandeln, und Diejenigen welche gegen diese Behandlungsweise protestiren aufs Schaffot zu schicken. Bei hellerm Weltverstande, meint Lamartine ganz naiv, würde der Convent geduldiger und gelinder zu Werke gegangen sein; aber in seinem blinden Reformatoreifer hätte er Alles mit Gewalt brechen und zwingen wollen, und geglaubt, man dürfe durch jedes Mittel das Gute und das Heil der Nation befördern. Daher der schroffe Contrast einer Versammlung die sich mit einer Hand auf das Revolutionstribunal und Blutgerüst stütze, mit der andern eine Constitution und Verfassung auffetze welche an Platonische Schäferrepubliken erinnere, und in jeder Zeile Gerechtigkeit und Menschlichkeit athme. Wenn es zu der Zeit wo diese schöne und humane Constitution zu Papier gebracht wurde ein Verbrechen war ein Mensch zu sein, und ein größeres, ein reicher oder ein edler Mensch zu sein, so darf uns Das nicht stutzig machen. Lamartine selbst zwar nennt die Schreckensmänner „Mörder der Jugend, der Unschuld und Liebe"; aber er sagt:

> Was die Revolution trotz ihrer Stürme, Zügellosigkeiten und Verbrechen so groß und erhaben hinstellt, ist, daß sie eine Doctrin war. Ihre Urheber waren zugleich ihre Apostel, und ihre Dogmen so heilig, daß, hätte man aus ihrem Gesetzbuche blos den Ausdruck der blutigen Hand die sie niederschrieb weggewischt, man hätte glauben können, sie seien von dem Genius des Sokrates oder von der Barmherzigkeit Fénélon's eingegeben worden. Die revolutionnairen Theorien, einen Augenblick um alles Ansehen gebracht wegen der fürchterlichen Schmerzen die Frankreich bei ihren Geburtswehen ausstand, leben daher immer wieder auf und werden noch immer mehr wieder aufleben in den Bestrebungen der Menschen. Sie sind besudelt worden, aber sie sind göttlich. Man wische das Blut ab, so bleibt die lautere Wahrheit. . . Die Aufgabe der Geschichte ist diese Flecken abzuwaschen, und die sociale Gerechtigkeit nicht abzuleugnen, weil Ströme von Blut über die Dogmen der Freiheit, der Vernunft und Menschenliebe hingeflossen sind.

Lamartine erkennt in den fragmentarischen Gesetzen des Convents die ersten Lineamente der evangelischen Constitution der Zukunft, und die Grundlagen des philanthropisch-republikanischen Zauberschlosses welches die Männer der Revolution allzu hastig anfingen, und mit dessen endlicher Vollendung sich erst unsere Ururenkel schmeicheln dürfen. Er sieht in den Jakobinern die Vorläufer einer demokratischen Civilisation, die früher oder später uns ganz gewiß beglücken wird; und er ist fest überzeugt, daß der Revolutionsgeist die Ungleichheit der Stände mit der Zeit aufheben, und jene Höhen und Hügel abtragen wird welche die Staatsklugheit, die Eitelkeit und Dummheit aufgeworfen haben. Die Art wie er sich den Eintritt dieses Gleichmachungsystems in die Wirklichkeit vorstellig zu machen sucht ist höchst phantastisch, und die darauf bezügliche Stelle zu merkwürdig, daß wir sie nicht wörtlich anführen sollten:

> Die christliche und philosophische Gemeinschaft der Erdengüter ist offenbar eine Wahrheit; nur die Gewaltthätigkeiten und Systeme wodurch man bisher diese Wahrheit herstellen und verwirklichen zu können geglaubt hat sind die Täuschungen. Die gesellschaftliche Nivellirung, ein Gesetz der Gerechtigkeit, scheint in der politischen Ordnung ebenso logisch der Plan der Natur als die Nivellirung der Erde in der physischen Ordnung. Die Berge, wie einige Geologen versichert haben, werden eines Tages ganz langsam in die Thäler hinabgleiten, und die Thäler mittels der Winde, der Gewässer, der Einstürze und allmäligen Anhöhungen zu Ebenen werden. Geschähe eine solche Ebenung auf einmal, so gäbe es einen Kataklysmus der alle auf der Erdoberfläche lebende Wesen verschlingen würde; geht aber eine solche Ebenung langsam, allmälig, und kaum merklich vor sich, so wird die Gleichheit des Niveaus und der Fruchtbarkeit hergestellt, ohne daß eine Ameise dabei umkommt.

Also nicht blos die bürgerliche Gesellschaft, auch die ganze Welt würde nach dieser Prophezeiung eine trostlose Fläche werden. Es wäre hart es denken zu müssen. Man sieht, dieses Lamartine'sche Werk ist in seiner Art einzig. Es streift an alle Genres, an eigentliche Geschichte, an Memoiren, an den Roman, an das Drama, an lyrische Inspiration und socialistische Träumereien, und spiegelt getreu Lamartine's gegenwärtige Lebensanschauung, ein sonderbares Gemisch monarchischer Reminiscenzen, christlicher Phraseologie, demokratischer Politik, und philanthropischer Ansichten und Wünsche wider. Der Stil hält es beständig in hohen Regionen. Seltsames Buch, worin Schönheiten ersten Ranges, und gleich große Inconsequenzen hervorstechen: es entzückt, blendet, rührt bis zu Thränen, verwirrt und verdutzt. Das Gefühl überwältigt darin den Verstand. Man hat kaum Zeit Athem zu schöpfen. Wer die ersten sechs Seiten gelesen, muß dem Autor bis ans Ende folgen. Es verursacht Herzklopfen und Schwindel. Es ist ein echt menschliches Werk, voller Irrthum und Wahrheit. Es ist im Grunde weniger ein Buch als ein Stück Leben, und das pas-

fendste Motto dazu wäre: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto“, d. h. Ich bin ein Mensch, und ziehe mir alle menschlichen Zufälle wie meine eigenen zu Herzen. 89.

Mendoza, der Vater der Schelme. Ein Roman von Theodor Mundt. Zwei Bände. Berlin, Mylius. 1847. 8. 4 Thlr.

Mendoza, der Held dieses Romans, ist ein hervorragender Mann in den glänzenden und thatenreichen Zeiten Karl's V. Die Vielseitigkeit seines Talents — er ist Dichter, Geschichtschreiber, Staatsmann und Feldherr —, die Ereignisse in der Politik und Kriegsführung an denen er sich betheiligt hat, der Zauber seiner Persönlichkeit und seine glänzende Stellung am Hofe und in der spanischen Aristokratie, dies Alles ist für einen Romandichter verlockend einen solchen Mann zum Helden seines Romans auszuersehen. Nehmen wir zu alle Dem noch den Hintergrund der Zeit, so finden wir, daß es ein dankbarer Stoff werden kann, weil sich sehr leicht an die Reformation, die damals in Deutschland im Werden war, mehr oder minder Beziehungen zu unserer Zeit anknüpfen lassen. Ohne uns jedoch weiter über die historischen Facta zu verbreiten oder ein Bild jener Zeit zu entwerfen, wollen wir gleich zum Inhalte des Romans selbst übergehen, aus dem sich dann unsere Bemerkungen ganz einfach ergeben werden.

Don Diego Murtado de Mendoza ist der Sproß einer reichen Grandenfamilie in Spanien. Wir begegnen ihm im ersten Buche des Romans auf der Hochschule von Salamanca, wo er mit Studien der mannichfachsten Art den Musen huldigend beschäftigt ist. Sein Roman „Lazarillo de Tormes“, dessen Held der Diener des Dichters ist, hat in ganz Spanien Anerkennung gefunden. Weil der Dichter selbst gern in die niedern Sphären der Gesellschaft herabsteigt und die sogenannten Schelme, eine Art genialer Müßiggänger und Bettler, seines vertrauten Umgangs würdigt, so hat er den Namen „Vater der Schelme“ erhalten; in der Literaturgeschichte Spaniens heißt er Vater der Prosa. Die Entdeckung eines weiblichen Portrait in einem Trödlerladen bringt eine Umwandelung in dem Charakter des heitern, leichtsinnigen und verschwenderischen Dichters zuwege; der Held verliebt sich in das Bild, und strebt nur danach das Original aufzufinden. Bald entdeckt er dasselbe: auf dem Markte zu Salamanca begegnet er dem wunderbaren Weibe, der Witwe eines reichen Grafen, die von Ignatius Loyola bewogen ihren Reichthum an die Armen verschenkt hat, und in dem Bettlergewande ein gottgefälliges Leben zu führen gedenkt. Dolores ist eine reiche schwärmerische Seele, sie verehrt in Loyola ihren Meister und Herrn, der allein den Weg erkannt hat auf welchem zum Himmel zu gelangen ist; sie sammelt Almosen und vertheilt diese wieder unter die Nothleidenden. Eine Rede Loyola's, in welcher er die Zuhörer auffodert ihm nachzuahmen, wird von Don Christoval, einem armen Studenten, für ketzerisch befunden, der Inquisition, deren Spürhund er ist, angezeigt, weshalb Loyola und seine Genossen, unter ihnen Dolores, verhaftet werden. Mendoza sinnt auf Befreiung seiner Geliebten, die ihn durch den Zauber ihrer Schönheit und den Ausdruck der vollsten Weiblichkeit ganz und gar zum Gefangenen gemacht hat. Da erscheint Toralba, ein Doctor aus Alcala, er wird Mendoza's Freund, und Beide beschließen die Befreiung von Dolores. Mendoza erregt einen Aufstand der Schelme, und während desselben befreien sie Dolores aus dem Gefängnisse der Inquisition. Sie fliehen in einen Wald, wohin Mendoza einen Wagen bestellt hatte, dieser findet sich jedoch nicht an der verabredeten Stelle, Mendoza will ihn aufsuchen, wird aber plötzlich von unbekannten Menschen überfallen und in einem Wagen entführt. Bei heranbrechendem Tage erkennt er in seinen Entführern Abgesandte seines Vaters, die den Auftrag haben ihn nach Madrid zu bringen. Dolores und Toralba bleiben zurück. Mendoza kommt durch seinen Vater an den Hof des Kaisers, der von seiner Persönlichkeit bestochen ihn zu großen Thaten aussersieht. Mendoza ist ganz umgewandelt durch den Anblick des Kaisers, der einen so gewaltigen Eindruck auf sein junges dichterisches Gemüth gemacht hat, daß sich ihm die Ueberzeugung aufdringt, die Verwirklichung seiner Pläne, Beglückung des Volkes durch die Macht des gewaltigen Kaisers zu bewirken. Damals war gerade die italienische Ligue geschlossen, welche der Kaiser aufzulösen strebte. Er sendet deshalb Mendoza dahin ab, und gibt zur Begleitung Theresa Colonna mit, eine junge Witwe von glänzendem Aeußern, deren Geist ganz mit den Plänen der Politik erfüllt ist, und deren Familie großes Ansehen in Italien besitzt. In Italien angekommen findet Mendoza Dolores und Toralba wieder; ihr Betragen ist äußerst räthselhaft und unklar im Romane dargestellt. Dolores ist als Pilgerin verkleidet, indeß Toralba priesterliche Functionen verrichtet. Aus einem Gespräche zwischen Beiden, das Mendoza belauscht, erfährt er, daß Toralba ein Priester der That sein will; er will nicht mehr träumen und für Schulkategorie der Freiheit schwärmen. Ein Gespräch zwischen Toralba und Mendoza führt den Bruch der Freundschaft herbei, und zugleich erfährt Letzterer, daß Dolores für ihn verloren sei, und daß sie mit Toralba leben werde. In Gesellschaft der Gräfin Colonna fühlt sich Mendoza nun ganz behaglich, Dolores ist vergessen, er liebt Therese, welche wie er zu Gunsten des Kaisers arbeitet; dem Dichter ist es jedoch zuwider immer von Politik zu reden, er fühlt ein Bedürfniß nach anderer Unterhaltung, er will sein Herz ausschütten und geliebt sein. Dies gelingt ihm auch in einer Unterredung auf dem Zimmer der Gräfin, Beide fühlen füreinander, aber sie sind mehr von der Hoheit ihrer Politik als von der Größe ihrer Liebe überzeugt. Die Zusammenkunft wird von Toralba unterbrochen, der als Arzt erscheint, abgesandt von einem Verehrer der Gräfin. Toralba, der das Gespräch behorcht hat, beschuldigt Mendoza der Unehrlichkeit und Treulosigkeit an seinen frühern Plänen; Mendoza fodert ihn auf Leben und Tod, allein Toralba schlägt die Foderung aus. Die Gräfin reist bald hierauf ab, instruirt Mendoza über ihre Pläne, und gibt ihm die Mittel an sich die Beweise über die Intriguen der Gegenpartei zu verschaffen. Sie empfiehlt ihm einen Banditen der bei Brescia im Walde wohne. Mendoza wird durch Ermordung eines Gesandten in den Besitz der Originaldepeschen seiner Feinde gesetzt und geht nun nach Mailand; daselbst langweilt er sich jedoch bald, und mit Freuden geht er auf die Auffoderung Theresens, die auf ihren Schlössern am Albanersee lebt, nach Venedig, woselbst er einige wichtige Nachrichten erfährt, und nun zu Therese selbst reist, die er in Gesellschaft des Cardinals Pompejo Colonna trifft. Der Empfang befriedigt ihn jedoch nicht, er irrt träumend im Schlosse umher, da wird er plötzlich von zwei weichen Mädchenarmen umfaßt. „Nicolo, du bist so lange geblieben, und läßt deine Marietta so lange harren!“ Die Dunkelheit begünstigt das Qui pro quo, und bei dieser Gelegenheit erfährt nun Mendoza den Grund, weshalb Therese der Politik sich hingegeben: ihr Plan ist den Cardinal auf den Römischen Stuhl zu heben; von seiner Person ist sie bezaubert, in ihm erblickt sie die irdische Größe welcher sie sich unterwerfen muß. Diese Scene ist eine der gelungensten des Buchs; sie wird übrigens bald darauf höchst lächerlich: Toralba erscheint als Magier von Pompejo beschieden ihm seine Zukunft zu enthüllen. Die Beschwörung einer Kröte, an deren Erhaltung und Leben das Schicksal Pompejo's geknüpft sein soll, ist im höchsten Grade possirlich, fast möchten wir sagen albern. Nachdem Mendoza diesen Spuk mit angesehen, reist er noch in der Nacht nach Rom ab, wo die Scharen der Colonna Rom angreifen um den Papst zu entthronen. Bei Gelegenheit dieses Angriffs erfahren wir auch wieder Etwas von Dolores, die als Gräfin Miranda den Mittelpunkt der päpstlichen Partei bildet. Mendoza rettet ihr das Leben und bringt sie in seinen Palast, aus dem sie jedoch während seiner Abwesenheit wieder

entflieht. Die päpstliche Partei schließt Frieden, die Colonna ziehen ab; aber nach einigen Tagen wird der Friede wieder gebrochen, die Schlösser der Colonna werden zerstört, für Pompejo ist keine Hoffnung, und hierüber stirbt Therese — wie? ist dunkel. Die Eroberung Roms durch den Herzog von Bourbon bildet den Schluß des Romans, noch einmal kommt Mendoza mit Toralba und Dolores zusammen. Die beiden Feinde vereinigen sich um Dolores aus einem Gedränge zu retten, aber umsonst, Dolores sieht, „daß das Heiligste nicht mehr heilig und das Sicherste nicht mehr sicher ist". Wozu suchen wir uns zu retten? fragt sie Toralba, und einige Minuten nachher ist sie Leiche; sie hatte sich erdolcht. Toralba erschießt sich. Erst am Schlusse des Romans erfährt Mendoza den Tod Theresens, die in den Armen des Cardinals gestorben ist. Pompejo bereut an das ewige Rom Hand angelegt zu haben. Mendoza, der als Gesandter nach Venedig bestimmt ist, reist erst nach einigen Tagen dahin ab, und schwört sich: daß fortan der That und dem Handeln sein Leben gewidmet sein solle.

Wir haben in dieser Darstellung blos auf die fünf Hauptcharaktere Rücksicht genommen welche als die Träger der Handlung und der Zeit erscheinen, wir sehen sie als die Mittel wodurch Stürme beschworen und wieder beschwichtigt werden; allein wo bleibt ihre Menschlichkeit? Die Seelenzustände die eigentlich ihr wahres Wesen ausmachen sind sehr mangelhaft entfaltet. Die Doppelliebe Mendoza's, das räthselhafte Verhältniß Toralba's zu Dolores, endlich die Liebe Theresens zum Cardinal — diese interessanten Seiten der Persönlichkeiten sind höchst stiefmütterlich behandelt. Man kann mit Recht sagen, daß der vorliegende Roman noch nicht zu der Einheit des Stoffs mit der Form gelangt ist; der Roman ist aus Studien zusammengesetzt die in sich und unter sich nicht verbunden sind, es ist als ob die letzte Hand daran fehle. Schöne Einzelheiten, wohin wir das Buch „Der Günstling des Kaisers" und theilweise die „Italienischen Lehrjahre" zählen, machen noch keinen Roman; auch können uns einzelne piquante Situationen wie Mendoza und Mariette nicht für den oft außer Acht gelassenen Erzählungston entschädigen. Die große Anzahl unausgeführter Nebenpersonen, ferner die Sucht alle berühmten Männer jener Zeit dem Leser vorzuführen, ohne daß sie in das Leben des Romans eingreifen, spannen zwar hier und da unsere Aufmerksamkeit, befriedigen aber nicht ein höheres Kunstinteresse. Wäre der Roman als historischer behandelt worden, so hätte der Verfasser uns in gedrungenen großartigen Umrissen ein Bild der Zeit vor Augen stellen müssen, ohne nöthig zu haben, uns in solche dunkele Räthsel der Gefühle und Zuneigungen zu führen. Die Personen des Romans sind bei allen ihren großen Geisteskräften sämmtlich ohne Verstand. Fällt es etwa Dolores ein sich über den räthselhaften Zauberer Toralba Rechenschaft zu geben? Schaut sich Mendoza nach den Zwecken Theresens um? Ist er selbst mit sich klar, Wen er liebt, und warum er liebt? Das Leben der Personen geht zwar an gescheiterten Ideen zu Grunde, aber sind diese Ideen so groß, daß sie ihre Träger auch zu großen Menschen machen? Dem Roman fehlt ein tragender und handelnder Charakter. Mendoza ist kein solcher, er ist das blinde Werkzeug der Parteien, und in seiner Liebe ist er wie eine Magnetnadel, er folgt bald diesem, bald jenem Eisenstabe. Einem Publicum dem es nur um Unterhaltung, nicht um Genuß und poetische Erhebung zu thun ist, wird das neue Werk des Verf. genügen, der vielleicht nur zur Erholung von seinen wissenschaftlichen Werken den Roman geschrieben hat, oder blos in der Absicht, um nicht in der belletristischen Literatur in Vergessenheit zu gerathen.

93.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Hexengeschichte.

Eine der kostbarsten Episoden in V. Hugo's „Notre-Dame" bildet bekanntlich die Scene wo die niedliche, kunstfertige Ziege der Esmeralda in öffentlicher Gerichtssitzung in aller juristischen Förmlichkeit verurtheilt wird. Es war bekanntlich im Mittelalter eine ganz allgemeine Sitte, den Thieren welche der Zauberei oder des Zusammenhangs mit dem Teufel verdächtig waren einen förmlichen Proceß zu machen, und dieser Gebrauch spukt — wie man weiß — noch bis in das 18. Jahrhundert. Einen interessanten, mit vielen Belegen versehenen Beitrag zur Geschichte dieser Grille mittelalterlicher Jurisprudenz erhalten wir in folgender kleinen Schrift: „De l'origine, de la forme et de l'esprit des jugements rendus au moyen-âge contre les animaux, avec des documents inédits", von Léon Menabréa (Chambery), welche als ein Abdruck aus dem zwölften Bande der „Mémoires de la Société royale académique de Savoie" erscheint. Der Verf. stützt sich bei seiner Arbeit besonders auf eine Abhandlung von Berriat Saint-Prix, welche im achten Bande der „Mémoires de la Société des antiquaires de France" enthalten ist. Von besonderm Interesse ist der mitgetheilte Bericht über einen Proceß welcher im J. 1587 durch die Syndici der Gemeinde von Saint-Julien bei Maurienne gegen eine eigenthümliche Art von grünen Fliegen (Verpillons oder Amblevins) anhängig gemacht wurde, und bei dem es an lächerlichen Einzelheiten nicht fehlt. Daneben erhalten wir den Wiederabdruck eines sehr selten gewordenen Aufsatzes: „Traité des monitoires, avec un plaidoyer contre les insectes, par respectable Gaspard Bailly, avocat au souverain sénat de Savoie", welcher zuerst 1668 in Lyon erschien. In den eigenen Bemerkungen Menabréa's erkennen wir eine große Belesenheit und eine gründliche Kenntniß der mittelalterlichen Verhältnisse, wennschon wir mit dem etwas geschraubten Raisonnement, mittels dessen er die philosophische Rechtfertigung der Thierprocesse durchzuführen sucht, nicht in allen Punkten übereinstimmen können.

Schauspieler-Memoiren.

Wir haben bereits in d. Bl. die ersten Bände der zweckmäßig angelegten „Bibliothèque des mémoires du 18ième siècle" angeführt, welche im Verlage von Didot in Paris erscheint. Der sechste Band dieser compendiösen Sammlung enthält eine Zusammenstellung einzelner Denkwürdigkeiten, welche ein besonderes künstlerisches Interesse in Anspruch nehmen. Es werden uns nämlich hier nur solche Memoiren geboten welche von dramatischen Künstlern herrühren. Clairon, Lekain, Preville, Dazincourt, Molé, Garrick, Goldoni sind Namen welche in den Annalen des Theaterlebens eine bedeutende Stellung einnehmen, und die Erinnerungsblätter welche sie hinterlassen haben können deshalb schon auf allgemeine Beachtung zählen. Wenn das wechselvolle, an interessanten Einzelheiten reiche Leben der Personen welche hier das Wort nehmen schon eine anziehende und unterhaltende Lecture bietet, so wird die Bedeutsamkeit dieser Denkwürdigkeiten noch gesteigert durch die zahlreichen Bemerkungen über die dramatische Kunst welche der Darstellung eingestreut sind. Dadurch bekommt die Sammlung dieser Memoiren für den Künstler selbst, sowie für alle Diejenigen welche die Bühne zum Gegenstande ernsterer Studien machen, praktischen Werth, und eine vielleicht hier und da verkürzende Bearbeitung derselben für deutsche Leser dürfte ein dankenswerthes Unternehmen sein.

Preßgesetzgebung.

Eine übersichtliche Zusammenstellung aller auf Preßverhältnisse bezüglichen Gesetze und Verordnungen welche gegenwärtig noch in Frankreich geltend sind, nebst einer Beleuchtung aller hier einschlagenden Fragen erhalten wir in dem „Dictionnaire pratique de la presse, de l'imprimerie et de la librairie", welches vor kurzem von J. Bories und F. Bonassies in zwei Bänden herausgegeben ist. Das Werk ist, wie schon die alphabetische Anordnung besagt, nur auf den praktischen Bedarf berechnet; aber in dieser Beziehung verdient es auch alle Beachtung.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 249. — 6. September 1847.

Bilder im Moose. Novellenbuch von Julius Mosen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

„Bilder im Moose!" Sollen wir unsere Phantasie um das Titelblatt dieses Buches sich ranken lassen, sollen wir auf diese Worte hinschauen, bis wir wunderliche Bilder aus ihnen herausträumen? Oder sollen wir an Immermann's geistreiche und geheimnißvolle Betrachtungen über Das was man Moos nennen kann erinnern? Wir wünschen nicht, daß eine solche Art des Recensirens, wo man im Allgemeinen über die Sache spricht ohne fest die Sache selbst zu erfassen, und wo für den Census gar kein Maßstab mehr da ist als der der augenblicklichen Laune mit ihren guten und schlechten Einfällen, wieder aufwuchern möge, wie es einmal den Anschein hatte. Sie ist ein offenbares Zeichen, daß das blos Literarische eine ungebührliche Stellung im Leben der Nation einnimmt; und im Gegentheil könnte man den Fortschritt der gesunden und echten Kritik sehr wohl zu einem Maßstab für die Gesammtentwickelung des öffentlichen Lebens der Nation machen. Wir sind im Uebergang aus der Periode begriffen wo man, wie einst die Philister der Poesie, das Ethische (jetzt als das Politische gefaßt) zum Maße für den künstlerischen Werth einer Production machen wollte. Diese Tendenzkritik haben die Verständigen überwunden und werden ihrer nur noch von den Nichtverstehenden angeklagt. Unser Gewinn ist, daß wir theils die Probleme der Philosophie und Politik mit denen der Kunst in eine innere Verbindung bringen, und theils namentlich in den poetischen Productionen denselben rothen Faden des Princips erfassen der durch die ganze Gegenwart sich schlingt. Wir fragen: romantisch oder modern? und es kommt nur darauf an, daß wir uns dabei nicht an dem Ewigmenschlichen im Romantischen versündigen, noch auch über dem modernen Charakter eines Werkes die unverjährbare Foderung künstlicher Gestaltung vergessen.

Ohne weitere Phantasien über den eigenthümlichen Titel wenden wir uns also an den Verf. selbst, der in der Vorrede zu diesem Novellenbuch genügenden Aufschluß darüber gibt. Diese Vorrede ist zugleich so charakteristisch für ihn und seine Bestrebungen, daß sie den besten Uebergang bildet, ja in gewisser Art geeignet ist das intimste Verständniß des Dichters und seiner Werke zu eröffnen.

Gleich im Anfang offenbart sich die durchaus poetische Individualität Mosen's. „Wollen unsere Nachkommen", sagt er, „einst ihre Zeit begreifen lernen, so werden sie es wie wir machen, und sich in die geheimsten Gemüthszustände der nächsten Vergangenheit wie in eine Bergmannsgrube versenken müssen, um aus den wundersam durcheinander und übereinander geschobenen Schichten in der Tiefe die Bildung der Oberfläche sich zum Verständniß zu bringen." Also auf die „geheimsten Gemüthszustände" ist es abgesehen, und die Nothwendigkeit des poetischen Verständnisses scheint hervorgehoben zu sein; denn wer kann und soll sich mehr in diese Zustände recht eigentlich versenken als eben der Dichter? Weiterhin wird dies rein Poetische noch enger bestimmt: man soll in dem Büchlein die Abdrücke der seltenen Moose der Zeit welcher es angehört im weichen Novellenschiefer recht ausgeprägt und deutlich hervortreten sehen. Hier zeigt sich nun die Neigung zum Romantischen, dessen Charakter eben die Seltenheit und Außergewöhnlichkeit ist. Man findet dies auch im Allgemeinen überall in dem Novellenbuche wieder, und gegen die philosophischen Rigoristen müssen wir das Romantische in dieser Allgemeinheit in Schutz nehmen; es ist so noch kein Abfall vom modernen Princip, und verdient seinen Namen noch nicht im eminenten Sinn, wo es der Verwerfung anheimfällt. Als der besondere Hintergrund auf welchem diese seltenen Gestalten hervortreten sollen wird nun die Zeit angegeben wo das „Rococomoos" der gesellschaftlichen Zustände Dresdens in der Pflege eines dreißigjährigen Friedens wieder grün und schön wurde. Man weiß nicht recht wie Mosen Dies verstanden hat; soll das Moos blos der Stoff sein der vordem zu den wunderlichen Bildern und Formen des Rococo verwachsen und verschrumpft gewesen, dann aber mit den grünen Trieben der neuen Zeit wieder schön und frisch aufgeblüht ist? Oder ist es Rococomoos geblieben wie es von Anfang war, und hat sich nur mit einigen neuen Schnörkeln aufgeputzt? Beides gibt einen nicht übeln Sinn, und die Erwähnung der damaligen „Restaurationsversuche der Pfaffen", sowie die Benennung „Gesellschaftliche Traumzustände" scheinen auf den letztern

hinzudeuten, während der Club lustiger Künstler, Dichter und Philosophen eher an eine wirkliche Regeneration im guten Sinne denken läßt. Aber diese Unklarheit ist darum nicht zu lösen, weil Mosen sich nicht die Frage vorgelegt hat: ob vielleicht auch diese lustigen Gesellen trotz ihres grünen und schönen Ansehens Nichts weiter gewesen sind als die von der modernen Sonne grüngefärbten jüngsten Sprossen des Einen Rococomooses? Vielmehr träumt er sich noch tiefer in den phantastischen Titel hinein. Wie Figuren aus den ältesten Zeiten im Traume sich in die gegenwärtigsten Verhältnisse mischen, so, glaubt er, werde sich auch in gesellschaftlichen Traumzuständen immer Aehnliches begeben, das Allernächste werde zum Märchen und das in Zeit und Raum Entfernteste zur greifbaren Gegenwart.

Es geht mit diesen träumerisch poetischen Erklärungen des Dichters gerade wie mit den Traumbildern, von welchen er nachher fürchtet, daß sie mit dem ersten Hahnenschrei zerrinnen werden; sie geben kein bestimmtes Licht, sie deuten nur auf Mancherlei hin. Jene wunderliche Verwechselung des Nächsten und Entferntesten ist durchaus nicht ein eigenthümliches Merkmal solcher besondern Zustände, sondern ebenso sehr ist sie einfach in der Poesie überhaupt, welche das Nächste und Gewöhnlichste mit ihrem verklärenden Glanze wie einen märchenhaften Stern erscheinen läßt, während sie zugleich in dem Aeltesten und Entferntesten das Eine Menschliche erfaßt, zum Leben auferweckt und uns an das Herz legt, daß verwandte Pulse schlagen fühlt. Aber wenn nicht *diese gesunde ewige Kraft der Poesie* jene *Verwechselung* wirkt, so wird sie zu willkürlicher *Verwirrung*, die das eigentliche Element ist in welchem die Romantik sich wohlfühlt. Das echt Poetische kann zu keiner Zeit wie ein Traumbild zerrinnen, während man freilich fürchten muß, daß der romantische Mummenschanz beim ersten Hahnenschrei sein Ende findet. Und indem Mosen für die Bilder welche er gibt dies Zerrinnen fürchtet, läßt er uns zugleich, noch ehe wir sie betrachtet haben, einen ähnlich romantischen Charakter und demzufolge ein ähnliches rasches Verschwinden fürchten. Denn man braucht nicht romantisch auf den „Hahnenschrei" der neuen Zeit zu *warten*, sondern wer ihn versteht hat ihn längst gehört; und wenn man einmal Bilder will, so nehme man den *Strom*, der so Manches ans Ufer wirft, so Manches untergehen läßt, und nicht mit einem mal da ist, sondern aus den ewigen Quellen kommt.

„Die Zeit", fährt Mosen in derselben mysteriösen Weise fort, „welche sich nicht in Thaten ausprägt, versinkt von selbst in das Chaos der Ewigkeit zurück, und die Wirklichkeit wird so dünn wie ein Gasschleier, hinter welchem man die Geisterwelt ihre Grimassen schneiden sieht." Sofern Dies unsere Zeit charakterisiren soll, müssen wir Protest einlegen gegen diese äußerliche Auffassung der „That", welche freilich dem dramatischen Dichter nahe liegen mag. Unsere Zeit hat sich in Thaten ausgeprägt, und es kommt nur darauf an sie zu erkennen. Diese Thaten werden auch nicht in das Chaos sinken, aber wol die Gestalten in denen sich die Zeit nach der andern schlechten Seite ausprägte. Diese Gestalten gehören allerdings zu unserer Zeit, und man kann es nicht verwerfen, wenn der Novellist sich vorsetzt uns ihre Grimassen durch den dünnen Schleier der Wirklichkeit zu zeigen. Wir erwarten also in den „Bildern im Moose" die unserer Zeit eigenthümlichen Rococofiguren und romantischen Fratzen zu finden. Ein solches Werk, wenn es gerade diese Wirklichkeit gäbe, brauchte auch keineswegs das Schicksal derselben zu fürchten; es ist auch auf diesem Felde etwas Classisches und Unvergängliches zu leisten. Aber der Schluß der Vorrede deutet auf etwas sehr Wunderliches. Indem Mosen von jenem lustigen Convente redet, läßt er uns Skizzen aus dessen gemeinschaftlichem Leben und in diesen dann den oben angegebenen Inhalt, in der Form der Persiflage etwa, erwarten; plötzlich jedoch bedauert er, daß er damals zu unachtsam war „die *Ideen* welche dort im Herüber und Hinüber der Rede sich erzeugten aufzuzeichnen; es sind manche davon zu geschichtlichen Thaten geworden. Nur diese Bilder sind übrig geblieben". Also die *Ideen*, und zwar die modernen, die prophetischen Ideen, sind alle verschwunden? Wird dann aber der Rest der Mühe werth sein? Mahnt uns dies Geständniß nicht sehr bedenklich an den zusammengesetzten König in Goethe's „Märchen", aus welchem die Irrlichter alles Gold herauslecken, bis endlich nur Schlacken übrig bleiben, die eine wohlmeinende Hand zuletzt mit dem Tuche der Vergessenheit umhüllt? Doch am Ende, was geht uns denn das Urtheil eines Dichters über sein eigenes Werk an? Sind die Größten darin doch mehr als ein mal die Beschränktesten und Irrenden gewesen! Nehmen wir also das Werk selbst vor, so wird sich wol ergeben, wie weit der Dichter mit seinen Erklärungen und wir mit unsern Befürchtungen Recht haben.

Die Novellen welche in diesen zwei Theilen enthalten sind stammen aus den verschiedensten Zeiten; während man namentlich in der letzten, in der Geschichte Heinrich Wildspur's, offenbar den Einfluß der modernsten socialen Ideen bemerkt, tragen die meisten übrigen das Gepräge einer Zeit wo das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten in gänzlicher Lethargie lag, und Kunst und Poesie, wie sie nun auch gefaßt werden mochten, im Leben dominirten. Anstatt nun diese Novellen einzeln nebeneinander zu stellen, sie blos zu sammeln und dem Leser zu überlassen was er etwa Gemeinsames und Verwandtes *herauszufinden* möchte, hat Mosen einen gewissen Zusammenhang auf doppelte Weise nachher *hereinphantasirt*. Er läßt in jenem Benedictinerconvent (der sich in Nachahmung der lustigen Benedictinermönche auf Monte-Casino so nennt) die meisten dieser Erzählungen zur bloßen Unterhaltung vorgetragen werden, aber freilich immer so, daß der Erzähler in irgend einer Beziehung zu ihnen stehe welche der *Wirklichkeit* angehört. Mit einer einzigen Ausnahme erzählen sie eigene Erlebnisse, oder die ihrer Freunde und

Bekannten, oder doch solche die in der Nähe vorgefallen sind — Alles macht auf die Realität Anspruch, welche zunächst mit der Poesie Nichts zu thun hat. Wir wollen die Folgen dieses Princips hier noch nicht aussprechen, weil sie uns weiterhin schon aufstoßen werden. Hier bemerken wir nur, daß eine unangenehme Verwirrung dadurch entstanden ist, die nur einem altromantischen Gemüth erträglich oder zusagend sein kann. Man weiß niemals, ob und inwieweit man die einzelnen Geschichten in Verbindung bringen soll mit dem dünnen Faden der sich durch das Ganze zieht, zumal sie oft ohne weitere Veranlassung vorgetragen werden. Zuweilen wird aus einer irgend eine Thatsache auf die man sich erst besinnen muß lange nachher flüchtig erwähnt, und ist doch zum Verständniß des Folgenden nothwendig; zuweilen stehen alle diese Erlebnisse in gar keinem Zusammenhang mit dem Hauptfaden, während man doch darauf hingeführt zu werden scheint. Dieser Faden ist nun die Geschichte jenes Clubs und der einzelnen Persönlichkeiten, aber ein Faden, so dünn gesponnen, daß man ihn jeden Augenblick verliert und auch gar kein Interesse findet ihn weiter zu verfolgen. Gewöhnlich stehen ein paar Zeilen Einleitung und ein paar Zeilen Schluß, deren ganzer Inhalt ist: Es war Sonnabend Abend — und es ward Sonntag Morgen, wie eine Anfangs- und Schlußvignette über und unter dem einzelnen Bilde; dann wird einmal ein Spaziergang, eine Wasserfahrt erwähnt, auf der sich der Roman irgend eines Benedictiners ein wenig weiterspinnt, und Rrrr! wie im Guckkasten, ein anderes Bild. Der Knoten wird so lose und flüchtig geschürzt, daß wir es gar nicht merken, und uns auch für seine Entwirrung nicht interessiren können; am Schluß werden alle abgerissenen Fäden so viel als möglich in ein paar Heirathen zusammengefaßt, aber man begreift nicht warum, man sieht überhaupt nirgend eine innere Nothwendigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Il Valentino.

Eine eigenthümliche Wirkung macht das dicht bei Turin auf dem rechten Ufer des Po gelegene, gewissermaßen noch zur Stadt gehörende Schloß, welches nebst den anstoßenden Wohnungen Il Valentino heißt, ein Name dessen Ursprung von keinem Geschichtschreiber der Hauptstadt, auch nicht von dem neuesten, Luigi Cibrario, gedeutet worden ist. Während in der ganzen Stadt und Gegend italienischer Baustil sich zeigt, nicht immer rein und schön im Detail aber von großartiger Anlage, sehen wir hier ein echtfranzösisches Schloß der Zeiten Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. vor uns, an den ältern Theil von Versailles und die Tuilerien erinnernd, das Mittelgebäude von großen Pavillons eingeschlossen, mit riesenhohen spitzen Schieferdächern. Man merkt es diesem Gebäude auf den ersten Blick an, daß es nicht aus dem Geiste eines Italieners entsprang.

Christine von Frankreich, die Tochter Heinrich's IV. und Mariens von Medici, wurde 1619 im Alter von 13 Jahren mit Victor Amadeus I. Herzog von Savoyen verheirathet. Diese Prinzessin war es welche, um die Erinnerungen und Eindrücke ihrer geliebten Heimat um sich herum zu verwirklichen, im Jahre 1633 das Schloß beginnen ließ, auf dem Platze wo bis dahin ein von Emanuel Filibert gekauftes Haus der Familie Birago gestanden hatte. Der bekannte Architekt Graf Carlo di Castellamonte, welcher namentlich unter Karl Emanuel II. im Verein mit seinem Sohne Amadeo Viel in Turin baute, hatte die Aufsicht; aber der Stil ist so völlig verschieden von dem seiner übrigen Werke, daß man, wenn der Plan wirklich von ihm ist, annehmen muß, daß er ihn genau nach den Wünschen der Herzogin und nach einem französischen Muster gemodelt habe. Selbst die Werkleute waren zum Theil Franzosen: die übrigen kamen aus den Thälern von Lanzo. Im Jahre 1638 wurde schon ein Theil des Gebäudes von dem Hofe der Herzogin bewohnt, welche damals bereits Witwe und Regentin war. Während des bürgerlichen Kriegs aber welcher bald darauf ausbrach, gleichsam als wäre es noch nicht genug an den Uebeln welche Piemont schon durch fremden Druck von französischer wie von spanischer Seite ängstigten, blieb der Bau liegen, um in ruhigerer Zeit rüstiger wieder aufgenommen zu werden. In den Jahren 1646—49 wurde namentlich im Innern gearbeitet. Alessandro Casella verfertigte die Stukarbeiten in verschiedenen Zimmern und Sälen: eines derselben war ganz mit Lilien und Rosen geschmückt. Isidoro Bianchi aus Campione am Luganersee, dem Orte welcher im Mittelalter so tüchtige Bildhauer lieferte, während vom Comersee die Maurermeister kamen, malte Viel in diesem Schlosse. Ein Schüler des Morazzone, war er einer der beliebtesten und geübten Frescomaler dieser fingerfertigen Zeit, welche die Wände und Decken der größten Säle in kürzester Frist mit figurenreichen Compositionen zu bedecken verstanden: Manieristen, aber Leute von Erfindung und praktischem Talent, von welchen man hier und da in Palästen und Kirchen Werke findet die durch malerische wirkungsvolle Anordnung und Colorit nicht anders als in Erstaunen setzen können. Im Schlosse zu Rivoli, wo König Victor Amadeus II. nach seiner Abdankung und dem unüberlegten Versuche sich die Krone wieder aufzusetzen in der Gefangenschaft lebte, sind gleichfalls Arbeiten dieses Bianchi. Allerlei Kunstwerke und Spiele scheinen im Valentino sich befunden zu haben und geübt worden zu sein: ein Sergeant Namens Manuel mußte dort mit Hülfe von Minengräbern eine „kleine Hölle" (Infernetto) anlegen; ein Theater ward eingerichtet, daneben ein Ort zu Kampfspielen und Aehnliches. Das Schloß hatte einst größern Umfang als gegenwärtig. In ältern Abbildungen erscheint es mit zwei Flügeln, länger als das mittlere Hauptgebäude, mit Pavillons an den Enden. Das Ufer des Flusses entlang zieht sich auf diesen Bildern eine Mauer mit ziemlicher Balustrade; den Zugang bildet eine Doppeltreppe, in deren Mitte eine Grotte mit einem Flußgotte und Wasserwerke sich öffnet, zu den Seiten Nischen mit Statuen. Ob dies Alles in der Wirklichkeit so ausgeführt worden, oder, wie man es wol hier und da bei neuern Veduten sieht, nur auf dem Papier gestanden, ist ungewiß: nur weiß man, daß am 14. April 1714 bei heftigem Sturme einer der Pavillons des Schlosses zusammenstürzte. Vielleicht ward in Folge Dessen Anderes demolirt.

Der Valentino sah manche heitere und ernste Scenen. Victor Amadeus I. starb nach nur siebenjähriger Regierung am 7. October 1637. Es war eine von vielem Unglück heimgesuchte Zeit. Um sich gegen die Spanier zu schützen, die ihn von der Lombardei her aufs entsetzlichste bedrängten, nachdem schon unter seinem Vater wegen des von dem savoyischen Hause seit einem Jahrhunderte beanspruchten Herzogthums Montferrat nach dem Aussterben der in dessen Besitz befindlichen ältern Gonzaga'schen Linie Krieg ausgebrochen war, hatte Victor Amadeus sich den Franzosen in die Arme werfen müssen, welche sich aber Pinerolo von ihm abtreten ließen, und so in Italien festen Fuß behielten. Die Pest richtete im Lande die größten Verheerungen an. Als nun der Herzog starb, blieb sein fünfjähriges Söhnlein Franz Hiacynth unter der Vormundschaft der Mutter. Die beiden Oheime des kleinen Herzogs, der Cardi-

nal Moritz und Prinz Thomas, dem spanisch-deutschen Interesse ergeben, standen dem Hofe, von dem sie getrennt lebten, feindlich gegenüber. Der Cardinal Richelieu, welcher unter Ludwig XIII. Frankreich beherrschte, erachtete Victor Amadeus' Tod für einen günstigen Moment, Piemont ganz unter französische Botmäßigkeit zu bringen. Madame Christine, eine geistvolle und lebendige Prinzessin, deren leichter Sinn und Lust an Vergnügungen sie nicht abhielten mit großem Eifer den Staatsgeschäften sich zu widmen, und das Ruder mit Geschicklichkeit auf bewegtem Meere zu führen, liebte ihren Bruder und ihre Heimat mit Zärtlichkeit: aber die Interessen ihres neuen Vaterlandes lagen ihr ungleich mehr am Herzen, und während sie einerseits die Pläne Richelieu's, der sie wegen ihrer Selbständigkeit tödtlich haßte, zu vereiteln wußte, bot sie andererseits ihren Schwägern die Spitze, welche mit spanischer Hülfe Piemont mit Krieg überzogen. Das Land litt entsetzlich: auf allen Festungen wehten französische und spanische Banner, Turin ward genommen und verloren; aber endlich kam doch ein Friede zu Stande, der die Unabhängigkeit des Staates rettete, und durch Annahme der Neutralität zu jenem Wiederaufschwung den Grund legte der das heldenmüthige Wirken König Victor Amadeus' II. möglich machte und vorbereitete.

Prinz Thomas von Savoyen, nachmals französischer Generalissimus, und einer der berühmtesten Kriegshelden des 17. Jahrhunderts, ist der Begründer der Linie von Carignan, welche mit König Karl Albert 1831 den Thron bestieg. Van Dyck malte zwei mal sein Bildniß: in ganzer Figur zu Pferde sieht man ihn in der wenn nicht an Zahl, doch durch Trefflichkeit der Werke reichen königlichen Sammlung im Castel Madama zu Turin; im Brustbilde im berliner Museum. Es gibt kaum schönere, lebenvollere, frischere Portraits.

Doch ist es Zeit zum Valentino zurückzukehren, über welchen L. Cibrario's „Storia di Torino" uns das beste Material liefert. Wenn man jetzt durch die stillen, zum Theil verödet verfallenen Räume wandert, und von dem glänzenden Treiben vernimmt das hier stattgefunden, so empfindet man um so stärker den Contrast zwischen Sonst und Jetzt. Im September 1638 feierte hier die Herzogin-Regentin die Geburt ihres Neffen, des Dauphin, welchen Frankreich kaum noch erhofft hatte: am 5. genannten Monats war Ludwig XIV. zur Welt gekommen. Der junge Herzog von Savoyen starb wenige Tage darauf in diesem nämlichen Schlosse. Von jeher zart und schwächlich erlag er sechsjährig einem Lungenleiden am 3. October. „Nimm nur die Krone, denn mit meinem Regieren ist's aus", sagte er kurz vor seinem Tode zu seinem um zwei Jahre jüngern Bruder Karl Emanuel, einem ebenso kränklichen Kinde, von dem aber erneuter Flor des Staates ausging. Viele Feste, Turniere, Wettläufe, Schauspiele aller Art fanden in ruhigen Zeiten unter der Regentschaft der lebenslustigen Christine statt; dann wurde das Schloß geräuschlos und einsam. Seine Annalen erwähnen, daß im Mai 1699 bei der Geburt des ältesten Sohnes Victor Amadeus II. 16,000 Arme auf Kosten der Großmutter des Neugeborenen im Hofraume des Valentino Almosen erhielten. Im J. 1812 fand von hier aus die erste Luftschiffahrt in Piemont statt. Seit 1829 dienen die geräumigen Säle den Industrie-Ausstellungen welche unter Karl Felix vom Marchese Lascaris von Ventimiglia angeordnet wurden. Ein schöner und wohlgepflegter botanischer Garten nimmt einen Theil des anstoßenden Raumes ein; die alte turiner Schützengesellschaft hat hier ihren Uebungsort. So ist, nachdem der Glanz königlicher Feste sich nach dem prächtigen turiner Palaste, nach Racconigi, nach Genua gezogen, dies französische Schloß, das so lebhaft an fremden Einfluß und fremde Mode erinnert, dem thätigen bürgerlichen Leben anheimgefallen.

Piemonts Lage zwischen Frankreich und Oestreich hat seit Jahrhunderten die politische Stellung des Gouvernements so schwierig gemacht, und bis auf die neuere Zeit haben diese Schwankungen der Politik neben den Anfoderungen der großen Nachbarn viel Unglück über das Land gebracht. Karl III., des großen Emanuel Filibert Vater, erfuhr zu seinem Schaden, wie es ans Unmögliche grenzt, zwischen zwei übermächtigen und nicht von Scrupeln geplagten Nebenbuhlern und Gegnern sich zu halten, will man nicht dem Einen sich ganz in die Arme werfen. Seine schöne Gemahlin Beatrix von Portugal schrieb ihm einst, die Minister Kaiser Karl's V. (ihres Schwagers) hätten ihr gesagt: „que l'Empereur vous tenait pour affectionné envers luy; mais que si vous avyez deliberé vous entretenir envers France, comme avyez faict jusques-cy, que ce vous serait chose bien difficile pour vivre avec tous deux, sans mescontenter ou l'un ou l'autre, ou tous deux". Das sichtbare Bestreben der gegenwärtigen Regierung, fremden Einfluß welcher Art er auch sein möge möglichst abzuwehren, durch geregelte Finanzverwaltung aber, reichlichen Staatsschatz und ein gut disciplinirtes Heer die Stellung zu sichern welche die savoyische Monarchie seit der Restauration und in Folge der bedeutenden Territorialvergrößerung einzunehmen berufen ist, erklärt sich leicht durch die bezeichneten Umstände. 101.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kunstgeschichte.

Im Allgemeinen macht man den französischen Historikern mit Recht den Vorwurf, daß sie in ihren Darstellungen fast immer nur die Vorgänge in der Hauptstadt im Auge haben, und darüber die Ereignisse welche die Provinzen berühren gänzlich übersehen. Derselbe Fall tritt in der Regel auch bei der Behandlung der Literatur- und Kunstgeschichte ein. So wahr es auch ist, daß Paris eigentlich die besten literarischen und künstlerischen Kräfte des gesammten Frankreichs absorbirt, so gibt es doch auch außerhalb dieses Centrums noch manches stille Plätzchen wo jene Interessen mit größtem Erfolge gepflegt werden, obgleich sich die lärmende Presse der Hauptstadt wenig um diese bescheidenern Bestrebungen kümmert. Erfreulich ist es, daß uns jetzt ein Beitrag zur Kenntniß der ältern französischen Maler welche dem mächtigen Zuge nach Paris widerstanden haben geboten wird. Der Titel dieses inhaltreichen Werkes lautet: „Recherches sur la vie de quelques peintres provinciaux de l'ancienne France, par *Ph. de Pointel.*" Einige von den Künstlern welche uns hier vorgeführt werden waren zwar schon bekannter, aber die nähern Umstände ihres Lebens und Wirkens hatten nur eine flüchtige Berücksichtigung gefunden; andere tauchen hier wie ganz neue Erscheinungen zum ersten male auf, obgleich sie längst in der Geschichte der französischen Kunst die ihnen gebührende Stelle hätten finden sollen.

Allgemeine Biographie.

Von Michaud's umfangreicher „Biographie universelle", welche, so ungleich sie auch gearbeitet ist, doch eine große Menge sehr wichtiger Artikel enthält, ist vor kurzem der 28. Band der Supplements (der 80. der ganzen Sammlung) erschienen. Derselbe umfaßt die Buchstaben Rost bis Sall und steht den frühern Theilen an Interesse nicht nach. Der große Anklang den das ganze seit dem Jahre 1810 begonnene Unternehmen fand, veranlaßte den Herausgeber eine neue Ausgabe, bei der sich Vieles ergänzen, berichtigen und ausgleichen ließ, zu veranstalten. Diese neue Bearbeitung begann mit dem Jahre 1843 zu erscheinen, und zeigte von umsichtiger und taktvoller Leitung. Nachdem aber in schneller Folge acht Bände geliefert wurden, gerieth das Unternehmen schon im Jahre 1844 in Stocken, sodaß bis jetzt die weitere Folge ausgeblieben ist. Die Gründe dieser Unterbrechung sind uns nicht bekannt; aber wir können es nicht unterlassen unser Bedauern darüber auszudrücken, wenn, wie es fast den Anschein hat, das Begonnene unvollständig bleiben sollte. Die belgischen Nachdrucker, welche sich dieses Werks als einer angemessenen Beute bemächtigt haben, würden in diesem Falle in nicht geringe Verlegenheit gerathen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 250. —— 7. September 1847.

Bilder im Moose. Novellenbuch von Julius Mosen. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Auf der andern Seite, wenn man die Ideen der Vorrede berücksichtigt, und nun in einem noch höhern Sinne nach der Einheit und Ganzheit des Werks fragt, fällt das Resultat noch weit ungünstiger aus; wenn ja das Ungünstigste was einem Dichter werden kann der Vorwurf ist: daß er sich an moderne Schöpfungen gewagt hat ohne sich vom Altromantischen gereinigt, und ohne das Moderne in seiner Eigenthümlichkeit gefaßt zu haben. Und doch verdient nicht Mosen diesen ganzen Vorwurf, sondern nur sein Werk als Ganzes betrachtet. Das klingt parador, aber es löst sich so: Mosen hat, als er die einzelnen Novellen schrieb (also als Dichter), durchaus nicht ein Ganzes im Sinne gehabt, sondern nur die einzelnen Bilder geschaut und gemalt; es mag eine ziemliche Reihe von Jahren zwischen dem ersten und dem letzten liegen. Nachher hat er einige Persönlichkeiten jenes Freundeskreises zu den Helden verschiedener Geschichten gemacht, und endlich auch mit Rücksicht auf die Zeit und auf die mancherlei Anregungen und Einflüsse derselben eine höhere Einheit in das Ganze zu bringen versucht. In diesem Sinne hat er denn theils jenen Faden gesponnen und theils in den mitgetheilten Conversationen einige moderne Gedanken gegeben, ja sogar die Erzählungen in die moderne Wirklichkeit versetzt, ohne bei dieser spätern Ueberarbeitung zu bedenken, daß jene ersten Productionen einen selbständigen und von den andern durchaus verschiedenen Charakter, eine ganz andere Weltanschauung hatten. Dadurch ist denn freilich, wenn man nur auf das ganze vorliegende Werk sieht, ein schwerer Vorwurf begründet; ohne innere Verbindung wirren sich romantische und moderne Gedanken durcheinander, sodaß jedesmal ein Element als Lüge erscheint, und zwar gewöhnlich das später unvermittelt eingeflochtene moderne. Wollen wir aber dem Dichter gerecht werden, und Das wollen wir durchaus, so müssen wir die ursprüngliche Vereinzelung, soweit es geht, herstellen, die Vorrede streichen, das Einzelne für sich betrachten. Dann bleibt nur noch für den Redacteur dieser zwei Theile der Vorwurf der Ungeschicktheit übrig.

Zum Theil ist diese Sonderung freilich nicht mehr möglich, und auch der Dichter ist in die falsche Richtung gerathen. Es kommt nun darauf an diese zu charakterisiren, worauf wir uns dann wieder zu den abgeschlossenen Productionen wenden können, und ihm dort mit voller Ueberzeugung das Lob ertheilen was wir ihm hier durchaus versagen müssen.

Mosen erscheint den Altromantikern zuerst darin ähnlich, daß er die Poesie in der Wirklichkeit sucht. Das heißt, er ist nicht zufrieden mit jener Poesie welche die Wirklichkeit verklärt, mit jener Goethe'schen also welche nur ein farbiger Abglanz des wild bewegten Lebensstroms sein will, mit jener Schiller'schen die Das als nie veraltend erfaßt was sich niemals begeben hat; sondern er will, daß das Leben poetisch sei. Verfolgt man diese Richtung in der romantischen Schule, so sieht man bald genug ihren Zusammenhang mit allem Uebrigen. Denn wenn das Leben selbst ohne Weiteres poetisch ist, so braucht man es nur getreu zu copiren, um Poesie zu haben; man braucht also nicht das künstlerische Bestreben und die von ihm unzertrennliche Kritik, die den Romantikern so verhaßt ist, obwol sie selbst zum Theil nur Kritiker waren. Endlich, wenn man die Poesie erlebt, so hat man sie auf eine ganz besondere Weise empfangen und genossen, man wird interessant dadurch, und der Cultus der genialen Individualität hat seine Basis gefunden. Man würde aber irren, wenn man diese Richtung absolut verdammte, ohne eine gewisse Berechtigung anzuerkennen. Sie hat nämlich Recht, insoweit sie das dunkele Bewußtsein hat: daß wir endlich aus der hölzernen und ledernen Wirklichkeit erlöst werden müssen, und nur ein solches Leben des Menschen würdig ist in welchem die Poesie auf ganz natürlichem Wege Stoff und Anregung findet und nicht immer mit ihm contrastirt. Bei Mosen ist außerdem diese verkehrte Richtung gleichsam wie ein Nachklang, und eigentlich wol nur eine Uebertreibung der sonst ganz berechtigten Opposition gegen die Poeten der Tendenz und der nackten Ideen. Wir heben eine interessante Stelle heraus. Die Freunde gehen an einem Frühlingsmorgen nach durchschwärmter Nacht spazieren. Einer ruft entzückt:

O, wann wird der Morgen der Freiheit in der Welt einst anbrechen!

So seid ihr, versetzte Benedict, dessen Augen und Gesicht von Lebenslust glühten, selbst die Natur ist euch nicht gut ge-

nug, um sie als Gleichniß für eine Idee zu verpuffen. Meinst du nicht, daß jedes Ding ein Recht hat für sich selbst Etwas zu sein? Muß man denn immer durch die Brille die Welt angucken?

Ich kenne diese Redensarten, entgegnete bitter Johannes, und alle Variationen auf Goethe's Worte: Pfui, ein politisch Lied!

Als ob ich, entgegnete Benedict, verkennen wollte, daß jede erhabene Idee ein Moment der Begeisterung für den Dichter sein könnte, nur muß sie Fleisch und Blut geworden sein, um aus seinem Gemüthe wie eine Blume emporzuwachsen. Meinetwegen besinge die Freiheit wie sie in einer Menschenthat zur Erscheinung gekommen ist, singe von der Liebe wie sie in einer geliebten Seele die Arme um dich breitet, oder vom Frühling wie er dich im Kelche einer Blume anblickt, in den Baumwipfeln flüstert, oder aus der Brust der Nachtigall in einer Mondnacht flötet, singe alle Töne aus der Seele heraus, nur laß die fanatische Kopfstimme aus dem Spiele!

So weit ist Das nun sehr gut gesagt, und es wäre blos noch zu bemerken, daß Benedict als Mystiker auch von jener mystischen (und mehr als mystischen) Einheit zwischen Natur und Geist wissen mußte, daß er es begreifen mußte, wie gerade in der Seele seines Freundes das volle Gefühl des Einen Strebens zur Freiheit leben kann, wenn er das siegende Licht, die aufbrechenden Knospen, den erlösenden Frühlingshauch sieht und fühlt. Hätte Mosen dies in sich gehabt, so wäre der moderne Poet nicht so schlecht gefahren, und hätte etwas Besseres sagen können als die Antwort die nun folgt: er hoffe seinen Freund einst noch verstehen zu lernen. Benedict fragt ihn nun, anstatt ihm zu beweisen, daß die „Rhetorik“, die er seinen Versen vorwirft, eigentlich nicht in die Poesie gehört, ob er niemals etwas Eigenes erlebt habe. Worauf Johannes ein sehr romantisches Abenteuer erzählt, wie er in einer Sommermondnacht auf einem Acacienbaume sitzend ein wunderschönes Mädchen im Bade belauscht. Dies ist romantisch, es ist erlebt, also ist es poetisch, und Benedict fodert ihn auf:

Sieh, so blüht in deinem Leben ein so schöner Baum voll Poesie, daß du nur die Hand auszustrecken brauchst, um die schönsten Blütenkränze dir zu pflücken.

Ebenso bilden die Freunde sich ein, daß ihr Zusammenleben ohne Weiteres nicht nur poetisch, sondern auch namentlich die wirkliche Poesie sei, weil sie ja in romantischer Nacht beisammensitzen und sich abwechselnd romantische Geschichten vorlesen. Das möchte noch angehen, wenn sie nur nicht glaubten, daß mit diesen Nächten nun auch die Wirklichkeit der Poesie ein Ende haben werde. Als nämlich der Convent nahe daran ist sich aufzulösen, heißt es:

Immer näher rückt mir der Gedanke, daß unser Novellenleben am Ende sei; die eherne Wirklichkeit wird die Poesie aufzehren, ehe wir es uns träumen mögen. Laßt uns daher diese wenigen kurzen Stunden noch pflegen wie Blumen, welche nur um so schöner, je vergänglicher sie sind. Johannes hat auf mein Bitten eine Novelle zur Unterhaltung mitgebracht; er trägt sie uns wol vor!

Anstatt das Poetische im Leben und in der Wirklichkeit zu erfassen wo es sich darbietet, bemüht der Romantiker sich es zu erleben und sein wirkliches Leben poetisch zu gestalten. Freilich kann ein Menschenleben absichtslos wie ein Gedicht sein, sobald es aber dazu gemacht werden soll, ist der Reiz und die Poesie verschwunden wie bei allem Gemachten. Dies nächtliche Zusammensitzen und Novellenerzählen gehört nun — wer weiß es nicht? — recht eigentlich in die romantische Schule. Indem Mosen nun die einzelnen Novellen zu verschiedenen Zeiten geschrieben hat, sodaß die Einheit derselben nur in ihm und seiner Entwickelung zu suchen ist, rächt sich der Fehler, daß er sie jetzt verschiedenen Personen in den Mund legt, und diese Personen nachher in der Conversation doch auch nicht anders sprechen lassen kann, abermals durch eine Aehnlichkeit mit den Romantikern. Alle sprechen nämlich ganz in derselben Weise; Benedict der verständig und lebhaft sinnlich sein soll, Johannes der rhetorisch politische Gedichte macht, die Andern endlich von denen weniger hervortritt: — Alle reden sie in demselben träumerisch-elegischen Ton in welchem Mosen selbst, namentlich in den frühern Novellen, redet. So erlebt denn auch Keiner etwas Eigenes und stellt es eigenthümlich dar, sondern alle Ereignisse gleichen sich, und wenn die Namen fehlten, würde man keine Person unterscheiden können. Wir können uns Dies sehr wohl noch specieller erklären. Als Mosen diese Novellen wieder gelesen hat, ist jene träumerische Stimmung über ihn gekommen, und von ihr ist nun das ganze Buch angehaucht; die Conversationen sind nicht wirkliche Gespräche, sondern lauter Ergüsse in blumenreichem lyrischen Stil; die Heiterkeit von der er zuweilen spricht ist ganz von demselben melancholischen Schleier umhüllt, und nur zuweilen bricht die Kraft und das Männliche und Moderne hervor; letzteres um so wunderlicher, je fremder es in dieser Novellenwelt ist, je weniger Mosen in dieser Zeit modern war. Es ist nicht wohl gethan, daß er Alles nun so nah gerückt hat, und selbst vom Rock zu Trier ein Wort fallen läßt. Denn gespensterhaft heben sich neben diesen modernsten Blitzen die altromantischen Gestalten hervor, der Aberglaube, das Wunderbare, das Dämonische und Geisterseherische, welches in den Novellen als ein Wirkliches erscheint. Es ist Hoffmann-Callot und Tieck die wieder auferstehen, und uns mit ihren vom neuen Licht verstörten Gespensteraugen anschauen. Der ganze Werth dieser zwei Theile ruht in den einzelnen Novellen, wenn man sie von allem andern Beiwerk abtrennt; die modernen Gestalten sind entschieden mislungen, weil sie gar nicht ursprünglich in diese Sphäre gehören. Sie sind gemacht und nicht geglückt. Eine Ausnahme davon machen zum Theil nur die welche nicht in dem durch das Ganze verschlungenen Roman, sondern in den selbständigen Geschichten vorkommen. Aber dieser Director Mehlhose, der an der „Evangelischen Kirchenzeitung“ arbeitet, Vorsteher einer Töchterschule ist, und vom sächsischen Cultusminister eingeladen wird seine Stimme über die von den Ständen beantragte Preßfreiheit abzugeben, — dieser Kaspar als Diener aus der alten guten Zeit im Rococopalais, sind entschiedene und misrathene Tendenzfiguren. Nicht viel anders ist es mit dem Doctor Docht, welcher eine Copie

von Ruge sein soll, und mit dem Hofrath Zindel, in welchem Tieck persiflirt wird. Hier galt es die Wahl. Entweder Mosen mußte sich frischweg entschließen dresdener Zustände ganz concret zu schildern; oder, wenn er Das aus mancherlei Gründen nicht wollte noch konnte, so mußte er nicht diese Schatten die er an uns ohne Blut und Leben vorbeispazieren läßt mit all den Einzelheiten schildern, die auf gar Niemand als eben auf die erwähnten Persönlichkeiten passen. Es gab noch ein Drittes, welches lohnender aber auch schwieriger gewesen wäre: aus den Anregungen und Motiven der Wirklichkeit nun Gestalten zu schaffen in welchen weiter Nichts als der Kern, die Weltanschauung, kurz die Hauptsachen conservirt und wiederzuerkennen gewesen wären. Die Romantik copirt und citirt Gespenster; die echte und moderne Poesie muß es machen wie Goethe, der seine Gestalten wahrlich weder blos aus seinem eigenen Ich subjectiv herausgesponnen noch unbesehen von dem wirklichen Leben abgeklatscht hat. Aber auch nur solche Gestalten in denen Jeder etwas Bekanntes sieht, und doch mit allen Versuchen sie persönlich herauszufinden scheitert, haben Kraft und Lebensdauer im Strom der Literatur.

Solche Gestalten hat Mosen nicht geschaffen; aber wol zucken hier und da einige Blitze moderner Gedanken auf an denen man sich freuen kann. Man muß sich einfach mit ihnen begnügen, und nicht den in ihnen ausgesprochenen Charakter consequent durchgeführt sehen wollen. Wir versagen uns nicht einige Anführungen dieser Art.

In München in der Schenke zum Finken sitzt eines Abends ein junger Mann mit einem sehr policeiwidrigen Gesichte, und macht sich einen Spaß daraus die münchener Schule in ihren Marotten zu verhöhnen.

Bei dem andern Krügel Bier das er trank war er schon mit den frömmsten Historienmalern der Gesellschaft in ein tiefes Gespräch verwickelt. Ich begreife nunmehr, sprach er unter Anderm, indem er mit dem Deckel des Krügels klopfte, wie hier der wahre Tiefsinn, der unendliche Mysticismus der Wissenschaft und Kunst gedeihen muß. O, wie verständlich werden mir nunmehr Schelling und Cornelius! Diese schwermüthige Durchgeistung alles Daseins, welche man außer München gar nicht begreifen, kaum ahnen kann, kommt Einem hier von selbst wie Rheuma und Schnupfen. Ihr Jünger der Kunst, wie könnt ihr je glauben, daß ohne den starken Dämon des Biers der große Meister Cornelius je vermocht hätte die große Märchengeisterwelt, insbesondere auch die starken alten Recken, die Trinker des unendlichen Walhallabiers in ihren ehemaligen Menschengestalten heraufzubeschwören? Die jungen Maler machten wehmüthige Madonnengesichter, falteten die Hände über die Bierkriege wie über heilige Gnadenmittel, und hörten dem Evangelium das ihnen eben gepredigt wurde andächtig zu.

Und um auch gleich einer zweiten Stadt der Kunst das Ihrige zu geben, begleiten wir Benedict auf seinem nächtlichen Spaziergange, wo er Dresden da unten schlafen sieht:

Wie lieblich ruhst du da, du schöne Sachsenstadt, Lieblingskind deiner Könige von Polen, von welchem sie Nichts geholt haben als ein ähnliches Schicksal für ihr eigenes Land! Du hast mit Anstand den schwarzseidenen Haarbeutel herübergetragen bis zu dieser Stunde, du warst immer zu vornehm für deutsche Wissenschaft und Poesie, und dich hat nie eine große Idee begeistert. Wie schade, wie jammerschade um dich! Wer einen Schatz heben will, darf nur vorwärts schauen, niemals zurück, sonst verwandelt er sich in Kohlen und Asche!

Wie Mosen überhaupt sich am freiesten fühlt wenn er in die Sphäre der Kunst tritt, so zeichnet sich ein Gespräch über die Malerei der Gegenwart vor allem Uebrigen durch die Präcision und den wirklich modernen Charakter aus. Es heißt darin:

Sind wir Deutsche nicht wenigstens in der Kunst und Poesie wie die Juden, und schreien nach dem Heilande, während wir ihn schon längst an das Kreuz geschlagen haben? Das kommt daher, weil alle unsere Ideale noch außerweltlich sind; wie die Religion so unsere Nationalität mit allen ihren Organen, durch welche sie sich verwirklichen müßte. So leben wir in einem fortwährenden Traum, welchen wir die große Zukunft des deutschen Volkes nennen, dort schwimmt unsere Flotte, dort weht unser Reichspanier, dort werden auch die Heilande der Philosophie, Poesie und jeder Kunst geboren werden — die Gegenwart aber welche wir mit Thaten ausfüllen sollten, um sie lebendig zu machen, verträumen wir — die deutsche Malerei und Poesie haben gerade in unsern Tagen ihre höchste Spitze erreicht. Die Ideen welche jetzt noch Ideale der Kunst sind werden gar bald in die thatsächliche Wirklichkeit hineinsinken. Haben wir Deutsche eine Zukunft, so wird sie von Genies der Thatsachen, nicht aber von Genien der Kunst und Poesie erfüllt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Junius' Briefe. Deutsch von Arnold Ruge. Manheim, Grohe. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Uebersetzung der Junius-Briefe wird ohne Zweifel die politische Gesinnung unsers Volkes beleben, indem sie seiner politischen Bildung einen neuen Nahrungsstoff zuführt. Wenn die Bedeutung des Inhalts und die ästhetische Eleganz der Form die Mittel sind denen eine Schrift ihre Wirkungen verdanken soll, so müssen die Junius-Briefe Jeden hinreißen der gebildet genug ist um beide zu würdigen. Und doch ist es nicht diese Verbindung allein wodurch sich Junius zu einem politischen Schriftsteller ersten Rangs erhebt. Obwol die Verfassung seines Vaterlands der Boden ist in dem Junius wurzelt, so gehen die Wirkungen seines Geistes dennoch über das nationale Interesse hinaus, und machen ihn zu einem Schriftsteller aller freien und gebildeten Völker. Ich suche Dies nicht blos in der künstlerischen Kraft mit der Junius seine Principien ausspricht, in der unwiderstehlichen Ironie mit welcher er seine Gegner besiegt, in der entschiedenen Klarheit die überall seine Aussprüche begleitet. Dies Alles könnte ihn wol zu einem auserlesenen und eleganten Schriftsteller, aber nicht zu der sittlichen Autorität machen mit der Junius das politische Gewissen Englands aussprach, als sich die verfassungsmäßigen Organe dieses Volkes gegen seine Freiheit richteten. Um Dies zu können, muß man das Gewissen seines Volkes sein, und es gehört eine seltene Virtuosität dazu, um die Conflicte des politischen Lebens ebenso scharfsinnig zu beurtheilen als sittlich zu empfinden. Junius ist ein solcher Virtuose; die Freiheit seines Volkes ist seine Seele, alle seine Geisteskräfte sammeln und vollenden sich gleichmäßig in diesem Brennpunkte. Diese Harmonie seines politischen Wesens ist es welche die menschliche Natur überhaupt anzieht, weil sie alle ihre Foderungen befriedigt.

Männer wie Junius, wahr in ihrem Urtheil und unbeugsam in ihrer Tugend, sind nur Schriftsteller, weil sie nicht die Tribunen ihres Volkes sein können. Wir sind gewohnt sie uns als Richter zu denken.

Die Regierung Georg's III., der 1760 den Thron Englands bestieg, versuchte die Rechte des englischen Volkes und seine wohlerworbene Freiheit durch die Mittel der Bestechung und durch ein System ebenso unwürdiger als verdienstloser Minister zu corrumpiren. Der entschiedene Abfall von den whigistischen Principien seines Hauses zu der toryistischen Orthodoxie der Jakobiten bezeichnet das Regime dieses Fürsten, dessen Minister Miene machten die gesetzliche Freiheit des englischen Volkes auf den Tod zu verwunden. Diese ministeriellen Absichten richteten sich gegen die Grundlagen der Volkssouverainetät, indem sie das Parlament, die Gerichte, die Presse beeinträchtigten. Mit der Befugniß des Volkes, allein seine Repräsentanten zu wählen, mit dem Rechte der Geschworenen, über Schuldig und Nichtschuldig in allen Fällen zu entscheiden, und endlich durch den gouvernementalen Einfluß auf die Presse erschien Nichts weniger als die ganze englische Freiheit in Frage gestellt. Und diese ganze Lage der Dinge war um so bedenklicher, als das Unterhaus selbst, das repräsentirende Organ des allgemeinen Willens, zur Unterdrückung der Wahlfreiheit mit den Ministern gemeinschaftliche Sache machte. Die innern und äußern Verhältnisse des Staats erscheinen gedrückt und zum Theil gefährdet: die einen erliegen einer ungeheuern Schuldenlast, während die andern durch die feindlichen Gesinnungen der Colonien in Amerika bedroht und durch einen schmählich erkauften Frieden von Frankreich beschimpft sind. Diese Lage des Staats ist die Schuld unbesonnener und verworfener Minister, die als öffentliche Charaktere gehaßt und als Privatpersonen verachtet sind. Die offenkundigen Parteigänger der Stuarts sind unter ihnen. Frivol und ohne Sympathie für die Verfassung und die Rechte ihrer Nation sind sie talentlos, wie der brutale Grafton, oder durch ihre Talente nur um so gefährlicher, wie der schlaue Mansfield. Der König ist schwach und vielleicht weniger boshaft als seine Minister, ist er doch Nichts als ein Leichnam in ihren Händen. Jeder Patriot mußte diesen Druck seiner politischen Rechte schmerzlich empfinden. Wie konnte auch bei diesen Symptomen einer großen politischen Krankheit die allgemeine Empfindung eine andere sein als die, daß Mehr als Etwas faul war im Staate England? Dem Gefühle Hamlet's mangelte Nichts als die Thatkraft des Brutus. Sie erschien als die Noth sie foderte. Es sind die Junius-Briefe. Unter diesem Namen betrat der große Unbekannte die politische Arena, er hatte die Maske des Römers geliehen, dessen strengen Patriotismus er geerbt hatte, er führte die Dolche des Brutus in seiner Feder. So vertheidigt er die verletzte Constitution seines Volkes mit jener unbesieglichen Kraft zu der sich der Scharfsinn eines freien Geistes stets mit der Reinheit der sittlichen Tugend verbindet; man bewundert diese Kräfte wo sie getrennt erscheinen, wo sie vereint auftreten muß man sie lieben. Junius beweist die Rechte seiner Nation indem er sie empfindet, sie sind in ihm zu Nerv und Charakter geworden, er belehrt indem er richtet, er siegt indem er vertheidigt, er ist Staatsmann indem er zugleich das Gewissen des Volkes ist. Er tritt auf mit einem Briefe an den Drucker des „Public advertiser", indem er über das Regime und seine Minister mit charaktervoller Strenge richtet. Man greift ihn als Zeitungsschreiber an, und er antwortet als öffentliche Stimme; jede Erwiderung auf einen Angriff ist eine Vernichtung des Gegners, ein unerbittliches Todesurtheil in den elegantesten Formen. Junius begreift die Stellung zu der ihn die Gefahr seines Vaterlands berechtigt und seine eigenen Kräfte befähigen, er gehört nicht zu den Politikern der Tagespresse, er ist der Tribun seines Volkes. Die gesetzlose Willkür der Minister und ihre Angriffe auf die constitutionnelle Freiheit des Volkes beurtheilt er, indem er sie direct vor sein Forum zieht, und mit schonungsloser Strenge ihre öffentliche Handlungsweise und ihre sittlichen Schwächen richtet. Es entgeht ihm keine Falte ihres Herzens, er ist von jeder ihrer Handlungen auf das genaueste unterrichtet, und unerschütterlich in seinem Urtheile entfaltet er sie rücksichtslos in seinen Briefen. Er ist der geschworene Richter der ganz England zu seinem Auditorium hat. Ueberall zeigt er dasselbe Römergesicht mit seinen unbewegten, strengen, leidenschaftlichen Zügen, überall glänzt seine Sprache in derselben imponirenden Einfachheit, in derselben classischen Urbanität. So vereinigt Junius mit der Würde des antiken Tribuns und der Strenge des Censors zugleich die geheimnißvolle Haltung der mittelalterlichen Feme. Wenn die Engländer die Virtuosen des Staatslebens sind, so ist ohne Zweifel Junius ihr größter gewesen. Sein Uebersetzer hat Recht wenn er sagt: „Das politische Interesse welches sich an Junius knüpft umfaßt die ganze Logik der Freiheit, und lehrt sie an den prägnantesten Beispielen ihrer Widersacher."

Ruge hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst, er war vielleicht der Einzige dem diese Uebersetzung glücken konnte. Charaktervolle Schriftsteller sind immer schwer zu übertragen, wenn aber geistige Wirkungen von solcher Bedeutung durch ethische Kraft erzeugt werden, dann reicht weder die gründliche Kenntniß der Sprache noch die geschmackvolle Technik der Darstellung aus, die Treue gegen das Original zu erfüllen. Es gehört eine homogene Natur dazu, die im Hinblick auf ihr Original zu dem Bekenntniß berechtigt ist: ich fühle etwas in mir von seinem Geist! Ruge hat den Engländer empfunden, darum hat er ihn nicht übersetzt, er hat Junius Deutsch reden lassen. Es ist ein Zeichen von glücklicher Vorbedeutung, daß wir diese Stimme in dem Augenblicke vernehmen wo eine große politische Bewegung die Geister unsers Vaterlands ergreift. Mögen sie Alle vernehmen, Viele verstehen und Einige beherzigen, dann wird die Zeit kommen wo wir die Originale des Junius erzeugen. Die Grafton und Mansfield sind auch heute noch nicht unmöglich, aber ein einziger freier Mann, wie Junius, macht sie unschädlich. Die Geschichte ist immer freigebig mit den erstern, aber wenn Alles auf dem Spiele steht, greift sie nach ihrem seltensten Stoffe, nach Charakteren wie Junius. Sorgen wir dafür, daß hierin die Geschichte Recht behält!

127.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 251. —— 8. September 1847.

Bilder im Moose. Novellenbuch von Julius Mosen. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Werfen wir nun einen Blick auf die einzelnen Novellen, so weit sie nicht in die Geschichte des Convents allzu wunderlich verflochten sind.

Von Beethoven's Schicksal angeregt, wird im „Königelfenstück" die phantastische Geschichte eines armen nordischen Knaben erzählt, der von Sehnsucht nach dem Höchsten in seiner Kunst getrieben und von unglücklicher Liebe gequält, endlich sich an die dämonischen Mächte hingibt. Denn das Volk sagt, daß König Elf, der König aller Töne und Melodien, zu beschwören sei mit gräßlichen Mistönen; dann hört der Sterbliche das größte Lied und ist in höchster Wonne trunken, aber nie wieder kann er nachher glücklich werden. So geht es denn auch dem jungen Erichson; er quält sich das Königelfenstück nachzuspielen, er wird endlich taub, und nur in seiner Todesstunde gelingt es ihm. Dies Märchen ist mit glänzenden Farben gemalt; das Schönste ist ohne Zweifel die Beschreibung des Genius:

> Da war es mir endlich als sähe ich weit in unermeßlicher Ferne um mich herum einen rauschenden klingenden Kometen schweifen, der wie ein Orkan in immer kleinerm Kreise herandonnerte, und endlich einen großen Regenbogenring um mich herumlegte, mit sieben Farben, welche wie Blitze durcheinander zuckten u. s. w.

Von einer zweiten Novelle, „Vinetus", läßt sich Dasselbe rühmen, wenngleich die etwas phantastische und zuweilen an Hoffmann erinnernde Färbung bei diesen modernen Gestalten sich nicht immer gut ausnimmt. Vinetus ist ein Wassertrinker, und feiert sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Während seine Gäste dem edlen Wein fleißig zusprechen, erzählt er ihnen, wie er zu dieser Enthaltsamkeit gekommen ist. Als er noch Bursch war, da hat ihm die schöne Aloysia in der Schenke ihres Vaters den Wein kredenzt; wie sie aber, nachdem er zürnend geschieden ist, starb, suchte er im Römer seinen einzigen Trost und Ersatz jener verlorenen Seligkeit, bis endlich sein Schwiegervater und seine Frau ihn curirten, indem sie ihm in einer weinseligen Stunde die frühere Geliebte erscheinen und ihm das Gelübde der Enthaltsamkeit abnehmen ließen. So weit ist Vinetus in der Erzählung gekommen, im besten Glauben an die Wirklichkeit jener Erscheinung — da entdeckt seine Frau ihm lachend den gespielten Streich. Wie er Das hört, kommt der alte Dämon über ihn, alle Poesie, alle Liebe aus der Jugendzeit glänzt ihm aus dem flüssigen Gold entgegen, und er ergibt sich von dem Augenblick an maßlos der alten Leidenschaft. Mosen hat diese Scene mit Meisterschaft gemalt, und selten ist ein Becherglas Rheinweins wol besser angeredet und geschildert als von Vinetus:

> Seh' ich euch wieder, ihr feinen, emporhüpfenden, sprühenden Funken, euch lieblichen Geister der Freude? Willkommen! willkommen! Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkranz, der du mit Silber umfassest die herrliche goldgelbe Cactusblume des Weins? Freunde, von heute, von diesem Augenblicke an soll erst mein Leben aufblühen, wie eine Aloestaude die sich ein Jahrhundert lang besinnt und dann plötzlich in einer Nacht einen Blütenwipfel hoch emportreibt, und in einem Augenblick alle Blüten hineinstürzt die sie von so vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Schaut an den Wein! Ist er nicht klar wie die Sonne am blauen Himmelszelt? Trinkt, trinkt! Schmeckt er nicht so recht süß und säuerlich zugleich wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, soll man lachen oder weinen? Trinkt, trinkt! Ist er nicht subtil, leicht, flüchtig, durchdringend wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt, trinkt!

Wir haben diese Stelle herausgehoben, weil gerade in solchen Schilderungen wo er sich in ein Einzelnes, Bestimmtes versenken und hineinträumen kann, Mosen seine Stärke hat. Die humoristischen Figuren der Freunde welche mit Vinetus zusammensitzen sind in manchen Zügen gelungen, aber nicht überall zur Gestalt geworden. Wunderlich genug lautet freilich nach dieser Erzählung, von der wir uns ganz und gern in die romantische Sphäre des Wunderglaubens und des Dämonischen haben versetzen lassen, der Schluß des Erzählers, der uns auf einmal zwingt dies Alles in die moderne Welt, in eine ungeeignete Sphäre zu setzen, indem er sagt, daß das Schlimmste zu befürchten sei, da Vinetus gegenwärtig nach dem königlichen Staatsdienergesetze schon die zweite Verwarnung wegen übermäßigen Genusses geistiger Getränke erhalten habe. Wozu denn die Poesie durchaus in die Wirklichkeit der Gegenwart mit Haut und Haaren hereinziehen wollen? Sie kann in einzelnen Fällen piquanter und interessanter dadurch werden, aber nun und nimmermehr poetischer.

Die Vorzüge und Schönheiten des Einzelnen können nicht aufgehoben werden durch den Compositionsfehler den Mosen gemacht hat, und vielleicht wird das lesende Publicum ihm diesen gar nicht anrechnen, weil es ihn nicht bemerkt und sich nicht davon genirt fühlt. Wir mußten ihn hervorheben, weil Mosen zu den Strebenden gehört, und ein Problem sich gestellt hat welches der wirklichen Kritik würdig ist, insofern es ein modernes sein will. Jener Fehler, jene falsche Richtung wovon wir sprachen, und jene Mängel in der Darstellung des Modernen welche wir rügen mußten erklären sich vielleicht aus etwas Persönlichem. Mosen hat, so scheint uns, zu viel ausschließlichen Umgang mit Künstlern und namentlich mit Malern gehabt, zu wenig mit solchen Charakteren in denen die Gedanken der neuen Zeit herb und eigenthümlich hervorbrechen. Seine ursprüngliche Anlage zum Beschaulichen ist dadurch gesteigert, er hat sich von diesem Künstlerleben ein wenig einspinnen lassen in die glänzenden goldenen Fäden, er hat sich nur in die schönen romantischen Gestalten hineingeträumt, und kann das eigentliche Pathos des Modernen noch nicht fassen und wiedergeben. Er selbst ist so weit mehr eine moderne Gestalt, eins von den interessanten Bildern der Gegenwart, als die Menschen die er zu zeichnen versucht hat. Und sonach möchten wir ihm rathen im Fach der Novelle sich ohne weitere Probleme der Zeit einfach an die freie Production, an das von der Zeit Unberührte zu halten, denn da vermag er, wie wir gesehen haben, Etwas zu leisten; oder aber sich entschiedener der Lyrik zuzuwenden. 124.

Gregor I. der Große nach seinem Leben und seiner Lehre geschildert von G. J. Th. Lau. Leipzig, T. O. Weigel. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Blätter welchen die Aufgabe gestellt ist: alle bedeutenden Erscheinungen der neuern Literatur nach Maßgabe ihres allgemeinen Interesses zu besprechen, dürfen ein Werk nicht unerwähnt lassen welches auf gerechte Anerkennung die gegründetsten Ansprüche hat. Es ist ein Denkmal deutschen Fleißes, deutschen Geistes, unbefangen und gerecht, gründlich und gediegen, nach Inhalt und Form ausgezeichnet. Können wir ihm hier auch nur einen kleinen Raum widmen, so soll ihm doch die wohlverdiente Würdigung nicht versagt werden.

Das Ganze besteht aus zwei gleich wichtigen, aber für einen größern Lesekreis nicht gleich anziehenden, vielleicht zu sehr auseinander gehaltenen, nicht organisch verbundenen Theilen. Wenn der zweite, die Schriften und Lehren Gregor's scharfsinnig entwickelnd und würdigend, tiefere wissenschaftliche Bedeutung hat, und nur die Männer vom Fach zum Studium einladet, so bietet der erste, das Leben und die Wirksamkeit desselben trefflich darstellend, allen Gebildeten nicht blos eine anziehende und befriedigende Unterhaltung, sondern auch reiche Belehrung, Aufschlüsse über sehr wichtige Momente in der Entwickelung sowol der kirchlichen Verfassung als der päpstlichen Macht, und so nicht minder in der Geschichte der Völker.

Schon die kurze Vorrede und noch mehr die gedrängte, inhaltreiche Einleitung bezeugt, daß der bisher uns unbekannte Verf., der in einer einsamen Pfarrei des deutschen Schleswigs mit erleuchteten Geistern der Vorzeit verkehrt, und in beharrlicher Fortsetzung geschichtlicher Forschungen als ein wackeres Mitglied der leipziger Historisch-theologischen Gesellschaft sich bewährt, auf einem hohen, unumwölkten und umsichtigen Standpunkte steht, von dem aus er eine klare Anschauung der Beziehung des Einzelnen zum Ganzen und der Einheit in der Mannichfaltigkeit gewinnt. Wenn es schon ein günstiges Vorurtheil erweckt, daß er sieben Jahre lang mit seinem Gegenstande sich beschäftigte, also Nichts weniger als leichtfertig mit seiner Arbeit hervortrat, so bezeugt das Buch selbst, daß er sich ihm mit einer Vorliebe widmete die ohne die Unparteilichkeit des Historikers zu beschränken ihn ebenso empfänglich machte für Auffassung aller Thatsachen und Beziehungen des innern und äußern Lebens seines Objects, wie unermüdlich und tüchtig in Erforschung derselben.

Daß er gerade Gregor I., der mit größerm Rechte als viele Helden der Große genannt wird, diesen einflußreichen römischen Bischof, darzustellen unternahm, Das ist um so dankbarer anzuerkennen, da derselbe, obwol in den allgemeinen Geschichten der Kirche mehr oder minder in seiner großen Bedeutung anerkannt, doch noch keineswegs in einer speciellen und tiefer eingehenden Biographie so vor Augen gestellt ward wie er es verdient, und wie es in neuerer Zeit hinsichtlich des Justinus Martyr, Chrysostomus, Gregor VII. u. A. geschehen ist.

Gregor I., Sohn einer reichen und angesehenen römischen Familie, geboren um das J. 540, gestorben im März 604, hatte eine feine christlich-religiöse Erziehung genossen, doch keineswegs eine so tiefe wissenschaftliche Bildung gewonnen wie sie seine ältern Biographen ihm beimessen. Aber er war ein Mann von reichem Geist und tiefem Gemüth, ausgestattet mit einem tüchtigen praktischen Verstande und feiner Klugheit ohne Falsch, wenn nicht mit mannichfacher Gelehrsamkeit, doch mit vielseitigen Kenntnissen und gründlicher Einsicht in Alles was seinem Berufskreise angehörte. Dabei zeichnete ihn ein kräftiger Glaube, aufrichtige Frömmigkeit und Demuth, eine reine, freundliche Gesinnung nicht minder als ein durchaus unbescholtener Wandel aus. Er war einer der edelsten Bischöfe welche auf den Stuhl St.-Peter's erhoben wurden. Er hatte sich ernstlich gesträubt diese hohe einflußreiche, aber auch schwer verantwortliche Stellung anzunehmen; als er aber dazu gedrungen und gezwungen worden, versäumte er Nichts was geeignet schien das Ansehen und die Macht seiner Würde geltend zu machen. Er hatte eine hohe Meinung von dieser Würde; aber er verkannte auch die heiligen Pflichten nicht welche durch dieselbe ihm auferlegt waren; es war seine feste, aufrichtige Ueberzeugung, daß der Römische Stuhl der erste und höchste Bischofsitz der christlichen Welt sei, dem sich alle Kirchen der Welt unterwerfen müßten. Wenn er dann Alles aufbot ihm eine möglichst unbeschränkte Macht zu gewinnen und zu sichern, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er von persönlichem Ehrgeiz und selbstgefälliger Herrschsucht sich frei erhielt, persönlich ebenso sehr in der Demuth wie amtlich in der gemessensten stolzesten Haltung blieb. In jener Zeit da das oströmische Kaiserthum in mannichfachen Kämpfen zu wanken begann, Italien durch die Longobarden verwirrt und verwüstet ward, das Frankenreich noch nicht zu fester Consistenz gelangen konnte, und da durch die bürgerlichen Unruhen und Kämpfe auch die kirchlichen Verhältnisse mannichfach sich verwirrt hatten, war es keine leichte Aufgabe die päpstliche Macht zu üben und zu erweitern, ihren Einfluß zu mehren und unwiderstehlicher zu machen, das Kirchenwesen zu ordnen, und dahin es zu bringen, daß die Kirche wie er als nothwendig erkannte sich selbst regiere. Gregor löste seine Aufgabe in Kraft seiner außerordentlichen Thätigkeit, seiner umsichtigen und besonnenen Klugheit, seines unbeugsamen Willens, seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit, seines unermüdlichen und glaubensmuthigen Eifers. Er fühlte tief die Hemmungen welche die Abhängigkeit der abendländischen Kirche von dem orientalischen Römerreiche seinem Streben entgegenstellte; mit bewundernswürdigem politischen Scharfblicke erkannte er zuerst eine Schutzwehr und Hülfsmacht in einer nähern Anschließung des Papstthums an das aufstrebende Frankenreich. Es war ihm

aber auch ein heiliger Ernst die Kirche selbst grundlich zu reformiren; er fing bei dem Päpstlichen Stuhle an, und entfernte von demselben alle Ueppigkeit und alles ungeistliche Wesen; aus seinem frühern Klosterleben an Enthaltsamkeit, strenge Zucht und Sitteneinfalt gewöhnt, verbannte er jeden überflüssigen Prunk, und ging dem hohen und niedern Klerus mit dem rühmlichsten Beispiel einer erbaulichen Lebensstrenge voran. Er erkannte und verstand seine Zeit, eine Uebergangsperiode, in der er die zerstreuten Elemente einer neuen Gestaltung der kirchlichen und politischen Verhältnisse weislich zu sammeln, zu ordnen und anzuwenden verstand. Wie er Ketzer und Schismatiker zur katholischen Kirche zurückzuführen oder zu züchtigen, sein Verhältniß zu seinen Mitpatriarchen und zu den ihm untergebenen Metropoliten und Bischöfen zu ordnen, mit der fränkischen, spanischen und afrikanischen Kirche sich in angemessene Beziehung zu setzen, dem griechischen Kaiser gegenüber sich festzustellen wußte, Das bezeugt nicht nur eine ungemeine Weltklugheit, sondern auch eine geistige Ueberlegenheit die mit einer unbestechlichen Gerechtigkeit verbunden war. Was er zur Bekehrung Englands gethan, nachdem er verhindert worden selbst wie er beabsichtigte dahin zu ziehen und das Evangelium zu predigen, Das ist auch ein schönes Denkmal seines heiligen Eifers. Seine Verdienste um die Ausbildung der Liturgie sind von alter Zeit her anerkannt, obwol nicht in jeder Beziehung nachweisbar. Die Einführung der Musik in die gottesdienstliche Feier ist sein besonderes Verdienst; er stiftete Sängerschulen, daher er denn als Schutzheiliger der Schulen überhaupt gepriesen, und sein Festtag zu einem allgemeinen Schulfest erhoben ward. Das ihm beigemessene „Sacramentarium" (Präfationen und Gebete enthaltend) sowie das „Antiphonarium" war vielleicht nur eine erweiterte und geordnete Zusammenstellung früherer Rituale; was ihm davon eigenthümlich gehört ist um so weniger zu ermitteln, da seine Sammlung, sowol das „Sacramentarium" als das „Antiphonarium", später mit mancherlei Zusätzen versehen worden ist.

Seiner Reformation und Fortbildung des Kirchengesangs legte er die schon von Ambrosius eingeführte griechische Gesangweise zu Grunde, aber gestaltete ihn eigenthümlich, und der nach ihm benannte Gregorianische Gesang gewann in den occidentalischen Kirchen den Vorrang. Er gilt als Vater des Choralgesangs, und ihm wird die Einführung des diesem zu Grunde liegenden cantus firmus oder planus zugeschrieben, nämlich diejenige Gesangsweise „welche ohne Figuren einfach die Noten ausdrückt, und für sie ein gleiches Maß bewahrt, ohne Beachtung des Rhythmus und Takts, entgegengesetzt dem aus dem Ambrosianischen Gesange entstehenden rhythmischen cantus figuratus". Der Gregorianische Gesang unterschied sich von dem Ambrosianischen durch seine größere Weichheit und Lieblichkeit; nur fehlt ihm die Verbindung des Rhythmus und des Metrums mit der Melodie, welche dem Ambrosianischen Gesange eigenthümlich ist. Hr. Lau hat darüber schätzbare Bemerkungen mitgetheilt.

Wenn man Gregor I. beschuldigt den christlichen Cultus mit zu viel Prunk und Gepränge umgeben und überladen zu haben, so ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß er das Seine dazu beigetragen hat; aber es darf auch nicht übersehen werden, daß die ursprüngliche edle Einfalt schon früher einem überladenen Ceremoniendienst gewichen war, und daß Gregor nur im Sinn und Geist seiner Zeit, von deren Fesseln er keineswegs ganz frei war, das Gegebene ordnete und gestaltete. Wer der Geschichte des christlichen Cultus gern nachgeht, wird mit Befriedigung die umständliche Darstellung des Gregorianischen Rituals lesen wie der Verf. sie mitgetheilt hat. Gregor aber wollte durch die vielen Ceremonien keineswegs die Predigt verdrängen, vielmehr empfahl er angelegentlich den Bischöfen und Priestern dem Volke das Evangelium zu verkündigen, und belobte gute Prediger, ertheilte auch selbst Pastoralvorschriften dazu. Die Hauptsumme derselben ist: Der Prediger soll populair reden, allezeit beachten 1) was er sagt, 2) wem er es sagt, 3) wann er es sagt, 4) wie er es sagt, 5) wie viel er sagt. Seine eigenen Predigten waren kurze, einfache und schmucklose Auslegungen der Heiligen Schrift. Das Praktische ist ihm die Hauptsache.

Bei einem schwächlichen, auch durch frühe strenge Kasteiungen geschwächten Körper, unter mancherlei stets sich erneuenden Krankheiten hat seine Thätigkeit und sein Berufseifer Außerordentliches geleistet, selbst da noch als er Jahre lang ans Bett gefesselt war. Die peinlichsten und unerträglichsten Schmerzen ertrug er zwar mit großer Geduld und Sanftmuth, aber sie beugten seine Seele, und er sehnte sich herzlich nach Erlösung von allem Uebel. Er starb vielbeklagt von den Römern und vielbeweint, nachdem er 13 Jahre 6 Monate 10 Tage sein schweres, mühseliges Bischofamt mit großer Treue verwaltet hatte.

Wir können diese Anzeige nicht besser schließen als mit den Worten in welchen der Verf. die geistigen Eigenthümlichkeiten Gregor's geschildert hat.

„Mit einem klaren praktischen Verstande verband er ein mildes gütiges Herz, aber ohne Schwachheit; den hartnäckigen Uebertretern der Gesetze furchtbar durch seine unerbittliche Gerechtigkeit, den Neuigen ein nachsichtiger Oberer, seinen Freunden ein warmer Freund, aber das Wohl der Kirche und die Gerechtigkeit höher achtend als die Freundschaft, und daher gegen Nachlässigkeiten der Freunde streng. Mit einer großen Klugheit die alle Umstände weise berücksichtigte, und die verschiedensten Charaktere zu einem bestimmten Zweck zu leiten wußte, vereinigte er eine unerschütterliche Standhaftigkeit, die in dem als Recht Erkannten keinen Schritt wich, doch ohne Starrsinn. Festhaltend an den Rechten der Kirche, und die Privilegien des Apostolischen Stuhls mit unbeugsamem Sinn bewahrend, wollte er für seine Person keine Ehre; denn so hoch er von der Kirche und dem Apostolischen Stuhle dachte, so bescheiden urtheilte er über sich selbst, — Demuth war ihm die wichtigste und erhabenste Tugend. Es erfüllte ihn ein unermüdlicher Thätigkeitssinn, der mit gleichem Eifer das Wichtige und das Unwichtigere besorgte, dem Nichts zu groß, Nichts zu geringfügig für seine Beaufsichtigung erschien. Er war ein warmer Patriot, der nicht nur für das geistige sondern auch für das leibliche Wohl seiner Landsleute unablässig sorgte. Man verdankte seiner Sorgfalt und seiner Entschlossenheit mehr als ein mal Rettung von den Longobarden und Hülfe in der Theurung. Seine Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft war ausgezeichnet."

„Bei einem klaren, vorurtheilsfreien Blick in mancher Beziehung theilte er doch die befangene Denkart seiner Zeit; seine mönchische Denkweise und sein gesunder christlicher Sinn waren in Widerspruch miteinander, und bald trat der eine bald der andere siegreich hervor." — „Seine persönlichen Eigenschaften waren ausgezeichnet, seine Pläne großartig; in ihrer Ausführung zeigte er große Einsicht und Festigkeit, kluge Berechnung und Beherrschung der Menschen und Umstände, und was er geleistet, war von unermeßlichem Einfluß für die ganze Folgezeit. Freilich ist sein Einfluß in mancher Hinsicht auch schädlich gewesen; aber nicht ihn, sondern die Zeit muß man hierin anklagen; er wollte das Beste wie er es erkannte, und was er genützt hat, Das ist ihm selbst zuzuschreiben. Unter allen Päpsten des 6. und der folgenden Jahrhunderte strahlte er als ein Stern erster Größe hervor."

Möge der Verf. seine Muße und sein Talent ähnlichen verdienstvollen Arbeiten widmen! 67.

Bibliographie.

Beschreibung der Landeskrone bei Görlitz nebst den Sagen und der Geschichte dieses Berges. Görlitz, Heinze u. Comp. 24. 5 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 60ster bis 62ster Band. Delphine von Anne Louise Germaine de Staël. Aus

dem Französischen. 2te Auflage. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 12. 2 Thlr.

Bismark, F. W. Graf v., Aufzeichnungen. Karlsruhe, Nöldeke. Gr. 8. 3 Thlr.

Carus, C. G., System der Physiologie. 2te völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1ster Theil. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Cramer, S., Zur klassischen Walpurgisnacht im zweiten Theile des Goethe'schen Faust. 2te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 8 Ngr.

Dalberg, M. F. Freifrau v., Aus dem Leben einer deutschen Fürstin. Mit 3 Stahlstichen. Karlsruhe, Nöldeke. Gr. 8. 2 Thlr.

Fischer, F., Die Metaphysik, vom empirischen Standpunkte aus dargestellt. Zur Verwirklichung der Aristotelischen Metaphysik. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 25 Ngr.

Gleiß, F. A., Der verlorne Sohn. Ein Buch für das Volk. Glückstadt, Würger. Gr. 8. 10 Ngr.

Goethe's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von Heinr. Viehoff. 2ter Theil. Periode der classischen Kunstpoesie 1783—1805. Düsseldorf, Bötticher. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Heliodora. Ein christliches Gedicht aus Juvavia. Von J. S. M. Salzburg, Mayr. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Heppe, H., Geschichte der hessischen Generalsynoden 1568—1582. Nach den Synodalakten zum ersten Male bearbeitet und mit einer Urkundensammlung herausgegeben. 1ster Band, die Geschichte der Generalsynoden von 1568—1577 enthaltend. Kassel, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heubner, H. L., Predigten über die sieben Sendschreiben Jesu Christi in der Offenbarung Johannis und über das hohepriesterl. Gebet Joh. 17. nebst einigen Reformations- und Gedächtnißpredigten. Berlin, A. v. Schröter. Gr. 8. 2 Thlr.

Jane, Emma, Alice oder die Christin als Tochter, Schwester, Freundin und Gattin. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Verlags-Magazin. 8. 1 Thlr.

Jörg, J. C. G., Zehn Gebote der Diätetik aufgestellt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Julie und ihr Haus. Eine Reliquie. Von einem Epigonen. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr.

Kaulbars-Demmin, Gedanken-Blüthen und Früchte. Aus den Fluren der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in kleinen Dichterbildern 2c. Demmin. 8. 10 Ngr.

Kell, J., Wanderbuch durch Oestreich. Altes und Neues über Land und Volk. Zwickau. 8. 6 Ngr.

Kerst, Th., Die Vögel des Aristophanes in Hinsicht auf Idee, historische Beziehung und komischen Charakter. Erfurt, Müller. 8. 12½ Ngr.

Klotz, F. A. A., Auslegung der Schriftstelle des Briefes Pauli an die Galater Kap. 3. V. 20. — Mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiten von Gurlitt und Reinhardt. 1ste Abtheilung: Wortbetrachtung. Landsberg a. W., Schäffer u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Leschke, J. W., Das Leben im Glauben des Sohnes Gottes. Dargestellt in Sonetten. Stuttgart, Steinkopf. 8. 15 Ngr.

Lever, Ch., Der Ritter von Gwynne. Eine Erzählung aus den Zeiten der engl. Union. Auf Veranstaltung des Verf. aus dem Englischen übersetzt von G. N. Bärmann. In drei Theilen. 1ster Theil. 1stes Heft. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

(Lindenschmit, W.) Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert? Mainz. 1846. Imp.-4. 1 Thlr.

Menzzer, C. L., Naturphilosophie. 1ster Band. — A. u. d. T.: Allgemeine Einleitung in die Naturphilosophie und Theorie der Schwere. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 1 Thlr.

Orla. Dramatische Dichtung. Neue mit einem Anhange vermehrte Ausgabe. Mannheim, Grohe. Gr. 8. 1 Thlr.

Räbiger, J. F., Kritische Untersuchungen über den Inhalt der beiden Briefe des Apostels Paulus an die Korinther-Gemeinde mit Rücksicht auf die in ihr herrschenden Streitigkeiten. Ein Beitrag zur Erklärung der beiden Briefe. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. 1ster Theil. 1784—1788. Berlin, Veit u. Comp. 8. 1 Thlr.

Sigler, D., Ein Blick in Frankreichs Fremden-Legion. Lauter Wahrheit, nicht Dichtung. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 12. 9 Ngr.

Taufkirchen-Engelburg, Gräfin Fanny, Die Schwestern von Savoyen. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vonbun, J. F., Volkssagen aus Vorarlberg. Wien. 16. 9 Ngr.

Wachsmann, C. v., Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1848. 11ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Focke. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke zur Censur, Philosophie und Publicistik aus dem Jahre 1842. Gesammelt und herausgegeben von A. Ruge. Ausgabe in 1 Bande. Zwei Theile. Manheim, Grohe. Gr. 8. 1 Thlr.

Anrede des Cardinals und Fürst-Erzbischofes Friedrich an die Convertenden Frau Anna Zetter und deren vier Töchter bei ihrer Aufnahme in die Gemeinschaft der katholischen Kirche. Gehalten zu Salzburg am 12. April 1847. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 3 Ngr.

Elditt, H. L., Erinnerungen an Heinrich Pestalozzi, zum Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart auf dem Gebiete der Erziehung, in vier Vorlesungen, vor einem Kreise von Damen gehalten. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Ezler, J. A., Die Auswanderung nach der Tropenwelt. Ulm, Müller. Gr. 16. 6 Ngr.

Grundsätze und Glaubensstandpunkt der freien evangelischen Gemeinde zu Halberstadt. Halberstadt, Frantz. 8. 1 Ngr.

Hast, J., Wohin? und Wie? Eine Stimme aus dem Volke zur Feier der Ersten Einberufung der Allgemeinen Stände. Den Königl. Ministern und des Landes hohen Ständen. Berlin. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klingmüller, F., Ein Beitrag zur Lösung der Frage: „Wie sind die Veranstaltungen zur Fortbildung angestellter Volksschullehrer am zweckmäßigsten einzurichten?" Eine gekrönte Preisschrift. Landsberg a. d. W., Volger u. Klein. 8. 7½ Ngr.

Löwenthal, J., Oesterreichs Schifffahrt als Nachtrag zu C. v. Schwarzer's Land- und Seehandel Oesterreichs 2c. Triest. Gr. 8. 8 Ngr.

Lust, H., Ueber die Emancipation der Juden. Grünberg, Levysohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Neumann, N. H., Die Aufhebung des Proletariats mit Rücksicht auf Credit-Gesetze, Wucher-Gesetze und Armen-Verwaltung. 2te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 16. 7½ Ngr.

Röse, F., Ueber die Kunst zu philosophiren. Habilitationsrede gehalten am 18. Mai 1847. Basel, Schweighauser. 8. 5 Ngr.

Süß, J. J., Offenes Sendschreiben an Hrn. v. Beckerath, Abgeordneter bei dem vereinigten Landtage in Berlin, betreffend dessen Amendement: „Soll die Ausübung der ständischen Rechte an keinerlei Art von religiösen Bekenntnissen gebunden sein?" Köln, Welter. 12. 3 Ngr.

Weinholz, A., Nante's erste Omnibus-Fahrt in Berlin. Leipzig, Koffka. 8. 7½ Ngr.

— — Sonettenkranz, den Mitgliedern des ersten vereinigten Landtages gewunden. Leipzig, Koffka. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 252. —— 9. September 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Zweiter Artikel.*)

16. Robert Prutz' dramatische Werke. Erster Band: Nach Leiden Lust. Komödie in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. hat vollkommen Recht wenn er in seiner Einleitung sagt, daß, so lange die Entwickelung unserer dramatischen Kunst an die Hoftheater geknüpft sei und wir einer Volksbühne entbehren, so lange eine fürstliche Migräne, Verstimmung, Laune über Tod und Leben unserer Stücke entscheiden, es ein Recht des Dichters sei, von der unfreien Bühne an das freie Publicum zu appelliren. Er hat Recht; allein es ist überhaupt die Frage ob die Kunst mehr durch Begünstigung oder durch Schranken gefördert werde: eine Frage die noch gar nicht entschieden ist, und die viele Verständige für die letzte Alternative bejahen; denn „Schranke" erscheint überall als ein Wesen der Kunst mitgegeben. Denken wir uns, besonders in Deutschland, eine uneingeschränkte dramatische Kunstübung, so muß uns frösteln. Die Schranken welche in der Kunst selbst liegen genügen erfahrungsmäßig nicht uns vor einer Flut des Schlechten und Unzulässigen zu schützen; zur Hervorbringung des nach allen Richtungen hin Gesetzmäßigen und Fertigen scheinen vielmehr auch die äußern Schranken nützlich und förderlich. Es kommt nur darauf an sie gut zu nutzen. Ihr geschicktes Umgehen fördert die Kunst; Halbgesagtes wirkt, weil es den Geist des Hörens in eigene Thätigkeit versetzt, zwiefach, Alles zu sagen ist ein Fehler, eine Sünde des Dichters gegen sich selbst.

Das hier gegebene Drama gehört jener Gattung idealer Lustspiele an welche dem begabten Dichter besonders weite Schranken öffnet, in denen er sein geistiges Ritterthum im Scherz und Ernst tummeln lassen kann; eine Gattung die so viel Verführisches hat, daß keine begabte Natur derselben widersteht. Wir setzen hinzu, daß der Autor sich mit Glück in dieser weiten Schranke bewegt. In der Gestalt des Usurpators Cäsario bringt er die Gewalt und Machtbegierde welche vor keinem Mittel zurückbebt, in Leonardo den guten aber durch Schmeichelei verblendeten Herrscher, in Claudio den treuen Fürstendiener, in Loander den trotzigen Knecht eines übermüthigen Gewalthabers, im Haushofmeister die alberne Servilität, in seinem Sohn Michel den dünkelhaften Oppositionsmann, in den Lakaien den blöden Materialismus des großen Haufens, in Herzog David fürstliche Beschränktheit und fürstlichen Egoismus, in seiner Tochter Maria endlich die schwärmerische Weiblichkeit, die nur einen Helden lieben will — vortrefflich und oft mit Shakspeare'schem Pinsel zur Anschauung. Es ist ein Werk voll Gedanken, wenn auch der Plan des Ganzen nur aus den gewöhnlichen Elementen aufgebaut ist. Der vertriebene Leonardo gelangt wieder zum Thron, und ist mit seiner Braut Maria glücklich.

Und eine Stimme sagt ihm in der Brust:
Wer redlich kämpft, dem blüht nach Leiden Lust.

Im Ganzen genommen ist die Satire welche den prosaischen wie den rhythmischen Theil des Stücks durchzieht jedoch allzu bitter, allzu herb; es wäre besser, der Verf. hätte seine Gedanken wo sie Indignation ausdrücken etwas mehr verschleiert; die fürstliche Albernheit wie die des Pöbels, die Tugend Leonardo's wie das Laster Cäsario's treten unserm Gefühle ein wenig zu grell entgegen. Die Kunst des dramatischen Dichters besteht wesentlich im Verschleiern; seine Macht und seine Wirkung sind Fühlenlassen und Entdeckenlassen. König Claudius und Macbeth werden sich selbst nie als Schlechte und Verworfene bezeichnen, und Polonius ist nie völlig albern. Scharfer Witz ist dem Verf. nicht abzuerkennen. „Ein rechtes bürgerliches Gedächtniß", sagt der Haushofmeister zu seinem Sohn, „ist wie ein gutgezogener Jagdhund: es kommt, es geht, es bringt her, es läßt liegen, Alles wie sein Herr es will; suche also den Mangel deiner Natur zu verbessern." Auch die Sprache beherrscht er gut, wie Cäsario's Thronrede, des Einsiedlers Monolog und die Scene zwischen Leonardo und Maria im zweiten Act bekunden können. Den geistreichen Poeten aber zeigt das ganze Stück.

17. König René's Tochter. Lyrisches Drama von Henrik Hertz. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers Fr. Bresemann. Berlin, A. Duncker. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Die treffliche Dichtung welche der dänische Dichter Hertz der dramatischen Welt geschenkt hat erscheint hier in einer sorgfältigen und sehr gelungenen Uebersetzung, die den zarten und poetischen Gedanken des Originals ein zartes und dichterisches Gewand des Ausdrucks leiht. Wir haben diesem Gedichte im verflossenen Jahre seinen Rang unter den ersten der dramatischen Jahreserzeugnisse angewiesen: in Hinsicht auf das lyrische Element, so weit es im Drama Platz findet, wurde ihm der verdiente Preis zuerkannt.*)

18. Die Brüder. Mythische Tragödie in drei Abtheilungen. Von C. J. Schmidt. Wien, Ueberreuter. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

19. Sophonisbe. Tragödie in fünf Acten. Von C. J. Schmidt. Wien, Ueberreuter. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Welche Bedenken gegen die dramatische Behandlung antiker Stoffe dem modernen Bühnendichter entgegentreten müssen, haben wir mehrmals und zuletzt im vorigen Jahr in Nr. 271 bei Besprechung von Falkenberg's „Amulius" und in Nr. 333 bei Weber's „Spartacus" zu erörtern Gelegenheit gehabt. Es handelte sich dort jedoch mehr um Stoffe der alten Geschichte als um solche die der Mythe angehören; die letztern aber stehen offenbar zu der dramatischen Dichtung wie wir sie begreifen in einem viel günstigern Verhält-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 168 — 171 d. Bl. D. Red.

*) In Nr. 334 d. Bl. f. 1846 wurde ausführlich über dieses Werk nach der Leo'schen Uebersetzung berichtet; es ist seitdem bereits die dritte Auflage derselben erschienen. D. Red.

niß als die erstern. Das allgemein Menschliche in ihnen läßt auch die moderne Dramatik zur Entwickelung aller ihrer Mittel und Wirkungen gelangen, es sprengt die Schranken welche Sitte und Herkommen den historischen Stoffen vorzeichnen. Daß und wie Dies geschieht, läßt sich an den vorliegenden beiden Arbeiten deutlich und auf lehrreiche Art erkennen. Während König Atreus in den „Brüdern", Aegisthes und Thyest unsere volle Theilnahme in Anspruch nehmen, Situation und Kampf unter ihnen von uns warm und lebendig mit durchlebt wird, ist Sophonisbe Nichts als Bühnenheldin für uns, und Massinissa ringt vergeblich nach einem Fünkchen unserer Theilnahme. Das furchtbare Geschick der Pelopiden Atreus und Thyestes, das in der Rache des Aegisth seinen Abschluß findet, bewegt an sich jede menschliche Brust, es bedarf der poetischen Zuthat hierbei nicht: der kleine Kummer des Massinissa dagegen und Sophonisbe's unnothwendiger Tod kann ohne den Beistand poetischer Steigerung der Gefühle keine Bewegung in unserer Seele hervorrufen. Die poetische Umkleidung des Stoffs ist aber nicht des Autors starke Seite, er hat sich in dieser Beziehung so ziemlich auf Das beschränkt was er in Voltaire früher einmal gelesen hat. In den „Brüdern" ist er hingegen selbständiger und trifft den Ton der Schicksalstragödie, den Ausdruck für den vergeblichen Trotz gegen das Fatum und den Götterwillen beiweitem besser. Die Diction gehört der mittlern Sphäre an, und weist Bildung und Geschmack, doch keine besondere Begabung nach. So gehen diese beiden Stücke mit einer unendlichen Schar anderer den unvermeidlichen Weg der Vergessenheit — in Deutschland eine breitgetretene Straße!

20. Lea. Drama in drei Acten. Nach Wilhelm Hauff's Novelle „Der Jud Süß". Von E. F. Grünewald. Darmstadt, Pabst. 1846. 8. 15 Ngr.

Dies Stück, schwach in Sprache und Ausdruck, hat unleugbar gute dramatische Intentionen, und ist reich an effectvollen Situationen. Es ist in dieser Beziehung mit „Cabale und Liebe" verwandt, und enthält in der That Scenen welche der durch ihre dramatische Steigerung berühmten Schlußscene im zweiten Act an Wirkung wenig nachstehen. Hierin beruht das Verdienst dieser Arbeit und hiermit endet es; alles Uebrige gehört dem Novellendichter an oder ist schwach und unlöblich. Unbefriedigend ist namentlich die Art wie Gustav sich von Lea trennt, und der Tod der Letztern von den Bayonneten die gegen ihren Bruder gerichtet sind. Indessen so wenig dieser Schluß für einen solchen gelten kann der den tragischen Bedingungen entspricht, so viel Aussicht hat das Stück, auf der Bühne dem gewöhnlichen Theaterpublicum zu genügen, und es würde sich, wäre nur der Ausdruck reiner und gefeilter, in dieser Rücksicht immerhin empfehlen lassen.

21. Der Christabend eines Proletariers. Lebensbild in einem Act. Von W. Adel. Leipzig, Koffka. 1847. 8. 7½ Ngr.

gehört zu den gutgemeinten, aber der Kunst ganz fernstehenden Rührstücken, in welchen Noth und frommer Sinn sich verbünden, um das Herz weich zu machen. Es braucht wahrlich in unsern Tagen keiner geistigen Anstrengung dies Ziel zu erreichen; nie vielmehr hat die Kunst, so scheint es, einen entschiedenern Beruf gehabt, die Seelen über eine traurige Wirklichkeit, wenn möglich, sanft hinwegzuheben, als eben in unsern Tagen. Daß von Kritik und von ästhetischem Werth bei einer Arbeit nicht die Rede sein könne welche damit anfängt, daß man kein Brot im Hause habe, und damit endet, daß man Dukaten vertheilt — versteht sich wol von selbst.

22. Die Patricier. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von G. F. Rank. Zweite Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 15 Ngr.

23. Der Emporkömmling, oder Bürger und Aristokrat. Charaktergemälde in fünf Aufzügen. Von G. F. Rank. Zweite Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 15 Ngr.

sind kaum höher anzuschlagen als das vorhergehende Stück, wiewol sie mehr Ansprüche machen. Das erste Drama, einer bekannten Döring'schen Erzählung nachgebildet, bekundet in seiner Scenenführung Mangel an Erfahrung und Ungeschick, der Inhalt gehört dem Verf. nicht an. Die Erzählung hat bei dieser Formumbildung Nichts gewonnen, der dramatische Effect ist entweder gar nicht oder nicht mit den rechten Mitteln gesucht: das Stück befriedigt in keiner Beziehung, so reich der Charakterstoff in dem Vorwurf auch ist. Die alte blinde patricische Grossmutter, ihr Sohn und ihr Enkel thun, indem sie sich uns auch nicht einmal von einer achtenswerthen Seite zeigen, alles Mögliche um uns verhaßt zu werden, und die Strafe welche sie endlich trifft entspricht und beruhigt unsere Empfindung für sie noch nicht genug. Das zweite Stück zeichnet sich durch Inhaltlosigkeit und schleppenden Vortrag aus. Der Verf. prunkt mit einem Aristokratenhaß und einer freiheitliebenden Gesinnung welche heutzutage wohlfeil genug sind, und die ihm wenigstens schlecht genug stehen. Es ist wahrlich Nichts dahinter, wenn er auch zehn mal ausruft: Sieg dem Genius wahrer Freiheit! Sieg dem Gedanken! — und wir möchten ihm aufrichtig rathen zuvörderst „Gedanken" in seine Arbeiten zu bringen, bevor er dem Gedanken an sich den Sieg wünscht. Solche ideenlose und dennoch aufgeblähte und befriedigt sich selbst bespiegelnde Leistungen sind die schlimmsten Gegner mit welchen es die echte Kunst, vorzüglich aber die dramatische, zu thun haben kann, weil sie dem Bessern den Platz verengen und dem Ungeschmack einen schwer zu beseitigenden Vorschub thun.

24. Friedrich der Einzige in Rheinsberg. Idyllisch (?) dramatisches Gedicht. Von Karl von Scharten. Berlin, Schartmann. 1847. 16. 22½ Ngr.

Es fehlt dem Verf. nicht an Gedanken, wol aber an der dramatischen Gestaltung derselben und an dem Ausdruck für sie, wie ihn das Drama begehrt. Ein Hauptfehler seines Stücks ist, daß zu viel von dem Helden desselben gesprochen wird, ohne daß er selbst anders als in einer einzigen Scene, und auch hier nicht handelnd, hervortritt. Die schöne, dem Besten und Höchsten im Leben gewidmete Existenz Friedrich's in Rheinsberg hat der Verf. wohl begriffen, auch hat er davon ein ganz anziehendes Bild gegeben, aber zu einem Drama ist seine Arbeit nicht emporgewachsen. Denn die Erfindung, daß Friedrich einem zum Tode verurtheilten Rekruten das Leben zu retten sucht, steht als eine vollständige Zufälligkeit nur äußerlich neben dem Stücke, nicht mit diesem im organischen Zusammenhang und ohne allen Bezug auf die Zeichnung des Helden. Nichtsdestoweniger enthält das Stück, obschon die Sprache etwas an gesuchter Dunkelheit und unzeitigem Schwulst leidet, einige lesenswerthe und gutgezeichnete Scenen, welche die philosophische Ruhe in dieser Epoche des Lebens des großen Königs gut ausdrücken und richtig bezeichnen. Von der Art ist das Gespräch mit Sonning über Freimauerei, z. B.:

Sonning.

. . . in Erdendingen
Darf man zu tief ins Innere nicht schauen.
Geräth man ins Zergliedern erst
Und Forschen aufs Woher, Wozu, Wohin,
Will Alles man mit Engelzungen schmecken —
Dann ist es aus mit Allem . . .

Friedrich.

Man muß indeß auch häufig gar zu sehr
Genügsam sein, um schmackhaft Das zu finden
Was allzu sehr nach erdiger Substanz
Und nach Erbärmlichkeiten schmeckt.

Sonning.

Man nimmt vorlieb und denkt sich stets das Beste.
Die Tafel ist gedeckt, der Wirth nicht da,
Ein and'res Gasthaus auch nicht in der Nähe —
So haut man ein — und mäkelt nicht . . .

Friedrich.

. . . und wischt sich dann den Mund
Und wandert weiter — immer weiter . . .
Gewiß, so mag's vom guten Wirth gemeint sein.
Zur Loge denn — für diesmal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Capefigue, 1814 und 1815. Der Wiener Congreß und das heutige Europa. Nebst actenmäßiger Darstellung der königl. preußischen Decimation des seinem Eide treu gebliebenen sächsischen Heeres, von einem alten sächsischen Veteranen. Grimma, Verlagscomptoir. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus welchem Grunde und um welcher Vorzüge willen ein deutscher Schriftsteller das genannte Buch Capefigue's übersetzt hat, bekennen wir nicht recht einzusehen. Denn neue Aufschlüsse oder unbekannte Thatsachen finden wir in ihm durchaus nicht, und der glänzende Aufputz den Capefigue's Beredtsamkeit seinen Gedanken in der französischen Urschrift verliehen hat fehlt der deutschen Uebersetzung gänzlich. Ferner ist die Geschichte des Wiener Congresses lediglich vom französischen Standpunkte aus geschrieben worden, und mit aller Anmaßung und Begehrlichkeit deren die Diplomaten der großen Nation fähig sind. Ein deutscher Schriftsteller hätte doch wahrlich Bedenken tragen sollen Stellen zu übersetzen wie die auf S. 43, wo Talleyrand's Einfluß in Wien belobt und seiner Zähigkeit allein die für den König von Sachsen günstigere Entscheidung zugeschrieben wird; wo mit lautem Jubel geschrieben ist, daß Frankreich schon damals wieder eine Art unmittelbarer Protection in Deutschland geübt hat; es eine der erfreulichsten Seiten der Wiener Congreßverhandlungen genannt wird, daß das Gouvernement eines kürzlich erst eroberten Landes (Frankreichs) mit so entschiedenem Erfolge in Angelegenheiten auftreten konnte die einzig und allein Deutschland selbst angingen! Für diese Stelle hat der Uebersetzer keine Anmerkung gehabt! Ebenso wenig fühlen wir uns zu langen Widerlegungen anderer Unrichtigkeiten bewogen: daß der Brief Blücher's an einen Mecklenburger auf S. 109 nicht von dem alten Marschall herrühren konnte, hat der Uebersetzer doch bemerkt. Was endlich über die Juliusrevolution und über die neuerliche Einverleibung der Stadt Krakau gesagt ist, hat gar keinen innern Gehalt. Daß Capefigue der erstern nicht hold ist, weiß man, und daß ein so eitler Franzose als er über die letztere, welche ohne Einwirkung seiner Regierung vollzogen worden ist, den bittersten Verdruß empfunden hat, ist aus so vielen Tiraden bekannt, daß es überflüssig wäre nur noch ein Wort hinzuzusetzen. Eine staatsrechtliche Erörterung von der Bündigkeit und Klarheit wie sie Perthes auf wenigen Seiten gegeben hat darf man bei Capefigue nicht erwarten.

Anziehender ist allerdings der zweite Theil des Buches, freilich mit einem etwas sonderbaren Titel, denn die in Folge der Theilung Sachsens geschehene Theilung seines Heers konnte doch unmöglich eine „Decimation" heißen, selbst wenn man nicht bei dem ersten Sprachgebrauche des Wortes stehen bleibt, und den eben der Verf. bei dem Worte „Veteran" verlassen hat, den er noch durch den Zusatz eines „alten" zu verstärken für nöthig fand. Wir sehen indeß hiervon ab, wollen auch ununtersucht lassen, ob nicht Capefigue's Schrift blos aus dem Grunde übersetzt ist um die Theilung Sachsens nochmals zur Sprache zu bringen, und in Folge einer auf S. 43 hingeworfenen Aeußerung eine Veranlassung zu haben die seit Jahren gesammelten Papiere und Actenstücke über die Schicksale des sächsischen Heeres in den J. 1814 und 1815 endlich einmal zu veröffentlichen. Wir können es im Gegentheil dem Verf. (nach S. 246 ist es der Oberst von Zeschwitz) gar nicht verargen, daß er, unstreitig einer der Letzten welche jene Erlebnisse noch in frischem Andenken haben, seine Erfahrungen und die dazu gehörigen Urkunden der Oeffentlichkeit übergeben und ein glaubwürdiges Andenken jener traurigen Begebenheiten hinterlassen hat. Wir nennen es „glaubwürdig", weil sich gegen die Wahrhaftigkeit der hier mitgetheilten Schriftstücke kein Zweifel erheben läßt, und weil der Verf. bemüht gewesen ist alle Vorgänge mit möglichster Leidenschaftslosigkeit zu beschreiben. Es ist ihm Dies auch gelungen, wenngleich der Unmuth gegen einzelne Personen, wie gegen den General Thielmann und General v. Brause, ziemlich unverschleiert zu Tage liegt, und über das Ganze jene trübe Stimmung verbreitet ist wie man sie einem höhern sächsischen Offizier aus jener Zeit gerade nicht verübeln kann. Die Darstellung spiegelt uns sehr treu die Zustände und Stimmungen in den sächsischen Regimentern ab, und wir möchten ihr daher einen frühern Ursprung beimessen, obschon man es noch bis auf den heutigen Tag an den Sachsen gewohnt ist, daß sie sich für Unterdrückte halten und ganz vergessen, wie 1813 und zum Theil 1814 die Stimmung in ihrem Lande durchaus nicht so gut königlich sächsisch gewesen ist als wie sie es jetzt darstellen, und wie bereits im März 1813 insgeheim Abgeordnete der Lausitz nach Breslau zum König Friedrich Wilhelm III. gekommen waren, um vertrauliche Abrede über die Besetzung des Landes zu nehmen und dem König ihre huldigenden Wünsche darzubringen. Auf der andern Seite aber muß der unparteiische Beurtheiler auch zugeben, daß jene uns ganz unerklärbare Sympathie vieler Sachsen für Napoleon in Preußen eine Misstimmung oder Beargwohnung hervorrufen mußte die ganz geeignet war strengere Maßregeln zu entschuldigen, oder so harte Aeußerungen zu erklären wie die sind welche wir jetzt in den Briefen des Grafen Gesler an Arndt lesen.

Was nun die Vorgänge bei dem sächsischen Corps im J. 1814 und jene beklagenswerthen Auftritte am 1. und 2. Mai in Lüttich betrifft, so wirft des Verf. Darstellung ein helleres Licht auf viele Einzelheiten, mit deren Aufzählung wir uns indeß hier nicht befassen können, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, und ergänzt in genügender Weise die hier einschlägige Stelle in Böttiger's „Geschichte Sachsens", II, 563 fg. Bis zur Wiederkehr Napoleon's von Elba machen die unter dem 31. August 1814 eingereichten Adressen sämmtlicher Regimenter, um die Wiedereinsetzung ihres Königs von dem Wiener Congreß zu erlangen, die Abberufung des Generallieutenants von Lecoq, und die Bedenklichkeiten, ob ein jeder Offizier nach der unter dem 22. April 1815 erlassenen Auffoderung Thielmann's ohne von seinem Eide entbunden zu sein in preußische Dienste übergehen dürfte, den Hauptinhalt der Darstellung aus. Nach Napoleon's Rückkehr foderten die kriegerischen Aussichten, daß die sächsischen Truppen, abgetheilt nach den neuen Verhältnissen des mittlerweile getheilten Landes, ohne Zweideutigkeit verfügbar den allgemeinen Streitkräften angehörten. Diese Nothwendigkeit übersahen die sächsischen Offiziere. Sie hatten allerdings Grund eine Einwilligung und amtliche Bekanntmachung des Königs von Sachsen zu wünschen, aber nachdem einmal die beklagenswerthe Trennung ihres Landes wirklich eingetreten war, so konnten die Truppen doch nicht länger in der bisherigen Verfassung zusammenbleiben, und die Regimenter und Compagnien mußten in sich getheilt werden. Es sollte nach der königl. preuß. Cabinetsordre vom 22. April 1815 die eine Brigade des sächsischen Truppentheils aus den Regimentern gebildet werden deren Mannschaften zu den an Preußen abgetretenen Landestheilen gehörten, die andere aus den bei Sachsen gebliebenen Leuten. Wir begreifen wohl, daß eine solche Trennung bei der schon „so lauten rebellischen Stimmung der Gemüther" den sächsischen Befehlshabern als schwierig in der Ausführung erscheinen mußte, aber wir sehen auch nicht ein, was der Verf. allerdings auf S. 210 meint, wie jene Theilung in einer andern Art hätte ausgeführt werden können, und wie sie in einem andern Sinne durch die Cabinetsordre vorgeschrieben worden war. Wenn er weiter behauptet, daß die nachfolgenden unglücklichen Ereignisse „gewaltsam" herbeigeführt worden

wären, und daß das sächsische Corps um den Ruhm gebracht sei an dem Kampfe gegen den allgemeinen Feind Theil zu nehmen, so lag Dies in der Natur der damaligen Verhältnisse, aber nicht in der Ausführung der Cabinetsordre. „Die sächsischen Soldaten", sagt Arndt („Erinnerungen", S. 250), „wollten erst den besondern Befehl ihres Königs sehen." Da Dies nicht geschehen konnte, so brach der Aufstand in Lüttich aus, an dem nach einem gleichzeitigen Briefe Arndt's vom 8. Mai („Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben", II, 28) die Dummheiten des Congresses und Aufhetzungen von Presburg her, wo sich der König von Sachsen damals aufhielt, Schuld waren.

Dieser in der preußischen Kriegsgeschichte unerhörte Vorfall ist vom Verf. auf S. 212 fg., und ausführlicher in dem Bericht des wachthabenden Hauptmanns Geibler geschildert worden. Wir vermissen jedoch einige bestimmte Angaben zur Bestätigung der Nachricht bei Arndt: „Aber wie diese Sachsen (die aufständischen) mit wilden Dingen umgingen, so thaten die Wachen des Palastes, die aus ihren Brüdern bestanden, ihre heilige Soldatenpflicht, vertheidigten die Thore welche jene zu sprengen suchten auf das mannhafteste, und gaben den Feldherren Zeit aus einer Hinterthüre zu entrinnen, ihre Rosse zu besteigen und sich in Sicherheit zu bringen." Die nachfolgenden Rapports der sächsischen Regimentsbefehlshaber enthalten die Ereignisse bei den einzelnen Truppentheilen, sowol unmittelbar nach den lüttischer Vorgängen als bald nachher, als die sächsischen Truppen weiter zurück verlegt wurden. Unter ihnen sind die drei Berichte der Majore v. Römer, v. Wolframsdorf und des Oberstlieutenants Anger (Nr. 29) über das aufgelöste und entwaffnete Gardegrenadierregiment unstreitig die wichtigsten. Die Mannschaft des zweiten Bataillons sollte decimirt werden, und der Anfang war schon gemacht als sich die Rädelsführer selbst nannten oder sich zur Nennung genöthigt sahen, von denen sodann ein Tambour und drei Grenadiere auf der Stelle am 6. Mai erschossen, die übrigen aber als Gefangene nach Magdeburg abgeführt wurden. Ref., damals auch Soldat, erinnert sich noch lebhaft des Eindrucks mit welchem wir diese großen stattlichen Gardisten unweit Halberstadt vor uns vorbeiziehen sahen. Die Fahne der sächsischen Garde ward trotz des Generallieutenant v. Borstell's Widerstreben und darauf erfolgter Entsetzung seiner Anführerschaft verbrannt: ein herzlicher Dank des Verf. ist dem General gewidmet, dessen edles Kriegerherz durch diesen Auftrag schmerzlich berührt war. Unter den übrigen Actenstücken befinden sich (Nr. 19 und 27) zwei Tagesbefehle Blücher's vom 3. und 6. Mai an das sächsische Armeecorps, in denen er von einer „Horde von Meutemachern, Rebellen und Meuchelmördern, die ihren Offizieren den Gehorsam aufgesagt hätten", mit harten Worten spricht. Nicht minder streng und kränkend ist der Befehl an den Artillerieobersten Rabe, der sich Vorstellungen gegen die vom Feldmarschall bestimmte Verwendung seiner Fußbatterien erlaubt hatte. „Aus dem Schreiben Ew. Hochwohlgeboren", lauten Blücher's Worte, „ersehe ich, daß Sie und Ihre Untergebenen von einem Geiste beseelt werden der Sie unfähig macht an den Waffenthaten dieses Kriegs Theil zu nehmen, und da ich Ihrer durchaus nicht bedarf, sondern Sie nur um Ihrer eigenen Ehre willen zur Armee hätte stoßen lassen, so habe ich beschlossen, daß die unter Ihren Befehlen stehende Fußbatterie nach Jülich zurückgehen soll, um dort ihre fernere Bestimmung abzuwarten." (Nr. 32.)

Wie aufrichtig man auch immer die unglücklichen Bataillone bedauern wird deren vaterländischer Eifer sie in eine so schlimme Lage versetzt hatte, so darf doch auch Niemand verkennen, daß die Strenge mit welcher der Aufstand so glücklich gedämpft wurde seine Rechtfertigung in der Bedeutung des Augenblicks hatte. Wir glauben es gern den wiederholten Versicherungen des Verf., daß die sächsischen Truppen keine Anhänglichkeit an Napoleon, der es auch wahrlich nicht um sie verdient hatte, geäußert haben, aber damals war die Muthmaßung nicht so schlechthin zu verwerfen, daß der lüttischer Aufstand einem großen Zusammenhange von Umtrieben angehörte, welche man von Napoleon's Anhängern gleichzeitig in vielen Ländern und auch in Sachsen bis nach Polen hin angelegt oder gefördert glaubte. War doch merkwürdigerweise der lüttischer Aufstand schon im „Moniteur" voraus verkündigt worden! Um solcher Gerüchte und Befürchtungen willen sagt Blücher in der „prächtigen" Rede vor allem Volke in Lüttich, die Arndt mit anhörte: „Nein, die Franzosen sollen sich nicht freuen, daß sie ihren Bonaparte wiedergeholt haben, daß sie hier von Aufruhr der Deutschen gegen ihren General gehört haben. Wir sind vor ihnen und an ihren Grenzen keine Sachsen und keine Preußen, wir sind alle Deutsche, wollen Deutsche bleiben und als Deutsche siegen oder sterben."

Der Verf. hat sich nur an seine Erlebnisse und Actenstücke gehalten. Aber da er von Dingen spricht die nun bereits über 30 Jahre hinter uns liegen, und ihm gewiß darum zu thun ist zu versöhnen und nicht neue Zwietracht zu säen, so war die Mäßigung und Billigkeit mit der die preußischen Geschichtschreiber Manso, Varnhagen von Ense im „Leben Blücher's" und Rühle von Lilienstern in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1827. Nr. 211) dieser bedenklichen Angelegenheit erwähnt haben, nicht gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen.

Für den jetzigen Leser ist es übel, daß der Verf. versäumt hat eine Uebersicht des damaligen sächsischen Truppencorps mit Nennung ihrer Befehlshaber und des gegenseitigen Rangverhältnisses voranzuschicken. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

J. Chaudesaigues.

In Frankreich ist unter der Legion der Kritiker welche in den Feuilletons der größern und kleinern Blätter ihren vergänglichen Thron aufgeschlagen haben die Zahl der gewissenhaften, ernstern Kunstrichter nicht eben groß. J. Chaudesaigues gehörte zu den Wenigen welche in ihren Analysen mehr als eine Gelegenheit zu willkürlichen, launenhaften Ergüssen sahen. Mehr zu der psychologisch entwickelnden Manier Sainte-Beuve's hinneigend suchte er dem Thema welches er behandelte möglichst die positive Seite abzugewinnen. Seine trefflich geschriebenen Aufsätze, mit denen er die „Revue de Paris", den „Artiste" und den „Courrier français" bereicherte, und von denen er eine Auswahl in seinen „Écrivains modernes de la France" zusammengestellt hat, enthalten sehr beachtenswerthe Winke zur Orientirung auf dem anschwellenden Felde der französischen Literatur. Diesen tüchtigen Journalisten, wie die französische Presse nicht allzu viele aufzuweisen hat, hat jetzt ein früher Tod — Chaudesaigues hat kaum das 36. Jahr erreicht — in einem Augenblicke hingerafft wo sich für ihn durch seine Anstellung an der Bibliothek der Académie de Paris neue Lebensaussichten eröffneten, und wo er damit umging seine vielfach zersplitterte literarische Thätigkeit auf die Hervorbringung umfassender, gründlicher Werke zu concentriren.

Kinderlieder.

Eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung der vorzüglichsten Volkslieder und Nationalgesänge älterer und neuer Zeit welche Frankreich aufzuweisen hat, ist von uns neuerdings erst erwähnt worden. Der Verf. derselben, Du Mersan, tritt jetzt mit einer ebenso empfehlenswerthen Sammlung der beliebtesten Kinderlieder hervor. Der Titel derselben lautet: „Chansons et rondes enfantines." Um das Werk, welches in Lieferungen herauskommt, zu einer möglichst angenehmen Gabe für die Jugend zu machen, hat der Herausgeber noch eine Anzahl ansprechender Erzählungen, Notizen, kleiner Geschichten und Dialoge angehängt, welche auf jugendliche Leser berechnet sind. Auch die musikalische Partie, welche Gustave Jeanne-Jullen besorgt hat, ist so eingerichtet, daß sie für Kinder verständlich und ausführbar scheint. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 253. —— 10. September 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

25. Dramatische Gedichte. Von F. C. Honcamp. 1. Agnes Bernauer. Trauerspiel. 2. Saul. Trauerspiel. 3. Gräfin Marie. Schauspiel. Soest, Nasse. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wir kommen zu ernsthaftern und begabtern Arbeiten, und es ist sogleich ein schönes Talent das uns in diesen dramatischen Dichtungen entgegentritt. Unter allen Bearbeitungen des allerdings höchst dramatischen Stoffs den die kurze Geschichte der Agnes Bernauer darbietet — und wir erinnern uns wol eines halben Dutzend solcher Bearbeitungen —, hat uns keine in dem Maße befriedigt wie die eben vorliegende. Dieser Erfolg ist der großen Einfachheit zu danken mit welcher der Dichter seinen Stoff aufgefaßt und seinen Ausdruck gewählt hat, zum rechten Beweise wie einfache Größe in Natur und Kunst stets ihrer Wirkung sicher ist. Die Verhältnisse welche im Stoff gegeben waren hat er festgehalten, poetisch gestaltet und zu einem Bilde gerundet — alles Nebenwerk aber verschmäht, zur Seite gelegt, und hieraus ist, fast möchten wir sagen, eine Art von classischer Form gerade dieses Tragödienstoffs erwachsen welche Nichts hinzuzuthun und Nichts davon hinwegzunehmen gestattet. Die Reinheit in der die Charaktere wahr, natürlich, ungesucht, unwillkürlich beinahe hervortreten, die treffliche, milde, gemäßigte, einfache und doch so warme und gefühlte Sprache in der sie sich äußern, die glückliche Form in Ausdehnung und Umfang des Bildes die der Verf. traf: alles Dies macht sein Trauerspiel „Agnes Bernauer" zu einem der kunstgerechtesten und befriedigendsten Erscheinungen die uns in der neuern Zeit vorgekommen sind. Den Schluß des Stücks — in dem nur der Wahnsinn des Vaters als eine störende Abweichung aus der Bahn des schönen Maßes bezeichnet werden muß — stattet der Verf. mit sehr gelungenen Partien aus, die zugleich von lyrischen Anlagen Zeugniß geben. Trefflich ist der Gedanke: den Schwur der Rache welchen Albrecht gegen den hartherzigen Vater auszustoßen im Begriff ist durch die Nachricht von seinem Tode zu unterbrechen und so die Unthat zu sühnen, ohne den Sohn zu neuer Unthat gelangen zu lassen. Dieser Schluß des Stücks allein leistet für die Anlage des Poeten zu dramatischer Gestaltung Gewähr, welche sich übrigens in jeder Scene dieser den Bühnen nicht genug zu empfehlenden Arbeit wiederfindet. Als Probe schöner Diction mag folgende Stelle aus der trefflichen Scene zwischen Agnes und Albrecht dienen, in welcher der Herzog der Geliebten seine Hand anbietet. Sie lehnt sie ab. Doch ...

Agnes.

Herzklopfend werd' ich auf die Stunde harren,
Hinunterschau'n die Straße die du kommst;
Und wenn du hier bist, werd' ich es vergessen,
Daß deine Gegenwart mir Unheil bringt;
Ja, wenn du scheiden willst, so werd' ich dich
Im Arme fassen, daß du noch verweilst.
Doch — schone mich. Du bist ein Mann, du bist
Der stärk're Theil — du mußt das Rechte wollen,
Dazu hat dir der Himmel Kraft gegeben.

Albrecht.

So willst du mich verbannen — mich verstoßen?

Agnes.

O, sprich nicht so! Meinst du, es wäre mir
Kein Herzeleid, wenn ich dich nicht mehr sehe?
Wie oft werd' ich zu der gewohnten Stunde
Noch deines Rosses Hufschlag, deinen Schritt,
Den hastig nahenden, zu hören glauben.
Dann kommst du nicht, dann werd' ich traurig sein,
Dann werd' ich denken: Blieb' er doch nicht aus!
Und dennoch, Albrecht, dennoch muß ich fleh'n —
O, schone mich, fleh mich nicht wieder, Albrecht.

Wie bewegt uns dieser einfache Ausdruck des tiefsten Seelenkampfes!

Frei von Floskeln und Phrasen ist auch das zweite Stück, „Saul"; obgleich nicht ganz so einheitlich und harmonisch als das erste, und in Plan und Anlage nicht ganz so befriedigend, zeugt es doch auch von entschiedener dramatischer Begabung. Wir begegnen diesem Dichter zum ersten mal: wir können ihn nur auffodern die betretene Bahn nicht zu verlassen; sein Beruf zu dramatischer Production ist uns unzweifelhaft dargethan. Auch hier fehlt es nicht an gut ausgetiefter Charakteristik, die besonders in der Person Saul aus ernstem Studium hervorgegangen ist, an geschickter Fügung der Scenenfolge, an effectvoller Dramatik und an Proben glänzenden Ausdrucks. Z. B.:

Saul.

Sprich nicht von Großmuth mir und Edelmuth.
Nur in gesunden frischen Herzen sprießt
So edler Trieb in üpp'gen Wuchses Fülle,
Nicht in den morschen Trümmern einer Seele.
Trug süße Früchte je ein dürrer Baum?
Mein Sinn war grün und stark wie eine Eiche,
Und strebt' in stolzem Wuchs zum Himmel auf.
Gebrochen liegt der hohe Stamm im Staube ...
Wer hat das inn're Leben mir vergiftet?
Wer hat mir Liebe, Unschuld, Tugend, Freude,
Den Frieden aus der Seele mir gehetzt?
Tod und Verderben über Saul's Verfolger!
Tod und Verderben auf die Creatur
Des falschen Priesters u. s. w.

und die Worte des von eigener Hand sterbenden Königs:

So will ich frevelnd sterben wie ich lebte!
Ich habe selbst mir mein Geschick bereitet,
So will ich jetzt auch mein Geschick vollenden ...
Ich habe nie bereut was ich gethan,
Wahnwitzig konnt' ich, doch kein Büßer werden.

Ein König bis zum letzten Lebenshauch —
Stolz will ich enden — frei mein blutig Loos
Mit eig'ner Hand erfüllen . . .

Der Geist einfacher Größe athmet uns auch aus dieser Arbeit an.

„Gräfin Marie“ endlich, Schauspiel in einem Act, ist eigentlich nur eine dramatische Kleinigkeit, aber eine liebliche. Die Gräfin läßt sich von ihrem Verehrer, Graf Wessellagi, in ihrem Schloß belagern, nimmt ihn durch List gefangen und ergibt sich dann mit Schloß und Hand ihrem glücklichen Gefangenen:

Und tausend Dank dem Himmel, der so milde
Solch widerbräuchlich Thun zum Guten wandte!

Wir entlassen den Poeten, dessen Bekanntschaft uns nicht geringes Vergnügen gemacht hat, mit dem wiederholten Wunsch ihm bald von neuem zu begegnen, und wüßten kaum ihm einen Rath für seine fernere dramatische Laufbahn zu ertheilen als den — sich selbst treu zu bleiben.

26. Ein Ungarkönig. Historisches Drama in vier Acten. Von Karl Hugo. Pesth, Heckenast. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. will diese Arbeit als ein zweites Original seines ursprünglich in ungarischer Sprache geschriebenen patriotischen Dramas „Matyas“ angesehen wissen. Sein Streben erklärt er dahin, dem erwachten ungarischen Volke Bewußtsein und Stolz — diese beiden Augen der Nationalität — mitzugeben und sie hiermit zu erhellen; er klagt jedoch, daß er in diesem Hauptpunkte misverstanden worden. Nach unserer deutschen Art zu denken müssen wir nun gestehen, daß uns sein Zielpunkt ziemlich verfehlt erscheint. Ein völlig unklares Gewirr von Bestrebungen und Händeln um die Krone, aus dem nur die völlige Verwirrung der Begriffe von Volksfreiheit und Königthum auf allen Seiten deutlich ist, List, Treulosigkeit und Selbstsucht in allen Richtungen und ein entschiedener Hang zu rücksichtsloser Gewaltliebe auf Seiten des Königs gibt eben kein erfreuliches Bild ungarischen Nationallebens, und sollte daher das Selbstbewußtsein eher dämpfen als erheben. Der Verf. zerstreut die „Vorurtheile“ gegen König Matthias, Huniad's Sohn, nicht; für uns Deutsche verstärkt er sie vielmehr, indem er uns einen Fürsten vorführt der zwar ritterlich denkt, aber selbstsüchtig handelt, der den Herrn spielt um die Krone zu erlangen, und als er sie gewonnen hat, grausam und absolutistisch damit verfährt, bis ihn endlich am Schluß eine großmüthige Regung seinem Gegner, Szilaghi, verzeihen und damit dem Stücke wenigstens einen dramatischen Ausgang geben läßt. Ein solches Bild mag in Pesth von dem magyarischen Pseudopatriotismus mit hellem Jubel begrüßt werden, der deutschen dramatischen Kritik wird es wenig zusagen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß eine gewisse poetische Begabung in dieser Arbeit sich kundgibt; die dichterische Gestaltung fremdartiger Volkszustände bewährt sich darin, und eben je weniger diese uns gefallen mögen, um so treuer und wahrer können sie sein. In Sprache und Wendung begegnet uns viel Auffälliges und Fremdes: man sieht, der Verf. spricht eine andere Sprache; seltsame Bilder und Allegorien, einer andern Denkweise angehörig, tauchen häufig auf, Vers und Diction sind im höchsten Grade unrein. Z. B.:

Wie kommt's, daß
Der Greis Szilaghi in des Hofs Morast
Erscheint wie's weiße Pferd im Schafpalast? (!)

und Aehnliches. Doch alledem zum Trotz ist Poesie in dieser Arbeit. Das seltsame Narrenspiel, wie es der Jüngling Matthias am Hofe Ladislaus' V. treibt, sein noch seltsameres Verhältniß mit Katharina, Podiebrad's Tochter, die er liebt, und mit der er sich dahin versteht, daß, wer von ihnen Beiden die geweissagte Krone zuerst erlangt, sie mit dem Andern theile, und seine ritterliche Art die Gegner zu überwinden — alles Dies ist durchaus poetisch dargestellt. Einzelne treffliche Gedanken, z. B.:

Matthias.
Ein König soll ein Starker sein.
Doch ihn erzogen sie zur Schwachheit nur,
Damit die Schwachheit so, als sein Erzieher,
Nun herrschen mag — .

würden noch mehr hervortreten, wenn in dem Ganzen mehr Ordnung und scenische Architektonik herrschte. Allein das Stück ist einmal ein Bild magyarischer Wirthschaft und magyarischen Uebermuths. Nur zum Ende hin kommt etwas Plan und Anordnung in die Begebenheit, der jedoch die dramatische Spitze fehlt, und der Schluß selbst ist gut. Matthias hat seinen Hauptgegner durch Großmuth überwunden, und Szilaghi ruft aus:

An mein Herz, Matyas!
Kein Himmel ist mehr über dieser Erde;
Er stieg in meine Brust hinab mit seiner
Unendlichkeit — . . O mein Bruder —
Ja, du bist in der That — der Ungarnkönig!

Als eine Probe ungarischer Dramaturgie muß uns diese Leistung literarhistorisch anziehend sein.

27. Luther. Tragödie von Hans Koester. Erster Theil. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1847. 12. 22½ Ngr.

Mit wie wenigen eckigen Phrasen und holprichten Versen man mitunter bei uns einen gewissen Bühnenruf gewinnen mag, wenn man sie nur recht dreist auf den Markt schleudert, und von guten Freunden einigen Nachschub erhält, hat der Verf. dieses „Luther“ erwiesen! In Wahrheit, unsere Kunstkritik müßte tief, tief von ihrer alten Ruhmeshöhe herabgestiegen sein, wenn sie eine dramatisirte Lebensgeschichte Luther's wie sie uns hier geboten wird für eine Tragödie im Sinne der Kunst hinnehmen könnte, schweigend und ohne Widerspruch! Wir wollen mit dem Verf. nicht rechten, daß er sich berufen fand die Lebensgeschichte des Reformators zu dramatisiren; allein die Anmaßung, daß die Kunstwelt ein solches Unternehmen für eine Tragödie annehme, ein Werk dem vom tragischen Plan und Gedanken keine Spur beiwohnt — die Anmaßung haben wir zu rügen und zurechtzuweisen. Es ist eben gar kein Plan da. Der Verf. fängt seinen „Luther“ mit dem Wendepunkt in seinem Leben an, wo er dem Corpus juris Valet sagt, und sich mit schwärmerischer Jünglingsglut in die Bibel versenkt. Nun folgt er, um tragische Verknüpfung unbekümmert, den Facten seines Lebens. Nach dem Tode seines Alexius flieht Luther in das Augustinerkloster zu Erfurt, erkennt seine Täuschung, geht von Staupitz gesendet nach Rom, sieht hier den Lebensbaum vom Unkraut überwuchert, kehrt als angehender Reformator heim, schlägt seine Thesen an und verbrennt die Bannbulle des Papstes. Damit schließt die angebliche Tragödie. Wir wollen nun nicht leugnen, daß der Kampf der Bescheidenheit mit dem Zuruf des Geistes, wie ihn der Held besteht, an mehren Stellen gut zur Darstellung kommt: eine Tragödie wird das Stück darum nicht. Für sehr geschickt mag der Verf. auch die Einführung eines Faust gehalten haben, der an Luther mehrmals zum Versucher wird — wir wollen ihm auch Dies zugeben; die völlige Abwesenheit eines poetischen Plans ist darum nicht minder zu erkennen. Das Stück enthält gewandte Stellen, wie es andererseits langathmige, aller Neuheit entbehrende Tiraden enthält; Poesie ist nirgend anzutreffen: denn die durchgehende Zerknirschung Luther's ist wol ebenso wenig poetisch als sie historisch sein mag. Wir wenigstens können uns diesen Geist nicht so ohne innere Kraft und Erhebung denken wie ihn der Verf. in der Mehrzahl seiner Scenen darstellt; so süßlich, so zornlos und nervlos, so zerrissen, so unklar. Luther's Schwärmerei dauerte sicher nicht so lange wie Hr. Koester uns glauben machen will, und war selbst wie sie bestand gewiß eine andere als er uns darstellt. Jedenfalls ist

sie nicht künstlerisch, und dieser ewige Anruf der göttlichen Macht zu seinem Schirm und Schutze kann auf der Bühne nur den kunstwidrigsten und schlimmsten Eindruck zurücklassen. Der stets jammernde Held ist kein Held.

Was nun Stil, Sprache und Ausdruck betrifft, so können wir kaum glauben, daß irgend Jemand sich an dieser widerwärtig gezierten, die Bibelsprache carikirenden Diction in der That erfreuen könne. Selbst an den besten Stellen erscheint sie uns kaum erträglich und schwer zu dulden; dem Deutsch des 16. Jahrhunderts sind wir ja entwachsen. Sehen wir eine der Stellen an die der Verf. gewiß selbst zu seiner besten rechnet. Luther soll die Gotteseinheit des Sohnes definiren.

Luther.

Seht ihr erhellt vom Wetterstrahl
Die beiden Apfelbäume dort? . . .
Wie sie dort steh'n an einem Ort,
Sind sie an einem Tag gesetzt,
Hat sie derselbe Regen genetzt,
Beschienen dasselbe Sonnenlicht,
Und beide that mit gleichem Bemüh'n
Die Hand des Gärtners auferzieh'n;
Und bringen doch gleiche Früchte nicht.
Der eine trägt meist jedes Jahr,
Der zweite ist alles Nutzens bar. . . .
Könnt ihr mir sagen wie Das geschieht?

Die Antwort ist, daß dem ersten Baume ein Edelreis eingepfropft sei.

Luther.

So hat des Herren gnäd'ger Rath
Auf des Menschen Sünde und Missethat
Das edle Reis gepflanzt, den Sohn,
Und der Baum, durchaus verdorben schon,
Konnt' durch sein schuldlos Leiden und Sterben
Doch noch gute Früchte erwerben.
Wollt ihr nun länger forschen und fragen,
Wie das Bäumlein gute Frucht getragen,
Von wannen das Reislein ist entnommen,
Und in des Gärtners Hand gekommen —
Statt Gott zu loben, daß es geschah,
Und uns zu Trost und Heile da?
D'rum gehet hin in Gottes Namen,
Fragt nicht, woher die Früchte kamen,
Sondern sorgt getreu und mit allem Fleiß,
Daß ihr selbst gewinnt das edle Reis.

Wem diese Art von Poesie gefällt — das Gewand, der Ausdruck bleibt derselbe durch das ganze Stück —, der möge sich ihrer erfreuen; im Uebrigen denke sich wer da mag unsern thatkräftigen Luther in dem Bilde eines Jammermenschen, wie ihn der Verf. in dieser dramatischen Biographie schildert, wir können es nicht. In dem Bilde was er (S. 16) von sich selbst *entwirft:*

Auch dich, mein Freund, betrog der Schein.
Wenn ich mich nächtiglich verschlossen,
Mich meiner Wissenschaft zu weih'n,
Dann lag ich auf den Knien, zerflossen
In ungewisse Sehnsucht, ohne Kraft,
Und ohn' den Willen nur zu beten
In meinem tiefsten Grund erschlafft,
Verstört, zerfallen und zertreten,
Ein eitel Spiel der Heuchelei . . .

vermögen wir unsern „Luther" nicht wiederzuerkennen, und müssen glauben, daß die Geschichte an diesem Drama eben nicht Mehr gewonnen habe als die Kunst. Der Leser mag sich diese Frage selbst beantworten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungedruckter Brief von Lavater an eine schwedische Dame.

A mademoiselle **Hélène-Eléonore de Silfversköld** à Engelholm et Rösjöholm.

Je viens de recevoir, ma bonne de Silfversköld — votre lettre pleine d'une confiance respectable. — Ah! que je voudrois bien satisfaire — s'il y avoit la moindre possibilité. Laissez-moi dire le mot le plus dur d'abord au commencement. Je ne me souviens plus dans ce moment du feu Mr. votre frère, dont vous désirés tant de renouveller quelques traits.

Je n'ai la moindre espérance de pouvoir retrouver le papier sur lequel j'aurois pu mettre la dimension de son visage, et même, quand je le trouverois, cela ne pourroit servir à rien. Ainsi — je n'ai rien à vous dire, qui vous sera agréable — rien, qu'un mot de compassion, ou, s'il m'étoit donné, un mot de consolation. La mort est l'effet de la même loi qui donne l'organisation et la vie. Il ne peut donc être que l'effet intentionné de la sagesse souveraine, qui vivante, vivantissime je voudrois dire, elle-même, ne peut jamais rien que vivifier. . . . La mort ne l'est que pour nous mortels, qui vivent encore la vie terrestre, et, si j'ose dire, la vie *phénoménale;* — vue d'un autre point de vue elle n'est que Triomphe de la vie sur la terre, sur tout ce qui n'est que phénomène pour les mortels: — Elle est la naissance de l'immortalité — le résultat de toutes les forces de notre être perfectionné à ce degré de pouvoir s'élever à une sphère plus étendue et plus brillante. Tâchons donc de nous procurer autant de vie, autant de forces intérieures, que notre organisation et position actuelle peut permettre.

Soyons toujours prêts à recevoir chaque impression spirituelle, de nourriture d'âme, de la vraie vie. — Soyons toujours plus vivans intérieurement, pour nous acquérir la force de pouvoir croire plus confidamment — à une vie immortelle, qui sera le résultat de nos efforts pour la vie intérieure. — J'appelle la vie intérieure tout sentiment qui ne dépend plus nullement ni des sens corporels, ni des objets matériels. Tout sentiment purement moral, purement religieux, purement dépendant de notre volonté, réglé d'après la norme divine que le ciel nous a confié.

Consolés-vous, âme pieuse et noble, de la mort d'un frère chéri et aimable. — Il est mort pour la vie mortelle — pour la misère, pour le trouble, pour l'erreur, pour toute disharmonie, que nous apellons ou malheur ou péché. Vous le reverrez un jour immortelle l'immortel!

Toute changée vous le verrés tout changé, annobli, divinisé — tout ce qui étoit bon en lui sera perfectionné à un degré pour lequel on aura besoin d'une nouvelle langue infiniment différente de la nôtre — qui n'est que pour cet état de phénomènes.

Adieu, âme chrétienne et amicale! Souvenés-vous de temps en temps, qu'il y a à Zuric un homme qui soupire d'être toujours plus vivant, plus utile à l'humanité, plus harmonieux avec soi-même, plus en état de satisfaire aux souhaits moraux et innocens de tous ceux qui veulent bien s'adresser amicalement à lui

Zuric, 12 Mars 1791. *Lavater.*

Bibliographie.

Arentsschildt, L. v., Völkerstimmen. Portugal. Spanien. Italien. Schottland. England. Hannover, Helwing. 12. 22½ Ngr.

Back, A. L., Gallerie merkwürdiger Verbrecher aus älterer und neuerer Zeit. Für das größere Publicum, sowie für Stadt- und Dorf-Bibliotheken gesammelt und populär bearbeitet. 1stes Bändchen. Altenburg, Pierer. 8. 20 Ngr.

Baur, F. C., Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältniß zu einander, ihren Charakter und Ursprung. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Bernard, Ch. de, Der Landedelmann. Aus dem Französischen von Ant. Langer. Fünf Theile. Leipzig, Hartleben. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bernhard, F. Freih. v., Die zwei Schwerter Gottes auf Erden. Vaterländische Betrachtungen. Erlangen, Bläsing. Breit gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Biedermann, K., Vorlesungen über Sozialismus und soziale Fragen. Leipzig, Biedermann. 8. 1 Thlr.

Buchholz, C. F., Predigten. Kosten. 8. 10 Ngr.

Neue Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Für die deutsche Nation geschrieben von Arneth, Bensen, Bernouilli, Bischoff, Blum, Bronn, Buff, Flegler, Fraas, Fröhlich, Grieb, Griesinger, Jolly, Kraft, Lafaurie, v. Lamont, Oppenheim, Riecke, Scherr, Schwegler, v. S., Strecker, Vischer, Weber, Freih. v. Wedekind, Zamminer, Zeller. 1ster Band. 1ste Lieferung. Forstwissenschaft von Freih. v. Wedekind. Landwirthschaft von Fraas. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 1 Thlr.

Felsing, A., Walhalla. Ein deutsches Helden-Buch, historisch-romantisch bearbeitet. 1ster Band. 1stes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. 5 Ngr.

Féval, P., Der schwarze Bettler. Uebersetzt von Herm. Meynert. Leipzig, Hartleben. 8. 9 Ngr.

Fichte, J. H., Grundzüge zum Systeme der Philosophie. 3te Abtheilung. Die speculative Theologie oder allgemeine Religionslehre. (3ter Theil.) Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Förster, E., Handbuch für Reisende in Deutschland. Mit 24 Eisenbahnkarten, 11 Städteplänen und 1 Reisekarte. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Gesänge bei der Beerdigung freier Christen, zusammengestellt von C. L. Eißner. Striegau, Hoffmann. 8. 2 Ngr.

Eine gemischte Gesellschaft. Zeit-Roman. Von Einem aus ihrer Mitte. Breslau, Kern. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Goethe's Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen seit seinem 18. Lebensjahre bis zum letzten entworfen von H. Döring. Altenburg, Pierer. Gr. 16. 1 Thlr.

Henrich, D., Erinnerungen an Albrecht Huett, aus seinem eigenhändigen Tagebuche und aus sichern Quellen geschöpft. Hermannstadt, v. Hochmeister. Gr. 8. 10 Ngr.

Herloßsohn, C., Waldblumen. Erzählungen, Novellen, Humoresken und Phantasiestücke. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Josi, Politische Kreuzzüge im Sachsenlande. Hermannstadt, Hochmeister. 10 Ngr.

Liederbuch der Siebenbürger Deutschen. Herausgegeben von J. F. Geltch. 1ster Band. 1stes Heft. Hermannstadt, v. Hochmeister. Gr. 16. 20 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Von Altenburg nach Paris. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Mann, K. und Th. Plitt, Der evangelische Bund. Die zu Liverpool und London gehaltenen Conferenzen über christliche Vereinigung, nach den Aktenstücken beschrieben. Basel. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen. 2ter Abdruck. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 2 Thlr.

Ranke, L., Neun Bücher Preußischer Geschichte. 1ster Band. (1stes bis 3tes Buch.) Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Reliquien. Erzählungen und Dichtungen von A. F. Bernhardi und dessen Gattin S. Bernhardi. Herausgegeben von deren Sohne W. Bernhardi. Mit einem Vorworte von Varnhagen von Ense. Drei Bände. Altenburg, Pierer. Gr. 16. 2 Thlr.

Reybaud, Ch., Felise. Uebersetzt von G. F. W. Rödiger. Leipzig, Hartleben. 8. 6 Ngr.

Roos, M. F., Die Lehre und Lebensgeschichte Jesu Christi, des Sohnes GOttes, nach den vier Evangelisten entworfen. 1ster Theil: enthaltend die Lehre Jesu Christi. In 4ter Auflage aufs neue herausgegeben und mit einigen Zugaben vermehrt von dem Enkel desselben W. F. Roos. Tübingen, Fues. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiller's Briefe. Mit erläuternden Anmerkungen. Herausgegeben von H. Döring. — A. u. d. T.: Supplemente zu Schiller's Werken. 1ster Band. Briefe aus den Jahren 1780 bis 1790. 2ter Band. Briefe aus den Jahren 1791—1796. Altenburg, Pierer. 1846. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Das Buch vom Erzherzog Carl. Illustrirt von Adalb. Müller. Leipzig, Spamer. 8. 15 Ngr.

Stein, K., Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. 3te Abtheilung: Von der Juli- oder neuesten französischen Revolution bis auf unsere Zeit. Das Jahr 1846. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 5 Ngr.

Humoristisches Vergißmeinnicht für 1848. Herausgegeben von M. S. v. Olschen. Mit Illustrationen. Leipzig, Literarisches Museum. 1848. 8. 1 Thlr.

Wirth, J. G. A., Die Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis auf unsere Tage. (Fortsetzung von des Verf. Geschichte der Deutschen.) In 24 Lieferungen. (1ster Band.) Carlsruhe, Kunstverlag. Gr. 8. 10 Ngr.

Witte, F., Die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Russland. Dorpat. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Behr, M. A., Daß wir durch einen Blick auf die früheste apostolische Kirche nachdrücklich zu der Gemeinschaft ermuntert werden, die unserm Vereine und unserer Kirche frommt. Predigt am Tage der Jahresversammlung des Zweig-Vereins zur Gustav-Adolf-Stiftung in Grimma den 6. Juli 1847 gehalten. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Zweiter Brief aus Oberhessen nach Rheinhessen über die neue Gesetzgebung im Großherzogthum Hessen. Gießen, Heyer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Harring, M., Bibel und Vernunft. Ein populäres Wort auf dem Gebiete des freien Protestantismus. Rendsburg, Oberreich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Hoffnung der Kirche und ihre Pflicht in unserer Zeit. Ein Wort der Warnung an die Gegenwart. Aus dem Englischen. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kirche in unserer Zeit. Ein Wort an Geistliche und Laien. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 7½ Ngr.

Mundt, Th., Ständische Blätter. I. II. Heft. Berlin, Hirschfeldt. Gr. 8. à 6 Ngr.

Pasig, J. L., Der Rath des Gamaliel. Predigt am 5. Sonntage nach Trinitatis gehalten. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Dr. Rupp's Ausschließung, ihr Verhältniß zu dem Wesen des Gustav-Adolf-Vereins und ihre Bedeutung für dessen Zukunft. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus der Gegenwart. Weilburg, Lanz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Waller, E., Welche Motive können dem neuen Judengesetze zu Grunde liegen? 2te Auflage. Berlin, Weyl u. Co. 8. 5 Ngr.

Einige Worte über das Anerbieten der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn-Gesellschaft, betreffend den Ankauf der Magdeburg-Cöthen-Halle-Leipziger Eisenbahn; mit einer Uebersicht des finanziellen Standpunktes der letztgedachten Bahn und des Werthes ihrer Actien. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 254. — 11. September 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 253.)

28. Hartwig von Reventlau. Dramatische Dichtung in fünf Acten. Von C. J. Graba. Kiel, Schwers. 1846. 8. 1 Thlr.

Wenn auch der an sich poetische Stoff, der Kampf nämlich der Ditmarsen gegen Graf Adolf von Segeberg, hier keine besonders dichterische Auffassung gefunden hat, so zeigt der Verf. doch, daß er die Gesetze der Dramatik kennt und in entsprechender Gestalt auszusprechen versteht. Es geht im Ganzen Alles regelmäßig und in zulässiger Form her; aus den gut gezeichneten Charakteren Adolf's und Reventlau's, Beide glühend und heftig, und den Einwirkungen der Frauen, Mathilde und Gertrud, Tochter und Gattin der beiden Gegner, fließt ein natürlicher Widerstreit der Gedanken und der Thaten her, dem wir nicht ohne Theilnahme bis zum Schlusse folgen, und obwol es an heftigen Erschütterungen, an dem Schrecken und Mitleid fehlt, in die Aristoteles das Wesen der Tragik setzt, so treten doch die analogen Empfindungen, besorgte Theilnahme und Mitgefühl, bei uns hervor. Das Stück gehört daher zu den mit mäßigen Ansprüchen und entsprechendem Erfolg auftretenden Leistungen, die sich durch Gesetzmäßigkeit und Ordnung empfehlen, und ohne geniale Begabung doch ein achtbares Talent für diese Gattung dramatischer Dichtung verkünden. Die Diction, der mittlern Sphäre angehörig, zeigt von Gewandtheit im poetischen Ausdruck; der Vers, ohne immer gleich löblich zu sein, ist nicht ohne Wohllaut, die Begebenheit zweckmäßig und geschickt entwickelt, wenn auch ein tieferer Einblick in die Natur des Völkerlebens fehlen mag. Das Drama schließt mit der Aussöhnung der Gegner, mit der Beruhigung der Leidenschaften und der Erkenntniß der beiderseitigen Uebertreibungen; ein solcher Schluß ist nicht sehr tragisch, allein er sagt den dargestellten Verhältnissen zu. Reventlau, der Sühne zugewendet, sagt gut, indem er den Pilgerstab ergreift:

> Das sind der Buße äuß're Zeichen nur,
> Die inn're kostet größ're Ueberwindung.
> Denn sie zerknickt des freien Mannes Stolz;
> Das Knie muß ungewohntes Beugen lernen,
> Und der Befehl muß sich in Fleh'n verwandeln.
> Hinweg mit euch, ihr Zeichen eitlen Glanzes —
> Du Schwert und Dolch, mach' Platz dem Rosenkranze.
> Da liege nun, des Hauptes stolzer Schmuck —
> Es braucht der graue Scheitel nicht der Hülle,
> Denn barhaupt muß ich wandern zu dem Dom.
> .... in dessen hohen Hallen
> Der Friede Gottes weht und seiner Scharen.

Es ist die conventionnelle Sprache des Dramas, von der es schwer ist etwas Besonderes, Gutes oder Uebles auszusagen. Beiläufig aber wäre nur zu der Bemerkung Raum, daß, wiewol wir unsern überrheinischen Nachbarn oft den Vorwurf machen, ihre classische Poesie ganz in conventionnellen Formen eingezwängt zu haben, wir doch auch ein gutes Theil solcher mehr in der Uebereinkunft als in der Natur der Dinge gegründeten Formen besitzen, wohin wir namentlich das ganze Monologenunwesen zu rechnen haben. Ein der Natur wirklich abgelauschter Monolog gehört zu den seltensten Erscheinungen in unserer dramatischen Poesie, und wir gestehen gern unter unsern jetztlebenden dramatischen Poeten eigentlich kaum einen zu kennen der wirklich ein Selbstgespräch erregter Leidenschaft wiederzugeben vermag. Prutz, Gutzkow und Laube scheitern gewöhnlich an dieser Probe echter dramatischer Naturerkenntniß. Hierin wie in andern Dingen ist der unsterbliche Brite nur ein mal vorhanden.

29. Ein deutscher Krieger. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Bauernfeld. Wien, Doll's Enkel. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

30. Industrie und Herz. Lustspiel in vier Aufzügen. Von Bauernfeld. Wien, Doll's Enkel. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

31. Die Geschwister von Nürnberg. Lustspiel in vier Aufzügen. Von Bauernfeld. Wien, Doll's Enkel. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

Das Gepräge genialer Auffassung ist Allem aufgedrückt was Bauernfeld uns bietet. Er verfehlt oft die Sitte, verletzt die Form, emancipirt sich zur Unzeit von der Regel und behandelt die Natur oft etwas eigensinnig; allein er verliert sich nie im Gewöhnlichen und Hergebrachten, er ist stets eines besondern Standpunkts Herr und mächtig im Hervorbringen des Eigenthümlichen und Neuen. Das ist der Charakter der Genialität. Gedanke und Form des Gedankens, Dialog, Exposition, Schluß, besonders der letztere, bieten stets eine eigenthümliche Prägnanz dar, nach der es uns scheint, daß er zu früh abbricht. Immer hinterläßt er uns, hierin Goethe ähnlich, eine Menge von Gedanken zu eigener Ausführung, wie nur reiche Dichter thun, indeß die armen Alles sagen was sie wissen. Solch ein „armer Poet" hat nicht eher Ruhe als bis er sich ganz herausgeschrieben hat, bis auf den letzten Tintentropfen. Zu diesen gehört Bauernfeld nicht; er ist vielmehr stets zu kurz, eilt stets zum Ziel und versäumt hierüber nicht selten die wünschenswerthe Ausführung. Dies sind seine Mängel, Mängel die uns fast wie Vorzüge erscheinen. Denn die Klippe in der heutigen Poesie ist: Mehr zu sagen als Jeder schon an sich weiß.

Das Schauspiel „Ein deutscher Krieger" gehört zu den gelungensten Leistungen Bauernfeld's, ein durchaus geistreiches, und je nach dem Standpunkt des Zuhörers sowol höchst unterhaltendes als tiefsinniges Stück. Das heitere Spiel in welches deutsche und französische Nationalität hier gegeneinander versetzt werden, die lebenvolle Begebenheit, die treffliche Charakteristik der Hauptträger des Interesses, der tiefe Sinn der sich

in der Auffassung des Volkselements in diesem Drama zeigt, der rasche, witzige, geistreiche Dialog endlich müssen dieser Arbeit jede Art des Beifalls gewinnen. Es ist die Geschichte des letzten deutschen Condottiere, des sächsischen Obersten Götz, der im Elsaß auf eigene Faust gegen die Franzosen Krieg führt, in Frau von La Roche eine tapfere Gegnerin findet, und nachdem die Nationalitäten hart gegeneinander gestritten haben, durch die Verbindung mit seiner Feindin diese Widersprüche endlich zur Aussöhnung bringt:

Kein Mensch, kein Volk ist unverbesserlich,
Die Einzelnen sind wie die Völker, hier,
Die Völker sind wie Einzelne — sie kennen
Sich nicht und hassen und verfolgen sich,
Ein falscher Freund schürt wol dabei das Feuer;
Doch wenn man später sich zu Haus besucht,
Des Nachbars Eigenheiten kennen lernt,
Da rückt man näher, näher, bis zuletzt
Man sich als Freunde in die Arme sinkt.

So wird Götzens Spruch:

Deutsch und Französisch kann sich nie verbinden.

gewandelt; denn:

Der Haß hat seine Zeit — die Liebe auch,
Wenn sich die Völker lieben sollen, müssen
Die Führer wol den Anfang machen —

sagt der Kurfürst und schließt:

Nun sage, Götz, ob du kein Hitzkopf bist? . .
Denn sieh' — Die wolltest du erschießen lassen!

Diesem wirklich reizvollen Schauspiel, ein Bühnenstück von der besten Wirkung, folgt „Industrie und Herz", ein vieractiges Lustspiel. Vortrefflicher Plan, heiterer, kerniger, lebhafter Dialog, befriedigende Wirkung, sichere Zeichnung der Charaktere erheben auch dies Stück weit über den Kreis des Gewöhnlichen. Ein junger, durch seinen Fleiß reich gewordener Fabrikant liebt eine junge Witwe von Adel, rettet ihr Vermögen, indem er sie zu verfolgen scheint, gewinnt endlich ihre Hand, jedoch nicht eher ihr Herz als bis sich zeigt, daß er nur sie allein geliebt hat, während er herzlos schien, und daß die Liebe allein ihn zu einem Industriemann machte. In den Nebengestalten sind einige allerliebste Zerrbilder niedergelegt. So ist der Reisende Pönches eine geschmackvolle Satire auf das Semilassothum, und Hubert eine gute Caricatur der trockensten Rechenkunst. An einzelnen beherzigenswerthen oder witzigen Gedanken ist großer Ueberfluß im Stück, z. B.: „Unser Verhältniß ist unser Verhängniß. Ein ordentlicher Spitzbube bessert sich nie. Wo sind sie hingekommen? In die Fabriken! Sie sind Industrielle geworden, und ein Spitzbube der arbeitet stiehlt im Grunde den ehrlichen Leuten das Brot vom Munde weg."

„Die Geschwister von Nürnberg" endlich halten, obwol mit launigem Nebenwerk versehen, im Ganzen mehr einen ritterlich-romantischen Charakter fest. Es ist eine Kinderverwechselungs-Geschichte, hier jedoch anziehender als sonst meistens durchgeführt; indessen geben wir doch dem launigen Elemente des Stücks, das sich in Leopold, dem „Herrn wider Willen", darlegt, den Vorzug. Das romantische Interesse schließt mit Claudius' Anerkennung als des wahren Erben des Pfalzgrafen gut ab.

32. Dr. Steiger's Befreiung, oder die Jesuiten in Luzern. Schauspiel in fünf Acten von C. Wälti. Bern, Fischer. 1847. 8. 18 Ngr.

Wir sind der Meinung, daß es vollauf genug sei an dem Spuk den der Jesuitismus in mancherlei Gestalt auf der politischen Weltbühne treibt, und daß wir alle mögliche Ursache haben die Kunst von ihm frei und rein zu erhalten. Auf der Bühne vollends ist er uns ein Greuel, wenn er auch nicht immer so schlecht zur Darstellung gebracht wird wie in dieser sinnlosen Arbeit.

Das ist ein Volk, so falsch wie Schlangenbrut,
So schändlich weiß man uns zu hintergeh'n.
O drei mal Weh den gottvergess'nen Pfaffen,
Die so die menschliche Natur verheeren. (!)

Wer an solchen Naturlauten Gefallen findet, der möge weiter lesen. Die Sache ist schmachvoll, der Inhalt ist schmachvoll, aber die Kunst die uns hier entgegentritt ist noch beiweitem schmachvoller.

33. Bühnenspiele von Ed. Silesius. Wien, Klang. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Von guter Art und werthvoller Form treten uns hier vier Dramen verschiedenster Gattung entgegen. Das romantische Schauspiel „Der Schatz, oder des Mammons Fluch" erinnert lebhaft an Houwald'sche Erfindungen, wie sie zu ihrer Zeit einen so lebhaften Kampf der Kritik mit dem Kunstdilettantismus erregten; ja, es sind ungefähr dieselben Lobsprüche und dieselben Bedenken welche damals gegen „Das Bild" erhoben wurden die man hier gegen den „Schatz" richten könnte, während andererseits diesem letztern dieselbe Sprach- und Scenengewandtheit, dieselbe düstere und schauerliche Wirkung, dieselbe Gattung poetischer Gerechtigkeit zukommt die jenem beiwohnten. Charaktere, Plan und Entwickelung, ja die Farbe des ganzen Gemäldes hat mit dem „Bild" nahe Verwandtschaft; doch der Ausdruck der Liebe findet bei dem Verf. schönere Töne als Houwald sie kannte. Z. B.:

Julius.

. . . Wenn wär' ein liebes Wort
Nicht eines lieberen Wortes Bote nur?
Die wahre Liebe kennt nur Unterbrechen,
Und Stören — aber kein Zuendesprechen.
So leb' denn wohl und schütze Gottes Macht
Dich in der langen, bangen Winternacht.
Doch naht der junge Tag im Rosenlicht,
Dann darf ich wiederkommen — darf ich nicht?

Marie.

Kommst du mit ihm, so kommt er lieb und schön.
D'rum komm' — soll er mir freundlich auferstehn.

Nicht minder ist der Verf. des kräftigsten Ausdrucks mächtig, und legt ein poetisches Gewand um Zorn, Haß und Zerknirschung.

Bruno.

Ich hab' gehört vom Löwen: leckt er Blut,
Lechzt er nach Blut, bis er bis an die Kehle
Mit Blut sich angefüllt; ich hab' gehört
Vom Wasserigel: hat er Blut gekostet,
Sauf' er sich voll, bis er vom Blut zerplatzt.

Diesem schauerlichen Drama folgt wie zum Gegensatz eine liebliche Scene aus Rafael's Jugendleben: „Rafael's Jugendliebe", in einem Act. Von Leonardo da Vinci, der ihm unbekannt naht, geweiht und als Künstler anerkannt, opfert Rafael sein Gefühl für Angela, seines Lehrers Perugino Kind, der Freundschaft und seiner Kunst auf. Das Stück beweist, daß der Verf. Natur und Wesen der Kunst kennt und den Ausdruck der Gefühle beherrscht mit welchen sie den Künstler beseligt und zerstört, erhebt und niederbeugt. Dies Bild schließt gut mit Rafael's Worten:

Kurz sei mein Leben, aber voll und reich,
Dem Siegeslauf des Alexander gleich;
Und naht der Todesengel sanft und mild,
Steh' an der Bahre — mein Verklärungsbild.

Das Lustspiel „Täuschungen, oder ein Gesellschaftsabend" kann nur für einen glücklichen Versuch in dieser Gattung gelten, achtbar insoweit als er die mannichfaltige Begabung des Verf. andeutet. Wieder in anderer Art ist auch das Lustspiel

„Schein beherrscht das Volk", in zwei Acten, gelungen und lobwürdig, indem es den Verf. als befähigt zeigt auch aus einem geringen Stoff durch Laune und geschmackvolle Einkleidung Vortheil zu ziehen. Wir können ihn nach allem Diesen sicher als ein dramatisches Talent begrüßen, das jedoch noch nach dem eigentlichen Mittelpunkt seiner künstlerischen Thätigkeit sucht, und das diesen wahrscheinlich am ehesten in der Gattung des Dramas finden wird welcher „Rafael's Jugendliebe" angehört. Im Uebrigen scheint er ein Schüler Deinhardstein's zu sein, der dem Rufe des Meisters gefährlich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von Friedrich Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

In der Januar 1847 ausgegebenen 14. Lieferung von Berghaus' „Physikalischem Atlas" kann man als Nr. 3 ein Planiglob zur Uebersicht der Verbreitung der Deutschen in beiden Hemisphären über den ganzen Erdboden finden. Wir haben dort eine Darstellung welche die Verbreitung der Deutschen über die ganze Erde selbst da zeigt, wo sie ihre Sprache entweder ganz oder doch zum größten Theil vergessen und gegen die Sprache der Völker vertauscht haben unter denen sie leben. Das gesellschaftliche Leben des Deutschen, wird dort bemerkt, zeichnet sich bekanntlich durch einen leidigen Mikrokosmus aus: nirgend bildet er einen großen Staat, sondern ist entweder, einer civilisirten, ackerbautreibenden Nation unwürdig, wie ein nomadisirendes Hirten- oder Jägervolk in eine Menge Rotten, Horden politischer Gemeinden getheilt und gespalten, die sich nicht selten feindlich gegenüberstanden und noch stehen; oder er ist sogar einer fremden Nation unterthan, die seine Geschicklichkeit, seinen Fleiß, seine Gelehrsamkeit zu ihren Gunsten benutzt, aber nur als ein Werk betrachtet welches, wenn abgenutzt, beiseite geworfen wird. Das Nationalgefühl ist ein göttliches Recht. Und dennoch glaubt man oft, uns Deutschen sei dies Recht durch widerrechtliche Besitzergreifung (die man kühn genug ist ein historisches Recht zu nennen!) verkümmert worden, daß es nur in der Idee vorhanden ist. Vergessen wir aber nicht, daß wie eines Einzelwesens Lebenslauf aus den Perioden der Kindheit, der Jugend, des Mannes und des Greisenalters besteht, so auch das Leben einer Summe von Einzelwesen, eines ganzes Volkes. Des Jünglings Empfindungen und Gefühle sind auf Thatkraft und Selbständigkeit gerichtet, seine Wille fühlt sich gedrückt, und unbehaglich ist sein Bewußtsein unter der Vormundschaft. Das deutsche Volk hat in der christlichen Civilisation eine tausendjährige Kindheit durchlebt und beginnt erst jetzt den Anfang seines Jugendalters. Vergessen wir Das nicht! Diese Erinnerung ist von Wesentlichkeit für die richtige Betrachtung der deutschen Auswandererzustände. Nach ungefähren Schätzungen für die Mitte des 19. Jahrhunderts berechnet Berghaus die Zahl der Deutschen folgendermaßen:

Deutschland (mit den Provinzen Preußen und Posen)	37,725,000
Schleswig	200,000
Schweiz	1,550,000
Niederlande	2,800,000
Belgien	2,100,000
Frankreich	2,350,000
Ungarn und Galizien	1,375,000
Siebenbürgen	300,000
Rußland	535,000
Wales	60,000
Irland	5000
(Spanien, Italien, Griechenland, Donaufürstenthümer	?
Also in Europa:	49,000,000
Vorgebirge der guten Hoffnung	168,800
St.-Georg del Mina	200
Algier	2000
Aegypten	?
Also in Afrika:	171,000
In Ostindien und Australien (nur ?)	5000
Vereinigte Staaten von Nordamerika	5,233,000
Neubraunschweig	80,000
Brasilien	10,000
Uebriges Südamerika	1000
Westindien	?
Also in Amerika:	5,324,000

Somit würde die Zahl der Deutschen auf dem ganzen Erdboden circa 54,500,000 Menschen betragen! In dieser großen Zahl liegt eine ernste Bedeutung. Die wachsende Auswanderungslust zumal der Deutschen ist ein sociales Symptom welches ganz und gar seinen Ursprung in den modernen Zuständen findet. Mit um so größerm Rechte müssen deshalb nicht blos unsere Politiker und Socialökonomen, sondern auch unsere Volksschriftsteller der deutschen Auswanderung ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse schenken.

In diesem Sinne heißen wir die Schrift von Gerstäcker ganz besonders willkommen. Sie ist klar, einfach, anschaulich geschrieben und auf den schlichten, neugierigen, etwas romantischen Sinn des deutschen Volkes berechnet. Der Verf. hat den losen Rahmen einer Erzählung gewählt, um dadurch allmälig die Schicksale deutscher Auswanderer, welche von Bremen aus mit übergroßem Enthusiasmus die neue Heimat in Nordamerika suchen, zu schildern. Die Seereise, die Ankunft auf nordamerikanischem Boden, die egoistische Seite des Yankeelebens und der Betrug beim Landankauf durch habsüchtige Schwindler, die Gründung der gemeinschaftlichen Colonie am Big-Halchen, das gegenseitige Mistrauen unter den Ansiedlern selbst, der gänzliche Untergang und Ruin der Colonie, aus welcher sich Alle vereinzelt über ganz Nordamerika zerstreuen: alles Dieses wird von dem Verf. auf eine so prägnante Weise geschildert, daß seine genaue Kenntniß der deutschen Zustände in Nordamerika sehr lebendig hervortritt. Aus so vielen Stellen welche lehrreiche Bemerkungen enthalten möge hier namentlich die folgende über den speciellen Charakter und das Schicksal deutscher Colonien (S. 262) angeführt werden:

„Bleiben Sie mir um des Himmels willen mit Ihren unglückseligen Colonien vom Leibe, die nehmen, wenn Sie nicht durch den strengsten fanatischen Despotismus und mit Hülfe des Aberglaubens und religiöser Schwärmerei auf das Volk einwirken, nie ein gutes Ende. Solche Verbindungen, ja, die bestehen, und wir haben deren mehr im Lande, die zu den blühendsten, ja reichsten Besitzungen gehören; aber der liebe Gott bewahre uns vor einem Leben wo Geist und Körper gleich fest in Banden liegen und jeden Tag nur noch immer mehr und mehr geschnürt und gezwängt werden. Nein, deshalb sind wir nicht nach Amerika gekommen, wir wollen die Freiheit, das schönste Gut dieses herrlichen Landes, genießen; dabei wäre aber eine Colonie gerade das größte und unbequemste Hinderniß. Ich will Ihnen jedoch auch sagen, warum schon an und für sich keine deutsche Colonie, wenn nicht unter der erst erwähnten Bedingung, dem Religionszwang, bestehen kann. Die verschiedene Stufe der Bildung, auf der nun einmal in Deutschland die Menschen stehen, ist die Hauptursache. Mögen sie mit den besten Vorsätzen von Einigkeit und Gemeinsinn beginnen, mag ihr Wille noch so gut sein, auf die Länge der Zeit verträgt sich Das nicht miteinander, unwillkürlich entstehen verschiedene Kreise von Solchen die nicht allein gleichdenkend, sondern auch gleich gebildet sind; denn Der welcher sich früher mit den schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigte, wird doch immer, wenn er auch noch so rüstig bei der Arbeit zugreift, seine Ruhestunden verwenden wollen, nicht

blos über Vieh und Handwerkzeug, sondern auch über Etwas zu plaudern das seinen Geist beschäftigt, und ihn gewissermaßen in Etwas für das jetzt nur materielle Leben entschädigt. Dadurch fühlt sich aber der minder Gebildete gewöhnlich verletzt, denn da er selbst kein Interesse an solchen Gesprächen hat, so kann er auch nur selten begreifen wie es Andere haben. Jetzt erwacht bei ihm zuerst ein ihm vielleicht selbst noch unbewußtes Gefühl, er glaubt sich zurückgesetzt und hält die ihm geistig Ueberlegenen für stolz. Von diesem Augenblick an werden alle ihre Schritte scharf beobachtet; und nicht unbemerkt bleibt es, daß sie, da sich die Glieder der ungewohnten Beschäftigung, der harten Landarbeit noch nicht fügen wollen, weniger arbeiten wie die Uebrigen. Das freundliche Verhältniß hat einen Riß bekommen der mit jedem Tage weiter und weiter springt, die alte leidige Rede wird immer häufiger, immer beziehender gebraucht: «Hier in Amerika sind wir Alle gleich!» und wollen jetzt auch Die welche es wirklich gut mit der jungen Colonie meinen Alles thun die Gemüther zu besänftigen und ein freundschaftliches Verhältniß wiederherzustellen, das, wenn auch Keiner eigentlich weiß wie, dennoch gestört wurde, so hilft Alles Nichts mehr, der gute Wille ist mit zerstört, ein hartes, unbedachtes Wort von einem der Vornehmen, wie sie jetzt schon genannt werden, das dieser vielleicht nicht einmal so meinte, gibt den Ausschlag, und eines schönen Morgens zieht Peter nach dieser und Paul nach jener Seite. Die am wenigsten hatten, stehen sich jetzt am besten; vergessen sind alle Opfer die von den Gründern gemacht worden — auf Dank dürfen sie gar nicht rechnen, und sie sehen sich bald nachher wieder ganz allein auf sich selbst beschränkt."

Ferner noch Folgendes:

„Denken Sie sich eine aus Deutschland abgehende Gesellschaft von lauter, ich will wirklich sagen befreundeter Landleuten (es soll nicht ein einziger Rittergutsbesitzer darunter sein, der gewohnt ist Verwalter und Knechte unter sich zu haben), denken Sie sich diese, sich selbst überlassen in einem Lande von dem sie nicht einmal die Sprache, wie viel weniger seine Sitten und Gebräuche kennen. Diese armen Teufel sind im Augenblick von Speculanten und Betrügern umgeben, und wenn sie auch wirklich fest und unerschütterlich zusammenhielten, und sich auf keinerlei Art (was sehr wahrscheinlich ist) betrügen ließen, so würden sie aber auch nicht einen Schritt vorwärts kommen, und, aus einem Extrem ins andere übergehend, gerade deshalb, weil sie gar nicht speculiren können, wie ein Thier auf dürrer Haide sein — und rings umher liegt schöne grüne Weide. Wäre mit solchen Colonien Etwas zu erzwecken, so können Sie sich fest darauf verlassen, daß die Amerikaner, die ja am besten dazu passen müssen, Das lange herausgefunden und selbst gethan hätten. Die wissen Das aber besser; einzeln stehen sie frei und unabhängig da, und der Deutsche sollte, wie er es in tausend andern Sachen muß, auch in dieser Hinsicht ihrem Beispiele folgen."

Daß diese Ansicht die richtige ist, wird uns durch das Schicksal so unendlich vieler deutschen Colonieversuche in Nordamerika gezeigt. Sie sind wirklich alle zerfallen, wenn sie nicht durch die Tyrannei eines religiösen Fanatismus zusammengehalten werden. Wir sehen hier also, wie wenig das deutsche Mutterland von den deutschen Brüdern zu hoffen hat, wenn sie sich erst über den Ocean begeben, sie sterben dem deutschen Stammlande durch die Isolirung, durch allmäliges Aufgehen in andere Nationalitäten und Interessen vollständig ab, und schon die Söhne, wie vielmehr die Enkel wissen Nichts mehr von Deutschland. Daß eine tüchtige Organisation des Auswandererwesens, wenn sie mit Kraft von den deutschen Regierungen eingeleitet und fortgesetzt würde, für Deutschland sowol in politischer als in mercantiler Hinsicht von großem Vortheile sein müßte, ist wahrlich nicht schwer zu begreifen; aber der Blick der deutschen Regierungen reicht noch nicht einmal bis auf die Ostsee und Nordsee, wie viel weniger gar bis über den Ocean!

Das Buch Gerstäcker's ist so geschrieben, daß wir demselben eine recht weite Verbreitung im Volke wünschen dürfen, namentlich in auswanderungslustigen Kreisen. Es müßte z. B. in den Dörfern wo man sich fürs Frühjahr zur Auswanderung rüstet, durch den Pastor empfohlen, von dem Schulmeister, Schulzen oder dergl. in den Winterabenden bei ländlicher Arbeit vorgelesen werden. Der Stoff der Erzählung reizt und hat etwas romantische Färbung. Dieses Buch schreckt weder vor Amerika im Allgemeinen zurück, noch bestärkt es in den wahnsinnigen Illusionen welche in den Volkskreisen gewöhnlich über die Auswanderung verbreitet sind. Aber es macht deutlich aufmerksam auf die großen und vielen Schwierigkeiten welche der deutsche Auswanderer in Amerika zu überwinden hat; dabei zeigt es indessen auch Demjenigen welcher Muth, Ausdauer, Entschlossenheit und vor Allem Arbeitslust im höchsten Grade mitbringt, die Aussicht auf eine zwar nicht von Mühen freie, aber doch sorgenlose Existenz. Endlich sind viele praktische Winke, welche den Auswanderern von großem Nutzen werden können, in den Verlauf der Erzählung hineingeflochten, und wenn in auswanderungslustigen Kreisen dieses Buch vorgetragen worden ist, so wird sich in ihnen jedenfalls ein klareres Urtheil über Nordamerika und was man dort erwarten dürfe herausgebildet haben. 28.

Literarische Notizen aus England.

Für Bartfreunde.

Ein vor kurzem erschienenes englisches Pamphlet, eingeleitet durch ein Gedicht, führt den ergötzlichen Titel: „Beard-shaving and the common use of the razor, an unnatural, irrational, unmanly, ungodly, and fatal fashion among Christians." In erwähntem Gedicht wird nun erzählt, wie der leibhaftige Gottseibeiuns als Versucher zum Weibe getreten und demselben ein Rasirmesser übergeben habe, damit sie es dem Manne anvertraue, und er sich damit seiner Zierde beraube. Geklagt wird, daß, während Heiden, Perser, Juden und Türken dieser boshaften Versuchung nicht Gehör geschenkt, die Christen sich dieser seel- und leibverderblichen Unsitte gefügt. Zum Beleg dieser Behauptung folgt eine Reihe von geschichtlichen Noten, worin aus Beispielen von den Erzvätern an bis auf Peter den Großen — die neuern Vorgänge in Deutschland scheint der Verf. nicht gekannt zu haben — nachgewiesen wird, daß jeder Angriff gegen die Zierde des Mannes, den Bart, mit Störung und Umsturz der öffentlichen Ordnung und Sittenverderbniß verbunden gewesen ist.

Die Phrenologie Lügen gestraft.

Die Gegner der Phrenologie haben die Ergebnisse der Untersuchungen welche nach dem jüngst erfolgten Tode des berühmten Dr. Chalmers, Oberhaupts der freien schottischen Kirche, an dem Schädel desselben angestellt wurden als Beweis der Richtigkeit dieser Lehre angeführt. Aus der Breite und Höhe seiner Stirne wie aus der Eigenthümlichkeit seines Temperaments glaubten früher einige der vornehmsten Phrenologen auf das Vorhandensein eines sehr großen und schweren Gehirns schließen zu dürfen. Die Untersuchung post mortem hat aber das Gegentheil erwiesen. Während das Gehirn Dupuytren's 64 Unzen, Cuvier's 63 wog, hatte Chalmers' Gehirn nur ein Gewicht von 53 Unzen, d. h. es überstieg kaum das durchschnittliche Gewicht des Gehirns bei Menschen in dem Alter zwischen 50 und 60 Jahren, welches 50 Unzen 2 Drachmen beträgt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 255. —— 12. September 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 254.)

34. Das Recht der Liebe. Lustspiel in fünf Acten. Von Robert Prölß. Dresden, Gottschalck. 1847. 8. 20 Ngr.

Das höhere, poetische Lustspiel genießt mit Recht einer großen Anhängerschaft, und wenn auch der Schöpfer dieser Gattung, Shakspeare, niemals mehr erreicht werden sollte, so macht es dem deutschen Geiste doch Ehre, daß er fort und fort diesem Ziele nachringt, das Franzosen und Engländer längst aufgegeben haben, und das nur der Spanier mit uns in gleicher Weise auffaßt. Unter den neuern Arbeiten dieser Art verdient die vorliegende aber jedenfalls eine rühmliche Erwähnung. Anziehende Erfindung, geschmackvolle, heitere, natürliche Entwickelung des Plans, gute Zeichnung, guter Ausdruck, Fluß und gefällige Form stehen ihm hierbei zur Seite. Einige Verkürzung der prosaischen und der Grazioso-Partien wäre jedoch zu wünschen gewesen; solche Theile erfodern viel Geist um in der Wiederholung zu gefallen. Der Stoff ist dem der „Donna Diana" verwandt, und ist der Verf. auch kein Moreto, so kommt er ihm an einzelnen Stellen doch nahe. Der Gedanke des Stücks ergibt sich aus folgender Stelle am Schluß:

Der gleiche Stolz griff hier zu gleicher List,
Die Liebe hat euch Beide überwunden!
Was ihr verhöhnen wolltet, liebt ihr jetzt,
Und seid geliebt von Dem der euch erst haßte!
So tritt aus eurer Beider Niederlage
Euch denn zugleich ein schöner Sieg hervor,
Und Liebe hat in euch ihr Recht errungen!

Tonio.

Und ist hier Jemand der mit zartem Triebe
Ein leichtes Spiel in kecker Laune wagt:
Den warn' ich ernstlich vor dem Recht der Liebe.

Lenore.

Und jedem Mädchen sei es hier gesagt:
Des Herzens heil'ge Neigung unterdrücke
Nicht stolzen Sinnes — sonst brichst du mit dem Glücke!

Geschmack und Feinheit, guten Ausdruck und heitere poetische Auffassung sprechen schon diese Verse aus; die lustigen Personen des Stücks schließen sich mehr dem spanischen als dem englischen Vorbilde an, und wir möchten, mindestens aus den Foderungen unserer Zeit und ihres Geschmacks, behaupten, daß sie daran Recht thun. Man wird uns, denken wir, wol einräumen, daß die Darstellung der Meisterwerke Shakspeare's in dieser Gattung zur Zeit vorzüglich an den Formen scheitert in welchen er seine lustigen Personen auftreten läßt, deren ursprüngliche Laune nun einmal für unsere Sitte zu derb und zu herb erscheint, und die sich dennoch nicht abschwächen läßt.

35. Heitere Bühnenspiele in freien Bearbeitungen und Uebersetzungen nach dem Französischen von W. A. Herrmann. Hamburg, Bernhard. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die hier gelieferten Sachen führen wenigstens den Namen heiterer Bühnenspiele mit der That. Es sind durchweg allerliebste Possen, und selbst den mit mehr Ansprüchen auftretenden Lustspielen: „Alles durch die Frauen", „Johanna und Hannchen" und „Fleck" fehlt es an dem lachstoffhaltigen Element so wenig, daß wir die letzte Komödie sogar für die ergötzlichste unter allen halten möchten. Der „Vater der Debutantin" ist genugsam bekannt, „Eine Reise nach Spanien" verdient es zu sein, und die „Räubergeschichte", mit welcher dieser Band schließt, wird jedem Leser oder Zuhörer, dem nicht etwa die Ergründung des wahren Zeitgeistes den Kopf verrückt hat, eine heitere Stunde bereiten. Wer kann nur die Exposition ansehen, ohne herzlich zu lachen, oder den erschrockenen Franz auf die Frage: „Nun, Franz, was gibt's denn, bist du taub?" zitternd mit „Ja!" antworten hören, ohne sich auf viel Heiterkeit gefaßt zu machen? Diese Bearbeitungen sind in fließender, geschmackvoller Sprache geschrieben, und übertreffen in gewandter und gefälliger Ausdrucksform beiweitem die meisten ähnlichen Gaben. Namentlich ist das Lustspiel „Fleck" so gewandt vorgetragen, daß man an ein fremdes Original nicht im entferntesten erinnert wird. Dem Leser zur Notiz hätten jedoch die Titel der bearbeiteten Stücke angegeben werden sollen.

36. Der Diamant. Eine Komödie in fünf Acten. Von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Comp. 1847. 12. 1 Thlr.

Eine Arbeit seltsamster Art die wir hier vor uns haben, die den denkenden Künstler und den witzigen Poeten in jedem Worte verkündet, und die poetische Aufgabe löst, ein der Form nach schönes und dem Gedanken nach bedeutendes Spiel der Phantasie darzustellen. In einem poetischen Prolog, der den besten Ehre machen würde, findet sich der Dichter im Gespräch mit der Muse und der Aftermuse. Die Muse räth dem Suchenden, das erste Bild zu malen welches das Morgenlicht bestrahlt. Der Dichter sieht den Bauer Jakob.

Muse.

Der ist's — den schau dir näher an!
Er ist kein Weiser und kein Held,
Und dennoch, wenn es mir gefällt,
Stell' ich an ihm dir hell und klar
Das ganze Weltgetriebe dar.

Sie gibt ihm das Bild vom Diamanten.

Dichter.

Nun ist sie fort, eh' ich's geglaubt.
Mir aber zuckt's durch Brust und Haupt,
Und eine Fabel, reich und bunt,
Wird mir im tiefsten Innern kund,
Ich seh' an einem Edelstein
Des ird'schen Lebens leeren Schein,

Und alle Nichtigkeit der Welt
Phantastisch — lustig dargestellt.

Ein Sterbender gibt ihn einem Bauer. Eine Prinzessin hält den Bauer mit dem Diamant für einen Geist und verliert darüber den Verstand.

Indessen geht der Diamant,
Den Alles sucht, von Hand in Hand,
Doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur,
Daß seine innerste Natur
Entschleiert wird und aufgedeckt,
War sie bisher auch wohl versteckt.
Ist Dies gescheh'n, so dreht sich schnell
Der Zufall, macht das Dunkle hell
Und wandelt das erträumte Glück
Für Jeden um in Misgeschick.
O Fülle drolliger Gestalten,
Wie glühe ich dich festzuhalten! u. s. w.

Dies ist der kurze Inhalt der nachfolgenden Komödie, ein Erzeugniß glücklichsten Humors und durch seine Deutungsfähigkeit, seine poetische Unterlage, seinen schön verschleierten Inhalt wahrhaft ausgezeichnet zu nennen. Der Diamant mag die innere Befriedigung, Zufriedenheit oder Genügsamkeit sein, die Satire ist wo sie strahlt doch mild, der Witz nicht zudringlich, Ausdruck und Form gewählt und gefällig. Das Stück schließt damit, daß der erste Besitzer des Diamanten, der Bauer Jakob, wieder in seinen Besitz gelangt, daß die Prinzessin ihn nun erkennt und geheilt wird und ihrem Verlobten angehört. Und so löst der Dichter allerdings seine ursprüngliche Aufgabe, der Muse treu, die Rathschläge der Aftermuse von sich abzuwehren und sich so als ein beachtenswerthes Talent vor uns hinzustellen.

37. Das Liebhaber-Theater. Eine Sammlung der neuesten und besten leicht darstellbaren Theaterstücke für Privatbühnen und Familienkreise. Siebentes Heft. Herausgegeben von Theodor Hell. Grimma, Verlags-Comptoir. 1847. 32. 5 Ngr.

Wir haben schon anerkannt, daß der Zweck den diese Sammlung sich vorsetzt von ihr erreicht wird. Könnte die Ausstattung auch wol etwas besser sein, so ist der Inhalt doch im Ganzen gut gewählt und entspricht dem Gedanken der bei der Auswahl zum Grunde zu legen war. „Die Flucht", komische Operette von H. Ploetz, nach dem Französischen, wird besonders der Darstellung in Familienkreisen zu empfehlen sein, und der dramatische Scherz: „Herrn Michel's Noth", wird in heiter gestimmten Auditorien seines Beifalls nicht entbehren, wenn auch der Nantewitz und die Enthaltsamkeitsperiode schon etwas verbraucht erscheinen.

38. Album für Liebhaber-Theater. Zweites bis fünftes Heft. Mit Anleitung zu einer richtigen Auffassung und Darstellung der Rollen von W. Bernhardi. Schkeuditz, v. Blomberg. 1847. Gr. 12. 1 Thlr.

Demselben Bedürfniß soll auch diese Sammlung entsprechen — sollte Ueberfluß nicht schaden? Die Zahl der Bühnen-Almanache hat sich seit einigen Jahren sehr vermindert, ein Beweis dafür, daß die Nachfrage fehlt. Das vorliegende Album löst seine Aufgabe indeß auf löbliche Art. „Müller und Miller", Schwank in zwei Acten von A. Elz, ist ergötzlich genug um den Liebhabern empfohlen werden zu können. Einen heitern Eindruck hinterläßt auch die Posse „Die Akademiker", nach dem Schwedischen von W. Adel, und ist schon deshalb willkommen, weil uns dramatische Neuigkeiten aus Skandinavien so selten mitgetheilt werden, während die dortige Romantik uns jeden ihrer Fetzen zu übersenden angefangen hat. „Der Wechselarrest", Lustspiel in drei Acten von W. Schrader, macht etwas mehr Ansprüche an die Darstellung als Liebhaber gewöhnlich gewähren mögen, und gehört daher eigentlich nicht hierher. Dagegen sind die „Ränke und Schwänke der Gegenwart", Lustspiel in fünf Acten von Albrecht, wieder passend gewählt. Des Herausgebers Vorworte und Anleitungen zur Darstellung der Rollen können wir mit gutem Gewissen übergehen; sie sind gelehrter als nöthig war. *) 19.

Allgemeine geographische und statistische Verhältnisse in graphischer Darstellung, zusammengetragen nach von Roon: Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, Berghaus: Länder- und Völkerkunde, Schubert: Handbuch der allgemeinen Staatskunde, Dieterici: Statistische Tabellen des preußischen Staates ꝛc. von A. Vorbstädt. Mit einem Vorworte von Karl Ritter. Mit 38 Tafeln. Berlin, Reimer. 1846. Quer Halb-Folio. 3 Thlr.

Seitdem man angefangen hat die Geographie aus ihrem frühern schulmäßigen und mechanischen Behandeln herauszuführen, von ihrem zwecklosen Notizenallerlei zu befreien und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu behandeln, gewinnt sie sowol an Einfluß auf die geistige Entwickelung und Bildung der Jugend als an Wichtigkeit für die materiellen Interessen der Völker und Staaten. Hierin liegen die Hauptgründe einer vielfach veränderten Bearbeitung des geographischen Stoffs und die besondern Foderungen welche man für den Unterricht oder die Selbstbelehrung in der Geographie machen muß, um dahin zu gelangen, ein mal diesen Stoff bewältigen zu können, das andere mal den erwarteten formellen und materiellen Nutzen aus demselben zu schöpfen.

Bekanntlich hat Ritter in das bisherige Chaos von geographischen Materien, welche sich in der neuesten Zeit außerordentlich vermehrt haben, eine bestimmte und logische Anordnung gebracht, diese auf gewisse leitende Ideen zurückgeführt und hierdurch eine wissenschaftliche, daher in formeller und materieller Hinsicht wahrhaft fruchtbare Behandlungsweise nicht nur möglich gemacht, sondern dieselbe auch wirklich bethätigt und verwirklicht. Noch mehr aber leistete er durch seine in die Ideen wahrhaft eindringenden Schüler und durch die Freunde der Wissenschaft, welche sich mit jenen Ideen befreundeten und mit jenen für den Unterricht, für die Schule, für die Selbstbelehrung und für das praktische Leben zu bearbeiten strebten. In Folge dieser neuen, wahrhaft wissenschaftlichen, daher eigentlich bildenden und für die materiellen Interessen des Volkslebens fruchtbaren Betrachtung entstanden in der neuesten Zeit verschiedene Lehrbücher, welche wesentlichen Bedürfnissen abzuhelfen suchten.

Zu diesen gehört das Werk Roon's, welches im Titel dieser graphischen Darstellung als vorzüglich benutzt angegeben und in seiner zweiten Auflage von Ritter vortheilhaft bevorwortet ist, welches aber auch zu einer Zeit in welcher andere geographische Schriften, z. B. die Berghaus'schen „Elemente", hinsichtlich der methodischen Einrichtung für die Schule als zu schwierig und unanwendbar sich erwiesen, das Raumer'sche Lehrbuch durch die unzweckmäßige Bearbeitung des topischen Theils und durch die gänzliche Hintansetzung aller Bodenplastik nur einseitige Resultate zu liefern im Stande war, und unter Andern Rougemont's Handbuch theils misverstanden wurde, theils nur bei durchgebildeten Lehrern einen zweckdienlichen Eingang finden konnte, theils das staatliche Element zu sparsam behandelte — also zu einer Periode des gezwungenen Uebergangs von der alten zur neuen Behandlungsweise und Schule eine um so günstigere Aufnahme erfahren hatte, als mit dem Vorzuge einer für die meisten Bildungsanstalten angemessenen

*) Gegen Ende d. J. werden wir den dritten und letzten Artikel dieser Uebersicht bringen. D. Red.

Darstellungsweise des geographischen Stoffs nach den neuern plastischen Erdansichten sich noch der Umstand vereinigte, daß das Roon'sche Lehrbuch zunächst als Grundlage beim geographischen Unterrichte in der preußischen Haupt-Cadettenschule eingeführt wurde, und auf den Unterrichtsgang in allen militairischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten einen sehr großen Einfluß ausübte. Daß dasselbe bei allen Vorzügen, Empfehlungen und wiederholten Auflagen noch Viel zu wünschen übrig läßt, kann hier nur im Allgemeinen bemerkt und nicht speciell nachgewiesen werden, da es auf keine Beurtheilung desselben abgesehen sein kann. Es fehlen, um nur eine Grundbedingung für die wissenschaftliche und praktische Durchführung der Ritter'schen Ideen sowol für die allgemeine (mathematische und physikalische) als für die besondere, eigentlich-staatliche Geographie zu berühren, die maßgebenden Grundsätze worauf die meisten Entwickelungen bezogen, und mittels welcher diese zur Klarheit und Gründlichkeit gebracht werden müssen, und ist in dem politischen Theile das Wesen der Statistik und ihr Verhältniß zur reinen Geographie nicht gehörig beachtet. Für die vorliegenden graphischen Darstellungen konnte es jedoch fruchtbaren Stoff liefern.

Noch reichhaltiger ist das umfassende, aber nach keinem sichern Plane, mehr compilatorisch bearbeitete Werk von Berghaus, der eine ungeheuere Masse von Materien in demselben zusammenträgt, wodurch es oft so ausgedehnt wird, daß man des Lesens überdrüssig dennoch keine sichern Anhaltepunkte erhält, um mittels ihrer in vollem Bewußtsein über den Stoff sich zu erheben und mit einzelnen Grundsätzen die Darlegungen zu beherrschen. Die Bemühungen des Verf. für graphische Versinnlichung der räumlichen und statistischen Verhältnisse der Erdkunde konnten jedoch um so mehr belohnt werden, je mehr er strebte jene allgemeinen, eine ganze Materie beherrschenden Grundsätze sich zu vergegenwärtigen und in Bildern zu veranschaulichen.

Schubert's „Handbuch der allgemeinen Staatskunde" als klare und lebendige Erkenntniß einer Nation in allen Richtungen ihres Lebens und in allen möglichen Bedingungen ihrer höhern Entwickelung unter einem vernünftigen und freien Vereine mußte dem Verf. um so mehr Gelegenheit und Stoff zu allgemeinen, graphisch-darstellbaren Resultaten gewähren, als in ihr wenigstens theilweise die Materialien in Verbindung mit Grundsätzen, Lehrsätzen und Folgerungen, ihre Begründung in andern Wissenschaften findend und eine Summe von zusammenhängenden Wahrheiten ausmachend, welche Gegenstände sowol philosophischer als historischer Erkenntnisse sind, verarbeitet werden, und die Theorie in die Anwendung übergeführt ist; als sie in ihren Grundelementen eine wahre Selbstbeschauung der Staaten Europas zu verwirklichen strebt, und hierdurch dem Verf. in dem Veranschaulichen der statistischen Data sehr entgegenarbeitet, wodurch ihm die Darstellung selbst erleichtert wurde.

Im Hinblick auf den rein geographischen und statistischen Stoff der genannten Werke, welche dem betheiligten Publicum wol nicht fremd sein dürften, hatte also der Verf. sehr umfangreiche und ziemlich lautere Quellen, welche ihm behülflich sein konnten jenem Vorwurfe der Zahlentrunkenheit, welchen man gewöhnlich dem statistischen Theile der Geographie nach der alten sogenannten politischen Schule mit Recht macht, abzuhelfen, und für vergleichende Erdkunde bei dem betheiligten Publicum hinsichtlich jenes statistischen Theils ebenso großes Interesse und diesem ebenso allgemeinen Anklang zu verschaffen als dem physikalischen und ethnographischen. Bedenkt man hierbei, daß die statistischen Zahlen nur durch gegenseitige Vergleichung und Resultate hieraus eigentlichen und einflußreichen Werth erhalten, daß aber diese Vergleichung bei großen Zahlen für eine intuitive Anschauung wegen unzulänglicher Uebung in solchen Zahlenverhältnissen und Anschauungen ihre eigenen Schwierigkeiten hat, und die statistischen Thatsachen oft sehr zerstreut sind, alles Zusammenhangs entbehren und nur mit Mühe in diesen gebracht werden: so überzeugt man sich von dem Einflusse des Unternehmens des Verf. um so vollkommener, als er mit großem Fleiße und mühevoller Anstrengung die wichtigsten Zahlenverhältnisse des geographischen und statistischen Elements übersichtlich in graphischer Darstellung versinnlicht, das Interesse für jene und hierdurch für das geographische Studium erhöht, die Einsicht in die gegenseitige Vergleichung der einflußreichsten Zahlenverhältnisse erleichtert und fruchtbar macht, und hierdurch der vergleichenden Erdkunde, welche allein formell und materiell bildend werden kann, wesentlichen Vorschub leistet, indem die Zahlenverhältnisse ebenso wie die räumlichen, verticalen, horizontalen und flächenförmigen Ausdehnungen oder Räumlichkeiten nach Höhe, Vertiefung und Ebene nebst Abwechselung zwischen diesen Erdformen figürlich dargestellt werden, um sie mit einem Blicke übersehen zu können, was gewiß höchst belehrend und bildend ist, aber auch die Liebe zum Studium der Wissenschaft sehr erhöht. Denn an die Stelle der bloßen Beschreibung tritt eine eigenthümliche Verhältnißlehre, wodurch auch der statistische Theil der Geographie eine wissenschaftliche Gestaltung erhält und jene nutzlosen Bemühungen für Zusammentragen von allerlei Notizen und Merkwürdigkeiten siegreich beseitigt, daher die Geographie von einem verderblichen Schwulste befreit wird, der nicht allein von ihrem Studium abschreckt, sondern alle formellen und materiellen Vortheile untergräbt.

Während man im Sinne der Notizenkrämereien der alten Schule das Gedächtniß anfüllt, sich ohne bleibenden Gewinn abmüht, und der Jugend einen wahren Abscheu vor geographischem Studium verursacht, wird durch des Verf. Darstellungsweise in der äußern Anschauung der Sinn, in den Räumlichkeiten der Gedanke, in den Constructionen das Combinationsvermögen, in dem räumlichen Darstellen die Urtheilskraft geweckt, gestärkt und erweitert, erhält der Geist belebende Nahrung und befruchtende Beschäftigung und eine solche Kraft und Ausbildung, daß er die äußern Anschauungen auf ein inneres belebendes Princip, auf eine das Besondere zum Allgemeinen erhebende und mit den Erscheinungen verknüpfende Idee bezieht, von einer Stufe zur andern übergeht, immer höher hinaufsteigt, und alsdann im Besitze von allgemeinen Grundprincipien das Zusammenhängende der einzelnen Theile der Wissenschaft erkennt, wodurch diese Erkenntniß in freudige Ueberraschung und in die den Geist belebende Befriedigung übergeht.

Ritter zeigte bekanntlich schon vor beinahe 20 Jahren in einer in den Schriften der berliner Akademie der Wissenschaften abgedruckten Abhandlung, inwiefern eine solche Verhältnißlehre durch Form und Zahl für geographische Methode höchst mannichfach benutzt und fruchtbar gemacht werden kann. Neben diesen schönen und lehrreichen Resultaten bietet sie aber die bestimmtesten Anhaltepunkte und Materien zur Gewinnung von allgemeinen Grundsätzen dar, welche für das fruchtbare und erleichterte Studium der Erdkunde unbedingt nothwendig sind, und ohne welche eine wahrhaft wissenschaftliche Behandlungsweise jener nicht völlig möglich ist. Sie gehen fast allen Versuchen die Ritter'schen Ideen praktisch zu machen, für die Schule leicht anwendbar zu gestalten, und durch sie den materiellen Beziehungen der Völker einen wesentlichen Vorschub zu leisten ab, obgleich sie nach den Vorarbeiten Ritter's bald gewonnen und in die Wissenschaft siegreich eingeführt wären, wenn man nur von dem beschreibenden, dem Notizenallerlei huldigenden Charakter der Darstellungen sich lossagen könnte, die umfassendern Begriffe jeder einzelnen geographischen Disciplin nach Inhalt und Umfang vollständig erklären, die wesentlichen Merkmale zu allgemeinen Wahrheiten verbinden und aus solchen durch Combination wieder höhere, allgemeinere Wahrheiten, d. h. jene überall anwendbaren und maßgebenden Grundsätze, ableiten und feststellen würde. Das Physische jedes Welttheils führte zu den physischen Charakteren seiner einzelnen Individuen herunter, und erhöbe zu jenen überzeugenden Wahrheiten für alle physischen Gesichtspunkte, deren nähere Berührung jedoch hier unterbleiben muß, obgleich die graphischen Darstellungen des Verf. unbedingt dazu auffodern, weil in ihnen viele

Resultate hierfür liegen, und sie gleichsam das fruchtbare Feld darbieten auf welchem die gewünschten Früchte erzogen würden, wenn man sie dafür benutzte.

Für die staatlichen Beziehungen der Einwohner, für ihre materiellen und immateriellen Interessen, für ihre physische und geistige, religiöse und politische, für ihre industrielle und moralische Cultur ergeben sich ähnliche Grundsätze, wenn man die Hauptbegriffe welche die Cultur des Bodens bezeichnen, nämlich Ackerbau, Viehzucht, Berg- und Waldbau, welche die Gewerbe, Fabriken, Manufacturen und den Handel, also die gesammte Industrie charakterisiren, mit Bezug auf geographische Grundlagen umfassend erklärt, und die darin liegenden allgemeinen Gesetze in ihrem geographischen Charakter allen weitern Darlegungen vorausschickend übersichtlich mittheilt; wenn man endlich für das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen, für die kirchlich-religiösen Elemente und sodann für die staatlichen Beziehungen, also für die politischen Angelegenheiten der Völker die maßgebenden Begriffe mit ihren unterscheidenden Merkmalen den Lesenden und Lernenden klar vor die Seele führt, zum vollständigen Bewußtsein bringt und hierdurch mittels eines Satzes oft eine ganze Materie veranschaulicht. Hierzu bieten die berührten graphischen Darstellungen der statistischen Verhältnisse den reichsten Stoff, indem ein großer Theil von Zahlenverhältnissen, zu welchen jene allgemeinen Grundsätze vorzüglich führen, und welche durch letztere eigentlich möglich und fruchtbar gemacht werden, in rechtwinkligen Flächen veranschaulicht und die gegenseitige Vergleichung der in Flächenbildern vergegenwärtigten positiven, oft großen, das Gedächtniß nutzlos beschwerenden, weil für längere Zeit von ihm nicht behaltenen Zahlen erleichtert ist. Die auf diesem Wege durch äußere Anschauungen gewonnenen Resultate prägen sich dem Gedächtnisse tief ein, gehen gleichsam in Saft und Blut des Lernenden über, und werden dessen unverbrüchliches Eigenthum. Denn der Flächeninhalt entspricht dem eigentlichen Zahlenwerthe; die Grundlinien und Höhen der rechtwinkligen Flächen bieten den Stoff zu Vergleichungen dar, und führen das statistische Element in die vergleichende Erdkunde ein, wodurch die geographische Verhältnißlehre eine größere Ausdehnung und Fruchtbarkeit erhält, die zerstreuten Beziehungen in ein Ganzes vereinigt und zu einer Uebersicht erhoben werden welche die wesentlichsten Elemente durch Constructionsverhältnisse in den reichhaltigsten gegenseitigen Beziehungen der Räume nach Form und Größen, sowie des Inhalts nach Zahlen, Bevölkerungen und andern statistischen Relationen zur möglichst vollkommenen innern Verarbeitung den Augen vorführt, um sie mittels der Sprache zu beleben und den Anwendungen zugängig zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Mémoirenliteratur.

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Belluno („Mémoires de Claude-Victor Perrin, duc de Bellune"), von denen vor kurzem der erste Band erschienen ist, werden gewiß ein reiches Material zur Beleuchtung einiger Partien aus der Kaisergeschichte enthalten. Der Herausgeber derselben, der älteste Sohn des Verstorbenen, Victor François, erzählt, daß diese Aufzeichnungen, welche die Jahre 1792 — 1841 umfassen werden, ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Sie sollten nur Erinnerungsblätter für die eigene Familie abgeben. Einige Proben aber welche im Druck erschienen erregten eine allgemeine Theilnahme und erweckten den lebhaften Wunsch, die ganze Handschrift in passender Form der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Herausgeber gab endlich den vielfachen Bitten welche in diesem Sinne an ihn ergangen waren nach und übernahm die Revision und Besorgung des Drucks. Das Ganze wird aus vier Abtheilungen bestehen, von denen die erste die Jahre 1792 und 1800, die zweite 1800 — 14 und die dritte und vierte die Geschichte der Julirevolution und der nachfolgenden Zeit umfassen werden. Das meiste Interesse wird, wie man denken kann, die zweite Abtheilung, welche drei Bände bilden soll, in Anspruch nehmen. Der bis jetzt erschienene erste Band der ersten Partie enthält außer einer nicht sonderlich werthvollen Einleitung über die ersten Ursachen der Französischen Revolution und einem Ueberblicke über die zwischen die Jahre 1789 — 96 fallenden Ereignisse in fünf Büchern die Geschichte der Kindheit und Jugend Perrin's. Daran reihen sich die Invasion und Besetzung von Savoyen und Nizza (1792 — 93), die Insurrection im südlichen Frankreich und die Belagerung von Toulon (1793), die Feldzüge der ostpyrenäischen Armee (1794 — 95), und der Anfang der Expedition nach Italien (1795).

Französische Documente in England.

Das Streben der französischen Regierung, durch sorgfältige Nachforschungen in den Archiven und durch Veröffentlichung der gewonnenen Ergebnisse für die Nationalgeschichte sowie für das Studium der ältern französischen Literatur eine sichere Basis zu schaffen, beschränkt sich nicht mehr auf die in Frankreich aufbewahrten Sammlungen. Schon sind mehre talentvolle, strebsame Gelehrte nach denjenigen Punkten des Auslandes geschickt wo eine reichere Ausbeute zu erwarten stand, und wie wir vernehmen, werden noch neue wissenschaftliche Missionen dieser Art vorbereitet. Unter denjenigen Historikern denen solche Aufträge geworden sind, verdient besonders Jules Delpit genannt zu werden. Die von ihm herausgegebene „Collection générale des documents français qui se trouvent en Angleterre, recueillis et publiés par *J. D.*" liefert den Beweis seines sorgfältigen Fleißes und seiner umfassenden Gelehrsamkeit. Der erste Band, welcher uns bis jetzt erst zu Gesicht gekommen ist, beschäftigt sich mit den Archiven der Mairie zu London, mit den Sammlungen des Herzogthums Lancaster und der Bibliothek der Advocaten. Wie es heißt werden zwei starke Bände — der erste enthält 77½ Bogen in Quart — nachfolgen, in denen gewiß noch eine reiche historische und literarische Lese zu erwarten steht.

Béranger.

Die neueste, bei Perrotin erschienene Ausgabe der Béranger'schen Dichtungen, welche vor kurzem mit der 28. Lieferung zum Abschluß gediehen ist, enthält eine Beigabe welche den Verehrern des nationalsten aller französischen Dichter zur besondern Freude gereichen wird. Diese Ergänzung besteht in acht neuen Liedern, welche bisher noch keine Art von Veröffentlichung erfahren hatten. Man erkennt aus denselben, daß der Dichter ungeachtet seiner friedlichen, aber sehr entschiedenen Zurückgezogenheit weder der Poesie noch den Interessen des Lebens, in deren vielseitiger dichterischer Behandlung er sich immer mit dem größten Glücke bewegt hat, fremd geworden ist, obgleich man allgemein das Gerücht ausgesprengt hatte, er habe jeder poetischen Thätigkeit auf das bestimmteste entsagt, um den Rest seiner Tage der Ausarbeitung einer umfassenden historisch-biographischen Encyklopädie zu widmen. Die Entschiedenheit mit der er auch in diesen spätgeborenen Liedern die Gebrechen unserer Zustände, die Verkehrtheiten der politischen Welt erfaßt, zeigt, daß sein scharfer Blick, den er in so vielen gelungenen Versen früherhin bethätigte, noch seine volle Kraft bewahrt hat. Auch in der Anmuth und Abrundung der Form, die man in diesen neuen Erzeugnissen Gelegenheit zu bewundern hat, sieht man, daß der frische Quell der Poesie für Béranger noch nicht versiegt ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 256. — 13. September 1847.

Blicke aus der Zeit in die Zeit. Randbemerkungen zu der Tagesgeschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre. Von K. H. Hermes. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1845. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Ngr.

Wir erhalten hier eine Reihe von Aufsätzen die beinahe ohne Ausnahme schon früher, größtentheils in den von Hermes redigirten Zeitblättern erschienen sind, und die ursprünglich fast nur dazu bestimmt waren ein augenblickliches Interesse zu befriedigen oder anzuregen. Bei der ersten Erwägung drängt sich die Frage auf: Wozu jetzt ein neuer Abdruck, eine Zusammenstellung derselben? Die Vorrede bezeichnet in der That nur ein persönliches Interesse des Verf. als Motiv der Herausgabe dieser „gesammelten Schriften"; er glaubt (was *uns freilich* eine Uebertreibung zu enthalten scheint!), daß „in den letzten 15 Jahren schwerlich irgend eine andere (!) literarische oder publicistische Persönlichkeit von Seiten der meisten namhaften deutschen Journale eine gleich gehässige und gleich beharrliche Feindseligkeit erfahren habe" wie *die seinige*; man habe ihm nicht nur „jede literarische Bedeutung" abgesprochen, sondern „sich zugleich darin gefallen seinen politischen Charakter zu verdächtigen", indem man ihm „Wetterwendigkeit, Gesinnungslosigkeit und viele andere politische Verbrechen vorgeworfen, die mit der tiefsten Verachtung jedes Ehrenmannes nicht zu hart bestraft worden wären". Allerdings liegt in einer solchen Verdächtigung die stärkste Auffoderung für jeden Ehrenmann, sich vor demselben Publicum vor welchem er angeklagt ist auch zu vertheidigen; doch möchte Manchem das hier gewählte Mittel nicht als das zweckmäßigste erscheinen, so wenig sich auf der andern Seite leugnen läßt, daß die einfachste und gediegenste Rechtfertigung bei erfolgten Misverständnissen eben darin besteht, wenn man sich, wie es hier geschieht, auf wiederholte Erwägung der misverstandenen Aussprüche im Zusammenhange berufen darf. Nur möchte eine solche Erwägung den Freunden des Verf. kaum nöthig erscheinen, und die Gegner schon um deswillen nicht zu derselben geneigt sein, weil sie nicht glauben, daß ihre im Laufe einer Reihe von Jahren entstandene Ansicht auf bloßen Misverständnissen beruhe.

Dennoch muß es als eine Foderung der Gerechtigkeit ausgesprochen werden, Denjenigen welcher sich gegen schwere Vorwürfe zu vertheidigen unternimmt, wenigstens vorurtheilsfrei anzuhören. Wenn es aber Feinden und Freunden zu viel oder ganz überflüssig erscheinen sollte zu diesem Zwecke drei ziemlich starke Bände durchzulesen, so muß allerdings noch ein anderes als das persönliche Interesse des Verf. in die Wagschale gelegt werden, um seinen gesammelten Schriften einen größern Kreis von Lesern zu sichern. An einem solchen fehlt es indeß für den unbefangenen Leser gewiß nicht, und nur der blindeste Parteihaß konnte dem Verf. eine höhere als die gewöhnliche Befähigung zu geistreicher Auffassung der großen politischen Verhältnisse der Gegenwart absprechen. Ja wir finden, je mehr wir seine in einem Zeitraume von etwa 15 Jahren (1829—43) unter den wechselndsten Zeitverhältnissen rasch entworfenen und publicirten Aufsätze im Zusammenhange erwägen, nicht nur eine gediegene wissenschaftliche, philosophisch-geschichtliche Grundlage seiner Ansichten, die schon deshalb mehr als blos launenhaft wechselnde Meinungen sind, sondern auch der Born der Gesinnung, welche immer die philosophische und geschichtliche Auffassung des Menschen beherrscht, ist durchaus lauter und edel. Der Verf. hat den unerschütterlichen Glauben an ein Fortschreiten der menschlichen Entwickelung zu immer höherer Vollkommenheit, und leihet mit Begeisterung dem Kampfe für diesen Fortschritt seinen Arm. Nur die Art wie er durch das mahnende und warnende Wort dem Fortschritte am besten dienen zu können meint, unterscheidet ihn von Denen die gleichfalls vorwärts wollen, die aber nur das große Ziel im Auge den plötzlichen, auch übereilten Fortschritt für den sichersten halten, und darum sich selbst und den Lauf der Dinge überstürzen. Eine solche Art des politischen Vorwärtsstrebens vermag Derjenige nicht zu billigen oder selbst zu befolgen, der aus der Geschichte gelernt hat, wie die Menschheit vorwärts schreitet. Er aber findet freilich auch keine Gnade vor dem Urtheile jener leidenschaftlichen Naturen die nur ein Ideal oder eine Theorie vor Augen haben, ohne das Ziel und den Weg auf welche die Weisheit der Erfahrung verweist zu kennen, obgleich auch sie sich dessen rühmen, weil sie wenigstens durch Einzelerfahrungen in ihrem beschränkten Gesichtskreise allmälig klüger werden. Die wahre Erfahrungsweisheit jedoch gedeiht nur bei einer gesunden philosophi-

schen (religiösen) Ansicht der Geschichte. Zwar ist auch bei ihr noch ein verschiedenes Urtheil des Einzelnen über Einzelerscheinungen unvermeidlich, insbesondere so lange diese noch in der ersten Entwickelung begriffen sind, zwar wird nach dieser Verschiedenheit des Urtheils auch die Thätigkeit der Weisesten und Besten bei Einzelbestrebungen noch vielfach weit auseinander laufen; aber wenn Dieses einmal als nothwendige Folge der Beschränktheit der Individuen erkannt wird, so sollten wir um so mehr Jedem die Hand reichen der im Großen und Ganzen mit uns einig ist, und uns nicht (wie es leider in religiösen und politischen Dingen gewöhnlich ist) über Nebendinge entzweien und verdammen, und darüber das Ziel dem wir gemeinsam zustreben aus den Augen verlieren!

Was vielfach eine ungerechte Beurtheilung des Verf. hervorgerufen hat, ist insbesondere neben der Censur, die Jeden mit der Gefahr verkannt zu werden bedroht, zwei Umständen zuzuschreiben: zunächst der schwierigen Stellung die er sich selbst auferlegte, in seinen (täglich erscheinenden) leitenden Artikeln über die neuesten Zeitereignisse sogleich ein Urtheil auszusprechen, wobei es dem Schriftsteller ebenso schwer ist das Einzelne nach seinem ganzen Zusammenhange zu übersehen, als sich über die niederschlagenden oder exaltirten Gefühle des ersten Eindrucks zu erheben; sodann seiner Persönlichkeit, da sein lebendiger Geist und sein erregbares Gefühl die letzterwähnte Schwierigkeit noch erhöhen. Doch wird Derjenige der Hermes' Individualität in dieser Beziehung kennt, bei einer ruhigen Würdigung seiner Ansichten viel mehr veranlaßt zu bewundern, daß seine persönlichen Stimmungen so wenig Einfluß auf seine Urtheile geübt haben, als ihm das Gegentheil vorzuwerfen. An Beispielen des Letztern fehlt es indeß auch nicht, und insbesondere scheint uns bei seiner Beurtheilung der französischen Zustände eine gewisse Gereiztheit unverkennbar, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann.

Deutlicher jedoch als in seinen schriftstellerischen Productionen tritt uns eine Einwirkung seines erregten Gefühls, wie es in der Natur der Sache liegt, bei den Urtheilen und Entschließungen entgegen die sich auf seine eigene Person beziehen, und insofern hat er namentlich die Verkennung welche ihm seine Uebernahme der Leitung der „Preußischen Staatszeitung" zugezogen hat sich selbst zuzuschreiben. Es war offenbar eine Uebereilung, daß er sich in diese Stellung begab ohne sich zuvor von den ihm zugedachten Verpflichtungen und Concessionen genau unterrichtet zu haben; auch gibt er selbst zu, daß er „unvorsichtig genug gewesen sei", seine Annahme des an ihn gerichteten Rufs öffentlich anzukündigen, indem er noch von einer Unabhängigkeit träumte, von der bald nicht mehr die Rede war. Schwerlich hatte er aber, wie er meint, „alle Ursache, seinen allerdings kühnen, in der Eile etwas husarenmäßig entworfenen Plan für genehmigt zu halten", und am wenigsten hätte er den Vertrag den man ihm noch vor Beginn seiner neuen Thätigkeit vorlegte unterzeichnen sollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß er sich dadurch wissentlich in die „Falle" begab, und er kann nicht seine hohen Obern anklagen, wenn sie ihn nachher dem von ihm eingegangenen Vertrag gemäß behandelten. Sagt er doch selbst (S. xxxi): „Ich übersah im Augenblick alle die Nachtheile die aus einem solchen Vertrage für mich hervorgingen; aber ich unterzeichnete ohne ein Wort zu sagen, in der freilich wol etwas überspannten Voraussetzung, daß mein Schweigen beredt genug sein würde." Daß er dann die kaum gewonnene („temporaire") Anstellung wieder aufgab, sobald ihn die Erfahrung belehrt hatte, wie sehr durch dieselbe die Freiheit seiner geistigen Bewegung geschmälert sei, war eines Ehrenmannes würdig, und er bewies dadurch, daß er sich nicht der preußischen Regierung „verkauft" habe.

Das Letztere hätte man freilich von vornherein nie voraussetzen sollen, und nur die Leidenschaft seiner Widersacher konnte es, ohne irgend hinreichende Beweise dafür zu haben, zu behaupten wagen; auch ist es für Diejenigen die Hermes' frühere Ansichten unbefangen aufgefaßt hatten unverkennbar, daß er aus Ueberzeugung die in Preußen begonnene Entwickelung in den Hauptpunkten in Schutz nahm, wie denn nur eben hierdurch die preußische Regierung auf den Gedanken kommen konnte gerade ihn zu ihrem Organ zu wählen.

Doch es ist Zeit auf die mitgetheilten Aufsätze selbst einen Blick zu werfen, aus denen der innere Zusammenhang der in denselben niedergelegten Ansichten deutlich genug hervorleuchtet, um Hermes von dem Vorwurf des Schwankens in seinen wissenschaftlichen und politischen Ueberzeugungen freizusprechen. Als einer der glänzendsten Vorzüge derselben tritt uns zunächst die Leichtigkeit und Klarheit der Form entgegen, die von dem Tone eines Tageblatts vor Allem gefodert werden muß, wenn dasselbe die Leser für seine Belehrungen empfänglich erhalten will. Dazu aber gesellt sich hier eine umfassende Kenntniß, die jederzeit so am rechten Orte hervortritt, daß nicht leicht eine zur Begründung des ausgesprochenen Urtheils erfoderliche Mittheilung vermißt wird. In der anschaulichsten Weise werden uns namentlich die reichen geographischen Belehrungen gegeben, die K. Ritter's wissenschaftliche Ansichten recht eigentlich in das Leben der Gegenwart einführen, indem sie uns einen oft überraschenden Aufschluß über die politischen Ereignisse der Gegenwart gewähren (z. B. detaillirte Schilderungen der Kriegstheater u. s. w.); nicht minder werden uns die zum Verständniß unserer Zeit erfoderlichen geschichtlichen Aufklärungen in kurzen zusammenhängenden Uebersichten in die Erinnerung gerufen. Was aber den Hauptvorzug der ganzen Anschauungs- und Darstellungsweise begründet, ist ihre philosophische Tiefe, die der Verf. nicht sowol dem Anschließen an ein bestimmtes philosophisches System als der ihm natürlichen Richtung auf philosophische Betrachtung und seinem von dieser durchdrungenen umfassenden Studium der Geschichte verdankt. So sollte es überhaupt bei dem Historiker sein, der freilich auch des Studiums der philosophischen Systeme zur Be-

gründung und Läuterung seiner Ansichten von dem Gange der menschlichen Entwickelung nicht entbehren kann, der aber bei starrem Festhalten an einem dieser Systeme nothwendig die Unbefangenheit der geschichtlichen Betrachtung einbüßen würde.

Auf jenem Wege ist der Verf. zu einer Philosophie der Geschichte gelangt, die wir am kürzesten durch eine Stelle aus dem zweiten Aufsatze des ersten Bandes (S. 10 fg.): „Die Französische Revolution", bezeichnen zu können glauben. Nach Besprechung der verschiedenen Auffassungsweisen welche dieses Ereigniß erfahren hat heißt es hier (S. 13):

Die letzte Ansicht, welche indessen nur in wenigen vereinzelten Stimmen (?) sich geäußert hat, ist die religiöse, welche, wie überall in der Geschichte, so auch in der Französischen Revolution die Führung einer höhern Hand, den Willen, die Offenbarung der göttlichen Vorsicht sieht. Wie überhaupt der Glaube der kürzeste und sicherste, obgleich nicht der hellste Weg zur Wahrheit ist, so ist auch diese von dem Glauben ausgehende Ansicht der Geschichte nicht nur die der Wahrheit am nächsten kommende, sondern ohne Zweifel die Wahrheit selbst. Aber diese Wahrheit ist in Hieroglyphen angedeutet; wenn auch das Gemüth den Sinn der heiligen Züge ahnt, so faßt doch der Verstand deshalb noch nicht ihre Bedeutung. Der größte Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit ist das Heraustreten aus dem dunkeln frommen Kinderglauben zu dem klaren bestimmten Wissen des Mannes; diesen Fortschritt zu fördern haben wir als unsere vornehmste Aufgabe erkannt u. s. w.

Sein Glaube an eine gesetzmäßig fortschreitende Entwickelung der Menschheit aber, wie an den Antheil welcher der menschlichen Freiheit an demselben gebührt, spricht sich in mehren Stellen aus, so besonders in dem kurzen aber schlagenden Aufsatze wider Menzel's „Geist der Geschichte" (I, 264), wie in der Beurtheilung der Steffens'schen Ansicht, daß die geschichtliche Entwickelung bewußtlos erfolge (I, 316); wird aber (III, 444—445) in dem überhaupt vortrefflichen Aufsatze „Der Zeitgeist" in kurze inhaltschwere Worte zusammengedrängt:

Unsere Aufgabe ist nicht zu zerstören, sondern zu schaffen. Mag man immerhin da oder dort sich bemühen die Trümmer des verfallenen Mauerwerks die in unsern Feldern umherliegen wieder zusammenzuflicken, ein solches Beginnen vermag den Fortschritt der neuen Entwickelung durch die Kräfte die es demselben entzieht, durch die Hindernisse die es demselben entgegenstellt, aufzuhalten, wird aber ebenso gewiß sein Ziel verfehlen wie alle Kunst des Arztes erfolglos bleibt, wenn er darauf ausgeht einen Leichnam in das Leben zurückzurufen. Die sittliche Welt ist denselben Gesetzen unterworfen wie die physische: Alles entsteht und vergeht; unserer Freiheit ist der weiteste Spielraum innerhalb dieser allgemeinen Gesetze gestattet; sobald wir es aber versuchen diese selbst umzustoßen, werden wir nach vergeblichen Anstrengungen zeitig genug unsere Ohnmacht erkennen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine geographische und statistische Verhältnisse in graphischer Darstellung rc. Von A. Vorbstädt.

(Beschluß aus Nr. 256.)

Berghaus hat bekanntlich in einem andern Kartenwerke alle physikalisch-geographischen Beziehungen darzustellen versucht, und setzt dasselbe auf eine unübersehbare, wirklich nicht zu billigende Weise fort, indem er ihm eine Ausdehnung gibt welche dem Geist und Wesen der Sache nicht entspricht und das Werk fast nutzlos außerordentlich vertheuert. Möge er auf solche Verhältnisse die erfoderliche Rücksicht nehmen. Ihm zur Seite steht die graphische Versinnlichung der statistischen Momente, welche höchst reichhaltigen Stoff zu geistiger Gymnastik auf dem berührten Boden, zu gegenseitigen Nachweisen, Begründungen und neuen Combinationen darbieten, und die in der Ueberschrift bezeichneten Werke erst recht in das öffentliche Leben einführen. Denn nach den allgemeinen Verhältnissen der fünf Erdtheile veranschaulicht der Atlas Europa und seine Staaten im Besondern. Zwei Blätter sind der Vertheilung von Wasser, Land und Inseln, den Verhältnissen des Areals der fünf Welttheile mit Bezug auf die absolute und relative Bevölkerung, die Europas zum Maßstabe feststellend, der Scala der Volksdichtigkeit und den Verhältnissen der Zonen überhaupt und der Continente der verschiedenen Zonen gewidmet. Eine aufmerksame Betrachtung versinnlicht so recht überzeugend die Vorzüge Europas, wie Alles beschränkter, weniger großartig und weniger erhaben als z. B. in Asien, wie aber auch Alles einförmiger, näher beieinander, weniger abgesondert, lebendiger und zur Entwickelung der Menschheit geeigneter, wie Alles dem eigentlichen Charakter der Familienbeziehungen unterworfen ist, und Europa als vollendetste Landfeste den Bewohnern die unabänderlichen Bedingungen eingeimpfte hohe Gesittung zu erreichen, durch ihre sittliche Ueberlegenheit die Welt zu erobern, zu sittigen und zu beherrschen; wie aus diesen Verhältnissen die körperlichen Schönheiten und Vorzüge, die sittlichen Kräfte und geistige Ueberlegenheit, die Gemeinschaft der Sprache und Sitten, der staatlichen Verhältnisse und religiösen Principien hervorgehen und die unterscheidenden Charaktere der europäischen Brudervölker sich doch vereinigen mußten, um ein solches politisches System zu bilden welches das Christenthum zur Grundlage hat.

Die folgenden Blätter versinnlichen in einzelnen Figuren die Halbinseln und Inseln, das Gebirgsland, die Hochebenen und Ebenen nebst Küstenentwickelung, die größten Gebirgs- und Hochländer, Ebenen und Gebirgslängen, Stromlängen und Stromgebiete der fünf Welttheile im Vergleiche zum Areal von Europa, wodurch letzteres immer vollkommener erscheint und zu höchst lehrreichen Vergleichungen veranlaßt. Aehnlich verhält es sich mit den Menschenvarietäten, Sprach- und Volksstämmen, Lebensweisen und Religionsverhältnissen, mit den Veranschaulichungen der Flächen und Volkszahl der größten Staaten der Erde, wobei die Herrschaft der Europäer in allen Erdtheilen nach Fläche und Volkszahl einen deutlichen Beweis der obigen Vorzüge darbietet, indem selbst die einzelnen Staaten durch ihre dichte Bevölkerung gegeneinander sehr zurücktreten; denn das britische Reich, gewiß klein gegen die Fläche von Rußland, versinnlicht eine drei mal so große Fläche als dieses, weil jenes etwa 164 und dieses nur 62 Millionen Einwohner hat. Noch deutlicher treten solche Vergleiche für die Darstellung der größten Staaten Europas ihrem Areal und ihrer Volkszahl nach hervor, indem z. B. Frankreich mit 9600 Quadratmeilen und 34½ Million Einwohner hinsichtlich der Bevölkerungsfläche eine fast drei mal größere Fläche hat als hinsichtlich des eigentlichen Flächenraums. Rußlands Bevölkerungsfläche tritt gegen die Raumfläche um das Dreifache zurück u. s. w. Mit einem Blick auf die Karte wird der Beschauer über die Gediegenheit und Größe der Bevölkerung belehrt, woraus das große Interesse und die leichte Belehrung über statistische Verhältnisse sich ergeben.

Ein eigenes Blatt stellt die Religionsverhältnisse, Stamm- und Sprachverschiedenheiten nebst Staatsformen der Fläche und Volkszahl nach, ein anderes die relative Bevölkerung, den jährlichen absoluten und relativen Zuwachs u. s. w. dar; wieder andere Blätter versinnlichen das Verhältniß der Stadtbewohner zur Gesammtbevölkerung, die Vertheilung der Städte und Marktflecken im Verhältniß zum Areal und der Wohnplätze,

das Verhältniß der Arealflächen, auf welchen sich durchschnittlich 100 Wohnplätze befinden, die Bevölkerungsscala der größten Städte und die relativen Bevölkerungsverhältnisse der 97 größern europäischen Städte mit besonderer Rücksicht auf Preußen. Eine auf bestimmte Grundsätze bezogene Bearbeitung der Statistik erhält aus diesen graphischen Darstellungen außerordentlich viele Anhaltpunkte, mittels welcher sie sowol kurz und gründlich als umfassend und vollständig die einzelnen Theile entwickeln und einen Weg einschlagen kann welcher bisher noch nicht betreten wurde, aber betreten werden muß, wenn sie eine wissenschaftliche Grundlage erhalten und von ihrem aphoristischen Charakter befreit werden soll.

Ein eigenes Blatt versinnlicht im Vergleich zur Summe des in Europa vorhandenen baaren Geldes die Einnahmen, Staatsschulden und das Verhältniß beider, und ein anderes die Repartition beider nach der Kopfzahl, woraus der Rechnungsbeamte und Finanzmann sehr interessante Belehrung entnimmt. Die an ihnen abzulesenden Grundsätze verbreiten über viele Gegenstände klares Licht, und überzeugen mit einem Blicke von Wahrheiten worüber viele Bogen voll geschrieben sind, ohne jene selbst erkennen zu lassen. Der Staatswirth und Nationalökonom entnimmt aus den veranschaulichten Verhältnissen der Bodencultur, der Procente der verschiedenen Culturarten, ihres Verhältnisses zur Volkszahl und der Repartition auf die ganze oder dem Landbau sich widmende Bevölkerung, aus dem der Ackerbauenden und Industriellen, der Handelsflotten, künstlichen Communicationen, der Ein- und Ausfuhren nebst Productionen in Fabriken, Manufacturen u. dgl. ebenso viele Gesichtspunkte zur Beförderung seiner materiellen Interessen als der Kaufmann und Besitzer von großen Unternehmungen. Alle Industriellen ziehen reichen Stoff und vielseitige Belehrung für ihren praktischen Geschäftskreis, ohne weitläufige Werke zu lesen und ihr Gedächtniß mit vielen Namen und Zahlen zu überladen. Selbst die Kriegsmacht und die für sie herangezogene Bevölkerung und die Dichtigkeit des Schulunterrichts wird auf einzelnen Blättern bildlich dargestellt. Aus dem Betrachten des Inhalts derselben und aus den Vergleichungen der einzelnen homogenen oder heterogenen Gegenstände besondere Wahrheiten abzuleiten und bei dieser Anzeige mitzutheilen hält Ref. nicht für zweckmäßig, weil sie jene zu sehr ausdehnen und dem Studium der Einzelnen vorgreifen würden. Immer ist es die Statistik welche bedeutende Bereicherung findet und Allen einfach und leicht zugänglich gemacht wird welche in irgend einer Rücksicht dieselbe bedürfen und in ihr Belehrung suchen müssen.

Nach diesen allgemeinen Darstellungen veranschaulicht der Verf. auf 13 Blättern die bisher berührten Verhältnisse der einzelnen europäischen Staaten. Drei Blätter sind den deutschen Staaten hinsichtlich ihrer Fläche und Bevölkerung, Volksstämme und Religionsverhältnisse, des Zollvereins nach Fläche und Bevölkerung und deren Relativität, der Wohnplätze und Städtevertheilung nebst Religionen in verschiedenen Haupttheilen Deutschlands gewidmet. Sie bieten in den übrigen Staaten sichere Anhaltpunkte für alle statistischen Verhältnisse dar, und verschaffen dem Beschauer eine große Menge von allgemeinen Wahrheiten, welche zum Maßstabe für die andern Staaten dienen und zugleich die großen Vorzüge des deutschen Bodens, der deutschen Cultur und Wissenschaftlichkeit, der deutschen Industrie und Fortschritte in allen Zweigen der verschiedenen Interessen veranschaulichen, worauf die deutsche Bevölkerung, die deutschen Regierungen stolz sein dürfen, und worin sie eine sichere Gewährleistung für die Dauerhaftigkeit aller physischen und geistigen Fortschritte finden.

Dieselben Verhältnisse werden für das britische Reich überhaupt und das europäische insbesondere veranschaulicht, worauf in je einem Blatte Frankreich, Rußland und Oestreich zur Darstellung gelangen. Für das erste entnimmt man aus den einzelnen Figuren die physischen Vorzüge der Lage, welche auf die Bevölkerung, ihre Charaktere, Eigenthümlichkeiten und Entwickelungsgrade übergeht. Das Blatt für Oestreich versinnlicht recht klar, wie dieses eine wahre Musterkarte von staatlichen, sprachlichen und andern Verhältnissen ist, und das für Rußland zeigt auf den ersten Blick, woran dieses reich ist, was ihm mangelt, und wie die Bevölkerung über den Boden, die Natur überhaupt, noch nicht die volle Herrschaft gewonnen hat. Fünf Blätter veranschaulichen alle materiellen und immateriellen Verhältnisse des preußischen Staats in einer Ausdehnung wie sie keinem andern Staate zu Theil wird, welche für besondere Darstellungen der Staaten einen brauchbaren Maßstab gibt. Hierzu boten freilich die Statistik des preußischen Staats und die statistischen Tabellen über ihn reichen Stoff dar. Sie hat noch den großen Nutzen, daß von ihr auf unberührt gelassene Verhältnisse deutscher Staaten hingewiesen werden kann, und diese danach einfach zu behandeln sind. Man legt den Atlas ungern aus den Händen, weil jeder Blick auf ihn eine neue, interessante Seite darbietet, weswegen er möglichst weit verbreitet und allgemein gekannt zu werden verdient. 128.

Literarische Notizen aus England.

Die Geistlichkeit in Kleinrußland.

Xavier Hommaire de Hell entwirft in der Beschreibung seiner Reise durch Rußland, die Steppen des Kaspischen Meers, die Krim und den Kaukasus ein sehr abschreckendes Bild von der niedern Geistlichkeit in Rußland, eine Schilderung die im Wesentlichen mit Demjenigen übereinstimmt was andere Reisende aus diesem hermetisch verschlossenen unheimlichen Lande gemeldet. Er erzählt, daß man sich keinen Begriff von der Verworfenheit dieser Geistlichkeit machen könne, deren lasterhafte Gewohnheiten nur ihrer völligen Unwissenheit gleichkommen. Die meisten Mönche und Priester bringen ihr Leben zum größten Theil in dem Zustande der abscheulichsten Trunkenheit hin, die sie zur Erfüllung ihres Berufs gänzlich unfähig macht. Auch wird der geistliche Stand in Rußland nicht als ein heiliger Beruf, sondern als Mittel betrachtet dem Stande der Hörigkeit zu entkommen und in die Reihen der Bevorzugten zu treten. Die Mönche, Diakonen und Geistlichen welche Kirchen und Klöster bevölkern sind fast durchgängig Söhne von Bauern, die sich dem geistlichen Stande gewidmet, damit sie der Knutenstrafe und vor Allem dem Soldatendienste nicht länger unterworfen sind. Obwol sie aber dadurch das Recht erlangen die Leibeigenen zu plündern und sie nach ihrer Weise zu schulen, so können sie den Makel ihrer Geburt doch nicht wegwischen, und werden von dem Adel fortwährend mit jener souverainen Verachtung betrachtet und behandelt welche derselbe in der Regel für alle Die hegt welche nicht aus seiner eigenen Kaste hervorgegangen sind. Hoher und niedriger Adel denkt und handelt in dieser Beziehung ganz gleich, und es ist gar nicht selten, daß man einen Junker seine Hand zum Schlag gegen einen Popen erheben und diesen demüthig sein Haupt beugen sieht, um den Streich zum empfangen. Diese Demuth, welche nachahmenswerth wäre wenn sie aus evangelischer Selbstentäußerung hervorginge, ist hier nur das Ergebniß des niederträchtigen und kriechenden Knechtsinns, dessen sich der russische Priester selbst mitten in den höchsten Amtshandlungen seines Berufs nicht entwöhnen kann.

Biographien über Zeitgenossen.

Unter dem Titel „Studies of public men" sind zwei Bändchen erschienen welche Skizzen des parlamentarischen Lebens einiger der bedeutendsten öffentlichen Charaktere Großbritanniens enthalten. Das erste Bändchen schildert Peel, O'Connell, Brougham, Cobden, d'Israeli, das zweite Russell, Stanley, Macaulay, Grey und Bentinck. Die Schilderungen sind mehr kritisirenden Charakters als wirkliche Lebensbeschreibungen; der Verfasser scheint jedoch dem Parteigetriebe fern zu stehen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 257. —— 14. September 1847.

Blicke aus der Zeit in die Zeit. Von K. H. Hermes. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Wenn wir uns eine Uebersicht von dem Inhalte der einzelnen Aufsätze verschaffen wollen, in denen in reicher Mannichfaltigkeit eine Menge von Fragen besprochen wird welche in wechselnder Folge die Zeit von 1829—43 beschäftigten, so reichen dazu die wenigen allgemeinen Rubriken welche der Verf. selbst aufgestellt hat nicht aus; doch hat derselbe jeden Aufsatz noch mit einer besondern, meist scharf bezeichnenden Ueberschrift versehen. Außer diesen finden wir nur folgende Gesammtbezeichnungen: „Französische Zustände" (II, 1—260); „Die (übrigen) Staaten des europäischen Festlandes" (II, 260—418); „Britische Zustände" (III, 1—233); „Nordamerika und China" (III, 234—250); „Vermischte Aufsätze" (III, 251—464).

Die Aufsätze des ersten Bandes sind demnach nicht mit einer allgemeinen Ueberschrift versehen. Der größte Theil derselben würde mit dem Titel „Deutsche Zustände" passend bezeichnet sein; doch kommen hier auch häufig allgemeine, hin und wieder aber französische und andere Verhältnisse zur Sprache, die passender in die Rubrik „Vermischte Aufsätze" verwiesen wären, wie umgekehrt unter der letztbenannten Abtheilung die Aufsätze aus der spätern Zeit (seit 1841), welche deutsche und namentlich preußische Zustände behandeln, aufgenommen sind. Wir heben hier nur Dasjenige aus was die deutschen Zustände betrifft, sofern es an und für sich für die Gegenwart noch das unmittelbarste Interesse hat, zugleich aber die meisten Anhaltpunkte zur Beurtheilung der politischen Consequenz des Verf. darbietet.

Unter den Foderungen welche Hermes an die politische Entwickelung Deutschlands richtet, wird keine von Anfang bis zu Ende seiner journalistischen Wirksamkeit mit größerer Kraft und Begeisterung geltend gemacht als die der Einheit des gesammten deutschen Vaterlandes. Der Verf. erhob aber seine Stimme für die Einigung Deutschlands zu einer Zeit wo der Ruf danach in den meisten deutschen Blättern verstummt war, und den Häuptern des Vaterlandes nicht so willkommen erscholl als nun wieder seit dem Jahre 1840, weil sich damals noch die Furcht vor demagogischen Umtrieben zur Herstellung des Deutschen Reichs an den Gedanken der Einheit Deutschlands knüpfte. Und allerdings hatte Hermes gerade zu Denen gehört die in der schmählich zersprengten Burschenschaft ihre Begeisterung für diese Idee genährt hatten; doch war dieselbe in seiner Auffassung durch das Feuer seiner geschichtlichen Studien von allen Schlacken zeitwidriger Gestaltung gereinigt, und er foderte nur, wozu freilich damals auch den verschiedensten Parteien gegenüber ein wahrhafter sich selbst bewußter Muth gehörte, daß die Einheit in die Wirklichkeit trete, welche der Bund heraufführen sollte, und die durch die Schlaffheit desselben noch kaum zum Leben gediehen war, ja immer mehr zu verfallen drohte. Er schrieb am 15. Nov. 1831 (S. 92):

> Das Erste, das Vornehmste und Höchste was jeder Deutsche will ist Einheit, Vereinigung der zertheilten und zerstreuten Glieder des deutschen Volkes. So unwissend ist in der kleinsten Landstadt kein Krämer, so verwahrlost in dem elendesten Dorfe kein Bauer der es nicht wüßte, daß die Hauptquelle aller Leiden, aller Lasten und aller Beschwerden, die den Einzelnen wie das Ganze drücken, das große Unrecht ist das von den deutschen Fürsten an dem deutschen Volke begangen worden ist, indem sie das Reich, welches kein Fürstenbund, sondern ein Völkerverein war, einseitig auflösten, allen Gewinn aus dem Nachlaß sich zugute, allen Verlust den deutschen Stämmen zur Last schrieben.

Er fügt in demselben Aufsatz hinzu (S. 93):

> Aber seit 2000 Jahren ist der ganze Entwickelungsgang des deutschen Volkes darauf berechnet gewesen, die eigenthümliche Art, die Freiheit und Unabhängigkeit seiner verschiedenen Stämme immer schärfer und selbständiger herauszustellen; auch ohne fremde Dazwischenkunft mußte zuletzt die Auflösung des Reichs die Folge sein; und es wäre vermessen gewesen, wenn arme Sterbliche in ihrem Rathe beschlossen hätten die Geschichte von 2000 Jahren rückgängig zu machen.

Weiterhin heißt es dann von dem Bunde (S. 94):

> Schwerlich wird in ganz Deutschland sich eine einzige Stimme erheben die es zu behaupten wagte, daß der Deutsche Bund in der gegenwärtigen Gestalt seine Bestimmung erfüllte. Jedes deutsche Land betrachtet das andere als Ausland u. s. w. Nach außen keine Kraft, weil jedes einzelne Bundesglied die Beschlüsse aller übrigen unwirksam machen kann; im Innern keine Einheit, weil der Deutsche in dem nächsten deutschen Nachbarlande sich keiner größern Rechte erfreut als der Fremde der aus einer Entfernung von 1000 Meilen herkommt.

Und hieran knüpft sich der Ausruf (S. 94, 95):

> Wir verlangen weder ein deutsches Nationalparlament, weil wir wohl einsehen, daß zu diesem die Elemente noch nicht vor-

handen sind, noch einen deutschen Kaiser, weil wir begreifen, daß die Zeit desselben vorüber ist; wir verlangen Nichts als strenges Festhalten und folgerechtes Durchführen der Grundsätze welche der Deutsche Bund in seiner Bundesacte ausgesprochen hat: zuvörderst wahre und wirkliche, nicht blos zum Schein und dem Namen nach vorhandene Vereinigung aller Bundesstaaten zu einem Ganzen, zu einem Staatenverein, dessen Glieder in ihren innern Einrichtungen vollkommen selbständig, unabhängig, souverain, in ihren Beziehungen zu dem Auslande, d. h. zu den Staaten die nicht in dem Bunde begriffen sind, dem Ausspruche des Bundestags unterworfen wären. Nur dann, wenn die Staaten des Deutschen Bundes wirklich einen Staatenbund bilden, wenn der Deutsche Bundestag aus seiner Unthätigkeit erwacht, und seine durch die Verträge festgestellte Bestimmung erfüllt, nur durch Wiederbelebung seiner Volkseinheit kann Deutschland groß, mächtig und reich werden.

In dieser unwandelbaren Ueberzeugung begrüßte er (Dec. 1834) das Bundesschiedsgericht, durch welches die „Liberalen" (nach französischer Weise) die freien Verfassungen beeinträchtigt glaubten, als einen ersten kräftigen Schritt zur Herstellung eines öffentlichen Rechtszustandes, als nothwendige Grundlage für die Einigung Deutschlands. In derselben Ueberzeugung pries er laut die Erweiterung des Deutschen Zollverbandes, als die badischen Liberalen ihre Stimmen wider den Anschluß ihres Landes an denselben einlegten, weil sie von der Annäherung an das übermächtige Preußen eine Gefahr für ihre Verfassung besorgten. Allerdings theilte Hermes auch niemals die Ansichten des deutschen Liberalismus von dem Werthe der neuen deutschen Constitutionen, in welchen er vielmehr eine nicht ganz angemessene Nachbildung der französischen Charte erblickte. Doch verkannte er dabei keineswegs den in dem neuen constitutionnellen Leben sich kundgebenden Geist der Freiheit und Volksthümlichkeit, und von diesem vor Allem erwartet er eine gedeihliche nationale Entwickelung. Es heißt in dem „Rückblick auf das Jahr 1831" (S. 104):

Wie Frühlingswehen ist der Geist der Freiheit durch die Völker geschritten, und überall hat er seine Gaben zurückgelassen, unverlierbare, weil sie geistig sind. Das Bewußtsein seines Zustandes und seiner Bedürfnisse welches in einem Volke erwacht ist, kann keine Gewalt der Menschen unterdrücken. Wenn die Revolutionen, durch welche die erste Ungeduld das Ziel erreichen wollte, dasselbe verfehlt haben, so werden die Reformen es nicht verfehlen, die mit weniger Geräusch, aber mit sicherm Schritt dieselbe Bahn verfolgen. Die Zeit der Revolutionen ist vorübergegangen, die Zeit der Reformen hat begonnen.

Und (S. 105):

Das Volksgefühl, das seit der fieberischen Aufregung des Befreiungskriegs kein Lebenszeichen von sich gab, ist in allen deutschen Gauen in lichter Flamme aufgeloht, und auf echtdeutsche Weise, die weder durch Gewalt sich zur Einigung zwingen, noch durch allgemeine Begriffe bestimmen läßt, wird aus dem besondern Staatsleben der einzelnen deutschen Stämme, wie wir schon jetzt mit Zuversicht vorhersagen können, auch das Eine und Höchste was Deutschland fehlt, die Nationaleinheit, sich herausbilden.

Es war jedoch natürlich, daß Hermes besonders wegen der Eigenthümlichkeit seiner Ansichten von der wahren Bedeutung der neuen deutschen Verfassungen, die von denen des herrschenden Liberalismus wesentlich verschieden waren, von diesem die mannichfaltigste Verkennung erfuhr. Das Rechte kann sich hier erst im Gefolge der Zeit herausbilden; doch beweist eine genauere Würdigung der Hermes'schen Grundsätze über deutsches Verfassungswesen, wie sie sich gleichfalls von Anfang her in seinen Aufsätzen, obgleich den Umständen nach bald mehr bald minder deutlich ausgesprochen finden, daß dieselben mindestens auf einer schärfern Auffassung der eigenthümlichen Verhältnisse Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart beruhen als die in der That mehr aus einer Theorie oder oft nur aus dunkeln Gefühlen entspringenden Bestrebungen des sogenannten Liberalismus, der allerdings gerade wegen seiner Unbedingtheit freisinnige Gemüther leicht zum Enthusiasmus fortreißt, aber weil er die einmal vorhandenen Verhältnisse nicht zu würdigen weiß, zu keinem dauernden Erfolge führt.

(Der Beschluß folgt.)

Orientalische Literatur.

1. Der Frühlingsgarten von Mewlana Abdurrhaman Dschami. Aus dem Persischen übertragen von Ottokar Maria Freiherrn von Schlechta-Wssehrd. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Immer mehr macht uns die deutsche Uebersetzungskunst mit den köstlichen Schätzen der orientalischen Literatur vertraut; nicht mehr läßt uns wie früher gewissermaßen ein aus der Ferne blinkender schwacher Schimmer den Glanz dieser Schätze blos ahnen, Nachbildungen, die als getreue Abdrücke der reichen und mannichfachen Formen gelten können in welche des Künstlers Hand die edeln Juwelen gefaßt, suchen uns in dem Abbilde alle Einzelheiten des Urbildes selbst zu vergegenwärtigen. Während wir von Graf eine dem Original sich auch in der Form genau anschließende Uebersetzung des längst bekannten und berühmten „Rosengarten" von Sadi erhalten (vgl. Nr. 318 u. 319 d. Bl. f. 1846), gibt uns gleichzeitig v. Schlechta eine nach ähnlichen Grundsätzen gemachte Bearbeitung des vorher noch nie ins Deutsche übertragenen „Frühlingsgarten" („Beharistan") von Dschami, dem berühmtesten unter Sadi's Nachahmern, dem letzten unter Persiens großen Dichtern. Zwei Jahrhunderte nach Sadi's Tode faßte Mewlana Abdurrhaman Dschami (gest. 1492), nachdem er in verschiedenen Dichtungsarten den größten Dichtern seines Volkes nachgestrebt, und auch in Prosa in seiner „Geschichte des Sufismus" den berühmtesten Mitgliedern der frommen Verbrüderung, zu der er selbst wie alle höherstrebenden Geister seiner Nation gehörte, ein bleibendes Denkmal errichtet, den Entschluß, auch mit Sadi zu wetteifern, und dessen „Rosengarten" ein ähnliches Werk, einen „Frühlingsgarten" an die Seite zu stellen. „Da mein lieber Sohn Sia-eddin", sagt er in seiner Vorrede, „(Gott schütze ihn vor Unheil und Versuchung) zur Zeit als er die arabische Sprache studirte, auch zur Erlernung der Vers- und Reimlehre große Neigung verspürte; und da ich weiß, daß junge unerfahrene Leute mit solchen Regeln und Ausdrücken mit denen man sie bisher verschonte und an deren Klang sich ihr Ohr nicht gewöhnte, sich nur ungern beschäftigen, sodaß sich bald Ekel und Ueberdruß ihrer bemächtigen, so ließ ich, um seinen Kopf zu klären und seinen Eifer zu vermehren, ihn einige Stellen aus dem «Rosengarten» lesen, einem der ausgezeichnetsten Werke des berühmten Scheiks und großen Meisters Muslihеddin Sadi aus Schiras (Gottes Barmherzigkeit über ihn).

Kein Garten ist's, ein Paradiesesheim,
D'rin Staub und Späne duften ambrarein,
Ein jeder Abschnitt ist ein Himmelsthor
Und Sagen rauschen wie Kewser hervor;

Verhüllt in Flor sind seine Lichtgedanken,
In Neid ob ihm erglüh'n Huris die schlanken;
Die holden Verse gleichen hohen Bäumen,
Zu deren Füßen frische Ströme schäumen.

Da faßte ich den Plan, demselben herrlichen Ziele zustrebend, jenes erhabene Vorbild nachzuahmen,' und so geschah es, daß vorliegende Blätter zu Stande kamen."

In der Form stimmt Dschami's Werk fast ganz, im Inhalt zum Theil mit seinem Vorbilde überein, ja hier und da findet man einzelne Aussprüche Sadi's in nur wenig veränderter Gestalt wieder; auch ist es wie der „Rosengarten" in acht Abtheilungen, „Gärten", eingetheilt. Der erste Garten, welcher Worte großer Sufis und Lehren mystischer Frömmigkeit enthält, entspricht der zweiten Abtheilung des „Rosengarten" von den Gesinnungen der Derwische. Wir heben daraus nur folgende Stelle hervor:

„Einst fragte man den Mansur Halladsch, wer eigentlich ein aufrichtiger Gottesdiener sei, worauf er antwortete: Ein wahrhafter Gottesdiener ist Derjenige welcher vor Allem Gottes Schwelle als sein höchstes Ziel betrachtet, und bevor er dieses erreichte, sich keine Ruhe gönnt und den Umgang mit Menschen verachtet.

Um dich, o Herr! durchirrt' ich Meer und Land,
Erklomm' ich Berge, hab' das Thal durchrannt,
Hielt scheu das Aug' ich Allem abgewandt,
Bis ich den Pfad der heil'gen Ein'gung fand."

Der dritte Garten entspricht Sadi's erster Abtheilung, von den Königen und dem Hofleben. Im fünften Garten, welcher einen ähnlichen Inhalt hat wie die fünfte Abtheilung des „Rosengarten", von der Liebe und der Jugend, hat der Uebersetzer einige mal, um das für unsere Sitten Anstößige zu vermeiden, das Geschlecht verändert; allein diese Veränderung überall durchzuführen war unmöglich, und so wäre er lieber überall dem Original treu geblieben, da es sich nicht darum handelte es unserer Anschauungsweise anzubequemen. Der zweite Garten enthält Sprüche der Lebensweisheit. „Derjenige ist ein Weiser zu nennen welcher die Wahrheit der Dinge so weit als möglich ausspürt, und die Grundsätze welche er nach jener Forschung als recht erkannte ausführt." Der vierte enthält Züge der Wohlthätigkeit und Großmuth, der sechste scherzhafte Erzählungen und Witzworte, von denen einige auch in den Anekdotensammlungen des Occidents längst cursiren, ohne daß man bestimmen könnte, in welchem Welttheile diese allgemein gangbare Münze zuerst geprägt worden. Den Inhalt dieses Theils entschuldigt der Verf. mit dem Ausspruche des Propheten: „Der Gläubige ist scherzkundig und süßmundig, der Gottlose aber sauerköpfig und murrköpfig."

Wenn Frohe scherzen, hüt' dich sie zu tadeln,
Da Geist und Glauben heit're Laune adeln;
Der Gram ist Rost, und trübt den Spiegel: Herz;
Was löscht die Flecken leichter als ein Scherz?

Der siebente Garten gibt eine sehr schätzbare Aufzählung der berühmtesten persischen Dichter mit kurzen Notizen über ihr Leben und ihre Werke, und Anführung einiger ihrer schönsten Stellen. Fabeln endlich bilden den Inhalt des achten Gartens. Nur noch einige Proben aus der sechsten Abtheilung: „Als Jemand einst einen häßlichen Menschen sah, der Gott um Vergebung seiner Sünden und um Errettung von der Höllenflamme anrief, sprach er zu ihm: Wie kannst du mit der Hölle so geizig schalten, und solch ein Gesicht den Flammen vorenthalten?

Daß du nicht selbst dein Antlitz kannst beschauen,
Ist wol für dich, doch nicht für And're gut;
Und fällst du einstens in der Hölle Klauen,
Liegt Nichts an dir, nur Schade um die Glut."

„Ein Mensch mit einer großen Nase der sich um die Gunst einer Frau bewarb, wollte ihr einen guten Begriff von sich beibringen, und sprach: Ich bin ein braver Mann, nicht flattersinnig noch leichtfertig, und das Abscheulichste geduldig zu ertragen gewärtig. Die Frau entgegnete: Dies glaube ich gern, denn würdest du nicht das Abscheulichste geduldig ausstehen, wie könntest du seit vierzig Jahren mit einer solchen Nase umhergehen?

Ach deine Nase ist der Welt Beschwerde,
Bald stößt sie Diesen und bald Jenen wieder,
Nicht um zu beten wirfst du dich zur Erde,
Nein, das Gewicht der Nase zieht dich nieder."

„Ein Arzt hatte die Gewohnheit, so oft er auf den Kirchhof ging sich mit dem Mantel das Haupt zu verhüllen. Als man ihn um die Ursache dieser Handlungsweise fragte, sprach er: Ich schäme mich vor den Todten dieses Friedhofs; denn wo ich immer vorbeigehe, bemerke ich Einen den meine Behandlung wegraffte, oder meine Arznei aus der Welt schaffte.

Du der Erkrankten schlechte Mittel reicht,
Und dessen Schritten nach der Tod sich schleicht,
Dem Grabesengel nahmst in diesem Land
Des Würgens trübes Werk du aus der Hand.

Zwar ward durch dich die Heilkunst arg geschädet,
Manch Kranker auch hat qualenvoll geendet,
Doch glücklich machst, Gottlob! du Bahrtuchweber,
Hilfst Leichenwäschern und nährst Todtengräber."

„Zwei Dichter saßen einst an demselben Tische, als man ein sehr heißes Gericht hereinbrachte. Da sprach der Erste zum Andern: Wahrlich, diese Speise ist heißer als der heiße Brei und der glühende Schweiß den du morgen in der Hölle trinken wirst. Der Zweite entgegnete rasch: Dann hauche du, und sage nur einen Vers von deinen Gedichten, so wirst du das Feuer der Hölle ersticken, und dadurch sowol dich als Andere erquicken.

Schreibst einen Vers du an der Hölle Thor
Von deiner Lieder schwerem, plumpem Chor,
Löscht aus erstickt der Flamme grimme Glut,
Und rasch zu Eis erstarrt die heiße Flut."

Zugleich mit der Uebersetzung, in welcher es bei möglichstem Anschmiegen an das Original doch nicht überall gelungen ist in der sprödern deutschen Sprache all das Wort- und Reimgetändel wiederzugeben in welchem sich persische Prosa und Poesie gefällt, hat v. Schlechta auch den persischen Text herausgegeben, und die Ausstattung des Ganzen von Seiten der kaiserlichen Druckerei läßt Nichts zu wünschen übrig.

2. Meghadûta oder der Wolkenbote, eine altindische Elegie, dem Kalidâsa nachgedichtet und mit Anmerkungen begleitet von Max Müller. Königsberg, Samter. 1847. 8. 22½ Ngr.

Daß fast gleichzeitig mit der in Nr. 203 d. Bl. von uns angezeigten Uebersetzung des „Wolkenboten" von Hirzel noch eine andere deutsche Bearbeitung desselben Gedichts erscheint, beweist wie sehr die Kenner des Sanskrit gerade dieses Werk für geeignet halten, der indischen Poesie unter der deutschen Lesewelt Freunde zu erwerben. In der That scheint unter den indischen Dichtern Kalidâsa dem Genius europäischer Dichtung am nächsten zu stehen, und daher auch berufen, wie Sadi unter den persischen Dichtern, bei uns der bekannteste und volksthümlichste zu sein. „Denn", sagt Müller in seiner Vorrede, „während die orientalischen Dichter uns meist durch jene üppige Fülle von Bildern und Vergleichen, durch jene Masse gesuchter Wendungen, Drehungen, ja oft Verrenkungen des einfachen Wortsinnes, durch jene Häufung schmückender Beiwörter, durch halsbrechende Sprünge des Gedankens und gaukelnde Spielereien der Worte ungenießbar werden, so steht uns Kalidâsa doch insofern wieder näher, als er in den Schilderungen des Gemüthslebens, besonders der Liebe, eine so tiefe Innigkeit und Zartheit entfaltet wie man sie sonst nur bei germanischen Dichtern zu finden gewohnt ist. Es ist eine gewisse Sentimentalität über die meisten Dichtungen dieses Indiers ausgegossen, die oft so ergreifend auf den Leser wirkt, daß man sich aus dem glühen-

den Orient in die Zeit der deutschen Minne versetzt glauben möchte." Auch in Indien war er stets einer der gefeiertsten Dichter; spätere Schüler suchten oft ihren Werken Eingang zu verschaffen, indem sie dieselben für Werke des Meisters ausgaben, und selbst dessen eigene Werke erlaubten sich unberufene Hände mit ihrem Flickwerk zu entstellen. Müller hat mehre solche Verse die er als untergeschoben erkannte aus dem Texte entfernt. Was den Inhalt und Gedankengang des Gedichts betrifft, welchen Müller in seiner Vorrede ausführlich auseinandersetzt, so verweisen wir auf das bei der Anzeige der Uebersetzung von Hirzel aus dessen Vorrede Mitgetheilte. Daß Müller ausführlichere und tiefer eingehende Anmerkungen gibt als sein Vorgänger, ist sehr erwünscht, denn ohne diese ist es unmöglich die geschichtlichen und mythologischen Anspielungen in welchen sich das Gedicht zum Theil bewegt zu verstehen. Die Wahl des regelmäßigern, aber etwas schleppenden und ermüdenden Versmaßes scheint uns nicht so glücklich. Einige der letzten Strophen mögen zur Vergleichung und als Probe dienen.

Dein Freund, der oft ins Ohr dir sprach, was Keinem heimlich bleiben sollte,
Nur weil er unbemerkt dein Haupt mit seinen Lippen küssen wollte,
Schickt jetzt, da du ihn nicht mehr siehst, noch seine Worte zu dir schweben,
Durch meinen Mund die Grüße dir die ihm die Sehnsucht eingegeben.
Ich sehe zwar in krauser Flut das munt're Spielen deiner Brauen,
Im Aug' des Rehes deinen Blick, dein Haar im vollen Schweif der Pfauen!
Ich seh' im Monde dein Gesicht und im Prijangu deine Glieder,
Doch ach! an einem Ort vereint find' ich dein Bildniß nirgend wieder.
Als Zürnende mal' ich dich oft mit rother Farb' auf platten Steinen!
Und möchte dann mein eig'nes Bild zu deinen Füßen dir vereinen,
Doch langsam steigt die Thrän' empor und hüllt in Dunkel meine Blicke,
Ach! hier auch werden wir getrennt von unserm feindlichen Geschicke.
Wenn mich des Waldes Götter seh'n, wie ich nach dir die Arme breite,
Um dich an meine Brust zu zieh'n, sah ich im Traum dich mir zur Seite,
Dann, glaub' ich, werden oftmals auch aus ihren Augen Thränen sinken,
Die, groß wie Perlen, in dem Wald rings an den frischen Knospen blinken.

108.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Preisbewerbungen der Schüler.

Das ekelhafte, in seinen Folgen wahrhaft verderbliche Concourswesen ist der eigentliche Krebsschaden der französischen Unterrichtsanstalten. Die nebeneinander bestehenden Institute werden dadurch zu einer marktschreierischen Rivalität angetrieben, in der man die wahre Aufgabe der Erziehung im gemeinen Eigennutze und in einer Herabwürdigung der Kräfte welche man entwickeln soll untergehen läßt. Wir wollen hier nicht noch einmal den ganzen Umfang des Schadens aufdecken welcher sich aus dieser scheinbar lobenswerthen Einrichtung nothwendig ergeben muß, und nur darauf aufmerksam machen, daß der Ehrgeiz der Kinder durch das sich überbietende Prunken mit den errungenen Preisen auf die verderblichste Weise gereizt und befördert wird. Die Namen der gekrönten Zöglinge werden in allen Journalen ausposaunt, ihre gelieferten Arbeiten erhalten, weil sie von den Leitern der Erziehungsanstalten gewissermaßen als Lockspeise ausgeworfen werden, eine Verbreitung welche nothwendig zur maßlosesten Ueberschätzung führen muß. Man begnügt sich nicht den Probearbeiten auf die irgend ein Preis gefallen ist die möglichst große Verbreitung zu geben, sondern sie werden außerdem noch, als handele es sich darum diese Schülerleistungen gegen die Vergänglichkeit sicherzustellen, in förmlichen Sammlungen gedruckt und herausgegeben. So erscheint in der Form eines Jahrbuchs seit dem Jahre 1805 u. d. T. „Concours général de l'Université" eine solche Blumenlese unreifer Erstlingsarbeiten, an denen sich verwandtschaftliches Interesse und jugendlicher Ehrgeiz ergötzen mögen, die man aber auf das Gebiet der Literatur nicht hinüberziehen sollte. Daneben gibt es noch eine andere Zusammenstellung solcher Proben kindischer Auszeichnungen u. d. T. „Choix de compositions françaises et latines" von J. Pierrot-Deseilligny. Dieses Werk hat sogar eine solche Ausbreitung gefunden, daß eine neue, von Rinn besorgte, Ausgabe nöthig geworden ist.

Die Aussprache des Französischen.

Die Geschichte der Aussprache des Französischen mit ihren sonderbaren Umwandelungen und Modelaunen, mit ihren interessanten, oft auf tiefere Bedeutung zielenden Sprüngen würde ein wichtiges Capitel einer tiefern historischen Grammatik bilden, wie sie jetzt ungeachtet aller Vorarbeiten kaum schon geschrieben werden kann. Einen sehr genügenden Versuch, die Bestimmungen des Sprachgebrauchs, so wie er sich in der Aussprache in jüngster Zeit gestaltet hat, finden wir in folgender kürzlich herausgekommenen Schrift: „Prononciation de la langue française au 19ième siècle tant dans le langage soutenu que dans la conversation, par *Joseph de Malvin-Cazal.*" Das Werk, welches der Verf. mit Bezugnahme auf eine Aeußerung des Abbé Olivet: „Alles was über französische Sprache geschrieben werde, könne nur dann das Vertrauen des Publicums verdienen, wenn es vor dem Tribunale der französischen Akademie Bestätigung gefunden habe", den Mitgliedern dieser Corporation gewidmet hat, ist allerdings für so bedeutend gehalten, daß es nach vorgängiger Prüfung von Seiten des betreffenden Comité auf Kosten der Regierung zum Druck befördert worden ist. Der Verf. stützt sich bei seinen Sätzen zumeist auf die Bestimmungen der französischen Akademie, mit denen er die abweichenden Normen anderer Autoritäten in Vergleichung bringt; aber er berücksichtigt zugleich auch den Gebrauch und die conventionnellen Annahmen. Dabei sucht er so weit es im Französischen thunlich ist das prosodische Element auf feste Regeln zurückzuführen. 17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 258. —— 15. September 1847.

Blicke aus der Zeit in die Zeit. Von K. H. Hermes. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Hermes bemüht sich wenigstens, in Uebereinstimmung mit dem Grundsatze des Montesquieu: daß die Verfassung für einen Staat die beste sei welche seinen eigenthümlichen Verhältnissen gemäß ist, die Eigenthümlichkeit der deutschen Staatsentwickelung zum Maßstabe der hier möglichen Fortschritte zu machen, und er weist bei verschiedenen Gelegenheiten auf das bei den jetzigen Verhältnissen Deutschlands Unausführbare des Bestrebens hin, die Regierungen zu dem Willen der Stände zu zwingen. Die Warnungen welche er in dieser Beziehung bereits den frühern Ständeversammlungen, namentlich zur Zeit des exaltirten Liberalismus, zuruft, sind auch in neuester Zeit noch anwendbar, und werden trotz aller Erfahrungen, wie sehr sie in der Wahrheit begründet sind, noch täglich zu wenig beherzigt. Es heißt (S. 140):

Das große Misverständniß das bei allen Zerwürfnissen der deutschen Ständeversammlungen mit den deutschen Regierungen wiederkehrt, ist die irrige Vergleichung zwischen der Stellung welche die Volksvertretung in den deutschen Bundesstaaten, und der Stellung die sie in ausgedehnten und von keinem größern Ganzen abhängigen Reichen, wie Frankreich und England, einnimmt u. s. w.

Schon durch die Unterordnung unter die Beschlüsse des Bundestags, der sich die deutschen Ständeversammlungen nicht entziehen können, befinden sich dieselben ihren Regierungen gegenüber in einer Stellung die von jener der gesetzgebenden Versammlungen in Frankreich und England wesentlich verschieden ist. Da an dem Bundestage nicht die Stände, sondern nur die Regierungen vertreten sind, so ist eine erfolgreiche Opposition der Stände gegen die Regierung in irgend einem der Bundesstaaten nur dann denkbar, wenn der Regierung ein offenbares Unrecht zur Last fällt u. s. w.

In jedem andern Falle bleibt den Ständen nichts Anderes übrig als bei abweichenden Ansichten sich mit den Regierungen auf dem Wege des gütlichen Vertrags zu verständigen u. s. w.

Die deutschen Regierungen haben dem deutschen Volke eine Masse von politischen Rechten zugestanden, von denen man noch vor wenigen Jahren selbst unter den gebildetsten Ständen kaum eine Ahnung fand u. s. w.

Ist es nun nicht vernünftig, sich mit Dem was unleugbar gewonnen ist zu begnügen, Dies festzuhalten, und was davon noch Buchstabe ist, allmälig in das Leben zu führen? Oder ist es vernünftiger, mit verbissenem Grimme sich zurückzuziehen oder tobend zu trotzen und zu klagen, daß man nicht Mehr gewonnen und einen Theil des gewonnen Geglaubten wieder verloren habe?

Aehnlich (S. 205):

Wir lassen uns hier auf keine Erörterung der Frage ein: auf welche Weise für das allgemeine Wohl am besten gesorgt sei, sondern wir betrachten die Dinge wie sie sind, und wie sie ohne einen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse nicht geändert werden können. — — In den constitutionnellen Staaten des Deutschen Bundes steht die Regierung nicht, wie in Frankreich und England, unter der Volksvertretung, sondern die Volksvertretung steht unter der Regierung. — — Nur dann, wenn eine Regierung alle Rücksichten auf das gemeine Wohl völlig aus den Augen setzte, würde auch eine deutsche Ständeversammlung in den ihr zu Gebote stehenden Hülfsmitteln hinreichende Macht finden, um den entschlossensten und wirksamsten Widerstand zu leisten u. s. w.

Und (S. 206):

Wenn die Stände in Deutschland unter gewöhnlichen Verhältnissen Nichts gegen die Regierungen durchsetzen können, so folgt daraus nicht, daß sie nicht mit der Regierung noch unendlich viel Gutes stiften könnten. Dies hat, wie man in Sachsen allgemein anerkannt, der letzte sächsische Landtag (des Jahres 1834) gethan.

Ferner (S. 225):

Vor einer Geldaristokratie wie die französische möge uns der Himmel bewahren. Und da wir eine Geburtsaristokratie in dem Sinne der britischen nicht haben, so ist es offenbar, daß die constitutionnelle Monarchie, wenn dieselbe in Deutschland bestehen soll, eine ganz andere Bedeutung haben muß wie in Frankreich und England. — — Die einzige Stütze welche die Stände in Deutschland haben ist die große Masse des Volkes, und diese kann man weder um kleiner Dinge willen noch jeden Augenblick in Bewegung setzen. — — In Dingen wo nicht das Wohl des Ganzen auf dem Spiele steht, thun die Stände unter den gegenwärtigen Verhältnissen überall in Deutschland besser, wenn sie selbst irrigen Ansichten der Regierung nachgeben, als wenn sie durch erfolglosen Widerstand ihr Ansehen schwächen, und ihren Einfluß auch für solche Fälle entkräften wo derselbe mit Erfolg angewandt werden könnte!

Wenn der Verf. aber selbst so weit geht, daß er die deutschen Stände ihrer Stellung nach (S. 205) „mehr für berathende als für gesetzgebende Versammlungen" erklärt und (S. 195) ausspricht: „Unter Freiheit verstehen wir (nach dem jetzt geltenden ausgebildeten Begriffe vom Staat im Gegensatz gegen die unvollkommenere Ansicht des Alterthums) nicht die thätige Theilnahme an der Verwaltung, sondern die persönliche Un-

abhängigkeit und Unbeschränktheit in dem eigenen Thun und Lassen", so stand derselbe wol unleugbar den Grundsätzen von welchen die preußische Regierung in ihrer Entwickelung des ständischen Wesens (namentlich seit 1840) geleitet ward so nahe, daß es in der That keiner Verleugnung der eigenen Ansicht bedurfte, als Hermes sich für die Leitung der „Preußischen Staatszeitung" gewinnen ließ. Vielmehr erklärt aber jene Grundrichtung des Verf. allein, daß die preußische Regierung ihn für jene Thätigkeit zu bestimmen bemüht war, und Hermes selbst kann Dieses nur in vorübergehender Gereiztheit seiner Stimmung verkannt haben, wenn er (Vorrede S. XXXI u. XXXII) meint, es sei bei dem ganzen Engagement die Absicht gewesen, ihm „mit möglichst geringem Kostenaufwande jede Thätigkeit abzuschneiden".

Gewiß hatte man preußischer Seits vorausgesetzt, daß der Mann mit dessen Grundsätzen man im Großen und Ganzen einverstanden war, sich auch bei seinen einzelnen schriftstellerischen Productionen Regierungsrücksichten anbequemen werde; Das aber wird jedem geistreichen Schriftsteller schwierig erscheinen, und zu solcher steten Rücksichtnahme ist Hermes, den jede fühlbare Beschränkung leicht in eine gereizte Stimmung versetzt, am allerwenigsten der Mann. Doch hätte man ihm auch dreist eine freiere Bewegung verstatten mögen; denn Das hat er wenigstens durch seine ganze publicistische Wirksamkeit bewiesen, daß er sich selbst innerhalb der Schranken zu halten weiß welche die Verhältnisse der Wirklichkeit ihm vorzeichnen. In keiner Beziehung hat er extravaganten Bestrebungen gehuldigt, sondern er mißt seine Anfoderungen an die Verwirklichung der Ideale denen er nachstrebt immer auf das genaueste nach der Rücksicht auf das Bestehende ab. Nirgend zeigt sich Dieses deutlicher als in seinem unermüdlichen und dabei so besonnenen Streben nach Befreiung der Presse. Er sagt (S. 253):

Wir halten unbedingte Preßfreiheit an und für sich für wünschenswerther als jede noch so gemäßigte Beschränkung der Presse, wie wir in allen Kreisen des öffentlichen Lebens die freieste Bewegung jeder beschränktern vorziehen. In Deutschland unter den gegenwärtigen Verhältnissen unbedingte Preßfreiheit zu verlangen wird aber wol dem überspanntesten Liberalen nicht einfallen (?); und es handelt sich daher nur noch um die Frage: welche Beschränkungen die geeignetsten sind, um zugleich die Anfoderungen des Staats zu erfüllen, und der öffentlichen Mittheilung des Gedankens den weitesten möglichen Spielraum zu eröffnen.

Ebendaselbst erkennt er an:

In dem monarchischen Staate ist unbedingte Preßfreiheit unmöglich; in dem demokratischen ist sie zugleich unvermeidlich und unentbehrlich. In dem ganzen Wesen des monarchischen Staats liegt es begründet, daß derselbe auf die geistige Entwickelung seiner Bürger nach allen ihren verschiedenen Richtungen einen bestimmenden Einfluß zu üben sucht u. s. w.

Trotz der herben Wunden welche ihm die Censur geschlagen hat, trotz seiner unleugbaren Gereiztheit gegen die Unbill einzelner Censoren, die das Schicksal recht eigens ausgesucht zu haben schien um ihn durch eine Reihe der empfindlichsten Martern zu läutern und zu bewähren, erhebt er sich doch bei seinem Kampfe für Preßfreiheit über seine persönlichen Gefühle, und gesteht zu, daß bei dem gegenwärtigen Zustande der politischen Bildung des deutschen Volkes die Censur ein unvermeidliches Uebel sei, und seine Foderungen für eine unmittelbare Erweiterung der Preßfreiheit sind so gemäßigt und zugleich so sehr in der Natur der Verhältnisse begründet, daß Manches was er seit Jahren gefodert hatte allmälig von den Regierungen selbst als nothwendig anerkannt und in das Leben geführt ist.

Wir können uns bei diesem wichtigen Gegenstande nicht länger verweilen, und verweisen Denjenigen der seine Ideen über denselben weiter auszubilden wünscht auf die zahlreichen darauf bezüglichen Aufsätze, die durch ihre Ueberschriften hinreichend bezeichnet sind. Wir erinnern hier nur noch daran, wie Hermes einst im J. 1831 der bairischen Ständeversammlung bei Ablehnung des von der Regierung vorgelegten Preßgesetzes zurief (S. 114): „War es klug einen großen Gewinn von der Hand zu weisen, weil man sich die kleinen Abzüge nicht gefallen lassen wollte die mit demselben verbunden waren?" und knüpfen daran die allgemeine Bemerkung, daß Hermes so überall einen allmäligen friedlichen Fortschritt fodert, und auf einen solchen hinsichtlich der politischen Verhältnisse unsers deutschen Vaterlandes wie unsers Welttheils vertraut. Er will keine Revolution, und glaubt nicht an dieselbe; ja noch bei Gelegenheit des Frankfurter Attentats, das Viele für das Vorspiel einer solchen hielten, bezeichnet er den Gedanken derselben als „lächerlich". Er will kein Mistrauen säen zwischen Regierung und Regierten, sondern mahnt immer zu friedlicher Einigung, und preist den Segen der Eintracht, insbesondere wo deutsche Fürsten und Ständeversammlungen, das gemeinsame Ziel des Volkswohls vor Augen, sich zu einträchtigem Wirken die Hand bieten. Immer der überall wiederkehrenden Lehre der Geschichte eingedenk, daß die Entwickelung der Völker der Zeit bedarf, daß Jahre im Leben eines Volkes nicht so viel sind als ein Tag in dem Leben des Einzelnen, verliert er bei scheinbaren Rückschritten weder den Muth noch das Vertrauen, und weiß auch unter den für den Augenblick unabsehbaren Wirren der Gegenwart den beruhigenden Glauben an einen allwaltenden Weltgeist, den ihm seine Philosophie der Geschichte gelehrt hat, zu bewahren. So ruft er uns (S. 141) zu:

Wem es bitter erscheint sich in einen Zustand der Dinge fügen zu müssen der frühern Erwartungen, Wünschen und Hoffnungen vielleicht nicht entspricht, der möge bedenken, daß die Entwickelung der Völker wie die Entwickelung der einzelnen Individuen und wie überhaupt jede organische Entwickelung ebenso wenig in einer stetigen Reihe als in Sprüngen vor sich geht, sondern in einem beständigen Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung, von Fortschreiten und Zurückschreiten, bei dem es zuletzt doch immer, wenn auch oft unter dem Scheine des Gegentheils, vorwärts geht!

Und mit besonderer Beziehung auf Deutschland heißt es (S. 129, im October 1832):

Vergleichen wir die Rückschritte mit Dem was vor 15 oder 16 Jahren noch als das höchste Ziel unserer Wünsche

galt, so werden wir mit Beschämung eingestehen müssen, daß zu unserm Klagen so wenig Grund vorhanden ist als zu unserer Verzweiflung. Alle deutschen Staaten haben seit der Zeit des Befreiungskriegs, die wir als den Ausgangspunkt unserer politischen Entwickelung betrachten müssen, so unermeßliche Fortschritte gemacht, daß neben denselben alle Rückschritte über die wir uns beklagen könnten als völlig unwesentlich verschwinden.

Nur die ungenügsame Leidenschaft, die freilich häufig genug ist, kann diese Wahrheit ableugnen wollen; für jeden besonnenen und mit dem Gange menschlicher Entwickelung vertrauten Beobachter der Zeit aber hat sich Das was uns hier im Jahre 1832 vorgehalten wird, von da an bis zum Jahre 1847 wahrlich in nicht minderm Grade bewährt! 75.

Von Paris nach Rom und in Rom.

Nicht so, sondern „Ein Jahr des Trostes" — „A year of consolation" (London 1847) — heißen zwei Bände, worin die erst als Schauspielerin unter ihrem Mädchennamen Fanny Kemble, dann als Schriftstellerin unter ihrem erheiratheten Namen Butler bekannt gewordene, jetzt wieder gleichzeitig auf der Bühne und auf dem Büchermarkte erscheinende Dame ihre Reiseleiden von Paris nach Rom und ihre Aufenthaltswonne am letztern Orte schildert. Ein Jahr der Tröstung für erlittenes Ungemach: Das muthmaßlich der Sinn des Titels. Die Verf. hebt mit der Behauptung an, daß England das einzige Land in der Welt dessen Bewohner nicht ekelhaft schmuzig, daß aber selbst dort „nur sehr wenige Menschen reinlich" seien. In Frankreich wollte man ihr nicht einmal gestatten sich reinlich zu halten. In den besten pariser Hotels gab man ihr ein Milchkännchen statt einer Wasserkanne, einen Salatnapf statt eines Waschbeckens, und nicht so viel warmes Wasser, daß „der jüngste Jüngling damit die schwächste Hoffnung eines Bartes hätte entfernen können". Noch schlimmer ging es ihr auf dem Wege nach Marseille. Da gerieth sie in einen „säuischen Gasthof voll Männer mit blauen Blousen und schwarzen Mäulern", und dann in eine Diligence „ohne Kopf und Schwanz", wo ihre Zofe sich zu den Füßen auf Stroh legen mußte, und die Sitze so eingerichtet waren, daß man alle fünf Minuten abrutschte. Doch selbst Das galt noch für zu viel Comfort. Um Mitternacht mußte sie aussteigen „zu ihrem ungeheuersten Schreck und tief empört", und zu Fuß in den Gasthof von Chateau Chinon gehen, „die abscheulichste Mördergrube die ich je gesehen". Natürlich fand sie Dreck die Fülle, und das aufwartende Mädchen war nicht blos gleichfalls schmuzig, sondern auch dumm und schlaftrunken. Die Küche, nach welcher die Reisenden in Frankreich sich bei ihrer Ankunft zuerst begeben, sah schwarz und schmuzig, und ein Herr hatte zwei scheußliche Hunde, die in Einem fort hin und her liefen und Mrs. Butler beinahe umgerissen hätten, sodaß die arme Frau Alles in Allem „vor Schreck, Abscheu und Ekel buchstäblich vom Scheitel bis zur Zehe bebte". In ihrem Schlafzimmer kam sie aus dem Regen in die Traufe. Der Wind heulte im Schornstein und die Dielen waren zolldick mit Staub und Ruß bedeckt; der blaue Himmel sah durch die Fensterscheiben rabenschwarz. Unglücklicherweise hatte der Postmeister auch rabenschwarzes Haar und war überdies tadelnswerth häßlich, hatte blos ein Auge, dafür aber eine unermeßliche Menge Pockennarben. Und mit diesem schauderhaften Menschen mußte die Aermste fahren, in einer wackeligen, schmuzigen, zerfetzten Carrete, wo das mit Heu gestopfte Sitzkissen einem Troge glich. Das nächste Fuhrwerk war „eine kolossale Schamlosigkeit" von einer Diligence, in welcher bereits vier schwerfällige Männer saßen, „und die Atmosphäre eines tabackschnupfenden Deutschen, eines von altem Cigarrenrauch dampfenden Franzosen, eines oder zweier Mackintoshe und deren gesammte Ausdünstung im vollsten Maße gräßlich". Im darauf folgenden Fuhrwerke traf die Verf. mit einem Manne zusammen welcher die Unartigkeit hatte ältlich und fett zu sein, eine Ahnung von rasender Gicht und Scheu vor Erkältung zu haben. Eine Bauerfrau bittet um Aufnahme in den voll besetzten Wagen, aber die Franzosen sind so erbarmenswerth selbstsüchtig, daß Keiner aussteigen und ihr seinen Platz abtreten will. Unter vielen Hundert zu einem Jahrmarkt gehenden Menschen befand sich ein einziges hübsches Mädchen.

In Lyon wird die Reisende im Hotel schändlich geprellt, und bekommt noch weniger Waschwasser als in Paris. Bei der Ankunft in Marseille entfernen sich die Mitreisenden ohne Abschied von ihr zu nehmen: eine beredte Thatsache an welche die Verf. strenge Rügen über die nationale Ausartung knüpft. Während sie auf die Abfahrt nach Genua wartet, mustert sie ihre Reisegenossen. „Eine Ladung kam an Bord, bestehend aus zwei reinlich aber mürrisch aussehenden Männern und vier verschleierten Frauen, von denen Jede für sich das Verdeck auf und ab stampfte und durch die Masse übergeworfener Shawls die Engländerin verrieth. Doch eigenthümliche Geschöpfe diese Engländerinnen!" So gelangt die Verf. murrend und schmollend in einem wackeligen, schaukelnden, staubigen, schmuzigen, zerrissenen, erbärmlichen Wagen, in welchen sie „mittels drei furchtbarer Eisen, an denen sie sich die Schienbeine zu Tode geschunden, hatte klettern müssen", endlich nach Rom, „in die finstern, tiefen, traurigen, stinkenden Straßen" der Ewigen Stadt.

Obgleich das Gesagte durchaus keine carikirte Skizze von den Reiseleiden der Verf. ist, so wäre es doch falsch davon einen Schluß auf das Ganze zu ziehen, im Ganzen eine Caricatur zu erwarten. Verstieße es nicht wider den Zweck gegenwärtiger Mittheilung, so könnten genügende Beweise ausgehoben werden von dem schriftstellerischen Talente der Verf., ihrem scharfen Blicke, ihrer Beobachtungsgabe, ihrer Phantasie und ihrer Fähigkeit das Leben zu zeichnen. Jedenfalls wendet sich das Blatt in Rom, beginnt hier das „Jahr des Trostes", das Capitel der Vergütung. Wie die Verf. ihre Wohnung schildert, so ungefähr bespricht sie ihren Aufenthalt. „Thür und Fenster meines Schlafzimmers öffnen auf eine Gartenterrasse mindestens 40 Fuß über der Straße, voll Orangen und Citronenbäume, Magnolien, Myrten, Oleander und Camelien, Rosen und Veilchen, Alles in vollster Blüte. Unter den Augen einer Statue träufelt ein Quell sein acqua felice in eine Marmorschale, aus welcher es im Garten versickert. Der Blick von hier über die Ewige Stadt und ihren schönen Hügelgürtel weist jede Beschreibung ab. Nahebei ragen die Zwillingsthürme der Trinità in den blauen Himmel, der durch die Wölbungen des Glockenstuhls wie durch Fenster herab in meine Schlafstube blickt. Die farbigen Ziegel unserer Vorzimmer und Corridors entzücken mich, ebenso die heiter gemalten Decken. Nichts lieblicher als mein kleines Badezimmer mit seiner lateinischen Umschrift über dem Fenstersturz, dem marmornen Bade, den in Fresco mit Cupidos und Delphinen, mit ledernden Altären und Blumenkörben geschmückten Wänden." . . . . 23.

Bibliographie.

Ammon, C. F. v., Die Geschichte des Lebens Jesu mit steter Rücksicht auf die vorhandenen Quellen dargestellt. 3ter und letzter Band. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.

Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den Mitgliedern der theologischen Gesellschaft zu Strassburg. 1stes Heft. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ausführliche Beschreibung des Lebens, Leidens und Sterbens Jesu Christi. Herausgegeben von einem Vereine katholischer Geistlichen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Landshut, Thomann. Gr. 8. 11⅓ Ngr.

Böttger, G., Das Leben des Christen im Glauben und in der Liebe! Eine Sammlung gehaltener Predigten über die

im Königreiche Sachsen vorgeschriebenen Texte auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres; zur häuslichen Erbauung. 1ste und 2te Abtheilung. Bischofswerda. Gr. 8. 4 Abtheilungen 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Buch des Sudan, oder Reisen des Scheich Zain el Abidin in Nigritien. Aus dem Türkischen übersetzt von *G. Rosen*. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 15 Ngr.

Cünzer, C. B., Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Edlibach's, G., Chronik mit Sorgfalt nach dem Original copirt und mit einer gleichzeitig verfertigten Abschrift genau verglichen und aus derselben vermehrt und ergänzt von *Joh. Martin Usterj*. Nebst einem Anhange. Aus den Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft besonders abgedruckt. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 4. 2 Thlr. 12 Ngr.

Gagern, H. v., Rechtliche Erörterung über den Inhalt und Bestand der der Provinz Rheinhessen landesherrlich verliehenen Garantie ihrer Rechts-Verfassung bei Verwirklichung des Art. 103 der Staats-Verfassung. Worms, Steinkühl u. Smith. 8. 21 Ngr.

Holtzmann, A., Indische Sagen. 3ter Theil. Karlsruhe, Holtzmann. 8. 1 Thlr.

Ihne, W., Forschungen auf dem Gebiete der römischen Verfassungsgeschichte. Frankfurt a. M., Kessler. Gr. 8. 20 Ngr.

Köhler, L., Fürstenschloß und Bauernhütte. Novelle aus dem Thüringerwalde. Berlin, Duien. 8. 22½ Ngr.

Lange, L., Ueber die endliche Bestimmung der protestantischen Kirche, das reine Urchristenthum wiederum herzustellen. Die Lehren des Urchristenthums nach dem reinen und lautern Gottes-Worte, und Geschichte der frühzeitigen Entstellung dieser Lehren, sowie des Kampfes für deren Wiederherstellung. — A. u. d. T.: Geschichte des Protestantismus, oder des Kampfes für das Urchristenthum seit den ersten Jahrhunderten nach Christo bis auf unsere Tage. In 2 Abtheilungen. Elberfeld, Büschler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pädagogische Lesefrüchte. Gesammelt von R. J. Wurst. Herausgegeben aus dem Nachlaß des Verewigten. Ulm, Ebner. Gr. 12. 28 Ngr.

Meyer, J., Die Erde in ihrem Verhältniß zum Sonnensystem und als planetarisches Individuum oder Versuch einer agronomischen und physikalischen Geographie. Nach den besten Hülfsquellen zum Selbstunterrichte bearbeitet von J. Meyer. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 3 Thlr. 3 Ngr.

Otto, Luise, Römisch und Deutsch. Roman. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Pfau, L., Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rosenau, Keime und Blüthen. Leipzig, Siegel u. Stoll. 15 Ngr.

Smidt, H., Schleswig-Holstein. Romantische Skizzen und Sagen. 1ster Band. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 15 Ngr.

Sondermann, J. G., Die Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft in England unter den heidnischen Indianern des nordwestlichen Amerika. Ein Beitrag zur neuesten evangelischen Missionsgeschichte. Mit 1 Lithographie. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 16 Ngr.

Sporschil, J., Oesterreich und die Broschürenschmiede gegen dieses Kaiserthum. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stein, L., Einleitung in das ständische Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Verhandlungen des am 11. April 1847 in Berlin eröffneten Vereinigten Landtages. 1ster Theil. 1ste und 2te Abtheilung. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Volksbücher. 1stes, 2tes Heft. Wesel, Bagel. 8. à 2¼ Ngr.

Weber, G., Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und ein Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang, für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung. 2ter unveränderter Abdruck. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 20 Ngr.

Winkler, J., Der Sonntag, oder Schrift- und Kirchenlehre über das dritte Gebot Gottes: „Gedenke daß du den Sabbath heiligest." Luzern. Gr. 8. 20 Ngr.

Wurst's, J. R., kleine Schriften über das praktische Schulwesen. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Einem seiner Freunde. Mit Wurst's Bildniß. Ulm, Ebner. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Zschokke, H., Aehrenlese. 3ter, 4ter Theil. Aarau, Sauerländer. Gr. 12. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Boden, A., Einige Mittheilungen und Bemerkungen in Bezug auf den Reichsgräflich Bentinck'schen Erbfolgestreit. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bretschneider, K. G., Ueber die unbedingte Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die Kirchenbekenntnisse. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 15 Ngr.

Ebrard, A., Reformationspredigt gehalten am Sonntag nach Pfingsten 1847 im Neumünster bei Zürich. Zürich, Höhr. Lex.-8. 2½ Ngr.

Politische Gedenktafel. Kurze Lebensbeschreibungen unberühmter Männer. Leipzig, Weller. 8. 6 Ngr.

Die literarische Gefangenschaft. Darstellung der Gefangenen-Verhältnisse Edgar Bauer's auf der Citadelle zu Magdeburg. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kunert, A., Mein Criminal-Prozeß. Ein Beitrag zur näheren Kenntniß der amtlichen Stellung katholischer Geistlichen in Schlesien. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Max, Die französische Volksliteratur seit 1833. Leipzig, Wöller. 8. 10 Ngr.

Die Nitzschfeier in Bonn am 14. April 1847, nebst dem Nitzsch-Album und dem Abschiedsworte von Nitzsch. Mitgetheilt von den Pfarrern Maaß und Goebel. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Patiencen. Gesammelt und herausgegeben von M.... H. 2te durchgesehene Auflage. Wien, Müller. 12. 5 Ngr.

Rebmann, G. F., Censur oder Preßfreiheit? Politisches Glaubensbekenntniß. Ein Spiegelbild für unsere Zeit. Leipzig, Weller. 8. 10 Ngr.

Schwarz, Roth, Gold! Ueber teutsche Freiheit und Einheit. I. Leipzig, Weller. 8. 5 Ngr.

Seehausen, G. v., Ueber Herstellung eines Eisenbahnnetzes in den Provinzen Preußen, Pommern und Posen. Berlin, Hermes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tschümperlin, M., Der St. Galler Bürgerrecht im Hause Gottes. Predigt zur Konsekration des ꝛc. Johannes Petrus, ersten Bischofs von St. Gallen, den 29. Juni 1847. St. Gallen. Gr. 8. 2 Ngr.

Zwei Urtheile zürcherischer Gerichte und Rechtsgutachten der Juristenfakultät Halle-Wittenberg. Zürich, Höhr. Gr. 8. 10 Ngr.

Amtliche Verhandlungen, betreffend den Prediger Uhlich zu Magdeburg. Amtlicher Abdruck. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Weiße, C. H., In welchem Sinn die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientiren hat. Eine akademische Antrittsrede. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Schleswig-Holsteinischen Frage. Zwei Vorstellungen der Prälaten und Ritterschaft ꝛc. in Schleswig und Holstein vom 15. Febr. 1845 und 19. Jan. 1847 an Se. Maj. den König, mit einer staatsrechtlichen Betrachtung der Schleswig-Holsteinschen Rechtsfrage herausgegeben von H. A. Zachariä. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 259. —— 16. September 1847.

Schriften zu wohlthätigen Zwecken.

1. Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter, eingesammelt von Friedrich Hofmann. Vierte und fünfte Christbescherung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1845—46. Gr. 16. 16 Ngr.
2. Ein Weihnachtsbaum, angezündet für unsere Armen im Gebirge vom alten getreuen Dorfbarbier in einer Auswahl seiner gelungensten Lieder und Gedichte. Grimma, Verlags-Comptoir. 1847. 8. 20 Ngr.
3. Album fürs Erzgebirge. Von Mitgliedern des Schriftstellervereins. (Der Ertrag ist für hülfsbedürftige Erzgebirger bestimmt.) Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Nr. 1 gehört zu denjenigen Büchern die nicht in den eigentlichen Buchhandel kommen, sondern von gemüthlichen Predigern und Magistratspersonen an eine stille, über das ganze Land verbreitete Gemeinde von Wohlthätern ausgeboten werden, welche sich gerade für diesen oder jenen guten Zweck interessirt. Sollte man es glauben, daß gegenwärtig eine solche stille Gemeinde in Deutschland existirt, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat armen Kindern Christbäume herzurichten? — wir meinen wirkliche Christbäume, schlanke grüne Tannen, wie sie der Deutsche zu Weihnachten im Schneegestöber aus seinen Nadelwäldern holt, mit brennenden Kerzen ausschmückt, und mit allerlei erfreulichen und nützlichen Gaben umstellt. Jedes Mitglied dieser stillen Gemeinde erhält alljährlich einen Band dieser fortlaufenden Gedichtsammlung, die ein vollständiges Geschenk von Seiten des Verlegers ist.*) Um sie zu besprechen, müßte man wahrlich nicht eine Kritik, sondern eine Idylle schreiben. Der Leser höre nur die Geschichte des „Bäumchens", wie der Herausgeber es am liebsten nennt.

Im November 1842 vereinigte sich Friedrich Hofmann mit dem Chef des Bibliographischen Instituts zu dem Zwecke: armen Kindern in Hildburghausen und Koburg eine Christfreude zu bereiten. Das Mittel dazu wurde eine Sammlung von Gedichten Hofmann's, welche sein Freund Meyer drucken ließ. Aus deren Erlös wurde die Bescherung bestritten. In Hildburghausen konnten 77 arme Kinder sehr reichlich mit Allem bedacht werden was „ein Kindesherz am Weihnachtsabend sich nur wünschen mag, vom lustigsten Spielzeug bis zum nützlichen Schulbedarf, von der nothwendigsten Kleidung bis zum Mandelkuchen und überzuckerten Naschwerk". In Koburg bescherte man 110 Kindern. Der Bäcker bezahlte sein „Bäumchen" mit Christstollen, Andere mit Kleidungsstücken, Hemden und Strümpfen für die armen Kinder. Diese Erfolge bestimmten den Chef des Bibliographischen Instituts, von dem der Herausgeber überhaupt in seinen Berichten am Schlusse des Werks jedesmal eine von behaglichem Wohlwollen zeugende Bemerkung abdrucken läßt, so oft eine neue Epoche für den „Weihnachtsbaum" eingetreten ist, zu dem gemüthlich-classischen Ausruf: „Wir wollen das Bäumlein nicht gepflanzt haben damit es wieder verdorre; es soll wachsen und seine Aeste immer weiter ausbreiten!" Hofmann lud also „die alten und jungen in Thüringen und Franken lebenden Dichter" zu seinem lyrischen „Weihnachtsbaum" ein, und es wurden 1200 Exemplare in Hildburghausen, Koburg, Gotha, Jena, Meiningen, Saalfeld und Blankenburg bei Rudolstadt von dem neuen Jahrgange ausgegeben. In Blankenburg las Fröbel 40 Bettelkinder des Thüringerwaldes zusammen, und scharte sie um den Weihnachtstisch. Im Ganzen zog die zweite Christbescherung 758 arme Kinder in ihren Kreis. „Unser Bäumlein soll wachsen und als Baum in Deutschland feste Wurzeln treiben: pflegen wir es freudig!" sprach diesmal der Chef des Bibliographischen Instituts, und Hofmann foderte auch außerhalb Thüringens zu Beiträgen auf. In 21 Städten wurden 2000 Exemplare gratis vertheilt. Der erste von den beiden vorliegenden Bänden nun, der Jahrgang 1845, wurde in 2000 Exemplaren zu Meiningen, Koburg, Gotha, Jena, Kelbra, Eisenach, Ohrdruff, Zwickau, Saalfeld, Blankenburg, Sonneberg, Sonnefeld, Gestungshausen, Mühlhausen im Elsaß (!), Hanover, Eisfeld, Schalkau, Neustadt an der Haide, Römhild, Erfurt, Suhl, Königsberg in Franken, Regensburg, Bamberg, Themar, Arnstadt, Kronach, Nürnberg und Hildburghausen ausgegeben. In Hanover allein bescherte man von diesen Gedichten den Kindern 1) des städtischen Waisenhauses, 2) der altstädter Warteschule, 3) der neustädter Warteschule, 4) der Warteschule der Gartengemeinde, 5) der Rettungsanstalt Volprichhausen, 6) der Rettungsanstalt Altencelle, 7) den armen Kindern des benachbarten Dorfes List, — und was müßte Das für ein kritischer Cerberus sein der nun hintennach kommen, und die 66 Mitarbeiter (theils wohlthätige Dichter, theils dichtende Wohlthäter) anbellen wollte!

Da indessen die „Fünfte Christbescherung" sogar 98 Lyriker zählt, von denen uns mehr als 70 selbst dem Namen nach völlig unbekannt sind (und wir rechnen zu den uns bekannten wol noch Einen oder den Andern an dessen anspruchslose Persönlichkeit wir uns gern erinnern, weil er uns irgendwo auf einer Gebirgswanderung durch einen frischen Trank erquickt hat, der aber doch eigentlich nicht zu den bekannten gehört), so leuchtet schon aus diesem Verhältnisse ein, daß hier keineswegs lauter Gutes geboten werden kann. Muß man also doch vielleicht über das Werk den Stab brechen? Der wohlthätige Zweck allein dürfte uns im Grunde nicht daran hindern; aber unmittelbar aus diesem Zwecke ergibt sich eine Fülle gemüthlicher Beziehungen, die sich über das ganze Buch ausbreiten und die in ihrer Totalität doch einen poetischen Eindruck erzeugen. Es ist also nicht ursprünglich die Summe der 98 Lyriker die diesen Eindruck hervorbringt, es ist vielmehr der Stoff der ihnen zur Behandlung für den „Weihnachtsbaum"

*) Das von den Abnehmern des „Weihnachtsbaum" gelöste Geld wird da wo es gelöst ist ohne Abzug irgendwelcher Kosten von Beauftragten der Verlagshandlung zu Weihnachtsbescherungen verwendet.

zunächst lag, und der selbst für die Bearbeitung von Dilettanten (womit wir aber beileibe nicht alle Mitarbeiter des „Weihnachtsbaum" für Dilettanten erklären wollen) ganz geeignet sein mag. Sokrates sagte: „Jeder sei in Dem was er wisse hinlänglich beredt"; man könnte hinzufügen, daß Jeder über Dem was er erlebt zum Dichter werde. Der Stoff, dem hier nur Wenige untreu geworden sind, ist die Heiterkeit des menschlichen Daseins, wie sie in der untergeordneten Sphäre des Familienlebens und der angrenzenden Bürgertugenden zur Erscheinung kommt; mit Einem Worte: wie in dem Zwecke unsers Buchs, so waltet auch in seinem Inhalte ein idyllisches Element vor; es macht sich ganz von selbst geltend. Die künstlerische Absicht eine Idylle zu schreiben hat außer Mörike vielleicht Niemand gehabt.

Wir wollen uns nun durch die Masse von Gedichten, welche hier nach alphabetischer Folge der Namen ihrer Verfasser geordnet sind, hindurchzuarbeiten versuchen, indem wir sie nach den behandelten Gegenständen durchgehen, wobei freilich überall nur Weniges hervorgehoben werden kann.

Zunächst die wirklichen „Weihnachtslieder". Manche Mitarbeiter des „Bäumchens" gehören zu den sogenannten Naturdichtern, sie gehören dem praktischen Leben an, ruhen an den kirchlichen Festen von ihren Werkeltagsgeschäften aus, und haben überhaupt zu ihnen (und namentlich zur Weihnacht) ein ganz besonderes Verhältniß. Da ist der Gastwirth Beyer, der Rothenburger Einsiedler, wie er sich als Dichter nennt, der kurze stämmige Mann, der den ganzen Sommer auf der Ruine Rothenburg im Walde lebt, und der im „Weihnachtsbaum" niemals fehlt; im Herbst zieht er nach Kelbra hinunter, betreibt während der Wintermonate daselbst ein kaufmännisches Geschäft, feiert das Christfest mit seiner Familie und singt:

> Wie war doch mein Herz beklommen
> Und mir fast die Thräne nah',
> Als die Schwalb' Abschied genommen,
> Und das Laub ich fallen sah;
>
> Als in den entlaubten Wäldern
> Jeder Laut der Schöpfung schwieg,
> Und empor von Stoppelfeldern
> Kalter, grauer Nebel stieg.
>
> Da gewahrte ich das Eden
> Dort in stiller Häuslichkeit;
> Und ich mußte schier erröthen
> Ueber die Beklommenheit.
>
> Auf euch ward der Blick gehoben,
> Und voll Wonne schlug das Herz,
> Saaten unten, Sterne oben,
> Hoffnungsblüten allerwärts.
>
> Und inmitten dieser Schätze
> Strahlte hell der Weihnachtsbaum,
> Daß er Herz und Augen letze,
> Kürze unsern Wintertraum.
>
> Um ihn sammeln froh sich Gäste,
> Und für Alle, Groß und Klein,
> Treibt er lebensfrische Aeste
> In des Winters Nacht hinein u. s. w.

Ein schlichtes, tiefempfundenes Gedicht; die zu Grunde liegende Situation kann eines lebhaften Eindrucks auf uns nicht verfehlen.

Das religiöse, beschauliche Leben wird auch unabhängig vom Weihnachtsfeste von unsern Dichtern gefeiert. In dem Gedicht „Klosterleben. Ein Repetentenlied" sendet ein Ungenannter dem Publicum folgende Schilderung seines Daseins aus einem würtembergischen Stifte:

> Wenn mein Aug' im stillen Grunde
> Sinnend sanft ein Kloster maß,
> Oder in den Büchern Kunde
> Von der Mönche Leben las:
>
> Wie das Glöcklein rufend helle
> Zum Gesang, zum Mahl sie lädt,
> Wie der Fromme in der Zelle
> Am Altar zum Vater fleht;
>
> Wie sie Wand'rer aufgenommen,
> Arme voll Barmherzigkeit,
> Wie sie zu der Nachwelt Frommen
> Werthe Schriften conterfeit:
>
> Da entsprang in mir ein Sehnen
> Auch zu leben doch wie sie,
> Und ich dachte unter Thränen
> Dieser süßen Harmonie.
>
> Hätte mögen gern mein Trauern
> Und das streitbewegte Herz
> Bergen in den heil'gen Mauern,
> Los zu sein von Angst und Schmerz;
>
> In des Alterthums Vermächtniß
> Forschen ungestört und frei,
> Um sein herrliches Gedächtniß
> Zu vermehren ämsig, treu;
>
> In dem engen Klostergarten
> Täglich ungesehen geh'n,
> Meiner Frücht' und Blumen warten,
> Still bei stillen Bäumen steh'n.
>
> Sieh, nun ist sie mir gegeben,
> Jene Klostereinsamkeit,
> Wo der Weisheit freundlich Leben
> Ungetrübt mein Herz erfreut;
>
> Wo beredt in tiefem Schweigen
> Thurm und Kirche niederseh'n,
> Wo der Vorwelt heil'ge Zeugen,
> Schlanke Bögen mich umsteh'n;
>
> Wo ein Garten mir vertrauet,
> Anders als man sonst sie sieht,
> D'rin man heil'ge Früchte bauet,
> Blumen für den Himmel zieht u. s. w.

Hätte der Ungenannte da wo er wirklich in das „Klosterleben" eintritt uns die Schilderung einer Enttäuschung gegeben, so hätte er freilich unsers Mitleids gewiß sein können; aber künstlerisch bringt er jedenfalls eine größere Wirkung hervor, indem er sich begnügt mit behaglicher Ergebenheit in sein Geschick uns nur den schönen Rahmen zu zeichnen der sein stilles Dasein begrenzt, und es uns überläßt, als den nothwendigen Hintergrund der ganzen Schilderung uns selbst die Anfechtungen vorzustellen denen hinter einsamen Klostermauern (und wären es auch nur die eines protestantischen Stifts) wol Niemand entgeht.

Auch die Natur kommt für sich zu ihrem Rechte. In der Nähe der Klöster, der Dörfer und der kleinen Städte, wo unsere Dichter wohnen, beginnt die Waldeinsamkeit, in der die Tannenbäume zu Weihnachtsbescherungen gehauen werden; und wie viel auch schon gegen dieselbe geschrieben ist, so können sie ihr, zumal in etwas religiöser Stimmung, doch unmöglich widerstehen. So singt Laurenz Lersch in seinem „Frieden der Einfalt":

> Ich will mich in die Wälder flüchten: —
> Wie friedlich rauscht das Laub!
> O sel'ge Einfalt die in Züchten
> Vor Gott lebt von der Hände Früchten,
> Dem Ruhm, der Habsucht taub.

Und dann der Lenz, wie könnten sie seiner hier vergessen! Er ist dem Weihnachtsfeste so nahe, und Alexander Kaufmann singt:

> Mir ist als käm' der Lenz,
> Der treue Freund, gegangen,
> Dem seit so langer Zeit
> Ich nicht im Arm gehangen;

Ich hab' so Manches ihm
Zu sagen und zu klagen,
Was sich des Trüben viel
Zutrug in diesen Tagen.

Ich hab' ihm Freundestod
Und Landesnoth zu künden,
Er aber winkt mir still
Zu den erwachten Gründen:
Da blühen Blumen auf,
Da funkeln lichte Quellen,
In jeder Birke sieht
Man frische Keime schwellen u. s. w.

Zu diesen mehr schildernden Gedichten gesellen sich allerhand naheliegende, gemüthliche Tendenzen, und außer dem nächsten, dem Weihnachtszwecke, noch allerlei Nebenzwecke. Einiges Moralisiren kann unmöglich vermieden werden, und die natürlichsten Bedenken steigen auf in der Menschenbrust.

Auf deiner Fahrt ins bunte Leben,
Sprich, gehst du auch die rechte Bahn?
Wol mag es viele Wege geben,
Doch führt dich jeder himmelan?

(Vierte Christbescherung, S. 52.)

Aber die Moral kann bei solchen Fragen nicht stehen bleiben, sie muß in diesem durch und durch praktischen Buche durchaus wissen was sie will; der Herausgeber selbst treibt sie ins Detail und bringt Lieder bei welche bei dem wilden Zerstörungstriebe der Knaben für die jungen Bäume und für die Jungen der Vögel Fürbitte einlegen. Daß dabei der idyllische Charakter des Ganzen wieder zum Vorschein kommt, bedarf nicht erst der Erwähnung.

Neben und vor der moralischen Tendenz macht sich auch eine patriotische geltend. Der 18. Oct. wird in einer poetischen Vorrede gefeiert. Die verschiedenen deutschen Mundarten werden in einem regelmäßig wiederkehrenden Anhange: „Gedichte im Volksdialekt", mit Liebe gepflegt. Besonders Friedrich Hofmann, dessen hochdeutschen Liedern wir weniger Geschmack abgewonnen, gelingen sie vortrefflich, und namentlich hat er in die Scenen wo sich eine Mutter im Freien mit ihren Kindern unterhält, ein schönes Stück Poesie hineinzulegen gewußt. Nachdem z. B. ein warmer Regen die Familie in eine Mooshütte getrieben hat, fragt die Mutter (Mamie):

Was wöll'n mr nu treib?

Tuta (der Junge).

Lern mersch „Was ist das?"
Ich merk's net un merk's net.

Mamie.

Dös wär' ja ze toll:

— — — — — — — — — — —

Ich dächt', wenn's ner tröpfelt un ner a weng saust,
Mr hüllern uns in unnre Tüchle nei
Un singe a weng.

Tuta.

Da bin ich derbei.

Mamie.

Nu setzt euch schöh und paßt schöh auf,
Es get manchmal gar sehr hoch nauf,
Da schreit net so, un wenn's nunterwarts get,
Da singt die Eine alleh u. s. w.

(Hildburghäuser Dialekt und Kindersprache.)

Thüringen, welches Ludwig Bechstein durch sein Gedicht „Die Zither" verherrlicht, wird nicht allein bei den Mundarten, sondern auch sonst von dem Patriotismus des „Weihnachtsbaum" vorzugsweise begünstigt.

Außer den bereits genannten führen wir von den Mitarbeitern der uns vorliegenden zwei Bände noch folgende an: Theodor Apel, Dräxler-Manfred, Ludwig Köhler, Karl Mayer, Eduard Mautner, Emma Niendorf, Friedrich Otte, Arthur Schott, Gustav Schwab, Hermann Semmig, Adolf und August Stöber, Ludwig Storch, O. L. B. Wolff, Moritz Hartmann, Theobald Kerner und Hermann Rollett.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft. Von M. Beckmann. Düsseldorf, Buddeus. 1837. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Verfasserin (und eine Sie hat das Buch doch wol geschrieben; wenigstens erinnern wir uns auf dem Titel eines Dramas Mathilde Beckmann als Verfasserin gelesen zu haben) setzt noch einmal den Rathschlag der „lustigen Person" als Motto vor ihre Erzählung:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt.

In der „ersten Gesellschaft" lebt nun freilich nicht Jeder; und überhaupt hat Goethe mit diesem guten Rath wol etwas Anderes gemeint als was der Verleger in seiner Annonce von dem Buche rühmte: daß es eine treue, unverzierte Wirklichkeit darstelle. Indem Goethe ausdrücklich sagt: ein Jeder lebt's — deutet er damit an, daß das schlechthin vom Publicum so genannte „Interessante", das Exceptionelle, Vornehme, Romantische, die Sache nicht ausmacht; und indem er weislich hinzufügt: nicht Vielen ist's bekannt — sagt er zugleich, daß es auf etwas Mehr ankommt als auf den bloßen treuen Abklatsch, das Daguerreotyp der Wirklichkeit, welche Jedem bekannt ist, nämlich auf das poetische Ergreifen, auf die Kunst welche das Bedeutende, Interessante, Hohe in dieser Wirklichkeit erfaßt, aus ihr zu Gestalten bildet. Für die Sphäre der Kunst ergänzt übrigens Schiller in der Satire auf die Kotzebue'sche Wirklichkeit dies Princip, und hebt hervor, daß man in der Poesie etwas Anderes sucht als die Misère die man im Leben vor Augen hat.

Die Verf., obwol sie noch sonst mehr als ein mal ein Goethe'sches Motto wählt, hat freilich keine künstlerischen Intentionen gehabt, wie überhaupt der Roman gegenwärtig fast ganz von dem ihm einst gegebenen höhern Impuls verlassen ist, und wir tadeln sie deshalb nicht, denn sie macht auch keine solche Prätensionen. Sie erzählt einfach eine Geschichte, und hält sich bei ihren Lieblingsgestalten in einer behaglichen Mitte zwischen der Copie der Wirklichkeit und der Poesie. Wir ertheilen ihr kein geringes Lob wenn wir sagen, daß sie uns zuweilen an Frederike Bremer erinnert hat, ja, indem sie in einigen Vorzügen ihr ähnlich ist, hat sie ziemlich glücklich die schwachen Seiten der schwedischen Familiendichterin vermieden. Eine Gestalt wie Klärchen in diesem Romane ist so wahr und einfach schön gezeichnet wie irgend eine von denen der Bremer, und insofern noch besser, als hier nicht die Erzählerin selbst mit ihrer Sympathie so sehr hervortritt wie bei der Letztern, die ihre Kinder hätschelt, ihre Leser auf diese lieben Geschöpfe aufmerksam macht, und bei aller Frische die sie sonst hat doch gar zu gern die Herzen zu Thränen rührt — sich selbst natürlich eingeschlossen. Unsere Verf. hält sich ganz zurück, erzählt und läßt ihre Personen handeln und reden. Der Verleger hat Recht gehabt: es sind Gestalten und es ist eine Geschichte wie sie uns in der Gesellschaft oft begegnet. Wenn man sagt: daß alles Unglück sich darin an die Standesvorurtheile knüpft, so wird Mancher geneigt sein diesen Knoten für längst antiquirt zu halten; die Verf. hat aber mit geschickter Hand ihn von einem Punkte aus geschlungen wo er leider noch sehr fest sitzt. In Potsdam könnte z. B. (abgesehen davon, daß ein mit seinen Sympathien so wenig zurückhaltender Gymnasiallehrer sicherlich nicht befördert würde) eine solche Geschichte mit all ihren Hauptsachen und Einzelheiten jeden Tag so passiren. Vor

Allem ist der Ton der Conversation sehr gut getroffen, und mehr als ein mal haben wir gelacht, wenn etwas so ganz Charakteristisches vorkam. Die Gräfin Hahn-Hahn hat auch ihre Modelle, aber sie kann sich meistentheils nicht entschließen, den tristen Repräsentanten ihrer „Schichten", wenn sie doch den inertinguiblen Vorzug haben Frauen zu sein, jenen indescriptiblen Lustre zu-nehmen den jedes Wort haben muß. Die bürgerliche Erzählerin ist darin freier und darum oft treuer.

Wir werden in die Familie eines Oberstlieutenants eingeführt, der ein braver Soldat, auch sonst ein ganz guter Mensch ist; aber er hat eine Altadelige geheirathet. Seine Frau ist nun zwar durch den militairischen Rang, der ja immer eine Art Aequivalent ist, einigermaßen über die Mesalliance beruhigt, aber das Regiment im Hause hat sie im Gefühl ihrer Superiorität übernommen, und alles Leiden kommt aus dem krampfhaften Bestreben, sich aus diesem Mittelzustande wirklich in der Crème festzusetzen und in den höchsten Schichten zu halten. Ihre älteste Tochter, Amélie, ist schön und zur lionne geboren, die jüngste ist ein schüchternes Aschenbrödel, nur mit dem Unterschiede, daß sie des Anstands halber in alle Gesellschaften mit muß, daß überhaupt dieser Unterschied nirgend hervortreten darf. Der einzige Wunsch der Mutter ist nun, Amélie, die leider Gottes doch eine Bürgerliche ist, zu poussiren zu einer brillanten Partie. Sie müssen darum ein Haus machen, und gerathen dabei, weil sie ohne Vermögen sind, immer tiefer in Schulden. Vergebens warnt und beschwört der unglückliche Mann. „Wir haben nun einmal diese Stellung", ist die Antwort, „wir müssen sie behaupten, wir müssen es um unserer Kinder willen." So ist dem Vater der Familie die Ruhe und alle Freude ewig verkümmert durch dies drohende Gespenst, und bittere Andeutungen auf das Unglück an einen Bürgerlichen verheirathet zu sein fehlen in schlechten Momenten nicht von seiner Frau. Die zweite Tochter, Klärchen, ist durchaus nicht für dies gesellschaftliche Leben geschaffen, sie findet keins ihrer tiefern Interessen befriedigt und härmt sich ab. Der Sohn, ein frischer Junge, dem die Lust zur Musik in allen Nerven zuckt, muß, da er doch nicht Geiger und Virtuos werden darf, wider Willen ins Cadettenhaus; er läßt seinem Haß und Groll überall freien Lauf. Endlich erfüllt der Wunsch der Mutter sich. Nachdem eine Partie nach ihrem Herzen schon fast verloren gegangen ist, weil Graf Steinheim es leider zu bald merkte, wie sehr erwünscht er komme, und deshalb unbarmherzig tyrannisirte und coquettirte, wird er endlich durch einen glücklichen Zufall gefangen, Amélie ist mit ihm verlobt, das Glück ist da. Auch für Klärchen scheint das Glück gekommen; sie hat bei ihren bürgerlichen Verwandten einen jungen Mann kennen gelernt der sie zum ersten male versteht; sie blüht rasch auf, alle ihre Talente und Liebenswürdigkeiten entfalten sich am Licht dieser Liebe, sie wird wieder geliebt und verlobt sich zu derselben Zeit wie ihre Schwester. Aber ein bloßer Gymnasiallehrer — jetzt, da die Familie durch die Verlobung Amélie's eben ihren gesellschaftlichen Triumph gefeiert hat, da die Mutter stolz auf ihre stolzen Verwandten herabsieht? Unmöglich! Graf Steinheim Schwager eines Schulmeisters? Er würde zurücktreten! Klärchen erhält also nicht die Einwilligung ihrer Aeltern, jeder Umgang mit ihrem Verlobten und der ihm befreundeten Familie ihrer Tante wird ihr untersagt, sie ist grenzenlos unglücklich, wie Schwester und Mutter grenzenlos glücklich sind; der Aufwand muß nun um des künftigen Schwiegersohns willen noch mehr steigen.

Dieser aber hat auch theils von seinen Verwandten bittere Worte über seine Verlobung mit der „Mamsell" zu hören, theils langweilt ihn die leichte Eroberung, und er sucht, indem die Sache sich hinzieht, nach einem Mittel den dummen Streich zu redressiren. Er wird launenhaft und kalt. Da kommt ihm Hugo, dessen militairischer Vorgesetzter er ist, trefflich zu statten. Hugo kann ihn und das ganze Militairwesen nicht ausstehen, sie reiben sich fortwährend aneinander, und Mutter und Schwester, auch der widerstrebende Vater, müssen immer Steinheim's Partei nehmen, und ihrem Sohn sein Vaterhaus zur Hölle machen, damit Steinheim nur keine Gelegenheit zum Bruch findet. Endlich scheint diese zu kommen: Hugo beleidigt den Grafen unerhört — da verstößt ihn der Vater, er geht nach Amerika. Steinheim ist außer sich. Bald darauf ist eine Stelle vacant; dem Oberstlieutenant wird aber ein Adeliger vorgezogen und er muß par honneur seinen Abschied nehmen. Amélie zerquält sich, da Steinheim noch keine Miene zur Heirath macht; der Vater kann Das endlich nicht mehr ansehen und erhitzt sich in einer Scene mit dem Grafen so weit, ihm das Unglück seiner Kinder vorzuwerfen. Auf der Stelle bricht der Graf das Verhältniß ab, und nun ist die letzte Hoffnung vorbei. Der Alte stirbt endlich, da seine Frau auch jetzt noch, um Amélie's Zukunft offen zu halten, zu Klärchen's Heirath nicht einwilligen will, am Schlage, und jetzt sieht seine Frau denn die ganze wirkliche Schuldenlast die sie aufgehäuft hat vor Augen. Sie müssen sich unendlich einschränken mit ihrer kleinen Pension, und selbst so verstehen sie noch nicht das Schicksal; endlich müssen sie zu den bürgerlichen Verwandten ihre Zuflucht nehmen. Amélie stirbt an der Schwindsucht, ihre Mutter findet bei einem adeligen Bruder eine Stelle in der Gesellschaft, als Mutter für dessen verwaiste Kinder, und nun wird endlich die Treue Klärchen's belohnt. Hugo hat sich in Amerika durchgekämpft und eine Existenz erworben.

Wir wiederholen es: eine von den gesellschaftlichen Tragödien die, gerade in ihren Hauptvoraussetzungen, jeden Tag in den „hohen Schichten" passiren kann. 124.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ueber die Zustände in der Lombardei.

Hier und da bricht aus der geistigen Erschlaffung des heutigen Italiens ein zerreißender Schmerzensruf hervor. Erst in neuester Zeit noch haben wir einige über das Geschick ihres Vaterlandes erschütterte Italiener ihre klagende Stimme erheben gesehen. Solche Aeußerungen dürfen, wenn sie auch im Allgemeinen ohne tiefere, nachhaltigere Wirkung sind, von der Presse nicht unbeachtet bleiben. In diesem Sinne wollen wir hier auch eine Schrift erwähnen deren unbekannter Verfasser — er gibt sich für einen Italiener aus — die Ursachen der Energielosigkeit welche den Bewohnern der Lombardei oft vorgeworfen wird zu erklären versucht. Der Titel dieses Werks lautet: „Etude sur l'histoire de la Lombardie dans les trente dernières années. Manuscrit d'un Italien." Als Herausgeber nennt sich der bekannte Advocat Lezat de Pons, aber mit Ablehnung jeder Art von Autorschaft.

Zachariä's Werk über französisches Recht in Frankreich.

Wenn es überhaupt schon erfreulich ist, daß unsere wissenschaftlichen Werke jetzt ungleich mehr als Dies früher der Fall war in Frankreich berücksichtigt werden, so ist es jedenfalls noch höher anzuschlagen, wenn die Franzosen sich solche Werke durch Uebersetzungen oder Bearbeitungen aneignen welche sich auf französische Zustände beziehen. Es liegt jedesmal in einer solchen Wahl das Zugeständniß, daß man die Stimme des Ausländers für gewichtig und bedeutend genug hält um auch in Frankreich gehört zu werden. Diese Betrachtung drängt sich uns auf bei Gelegenheit der vor kurzem beendeten zweiten Ausgabe einer Uebersetzung von Zachariä's berühmtem „Handbuch des französischen Civilrechts". Die Uebersetzer, Aury und Rau, Beide Professoren des Civilrechts in Strasburg, haben bei dieser neuen Ausgabe die Berichtigungen und Zusätze welche der verstorbene Verfasser den letzten von ihm besorgten Auflagen hinzugefügt hat benutzt, und so weit es nöthig schien eigene Bemerkungen und Auseinandersetzungen beigegeben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 260. —— 17. September 1847.

Schriften zu wohlthätigen Zwecken.

(Fortsetzung aus Nr. 259.)

Nr. 2. Stolle's „Weihnachtsbaum“ unterscheidet sich durch schönere Ausstattung, sowie dadurch daß der Herausgeber zugleich alleiniger Verfasser ist, von dem Hofmann'schen; wir müssen auch wol hinzufügen: durch weit bedeutendere Erfolge. So gemüthlich ist sein Zweck indessen nicht daß von dem Ertrage nur Weihnachtsbäume angeschafft werden sollten. Es ist ein Christbaum im Frühling und im Sommer vor der Ernte, der die aufgezehrten Wintervorräthe für die Armen ersetzen helfen will. Seine Wirksamkeit fällt also in jene sehr bedenkliche Jahreszeit.

Auch in Stolle's Gedichten waltet ein gemüthlicher, ein idyllischer Zug vor. Natur, Religion, Vaterland und Familienleben bilden den Hauptinhalt dieser Lieder; doch wir wollen hier der Eintheilung folgen welche der Verf. selbst gemacht hat.

Recht charakteristisch heißt es vom Dichter, dem „Musensohne“, in der „Widmung“: er

> Zieht freudig in die blaue Ferne,
> Bei guten Menschen tönt sein Spiel,
> Bei ihnen weilt der Sänger gerne,
> Und gute Menschen gibt es viel.
>
> Nur ihnen ist des Sängers Leben,
> Ist seiner Laute Spiel geweiht,
> Was von den Göttern ihm gegeben,
> Das spendet er mit Herzlichkeit.

Also wir haben hier vor uns einen Dichter für „gute Menschen“, der „mit Herzlichkeit“ dichtet. Schütteln wir ihm erst einmal die Hand, ehe wir in unserer Kritik fortfahren.

Die „Lieder“, welche aus der frühesten Periode des Poeten herzurühren scheinen, erinnern zum Theil an Heine. Doch sehen wir mit Vergnügen wie hier ein kindliches Herz sich *es auf Erden* wohl sein läßt, und den Himmel spielend in die Schranken seines irdischen Glücks hereinzuziehen weiß:

> Aber dort am Rebenhügel,
> Wo die Fliederlaube glänzt,
> Ist der Ort wo Erd' und Himmel
> Friedlich aneinander grenzt.

Der Geliebten sagt der Dichter:

> Die Engel dorten in des Himmels Hallen,
> Sie stören nicht mich in der sel'gen Ruh'.
> Denn von den Himmlischen dort oben allen
> Liebt mich ja Keiner so wie du.

Die nächste Abtheilung enthält meistens Romanzen; indessen hat der Verf. Schiller für sich, welcher bekanntlich zwischen Romanzen und Balladen nicht unterschied, wenn er sie „Balladen“ nennt. Das Gedicht „Der deutsche Walzer“ scheint uns das gelungenste unter dieser Rubrik, obgleich es nach den von Echtermeyer in der Abhandlung über „Balladen, Romanzen und Mären“ aufgestellten Grundsätzen weder zu den Balladen noch zu den Romanzen, sondern zu der Zwischengattung der Mären oder Rhapsodien gehören würde.

Stolle, dessen Erfolge als Romanschriftsteller und dessen Verdienste als Herausgeber des „Dorfbarbier“ bekannt sind, ist kein Lyriker von Fach, sondern wie er seine Gedichte nur gelegentlich und „in einer Auswahl“ herausgab, so ist er auch wesentlich Gelegenheitsdichter. Wir wollen daher nicht mit ihm darüber rechten, wenn er Alles besingt was sein äußeres und inneres Leben bewegt, selbst „Gott und Unsterblichkeit“, obgleich die Zeiten der religiösen Poesie für die nächste Zeit ohne Zweifel vorüber sind. Durften doch auch die in diesem Abschnitte gegebenen Poesien nicht fehlen, wenn es galt dem Publicum die ihm liebgewordene Persönlichkeit des Autors vollständig vorzuführen. Aber bedeutender freilich als die Lieder über „Gott und Unsterblichkeit“ ist der Abschnitt „Heimat“. Hier, wo der Charakter der Gelegenheitspoesie offen hervortritt, lernen wir in Stolle einen unserer begabtesten Lyriker verehren. Selbst diejenigen der hierher gehörigen Gedichte in denen sich der Verf. gar nicht die Mühe gibt sich über den Ton der Gesellschaftslieder zu erheben, haben uns, auch fern von der „Heimat“ unsers Poeten, Freude gemacht. Sachsen mag sich alles Glück wünschen zu so gemüthvollen patriotischen Liedern wie „Ein Kleeblatt“, „Grüne du Sachsenland“, „Im Thale wo die Mulde fließt“, „Wie heißt im grünen Sachsenland?“ und „Wo tief im Thal die Mulde geht“. Unsere bramarbasirenden Preußenlieder, welche den Staat als ein „Heerlager“ betrachten und Stellen wie:

> Wenn Fels und Eiche splittern,
> Wir werden nicht erzittern —

aus den Commersbüchern entlehnen, können gegen die Begeisterung des sächsischen Liberalen, der es sich bei der Constitution seines Landes und bei einer Flasche guten Rheinweins wohl sein läßt, und der liebenswürdig-anspruchslosen Persönlichkeit seines Königs freundlich gedenkt, nicht aufkommen. Beiweitem das Bedeutendste aber in diesem Abschnitte nicht allein, sondern in dem ganzen Bändchen ist das Gedicht „Erzgebirgische Spitzen“. Kaum sollte man es für möglich halten, daß ein so reizendes und zartes kleines Kunstwerk noch eine Moral predigen könnte; aber freilich ist es nur eine Moral für junge Mädchen. Es war schon früher dem Prospect des Stolle'schen „Weihnachtsbaum“ beigedruckt und bestimmt für die „Armen im Gebirge“ Tausende werben zu helfen. Möge es jetzt hier um seiner selbst willen Platz finden:

> Welch Gewebe! Lichte Blumenträume,
> Hingehaucht auf weißem Aethergrunde;
> Ist das Kunstfleiß oder war geheime,
> Unsichtbare Feenhand im Bunde?

Arabesken, grazienhaft und munter,
Lächeln wie aus leichtem Nebelflor,
Und doch brechen, schau' ich diese Wunder,
Nur die hellen Thränen mir hervor.

Dein gedenk' ich, blasses Kind der Hütten,
Das du manche Mitternacht,
Wenn am Tage Hunger du gelitten,
Diesen Schmuck hervorgebracht.

Dieser Schmuck, der Armuth heil'ge Spenden,
Diese Blumen, zart und leicht,
Ach, wenn sie nur reden könnten,
Würd' euch wol das Auge feucht!

Fern in Bergen, öd' und schaurig,
Dort wo keine Rosen blüh'n,
Sind in Hütten, stumm und traurig,
Diese Rosen hier gedieh'n.

Jetzt, von Perlen stolz umwunden,
Sind die Thränen wol zerflossen
Die in bittern Kummerstunden
Gram und Elend d'rauf vergossen.

Darum bitte still ich nun:
Mögen diese zarten Waaren
Jeder Brust auf der sie ruh'n
Frommes Mitleid stets bewahren!

Als wir der Red. d. Bl. die Besprechung von Hofmann's „Weihnachtsbaum" zusandten, wünschte dieselbe den Stolle'schen sogleich mit besprochen zu sehen, und jetzt geht uns noch das „Album" des leipziger Schriftstellervereins zur Berichterstattung zu. Auch aus Dresden ist ein Wohlthätigkeitsalbum angekündigt. Von den drei Schriften aber welche die Ueberschrift nennt scheint in der Reihenfolge in der sie dort stehen durch die Schönheit der Ausstattung immer eine die andere zu überbieten, gerade so wie eine Steigerung in der Größe des Formats stattfindet. Durch den Wetteifer den unsere Schriftsteller im Wohlthun jetzt begonnen haben, fühlt man sich beinahe in das J. 1842 zurückversetzt, wo wenige Verse gemacht sein mögen die nicht alsbald, in ein Stück Brot oder hamburger Rauchfleisch verwandelt, in irgend einen hungerigen Magen zu Hamburg hinabgepilgert wären. Sehr vortrefflich hat damals Eduard Mörike im „Hansa-Album" auf die tiefere, ethische Bedeutung der Nationalwohlthätigkeit aufmerksam gemacht. Am unmittelbarsten möchte wol diese ethische Bedeutung der Nationalwohlthätigkeit sich in der Betheiligung der Literatur am Wohlthun zeigen, und deshalb enthalten wir uns nicht jene schönen Mörike'schen Worte der Besprechung des leipziger „Album" vorauszuschicken, um dem Bestreben des Literatenvereins in diesem Punkte diejenige Huldigung darzubringen zu der wir uns gedrungen fühlen. Diese Worte lauten mit Weglassung des speciell auf Hamburg bezüglichen Anfangs und Endes:

Ihn (den Nothleidenden) hebt die Flut des herrlichen Gefühls,
Davon die brüderliche Menschheit rings
Im schönen Aufruhr schwärmt und Ehre mehr
Als Mitleid zollt verhängnißheil'gem Unglück.
Es dringt dieselbe Macht die so ihn schlug,
Die ew'ge, grenzenloser Liebe voll,
Aus so viel Tausend Herzen auf ihn ein,
Und wie zum ersten mal in ihre Tiefen
Hinunterstaunend wirft er lachend weg
Den Rest der Schmerzen. Ihm hat sich ein Schatz
Im unerforschten Busen aufgethan,
Und Nichts besitzend ward er überreich,
Denn nun erst einen Menschen fühlt er sich!

In vorliegendem Album, in dem Poesie und Prosa miteinander abwechseln („der Poet und der Mann der Wissenschaft, der Erzähler und der Volksfreund, der Humorist und der gelehrte Rechtskenner haben ihre Arbeiten hier zusammengestellt"), soll jeder Verfasser seinen Beitrag mit seinem Namen unterzeichnen. Die Herren F. Gerstäcker, F. G. Kühne und H. Wuttke, welche die Vorrede unterzeichnet haben und mit der Zusammenstellung des Albums beauftragt waren, stellen sich selbst nur „als Sammler dieser Gaben" hin, und werden seiner Zeit über den Erfolg des Unternehmens öffentlich Rechnung ablegen. Dies Verhältniß zwischen Mitarbeitern und Herausgebern eines Albums ist ganz das rechte; es ließ sich freilich nur insofern durchführen, als die Mitarbeiterschaft auf Mitglieder des Literatenvereins beschränkt wurde. Dergleichen Sammelwerke, welche so leicht jede Einheit verlieren, sollten stets Sorge tragen ihren Inhalt auf irgend ein bestimmtes Maß zurückzuführen und sich selbst irgend eine Schranke zu setzen — sei es auf die Weise wie das „Album" Dies zu erreichen sucht, oder wie der Hofmann'sche „Weihnachtsbaum", welcher sich den nichtlyrischen Beiträgen verschließt. Schriften zu wohlthätigen Zwecken sind es der Gesammtliteratur schuldig, sich irgendwo als ein Theil in das Ganze derselben einzufügen, und nicht mit einigen vom Zufalle zusammengewürfelten berühmten Namen eine wilde Jagd durch alle Gattungen der Poesie und der Prosa zu veranstalten. Schriften bei denen Dies der Fall ist verschwinden in der Literatur wie Spreu vor dem Winde. Die einzelnen Beiträge werden von den Verfassern selbst hier und dort später in eine Gesammtausgabe oder wenigstens in ein größeres Werk aufgenommen, und das Buch in dem sie zufällig zuerst abgedruckt waren wird mit Recht selbst dem Namen nach vergessen. Dagegen behalten Schriften wie die französische unter dem Titel „Le livre des cent et un" einen dauernden Werth. Wo mehre Schriftsteller sich vereinigen, um gemeinschaftlich ein Buch herauszugeben, da sollten sie bedenken, daß unsere Literatur noch viele Aufgaben zu erfüllen hat, welche nur durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte erfüllt werden können, und daß selbst an schildernden Werken wie „Das malerische und romantische Deutschland" bei uns noch ziemlicher Mangel herrscht.

Inwieweit es nun dem leipziger Schriftstellervereine wol möglich gewesen wäre in Bezug auf den Inhalt seines Albums einen ganz bestimmten Zweck ins Auge zu fassen, können wir natürlich nicht untersuchen. Wir erklären uns daher mit dem Totaleindrucke schon völlig zufriedengestellt, den das Buch insofern zu machen im Stande ist, als es von der Mannichfaltigkeit der Bestrebungen die der Literatenverein durch seine Mitglieder in sich zu vereinigen weiß Zeugniß ablegt, und folglich uns in gewissem Sinne ein Bild dieses Vereins selbst gibt.

Indem wir uns jetzt zu den einzelnen Beiträgen selbst wenden, begegnen wir unter den Lyrikern mehren die wir schon in den unter Nr. 1 und 2 besprochenen Büchern getroffen haben, nämlich Theodor Apel, Ludwig Bechstein, Eduard Mautner und Ferdinand Stolle. Außerdem aber finden wir noch Gedichte von Johannes Nordmann, Wilhelm Gerhard, Uffo Horn und Karl Haltaus.

Von F. G. Kühne lesen wir „Scenen aus Kaiser Friedrich in Prag". Sie führen uns den nachmaligen Kaiser Maximilian vor, der sich hier in aller Fülle der Lebenslust mehr sehnt einen „Giebel zu erklettern" als das Scepter in die Hand zu nehmen, und den für den Augenblick die Krone eines Erkers von dem die Liebe winkt mehr reizt als seines „Erblands Diadem". Der alte Kaiser ist wol am besten charakterisirt; Wlaska, die Tochter des geächteten Böhmenkönigs, und auch Ulrike von Ungarn sind lebensvolle Gestalten. Die Scene wo Ulrike die Wlaska, welche sich dem Kaiser freiwillig gestellt hat, in Gegenwart des alten Herrn „im Namen ihres königlichen Vaters" durch ihre Ungarn gefangennehmen läßt, während der Kaiser selbst noch schwankt, wird gewiß auch auf der Bühne den lebhaftesten Eindruck machen. Ein sehr hübscher Zug ist auch die Gegenwart des natürlichen Sohns, wo der Kaiser sei-

nem rechtmäßigen Erben das Heirathsproject mit Ungarn eröffnet, und bei diesem — wegen der Liebe zu Wlaska, deren Herkommen bis dahin unbekannt war — auf unvermutheten Widerstand stößt. Wenn es wol etwas zu derb aufgetragen ist, daß der Kaiser sich, eine Aeußerung Maxens verspottend, mit den Worten:

Das ist so'n Bursch aus freiem Drang des Innern —

von ihm weg und zu Florio wendet, so ist dagegen der Schluß der Scene desto feiner, wo Max sich verbeugt und „ruhig, gefaßt und edel abgeht", während der Kaiser mit der Hand auf Florio's Stirn spielt und später, sich umwendend, den Beichtvater seines rechtmäßigen Sohns herbeiruft, um an ihn die Frage zu richten:

Sagt mir, wie hält's der Prinz im Punkt der Liebe?

Ansprechend ist auch der Hintergrund, der von den mit Max befreundeten Studenten gebildet wird, die durch ihr Lied „O, ich betrübter Freiersmann" der Verlobung Maxens mit Ulrike und seiner Liebe zu Wlaska noch eine leichte allegorische Deutung geben, welche neben der vollständigen poetischen Wirklichkeit dieser Verhältnisse noch als eine recht anmuthige Zugabe nebenher läuft. Wir heben aus dem Studentenliede die beiden letzten Verse heraus:

Ich suchte dich am Donaustrand
Und auch beim Vater Rhein,
Ich suche dich im Böhmerland,
An Elbe, Weser, Main.
All überall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da,
Germania!

Ach, bist du schon verwelkt, derweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm doch endlich alleweil',
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch sind deine Freier da!
Germania!

Von Karl Herloßsohn lesen wir „Kleine Bilder und Geschichten", die man Parabeln nennen könnte, und die sich zwar von den Krummacher'schen Parabeln durch ihren rein weltlichen Inhalt unterscheiden, ihnen aber an Zartheit gewiß nicht nachstehen.

Unter der Ueberschrift „Altenburger Bilder" erzählt Georg Hesekiel einige ganz ansprechende Sagen.

Von Julius Hammer finden wir eine Novelle: „Ehrlich währt am längsten. Aus einer Sammlung: Bilder aus dem Familienleben." In Zeitschriften lasen wir während der letzten Zeit zuweilen Balladen von Hammer, welche ihren Stoff ebenfalls aus dem Familienleben entlehnt hatten und viel Beobachtungsgabe und Talent zu Schilderungen namentlich für die Nachtseite desselben verriethen. Dasselbe gilt auch von dieser Novelle. Der Flickschuster Samuel Barthels ist gut gezeichnet so lange er voller Ekstase in einer Ecke des Zimmers hockt und seine hungernde Familie mit Bibelversen speist, während er selbst die Schnapsflasche, die ihm seine Frau versteckt hatte, und die er heimlich doch gefunden, schon halb ausgetrunken hat. Als er später aber in sich geht, verliert er sehr an Interesse. Ob es übrigens so sehr ehrlich sein mag, eine Brieftasche mit Geld in Gegenwart Dessen der sie soeben verloren hat einzustecken, später wieder an den alten Platz zu legen, sie dann als ehrlicher Finder dem noch immer gegenwärtigen Besitzer einzuhändigen, von ihm eine Belohnung zu empfangen, seinen Kindern Wurst und Brot zu kaufen, dann aber den vergnügten Schmausern Alles zu erzählen, „natürlich mit Hinweglassung des einen Umstandes welcher dem Verbrechen so nahe brachte", und Lob einzuernten? Petrus der den Herrn verrathen hatte ging hin und weinte ehe er das Evangelium predigte, und ein armer Flickschuster in der Novelle, der vorzugsweise auf das Prädicat „ein ehrlicher Mann" Anspruch macht, hätte sich wol, nachdem er jene Brieftasche einmal doch nun eingesteckt hatte, noch eine Nacht mit seinen Kindern hungrig zu Bette legen können bevor er es erhielt.

Die von Heinrich Laube mitgetheilte Vorlesung: „Arme Poeten", scheint schon früher einem wohlthätigen Zwecke gedient zu haben, und ist in einem Wohlthätigkeitsalbum jedenfalls ganz an ihrem Platze. Uebrigens haben wir sie wol nur als eine Studie zu den „Karlsschülern" zu betrachten, und gewiß ist der Verf. selbst weit entfernt auf sie einen großen Werth zu legen.

Von Ignaz Kuranda's Abhandlung: „Deutsche Zeitungen und Zeitschriften", hatten wir etwas Anderes erwartet: wir freuten uns als wir den Titel lasen auf eine ins Einzelne gehende Kritik der jetzt bestehenden Zeitungen und Zeitschriften. Statt Dessen aber hat Kuranda es für nöthig gehalten die Existenz der sogenannten Zeitschriften den eigentlichen Zeitungen gegenüber zu rechtfertigen. Abgesehen aber davon, daß diese Rechtfertigung doch vielleicht in unserer Zeit für einen Theil des Publicums nicht überflüssig ist, ist auch der Aufsatz mit einer großen Leichtigkeit, Lebendigkeit und Eleganz geschrieben, und man wird ihn nicht ohne Vergnügen lesen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Frauenliteratur.

1. Miß H. Martineau, Rolf und Erika, oder der Aberglaube des Nordens. Herausgegeben von W. Häring. (W. Alexis.) Berlin, Adolf u. Comp. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Aus dem Leben einer Frau. Von Luise Aston. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1847. 8. 22½ Ngr.

Der Antheil welchen die geistreichen schriftstellernden Frauen in unserm Jahrhunderte an der Literatur nehmen ist ein anderer als in dem letztverflossenen Säculum. Damals waren selbst die ausgezeichnetsten Frauen in ihren Leistungen nicht unabhängig von ausgezeichneten Männern, in ihrem Urtheile waren sie nicht so selbständig wie jetzt; sie hatten damals mehr Glauben an die Ueberlegenheit des Männergeistes. Ninon de Lenclos, auch Madame de Sévigné lehnten sich mehr oder weniger an männliche Genies. Jene vielbesprochenen Bureaux d'esprit in Paris, in denen Madame de Tencin, Madame Geoffrin, Mademoiselle l'Espinasse präsidirten, standen doch unter kräftigem Einflusse von Marivaux, Montesquieu und d'Alembert. Auch in England hatten Addison, Steele, Pope und Johnson entschiedenen Einfluß auf die schriftstellernden Damen ihrer Zeit; selbst Lady Marie Wortley Montague war nicht frei davon.

In unserm Jahrhunderte ist ein solcher Einfluß sehr unmerkbar; daß sich in dieser Rücksicht die Schriftstellerinnen emancipirt haben, ist ein gutes Zeichen für sie, für ihre Energie, für ihren Beruf. Es ist unbestreitbar, daß Frauenschriften nur dann Werth haben, wenn sie eine selbständige Auffassung des Lebens, seiner Richtungen, seiner Tendenzen, seiner Charaktere geben. Nur in der Ursprünglichkeit, in der Originalität liegt der Werth solcher Schriften. Die zwei vorbenannten Werke sind nicht ohne dies Verdienst.

„Rolf und Erika" ist eine einfache, eine sehr einfache Geschichte, die sich langsam, Stück für Stück vor den Augen des Lesers aufrollt. Die Eigenthümlichkeit des norwegischen Menschenlebens in seinem Zusammenhange mit norwegischer Natur und Art ist meisterhaft ineinander verwebt, sodaß stets das Aeußere das Innere erläutert, oder auf das Innere hinweist. Leidenschaft genug ist in dem Buch, aber nicht jene rohe bestialische der Neu-Franzosen. Jedem Charakter ist sein eigenthümlich nothwendiges Maß gegeben, jeder Sonne ihre feste Begrenzung.

Das Buch der Frau Luise Aston stellt das modernste Leben von 1847 dar. Die Verf. gibt nur Anfänge, Skizzen eines Ro-

mans, wie sie selbst im Vorwort sagt. Talent hat Frau Aston, Das ist klar; ihre Lebensanschauung ist reich, ihr Takt das Interessante interessant darzustellen anerkennenswerth. Die Verf. hat die Noth, den Seelenschmerz, die Erniedrigung von der hier und dort die Frauenwelt tyrannisirt wird erkannt; sie hat auch ein Bewußtsein von den Mitteln dagegen. Wir wünschen, daß es ihr gefallen möge Das wovon Geist und Herz ihr bewegt ist, in dichterisch schön vollendeten Werken zu malen.

Noch viel Verdienst ist übrig;
Auf, hab' es nur! 25.

Die verschiedenen Gattungen des chinesischen Stils.

Der britische Regierungsdolmetscher in Kanton, Thomas Taylor Meadows, hat ein nicht nur für chinesische Völker- und Staatskunde, sondern auch insbesondere für die chinesische Sprachwissenschaft wichtiges Werk unter dem Titel „Desultory notes on the government and people of China and on the Chinese language" veröffentlicht. Der Verf. behauptet geradezu, daß alle bisherigen Autoritäten in diesem Fache auf völlig falschem Wege gewesen sind. Obwol nun in dieser Behauptung ebenso viel Uebertreibung als Ruhmredigkeit liegt, so sind Beobachtungen eines wissenschaftlich gebildeten Mannes in einer Stellung die ihn jahrelang mit allen Classen der chinesischen Bevölkerung in unmittelbare Berührung und fortdauernden Umgang gesetzt hat doch der Art, daß sein Urtheil höchst beachtenswerth erscheint. So berichtigt er namentlich Rémusat in Bezug auf dessen Ansichten über die Verschiedenheiten des Stils in der chinesischen Sprache, in welchen Verschiedenheiten Meadows die Hauptursache der Schwierigkeit diese Sprache zu erlernen erkennt. So unterscheidet sich der Stil der Umgangssprache von den verschiedenen Stilgattungen des geschriebenen Chinesischen, dem wissenschaftlichen, dem Geschäftsstil und dem alten in einer Weise wie es wol in keiner andern Sprache vorkommt. Die gleichklingenden chinesischen Worte sind so zahlreich, daß man um beim Sprechen zu keinen Misverständnissen zu führen sie mit andern Worten verbinden muß, was der Sprache ein ganz verschiedenes Aussehen von der geschriebenen gibt, wo man dergleichen wegläßt. Daher kommt es, daß der Fremde welcher der gesprochenen Sprache völlig Meister ist und dieselbe verstehen würde wenn sie niedergeschrieben wäre, gänzlich außer Stande ist ein Buch zu lesen welches in dem viel einfachern chinesischen Geschäftsstil geschrieben ist. Aber Dies sind nicht die einzigen Schwierigkeiten welche dem das Chinesische Lernenden begegnen; außer dem Stil der Umgangssprache, dem Geschäftsstil, dem wissenschaftlichen und dem alten Stil haben die Chinesen noch einen fünften Stil erfunden, den „vertrauten", welcher sich zwischen den beiden erstgenannten Stilgattungen hält. In diesem Stil sind die Novellen, die Schauspiele und die leichtere Literatur abgefaßt. Der alte Stil ist sententiös und so kurz, daß er ohne Erläuterungen unbestimmt und unverständlich erscheint; er enthält zudem eine große Anzahl der schwierigen bloßen Partikel, die in der Sprache Hsu genannt werden. Auf den Rhythmus wird in diesem Stil weniger Rücksicht genommen. Die alten Classiker, namentlich die Werke des Kon-fu-tse und die Philosophen derselben Schule werden als Vorbilder dieser Schreibweise betrachtet. Die Chinesen rühmen von derselben, daß sie „sehr tief" sei. Der literarische oder wissenschaftliche Stil Wan Tsch'ang ist zu weitschweifig um verständlich zu sein; er enthält gleichfalls viele bloße Partikel, und der sorgsamste Rhythmus ist eins seiner Hauptkennzeichen. Die Dissertationen welche die chinesischen Gelehrten zur Erlangung der verschiedenen gelehrten Grade abfassen sind alle in diesem Stil geschrieben. Die Chinesen nennen ihn „sehr abstract". Der Geschäftsstil ist ebenfalls stets ziemlich weitschweifig und deshalb gleichfalls schwer verständlich. Er enthält wenig bloße Partikel, oft fehlen sie ihm ganz; auf den Rhythmus nimmt er gar nicht Bedacht. Die Werke über Verwaltung und Statistik, sowie die Gesetze sind in dieser Schreibweise abgefaßt; auch bei allen gesetzlichen Urkunden und bei dem geschäftlichen Briefwechsel bedient man sich desselben. Den Chinesen gilt er für „klar und deutlich". Der vertraute Stil ist die am wenigsten gefeilte oder geschnörkelte Schreibweise der Chinesen in ihren Schriften. Sie enthält beinahe gar keine bloßen Ausfüllwörter, nimmt auf den Rhythmus keine Rücksicht und enthält eine Menge Ausdrücke der bloßen Umgangssprache. Der erzählende Theil der Novellen bietet Beispiele dieses Stils dar, den die Chinesen mit dem Ausdruck „klar aber flach" bezeichnen. Die chinesische Umgangssprache wie sie von den Vornehmen gesprochen wird ist noch ungezierter als die vorhergehende, und bedient sich noch weniger als diese der Füllworte und des Rhythmus. Schauspiele und die Gespräche in Novellen sind gewöhnlich in einem Stil geschrieben welcher sich der Umgangssprache nähert, und nicht selten kommen ganze Sätze wie sie im mündlichen Gespräch gebraucht werden in solchen Werken vor; aber Meadows behauptet nie ein Buch gesehen zu haben welches fortwährend in dieser Umgangssprache geschrieben gewesen wäre. Der Verf. gibt den Europäern welche das Chinesische erlernen wollen den Rath: nicht zuerst den alten Stil zu studiren, sondern den vertrauten; nicht die „Vier Bücher" zu lesen, sondern mit einem guten Lehrer moderne Schauspiele und Novellen durchzunehmen und hauptsächlich auf die Umgangsausdrücke des Letztern aufmerksam zu sein. So werde der Schüler nach und nach im Stande sein zu dem Verständniß der andern Schreibweisen vorzurücken. Eine der größten Schwierigkeiten der gründlichen Erlernung der chinesischen Sprache findet der Verf. aber in dem Mangel eines guten Wörterbuchs; Morrison's Arbeit genügt ihm nicht, obwol er die Verdienste derselben anerkennt. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 261. —— 18. September 1847.

Schriften zu wohlthätigen Zwecken.
(Beschluß aus Nr. 260.)

Beiweitem der umfangreichste Beitrag in diesem Album ist der von Heinrich Wuttke über „Das deutsche Volkslied". Ein schönes Thema für ein Buch das um seines wohlthätigen Zwecks willen eine große Verbreitung zu hoffen hat! Wer hat nicht einmal mit innigem Behagen die Notizen gelesen welche Goethe bei der Lecture von „Des Knaben Wunderhorn" zu den einzelnen Liedern desselben dictirt hat? Von eigentlicher Kritik kann dabei natürlich schon deswegen nie die Rede sein, weil das Volkslied Nichts weiß von den Regeln der Kunst, und sich als das unmittelbare Product des Volkslebens darstellt. Aber eben deswegen kann eine Besprechung des deutschen Volksliedes selbst dem größern Publicum empfohlen werden, weil der Kritiker desselben — vorausgesetzt daß er nicht im engern Sinne philologisch-historische Zwecke verfolgt — keinen andern Zweck verfolgen kann als die Größe und Schönheit des Volkscharakters durch den naturkräftigen Wellenschlag dieser Lieder in ihrer ganzen Fülle auf sich einströmen zu lassen. Selten versagt es sich daher ein solcher Kritiker eine Blumenlese der hübschesten Charakterzüge, der losesten Streiche, des glücklichsten Leichtsinns, zugleich aber des höchsten Seelenadels im Volksleben zu veranstalten, wovon das Lied so reichlich Kunde gibt: auch Wuttke hat sich Das gelegentlich nicht versagt. Er ist der Ansicht, daß sich in diesen schlichten Liedern eine größere Hoheit der Gesinnung offenbare als in unserer eigentlichen Literatur. Läge es uns ob die Wahrheit dieser Behauptung zu erweisen, so würden wir z. B. an das Lied von dem „Jung-jung-Zimmergesell" erinnern, das in ebenso schlichter als hochherziger Weise mit wenigen Worten ein wahrhaft bedeutendes Ereigniß vorträgt. Daß die Gräfin sich dem Zimmergesellen hingibt, „als das Schloß nun fertig war", Das findet das Lied ganz in der Ordnung: ihn schildert es ja als so blutjung, und bei ihr redet es nur von dem „schneeweißen Leib", kurz, es liegt eine nicht gewöhnliche Sinnlichkeit über dem Ganzen. Aber was glaubt ihr wol, daß das Lied vom Grafen sagt? Wird es sich nicht freuen, daß die Beiden ihn zum Hahnrei machen? O nein! Ihm gebührt es Rache zu nehmen am Jung-jung-Zimmergesellen, und wie nimmt er sie! Er heißt ihn sich selbst den Galgen erbauen, aber, weil er neben der Gräfin geruht, „aus Gold und Marmelstein", und so wird er noch im Tode gleichsam dieser ebenbürtig. Wuttke beginnt mit einer kurzen Geschichte der bisher veranstalteten Sammlungen von Volksliedern.

Zu den von Soltau namhaft gemachten 80 Verfassern historischer Gedichte fügt er noch neun hinzu. Dabei wollen wir auch hier nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß sich in Soltau's Nachlasse ein „Zweites Hundert historischer Volkslieder" gefunden hat, was wir schon an einem andern Orte in Soltau's Nekrolog mitgetheilt haben. Auch die Zahl der bekannten Volksliederdichter wird bei dem Erscheinen dieses zweiten Bandes nicht unbedeutend vermehrt werden. Nach Wuttke wird indessen der Ruhm dieser bekannten Volksliederdichter etwas zweideutig, denn er sagt: „Wir machen wol kaum einen Fehlschluß wenn wir behaupten, daß alle Gedichte deren Verfasser besagtermaßen (nämlich indem die Dichternamen sich noch im letzten Verse finden) ihr Gedächtniß erhalten haben nur eine spärliche Verbreitung unter dem Volke fanden, und nicht lange und nicht allgemein genug gesungen wurden." Dem möchten wir aber doch nicht ganz beistimmen; denn die Art und Weise wie diese Dichter sich zu verewigen suchen ist so echt volksthümlich, daß sie der Popularität ihrer Lieder unmöglich Eintrag gethan haben kann. Sehe doch Hr. Wuttke diese Lieder noch einmal darauf an: ob es der Mehrzahl der in ihnen genannten Verfasser ursprünglich darum zu thun war, ihren Namen unsterblich zu machen, oder ob sie nicht weit öfter die Absicht haben mit gutem Humor — zuweilen sogar nicht ohne Selbstironie — der Welt zum Schlusse noch Dieses oder Jenes von sich selbst zum Besten zu geben, wobei ihnen denn das „so und so ist er genannt" (was sie von sich selbst gebrauchen) nur so ganz treuherzig nebenbei herausfährt. Da ist ein Dichter der niemals Geld im Seckel hat: warum sollte dieser Bruder Leichtsinn sich schämen zu sagen, daß er Peter Gilgenschein heißt? Armuth schändet ja Niemanden! Jenes historische Lied haben drei Reiter gemacht, welche bei der Affaire die sie erzählen zugegen gewesen sind: wird es nicht mehr interessiren, wenn sie sich darüber ausweisen, als wenn sie der Möglichkeit Raum lassen, daß man glaubt, es sei von einem Schneidergesellen gemacht, der die Sache nur von Hörensagen kennt? Gegen solche Möglichkeit wollen sie zum voraus protestiren; ihr Stolz ist nicht dies Lied gesungen zu haben, sondern zugegen gewesen zu sein bei Dem was sie erzählen. Dort das Reiterlied „Albrecht von Rosenburg": Wer ist der uns das Liedlein sang? fragt der Verf. und antwortet:

> Ein freier frischer Reiter ist er genannt,
> Er hat's gar wohl gesungen.
> Er hat bei Albrecht von Rosenburg gedient,
> Ist ihm ganz wohl gelungen.

„'S ist ihm ganz wohl gelungen", und doch nennt der Verf. hier seinen Namen gar nicht, sondern es ist ihm eben nur darum zu thun sein Verhältniß zu Albrecht von Rosenburg nachzuweisen. Und dort jener gefangene Wiedertäufer der sich Johann Schütz nennt: daß er so heißt ist Nebensache, aber daß er „sein Leben für den Tod gibt", Das soll Der nicht vergessen der sein tiefempfundenes, herrliches Lied nachsingt; denn er könnte es wol schwerlich ganz nachempfinden, wenn er Das nicht wüßte. Ueberall aber ist es die unmittelbare Betheiligung am Leben und an den Schicksalen des Volkes was diese Anhängsel nachweisen sollen, und daß der Dichter das Bedürfniß fühlt diesen Nachweis zu liefern — auch wenn er im Allgemeinen überflüssig wäre —, ist jedenfalls charakteristisch genug. Der Dichter des Volksliedes will vor allen Dingen gelebt haben, sein Name ist dabei Nebensache, gehört aber doch

auch wol *dazu*. So die Sache betrachtet, sehen wir nicht ein weswegen Wuttke diejenigen Lieder in denen sich der Name des Verf. erhalten hat für unpopulair hält: denn wir sehen in diesen Anhängseln Nichts dem Volkstone Widersprechendes, im Gegentheile wir halten sie — mit den eingewebten Namen — gerade für recht volksthümlich. Ob übrigens die in diesen Anhängseln befindlichen Namen immer wirklich die des Verf. sind? In einigen Liedern findet sich die ausdrückliche Bemerkung: „Und der dies Lied *zum ersten male* sang." Sehr oft aber mag sich Der welcher es überhaupt einmal sang ebenso wenig genirt haben einen solchen Schlußvers mit seinem Namen dazu zu dichten, als er Anstand nahm seinen Namen in die Rinde eines Baumes einzugraben, obgleich er wußte, daß der Wald nicht ihm gehörte.

Ueber den sonstigen Inhalt des Volksliedes sagt Wuttke: „Die Sommerlust, der Wettstreit des Winters mit dem Sommer wird zu seinem Gegenstand. Es erzählt uns, daß «wieder kommt der Maien, darauf sollen wir uns freuen», daß der kühle Thau die Hasel so schön grün macht. Das Wohlgefallen an den Vögeln, und auch an den Bäumen und Blumen gibt sich lebhaft kund. Der Kukuk «mit seinem Schrei'n macht fröhlich Jedermann». Frau Nachtigall, «die so wonniglich sang», und die kleinen Waldvögelein spielen in ihm eine große Rolle, und die Hochzeit der Vögel ist ein beliebter Stoff. «Gar lieblich anzuschauen die schönen Blümlein stehen», und wie es die eine Vergißmeinnicht, und die andere Jelängerjelieber nennt, so spricht es von dem edeln Kraut Wegewarten und Wohlgemuth, und setzt ihnen so manches gleich. «Ein Blümlein das heißt *Winden*» und «So komm *Geduld*, du edles Kraut, und hilf mir überwinden». — — Die Haide und der Tanz auf ihr beschäftigen die Sänger des Liedes sehr: «Was soll mir denn mein feines Lieb — heißt es in einem —, wenn es nicht tanzen kann?» Die Geliebte «oft sehen, thut den Augen wohl». Wer gefallen will, «der muß herzen viel». Geht der Sänger Abends ohne sein «Lieb» zu Bette, so trauert sein Herz, so trauert «all sein Gemüthe». Aber des Morgens grüßt er sie:

> Guten Morgen, guten Morgen! mein feines Lieb,
> Ich hab' dich von Grund meines Herzens lieb,
> Ich hab' dich von Grund meines Herzens auserkoren."

Die Zahl der aufbewahrten Balladen ist leider nur klein. Höchst bedeutend sind zum Theil die Lieder der einzelnen Stände. Großartig ist in der That das Lied der Landsknechte: „Gott Gnad dem großmächtigen Kaiser frumme Maximilian!" Welcher Takt in diesem Liede! Nicht minder vortrefflich als die von Wuttke angeführte Einleitung sind die folgenden Verse, welche schildern wie die Landsknechte „im Wamms und halben Hosen" müssen im Lande herumspringen, „bis er höret Krieg und Feindschaft der Herren", wie sie dann im Kriege zu Gericht sitzen:

> Ein grüne Haide ist ir Richterbuch,
> Darin schreibt man die Urtel
> Bis im rinnt 's Blut in die Schuch —

und wie dann nach der Schlacht anhebt „die Klag' der trewen Frauen", wenn sie sich nach ihren Männern umschauen:

> Welcher der ir ist blieben tod,
> Vor Schand darff sie nicht lachen,
> Bis sie ein andern hat.
> Darnach heffen sie einand das Requiem singen u. s. w.

Vortrefflich ist dann auch das Klagelied des „armen Reiterlein", das über die Haide reiten muß, wann die kleinen Waldvöglein singen, die Blümlein „aus der Erde springen", und alle Leute sich freuen. Im Siebenjährigen Kriege fiel die Ausbeute für das volksthümliche Soldatenlied allerdings nicht sehr reichlich aus. Wuttke verweist nur auf das Eine Lied: „Als die Preußen marschirten vor Prag, vor Prag, die schöne Stadt." Schön ist auch ein von Arndt aufgefundenes Lied von der Prager Schlacht: „Im Böhmerland bei Prag"; doch hielt es Soltau nur für corrumpirt, vielleicht aus dem von Wuttke angezogenen Liede selbst, welches wir leider nicht zur Hand haben. Ueber die Volkslieder aus den Franzosenkriegen urtheilt Wuttke zwar günstig, geht aber jedenfalls zu schnell über sie hinweg. Es liegt zuweilen eine gar seltene Kraft in diesen Liedern, z. B. in dem Siegesjauchzen nach der Leipziger Schlacht:

> Und als der helle Tag anbrach
> Und man das weite Schlachtfeld sah,
> Da waren alle Felder roth
> Vor lauter, lauter Franzosenblut!

Ernst Willkomm theilt ein Fragment mit „Ueber Sitten und Gebräuche in der Oberlausitz". Es ist dies eins von den Thematen welche wir so gern mit Bezug auf ganz Deutschland durch das Zusammenwirken verschiedener Schriftsteller in den verschiedenen Gegenden Deutschlands erschöpft sehen möchten. In der Einleitung tritt Willkomm der Meinung Derer entgegen welche glauben: die ganze Lausitz sei von Wenden bewohnt. „Dies ist ein arger Irrthum. Allerdings gibt es noch einen Rest alten sorbenwendischen Stammes mitten unter der seit Jahrhunderten nur deutschen Bevölkerung, dieser beträgt aber in der sächsischen Oberlausitz nur etwa den fünften Theil derselben. Auch leben die heutigen Wenden nicht über die ganze Lausitz zerstreut, sondern drängen sich auf einen bestimmten Raum zusammen der etwa ein Drittheil des bei Sachsen verbliebenen Landes einnimmt. Größer ist ihre Anzahl in der Niederlausitz. Hier durchdringen sie fast die ganze deutsche Bevölkerung, unter deren Masse sie jetzt als ein untergeordnetes Element verschwinden." Als charakteristisch wird an den Oberlausitzern der Hang zum Alten und das Mistrauen gegen alles Fremde geschildert. Nicht einmal die Eisenbahnen liebt er, sie sind ihm zu „flüchtig". Der Lausitzer ist daher in politischer Hinsicht conservativ, und in der Religion will er von „Aenderungen oder zeitgemäßer Fortbildung des Dogmas" Nichts wissen. Der Lausitzer ist als Katholik dem Papste treu ergeben, als Protestant strenger Lutheraner. Von Luther spricht der gemeine Mann stets mit hoher Verehrung, und versäumt nie ihm respectvoll den Doctortitel zu geben, ja er kann sogar sehr ärgerlich werden wenn ihn Jemand blos Luther nennt. Es wird denn auch an den kirchlichen Sitten eifrig festgehalten. Willkomm beschreibt in diesem Fragmente die Taufe. Die Taufe ist noch für das Seelenheil wesentlich, und wird in Nothfällen selbst von der Hebamme vollzogen. Am Tauftage versammeln sich die erwählten Pathen im Hause des „Kindelvaters", der sie wenn es Sommer ist auf der Flur in weißen Hemdärmeln begrüßt. Die Wöchnerin empfängt sie dagegen in vollem Staate. Die Pathen beschenken die Kinder mit den sogenannten Pathenbriefen, welche neben gedruckten Bibelversen auch mehr oder weniger ansehnliche Geldgeschenke enthalten. Nach der Taufe müssen die Pathen vor allen Dingen ihre Gläser rein austrinken: Dies dient nämlich zur spätern Gesundheit des Täuflings für das ganze Leben.

An Abhandlungen über das deutsche Volkslied und über heimatliche Sitten und Gebräuche läßt sich ein Aufsatz über „Heimweh und Auswanderung" von *Friedrich Gerstäcker* nur zu leicht anreihen. Mit Wehmuth blickt der Verf. auf die Zeit zurück wo noch wohlbeleibte Wirthe mit den dicken, gemüthlichen Gesichtern in der Thür ihrer Gasthäuser standen, und unter den an starken eisernen Stäben hin und her knarrenden Conterfeis von „rothen Drachen oder noch röthern Potentaten" die alte wohlbekannte Landkutsche halbe Stunden lang bedächtig auf der ausgefahrenen Straße herantrasseln sahen und im voraus berechneten, für wie viel Personen die hochlägerigen, schneeweiß überzogenen Betten hergerichtet, wie viel Paar Pantoffeln zum Wärmen an den Ofen gestellt werden müßten. Ach, damals hafteten die Menschen noch am Vaterlande! Aber jetzt! „Michel hat Schlafrock und Pantoffeln ausgezogen, und am Niger, Nil und Ganges, am Amazonenstrom

wie am Mississippi verlangt er von dem aufs äußerste erstaunten Echo ihm: «Ei du lieber Augustin», und «Schöner grüner Jungfernkranz» nachzusingen." Dieser Wunsch mag noch erfüllt werden: bedenklicher sieht es mit andern aus, die ebenfalls nur aus dem Heimweh entspringen. Aus dem Heimweh entstehen auch fast in allen amerikanischen Städten Gesellschaften zur Bildung eines einigen Deutschlands in Amerika. „Michel versucht ganz plötzlich in einem total fremden Lande Etwas an das er zu Hause, wo es doch eigentlich hingehörte, mit keiner Sylbe gedacht hatte, und ärgert sich dann, daß er so wenig Gemeinsinn, wie er es nennt, daß er so wenig Anklang unter seinen Landsleuten findet. — — Der Ausgewanderte will sich gewissermaßen glauben machen, er lebe noch in den alten, jetzt so schmerzlich vermißten Kreisen, und all das Fremde, Ungemüthliche was ihn umgebe sei nur die harte, bittere und keineswegs zum süßen Kern gehörige Schale, wie wir ja wol vor den hereinbrechenden Winterstürmen Blumen und Blüten mit in das wohnliche Zimmer flüchten, und diese hegen und pflegen, daß sie uns noch recht lange den lieben Sommer erhalten sollen. Eine Weile geht Das auch — die Keime sind noch frisch und kräftig, und wenngleich draußen der eisige Nord das gelbe verwelkte Laub von den Zweigen reißt, so trotzen die warm gehaltenen Pflanzen lange und glücklich dem starren Vernichter. Nach und nach aber welken sie auch" u. s. w.

H. H. Klemm hält eine Rede „An die Wilden der Insel San Felix im Stillen Ocean", und Aurelio Buddeus theilt nach dem Tagebuche eines Russen etwas über „Kaukasische Bäder" mit. Ebenso wenig als auf diese Arbeiten können wir noch näher eingehen auf die von Theodor Schletter, Robert Blum, Friedrich Moritz Gast und Karl Biedermann, welche sich mit den Nahrungsverhältnissen und mit der socialen Frage beschäftigen.

Um jedoch den Blick des Lesers nochmals auf das Erzgebirge zurückzulenken, und damit das vorliegende Buch ihm angelegentlich zu empfehlen, so heben wir aus August Diezmann's Aufsatze: „Barbara Uttmann und die Erfindung der Spitzen", noch Das hervor was dort über die Erfindung des Klöppelns mitgetheilt wird. Es ist in einer Brautkammer erfunden. Barbara von Elterlein (1514 in Annaberg geboren) war die Braut eines jungen Mannes aus der damals berühmten Familie Uttmann. Die Männer trugen zu jener Zeit, so erzählt Diezmann die hübsche Begebenheit, breite gestickte Hemdkragen, und Barbara wünschte ihren Christoph am Hochzeitfeste mit einem selbstgefertigten Spitzenkragen zu überraschen. Sie sann und grübelte deshalb noch eifriger als sonst über die neue Art der Spitzenbereitung, mit der sie sich schon lange beschäftigt hatte; sie versuchte wol Tausenderlei, steckte Nadeln fest, schlang um dieselben die Faden, und endlich brachte sie auf diese Weise glücklich ein Gewebe zu Stande dem sie wahrscheinlich mit der Nadel die letzte Vollendung gab. „So soll die erste deutsche geklöppelte Spitze entstanden sein, welche der Bräutigam der Erfinderin, Christoph Uttmann, an seinem Hochzeittage als Halskragen trug."

H. Pröhle.

Statistisches von England, Schottland und Irland.

Dem auch in d. Bl. gedachten englischen Werke von Porter: „The progress of the nation", schließt sich eine neue, vermehrte Ausgabe an von M'Culloch's „Descriptive and statistical account of the British empire" (London 1847), woraus Viel und Mancherlei gelernt werden kann. Hier einige Proben.

Der Abschnitt von der „Industrie des vereinten Königreichs" beginnt mit dem Ackerbau, „der ersten und wichtigsten aller nutzbringenden Künste". Die Gesammtzahl der Grundbesitzer in England wird auf 200,000 berechnet, mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen für Jeden von 200 Pf. St. Aber der Jahresertrag jeder einzelnen Besitzung steigt und fällt von 2 Pf. St. bis auf 100,000 Pf. St. und darüber. Das System kleiner Pachtgüter hat sich nicht blos für die Ausbildung des Landbaus, sondern auch in Bezug auf die Thätigkeit der Pachter nachtheilig erwiesen, während mäßig große Pachtungen in gegebenem Zeitraume Mehr erzeugen und auf den Charakter der Bevölkerung günstiger einwirken. Allerdings ist diese minder zahlreich; doch werden durch den Austausch der Producte gegen Kunst- und Industriegegenstände im Ganzen mehr Menschen beschäftigt und ernährt. Im Allgemeinen sind die Güter in England von mäßigem Umfange, in Irland größer, hier aber in so viel winzige Parzellen zersplittert, daß vier Fünftel der Bevölkerung lediglich von den Früchten derselben subsistiren. Daher die fast durchgängige Armuth und „der immerfort gähnende Schlund der Hungersnoth". Ueberfluß an Zeit macht den Landmann faul, Mangel an Capital hindert die Cultur, und Beides hat die Folge, daß der fruchtbarste Boden auf Erden höchstens ein Fünftel Dessen hervorbringt was er bei angemessener Bearbeitung hervorbringen könnte.

Die größere Hälfte des urbaren Bodens in England wird als Grasung benutzt, in Schottland und Irland untern Pflug getrieben. Die Zahl der Pferde in Großbritannien stellt sich auf anderthalb Millionen mit einem Werthe von 18 bis nahe 23 Millionen Pf. St., die Zahl des Hornviehs auf 5,620,000, wovon jährlich ein Viertel oder 1,405,000 im Lande verspeist werden. Das Gewicht des in London geschlachteten Horn- und Schafviehs hat sich seit 1710 mehr denn verdoppelt. Im Durchschnitt wiegt jetzt ein Ochs 800, ein Kalb 140, ein Schaf 80, ein Lamm 50 Pfund. In Irland belief sich 1841 die Zahl des Hornviehs auf 1,863,116. Das Meiste geht nach England.

Milch wird in London jährlich für 800,000, Butter für 1,120,000 Pf. St. verkauft. Letztere soll der Ertrag von 150,000 Kühen sein. Schafe gibt es in England und Wales 26,148,463, in Schottland 3,500,000, in Irland 2,106,189. Sie gewähren zusammen 540,000 Ballen Wolle.

Der Werth des dermaligen Holzbestandes in England wird zwischen 40 und 50 Millionen Pf. St. geschätzt, der jährliche Erlös auf anderthalb bis zwei Millionen. Die umzäunten königlichen Forsten, welche der Marine das Eichenholz liefern, bedecken zwischen 50—60,000 Morgen, der Morgen zu 4840 Quadratellen, die Elle zu 3 Fuß. In Schottland sind weit über eine Million Morgen mit Holz bestanden, in Irland nur ein Drittel dieser Ziffer.

Der Gesammtwerth des Agriculturertrags besteht für England und Wales in 141,606,857, für Schottland in 27,744,286, für Irland in 48,200,834 Pf. St., und der Gewinn der Pachter soll in England die Hälfte, in Schottland ein Drittel des Pachtschillings erreichen. Das gäbe 9½ Procent für das Anlagecapital, und in Betracht hierin der eigene Lohn begriffen ist, wäre Das nicht viel. Ueberraschend genug wird dabei nachgewiesen, daß niedriges Pachtgeld für alle Betheiligte ebenso übel ist wie hohes. „Ein gegen seine Pachter ungewöhnlich genereuser Herr", heißt es, „verwendete in den letzten 17 Jahren seines Lebens ungefähr 20,000 Pf. St. auf Verbesserung ihrer Fluren, ohne den Pacht um einen Heller zu erhöhen. Er starb, und sein Nachfolger der anders dachte stellte die Verbesserungen ein, und versuchte das System der Pachterhöhung. Es ist schmerzlich, denn es klingt wie ein Pasquill auf den Menschen, aber es ist wahr, daß in Folge dieses Pachtaufschlags, über welchen anfangs Zeter geschrien wurde, nach wenigen Jahren die Fluren und die Pachter in besserm Zustande waren als früher unter dem gütigen, nachsichtigen Herrn. Die Pachter hatten selbst thun müssen was früher ein Anderer für sie gethan." Im Allgemeinen gilt Erhöhung des Pachtzinses für einen Beweis fortgeschrittener Cultur, und Das ist in Schottland in folch unerhörter Weise der Fall, daß der Zinsbetrag des gesammten Landes seit 1770—1815 von einer Million auf

fünftehalb Millionen gestiegen. Obschon übrigens der Landbau in England und Schottland nur langsame Fortschritte gemacht und oft gehemmt worden ist, stellt sich doch im Ganzen ein befriedigendes Resultat insofern heraus, als beide Länder gegenwärtig für fünf Millionen Menschen mehr genügende Lebensmittel erzielen als 1820, und die Vermehrungsfähigkeit noch lange nicht erschöpft ist. „Es ist geradezu unmöglich", heißt es, „den Umfang zu bestimmen welchen unter vorwaltenden Umständen die Cultur erreichen kann."

Von den Schätzen aus der Tiefe der Erde steht für England die Kohle obenan. Gleich allen großen Wohlthätern des Menschengeschlechts hat auch sie ihre Verfolgung erfahren, ist in London wegen der nachtheiligen Einwirkung des Rauchs wiederholt auf das strengste verboten worden. Doch seit der Regierung Karl's I. hat sie den Sieg gewonnen, jetzt sich unentbehrlich gemacht. Das häusliche Consumo in Großbritannien veranschlagt sich auf 20 Millionen Tonnen, die Tonne zu 2240 Pfund Gewicht. Außerdem 13,200,000 für Fabriken, 1,200,000 für Locomotiven und Dampfschiffe, 4,000,000 für Irland und die Colonien, und es resultirt eine ungefähre Summe von über 38 Millionen Tonnen, die jährlich verbraucht wird und noch auf viele Jahrhunderte vorräthig sein soll. Im Durchschnitt verzinsen sich die Kohlenbergwerke mit 10 Procent und kostet dem Consumenten die Tonne 10 Schillinge.

Auch das Eisen hat seine Periode der Verfolgung gehabt und zwar wegen des beim Schmelzen verwendeten Holzes. Dennoch als Lord Dudley 1619 ein Patent nahm mittels Kohle zu schmelzen, fiel unsinniges Volk über ihn und seine Werke her, zerstörte letztere und hätte ihn fast erschlagen. Es dauerte bis 1740, ehe die neue Schmelzart durchdrang. Dann stiegen die in nurgenanntem Jahre gewonnenen 17,000 Tonnen bis 1840 auf 1,396,400 des Jahrs und betrugen im verwichenen 1,750,000 mit einem Werthe von 14 Millionen Pf. St.

Die Zinngruben liefern jährlich gegen 5000 Tonnen, die Tonne zu zwischen 65 und 80 Pf. St. Vor 1814 war Das die Hälfte des gewöhnlichen Preises. Seitdem ist die kleine Insel Banca im Indischen Archipelagus als Concurrent aufgetreten und hat die Engländer nicht allein vom chinesischen Markte vertrieben, sondern belästigt sie auch zu Hause. Wichtiger ist die Kupferproduction, obschon diese eigentlich erst im vorigen Jahrhundert begonnen hat. Sie ist von 700 Tonnen des Jahrs auf 14,000 gewachsen, werth 1,406,000 Pf. St. Uebrigens geht es in England wie anderwärts, daß das Bauen auf Zinn und Kupfer dem Lotteriespiele ähnelt, Hoffnungen täuscht, Arme reich, Reiche arm macht. An Blei fördern Großbritannien und Irland jährlich über 50,000 Tonnen zu Tage, und jede Tonne gibt ungefähr acht Unzen Silber. Das Salzerzeugniß aus Quellen und Stein kennt keine Grenzen. Indessen wird der inländische Verbrauch auf 200,000, der Export auf 337,000 Tonnen berechnet, im Durchschnittspreise von 15 Schillingen. Unter den übrigen Mineralien, als Braunstein, Spießglas, Baustein, Schiefer, Walkerde und Kalk, ist der Verbrauch des Kalks der bedeutendste, bietet jedoch keine Ziffer. Darf der Ziegelstein, obwol richtiger ein Fabrikat, hierzu gezählt werden, so mögen die anderthalb Billionen Erwähnung finden welche 1844 gebrannt worden sind.

Wie sehr die Eisenbahnen den Absatz von Seefischen vermehrt haben, läßt sich schon daraus abnehmen, daß das einzige Birmingham 1839 deren 400, voriges Jahr 4000 Tonnen bedurft hat. Wenn keiner Waare die Eile mehr noththut, macht sie auch bei keiner sich besser bezahlt. So verkauft der Fischer, der mit seinen Makrelen früh 5 Uhr auf dem londoner Billingsgate-Markte ist, das Hundert für 50 Schillinge, während er Nachmittags kaum 28 erhält. Der jährliche Ertrag sämmtlicher Fischereien schwankt zwischen vier und fünftehalb Millionen Pf. St.

Unter den Fabrikaten aus Landesproducten ist das aus Wolle das älteste. Zu Ende des 17. Jahrhunderts wurde der jährliche Werth auf 8 Millionen Pf. St. geschätzt. Jetzt ist er der dreifache. Der jährliche Werth aller in England fabricirten Baumwollenstoffe belief sich 1766 auf 600,000 Pf. St. Jetzt beträgt er 36 Millionen, wovon 10 Millionen auf den rohen Stoff, die andern 26 auf Lohn und Profit kommen. Die Fabrikation ernährt beträchtlich über eine Million Menschen. Zur Zeit der Union webte Schottland jährlich anderthalb Millionen Ellen Leinwand. Jetzt fertigt Dundee allein für anderthalb Millionen Pf. St., und der Gesammtbetrag in Großbritannien und Irland stellt sich auf 10 Millionen. Ebenso hoch wird die Seidenmanufactur gerechnet, nachdem der Zoll auf ausländische Seidenstoffe 1825 so gut wie ganz aufgehoben worden ist: eine Maßregel welche man damals den Todesstoß dieses Industriezweigs nannte, und welche ihm statt dessen neues Leben gegeben hat. Dasselbe scheint sich bei dem 1845 zollfrei gewordenen Glase zu wiederholen.

Ein Fehler des M'Culloch'schen Werkes ist die mangelhafte Besprechung des Büchermarktes. Der Verf. begnügt sich mit dem überdies unrichtigen Anführen, daß die Monats- und Vierteljahrsschriften jede zwischen 1500 und 2000 Exemplare absetzen. Für manche ist Das zu viel, für andere zu wenig.

23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Toqueville's Werk über Ludwig XV.

Die Bezeichnung „histoire philosophique", die jetzt wieder einigermaßen in Aufnahme zu kommen scheint, ist uns stets widerwärtig gewesen, weil sie von französischen Schriftstellern meist nur benutzt wird, um dem anmaßenden Aburtheilen über Personen und Zustände, dem unnützen Prunken mit allgemeinen, nichtssagenden Sätzen und unbegründeten, umhertaumelnden Einfällen den Schein einer gewissen Berechtigung zu geben. Dem in dieser Beziehung gebräuchlichen Beiworte philosophique entspricht das „raisonné" (z. B. catalogue raisonné u. s. w.), mit dem man früher einen so großen Misbrauch trieb. Der Verf. der neuesten Geschichte Ludwig's XV., Toqueville, würde sicherlich besser gethan haben, wenn er aus dem Titel seiner Schrift die Bezeichnung „philosophisch" („Histoire philosophique du règne de Louis XV") weggelassen hätte. Eine philosophische oder philosophirende Geschichte ist überhaupt ein Unding. Der Geschichtschreiber soll zwar natürlich eine tüchtige philosophische Durchbildung zu seiner Darstellung mitbringen; aber wenn er philosophirt, so ist er kein Historiker mehr. Uebrigens ist Toqueville, der sich durch sein publicistisches Werk über Nordamerika und durch seine Betheiligung an politischen Discussionen bekannt gemacht hat, in seinem neuesten Werke Nichts weniger als Philosoph. Er gibt uns eine klare, lichtvoll geordnete Erzählung der Thatsachen, ohne daß die eingestreuten Bemerkungen und Raisonnements seinem Werke irgendwie philosophische Bedeutung zu geben vermöchten.

Parlamentarische Zustände.

Das für die Kenntniß des französischen parlamentarischen Lebens beziehungsreiche Werkchen „Voyage autour de la Chambre des députés de France", welches unter der Bezeichnung „par un Slave" erschien und von uns bereits in d. Bl. erwähnt ist, wird jetzt in einer neuen, vermehrten Ausgabe geboten. Diese „Nouvelle édition refondue et considérablement augmentée" erweist sich aber bei genauerer Besichtigung als eine bloße Buchhändlerspeculation, indem nur der Titel, die Einleitung und der elfte Bogen neu gedruckt sind, und am Schlusse auf einigen Blättern Zusätze und ein Register hinzugefügt wurde. Uebrigens nennt sich diesmal der als Mitarbeiter am „Journal des débats" bekannte Pole Tanski als Verfasser der Schrift. Wir hatten denselben in unserer frühern Notiz bereits als solchen bezeichnet.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 262. —— 19. September 1847.

Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe, von E. M. Arndt. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Die Briefe Arndt's und seiner Freunde welche in den beiden vorliegenden Theilen mitgetheilt werden sind theils beschlagene, von der Untersuchungscommission „vielfach bestrichene und angeröthelte", theils solche die mit unter den Händen der Policei gewesen und sogleich still zurückgegeben worden, oder von einem spätern Datum als dem Sommer 1829; alle aber rühren von solchen Personen her deren Namen in den Policeisäcken mit ausgeschüttelt worden sind. In Bezug auf die Achtung und Liebe welche Arndt in denselben von den Absendern empfangen hat sagt er (II, 237):

> Warum soll ein ehrlicher Mann sich nicht einmal auch laut sehr loben lassen, nachdem er laut so sehr geschändet worden ist? Warum soll ein auf dem äußersten Rande des Lebens stehender Greis das Glück, daß er von vielen tapfern und guten Menschen geliebt und geehrt worden ist, endlich nicht laut und vor aller Welt bekennen?

Die Briefe Arndt's und Reimer's sind die Ergüsse der treuesten Freundschaft und unbesorgtesten Herzlichkeit über Familien- und politische Angelegenheiten, und ergänzen die Schilderung welche Arndt in den Schriften „Für und an seine lieben Deutschen" (III, 332—344) von dem „vaterländischen Demagogen" Reimer gegeben hat. Wir wollen einige Stellen hersetzen, eine aus Greifswald vom 11. Juni 1811:

> Gott gebe, daß wir Zertrampelte geduldiger als die dienstbaren Trampelthiere uns Dergleichen (die Erhebung Spaniens) merken! denn sonst hilft uns Alles Nichts. Man sieht doch was Menschenkraft vermag gegen und über alle soldatische. Wir sind blos so elendig geworden durch unsere elenden willenlosen Soldatenschlachten. O die lebendige Flamme einer Insurrection für uns und Leute die sie zu pflegen wüßten! Dies ist das Einzige was uns retten kann.

Von Arndt's Schriften, seinem „revolutionnairen" „Soldatenkatechismus", Volksliedern und andern Flugschriften wider die Franzosen, welchen die Censur zu Berlin im Sommer 1814 die Druckerlaubniß verweigert (II, 25), ist viel die Rede, und der buchhändlerische Vertrieb wird mit Reimer beredet. Immer aber kehrt die Unterhaltung zu den politischen Begebenheiten der J. 1815—19 zurück. „O, wären die Feldherren erste Minister", schreibt Arndt am 17. Jun. 1815, „und hätten die deutschen Mächte Einen Willen — dann"; oder am Schlusse des Jahrs (25. Dec.), als „schon die Obscuranten mit recht schlechtem Geräth ins Feld zu ziehen begannen":

> Es wäre ein Jammer, wenn es den Lichtscheuen und Rechtscheuen gelänge dem geraden und muthigen Sinne des Königs bange zu machen, und dadurch zu hemmen was ganz Europa, besonders aber das deutsche Vaterland, von Preußen zu sehen erwartet. Ich denke, Das ist nicht möglich, denn der König muß es ja jeder Geberde seines Volkes anfühlen, daß da Nichts ist als Liebe und Treue, und als ein gerechtes Verlangen nach einer gerechten Ordnung in Verfassungen, ohne welche wir ja überhaupt Alle untergehen müssen.

In diesem Sinne sind auch andere Stellen geschrieben, wie: „Das Vaterland kann wol kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden" (II, 33); aber kein Billiger wird sie anders als in der Aufregung der damaligen Zeit und im höchsten Freundesvertrauen geschrieben ansehen, wo denn eine schlimme Deutung eigentlich gar nicht zulässig sein konnte. Arndt sagt selbst bei Gelegenheit eines sehr strengen Urtheils (II, 57) über Steffens aus dem Januar 1819, daß solche Worte die Gefühle des Augenblicks aussprächen, wie sie in Freundesbusen niedergelegt wären. Steffens sei bis an seinen Tod sein und der Seinigen freundlicher Freund gewesen, die Zeit habe die Aufwallungen gesenkt, und man sei dann zur richtigen Schätzung zurückgekehrt. Aber unwandelbar ist das Urtheil über Scharnhorst geblieben:

> Einen solchen Mann mag ich leiden, treu, gerade und wahr wie ein Bauersmann, und lustig und fröhlich wie ein Anderer. Ich sage dir, ich habe lange nichts so Liebes und Tüchtiges gesehen als diesen alten Soldaten.

So schreibt Arndt aus Breslau vom 8. Juni 1812, und wie mußte es ihm zu Muthe sein, als man ihn später befragte, ob er damit umgegangen sei Scharnhorst's Geburtstag jährlich durch eine Erinnerungsfeier zu begehen, ob sich ein Verein dazu gebildet habe, ob er 1813 ein Gedicht auf Scharnhorst's Tod gemacht, in welchem die Worte vorkommen: „Wenn sich Männer

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 234 u. 235 d. Bl. D. Red.

nächtlich still verbinden", und ob er um das Denkmal wisse welches der Maler Friedrich dem General zu errichten unternommen habe (I, 131, 141; II, 175). Wahrlich, ein solches Eindringen in die innersten Regungen eines treuen Freundesherzens und ein solches Betasten der zartesten Empfindungen und Erinnerungen gehört zu dem Schlimmsten was ein Mensch ertragen muß. Der treffliche Brief der Gräfin Julie Dohna, der Tochter Scharnhorst's, über den Tod ihres Vaters (II, 188) und die sonst in dieser Sammlung vorkommenden Briefe der achtbaren Frau zeugen von der seltenen Innigkeit des Verhältnisses Arndt's zu den Kindern seines Freundes, dem er auch in den „Erinnerungen aus dem äußern Leben" S. 123 fg. ein so würdiges Denkmal errichtet hat. Ueber F. v. Schlegel und die Begünstigung gewisser Hyperkatholiken am Rheine finden sich (II, 53) bittere Urtheile, A. W. v. Schlegel heißt (II, 57) ein „verwelkter, ausgelaugter" Mensch; man begreift auch wohl, daß er und Arndt niemals zu einem freundschaftlichen Verhältnisse kommen konnten, ebenso wenig als Niebuhr und Schlegel.

Auf Reimer lassen wir gleich Schleiermacher, den Freund und Schwager Arndt's, folgen. Seine Briefe (II, 115—127, 315—334) sind in öffentlichen Urtheilen für einen der bedeutendsten Bestandtheile der Sammlung erklärt worden, und wir unterschreiben dies Urtheil, insofern wir in ihnen eine bei Schleiermacher nicht so allgemein gekannte Wärme und Innigkeit für häusliches Glück finden; sonst fahren sie mit der bekannten Schleiermacher'schen Feinheit, Schärfe und Bitterkeit über alle Ereignisse welche zu Berlin in den J. 1818—20 besprochen wurden hin und her. So über die Untersuchung wider Jahn, den Proceß des mit Arndt befreundeten Hrn. v. Mühlenfels, den bekannten Brief de Wette's und die sich aus demselben für Schleiermacher ergebenden Verwickelungen mit dem Minister Altenstein, „einem gar wunderlichen Menschen, von sehr gutem Willen im gewöhnlichen Sinne des Worts und in völliger Abhängigkeit von Koreff", über die liturgischen Angelegenheiten und die Unterdrückung des Turnwesens. Diese ging Schleiermacher sehr nahe, und da nun der König gemeint hatte, das Turnwesen sei höchstens zu dulden, von Turnfesten und Turnfahrten dürfe aber nicht mehr die Rede sein, und der Staat könne auch gar Nichts dafür thun, so dachte Schleiermacher daran mit Eiselen — denn Jahn sei weniger sein Mann — eine Privatverbindung mehrer Familien zusammenzubringen. Dabei war es ihm besonders betrübt zu sehen, mit welcher Leichtigkeit die Knaben den Verlust des Turnplatzes ertrugen. Wir haben diese Erfahrung auch öfters gemacht und finden ihre alleinige Ursache in dem strengen Systematisiren der Jahn'schen Turnkunst, durch welche der Jugend Etwas zur Pflicht — jetzt zu einem Theile ihrer Gymnasialpflichten — gemacht worden ist was sie früher ungezwungen mit wahrer Lust und Behagen treiben durfte. Ueber ständische Angelegenheiten finden wir zwei merkwürdige Stellen aus dem März 1820. In der einen berichtet Schleiermacher die Aeußerung Beyme's, die ihm wie ein Wunder Gottes erschienen sei: es werde keine Generation vergehen, so würden alle europäischen Regierungen Parlamente an ihrer Seite haben; in der andern erklärt er sich gegen Provinzialstände, die lange vor einer allgemeinen Repräsentativverfassung hergehen, sie seien für einen Staat von der Zusammensetzung des preußischen etwas sehr Bedenkliches.

Denn je selbständiger die einzelnen Provinzen sich fühlen, ohne auf eine starke Weise an den Mittelpunkt gebunden zu sein, um desto leichter und leichtsinniger werden sie bei der ersten Krisis an eine andere Herrschaft übergehen. Nur wenn Provinzialstände mit einer allgemeinen Repräsentation innig verbunden sind, erreichen sie den Zweck, die Eigenthümlichkeit und das unmittelbare Lebensgefühl in den Provinzen zu erhalten, ohne daß der Verband mit dem Ganzen dadurch leide.

Am wenigsten hat uns die Art behagt in welcher sich Schleiermacher über den König Friedrich Wilhelm III. geäußert hat. Ausdrücke wie „der Mann und der Herr" zeigen wie sehr Schleiermacher sein Ironisiren, aus dem immer die Nichtachtung des Andern hervorblickt, selbst in vertrauten Briefen zur andern Natur geworden war. Des Königs Persönlichkeit wird nach seiner Ansicht stets ein ungeheueres Hinderniß sein um die öffentlichen Angelegenheiten vorwärts zu bringen, ja er geht so weit an Arndt zu schreiben, daß, wenn in Berlin je eine landständische Versammlung stattfinden würde, der König sich während der Sitzungen an einen seiner Lieblingsörter, Paris oder Petersburg, begeben würde. Wie bitter und wie ungerecht! Der so schwer gekränkte Arndt hat sich nie, auch vor seiner Amtserhebung, solche Urtheile erlaubt. Uebrigens zeigt sich in Schleiermacher's Briefen überall großes Misbehagen mit den damaligen staatlichen und Universitätsverhältnissen, und sein starker Ausfall im Briefe vom 28. Juni 1819: „Unser ganzes Verwaltungswesen wird überhaupt immer miserabeler, und es will die höchste Zeit werden, daß Etwas dazwischen fährt", ist nicht der einzige von dieser Art.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland. Von Franz Dingelstedt. Leipzig, Weber. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ohne gerade zu Denen zu gehören welche von jeder flüchtigen Erscheinung unserer flüchtigen Zeit das alte strenge „Nonum prematur in annum" verlangen, müssen wir doch bekennen, daß uns die Art wie dies Buch zusammengebracht wurde etwas allzu oberflächlich und leichtfertig erscheint. Alles schickt sich nicht für Alle, und wenn ein Mann von literarischem Namen wie der Verf. ist ein Buch edirt, so darf uns die Erwartung entgegentreten, daß es wenigstens nicht ohne allen dauernden Inhalt sei, und nicht ganz jener frivolen Belletristik angehöre die nur schreibt um geschrieben zu haben. Wir lassen uns schon gefallen, daß Jemand mehr nach Geist als nach Wahrheit strebe; allein auf Kosten der Wahrheit nach Geist zu haschen erscheint uns mehr oder minder unzulässig, und um so rügenswerther, je mehr der Autor durch den Klang der seinem Namen beiwohnt die Erwartung im lesenden Publicum erregte, daß man sein Buch nicht ganz umsonst gekauft haben werde. Wir wollen nun nicht behaupten, daß sich ein oder der andere

Leser dem der Gegenstand neu wäre nicht an einzelnen Bestandtheilen dieser „Erinnerungen" erfreuen könnte; allein dem prüfenden Auge wird doch bald klar werden, daß in diesen flüchtigen Skizzen Ernst, Bemühung und Streben dem frivolen Ringen nach geistreicher Nichtigkeit den Platz geräumt und ein Buch hergestellt haben das höchstens in einer gewissen stilistischen Virtuosität seinen Werth und sein Verdienst finden kann. Ueber dies Ziel aber, dünkt uns, sollte der Verf. hinaus sein, und wenngleich die Frage entstehen kann, ob Dingelstedt überhaupt die Erwartungen erfüllt habe die er eine Zeit lang zu erregen wußte, so scheint es doch die Achtung vor der Vergangenheit und seiner eigenen hervorragenden Persönlichkeit zu erfodern, daß er erlangte günstige Vorurtheile durch fast nichtige und inhaltlose Erscheinungen nicht selbst zerstöre. Wir werden das vorliegende Buch rasch überblicken, und der Leser mag dann selbst beurtheilen, wie viel Ertrag ihm daraus übrig bleibt.

Die Charakteristik des Holländers beschäftigt den Verf. vom Anfang bis zum Ende seiner „Erinnerungen". Wir übergehen die Reiseschilderung von Mainz bis Scheveningen, weil sie selbst in vernachlässigter Stilweise doch nichts Anderes als die allerunbedeutendsten Bemerkungen darbringt. Erst auf dem dritten oder vierten Bogen begegnen wir etwas ernstern Versuchen Eindrücke zu schildern, und von Land und Leuten Bilder zu entwerfen die ein geistiges Gepräge an sich tragen. Der Verf. blickt voll Bewunderung auf die Geschichte dieses kleinen Volksstamms der, zwei Millionen kaum, Herr der Meere, Gebieter im Welthandel und Sieger über alle Großmächte, kirchliche wie weltliche, zu werden vermochte. „Wo wäre ein Beispiel", sagt er, „in der Geschichte, daß ein Volk, so gering an Zahl, so hoch und so fest gestanden, so tief eingewirkt, so weit um sich gegriffen hätte?" In dieser Frage zeigt sich der Verf. nicht als kritischer Historiker. War der Anfang des römischen Weltreichs denn nicht noch geringer? Was war England vor fünf Jahrhunderten? Wie griff Karthago um sich? Wie hoch und fest standen die Griechen? Man sieht, geschichtliche Fragen sind mit geistreichen Phrasen nicht zu erledigen. Der Verf. fährt fort, daß er lächeln müsse, wenn von dem „Phlegma" der Holländer die Rede sei. Er hält sie für ein thatkräftiges, rühriges Volk, und mit Recht; nichtsdestominder ist das Phlegma des Holländers keine Fabel etwa, sondern eine Thatsache. Oder wird der geistreiche Widerspruch des Verf. etwa damit belegt, daß die Knechte und Taglöhner in Holland Deutsche sind, und ihre Gaukler und Lustigmacher Franzosen? Wir wüßten nicht, daß Dies seinen Satz bewiese. Später gibt er die eben bestrittene Behauptung selbst zu, indem er dem Holländer angeborene Kraft der Trägheit zuschreibt, und dahin gelangt, daß Gold und Gott, Arithmetik und Religion, die Dordrechter Synode und der Curszettel ausschließlich für ihn bewegende Kräfte seien. Warum also über die Sage vom holländischen Phlegma lächeln, wenn Dem so ist? Zähigkeit, Entschiedenheit und Ruhe sind die charakteristischen Nationaleigenschaften des Holländers, Das weiß Jedermann und der Verf. weiß es nicht besser. Erst die neueste Zeit, welche jede Individualität in Gattungsbegriffe auflöst, schießt Bresche in seine altväterlichen Gewohnheiten und, wie setzen hinzu, „besonders seitdem die holländische Politik sich entschieden den französischen Elementen zuneigt". Der Kaffeetopf, die Thonpfeife, die Bibel, die Taruswände, die unbetretbaren Landsitze, die Prädestinationslehre, die Spucknäpfchen, die Blechhauben, die langweilige Liturgie verschwinden mehr und mehr. Der ehrbare, langsame Schritt macht raschern Bewegungen Platz, das Feuerbecken glimmt nicht mehr, der „Fliegende Holländer" erscheint nicht mehr, und worin hat dies Alles seinen Grund? Man vernehme den Verf. „In dem verruchten Kraut dem Taback! diesem erstaunlichen Mispelstab; denn, war nicht der Orient groß bis er rauchte, Spanien mächtig bis es rauchte, und Holland groß und gewaltig bis es rauchte?" Lieber Michel, stecke dir eine neue Pfeife an! Diese Art von Geistreichthum ist doch gar zu arm, er hebt sich selbst bis zur Nichteristenz auf, denn er strotzt von Widersprüchen. Dasselbe ist von dem Vergleich zwischen Holland und der Schweiz zu sagen, in denen auch nicht leicht Einer außer dem Verf. Brudervölker erkennen wird; denn die republikanischen Neigungen des Holländers haben eine ganz andere Grundlage als der Autor ihnen anweist.

Im folgenden Abschnitt zeigt sich uns der Verf. von einer neuen Seite. Der ehemalige „Nachtwächter der Freiheit" ist nun aristokratisch-eitel geworden. Tempora mutantur .... er bringt Grüße vom Großpapa an den künftigen König von Holland; — wir bitten den Leser Dies wie der Verf. wünscht wohl zu merken. Darauf folgt die Wechselbeziehung des Hauses Oranien zum holländischen Volke, „eine Beziehung die", sagt er, „von Anfang bis auf die heutige Stunde in allen möglichen Abstufungen der Neigung und des Hasses schwankt". Schon der Schweigsame hatte Republikaner gegen sich, und noch zählte die Republik eine starke Nuance von Orange unter ihren verwischten Farben. Dies wird in einem langen Excurs über die Geschichte Hollands durchgeführt, der mit Wilhelm's Tod von Mörderhand endet. Diese That und das kleine noch stehende Haus wo sie sich begab, der Mörder Gérard und sein kurzer Proceß gewähren eine anziehende Episode. In eben diesem Delft wurde in des Autors Beisein der Uhrmacher Naundorf (Ludwig's XVI. Dauphin und Herzog von der Normandie) begraben. Er hat es gesehen! Das folgende Capitel malt den an Jan v. Oldenbarneveldt verübten Justizmord im Buitenhofe zu Haag. Auch dieser Reisetag durch die Geschichte Hollands ist gut geschildert und gewährt eine unterhaltende Lecture; der Advocat von Holland war ein Charakter um welchen die Republik Rom ihre batavische Schwester beneiden darf: wie Wilhelm der Schweigsame den S t a a t gegründet, so Jener den F r e i s t a a t. Der Verf. führt uns hinter die Coulissen vor denen diese Geschichte spielt, und zeigt uns den unwürdig ins Garn gelockten greisen Helden und den fluchwürdigen Antheil den der Staatschef an diesem blutigem Handel nahm. Er theilt uns das letzte Handbillet des Helden an seine liebe Hausfrau, Kinder, Töchtermänner und Kindskinder mit, worin die Ahnung seines Schicksals zwischen den Zeilen zu lesen ist. Es lautet im Auszug: „Mir zweifelt nicht, daß ihr wegen der mir zugestoßenen Gefährniß sehr bekümmert seid. Aber ich bitt' euch, ihr wollet euern Trost bei Gott suchen, und euch untereinander trösten. Ich weiß vor Gott dem Herrn keine Ursach, warum man mich billigerweise in Haft nehmen sollen, und will mit Geduld von Gottes Hand und meiner Obrigkeit eines guten Ausgangs gewärtig sein... Ich bin bis dahin gut tractirt und wohl unterhalten worden, wofür ich Sr. prinzlichen Excellenz Dank sagen thue. Aus meiner Arrestkammer den letzten August 1618." Am 13. Mai 1619 bestieg der Held das Schaffot; seine letzten Worte waren: „Herr Gott, was ist doch der Mensch!" und: „Ich sterbe als guter Patriot!" Der Sturz seiner Söhne und Freunde füllt wie ein fertiges Trauerspiel den folgenden Abschnitt. Der Verf. hat Recht, es ist ein Trauerspiel wie Hugo Grotius' Geschichte ein fertiges Vaudeville ist. Die Verschworenen werden in Ryswijk verhaftet, die Matrone, Barneveldt's Witwe, thut einen Fußfall für den Sohn. „Warum", fragt der Prinz, „bittet Ihr für den Sohn, und wart stumm für den Mann?" „Prinz", erwidert die alte Römerin, „weil Dieser unschuldig war, Jener schuldig ist." Der Lynch-Mord an den Brüdern de Witt füllt die vierte Wanderung durch die holländische Geschichte; die Episode der Napoleoniden die fünfte. König Louis hat im Lande reiche Erinnerungen zurückgelassen, er hat in vier Jahren seiner Herrschaft unglaublich viel zum Wohl des Landes gethan; allein er verstand sich nicht auf „Geschäfte", und so blieben König und Volk sich fremd. Was lag dem letztern an der „Akademie", wenn der Handel schlief? Sein Reich ist wie Leyden in die Luft geflogen!

Nach dieser langen Ausflucht in die Vergangenheit kehrt der Verf. endlich zur Gegenwart zurück, schildert uns verschiedene Zustände Niederlands, das „kitzliche" Verhältniß zu Deutsch-

land, die Hülfsquellen des kleinen gedrückten, von Abgaben erschöpften Landes, von dem man oft glauben müßte, daß die Maschine nicht länger gehen könne — e pur si muove —, seine Erfahrungen, seine Traditionen, seinen zur Zeit der Noth bewährten Patriotismus. Die Stellung der Parteien, unter denen die vormals als republikanisch bezeichnete zur Zeit ganz verschwunden ist, macht den Beschluß dieses Abschnitts, und löst allerdings manches Räthsel. Eine Aristokratie im deutschen Wortsinne gibt es in Holland nicht, wenngleich ein großer Grundbesitz immer noch Ansehen verleihen mag: die Bureaukratie ist nur in ihren Anfängen bekannt, und weder sie noch die Kaserne stehen an der Spitze der Staatsmacht, obwol es auch hier zu viel Militair gibt. Im Ganzen genommen stockt das politische Leben auch hier, seitdem der Kampf mit dem verachteten belgischen Nachbar geendet ist; das kirchliche Leben kehrt auch hier scharfe Gegensätze heraus, der Katholicismus hat sich streng abgeschieden, die religiöse Erziehung geht genauer wie bei uns zu Werke, und der Protestantismus neigt sich ohne das Wort viel zu nennen dem Mysticismus zu. Ueberspannte Orthodoxie gewinnt viel Feld, und treffliche Köpfe, wie Bilderdijk, enden in theosophischen Speculationen. Dieser 13. Abschnitt ist der inhaltreichste und lesenswertheste des ganzen Buchs. Der folgende schildert in leichten Skizzen das Badeleben von Scheveningen, den jetzigen König, der in Holland populair ist, den vorigen König, einen Geschäftsmann von großer Fähigkeit, zugänglich, unglaublich arbeitsam. Im nächsten Capitel treffen wir anziehende Persönlichkeiten an. Die Erscheinung eines bekannten Philanthropen gibt zu einer Episode über „die wohlfeile Begeisterung für das Elend und die Kranken- und Strafhausschwärmereien" guten Anlaß, und läßt den Verf. gegen die Tendenzpoesie des Bettel- und Vagabundenthums kräftige Worte sagen. Poesie und Poeten nebst Schilderung einiger niederländischer Naturdichter und ein Gang durch die schönen Wissenschaften Hollands schließen diesen Abschnitt gut ab. Wir übergehen die zwei Capitel der „Anabasis" (Rückkehr nach Baden), um von den lyrischen Zugaben des Verf. noch Einiges zu sagen.

Unser Freund stand einstmals im Geruch freiheitsschwindliger Demagogie. Nachdem er diese Krankheit in Paris beseitigt hatte und königl. würtembergischer Hofrath geworden war, konnte er freilich nicht mehr in das „politische Nachtwächterhorn" stoßen. Allein Art läßt nicht von Art; die alten Neigungen kehren unserm Verf. wenn auch in abgeschwächter Form wieder, und er widmet ihnen eine Reihe zierlicher Canzonen, in welchen die vaterländischen Zustände mehr oder minder grell dargestellt und verspottet werden. Die Neugriechen haben ein gutes Sprüchwort, das lautet: Schwiegermama, dir sag' ich's, damit die junge Frau es höre! Wir sagen in demselben Sinne: Den Sack schlägt man u. s. w. Der Verf. hat sich als Nachtwächter verklärt, aber er ist Nachtwächter geblieben. Besonders ruft er Feuerlärm gegen den Hahn der auf den Kirchthürmen kräht, und gegen die Windmühle der Staatskunst, z. B.:

> Ich weiß die Zeit, so hub er trotzig an —
> Der Hahn —, da ich die halbe Welt regierte,
> Da mein Geschrei manch heiße Schlacht gewann,
> Mein Kamm fast mehr als Helm und Krone zierte.
> Bin ich es doch der den Vernichtungskrieg
> Begonnen mit dem Nachtgeschlecht der Käuze,
> Mein war der Sieg.
> Sie fielen überwunden von dem Kreuze,
> Das triumphirend ich für sie bestieg.
> Sie krächzten Nacht — wir krähen Zwielichts Grauen,
> Doch geben wir's für vollen Tag zu schauen.

Ferner:

> Windmüllerei ist die durchlaucht'ge Kunst,
> Die einst berühmte, welche Staaten künstelt,
> Die jeden Luftzug, jeder Wolke Dunst
> Mit ihrem eig'nen blauen Dunst verdünstelt,
> Die glaubt zu drehen und doch wird gedreht
> Mit der Bewegung lächerlicher Miene,
> Die stille steht
> Als hölzerne, papierene Maschine,
> Sobald kein frischer Hauch von außen weht.
> Gottlob, auch ihre Zeit ist längst am Ende,
> Wie sie sich auch nach allen Winden wende.

Man kann kaum zierlicher schmollen und kaum stolzer rufen:

> Vom Meer und seinen großen Geistern trunken,
> Ruf' ich es in den Sturm hinaus mit Lust,
> Gewitter, wilde Nacht — dort ist mein Hafen,
> Der Leuchtthurm brennt! — Ich kann in Frieden schlafen!

Wir wünschen dem Verf. gute Ruh; allein wir glauben doch, er täuscht sich darin wenn er meint, daß während Alles stürzt die „Hofbibliothekare" allein das Privilegium haben in Frieden schlafen zu können.

Die leichten Bemerkungen des Verf. über Badeleben, Reisegesellschaft in Scheveningen haben wir natürlich übergangen, allein den Hauptinhalt des Buchs haben wir getreulich angedeutet, und der Leser mag sich nun selbst sagen, ob ein solches Buch den Erwartungen entspricht die von Dingelstedt's literarischer Thätigkeit zu hegen waren. Ein rechter Kern der Gesinnung und ein rechter Kern der Wissenschaft kann doch in Arbeiten dieser Art mit Recht vermißt werden, und das halb spielende, halb ernste Element das an ihre Stelle tritt, das halb liberale, halb aristokratische Gesinnung des Verf. zur Schau trägt, ist doch eigentlich jedem poetischen wie jedem positiven Streben feindlich, und verträgt sich weder mit Manneswürde noch mit Dichterruf. Von einem Manne aber in Dingelstedt's Lage verlangen wir Hingebung entweder an Poesie oder an Wissenschaft, jedenfalls aber eine ganze und feste Gesinnung, die nicht das Eine will und zugleich mit seinem Gegentheil liebäugelt. **19.**

Literarische Notiz.

Doctor Faust in England.

Im englischen „Athenaeum" ward jüngst das von Karl Simrock wieder herausgegebene altdeutsche Puppenspiel „Doctor Johanne Faust", von dem in London eine englische Bearbeitung erschienen ist, besprochen. Kurz darauf erschien in demselben Blatte eine Anfrage, ob nicht bereits eine ältere englische Uebersetzung dieses Spiels vorhanden sei, da im Norden Englands vor 25—30 Jahren auf den kleinen herumziehenden Puppentheatern ein Stück unter dem Titel „The Devil and Doctor Fauster" gespielt worden sei. Auch bediene man sich dort noch unter den untern Classen des Sprüchworts „There will be the Devil and Doctor Fauster to pay". Auf diese Anfrage bemerkt das „Athenaeum": es könne kein Zweifel darüber herrschen, daß diese im Volke verbreiteten Anspielungen sich auf die Geschichte des Dr. Faust bezögen, welche Mär sehr früh aus deutschen Volksbüchern ins Französische und Englische übertragen worden sei. Ob das ältere Puppenspiel unmittelbar dem Deutschen entlehnt worden oder einer frühern englischen Bearbeitung, lasse sich schwer entscheiden. Es sei jedoch zu bemerken, daß die Stadt Nürnberg seit der Zeit wo die Fabel entstanden bis in die Mitte vorigen Jahrhunderts England und Holland mit Puppen und Spielwerk versorgt habe, sodaß die Möglichkeit nahe liege, daß auf diese Weise die Kunde von dem Original direct von dort nach England gelangt sei. **12.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 263. —— 20. September 1847.

Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe, von E. M. Arndt. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Bedeutender als die Schleiermacher'schen Briefe sind die Gneisenau's, beschlagene und unbeschlagene, weshalb man sie auch an mehren Orten (II, 154—160, 241—250) zusammensuchen muß. Zwei derselben aus den ersten Monaten des J. 1813 beziehen sich auf die Angelegenheiten der Russisch-deutschen Legion, zwei sind 1814 nach der Beendigung des Feldzugs geschrieben, und zeigen wie auch die übrigen in jedem Worte den heerführerisch-durchdringenden Verstand und den geistigen Heldenmuth Gneisenau's. In dem einen lesen wir (II, 154):

> Die große Sache wäre also so ziemlich gut durchgefochten, freilich nicht ohne Hülfe eines allgewaltigen Schicksals, das selbst unsere Fehler und Unfälle zum Verderben des Feindes kehrte. Sowie das Schwert ruhte und die Diplomatie waltete, traten der Fehler noch mehre ein.

Dann kommt er auf den Freiherrn v. Stein:

> Diesem edelsinnigen Deutschen verdanken wir Viel. Er war fast der Einzige der mir in der Vertheidigung der Behauptung beistand, man müsse nach Paris gehen und nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch hören wollen! Aber die Schwachen und die Boshaften stehen im Bund gegen ihn; Jene fürchten, Diese hassen ihn. Ich fürchte daher, daß seine Einwirkung in Wien nicht groß sein wird. Die östreichischen Diplomaten besonders halten ihn für einen leibhaftigen Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorcisiren. Wohl ihm, daß es ihm gelungen ist die Russen diesseit des Riemen zu bringen. Ohne Dieses wäre Deutschland noch unter französischem Joche. Es ist Pflicht, daß Sie Dies einmal der Welt sagen.

Nach Wien zum Congresse will Gneisenau nicht gehen, weil er sich keine Wirksamkeit dort verspricht, und der Staatskanzler ihn wol anhört, aber nie seinen Rathschlägen folgt. Dagegen verbreitet er sich über die mündlich und schriftlich dargelegte Nothwendigkeit, Preußen eine Constitution zu geben, als das festeste Mittel die Bewohner der neuen Provinzen an Preußen zu fesseln und die Meinung in Deutschland zu gewinnen. „Der dreifache Primat: der Waffen, der Constitution und der Wissenschaft, ist es allein der uns zwischen den mächtigern Nachbarn aufrecht erhalten kann", so schrieb Gneisenau am 28. Aug. 1814 (II, 158). Die dritte Reihe der Briefe ist aus dem J. 1815 und bezieht sich auf die schmachvolle Abschließung des zweiten Pariser Friedens. Was schon früher Gagern und Varnhagen von Ense im vorigen Jahre erzählt haben, empfängt durch diese Briefe eines Mannes der nach Arndt's wahrem Ausdruck („Gesammelte Schriften", III, 388) ein politischer Charakter im größten Stile war, seine volle Bestätigung (II, 158, 246 fg.):

> Wir schließen einen zweiten Utrechter Frieden, Deutschlands Unglück soll verewigt werden, Rußland will uns in seiner Abhängigkeit erhalten, Oestreich oder vielmehr M. ist schwankend, unzuverlässig, England hat unbegreiflich schlechte Gesinnungen, und am schlechtesten benimmt sich Wellington, der ohne uns am 18. Juni zertrümmert worden wäre: sie Alle wollen, daß Frankreich kein Leid geschehen soll, nicht Land, höchstens etwas Contribution dürfe man ihm nehmen.

Die Versicherung, daß Preußen und sein Staatskanzler Alles, nicht für sich, sondern für Deutschland und Belgien, aufgeboten und die Zuziehung der deutschen Fürsten bei der Grenzberichtigung Frankreichs gefodert habe, wird auch von Gneisenau wiederholt: „es sei nicht Preußens Schuld, wenn die Politik nicht Gerechtigkeit übt" (S. 159, 249).

In demselben Geiste sind eine Anzahl Briefe des Freiherrn von Stein geschrieben, der, wie man weiß, seit 1812 mit Arndt in nähern Verhältnissen stand. Der wichtigste seiner Briefe ist unstreitig der vom 5. Jan. 1818 (II, 150):

> In der Zeit des lauten Wunsches nach landständischen Verfassungen sollten alle Freunde einer gesetzlichen Freiheit sich vereinigen, um das gemeinschaftliche Ziel zu erringen und den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, nicht aber sich in einzelnen Parteien verfeinden.

Weiter heißt es, aber wir meinen, zu allgemein und zu grell über die Beamten, die nun einmal überall die Sünder sein sollen, gleichsam als ob Amtseifer, Diensttreue und Ehrenhaftigkeit in der Verwaltung zu den unerhörten Dingen gehörten:

> Die wahren Widersacher der guten Sache sind das Beamtenheer. Diese wünschen, gut besoldet, mit Bequemlichkeit durch pensions pragmatiques für das Leben gesichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; sie ahnen es, daß durch eine Repräsentativverfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit gegen ihre 70 Meilen entfernten, überladenen Obern vorhanden sein wird (war denn 1818 nirgend in Deutschland eine solche vorhanden?), und daß ihre Zahl sich verringern muß:

Statt nun die aus diesem Zustande der Dinge entstehenden Hindernisse zu beseitigen, spricht man gegen die Aristokraten, die ohne wahren Einfluß sind, und predigt den reinen Demokratismus, begeht Narrheiten wie die (ein unleserlicher Name) Oken und Jahn, und gibt den Widersachern Gelegenheit das Ganze verdächtig und den Fürsten gehässig zu machen.

Weiter wird Arndt aufgefodert seine Stimme in diesen Angelegenheiten geltend zu machen und die verschiedenen Stände untereinander zu versöhnen. Stein fährt — und hier sehr richtig — fort:

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowol den demokratischen Phantasten als den gemietheten Vertheidigern der fürstlichen Willkür widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetzten Absichten, der einen, um alle Versuche eine repräsentative Verfassung zu bilden zu vereiteln, der andern, um eine unhaltbare ins Leben zu bringen.

Die übrigen Briefe lassen uns helle Blicke in die vielseitigen Beschäftigungen des edeln Freiherrn thun; literarische Anfragen, Urtheile über Schriftsteller, wo man sich unter Anderm von dem über den Franzosen Montgaillard (II, 264) aus dem Munde eines Stein sehr überrascht finden wird, Nachrichten über die „Monumenta Germaniae historica", Familienereignisse, zuletzt die strengen Urtheile über die Julirevolution 1830 sind der Inhalt dieses Briefwechsels. Das „tolle belgische Treiben" heißt er „ein unzusammenhängendes Gemenge von Pfaffenthum, Liberalismus und Aristokratismus"; das „Princip der Julirevolution ist Kampf der Parteien, ihre Mittel Zettelungen und Treibereien, Factionsgesellschaft, ihr Resultat schwankende constitutionnelle Gebäude, Erschütterung des Wohlstandes, Herabwürdigung religiöser Gesinnungen, bedrohte Gefahr der europäischen Ruhe" (II, 266). Daher erfreute ihn auch des „alten Skalden Schlachtenruf", als Arndt die Flugschrift „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande" geschrieben hatte. Seine Theilnahme an Arndt's gelähmter Thätigkeit gibt er auf alle Weise zu erkennen (1. Juli 1825):

Warum muß dieses Schicksal den Mann treffen der in den Zeiten der Fremdherrschaft mit Muth und Selbstaufopferung Gefühl für Vaterland und König erweckte und verbreitete, während so manche nichtswürdige Werkzeuge und Verehrer Napoleon's und selbst Erzjakobiner Einfluß behalten und zu Ehren gelangt sind? Aber wir haben einen Gott der hilft, und den Herrn Herrn der vom Tode errettet (Ps. 68, 2).

War der starke Freiherr doch selbst damals matt und lebensmüde und sehnte sich wie der edle schweizerische Bannetherr mit „seinem Geschlechte unter der Erde zu ruhen". Denn aus dem folgenden Jahre (30. März 1826) lesen wir:

Ich freue mich alt zu sein, täglich lösen sich die Bände die an das Leben fesseln, täglich mindert sich der Kreis der Jugendgenossen, der Freunde, der Verwandten. Ich bin mit meinen äußern und Familienverhältnissen zwar sehr zufrieden, aber lebenssatt; mich verlangt daheim zu sein bei den Geliebten die vor mir hingegangen sind.

Eine solche elegische Stimmung finden wir bei unserm wackern Arndt nirgend. Als er sah, daß seine Sache trotz aller Anstrengung auf dem Gebiete der Oeffentlichkeit nicht auszufechten war, überließ er die persönlichen Angelegenheiten ihrem Gange und wandte Sinn und Fleiß den allgemeinen Gegenständen zu, die ihn schon früher würdig beschäftigt hatten, der geschichtlichen Betrachtung der Völker und der Welt. So hielt er sich selbst in den Jahren seines Bannes in voller Kraft aufrecht.

Von vier ausgezeichneten preußischen Staatsmännern, Niebuhr, Eichhorn, Vincke und Schön, finden sich zwar nur wenige, aber gehaltvolle Briefe. Niebuhr erneuert in dem Schreiben aus Berlin vom 15. April 1813 eine frühere Bekanntschaft mit Arndt, und bittet um Beiträge zu seinem „Preußischen Correspondenten" (aus dem einzelne Stücke vor vier Jahren in Niebuhr's „Nichtphilologischen Schriften" der Vergessenheit entrissen sind), dessen Herausgabe ihm der Staatskanzler nur auf vielfältiges Andringen gestattet hatte. Er sagt:

Ich habe keinen andern Beruf als dies Blatt zu schreiben: nicht nur bin ich sonst unter das alte Eisen geworfen, sondern mit der sonderbarsten Inconsequenz verweigert mir der König, der mich nicht gebraucht und bei diesem Ministerium auch nicht gebrauchen kann, die Erlaubniß in die Landwehr und dann in die Armee zu gehen, um mich wie ein Schaustück aufzuheben ohne es gebrauchen zu wollen.

Dieselbe Unzufriedenheit kennen wir auch aus den „Lebensnachrichten über Niebuhr" (I, 543). Neu aber wird es vielen Lesern sein, daß Niebuhr damals mit dem Minister v. Stein so gespannt war, daß er sagen konnte:

Er hat mir weher gethan als irgend ein anderer Mensch; denn er hat die treueste Liebe mit Füßen getreten und ihre Vertraulichkeit für den elendesten Menschen — für Hardenberg — aufgeopfert: einen Brief preisgegeben. Gott verzeihe ihm und ist mein Zeuge, daß ich ihm darum nicht weniger Heil wünsche, daß er so gesündigt hat. Ich wünsche ihm nur die Strafe, daß er Den für den er es that tief verachte, und daß sein Gewissen ihn oft erinnere, während sein Stolz es ihm nicht erlauben wird, dem leicht und gern Verzeihenden die Hand mit Gefühl wieder zu bieten. Es ist doch nie eine Freundschaft mit einem hochgeborenen Herrn. (II, 163.)

Die ganze Reizbarkeit und Verbitterung Niebuhr's über seine Gegner, die wir schon aus seinen Briefen kennen, spricht sich hier deutlich aus, ohne Rücksicht darauf daß ihn Stein liebte und achtete. Arndt, auf der andern Seite, erklärt uns in einer spätern hinzugefügten Anmerkung die Ursache der Klagen Niebuhr's (die Mittheilung eines Aufsatzes Niebuhr's über die Domainenverwaltung durch Stein an Hardenberg in der Absicht ihn auf gute Gedanken zu bringen), und setzt hinzu, daß auch er während des Aufenthalts in Dresden im Frühjahr 1813 gar Manches von Stein's Ungestüm habe zu leiden gehabt. Er antwortet Niebuhr (II, 164):

Stein macht bei redlicher Gesinnung immer nur Sprünge, zuweilen auch Stöße, im Allgemeinen kühner als die Kühnsten, im Einzelnen oft peinlich. Gott muß es machen und das Volk, oder sonst gehen wir noch einmal recht tief unter, bis es von untenauf gährt. Mein Verhältniß zu Stein hat sich so gefunden, und ich benutze es blos als Firma einige Ideen auszubreiten. Er ist fast immer gütig gegen mich, nie oder selten zutraulich, was er überhaupt wenig sein kann, dazu gehört doch die Geburt. Er könnte viel mehr, wenn er militairische Ansichten hätte und wenn seine Hitze überhaupt ein Ganzes in Uebersicht begreifen und festhalten könnte. Derb kann er sein und achtet nicht genug die stillen Kräfte und Tugenden. Doch wollen wir ihn sehr loben.

Wenn man nun erfährt, daß Arndt erst während des Sommers 1813 zu Reichenbach in Stein's Freundschaft und Vertraulichkeit gekommen ist, und dann die herzliche Zuneigung vergleicht welche aus den angeführten und andern Briefstellen hervorleuchtet, so muß es uns freuen, daß Arndt die Urtheile wie sie die Wallungen der Zeit und der Herzen einst eingaben jetzt nicht unterdrückt, sondern mit Wahrheit und Aufrichtigkeit uns überliefert hat, sowie über das Verhältniß zwischen Stein und dem Grafen Gesler (II, 138). Das Sittliche und Geistige hebt sich dann nur um so reiner hervor, und die Briefe erfüllen ihre Aufgabe, uns gerade dadurch als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes zu gelten, je weniger dem Schreibenden dabei die Folgezeit in den Sinn gekommen ist.

Unter den liebsten Freunden Arndt's steht **Albrecht Friedrich Eichhorn** obenan. Wir finden selten einen Brief an Reimer und Andere der nähern Vertrauten ohne einen Gruß an ihn, ohne eine Erkundigung, ohne theilnehmende Nachfrage nach seiner Gesundheit. Und allerdings zeigen die beiden hier abgedruckten Briefe, der eine aus Basel vom 23. Jan. 1814 und der andere aus Berlin vom 24. Juni 1515, ihn als einen der seltenen Männer von kühnem Muthe und von fröhlichem Herzen, die nur dem Vaterlande angehören und keinen Haß kennen als den gegen dessen Unterdrückung. Nach dem Siege bei Belle-Alliance „durch das Schwert unsers Heers und durch die Treue und Hingebung des treuen Volkes" ermahnt er seinen Freund sich nicht durch das elende Gesindel von Diplomaten, das weder für eigene noch für seines Volkes Ehre Gefühl hat, verdrießlich machen zu lassen, er könne vielmehr jetzt wieder aus voller Brust frei und stark zum Volke reden. Dann berichtet er ihm von den zu erwartenden Edicten über die Herstellung von Provinzialständen in einer zeitgemäßen Form und auf diese gegründete Reichsstände (II, 199):

> Die Sache hat bei dem Könige gar keinen Widerstand gefunden. Er hat laut erklärt, die preußischen Könige hätten immer gewünscht so zu regieren wie es die Ehre und das Glück ihrer Unterthanen fodert; Dies sei auch sein Wunsch und müsse auch der Wunsch seiner Nachfolger sein. Da nun eine Constitution darauf gehe, daß die Erreichung dieser Absicht recht gesichert würde, so sei ihm eine solche Einrichtung recht angenehm. Wie du auch immer gesagt hast, Preußen hat einen braven König, in dem keine Spur von einem Tyrannen ist.

Diese Worte erhalten jetzt, nachdem das königliche Geschenk einer preußischen Verfassung erfolgt ist, eine verstärkte Bedeutung. Wenn man aber sie mit den drei Jahre später gethanen Äußerungen Schleiermacher's, die wir oben angeführt haben, zusammenhält, so dürfte das aufrichtige Vertrauen auf der einen Seite uns ebenso wohl thun, als uns die scharfen, fast schnöden Ausbrüche einer unangenehmen Reizbarkeit auf der andern Seite verletzen.

Der Brief des Oberpräsidenten von **Schön** (II, 166 fg.) an Arndt ist sehr wichtig, weil er die Loyalität des preußischen Landtags im Winter 1813 nach dem Abschlusse der York'schen Convention und seine entschlossene Stellung unter dem Vorsitze des Grafen Dohna durch neue Einzelheiten, die sich in Gerwien's „Geschichte der Errichtung der ostpreußischen Landwehr" (im Beihefte des „Militair-Wochenblatt" vom Jahre 1847) nicht finden, in ein schönes Licht gesetzt hat. Man ersieht daraus unter Anderm, daß der Minister von Stein bei den Ständen kein Gehör fand, und daß die einmüthige Willensmeinung derselben nur unter dem vom Könige bestimmten Vorsteher sich aussprach, nachdem Graf Dohna seinen Mitständen das Bedenkliche ihres Schritts deutlich gemacht hatte. Ferner erwähnt der Brief, daß York, nachdem er als Feldherr zum Landtage gesprochen und dieser begeistert: „Es lebe York!" rief, mit aller Stärke seiner Stimme Stille geboten und dazugesetzt habe: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir Das aus" (II, 167 fg.).

Der kurze Brief des Oberpräsidenten v. **Vincke** vom 12. Juni 1816 ist nicht in der erfreulichsten Stimmung geschrieben, ja er enthält sogar die Versicherung, daß er bald aus dem Dienste gehen würde, weil er sich in Berlin lebhaft überzeugt habe, daß er in das Verwaltungssystem nicht passe: was aber auch völlig unhaltbar sei. Zum Glück für den Staat hat er aber seinen Entschluß nicht ausgeführt, sondern noch zwölf Jahre in Westfalen mit dem größten Segen gewirkt.

Einzelne Briefe des Majors von Häser, des Geheimraths Nicolovius und des bekannten Unbekannten, unter dem wir den am 1. Juli d. J. verstorbenen Generallieutenant Rühle v. Lilienstern vermuthen, beleuchten einzelne preußische Zustände mit der Vertrautheit wohlunterrichteter Männer; die Briefe des tapfern und frommen Hauptmanns v. Plehwe sind nach Arndt's eigenem Urtheile (II, 103) oft durch biblische Einkleidung unklar, und tragen die Beweise jener Unbesonnenheit und Heftigkeit mit welcher sich Plehwe in gute und thörichte Richtungen des Tages hineinwarf, wie er z. B. in Turnkleidern schlotterhaft und mit turnerisch rundgeschnittenem Haare in den Straßen von Berlin gegen alle kriegsmännische Ordnung umherlief. Das ihm sonst so Widerliche duldete der König Friedrich Wilhelm III. mit großer Langmuth an dem Jünglinge, weil er dessen Treue und Liebe erkannt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

West-Oestlich. Gedichte von H. Ritter v. **Levitschnigg**. Wien, Mörschner's Wwe. u. Bianchi. 1846. 16. 2 Thlr.

Es mag doch wol wahr sein, daß die Gegenwart wenig poetischen Sinn hat: sonst würde sie auch dem poetischen Unsinn mehr Aufmerksamkeit schenken. Denn wohin einmal die Blicke der Menschen gewendet sind, da macht sich auf einer gewissen Höhe der Unsinn so bemerkbar wie der Sinn. Wie nahe grenzt Berüchtigt an Berühmt! Nun scheint mir, daß der Ruhm dessen sich die bedeutsamsten Dichtertalente unserer Generation erfreuen kein eigentlicher **Dichterruhm** ist: so sehr sie auch einen solchen verdienen, so haben doch meist politische, religiöse, sociale, kurz, außerhalb der Kunst liegende Interessen ihnen den Kranz gewunden. Andererseits kann ein Poet in unsern Tagen

auch nur dann berücktigt werden, wenn er politischen, religiösen, socialen Fragen Hohn spricht — dem Geschmack aber, der Kunst mag er noch so tolle Streiche spielen, Das wird nicht einen Tag von ihm reden machen. Nun ja, Eines und das Andere hängt genau zusammen.

Traurig, sehr traurig für reine Künstlernaturen — noch trauriger für solche Leute wie Herr v. Levitschnigg! Man denke doch! Hofmannswaldau war ein Dichter von wirklicher, positiver Begabung: bei einer solchen, da sie just nicht vom ersten Range, wäre er, wie so viele Andere, billigerweise vergessen worden; aber weil er sich bedeutende Geschmacksünden erlaubte, ist er im Munde aller Schulfüchse sowol wie aller ästhetischen Schwätzer Deutschlands. Und Hrn. v. Levitschnigg, der ihn so unberechenbar übertroffen, wird noch nicht im entferntesten solche Auszeichnung zu Theil! Ich sehe noch gar keine Anstalten dazu, und ich fürchte, ich fürchte, er kann sich auch von der Zukunft nicht Viel versprechen. Denn soll man gewissen Prophezeiungen glauben, so wird die Zeit immer unpoetischer. O des haarsträubenden Unrechts! Herr v. Levitschnigg, in welchem das Element der Hofmannswaldau'schen Celebrität concentrirt und nur sehr wenig durch positiven Werth geschwächt ist, Levitschnigg, dem sich nicht etwa bloße Geschmacksünden, sondern Großthaten des Ungeschmacks nachrühmen lassen, Levitschnigg geht unbeachtet vorüber! Der arme Mann, was gibt er sich für Mühe! Aber was hilft es ihm, daß er bereits alle classischen Ehren für sich in Anspruch genommen, daß einem seiner Gedichtbücher sein Portrait nebst Facsimile beigegeben ist, daß das vorliegende in dem kleinen von Cotta eingeführten Prachtformat sich den Dichtungen Goethe's, Schiller's, Platen's, Lenau's u. A. anreiht! Er arbeitet im Schweiße seines Angesichts, und gleichwol kommt er nicht dazu das Brot der Unsterblichkeit zu essen. Ja, das Brot der Unsterblichkeit! Ich rede, von seinem Geist durchdrungen. Höchstens, daß ihn Der und Jener belächelt, oder daß Hr. Menzel ihm aus der Armencasse des stuttgarter „Literaturblatt", an die alle Nichtrationalisten Anspruch haben, ein paar Kupferpfennige Lobes zuwirft — oder — oder daß Jemand, wie ich, bei einer Anzeige von „West-Oestlich" sich in Betrachtungen ergeht die wie harmloser Spott klingen.

Aber soll ich denn auch ein ernstes Wort sagen? Herr v. Levitschnigg ist das Opfer einer Coquetterie der nur Kleingeister so ganz anheimfallen können. In Oestreich hat die lyrische Legion es sich zur Aufgabe gemacht, dem philosophischen Geiste Norddeutschlands einen Esprit des Gefühls und der Phantasie gegenüberzustellen. Unter Denen die sich damit in die geschraubteste Affectation hineingekünstelt, die sich in lauter Grimassen ihrer Einbildungskraft abhetzen, steht Levitschnigg obenan. Das übelverstandene Beispiel einiger Koryphäen scheint ihm besonders geschadet zu haben. So ist's. Wenn ein wahrhaftes Talent sich hier und da in eine für den Geschmack gefährliche Strömung wagt, so ringt es sich unversehrt heraus, aber es reißt eine Menge Nachahmer in ein unabwendbares Verderben. Davon überzeugt man sich auf jeder Seite in Levitschnigg's Gedichten. Weiter kann es kein versificirender Mensch in der Verbilderung seines Ich treiben. 129.

Bibliographie.

Aus dem Tagebuche eines Richters. Kriminalgeschichten zur Belehrung und Unterhaltung für den Bürger und Landmann. Leipzig, Jurany. 8. 22½ Ngr.

Balzac, H. de, Kleine Leiden des Ehestandes. Aus dem Französischen übersetzt von A. F. Rudolph. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr.

Vermischte Blätter zur Gymnasialreform. Eigenes und Fremdes, herausgegeben von *H. Köchly*. Leipzig, Arnold. Lex.-8. 1 Thlr.

Buchinger, Ueber Ursprung und Fortbildung des bayerischen Landes-, Haus- und Reichswappens. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 9te Auflage. Miniaturausgabe. Leipzig, Weidmann. 16. 3 Thlr.

Langethal, C. E., Geschichte der teutschen Landwirthschaft. 1stes Buch. Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Jena, Luden. Gr. 8. 24 Ngr.

Rübezahl der Herr des Gebirges, Volkssagen aus dem Riesengebirge. Für Jung und Alt erzählt vom Kräuterklauber. 2te Auflage. Leipzig, Jurany. 8. 7½ Ngr.

Satori, J. (Neumann), Licht und Schatten. Ein historischer Roman aus den Zeiten Peter's des Großen von Rußland. Drei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 2 Thlr.

Stricker, W., Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt a. M. Nach den Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 8. 2 Thlr.

Des Teufels Reise durch einen Theil des Protestantismus. Aufzeichnungen einer hochgestellten Person. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Ashburton, Lord, Beleuchtung der jetzigen finanziellen und commerziellen Krisis. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von B. Nolte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 Ngr.

Bayrhoffer, K. T., Kritik des Erkenntnisses des Ober-Appellations-Gerichts zu Kassel vom 24. April 1847, hinsichtlich des §. 30 der Kurhessischen Verfassungs-Urkunde. Marburg, Bayrhoffer. Gr. 8. 6 Ngr.

Claußen, H. N., Zweite Vertheidigungsschrift für den Dr. der Philosophie Carl Lorentzen in Kiel, hauptsächlich wegen Anschuldigung von Majestätsbeleidigung und öffentlicher Injurie, jetzt um Aufhebung der vom holsteinischen Obercriminalgericht den 11. März 1847 erkannten einjährigen Festungsstrafe. Eingereicht an das königl. schleswig-holstein-lauenburgsche Ober-Appellations-Gericht den 14. Juni 1847. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Detroit, E., Einleitungsworte zu dem am 17. Juli 1847 von den Bürgern Magdeburgs gefeierten Doppelfeste der Einführung des protestantischen Gottesdienstes in Magdeburg im Juli 1524 und der Rückerinnerung an die segensreiche Wirksamkeit des Vereinigten Preußischen Landtages für das Vaterland gesprochen. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 1½ Ngr.

Grünewald, G., Die deutschen Auswanderungen. Eine politisch-national-ökonomische Abhandlung. Frankfurt a. M., Keßler. Gr. 8. 5 Ngr.

Memoiren und Actenstücke aus Galizien im Jahre 1846. Gesammelt von einem Mähren. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Nathusius, P. E., Preußens Reichstag. Ein Gedicht den Mitgliedern der hohen Versammlung dargebracht. Als Anhang: Kron und Scepter. Ein Gedicht von Matthias Claudius, an den Kronprinz-Mitregenten von Dänemark, hergestellt in der ursprünglichen Gestalt von 1792. Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Das ständische Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Abdruck der ständischen Gesetze. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Sack, K. H. und Nitzsch, K. J., Abschiedspredigten gehalten am 5. und 11. April 1847 vor der evangelischen Gemeinde in Bonn, nebst den Gebeten des Pfarrers J. Wichelhaus. Bonn, Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 264. —— 21. September 1847.

Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe, von E. M. Arndt. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 263.)

Zwar kein preußischer Kriegsmann oder Beamter, aber ein sehr treuer Sohn seines Vaterlands war der bejahrte Graf Geßler in Schmiedeberg, von dessen Hand die Sammlung eine Anzahl Briefe enthält (II, 128—148, 271—281), die als sehr passende Ergänzung zu dem schönen Bilde des alten Patrioten und Landsturmanführers dienen welches Arndt in seinen „Erinnerungen" (S. 211 fg.) mit größter Anschaulichkeit entworfen hat. Wir nehmen hier eine eigenthümliche, fast Hamann'sche Ader wahr, die Blitzfunken seiner Rede, die möglichst zusammengepreßten Worte, die Lust an Anspielungen und Citaten ohne den mindesten Pedantismus. Zunächst ist seine Gesinnung gut deutsch, es ist ihm ein Greuel, daß dem Deutschen jeder Franzose ein Wesen höherer Art ist, wie der Weiße dem Neger, und daß der französische Hahn in den berliner Zeitungen Frieden kräht. Er schreibt am 19. Dec. 1813:

> Wenn Gott nicht wieder ein Wunder thut, wird er gemacht, und dann sollen Sie einmal sehen, welchen Ton von Humanität die Halbfranzosen (Hybridae), Juden und Kuppler zur Schonung der achtbaren Personen in der Colonie einführen werden.

Einige Wochen später:

> Ob unsere Wünsche werden in Erfüllung gehen, ob in Deutschland große Massen die lumpigen Duodezregierungen ablösen werden, wer weiß Das! Aber jeder Deutsche muß es wünschen. Mir gilt's gleich wer herrscht. Tros Rutulusve fiat, wenn er mich nur schützen kann. Baiern und Würtemberg den Schlüssel zu Deutschland anzuvertrauen, ist sehr verderblich, selbst wenn ein Montgelas nicht mehr Minister sein wird. Den kleinen Kläffern, die Nichts gethan haben als ihre Länder wiederzunehmen, sollte man aufs Maul schlagen; je mehr sie mediatisirt werden, desto besser wird es in Deutschland stehen. Meine Saxons ekeln mich an. Es sind nur zwei Regungen bei ihnen lebendig, Widerwille gegen die Preußen und das Bedauern den Franzosen nicht mehr anhangen zu können, von denen sie doch wie Köter Hiebe bekommen haben.

Wir haben zur Charakteristik des Tons in welchem die Geßler'schen Briefe geschrieben sind diese Stellen hergesetzt, ohne ihren Inhalt als unsere Ansicht in allen Stücken vertreten zu wollen; namentlich können wir den Abdruck der sehr starken und anzüglichen Stellen über die Sachsen 1814 gerade in der jetzigen Zeit, wo sich die deutschen Stämme näher aneinander schließen, nicht gutheißen, wenngleich auch uns jene bis auf den heutigen Tag noch nicht erloschene Anhänglichkeit der Sachsen an Napoleon und seine Kriegführung immer räthselhaft gewesen ist. Denn weder ist ihr Land geschont, noch sind ihre Krieger von den Franzosen sonderlich geachtet worden. Uebrigens schont Graf Geßler auch die Fehler und Gebrechen der preußischen Monarchie nicht, mancher Gewaltige empfängt Tadel, die berliner Censur wird scharf mitgenommen, und auch dem Freunde Arndt verhehlt er es nicht, wenn ihm seine Ansichten oder Schriften nicht gefallen. So verweist er es ihm, daß er über den Adel anfinge zu brümmeln als wenn er wie ein altes Mütterlein aus dem medio aevo auferstanden wäre, oder daß er zu sehr über die Zeiten von 1770—93 eifere, freut sich aber über seine Toleranz. „Daß Sie, liebster Freund, den Widerspruch vertragen können, haben Sie gewiß nur dem Aufenthalte auf dem Lande zu danken: ein purus putus Städter ist irescibel wie ein Poet" (Brief vom 3. Jan. 1814). So geht es denn fort in launigem Scherze und im bittern Ernste über das schofle Menschengeschlecht, über Welt- und Tagesbegebenheiten, oder in allerhand Erzählungen von sich und seinem Ergehen und in Fragen über literarische Angelegenheiten. Alles aber beleuchtet die treueste Freundschaft für seinen „theuern, alten, braven" Arndt. „Sie haben", schreibt er in einem der letzten Briefe, „noch bei einem Ihrer Freunde 500 Thlr. in cassa, über die Sie jeden Augenblick disponiren können." Arndt hat sie angenommen und in sein kleines Haus zu Bonn hineingebaut, in dessen Garten ein „Baum Geßler" frisch und grün steht.

Unser Bericht über die merkwürdige Briefsammlung hat sich so ausgedehnt, daß wir der übrigen Briefe nur in der Kürze gedenken können. Wir müssen Dies allerdings bedauern. Denn aus den Briefen der Herzogin Antonie von Würtemberg *) spricht ein so reines

*) Es wäre nicht überflüssig gewesen zu bemerken, daß hier die Prinzessin Antoinette Ernestine Amalie von Sachsen-Koburg gemeint ist, welche am 17. Nov. 1798 sich mit dem Herzoge Alexander von Würtemberg, russischen General der Cavalerie und Generaldirector des Departements der Landstraßen- und Wasser-Communicationen, vermählt hatte. Ausführlicher hat Arndt von ihr in den „Erinnerungen" (S. 166) gesprochen.

deutsches Herz und ein so warmes Gefühl für die Freiheit des deutschen Vaterlandes, und in den Briefen ihres Leibarztes, des Akademikers Trinius (alle aus den Jahren 1813 und 1816), herrscht eine so liebenswürdige Anhänglichkeit an Arndt, verbunden mit einer so ehrenwerthen Gesinnung, daß wir gern aus ihnen einige Auszüge hersetzten. Weit stürmischern Inhalts sind die Herzensergießungen zweier edler Süddeutschen, des Freiherrn von Baden und Greifeneck, die nur Deutsche, nicht Oestreicher, Baiern oder Preußen sein und keine affenartige Nachahmer der Franzosen in der Tracht sein wollen, sowie die des schweizerischen Doctor Ebel aus dem J. 1814. Die letztern spiegeln auf das hellste alle die Stimmungen ab welche damals so viele Gemüther bewegten, und sich in dem Wunsche nach Reinheit und Kraft der deutschen Sprache, nach Einheit des Vaterlandes und nach Wiedergewinnung der von Frankreich geraubten Reichsländer aussprachen. Hier war freilich reiche Gelegenheit zu vielen Policeistrichen! Manche dieser Gedanken und andere Wünsche und Hoffnungen der Zeit enthalten die Briefe des greifswalder Professor Schildener, in denen wir auch eine der treuen Seelen in Schwedisch-Pommern und auf Rügen kennen lernen welche ihren theuern Arndt mit den heißesten Wünschen auf seiner Lebensbahn verfolgten. Der Pastor Dankwardt, der Superintendent Pritzbur, die Frau Charlotte von Kathen, Frau Charlotte Rassow, geborene Arndt, Freiherr Munck, Freiherr Weigel, Graf Friedrich Schwerin, Graf Philipp Schwerin und seine Gattin, Gräfin Wilhelmine, eine von der glühendsten Begeisterung für Preußen, Deutschland, Blücher, Scharnhorst und andere Helden bewegte Frau, General von Dyke — Das sind die Namen deren Bekanntschaft gemacht zu haben Keinen gereuen wird dessen Herz für vaterländische Gefühle und für die reinste menschliche Liebe schlägt. Denn es ist ein edles Vorrecht des Schriftstellers, das Gedächtniß Derer die er die Seinen zu nennen ein Recht hat über die Tageswelle hinauszutragen, wenn er sie auch gerade nicht der Ewigkeit zu überliefern vermag.

In einem solchen Kreise gelebt und das Andenken an ihn durch die vorliegenden Briefe aufgefrischt zu haben, muß für Arndt ein hoher Genuß gewesen sein. Aber auch wir Andern sind ihm dafür verpflichtet, daß er uns an einem solchen Genusse hat Antheil nehmen lassen. 20.

Oestreich und die Broschürenschmiede gegen dieses Kaiserthum. Von Johann Sporschil. Leipzig, Jackowitz. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die erste bei Ansicht dieser Schrift sich aufdrängende Frage betrifft den Beweggrund ihres Entstehens. Wie kommt Hr. Sporschil, der seit Jahren zu Reudnitz bei Leipzig sich aufhält, zu dem Geschäfte den Vertheidiger des östreichischen Regierungssystems zu machen, da von den eigens bestellten Regierungspublicisten bis jetzt keiner in die Schranken getreten ist? Diese Frage ist um so gerechtfertigter, als Hr. Sporschil keinen Beweggrund angibt, gleichwol aber gegen die östreichischen Schriftsteller welche das bestehende Verwaltungssystem in ihren Schriften angriffen, mit der schweren Anklage auf „eine einzige große, fürchterlich entgegenstarrende Verleumdung", wobei es indirect auf Majestätsbeleidigung und Aufwiegelung abgesehen sei, hervortritt. Der Standpunkt auf den sich Hr. Sporschil stellt und von dem man sein Buch beurtheilen muß ist demnach der einer stellvertretenden Policeibehörde, welche ein inquisitorisches Verfahren pflegt, sodann den Angeklagten ihre Schuld vorhält, und das Verhörsprotokoll zuletzt der Oeffentlichkeit übergibt, um sie als Unruhestifter, Verleumder und Vaterlandsverräther in den Augen der ganzen Welt zu brandmarken. Auf einen höhern Standpunkt, auf den der Vertretung der Volksinteressen, konnte der Verfasser sich nicht schwingen. Daß dieser Weg der Regierung einen Dienst zu leisten ein durchaus schlecht gewählter war, wird sie, werden alle Unparteiischen sehr wohl einsehen, zumal unter den von ihrem Anwalte Angeschuldigten Männer sind welche man, ohne zu erröthen, nicht mit Koth bewerfen, nicht als Lügner, Meineidige, hämische Verleumder und Hochverräther hinstellen kann. Mit solchen verbrauchten unehrenhaften Mitteln würde selbst der Strafrichter einen Hochverrathsproceß nicht führen, geschweige daß ein vernünftiger politischer Schriftsteller ihrer zur Rettung und Befestigung eines angegriffenen politischen Systems sich bediente.

Zur Sache übergehend bemerken wir, daß der Charakter des Sporschil'schen Buches in der unbedingtesten Gutheißung der im herrschenden östreichischen Verwaltungssystem befolgten Meinungen und Grundsätze, und in der seichtesten Abwehr der dagegen erhobenen Beschwerden besteht. In keinem Zweige der Verwaltung findet Hr. Sporschil Mängel und Gebrechen. Die Geistlichkeit lebt ganz ihrem Berufe; es ist ein „schnöder Vorwurf und eine Verleumdung des ganzen hochehrwürdigen Standes der Seelsorger" zu sagen, der Religionsunterricht werde meist nur mechanisch betrieben, der Geistliche werde immer mehr Staatsdiener, der zur Religion dressirt, denn „nur Pudel und Pferde", meint Hr. Sporschil, „werden dressirt, nicht Menschen". Die materielle und sensuelle Richtung welche das östreichische Volk ergriffen hat, nachdem das System es darin grundsätzlich vorschob, habe den geistlichen Stand nicht im mindesten berührt; denn nur sehr wenige Geistliche sind Grundeigenthümer, und diese nur „die Erzbischöfe, Bischöfe, Domcapitel, Abteien und Propsteien, d. h. der gesammte Secular- und Regularklerus mit alleiniger Ausnahme der Bettelmönche". Es verräth völlige Unbekanntschaft „mit der theologischen Wissenschaft in Oestreich, zu behaupten, sie sei zurückgeblieben"; denn „in der speculativen Theologie besitzt Oestreich die kräftigen und tiefen Denker Anton Günther und Heinrich Pabst, dann in der biblischen Archäologie den außerordentlich gelehrten Heinrich Jahn", — also Drei von einem 56,754 Individuen zählenden Klerus. Es gebe, sagt Hr. Sporschil, noch mehre solche Celebritäten, die ihm aber eben nicht in Erinnerung sind. Eine gute Ausrede, wozu wir bemerken, daß, wenn er alle geistliche Schriftsteller aufzählt, er von der obigen Gesammtsumme nicht Sechs herausbringt welche die Theologie wissenschaftlich mit Erfolg betreiben. Es gibt ganze Fächer derselben die brach liegen, z. B. das Kanonische Recht. Die Wirksamkeit des Klerus beschränkt sich fast ausschließlich auf Verfassung von Gebet- und Erbauungsbüchern und Heiligenlegenden, und von einer Gleichstellung der Professoren Oestreichs mit denen anderer katholischer Länder träumen selbst die östreichischen Geistlichen nicht. Dem Verfasser von „Oestreichs innerer Politik" wird, weil er gesagt: „die Rückbildung zur unbedingten kirchlichen Autorität ist unmöglich geworden", unterstellt, er sage damit: Oestreich soll den Katholicismus so vertreten, daß der Protestantismus daraus werde. In gleicher Weise folgert Hr. Sporschil aus dem Satze: „das Zeitbedürfniß fodere Begründung aller Wahrheiten und Gesetze der sittlichen Welt durch Ueberzeugung, also durch den freiesten Vernunftgebrauch" — der Verfasser jenes Buches behaupte damit: „der Katholicismus sei eine Unmöglichkeit geworden". Hr. Sporschil konnte

nichts Ungeschickteres thun als solche Schlüsse aus den Aeußerungen des Verfassers von „Oestreichs innerer Politik" ziehen; denn wer den Letztern kennt, oder auch nur sein Buch gelesen hat, wird über solche Beschuldigungen mitleidig die Achseln zucken. Die Schullehrer sind keineswegs in einer so dürftigen Lage als geklagt wird. „Sie sind ja zugleich auch die Küster, sie beziehen an vielen Orten das Brennholz und ein Getreidedeputat, bekommen von den Bauern allerlei Lebensmittel, haben Nebenerwerb, darum, Alles in Allem genommen, dürften die Landschullehrer in Oestreich in einem bessern Zustande als in den meisten übrigen Ländern sich befinden; auch beschäftigt sich die Regierung angelegentlich mit Verbesserung ihres Looses." Der beste Beleg zu allen diesen Behauptungen ist die kürzlich geschehene Vorstellung der Landstände an die Regierung: das beklagenswerthe Schicksal der Schullehrer und ihrer Gehülfen, deren Hr. Sporschil wohlweislich nicht gedacht, zum Gegenstande einer wirksamen Abhülfe zu machen. Die einstimmige Klage der Verfasser von „Oestreich und seine Zukunft", „Oestreich und seine Armee" und „Oestreichs innere Politik" über den Zustand des gelehrten Unterrichts behandelt Hr. Sporschil als eine grundlose Beschuldigung, wodurch Jene „welche die Verhältnisse nicht besser kennen zu dem Glauben verleitet werden könnten, das Studienwesen befinde sich in einem Zustande völliger Nichtigkeit und Untauglichkeit, und wäre nach einem schlau ausgesonnenen System der Entgeistigung und Unwissenschaftlichkeit eingerichtet". Gegenbeweis sei die Herstellung der wiener Akademie, woraus folgt, daß die Regierung die Wissenschaft „nicht blos dulde, sondern im hohen Grade begünstige". Hr. Sporschil „hält es für kein so großes Unglück, daß die philosophische Speculation vom Unterrichte der Studirenden ausgeschlossen, da dieselbe dergestalt bedenkliche Früchte getragen, daß man aus dem geoffenbarten Christus einen mythischen gemacht, ja zuletzt auch diesen gestrichen hat". Einen kleinen Umstand, nämlich, daß die Philosophie auch von der Akademie, nicht blos von der Schule ausgeschlossen ist, verschweigt Hr. Sporschil; auch hütet er sich den wahren Grund der Abneigung gegen Philosophie in Oestreich anzugeben. Von der Jurisprudenz heißt es: „Ein Staat wie Oestreich kann unmöglich zugeben, daß auf seinen Universitäten eine Rechtsphilosophie gelehrt werde welche die rechtlichen Grundlagen der Gegenwart in Frage stellt." Also von vornherein blinder Autoritätsglaube und eine Rechtsphilosophie welche Nichts in Frage stellt. Und weiter! „Das System der französischen Monarchie war auf den Feudalismus gegründet. Schriftsteller von großer Geistesschärfe priesen das entgegengesetzte System. Sie waren es welche den Feudalismus im Geiste der Nation und in der Wirklichkeit stürzten. Sie bezeichneten das Ziel, und das Volk ging mit allem Grimme des von ihnen eingepflanzten Hasses auf dasselbe los. Andere Schriftsteller wählten sich das Gebäude der Kirche und rissen mit dem Offenbarungsglauben die Hauptpfeiler desselben ein. So war die Französische Revolution zuerst in den Herzen der Menschen vorbereitet, und die Philosophen des Unglaubens waren es denen man diese Vorbereitung beimessen muß." Nun folgt die Nutzanwendung auf Oestreich. „Nach solchen Erfahrungen kann man", heißt es jetzt, „einer Regierung nicht verargen, wenn sie mit gerechtem Mistrauen gewisse philosophische Richtungen betrachtet, deren äußerste Consequenzen zu ähnlichen Ergebnissen führen könnten, und jedenfalls Unzufriedenheit mit der Gegenwart, sowie den Wunsch nach Wechsel und Aenderung veranlassen und verbreiten."

Wahrlich, für so ungeschickt hätten wir Hrn. Sporschil nicht gehalten, daß er von der östreichischen Regierung ein förmliches Furchtgeständniß aussagt und darauf seine Vertheidigungsgründe stützt. Wir fragen ihn übrigens, ob in Oestreich blos „gewisse philosophische Richtungen" oder aber nicht die Philosophie überhaupt gefürchtet und ausgeschlossen ist? Wäre er dreist genug auf die formelle philosophische Schulbildung hinzuweisen und zu leugnen, daß das bestehende System aller rationellen Wissenschaftspflege abhold ist, und sie am liebsten unterdrückt, statt wie es noth thäte begünstigt, dann geben wir ihn der öffentlichen Meinung preis, die über solche Versündigung am Geiste richten möge. Wenn übrigens die Philosophie die Schuld „an Erregung von Unzufriedenheit mit der Gegenwart und von Wünschen nach Wechsel und Aenderung trägt", wie kommt es alsdann, daß diese Erscheinungen in Oestreich, trotz der planmäßig verfolgten Unterdrückung der „philosophischen Richtungen" gleichwol da sind? Hr. Sporschil löse dies Räthsel. Wir sind sehr begierig ihn darüber zu vernehmen. Schön nimmt sich folgende Sporschil'sche Declamation aus: „Als ob die Wissenschaft in Oestreich um die Gunst der Großen bettelte, als ob sie nicht verstünde sich selbst zu genügen, und als ob sie auf dem lauten Markte des Lebens sich zeigen und prunken müßte, um Werth (soll heißen Anerkennung) zu haben!" Und weiter: Als ob man in Oestreich auf dem Standpunkte Friedrich Wilhelm's I. stünde, der mit der Akademie der Wissenschaften Spiel und Gespötte trieb. „Als ob eine in unserer Zeit gegründete Akademie der Wissenschaften nicht eben dadurch schon daß sie besteht eine geistige Macht ersten Ranges wäre, welche vorschreibt, der man aber nicht vorschreiben kann ohne sich zum Märchen aller kommenden Zeiten zu machen." (S. 49, Zeile 14 von unten.) Die Anführung der Stelle erachten wir schlechterdings für nothwendig, damit wir nicht in den Verdacht einer Fälschung oder Erfindung kommen. Mit solchen Waffen glaubt Hr. Sporschil den Siegeskranz im Kampfe mit dem Gegner zu erbeuten! „Die sittliche Erschlaffung welche in Oestreich alle Stände ergriffen haben soll", heißt es weiter, „ist nur ein Gespenst, welches der Verfasser von „Oestreichs innerer Politik" an die Wand malt, um Grund für seine bittern und harten Bemerkungen zu gewinnen. Und vollends der Regierung vorwerfen, daß sie grundsätzlich den Erschlaffungszustand belasse, Das ist doch der Gipfel der Uebertreibung. Die östreichische Regierung beläßt keinen Erschlaffungszustand grundsätzlich, sondern ist grundsätzlich bemüht jeden Erschlaffungszustand hinwegzuräumen, aber nicht durch die moderne philosophische Bildung, sondern durch die allgemeine Bildung in Schulen, deren wesentliches Fundament die geoffenbarte Religion ist." Wenn man sich alle Mühe gäbe die passenden Redensarten und Gründe einer wohldienerischen Rechtfertigung des herrschenden Systems zu erfinden, so würde man schwerlich so glücklich sein es zu einem so honigsüßen Redefluß zu bringen wie er Hrn. Sporschil eigen ist. Aber Hr. Sporschil behauptet Dinge an die er vielleicht selbst nicht glaubt, von Andern nicht zu reden denen die eben angeführte Faselei wie Spott klingen muß. In Oestreich gibt es keinen Erschlaffungszustand, das System hat ihn nicht herbeigeführt, und die Regierung duldet ihn nicht! In diesem Falle gebe Hr. Sporschil uns die thatsächlichen Beweise von der geistigen Regsamkeit, von den Bestrebungen des Volkes für etwas Anderes als Erwerb und Genuß, von den Offenbarungen eines nationalen Bewußtseins und der Entwickelung eines politischen Lebens. „Würden die Aerzte Schönlein und Dieffenbach", heißt es unter Anderm, „würde der große Astronom Mädler nach Wien übersiedeln wollen, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß die östreichische Regierung diesen hochverdienten Männern eine ausgezeichnete Stellung gewähren würde. Solche Männer sind willkommen, die Thore stehen ihnen offen, die Arme sind für sie ausgebreitet. Aber die Raumer, die Ranke, die Schlosser, die Wachsmuth sind zwar Zierden der protestantischen Hochschulen, aber in Oestreich ist ihr Platz durchaus nicht. Von den Philosophen schweige ich, denn die müßten erst zum Urgrunde alles Wissens, zur Offenbarung zurückkehren, um in Oestreich einen Platz finden zu können." Mit einem male verfällt Hr. Sporschil nach diesem bündigen Raisonnement in eine arge Inconsequenz. Philologen, meint er, sollte die Regierung berufen. Wie aber, wenn solche Zierden protestantischer Anstalten als Lehrer nach Wien versetzt würden, wäre da nicht gerade die größte Gefahr für die geoffenbarte Religion und für das System zu befürchten, könnte nicht sogar das grasseste Heidenthum dahin verpflanzt werden

wenn sie griechische und römische Classiker anders als durch Chrestomathien zur geistigen Durchbildung der Jugend benutzten? Vergißt Hr. Sporschil, daß die Götter Homer's und die Freiheitsbestrebungen eines Brutus, die volksgünstigen der Gracchen u. s. w. zu höchst gefährlichen Verlockungen führen könnten? Die Concursprüfungen nimmt Hr. Sporschil sammt den Einrichtungen der Gymnasien in Schutz. Wie aber, wenn alle diese Verhältnisse durch einen neuen Studienplan geändert werden? Ist dann das Neue oder das Alte schlecht? Die östreichische Censur erfährt von Hrn. Sporschil eine Lobrede, zu der die Eingabe der wiener Schriftsteller und die Petition der böhmischen Stände einen auffallenden Gegensatz bilden. Hierauf geht er zur Rechtfertigung der geheimen Policei über. Die Französische Revolution trägt an ihrer Einführung Schuld, ihr Geschenk sei sie, meint der sehr schlecht unterrichtete Anwalt der Denunciation. So möge er denn wissen, daß dieser Krebsschaden in Oestreich schon sehr alt, folglich lange vor der Französischen Revolution dagewesen ist. Jener östreichische Staatsmann der unter Karl VI. wie heutzutage Fürst Metternich an der Spitze der Verwaltung des Aeußern stand, warnt in Papieren die uns vorliegen den Kronprinzen Joseph (II.) vor dem großen Staatsübel der Denunciation, dem, wie er sich ausdrückt, die redlichsten und wohlgesinntesten Männer häufig zum Opfer werden. Geheime Gesandtschaftsberichte erwähnen der zu jener Zeit auch im Schwunge gewesenen Briefentsiegelung. Der Verfasser von „Oestreichs innerer Politik" theilt eine Anekdote von einem wiener Arzte mit, welcher vom Vorstande einer Hofstelle wegen angeblich böswilliger Aeußerungen gegen die Absichten der Regierung, Wasserleitungen aus der Donau herzustellen, vorgeladen worden ist. Geheime Angeber hatten besagten Arzt denuncirt. Hr. Sporschil läßt sich über die Anführung dieser Thatsache folgendermaßen aus: „Die Anekdote vom Arzt ist erfunden und zwar sehr ungeschickt, wenn auch nicht vom Verfasser. Von welchem ebenfalls schon verstorbenen Vorstand einer Hofstelle wurde er denn vorgerufen? Vor den Präsidenten der Policei-Hofstelle müßte er berufen worden sein, aber dieser Präsident, der greise Graf Sedlnitzky, lebt ja noch." Es heißt dann: „So stützt man furchtbare Anklagen gegen die Regierung auf eine erfundene Anekdote, und weiß außer dieser auch nicht einen einzigen Beweis beizubringen. Das ist sehr stark!" *) Ja fürwahr, sehr stark ist die Blöße welche der Vertheidiger der Denunciation in dieser Stelle sich gegeben hat! Wir fodern ihn hiermit öffentlich auf zu beweisen, daß diese Mittheilung erfunden ist! Der Verfasser von „Oestreichs innerer Politik" hat besagte Thatsache nicht vom Hörensagen, sondern aus dem Munde des fraglichen Arztes selbst vernommen. Hr. Sporschil handelt übrigens höchst unbesonnen, und gewiß nicht im Sinne der geheimen Policei, wenn er noch weitere Beweise von der Denunciation abverlangt. Solche Herausfoderungen würden zu sehr unangenehmen Enthüllungen führen, wäre der Verfasser von „Oestreichs innerer Politik" ein indiscreter Mann, wäre er wirklich, wozu ihn Hr. Sporschil macht — ein Feind der Regierung, ein falscher Ankläger, ein hämischer Verleumder.

Wir wiederholen es, Hr. Sporschil ist seiner Aufgabe, den Beschöniger von Gebrechen und Mißständen der Verwaltung und den Apologeten des Systems zu machen, nicht gewachsen; denn schon die Provocation verräth, daß es ihm an Takt hierzu gebricht. Einen Beleg mehr liefert die Weise, wie er den Hergang mit der Denunciation schildert. „Nicht die Mitglieder der politischen geheimen Policei", sagt er, „sind es welche leichtsinnig hingeworfene Reden anzeigen, wol auch verdrehen, sondern ganz andere Leute thun Das. Es sind jene Menschen welche über die Policei schimpfen, sowie sich aber ein Policeibeamter zeigt, ihm förmlich den Hof machen. Es sind Menschen welche sich Gunst zu erwerben suchen, indem sie jeden Augenblick auf die Policei rennen und anzeigen, was da, was dort Ungebührliches geredet worden. Sie gehören der Policei weder mittelbar noch unmittelbar an. Aber was will diese thun? Eine Anzeige liegt vor, und sie muß darauf eingehen. Für erwiesen nimmt sie dieselbe nicht an, aber für wahrscheinlich, weil der Anzeiger ihr verantwortlich bleibt, und auf eine falsche Anzeige Strafe steht. Das Schlimmste was auf eine solche Anzeige geschieht ist, daß der Bezichtigte vorgefodert wird, daß man ihn fragt, ob er sich so oder so ausgedrückt habe, und ersucht, künftig vorsichtiger in seinen Reden zu sein." Hr. Sporschil, obgleich so tief in das Policeiverfahren eingeweiht, verschweigt in dieser Auseinandersetzung, daß es gar nicht möglich ist falsche Angeber zu strafen, weil sonst die Anzeigen wegbleiben würden; er verschweigt, daß die letztern in einer gewissen Auswahl vom gewöhnlichen Policeirapport auf den Hofrapport gebracht werden, folglich einen weitern und erheblichern Zug als blos zur Polizei-Hofstelle nehmen. Nicht minder läßt er unberührt, daß bei Dienstverleihungen und Beförderungen, sowie bei Gnadenerweisen, Pensionen und Gratificationen häufig die Policei vernommen wird, mithin die Denunciation viel tiefer eingreift als er anzugeben beliebt. Wie vorsichtig und gewissenhaft die Policei zu Werke schreiten mag, so kann sie doch Täuschungen nicht entgehen. Davon dürfte sie zahlreiche Erfahrungen gemacht haben. Wenn daher Hr. Sporschil seine Capitel über die Denunciation mit den Worten schließt: „Der Verfasser der Schrift von „Oestreichs innerer Politik" ist fürwahr der schlimmste Feind der östreichischen Regierung, denn er strebt sie in der öffentlichen Meinung Deutschlands gänzlich zu vernichten, und ein um so gefährlicherer Feind, je eindringlicher seine Sprache ist", so hat er selbst den falschen Denuncianten gemacht, denn Wien kennt diesen Mann als einen Ehrenmann, und die Policei seine Unbescholtenheit. Noch einmal: Feinde der Regierung und der öffentlichen Wohlfahrt sind nicht Diejenigen welche im Geiste des Verfassers von „Oestreichs innerer Politik" die Gebrechen aufdecken und ihre Abstellung verlangen, Diejenigen hingegen sind ihre erklärten Feinde welche sie aus Gesinnungslosigkeit beschönigen, oder aus Selbstsucht belassen wissen wollen.

Der übrige Inhalt des Sporschil'schen Buches gleicht den vorliegenden Proben, und schließt mit der Ankündigung eines neuen, welches die schuldig gebliebenen Beweise von der Vortrefflichkeit des bestehenden Systems nachtragen, und die Verwerflichkeit und Verkehrtheit von Reformplänen in klares Licht setzen soll. 130.

*) Von wem hat denn Hr. Sporschil die Nachricht, daß jene Geschichte mit dem wiener Arzte erfunden sei? Hat er vor Abfassung seines Buches bei der wiener Policei deshalb Umfrage angestellt?

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 265. —— 22. September 1847.

De l'Allemagne moderne, par *Émile Frensdorff*. Paris 1847.

Wenn man früher gegen den Deutschen dem es im Auslande nach langem Bewerben endlich gelungen war sich eine einigermaßen sichere Stellung zu erringen, fast ohne Ausnahme den Vorwurf erheben mußte, daß er mit bedauerlicher Gefügigkeit leicht das deutsche Gewand mit dem fremden Kleide zu vertauschen, sein nationales Wesen eiligst abzustreifen und zu verleugnen vermöge, so zeigt sich jetzt die Zahl Derer immer größer welche im fernen Lande ihrer heimatlichen Beziehungen eingedenk sich die würdige Aufgabe stellen, den Ruhm ihres Vaterlands nach außen hin zu erweitern. Börne und Heine haben uns ungeachtet ihres redlichen Strebens, das wenigstens bei Börne im Grunde schon auf dieses Ziel gerichtet war, schlechte Dienste geleistet. Der Erstere war für die Franzosen unanfaßbar; er besaß das Talent nicht ihnen deutsche Kunst und Wissenschaft in gefälliger Form näher zu bringen. Aus seinen Urtheilen über deutsche Zustände fühlte der Ausländer wol das Misbehagen, das Zerfallene heraus; aber der tiefere Sinn und die liebevollere Bedeutung mußten für Jeden dem die eigentlichen Beziehungen nicht bekannt waren verloren gehen. Der neckische Heine schadete mit seinen spöttischen Ausfällen noch offener; er lieferte den Franzosen durch seine Witzeleien, deren eigentliche Tragweite nur dem Deutschen verständlich sein konnte, die Waffen zur Bekämpfung unserer vermeintlichen Ansprüche auf Beachtung, ohne durch Gründlichkeit und umsichtigere Darlegung eines reichhaltigern Materials seinen französischen Lesern einen freien Blick in unsere literarischen und politischen Zustände zu eröffnen. Dessenungeachtet ist aber, wie gesagt, die Zahl derjenigen Deutschen die, wenn sie sich erst in Frankreich orientirt haben, für Ausbreitung des deutschen Ruhms nach Kräften thätig sind, in erfreulichem Steigen. Die beiden ältesten, bewährtesten Vertreter dieser Richtung in Paris sind Depping und Duesberg. Was Depping auf dem Gebiete der strengern Wissenschaft, das hat der Letztere mit feinem Takte innerhalb eines weitern literarischen Kreises geleistet. Duesberg's geistreich geschriebene Uebersichten über die deutschen literarischen Entwickelungen haben wesentlich dazu beigetragen die vorzüglichsten Erscheinungen unserer Literatur in Frankreich bekannter zu machen, und was er bei seinen jüngern Collegen zur Kräftigung des nationalen Bewußtseins und zum tiefern Verständniß der fremden Verhältnisse durch freundliche Winke und Fingerzeige gethan hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Sein gesunder, gerader Sinn hat ihn vor allen Zerrbildern bewahrt mit denen einige unserer zerrissenen socialistischen Schwätzer, welche darauf ausgingen neuerdings noch bei den Franzosen die Achtung vor dem Deutschthume systematisch zu vernichten, die Nachbarn jenseit des Rheins behelligt haben. An ihn reiht sich ein befreundeter jüngerer Kreis, der in fortwährendem Wachsen begriffen ist, und von dessen andauernder Thätigkeit man sich die besten Erfolge zu versprechen hat.

Auch in Belgien hat sich in jüngster Zeit eine solche friedliche Propaganda gebildet, welche es sich angelegen sein läßt die Resultate unserer Wissenschaft und das Ansehen des deutschen Wesens zu verbreiten. An der Spitze derselben steht Ahrens, der würdige Schüler Krause's, dessen Wirksamkeit sich über die Grenzen Belgiens hinaus erstreckt. Durch seine Bemühungen hat die deutsche Philosophie, und besonders die tiefsinnige Lehre seines Meisters im Auslande eine immer größere Verbreitung gefunden. Eine vor kurzem veröffentlichte Schrift, welche der Besprechung der modernen deutschen Verhältnisse gewidmet ist, hat uns in Frensdorff einen neuen Kämpfer für die deutsche Ehre in Belgien erkennen lassen. Wir kennen seine nähern Lebensverhältnisse nicht, haben aber Grund zu glauben, daß auch er von Geburt ein Deutscher ist. Er verräth wenigstens eine Bekanntschaft mit unsern Zuständen wie sie ein Ausländer kaum zu erwerben im Stande ist, und dabei läßt sich in ihm die wärmste Sympathie für Deutschland und deutsches Wesen nicht verkennen.

Die vorliegende Schrift bietet sich gewissermaßen als eine Probe oder als Vorläufer eines umfassendern, einheitlichern Werkes. Sie besteht aus einzelnen Aufsätzen über einige Hauptmomente unserer literarischen und religiösen Entwickelung, von denen einige, wie der Herausgeber anführt, bereits in der „Revue nationale de Belgique" ihren Platz gefunden hatten. Der Werth dieser Gaben scheint uns aber selbst in ihrer gegenwärtigen, aphoristi-

schen Form bedeutend genug, um auf eine ausführlichere Besprechung Anspruch machen zu können.

Der erste Aufsatz ist der Jugendgeschichte Goethe's („La jeunesse de Goethe") gewidmet. Der Verf. hat sich das Feld dazu durch eine Beleuchtung der höchst widersprechenden Urtheile geebnet welche in Deutschland selbst über die Stellung, den Einfluß und die Leistungen des unsterblichen Dichters gefällt sind. Mit Recht sagt er, die Zeit der blinden Bewunderung für Alles was aus Goethe's olympischem Haupte entsprungen ist sei jetzt vorüber. Indem man anfing die Augen auf diese leuchtende Sonne zu erheben, habe man auch Flecken und Gebrechen an ihr entdeckt. Die platten Parodien Nicolai's und Pustkuchen's, die gehässigen Intriguen Kotzebue's werden hier mit wenigen Worten abgefertigt. Etwas länger werden wir bei den herben Ausfällen Menzel's aufgehalten, dem der Verf. den lächerlichen Namen eines „grand-prévôt du Parnasse" aufgedrückt hat, und von dem er sagt, er habe Goethe Immoralität und die sieben Hauptsünden (l'immoralité et les sept péchés capitaux) vorgeworfen. Dabei geschieht dann der Züchtigung Erwähnung welche sich der schwarzgallige Kritiker für seine hartnäckigen Anfeindungen von Seiten Gutzkow's zugezogen hat, neben der wol die ungleich zermalmendere polemische Flugschrift gegen Menzel von David Strauß Berücksichtigung verdient hätte. Auch die Stellung Börne's zu Goethe hätten wir ausführlicher beleuchtet gewünscht. Hierauf kommt Gervinus und seine absprechende Manier an die Reihe. Frensdorff läßt dem berühmten Historiker, dessen Werk er die erste wahrhafte Geschichte der deutschen schönen Literatur nennt, volle Gerechtigkeit widerfahren, indem er zugleich bemüht ist die Antipathien, denen Gervinus besonders in seiner Schrift über den „Goethe'schen Briefwechsel" Worte geliehen hat, auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Daneben werden noch einige billigende und tadelnde Stimmen aus dem Auslande angeführt welche unsern Dichterheros betreffen.

Die eigentliche Erzählung von der Jugendzeit Goethe's, die man bekanntlich um sie für die Bühne zuzustutzen in Frankreich greulich verhunzt hat, stützt sich durchweg auf die meisterhafte Darstellung in „Wahrheit und Dichtung". Obgleich der Verf. besonderes Gewicht darauf legt, daß er diesen Bericht nach andern biographischen Autoritäten (d'après les travaux biographiques sérieux) beglaubigt und berichtigt habe, finden wir doch Nichts als einen allerdings sehr geschickt und anziehend geschriebenen Auszug aus der eben erwähnten dichterisch verarbeiteten Selbstbiographie. Die Erzählung ist übrigens lebhaft, anschaulich, und wenn sie hier und da für deutsche Leser etwas zu sprunghaft erscheint, so darf man nicht verkennen, daß diese Form bei dem französischen Publicum gewiß auf größern Anklang zählen kann als ihn ein ruhigerer, gemessener, mit Belegen und Nachweisungen wohl verbriefter Bericht finden möchte. Unter diesen Umständen läßt sich für deutsche Leser aus dieser Darstellung, so beachtenswerth sie auch erscheint, wenig Neues ziehen. Nur eine Bemerkung wollen wir noch ausheben. Sie betrifft eine Zusammenstellung zweier sehr verschiedener Urtheile über Goethe's „Götz von Berlichingen", welche nicht ohne Interesse sein dürfte. Man kennt das wegwerfende Urtheil welches Friedrich der Große über dieses Kraftdrama, das er eine abscheuliche Nachahmung der Shakspeare'schen Verirrungen nennt (imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, und weiterhin la répétition de ces dégoûtantes platitudes), gefällt hat. Frensdorff vergleicht mit dieser ungerechten Aeußerung eine Stelle aus den „Réflexions sur le théâtre allemand" von Benjamin Constant, welcher in dem Goethe'schen Stücke „jene Einfachheit, jene rührenden Details bewundert welche keine poetische Verarbeitung auf die französische Bühne zu übertragen vermöchte".

In dem zweiten Aufsatz, der wie der vorhergehende bereits in der oben erwähnten Zeitschrift erschienen war, wird die Spaltung innerhalb des Katholicismus welche man mit dem Namen der deutsch-katholischen Bewegung bezeichnet („Le nouveau catholicisme allemand", heißt es in der Ueberschrift, während im Texte selbst dieser Ausdruck vermieden, und statt seiner fast immer néo-catholicisme gesetzt wird) auf eine unparteiliche, ruhige Weise besprochen. Bemerkenswerth scheint uns hier das Urtheil welches der Verf., der, nachdem er die Hauptrichtungen der religiösen Strömung bezeichnet hat, die Persönlichkeiten kurz skizzirt, über Ronge ausspricht. „Er war", heißt es hier, „als ein echter Schlesier dazu bestimmt einen Vorkämpfer der streitenden Tagesliteratur (un des champions de la littérature militante du jour) abzugeben. Statt Dessen wurde er Priester, Erzieher; aber seine eigenthümliche Natur brach bald wieder hervor, und Ronge hat gegenwärtig vielmehr den Charakter eines Journalisten als den eines Propheten und Reformators." Sehr richtig scheint es uns auch, wenn er großes Gewicht darauf legt, wie tief in Deutschland die Wirkungen der religiösen Bewegungen stets gegangen sind, während die Franzosen mehr von den Ideen politischer Gleichheit erschüttert werden.

Besonders angesprochen haben wir uns von der Charakteristik Zschokke's gefühlt welche im dritten Aufsatz auftritt. Der Verf. verweilt länger bei der Zeichnung dieser liebenswürdigen Erscheinung, die er den Franzosen selbst in ihren kleinen Zügen vorzuführen bedacht ist. Es ist Dies um so mehr zu billigen, als dieser einflußreiche Schriftsteller, ungeachtet einige seiner Werke mehrfache Uebersetzungen gefunden haben, jenseit des Rheins noch beiweitem nicht genug gewürdigt ist, indem, wie der Verf. mit Recht bemerkt, „man im Auslande häufig einen literarischen Einfluß nach dem Glanze mit dem er umgeben ist beurtheilt, und sich deshalb nur schwer eine richtige Vorstellung von der ungeheuern Bedeutung machen kann welche die Schriften Zschokke's bieten". Vielleicht werden die eingestreuten Notizen über den Aufenthalt Ludwig Philipp's in Reichenau, wo Zschokke an der Spitze der Unterrichtsanstalt stand, an der der flüch-

tige Fürst als Monsieur Chabot figurirte, das Interesse des Aufsatzes wenigstens für französische Leser zu erhöhen im Stande sein. Wir müssen es übrigens dem ganzen Aufsatze nachrühmen, daß in ihm das biographische Detail mit der literarischen Würdigung Dessen was Zschokke geschrieben hat mit französischer Leichtigkeit verschmolzen ist.

Der vierte Aufsatz bespricht die politischen Dichter Deutschlands („Les poëtes politiques"), und zwar vorzugsweise die der neuern Zeit. Derselbe hebt mit einer lebhaften Schilderung der geistigen Abgeschlossenheit der ältern Dichter an, welche es verschmähten politische Tendenzen in ihre Klänge zu mischen, und denen eine einseitige Kritik das Gebiet der staatlichen Anschauungen zu untersagen schien. „Aber die Professoren mochten ihre Paragraphen anstreichen, ihre Regeln vorschreiben, ihre Methode rühmen: die Lenau, die Grün, die Beck kamen doch wie unerwartete Sendboten mit der frohen Botschaft der Befreiung, und das Publicum verließ die ästhetischen Vorlesungen um den neuen Rhapsoden zu folgen" (S. 135). Dem Verf. hätte es vielleicht, wenn es ihm mehr auf historische Entwickelung der deutschen politischen Poesie angekommen wäre, nicht an Anknüpfungspunkten weiter hinauf gefehlt, sowie vielleicht der philosophische Zusammenhang der dieser ganzen Bewegung zu Grunde liegenden Ideen schärfer würde hervorgehoben sein, wenn er die bekannte einschneidende Abhandlung von Prutz mehr berücksichtigt hätte. Hier fanden sich sehr belangreiche Andeutungen. Doch auch so müssen wir ihm für seine Arbeit dankbar sein. Wir finden in ihr die Stellung Lenau's, Auersperg's, Beck's (cette belle trinité militante), den offenen, aber etwas plumpen Hoffmann von Fallersleben, Herwegh (le jeune O'Connel allemand), Freiligrath mit scharfen und deutlichen Zügen gezeichnet. Nur Dingelstedt, gegen den der Haß der Liberalen auf so unverdiente Weise entfesselt wurde, wird in ein zu ungünstiges Licht gestellt, wenn ihn Frensdorff ein „vrai caméléon littéraire" nennt, und wenn er von ihm sagt: „Est-ce un poëte? De grâce, ne m'interrogez point là-dessus." Wir glauben nicht, daß der sonst so unparteiische Verf., wenn er die gesammelten Gedichte Dingelstedt's durchgelesen hätte, Anstand genommen haben würde ihrem Autor dichterischen Beruf einzuräumen, und sein wirkliches Talent, das sich nicht blos, wie Frensdorff meint, auf eine feine, geistreiche Prosa beschränkt, anzuerkennen und gelten zu lassen. Am höchsten von allen politischen Dichtern welche uns vorgeführt werden stellt er den sinnigen Lenau, dessen geistige Zerrüttung ihm bei Abfassung seines Aufsatzes noch unbekannt war. Er sagt von ihm: „Lenau ist der wahre politische Dichter, indem er die reinste Regung seiner Seele der Befreiung der unterdrückten Welt widmet."

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog von Schiller's Schwester.

In den ersten Morgenstunden des 31. August 1847 starb in Meiningen Frau Hofräthin Elisabeth Christophine Friederike Reinwald, geb. Schiller, geboren am 4. September 1757; sie würde demnach in wenigen Tagen ihr neunzigstes Lebensjahr vollendet haben.

Als Schiller bald nach seiner Flucht aus Stuttgart während der Jahre 1782 und 1783 in dem abgelegenen Dörfchen Bauerbach unter falschem Namen verborgen lebte, verkehrte er viel mit dem gelehrten Hofrath und Bibliothekar Reinwald in Meiningen. Diesem theilte er namentlich auch die Briefe mit die er aus dem älterlichen Hause empfing, vorzüglich die von der geliebten ältern Schwester, die schon in der Heimat die Vertraute seines Leidens und seiner Kämpfe gewesen war, die seine ersten Dichtungen entstehen sah, die einen Theil des „Fiesco" aus seinem Munde niedergeschrieben hatte, die bis an ihr Lebensende mit einer unbeschreiblichen Innigkeit das Andenken des früh verlorenen Bruders bewahrte. Bald entspann sich auch zwischen Reinwald selbst und der Familie Schiller's ein Briefwechsel; als Ersterer bald darauf eine Reise nach Schwaben unternahm, fand er dort die herzlichste Aufnahme, und im Jahre 1786 führte er die Schwester seines Freundes als Gattin nach Meiningen. Reinwald hatte bei vielen trefflichen und achtungswerthen Eigenschaften doch auch manches Schroffe und manche nicht immer wohlthuende Eigenthümlichkeit; so hatte seine Gattin Mancherlei zu ertragen und durchzukämpfen, aber die sittliche Gediegenheit, der innere geistige Reichthum und die sich stets gleich bleibende Geduld und Heiterkeit der trefflichen Frau ließ sie auch in ihrer kinderlosen Ehe und in beschränkten ökonomischen Verhältnissen vielfaches Glück finden, und in kurzer Zeit erwarb sie sich zahlreiche treue Freunde und Freundinnen, zu welchen sie auch die kraftvolle, schlichte Mutter des jetzt regierenden Herzogs von Sachsen-Meiningen zählen durfte. Seit Schiller in Jena und dann in Weimar lebte, sahen sich die Geschwister öfter, zum letzten male im Jahre 1804. Im Jahre 1815 starb Reinwald. Nach seinem Tode brachte die Witwe längere Zeit in der Heimat, vornehmlich in Marbach zu, von wo sie auch mit einer Freundin einen Theil der Schweiz bereiste; aber freundschaftliche Verbindungen und ökonomische Rücksichten führten sie wieder nach Meiningen zurück, wo sie ein seltenes Alter in den glücklichsten und schönsten Verhältnissen erreicht hat. Nur noch selten wurde dies ruhige Leben durch kleine Reisen, z. B. nach Rudolstadt, wo Schiller's älteste Tochter lebt, unterbrochen.

Alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte blieben ihr bis zum letzten Augenblicke in wunderbarem Maße treu; nur das Gehör hatte in den letzten Jahren abgenommen, doch verständigte sie sich mit Bekannten und Befreundeten immer noch ohne besondere Mühe. Vor etwa zwei Jahren war sie an der Grippe heftig erkrankt, sie selbst und der Arzt hatten kaum noch Hoffnung; dennoch erholte sie sich und war seitdem wo möglich noch frischer und lebensvoller als vorher. Ja noch in den letzten Wochen machte sie grossentheils zu Fuß Spaziergänge nach schönen hochgelegenen Punkten der Umgegend, die sie seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sehr selten mag Jemand in ihrem Alter des Lebens sich so erfreut, es so heiter genossen haben wie Christophine Reinwald, und zugleich so in jedem Augenblicke zum Abschied bereit gewesen sein wie sie. „Mein Todestag ist mir lieber als mein Geburtstag", antwortete sie, als kürzlich ihr naher neunzigster Geburtstag erwähnt wurde. Sie äusserte wiederholt, daß sie jeden Tag als ein wunderbares Gnadengeschenk Gottes betrachte, und daß es deshalb undankbar sein würde, wenn sie nicht jeden derselben möglichst zu nutzen, eines jeden derselben sich möglichst zu erfreuen trachte. Sie müsse sich immer den ganzen Inhalt ihres Lebens zurückrufen, um zu begreifen wie alt sie sei, denn sie fühle ihre Jahre nicht; aber nur durch unaufhörliche Thätigkeit könne sie sich am Leben erhalten. Deshalb hatte sie immer eine ganze

Reihe von Arbeiten zur Hand, mit denen sie sich abwechselnd beschäftigte. Von ihren Hausgenossen auf das liebevollste gepflegt, nahm sie doch nur wenige Dienstleistungen an: sie fegte bis ans Ende ihre Stube selbst, sie machte ihr Bett selbst, nicht aus Noth, sondern um der Beschäftigung willen; sie verfertigte sich den größten Theil ihrer Kleidungsstücke selbst. Und diese häuslichen Arbeiten wechselten mit künstlerischen und geistigen. Von frühauf eine eifrige und kunstfertige Malerin übte sie diese Kunst noch an ihrem letzten Lebenstage. Im Frühlinge 1845 zeigte sie mir einen Stahlstich in klein Quart, eine Himmelfahrt darstellend, und fügte hinzu: „Das soll meine Arbeit für diesen Sommer sein, dies Blatt zu copiren; es soll aber drei bis vier mal größer werden, denn dabei lernt man am meisten!" Im Herbste war die Kreidezeichnung größtentheils vollendet. Mit besonderer Vorliebe aber malte sie in Wasserfarben Blumen und Früchte nach der Natur; ein solches unvollendet gebliebenes Blatt beschäftigte sie in ihren letzten Tagen. Auch mit der neuern und neuesten Literatur erhielt sie sich fortwährend in einiger Bekanntschaft, zunächst mit Dem was ihren großen Bruder betraf, wie sie z. B. an Kurtz' „Schiller's Heimatsjahre" und an Laube's „Karlsschüler" ihre große Freude hatte; doch wollte sie die Darstellung der letztern nicht sehen, sie fürchtete das lebendige Andenken zu trüben, wenn sie den Bruder durch einen andern fremden Menschen dargestellt sähe. Aber auch andere Schriften zu lesen war ihr fortwährendes Bedürfniß. So hatte sie vor einigen Jahren ein einzelnes Gedicht von Chamisso zur Hand bekommen; dadurch angeregt ließ sie sich dessen gesammelte Werke bringen, las sie fast ganz durch und bezeichnete die Eigenthümlichkeit des Dichters, welche ihren heitern Sinn freilich nicht durchweg ansprach, mit klaren und scharfen Worten. Wenige Tage vor ihrem Tode hörte sie mit großem Interesse eine Mittheilung über Hänle's „Würtembergische Luftschlösser", und freute sich auf das Buch, welches so viele heimische Erinnerungen für sie enthielt; doch hat sie es nicht mehr zu sehen bekommen. Aus Büchern welche sie ansprachen schrieb sie Viel ab, auch ausführliche, inhaltvolle Briefe schrieb sie nicht eben selten in festen, deutlichen Zügen.

Mit großer Vorliebe hing sie an ihrer Heimat und ihrer Jugendzeit, von der sie mit seltener Lebendigkeit und mit stets sich steigerndem Eifer erzählte, ohne daß ihr Gedächtniß für die nächste Vergangenheit geschwächt gewesen wäre. Vor kaum zwei Jahren entwarf sie mir die lebendigste Schilderung der Solitude, und zeichnete während des Sprechens einen übersichtlichen Grundriß derselben und ihrer Umgebungen mit dem Bleistift nieder. Einen Beweis der innern Jugend und Kindlichkeit die sie sich bewahrt mag auch folgende Aeußerung abgeben. Sie erzählte mir einmal Viel von ihrem Vater und seiner rastlosen Thätigkeit, und schloß mit den Worten: „Er war ein ganz vortrefflicher Mann; was ich auch unternehmen mag, ich frage mich immer noch zuerst, ob er es auch billigen würde."

Eine tief religiöse christliche Gesinnung, die sich besonders in großem Interesse für geistliche Dichtungen und für das Missionswesen aussprach, ging bei ihr Hand in Hand mit der größten Heiterkeit, die sich nicht selten wie bei einem jungen Mädchen in dem herzlichsten Lachen und manchem treffenden Scherz kund gab. Durch und durch aber war sie einfach, natürlich und wahr.

Diesem reichen Schatze des Herzens standen die glücklichsten äußern Verhältnisse zur Seite! Aller ökonomischen Sorgen war sie durch die huldvolle Fürsorge des Herzogs von Sachsen-Meiningen, der ihre gesetzliche Pension wesentlich erhöht hatte, überhoben. Wiederholt bot ihr derselbe Fürst, boten ihr andere hohe Gönnerinnen eine weitere Steigerung ihres Einkommens an; sie lehnte es dankend ab, denn für ihre Bedürfnisse war reichlich gesorgt. In ihrer nächsten Umgebung fand sie die liebevollste und sorgsamste Pflege, an welcher sich Schiller's jüngere Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, und deren Gemahl bei ihrem häufigen Aufenthalte in Meiningen auf die schönste und zarteste Weise betheiligten. Wol nur selten verging ein Tag an dem der Greisin nicht durch Einheimische oder Fremde Gelegenheit zu lebendiger Unterhaltung geboten wurde, wie sie sie so sehr liebte. Namentlich waren ihr die häufigen Besuche der edeln Herzogin und des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen stets eine Quelle großer Freude; auch andere fürstliche Personen: die verwitwete Königin von Großbritannien, die Herzogin Bernhard und der Erbgroßherzog von Weimar suchten Schiller's Schwester auf. Mit herzlicher Freude, aber ohne Eitelkeit sprach sie von solchen Besuchen, durch die sie sich aus ihrer gewöhnlichen Fassung und Haltung durchaus nicht aufscheuchen ließ. Herzgewinnend war die Freundlichkeit mit der sie jeden Besuch empfing, die warme Dankbarkeit mit der sie jeden Versuch ihr eine Freude zu machen belohnte.

So lebte Christophine Reinwald in ihrer bescheidenen aber freundlichen, bilderreichen Stube im Erdgeschoß von Jahr zu Jahr fort; schon früh am Morgen saß sie im saubersten Anzuge am Fenster, und hatte für jeden Hineinblickenden einen freundlichen Gruß. Ihre auch zuletzt nur wenig gebeugte Gestalt trug keine Spur greisenhafter Hinfälligkeit an sich; ihre Augen leuchteten in der Lebendigkeit des Gesprächs jugendlich, ihre Wange war zart geröthet; ihre Sprache, aus der ein Anflug der schwäbischen Mundart nie ganz verschwand, war ungebrochen und fließend. Die Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, welche man an der Lebenden nur wenig bemerkte, trat in der ruhig schlummernden Leiche auffallend hervor, besonders in der obern Hälfte des Gesichts.

Am 30. August ging sie Nachmittags noch aus, um im Theater die neue Arbeit eines Malers zu sehen, an der sie ihre vollste Theilnahme zeigte. Gegen Abend fühlte sie sich unwohl, meinte aber eines Arztes nicht zu bedürfen, doch gab sie zu, daß in dem Zimmer neben ihrer Schlafkammer eine Wärterin blieb. Diese hörte sie mehrmals über Schmerzen klagen, dann das Vaterunser beten; als sie nach längerer Pause gegen Morgen in die Kammer trat, fand sie die Greisin mit geschlossenen Augen sanft entschlafen.

So krönte ein seliges Ende ohne körperlichen oder geistigen Verfall das reiche und glückliche Leben einer Frau die dem Kreise ihrer Freunde merkwürdig und unvergeßlich sein würde, auch wenn sie nicht Schiller's Schwester gewesen wäre. Aber sie war die würdige Schwester eines solchen Bruders. Sie hat die auch ihr befreundete Karoline von Wolzogen nur um wenige Monate überlebt, und wir stehen an ihrem Grabe mit dem Gefühle, daß wir hier die letzte Mitlebende und Zeugin einer großen und herrlichen Zeit zur Ruhe bestattet haben.

W. A. Passow.

Literarische Notiz.

Der Jesuit in der Familie.

Unter diesem Titel („The Jesuit in the family, a tale, by *Andrew Steinmetz*", London 1847) hat nurgenannter Verf. seinem auch in d. Bl. lobend gedachten „Novitiate" einen Nachfolger gegeben, der des Vorgängers völlig unwürdig ist. Das zur Warnung für die vom „Novitiate" befriedigten Leser sowie für die vom Titel Angelockten. Der Inhalt des „Novitiate" kann wahr sein; „der Jesuit" ist eine offenbare Lüge. Jenes war geschrieben worden, weil der Verf. Etwas zu sagen hatte. Diesen scheint er geschrieben zu haben, weil „irgend eine Schraube ihn gequetscht". Wer auch nicht das Geringste von Jesuiten wußte, konnte diesen Jesuiten schreiben. Wem aber jenes Wissen beiwohnt, der würde ihn so nicht geschrieben haben. Das Buch ist für den Titel, der Titel nicht für das Buch gemacht worden. Die darin auftretenden Personen sind niederträchtige Wüstlinge, ehrvergessene Priester und gefallene Dämchen; die darin aufgestapelten Ereignisse Verführung, Zweikampf, Todesfurcht und jeglichen Lasters faule Frucht. Koste sie, wen's gelüstet. 16

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 266. —— 23. September 1847.

De l'Allemagne moderne, par *Émile Frensdorff.*

(Beschluß aus Nr. 265.)

Der Aufsatz „Henri Heine", der sich schon in der Ueberschrift als Fragment ankündigt, enthält Nichts als einige mit ein paar Bemerkungen versehene Proben aus den Heine'schen „Reisebildern". Dieselben sind gewissermaßen als Beleg für Das was im Frühern über Heine gesagt ist anzusehen.

Hieran reiht sich eine Charakteristik Hebel's („Les poésies populaires de Hebel"). Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, die Naivetät dieses beliebten Volksdichters den Franzosen, deren allzu nüchterne Sprache sich diesen kindlichen Ergüssen nur mit Widerstreben anschmiegt, verständlich zu machen. Man muß es indessen dem Verf. nachrühmen, daß es ihm gelungen ist die einzelnen Züge welche der Hebel'schen Volkspoesie eigenthümlich sind zu einem ansprechenden Bildchen zu vereinen. Dasselbe gewinnt noch an Interesse und Bedeutung dadurch, daß die meisten derjenigen modernen Schriftsteller welche sich, wie Auerbach, Rank u. A., mit der Schilderung des ländlichen, idyllisch volksthümlichen Lebens befaßt haben, in den Kreis der Besprechung gezogen werden. Die mitgetheilten Proben in Prosa werden kaum im Stande sein den französischen Lesern einen Begriff von der Lieblichkeit der „Allemannischen Lieder" zu geben; aber Frensdorff hat sich auch gleich von vornherein dagegen verwahrt, als verspreche er sich eine solche Wirkung, indem er auf die Unzulänglichkeit des französischen Idioms zu Abspiegelung der feinern Nuancen welche das Original *bietet* hindeutet. Der Zauber des Allemannischen ist ja übrigens auch so eigenthümlich, daß schon eine Uebertragung in das Hochdeutsche das Liebliche der Hebel'schen Productionen verwischen muß.

Das meiste Interesse für deutsche Leser bietet der letzte Aufsatz. Er führt den Titel: „L'Allemagne jugée par la France", und enthält neben einer Zusammenstellung älterer, meist sehr ungünstiger Aeußerungen über Deutschland und deutsches Wesen einen Ueberblick über die Leistungen der französischen Schriftsteller welche sich neuerdings zum Theil mit entschiedener Vorliebe der Besprechung deutscher Zustände zugewendet haben.

Der Verf. beginnt seine Entwickelung mit einem Citate aus Quinet, welches nicht seinem antigermanischen Herzenserguffe über Teutomanie, sondern dem in günstiger Stimmung gehaltenen Buche „Allemagne et Italie" entnommen ist. Quinet meint: Deutschland sei ein Land welches das französische Urtheil immer durchkreuzt habe, und dessen ruhiger Entwickelungsgang den Franzosen immer erst nachträglich offenbar werde. So sei man auch neuerdings immer in der irrigen Ansicht befangen, als stehe Deutschland noch auf dem Standpunkte wo es von der Staël in ihrer bekannten Schrift erfaßt und so weit es anging beleuchtet und erklärt wurde. Allerdings ist man in Frankreich immer noch geneigt in uns Deutschen blauäugige Schwärmer mit romantischen Sympathien, voll Sentimentalität und voll Weitherzigkeit (un don-quichotisme cosmopolite), zu sehen.

Was nun die ungünstigen Urtheile betrifft welche früherhin so häufig über Deutschland von Franzosen gefällt wurden, und auf die der Verf. hier zurückgehen zu müssen glaubt, um die irrthümlichen Ansichten welche noch jetzt theilweise über unser Wesen gäng und gäbe sind zu erklären, so hätte er leicht eine reichere Blumenlese mittheilen können, selbst wenn er auf so lächerliche Ausfälle wie sie sich z. B. in der bekannten Frage bieten: ob überhaupt ein Deutscher Anspruch auf Geist machen könnte, nicht weiter eingehen wollte. Einen Beleg für die Misstimmung französischer Schriftsteller gegen die deutsche Literatur, welcher uns bis jetzt entgangen war, wollen wir hier dem Verf. entlehnen. Er ist den von Smolky herausgegebenen „Oeuvres diverses et inédites de Marie-Joseph Chénier" (Brüssel 1816) entnommen. Der bekannte Dichter hat in den vorhergehenden Zeilen über Shakspeare zu Gericht gesessen, an dem er zwar ein gewisses Talent gelten läßt, aber der ihm zugleich als eine sehr rohe, verkrüppelte Gestalt erscheint. Mit Bezugnahme auf das deutsche Theater, in dem er auf Tritt und Schritt die Nachahmung des britischen Genius zu erkennen glaubt, fährt er dann fort:

Mais lorsque de nos jours la lourde Germanie
Rappelle ses écarts et non pas son génie,
Nous, disciples des Grecs, et par eux adoptés,
Sans le prendre pour guide, admirons ses beautés;
Et respectant du goût la sévère limite,
Avec génie encor que Ducis les imite.
De Schiller, de Lessing si l'orgueil un peu plat
Du théâtre français voulut ternir l'éclat,
Loin du trône où, tenant et le sceptre et la lyre,
Sont assis trois rivaux, maîtres du même empire,
Que Lessing et Schiller de leurs drames bâtards
Surchargent à l'envi les tréteaux des remparts.

Diese Verse, in denen sich die lächerlichste Ignoranz von der deutschen Literatur breitmacht, rühren aus einem classisch gehaltenen „Essai sur les principes des arts", dessen Entstehung in das Jahr 1807, also in eine Zeit fällt in der durch das Zusammenwirken dreier hervorragender Geister — wir meinen Chateaubriand, Nodier und Madame Staël — die beschränkten classischen Satzungen erschüttert und der Sinn der gebildeten Franzosen für das Empfängniß der befruchtenden germanischen Ideen gelockert wurde. Den günstigsten Einfluß auf diese Umstimmung hat bekanntlich die geniale Staël mit ihrem vielgepriesenen und vielgetadelten „De l'Allemagne" ausgeübt. Was man auch an der Art und Weise wie sie die deutschen Zustände auffaßte auszusetzen finden mag, so viel steht doch fest, daß das liebevolle Eingehen auf unsere Eigenthümlichkeiten, wie es sich in diesem Werke darlegt, den ersten Anstoß in Frankreich gegeben hat von unserer geistigen Entwickelung nähere Kenntniß zu nehmen. Wir können es Frensdorff nicht verargen, wenn er sich gegen die höchst ungerechte Beurtheilung welche Gervinus in seiner Literaturgeschichte dem „De l'Allemagne" zu Theil werden läßt verwahrt, und das Einseitige dieser absprechenden Kritik ins rechte Licht setzt. Mit Recht sagt er, Gervinus beurtheile gern eine aus ihrem geistigen Zusammenhange losgerissene Erscheinung, und bringe die mitwirkenden Umstände nicht immer gehörig in Anschlag. Auch die Berichtigung welche er in Bezug auf eine Aeußerung Goethe's eintreten läßt, auf den sich Gervinus zur Bekräftigung seines ungünstigen Urtheils beruft, halten wir für vollkommen begründet. Goethe hegte nämlich von der Staël und insbesondere von ihrem geistreichen Werke über Deutschland keineswegs eine so ungünstige Meinung wie Gervinus es anzunehmen scheint. Wenn auch keine ausdrücklichen Beweise vorhanden wären, so würden schon die Ausbrüche verletzter weiblicher Eitelkeit, welche wir bei der Rahel sowie bei der Bettina finden, dafür sprechen, daß der von Beiden so hochverehrte Dichter auf seine freundlichen Beziehungen zu der geistreichen französischen Schriftstellerin keinen geringen Werth legte. Bettina kann freilich gar nicht begreifen, was ihr Abgott an der Französin findet, und Rahel geht in ihrer Misstimmung so weit, daß sie sich in thörichter Verblendung sogar an dem Stile der „Delphine" und „Corinne" Aussetzungen erlauben zu können glaubt. Goethe verstand besser den unvergleichlichen Zauber der Rede den Madame de Staël mündlich wie schriftlich entfaltete zu würdigen. Er hatte von dem Werke in dem sich die berühmte Schriftstellerin mit Deutschland beschäftigte schon vor der durch das Einschreiten der französischen Policei verzögerten Veröffentlichung Einsicht genommen, und seine hohe Bedeutung erkannt. Allerdings würde man sich der Uebertreibung schuldig machen, wenn man in der Staël gewissermaßen den Entdecker der neuen germanischen Welt sehen wollte. Frensdorff hält hier die richtige Mitte. Mit Bezugnahme auf die „Histoire des idées littéraires" von Alfred Michiels zeigt er wie schon einzelne Strahlen von dem aufsteigenden Glanze der deutschen Literatur nach Frankreich gedrungen waren. Aber — und hier hätten wir gewünscht, daß vom Verf. mehr Nachdruck darauf gelegt wäre — alle frühern Bestrebungen dieser Art waren vereinzelt und ungeeignet den Franzosen ein vollständiges Bild, wie es wenigstens annähernd in dem „De l'Allemagne" gegeben wird, zu verschaffen. Allerdings hatte Mercier den Werth unserer Literatur schon geahnt, und das Verdienst welches er sich um die Verbreitung derselben durch die Uebertragung der „Jeanne d'Arc" erworben hat, soll nicht geschmälert werden; aber in den Andeutungen die er über die deutsche Poesie gegeben hat sehen wir uns nach genügenden Belegen um welche uns berechtigen könnten, ihn ohne Weiteres, wie Michiels es gethan hat, „den Vorläufer der Madame de Staël" zu nennen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Namen welche der Verf. uns vorführt.

Mit Dem was über das vielbesprochene Verhältniß der Madame de Staël zu A. W. v. Schlegel gesagt wird, stimmen wir vollkommen überein. Es ist eine offenbare Lüge, wenn man behauptet, sie habe sich bei Abfassung ihres beregten Werkes der Mitarbeitung des deutschen Kritikers ungebührlich bedient. Daß sie demselben hier und da einzelne nicht unwichtige Andeutungen, interessante Notizen und beachtenswerthe Winke zu verdanken hatte, kann man wol annehmen ohne ihre literarische Selbständigkeit zu beeinträchtigen; aber die leitenden Grundideen, die Gliederung des ganzen Plans sowie die eigentlichen Entwickelungen schöpfte sie, wie aus unumstößlichen Beweisen hervorgeht, lediglich aus ihrem eigenen, mit vieler Ausdauer durchgeführten Studium der deutschen Zustände. Man hat zwar gemeint, es habe hier der Ausländerin das wesentlichste Mittel des Verständnisses, die genügende Bekanntschaft mit der deutschen Sprache, gefehlt. Aber auch diese Behauptung ist, wie Frensdorff unwiderleglich darthut, obgleich sie in dem gegen die Staël durchgeführten Verdächtigungssysteme von besonderm Gewichte scheint, durchaus haltlos und unbegründet. Die Zeugnisse Oehlenschläger's, Zacharias Werner's u. A. sind da, um sie vollständig zu entkräften.

Was Frensdorff von den spätern Bemühungen, Frankreich mit unsern geistigen Erwerbnissen bekannt zu machen, anführt, ist ohne Anspruch auf Vollständigkeit machen zu können genügend, und zeugt im Allgemeinen von einem verständigen Urtheile. Vielleicht ist er gegen einzelne französische Autoren welche, wie der ungründliche Marmier, die Rolle als Vermittler nicht eben mit sonderlichem Glücke gespielt haben, nur zu nachsichtig und rücksichtsvoll. In Bezug auf Philarète Chasles, den wir auf dem Gebiete der englischen Literatur als competenten Richter gelten lassen, glauben wir, indem wir vom Verf. abweichen, daß das Publicum, wenn es an seiner Bearbeitung des Jean Paul'schen „Titan" keinen Geschmack finden wollte, keineswegs im Unrecht war. Der Uebersetzer, der seinen Autor eine Reise à la cour statt nach Hof machen läßt, konnte mit seiner ungenügenden Arbeit keinen Anspruch auf Beachtung erheben. Dagegen pflichten wir Frensdorff vollkommen bei, wenn er den redlich strebenden Henri Blaze gegen die hämischen

Angriffe einzelner deutscher Kritiker kräftig in Schutz nimmt. Blaze hat in seiner Bearbeitung des Goethe'schen „Faust", wie man auch über einzelne mislungene Partien urtheilen mag, geleistet was sich bei dem jetzigen Stande der französischen Sprache nur erreichen ließ, und seine „Écrivains et poëtes de l'Allemagne" sind werthvolle, zum Theil sehr gelungene Studien. Neben Blaze werden vorzüglich noch Taillandier und Michiels gewürdigt. Wir haben schon angedeutet, daß der Verf. sich mehrfach auf den Letztern bezieht. Wir theilen die gute Meinung welche er von diesem ernsten Schriftsteller hegt; aber ungerecht scheint es uns, wenn er behauptet, die „Histoire des idées littéraires" desselben würde von deutschen Kritikern wol ausgebeutet, aber nicht citirt. Dieser Vorwurf ist unbegründet. Wir haben selbst mehrfach in diesen Spalten Gelegenheit gehabt den Namen ihres Verf. anzuführen, und wir glauben, daß wir stets seinen Leistungen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Unter Denjenigen welche sich die Förderung der deutschen Studien in Frankreich vorzüglich angelegen sein lassen, haben wir den Namen Martin's vermißt, dessen erste Gedichtsammlung „Ariel" schon den am deutschen Dichterborne genährten Poeten verrieth, und der erst neuerdings wieder in einem eigenen Werke sein liebevolles Eingehen auf das germanische Wesen bethätigt hat. Ueberhaupt wäre, wenn es sich um größere Vollständigkeit gehandelt hätte, eine noch ansehnlichere Zahl von solchen Vertretern der deutschen Wissenschaft in Frankreich aufzuzählen gewesen. Uns genüge es zu versichern, daß der Verf. des „De l'Allemagne moderne" sich ihren Bestrebungen auf sehr rühmliche Weise anschließt. Möge seiner geistreichen Schrift die gebührende Anerkennung zu Theil werden, damit ihm nicht der Antrieb zur Vollendung des in der Einleitung versprochenen umfassendern Werkes fehle!

G. F. Günther.

Der hochgestellte Verbrecher.

Das scheußliche Verbrechen welches in diesen Tagen in Paris von Einem aus den höchsten Classen der Gesellschaft begangen worden ist, wird in Frankreich selbst, wie überall, als ein Kennzeichen der angefaulten und in Verwesung übergehenden Gesellschaft betrachtet, die selbst in ihren Spitzen des Rangs, des Besitzes und der Bildung nicht mehr *die* tiefste Verworfenheit und sittliche Entartung von sich abzuhalten, ja noch mehr solche nicht von den empörendsten Ausbrüchen und Angriffen auf ihre eigene Existenz zurückzuhalten im Stande ist. Es erscheint nur natürlich, daß man den Grund dieser Verderbniß, die an so hohen Stellen der gesellschaftlichen Pyramide hervorbricht, in der Spitze derselben selbst sucht, und das System dafür verantwortlich macht welches seit 17 Jahren den öffentlichen Zuständen und dem sie bedingenden Geiste der französischen Nation ihre Richtung gegeben hat. Der Segen welchen dieses System im Anfange zu verbreiten schien, das materielle Gedeihen welches an die Stelle der wilden Gährung der erhitzten Leidenschaften getreten war, wird natürlicherweise vergessen, nachdem es im Uebermaß seiner Entwickelung diesen seinen anscheinenden Zweck selbst aufhebt, nachdem es offenkundig zu jenen traurigen Katastrophen hindrängt die zu vermeiden es begonnen und fortgesetzt ward.

Der „unabänderliche Gedanke", auf Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung gerichtet, so lange als das Ergebniß tiefer Regierungsweisheit anerkannt und gefeiert, hat nachgerade in der öffentlichen Meinung alle Strahlen seines frühern Ruhms eingebüßt, da man zu erkennen beginnt, daß er den Boden der Zukunft nicht befruchtet und, nur dem augenblicklichen Ertrage der eigenen Scholle fröhnend, das Allgemeine den Stürmen preisgibt welche er heraufbeschwört. Sincerum est, nisi vas quodcunque infundis, acescit und eine Friedenspolitik und eine auf Hebung des materiellen Gedeihens der Nation gerichtete Verwaltung, die unter den Händen eines Heinrich's IV. zum dauernden Segen sich gestaltet hätte, wird in denen des Friedens-Napoleon's zu einem Element allgemeinen Moderns und Verrottens.

Die letzten Vorgänge in Frankreich, die Symptome der Sittenverderbniß in den höhern Classen, welche hauptsächlich durch das Jagen nach Reichthümern ausgebrütet scheint, mahnen lebhaft an die Tage der Regentschaft, wo der Großvater des jetzigen Königs die Wunden welche die Eroberungspolitik Ludwig's XIV. Frankreich geschlagen durch Maßregeln zu heilen suchte die der ungezügelten Gier nach Geld und Gut gleichfalls freien Lauf eröffneten. Mit strenger Untersuchung gegen die Unterschleife und Gaunereien der Finanzpächter und der Bestrafung derselben begonnen, endigten dieselben nach dem wildesten Taumel der schmuzigsten Leidenschaften des Gelderwerbs in dem Zusammensturz des grundlosen Gebäus anscheinend allgemeiner Wohlfahrt, und bereiteten jenes tiefe Elend vor aus dem später die Revolution mit ihrem Alles verschlingenden Schlund hervorging. Die vielen Vergleichungspunkte die sich zwischen der damaligen Periode und der jetzigen dem aufmerksamen Auge darbieten bei Seite lassend, wollen wir hier nur ein einzelnes Ereigniß herausheben, welches insofern als Seitenstück zu der Missethat welcher sich der Herzog von Choiseul-Praslin schuldig gemacht hat dienen kann, als der Verbrecher auch den höchsten Ständen angehörte.

Der berüchtigte Law, dessen Charakter und Absichten in Louis Blanc's „Histoire de la révolution" eine gerechtere Würdigung gefunden haben als Dies bisher der Fall war, hatte durch seinen kühnen Finanzplan den zerrütteten Haushalt des Staats zu heilen dem in einer durch despotische Herrschaft verderbten Nation stets vorhandenen gewissenlosen Durst nach Reichthümern Thor und Thür geöffnet, und Alles stürzte sich gestachelt von der Gier, an dem unerschöpflichen Ergusse des Füllhorns dieser Projecte theilzunehmen, in die Schwindeleien wozu die an und für sich so klug ausgedachten Entwürfe des geistreichen Schotten Anlaß gaben. Die Nation befiel ein wahrer Wahnsinn in Papieren zu speculiren und zu schwindeln. Wie die Wärme im Schlamme der tropischen Gegenden brüteten die dadurch auf leichtem Wege erlangten Gewinne die Larven der schlimmsten Leidenschaften aus. Ueppigkeit, Verschwendung, Wollust, Betrug, Bestechung, Habsucht, Rachsucht, Mordlust — alles Dies wuchs mit reißender Schnelle und in ungemessener Fülle aus jenem Pfuhl der Verderbniß groß. Von den an den Stufen des Throns stehenden Herzögen und Grafen an bis herab zu dem vielgestaltigen Gewerbe des niedrigsten Plebejers drängte sich Alles zu dem Tempel des neuen Cultus und nahm Etwas von dem Seelenschmuze mit fort der dort Alles erfüllte. Die Angriffe auf Person und Eigenthum, die Gaunereien, die Fälschungen, die Unterschleife, die Diebstähle, die Gewaltthätigkeiten, die Todtschläge und Meuchelmorde mehrten sich in entsetzlicher Menge. Unter den scheußlichen Thaten welche ruchbar wurden enthüllte aber keine mehr den unermeßlichen Abgrund in welchen der ganze Charakter des Volkes und mit ihm seine Zukunft zu stürzen drohte, als das Verbrechen des Grafen v. Horn, des jungen Bruders des Fürsten v. Horn, eines nahen Verwandten der altfürstlichen Familien der Aremberg, der de Ligne und der Montmorency.

Dieser junge Wüstling hatte mit zwei andern Seinesgleichen, einem sardinischen Capitain Namens Mille und einem Flamländer Namens Lestang, beschlossen einen reichen Mäkler zu berauben, bei dem die vornehmen Räuber große Geldsummen vermutheten. Der Einkauf von Actien mußte den Vorwand herbeirufen den Mäkler nach einer gemeinen Kneipe in

der Nähe des Vendômeplatzes zu bestellen. Der geschäftslustige Geldmann fand sich richtig dort ein und ward nach einem kurzen Zwiegespräch von dem Grafen mit dem Dolche angefallen, der ihm drei Stöße in die Brust versetzte. Die beiden andern Helfershelfer warfen sich hierauf über das Schlachtopfer, während der Graf sich des Portefeuille des Letztern bemächtigte, worin sich für 100,000 Kronen Actien befanden. Der Hülferuf des Gemordeten rief jedoch Leute herbei, und der Graf v. Horn wie der Capitain Mille wurden auf frischer That ergriffen; dem Dritten gelang es zu entkommen.

Dieser Frevel am hellen lichten Tage begangen setzte ganz Paris in Schrecken und Bestürzung. Der damals allmächtige Law drang in den Regenten, das Gefühl der allgemeinen Entrüstung darüber durch schnelle und strenge Gerechtigkeit zu sühnen. Schon am Tage nach der That ward das Gericht über die Verbrecher eröffnet. Bei der Offenkundigkeit der That war ihr Leugnen vergeblich; sie wurden verurtheilt lebendig gerädert zu werden. Nun wurden von Seiten der hohen Verwandten des Grafen v. Horn alle Mittel aufgeboten die Vollstreckung dieses Urtheils an dem altadeligen Missethäter zu hintertreiben. Die Vorzimmer des Regenten sah man von seiner hohen Freundschaft Tag und Nacht belagert; man suchte ihn als geistesirr darzustellen, man führte seine Jugend, die Verführung, seinen Stand als Milderungsgründe an. Der Regent, seiner Charakterschwäche sich bewußt und von Law gedrängt der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen, verweigerte den Bittenden zuerst jeden Zutritt zu sich. Als er endlich darin nachgab, wußten sie ihm vorzustellen, daß der junge Verbrecher welcher die infamirendste Strafe erdulden sollte mit dem Hause Orleans selbst verwandt sei, und daß die Schande dieser Todesstrafe ihn selbst mit treffen werde. Da soll der Regent als letztes Argument gegen ihr dringendes Flehen die Worte Corneille's angeführt haben: „Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud." Die adelige Sippschaft des Grafen wußte nun den Herzog v. St.-Simon, einen Mann der wegen seines biedern Charakters großen Einfluß auf den Regenten übte für sich zu gewinnen, und dieser stellte Letzterm vor, wie gefährlich es sei, sich durch Unnachgiebigkeit in diesem Falle so zahlreiche und mächtige Feinde in den angesehensten Familien des Landes zu schaffen. Er wies darauf hin, daß die Aremberg in Deutschland reich begütert seien, und daß dort ein Gesetz bestehe, kraft dessen kein Verwandter eines wegen todeswürdigen Verbrechens Geräderten vor Verlauf eines ganzen Menschenalters zu irgend einem öffentlichen Amte gelangen könne. Er rieth deshalb die Strafe in einfaches Enthaupten zu verwandeln, die man überall als weniger infamirend betrachte. Schon war der Regent in Begriff diesen Vorstellungen nachzugeben, als es seinem Rathgeber, John Law, gelang ihn in seinem frühern Entschlusse zu bestärken und zu vermögen das Urtheil zu unterzeichnen.

Nun fielen die Verwandten des Grafen Horn auf ein letztes Auskunftsmittel der Schmach zu entgehen die auf sie zu fallen drohte, wenn Einer der Ihrigen lebendig gerädert würde. Es gelang dem Fürsten v. Robec Montmorency Einlaß in den Kerker des Verurtheilten zu erlangen, ihm dort Gift zuzustellen und ihn aufzufodern durch Selbstmord seiner Schande zu entgehen und zu verhüten, daß ein unvertilgbarer Flecken auf seine Familie falle. Der junge Verbrecher aber stieß den Giftbecher von sich, und weigerte sich entschieden Hand an sich selbst zu legen. Entrüstet über diese Memmenhaftigkeit brach der Fürst, nachdem alle fernern Vorstellungen fruchtlos blieben, in die Worte aus: „Stirb denn, wie du magst, du feiger Elender! Du verdienst nichts Besseres als durch Henkershand umzukommen!"

Zuletzt richtete Horn selbst ein Gesuch an den Regenten, und bat darum, daß man seine Strafe in Enthauptung verwandele. Aber vergeblich; John Law bestand darauf, daß man keine Rücksicht auf dies Gesuch nehme, weil die öffentliche Meinung darin nur eine Beugung des Rechts zu Gunsten des Adels erblicken werde. Die Staatsraison trug über das Anliegen einer mächtigen Kaste und über die geheimen Neigungen des Regenten den Sieg davon. Sechs Tage nach dem Raubmorde hatte das Volk das Schauspiel, einen Mann vom höchsten Range, an Stand den ersten Familien des Landes nahestehend, mit der mächtigsten derselben, ja mit der des Regenten selbst durch Verwandtschaftsbande verknüpft, von Henkershand lebendig gerädert zu sehen. 26.

Bibliographie.

Bilderbibliothek der neueren deutschen Geschichte. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Friedrich der Große von J. Bader. Mit 24 Stahlstichen. Carlsruhe, Kunstverlag. Qu. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bloxam, M. H., Die mittelalterliche Kirchen-Baukunst in England. Nach der 7ten Auflage übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Nebst 56 Stein- und Holzschnitt-Tafeln. Leipzig, Haendel. 12. 2 Thlr.

Boll, F., Geschichte des Landes Stargard bis zum Jahre 1471. Mit Urkunden und Regesten. 1ster Theil. Neustrelitz, Barnewitz. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Erdmannsdorff, O. A. v., Der Feldzug von 1796 in Italien. Nach den besten Quellen bearbeitet. Magdeburg, Fabricius u. Schaefer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Frankl, L. A., Zur Geschichte der Juden in Wien. I. Der alte Judenfreithof. Wien, Mörschner's Wwe. u. Bianchi. Gr. 8. 9 Ngr.

Harms, C., Die Augsburgische Confession in 15 Predigten gelehrt, vertheidigt und gelobt. Kiel, Universitäts-Buchh. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Jani, C. G. M., Evangelische Kirchenbibliothek. 1ste bis 3te Lieferung. Berlin, Heymann. Gr. 8. à 10 Ngr.

Jean Paul's ausgewählte Werke. 1ster Band. Berlin, G. Reimer. 8. 15 Ngr.

— — Ueber das Immergrün unserer Gefühle. 5te Auflage. Berlin, Enslin. 16. 10 Ngr.

Kaltenborn v. Stachau, Baron Carl, Kritik des Völkerrechts nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rheinischer Liederkranz auf das Jahr 1847. Herausgegeben von W. Brach und W. Stens. Mit Beiträgen von E. M. Arndt, R. Delius, G. Kinkel, K. Simrock ꝛc. Bonn, Henry u. Cohen. 8. 1 Thlr.

Müller-Jochmus, M., Oeffentlicher Prozeß gegen das fürstbischöfl. General-Vicariat-Amt in Breslau. Actenmäßige Darstellung und Anklage. Leipzig, Keil u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Moras, T., Ueber die Erziehung in unserer Zeit. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 7½ Ngr.

Quinet, E., Frankreich und die heilige Allianz bei dem letzten Aufstande in Portugal, aus dem Französischen übertragen von W. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 7½ Ngr.

Reden und Predigt bei der Einweihung des neuerbauten evangelischen Gotteshauses zu Kissingen am 1. Sonntage nach Trinitatis den 6. Juni 1847. Schweinfurt, Wetzstein. Gr. 8. 9 Ngr.

Salomon, G., Zwei Kanzel-Vorträge bei der am 23. und 24. April 1847 begangenen Einweihungs-Feier der renovirten Synagoge in Strelitz. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Selmann, M. U., Der Prozeß Teste-Cubières. Nach den Quellen bearbeitet. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Wort der Verständigung über die Ausschließung des Dr. Rupp aus dem Gustav-Adolf-Verein von einem Mitgliede des Mecklenburg-Strelitzischen Hauptvereins. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 267. —— 24. September 1847.

Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenracen und des Mosaischen Schöpfungsberichts. Von Andreas Wagner. Leipzig, Voß. 1845. Gr. 8. 3 Thlr.

Wenn in den frühern finstern Zeiten des Aberglaubens, in denen das Licht der Wissenschaften kaum in einzelnen Strahlen das Dunkel durchbrochen hatte, ein Gedanke, eine Ansicht auftauchte die mit den herrschenden Gedanken und Ansichten der Menschen in geradem Widerspruch stand; ja, wenn vollends eine solche Ansicht sich nicht mit den Worten des heiligen Buches zusammenreimen ließ, wie z. B. Galilei's Lehre: daß sich die Erde um die Sonne drehe — so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die ganze Welt ob eines solchen Frevels Zeter schrie, und den Entdecker sammt seinem Gedanken zur Hölle verdammte. Gott Lob, es ist aber anders geworden! Der menschliche Geist hat sich frei gemacht von den Fesseln des Aberglaubens, oder strebt doch immer mehr die letzten Ueberreste desselben von sich abzustreifen (denn dergleichen Ueberreste spuken noch immer unter uns auf verschiedenen Gebieten des Wissens, wenn auch unter anderm Namen); er gebietet unumschränkt über alle die verschiedenen Regionen die seinem Forschungstriebe irgend eine Seite wissenschaftlicher Erkenntniß darbieten, und öffnet alle Schlösser und Riegel die etwa menschliche Irrthümer und Vorurtheile vorgelegt haben mögen. Selbst die Heiligen Schriften machen hiervon keine Ausnahme, und müssen sich gefallen lassen seiner Forschung und Prüfung unterstellt zu werden, ohne daß er deshalb je aufhören wird ihre vortrefflichen, über alles Lob erhabenen Wahrheiten zu verkennen und zu leugnen. Denn schon Lessing sagt:

> Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehren gleich unfehlbar sein müsse.

Insbesondere sind es nun aber die Naturwissenschaften welche in neuerer Zeit in mancher Beziehung in Widerspruch mit den Aussprüchen jenes heiligen Buches getreten sind. Namentlich sind es die Mosaischen Urkunden über die Schöpfung welche mit den neuern geologischen Forschungen nicht übereinstimmen. Wenn es sich bei diesen Widersprüchen um eigentliche religiöse Wahrheiten, um den Inhalt des christlichen Glaubens, handelte, so wäre Dies allerdings sehr traurig für die Menschheit, die darin nicht allein ihre Beruhigung findet, sondern auch das erhabenste Muster für ihre ethische Vervollkommnung erkennen muß. Zum Glück ist Dem aber nicht so; denn wenn wir auch jene Mosaische Erzählung nicht für eine mythische erkennen wollen, so trägt sie doch zu sehr das Gepräge einer kindlichen, noch von aller wissenschaftlichen Erkenntniß entkleideten Zeit, als daß man ihr irgend einen Einfluß auf eine naturgeschichtliche Ansicht gestatten könnte. So nahe wir sie auch dem Urzustande des Menschen rücken mögen, so ist sie doch höchst wahrscheinlich nur die kindliche Vorstellung eines Einzelnen aus dem Volke, der sich, wie auch wir noch, den Kopf über den Ursprung der Dinge zerbrach, sich die Sache nach seiner einfachen religiösen Weise zurecht legte, sie Andern erzählte, bis sie endlich, mannichfach vermehrt, verbessert, ausgeschmückt, an den Mann gelangte der sie niederschrieb. So kann Gott die Welt nicht geschaffen haben wie dort geschrieben steht, d. h. nach einem Zuschnitte aus welchem in jeder Zeile das Menschliche hervorleuchtet. Wenn er aber auch auf so menschliche Weise zu Werke gegangen sein sollte, so ist doch nicht anzunehmen, daß er den Menschen erzählt wie er dabei verfahren; und doch hätten sie auf andere Art keine Kunde davon erlangen können.

Es mögen daher die naturwissenschaftlichen Ansichten der neuern Zeit noch so sehr von jenen ältesten Urkunden über die Schöpfung abweichen, so zerstören sie ebenso wenig historische Facta (denn als solche können wir jene Urkunden nicht anerkennen) als sie die Grundlage des Christenthums umstürzen. Wenn sie das Letztere zu thun vermöchten, dann wäre es immerhin an der Zeit, daß Diejenigen welche sich zum Schutze der christlichen Lehre berufen und verpflichtet fühlen, dagegen ihre Stimme erhöben; so aber haben weder sie nöthig sich zum Kampfe zu rüsten, noch die Naturkundigen sich in ihren Forschungen irre machen zu lassen.

Es schien uns nothwendig diese wenigen Bemerkungen hier vorauszuschicken, um von vornherein den Gesichtspunkt anzudeuten von welchem aus wir dieses Verhältniß der Naturwissenschaften zu den Wahrheiten der Heiligen Schriften zu betrachten gewohnt sind. Uns sind beide getrennte Gebiete, von denen wir beiden Nichts

von ihren Rechten vergeben lassen möchten, der Bibel nicht, insofern sie die Grundzüge für unser sittliches Handeln enthält, ebenso wenig aber auch den Naturwissenschaften, deren Panier das der Freiheit der Forschung ist, und welche sich weder durch religiöse Dogmen noch durch einen päpstlichen Bannstrahl in ihren Richtungen beschränken lassen darf. Dieser unserer Ansicht zufolge können wir nun auch einem Buche wie das hier zu besprechende, dessen Tendenz ohne Zweifel keine andere ist als an dem Buchstaben der Mosaischen Schöpfungsgeschichte festzuhalten, und den Ergebnissen der Naturforschung über die Entstehung der Erde und ihre verschiedenen Bildungsstadien eine solche Deutung zu geben welche mit jener Urkunde im Einklang steht, unsere Zustimmung nicht ertheilen. Mit aller Achtung vor des Verf. geologischen Kenntnissen und dem Scharfsinn mit welchem er diesen Kenntnissen eine Anwendung zu Gunsten seiner Ansichten zu geben weiß, können wir doch nicht billigen, daß er das religiöse Interesse zur Unterlage wissenschaftlicher Streitfragen macht. Möchte er immerhin die abgelebte und fast vergessene neptunische Theorie der Erdbildung gegen die plutonische in Schutz nehmen, die nicht abzuleugnenden schwachen Seiten der letztern ans Licht ziehen und mit den Waffen der Kritik bekämpfen, sich als Mann der Wissenschaft aber nur von ihrem Interesse leiten lassen, wir würden es ihm Dank wissen; so aber gibt die Einmischung religiöser Rücksichten dem ganzen Unternehmen einen Beigeschmack der den Verdacht des Mysticismus auf sich zieht, und nur einem durch dessen Lehre verwöhnten Gaumen munden, den wissenschaftlich Gebildeten aber von sich abstoßen wird.

Der erste Abschnitt der Schrift hat die **Geschichte der Erdbildung** zum Gegenstand. Die wichtigste Controverse um die es sich hier handelt ist die über die Entstehung der Erde aus dem Wasser oder dem Feuer. Zu einer wissenschaftlichen, auf genaue geologische Untersuchungen gegründeten Erörterung darüber kam es bekanntlich erst seit Werner, dem Begründer der Mineralogie als Wissenschaft, der auf das entschiedenste ihren Ursprung aus Wasser nachwies; und zwar entstand sie nach ihm sowol auf chemische als auf mechanische Weise. Vulkanische Gewalten hatten bei ihm nur locale Geltung, und Neigung der Schichten war eine ursprüngliche oder Folge später eingetretener Senkungen. Werner war damals der Koryphäe der mineralogischen Wissenschaften; Schüler aus allen Orten und Enden versammelten sich um ihn, verbreiteten seine Lehre über alle Länder der Erde, und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn auch seine Theorie der Erdbildung damals mit auf seine Schüler überging, für längere Zeit die herrschende wurde. Aber noch bei seinen Lebzeiten erhob die plutonische Theorie ihr Haupt, und es entspann sich zwischen Neptunisten und Vulkanisten ein Kampf, der mit ebenso viel Scharfsinn als Erbitterung geführt wurde. Das Endresultat dieses Kampfes, an dem die bedeutendsten Männer der Wissenschaft Antheil nahmen, war, daß sich nunmehr die allgemeine Stimme zu Gunsten der vulkanischen Theorie erklärte, und daß nach und nach das ganze Trapp- und Urgebirge nebst einem Theil der secundairen Formationen aus den Händen der Neptunisten in die der Vulkanisten überging.

In der That waren es nicht Schüler in der Wissenschaft oder Männer welche ihr Spiel mit ihr trieben und Theorien wechselten, wie man etwa einen neuen Rock gegen einen alten umtauscht, die sich für die neue Lehre des Vulkanismus erklärten, wie der Verf. in seiner Darstellung es wahrscheinlich zu machen scheint; sondern es waren zum großen Theil Geologen von ausgezeichneten Kenntnissen und geprüfter Erfahrung, ja zum Theil solche die, wie Leopold v. Buch, früher selbst der Sache des Neptunismus gehuldigt, die fernsten Länder wiederholt bereist, die ausgedehntesten geognostischen Untersuchungen vorgenommen, und ihre mannichfaltigen Verhältnisse genau verglichen und geprüft hatten, bevor sie Anhänger der neuen Lehre wurden. Es waren Männer die die neptunische Theorie und alle für sie sprechende Gründe ebenso gründlich studirt hatten als die plutonische, und denen man zutrauen kann, daß sie sich nicht blos von einzelnen, zu Gunsten der letztern sprechenden Erscheinungen haben bestechen lassen, sondern befähigt genug waren Gründe und Gegengründe gegeneinander abzuwägen. Deshalb können wir uns auch, trotz der Hochachtung welche wir Goethe als einem der ausgezeichnetsten Dichter aller Zeiten zollen, doch nicht durch sein misfälliges Urtheil über die neue Lehre, welches der Verf. gleichsam als Schutzmauer und Trophäe seinen Untersuchungen voranstellt, einschüchtern lassen; denn wenn auch Goethe, wie nicht zu leugnen, in den Naturwissenschaften mit ausgebreiteten Kenntnissen eine sehr richtige Beobachtungsgabe und ein scharfes Combinationsvermögen verband, so ist doch ebenso wenig zu verkennen, daß in seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen nicht selten die Phantasie eine größere Rolle spielt als sie für dergleichen Untersuchungen gerecht ist, und der Pegasus mit dem Naturforscher durchgeht. Dies hat namentlich seine Farbenlehre bewiesen, über welche die Physiker vom Fache zum Theil die Köpfe schüttelten, und mit der sie sich noch heutiges Tages nicht einverstanden erklären können. Wer mag es aber dem alten Herrn verdenken, wenn er, der gleichsam mit Werner's Lehre aufgewachsen war, sich mit vieler Mühe in sie einstudirt, das Resultat seiner vielfältigen Forschungen sich nach ihrer Weise zurecht gelegt, in ihrem Geiste gedacht und geschrieben hatte, nun, da ihm die neue Lehre den ganzen schwer errungenen Kram zertrümmert, in Zorn und Unmuth „die vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verflucht", und mit Sehnsucht nach „einem jungen geistreichen Manne aussieht, der sich diesem allgemeinen verrückten Consens zu widersetzen Muth hätte"? Man sieht, der Consens genirt ihn, und „das Schrecklichste was man hören muß ist ihm die wiederholte Versicherung: **die sämmtlichen Naturforscher seien hierin derselben Ueberzeugung**". Festgebannt in seiner neptunischen Theorie erklärt er sich diese Uebereinstimmung auf folgende Weise:

Wer die Menschen kennt, der weiß wie Das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeit sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie, und führt sie mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. Hundert und aber hundert wohldenkende vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respectirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun als jenen ihr Feld zu lassen, und ihre Zustimmung zu Dem zu geben was sie Nichts angeht. Das heißt man alsdann allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.

Offenbar hat aber Goethe außerhalb zu finden geglaubt wofür er den Grund in sich selbst hätte suchen sollen. Wenn immer, so ist es besonders in der Wissenschaft der Fall, daß uns die Alles umwandelnde Zeit das Stückchen Boden auf dem wir festen Fuß gefaßt zu haben glauben, unter den Füßen hinwegnimmt, ohne daß wir es gewahr werden, und es gehört eine Lebhaftigkeit des Geistes, eine Ausdauer, ein nie ermattendes Streben und eine Selbstüberwindung dazu wie sie wenigen Sterblichen verliehen ist, um dem Umschwung geistiger Bewegungen gleichen Schritts zu folgen, und nicht wie der gegen den Strom steuernde Bootsmann die Bewegungen des letztern für die seines Nachens zu halten, während dieser doch stille steht oder gar rückwärts geht. So ging es Goethe bei dieser Streitsache, und so geht es uns Allen; in irgend einer oder der andern Sache hat Jeder seinen Lehnstuhl auf dem er bequem sitzt und den er nicht gern verläßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Französischen Revolution von 1787 und 1788. Von Ernst Jungnitz. Zwei Theile. Charlottenburg, Bauer. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Das ist ein sonderbares, unerquickliches und doch nicht ungründliches Buch, an Trockenheit seines Inhalts und an absichtlicher Verschmähung aller Anmuth in Darstellung sowie an Druck und Format der „Geschichte der Französischen Revolution" von Bruno Bauer, die in demselben Verlage erschienen ist, sehr ähnlich. Unser Verfasser scheint auch sonst für das Bauer'sche Brüderpaar freundliche Gesinnungen zu hegen, denn die einzige Schrift eines andern Verfassers, welche er überhaupt und zwar gerade mit besonderm Lobe anführt, ist (I, 95) die Schrift Edgar Bauer's über die Constituirende Nationalversammlung von 1789 bis zur Flucht Ludwig's XVI., weil in ihr die eigentlichen, principiellen Fragen der Revolution von 1789—91 auf das überſichtlichste und treffendste dargelegt sind. Wir vermögen Dies indeß nicht zu beurtheilen, da nach der Besprechung zweier Bände von Bruno Bauer's Revolutionsgeschichte in diesen Blättern (Nr. 52) es uns an Zeit und Lust gefehlt hat ähnliche Schriften zu lesen. Was nun aber den Gegenstand des vorliegenden Buches betrifft, so ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß die Vorgeschichte der Französischen Revolution in den Jahren 1787—89 trotz mancher tüchtigen Arbeiten noch immer einen reichen Stoff zur Verarbeitung bietet, und in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern nicht in den rechten, nothwendigen Zusammenhang mit den nachfolgenden Begebenheiten gebracht ist. Einer solchen Aufgabe scheint Hr. Jungnitz, nach manchen Einzelheiten zu schließen, wol gewachsen zu sein, aber er hat es selbst verschmäht sie in einer würdigen und gemeinnützlichen Weise zu lösen. Denn er hat uns nur bekannte Dinge in weitläufiger Form gebracht, wörtliche Uebersetzungen aus Actenstücken, die gar nicht unzugänglich sind, und statt thatsächlicher Ausführungen zahlreiche philosophische Raisonnements. So viel wir bemerkt haben, thut sich unser Verfasser Etwas darauf zugute, seinen Stoff stets „principiell" behandeln zu wollen, theoretische Meinungen zu äußern und die abstracten Rechtsbegriffe dem historischen Rechte gegenüberzustellen. Wir werden weiter unten ein Beispiel geben. Wer aber Klarheit und Uebersichtlichkeit liebt, der wird die von Hrn. Jungnitz geschilderten Vorzüge weit lieber bei Dahlmann oder bei Wachsmuth lesen. Aus einer ähnlichen Vorliebe für das Abstracte hat der Verf. auch unterlassen die Helden seines Buches, einen Calonne, Brienne, Necker, Lamoignon, Freteau, Sabatier, d'Espremenil u. A. mit Fleisch und Blut zu bekleiden, die Leser mit ihren Persönlichkeiten bekannt zu machen, und dadurch seiner Geschichtserzählung eine günstigere Aufnahme zu verschaffen. Von König und Königin, von ihrer Umgebung ist gleichfalls ohne alle Zugabe einer Charakterschilderung gesprochen, die doch kein Geschichtschreiber bei einem Buche von einigem Umfange von sich zu weisen pflegt, wenn Dies auch aus verschiedenen Gesichtspunkten geschehen muß. Bei Hrn. Jungnitz ist aber weder die Wärme des Lobes noch die Schärfe des Tadels wahrzunehmen. Wie sticht z. B. die Erzählung der merkwürdigen dreißigstündigen Parlamentssitzung am 4. Mai 1788 und der Gewaltthätigkeit gegen zwei seiner Mitglieder in Hrn. Jungnitz' Buche gegen die lebendige Schilderung Dahlmann's oder gegen die klare Auffassung in dem Buche des Generals v. Schütz ab! Wenn denn einmal ein bezeichnender Zug oder die Schilderung einer Persönlichkeit Hrn. Jungnitz — aber sehr selten — entschlüpft, so sieht man nicht ein, wie sich gerade Solches in dies abstracte Buch verirrt hat. So weiß der Verf. von dem Prunke und der Einrichtung eines Lit de justice am 6. August 1788, welche Dahlmann seinen Lesern mit Recht nicht vorenthalten hat, nur anzugeben, daß der Hof Befehl erhalten habe, sich „in rothen Röcken und in corpore nach Versailles zu verfügen" (II, 75). Endlich hat sich doch Hr. Jungnitz die Sache ziemlich leicht gemacht. Denn seine Hauptquelle ist nur die „Introduction de l'ancien moniteur" gewesen; Isambert's vollständige Sammlung von Gesetzen und Verordnungen, Dufey's „Histoire des parlaments", Lafayette's und anderer Memoiren, sowie die kleinen Sammlungen von Actenstücken, deren einige wenige im zweiten Bande unter dem Texte erwähnt sind, boten ein leicht zu beschaffendes Material, während zur Geschichte der parlamentarischen Händel in den Jahren 1787 und 1788 die „Annales françaises" von Sallier sehr brauchbar sind, und für die Provinzialparlamente Floquet's „Histoire du Parlament de la Normandie" nebst ähnlichen Büchern die Behandlung dieser Gegenstände auf das beste erleichtern. Ob dies Alles von Hrn. Jungnitz benutzt worden ist, können wir zur Zeit nicht entscheiden, bezweifeln es jedoch, da wir ja sogar die wichtige Bemerkung bei ihm vermissen, daß es in den allgemeinen Versammlungen der Notabeln überhaupt nicht zu eigentlichen Berathungen gekommen sei, sondern daß für die Berathungen in den Bureaus die darüber geführten Protokolle die eigentliche Quelle sind. Daß diese noch handschriftlich aufbewahrt sind, konnte unser Verf. aus Ranke's Abhandlung über die Versammlung der französischen Notabeln im Jahre 1787 (in Schmidt's „Allgem. Zeitschrift für Geschichte", 1846, Bd. V, S. 1—44), welche aus unbenutzten Documenten der pariser Archive verfaßt ist, lernen. Aber eine Benutzung deutscher historischer Arbeiten verachtet Hr. Jungnitz ebenso wol als Bruno Bauer. Auch Das gehört wesentlich zur Charakteristik dieser neudeutschen Schriftsteller.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen haben wir im Einzelnen nur Wenig von Wichtigkeit hinzuzusetzen. Die Einleitung des ersten Theils über Turgot und seine Wirksamkeit ist nicht übel gerathen, dann folgen aber bekannte Sachen: die Einberufung und Zusammensetzung der Notabeln, die Verhältnisse der privilegirten Stände zur Regierung, die neuen Steueredicte, die vom Hofe beabsichtigten Umgestaltungen, „hier revo-

lutionnaire Triebe" genannt, Calonne's Pläne, Kunststücke und Vorspiegelungen, seine Entlassung, die Unfähigkeit seines Nachfolgers. Vermißt man nun schon in dieser weitläufigen Mittheilung von Reden und königlichen Botschaften den Faden der Erzählung, welchen Schlosser, Dahlmann, Wachsmuth, v. Schütz und Ranke so wohl festzuhalten verstanden haben, so geben wir doch hinsichtlich des Fleißes und der Ausführung dem ersten Theile den Vorzug vor dem zweiten. Hier vermissen wir zuerst einen historischen Rückblick auf die Parlamente, die zwar noch immer hauptsächlich Gerichtshöfe waren, aber vom Anfang an, zunächst zum Behuf eines gesetzlichen Widerstandes gegen die Uebergriffe von Rom, mit politischen Befugnissen bekleidet, von allen Ständeversammlungen und einigen milden Königen begünstigt, im Laufe der Zeit zum Rechte einer Revision königlicher Edicte unter dem Titel der Registrirung aufgestiegen waren. Ferner war darauf aufmerksam zu machen und historisch nachzuweisen, daß die Grenzen der parlamentarischen Gewalt streitig gewesen sind, daß die Parlamente, in erhöhtem Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit, jeder Beschränkung spotteten welche ihnen die Regierung auferlegen wollte. Endlich durfte auch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Regierung eigentlich darin nicht fehlte, daß sie, den geltenden Formen nach, zu unumschränkt gewesen wäre, sondern daß sie häufig mit den sie umgebenden mächtigen Körperschaften in Kampf gerathen mußte, wenn sie irgend etwas Außergewöhnliches wagte oder eine durchgreifende Abänderung versuchte, deren das alte Frankreich allerdings bedurfte. Solche Ruhepunkte aber gönnt Hr. Jungnitz seinen Lesern nicht, er überschüttet sie vielmehr mit unzähligen Reden, Erklärungen und Protestationen der Parlamente, statt diese entweder in zweckmäßigen Auszügen mitzutheilen, oder als Anhang zu seinem Buche zu geben, wobei ihm Wachsmuth's Verfahren in der „Geschichte Frankreichs" hätte können zum Muster dienen. Denn selbst der lebhafteste Freund parlamentarischer Verhandlungen wird ermüden, wenn er in den Protestationen der Rechenkammern und Parlamente von Paris, Bordeaux, Rouen, Toulouse, Grenoble, Montpellier, Montauban, Pau und andern Städten stets nur denselben Gegenstand, Wahrung ihrer Rechte und Klage über die Verletzung des parlamentarischen Ansehens in Paris, behandelt findet. Eine solche Erklärung der Rechenkammer von Montpellier füllt 19 Seiten, eine des pariser Parlaments 10 Seiten, eine andere 18 Seiten, ein Beschluß vom 4. Mai 11 Seiten, eine Vorstellung wider das bisherige Verfahren der Regierung 26 Seiten, eine Protestation des grenobler Parlaments 4 Seiten, das von Besançon 7 Seiten, das von Bordeaux 15 Seiten u. s. w. Unwillkürlich geräth man bei dieser Länge und Breite auf den Gedanken, daß nicht blos dem Gegenstande, sondern auch andern materiellen Interessen zu Liebe dem Buche eine solche unverhältnißmäßige Ausdehnung gegeben sei. Unter diesen Reden und Verwahrungen stehen denn nun auch des Verf. staatsrechtliche Erörterungen, von denen wir nur eine mittheilen wollen. Hr. Jungnitz hat nämlich bemerkt, daß die Vorstellung des pariser Parlaments gegen die Lettres de cachet hinlänglich gezeigt habe, weshalb die Parlamente genöthigt waren den historischen Boden zu verlassen und sich auf die Principien eines allgemeinen Rechtsbegriffs zu stützen. Hierauf fährt er also fort: „Weil dem historischen Recht als Recht der allgemeine Rechtsbegriff zu Grunde liegt und es in dem Kampfe gegen den Absolutismus und gegen die Willkür nicht sowol auf das besondere Recht als auf das Recht überhaupt ankommt, und das Recht in seiner Allgemeinheit der Willkür gegenübergestellt zu werden verlangt, nöthigt dieser Proceß selbst das Parlament, d. h. eine rein historische Rechtskörperschaft, zur Aufstellung ganz allgemeiner Principien und zur Theorie eines «Urvertrags», d. h. zur Aufstellung eines abstracten Rechtsprincips als Grundes und Bodens der bestehenden Staatsautorität, womit es weit über die historische Begründung dieser Macht hinausgreift, oder vielmehr eine wirklich ganz neue Staatstheorie aufstellt. Aus dem Kampfe des Königthums und der souverainen, gesetzlichen Behörden, aus dem Kampfe dieser beiden im alten französischen Reiche einander wechselseitig beschränkenden Mächte, die von der Theorie dazu bestimmt sind einander zu neutralisiren, in der Praxis aber in dialektischem Gegensatz zueinander stehen, entwickeln sich so zu gleicher Zeit zwei einander total entgegengesetzte Staatstheorien: der Absolutismus von Gottes Gnaden und der abstracte Rechtsstaat, d. h. das Princip der modernen Monarchie im Gegensatz zur alten ständisch beschränkten Monarchie und das Princip der modernen constitutionnellen Verfassungen. Jetzt werden sich beide Seiten vollständig aussprechen, der Absolutismus seinem Wesen gemäß durch die Gewalt, das Princip des abstracten Rechtsstaats durch die Deduction" (II, 309). Dergleichen Stellen sind nach unserm Dafürhalten nicht allein unfruchtbar, sondern sogar nachtheilig, wenn sie sollten viele Leser finden. Denn

> Was in des Menschen Hirn nicht paßt,
> Für was drein geht und nicht drein geht,
> Ein prächtig Wort zu Diensten steht.

Es ist indeß dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! 20.

Bibliographie.

Breithaupt, A., Die Bergstadt Freiberg im Königreiche Sachsen, in Hinsicht auf Geschichte, Statistik, Cultur und Gewerbe, besonders auf Bergbau und Hüttenwesen. 2te Auflage, besorgt durch Schichtmeister H. Breithaupt. Freiberg, Craz u. Gerlach. 8. 1 Thlr.

Funk, W., Neueste Schwänke zur Polterabend-Feier. Frankfurt a. d. O., Harnecker u. Comp. 8. 15 Ngr.

Gasperino, der gräßliche Räuberhauptmann, oder: die Teufelsgarde von Terracina. Eine interessante Räubergeschichte der neueren Zeit. Leipzig. 8. 20 Ngr.

Hobein, E., Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Schwerin, Kürschner. 8. 15 Ngr.

Krüger, E., Beiträge für Leben und Wissenschaft der Tonkunst. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Leben des heiligen Johannes Franziskus Regis, Priesters der Gesellschaft Jesu. Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Volks-Missionen in christlichen Ländern. Umgearbeitet von einem Priester in München. Bonn, Wittmann. 16. 7½ Ngr.

Die politische Literatur der Deutschen im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von M. v. Geismar. III. Deutsche Zustände in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und der Feldzug in die Champagne nach den Schilderungen eines sujet perdu. IV. Erfahrungen und Bemerkungen eines preußischen Emissärs in der französischen Republik während der Jahre 1793—1795. Wichtiger Beitrag zur Geschichte und Würdigung der französischen Revolution. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Messenhauser, W. F. C., Wildniß und Parket. Gesammelte Novellen. Drei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 3 Thlr.

Das Nibelungen-Lied nach der reichsten und ältesten Handschrift des Freih. J. v. Laßberg, mit einem Wörterbuche, grammatischen Vorbemerkungen, einem getreuen Facsimile der alten Handschrift und 1 Stahlstich. Herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. 2te Auflage. Heilbronn, Landherr. Gr. 16. 20 Ngr.

Salvador, J., Geschichte der Römerherrschaft in Judäa und der Zerstörung Jerusalems. Deutsch von L. Eichler. Zwei Bände. Mit 4 lithographirten Karten. Bremen, Schlodtmann. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Schmid, C. v.) Waldomir, eine alte Sage nebst zwei kleinern Erzählungen aus neuerer Zeit. Mit 1 Stahlstich. Augsburg, Wolff. 12. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 268. —— 25. September 1847.

Geschichte der Urwelt rc. Von Andreas Wagner.

(Fortsetzung aus Nr. 267.)

Wir hätten dem großen Dichter gern die Freude gönnen mögen, seine geliebte neptunische Theorie hier von einem so rüstigen Kämpfer wie unser Verf. aufs neue auf die Arena führen und vertreten zu finden. Wenn dieser ihn aber gleichsam als Paradepferd für diese Theorie an die Spitze seiner Untersuchungen stellt, so dürfen wir ihm nur zu Gunsten der plutonischen Theorie einen Mann entgegenhalten der als Naturforscher nicht nur mehr wiegt als Goethe, sondern auch mehr als ein Dutzend anderer Naturforscher zusammen; wir meinen Alexander v. Humboldt, den hoffentlich der Verf. nicht zu den Dilettanten in der Geologie zählen wird, obschon er sich in seinem „Kosmos" unumwunden als Anhänger der plutonischen Theorie erklärt. Ueberhaupt aber entscheiden in einer solchen, lediglich auf Erfahrung und auf Combination der vorhandenen Thatsachen gestützten Sache weniger Autoritäten als Gründe. Aber auch hier müssen wir bezweifeln, daß die von dem Verf. aufgeführten die Geologen bekehren und zum Aufgeben der neuen Lehre veranlassen werden; denn obschon wir dem Verf. zugeben, daß Erscheinungen vorkommen deren Erklärung aus den Wirkungen des Feuers bis jetzt den Anhängern der plutonischen Theorie noch nicht gelungen ist, oder welche sich ohne Zwang nicht in sie fügen wollen, so sind es doch auf der andern Seite Erscheinungen in großer Anzahl, die mit eben solchem Zwang in die neptunische Lehre eingereiht, ja auf keine andere Weise naturgemäß erklärt werden können als durch den Einfluß des Feuers.

Die Grundmauer auf welche der Verf. seine Widerlegung der plutonischen und seine eigene Theorie der Erdbildung stützt, ist des bekannten Chemikers und Mineralogen Nep. Fuchs' „Theorie der Erde" („Münchner gelehrte Anzeigen", 1838, VI, S. 209), die, dem Verf. zufolge, von den Geologen deshalb vollständig ignorirt worden sein soll weil sie den Neptunismus mittels der Chemie wieder aufrichte, und ihnen daher sehr ungelegen gekommen sei (?), oder, wie Liebig meint, weil sie Fuchs' Sprache nicht verstanden haben.

Fuchs setzt nämlich den Anhängern der plutonischen Theorie entgegen, daß sie nach ihren Principien nicht zu erklären vermöchten, wie verschiedenartige Mineralien in den gemengten Gebirgsarten, leicht- und strengflüssige, oder gar für uns unschmelzbare nicht blos nebeneinander liegend, sondern sehr häufig in- und durcheinander gewachsen vorkommen können, sodaß ihre gleichzeitige Entstehung gar nicht zu verkennen sei, während doch durch die angenommene Einwirkung des Feuers Alles zu einer homogenen Masse hätte zusammenschmelzen müssen. Man habe wol öfters in Schmelzöfen den Mineralien ähnliche Krystalle entstehen sehen, aber noch nie sei daraus ein dem Granit ähnliches Gemeng hervorgegangen. Wäre der Granit, dessen wesentliche Gemengtheile bekanntlich Quarz, Feldspath und Glimmer sind, geschmolzen gewesen, so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst lange nachher hätten Feldspath- und Glimmerkrystalle entstehen können, gemäß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drei Körper. Wie hätten sie aber unter diesen Umständen so miteinander verwachsen können wie wir sie antreffen, und wie sie auch noch mit andern Mineralien verbunden vorkommen, welche theils noch strengflüssiger als Quarz, wie Korund und Zirkon u. s. w., theils auch leichtflüssiger als Feldspath und Glimmer sind, wie Granat, Hornblende, Lepidolith, Turmalin u. s. w.? Dies sei rein unmöglich. Dazu kommt noch, daß im Granit und ähnlichen Gebirgsarten bisher noch gar keine Spur einer glasartigen Masse gefunden worden sei, die man doch darin erwarten sollte wenn er ein Product des Feuers wäre. Einer Schwierigkeit die sich der neptunischen Lehre entgegenstellt, daß nämlich die in den gemengten Gebirgsarten enthaltenen Mineralien einen verschiedenen Grad der Auflöslichkeit und Krystallisirbarkeit zeigen, demgemäß sie sich hätten lagenweise absetzen müssen, während sie doch durcheinander gewachsen vorkommen, begegnet Fuchs durch seine Lehre vom Amorphismus fester Körper, mit Hülfe deren er zeigt, daß nicht blos flüssige, sondern auch amorphe feste Körper unmittelbar krystallisiren können.

Sowol gegen diese Theorie vom Amorphismus als gegen die darauf gegründete Theorie der Erdbildung trat Berzelius in die Schranken. Seine Kritik schließt mit den bedeutungsvollen Worten:

Aber wir wollen uns nicht länger bei einer Theorie aufhalten die nach meinem Urtheile keinem andern Theil der Geo-

logie angehören kann als der Geschichte der vielen, mehr oder weniger geglückten, aber immer unbefriedigenden Versuche, in der Phantasie eine Dichtung zu schaffen wie der Erdball so geworden wie er ist, für die richtige Geschichte die für uns verloren gegangen ist.

Allerdings liegt in diesen Worten das Geständniß, daß keine der bis jetzt vorhandenen Theorien der Erdbildung die Foderungen des großen Chemikers ganz befriedige, wahrscheinlich weil er sich eingestehen mußte, daß bei dem jetzigen Stande unserer chemischen Wissenschaften ein entscheidendes Wort darüber abzugeben noch nicht an der Zeit sei. Denn wie leicht kann der Chemiker irren, wenn er Resultate die er aus Versuchen im Kleinen gewonnen auf die großen Operationen der Natur bei der Bildung eines Weltkörpers überträgt? Können die chemischen Verhältnisse nicht damals ganz anderer Art gewesen sein als sie es jetzt sind, und als sie nach unsern Voraussetzungen gewesen sein mögen? Wol hat Berzelius Recht, daß die richtige Geschichte für uns verloren gegangen ist; auch wird sie sich schwerlich durch wissenschaftliche Forschungen, am wenigsten aber auf dem chemischen Wege ergänzen lassen. Wie mislich es übrigens um Voraussetzungen stehe die nur der angenommenen Theorie zu Liebe gemacht werden, zeigt sich unter Anderm auch in der hier vertheidigten Geschichte der Erdbildung. So z. B. nimmt Wagner an: die Erde sei im Anfang mittels des Wassers theils im festweichen, theils im flüssigen oder aufgelösten Zustande gewesen. Der festweiche Zustand setzt ja aber schon das Dasein einer Erde voraus, deren Bildung doch erst erklärt werden soll! Ferner behauptet Fuchs: es müsse schon vor der organischen Schöpfung Humus in der Erde gewesen sein, weil sie sonst nicht hätte aufgehen lassen können Gras und Kraut und fruchtbare Bäume. Hier wird also der Beweis für die Theorie aus der Mosaischen Schöpfung genommen, während wir doch umgekehrt den Beweis für die letztere aus jener suchen. Dabei muß sich der Verf. noch mühsam nach einer andern Entstehung des Humus als aus organischen Körpern umsehen, da diese natürlich noch nicht existirten. Er führt nämlich das Beispiel an, daß, wenn kohlenstoffhaltiges Eisen (Gußeisen oder Stahl) in Salzsäure aufgelöst werde, nicht nur eine humusartige Substanz, sondern auch ein Oel gebildet werde welches ganz den Geruch des Bergöls habe. Aus einer solchen Substanz möchten aber wol wenig Kräuter und Bäume emporsprossen.

Wir brechen hier ab, da es nicht in unserer Absicht liegt den ganzen verjährten Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten wieder aufzuwärmen, und die Erstern gegen alle ihnen hier von dem Verf. gemachten Einwürfe zu vertreten. Diejenigen unserer Leser welche sich dafür interessiren, mögen unter den einzelnen Rubriken: „Wärmezunahme im Innern der Erde", „Hebungstheorie", „Emporhebung von Schweden", „Conglomerat- und Sandsteinbildung", „Dolomitbildung", „Der Granit des Harzes mit Bezug auf analoge Verhältnisse", „Die Granitbildung", „Vorgänge chemischer Processe unter Druck", „Der körnige Kalkstein", „Die Porphyrbildung", „Die Basaltbildung", „Zur Unterscheidung eigentlicher und hypothetischer Laven", „Ueber die Beziehung massiger Gebirgsarten zu den geschichteten", in der Schrift selbst aufsuchen. Wir bemerken nur noch, daß der Verf. nicht allein Granit- und Kalkgebirge, sondern auch Basalt, Bimsstein, Obsidian u. s. w. zu den Gebirgsarten zählt welche dem Wasser ihren Ursprung zu danken haben.

Der zweite Abschnitt hat das Thier- und Pflanzenreich der Urwelt zum Vorwurf. Es wird von diesem gezeigt, daß es in seinem ersten Anfange in einer Beschaffenheit auftrat die von der gegenwärtigen höchst verschieden ist, daß es sich aber im Verlaufe der Zeit immer mehr der letztern annäherte, indem durch wiederholte Katastrophen die alten Typen erloschen, und neue, andersgestaltete ihre Stelle einnahmen. Im allerersten Beginn der organischen Schöpfung ist das Thier- und Pflanzenleben noch ganz an das Wasser gebunden; die älteste Periode der Schöpfung hat selbst nur solche Thiere aufzuweisen die vermöge ihrer Kiemenrespiration ganz dem Wasser verfallen sind. Erst späterhin treten solche Thiere auf die wenigstens durch ihren Lungen- oder Tracheenapparat nicht mehr des Wassers benöthigt wären, wenn sonst ihre übrige Organisation sie nicht dem allergrößten Theile nach demselben noch zuwiese. Den Schluß in der Reihenfolge bilden die warmblütigen Thiere; mit ihnen stellt sich zugleich auch für die untern Abtheilungen der Gegensatz zwischen Land- und Wasserbewohner, und unter diesen der zwischen Meeres- und Süßwasserthieren heraus. Der Bestand der organischen Schöpfung der Urwelt ist hiermit dem gegenwärtigen in seinen allgemeinsten Verhältnissen conform geworden.

Obschon nun die älteste Thier- und Pflanzenwelt von der gegenwärtigen eine auffallende Differenz zeigt, so ist diese doch nicht in dem Maße erheblich, daß wir ihre Typen nicht in dem Rahmen der jetzigen organischen Schöpfung unterbringen könnten. Mag man über die Classification auch noch so verschiedener Ansicht sein, so ist doch in dem Punkte eine allgemeine Uebereinstimmung unter den Naturforschern, daß die Classeneintheilung welche die gegenwärtig lebenden Organismen umfaßt, vollkommen ausreichend sei um auch die urweltlichen, und zwar aus ihrer ältesten Periode, in sich bequem aufzunehmen. Die organische Welt ist demnach von ihrem Anfange an nach einem und demselben Grundplane geschaffen worden, und ihre Schöpfungsgeschichte zeigt nur die fortwährende Tendenz dem jetzigen Bestande immer gleichförmiger zu werden.

Unmittelbar vor dem Eintritt des Diluviums hat dieses Anstreben sein höchstes Ziel erreicht. Bei einer Vergleichung der Thierwelt unmittelbar vor und unmittelbar nach dem Diluvium, die freilich mit einiger Vollständigkeit nur für die Säugethiere vorgenommen werden kann, treffen wir bereits alle Ordnungen, und wahrscheinlich auch alle Familien des gegenwärtigen Bestandes an. Gleichwol hat die antediluvianische Fauna eine Menge Gattungen aufzuweisen die in der postdiluvianischen nicht mehr existiren, und weit die allermeisten Ar-

ten verrathen auch eine specifische Differenz. Es ist nun allerdings hierbei bemerklich zu machen, daß der allergrößte Theil der Erdoberfläche hinsichtlich der antediluvianischen Ueberreste noch nicht untersucht ist, und also die Vermuthung frei steht, daß unter ihnen noch mehr Arten aufgefunden werden dürften die als identisch mit lebenden angesehen werden könnten. Doch zählt auch die antediluvianische Fauna eine Menge Gattungen unter den Säugethieren von denen wir mit Bestimmtheit sagen können, daß sie unter den lebenden Geschöpfen nicht mehr vorkommen. Ihr gemeinsames Erlöschen kann also nur einer gleichzeitigen gewaltsamen Katastrophe zugeschrieben werden.

Im dritten Abschnitt, welcher von dem Menschengeschlecht der Urwelt handelt, beschäftigt den Verf. zunächst die alte Streitfrage von der specifischen Einheit oder Mehrheit des Menschengeschlechts. Als strenger Anhänger der alttestamentlichen Ueberlieferung kann er natürlich nur für die erstere stimmen; wir haben aber, außer den schon bekannten Gründen für diese Meinung, keine andern gefunden die ihr zur besondern Stütze dienen könnten. Das Hauptargument für die Einheit des Menschengeschlechts ist auch hier wieder die unbeschränkte Fortpflanzungsfähigkeit seiner differenten Formen. Der Inbegriff sämmtlicher Individuen nämlich welche eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft untereinander zu erzeugen vermögen, constituirt die Art. Da nun aber alle die differenten Formen welche das Menschengeschlecht aufzuweisen hat, in unbeschränkt fruchtbarer Zeugung sich miteinander vermischen können, sodaß die Blendlinge nicht blos durch Anpaarung mit den älterlichen Stämmen, sondern in gleicher Weise unter sich eine permanent fruchtbare Nachkommenschaft miteinander zu erzeugen vermögen, so folgt daraus, daß alle Menschen sammt und sonders zu einer und derselben Art gehören, und daß alle Unterschiede unter ihnen nur den Werth der Racen, nicht der Arten haben.

Wir können diese Schlußfolgerung unbedingt zugeben, aber ist damit die Abstammung von einem Urpaar erwiesen? So wenig als man annehmen kann, der Schöpfer habe sein großes Werk der Pflanzen- und Thierschöpfung nur mit einem Paar von jeglicher Art begonnen, und ihre Erhaltung und Fortpflanzung dem Zufalle preisgegeben, ebenso wenig wahrscheinlich ist es, daß er nicht auch in dieser Hinsicht für die Fortdauer des Menschengeschlechts Fürsorge getroffen haben sollte, dadurch, daß er es in verschiedenen, obwol zu einer Species gehörenden, Varietäten und Exemplaren auftreten ließ. Der ganze Plan und die ganze Anordnung der Natur wie wir sie noch heute als Fortsetzung der uranfänglichen Schöpfung in ihren mannichfaltigen Entwickelungen vor Augen haben, spricht für einen unendlichen Reichthum, eine Ueberfülle schöpferischer Kraft und schöpferischen Stoffs, aber nicht für einen so ärmlichen Anfang, der, wie die brennende Kerze, durch jeden Hauch zum Erlöschen gebracht werden konnte.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen eine kleine Probe von der Art und Weise zu geben wie der Verf. Umstände die seiner Ansicht nicht günstig sind sich vom Halse zu schaffen weiß. Man beruft sich nämlich zum Beweis der Möglichkeit einer Bastardzeugung aus der Vermischung von Individuen verschiedener, naturgemäß gesonderter Familien einer und derselben Ordnung auf einen Fall den Rudolphi aus einer Dissertation von Hellenius anführt. Letzterer berichtet nämlich, er habe eine sardinische Rehkuh bekommen die keinen Ziegenbock, allein einen Schafbock zugelassen habe. Die davon entstandenen Jungen, welche in der Gestalt dem Vater ähnlich waren, in der Farbe aber Vieles von der Mutter hatten, wurden mit finnischen Schafböcken belegt; so geschah es ein paar Generationen hindurch, und endlich waren es ganz gemeine finnische Schafe. Aus einer andern Abhandlung des Hellenius aber, in welcher er anführt: er habe in Åbo von dem Capitain eines Kauffahrteischiffs aus Cagliari eine Rehgeis erhalten, habe vergebens für sie nach einem Rehbock gesucht, sie habe einen Ziegenbock nicht, wol aber einen Widder zugelassen, von dem sie trächtig geworden, die Frucht sei indessen verunglückt, schließt nun der Verf., daß dies dieselbe Rehkuh gewesen sei von welcher Hellenius in der angegebenen Dissertation spricht. Da es nun aber in Sardinien gar keine Rehe gebe, so habe Hellenius das Weibchen vom Muflon, das mit der Rehgeis in Bezug auf Größe, Färbung, Behaarung und selbst in den Hauptumrissen der Gestalt viele Aehnlichkeit habe, für die letztere angesehen. Abgesehen nun von der Identität beider Rehkühe, die man zugeben kann, obwol dort von Jungen die sie geworfen, hier aber von einer verunglückten Frucht die Rede ist, so darf man nur eine Abbildung des Muflon mit der eines Rehes vergleichen, um zu finden, in wie vielfacher Beziehung beide Thiere voneinander abweichen. Einem Naturforscher aber vorwerfen, er habe ein Schaf mit einem Reh verwechselt, heißt geradezu ihm alles Urtheil über naturwissenschaftliche Gegenstände absprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Memoiren-Literatur.

Memoirs of Viscountess Sundon, Mistress of the Robes to Queen Caroline, consort of George II., including letters from the most celebrated persons of her time. Now first published from the originals. By Mrs. *Thomson*. Zwei Bände. London 1847.

Die persönliche Geschichte der Viscounteß Sundon ist mit wenigen Worten erzählt. Ihr Mädchenname war Dyves, ihre Herkunft eine sehr bescheidene, der Mann der sie zur Gattin wählte ein Herr Clayton, Secretair im Schatzamte. Die Bestellung desselben zu einem der Vermögensadministratoren des abwesenden Herzogs von Marlborough brachte ihn in Briefwechsel mit der Herzogin und wie es scheint in eine Art Freundschaftsverhältniß zu ihr, sodaß durch ihre Vermittelung seine Gattin Kammerfrau der Prinzessin von Wales wurde. Als die Prinzessin bei der Thronbesteigung ihres Gemahls, Georg's II., Königin geworden, erfolgte die Ernennung der Mrs. Clayton zur Großgarderobière und Viscounteß Sundon. Sie bekleidete das Hofamt mit unbeflecktem Rufe bis zum Tode der Königin. Sobald sie keine Gunst mehr zu erwirken hatte, wurde sie vergessen, und obschon sie ihre königliche Gebieterin nur um fünf

Jahre überlebte, sind doch diese fünf Jahre ein fast unbeschriebenes Blatt ihrer Geschichte. Nicht daher den Ereignissen ihres Lebens, sondern ihren traulichen Beziehungen zu Königin Karoline und den Briefen welche sie deshalb „von den berühmtesten Personen ihrer Zeit" erhalten, und die „jetzt zum ersten male aus den Originalen veröffentlicht erscheinen", dankt obengenanntes Werk sein Interesse und seinen Werth. Das Charakterbild der Lady Sundon ergibt sich aus einzelnen Zügen als das einer Frau die ohne Opfer ihrer Unbescholtenheit sich den Hofsitten zu fügen und über Hoflaster zu schweigen verstand, einer klugen Frau mit scharfem Blicke, richtiger Beobachtung, genauer Menschenkenntniß, vielem Muth und vieler Geduld. Den Einfluß welchen sie hierdurch auf die Königin gewann vermehrte der Umstand, daß sie allein im Besitze eines Geheimnisses war dessen Inhalt das Leben der Königin verbitterte, des Geheimnisses einer unheilbaren Krankheit, und die Treue mit welcher Lady Sundon das Vertrauen der Königin ehrte mußte sie bei dieser um so höher stellen, je weniger es ein freiwilliges, sondern ein von Umständen unabweisbar gebotenes gewesen war. Nur Einer am Hofe hatte eine Ahnung davon, der schlaueste, listigste aller Höflinge, Sir Robert Walpole. Er ließ es nicht an Versuchen fehlen der Großgarderobière die Bestätigung zu entlocken. Die aber war in ihrer Art ebenso schlau und listig wie er, errieth seine halben Worte, lächelte zu seinen Drohungen und hatte für seine Versprechungen kein Ohr.

Die Briefe welche demnach vorzugsweise in Betracht kommen, und unter denen auch ein eigenhändiger englischer von Voltaire (Paris, 18. April 1729), hat Mrs. Thomson aus sieben starken Bänden voll autographischer Zuschriften an Lady Sundon gewählt, und daß sie von den berühmtesten Personen ihrer Zeit sind ist unbedingte Wahrheit. Ihre Stellung und ihr Gewicht bei der Königin brachten alle Bittschreiben in Lady Sundon's Hände. Der Höchste wie der Niedrigste wendete sich an sie, bat um ihre Bevorwortung, und es ist ein reicher Beitrag zur Kenntniß der Zeit und der Menschen, wie die Stolzesten sich zu beugen, die Gelehrtesten zu schmeicheln wußten. Das Verdienst der Herausgeberin beschränkt sich aber nicht auf wohlbedachte Auswahl und strenge Innehaltung chronologischer Folge. Statt die Briefe leichtweg aneinander zu reihen und ihre eigene Geschichte erzählen zu lassen, schickt sie den darin berührten Ereignissen kurze, gedrängte Commentare voraus, nur eben genügend den Leser au fait zu setzen, oder theilt über die Persönlichkeit des Schreibers mit was der Leser muthmaßlich nicht weiß, oft vergebens in dem „Conversations-Lexikon" suchen würde und doch wissen muß, um den Zusammenhang zu verstehen. Zu einer Uebersetzung ins Deutsche dürfte zwar das Ganze des Buchs sich nicht eignen, Einzelnes sie aber wohl verdienen. Es ließe sich daraus eine gute Sammlung Beiträge zu Charakteristiken berühmter Männer und Frauen bewerkstelligen. 23.

Bibliographie.

Baumeister, H., Bemerkungen zur Strafgesetzgebung. 1stes Heft. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 15 Ngr.

Beer, M., Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2te mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Chézy, W. v., Das große Malefizbuch. 1ster bis 3ter Theil. Landshut, Rietsch. Gr. 8. 1 Thlr.

Entwurf einer Wechsel-Ordnung für die Preußischen Staaten nach den Beschlüssen der Kommission des Königl. Staatsraths. (Nebst den Motiven.) Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Hedwig Evi. Ein socialer Roman. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Helden der Masse. Charakteristiken. Herausgegeben von T. Opitz. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kulmann, Elisabeth, Sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von K. F. v. Großheinrich. Mit dem Leben, Bildniß und Denkmal der Dichterin. 5te vollständige Ausgabe. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. Ler.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lingard, J., Alterthümer der Angelsächsischen Kirche. Ins Deutsche übersetzt von F. H. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von J. J. Ritter. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Oppert, J., Das Lautsystem des Altpersischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Pfund, T. G., Altitalische Rechtsalterthümer in der römischen Sage. Ein Versuch. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rochau, A. L. v., Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Stern von Sevilla. Oper in vier Akten. Musik von Balfe. Nach dem Französischen des H. Lucas von C. Gollmick. Mainz, Schott's Söhne. Ler.-8. 7 Ngr.

Turgenieff, N., Rußland und die Russen. Drei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. Br. gr. 8. 2 Thlr.

Von einem deutschen Soldaten. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's. 2te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 3 Thlr.

Zündt Freih. v. Kenzingen, E., Einsame Stunden. München, Finsterlin. 12. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Abdruck des Briefes des Col.-Director Klappenbach in Neu-Braunfels. Anclam. 4. 3 Ngr.

Claussen, H. R., An die hohe obergerichtliche Untersuchungs-Commission. Vorstellung und Bitte für den Eisenbahndirector und Worthalter der 32 Männer, Theodor Olshausen zu Kiel, um Aufhebung der wider ihn eingeleiteten Untersuchung sowie der gegen ihn verhängten Haft rc. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1846. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Giesebrecht, F., Geistliche Kriegslieder wider die Kirchenstürmer. Neustrelitz, Barnewitz. 8. 5 Ngr.

Harms, C., Der 16. Artikel der Augsburgischen Confession: Von Policei und weltlichem Regiment, gepredigt am 8. Sonntage nach Trinitatis, 2. August 1846. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1846. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hast, J., Einladung, Prospect und Statutenentwurf zu einer unter dem Gewerb- und Handwerkerstande zu begründenden Berliner Bürgerbank, an der sich jeder selbstständige Mann betheiligen und aus der er zu jeder Zeit 10—100 Thlr. leihen kann. Berlin, Gebr. Rocca. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hilgard, T., Zwölf Paragraphen über Pauperismus und die Mittel, ihm zu steuern. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 6 Ngr.

Köster, F., Worte des Friedens an den evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung in Beziehung auf die Rupp'sche Streitfrage. Stade, Schaumburg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kurze Lebensskizze des Dr. th. J. Ch. F. Finelius, weil. Prof. rc. Anclam, Dietze. 8. 2 Ngr.

Leonhardi, H. v., Einige Gedanken über den Deutschkatholizismus. Zunächst veranlaßt durch den Streit über die Zweckmäßigkeit und über die wichtigste Aufgabe der zu Pfingsten in Berlin zusammentretenden deutschkatholischen allgemeinen Kirchenversammlung. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Prozeß Teste-Cubières vor der Kammer der Pairs, dessen Entstehung, öffentliche Verhandlungen, Ausgang und Folgen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Zeit rc. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 10 Ngr.

Scholl, C., Paulus und die Galater. Ein warnendes Bild der Vergangenheit für alle Deutschkatholiken und Freiprotestanten. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Seling, J. M., Rüstkammer, Geschicht' und Lehr' zu Schirm und Wehr gegen die Macht des Branntweins. Osnabrück. 12. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 269. —— 26. September 1847.

Geschichte der Urwelt rc. Von Andreas Wagner.
(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Die Betrachtung der verschiedenen Menschenracen führt den Verf. zu dem Ergebniß, daß nicht mehr als drei Haupt- und Grundformen unter denselben vorhanden, und alle andern blos untergeordnete Formen sind, die sich aus jenen ableiten lassen. Diese drei Haupt- oder Urracen gehören der Alten Welt an, und wohnen daselbst in großen geschlossenen Complexen nebeneinander. Die kaukasische nimmt die Westhälfte Asiens, ganz Europa, mit Ausschluß der Polarregion, und Nordafrika ein. Die mongolische Race ist im Besitz der Osthälfte Asiens, und hat sich zugleich über die ganze nördliche Polarregion der Alten Welt wie der Neuen Welt ausgebreitet. Die äthiopische Race bewohnt das eigentliche Afrika, durch die Sahara von dem nördlichen geschieden, das auch nach der Beschaffenheit seiner Fauna und Flora nicht mehr zum afrikanischen, sondern zum westasiatisch-europäischen Complexe gehört. Von diesen großen Complexen aus läßt nun der Verf. sich das Menschengeschlecht über die ganze Erde verbreiten. Auch bei den Thieren und Pflanzen will er ein ähnliches Auseinandergehen in bestimmte Varietäten erkennen. Nach allen Bemühungen die ursprüngliche Mehrheit des Menschengeschlechts zu bestreiten, ist er jedoch ehrlich genug zu bekennen, daß die Naturwissenschaft außer Stande sich befinde einen sichern Aufschluß über die Art und Weise der Entstehung des Menschengeschlechts, über die Anzahl der Stammpaare und die Motive der Racenbildung zu gewähren. Sie habe allerdings Berechtigung aus der Betrachtung der Racenverhältnisse wie sie uns gegenwärtig aufgeschlossen liegen auf eine Stammeinheit des Menschengeschlechts zu schließen. Sie könne mit Entschiedenheit die Lehre von den Autochthonen als eine unbegründete zurückweisen, und sei außer Stande einen triftigen Grund gegen die Abstammung von Einem Paare aufzubringen. Sie könne letztere Annahme sogar als sehr wahrscheinlich darstellen, aber es sei ihr nicht möglich selbige mit Evidenz zu erweisen; so wenig als sie das Gegentheil, die Mehrheit von Stammpaaren, darzuthun vermöchte.

Hier dürfte man nun wol fragen: Was ist nun der langen Rede kurzer Sinn? Kommen wir mit unsern naturwissenschaftlichen Kenntnissen nicht über die Frage hinweg, was sollen uns die traditionellen Ueberlieferungen, die doch erst durch jene ihre Sanction erhalten müssen? Höchstens kann eine solche Unentschiedenheit dazu dienen unsere Theologen aufmerksam zu machen, sich weder für noch gegen die Wahrheit der Mosaischen Urkunde bei den Naturforschern Raths zu erholen.

Was den Urzustand des Menschengeschlechts betrifft, so stimmen wir gern mit dem Verf. darin überein, daß er kein thierähnlicher gewesen, und daß die ersten Menschen nicht auf allen Vieren gegangen sind; daß sie aber anfangs auf einer sehr niedern Bildungsstufe gestanden haben mögen, aus der sie sich erst allmälig mit Hülfe der Beobachtung und Erfahrung emporarbeiteten, hat wenigstens Mehr für sich als die Annahme des Verf., daß die Stammältern unsers Geschlechts sich in einem vollkommenern Zustande befunden haben als der gegenwärtige ist. Der Einwurf, daß ein großer Theil des Menschengeschlechts, obgleich darunter Völker von den besten Anlagen, noch gar nicht aus dem thierischen Naturzustande herausgetreten ist, ja daß sich bei diesen sogenannten Naturmenschen nirgend eine selbständige Regung zur Entwickelung oder zum freiwilligen Uebergang aus der Barbarei in eine höhere Culturstufe bemerklich macht, vermag dagegen Nichts zu beweisen. Denn einmal sind dergleichen Naturmenschen nicht ohne Fähigkeiten und Kenntnisse, ja sie haben deren in denen sie uns noch übertreffen, und sie erscheinen uns nur so tief unter uns stehend, weil wir ihren Culturzustand mit dem unserigen vergleichen, weil wir von ihnen fodern, daß ihr Culturzustand dem unserigen gleich sein soll. Zweitens aber scheint es im Plane des Schöpfers zu liegen, und die ganze Geschichte der Menschheit lehrt es, daß, wie in der physischen Welt, so auch in der geistigen, die höchste Mannichfaltigkeit der Bildung zur Erscheinung komme, und daß in den verschiedenen Racen und Stämmen die verschiedenen Seiten der menschlichen Natur repräsentirt werden. Ja, es scheint sogar in der Weltordnung zu liegen, daß Völker welche bereits eine hohe Stufe der Cultur einnahmen, vermöge eines unwandelbaren Geschicks wieder in einen Zustand der Lethargie zurücksinken, wie die Beispiele der Griechen, Römer und der Mexicaner lehren, die nicht nur, wie der Verf. sagt, in den kolossalen Ueberresten ihrer Bauwerke ein Zeugniß

ihres hohen Culturzustandes bewahren, sondern, wie neuerlich Prescott in seiner lesenswerthen „Geschichte der Eroberung von Mexico" gezeigt hat, eine Staatsverfassung besaßen an der mancher civilisirte Staat der Neuzeit lernen könnte. Hat also ein Volk, wie hier die Mexicaner, sich aus eigener Macht zu einem solchen Culturzustande erheben können, so werden es auch andere Völker vermocht haben und noch vermögen, wenn ihre Stunde gekommen sein, und wenn vorzüglich der Druck den civilisirte Nationen ihnen auferlegt haben von ihnen genommen sein wird. Möge auch der Bildungsstand der Völker äthiopischer Race ein stationnairer geblieben sein, mögen auch die amerikanischen Nationen seit drei Jahrhunderten in ihrer alten Roheit verharrt haben: was sind Jahrhunderte im Leben der Völker? Auch ihr Schlaf wird sein Ende erreichen, und es wird einst die Morgenröthe der beginnenden Freiheit auch für sie erscheinen. Der Verf. sagt:

Die Benutzung der Hausthiere gehört für alle der vorhistorischen Zeit an; schon Abel wird ein Schäfer genannt. Von keinem einzigen läßt sich das Datum seiner Einführung in den Hausstand angeben; ebenso wenig ist im Laufe der Zeiten ein neues von Bedeutung den alten beigefügt worden. Schon aus diesem Umstande hat es wenig Wahrscheinlichkeit, daß der Urmensch erst durch Versuche die zähmbaren unter den wilden Thieren ausgemittelt habe. Bis er nur zu der Erfahrung gelangt wäre, welche unter den wilden Thieren seiner Umgebung zähmbar seien, welche nicht, wäre er bei diesen Proben wol längst zu Grunde gegangen. Kein wildes Thier nähert sich dem Menschen freundlich, sondern flieht ihn oder greift ihn an. Wollen wir uns nicht in Ungereimtheiten verlieren, so werden wir nicht umhin können anzunehmen, daß den Menschen ein instinctartiges Verständniß ihrer Umgebungen gegeben war, oder daß doch wenigstens die Hausthiere gleich ursprünglich durch eine innere Nothwendigkeit getrieben sich dem Menschen angeschlossen haben, daß also auch bei ihnen von eigentlicher Zähmung nicht die Rede sein kann, wie sie allerdings bei solchen Thieren die in spätern Zeiten zum Hausstande aus Luxus oder Bedürfniß beigezogen wurden, stattgefunden hat.

Wenn der Verf. von der Annahme eines Menschenpaars ausgeht, so hat er Recht; denn allerdings würde dieses auch ohne den Versuch der Zähmung zu Grunde gegangen sein: ein Umstand der schon allein für die Voraussetzung mehrer Urmenschen spricht. Von diesen mögen nun auch wol Mehre jenen Versuch mit dem Leben gebüßt haben, aber die Uebriggebliebenen werden auch bald durch Erfahrung klug geworden sein, sie werden auf Schutz und Bewaffnung gedacht, sie werden bald das Naturel der verschiedenen Thiere studirt, sie jung zur Zähmung eingefangen, nicht mit dem wilden Ochsen und Pferde, sondern mit Thieren begonnen haben deren natürliche Waffe sie weniger zu fürchten hatten, mit Einem Worte: sie werden es gemacht haben wie noch heute wilde Völker ohne Feuerwaffen mitten unter wilden Thieren aller Art zu thun pflegen.

Auch die Sprachen nimmt der Verf. zur Unterstützung seiner Ansicht zu Hülfe. Er behauptet natürlich die Einheit derselben, und beruft sich vorzüglich auf Wilhelm v. Humboldt's Forschungen. Wir können es uns deshalb nicht versagen ihm einen andern Ausspruch desselben ausgezeichneten Sprachforschers entgegenzuhalten, den jüngst sein Bruder aus einer noch ungedruckten Arbeit desselben über die Verschiedenheit der Sprachen und Völker in seinem vortrefflichen „Kosmos" mitgetheilt hat. Es heißt daselbst (S. 381):

Wir kennen geschichtlich oder auch nur durch irgend sichere Ueberlieferung keinen Zeitpunkt in welchem das Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. Ob dieser Zustand der ursprüngliche war oder erst später entstand, läßt sich daher geschichtlich nicht entscheiden. Einzelne, an sehr verschiedenen Punkten der Erde, ohne irgend sichtbaren Zusammenhang, wiederkehrende Sagen verneinen die erstere Annahme, und lassen das ganze Menschengeschlecht von Einem Menschenpaare abstammen. Die weite Verbreitung dieser Sage hat sie bisweilen für eine Ur erinnerung der Menschheit halten lassen. Gerade dieser Umstand aber beweist vielmehr, daß ihr keine Ueberlieferung und nichts Geschichtliches zum Grunde lag, sondern nur die Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise zu derselben Erklärung der gleichen Erscheinung führte; wie gewiß viele Mythen ohne geschichtlichen Zusammenhang blos aus der Gleichheit des menschlichen Dichtens und Grübelns entstanden. Jene Sage trägt auch darin ganz das Gepräge menschlicher Erfindung, daß sie die außer aller Erfahrung liegende Erscheinung des ersten Entstehens des Menschengeschlechts auf eine innerhalb heutiger Erfahrung liegende Weise und so erklären will, wie in Zeiten wo das ganze Menschengeschlecht schon Jahrtausende hindurch bestanden hatte, eine wüste Insel oder ein abgesondertes Gebirgsthal mag bevölkert worden sein. Vergeblich würde sich das Nachdenken in das Problem jener ersten Entstehung vertieft haben, da der Mensch so an sein Geschlecht und an die Zeit gebunden ist, daß sich ein Einzelner ohne vorhandenes Geschlecht und ohne Vergangenheit gar nicht im menschlichen Dasein fassen läßt. Ob also in dieser weder auf dem Wege der Gedanken noch der Erfahrung zu entscheidenden Frage wirklich jener angeblich traditionnelle Zustand der geschichtliche war, oder ob das Menschengeschlecht von seinem Beginnen an völkerweise den Erdboden bewohnte, darf die Sprachkunde weder aus sich bestimmen, noch, die Entscheidung anderswoher nehmend, zum Erklärungsgrunde für sich brauchen wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Jakob Schwieger als Dramatiker.

Unter den zahlreichen wie Pilze üppig aufschießenden Gelegenheitsdichtern die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den größern und kleinern deutschen Residenzen die Hoffeste zu verschönern sich bemühten, nimmt Jakob Schwieger (oder Schwiger), mit dem Dichternamen Filidor der Dorferer, nicht den untersten Rang ein, ja mit Recht bezeichnet ihn Gervinus als den einzigen an diesen kleinen Höfen nennenswerthen Dramatiker.

Es erging aber diesem Dichter, der unstreitig als einer der besten und reichsten des 17. Jahrhunderts sowol in der Lyrik als im Drama ausgezeichnet zu werden verdient, wie auch andern talentvollen Männern jener Zeit, welche die wahre Poesie in etwas Anderm suchten als in der sterilen Correctheit der Opitzianer: sie fanden wenig Anerkennung bei den Zeitgenossen und wurden bald vergessen. Denn wenn man auch z. B. Paul Flemming als einen glücklichen Nachahmer Opitz' in Ehren hielt, so war man doch weit entfernt den Geist seiner Poesie zu erkennen und zu würdigen; und wie wir auf den Werth und Gehalt dieses Dichters erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durch A. W. Schlegel und Franz Horn aufmerksam geworden sind, so hat uns Goethe zuerst auf Joh. Christian Günther als auf einen Dichter im vollen Sinne des Wortes hingewiesen, dessen Eigenthümlichkeit poetischer Auf-

fassung und Darstellung, dessen natürliche Fülle, Wärme und Gediegenheit seinen Zeitgenossen fremd und unverständlich geblieben war. Darf man sich also wundern, wenn die den Geschmack jener Zeit beherrschende Opitz'sche Schule, in deren Fußtapfen später die Gottschedianer traten, Dichter vernachlässigte die wie Schwieger und Günther mit entschiedenem poetischen Talent begabt, geistreich und witzig waren, und „im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen sich bestrebten"?

Die geringe Anerkennung welche Schwieger bei seinen Zeitgenossen scheint gefunden zu haben, die Vernachlässigung welche seine dichterischen Producte bei der folgenden Generation erfuhren, mögen wol die Schuld tragen, daß so wenige Nachrichten von seinen Lebensverhältnissen auf uns gekommen, und daß auch diese unsicher sind.

Wie die Literarhistoriker berichten *), war er zu Altona im dritten Zehnd des 17. Jahrhunderts geboren. Ums J. 1650 besuchte er Wittenberg um Theologie zu studiren. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn tritt er in Stade mit einer Predigt auf. Im J. 1654 finden wir ihn in Hamburg, wo er in den von Zesen gestifteten Rosenorden unter dem bezeichnenden Namen „des Flüchtigen" aufgenommen wird. Da wir nicht sein Leben schreiben wollen, so bemerken wir nur, daß er 1657 als Soldat in dänischen Diensten nach Großpolen zog, am Ende dieses Jahres nach Hamburg zurückkehrte, und um diese Zeit unter dem Namen Filidor des Dorferers Mitglied des Elbschwanenordens wurde. Im J. 1665 müssen wir ihn in Rudolstadt suchen, wo er als dramatischer Dichter die gräflichen Familienfeste verherrlichte. Daß er im letztgenannten Jahre gestorben sei, wird nicht nur durch den Umstand zweifelhaft gemacht, daß noch 1667 eine Schrift von ihm, „Filidor's erstentflammte Jugend", zu Kopenhagen im Druck erschien, sondern auch dadurch, daß er in diesem Jahre zwei Lustspiele in Rudolstadt zur Feier von zwei Familienfesten schrieb.

Aber gerade über seinen Aufenthalt in Rudolstadt sind manche Bedenken erhoben worden. So schreibt W. A. Passow in seiner lesenswerthen Schrift: „Das deutsche Drama im 17. Jahrhundert" (Programm, Meiningen 1847): „Daß Schwieger an den Hof von Rudolstadt gekommen sein soll, schließt man nur daraus, daß Filidor's Trauer-, Lust- und Mischspiele (Th. I, Jena 1665) vier Dramen enthalten welche auf dem rudolstädter Schlosse bei fürstlichen Familienfesten in den J. 1665—67 aufgeführt worden sind. Da nun Filidor ein Name ist den sich sehr wohl verschiedene Dichter beilegen konnten, so ist die Einheit dieses Filidor's und Schwieger's keineswegs ganz außer Zweifel."

Immer bleibt es auffallend, daß nach K. Förster's Versicherung der Name Filidor in den bekannten Verzeichnissen der Mitglieder des Elbschwanenordens vergebens gesucht wird. Um über diese Punkte Gewißheit zu erlangen, wendeten wir uns an den Gelehrten der vor allen Andern im Stande wäre Schwieger's Aufenthalt in Rudolstadt zu bestätigen. Hofrath Heß in Rudolstadt schrieb uns auf unsere desfallsige Anfrage: „Ueber Schwieger's Aufenthalt am hiesigen Hofe etwas Zuverlässiges zu erforschen, habe ich mich bis jetzt vergebens bemüht, doch werde ich nächstens die Reposituren des Hofamtsarchivs zu diesem Zwecke durchsehen, und vielleicht bin ich so glücklich etwas ihn Betreffendes zu entdecken."

Befremden darf es freilich nicht, daß Schwieger's Aufenthalt in Rudolstadt keine weitern Spuren dort zurückgelassen, und daß kein gleichzeitiger Schriftsteller dessen erwähnt. Die Zeiten waren ja längst verschwunden in welchen der deutsche Sänger, durch Geburt den höchsten Ständen angehörig, von Burg zu Burg, von Hof zu Hof zog, und durch die Kunst des Gesangs Achtung und Ehre und reichen Lohn, dazu die Gunst der Frauen sich erwarb. Freilich führte mehr als ein Dichter auch des 17. Jahrhunderts ein wanderndes Leben; aber unstät und flüchtig, um den Drangsalen des Kriegs zu entfliehen, wie Flemming, Klai, Neumark; oder um bei ihrer Mittellosigkeit durch die fremdartigsten Arbeiten, zu denen das Bedürfniß sie nöthigte, bald da bald dort einen kümmerlichen Unterhalt zu finden, oder bei der Mildthätigkeit wohlhabender Gönner und Freunde eine Zuflucht zu suchen, wie Zesen, Schwieger und Günther. Zur Bänkelsängerei, zu einem Gewerbe war die Dichtkunst herabgesunken, und ärmlich genug mochte der Lohn sein den man diesen wandernden Sängern zuwarf. Was Schwieger dem Bänkelsänger in den „Wittekinden" in den Mund legt, mag wol auf eigener bitterer Erfahrung beruhen:

> Sonst dicht' ein Dichter noch so schön,
> Belohnt man ihn doch selten.
> Hätt' ich vor die brodlose Kunst
> Was sonst vordehm gefasset,
> So dürfft ich jetzt anstatt der Gunst
> Nicht werden offt gehasset.

Schon die Titel der Stücke, die „bei frölicher Einsegnung junger Grafen" oder „zur Feier Hochgräflicher, Hochahnsehnlicher Beylager Hochfeyerlich zu unterthänigen Ehren und gnädigen gefallen treugehorsamst übergeben und vorgestellet", verrathen durch ihre überschwengliche Demuth die gedrückten Verhältnisse dieser auf Zeit ernannten Hofpoeten und Pritschmeister. Erwägt man ferner, daß diese herumschweifenden Musensöhne in unterthänigst gehorsamer Unterwürfigkeit, und um das liebe Leben zu fristen, den Pegasus bestiegen; daß sie sich allen Launen und Einfällen fürstlicher Personen und des Hofmarschalls fügen mußten; daß nicht sowol innerer Drang und dichterische Begeisterung jene Dramen schuf, nicht einmal „einbildischer Lobkützel ihnen die Feder geschnitten hatte, daß vielmehr der unterthänige Gehorsam, womit ihrem Herrn sie verpflichtet, der Flügel gewesen, aus welchem sie gewachsen" *); daß diese Dramen Schwieger's Gelegenheitsstücke waren, „alles in der Eyl geschrieben, und die Redensarten aus gejagter Feder geflossen" **); daß die Gesetze der dramatischen Dichtkunst, wenn er überhaupt die richtigen kannte, weniger beachtet werden durften als vielmehr die Launen Derer berücksichtigt werden mußten „so ihme befohlen": — so darf man Schwieger ein bedeutendes Talent für dramatische Dichtkunst nicht absprechen.

Daß aber Schwieger Verf. der an dem rudolstädter Hofe 1665—67 zu Verherrlichung der gräflichen Familienfeste aufgeführten Dramen sei, wollen wir in Uebereinstimmung mit den frühern Literarhistorikern so lange annehmen, als uns das Gegentheil nicht nachgewiesen und die bezweifelte Identität Filidor's des Lyrikers (Schwieger) und Filidor's des Dramatikers nicht glaubhaft gemacht ist.

Im J. 1665 erschienen zu Jena bei J. L. Neuenhahn: „Filidor's Trauer-, Lust- und Mischspiele. Erster Theil." Das vor mir liegende Exemplar enthält deren drei:

1) Ernelinde. Misch-Spiel, am siebenten Brachmonatstag zu Rudolstadt in dem großen Saale des Gräfl. Residentzschlosses Heydeck aufgeführt zur Feyer des Beylagers des Grafen Albert Anthon mit Fräul. Emilie Juliane, Gräfin zu Barby rc. Rudolstadt druckts Casp. Freyschmidt a. 1665. 4.

2) Der vermeinte Printz. Lust-Spiel, an demselben Tage bei derselben Festfeyer aufgeführt. Rudolstadt druckts Casp. Freyschmidt a. 1665. 4.

3) Die Wittekinden. Singe- und Freuden-Spiel von des hochlöbl. Gräfl. Schwartzburgischen Uhralten Hauses Auffnehmen, Fortwachsen und Christenthum. Zu untertähnigen Ehren

*) Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts von Wilhelm Müller, fortgesetzt von Karl Förster. Elfter Band. Leipzig 1828.

*) S. Vorrede zum „Vermeinten Printzen" und im Vorwort zur „Geharnschten Venus" bei K. Förster a. a. O. Bd. S. 22.

**) S. Vorrede zur „Erfreueten Unschuld". So mußte auch Zesen seinen „Hochdeutschen Helikon" in der 4. Auflage „als ein reisender mit flüchtigen Gedanken und eilender Feder verbessern" (s. die Vorrede zum „Hochdeutschen Helikon").

und gnädigen gefallen dem Hochgeb. Grafen und Herrn, Hrn. Albert Anthonen ꝛc. Als seine Hochgräfl. Gnaden das 25. Jahr ihres Alters antraten. Auff dero Gräfl. Schlosse Heydeck vorgestellet den 2. Mertz im J. 1666. Jena. In Verlegung J. Ludw. Neuenhahns. Gedruckt bei Samuel Krebsen. 4.

Die zwei ersten der genannten Dramen sind in Prosa geschrieben, das dritte in Versen. Jene beiden sind mit gereimten Zwischenspielen verbunden, die zwar bei der Aufführung, nicht aber im Druck, zwischen die einzelnen Aufzüge vertheilt, und jedesmal am Schlusse des ganzen Dramas vereinigt sind, weshalb man sie als eine nicht wesentliche Zugabe zu betrachten hat. Da diese allegorischen Zwischenspiele fast ganz außer Zusammenhang mit der Handlung im Hauptdrama stehen, indem sie ein abgeschlossenes Singspiel für sich bilden mit vorherrschender Beziehung auf die Festlichkeit auf deren Veranlassung sie gedichtet sind: so läßt sich daraus die Weglassung des Zwischenspiels in den „Wittekinden" erklären; denn in diesem Stücke enthält ja die Haupthandlung selbst die Beziehung zur Festfeier. Dafür beschließt ein Ballet von neun schwarzburgischen Städten dieses Stück, in dem übrigens auch andere allegorische und mythologische Personen nicht fehlen, ohne welche nun einmal die Dramatiker jener Zeit nicht leicht ein Stück schreiben konnten.

In einem zweiten Bande, der jedoch den oben angeführten Haupttitel nicht führt, finden sich noch drei Dramen, die nach unserer Ansicht aus der Feder desselben Verf. geflossen sind, da Zeit und Ort der Aufführung sowie die Eigenthümlichkeiten der Schwieger'schen Stücke ebenso wie in den drei erstgenannten darin zu finden sind. Wir werden sie in chronologischer Folge aufführen und bezeichnen als

4) Die erfreuete Unschuld. Misch-Spiel. Zu unterthäniger Glückwüntschender Freude über den abermals frölich erlebten Gebuhrts-Tag der Hochgeb. Gräfin ꝛc. Sophien Julianen, Gräfin zu Schwartzburg ꝛc. auf dem großen Saale der Gräfl. Residentz Heydeck zu Rudolstadt gehorsamst vorgestellet den dritten Tag des Mertzens. Im Jahr 1664. 4. (Ohne Druckort.)

5) Basilene. Lust-Spiel. Zu sonderbahren unterthänigen Ehren und Gnädigen gefallen dem Hochgeb. Graffen und Herrn, Hrn. Albert Anthonen ꝛc. Als seine Hochgräfl. Gnaden das 26. Jahr ihres Ruhmvollen Alters glücklich abgelegt und das 27. darauf frölich angetreten. Auf dero Gräfl. Residentz ꝛc. Rudolstadt den 2. Mertz. Druckts Casp. Freyschmidt. 1667. 4.

6) Der betrogene Betrug. Lust-Spiel. Bei frölicher Einsegnung des Hochgeb. Jungen Grafen und Herrleins, Herrleins Ludwig Friderich ꝛc. In Anwesenheit vieler Fürstl. Gräfl. und anderer Standes-Personen den 4 Wintermonats 1667. Uff der Gräffl. Residentz Heydeck unterthänig übergeben und vorgestellet. Rudolstadt. Gedruckt mit Freyschmidtischen Schrifften. 4.

Das vierte und sechste ist mit Zwischenspielen verbunden, doch mit dem Unterschied, daß in jenem die Acte des Zwischenspiels unmittelbar nach den Acten der Haupthandlung eingeschoben, dagegen in diesem vereinigt am Ende des Hauptdramas stehen. In der „Basilene" vertreten die Stelle des Zwischenspiels Chöre von Jägern und Jägerinnen, von Schäfern und Schäferinnen, und am Schluß preist Irene das Glück des Friedens und bringt Glückwünsche zur Feier des Tages. Bemerkenswerth ist, daß das Zwischenspiel von Nr. 4 ein „stummes" genannt wird. Die meistens allegorischen Personen desselben: „die streitende Kirche, der hellische Drache, die Babylonische Hure, Gog, Magog, der Fürst Michael", agiren nämlich nur pantomimisch unter Begleitung von Instrumental- und Vocalmusik. So heißt es im dritten Aufzug der ersten Zwischenhandlung: „Die Verfolger der Kirche, Gog und Magog (deren jener vom Haubt biß zu Fuß gewapnet, dieser aber in einem Turban und Türkischen Kleide sich vorstellen), treten durstig auf den Platz, und nachdem sie von der Huren mit Schmeichelgebehrden gelocket worden, verbinden sie sich mit ihr und dem Drachen durch einen Eydschwur. Bey dieser Handlung werden folgende beyde Verse mit einem Tanor und vier discant-Geigen beweglich abgesungen" ꝛc. Vor dem vierten Aufzuge: „Es eröfnet sich eine Kammer, woselbst die Streitende Kirche auf ihren Knien vor einem Crucifix in Gebeht und Trähnen liegt. Unter währender ihrer Andacht werden von fünf Stimmen und so viel Instrumenten die vier Ersten Verse des Geistlichen Kirchenliedes: Wo Gott der Herr nicht bey uns hält ꝛc. gesungen und gespielet."

Von allen Zwischenspielen steht dieses stumme in der engsten Beziehung zur Haupthandlung. Deshalb läßt der Dichter einen Genius als Vorredner das Stück eröffnen, der den Glückwunsch zum Geburtstag der Gräfin in gebundener Rede vorträgt; das Hauptstück ist wie Nr. 5 und 6 in Prosa geschrieben. So muß auch in der „Basilene" der Vorredner Mars, und in dem „Betrogenen Betrug" der Vorredner Horatius und der Schlußredner Apollo nebst den neun Musen die Beziehung zur Festfeier andeuten; denn wie hätte sich wol die Fabel dieses Zwischenspiels, der Mythus von der Danae, in deren Schoos Jupiter als goldener Regen herabträufelt, in Verbindung bringen lassen mit der Einsegnung (Taufe) eines Kindes. In der Vermischung des Heidnischen und Christlichen fand überhaupt jene Zeit keinen Anstoß. Wie hier in dem Zwischenspiele zum „Betrogenen Betrug" Apollo und die neun Musen bei der Taufe eines Christenkindes ein Wiegenlied singen, so läßt der Verf. einer 1705 zu Arnstadt durch die Schüler aufgeführten Operette den Apollo die Christen zur Frömmigkeit in der Fastenzeit ermuntern:

> Gebt Valet den Fleisches-Lüsten!
> Dieß ist recht das Carneval,
> Welches euch zu Christen machet,
> Die da Christo ähnlich sind.
> Aber wenn mann tobt und lachet,
> Ist mann noch kein Christen-Kind.

Und der Verf. eines andern 1698 zu Rudolstadt durch die Schüler aufgeführten Schauspiels verlegt einige Scenen desselben in den Himmel, wo neben Gott dem Vater und den heiligen Engeln auch Mars und Bellona auftreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Nach Osten.

Beträchtlich mehr als ein „Führer" im herkömmlichen Sinne dieses Wortes leistet: „The British world in the East; a guide, historical, moral and commercial, to India, China, Australia, South Africa etc.", von Leitch Ritchie (2 Bde., London 1847). Das sehr gut geschriebene Buch gewährt einen hellen, in gewisser Beziehung philosophischen Ueberblick vom Ursprunge, Wachsthum und dermaligen Umfange des britisch-östlichen Reichs, und dürfte auf ein tiefes Studium der orientalischen Geschichte ebenso trefflich vorbereiten, wie es zu einer von Zeit und Umständen gebotenen flüchtigen Kenntnißnahme genügt. Der Leser findet statt einer trockenen Aufzählung von Geschehenem, statt eines „dürren chronologischen Knochens" ein lebenswarmes Bild, das „saftige Fleisch" des Ostens mit seinen socialen, politischen, religiösen, geographischen und statistischen Farben und Fasern, von Scinde bis an die äußersten Grenzen Chinas — Neuseeland, Neu-Südwales und die Inseln des Stillen Meers nicht zu vergessen. Der erste Theil behandelt ausschließend das Britisch-indische Reich, der zweite China, die Malaien-Halbinsel, den Indischen Archipelagus, Mauritius, das Cap, Australien und Tahiti. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 270. —— 27. September 1847.

Geschichte der Urwelt ꝛc. Von Andreas Wagner.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Nachdem der Verf. selbst eingestanden, daß die Geschichte der Schöpfung der Erde und ihrer Bewohner auf naturhistorischem Wege mit unbestreitbarer Sicherheit nicht zu ermitteln sei, wendet er sich im vierten Abschnitte zu einer Vergleichung der Ergebnisse der Wissenschaft hinsichtlich des urweltlichen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner mit den Traditionen der Völker, und insbesondere mit dem Mosaischen Schöpfungsberichte. Er stellt hier an die Spitze seiner Untersuchung die Behauptung, daß sich im hebräischen Volke durch die Mosaischen Urkunden nicht blos seine eigene älteste Geschichte, sondern die Urgeschichte des ganzen Menschengeschlechts, ja die Schöpfungsgeschichte der ganzen sichtbaren Welt überhaupt, in verbürgter sicherer Weise erhalten habe. Aus einer Vergleichung der Gründe und Gegengründe, aus eigener vieljähriger Bekanntschaft mit den Mosaischen Urkunden und der ganzen Heiligen Schrift überhaupt hat sich ihm nicht blos ihre Echtheit und Einheit, sondern die göttliche Autorität derselben in unerschütterlicher Gewißheit bewährt. Er ist aus eigener Prüfung zur Ueberzeugung gelangt, daß die Argumente der Gegner theils auf erschlichenen Scheingründen, theils auf offenbaren Verdrehungen, und nur zum weit kleinern Theile auf wirklichen Schwierigkeiten beruhen, wie solche bei der geringen Bekanntschaft mit jenen fernen Zeiten gar nicht befremden können. Wir könnten es den rationalistischen Theologen, denen der Verf. unreine Absichten, Verrath an ihrem Amte und Berufe u. s. w. vorwirft, und unter denen er insbesondere Ballenstedt, Bretschneider und Strauß als Irrlehrer bezeichnet, überlassen ihre Sache gegen die ihnen hier gemachten Beschuldigungen zu verfechten; allein da er den Beweis führen will, daß alle aus dem Bereiche der Naturwissenschaften hergenommenen Angriffe auf die Genesis durchaus ohne Grund und Halt seien, daß im Gegentheil zwischen den sicher und feststehenden Ergebnissen der Naturwissenschaften und der Mosaischen Schöpfungsurkunde die vollständigste Harmonie stattfinde, so veranlaßt uns Dies ihm noch eine Strecke auf seinem Wege zu folgen.

Zuvörderst bemüht sich der Verf. das hohe Alter und die Verlässigkeit der ältesten Urkunden über die Schöpfungsgeschichte zu erweisen, bei welcher Veranlassung sich besonders seine Waffe gegen Ewald und Strauß richtet; allein die Streitfragen um die es sich hier handelt, z. B.: ob die Erde früher als ihr Centralkörper, die Sonne, geschaffen worden sein könne; ob der Wohnort der Engel innerhalb oder außerhalb unserer Sternenwelt zu suchen sei, sind theils an sich so unbedeutend und in das Nebelhafte sich verlierend, theils setzt der Verf. den angeführten nur andere Autoritäten gegenüber, sodaß wir es unterlassen können uns dabei weiter aufzuhalten. Dagegen können wir es uns nicht versagen unsere Leser einen Blick in die von dem Verf. gegebene Exegese der Mosaischen Schöpfungsurkunde werfen zu lassen. Da es uns jedoch zu weit führen würde ihm in der Betrachtung aller einzelnen Tagwerke zu folgen, so beschränken wir uns lediglich darauf über Einzelnes ein paar Worte zu sagen.

Obschon der Verf. mit unerbittlicher Strenge an den Worten der Bibel festhält, und sich Alles aus naturwissenschaftlichen Gründen zu deuten bemüht, so macht er doch schon beim ersten Tagwerk eine Ausnahme. Es geniren ihn hier die wiederholt zerstörten und wieder neugeschaffenen Thiere und Pflanzen die sich in den Gebirgen finden. Ein gewöhnlicher Tag war denn doch zu ihrer Schöpfung zu kurz. Ohnehin waren Sonne und Gestirne noch nicht vorhanden, es konnte also auch von unserm Zeitmaße noch nicht die Rede sein. Was thut nun unser Verf.? Er macht aus den Worten „Abend" und „Morgen" Anbruch der Finsterniß und Anbruch des Lichts, und aus den drei ersten Schöpfungstagen Tage von beliebiger Länge, und nur aus den drei letzten solche von vierundzwanzigstündiger Dauer. So fügt sich Alles in der schönsten Ordnung. Wenn nur nicht ausdrücklich in der Bibel stände: „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag!" Auch hat der Verf. nicht bedacht, daß ja die ersten Menschen nicht Zeugen der Schöpfung selbst waren, deshalb auch die Erzählung von derselben nur aus dem Munde des Schöpfers erhalten haben konnten. Sollte nun aber dieser das eine mal von menschlichen, das andere mal von Jahren einer unbestimmten Dauer zu ihnen geredet haben?

Auf eine ganz wunderliche Weise sucht sich der Verf. den Widerspruch zu erklären der darin liegt, daß am ersten Tage das Licht, am vierten aber erst Sonne, Mond und Sterne erschaffen wurden. Das erstere war nämlich ihm zufolge ein Lichtäther, der sich später erst zu concreten Centralpunkten concentrirte. Von ihm ging die Beleuchtung der Erde aus, so lange sie noch in der Bildung ihrer organischen Sphäre begriffen war; er war es welcher der mit ihr gleichzeitig ins Dasein tretenden, aber auch innerhalb dieser Epoche wieder untergehenden ältesten organischen Welt Licht und Leben gab, und die Augen der Ichthyosauren, Pterodaktylen, Trilobiten und der andern damit versehenen Thiere zum Sehen befähigte. Der Verf. beruft sich dabei auf das in den Naturgebilden unserer Erde allenthalben vorhandene gebundene Licht, das nur eine äußere Ursache erwarte um selbstthätig zu erscheinen; auf das durch Reiben und Zerbrechen harter Körper, durch Compression, durch Elektricität hervorgerufene Licht u. s. w. Allein wenn auch zugegeben werden kann, daß Thiere bei einem solchen Lichte sehen konnten, so bleibt es doch schlechthin unerklärlich, wie dabei thierisches und pflanzliches Leben hätte bestehen sollen. Es ist in der That höchst befremdend, wie ein Naturforscher, der doch die Bedingungen unter denen ein solches Leben nur Bestand haben kann hinreichend kennen muß, zu einer solchen abenteuerlichen Vorstellung kommen kann. 1) Konnte ein solcher Lichtäther nur die Emanation eines festen Körpers sein, der damals noch nicht vorhanden war, denn wo sollte er sonst herkommen? 2) Konnte diese Emanation nur durch eine äußere Ursache, durch Erregung irgend einer Art hervorgerufen werden. Aber wo war diese erregende Ursache? 3) Endlich konnte unter dem Einflusse eines solchen Lichtäthers der stetig fortdauerte, denn der Unterschied von Tag und Nacht existirte noch nicht, weder thierisches noch pflanzliches Leben sich erhalten, man müßte denn zu Voraussetzungen seine Zuflucht nehmen die allen physikalischen und physiologischen Gesetzen widerstreiten.

Aber nicht immer bleibt der Verf., wie in dem Vorhergehenden, dem naturhistorischen Standpunkte treu; wo sich aus ihm Nichts mehr erklären läßt und er mit seiner Ansicht ins Gedränge kommt, flüchtet er sich auf den theologischen. So z. B. nimmt er an: die Verhältnisse unter welchen die ersten Menschen entstanden seien nicht die nämlichen gewesen als die gegenwärtigen, denn in diesem Falle müßten jetzt noch fortwährend Menschen aus dem Boden hervorwachsen; nach dem Sündenfall sei der vorher unsterbliche Leib des Menschen dem Tode unterworfen worden, und er habe in seiner materiellen Grundlage eine wesentliche Umänderung erfahren. Eine analoge Umstimmung sei auch in der Thierwelt vorgegangen: sie, ursprünglich auf vegetabilische Nahrung angewiesen (auch die Löwen und die Tiger?), sei in ihrer innern Entzweiung dahin gekommen, daß ein großer Theil derselben den andern als bloßes Mittel zu seiner Subsistenz benutzt, in mörderischem Anfalle ihn überwältigt habe, u. dgl. m. Wo bleibt hier der Naturforscher, möchte man fragen, und wie konnte er sich von der altgläubigen Theologie so ganz in Fesseln schlagen lassen? So muß freilich Alles wahr bleiben was in der Bibel steht; aber sollte es dem Naturforscher nicht besser angestanden haben frei und offen zu erklären, daß er sich diese und andere Dinge auf dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nicht zu deuten wisse, als sich hinter solche mystische Auslegungen zu flüchten? Denn wahr ist es, die Schöpfungsgeschichte bleibt ein verschlossenes Buch, an dessen Entzifferung sich Naturforscher und Theologen, so lange die Welt steht, den Kopf zerbrochen haben und noch ferner zerbrechen werden.

Nun noch einige Worte über die Sündflut, zu deren naturwissenschaftlichen Erklärung unser Verf. alle Möglichkeiten zu Hülfe nimmt. Möglich ist es nämlich, daß in der Tiefe der Erde ungeheuere Wasserbehälter enthalten sind, die durch Mittel über welche die gegenwärtige Weltordnung nicht disponiren kann (z. B. durch Steigerung der Erdwärme mittels intensiver chemischer Processe) hervorbrachen; möglich, daß durch Mittel derselben Beschaffenheit eine immense Regenbildung zu Stande kam (der Schöpfer der aus Nichts die Welt ins Dasein zu rufen vermochte, konnte auch über die Mittel gebieten, das bereits Vorhandene so benutzen, wie es seinen Zwecken dienlich war); möglich, daß zu der damaligen Zeit die vulkanische Thätigkeit der Erde erst erweckt, oder doch zu einem ungemein hohen Grade gesteigert wurde, wodurch eine Erhitzung der Erdkruste entstand, die alsdann die unterirdischen Wasseransammlungen zum Hervorbrechen nach oben nöthigte u. s. w. Und Das nennt der Verf. eine naturwissenschaftliche Erklärung? Mit zunehmender Kenntniß der Natur sollen wir immer mehr ihre Kräfte zu unsern Zwecken zu verwenden lernen, und das früherhin Unmögliche und Unglaubliche werde dadurch zur Möglichkeit. Wir haben aber auch Beispiele vom Gegentheile, in denen das Mögliche und Glaubliche zur Unmöglichkeit wird!

Wie leicht zu erachten, macht auch die Unterbringung der Thiere in der Arche Noah's dem Verf. nicht wenig zu schaffen. Der Sonderbarkeit wegen möge hier noch seine Erklärung folgen:

> Wenn man von der übergroßen Zahl von Arten hört die unsere Kataloge aufzählen, so kann man allerdings auf den ersten Anblick in Zweifel gerathen, ob deren Repräsentanten sämmtlich in der Arche Platz gehabt hätten. Wenn man jedoch bedenkt, daß eine vollständigere Kenntniß der Lebensverhältnisse der Thiere zur Ueberzeugung führen wird, daß eine Menge angeblicher Arten Nichts weiter als constante Varietäten sein dürften, wenn man die Möglichkeit statuirt, daß gleichzeitig mit der Racenbildung des Menschen und der Hausthiere die Urtypen der wilden Arten vielleicht in eine Mannichfaltigkeit differenter Formen sich zerschlagen haben, die wir jetzt, so lange wir nicht ihre ursprüngliche Einheit durch das Merkmal der fruchtbaren Zeugung nachzuweisen vermögen, für gesonderte Arten ansehen: so werden unter solcher Voraussetzung die großen Zahlen schon nicht mehr so gefährlich für den beschränkten Raum der Arche erscheinen. Dieselben werden sich aber durch die Erwägung des Umstandes noch mehr vermindern, wenn man erfährt, daß alle Seethiere ausgeschlossen waren, da sie

in ihrem Elemente verblieben, was übrigens nicht hindert, daß auch von ihnen ganze Arten und Gattungen ausgerottet werden konnten, zumal da wo Meereswasser zu sehr mit süßem, und umgekehrt, vermischt wurde. Aber auch nicht einmal alle Landthiere brauchten aufgenommen zu werden, da unter ihnen die eierlegenden und nicht selbstbrütenden an sichern Bergungsstätten in Eiern ihre specifischen Typen erhalten konnten, wie ja noch jetzt ein gut Theil der Insekten im Ei-, Larven- oder Puppenzustand überwintert. Von den gigantischen Pflanzenfressern und den großen Fleischfressern brauchten auch nicht nothwendig erwachsene Individuen aufgenommen zu werden, sondern es konnten junge, zum Theil selbst Säuglinge sein, wodurch nicht blos an Raum, sondern auch am Speisebedarf gewonnen wurde. Man hat auch die Besorgniß gehegt, daß die Fleischfresser einen großen Theil der Arten vernichtet haben möchten. Nimmt man die letztere soeben erwähnte Beschränkung zu Hülfe, und bedenkt man vor Allem, daß in der Arche die Thiere nicht in dem behaglichen Zustande einer Menagerie beisammen lebten, sondern daß das furchtbare Toben der Wellen und das Brausen des Sturmwindes sie mit Todesschrecken erfüllte, so wird den Fleischfressern wol die Lust nach Raub vergangen sein, und sie werden sich mit der zugewiesenen Speise begnügt haben. Zudem waren die Thiere in Abtheilungen geschieden, und da noch überdies die beiden untern Stockwerke wenig Licht gehabt haben, so wird unter so ungewöhnlichen und schauerlichen Verhältnissen allen nicht mehr Speise nöthig gewesen sein als sie zur höchsten Nothdurft erfoderlich hatten. Ein Theil der kaltblütigen Thiere konnte vielleicht die längste Zeit in Lethargie zubringen.

Hätte sie doch der Verf. alle mit einer guten Schlafmütze versehen, die ganze Sache wäre weit plausibler! In welche Widersprüche verstrickt sich der Verf. bei dieser Erklärung! 1) Müssen ihr zu Liebe aus Arten Varietäten werden, während doch die heutige Naturwissenschaft Beides streng zu sondern weiß, und bis jetzt noch Niemand auf den Gedanken gekommen ist, daß Das was als besondere Art erkannt worden, nur Varietät sein könne. 2) Nimmt der Verf. die Seethiere von der allgemeinen Vernichtung aus, während es doch ausdrücklich heißt: „Also ward alles Lebendige auf dem Erdboden vertilgt.“ 3) Der Verf. läßt ganze Arten und Gattungen der Seethiere durch Mischung des süßen Wassers mit dem Meerwasser, und umgekehrt, untergehen: eine Vermischung wie sie noch heute alle Tage stattfindet, ohne daß die Thiere dadurch zu Grunde gehen. Und wie ging es mit den Fischen die in See- und süßem Wasser zugleich leben können? 4) Sollen sich manche Thiere im Larven- oder Puppenzustand, oder durch Eier erhalten haben. Aber wie und wo denn bei einer Flut die über die höchsten Berge ging, und solche Zerstörungen anrichtete wie wir sie noch heute in den Diluvialbildungen sehen? Wir merken schon, der Verf. möchte dadurch gern die Schwierigkeit beseitigen, wie Noah alle Insekten und Würmer eingefangen habe. 5) Läßt der Verf. alle wilden Bestien vor Todesschrecken über das furchtbare Toben der Wellen und das Brausen des Sturmwindes lammfromm in der Arche sich halten, und sogar das Bedürfniß des Hungers vergessen. Hier müssen wir aber gegen den Sturmwind protestiren, denn der kam erst auf besonderes Geheiß Gottes, als die Wasser fallen sollten. Was aber die wilden Thiere betrifft, so glauben wir vielmehr, daß ein einhundertfunfzigtägiger Aufenthalt mit unzähligen andern Thieren in *einem* Behälter, anstatt sie zu beruhigen, sie erst recht grimmig und lüstern nach einem und dem andern unter ihnen gemacht haben, und daß sie selbst im Finstern ihre Beute nicht verfehlt haben würden.

Der Verf. wird uns mit unserm Unglauben und unsern Zweifeln auch hier wieder an die Providenz verweisen, und an eine solche glauben wir so gut als unser Verf.; aber — er möge es uns zugute halten — weder an seine Unfehlbarkeit in der Wissenschaft noch an seine Schriftauslegung. 70.

Jakob Schwieger als Dramatiker.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu unserm Schwieger zurück. Woher entlehnte dieser Dramatiker den Stoff zu seinen Stücken? Sind es Originalarbeiten? Sind es Nachbildungen mit möglichster Bewahrung der Individualität oder Uebersetzungen? Bei Beantwortung dieser Fragen müssen wir zuvörderst die Hauptdramen von den Zwischenspielen trennen. Diese sind unbezweifelt eigene Erfindung, Dasselbe gilt wol auch von den „Wittekinden“; andere sind nach Angabe des Verf. selbst nach Romanen bearbeitet, der „Betrogene Betrug“ nach einem Roman des Franzosen Scarron mit dem Titel „Trompeur, trompeur à demy“. Offenherzig sagt der Verf. in der Vorrede zum „Vermeinten Printzen“: „Es stehet ehrlicher, seinen Raub auß freyen Willen bekennen, als dessen hernachmals durch andre mit Schamröthe überführet werden. Gegenwertiges gedichtes Vatterland ist Hispanien. Friderich Pallarizin, ein Welscher, hat es in Gestalt eines Romants i. J. 1640 zu Venedig der Preße untergeben und dem Ritter Frantz Loredan zugeschrieben. Was der Uebersetzer vor Lob oder Schande durch sein verkleiden in die Teutsche Tracht verdienet, muß er von der Welt zwar gewärtig sein: Alleine bezeuget er hiemit öffentlich, daß ihme kein einbildischer Lobkützel die Feder zu dieser Schrift geschnitten.“

Demnach dürfen wir auch diesen zwei Stücken nicht alle Originalität absprechen; denn da sie nicht nach Dramen übersetzt, sondern nach Romanen bearbeitet sind, so legen sie ein gewichtiges Zeugniß für eine sehr wesentliche Selbstthätigkeit des Verf. ab. Zu der „Ernelinde“, der „Erfreuten Unschuld“ und der „Basilene“ ist kein Original angegeben. Die zwei erstgenannten mögen vielleicht nach spanischen Mustern gearbeitet sein, da „Ernelinde“, wie Gervinus behauptet, ganz spanische Farbe trägt*), und die „Erfreuete Unschuld“ zum Theil auf dem Zwiespalt beruht „in welchen zwey vortreffliche Heuser der Mendozer und Tolleder in dem Königreiche Hispanien gerahten waren“. So scheint uns auch die „Basilene“ nach dem Italienischen gearbeitet. Auf Arkadien, dieses ist kurz die Fabel des Stücks, ruht der Fluch der erzürnten Diana schon seit 11 Jahren. Eine Jungfrau muß ihr jährlich zum Opfer gebracht werden, und erst dann ist nach einem Orakel des Apollo der Göttin Zorn besänftigt:

Wenn Treu um Undank sterben will,
Die Treu, aus Herkul's Blut entsprossen,
Dann wird Dianens Opfer still,
Und Blut nicht weiter seyn vergossen.

Endlich erfüllt sich dieses Orakel. Basilene, die Tochter des Dianenpriesters, verschmäht kalt und spröde die heiße Liebe

*) Um nur eine Aeußerlichkeit anzuführen die ganz spanisches Gepräge hat. Ferramond wagt nicht die fallende Ernelinde zu stützen, weil sie es nicht gebiete, und Ehrerbietung ihn zurückhalte ihr seine Hand zu reichen. Als er sich endlich dazu entschließt, verhüllt er zuvor seine Hand mit dem Mantel. („Ernelinde“, I, 20, S. 47.)

Filidor's, eines edeln Schäfers aus des Hercules Geschlecht. Als sie nun durch das Loos zum Opfer für die Göttin bestimmt ist, erbietet sich der von ihr verschmähte Filidor für sie zu sterben, und Alles endigt in Jubel und Freude mit der Vermählung dieses und eines andern Paares.

Da die genannten sechs Dramen in dem Zeitraume von zwei Jahren hintereinander an demselben Hofe zur Feier von Familienfesten aufgeführt wurden; da Schwieger von allen Literarhistorikern einstimmig als Verf. des ersten, zweiten, dritten und sechsten genannt wird: so glauben wir keinen Fehlschluss zu thun, wenn wir ihm auch das vierte und fünfte zuschreiben. Aber nicht blos dieser äußere Grund läßt uns Dies mit Gewißheit vermuthen, viel mehr noch bestimmen uns zu dieser Annahme die innern Eigenthümlichkeiten der genannten Dramen, deren oben bezeichnete Verschiedenheit im Druck und in der Aufführung der Zwischenspiele als ganz unwesentlich zu betrachten ist. Von diesen Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die Schwieger'schen Stücke vor andern theils gleichzeitiger, theils unmittelbar nach ihm lebender Gelegenheitsdichter vortheilhaft auszeichnen, hat Passow im angeführten Programm S. 17 besonders zwei mit folgenden Worten hervorgehoben: „Erstens sind sie Intriguenstücke; kunstvolle Verwickelungen halten den Zuschauer bis an das Ende in Spannung, wie ich Das bei keinem ältern deutschen Lustspiel kenne; es ist hier also jedenfalls für die dramatische Gestaltung und Abrundung des Stoffs ein nicht geringer Fortschritt geschehen, und ich möchte gerade hervorheben, daß in dem schwächsten sämmtlicher Stücke, in den «Wittekinden», doch gerade das Bestreben auch diesen dürftigen Stoff auf die erwähnte Weise wirklich zu dramatisiren hervortritt. Die zweite Eigenthümlichkeit auf die ich glaube Gewicht legen zu müssen, ist die Einreihung niedrig komischer Scenen zwischen die fein komischen oder ganz ernsten; daß Filidor dabei an italienische Vorbilder eher als an spanische gedacht hat, beweisen die mehrmals angewandten Namen Pantalon und Scaramutz.*) Bei Jakob Ayrer kommt, nach englischem Vorgang, der Narr allerdings auch im Trauerspiele vor, doch ist er dort eine ganz für sich bestehende Person, die mit der Handlung als solcher Nichts zu thun hat. Seit Ayrer ist der Hanswurst lediglich auf die niedere Posse beschränkt; denn ihn in die Gesellschaft fürstlicher oder sonst vornehmer Personen zu bringen litt der Respect, den die gelehrten Dichter nie vergessen, ebenso wenig als die falsch verstandene Einheit in Ton und Handlung des Drama. So ist es denn jedenfalls eine löbliche Unbefangenheit Filidor's, die ihm gestattet seinen Dramen ein allseitigeres Leben einzuflößen."

Als die dritte Eigenthümlichkeit nennt Passow die schon oben besprochenen Zwischenspiele. Hierzu kommen aber noch andere die unsern Schwieger als einen über dem Troß der damaligen Gelegenheitsdichter erhabenen Schriftsteller zeigen.

Bekannt sind die Bestrebungen die deutsche Sprache für die Poesie und die Wissenschaft zu emancipiren, die schon im 16. Jahrhundert hervortreten, und im 17. besonders durch die Fruchtbringende Gesellschaft gefördert wurden. Wie sehr man aber auch für den Purismus der Sprache eiferte, was bei Manchen in ein caricaturartiges Abwehren aller fremden Ausdrücke ausartete — man denke nur an Zesen —, wie sehr es auch der ganzen Poesie des 17. Jahrhunderts gelang sich rein deutsch zu behaupten und wie ein Wall dem fremden Unwesen gegenüberzustehen**): aus der Prosa vermochte man die Mischsprache und Mengerei nicht zu verdrängen, und dieselben Schriftsteller die in ihren poetischen Werken alle Sprachmengerei fern halten, mischen lateinische, französische, italienische Wörter unter ihre Prosa. Opitz in der „Deutschen Poeterei", Schupp im „Teutschen Lehrmeister", Moscherosch in den „Gesichten Philander's von Sittewald", Schottel in der „Teutschen Hauptsprache", Leibniz in den „Unvorgreiflichen Gedanken" &c. und viele Andere würden die Belege zu unserer Behauptung liefern können.

Schwieger dagegen weiß die Reinheit der Sprache auch in der Prosa zu bewahren. Mischt er wo fremde Wörter ein, z. B. französische in der „Erfreueten Unschuld", II, 1, und II, 17; lateinische ebendaselbst I, 8 und 9; englische ebendaselbst II, 2, so legt er sie dem Scaramutza in den Mund, offenbar um die Sprachmengerei zu persifliren. Scheint er doch dem Puristen Zesen sich zu nähern, wenn er wie dieser Liebinne für Venus, Wort für Parole, Schaltfürst für Vicekönig, oder wie Opitz Gehör für Audienz gebraucht.*)

Ebenso wie die Mengerei in der Sprache scheint er uns den steifen, unbeholfenen Wurfstil zu persifliren, vor dem Schottel in der „Teutschen Hauptsprache" (S. 755) warnt**), dem man aber bei den meisten Schriftstellern jener Zeit begegnet, bei Opitz, Moscherosch; am kolossalsten spreizt er sich in Kindermann's „Teutschem Wolredner", was jedoch dem Sprossenden (Neumark) kein Anstoß gewesen diesen überaus pedantischen „Wolredner" zu empfehlen.

Unsere Behauptung, Schwieger persiflire den breiten, schwerfälligen Curialstil, gründet sich nämlich auf die Bemerkung, daß er den Scaramutza, z. B. in dem „Vermeinten Printzen" (S. 38), seine Werbung um Pantalon's Tochter in diesem Stil anbringen läßt; ferner daß er ihn da gebraucht, wo wie in der „Ernelinde" (I, 5; III, 124) königlichen Personen Huldigungsschreiben der Unterthanen und Memoriale übergeben werden, während er sonst einen coupirten Stil schreibt. Nur ein Beispiel vom Gegentheil ist uns in der Inhaltsangabe zu den „Wittekinden" aufgestoßen.***)

Trotz allen Respects, trotz aller Demuth vor den hochgräflichen Festgebern, die besonders in der Vorrede hervortritt, sagt er doch den vornehmen Zuschauern auch derbe Wahrheiten. Freilich legt er auch diese dem Scaramutza in den Mund, dem als privilegirtem Spaßmacher dergleichen zu sagen wol erlaubt war; man vergleiche im „Vermeinten Printzen" die Scenen I, 12, S. 19, und III, 10, S. 97.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Neuester Roman von Mrs. Gore.

Den urtheilsfähigen Freunden und Freundinnen von Mrs. Gore's belletristischen Leistungen wird es weh thun ihren jüngsten Roman zu lesen: „Castles in the air; a novel" (3 Bde., London 1847). Er ist des wohlverdienten Rufes der Verf. durchaus unwürdig, die Fabel mager und abgenutzt, die Behandlung breit und outrirt, nicht einmal eine Spur von jenen muthwillig-kecken Freiheiten durch welche die Verf. bisweilen den Mangel an Wahrheit und wahrheitähnlicher Erdichtung zu verdecken wußte. 16.

*) Pantalon als kurzweiliger Rath, Scaramutza als Diener finden sich zusammen im zweiten und dritten Stücke; Scaramutza allein im vierten, fünften und sechsten, entweder als Diener oder wie in dem fünften als Küster beim Priester der Diana. Nur im ersten („Ernelinde") vertreten des Pantalon und Scaramutza Stellen der Edelknabe Gernwitz und der Diener Gabinet.

**) Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur", III, 166 fg.

*) In der „Erfreueten Unschuld", II, 9; I, 6; Zwischenspiel zum „Betrogenen Betrug", S. 10. Zesen in der „Assenat"; Opitz in „Zlatna".

**) „Zu dem, welches auch affectirt wird, daß man das Zeitwort gar zu weit hintenschraube, und ein langes gemenge dazwischen setze, solches ist gleichfalls mißbräuchlich, wird auch dadurch die rechte bewegende Art samt der teutschen Meinung verlohren, weil der Begriff unsers Verstandes also schraubenweis sich nicht ausdehne."

***) „Wolte Ludwig doch sich eher nicht darzu, er müste denn, wie es mit seinen zweyen Söhnen Wittekinden und Walperten, so noch unter denen Sachsen und in der Heydenschafft waren, stände, gebrauchen lassen."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 271. —— 28. September 1847.

Der Papst und sein Reich, oder die weltliche und geistliche Macht des Heiligen Stuhls. Von J. F. Neigebaur. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine so geist- und sorglose Compilation wie die vorliegende ist mir seit langer Zeit nicht zu Gesichte gekommen. Der Gegenstand ist interessant genug, namentlich im gegenwärtigen Moment, wo die Verhältnisse des Kirchenstaats die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem Grade in Anspruch nehmen. Darauf hat auch wol der Verf. speculirt: aber was hat er aus diesem Gegenstande gemacht! Ein Buch welches einestheils das langweiligste der Welt ist, andererseits dermaßen mit Fehlern aller Art gefüllt, daß man kaum begreift wie ein Mann welcher in der Vorrede erklärt, er habe während seines wiederholten Aufenthalts in Rom Gelegenheit gesucht (auch gefunden?) sich über den Kirchenstaat und die Kirchenverwaltung näher zu belehren, so Etwas hat schreiben können. Das Vorwort ist schon seicht genug. Da heißt es: der katholische Glaube habe durch den Abfall der Protestanten und die Aufklärung der Katholiken großen Verlust erlitten, Gregor XVI. aber habe „die günstige Stimmung des Pietismus, der politischen Reaction und der aristokratischen Restauration (!), die Zeit des Schwankens, des Suchens nach vergangener Weisheit (!) und der Höheres als alle Vernunft ersehnenden Romantik für den Aufschwung der alleinseligmachenden Kirche zu benutzen" gewußt. Gleich darauf wird Pius IX. mit Ludwig Philipp in Parallele gestellt, indem er „die freien bürgerlichen Institutionen, die bisher nur Projecte und todte Verordnungen waren, zur lebendigen Wahrheit mache". Man sieht, der Hr. Geheime Justizrath Neigebaur steht noch bei dem La Charte sera une vérité vom August 1830. Das Resultat der Weisheit ist dann, daß „die römische Curie viel weniger die demokratischen Institutionen als die aristokratischen Philosopheme zu vermeiden" habe.

Schlägt man nach diesem vielverheißenden Vorwort das eigentliche Buch auf, so findet man allerdings die Verheißung vollkommen bestätigt. Die „Geschichtliche Einleitung", welche mit dem armen Romulus Augustulus beginnt, belehrt uns, daß es einen Longobardenkönig Luitgard gegeben hat (Amalasuntha, die Gothenkönigin, ist, nebenbei gesagt, nach S. 245 eine Tochter Alarich's!); daß die Longobarden Ravenna an Venedig verloren; daß „Bischof Martin III." die Franken nach Italien rief (man hat bisher geglaubt, es sei Papst Zacharias gewesen); daß Heinrich der Finkler Kaiser war; daß Ghibellinen und Guelfen Weiße und Schwarze hießen (man muß danach die alten florentinischen Chronikenschreiber wie den Professor Leo corrigiren, welche diese Namen den beiden Parteien der Guelfen beilegten); daß Arnold von Brescia der treueste Diener des Kaisers war (der Umstand, daß er „verbannt" und nicht „verbrannt" wurde, dürfte, wenn der Verf. Dies nicht aus den im Vorwort gerühmten „dortigen, in Deutschland weniger zugänglichen Quellen" geschöpft hat, wol eine Erfindung des Druckers sein, der auf jeder Seite den Autor in der Aufstellung neuer Namen und Dinge zu übertreffen gesucht hat); daß durch Frankreichs „politisches Uebergewicht" die Verlegung des Heiligen Stuhls nach Avignon veranlaßt ward (Nogaret, der bekannte Gegner Bonifaz' VIII., wird einmal dessen Unterthan genannt!); daß Rienzi's Verwaltung eine „ordnungsmäßige" war; daß die Vorrechte des römischen Adels mehr wie die der mediatisirten Fürsten gewesen, — und der Himmel weiß was noch. Alles Dies steht auf fünf Seiten. Und Schlag auf Schlag folgt, daß Julius' II. Kriege gegen Frankreich und Venedig zu Anfang des 16. Jahrhunderts „das Bestehen des päpstlichen Stuhls nicht in Frage" gestellt — große Weisheit, da der Papst entschieden Sieger blieb, und auf allen Seiten die usurpirten Territorien zurückerlangte! — daß im J. 1797 „die Unzulänglichkeit der beiden Garantien (??), der Hierarchie sowol als der Aristokratie des Kirchenstaats", sich herausgestellt; daß Pius VI. schriftlich Verzicht geleistet; daß Pius VII. „erst nach dem Falle Napoleon's befreit" worden sei, was unrichtig ist, da Napoleon ihn von Fontainebleau entließ u. s. w.

So beginnt das Buch, und so geht es ohne Unterlaß fort: man kommt nicht zu Athem bei der Masse der Irrthümer aller Art. Das Ganze ist, ich wiederhole es, die sorgloseste Compilation. Aus ältern und neuern Werken, aus Tournon's „Etudes statistiques", aus Calindri's Statistik, aus dem römischen Staatskalender, aus den Sammlungen päpstlicher Verordnungen, aus Katechismen und Zeitungen sind Seiten auf Seiten ab-

geschrieben oder excerpirt, die päpstlichen Douanentarife, die Postcurse u. s. w. sind abgeschrieben, Alles ohne Kritik, ohne Genauigkeit, ohne Auseinanderhalten der verschiedenen Epochen, weshalb man auch mit den vielen Dingen die über Staatsverfassung und Verwaltung, Gemeindewesen, Justiz u. s. w. gesagt werden, Nichts anzufangen weiß, da die nothwendige Gliederung fehlt, und Altes und Neues, zur Ausführung Gekommenes oder nur auf dem Papier Stehendes nicht gehörig unterschieden wird. Die neueste Literatur ist vernachlässigt: ich finde den nun veralteten Calindri citirt, und (so viel ich nachgesehen) nirgend ein Wort von Serristori oder Zuccagni, welcher Letztere doch in den betreffenden Bänden seiner „Corografia" die vollständigste geographisch-statistische Beschreibung des Kirchenstaats geliefert hat. Wird er etwa wirklich genannt, so bitte ich den Verf. um Entschuldigung, wenn der Unmuth über sein Buch mich Etwas hat übersehen lassen. Ein solches Buch ist für einen Recensenten eine wahre Qual. Was soll er machen, wenn ganze Seiten mit Tarifsätzen gefüllt sind, oder mit Städte-, Längen-, Breiten- und Einwohnerverzeichnissen? Dem Verf. aufs Wort glauben ist unmöglich, denn wo man hinsieht sind Fehler; die Prüfung des Einzelnen vornehmen ist aber wahrlich zu viel verlangt. Auf Einer Seite z. B. (250) finden sich folgende verschriebene oder verdruckte Namen: Ponte Lugano, numentonische Brücke, Ponta Salaria, Phaus, Mancigliano, Monte Rotado, Menta, Kloster Poggio Mirtato, Ponte filice. Ich denke das Pröbchen reicht hin!

Dieselbe Sorglosigkeit findet sich in historischen Dingen, in Beschreibungen, in Bemerkungen über administrative und sonstige Verhältnisse, in bloßen Namenregistern. Zum Beweise führe ich nur einiges Wenige an, denn sonst müßte ich wenigstens ein Viertel des Buchs abschreiben. Charakteristisch ist, daß gleich auf S. 14 das Motto aus Virgil verstümmelt ist: es steht da Salve magna parens Saturnia tellus, und der Hexameter mag zusehen wie er ohne frugum zurecht kommt. Die Erwähnung der italienischen Zustände vor und unter den Ottonen (S. 5) bietet ein so klägliches Durcheinander, daß man wohl einsieht wie Wenig der Verf. davon weiß. Jeder Abriß der Weltgeschichte hätte ihm aber Besseres an die Hand geben können. Die Bemerkungen über den römischen Adel, der auch (S. 68) wieder mit den mediatisirten Fürsten in Parallele gestellt wird, was eine Lieblingsidee zu sein scheint, aber eine völlige Unbekanntschaft mit den betreffenden Verhältnissen beurkundet, wie nebenbei die Bezeichnung der „nordischen Eroberer als Lehnsherren" (S. 221) fernliegende Zeiten miteinander vermengt, strotzen von unrichtigen Angaben. Der Fürst von Canino soll Lucian Bonaparte heißen: Lucian ist aber längst todt, und sein Sohn und Nachfolger heißt Karl; dem ältesten Sohne des Fürsten Corsini wird der Name Fürst Montonto gegeben, er führt aber den eines Herzogs von Casigliano; vom Fürsten Gabrielli heißt es, er sei mit einer Tochter Lucian's verheirathet, der gute Mann ist aber seit mehren Jahren todt, und die untröstliche Witwe hat sich mit einem homöopathischen Arzt wieder vermählt; Fürst Gaetani Herzog von Caserta steht im Buche, erstens aber schreibt sich der Name Caetani, zweitens gibt es in Rom keinen Fürsten Caetani, sondern der Chef der Familie heißt Herzog von Sermoneta, drittens gehört der Titel von Caserta, der aber seit der Ort königlich geworden nicht mehr gebräuchlich ist, der neapolitanischen Branche der Herzoge von Laurenzana. Fürst Massimo soll ein Sohn Lucian Bonaparte's sein: der Hr. Geheime Justizrath Neigebaur nehme sich in Acht, daß Don Camillo Massimo ihm nicht im Namen seiner verstorbenen Mutter, die von königlich sächsischem Blute war, einen Injurienproceß anhänge! Fürst Odescalchi soll Fürst von Sirmio sein: er ist Herzog von Syrmien in Ungarn. Es wird von einem Fürsten von Zagarolo, Fürsten von Corchiano gesprochen: es sind Herzogstitel. Die Albani sollen ausgestorben sein: mit nichten! Dies hindert aber nicht, daß das Hauptvermögen des Cardinals an die Castelbarco (nicht Castelbranco) gekommen ist. Der Conte Carpegna soll zum niedern Adel gehören: aber Carpegna ist ein bedeutendes Lehen welches noch im vorigen Jahrhundert Verhandlungen mit Toscana veranlaßte. Die Bemerkung, daß er „mit einer Lozzano vermählt" sei, wird sich in ihrer welthistorischen Bedeutung zeigen wenn ich anführe, daß der Vater Lozzano ein spiritus familiaris Karl's IV. von Spanien war. Die Druckfehler gehen in den Kauf; die historisch-statistischen Angaben erheben sich nicht über „sehr reich" oder „eine der ältesten Familien"; ob man einen Familien- oder Lehnsnamen vor sich hat, kann man nirgend wissen, denn da steht Fürst Canino, während es Fürst von Canino, und Herzog von Salviati, während es Herzog Salviati sein sollte. Dies mögen Kleinigkeiten sein, aber wozu soll ein solches Buch überhaupt nützen, wenn es nicht im Detail exact ist? Viterbo, heißt es S. 246, sei von „Dietrich dem Lombarden" gebaut: darin soll man den Longobardenkönig Desidor erkennen; der Herzog Friedrich von Montefeltro wird (S. 262) mit „Friedrich Feltrio" bezeichnet; auf S. 72 heißt es, in Bologna sei 1831 der päpstliche Legat vertrieben worden — da der Legat abwesend war, so hätte die Sache mit Schwierigkeiten verbunden sein können; nach S. 136 soll man auf dem Wege von Florenz nach Rom über Arezzo „bei den berühmten Camaldulenserklöstern Vallombrosa, Camaldoli und Alvernia vorbei" kommen: das erste ist aber ein Vallombrosaner-Benedictinerkloster, das letzte ein Franciscanerkloster, und was das „vorbei" betrifft, so bedeutet Dies so viel als wenn man sagte, man komme auf dem Wege von Berlin nach Breslau an Warmbrunn vorbei. Vom regierenden Papst heißt es (S. 73), er sei „durch Familienverbindungen mit liberalen Geschlechtern und ihren Ideen (!) verwandt". Der Johanniter-Malteserorden soll (nach S. 79) „unter Mitwirkung des Papstes" vergeben werden, was ganz falsch ist.

Die Bemerkungen über Gelehrte und Schriftsteller

des Kirchenstaats (S. 184) legen die äusserste Unkunde an den Tag. Was soll man zu folgendem Pröbchen Literargeschichte sagen: „Auch der letzte Dichter des Kirchenstaats, Monti, starb schon 1828 zu Mailand, vor ihm war Metastasio zu Wien schon 1782 gestorben, und Guarini bereits 1612 zu Venedig." Der Verf. scheint von Giacomo Leopardi Nichts gehört zu haben: kann man ihm da übelnehmen, wenn er die nicht so berühmten, aber doch talentvollen Paolo Costa, Mamiani della Rovere, Carlo Pepoli, Gio. Marchetti u. A. unerwähnt läßt? Mit den Aeußerungen über Künstler steht es noch schlimmer aus:

Die bildende Kunst (soll wol die Sculptur sein) hat seit Bernini dem Kirchenstaat keinen ausgezeichneten Namen mehr gegeben, sowie seit Bramante keinen Baumeister. (Merkwürdige Construction!) Seit Giulio Romano, der 1546 starb, und seit Grimaldi Bolognese 1680 hat weder die römische noch die bologneser Schule einen so bedeutenden Maler gehabt, und wenn auch Benvenuto und Camuccini aus dem Kirchenstaat gebürtig sind (Benvenuto ist ein Toscaner), so wird man sie doch nicht einem Rafael und Francia gleichstellen.

Wer denkt auch daran? Seichteres Zeug ist wol nie geschrieben worden: Giulio Romano aber und Grimaldi, einen späten Caracceschen, in Einem Athem zu nennen, ist originell genug. Und was die Architekten betrifft, deren Ruhm mit 1514 zu Ende gegangen sein soll, waren nicht Primaticcio, Serlio, die Bibbiena aus Bologna, Galeazzo Alessi und Vinc. Danti aus Perugia, Cosimo Morelli endlich, der durch den Palazzo Braschi gezeigt hat wie man bis auf die neuere Zeit in Rom bauen konnte, aus Imola? Ich will von den Malern und Bildhauern gar nicht reden, denn solche nichtssagende Aeußerungen wie die des Verf. verdienen wahrlich nicht, daß man Zeit daran wende sie zu widerlegen. Das Verzeichniß der lebenden Künstler ist nicht besser. Bei Jedem wiederholt sich: Seine Hauptwerke sind u. s. w. — damit ist es abgemacht; ob nun eine Menge Leute vorkommen die entweder todt oder seit Jahren von Rom weggezogen sind, ob die Namen auf das erbärmlichste verstümmelt werden, ob gerade ein recht unbedeutendes Werk als „Hauptwerk" angeführt, und Fräulein Gagiotti, ein hübsches Mädchen, von der Niemand indeß als einer großen Künstlerin gehört hat, neben Camuccini und Agricola genannt wird: darauf kommt es bei einem solchen Wust von Unrichtigkeiten gar nicht weiter an. Höchst komisch ist die Aeußerung: „Der elginsche Marmor in London aus Athen hat dort nicht dieselbe Wirkung." Der Verf. welcher, wenn ich nicht sehr irre, auch einen „Wegweiser durch London" herausgegeben hat, denkt sich die parthenonischen Bildwerke wahrscheinlich als einen großen prächtigen Block!

(Der Beschluß folgt.)

Jakob Schwieger als Dramatiker.

(Beschluß aus Nr. 270.)

Schwieger's Sprache ist gewandt und fließend, sobald er Leute niederer Stände sprechen läßt; gespreizt und stelzenartig in den Reden hochgestellter und vornehmer Personen. In der Sprache des Volkes bewegt er sich leicht und weiß die Eigenthümlichkeiten derselben, die Alliterationen, Assonanzen, die Wortspiele und Wortverdrehungen, die Sprüchwörter und Euphonismen geschickt anzubringen. Dagegen treten in den Reden der vornehmen Personen alle die Auswüchse hervor die man bei den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts zu finden gewohnt ist: das Schwülstige, Bombastische, die gesuchten Beiwörter, die zuckersüßen Redensarten. Da spannt die müde Nacht ihr braunes Tuch über das runde Gantz, da spielen auf den Bäumen die schnellen Federkinder; das weiße Wollenvieh tummelt sich auf den bunten Matten, dem Speisehaus der süßen Bienen; in dem Wasser scherzen die stummen Flutenkinder; da wird der unglücklich Liebende auf dem Kahne der Verzweiflung zwischen den Ungeheuern der Verachtung und des Hasses hin- und hergeworfen, bis ein sanfter Westwind des günstigen Mitleidens den Norden der Miserkenntniß verjagt, und der trostlose Kahn endlich in den erwünschten Port gelangt; da werden die Korallenlippen schöner Jungfern gepriesen, ihr sterngleicher Mund, der Schnee der Lilienhände, die Strahlen der blitzenden Augenfunken, die wie Donnerschläge in ein Herz schlagen können.

Dagegen sind manche der eingestreuten Lieder leicht und heiter, melodiereich und geschmeidig; so das Lied auf die Wäschermädchen in der „Erfreueten Unschuld", dessen erste Strophe:

Wer Lust hat auf die Daur zu naschen,
Der such es bey dem lieben waschen;
Im Himmel ist kein schöner Kind,
Als unsre Wäschermädchen sind.
Hat Jemand Lust zu naschen,
Der such es bey dem waschen.

So der Chor der Faunen und Hamadryaden in dem Zwischenspiel zur „Ernelinde", dessen letzte Strophe heißt:

Die Liebe macht es, daß wir leben,
Die Liebe macht es, daß wir sind,
Es macht's der lieben Liebe Kind,
Daß andern wir auch Leben 'geben.
Der Höchste selbst und die Natur
Gebieten's, Kinder, glaubt es nur.

Ferner ebendaselbst der Chor der Hirten über die Freuden und das Glück des Landlebens, ein Thema das von ihm auch in der „Geharnschten Venus" einige mal bearbeitet ist (s. die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts", XI, 15 und 102). Nur stellenweis beleidigen diese Lieder durch Härten der Sprache. In andern scheint er uns absichtlich Härten angebracht zu haben, wie in dem Zeitungsliede des Bänkelsängers in den „Wittekinden", in dem er den Ton solcher Volkslieder gut getroffen hat, und dessen erste und letzte Strophe wir mittheilen wollen:

Was wollen wir singen und heben an,
Von einem Helden lobesan,
Dem kühnen Ludwig eben.
Wie er im Spanjer Reiche gut
Viel tausend Sarazenen schlug,
Gott woll' ihm Segen geben.

Ein' starcke Festung hoch erbaut,
Dafür manch'm Kavalier gegraut,
Gewann er in zwey Stunden.
Da hat'r auch alles nied'rgemacht,
Was er in Waffen hat ertappt,
Kein' Gnad' han sie gefunden.

Ebenso absichtlich, vielleicht um eine Person oder einen Provinzialismus zu verspotten, hängt Pantalon in den „Wittekinden" an jedes Wort am Ende des Verses den Buchstaben e an. Dies geschieht nicht blos bei den Substantiven im Plural, wo es nach einigen Grammatikern, z. B. Schottel und Zesen,

für nöthig erachtet wurde; ferner nicht blos da wo es der Reim herbeigeführt haben konnte, sondern auch wo der Reim ohne e bestehen würde; z. B. in den Wörtern: lebene, gebene, zum bestene, in den Gästene, sagene, Magene, sodaß offenbar eine Absicht zu Grunde liegt, wie denn noch heutzutage in Sachsen und in der Lausitz diese Sprechweise im gemeinen Leben gehört wird.

Doch wir befürchten schon zu lange mit diesen sprachlichen Eigenthümlichkeiten den Leser belästigt zu haben; wir glaubten aber sie hervorheben zu müssen, um durch sie unsere Behauptung über Schwieger als Verf. der genannten sechs Dramen zu begründen. Daß diese in der Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts mehr hervorgehoben zu werden verdienen als bisher geschehen, möchte nach dem Vorstehenden nicht zu bezweifeln sein. Daß sie aber vereinzelt daständen und ohne alle Einwirkung geblieben wären, wie Passow a. a. O. S. 17 behauptet, möchten wir nicht unterschreiben. Wir können wenigstens ein Schauspiel nachweisen dessen uns unbekannter Verf. die Schwieger'schen Stücke zum Vorbild sich genommen hat. Es wurde dasselbe im Februar 1720 bei der Vermählung des Fürsten von Schwarzburg Friedrich Anton von fürstlichen und adeligen Personen zu Saalfeld aufgeführt und hat den Titel: „Triumph der beständigen Liebe über die widrigen Zufälle des Verhängnisses." Der Verf. hat nach unserm Dafürhalten die Schwieger'schen Intriguenstücke darin nachgeahmt. Aber wie er die Fäden der Verwickelung grob angelegt, so zerhaut er auch den Knoten plump mit dem Schwerte; sein Scandor, des Königs Diener, soll den Schwieger'schen Scaramutza ersetzen, aber seine Späße sind forcirt und riechen nach lateinischer Gelehrsamkeit, die Schwieger'schen dagegen sind zwar oft keck und derb, aber volksthümlich und erinnern nicht selten an Fischart. *)

So sind auch Schwieger's „Wittekinde" nicht ohne Nachfolger geblieben. Denn dieses den Ursprung der Grafen von Schwarzburg verherrlichende Stück mag den Conrector Joh. Ernst Müller zu Rudolstadt veranlaßt haben die Glanzpartie der schwarzburgischen Geschichte dramatisch zu bearbeiten. Er schrieb nämlich, wahrscheinlich im letzten Zehnd des 17. Jahrhunderts, ein Trauerspiel: „Von dem Leben und Tode Kaiser Günther's", zu Belustigung der studirenden Jugend und zu Erlernung allerhand zierlicher Reden. Wir haben nur die ausführliche Inhaltsangabe dieses Trauerspiels vor uns liegen, „darbey auch eine sonderliche Liebes-Intrigue mit eingerücket, welche aber eine wahrhafftige Begebniß ist, damit es denen Zuschauern dieses Spiels auch nicht an Belustigung fehlen möge". Aus dieser Inhaltsangabe wie aus dem Titel geht hervor, daß der Verf. kein Festspiel, sondern ein rhetorisches Uebungsstück für die Jugend schreiben wollte, wahrscheinlich auf Ansuchen der Schüler, wie er an einem andern Orte ausdrücklich bemerkt. **) Ihm war es daher darum zu thun, möglichst viel spielende Personen auftreten zu lassen; denn „sihe, der Köpfe sind viel, welche alle gerne aus einem löblichen Tugend-Triebe mit wollen zu einem solchen Spiele gezogen werden, und ihre Geschicklikeit sehen lassen; will nun der Lehrmeister aller ihre Gunst behalten, muß er auf ein solches argument oder Sache bedacht seyn, welches viele redende Personen erfordert, da es nachmalen schwer fället, die fürgeschriebenen Gesetze einer Komödie zu beobachten, wenn man nicht wil mit in die Zunfft des Peterßquentz gerechnet werden, — sonst getraue ich mich wohl mit zwölff redenden Personen die allerweitläufftigste Geschicht in einem Spiele vorzustellen". Nun, der gute Conrector hat sein Möglichstes gethan, in jenem Stücke läßt er 44 Personen, in dem zuletzt genannten 69 auftreten.

Eine weitere Einwirkung wüßten wir nicht nachzuweisen, vielmehr scheinen die beliebten Schäferspiele der damals bestehenden Hauptdichterschulen und die mehr und mehr in Aufnahme gekommenen Operetten die Stücke eines Mannes in den Schatten gestellt zu haben der selbständig seinen Weg ging; auch mag der Umstand, daß sie an einem der kleinern Höfe zur Aufführung kamen und ihrer ersten Bestimmung nach Festspiele waren, die Ursache sein, daß sie vergessen wurden.

Unbeantwortet müssen wir die Frage lassen: warum unter diesen Dramen kein Trauerspiel zu finden, wie man doch nach dem Haupttitel: „Filidor's Trauer-, Lust- und Mischspiele", zu erwarten berechtigt wäre. **K. T. Pabst.**

*) Z. B. in der „Ernelinde", 1, 6, S. 12: „Ich mag seyn Gernwitz oder Kernwitz, Herrnwitz oder Lernwitz; höret zu, gebet Achtung! Der Aller Ehren groß, Hoch und wohl geachtete, besonder lieber, getreuer, hoch und viel geehrter Juncker Gernwitz Ueberall, gebürtig von Hirnloß Flecken, Erbsaß und Pfand Innhaber von rc."

**) In der Einladung zu dem Schauspiel: „Das durch den Frieden erfreuete Europa, vorgestellet durch die studirende Jugend im Januar 1698 von M. Joh. Ernst Müllern, Conrector." Rudolstadt. 4.

Glimmer. Von Heinrich Reitzenbeck. Vier Bändchen. Regensburg, Manz. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit Hebel mit seinen „Allemannischen Gedichten" auftrat, haben wir viele poetische Versuche in allemannischer, schwäbischer und östreichischer Mundart erlebt; ein Baron von Klesheim reist sogar in diesem Sommer in Deutschland umher, und liest seine östreichischen Poesien auf den Theatern vor; auch Castelli hat Hübsches in diesem Genre geleistet. Die vorliegenden Sachen zeugen, freilich nicht alle in gleichem Grade, von einem recht achtbaren Talente. Die Freunde dieser Gattung von Poesie werden darin finden Naturwahrheit, Simplicität, eine gesunde Laune und eine significante Sprache; auch die Versification ist nicht schlecht. **25.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 272. —— 29. September 1847.

Der Papst und sein Reich, oder die weltliche und geistliche Macht des Heiligen Stuhls. Von J. F. Neigebaur. Zwei Theile in einem Bande.

(Beschluß aus Nr. 271.)

Vom Römer heißt es (S. 47), er habe „im Accent etwas Orientalisches". Worin das liegt, wird der Verf., welcher als ehemaliger Generalconsul in der Moldau und Walachei mit Orientalen, und namentlich mit Juden in mehrfache Berührung gekommen sein muß, am besten erklären können: bei einem neuen Fernow würde er sich dadurch vielen Dank verdienen. Auch wäre es interessant zu wissen, worin die „kostbare Ausstattung der Mönche" besteht. Daß der Papst (S. 87) eigentlich nur zwei Minister hat, den Staatssecretair des Innern und den Camerlengo, ist eine neue Entdeckung: was würde Cardinal Lambruschini dazu gesagt haben, welcher, obgleich keins von Beidem, doch der eigentliche einzige Minister Gregor's XVI. zu sein dachte? Gleich darauf werden die Nuntiaturen genannt nebst dem römischen diplomatischen Corps, wie das Uebrige verworren und unrichtig, sodaß in erster Linie die pariser Nuntiatur eine Internuntiatur genannt, die lissaboner ausgelassen wird, und was Dessen noch mehr ist. Damit stimmt denn, daß Civitavecchia (S. 24) eine Legation heißt, auf S. 174 vom „Einfluß der Burgpfaffen" (man denke sich! in italienischen Verhältnissen!) die Rede ist, der Carcer nuovo in Rom (S. 153) „ebenso rein wie gesund genannt wird (der Verf. hat schwerlich, seines wiederholten Aufenthalts ungeachtet, nie ein römisches Gefängniß besucht), das lächerliche Geschichtchen von der Vertheilung von Lebensmitteln in Rom an die Landleute, wenn in der Campagna Schnee falle, wieder (S. 28) zum Vorschein kommt, und Unendliches von derselben Gattung. Daß der October „die eigentliche Regenzeit" ist (S. 29), steht nur im Neigebaur'schen hygrometrischen Kalender. Der „Cardinal Monsignor Gaygoli" (S. 182) ist, abgesehen von seinem noch nicht gehörten Familiennamen, schon um deswillen eine Seltenheit, weil er zugleich Cardinal und Monsignor ist. Gerade als wenn in Hrn. Neigebaur's Heimat Einer zugleich Staatsminister und Geheimrath sein könnte. Für eine literarische Nachweisung werden die Numismatiker dem Verf. besonders erkenntlich sein. Bei den päpstlichen Münzen verweist er sie (S. 112) auf des Pfarrers Leitzmann „Abriß einer Geschichte der allgemeinen Münzkunde" — o armer Oberstlieutenant v. Schultheß-Rechberg, so übergangen zu werden! Besser aber noch Dies als die unpassende und unwürdige Verdächtigung der römischen archäologischen Akademie.

Es bleibt mir noch übrig von den Schilderungen des Landes selbst Etwas zu sagen. Wo der Verf. nicht den trefflichen Tournon abschreibt, ist er confus: selbst im erstern Falle aber häufen sich die kläglichsten Beweise von Unwissenheit. Eine klare Anschauung des Gebiets und seiner Formationen gewinnt man nirgend: rechts und links wird nach Ortsnamen gegriffen (ein Glück wenn sie nicht verstümmelt sind!), und oft gerade das Unwesentlichste darüber beigebracht. Ich möchte sehen, wer sich z. B. in der Beschreibung des Metaurusthals, oder sonst eines Flußthals auch nur nothdürftig zurechtfinden könnte. Und in Einzeldingen häufen sich Irrthümer auf Irrthümer. Bei Ostia soll (S. 18) die Tiber in zwei Mündungen ins Meer fließen: zufällig aber ist die andere Mündung die von Fiumicino. Von den toscanischen Maremmen, welche hartnäckig Maremnen genannt werden, heißt es S. 21, die Luftverpestung sei dort „allererst seit dem 15. Jahrhundert bemerkt worden", während sie schon im 13. Jahrhundert sehr heftig war. In Tivoli will der Anio sich noch immer nicht durch den Durchbruch des M. Catillo stürzen, sondern bleibt der Bernini'schen Cascade treu. Sta.-Maria degli Angeli, ein paar Häuser an der Straße unterhalb Assisis, und Astura, ein einsamer Wartthurm am Mittelmeer (S. 240 u. 251), sind Städte geworden, ein Titel der auch sonst manchem Dorfe gegeben wird. Der See von Gabiä (d. i. Gabii) ist nach S. 249 zu schließen immer noch nicht ausgetrocknet (der Fürst Borghese muß sich also sehr getäuscht haben!); Castiglione scheint von der Stätte der alten Latinerstadt ganz verschwunden zu sein. Spoleto (S. 240) liegt „auf hohen Bergen die gut bewaldet sind". Wie die Stadt es anfängt, um in dieser dichten Waldung Raum zu gewinnen, ist ein topographisches Räthsel. Von Nettuno, welches irrig als der Cäno portus der Alten bezeichnet wird, heißt es (S. 251), daß „die schlechte Landluft wegen der Nähe des Meers nicht schade". Das klingt in dieser Fassung höchst seltsam, denn das nahe Porto d'Anzo ist bei derselben Meeresnähe verpestet: es erklärt sich aber dadurch, daß gerade in Nettuno die Luft ausnahmsweise gut ist. Daß

Bracciano noch immer den Torlonia gehört, obgleich es wieder an seine ehemaligen Herren, die Odescalchi, gekommen, mag man noch hingehen lassen, um so mehr als sich dadurch Gelegenheit zu folgender köstlichen Reflexion gefunden hat:

Banquier Torlonia, welcher den Herzogtitel von dieser Besitzung angenommen hat, aber nicht mehr daran denkt seinem Herrn den Krieg zu erklären, sondern ein nützlicher und ruhiger Unterthan desselben ist, der in der Nähe des Schlosses große Papiermanufacturen, hohe Oefen und Hammerwerke unterhält.

Doch ich muß diese Aehrenlese schließen: ich würde wie gesagt einen bedeutenden Theil des Buchs abschreiben, wollte ich alle Ungereimtheiten aufzählen, und dazu fehlen mir Muth und Kraft. Auch der Leser wird schon ein Eheu jam satis! ausgerufen haben. Die Druckerei des Hrn. Otto Wigand hat mit dem Verf. redlich gewetteifert, ein fehlervolles Meisterwerk zu schaffen: nach Hunderten lassen sich die typographischen Sünden zählen.

Von dem zweiten Theil, welcher den Kirchenstaat als geistliche Macht betrachtet, habe ich bisher noch Nichts gesagt, habe aber auch nicht die geringste Lust mich in das Detail einzulassen. Es heißt S. 185:

Im Kirchenstaate, wo es Glaubensartikel ist, daß außer der katholischen Kirche kein Heil zu finden, ist natürlich nur die allgemeine, katholische, päpstliche Kirche die herrschende, und nur allein geduldete.

Diese Aeußerung und Conclusion legen hinlänglich an den Tag, was man von des Verf. Raisonnement über kirchliche Verhältnisse zu erwarten hat. Als wenn die katholische Kirche in Rom andere Glaubensartikel hätte als in Frankreich und in Deutschland und in der ganzen Welt. Schon bemerkte ich, aus dem römischen Staatshandbuch, aus dem Katechismus, aus Missionsberichten, dem Meßritual u. s. w. ist das Ganze zusammengestoppelt; kommt einmal eine Originalbemerkung des Verf. vor, so ist sie von der Art der folgenden (S. 403):

Der Bischof wird wie der Fürst Ew. Gnaden genannt, wo man es in demselben Lande einem evangelischen Bischof sehr verübeln würde, wenn er sich ebenfalls Se. bischöflichen Gnaden nennen ließe.

Der Hr. Geheime Justizrath und vormalige Generalconsul will am Ende gegen königlich preußische Verordnungen zu Felde ziehen!

Wie gesagt, ein schlechteres Buch ist mir lange nicht vorgekommen, besonders wenn ich in Anschlag bringe, daß es den Anspruch macht, das innere Getriebe der päpstlichen Verwaltung genau kennen zu lehren, und den Italienern den Vorwurf macht, daß man sich bei ihnen „größtentheils entweder verlassen oder irregeführt sehe". In einem vor ein paar Jahren erschienenen Buche fand ich neulich folgende Stelle:

Ein deutscher Rath, ich weiß nicht welcher Classe, der, so versichert man mich, obgleich mir schwer wird es zu glauben, eine Beschreibung von Rom und andern italienischen Städten geliefert hat die sehr vielen Beifall finden soll, stand bei seinem zweiten Besuch in Italien auf einem der Hügel Roms, breitete in poetischer Stimmung seine Arme gegen einen Berg am Horizonte aus, und declamirte pathetisch, des Horatius Flaccus gedenkend: „O mons Soracte!" Der Gegenstand seiner begeisterten Anrede war aber zufällig der Monte cavo.

Schon wollte ich mich an Eisele und Beisele wenden um diesen Geheimrath herauszufinden: nach der Lecture des neuesten Buches über den Kirchenstaat glaube ich ihn aber entdeckt zu haben. Dies ist indeß nur eine Privatmeinung. 101.

Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Eine selbständige Folge der beiden in den Jahren 1835 und 1838 erschienenen Merck'schen Briefsammlungen. Aus den Handschriften herausgegeben von Karl Wagner. Leipzig, E. Fleischer. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Durch die frühern beiden Sammlungen Merck'scher Briefe hat Hr. Wagner der Literatur einen wesentlichen Dienst geleistet. Sie, sowie die Sammlung der Schriften Merck's von A. Stahr, welche aber erst auf Veranlassung der Briefsammlungen entstanden sein dürfte, haben uns einen Mann kennen gelehrt der schon darum zu den bemerkenswerthesten gehört, weil er einen unglaublichen Einfluß auf Goethe ausgeübt hat. Der vorliegenden Sammlung kann eine solche Bedeutung nicht zugestanden werden. Nicht als ob nicht auch in ihr gar manches Interessante und Bedeutende vorkäme. Sogleich der erste Brief, der von Goethe's Vater auf seiner italienischen Reise geschrieben worden, ist höchst charakteristisch. Wenn die alten Mauern einmal zusammengefallen wären, meint der wackere Mann, werde es mit dem Reisen dahin so ziemlich ein Ende haben. „Niemand darf glauben", setzt er hinzu, „als ob die Antiquitäten allein die Fremden so häufig nach Italien lockten, es kommt die Bildhauerkunst, Malerkunst und die Musik, anitzo aber die hochgestiegene mosaische Arbeit, die prächtigen Kirchen, vortrefflichen Cabinete noch dazu, weil Alles in solcher Vollkommenheit allhier angetroffen wird, daß man an andern Orten Nichts dergleichen mehr finden möchte, es müßte denn nur in einzelnen Stücken bestehen. Doch auch dieses Alles besteht in einer bloßen Liebhaberei und trägt weder zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens noch zu einem reellen Endzweck, der schon unter dem ersten mitbegriffen, Etwas bei." Ferner findet sich ein Aufsatz Merck's der in Preußen geschrieben worden über die Frage: ob es rathsam sei den Bauern Grundeigenthum zu geben; sowie eine Anzahl von Briefen desselben an seine Frau, aus denen hervorgeht, daß die Vermuthung A. Stahr's, das Unheil welches ihn einst so verstimmte, daß er Goethe's „Werther" nicht sogleich zu würdigen wußte, bestehe in der Entdeckung einer Untreue derselben, gänzlich zu widerlegen sei; und endlich andere, in denen er später auf die männlichste Weise Goethe's Hülfe in seinen Geldverlegenheiten in Anspruch nimmt. Auch finden sich sehr gute Beiträge zur Beurtheilung von Merck's Verhältniß zu Herder, namentlich in Aeußerungen über die „Aelteste Urkunde" desselben. Und so sind hier auch sonst noch gar manche nützliche Notizen anzutreffen, die den Specialkennern der Zeit willkommen sein müssen. Merck's Stellung zwischen der Partei, der zufolge er den „Werther" in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" recensiren konnte, tritt in das hellste Licht. „Ich will nun einmal", schreibt er an Nicolai, „zwischen euch Allen den Abbé de St.-Pierre nicht machen, aber Das ist gewiß, daß ihr Alle so viel ich euch kenne, Jeder in seiner Art, rechtschaffene und würdige Leute seid, ihr mögt auch Schwefel und Feuer aufeinander regnen lassen. Das Beste ist, daß ich an dem Herzen niemals bei einem wahren Kopfe habe zweifeln dürfen. Eure Irrungen liegen alle im Kopf, und die mag eben Der, der alle Farbenbrechungen in Einen Lichtstrahl zu ordnen weiß, zum Besten der Welt leiten.

Es wird aber die Natur ewig bunt spielen. Amen! und zwar von Rechtswegen."

Daneben ist nun unverhältnißmäßig Vieles was gar wohl hätte wegbleiben können. Erstlich wird der „kurze Briefwechsel zwischen Goethe und Klopstock", der schon lange gedruckt ist, wieder vorgeführt; alsdann eine Menge Briefe von Leuten die immerhin in ihrem Kreise sehr bedeutend gewesen sein mögen, die aber eine allgemeine literarhistorische Wichtigkeit nicht besitzen. „Wilh. Ludw. Medicus an Höpfner." Wer ist Medicus? Der Herausgeber sagt selbst Nichts über ihn, während er z. B. über den dresdener Hagedorn eine ganz überflüssige Anmerkung macht. „Albertine von Grün", ein geistreiches Mädchen immerhin; aber wer wollte denn alle Briefe von geistreichen Mädchen in Druck geben? Ja, ich muß sogar gestehen, die große Anzahl der an und von Höpfner geschriebenen Briefe scheint mir nicht zu verdienen mit denen Merck's, Herder's, Goethe's auf einer Linie zu stehen; Höpfner ist immer nur ein Fachgelehrter gewesen, nicht einer der die Zeit umgestaltenden Homen unserer Nation. Das Buch welches den Titel führt: „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck", schließt mit einem Briefe von Clemens Brentano an Höpfner's Sohn über „Des Knaben Wunderhorn".

Und nun vollends die eigenen Zuthaten des Herausgebers. Zunächst die unerträgliche Prätension in der Vorrede, z. B.: „Hr. Dr. Parthey, Enkel Nicolai's, war so gut gesinnt, mir mit beeiferter Gefälligkeit genaue Abschriften von 15 Briefen Merck's an Nicolai zur Veröffentlichung zu übersenden. *Solche Nepoten müssen mich mit diesem Namen* befreunden!" Abgesehen von der Ungeschicklichkeit, gerade da wo er dem Enkel dankt auf den Großvater einen misliebigen Seitenblick zu werfen, wer ist denn Hr. Wagner, daß er so naserümpfend auf Friedrich Nicolai herabblicken dürfte, einen Mann welcher von seinem beschränkten Standpunkte aus und so lange dieser an der Zeit war, unendlich viel genützt hat, und bis an sein Ende für Licht und Aufklärung, oder was er dafür hielt, unablässig zu streben bemüht gewesen ist. Ferner versieht Hr. Wagner die einzelnen Briefe, ja die einzelnen Abschnitte der Briefe zum Theil mit Mottos. Man wird es mir nicht glauben wollen, S. 96 schreibt Albertine von Grün, es sei ihr eine Nachtigall gestorben; der Herausgeber setzt über den Brief: „Lugete, o veneres cupidinesque" u. s. w.; über Merck's Recension von Herder's „Aeltester Urkunde" steht: „Nil admirari prope res est una" u. s. w.; über einer Abhandlung von Merck über den verachteten Zustand der deutschen Wissenschaft: „Honos alit artes omnesque incendimur ad studia gloria; jacentque ea semper, quae apud quosque improbantur", und was dergleichen Primanerweisheit mehr ist. Das aber ist noch nicht die ärgste Schulfuchserei in dem Buche. Riemer hat seinen Goethianis Anmerkungen beigefügt, die von altmodischer wohlfeiler Citatengelehrsamkeit strotzen. Wagner gefällt sich darin des unglücklichen Vorbildes traurigster Nachahmer zu sein. Zuerst staffirt er seine Vorrede so aus. Bei den Worten, die großen Homen jener Zeit hätten ewige Werke hervorgebracht, steht unterm Text κτήματα ἐς ἀεὶ bei Thucydides, und bei der Notiz, Höpfner habe nur vier Stunden geschlafen, wird bemerkt, der Kaiser Augustus habe nach Sueton Octav. 78 nur 7 Stunden geschlafen; wenn aber Seneca ermahnte, man solle wenig schlafen, so sei dabei nur an ein verständiges Maßhalten zu denken! S. 333 lesen wir: „In den «Xenien» des Schiller'schen Musenalmanachs vom Jahre 1797 haben Nicolai's Reisen bekanntlich dem jugendlichen Uebermuthe vielfach zur Zielscheibe gedient", und S. 246 heißt es zu den Werken Merck's: „Alle Nationen bezeichnen eine gewisse Grenze des Bathos und Phoebus": „Tiefe und Höhe; βάθος, platitude, Gemeinheit, niedriger Stand, im Gegensatz zum erhabensten Schwung, der Sonnenhöhe." Man sieht, Hr. Dr. Wagner weiß bei aller der Gelehrsamkeit welche er aussprudelt nicht was in der Rhetorik Phoebus bedeutet. 42.

Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben. Novellen von A. Weill. Mit einem Vorwort von Heinrich Heine. Zwei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart, Franckh. 1847. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

So sehr man auch von der einen Seite die Dorfnovellen als einen grünen frischen Zweig ansehen kann den unsere Literatur der Gegenwart getrieben hat; so sehr man auch diesem einfachen, schlichten Stillleben wie es aus denselben uns entgegentritt genießend sich hingeben kann: so darf man doch auch von der andern Seite durchaus nicht verkennen, daß das *ganze Genre* eigentlich nur ein *kleines*, und wenn man will sogar einseitiges ist, das gar leicht sogar in Manier ausarten kann; man darf den einzelnen Zweig nicht mit dem Stamm der gesammten Literatur verwechseln und ihn damit identificiren. Den Erfolg den die „Dorfgeschichten" Auerbach's sowie die „Sittengemälde" Weill's gehabt haben, von denen die letztern sogar noch die Priorität in Anspruch nehmen, darf man auf Kosten der übrigen literarischen Zweige nicht zu hoch anschlagen, und vor Allem muß man bedenken, daß diese Erscheinungen eigentlich nur deshalb so bedeutenden Anklang fanden, weil unser politisches Leben uns so wenig Halt und Beschäftigung darbietet, ja weil dasselbe sogar die Gemüther unbefriedigt zurückstößt, weil die sonstigen socialen Verhältnisse zum Theil ganz zerfahren sind, und die Gemüther, die, übersättigt von den allzu starken Reizen, mit Macht in dieses ländliche, einfache, schlichte Leben hingedrängt wurden, um sich hernach desto mehr und desto besser wieder in ihrem Leben zurechtzufinden. Weill scheint auf seine Priorität in diesem Genre einen gewissen Accent zu legen, wie Dies aus dem Vorworte Heine's sich ergibt. Wir wollen ihm diese nicht streitig machen; aber wenn versichert wird, daß es auch die besten Dorfnovellen seien die geschrieben wurden, so sehen wir uns veranlaßt Dies geradezu in Abrede zu stellen, indem sie noch lange nicht die plastische Ruhe und die psychologische Wahrheit Auerbach's erreichen. Weill besitzt ein sehr glückliches Beobachtungstalent, er faßt die Erscheinungen und Thatsachen des Lebens richtig auf; allein darin gerade unterscheidet er sich von Auerbach, daß bei diesem die Beobachtungen und Erfahrungen in das eigene Gemüth zurückgenommen werden, in demselben sich dichterisch gestalten und so gewissermaßen poetisch wiedergeboren vor unsere Augen hintreten. Auerbach ist selbstthätig, poetisch wirkend, während Weill blos widerspiegelt, die erhaltenen Eindrücke fixirt und sie als vollendete Bilder reflectirt. Daher kommt es auch, daß Auerbach tiefer und kräftiger auf uns einwirkt; das gewöhnliche Leben ist durch die Kunst verklärt, das poetische Naturel hat den gegebenen Stoff durchgeistigt, die spröde Materie flüssig gemacht.

Heine hat in seinem Vorworte das Wesen Weill's und seiner Schriften sehr treffend charakterisirt. Die übersprudelnde Fülle, die seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, das leicht erregbare enthusiastische Gemüth, die Lebhaftigkeit des Geistes: alle diese Eigenschaften kann man mit Recht für Weill in Anspruch nehmen, ohne dabei aber auch nur einen Augenblick in Zweifel darüber zu sein, daß die Fülle unsern Autor nicht selten zur Unklarheit, zur Verwirrung führt, die Ursprünglichkeit seiner Gefühle nicht über den ersten Eindruck hinausgeht, und sein leicht erregbares Gemüth zu schnell in Schwingung geräth, den Eindruck wieder ausströmt, ohne daß dieser erst zu einer bestimmten Gestaltung, zu einer in sich abgerundeten Form gekommen ist. Heine sagt daher mit Recht, daß Weill's literarische Erzeugnisse den Charakter eines Naturproducts tragen. „Weill", so fährt Heine fort, „ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist sozusagen ein passionirtes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und *manchmal nach den Launen des Zufalls* poetisch abspiegelt." Feiner läßt sich der Hauptfehler Weill's nicht bezeichnen als Heine hier gethan hat; bei Weill liegt der Zufall, die momentane zufällige Stimmung zu sehr bei seinen Beobachtun-

gen im Vordergrunde, er wird fortgerissen, ohne sich klar über den Eindruck zu sein; er läßt denselben wieder ausströmen wie er ihn empfangen hat, er ist zu wenig als Künstler thätig und überläßt Alles seinem Naturel. Weill ist vor Allem mehr Publicist als Dichter; kommt der Stoff ihm nicht entgegen, ist dieser nicht selbst gleich vornherein in seiner Einwirkung auf den Schriftsteller poetisch gestaltet, so bleibt er eben auch so feststehen; seine Darstellung wird nur dann poetisch wenn der Eindruck von vornherein es war. Die Schilderungen die Weill in den verschiedensten Journalen über das Leben in Paris schon seit längerer Zeit niedergelegt hat, bieten zur Beurtheilung seines Wesens die Hauptelemente dar, und wenn man im Einzelnen von einer gewissen Flüchtigkeit absieht, so erhält man ein treues Bild seiner geistigen Persönlichkeit.

Im vorliegenden Buche, welches sechs Dorfnovellen enthält, sind die guten Eigenschaften Weill's trefflich angewandt; ohne Aufwand führt Weill uns in die einfachen stillen Wohnungen des elsässischen Volkes, schildert uns seine Sitten und Gebräuche, die Art und Weise seines Denkens und Fühlens. Wenn hier und da eine gewisse Sprödigkeit und Dürre der Darstellung uns auffällt, so liegt der Grund davon im Material selbst. Aber es geht zugleich aus den ganzen Erzählungen hervor, daß dieser Volksstamm trotz der langjährigen Lostrennung von dem Mutterlande seinen ursprünglichen deutschen Charakter sich treu bewahrt hat, und daß gerade unsere Zeit, worin eine nationale Politik anfängt die jungen Schwingen zu regen, ihre Aufmerksamkeit von diesem Stamme nicht abwenden sollte. Wir halten Dies von diesem Standpunkte aus gerade für einen Hauptvorzug der Weill'schen Darstellung, daß er uns zeigt wie jener Stamm im Wesentlichen mit uns noch Eins ist, unsere Sympathien trägt, und wie Jahre und Gesetze nicht vermocht haben den Kern des germanischen Lebens zu vernichten, das zu erhalten und nach Kräften zu fördern Aufgabe unserer Zukunft bleibt. Die in den Erzählungen behandelten Stoffe sind einfach und natürlich wie das Leben dem sie entnommen sind; und gerade diese Natürlichkeit und Einfachheit spricht so lebendig zu unserm Herzen, daß man sich gern in diese schlichte Natur versetzt, und mit Vergnügen bei den Schilderungen verweilt, von denen einzelne sogar einen tiefen Eindruck machen und gegenüber dem verzwickten Gefühlsleben der höhern Stände als eine heilsame Reaction und Erfrischung angesehen werden können. Die Stoffe und Verwickelungen sind mannichfach, und man kann das Buch mit Recht als eine erfrischende, gute Lecture empfehlen. 93.

Literarische Notizen aus England.

Das Cap Horn und das Feuerland.

Capitain Sir James Clark Roß theilt in der Schilderung seiner Entdeckungsfahrt nach den Südpolregionen die unter dem Titel „A voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions during the years 1839—43" erschienen ist, Folgendes über das von den Schiffahrern sehr gefürchtete Cap Horn und dessen Natur mit. Die poetischen Beschreibungen welche frühere Schiffahrer von diesem berühmten und gefürchteten Vorgebirge gegeben, veranlaßten bei dem genannten Reisenden und seinen Begleitern, als sie desselben ansichtig wurden, gewissermaßen ein Gefühl der Enttäuschung; denn obwol das Vorgebirge kühn mit fast perpendiculairem Abfall hervorspringt, und, ohne daß man großer Einbildungskraft dazu nöthig hätte, einem schlafenden Löwen gleicht welcher den südlichen Stürmen Trotz bietet, so ist es nahe nur ein Theil eines kleinen Eilands, und seine Höhe, die 500—600 Fuß nicht übersteigt, macht auf den Geist keinen besonders großartigen Eindruck. Jedoch bemerkt Roß, daß es gerade ein sehr schöner heiterer Tag gewesen als sie desselben ansichtig wurden, was dem Eindruck jedenfalls Eintrag gethan. „Wir passirten es", erzählt der Verf., „um 3 Uhr des Nachmittags in einer Entfernung von anderthalb Meilen, was so nahe war, als wir klugerweise wegen der gefährlichen Felsen, die östlich und westlich davon liegen, und deren dunkle Spitzen aus dem weißen Schaum der Klippen hervorragten, unter welchen eine Menge Seerobben spielten, nur immer kommen konnten. Auf dem Gipfel des Vorgebirgs lag etwas Schnee, und seine Abhänge waren mit einer bräunlich gefärbten Vegetation bedeckt; jenseit desselben bestanden die Küsten des Eilands aus schwarzen verticalen Klippen mit einem seltsam zerklüfteten Felsen am nordwestlichen Ende. Als wir uns der Bai von St.-Francis gegenüber befanden, wurden wir von der Wildheit und Schönheit der Scenerie, ihrer zahlreichen Inseln und hohen Felsspitzen, besonders derer des Einsiedlereilands, ergriffen, dessen Südspitze das kühn und scheitelrecht abfallende, unter dem Namen Cap Spencer bekannte Vorgebirge bildet." Roß theilt eine botanische Skizze dieser merkwürdigen Gegend mit, und widerlegt damit die gewöhnliche Annahme, daß dieser Landstrich zu den unwirthbarsten der Erde gehöre. Er bemerkt dabei: man dürfe zwar den Reisenden die das Cap Horn und das Feuerland so geschildert, keine absichtliche Wahrheitsentstellung zur Last legen, oder ihre Glaubwürdigkeit an und für sich bezweifeln; aber ihre ungünstigen Schilderungen erklärten sich aus den Eindrücken welche die frühern Besuche anderer Gegenden bei ihnen zurückgelassen. Während er, Roß und seine Begleiter, aus dem wilden Ocean des Südpols und von den völlig unwirthlichen Küsten des dortigen Continents nach dem Cap Horn gekommen, und die wilde bewaldete Landschaft, die verborgenen Baien, die starken Felsen und die merkwürdige Vegetation des Feuerlandes so reizend gefunden hätte, daß selbst die Stürme und das Schneegestöber diesen Zauber nicht zerstreuen konnten, so hätte der Eindruck welchen diese Gegenden auf Cook, Banks und Solander machten ein entgegengesetzter sein müssen, da sie soeben die herrliche Bai Rio Janeiros, seine glühende Sonne und die prächtige Vegetation daselbst verlassen hatten. Anson hinwieder habe mit seiner zusammengeschmolzenen, vom Scorbut und andern Krankheiten ergriffenen Mannschaft keine Ahnung von den verborgenen Häfen und ihrem Reichthum an antiscorbutischen Lebensmitteln haben können, welche dort seinen lecken Schiffen Schutz und seiner Mannschaft die Mittel geboten hätten ihre Gesundheit herzustellen. Der Naturforscher endlich welcher zuerst die Küsten des Feuerlandes besucht, habe sich getäuscht gefunden, als er dieselben oder ähnliche Pflanzenspecies dort getroffen wie in der europäischen Heimat, und er sei natürlich zu Nichts als dem Schluß gelangt, daß gleiche Breitegrade in entgegengesetzten Hemisphären auch nur gleiche Vegetation hervorbringen. Die Erfahrung habe aber auch die Unrichtigkeit dieser Folgerung bewiesen; die Flora des Feuerlandes beanspruche einen eigenthümlichen und vorzugsweisen Reiz, da dieses Land die einzige Region südlich der Tropen sei wo das Pflanzenthum unserer gemäßigten Zone sich in einem weit beträchtlichern Umfange gleichsam wiederhole.

Guter Rath für Geschichtschreiber.

Der anonyme Verfasser der jüngst in England erschienenen „Friends in council: a series of readings and discourses theron" bemerkt darin, wo er von dem Berufe der Geschichtschreibung spricht: „Die Hauptaufgabe für den Geschichtschreiber besteht darin, Einsicht in die Dinge zu gewinnen die er erzählen will; sie dann mit der Bescheidenheit eines Mannes vorzutragen der im Angesicht großer Ereignisse sich befindet, und der von ihnen mit Behutsamkeit und Einfachheit und in einer Weise sprechen muß, daß er sich selbst oder seine Leidenschaften so wenig als möglich in die Erzählung mischt. Viele unserer neuern Dutzendgeschichtschreiber scheinen eine andere Ansicht von der Sache zu haben, und den geschichtlichen Stoff den sie behandeln nur zum Fußgestell ihrer eigenen Größe machen zu wollen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 273. —— 30. September 1847.

Außerhalb der Gesellschaft. Träumereien eines gefangenen Freien von R. W. L. C. v. Keudell. Erster Band. Dresden, Arnold. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Im voraus muß ich lachen, wenn ich daran denke, wie alle die Philister sich geberden werden welche dieses Buch in ihre Hände bekommen. Weinen würde ich müssen, wenn ich es für sie und nicht vielmehr gegen sie geschrieben hätte. Das profane Volk ist also von vornherein ausgeschlossen. Mit diesen Leuten spreche ich nicht. Nehmen sie mein Buch zur Hand, so ist es ihre Schuld, nicht meine." Mit dieser geharnischten Vorrede (es ist ein Theil aus derselben) tritt der Verf. vor sein Publicum, und bei einem Schriftsteller der hier, wenigstens mit seinem Namen, zum ersten mal vor demselben erscheint, ist Dies mindestens kühn. Er rechtfertigt es zwar gleich darauf: „Sie vermögen ja nicht den Odem Gottes zu spüren der durch das Ganze weht, und deshalb kann ich keine Verbindung mit ihnen haben." Wie nun aber ein Recensent welcher sich von diesem Odem zwar angeweht, auch warm angeregt fühlt, doch aber nicht so von ihm überwältigt wird, um mit fortgerissen zu werden? Soll er sich darum zu dem profanen Volke rechnen, welchem der Autor sein Buch verbietet? Dann geschähe dem Autor durch seine eigene Schuld ein Unrecht; eine Anerkennung, auch eine bedingte, noch mehr vom gegnerischen Lager her, ist in der Regel jedem Schriftsteller von Werth. Da Ref. nicht dem Autor überall beistimmt, aber auch nicht wie die Philister die er sich denkt geberdete, so will er das odi profanum vulgus nicht auf sich bezogen haben, und sich deshalb nicht für ausgeschlossen halten.

Darf der Verf. so zum Publicum sprechen? Das ist die erste Frage. Wir meinen nicht ob er ein subjectives Recht, eine Qualification hat die irgend ihm verliehen war, oder ob die Sitte, die Convenienz es ihm erlaubt, sondern ob Das was er objectiv gibt von der Art ist, daß er darauf sich stützend so sprechen darf: Fort Volk, du verstehst mich nicht! So hat wol Mancher in eitelm Dünkel gesprochen, man hat aber Nichts weiter gefunden als eine Ueberschätzung der eigenen Kraft, welche in außergewöhnlicher Anstrengung die eigene Unmacht zu verbergen strebte. Auf jene Frage antworten wir: Dies objective Recht ist dem Autor nicht abzusprechen. Er bringt etwas Eigenes, tief Empfundenes, ernst Durchdachtes, ein System der Sinnlichkeit in blühender, plastischer Anschaulichkeit, mit den lebensvollsten menschlichen Gestalten, mit vollem Bewußtsein seiner Kraft und seines Willens, und es wird kein didaktischer Gliederbau, sondern ein poesievolles Bild.

Wenn er weiß was er will, und es uns klar macht, mitten in der Fülle einer saftigen Phantasie, die, überall geneigt zum Uebersprudeln, doch die Kraft behält sich körnig zusammenzuhalten, so ist die andere Frage: ob sein Wille, seine Anschauung gerechtfertigt sind? Das trefflichste, in sich gegliedertste Bild kann verfehlt sein, weil ihm die innere Wahrheit fehlt, weil es aus einer falschen Voraussetzung folgerecht construirt ward. Man kann die Kunst der Construction, den Schein von Wahrheit und Leben bewundern welchen der Künstler seiner Schöpfung gegeben, und muß dieselbe dennoch verwerfen, weil die Wurzel Nichts taugt. Daß Viele aus diesem Grunde das Buch verkennen, auch unwillig zuwerfen werden, hat der Autor selbst geahnt; er würde sonst nicht die Vorrede geschrieben haben. Diese, die an der Sittlichkeit wie sie in der Schule, von der Kanzel, in den Familien gelehrt wird gar nicht gemäkelt wissen wollen, scheiden hier gänzlich aus; ich meine Die welche es Sünde nennen wo der Drang des Blutes über das Sittengesetz siegt, die in ihm ein ewiges, ursprüngliches erkennen wollen. Wir nennen sie darum noch nicht Philister, wie der Autor, denn sie mögen sonst nach irgend einer andern Richtung hin frei und groß gesinnt sein; aber bei den Controversionen welche der Dichter behandelt kommen sie nicht in Betracht. Doch auch die Andern welche zugeben, daß diese eingeführten Sittengesetze große Mängel haben, daß sie nur zu oft, statt den geistigen Menschen zu erheben, ihn knechten, wo nicht gar verknöchern, werden vor dem kühn ausgesprochenen System unsers Verf. stutzen. Nicht gerade in der Art wie andere Emancipationskämpfer vor ihm führt er einen Befreiungskrieg gegen die conventionnellen Gesetze der Gesellschaft, sondern er geht weiter, er stellt den natürlichen Menschen in seiner vollen Stimmberechtigung hin, die Gesetze kümmern ihn nicht, er führt aus, daß der Mensch zum Genuß geboren ist, und die Sitte sich im Genießen selbst macht. Das schwellende Verlangen, mit dem Geiste gepaart, ist im vollen Rechte Befriedigung zu suchen, und es begeht eine Sünde gegen die Natur, gegen die Freiheit welche Gott dem Menschen schenkte, wenn es sie nicht sucht. Die Ehefrau welche

ihren Ehemann nicht lieben, nur verachten kann, und einen Andern liebt der ihrer Liebe würdig ist, muß mit ihm entfliehen, wenn sich keine andern Mittel zur Verbindung aufthun; ebenso thut die Tochter unbedingt Recht den Vater zu verlassen und mit dem Geliebten in die weite Welt zu gehen. Der Mann der auf dem Ehebruch von einem listigen Dritten belauscht wird, und den Verräther erschießt ehe er einen Laut von sich geben kann, übt nur ritterliche Pflicht gegen die Geliebte, deren Ehre zu wahren ihm vor Allem obliegt. Der Mann der eine Andere wahrhaft liebt, aber in verführischer Stunde von einer Zweiten die ihn mit aller Sinnenglut liebt umfangen wird, begeht kein Unrecht wenn er sie auch mit Sinnenlust umschlingt, und ihr die Befriedigung gewährt nach der sie sich sehnt. Seine eigene Geliebte findet es recht und billig, und liebt den Mann nur um so mehr. Ja der Vater der zweiten Verführten sagt: „Ich hätte es dir verdacht wenn du anders gehandelt." Treue ist keine Eigenschaft die gefodert werden kann, sie kommt von Gott, sie ist ein Gnadengeschenk; Dies erkennen alle diese sinnlich Emancipirten an. Ja Einer übt die Liebe so weit, daß er als Diener verkleidet die Liebesbriefe seiner Geliebten austrägt und deren Rendezvous besorgt. Der wahren Liebe kann Dies keinen Eintrag thun. Dies sind freilich nur nackt herausgegriffene Sätze, welche der Autor mit sittlicher Begeisterung, mit voller Ueberzeugung und Wahrheit in sich, und umkleidet von poetischem Hauche vorträgt. Mit Kühnheit tritt er absichtlich bis auf die äußerste Spitze des Abgrunds, wohin die Verhältnisse verhältnißmäßig nur Wenige führen werden, und ruft: Seht, hier stehe ich und schwindle nicht! Dieses ritterliche Sichhinstellen wird vielleicht Manchen nicht mit den Grundsätzen aber mit dem Verf. selbst aussöhnen, der nicht Theorien zu predigen ausgeht, sondern, sein Aeußerstes Jedem zur Warnung auf dem Schilde tragend, nur die eigene innere Berechtigung verficht. Noch eine andere Entschuldigung werden streng Sittliche darin finden, daß der Autor Nichts weniger als frivol schreibt: er verschmäht es im Erotischen zu tändeln; wie ein Eroberer der seines Sieges gewiß, wirft er das Schwert schon im voraus in die Wagschale, andeutend: so bin ich, so will ich's, dabei bleibe ich.

Alles Dies zugegeben, daß der Autor in sich berechtigt sei, und dies volle gefühlte Recht nach außenhin geltend machen dürfe, so drängt sich uns doch bei aller Liberalität, die alle Wege zum Himmelreich gelten läßt, die Frage auf: Wohin führt dies sittliche System, wenn es ein allgemeines würde? Zugegeben, daß der Einzelne dem Gott eine gewaltige, geistige und physische Kraft mitgab in sich selbst und dem Ganzen gegenüber sittlich bleibt, auch wenn er in keckem Uebermuth die Sittengesetze der Religion und Gesellschaft über den Haufen wirft, wie dann Der welchem diese gigantische Kraft nicht beiwohnt? Wer schützt ihn vor dem Versinken in Gemeinheit, wer die Masse vor entnervender Liederlichkeit, wenn keine Gesetze mehr gelten sollten als die welche Jeder kraft seines vollkommenen Naturbewußtseins sich selbst macht, wo unter Zehn wenigstens Neun diese Kraft abgeht, und sie nur den Andern vor ihnen folgen? Ein genialer Liederlicher kann noch unsere Theilnahme, sei es auch Bewunderung, erregen, aber der Troß der seinem Exempel folgt und liederlich ist um genial zu scheinen, ist ein Gegenstand des Widerwillens. Zugegeben, daß unsere Sittengesetze engherzig, philiströs gemacht sind, daß sie oft den edelsten Keim der Menschenblüte zerdrücken, daß Viele die berufen waren glücklich zu sein durch diese unsere mangelhaften gesellschaftlichen Einrichtungen unglücklich wurden: so sind die Gesetze doch unabweisbar aus einem Bedürfniß hervorgegangen. Auch unter den lasciven Griechen ward der Heros gefeiert welcher die Ehe einführte, damit Mann und Weib nicht mehr wie die Thiere in den Wäldern zusammenliefen um sich nach Gutdünken wieder zu trennen. Daß diese Ehegesetze nachher, in misverstandenem Christenthum, zu einem Sacramente gefestigt wurden, daß sie als halbes Sacrament in manchen protestantischen Ländern des Nordens einen nicht unbequemern Druck als im katholischen Süden ausüben, wo das heiße Blut dagegen Rebellion schlägt, thut ihrem Kern keinen Eintrag. Die Erörterung würde uns viel zu weit führen; es ist viel Uebel und Knechtung da durch Verkennung der religiösen Grundgesetze, durch Vermischung und Verwechselung der klimatischen Bedingungen: aber auf dem vom Dichter betretenen Wege gelangt nicht das Menschengeschlecht, nur der glückliche Einzelne zur Freiheit. Seine Emancipation ist eine aristokratische. Aber wozu sie erst predigen! Die Titanennatur bricht durch alle Gesetze, sie hat ihr Ritterthum, ihre Freiheit darin, daß sie die Schranken sprengt oder kühn darüber wegsetzt. Ist Das ein Fortschritt zum Heil, daß sie die Schranken niederreißt, damit alle Siechen und Schwachen an ihren Krücken auch darüber weg können? Werden diese glücklich? Gelangen sie ins Himmelreich der Naturwonne, oder höchstens nur bis nach Hannibal's Capua? Welcher Gesetzgeber fodert von Allen Geist, Selbstkenntniß, daß sie sich selbst schützen vor Entnervung und einer Lascivität in welcher jeder geistige Funke untergeht? Die Gesunden schwelgen, wo ist Trost für die Kranken? Darauf antwortet uns freilich der Dichter in einer seiner schönsten Novellen. Der Geliebten, die Vater, Vaterland und Glück floh um ihrem geliebten Sänger ins Elend zu folgen, wird auch Der dem sie Alles opferte untreu. Von einem erzürnten Ehemann in den Armen der Gattin desselben erstochen, wird er als Leiche der ehemals geliebten Frau ins Haus getragen. Sie erliegt dem Schmerze, sie stirbt wahnsinnig! Ist sie darum zu bedauern, unglücklich? Nein, wird uns geantwortet, sie war ja ein mal glücklich, sie hat ein mal die höchste Wonne des Lebens genossen, und darum schon lohnt es sich gelebt zu haben!

So der Dichter, und mit diesem haben wir es doch eigentlich hier nur zu thun. Der Christ (ich rede nicht vom Buchstabengläubigen) wird anders rechnen, er fodert Mehr, er findet andern Trost. Aber es ist ein echter Dichter mit dem wir es zu thun haben, der aus seinem sinnlich geistigen Sturm und Drang nach vorwärts einer vergangenen Dichterperiode anzugehören scheint. So

sich versenkend in den Urquell der Natur, den Gottesdienst der Kunst, um den Staub des platten, nüchternen Lebens abzuwaschen, traten die Romantiker auf; aber sie klammerten sich, nach dem Ewigen suchend, an die alten Eckpfeiler der Tradition. Sie wurden frei von dem Zwange, den Gesetzen einer abgeblaßten Gegenwart, aber sie gewannen dafür nur ein Traumleben. Dieser Dichter schlürft mit gleichem Durste die Urmelodien der Natur, er will hinaus nach einer Zukunft die wir zur Zeit auch nur als ein Traumleben betrachten können.

Dies für sich; die Kritik in ihren engern Grenzen hätte eigentlich Nichts damit zu schaffen, sie hat ja nur das Product zu betrachten, und auch dieses ist kein gewöhnliches. Es ist eine wunderbar gestaltende Kraft die uns hier entgegentritt, eine südlich glühende Natur, verbunden mit der strengsten nordischen Reflexionskraft, ein Dichter der hier den vollkommensten, sinnlich deutlichsten, ergreifendsten Ausdruck für das Gefühlte und Geschaute erfaßt zu haben scheint, der sich sicher wiegt in der Form die der gemessenste Ausdruck für den Inhalt ist, und dann wieder wie ein Anfänger hülflos sich gehen läßt, was ein Routinier, ein Fabrikarbeiter besser gemacht hätte. Doch ist Letzteres quantitativ nur gering im Verhältniß zu dem Gelungenen, es ist ein Rest der Unbehülflichkeit mit der jeder Künstler zu kämpfen hat, und sie wird sich leicht überwinden lassen; manches mal ist es auch nur ein Anzeichen vom Ermatten der Kraft, die sprüchwörtlich ja auch den alten Meister des Gesangs überfällt, und deren sich Niemand erwehrt. Wenn es z. B. in einer Stelle heißt: „Mit Grünbaum war Rudolf in fortlaufendem Briefwechsel geblieben, und hatte dadurch erfahren, daß der Alte, die vergangenen Zustände in Nacht fallen lassend, als Graf von Hohenbaum mit seiner Tochter Magdalena weite Reisen im Occident und Orient gemacht, daß dieses holde Kind, deren edlere Eigenschaften sich bei liebevoller Vaterpflege immer mehr von der Herrschaft der niedrigern befreiten, ihm einen Enkel geschenkt, und dadurch das Glück ihres gemeinschaftlichen Lebens zu einem Familienzustande vervollständigt habe welcher an Innigkeit und reiner Poesie wol wenig seinesgleichen auf Erden finden dürfte", so begreift der Leser nicht wie dieser Marginalstil aus derselben Feder geflossen ist welche an so vielen andern Stellen Wolke, Blitz, Donner und Einschlag in wenigen Zeilen anschaulich hinstellt, ein Ganzes, und Jedes getrennt, als wären die Worte mit dem Gedanken, mit der eigenen sinnlichen Anschauung zugleich gewachsen. Wer der Kunst Meister ward, nirgend zu viel zu sagen und doch zu erschöpfen, kann dieser Uebelstände auch leicht Meister werden. Dieses Verarbeiten der Totalität, das Unterordnen des Unbedeutenden unter das Bedeutende, ohne in den Marginalstil zu verfallen, und ohne (wie hier und da am Ende der ersten Novelle geschieht) in zu rhapsodischen Sprüngen sich zu gefallen, in jener abgebrochenen Genremalerschaft in welche die neuern Franzosen die epische Harmonie des Romans auflösen möchten, wird für Den ein Leichtes der das Schwierigste so wie unser Autor zu bewältigen weiß.

Nachdem wir so lange beim Allgemeinen verweilten, bleibt uns kein Raum für das Einzelne. Wir überlassen es dem Leser, der, wenn das conventionnell Sittliche ihn nicht vor den Ideen des Autors zurückschaudern läßt, reichen Genuß finden wird; denn auch dem nur nach Unterhaltung Lüsternen ist in der Geschichtserzählung, den Situationen und Schilderungen vollkommene Befriedigung geboten. Die Geschichte von den italienischen Sängern im Norden ist ein Meisterstück, mit den zartesten und den glühendsten Tönen hingehaucht; der Maler Grünbaum, der Kern des Buches, ist eine ganz eigenthümliche kernhafte Charakteristik. Die Geistesverwandtschaft des Autors mit Hoffmann, besonders in musikalischer Beziehung, ist nicht zu verkennen, aber seine Naturandacht frischer, seine Darstellung reiner, oder vielmehr ganz rein von allem Spukhaften. Er braucht nicht die dämonische Bildnerei um den Geist der Natur zur Anschauung zu bringen. Was wir hier sagten, gilt von der ersten Novelle: „Die Musikanten", welche eigentlich den ganzen ersten erschienenen Band dieser „außerhalb der Gesellschaft" lebenden Dichtung ausmacht. Die zweite Novelle: „Reinhold Klangfeld's Tagebuch", liegt uns fremder, das Phantastische ist mit dem barok Prosaischen zu unerquicklich ineinander gewürfelt, obgleich auch hier viel Eigenthümliches, Treffliches enthalten ist (nur beispielsweise das gemüthliche Gleichniß der Citrone mit der alten Jungfer), und die meisterhaft geschriebene Einleitung will uns zum Gehalt der Dichtung nicht passen. Ein Dichter der mit solcher plastischen Kraft sich und sein Innerstes in der Dichtung selbst zu geben weiß, bedarf solcher Einleitungen nicht. Wir sehen erwartungsvoll den folgenden Bänden entgegen, wir wünschen, daß dieser erste Band schon die verdiente Theilnahme finde; denn unter den neuen Erscheinungen unserer Literatur ist diese Dichtung jedenfalls eine der bedeutendsten: ein Zeugniß was auch Die ihr nicht versagen werden welche sie verdammen.

W. Alexis.

Noch einmal der Verfasser des „Simplicissimus".

Durch Echtermeyer's Aufsatz in den „Hallischen Jahrbüchern" und den meinigen in d. Bl. (vergl. Nr. 259—264 f. 1843 und Nr. 119 f. 1844) war entschieden, daß der Verf. des „Abenteuerlichen Simplicissimus" mit seinem wahren Namen Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen hieß, wie denn auch diese Angabe von den neuern Literarhistorikern durchaus angenommen worden ist. Auch über den literarischen Charakter des Mannes glaube ich in meinem erwähnten Aufsatze hinreichenden Aufschluß gegeben zu haben, nur über seine Persönlichkeit und seine Lebensschicksale blieb so ziemlich Alles unsichere Vermuthung. Durch die Vermittelung eines Freundes und die gefälligen Bemühungen der Behörden zu Renchen im Großherzogthum Baden, wo Grimmelshausen Stadtschultheiß war, bin ich jetzt in den Stand gesetzt, wenigstens einige nähere und zuverlässige Angaben zu veröffentlichen.

Das Todtenbuch zu Renchen enthält folgende von dem gleichzeitigen Pfarrer Kaspar Beyer herrührende Notiz:

Anno 1676, 17. August. obiit in Domino Honestus et magno ingenio et eruditione Joannes Christophorus von Grimmelshausen praetor hujus loci et quamvis ob tumultus belli nomen militiae dederit et pueri hinc inde dispersi fuerint, tamen hic casu omnes convenerunt, et parens sancto

Eucharistiae pie munitus obiit et sepultus est, cuius a requiescat in pace.

Somit ist also nicht nur Grimmelshausen's Persönlichkeit actenmäßig festgestellt, sondern es ist auch die Zeit seines Todes genau ermittelt und zugleich ein bestimmtes Zeugniß dafür gewonnen, daß er in der That Kriegsdienste gethan hat. Was in freilich nicht ganz klarer Weise über die Zerstreuung und Wiedervereinigung der Seinigen gesagt ist, gibt einen neuen Beweis, daß auch in dieser Beziehung sein Roman dem unmittelbaren Leben entnommen ist. Sind freilich jene pueri wirklich Grimmelshausen's eigene Söhne, so muß auch wol sein Geburtsjahr vor 1625 angenommen werden.

Endlich ergibt sich aus dem oben gebrauchten Ausdrucke „sancto Eucharistiae pie munitus obiit", und daraus, daß „in dem Bisthum Strasburg, zu welchem Renchen damals gehörte, alle Praetores, d. h. herrschaftliche Amtsschultheißen, der katholischen Religion angehören mußten", daß mein a. a. O. (S. 1046) versuchter Beweis, Grimmelshausen sei Protestant gewesen, ein verfehlter ist; als sehr ernstlichen Katholiken kann man sich ihn aber freilich nach dem dort Angeführten nicht denken.

Von Grimmelshausen's amtlicher Thätigkeit war in Renchen nur eine von ihm unter dem 13. October 1667 entworfene Mühlenordnung aufzufinden. Endlich meldet noch das Kirchenbuch zu Renchen, daß Grimmelshausen's Frau Katharina Henninger geheißen, daß ihm am 14. April 1669 eine Tochter geboren, am 15. Febr. 1675 ein Sohn gestorben sei. Die Worte mit denen er bei der Angabe seines Todes bezeichnet wird scheinen darauf hinzudeuten, daß seine schriftstellerische Thätigkeit in Renchen nicht unbekannt geblieben war.

W. A. Passow.

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1848. 9ter Jahrgang. Berlin, Behr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1848. Herausgegeben von J. G. Seidl. 24ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Brauer, J. H., Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung. 1ster Beitrag. — A. u. d. T.: Johann Eliot und die Familie Mayhew, die Apostel der Indianer. 2te Auflage. Altona, Hammerich. 12. 7½ Ngr.

Breier, E., 1809. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brugger, J. D. C., Das Christenthum im Geiste des 19. Jahrhunderts. Vorträge und Gebete, gehalten in den deutsch-katholischen Gemeinden Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Worms, Konstanz, Stockach und Hüfingen. Eine Gabe für Deutschkatholiken und ihre Freunde. Heidelberg, Hoffmeister. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Das Urbild der deutschen Reinsprache, aus der Geschichte, dem Wesen und dem Geiste unserer Sprache dargestellt. Nebst einem Fremdwörterbuche, worin viele Wörter neu übersetzt und ausführlicher erklärt sind. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 1 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 6ter Band. — A. u. d. T.: Wigalois. Eine Erzählung von *Wirnt v. Gravenberg*. Herausgegeben von *F. Pfeiffer*. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Evangelien. Neu übersetzt und mit Betrachtungen nach Lamennais begleitet, für denkende Christen. Baden, Zehnder. Br. 8. 25 Ngr.

Falkner's sämmtliche Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Veilchen. Gesammelte erzählende Schriften. 1ster Band. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Gagern, H. C. E. Freih. v., Die Resultate der Sittengeschichte. VII. VIII. IX. Wohnung, Arbeit und Eigenthum oder die Familie. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Civilisation. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Humhal, F., Die Natur unseres Denkens in ihrem metaphysischen Dunkel mit dem Lichte der Logik beleuchtet. Prag. Gr. 8. 4 Ngr.

Lobedanz, E., Kyneburga, oder das Kloster in Irland. Ein romantisches Drama. Kiel, Naeck. 8. 18 Ngr.

Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen von G. König und in geschichtlichen Umrissen von H. Gelzer. 1ste Lieferung. Hamburg, Besser. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Martius, C. W., Erinnerungen aus meinem 90jährigen Leben. Leipzig, Voß. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Nemesis. Ein Küstenroman. Aus dem Schwedischen von A. Wachenhusen. Cammin, Domine u. Comp. 8. 15 Ngr.

Piso, L., Dr. Steiger's Flucht. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Für die Bühne bearbeitet. Baden, Zehnder. Br. 8. 6 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten ꝛc. Herausgegeben vom Criminaldirector J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 11ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Raumer, F. v., Vorlesungen über die alte Geschichte. In zwei Bänden. 2te umgearbeitete Auflage. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Richter, F. J., Wissenschaftskunde. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchh. 12. 8 Ngr.

Stunden christlicher Erbauung. Predigten und Reden von Arndt, Bachmann, Dräseke ꝛc. Herausgegeben von A. Franke. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. Gr. 8. 22½ Ngr.

Universal-Lexikon der Tonkunst. Neue Handausgabe in einem Bande. Mit Zugrundlegung des größeren Werkes neu bearbeitet, ergänzt und theilweise vermehrt von Hof-Musikdirector F. S. Gaßner. 1ste Lieferung. Stuttgart, Köhler. 4. 9 Ngr.

Wouvermans, A. v., Dichtungen. Wien, Lechner. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bericht der provisorischen Comité zur Vorberathung über eine in Hamburg zu gründende Universität. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 8 Ngr.

Diestel, H., Was es heiße: „den rechten St. Veits-Tanz haben." Ein Lutherwort, an Dr. Rupp's „freier evangelischer Kirche" verdeutlicht. Königsberg, Pfitzer u. Heilmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahngesellschaft als Käuferin der Magdeburg-Cöthen-Halle-Leipziger Eisenbahn; nebst einer Uebersicht des finanziellen Zustandes der erstgedachten Bahn. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 2½ Ngr.

Falkson, F., Gemischte Ehen zwischen Juden und Christen. Documente. 1ster Band. Der Königsberger Staatsanwalt in Ehesachen und der Ehesenat erster Instanz. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 22½ Ngr.

Hrabowski, H., Die von Dr. Behnsch über den Christkatholicismus aufgestellten 21 Sätze mit Beziehung auf Dr. Rupp's offenen Brief an Dr. Behnsch, geprüft. Berlin, Strikker. Gr. 8. 6 Ngr.

Kohnardi, M., Nante und Siebecke als Mißvergnügte über Kunst und Landtag. Berlin, Cohn u. Comp. 8. 3 Ngr.

Moll, M. F., Rede bei der Primizfeier des ꝛc. Petrus Berner in Erlaheim, gehalten am 4. October 1846. Rottweil, Setzer. 8. 2 Ngr.

Oelsnitz, H. v. d., Denkschrift über die Erhebung Preußens zu einer See-, Kolonial- und Weltmacht ersten Ranges. Dem ersten Vereinigten Landtage überreicht. Berlin, Klemann. 8. 7½ Ngr.

Schlesier, C., Das Votum des Pfarrers J. Schubring auf der Versammlung des Deßauer Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 21. April 1847, beleuchtet. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 274. —— 1. October 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Johann Gottfried von Herder.

Johann Gottfried von Herder's Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierhergehörigen Mittheilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse, und mit den nöthigen Belegen aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften. Herausgegeben von seinem Sohne Emil Gottfried von Herder. Erster und zweiter Band, und dritten Bandes erste Abtheilung. Erlangen, Bläsing. 1846. 16. 8 Thlr. 15 Ngr.

Erster Artikel.

„Herder's Lebensbild!" Der Name, die Kunde eines solchen Buchs, geschrieben von einem Sohne Herder's, hat gewiß in Vielen die freudigsten Erwartungen rege gemacht, und Ref. bekennt, daß auch er zu diesen Vielen gehört. Nimmt mit der Geschichte auch die Biographie in Deutschland in neuern Zeiten einen erfreulichen Aufschwung, so dürfen neben den Lebensbeschreibungen von Fürsten, von Feldherren, von Staatsmännern auch die von solchen Männern nicht fehlen welche nicht durch äußere, in die Sinne fallende Thaten der Macht und Gewalt geglänzt, aber zu dem innern geistigen Aufbau, zur Bildung, zum bleibenden Ruhme der Nation Großes beigetragen haben. Freilich ist die Aufgabe auf diesem Feld eine andere, in manchem Betracht schwerere, als wo es sich um Menschen handelt welche, wie man zu sagen pflegt, eine Rolle in der politischen Welt, in der Geschichte im engern Sinne, gespielt, welche sich durch große oder seltsame Schicksalswechsel oder Abenteuer ausgezeichnet haben. Die äußern Erlebnisse der Heroen des Geistes, der Poesie, der Philosophie sind in den meisten Fällen ziemlich einfach, bieten Demjenigen der nur an Thaten und merkwürdigen Begebenheiten ein Interesse hat wenig Mannichfaltigkeit dar, und die Darstellung ihres Lebens sucht nicht selten den anscheinenden Mangel an anziehendem und unterhaltendem Stoffe dadurch zu ersetzen, daß sie eigentlich Fremdartiges in ihren Bereich zieht. Dem der in Biographien das Interesse, den Reiz, die Abwechselung und Spannung eines Romans sucht, läßt sich nun freilich das Leben eines Gelehrten, eines Philosophen, eines Dichters, wie es sich in neun Fällen unter zehn in Deutschland gestaltet, wol kaum mundrecht machen, und was der Näscher in der Literatur zu wissen begehrt von den Lebensumständen der merkwürdigsten Männer und Förderer deutscher Wissenschaft und Poesie, läßt sich meist in ein paar Blätter zusammendrängen. Aber wer auch für das innere Leben des Menschen Sinn hat, wer die Einsicht in die intellectuelle und Charakterentwickelung eines in Kunst oder Wissenschaft bedeutenden Mannes, eines Fürsten und Gesetzgebers im Reiche des Geistes so hoch anschlägt als die Kenntniß von äußern, politischen oder mercantilischen Verhältnissen und Gestaltungen, wer den tieferliegenden, verborgenen Ursachen gern nachspürt aus welchen die ins Auge fallenden Wirkungen und Ereignisse des geschichtlichen Lebens großentheils entspringen: der greift wol mit ebenso großem Verlangen nach den Lebensbeschreibungen, die ihn aus dem Gewühl und Drang der geschichtlichen Welt hinaus meist auf einen eng abgegrenzten Schauplatz, in die dunkele aber fruchtbare Stille eines tief innerlich arbeitenden und gestaltenden, ja die Kämpfe der Welt oft vorbereitenden und vorwegnehmenden, aber auch Licht, Beruhigung, Erhebung und Entzücken für Tausende aus seiner eigenen Fülle schöpfenden Geistes hineinführen. Auch fehlt selbst in diesem Falle, wenn der Darsteller sowie der Leser den rechten Sinn hat, der Zusammenhang zwischen dem stillen Geistesleben und Wirken des Einzelnen und dem großen geschichtlichen Leben keineswegs; denn der Denker, der Dichter, der Mann der Wissenschaft, wenn er nicht ein Pedant oder ein eitler Träumer ist, steht nie außerhalb seines Zeitalters, er ist nicht getrennt von der Atmosphäre seines Volkes und Jahrhunderts, sowie er seinerseits auch wieder durch vielleicht verborgene und unsichtbare Kanäle seine Wirkungen nach außen übt.

Politische Geschichte und Literaturgeschichte stehen einander nicht, sich ausschließend, entgegen, sondern ergänzen sich gegenseitig; und an diese Wahrheit darf ganz besonders erinnert werden bei Besprechung von Herder's Leben und Wirken. Denn, wie nachher noch weiter gezeigt werden wird, ihm lag es so wie Wenigen am Herzen, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Philosophie und Poesie mit dem Leben der Individuen, der Völker, der Menschheit in die innigste Verbindung zu setzen, sie aus dem Boden und Marke des geschichtlichen, handelnden und empfindenden Lebens herzuleiten, nicht sowol aus Begriffen sie zu construiren, als sie aus der historischen oder durch energische Anschauung und Phantasie ergänzten Erfahrung entstehen und erwachsen zu lassen und sie hinwiederum für das Leben, für den ganzen Menschen, nach Erkenntniß, Empfindung, Gemüth und Willen fruchtbar zu machen.

In den Lebensbeschreibungen geistig, wissenschaftlich, literarisch ausgezeichneter Männer sind bisher die Engländer und Franzosen uns einigermaßen voraus gewesen. Wir Deutsche mit unserm auf das Allgemeine gerichteten Sinn, gegen das Einzelne, das Individuelle oft allzu gleichgültig, haben uns vorzugsweise nur an die Leistungen und Werke solcher Männer gehalten, woran wir ihr edelstes, wahres und geläutertes Selbst zu besitzen glauben, und uns um die zufälligen Einzelheiten ihres Lebensganges wenig bekümmert. Wenn sich in dieser Eigenthümlichkeit eine gewisse Vorliebe für die „Idee" zeigen mag, so verräth sich darin doch auch einige Geringschätzung des Geschichtlichen und eine nicht sehr philosophische Verkennung des echten Pragmatismus. Wir sind nicht gemeint, die idealistisch klingenden Behauptungen: Mens agitat molem! und: Schicksal und Gemüth seien Namen Eines Begriffs; oder: der äußere Lebensgang eines Menschen sei bedingt durch das geistige Princip, und dergleichen zu verwerfen und zu bekämpfen, wenn man sie cum grano salis nimmt; aber man sollte sich auch nicht sträuben gegen das Anerkenntniß: daß auch die geistige und gemüthliche Entwickelung und Richtung der begabtesten Menschen bedingt und influirt werde durch äußere Verhältnisse und Schicksale, die wir jedoch nicht als vernunftlosen Zufall, sondern als providentiell betrachten möchten.

Die Biographien ausgezeichneter Schriftsteller, geistig hervorragender Männer haben zwar auch in Deutschland schon in frühern Zeiten nicht gefehlt; schon Schiller in den „Xenien" hat sich über das „nekrologische Thier", das sich auf die Leichen setze, lustig gemacht; aber diese Lebensbeschreibungen haben sich von denen der Franzosen und Engländer besonders dadurch unterschieden, daß sie eben meist nur für die Gelehrten geschrieben waren. Theils mangelte ihnen die Gemeinverständlichkeit, theils die Kunst und der Reiz der Darstellung. Es hängt Dies mit tiefgehenden Eigenthümlichkeiten der Nationen zusammen. Fürs erste führten viele der ausgezeichnetsten Schriftsteller, Philosophen, Dichter u. s. w. in England und Frankreich (in welchen beiden Ländern die Blüte der Nationalliteratur und Poesie um ein Bedeutendes früher fiel als in Deutschland) ein äußerlich anziehenderes, bewegteres, glänzenderes, politisch bedeutenderes oder doch mehr ins Auge fallendes Leben als unsere Gelehrten, unter welchen doch auch ein Leibniz z. B. in gewissem Sinn eine Ausnahme macht. Man denke an einen Racine und Corneille, an Molière, die wenigstens mit einem in Europa den Ton angebenden Hofe in Berührung standen, an einen Larochefoucauld, der aus einem leidenschaftvollen, stürme- und intriguenvollen Leben seine Maximen schöpfte, an einen Voltaire, abwechselnd Freund und Feind gekrönter Häupter, und Millionen Geister mit den Funken seines Witzes erschütternd, an Rousseau, den von den Parlamenten Verdammten und vom höchsten Adel in Paris Geschmeichelten, aus der neuesten Zeit an einen Chateaubriand und so viele Andere; von Engländern an einen Lord Baco, Bolingbroke, Addison, Chesterfield, an Hume, Swift u. A., die, wenn sie nicht selbst auf die Geschicke ihres Volks einen Einfluß übten, doch den Kreisen nahe standen wo Großes, Wichtiges angelegt, verhandelt, entschieden wurde; deren Name sogleich nicht blos literarische, sondern auch geschichtliche Erinnerungen und Gemahnungen weckt. Sodann in Folge der größern Einheit und Centralisation bei jenen Völkern erwerben sich die wirklich ausgezeichneten Geister, wenn sie einmal auf die Bahn des Erfolgs gelangt sind, eine viel größere, allgemeinere, unbestrittenere Popularität, es wird Sache der Ehre und des guten Tons von ihnen zu wissen; die ganze Nation wird stolz auf sie, und das Urtheil des Einzelnen unterwirft sich weit folgsamer als bei uns der öffentlichen Meinung. Aber auch die Schriftsteller, die Philosophen, die Dichter sind dort und waren es auch früher schon weit bereitwilliger, sich dem Geschmack, dem Urtheil, der Meinung des Publicums oder der Nation zu fügen, sich mit ihrem Volke, und nicht blos mit einigen wenigen Bevorrechteten der Wissenschaft oder Gelehrsamkeit, in lebendigen, unmittelbaren Verkehr zu setzen und sich in ihrer Darstellung dem allgemeinen Verständniß so viel als möglich zu nähern. So sind bei jenen Völkern seit längerer Zeit schon wo nicht die Dichter, wenigstens die Philosophen (mit wie vielem Rechte sie immer nach deutschen Begriffen diesen Namen tragen mögen), die Geschichtschreiber, die Publicisten, die Kritiker, die Naturforscher, die Reisebeschreiber weit gemeinverständlicher, praktischer und geschmackvoller als Dies bei uns leider häufig der Fall war; sie sind allgemeiner bekannt, und ihre Biographen dürfen deshalb auch auf ein viel zahlreicheres Publicum zählen. Um diesem zu genügen dürfen nun die Lebensbeschreibungen selbst nicht allzu trocken, gelehrt und kritisch, sie müssen fließend, geschmackvoll, abwechselnd sein, Urtheil und Raisonnement darf die Erzählung nicht überwiegen und verdrängen, die Einzelgeschicke müssen passend an die bedeutendern politischen Ereignisse angeknüpft oder damit verwoben werden, und die Ansprüche der Sitten- und Cultur- wie der Literargeschichte, des Psychologen und des Anekdotenliebhabers müssen ihre Berücksichtigung finden. Das

in letzterer Beziehung, in Anekdoten, namentlich bei den Engländern oft des Guten zu viel geschieht und manches müssige Geklatsch mitunterläuft, kann schwerlich geleugnet werden; es ist Dies das eine Extrem, das Sichverlieren ins Einzelne, während wir Deutsche zu leicht ins andere Extrem uns verirren und am Allgemeinen haften bleiben, nur die Geister prüfen und nicht zur Anschauung der Personen gelangen. Daneben jedoch macht sich auch in Deutschland die Neigung zum Klatsch in der Literatur nur allzu sehr geltend, und ganze Bücher sind damit angefüllt. Die Aufgabe ist: das richtige Maß und Verhältniß des Uebersichtlichen, Dessen was zur Begründung und zu Anhaltspunkten des gesammten Urtheils und zur Orientirung dienen soll, und der einzelnen Thatsachen, der charakteristischen Züge, des concreten Stoffs zu finden; und schon hat Deutschland Grund sich auf diesem Gebiete mancher gelungenen Leistungen zu freuen, die sich wol mit den besten der andern genannten Völker messen dürfen, während allerdings manche französische Biographien oder Charakteristiken noch durch Ebenmaß und gefällige Leichtigkeit der Darstellung sich auszeichnen.

Wir haben Lebensbeschreibungen von Klopstock, Wieland, Schiller, Jean Paul, und erst in diesen Tagen ist uns die Ankündigung einer Biographie Goethe's zu Gesicht gekommen, von Niebuhr und F. A. Wolf, von Leibniz, Kant, Hegel, Fichte. Die des letztgenannten Philosophen bietet mit dem uns vorliegenden „Lebensbild Herder's" insofern eine äußere Aehnlichkeit dar, als auch sie von dem Sohne des Geschilderten verfaßt ist. Den beiden ausgezeichneten Männern, die, Beide Schüler Kant's, Beide in spätern Zeiten in gegnerischem Verhältniß zu ihm, auch miteinander in ihren Ansichten feindselig zusammenstießen, war es beschieden, daß ihnen von der Hand dankbarer, frommer Söhne ein Denkmal gesetzt werden sollte. Ref. gesteht, daß der tiefe und wohlthuende Eindruck welchen die Lebensbeschreibung Fichte's auf ihn gemacht, ihn im voraus günstig stimmte für ein Werk in welchem ebenfalls ein Sohn das Andenken seines Vaters durch gründlichste und erschöpfendste Darstellung seines Lebens, Wirkens und Charakters zu ehren sich die Aufgabe gesetzt hat. Das Werk des jüngern Fichte ist freilich nicht eine Lecture für Jedermann, zur zeitkürzenden Unterhaltung; aber die Geschichte des Menschen ist doch so innig und ansprechend mit der des Philosophen verwoben und verschmolzen, der Charakter und das System des Geschilderten sind in eine so lebendige Wechselbeziehung gesetzt, und selbst die Darstellung der Entwickelung und Gestaltung seines philosophischen Systems hat einen, wir möchten fast sagen so dramatischen Fortschritt, und das pietätvolle Interesse des Sohnes weiß selbst die schwierigen Probleme und Fragen der Speculation mit solcher Wärme und Beredtsamkeit dem Verständniß selbst des Laien oder des Proselyta portae näher zu bringen; das Leben Fichte's selbst endlich bietet so manche nicht blos wissenschaftlich bedeutende und ergreifende Momente: daß dies Buch unsers Erachtens in mancher Beziehung als ein Muster für die Lebensbeschreibung ähnlicher Männer gelten darf. Einer ähnlichen Arbeit hofften wir nun auch in „Herder's Lebensbild" zu begegnen. Hatte die Gattin Herder's schon vor vielen Jahren mit zartester und treuester Liebe, mit tiefem Verständniß von Herder's Geist und Gemüth den ihr so eng Verbundenen in den höchst dankenswerthen „Erinnerungen" geschildert, nachdem Johannes v. Müller's Vorsatz Dies zu thun durch seinen Tod vereitelt worden war, so durfte man hoffen, daß eine Biographie Herder's von der Hand des Sohnes mit den Vorzügen des genannten Buchs auch noch die weitern einer männlichen Sachkenntniß und Uebersicht, einer erschöpfenden Gründlichkeit und Ebenmäßigkeit verbinden und die Anfoderungen der wahren Pietät mit denen der unbefangensten Wahrheitsliebe — im Sinne des großen Forschers nach Wahrheit selbst — zu vereinbaren wissen werde. Wir möchten nicht sagen, daß diese Hoffnung getäuscht worden sei, denn das Werk ist noch lange nicht vollendet, und ein abschließendes Urtheil über das Geleistete läßt sich noch nicht fällen; aber daß der vom Verf. befolgte Plan ein anderer war als den Ref. wünschte und hoffte, zeigte schon der erste Blick auf den Titel. Denn dieser enthält als Erklärung Dessen was unter dem Lebensbild zu verstehen sei Folgendes: „Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierhergehörigen Mittheilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse, und mit den nöthigen Belegen aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften herausgegeben" u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.*)

Juli 1847.

Wenn die Zeitungen Ihnen keinen Begriff von den Yankees geben, so wundert es mich nicht, denn die Yankees haben von sich einen sehr hohen und setzen sich über alle Nationen der Welt in Cultur und Vortrefflichkeit. Goethe's „Nur die Lumpe sind bescheiden" thut sich hier kund. Man kommt mit unserer „tiefgebeugten Unterthänigkeit" nicht fort. Kühn und selbst frech schaut der Yankee dem Yankee in die Augen, und mißt den ganzen Kerl bei jedem Worte. Er kann Alles, und macht Alles besser, und stets wie er will, wol nie [illegible] man es verlangt. Aber er hat eine Thatkraft, einen Muth, eine Elasticität welche nicht leicht in einer Nation wiedergefunden werden. Er hilft sich leicht, ist leicht zufrieden bei aller Anmaßung, und seine meist trockene, sehnige Gestalt erträgt die Anstrengung auf eine Zeit sehr wohl. Nur ewig darf die Entbehrung nicht dauern; er arbeitet um fertig zu werden und um Zeit zu gewinnen, zu genießen. Dem Deutschen ist Arbeit Genuß.

— — — — — — — —

Oft betrachte ich die Schattenseiten des Lebens hier mit einer sonderbaren Unruhe. Ich habe die Vergleiche mit den Republiken der alten Zeit nicht finden können, und daher auch in die Prophezeiung der unglücksschwangern Angstpolitiker nicht viel Glauben gesetzt. Das agrarische Element dieser Republik ist so ganz verschieden von Allem was Griechenland und Rom uns bieten. Das Entwickeln dieses Elements ist noch immer ein blos superficielles. Ein Acker Staatsland kostet im Durch-

*) Vergl. die letzten Mittheilungen in Nr. 140 — 142 und Nr. 152 — 154 d. Bl. D. Red.

schnitt 1 Dollar. Hat der Käufer ihn mit einem Zaun umgeben, so kostet er mindestens 5 Dollars; sobald sich zwei bis drei andere Familien angesiedelt haben als Nachbarn, wenigstens 10 Dollars. Sobald ein Township gebildet ist, und 50—100 Familien zusammen sind, so würde man denselben Acker unter 30 Dollars nicht kaufen. Ich weiß Gegenden wo diese Entwickelung in zwei bis drei Jahren statthatte, und wo eine Farm die für 200 Dollars gekauft war, inclusive der Reisekosten von der Küste aus, für 3000 Dollars nicht feil und zwei Jahre später für 5000 Dollars nicht verkäuflich war. Die unermeßlichen westlichen und Seegebiete geben davon täglich Beispiele. Hier liegt der Reichthum der Nation und ihre Kraft. Der Boden bedarf einer verhältnißmäßig geringen Arbeit um einen reichen Ertrag zu geben. Man darf unsere unsagliche Arbeit und unzähligen Hände nicht in Vergleich setzen. Ein Mann und ein halbwüchsiger Bursche cultiviren mit leichter Mühe jedes Jahr fünf Acker. Dies macht den Rest der Farm nutzbar und zeigt deren Werth. So steigt der Reichthum der Nation von Jahr zu Jahr unermeßlich, die unabsehbaren Prairien, welche mit Wäldern umsäumt sind, werden wo sie an letztere stoßen eine Fundgrube ungemessenen Reichthums. Prairieland wird nicht gekauft. Man wählt 10—20 Acker mit Wald bestandenen Grund an der Grenze der Prairie und baut dann so viel Prairiegrund und umzäunt ihn als man will. Zugleich dienen sie als Weiden, in deren Gras das Vieh oft unsichtbar wird.

Denken wir uns nun zu den alten Besitzungen das Oregongebiet mit seiner ungeheuern Wichtigkeit für den Handel und die Schiffahrt im Stillen Meer, und es möchte leicht einleuchten, daß die Erwerbung von Californien mit dem schönen Hafen San-Francisco, sowie das Land von der Mündung des Rio Grande bis nach Californien ein Zuwachs sein wird welcher Millionen auf Millionen von Menschen eine reiche und gesicherte Existenz verspricht, sobald der Friede mit Mexico geschlossen ist. Es ist auch an keine innere Ueberfüllung von Menschen zu denken, denn selbst das volkreiche Massachusetts zählt kaum 90 Menschen auf die englische Quadratmeile. Daher also kann noch lange keine Gefahr kommen, sondern nur vermehrter Wohlstand; anders steht es mit Süd und Nord, mit Sklaverei und Sklavenlosigkeit der Staaten. Die Politik der Sklavenstaaten ist unfehlbar falsch. Es ist unmöglich, daß sie dem Andrange der Freiheitsideen und der Vernunft christlicher Anschauung auf die Dauer widerstehen können. Sie müssen nachgeben und das Princip allgemeiner gleicher Menschenrechte adoptiren, früher oder später. Sollten sie aber den Kampf dagegen wagen, so steht zu erwarten, daß der mächtige Norden sie isolirt. Und doch ist Jedem klar, daß nur beide zusammen diese Union bilden können, und ein Theil ohne den andern eine höchst precaire Stellung einnehmen würde.

Auf der andern Seite versteht der Süden sich sehr wohl auf die vorgeschützte Humanität des Nordens. Es ist wol kein Mann in der Union, der sich viel mit Politik befaßt, so einfältig zu glauben, daß Hr. Winthrop von Massachusetts die Idee der Menschlichkeit ihrer selbst willen im Congreß vortrug, und daß er den Krieg gegen Mexico und die Sklaverei deshalb verdammte weil sie unmenschlich seien. So zart fühlt auch hier kein Staatsmann. Es gilt lediglich das Princip des Südens, womit dieser seinen Einfluß erweitern will, um das politische Uebergewicht in der Staatsverwaltung zu erlangen und zu behaupten; darum und aus keinem andern Grunde wird das Gefühl des Volks gegen Sklaverei erregt und der Krieg, der Sklaverei in die eroberten Provinzen verpflanzen könnte, als ungerecht und unmenschlich angegriffen. Sagte mir doch neulich ein hochstehender Whig unumwunden: Der Hafen von San-Francisco ist allein einen fünfjährigen Krieg werth, und wenn er 200 Millionen Dollars und 50,000 Mann verschlänge. Also man ist nicht gegen die Eroberung, aber gegen die Art wie die südlichen Whigs sie verbreiten wollen; aber gerade weil man diese letzte Absicht durchschaut, ist die Politik des Nordens hohl und wird keine Früchte tragen, sollte auch die Sklaverei nicht in den neuen Provinzen eingeführt werden dürfen.

Sehr richtig sagt man hier: Die Amerikaner sind schlechte Dienstboten. Sie gehorchen nicht, haben keine Anhänglichkeit an die Familie und laufen fort wenn es ihnen gefällt. Weshalb? Weil Herr und Diener dieselben politischen Rechte haben und auf einer Linie als Bürger stehen. Deshalb begünstigt man die Einwanderung; man bedarf der irischen und deutschen Heloten und Pionniere.

Hier haben wir den faulen Fleck, der Norden hat seine Sklaven wie der Süden, nur daß die europäischen Sklaven nach fünf Jahren frei und Bürger werden.

Hier liegt aber auch die Aehnlichkeit mit Rom und den alten Republiken. Der wohlhabende Amerikaner schämt sich einen amerikanischen Diener zu haben, er verlangt die europäischen Heloten und Proletarier dazu, er bedarf ihrer, und sie werden daher stets willkommen sein. Dies ist der wahre Grund, weshalb die Natives welche die Einwanderung hemmen wollen nie siegen werden. Die Millionen welche alljährlich durch Einwandern ins Land gebracht und durch Anbau und Urbarmachung hinzugefügt werden sind die Fundgruben der betriebsamen Yankees.

Aber es wird den Yankees gehen wie den Römern. Bereits wächst das deutsche Element mächtig an und amalgamirt sich wenig oder doch langsam mit dem englisch-amerikanischen. Die Deutschen fangen an sich zu einen, sie fangen an sich zu fühlen. Deutsche Gründlichkeit wird gesucht; man bedarf deutscher Gelehrter und Techniker, man muß ihnen zugestehen was gut an ihnen ist; thut man es auch mit Widerwillen, man kann aber nicht darüber hinweg. Jetzt fechten besonders Deutsche den Krieg mit Mexico aus. Mit Stolz gehen sie heim und machen es geltend, daß die Deutschen Vieles des Besten gethan. Lasse man sich nicht durch die englischen Namen in den Listen der Todten und Verwundeten irren. Der Amerikaner hat eine große Force die deutschen Namen zu englisiren, und oft kommen ganz andere Menschen unter diesen Namen zum Vorschein als man glauben möchte. Jetzt wo die nördlichen Seeprovinzen fast ganz von Deutschen angesiedelt worden, wird sich der Lauf der Dinge gegen Canada und dessen Zukunft sonderbar gestalten. Die Engländer haben keine bitterern Feinde als unsere tapfern und freien Landsleute an den Seen. Upper-Canada, was von jeher für so wichtig angesehen wurde, liegt vor den Augen unserer deutschen Landsleute an den Seen. Das Klima ist zwar kälter als diesseit der Seen, aber das Land reich und fruchtbar, und für England völlig außer dem Bereich es zu halten. Diese Zukunft mögen wir noch erleben.

Auf der andern Seite wird, von dem Vicepräsidenten Dallas angeregt, ein Plan genährt, die Landenge von Panama zu durchschneiden. Eisenbahn und Kanal sind zugleich im Vorschlag. Ist nur erstere erst fertig, der letztere kann dann leicht folgen. Hier liegt die Gelegenheit zu einer reißenden Entwickelung des Westens. Die Reise nach China und Ostindien, der Handel des östlichen Asiens findet einen neuen Weg, und England befindet sich in einer ähnlichen Lage wie Venedig als der indische Handel ums Vorgebirge der guten Hoffnung seinen Weg nahm.

Kahldorf.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 275. —— 2. October 1847.

Johann Gottfried von Herder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Also nicht ein vollendetes, ganzes Bild von Herder's Leben, Persönlichkeit, Charakter sollte und wollte gegeben werden, sondern die noch nicht oder nicht vollständig bekannten Materialien und Elemente zu einem Gesammtbilde; und wenn E. G. v. Herder sich als den Herausgeber bezeichnet, so scheint es nicht, daß wir von ihm selbst die Verarbeitung des dargebotenen Materials zu einem Kunstwerke zu erwarten hätten. Er hat nur den ersten und den dritten Theil mit Vorworten und einleitenden Bemerkungen begleitet, und sich im Uebrigen auf das gewiß alles Dankes werthe und nicht wenig mühsame Geschäft des treuen Sammlers und Ordners beschränkt. Seine Aufgabe bezeichnet er selbst (Vorrede S. XVI) so:

> Nach all den Zerrbildern die man von Herder's Charakter zu machen sich gewöhnt hat, und welche ihren Urhebern und Verbreitern zu keiner Ehre gereichen, ist es gewiß nicht überflüssig und dürfte wol an der Zeit sein, daß endlich Herder selbst mit seinem eigenen wahren Lebens- und Charakterbilde — wie es sich aus seinem Briefwechsel in Verbindung mit den einschlägigen Belegen aus seinen Schriften entfaltet — ihnen gegenübertrete. Dieses gleichsam autographische Bild so vollständig als möglich der Welt vor Augen zu legen ist die Aufgabe dieses Werkes.

Und am Schluß der Vorrede:

> Seiner Form und Einrichtung nach ist das vorliegende Werk gleichsam ein Mosaikbild, in welchem Herder's eigene Gedanken und Worte die wesentlichsten Farbenstifte sind, und wobei die Aufgabe und Leistung des Compositeurs sich hauptsächlich nur darauf beschränkt diese einzelnen Farbenstifte in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge aufzusuchen, zu ordnen und an ihren Stellen einzufügen.... Möchte es ihm gelingen, daß Herder's Geist in seiner ganzen Frische und Wahrheit aus diesem Bilde ersichtlich werde. Hierauf ist wenigstens sein treuestes Bestreben gerichtet.... Glückt mir dessen Vollendung zu einiger Befriedigung der Leser, zur Erhebung ihres Geistes und Herzens und zu einem erweiterten Raume der Anerkennung und der Wirksamkeit des Geistes meines edeln Vaters, so kann es für den Sohn keinen ihm theuerern, keinen würdigern Schlußstein seines eigenen Lebens geben.

Also Herder soll geschildert werden durch sich selbst, wie in seinen Werken, von welchen deshalb auch manche von geringerm Umfang, in ihrer ursprünglichen Gestalt, diesem Buche einverleibt worden sind, durch unvollendete Fragmente, unausgeführte Pläne, und ganz besonders durch seine gesammelten Briefe und Briefwechsel, welche hauptsächlich dazu beitragen sollen den Menschen Herder mehr als den Schriftsteller den Herzen nahe zu bringen. Der Herausgeber sagt:

> Gewiß, lieber Leser, wirst du auch dies geschriebene Bild seines Lebens willkommen heißen und es gern zur Hand nehmen, um aus ihm besonders auch den Menschen Herder näher kennen und lieben zu lernen. Durchlebe mit ihm, geführt von seiner eigenen Hand, sein edles, segensreiches Leben, Schritt für Schritt, von seiner Kindheit bis zu seinem Grabe; öffne dein Herz diesem treuesten Ausdruck seiner innersten Empfindungen und Gedanken, und lasse von der edeln Glut seines menschlichen Lebens das kalte Erzbild seines Schriftstellerruhms und mit diesem dich selbst durchglühen und von seinem Geiste durchströmen!

Man kann die Bescheidenheit und Zurückhaltung anerkennen und rühmen mit welcher der Sohn es sich versagt das Lebens- und Charakterbild seines großen Vaters zu zeichnen und zu gestalten, und, ohne vorzugreifen oder bestimmend einzugreifen, dem Leser alle Materialien darreicht, um selbst sein Urtheil zu bilden, um mit vollkommener Freiheit und Unbefangenheit aus diesen Eindrücken die Gestalt des trefflichen Mannes emporsteigen zu lassen. Der Herausgeber wollte nicht zwischen Herder und den Leser treten, dem Letztern die Gestalt des Erstern nicht durch das Medium seiner Anschauungsweise zeigen, sondern nur dafür Sorge tragen, daß Herder ganz so angeschaut und verstanden werden könne wie er sich unabsichtlich selbst schildert und gibt. Die Anschauungsweise und das Urtheil des Sohnes, kann man sagen, wird doch nie ganz unbefangen und unbestochen sein; und zudem kann und muß er für das frühere Leben des Vaters, für seine ganze Jugend- und Bildungsgeschichte bis zu dem Zeitpunkt auf welchen seine eigenen persönlichen Erinnerungen zurückreichen, doch auch nur diejenigen Materialien benutzen die er hier zum Gemeingut macht. Wir verkennen nicht was hierin Wahres liegt, und geben gern die Möglichkeit zu, daß aus dem so dankenswerth zu Tage geförderten, so treulich gesammelten und geordneten Stoff eine geschickte Hand das Bild wirklich entstehen lasse welches der Sohn selbst nicht hat gestalten wollen; aber dann bleibt es doch sehr ungewiß, ob bei treuester Benutzung des reichen Materials eine künstlerische Schö-

pfung, ein Portrait entstehen wird welches den Herausgeber dieser Sammlung selbst ganz befriedigt, welches den Mangel der persönlichen Anschauung nicht vermissen läßt. Ja, es dürfte wol Manchen der Neigung und Geschick in sich spürte diesen Versuch zu wagen, gerade eine gewisse Scheu davon zurückhalten, mit Dem was der Sohn gesammelt und mitgetheilt hat, ohne es weiter zu verarbeiten, sofort zu schalten und zu walten und so gleichsam factisch das Lebensbild für etwas Ungenügendes, für eine bloße Vorarbeit zu erklären. Fragt man uns aber: warum sollte denn das Werk, so wie es vorliegt meist die Ergüsse von Herder's Feder, ja von Herder's Seele enthaltend, Ergüsse die großentheils nicht für das Publicum bestimmt waren, sondern nur für das Auge und das Gemüth von Freunden, oder Seelen künftiger Werke, Andeutungen von Plänen, Skizzen und Anhaltspunkte für künftige Arbeiten, Eindrücke des Augenblicks — und dies Alles in solcher Fülle und in einer Ordnung welche seinem Bildungsgange von frühen Jahren an so ziemlich zu folgen gestattet —, warum sollte dies Werk nicht befriedigen, nicht jede eigentliche Biographie entbehrlich, ja unschmackhaft machen, sofern sich in einer solchen doch immer ein Dritter zwischen Herder und den Leser eindrängen müßte: so ist unsere Antwort: Dies Werk ist befriedigend, es ist vielleicht das erwünschteste für den ernsten und gründlichen Leser, oder vielmehr für Den der Bücher studirt, für den tiefereingehenden Literarhistoriker und Psychologen, der am liebsten sich die unverfälschten, ursprünglichen Quellen eröffnet sieht; aber es ist nicht für die weit größere Anzahl derjenigen Leser welche aus dem Lesen nicht ein Studium machen können, und unter welchen doch sehr Viele für eine ernstere, gehaltvolle, wahrhaft bildende Lecture empfänglich wären wenn nur eine solche sich ihnen häufiger darböte. Gewiß könnte Herder's Leben für sehr Viele ansprechend dargestellt werden; aber das vorliegende Werk wird, fürchten wir, nicht in sehr viele Hände kommen, es wird von dem gewöhnlichen Leser, auch dem ernstern und lernbegierigern, ungelesen bleiben, weil es viel zu umfassend angelegt ist. Denn in der That ist es ein voluminöser Nachtrag, eine Ergänzung zu Herder's Werken, deren reiche Schätze ohnehin schon leider nur zu wenig wirklich beachtet und benutzt werden, und Dies vielleicht auch darum, weil ihre Masse die Leser schreckt. Zu den 60 Bändchen der sämmtlichen Werke kommt hier eine ganze Reihe von Bänden, — wie viele? läßt sich noch nicht bestimmen; die sechs bis jetzt vor uns liegenden Abtheilungen reichen erst bis zum Jahr 1771, d. h. bis zum 27. Lebensjahre Herder's, umfassen also, die Kindheit und frühere Jugend abgerechnet, kaum zehn Jahre! Wie viele Leser im heutigen Deutschland werden so viel wahres Interesse an Herder's Geistesentwickelung und Persönlichkeit, oder an deutscher Literatur und Wissenschaft empfinden, wie viele sich die Zeit nehmen die vielleicht bis zu 20 anwachsenden Abtheilungen wirklich zu lesen, in sich aufzunehmen, zu bedenken und zu beherzigen, und nicht etwa nur flüchtig zu durchblättern? Freilich fällt hier die Schuld dem Publicum zu; aber von dieser Unart, dieser Schwäche, von seiner Geistesträgheit und Naschhaftigkeit sollte das Publicum und könnte wol auch zum Theil geheilt werden durch gediegene und gehaltvolle, aber dabei geschmackvolle, gedrängte, leicht zu bewältigende Schriften, welche die richtige Mitte hielten zwischen schwerfälliger Ausführlichkeit und eleganter Oberflächlichkeit. Die bildendsten Bücher, namentlich auf dem geschichtlichen Felde, werden diejenigen sein deren Verfasser sich die Mühe nicht haben dauern lassen, um die Lecture dem Leser leicht und angenehm zu machen, ohne doch dem Ernst, der Wichtigkeit des Inhalts das Mindeste zu vergeben, ohne Wahrheit und Gründlichkeit dem Reize der Darstellung aufzuopfern. Das vorliegende, vielbändige Buch aber, so schätzbar es dem gründlichern Forscher ist, wird, fürchten wir, nur allzu viele Leser abschrecken, die an dem kunstvoll und bequem verarbeiteten Inhalt sich erfreuen würden.

Aber die Wahrheit, die Treue, kann man dagegen sagen, ist ein überschwänglicher Ersatz für die Mängel, das Unbequeme der Form; Herder durch sich selbst geschildert, ist Das nicht jeder Schilderung und Beurtheilung dieses großen Geistes durch einen Andern, und wenn dieser Andere auch sein Sohn wäre, vorzuziehen? Setzt doch jeder Biograph und Schilderer eines Andern immer von seinem Eigenen hinzu, falls er auch den besten Willen hat unbestochen die Wahrheit und nur die Wahrheit zu geben, und wenn er auch, was doch so häufig nicht der Fall ist, Empfänglichkeit, Phantasie, Geistesfreiheit und Gemüth genug hat, um eine hervorragende Persönlichkeit ganz in sich aufzunehmen und sich in sie gleichsam hineinzuversetzen. Selbstschilderungen, Autobiographien, kann man sagen, gehen Schilderungen und Beurtheilungen durch Andere unendlich vor, denn ganz und wahrhaft kennt Jeder doch nur sich selbst; und die zuverlässigsten Selbstschilderungen und Kundthuungen des eigenen Innern sind doch wol Briefe, vertraute Briefe eines mittheilsamen, offenen Gemüths. Diese verdienen noch weit den Vorzug vor einer mit Bewußtsein und Absicht verfaßten Selbstbiographie, wo der Verf. doch fast nie gänzliche Unbefangenheit bewahrt, wo er immer zwischen den beiden Klippen schwebt und schwankt, sich zu sehr ins Schöne zu malen oder sich Unrecht zu thun, und meist, selbst bei der vermeintlichen größten Offenheit und Strenge gegen sich, doch an der erstern scheitert. Das Ideal einer Autobiographie fehlt noch immer; hören wir was Herder selbst (in den Schriften zur Philosophie und Geschichte, IX, 23 fg.) hierüber sagt:

Hätte ein einzelner Mensch die Treue und Aufrichtigkeit sich selbst zu zeichnen, ganz wie er sich kennt und fühlt; hätte er Muthes genug in den tiefen Abgrund Platonischer Erinnerung hineinzuschauen und sich Nichts zu verschweigen; Muth genug sich durch seinen ganzen belebten Bau, durch sein ganzes Leben zu verfolgen — welche lebendige Physiognomik würde daraus werden!... Es ist sonderbar wie eine eigene Lebensbeschreibung den ganzen Mann auch von Seiten zeigt von denen er sich eben nicht zeigen will.... Da wir indeß noch

lange auf Lebensbeschreibungen der Art werden warten müssen, und es vielleicht nicht einmal gut und nützlich wäre das tiefste Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen sollen, jedem Thoren zu verrathen: so treten Fremde an unsere Stelle u. s. w.

Herder hält eine ganz getreue Selbstschilderung für so gut als unmöglich; scheinen nun nicht vertraute Briefe sie ersetzen, in mancher Hinsicht sie noch übertreffen zu können? Es sei erlaubt einige Worte Herder's in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" hier anzuführen:

In Briefen an Freunde schüttet Mancher sein Herz aus wie er es in Schriften zu thun nicht wagte, und die Briefgestalt selbst ward zur glücklichen Form, milde Gesinnungen über einzelne Vorfälle sowol als über Lehren und Personen Freunden oder dem Publicum verständlich zu machen und ans Herz zu legen.... Ich wünschte eine Auswahl treffender Stellen aus den wahren Briefen merkwürdiger und großer Menschen.... Wer kann, wer mag jetzt das große Epistelfach berühmter und nicht berühmter Männer mit gehörigem Fleiße durchstören? Und doch liegt so manches Merkwürdige, Angenehme und Nützliche in ihm!

Gewiß sind Briefe die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß der Menschen, und das Interesse mit welchem so viele Briefwechsel ausgezeichneter und merkwürdiger Menschen in den neuern Zeiten in Deutschland aufgenommen wurden erklärt sich sehr leicht; aber doch sind auch Briefe nur Beiträge und geben für sich allein noch kein erschöpfendes Bild. Es ist schon Viel darüber geschrieben und gestritten worden, ob und inwieweit der Schriftsteller und der Mensch Eins seien, dieser in jenem sich nothwendig nach seinem wahren und ganzen Charakter offenbare? Uns scheint es unmöglich hierüber einen allgemeinen Grundsatz aufzustellen der nicht durch Modificationen und vorsichtige Beschränkungen wieder so gut als aufgehoben würde. Die reinsten und edelsten Geister, sowie auch die unedelsten und gemeinsten werden sich auch in ihren Schriften nicht verleugnen und verbergen; jedes schärfere Auge, jedes feinere Gefühl wird in diesen auch mit Sicherheit den Seelenadel oder die Nichtswürdigkeit des Menschen erkennen; aber zwischen den Endpunkten liegt eine zahllose Menge Abstufungen von Solchen bei welchen der Charakter des Menschen und des Schriftstellers mehr oder weniger auseinander treten. Wie häufig sind die Fälle wo Streben, Gemüth, Gesinnung gut, aber der Charakter schwach ist, wo der Autor mit voller Aufrichtigkeit die kühne und freie Sprache einer edeln Ueberzeugung spricht, aber zu schwach ist den Versuchungen, den Collisionen der Wirklichkeit zu widerstehen! Was vom Schriftsteller überhaupt, das gilt nun auch vom Briefschreiber, obwol dieser nicht für ein Publicum schreibt um dessen Belehrung und Beifall es ihm zu thun ist, sondern in der Regel ihm nahestehenden, vertrauten Personen mittheilt was ihn geistig und gemüthlich beschäftigt, und daher Briefe viel mehr die Farbe der Persönlichkeit, des rein menschlichen Charakters an sich tragen. Die Vermuthung ist begründet, daß Einer in Briefen viel mehr als er selbst sich zeigen werde als in Schriften; denn der Autor, wie inniger Ernst es ihm sein mag, spielt doch immer in gewissem Sinn eine Rolle. Aber auch das Bild das uns aus Briefen entgegentritt ist nicht immer der ganze, volle, ungeschmückte und unentstellte Mensch, selbst wenn die vollste Aufrichtigkeit, die sprudelndste Mittheilsamkeit die Feder geführt hat. Unendlich viel Störendes und unendlich viel Liebenswürdiges eines Charakters, einer Persönlichkeit kann im brieflichen Bilde sich verwischen, und wenn auch die Grundzüge und Elemente darin alle sich ausprägen, gehören doch auch die feinern Züge und Nuancen zur Portraitähnlichkeit, und durch deren Fehlen bekommt das Ganze einen fremden Ausdruck. Wenn man uns eine noch so reichhaltige Briefsammlung eines ausgezeichneten Mannes vorlegt, wir wünschen doch immer, um ein treues Bild seiner Persönlichkeit uns zu gestalten, ergänzende Winke und Mittheilungen Solcher die ihn persönlich, aus lebendiger Anschauung und geselligem Verkehr kannten, dazu zu bekommen, um jene Elemente einer Charakteristik sicherer zusammen zu schauen, um das Bild mit den richtigen Farbetönen zu überhauchen.

Ist Dies nun auch bei den Briefen Herder's der Fall? Oder geben sie, in Verbindung mit seinen Schriften, ein so vollständiges, treues Lebensbild, daß man keiner Ergänzung durch Schilderung und Urtheil bedarf? Gilt von ihnen was der Herausgeber von „im unbewachten Augenblicke der ersten Empfindung geschriebenen Briefen" rühmt, gegenüber einer selbst mit der größten Offenherzigkeit geschriebenen Autobiographie?

Daß sie den Menschen, ihm selbst unbewußt, zeigen wie er ist, daß, wenn der Weltenrichter eines Buchs bedürfte aus welchem Alles zu ersehen was am Lebensschlusse des einzelnen Menschen zu Abwägung des Werthes seines Erdenlaufs maßgebend sei, dazu genügte — zusammengehalten mit seinen offen vor Augen liegenden Handlungen und Lebensumständen — die einfache Sammlung seiner Briefe, darin sich im Fortschritt des Lebens sein ganzer innerer Mensch mit allen seinen guten Eigenschaften und Fehlern abdrückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weltbilder. Militairische Erinnerungen von E. Heusinger. Zwei Theile. Hanover, Kius. 1847. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Was den Verf. veranlaßt haben mag die vorliegenden Novellen „Weltbilder" zu nennen und als „militairische Erinnerungen" zu bezeichnen, ist ziemlich räthselhaft. Der ganze erste Theil ist nämlich mit Erzählungen angefüllt wie sie tausendfach in der „Didaskalia" und in andern deutschen Feuilletons zu finden sind, und ebenso geben Ton und Färbung derselben durchaus keinen Anlaß darauf zu schließen, daß gerade nur eben ein versuchter Kriegsmann deren Verf. sein müsse.

Erst im zweiten Theile knüpfen sich die Erinnerungen des Verf. an die Theilnahme an den Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel, welche er in den Reihen des braunschweigischen Husarenregiments genommen, an die Erzählung „Skizze aus einer Schnellreise nach und in Spanien" an. Indessen geschieht Dies eben wol nur mittels eines sehr dünnen, ungebührlich oft durch Schilderungen von Frühstücksscenen unterbrochenen Fadens. Die zweite, „Heimfahrt am Bord des englischen Transportschiffs Pomona" überschriebene Erzählung enthält einige gar nicht übele Episoden, und die dritte, „Das englische Generaldepot zu Lymington" überschriebene Darstellung

nimmt sogar einen ganz vielversprechenden Ansatz, artet jedoch leider gar bald wieder in Trivialität aus.

Hätte der Verf., statt sich alle Augenblicke in triviale Tiraden und gespreizte poetische Fictionen zu verlieren, sich zunächst ganz einfach an seine Selbsterlebnisse gehalten, welche einigen Andeutungen zufolge gar nicht uninteressant zu sein scheinen, so würde er ohne Zweifel eine recht dankenswerthe Schilderung aus jener bewegten Zeit und aus jenen Kreisen haben anbringen können, indem die Fähigkeit gut und anziehend zu schildern ihm durchaus nicht mangelt. Hiernach muß es also um so mehr bedauert werden, daß er trotz der innewohnenden höhern Befähigung im Vorliegenden eigentlich doch nur eine Wachtlecture für Porteépéefähnriche und einjährige Freiwillige geschaffen hat. 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Juden in Polen.

In Paris erschien im vorigen Jahre: „Les Israélites de Pologne, par *Léon Hollaenderski*." Polen ist das Land in Europa worin man die beträchtlichste jüdische Bevölkerung findet; sie zählt darin nach den statistischen Angaben des Grafen Plater ungefähr 2,500,000 Seelen. Sie scheint ehemals noch zahlreicher gewesen zu sein, und Ueberlieferungen sprechen sogar von einem jüdischen Königreiche welches an den Ufern der Wolga existirt haben soll. Wahrscheinlich wurden die Juden durch die Einwanderung welche die Völker des Orients nach dem Occident trieb in diese Gegenden geführt. Man weiß Nichts von ihrer Geschichte außer daß die Könige von Polen sie seit dem 12. Jahrhundert unter ihren Schutz nahmen und sie bei mehren Gelegenheiten gegen die Feindseligkeit der Christen vertheidigten. Boleslaus und Kasimir der Große insonderheit bewilligten ihnen ziemlich ausgedehnte Privilegien. Diese Toleranz vermehrte ihre Anzahl, indem sie Diejenigen die sich anderswo verjagt sahen nach Polen hinzog. Später erreichte auch sie die Verfolgung; aber so elend ihr Schicksal auch wurde, so gelang es nicht sie zu vertreiben, und ihre Sache fand oft eifrige Vertheidiger unter den aufgeklärten Christen, welche den Vortheil begriffen das Land einer zahlreichen intelligenten und thätigen Bevölkerung nicht zu berauben, deren Fehler und Laster gerade von dem Zustande der Erniedrigung worin man sie durch ungerechte und tyrannische Maßregeln erhielt herkamen. Mehre Könige erneuerten sogar die schützenden Edicte der ehemaligen Monarchen. Unglücklicherweise scheiterten ihre Bemühungen gegen die Vorurtheile des Adels und des Volks, sodaß die Lage der Juden nicht besser in Polen als in andern Staaten Europas wurde. Da wie anderswo wahre Parias der Gesellschaft sind sie den Gebräuchen ihrer Nation treu geblieben, mit den Christen nur ihrer Handelsgeschäfte wegen verkehrend, den Interessen des Landes ganz fremd bleibend, welches für sie ein bloßer Aufenthaltsort, kein Vaterland ist. Obgleich zahlreich und mittels ihrer Industrie reiche Hülfsquellen besitzend, haben sie doch an dem Fortschritte der sittlichen und intellectuellen Entwickelung keinen Antheil genommen. Einige unter ihnen haben sich zwar in der Literatur und den Wissenschaften ausgezeichnet, aber es sind seltene Ausnahmen gewesen, und die der Verachtung der leibeigenen Bauern preisgegebene Masse hat sich zu dem letzten Grade der Erniedrigung heruntergebracht gesehen, weil sie gewissermaßen nur ein Knecht der Knechte war. Als im J. 1830 die polnische Revolution ausbrach, konnte man glauben, daß dieser Zustand der Dinge sich ändern würde. Wirklich hatten die Insurgenten ein Interesse die Juden für ihre Sache zu gewinnen, durch aufrichtige und redlich gemeinte Concessionen sich ihre Mitwirkung zu sichern. Versuche wurden in diesem Sinne gemacht, man nahm sie in der Nationalgarde an und schien bereit sich ihrer als Hülfsgenossen in dem Kampfe zu bedienen. Allein sobald es sich darum handelte ihnen Rechte zu gewähren, sie als Ihresgleichen zu behandeln, zeigte sich ein so gewaltiger Widerstand, daß selbst nach der Auswanderung das Comité, welches sich in Paris gebildet hatte, um durch seine Manifeste den niedergeschlagenen Geist der Anhänger der polnischen Sache wieder zu heben, denselben nicht völlig zu besiegen vermochte. Männer wie Lelewel, der Dichter Mickiewicz und andere nicht weniger ausgezeichnete Schriftsteller zeigten sich von den ungerechtesten Volksvorurtheilen gegen die Juden eingenommen. Der von Einigen gemachte Entwurf zu einer Reform, als das beste Mittel die Emancipation der jüdischen Bevölkerung wenigstens für die Zukunft vorzubereiten, fand fast gar keine Unterstützung. In Hinsicht auf diese Reform ist das hier angezeigte Buch geschrieben. Hollaenderski, selbst ein polnischer Jude, erhebt darin seine Stimme zu Gunsten seiner Landsleute. Er stellt uns das Gemälde ihres Elends und ihrer Leiden vor die Augen; er sucht deren Ursache zu bestimmen und das Heilmittel dagegen welches ihm allein wirksam scheint um das Uebel in seiner Wurzel auszurotten, zu bezeichnen. Die hauptsächlichsten Hindernisse finden sich nach ihm in dem Despotismus der Rabbiner und der Unwissenheit des Volks, sowie in den Zwiespaltigkeiten welche sich jedem gemeinschaftlichen Bestreben entgegenstellen, und die Kräfte der Communität zersplittern und vernichten. Er wirft den Rabbinern vor, daß sie einen unfruchtbaren Formalismus unterhalten und dadurch den wohlthätigen Schwung des religiösen Geistes ersticken. Die Schilderung die er von den ärmern Classen der polnischen Juden gibt zeigt in der That sehr gut die Abwesenheit von jedem Antrieb und jedem Reizmittel, geeignet dieselben aus ihrer Unwissenheit und Gefühllosigkeit zu reißen. Die Meinungsverschiedenheiten welche die jüdischen Sekten trennen beruhen fast einzig auf äußern Ceremonien und Gebräuchen. Hollaenderski gibt in dieser Hinsicht sehr merkwürdige Details, welche das Dringen rechtfertigen womit er eine Reform verlangt, um die Religion Mosis zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen und sie von den abergläubischen Meinungen womit sie angefüllt ist zu befreien. Ob aber ein solches Werk heutzutage möglich ist, möchte schwer zu entscheiden sein. 31.

Historisch-philologische Studien.

Das Studium der griechischen Eigennamen, welches, ganz abgesehen von allem historischen Interesse, auf die feinern etymologischen Beziehungen ein beachtenswerthes Licht wirft, war lange Zeit von den Gelehrten auffallenderweise vernachlässigt. Erst in neuester Zeit haben einige deutsche Gelehrte, und unter diesen vorzüglich Lobeck, Keil und Pape, nachdem Sturz durch seine etwas aphoristischen Bemerkungen die erste Anregung gegeben hatte, dieses wichtige Thema einer genauern, wissenschaftlichern Behandlung gewürdigt. In Frankreich hatte schon viel früher Barthélemy auf die Wichtigkeit dieser Studien hingewiesen; aber die Andeutungen welche derselbe in einem Abschnitte seines „Anacharsis" gab waren, so geistreich sie auch erscheinen, doch so unzulänglich, daß sie vor der jetzigen Kritik kaum noch Stich halten. Endlich hat jetzt auch Frankreich ein Werk aufzuweisen welches diesen in historischer wie in philologischer Beziehung wichtigen Gegenstand nach allen Seiten hin auf eine dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft genügende Weise beleuchtet. Dies sind die vor kurzem erschienenen „Observations philologiques et archéologiques sur l'étude des noms propres grecs, suivies de l'examen particulier d'une famille de ces noms" von dem berühmten Letronne. Der Verf., der schon früher zu wiederholten malen, besonders in einigen dem „Journal des savants" einverleibten Artikeln auf diese interessante Frage eingegangen ist, beleuchtet seinen Gegenstand nach allen Seiten. Seine inhaltreiche Abhandlung liefert den Beweis, daß der Sinn für tiefere sprachliche Forschungen in Frankreich noch nicht ausgestorben ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 276. —— 3. October 1847.

Johann Gottfried von Herder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

In den Briefen Herder's, so weit sie bis jetzt vorliegen — Dies wird Jeder zugeben —, spricht sich derselbe Herder aus wie in den eigentlichen schriftstellerischen Werken; derselbe hohe und umfassende Geist, dieselbe Feuerseele, das gleiche Streben mit seinen Gedanken, Forschungen und Gefühlen die ganze Welt, die Menschheit zu umspannen, die offene Empfänglichkeit für Alles was Natur und Geschichte, was Wissenschaft, Kunst und Poesie darbietet, die rastlose Begeisterung und unermüdete Thätigkeit des Apostels der Humanität. Die große, die edle und reine Gesinnung, der Geistesschwung, die Glut der Empfindung und die Ideenfülle, welche seinen Werken einen so eigenthümlichen, unverkennbaren Stempel aufprägen, geben sich auch in seinen vertrauten Mittheilungen als der Kern und die bleibende Signatur seines Wesens kund, wenngleich er hier gelegentlich den hohen Ton, der gewiß aus dem innersten Heiligthum seiner priesterlichen Seele kam, mit dem herabgestimmtern des gewöhnlichen Lebens vertauschte, sich im nachlässigen oder scherzenden Tone der geselligen Mittheilung, des freundschaftlichen Geplauders gehen ließ. Die Briefe beweisen unwidersprechlich, daß der Schriftsteller Herder nicht vom Menschen Herder getrennt, nicht eine künstliche und gemachte Rolle war, daß Das wonach der Autor strebte und was er aussprach, auch dem Menschen als wahrer und höchster Lebensgehalt, als Lebensaufgabe und Weihe galt. Man mag daher leicht dem Herausgeber beistimmen wenn er sagt:

> Bei keinem Schriftsteller ist vielleicht zu dessen richtiger Erkenntniß und Beurtheilung wichtiger und nothwendiger das Studium seiner Schriften mit der Lecture seines Briefwechsels zu verbinden als bei Herder. In keinem war der Schriftsteller so innig mit dem Menschen verwachsen wie in ihm.... Das ethisch-erhabene Ziel dem er als Schriftsteller zustrebte wuchs unmittelbar aus der ethischen, edeln Natur seines innern Menschen hervor, und darum gibt es wenige Schriftsteller welche in der Verfolgung ihres Ziels durch ihr ganzes Leben sich so treu geblieben sind wie er. Die reinste, wärmste Menschenliebe, die seine Feder von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Zuge führte, war nur der Athem seines innern Menschen; und während er die brutale Unterdrückung der Menschheit, die arglistige Verfinsterung und Verfälschung des menschlichen Geistes und Gefühls, alles Schlechte und Lügenhafte mit glühender Entrüstung und mit den schärfsten Waffen seines Geistes bekämpfte, schlug in seiner Brust das liebendste, liebebedürftigste, nachgiebigste und weichste Herz, das eben darum bei seinem edeln Selbstbewußtsein sich um so empfindlicher gekränkt und verletzt fühlte, wenn es sich verkannt und verleumdet sah.

Hiermit will der Herausgeber sagen, daß es Herder nicht nur mit Dem was er als Schriftsteller vortrug innigster, heiligster Ernst gewesen, daß er aus wahrem Drange des Gemüths und des ganzen Menschen geschrieben, und mit einer gewissen innern Nothwendigkeit Ein unverrücktes Ziel verfolgt habe, sondern daß auch mit dem Geiste seiner Schriften, mit seinem nie erkaltenden Enthusiasmus für das Gute, Schöne und Große, für die Menschheit, die Humanität im höchsten und umfassendsten Sinne, sein persönlicher Charakter und Wandel, seine ganze Gesinnung und sein Gemüth im vollkommensten Einklang gestanden; und daß die Probe hiervon in seinen Briefen sich finde. Den Grund, warum er nöthig findet einen besondern Nachdruck hierauf zu legen, gibt der weitere Fortgang der Vorrede an:

> Und leider hat nicht bald ein Schriftsteller das Schicksal gehabt, in seinem menschlichen Charakter wie in seinem Schriftstellerwerthe so miskannt, so schief beurtheilt, so angefeindet und mishandelt zu werden als Herder. Als Schriftsteller von Theologen, Philosophen und literarischen Kritikern verketzert, verhöhnt und mit arger Geringschätzung behandelt, hat Herder besonders auch in seinem persönlichen Charakter die unverdientesten und unwürdigsten Angriffe und Beschuldigungen zu erfahren gehabt. Schon seiner ersten Schrift trat man mit verleumderischen, persönlichen Angriffen entgegen.... Auch lange nach seinem Tode blieben „Unverträglichkeit", „Streit- und Spottsucht", „maßloser Ehrgeiz", „Undankbarkeit" und „Lieblosigkeit" die stehenden Typen mit denen man seinen Charakter bezeichnete, und noch in einem der neuesten Urtheile — muß man leider Bemerkungen finden die ihn „des Stolzes und der Härte" beschuldigen und daraus die Widerwärtigkeiten seines Lebens erklären und gleichsam rechtfertigen wollen!

Offenbar glaubt der Herausgeber über die Verkennung Herder's als Mensch hauptsächlich sich beklagen zu dürfen; denn als Schriftsteller ist ihm doch gewiß zu aller Zeit, und ganz besonders auch wieder in den jüngsten Zeiten, bei Gelegenheit der Säcularfeier seiner Geburt, wenn auch nicht allgemeine und einstimmige, doch volle Anerkennung seiner unermeßlichen Verdienste und Leistungen von den Einsichtsvollsten und Besten

zu Theil geworden, während allerdings die erwähnten Ausstellungen an seinem Charakter noch immer da und dort sich wiederholen. Es fragt sich: werden diese Urtheile und Beschuldigungen durch die Briefe Herder's in ihrer Richtigkeit dargethan oder bestätigt? Muß sich Eines oder das Andere aus denselben ergeben?

Die nach dem Obigen Herder schuldgegebenen Fehler sind nicht von der Art, daß sie sich nicht mit einer im Allgemeinen und Ganzen großen und edeln Gesinnung zusammendenken ließen, daß sie die Aufrichtigkeit einer innigen Begeisterung für alles Schöne, Wahre und Gute ausschlössen, falls man nur Das was als stehender Charakterzug allzu hart ausgesprochen wird auf einzelne Fälle beschränkt. Was ist natürlicher als daß ein Mann von Herder's Geistesgröße und Verdiensten sich fühlte, und daß er nicht ohne Ehrgeiz war; er bekennt selbst, daß ihm aus seiner Kindheit Gedankenträume erinnerlich seien, meist von Plänen des Ehrgeizes belebt, die man in einem Kinde nicht suche. Wie aber will man das Maß des erlaubten Ehrgeizes bestimmen, eine scharfe Grenze ihm ziehen? Ein so feuriger und energischer Geist, der auf so vielen Gebieten neue Bahnen brach, den Samen neuer Ideen ausstreute, an so vielen hergebrachten Meinungen und Vorurtheilen rüttelte, mußte durch kühnes Auftreten, durch zuversichtliches Behaupten Viele, selbst Wohlmeinende verletzen; er mochte durch Heftigkeit im Streit, wenn er, wie seine Gattin selbst sagt, nach seiner Eigenthümlichkeit im Feuer des Schreibens über eine Materie Personen und Umstände vergaß und nichtachtete, gelegentlich herb, hart, anmaßend, stolz, und wo er etwa besondere Rücksichten nicht gehörig beachtete, undankbar und lieblos erscheinen; die Ueberlegenheit seines ebenso feinen und gewandten als kräftigen und feurigen Geistes mochte dann und wann der Verlockung des Spottes sich hingeben, und die Empfindlichkeit über erlittene ungerechte Kränkungen mochte ihn selbst zur Härte, zu Kränkungen hinreißen gegen Solche die es nicht verdienten: das Alles sind freilich Schwächen und Fehler, aber solche welche einen im innersten Grund und Kern edeln Charakter, ein liebevolles Gemüth nicht aufheben. Aber hatte Herder diese Fehler und Schwächen oder nicht? Bestätigen oder widerlegen seine zahlreichen vertrauten Briefe diese Behauptungen? Mit Entschiedenheit läßt sich sagen: entfernt nicht geben sie den Eindruck eines „streit- und spottlustigen, maßlos ehrgeizigen, harten und stolzen, undankbaren und lieblosen Menschen", sondern den eines ebenso tieffühlenden als geistig hervorragenden, eines nach dem Höchsten in lebendiger Erkenntniß strebenden und Alles an dies Höchste setzenden Mannes, der dankbar und liebevoll sich anzuschließen, aber auch über dem Rufe des Genius Alles zu vergessen vermochte.

Bestätigen nun die bis jetzt vorliegenden Briefe die genannten Anschuldigungen, zumal in ihrer Allgemeinheit, keineswegs, legen sie vielmehr unwidersprechliches Zeugniß ab von dem Geistesadel Herder's, den nichts Gemeines und Schlechtes beflecken durfte: so läßt sich doch freilich auch nicht behaupten, daß sie jene Fehler und Schwächen als unmöglich erscheinen lassen. Ein starkes Selbstgefühl, das jedoch nicht als Unbescheidenheit und Anmaßung, sondern mehr als ein kühnes Selbstvertrauen auftritt, gibt sich darin kund; da und dort klingt der Ton der Ueberlegenheit und einer gewissen Schärfe selbst gegen Freunde an, und die Art wie diese, den großen, edeln Sinn des Jünglings anerkennend, eine solche Sprache aufnahmen, zeugt von der Macht, dem Zauber dieser außerordentlichen Persönlichkeit, macht aber auch erklärlich, daß Herder leicht an eine solche Sprache sich gewöhnen konnte. Mit Recht durfte sich Herder als den berufenen Kämpfer, als den uneigennützigen Priester einer großen und edeln Sache, der Sache der Menschenbildung und Menschenveredelung durch echte Kunst, echte Wissenschaft, echte Lebensweisheit und geläuterte Wahrheit, betrachten; wie leicht aber konnte es ihm, der doch ein Mensch blieb, geschehen, daß er gelegentlich auch seine Person mit der von ihm vertretenen Sache verwechselte und die Gegner seiner Ansichten, mochten sie nun Recht oder Unrecht haben, als Feinde der Sache der Wahrheit ansah und behandelte! Ob und inwieweit Dies wirklich in einzelnen Fällen geschah, ob und inwieweit die genannten Unarten, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Herder mit Recht zum Vorwurf gemacht werden, Dies läßt sich mit voller Sicherheit und Schärfe nur von Denjenigen entscheiden der neben den urkundlichen Beweisen, den Briefen, auch Gelegenheit gehabt hat, in lebendiger Anschauung das Bild Herder's aus seinen schriftlichen Ergüssen, durch den Eindruck seiner Persönlichkeit im mündlichen Verkehr, im unmittelbaren Verhältniß des Menschen zum Menschen zu ergänzen, wo die innere Gesinnung, das unmittelbare Gefühl, das frisch aus des Seele quellende Wort nicht erst den verwandelnden Umweg durch die Feder zu machen haben. Und in dieser Hinsicht hätten wir gewünscht und wünschen noch, daß es dem Herausgeber gefallen möge der Selbstschilderung seines Vaters zur Widerlegung oder ermäßigenden Berichtigung jener Vorwürfe mit erklärenden psychologisch-historischen Aufschlüssen zur Seite zu stehen.

Ref. bekennt, daß er für seine Person durch jene tadelnden Ausstellungen sich das Bild Herder's, als des geweihten Bannerträgers der edelsten Menschenbildung, als des begeisterten, aufrichtigen Priesters des Schönen, Wahren, Guten und Hochherzigen, nicht auslöschen, entstellen und trüben läßt, aber zugleich auch, daß er sie nicht für ganz grundlos zu halten vermag. An die Erörterung hiervon mögen sich einige Bemerkungen anknüpfen, welche durch das vorliegende Werk in ihm hervorgerufen wurden, über Herder's Charakter als Mensch und Schriftsteller, über sein Leben in dieser gedoppelten Beziehung.

Gewiß erfüllt es Jeden mit Schmerz in der Vorrede (S. XVIII) zu lesen, wie der Sohn die Klage des Vaters über sein „verfehltes Leben" theilt und als gegründet anerkennt. Der Leser wird darauf hingewiesen,

wie Herder's Lebensstrom, der mit dem Rheine verglichen wird, „nur gar zu früh — im bittersten Schmerzgefühl über sein verfehltes Leben — traurig langsam sein letztes Stadium durchfließt, und in dem sterilen Sande eines kleinlichen und unwirksamen Amts- und Kirchenformendienstes in seiner edeln Kraft zersplittert und gelähmt — versiegt!" und Deutschland wird aufgefodert zu bedenken was Herder dir und der Welt hätte werden sollen und in angemessenern, günstigern Verhältnissen hätte werden können!

Werde endlich deinen edeln Kindern eine menschliche Mutter! O Deutschland! Wirst du jemals dahin gelangen den Gottesfunken in den Talenten deiner Söhne zur rechten Zeit zu erkennen und zu achten, ihn wie eine Mutter ihr Kind zu lieben, zu pflegen, zu entwickeln und ihm Raum zu geben zur ganzen beseligenden Entfaltung seiner göttlichen Leuchtkraft?!

Es ist bekannt, daß Herder selbst im Trübsinn seiner spätern Zeiten sein Leben als verfehlt ansah; aber können Andere Dem beitreten? Oder Wer hat darüber zu entscheiden? Ob ein zurückgelegtes Leben befriedigend, beglückend, genußreich gewesen, darüber hat natürlich nur Derjenige zu entscheiden der es durchlebt hat; ob aber die Leistungen eines Menschen seinen Anlagen und Kräften entsprechend und gemäß gewesen, hierüber steht auch Dritten eine Stimme zu, und hierüber urtheilen oft unbefangene und einsichtsvolle Beobachter richtiger als der vielleicht durch zufällige Eindrücke, durch Krankheit u. s. w. verstimmte Lebensreisende selbst.

Unmöglich kann man in die Klage einstimmen, daß Herder seine Lebensaufgabe verfehlt habe, wenn man seine zahlreichen, umfassenden, tief in verschiedene Wissenschaften, in den Bildungsgang der Nation eingreifenden Leistungen, seinen befruchtenden Einfluß, seine noch immer fortdauernde Einwirkung auf die Geistescultur bedenkt. Ohne Zweifel hätte er unter andern Verhältnissen, die sehr leicht hätten eintreten können, noch Zusammenhängenderes, Vollendeteres, mit größerer Frische und Freudigkeit schaffen können, und wir sind weit entfernt von jenem anmaßenden Fatalismus welcher behauptet: er mußte nach seiner Natur gerade Das leisten was er geleistet hat! Aber wir erkennen im Leben ausgezeichneter Männer mit Herder selbst gern etwas Providentielles an, und können nicht glauben, daß Herder von seinem Sokratischen Dämon (den er sich gelegentlich halb scherzhaft zuschreibt, „Lebensbild", II, 120) so gänzlich auf seiner Lebensbahn sollte irre geleitet worden sein. Aber wie ist Herder's eigenes Gefühl und seine Klage zu erklären? Aus Mängeln oder aus Vorzügen? Es scheint aus Beidem zugleich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Des Kunstfreundes Reiseabenteuer. Von Lorenz Hempel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1847. 8. 22½ Ngr.
2. Vogelperspectiven eines Wanderlustigen. Von August Schilling. Wien, Klang. 1847. 8. 20 Ngr.

Ein ganz zeitgemäßes Werkchen ist das erstgenannte. Es ist nicht zu verkennen, daß an manchen Orten Deutschlands Viel für Kunst geschieht. Aber dem eigentlich deutschen Leben ist die Kunst nicht amalgamirt; davon zeugt schon die deutsche bürgerliche Baukunst von heute; davon zeugt die Geschmacklosigkeit deutscher Kleidertracht, der bürgerlichen sowol wie der militairischen; davon zeugen alle Beinkleiderstatuen moderner Bildhauer. Kunst und Religion sind jetzt nicht zwei Blüten auf einem Stamm, sondern die eine schleppt der andern nur mühselig sich nach; bald muß die Kunst die Religion, bald muß die Religion die Kunst tragen. Die Kunstphilosophie liegt im Argen, obwol auf den meisten Universitäten noch ein Collegium über Aesthetik gelesen wird. Wie gesagt, die kleine Schrift ist zeitgemäß, denn viele der angedeuteten Mängel werden darin gerügt. Der Verf. kämpft mit den Waffen des Witzes und der Satire; aber Ref. wünschte wol, daß der Verf. den Feinden, den Indolenten, den Dummen, den Narren, den Kunstschändern etwas kräftiger ans Leben dränge; wir wünschten, daß Hempel seine Gegner zum Tod verwunde. Ref. ist nicht Liebhaber von dem zahmen Humor der den Gegner nur zaust und dann laufen läßt; wir hoffen, daß der Verf. in einem zweiten Werkchen welches er verheißt seine Waffen schärfe und sie schärfer führe.

Das zweite der obengenannten Bücher ist nicht das Werk eines kritischen oder eines satirischen Geistes, es zeigt sich mehr Observations- als Combinationstalent darin. Der Leser bekommt manche interessante Bemerkung und manchen nützlichen Fingerzeig für etwanige Reisen nach Salzburg, Triest, Venedig, Mailand, Florenz, Rom und Neapel. Der Verf. sagt im Vorwort, er wolle Reisecrayons, flüchtig hingeworfene Skizzen, fragmentarische Etuden geben, theils launig, theils sentimental, theils instructiv. Daß der Verf. Das was er versprochen geleistet bezeugt Ref. ihm gern. 25.

Bibliographie.

Aus den Memoiren eines Weltmanns. Wahrheit und Dichtung. Herausgegeben von dem „Bremer Kirchenboten". Bremen, Kaiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Bendel, A., Der kirchliche Ablaß in seiner historischen Entwicklung, dogmatischen Auffassung und practischen Anwendung nebst einem Anhang über das Jubiläum. Rottweil, Setzer. 8. 24 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch literarischen Einleitungen. 63ster Band. Letzte Briefe des Jacopo Ortis von U. Foscolo. Aus dem Italienischen von F. Lautsch. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr.

Bicking, Das Princip der Medicin in seiner Folgerung aus dem Begriff des Organischen. Berlin, Strikker. Gr. 8. 12 Ngr.

Börne's französische Schriften. Herausgegeben von Cormenin und übersetzt von E. Weller. Bern, Jenni. 8. 18 Ngr.

Denkschriften der Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Giessen. 1ster Band. 1stes Heft. Giessen, Ricker. Gr. 8. 25 Ngr.

Eberl, J. W., Jansenisten und Jesuiten im Streite über die oftmalige Kommunion. Ein Beitrag zur Würdigung des Jansenismus und zur Reinstellung dieser Frage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22¼ Ngr.

Engelken, F., Das Pennsylvanische Strafsystem vom psychisch-ärztlichen Standpunkte betrachtet und kritisch beleuchtet. Bremen, Heyse. Gr. 8. 10 Ngr.

Fenelon, Christliche Betrachtungen. Ins Deutsche übertragen von C. Stehmann. Berlin, Besser's Verlagsbuchhandlung. 16. 3 Ngr.

Geppert, C. E., Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 20 Ngr.

Goldschmidt, J., Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Der Oldenburger in Sprache und Sprüchwort. Skizzen aus dem Leben. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hackländer, F. W., Der Pilgerzug nach Mekka. Morgenländische Sagen und Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 15 Ngr.

Hager, H., Kosmos diluvialis oder die Sündflut, eine historische Wahrheit und ihre Wiederkehr. Ein Vortrag, gehalten in dem Fraustädt'schen Bürgervereine. Fraustadt, Neustadt. 8. 1½ Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 5ter Band. — A. u. d. T.: Erzherzog Karl von Oestreich und die Kriege von 1792—1815. Von A. J. Groß-Hoffinger. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Heeringen, G. v., Die Pagen des Bischofs. Novelle. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Henckel von Donnersmarck, W. A. Graf, Militärischer Nachlaß. Herausgegeben von K. Zabeler. 1ster Theil. 1ste Abtheilung. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herloßsohn, C., Kometenstrahlen. Eine Sammlung von Erzählungen, ernsten und humoristischen Aufsätzen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Korallen. Leipzig, Schreck. 8. 20 Ngr.

James, G. P. R., Russel. Eine Erzählung aus der Regierungszeit Karl des Zweiten. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Keudell, R. W. F. C. v., Außerhalb der Gesellschaft. Träumereien eines gefangenen Freien. 2ter Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die wahre Katholische Kirche, Briefwechsel zwischen einigen Römischen und einem Evangelischen Christen. Herausgegeben von dem letzteren und der gesammten Römischen Kirche zur Fortsetzung vorgelegt. 1ste Lieferung. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Klencke, Die deutschen Pharisäer. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 5 Thlr.

Der Lichtfreund oder die Kindtaufe. Eine bürgerliche Geschichte. Jena, Frommann. Gr. 12. 1 Thlr.

Menzel, C. A., Künstler-Jugend. Roman aus dem Leben. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, J. A. L., Novellenkranz. 2ter Band. — A. u. d. T.: Der Major von Waldstein und Lore das Zigeunermädchen oder die Predigerin der Gerechtigkeit. Eine Novelle. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 16. 18 Ngr.

Neander, A., Ueber die geschichtliche Bedeutung der Pensées Pascal's für die Religionsphilosophie insbesondere. Ein in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 16. Oktober 1846 gehaltener Vortrag. 2ter unveränderter Abdruck. Berlin, Besser's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Priester als Richter und Seelenarzt bei der Verwaltung des heiligen Bußsakramentes, oder Anleitung die Büßenden je nach ihren verschiedenen Ständen und Lebenslagen segensreich zu leiten. Von einem ehemaligen Professor der Theologie von St. Sulpice. Deutsch mit Anmerkungen von einem katholischen Geistlichen. 1ste Lieferung. Aachen, Cremer. Gr. 8. 4 Lieferungen 1 Thlr. 20 Ngr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. 2te unveränderte Auflage. Stuttgart, G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ruth, E., Geschichte der italienischen Poesie. 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Rüthling, J. F., Der Sächsische Dorfschulmeister. Komischer Vortrag. Potsdam, Janke. 32. 2½ Ngr.

Sievers, T., Humoristisch-poetische Wander-Bilder in und um Magdeburg. Magdeburg, Quednow. 12. 5 Ngr.

Simms, W. G., Der Yemassee-Indianer. Ein Roman aus Carolina. Nach dem Englischen von M. B. Lindau. 1ster Band. Leipzig, Arnold. Gr. 12. Zwei Bände 3 Thlr.

Skizzen, Novelletten, Notizen, Spaßiges, Ernstes und mehr dergleichen aus dem Buchhändler-Leben und dem Buchhändler-Treiben von ehemals und von jetzt. Fremdes und Eigenes von C. Siebenpfeiffer. 1stes Heft. Landsberg, Volger u. Klein. 8. 10 Ngr.

Spieker, C. W., Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden zu Augsburg. 1ster Band. Geschichte der christlichen Religion und Kirche, besonders in Deutschland, bis zur Reformation. 2te Abtheilung. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 14 Ngr.

Wiesner, A., Denkwürdigkeiten der Oesterreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Asher, C. W., Zum Recht der Frachtfuhrleute zugleich mit Bezug auf Eisenbahnen. Versuch der Erörterung eines Rechtsfalles. Berlin, Besser's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Bertholdi, H., Proletarier-Lieder. An die Herren im weißen Saal. Leipzig, Koffka. 8. 5 Ngr.

Culmann, F. W., Welche Bewandtniß hat es mit der Taufe in der christlichen Kirche? Sendschreiben an Freunde der Kirche. Straßburg, Wwe. Levrault. Gr. 8. 9 Ngr.

Das Denunziations-Sistem des sächsischen Liberalismus und das kritisch-nihilistische Sistem H. Jellinek's. Leipzig, Weller. 8. 4 Ngr.

Funke, G. L. W., Ueber die gegenwärtige Lage der Heuerleute im Fürstenthum Osnabrück, mit besonderer Beziehung auf die Ursachen ihres Verfalls und mit Hinblick auf die Mittel zu ihrer Erhebung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 10 Ngr.

Göppel, J. L., Das ewige Evangelium in seinem Kampfe mit der Religion des Zeitgeistes. Ein freimüthiges Wort zur Verständigung und Warnung in den Angelegenheiten des Glaubens, namentlich des Glaubens an die Gottheit Christi mit besonderer Beziehung auf die vereinigte protestantische Kirche in der bayerischen Pfalz. (Fortsetzung.) Speyer, Neidhard. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Hempel, F. J., Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste, durch das Band des Friedens! Predigt bei der allgemeinen Versammlung des Altenburger Hauptvereins für die Gustav-Adolf-Stiftung gehalten am 9. August 1847. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hesekiel, G., Preußenlieder. 2tes Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 5 Ngr.

Hirscher, J. B. v., Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart. Den höheren und mittleren Ständen gewidmet. Nebst einer Beleuchtung der Motion des Abgeordneten Zittel die bürgerliche Gleichstellung der Dissidenten betreffend. Freiburg im Breisgau, Herder. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Dasselbe. 2tes Heft. Ebendaselbst. Gr. 8. 17½ Ngr.

Klopfleisch, C., Ueber Armuth und Armenpflege. Ein Vortrag vor einer Versammlung von Männern und Frauen in Jena am 17. März 1847 gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Nothgedrungene öffentliche Selbstvertheidigung des aus der Stadt Hagenow vertriebenen Dr. med. Raber. Mit actenmäßigen Belägen. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Selmer, G. A., Predigt am Versammlungstage des Gustav-Adolf- und Missionsvereins in Mecklenburg-Strelitz gehalten zu Neubrandenburg am 30. Juni 1847. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 277. — 4. October 1847.

Johann Gottfried von Herder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Wirft man einen Blick auf die mannichfachen Leistungen Herder's auf so verschiedenen Gebieten — nach der Anordnung seiner Werke auf dem der Religion und Theologie, der Literatur und der schönen Künste, der Philosophie und Geschichte, und wie mannichfach sind dann wieder die verschiedenen Arbeiten innerhalb Eines Gebiets, und wie umfassend, welche Masse von Vorarbeiten und Materialien voraussetzend manche einzelne Werke, wie z. B. die „Ideen zu einer Geschichte der Menschheit" —, so staunt man über die Vielseitigkeit des Talents, über die Mannichfaltigkeit von Kräften, den ungeheuern Schatz von Kenntnissen, über die Ausdauer und Elasticität des Geistes dieses seltenen Mannes. Eine ganze Welt lag und gährte in seinem feurigen, rastlosen Geist; beim leisesten Schärfen traten die edelsten Metalle zu Tage; die köstlichsten Quellen sprudelten auf den Schlag des magischen Stabes hervor; bei jedem Schritt eröffneten sich neue, überraschende Aussichten seinem geistigen Auge. Dieses innern Reichthums an Kräften und Ideen war er sich freudig bewußt, und demselben entsprach die Mannichfaltigkeit seiner Pläne und Entwürfe; ungeheuer, allumfassend war die Aufgabe die er sich stellte: die ganze geistige Welt strebte er zu umspannen, zu ergründen, zu empfinden, aufzuhellen, und dem enthusiastischen Jüngling schien die Aufgabe lösbar. Hätte sich der Eine Herder in eine Mehrheit zerspalten können, er hätte getheilt mit derselben Kraft auf verschiedenen Gebieten Großes schaffen können, Größeres vielleicht noch als er nun geschaffen hat, da die Vielseitigkeit seines Strebens ihn nicht eine und dieselbe Richtung ununterbrochen verfolgen ließ. Aber freilich gehörte eben diese Alles combinirende, nach allen Seiten hinausschauende Vielseitigkeit zur Eigenthümlichkeit dieses Mannes, der die Strebungen, Interessen und Fortschritte des deutschen Geistes in einer gewissen Zeit zu einem bedeutenden Theile in sich allein glänzend repräsentirte. Aber eben diese in vielem Betracht so herrliche und beneidenswerthe Fülle und Vielseitigkeit des Geistes trug vielleicht die Veranlassung, den Keim zu einer gewissen Unbefriedigung, zu einem innern Zwiespalt in sich. In spätern Zeiten mochte Herder fühlen, daß er nicht in allen den Sphären die er umfaßte zugleich Das leisten konnte was ihn selbst befriedigte, und er mochte zu Zeiten irre werden daran was seine eigentliche Aufgabe, sein eigenster Beruf sei; innere Neigung und äußere Auffoderung durch Amt und Verhältnisse mochten in Conflict kommen (wie Dies gleich bei seinem ersten gedruckten Werke, den „Fragmenten über die deutsche Literatur", der Fall war); ungünstige, lieblose und ungerechte Urtheile mochten ihn irre machen oder erbittern, und die kecken Neuerungen nachwachsender jüngerer Geister ihn theils durch ihren Charakter und ihre Tendenz an sich, theils durch ihren Erfolg verstimmen. Die Erfahrung lehrt, daß eine gewisse Einseitigkeit, die Concentrirung auf Einen Gegenstand, Eine Lebensaufgabe, welcher dann alles Uebrige irgendwie untergeordnet wird, die Menschen am glücklichsten und zufriedensten zu machen pflegt; diese behagliche Einseitigkeit fehlte dem universellen Herder. Er war nicht vorzugsweise Theolog, oder Gelehrter, oder Kritiker, noch auch Historiker, oder Dichter, oder Philosoph. Herder besaß einen in hohem Grade poetischen und ebenso einen philosophischen Geist, aber weder als Philosoph noch als Dichter, sondern nur durch die Ganzheit seines geistigen Wirkens und Schaffens ist er den größten Geistern unserer Nation ebenbürtig. Zum Philosophen fehlte ihm die Schärfe des abstracten Denkens und der scharfe Ausdruck des Gedachten; er verachtete und haßte gegenüber dem vollen, markigen Leben die nichtige, leere, dürre Abstraction; die Empfindung und das oft treffende, aber mitunter auch schielende Bild überwog den begrifflichen Ausdruck, und er gesteht, daß ihm vor Nichts mehr graue als vor dem Erbfehler der Deutschen: Systeme zu zimmern. So tiefe philosophische Blicke er in das Wesen der Dinge, der Welt, des Menschen, der Menschheit und der Geschichte thut, vermißt man doch die philosophische Strenge und Consequenz der Begriffe, daher F. H. Jacobi, der doch in mancher Hinsicht materiell ein ihm Gleichgesinnter war, sein Philosophiren eine Vernunft und Sprache verwirrende Predigt nannte. Das Behagen der Philosophen in und hinter ihren aus festen Begriffen wohl gezimmerten und gefugten Systemen kannte der in den ewig bewegten Strom des Lebens sich werfende und mit ihm ringende Herder nicht; mit Heftigkeit bekämpfte er ihre Abstractio-

nen und Schemen, ihre Weltconstructionen und Welt- und Gottvernichtung oder -Verflüchtigung; aber in der philosophischen Welt kann, scheint es, nur ein System Systeme stürzen; neben den Schöpfern von Systemen galt Herder nicht als Philosoph. Und sowie er kein Mann der Systeme und der scharfen, abgezogenen Begriffe war, so war er auch nicht der Mann der reinen, schönen, vollendeten Form, er suchte, er fand nicht volle Befriedigung im Schaffen und Gestalten, in der Poesie. Mit unendlich viel Sinn, Geschmack, Gefühl für Poesie jeder Art, jeden Volkes und Zeitalters, wie Dies seine „Stimmen der Völker", sein „Cid" und gar manche seiner eigenen Dichtungen beurkunden, besaß er doch schöpferische Phantasie nicht in dem Maß wie sie den Dichter macht und ein Leben mit dichterischen Schöpfungen ausfüllen kann; der reflectirende, der forschende, speculative und kritische Trieb überwog den poetischen, oder vielmehr diese verschiedenen Richtungen, Triebe, Kräfte durchdrangen sich in höchst fruchtbarer und eigenthümlicher Mischung. Seine Ansichten, seine Forschungen auf so verschiedenen Feldern unterstützten und beleuchteten sich gegenseitig, und ließen Vieles in einem Licht erscheinen, worin es der einseitige Fachmann nicht sieht und nicht zu zeigen vermag. Aber eben diese Vielseitigkeit, diese üppig wuchernde Ideenfülle wurde, wie uns dünkt, zugleich seiner Darstellung einigermaßen nachtheilig. Herder, mit tausend Ideen und Gedanken zugleich sich tragend und ringend, konnte sich nicht die Zeit nehmen, um für den zu Tage geförderten Stoff seines Geistes auch die vollendetste Form zu schaffen; die Sachen erfüllten ihn zu mächtig um auf die Darstellung einen großen Werth zu legen! Seine Darstellung hat freilich ungemeine Vorzüge; zumal in seiner Zeit ist er wol unter den verdientesten Reformatoren des Stils zu nennen; die Energie, Fülle und Naturkräftigkeit seines Geistes durchdringt auch seine Sprache. Aber dieser fehlt die gediegene Mäßigung und das Ebenmaß, welche dem gediegenen Inhalt den Reiz der befriedigenden, vollendeten Form hinzufügen; sie ist zu enthusiastisch, zu bilderreich, zu springend für einen classischen Geschmack, während sie allerdings das andere Extrem der Trockenheit, der Breite, der Pedanterei und Schulmäßigkeit glücklich vermeidet. Wäre die Form von Herder's Schriften noch vollendeter, kunstmäßiger gewesen, hätten sie mehr in sich abgeschlossene Organismen gebildet, so hätten sie vielleicht auch ihm selbst mehr Befriedigung gewährt als in der Gestalt von wenn auch noch so umfassenden, gehaltreichen Fragmenten. Es ist ominös, daß Herder seine Schriftstellerlaufbahn mit den „Fragmenten über die deutsche Literatur" begann; denn bei all seiner Universalität, oder vielmehr gerade auch in Folge dieser blieb er ein Fragmentist, ein Rhapsode, wenn auch im größten und edelsten Sinne. Merkwürdig ist folgende Aeußerung Herder's über dieselben in einem Briefe an Kant:

Mein fester Vorsatz war, völlig ohne Namen zu schreiben, bis ich die Welt mit einem Buche überraschen könnte das meines Namens nicht unwürdig wäre. Hierzu, und aus keiner andern Ursache war es, daß ich unter einer Blumendecke*) eines verflochtenen Stils schrieb, der mir nicht eigen ist, und Fragmente in die Welt sandte, die blos Vorläuferinnen sein wollen, aber sie sind unleidlich.

Herder glaubte den Stil der „Fragmente" als Maske zu gebrauchen, aber dieser blumenreiche, bildervolle Stil ging aus seiner innersten Natur hervor und enthielt die Anlage zur lebendigsten, markigsten, concretesten Darstellung, wenn die Auswüchse, das Wuchernde weggeschnitten wurden; im Wesentlichen blieb es der Stil seines Lebens, und nicht minder haftete ihm die fragmentarische Form immer an, ja sein vielleicht größtes Werk, die „Ideen", blieben Fragment. Wenn er im spätern Trübsinn sein Leben verfehlt nannte, so war es wol das Gefühl, daß daraus nicht das Ganze geworden sei, welches es hätte werden können, und nicht das Bewußtsein, daß er hätte ganz andere Zwecke und Richtungen verfolgen sollen. Daraus, daß das Ideal noch größerer und vollendeterer Leistungen ihm vorschwebte als die seinigen waren, möchten wir sein Misbehagen, seinen innern Zwiespalt zum Theil erklären. Der ungeheuern Expansionskraft, der Elasticität und Productivität seiner Natur entsprach nicht eine ebenso große Kraft der Gestaltung, der Beschränkung; bei seinem Streben ins Unendliche fehlte ihm die Resignation, die dem Sterblichen von beschränkter Kraft zu seinem Glücke, zu seiner Zufriedenheit unentbehrlich ist. Und dazu kam noch die Eigenthümlichkeit seiner psychischen Organisation, seines Temperaments. Mit seinem unendlich empfänglichen, tiefen und zarten Gefühl, kraft dessen er die Wahrheit nicht blos auf dem Wege der Gelehrsamkeit und des Forschens, sondern auch sozusagen durch unmittelbare Empfindung und Ahnung fand und witterte, und in die innersten Geheimnisse der Dinge und Kräfte, der Gemüther und der Geister eindrang, war auch eine ungemeine Empfindlichkeit und Reizbarkeit verbunden, welche sich gelegentlich bis zur Krankhaftigkeit steigern mochte. Dieser mächtige und kühne Geist ließ sich durch keine Hindernisse, keine Ungunst der Verhältnisse auf seiner Bahn hemmen und aufhalten; wie die junge Eiche Felsen zersprengt, so rang er sich aus einer kümmerlichen Lage, aus unbeachteter Dunkelheit und Armuth mit der concentrirten Riesenkraft des Genius ans Licht empor, erkämpfte er sich, fast ganz auf sich allein stehend, eine Stellung in der Literatur und im Leben. Aber so unerschütterlich seine Kraft und sein Muth waren zu kämpfen, zu tragen, zu arbeiten und zu entbehren, so leicht verstimmbar war doch, wie uns scheint, sein Gemüth. Und hierzu mochte theils die natürliche Weichheit und Feinheit seines Gefühls, theils auch sein nicht geringes Bewußtsein von seinem Werthe, von seinen natürlichen Gaben, und von Dem was er durch eigene Anstrengung geworden war, beitragen. Man könnte erwarten, durch die Schule einer harten Jugend hindurchgegangen müsse Herder frühe schon seinen Sinn gestählt

*) Desselben Ausdrucks bediente er sich noch öfters hinsichtlich der „Fragmente".

haben gegen die Unbilden der Menschen und des Lebens; aber eher das Gegentheil, scheint uns, fand statt; das in früher Jugend erduldete Schmerzliche haftete in seiner empfindlichen Seele, obschon seine Energie es äußerlich überwand, und ließ vielleicht einen Rest von Bitterkeit darin zurück. Bei seiner scharfen Beobachtungsgabe mochte er auch von Natur einige Neigung zum Spott, zur Satire haben, welche Vermuthung darin einige Bestätigung findet, daß Swift sein Lieblingsschriftsteller war, und daß Kant ihm die Aufgabe seines Lebens, sein eigenthümliches Feld „hinter einem Montague, Hume und Pope" anwies. Der kalt verständige, nüchterne und skeptische Hume verdrängte bei ihm bald den schwärmerischen Rousseau. Die Scheue und Schüchternheit, die er von Mohrungen nach Königsberg mitbrachte, und auch dort noch zeigte, legte der innerlich früh gereifte Jüngling, den sein Drang zur Anschauung der Welt im Großen hinaustrieb, glücklich ab und wußte sich bald in verwickeltern und höhern Lebensverhältnissen wohl zu bewegen; aber die ganze Erinnerung an seine Jugend mag für seinen feinorganisirten Geist, dem es nicht an einem gewissen Stolz fehlte, eher etwas Peinliches und Demüthigendes als etwas Erhebendes gehabt haben, obwol ihm der so glücklich bestandene Kampf mit ungünstigen Verhältnissen nur zum Ruhme gereichte. Lange, gewissermaßen sein ganzes Leben hindurch dauerte der Kampf mit den äußern Verhältnissen fort, welche für ihn, den uneigennützigen Jünger der Wahrheit, immer nur Mittel und nie Zweck waren, und die ihn nicht leicht zur ungetrübten Heiterkeit gelangen ließen. Seine Aufgabe war nicht ein todtes, gelehrtes, abstractes Wissen; mit seinen vielseitigen Strebungen wollte er das Leben des Volks, der Menschheit selbst erfassen. Er haßte den blos gelehrten Kram, die öde Begriffsweisheit, den Dünkel gelehrter Handwerker; aber seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit trieb ihn dann doch wieder aus dem Gewühl der Menschen in die Einsamkeit der Bücher zurück, und machte ihn zum mehr einsiedlerischen, isolirten Denker. Auf diese Gemüthsart war wol auch die Art seiner Bildung nicht ganz ohne Einfluß geblieben; Herder war in gewissem Sinne ein Autodidakt. Merkwürdig ist was er in dieser Beziehung selbst von sich schreibt in seinem 23. Jahre, als er in Riga Prediger und Lehrer war; Hamann hatte ihm über seine „Fragmente" geschrieben:

Es sind noch einige übel gegattete und zusammengewachsene Wörter übrig geblieben. Auch ist der Stil an einigen Stellen zu petillant, und die periodische Form durch Fragen, Ausrufungen, Interjectionen gar zu zerrissen.

Darauf antwortet Herder:

Ich selbst bin noch immer unreif, ein pomum praecox zu einem Amte, zu einer Schulstelle, zu einem gesetzten Umgange und Stil. Meine ganze Bildung gehört zu den widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht da wir Schüler sein sollten. Haben Sie Mitleiden mit mir, bester Freund, daß mich das Schicksal in einem pedantischen Mohrungen hat geboren werden lassen, daß ein einseitiger Trescho meinen ersten Funken weckte, daß ich in Königsberg mit dem Scepter des korinthischen Dionys mir meine Galzenfrist zum Studium habe erwuchern müssen. Hätte ich außer einem Kant noch Pedanten hören können, die meine Hitze abkühlen und mir Schulmethoden hätten lehren sollen; hätte ich durch den Umgang mir den Weltton angewöhnen können; hätte ich mehr Uniformes mit der Universität und mit dem Gros meines Stabes angenommen, so würde ich vielleicht anders denken; aber auch nicht Dasselbe denken. Ein siebenmonatlicher Embryo muß viele Nachbildung und Wartung haben, ehe er sich zur Luft der Menschen gewöhnt, und ich gestehe gern, daß ich das Phlegma eines homme d'esprit noch gar nicht mit dem Enthusiasmus des Genies zu verbinden weiß. Meine Studien sind wie Zweige die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben worden; meine Gedichte gehören zur Zeit des hohen Stils der sich plötzlich aus dem Chaos emporschwang und die Grazie noch nicht kannte. Aber wissen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüte bin? Eine jede hält eine ganze Frucht in sich, aber viele fallen freilich auf die Erde. Wollen Sie an einem jungen Baume lieber abschneiden oder einpfropfen? Spornen Sie mich also an Vieles zu entwerfen, aber Nichts als Autor für die Ewigkeit ausführen zu wollen; es kommen immer Jahre, wo unsere Augen nicht mehr zeichnen, sondern ausmalen. Stellen Sie sich meine Pein vor die ich haben muß, um einen Gedanken auszubilden zehn jüngere zu verlieren u. s. w.

Eine Stelle voll tiefer Selbsterkenntniß! Namentlich ist darin Das anerkannt, daß die Art seines Bildungsgangs, meist aus und durch sich selbst, bei geringer äußerer Anleitung und Unterweisung, einen bleibenden Einfluß auf seine Denkweise, seinen ganzen intellectuellen Charakter geübt habe. Den Autodidakten, der fast ganz sich selbst gebildet hat, was von Herder in nicht geringem Maße gilt, zeichnet in der Regel eine größere Originalität aus als den nach Schulmethoden Gedrillten; häufig findet sich bei ihm eine gewisse Beschränktheit, die nun freilich bei dem universellen, sein ganzes Leben hindurch lernbegierigen und bildungsdurstigen Herder gänzlich wegfällt. Den Zug aber dürfte er eher mit manchen andern Autodidakten theilen, daß er die selbsterworbenen und errungenen Kenntnisse und Ansichten auch um so fester als sein innerstes Eigenthum festhielt, und als Selbstdenker nicht nur von Nachdenkern und Nachbetern eine geringschätzige Meinung hegte, sondern auch andere Denker und Forscher mit denen er nicht übereinstimmte vielleicht manchmal allzu ungünstig und scharf beurtheilte. Herder war sich, wie man sieht, seiner Eigenthümlichkeiten als theilweiser Autodidakt bewußt und erkannte sie halb als Mängel an; aber zugleich that er sich doch auch wieder Etwas darauf zugute, er war nicht gemeint sie sofort abzulegen, und fand eine mehr als hinlängliche Entschuldigung und Ersatz für die etwanigen Sonderbarkeiten der Form in dem Gehalt seiner Schöpfungen, die er als Blüten, nicht als Früchte betrachtet wissen wollte. Ein Widerwille gegen Schulmethode und Schulpedanterei begleitete ihn durch sein ganzes Leben, aber er beschränkte sich nicht immer blos auf die Wahrung der Unbefangenheit und Freiheit, sondern ging zuweilen bis zum Vorurtheil fort, bis zur Misachtung einer allerdings leicht misbrauchten, aber für viele Geister doch wohlthätigen, ja nothwendigen Disciplin und Zucht.

Herder's Klage über sein „verfehltes Leben" hatte,

wie wir aus den Worten seines Sohnes sehen, ihren Grund hauptsächlich auch in seiner ihn nicht befriedigenden beruflichen und amtlichen Stellung. Von seinem 22. Jahre an stand Herder, mit Ausnahme einer ganz kurzen Zeit, bis an sein Lebensende in geistlichen Aemtern, zuerst in Riga als Collaborator und Prediger, dann in Bückeburg als Hofprediger, nachmals in Weimar in derselben Function und zugleich als Consistorialrath und Präsident. An innern und äußern Auffoderungen zu einer andern Laufbahn fehlte es nicht; warum er ihnen nicht folgte, wird wol in einem spätern Artikel, der über die Fortsetzung dieses Werks berichten soll, erörtert werden. Die Wirksamkeit an einer Universität z. B. wäre, wie es scheinen könnte, seiner ganzen Individualität, seiner universellen Natur, seinem jugendlichen Enthusiasmus gemäßer gewesen als ein Kirchen- und Predigtamt; doch hat man auch schon gesagt: sein Philosophiren habe mehr den Charakter eines rhetorisch-declamatorischen Predigers als den eines ruhigen akademischen Vortrags gehabt. Dagegen wäre die bloße Schriftstellerei, ohne lebendige Berührung und Verkehr mit den Menschen, der mittheilsamen Natur Herder's ganz entschieden zuwider gewesen. Misbehagte nun Herder wirklich sein geistliches und kirchliches Amt? und was war ihm daran zuwider? was hielt ihn dabei zurück?

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Der Staat der Inkas, ein socialistischer Musterstaat.

Prescott beschreibt in seinem Meisterwerke: „History of the conquest of Peru with a preliminary view of the civilization of the Incas", die Institutionen der alten Peruaner, wie sie zu der Zeit waren wo ein Haufen spanischer Abenteuerer dem berühmten Reiche derselben ein Ende machte. Betrachtet man das Eigenthümliche und Wesentliche dieser Einrichtungen, so sollte man meinen, daß einige der neuern socialistischen Schulen sich dieselben zum Vorbild bei Aufführung ihrer Lehrgebäude gewählt hätten. Das ganze Gebiet war in drei Theile geschieden, von denen der vornehmste der Sonne, der andere dem Inka und der letzte dem Volke gehörte. Nach dem dabei angenommenen Grundsatze fand jedesmal die Vertheilung statt, sobald ein neues Ländergebiet erobert worden war; aber das Theilungsverhältniß änderte sich je nach der Zahl der Bevölkerung. Der Ertrag des der Sonne zuertheilten Landes wurde zur Unterhaltung der Tempel, zur Bestreitung der kostspieligen Ceremonien des peruanischen Gottesdienstes und zur Besoldung der mächtigen Priesterschaft verwendet. Das dem Inka vorbehaltene Gebiet war zur Unterhaltung seines Hofstaats und seiner Verwandtschaft, wie zur Bestreitung der Bedürfnisse der Regierung bestimmt. Das übrige Land ward zu gleichen Theilen per capita unter das Volk vertheilt. Das darüber bestehende Gesetz hatte zugleich bestimmt, daß jeder Peruaner in einem gewissen Alter heirathen mußte. Sobald Dies geschehen, versah ihn die Gemeinde oder der Bezirk worin er lebte mit einer Wohnung, die, da sie aus gewöhnlichem Material errichtet wurde, Wenig kostete. Hierauf ward ihm ein Stück Land welches zu seinem und zum Unterhalte seines Weibes hinreichte überwiesen; für jedes Kind wurde ebenfalls ein besonderer Theil ausgesetzt und zwar für einen Knaben noch ein mal so viel als für ein Mädchen. Diese Bodenvertheilung ward jedes Jahr erneuert, und das Besitzthum des Einzelnen je nach der Zu- oder Abnahme seines Hausstandes vermehrt oder verringert. „Ein vollständigeres und wirksameres agrarisches Gesetz — bemerkt Prescott dabei — läßt sich nicht denken. In andern Ländern wo dergleichen Gesetze eingeführt worden sind ist ihre Wirkung nach einer Zeit der natürlichen Ordnung der Dinge gewichen, und unter der überlegenen Einsicht und der Strebsamkeit der Einen und der Verschwendung der Andern haben die gewöhnlichen Wechselfälle des Glücks ihren Gang nehmen und die natürliche Ungleichheit wiederherstellen dürfen. Selbst das eiserne Gesetz des Lykurgus hörte nach einiger Zeit auf wirksam zu sein, und verschwand vor dem Geiste der Prachtliebe und der Habsucht. Am nächsten kommt vielleicht der peruanischen Constitution in dieser Hinsicht Das was im jüdischen Reiche bestand, wo bei der Wiederkehr des großen Nationaljubiläums am Schlusse jedes halben Jahrhunderts der Grundbesitz an seine ursprünglichen Besitzer zurückfiel. Nur bestand in Peru der große Unterschied, daß nicht nur das Lehn, wenn wir es so nennen dürfen, mit Ende des Jahres aufhörte, sondern daß der Inhaber während dieser Zeit nicht befugt war sein Besitzthum zu veräußern oder zu vergrößern. Das Ende dieser kurzen Zeit fand ihn genau in demselben Zustande in dem er bei Beginn derselben stand. Ein solcher Zustand der Dinge hätte, wie man meinen sollte, jeder Anhänglichkeit an den Boden oder der Lust ihn zu verbessern, die dem beständigen Eigenthümer eigenthümlich sind, sich nachtheilig erweisen müssen; aber die praktische Wirksamkeit des Gesetzes scheint eine andere gewesen zu sein, und es ist wahrscheinlich, daß unter dem Einfluß der Ordnungsliebe und der Abneigung gegen Veränderung, welche die peruanischen Institutionen kennzeichneten, jede neue Bodentheilung gewöhnlich den Inhaber in seinen Besitzungen bestätigte, und sonach der Lehnträger für ein Jahr zu einem lebenslänglichen Eigenthümer gemacht wurde."

Herausgabe eines wichtigen Sanskritwerks.

Das „Athenaeum" klagt darüber, daß das große und allgemeine Interesse für die indische Literatur, welches im Anfange dieses Jahrhunderts in England durch die Bemühungen Sir William Jones', Colebrooke's und Anderer so lebhaft angeregt worden war, daselbst so sehr abgenommen habe, daß es dermalen nur einen einzigen ausgezeichneten Vertreter dieses Zweigs der Sprachwissenschaft besitzt, den Professor Boden in Oxford, während jede der vielen Universitäten in Deutschland fast sich eines oder mehrer Sanskritgelehrten rühmen könne. Besonders müsse es auffallen, daß bis zum heutigen Tage die Rig-Veda, eines der ältesten Denkmäler der indischen Literatur, dem europäischen Publicum unbekannt geblieben sei, trotz ihres Werthes als Urkunde der alten Sprache, Religion und Götterlehre einer der ausgezeichnetsten und gesittetsten Nationen des Alterthums, der Hindu. Die Wichtigkeit ein solches Werk gründlich verstehen zu lernen erhelle nebst Anderm für die Engländer besonders aus der Thatsache, daß es die Autorität sei, worauf der Glaube und die Bräuche des größten Theils der vornehmen Classen in dem der englischen Herrschaft unterworfenen Ostindien sich gründen. Man müsse sich aus diesem Grunde über die Nachricht freuen, daß die Ostindische Compagnie in der letzten Zeit eine beträchtliche Summe zur Veröffentlichung des Textes und des indischen Commentars der Veda ausgesetzt, und daß auf die Empfehlung Professor Wilson's ein junger deutscher Gelehrter, Dr. Max Müller, welcher mehre Jahre der Sammlung der nothwendigen Materialien in den deutschen, französischen und englischen Bibliotheken obgelegen, mit der Herausgabe dieses Werks beauftragt worden sei, zu welchem Zweck er bis die Herausgabe vollendet seinen Wohnsitz in England nehmen werde. Professor Wilson wird zugleich eine Uebertragung ins Englische besorgen, sodaß die europäischen Gelehrten bald im Stande sein werden den viel zu lange verborgen gebliebenen Schatz zu durchforschen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 278. —— 5. October 1847.

Johann Gottfried von Herder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Herder war, 18 Jahre alt, von einem russischen Regimentschirurgen (über dessen lange nicht zu ermittelnden Namen im ersten Bande Viel in Briefen verhandelt wird) nach Königsberg mitgenommen worden, um dort Medicin zu studiren; aber da die Anatomie ihm unerträglich war, wandte er sich dem Studium der Theologie zu, widmete sich jedoch vorzugsweise der Philosophie. In diese wurde er von Kant eingeleitet, welcher den Geist des Jünglings sogleich erkannte und würdigte, und ihm große Freundschaft zeigte, welche durch die dankbare Bewunderung Herder's erwidert wurde. Herder kleidete einmal Kant'sche Ideen in eine Dichtung ein, welche von Kant mit großem Beifall und Lob aufgenommen wurde. Damals dichtete Herder:

Als ich, wo man Nichts denkt — Nichts fühlt,
Einst Ketten trug, durchnagt von Staub und Schweiß und Thränen
Seufzt' ich — denn singt ein Sklave wol?
Da kam Apoll, der Gott:
Die Fessel weg! Mein Erdenblick
Ward hoch — er gab mir Kant!

Nachdem er schon in Königsberg in einer Lehranstalt auch Religionsunterricht ertheilt hatte, wurde er, 22 Jahre alt, als Lehrer und Prediger nach Riga versetzt, wo er in Gelegenheitsgedichten das Vaterland, Rußland, und Katharina besang. Wie der junge Prediger, der mit Feuereifer auf die Literatur sich warf, und durch seine anonymen „Fragmente" allgemeines Aufsehen erregte, sein geistliches Amt ansah, zeigen manche seiner Briefe. Auf eine Anfrage Nicolai's (mit welchem Herder sehr freundschaftliche Briefe wechselte, in dessen Schreiben er aber doch das „Wiederkauen des gelehrten Handwerkers" erkannte): ob er wol geneigt wäre ein Amt in Berlin anzunehmen, und welches? antwortete Herder, es sei ihm allerdings Bedürfniß des Geistes, von Riga wegzukommen, um so drückenderes Bedürfniß, je weniger ihm sein Stand erlaube jedes schlechtere Vergnügen statt Dessen was er entbehre zu wählen. Wenn ein Posten nur honorabel sei, ihn nähre, Arbeiten enthalte denen er gewachsen sei, wenn er ihm Zeit lasse auch seines Geistes etwas zu pflegen — gut, vortrefflich; „übrigens ist mir der Beruf Gottes immer gleich, in welchem Stande ich ihm dienen möge." An Kant schreibt er:

> Ich habe aus keiner andern Ursache mein geistliches Amt übernommen, als weil ich wußte und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß sich nach unserer Lage der bürgerlichen Verfassung von hier aus am besten Cultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse den wir Volk nennen.

Dabei verschweigt er aber auch hier seine Unbefriedigung nicht, seinen Wunsch

> die Welt zu sehen. Es ist Zweck meines Hierseins (in der Welt) mehr Menschen kennen zu lernen und manche Dinge anders zu betrachten als Diogenes sie aus seinem Fasse sehen konnte.

Ganz anders aber lautet folgende Stelle, an Nicolai geschrieben:

> Lassen Sie mich immer auch etwas seufzen... Was soll man, wenn man in den Jahren der Bildung ... sich selbst aller bildenden Hülfsmittel beraubt sieht, ohne Weltton der Literatur, guten Ton im Umgange, freundschaftliches Consortium in Studien, Bibliotheken, Kunstsäle, was soll man ohne alles Dies bei den todten Büchern? Niemals, niemals würde Lessing der Mann sein der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens, oder gar in eine Studirstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes blos Würmer hecken, und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte. Und mein Gott, welcher Stand schlägt eher Falten und Runzeln als der geistliche? Selbst Spalding, selbst Ihr Resewitz — nennen Sie wen Sie wollen, die Falte ist geschlagen, die bedächtliche Amtsmiene ist auf dem Gesicht des ganzen Schriftstellers da. Und wehe! Die Predigerfalte ist ärger als die akademische selbst.... Ich beneide Lessing in mehr als Einer Absicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst, und aus Lage in Lage und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft! Solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!

Wie wenig Herder mit ganzer Seele bei seinem Amt in Riga war und sein konnte, erhellt hieraus zur Genüge; zu der Abgemessenheit und dem Ernst eines geistlichen Amts stimmte sein jugendlicher, auf die Literatur, auf Anschauung und Kenntniß der Welt gerichteter Ungestüm wenig. Die stürmische, heftige Sprache in seinen „Fragmenten" hatte Nichts vom geistlichen Ton; wol auch deswegen ließ Herder sie nicht unter seinem Namen erscheinen, und wie er als ihr Verfasser bekannt wurde, wurde ihm daraus ein großes Verbrechen gemacht. So fühlte

er sich vielfach in Riga beengt und unbehaglich, obgleich er freundschaftliche Verbindungen anknüpfte und viele Anerkennung und Achtung genoß; und endlich gab er plötzlich seine Aemter daselbst auf und verließ Riga, um die Welt zu sehen, jedoch halb mit der Aussicht, ja dem Wunsche, in die ihm werth und heimisch gewordene Stadt wieder zurückzukehren. Er sang scheidend, auf dem Schiffe, Riga zu:

Höre, Himmel,
Des Fremdlings Scheidewort!
Hör' es, das dort wie Opferwolke dämmert,
Mein zweites, hold'res Vaterland,
Du, dem den Fremdling Ungefähr und Leichtsinn
Warf in den Mutterschoos.
Dein Mutterschoos empfing den Fremdling sanfter
Als sein verjochtes Vaterland!
Ihn sanfter als die eig'nen Halbgebor'nen,
Und liebtest mütterlich,
Gabst mütterlich dem Fremdling Wunsch und Hoffnung,
Arbeit und Muße, Freud' und Brot,
Und Reidessporn, ihn anzuglüh'n, und gabst ihm
Der Freunde warmes Herz u. s. w.

Vor seinem überraschend schnellen Weggang (1769) sprach er sich noch in seiner Abschiedsrede vor seiner Gemeinde zu Riga über seine Amtsthätigkeit daselbst, über die Grundsätze die ihn dabei geleitet und über die Beweggründe der Niederlegung seines Amts mit großer Klarheit und Freimüthigkeit aus, obwol man freilich nicht wird behaupten können, daß er seine Zuhörer in die ganze Stimmung seines Gemüths eingeweiht habe. Er zählt die unwürdigen Ansichten Vieler vom Berufe des Predigers auf, und hofft mit Freuden von sich sagen zu können: „Ich habe nicht Bequemlichkeit oder gute Tage, oder Rangstellen, oder Goldgruben in meinem Stande gesucht: Herr, Das weißt du!" Keiner der niedrigen Beweggründe, die den Prediger doppelt schänden, sei der seinige gewesen, sondern der: ein Wort zu pflanzen das menschliche Seelen glücklich machen könne.

Ein Stand ist nöthig, der der edeln Sache der Menschheit wieder emporhelfe, der die vortreffliche menschliche Seele aus dem tiefen Schlamm in den sie gerathen kann und so oft geräth, errette, ihr ihre beste, schöne, glänzende, gute Gestalt und ihr ursprüngliches Glück wiedergebe. Und Dies ist das Amt, mit dem Worte, das menschliche Seelen glücklich machen kann; in dem großen Gesichtspunkt für den Nutzen der Menschheit habe ich es betrachtet und mich würdig zu machen gesucht diesen großen Zweck von meiner Seite zu erreichen.

Dann fährt er fort: in der Welt nähre uns eigentlich Nichts als was wirklich menschlich sei, und so seien seine meisten und liebsten Predigten menschlich gewesen;

Menschlichkeit in ihrem ganzen Umfange, mit allen ihren edeln Gesinnungen für Gott, sich selbst und Andere, mit allen ihren brüderlichen und theilnehmenden Empfindungen, mit allen ihren angenehmen Pflichten, mit allen ihren hohen Anlagen und Fähigkeiten zur Glückseligkeit — Menschlichkeit in diesem großen Umfange, Das war jederzeit das große Thema meiner Predigten, meines Unterrichts, meiner Ermahnungen.

Daher habe er dunkele und subtile Fragen, unbegreifliche Geheimnisse, geweihte Grübeleien gemieden; auch seine Sprache sei ganz menschlich gewesen. Er wisse wohl, daß Manche ihn für einen Weltweisen in schwarzen Kleidern gehalten, der nicht sowol als Theolog predige, sondern dessen Lehren in ein anderes Feld, auf das Katheder und in das Cabinet, nicht aber auf Kanzeln gehörten; aber er habe Nichts weniger als Gelehrsamkeit auf der Kanzel und vor dem Altare vorgetragen, sondern einfach und klar von den Pflichten und der Bestimmung der Menschen, von ihren Verirrungen, von der Erziehung, Besserung und Heiligung geredet und sich gern auf das Einzelne eingelassen, um die Herzen zu ergreifen. Nicht um schöne Worte, um die augenblickliche Erregung andächtiger Empfindungen sei es ihm zu thun gewesen, sondern um wahre, nachhaltige Aufklärung des Verstandes, Rührung des Herzens und Erweckung guter, bleibender Vorsätze und Grundsätze. Daher habe er so gern in menschlichen Worten, in den Ausdrücken des Umgangs geredet, und nur dann in der Sprache der Bibel, „wenn sie deutlich war, wenn sie ans Herz drang". Aber sein Wort sei nicht bloßes Menschenwort, sondern auch ein Wort Gottes gewesen. Von Gott hänge ja alles Menschliche ab;

erhabene und würdige Begriffe von Gott zu verbreiten, unsere Abhängigkeit von ihm und seiner Vorsehung im rechten Lichte zu zeigen, den großen Zweck nach seiner Gnade zu trachten, den vortrefflichen Charakter Christi zu entwickeln, ihn in Allem was groß und edel ist zum Vorbilde zu machen, den Glauben und das Zutrauen auf Gott in Zeit und Ewigkeit zu befestigen, Das war meine Absicht.

(Der Beschluß folgt.)

Thomas Morus, Lord-Kanzler von England. Historisches Gemälde der despotischen Willkürherrschaft Heinrich's VIII. und des großen Abfalls von der katholischen Kirche, nebst einer Skizze der Folgezeit. Nach authentischen Quellen bearbeitet, und unserer Zeit der kirchlichen Bewegung in Deutschland zur Schau und Betrachtung aufgestellt von J. H. Thommes. Augsburg, Rieger. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir sind im Laufe einiger Jahre drei mal in dem Falle gewesen, in diesen Blättern historische Werke zu besprechen die unverholen den Plan verfolgen, auf dem Wege der Geschichte theils das Princip des Protestantismus überhaupt, theils die von ihm influenzirte Geschichtswissenschaft insbesondere anzugreifen, zu verdächtigen und in der öffentlichen Meinung zu erschüttern. Wir haben natürlich keinen Augenblick angestanden jene Werke in ihrem wahren Lichte darzustellen und die Tendenz klar zu bezeichnen deren Verfolgung sie sich angelegen sein lassen. Das erste Werk dieser Art hat einen frühern Zögling der Französischen Revolution und spätern Verehrer der Jesuiten zum Verf., einen gewissen Boost: seine „Geschichte der Reformation von Deutschland" kann nur als eine Speculation auf die Unwissenheit oder auf die schlimmste kirchliche Befangenheit angesehen werden. Selbst Männer der katholischen Kirche, wenn sie keine anerkannten Römlinge sind, wie der treffliche Kaiser Maximilian II., werden mit dem Geifer des Zelotismus nicht verschont. „Solchen Nachtvögeln der Geschichtsliteratur", äußerten wir bei der Anzeige dieses Werkes, „dürfe man keine Ruhe lassen"; und wir sind seit jener Zeit nicht anderer Meinung, nicht andern Entschlusses geworden: wir werden unserer Pflicht einem aufgeklärten und wahrhaft religiösen Publicum gegenüber auch fernerhin nicht fehlen.

Beiweitem bessern Schlags sind die beiden andern Werke, die wir mit unserer obigen Andeutung gemeint haben: Höfler's „Kaiser Friedrich II." und Hefele's „Cardinal Ximenes". Beiden Werken ist wissenschaftlicher Werth um ihrer Urkunden und Forschungen willen nicht abzusprechen; man lernt aus ihnen Etwas; und so wenig man auch mit ihrem Bestreben, das protestantische Geschichtsurtheil als parteiisch und unhaltbar darzustellen und mittelalterliche Zustände zu vertheidigen, einverstanden sein kann, so ist doch in ihnen eine gewisse Haltung, die der Würde der Wissenschaft nicht geradezu ins Gesicht schlägt; ebenso wenig brechen sie eine Verleumdung oder Verdammung des Protestantismus vom Zaune ab.

Sehen wir dagegen dasjenige Werk an das uns zum vierten male Veranlassung gibt die oben bezeichnete Tendenz der katholischen Geschichtschreibung in diesen Blättern zu besprechen, so zeigt sich gleich auf den ersten Blick, daß es dieselbe Richtung verfolgt wie Boost's Reformationsgeschichte: der Verf. macht unter der Maske eines Biographen des Thomas Morus seinem gegen den Protestantismus und dessen Urheber ergrimmten Herzen Luft. Um aber der Darstellung einen besondern Reiz zu geben und die beabsichtigte Wirkung zu unterstützen, wird die Geschichte, da die einfache Erzählung der Thatsachen Dies nicht vermocht hätte, förmlich dramatisirt: das Ganze trägt in Folge dessen den Charakter eines historischen Tendenzromans an sich. Die Geschichtswissenschaft muß deshalb mit aller Entschiedenheit sich gegen die Aufnahme des vorliegenden Buches unter ihre Werke erklären. Zwar hat der Verf. nach seiner Angabe die historischen Werke der Engländer Lingard, Turner und Cobbet benutzt, die Schriften der französischen Prinzessin de Craon und des deutschen Prof. Rudhart in Bamberg zu Rathe gezogen, ist auch den Schriften der Reformatoren selbst und des Erasmus von Rotterdam nicht uneingedenk gewesen: allein die Art wie er seine Hülfsmittel benutzt, wie er die Thatsachen zusammenstellt, die Personen schildert, und die Tendenz, welche die Spitze seiner Biographie bildet, verurtheilen dieselbe zur Ausweisung aus der Mitte der historischen Literatur. Das πρῶτος ψεῦδος aber und die in den Mantel vorgeblicher Wissenschaftlichkeit eingehüllte Bosheit des Verf. liegt darin, daß er das Beginnen Heinrich's VIII. von England mit dem Princip des Protestantismus überhaupt als ein völlig Gleiches zusammenstellt, und thut als wisse er nicht, was doch gewiß nicht vorausgesetzt werden darf — denn wäre eine solche Voraussetzung richtig, so müßte ihn die Geschichtswissenschaft einer groben Unwissenheit beschuldigen —, daß der Protestantismus vom Anfange an bis auf diesen Tag gegen eine derartige Zusammenstellung sich entschieden erklärt hat. Wollte er freilich die Bekanntschaft mit dieser unleugbaren Thatsache eingestehen, so wäre die ganze Schärfe seiner Angriffswaffe stumpf geworden; er hätte sich indeß auch den Schimpf erspart, von den Aufgeklärten beider Confessionen und von der Wissenschaft in die Reihe Derjenigen gestellt zu werden welche die plumpesten Angriffe auf den Protestantismus gemacht haben. Dergleichen Angriffswaffen hat aber die Zeit veralten lassen und rostig gemacht, sie schaden nur Dem noch der sie führt; es gibt an deren Stelle jetzt schärfere und gefährlichere, wie wir leider zugestehen müssen, sie sind aber auch edler und der Sache der es gilt würdiger. Diese scheinen freilich für die kampflustige Faust des Herrn Domcapitular Thommes nicht geeignet zu sein.

Wir könnten hier füglich abbrechen, da das Buch keinen wahrhaft wissenschaftlichen Werth hat, und in dieser Beziehung weder uns selbst noch auch unsern Lesern Interesse zu gewähren vermag. Allein theils um unser Urtheil durch Beweise zu erhärten, theils um unsern Lesern schriftliche Zeugnisse vorzulegen, mit welcher Keckheit ein Domcapitular auf die Unkunde des lesenden Publicums baut, und die Geschichte für seine verwerflichen Zwecke zu benutzen sich nicht entblödet, wollen wir einige Stellen wenigstens hervorheben und mit kurzen Bemerkungen begleiten. Wir beginnen mit der Vorrede; da heißt es S. 5 und 7:

„Wenn das Wesen des Protestantismus darin besteht, Alles zurückzuweisen was seine Begründer von der katholischen Kirche verwerfen zu müssen geglaubt haben, und was er in seiner fortgeschrittenen Entwickelung außerdem noch mit gleicher Entschiedenheit verwirft, so muß er natürlich auch eine protestantische Behandlung der Geschichte fodern; und daß er sie ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände ganz nach seiner Anschauungsweise fodert, haben selbst Männer seines eigenen Bekenntnisses, wie Barthold, Leo, Voigt, C. A. Menzel und Fr. Hurter zur Genüge erfahren. Den protestantischen Antistes und berühmten Verfasser der „Geschichte Innocenz' III." zählt die katholische Kirche jetzt mit Freude zu ihren Söhnen und der Kaiser von Oestreich mit Stolz zu seinen Hofräthen. — Die Geschichte der Reformation ist in der Hauptsache fertig; Marheineke, Ranke und wer sonst noch im preußisch-evangelischen Sinne darüber geschrieben, haben sie ins Reine gebracht; der definitive Abschluß über den Charakter der welthistorischen Bewegung ist bereits erfolgt, und jede neue Ergänzung oder Bearbeitung darf nur das Resultat, wie es a priori schon feststeht, bestätigen. Wer aber dennoch selbständig forschen und etwa solche Regionen des Gebiets die bisher verborgen oder unberücksichtigt geblieben beschreiben will, der hüte sich nur, daß seine Darstellung nicht in Conflict gerathe mit den conventionnell recipirten und in das gesammte geschichtliche und religiöse Bewußtsein übergegangenen Ansichten, wonach die Reformation als die geistige Wiedergeburt Deutschlands, als ein Aufschwung des Geistes zur Freiheit, und als Entfesselung desselben von dem Joche päpstlicher Knechtschaft unbedingt gepriesen werden muß. Jede andere Untersuchung, die Aufstellung und Begründung jeder andern Meinung wäre nicht nur unziemlicher Vorwitz und verwerfliche Anmaßung, sie wäre auch oder gälte doch als offenbarer Friedensbruch, als Attentat gegen die bestehende Ordnung der Dinge, gegen die Stellung und Verträglichkeit der Confessionen in Deutschland."

Es würde die Grenzen die uns hier gesteckt sind beiweitem überschreiten, wollten wir die Richtigkeit der ganzen soeben mitgetheilten Stelle in ihren Besonderheiten darthun: wir beschränken uns auf Folgendes. Verräth es nicht entweder Unwissenheit oder Bosheit, den Protestantismus nur als ein negirendes Princip hinzustellen und ihm sogar, wie der Verf. am Ende der Vorrede mit klaren Worten es thut, die Französische Revolution als ersten Act des Auflösungsprocesses in die Schuhe zu schieben? Um das lesende Publicum, welches sich der Verf. als seinen Worten gläubig horchend denken mag, beneidet ihn gewiß kein ehrbarer deutscher Schriftsteller. Und wenn er dann auf die angegebenen protestantischen Historiker als seiner Sache günstig sich beruft, so wissen Geschichtskundige nur zu gut, auf welchem Standpunkte diese Männer stehen, und kennt ihn wirklich der Verf., so wird sein Gewissen ihm wenigstens sagen, wenn auch seine Feder Nichts davon zu schreiben für gut befunden hat, daß es der seinige noch lange nicht ist. Am besten wird ihn darüber aufklären Voigt's Brief an den Bischof von Larochelle, den er der zweiten Ausgabe seines „Hildebrand" nebst den erfoderlichen Actenstücken und Erklärungen einverleibt hat. Und was Hurter anlangt, — nun so verdankt ihm die Geschichtswissenschaft ein gutes Werk; hatte er dabei Nebenabsichten, so war und ist er seinem Gewissen dafür verantwortlich, aber der Protestantismus nicht ihm; freut sich die römisch-katholische Kirche und der Kaiser von Oestreich seines Besitzes, so rufen wir ohne Bedenken: wir vermissen ihn nicht; auf keinen Fall kann er jedoch nach Dem was er war und ist als eine Autorität gegen das protestantische Princip und seine Entwickelung angeführt werden. Was ferner insbesondere Ranke betrifft, den der Verf. als preußisch-evangelischen Geschichtschreiber bezeichnet, so stützt sich dieser bekanntlich so sehr auf beglaubigte Urkunden und vertraut sich denselben mit seiner Darstellung so sehr an, daß seine „Geschichte der Reformation" mit Recht für die objectivste gilt die wir bis jetzt besitzen; und die „Correspondenz Karl's V." erscheint als der beste Commentar zu

diesem Werke: aus beiden Schriften könnte der Hr. Domcapitular Thommes unendlich viel lernen, wenn es ihm um die Wahrheit und nicht vielmehr um Verleumdung, Verdächtigung und Verketzerung zu thun wäre.

Sehr erbaulich ist folgende Stelle. In einem Zwiegespräche nämlich welches zwischen Morus und einem gewissen Herrn Willwinson, der eben vom Festlande nach England zurückgekehrt ist, fingirt wird, läßt der Verf. Letztern folgende Aeußerung thun:

„Schöne Reformatoren! Sie schreien heute gegen einen Misbrauch der noch vor kurzer Zeit keiner bei ihnen war. Denn Ihr werdet mir die Bemerkung erlauben, mein Herr, daß man den Grund der Entstehung dieses Streits nicht vergessen darf: Luther war unzufrieden darüber daß nicht sein Orden, sondern der der Dominicaner den Auftrag erhielt den Ablaß auszutheilen, oder vielmehr unter dem Namen von Almosen an die Gläubigen zu verkaufen. Und wisset Ihr auch, junger Herr, wozu dieses Geld verwendet wird? Zum Bau der neuen Peterskirche in Rom. Es ist eine freiwillige Beisteuer der Christen zu den Kosten des Monuments auf dem Grabe des Apostelfürsten."

Kann man die Perfidie weiter treiben als Dies in der ersten Hälfte dieser Stelle geschehen ist? Wie sagen, man habe die Schriften der Reformatoren zu Rathe gezogen, und doch hier Etwas schreiben was Dem geradezu widerspricht, und nur von Denjenigen für baare Münze genommen werden kann die von den Schriften der Reformatoren insbesondere ebenso wenig wissen als von den wahren Ursachen und Veranlassungen der Reformation überhaupt? Wie oft ist diese Lüge von der Eifersucht der Augustiner auf die Dominicaner in der Ablaßangelegenheit nicht schon widerlegt worden! Aber die Partei zu welcher der Verf. gehört, und deren Sache er mittels der Verdrehung geschichtlicher Verhältnisse oder mit Hülfe notorischer Erdichtungen zu führen sich für berufen hält, pflegt mit einer Ausdauer und Keckheit zu verfahren, daß man glauben möchte, sie sehe das lesende Publicum für einen Stein an, auf welchen das unausgesetzte Herabträufeln ihrer Lügenworte nach dem bekannten mechanischen Gesetze wirke: Gutta cavat lapidem! Der zweite Theil der obigen Stelle ist nicht minder auf die Unwissenheit gewisser Leser berechnet, wie überhaupt das ganze Buch, hat aber insofern einigen historischen Schein für sich, als es wenigstens wahr ist, daß die Ablaßgelder öffentlich als für den Bau der Peterskirche bestimmt erklärt wurden. Allein wer mit der Geschichte des damaligen römischen Hofs etwas näher bekannt ist, wer da weiß mit welcher Roheit der dogmatische Begriff des Ablasses bei dieser Gelegenheit unter die Füße getreten ward, wer zugleich weiß in welchem Verhältnisse der Erzbischof von Mainz und das Haus Fugger zu diesem kirchlichen Geldgeschäfte stand, der wird nicht viel Erbauliches an der berüchtigten Sache finden, und zugleich erkennen, welchen Schleier der Verf. über dieselbe geworfen habe.

Finis coronat opus, nämlich der abscheulichsten Geschichtsverdrehungen und beabsichtigten Wirkungen auf die Unwissenheit. Man höre:

„Die protestantische Geschichtschreibung hat dem Katholicismus eine Reihe von Sünden aufgebürdet, die Albigenser-, Waldenser- und die Hugenottenkriege u. s. w., welche bei näherer Beleuchtung in Nichts zerfallen, während die schwerste Verschuldung sich auf die bis auf dahin Entschuldigten zurückwälzt."

Wir trauten unsern Augen kaum als wir diese Worte lasen, und wir halten es in der That eines Blattes das von Gebildeten gelesen wird für unwürdig, uns auf eine nähere Beleuchtung der Stelle einzulassen und aus der geschichtlichen Literatur darzuthun, welcher frevelhaften Verletzung der historischen Wahrheit sich der Verf. schuldig gemacht habe. Wir können unsern Lesern in Betracht dieser Stelle nur zurufen: Ex ungue leonem! und danach getrost versichern, daß wir des Verfassers „historisches Gemälde" gewiß nicht zu hart beurtheilt haben.

Schließlich müssen wir aber dem Verf. noch einen Schmerz bereiten. Er hofft nämlich zuversichtlich: „daß der Protestantismus sein Princip als unhaltbar erkennend und weil ihm der Boden unter den Füßen immer mehr entschwindet, sich nach jener Kirche sehnen werde die fest auf dem unerschütterlichen Felsen ewiger Verheißungen steht, und in welcher unwandelbare Einheit des Glaubens herrscht, der Friede und Trost gewährt." Diese Hoffnung, wenn sie wirklich und ernstlich von ihm gehegt werden sollte, kann nur in seiner Seele entstehen, weil er das Princip des deutschen und wahren Protestantismus mit dem englischen, wie wir oben bemerkt haben, absichtlich für gleich ansieht. Wir dürfen zuversichtlich dem Hrn. Domcapitular Thommes erklären, daß die Protestanten trotz der Bewegungen in ihrer Kirche, die aber nur einen neuen Entwickelungs-, keinen Zersetzungsproceß bilden, in jene römische Kirche, deren Zögling und Wortführer der Verf. ist, zurückzukehren nicht die geringste Lust und Neigung haben. Und trügen nicht alle Zeichen der Gegenwart, so haben Hierarchie und Papstthum zu keiner Zeit so wenig Aussicht gehabt als jetzt, die „Verirrten" wieder in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren zu sehen.

K. Zimmer.

Literarische Notizen aus England.

Englische Etymologie.

Der Verf. der kürzlich erschienenen „English etymologies", Fox Talbot, stellt in seinem Werke, welches er in der Vorrede einen „kleinen Beitrag zur Geschichte der englischen Sprache" nennt, manchmal seltsame Hypothesen auf. So behauptet er von dem Worte Puss, Kätzchen, das man für die Katze so gut wie für den Hasen gebrauche, es komme aus dem Lateinischen Lepus; aus dem mittelalterlichen Latein in das normännische Französisch aufgenommen, habe man in der Volkssprache ohne Rücksicht auf seinen Ursprung gesagt le puss, und daraus sei bei der Bildung des Englischen mit Fortlassung des französischen Artikels Puss geworden. Bachelor leitet er weder von baccalaureus noch von bas-chevalier, sondern von dem hindostanischen bacha-larka her; Devil weder von dem griechischen διαβάλλειν noch von dem keltischen duv, schwarz, noch von dem germanischen diup, tief, sondern er meint, das Wort sei eine Zusammenziehung des germanischen Artikels mit dem Hauptworte ubil, evil, Uebel. Den Ursprung des Worts Cannibal sucht er in dem hindostanischen Khánewálá, der Fresser, nicht in dem viel näher liegenden lateinischen canis, der Hund. Constable führt er auf Count of the stable zurück und sieht darin den Befehlshaber der Reiterei, obwol allbekannt ist, daß das Wort von dem Comes stabilis, dem Standgrafen in der alten germanischen Staats- und Rechtsverfassung, im Gegensatz zu dem Comes ambulatorius, dem Sendgrafen, herrührt, einer sehr hohen Würde, die in Frankreich bis auf die neuern Zeiten in der Bezeichnung von Connétable fortdauerte.

Katholische Geschichtschreibung.

Ein gewisser W. B. Mac Cabe hat jüngst „A catholic history of England" geschrieben, wovon der erste Theil bereits erschienen ist, die als der Inbegriff alles geschichtlichen Köhler- und Pfaffenglaubens gelten kann. Die absurdesten Märchen und Wunder werden darin als historische Thatsachen aufgetischt, sodaß man anzunehmen gezwungen ist, daß der geistige und wissenschaftliche Höhepunkt dieses katholischen Geschichtschreibers derselbe ist welchen die an Geist und Wissen armen Mönche im frühen Mittelalter eingenommen, welche die abgeschmackten Legenden erfunden die er ihnen entlehnt. Wenn es durchaus auch dergleichen „Käuze" noch geben muß, so ist es doch sicherlich eine Demüthigung für den Stand unserer allgemeinen Bildung, daß sie sich als Geschichtschreiber gehaben können ohne allgemein verlacht zu werden.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 279. —— 6. October 1847.

Johann Gottfried von Herder.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Herder erklärt dann, er habe aus mancherlei erfreulichen Zeichen und Beweisen des Vertrauens erkannt, daß seine Lehre nicht ganz fruchtlos geblieben sei, und spricht die Hoffnung aus, daß von den vielen Blüten die er gesehen auch in seiner Abwesenheit sich schöne Früchte zeigen werden. Mit solcher Hoffnung lege er das Amt nieder, das er seit zwei Jahren als Prediger dieser Kirche geführt habe, und da man in Betreff seines Entschlusses zu der Reise so vielfach irre, wolle er sich hierüber aussprechen und hoffe, daß man ihm hierin die Wahrhaftigkeit eines ehrlichen Mannes zutraue. Er gehe auf die Reise,

nicht um aus Unzufriedenheit mit meinem Ort und mit meiner Stelle, wo ich mehr Liebe und Achtung genoß als ich verdiente, mich gleichsam wegzustehlen. Meine einzige Absicht ist die: die Welt meines Gottes von mehr Seiten kennen zu lernen, und von mehr Seiten meinem Stande brauchbar zu werden als ich bisher Gelegenheit gehabt es zu werden. Dazu fühle ich in mir Anlagen, und diese sind ein innerer Ruf Gottes an uns, der zu unserer Bestimmung gehört und dem wir folgen müssen. Den Vorwurf kann man mir nicht machen, daß ich meinen geistlichen Stand aufgebe, denn den gebe ich nicht auf; ich habe vielmehr eine eifrige, brennende Begierde, in ihm noch nützlicher und würdiger zu werden.

Die Sprache dieser Abschiedsrede ist für Herder ungemein einfach, und unsers Bedünkens macht sie den Eindruck einer gewissen Kühle; doch mag es sein, daß er sich dem Verständniß einer gemischten Zuhörerschaft durch eine ganz schlichte Sprache anzubequemen suchte. Seine Ansicht von der Bedeutung des geistlichen, des Predigtamts hat er wol ganz aufrichtig ausgesprochen; nicht minder ist wol außer Zweifel, daß er seinen Pflichten als Prediger gewissenhaft nachgekommen, und daß seine Vorträge viel Anziehendes und Belehrendes gehabt haben. Dagegen geht er über den Punkt mit wie viel Neigung er dies Amt versehen habe eigentlich hinweg, und weist nur mehre mal darauf hin, daß er es dem Rufe der Obrigkeit folgend übernommen habe; am Ende jedoch versichert er seine brennende Begierde, in seinem (geistlichen) Stande noch nützlicher und würdiger zu werden. Dagegen sticht freilich etwas ab was er im Jubel der Freiheit vom Amt einem Freunde schreibt:

Frei von Mantel und Kragen,
Will's Gott! übermorgen nach Kopenhagen!

Aber doch hätte Herder, bei wirklicher Abneigung, später schwerlich wieder geistliche Aemter übernommen und bis an sein Lebensende bekleidet. Ohne Zweifel war er überzeugt, in diesem Berufe nützlich sein, Gutes wirken zu können; seine mittheilsame, überfließende Natur verlangte nach der Gelegenheit sich auszuströmen, seine natürliche Beredtsamkeit erleichterte ihm dies Amt und verschaffte ihm großen Beifall; und im Fluß und Feuer der Rede fand er wol auch eine zeitweilige Befriedigung, obgleich die Aufgabe des geistlichen Amts damals wenigstens nicht seine Seele ausfüllte, nicht sein Tiefstes und Innerstes bewegte. Und wie selten findet sich auch eine solche religiöse Tiefe und Wärme bei einem vierundzwanzigjährigen Manne! Herder war zu ehrlich und zu edel um zu heucheln. Um das geistliche Amt einigermaßen in Einklang zu bringen mit seinen Ansichten und Bestrebungen, betrachtete er es vorzugsweise als ein moralisches Institut zur Förderung der Humanität, der Bildung, der Aufklärung überhaupt, und er charakterisirt selbst seine „meisten und liebsten" Predigten aus damaliger Zeit als psychologische und Moralpredigten. Und wie viel Belehrendes, Treffendes und Treffliches mochte hier ein Mann wie Herder seiner Gemeinde vortragen! Insofern konnte er beruhigt und mit sich selbst zufrieden sein; aber vielleicht darf man vermuthen, daß denn doch eine leise Stimme in seinem Innern ihm eine gewisse Disharmonie zwischen seinem Beruf und seinen Gesinnungen und Neigungen vorwarf, ihn an den Unterschied zwischen Moral und Religion, bei all ihrer engen Verwandtschaft, erinnerte, und daß er es fühlte, wie ihn gerade die Religion nicht mit derjenigen Begeisterung erfüllte in welcher er für andere Gegenstände des Strebens aufglühte.

Herder's Religion war die Humanität, in einer Zeit, wo die Orthodoxie, die Religion so Vieler sich durch Inhumanität in jedem Sinne, durch Intoleranz, Verketzerungssucht, unfruchtbare Streitsucht, Pedanterei und Mangel an Geistes- und Gemüthsbildung unvortheilhaft auszeichnete, und ihnen als das andere Extrem die frivolen und sittenlosen, aber zum Theil feingebildeten Weltleute, die freigeisterischen Philosophen aus der Schule der Engländer und Franzosen gegenüberstanden. Unter solchen Verhältnissen war die Verkündigung der echten Humanität ein unermeßliches Verdienst. Das Verhältniß der Humanität zur Religion kann jedoch in

verschiedener Weise gefaßt werden, und hier scheint Herder selbst nicht immer die gleiche Ansicht festgehalten zu haben. Es braucht nicht ausdrücklich versichert zu werden, daß Herder nie zu Denen gehörte welche die Humanität der Religiosität feindlich entgegensetzten und, wie auch in neuesten Zeiten wieder von manchen Fanatikern geschieht, offener oder verdeckter den Religionshaß predigten. Aber es kann auch entweder die Humanität über die Religion und Religiosität, oder speciell das Christenthum, gesetzt, die Religion von ihr gleichsam als Vorschule, als eine noch unvollkommene Form der höchsten Wahrheit betrachtet und von ihr sozusagen berichtigt und aufgeklärt werden; oder aber wird die Humanität, als bezeichnend die vollendete Entwickelung des reinen Charakters der Menschheit, als ein Ideal betrachtet welches nur durch die Religion, das Christenthum, seine Verwirklichung finden kann und gefunden hat, in welchem Falle dann nur das Christenthum vorzugsweise von seiner menschlichen Seite gefaßt wird, ohne daß deshalb seine mystische und göttliche Seite verworfen oder bekämpft werden müßte. Nach dieser Betrachtungsweise würde die Religion, insbesondere die christliche als die vollkommene, von der Humanität nicht etwa nur geduldet, sondern gälte als ihre nothwendige Grundlage und Voraussetzung, als geschichtliche Verwirklichung eines sonst nicht erreichten und nicht erreichbaren Ideals. Die Humanität wäre dieser Auffassung zufolge nur die aus den Formen des Dogmas, der Schule und der Kirche heraustretende, auf das Leben im Ganzen und Großen mit Freiheit angewendete religiöse, christliche Gesinnung selbst. Zwischen den beiden zuletzt charakterisirten Anschauungsweisen bewegte sich, wie uns scheint, Herder zu verschiedenen Zeiten seines Lebens. Anfangs mehr zu derjenigen sich hinneigend die man die rationalistischere nennen kann, ward er in reifern Jahren durch ernste theologische Studien und durch die Erfahrungen des Lebens mit einer größern religiösen Tiefe und Innigkeit erfüllt, das Poetische des Christenthums, im höchsten Sinne, ergriff ihn, und ohne je dem Priesterthum der Humanität untreu zu werden, kam er doch davon zurück die Religion ganz in Humanität auflösen, der eigenthümlichen Gestalt der Religion ihren bleibenden, unvergänglichen Werth absprechen zu wollen. Da er aber nie ein Mann der abstracten und der scharfen Begriffe war, kam er auch nicht in den Fall je förmlich eine Ansicht zurücknehmen zu müssen; und die Modificationen seiner Ansicht traten so allmälig ein, sie waren alle so in den verschiedenen Elementen seiner geistigen Natur gegründet, daß man nie einen eigentlichen Wechsel seiner Ansicht — Systeme haßte er — von ihm aussagen konnte.

Begreiflich wird aus dem Bisherigen, wie Herder, nachdem er Riga verlassen und zuerst allein, dann als Begleiter eines Prinzen Reisen gemacht hatte, sich wieder zur Uebernahme von geistlichen Aemtern verstand und bis an seinen Tod darin blieb, ja, wie er als der feurigste Vertheidiger des geistlichen Amts gegen Solche die es herabwürdigten auftreten konnte. (Vergleiche die „Erinnerungen", I, 242 fg.) Erklärlich aber wird auch, daß er theils mit seinen theologischen Ansichten, theils mit seinen Schriften in andern Gebieten gegen manche bestehende Meinungen anstieß, sich dadurch vielfache Anfechtungen und Verdruß zuzog, und, durch mehr oder minder ungerechte Angriffe, durch Verkennung häufig verstimmt, mit seinem Beruf und der Welt unzufrieden werden mochte. Daher mußte eine andere Wirksamkeit, die theologische Professur an einer Universität, Göttingen, für ihn viel Lockendes haben. Aber das erste mal, als sich ihm dazu Aussicht zeigte, scheiterte der Plan an dem Mistrauen welches gegen seine theologische Gelehrsamkeit und gegen seine religiösen Ansichten rege wurde; und das zweite mal, als er einen förmlichen Antrag erhielt, ließ er sich durch Zureden Anderer in Weimar in seinem kirchlichen und Kanzleiamt zurückhalten. Diesen Schritt bereute er später so bitter, er preßte ihm die Klage über sein verfehltes Leben aus. Die sich ihm nun immer aufdrängende Vergleichung seiner durch mancherlei Verdruß verbitterten Stellung mit einem Beruf in welchem er, wie er glaubte, Großes und Erfreuliches hätte leisten können, mochte ihm freilich sein Amt mehr und mehr als eine drückende Last erscheinen lassen; aber der Sohn und Herausgeber scheint denn doch mit seiner deshalb gegen Deutschland erhobenen Klage (vergl. oben) nicht ganz Recht zu haben. Herder selbst hatte eine sich ihm darbietende Gelegenheit zu einer andern Laufbahn versäumt; und wie anerkennungswerth seine Beweggründe hierbei sein mochten, so fällt doch die Schuld, sofern von Schuld die Rede sein kann, auf ihn selbst, wodurch jedoch die innige Theilnahme an seinem Schicksal keineswegs aufgehoben, sondern eher noch erhöht wird. Nicht ebenso ist der Vorwurf zu beseitigen, daß Herder durch die kalte und gehässige Aufnahme vieler seiner Schriften verletzt und gekränkt, und auch hierdurch die Freudigkeit seines Strebens und Schaffens gelähmt und getrübt worden sei. Hierüber und über andere Punkte uns auszusprechen wird sich in einem zweiten Artikel Gelegenheit ergeben, wenn die Fortsetzung dieses Werks erschienen sein wird, für welches wir dem würdigen Herausgeber unsern aufrichtigen Dank aussprechen, wennschon wir unsere Wünsche und Bedenken, die Art der Ausführung betreffend, nicht unterdrücken wollten. *) 33.

Ueber die Zeit der Abfassung von „Werther's Leiden", zur Berichtigung der Darstellung in „Wahrheit und Dichtung".

In der Darstellung der Entstehung von „Werther's Leiden", welche wir in „Wahrheit und Dichtung" finden, hat Goethe die Zeitverhältnisse auf mehrfache Weise verschoben. Er erzählt uns, wie er, nachdem er den längere Zeit gesammelten Lebensüberdruß endlich überwunden, zum Entschlusse gekommen sei, eine dichterische Aufgabe zur Ausführung zu bringen, wo Alles was er über den Selbstmord empfunden, gedacht und gewähnt habe, zur Sprache kommen sollte; doch habe es ihm immer an einer Fabel, einer Begebenheit gefehlt, worin die Elemente die sich ein paar Jahre schon in ihm herumge-

*) Der zweite Artikel folgt später. D. Red.

trieben sich verkörpern könnten. „Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalem's Tod, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblicke war der Plan zu „Werther" gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird." Der junge Jerusalem erschoß sich gleich nach Michaelis 1772 *), wonach, hätten wirklich alle Elemente des „Werther" so lange in unserm Dichter sich herumgetrieben, wäre wirklich der Plan zu einem Romane dessen Gegenstand der Selbstmord sein sollte ihm so lebendig gewesen, daß ihn nur der Mangel einer Begebenheit, welche die Grundlage der Handlung bildete, von der Abfassung abgehalten, wir unzweifelhaft annehmen müßten, der Alles leidenschaftlich erfassende Dichter habe „Werther" sogleich nach der Nachricht von Jerusalem's Tode geschrieben. Dies aber geschah, wie wir später sehen werden, erst im Anfange 1774. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er den Plan zu einem solchen Romane in Wetzlar, wo ihn „Götz" beschäftigte und er an Lebensüberdruß weniger gelitten zu haben scheint, und vor dem unglücklichen Ende des jungen Jerusalem noch gar nicht gefaßt hatte, daß er dagegen den Eindruck welchen dieses auf ihn gemacht länger als ein Jahr mit sich herumtrug, ehe er denselben im „Werther" dichterisch aus sich herausstellte. Goethe fährt nach der angeführten Stelle, welche wir in der Darstellung seines frankfurter Lebens nach der Rückkehr von Wetzlar finden, also fort: „Es ist immer ein Unglück in Verhältnisse zu treten in denen man nicht hergekommen ist; wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theilnahme gelockt; uns peinigt die Halbheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel sie zu ergänzen, noch ihnen zu entsagen. Frau von Laroche hatte ihre älteste Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft sie zu besuchen, und konnte sich nicht recht in den Zustand finden, den sie doch selbst ausgewählt hatte. Anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend *einer* Veränderung Anlaß zu geben, erging sie sich in Klagen, sodaß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sei unglücklich, obgleich man, da ihr Nichts abging und ihr Gemahl ihr Nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich bestände. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt; meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der Einzige in dem ganzen Kreise an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und obgleich sich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwol mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heitern Thale Ehrenbreitstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. In so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich; aller Lebensüberdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien. Jerusalem's Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traume, und weil ich nicht blos mit Beschaulichkeit Das was mir und ihm begegnet betrachtete, sondern das Aehnliche was mir im Augenblicke widerfuhr mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production die ich eben unternahm alle die Glut einhauchte welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und Wirklichen zuläßt." Auch hier sind die Zeitverhältnisse verschoben, da Jerusalem's Tod, im October 1772, lange vor die Verheirathung der ältesten Tochter von Frau Laroche fällt, über welche wir jetzt durch zwei neuerdings bekannt gemachte Briefe Goethe's an Betti Jacobi genauere Nachricht erhalten haben. Goethe schreibt am 31. Dec. 1773: „Aufs neue Jahr haben sich die Aussichten für mich recht raritätenkastenmäßig aufgeputzt. Max (Maximiliane Euphrosyne) Laroche heirathet hierher. Ihr Künftiger (Peter Anton Brentano) scheint ein Mann zu sein mit dem zu leben ist. Und also heisa! Wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt, die Nichts weniger als geistig sind, wie Sie freilich vermuthen müssen." Die Vermählung erfolgte am 9. Jan.; am 15. Jan. scheint die junge Frau in Begleitung ihrer Mutter nach Frankfurt gekommen zu sein. Aus dem Anfange Februar 1774 haben wir einen zweiten Brief Goethe's an Betti Jacobi. „Diese drittehalb Wochen her", schreibt er, „ist geschwärmt worden, und nun sind wir zufrieden und glücklich als man's sein kann. Wir, sage ich, denn seit dem 15. Jan. ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, Das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm (am 14. Nov. 1773 war diese mit Schlosser abgegangen), die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein würdiger Mann, eines offenen, starken Charakters, viel Schärfe des Verstandes, und der Tüchtigste zu seinem Geschäft. Seine Kinder sind munter, einfach und gut. Thun Sie noch den lieben Dumeiz (Dechant zu St.-Leonhard; vergl. Goethe, XXII, 169) dazu, und meine Freundin (Frau Servières?), so haben sie unser ganzes Klümpchen. Unsere Mama Laroche hat uns am letzten Jenner verlassen, und meine gelassene Freundschaft hat sich wieder belohnt gesehen." Die junge Frau fühlte sich schon in der ersten Zeit unglücklich *) und schloß sich deshalb um so enger an unsern ihr schon früher befreundeten Dichter an. Merck schreibt am 29. Jan. von dieser Verbindung (in Wagner's neuester Sammlung, 1847): „C'est un homme assez jeune (Brentano), mais chargé de cinq enfans. D'ailleurs assez riche, mais un négociant, qui a fort peu d'esprit au delà de celui de son état. C'étoit un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. Il paroit qu'elle s'est laissée induire par Mr. Dumeiz, qui n'a consulté que la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison agréable à fréquenter. Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Mme. avec la basse. Mr. Brentano quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison." Und am 14. Febr. heißt es von Goethe: „Il a la petite Mme. Brentano à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari." Vom lebhaften Gefühle des Unglücks der jungen liebenswürdigen Frau gequält schrieb Goethe den „Werther". „Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt", schreibt er, „ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich Alles beiseite was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich Alles zusammen was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen, schrieb ich den „Werther" in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen oder die Behand-

*) Vgl. „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther", S. 12, und den Aufsatz „Werther's Grab zu Wetzlar" in den „Rheinischen Provinzialblättern", 18[illegible], I, 167.

*) Vgl. Stramberg's „Rheinischen Antiquarius", II, 107 fg. Maximiliane Laroche war damals 18 Jahre alt. Jacobi, der sie im Sommer 1771 bei ihrer Mutter sah, schildert sie als „ein Fräulein von 15 Jahren, welches mit einem sehr empfindsamen Herzen die liebenswürdigste Munterkeit verbinde und jeden Ton, jede Bewegung, sich selber unbewußt, den Grazien abgelernt habe". (Vgl. Goethe's Beschreibung, XXII, 137.)

lung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen." Die wirkliche Abfassung des „Werther" dürfte hiernach in die Monate Februar und März 1774 fallen. Hiermit stimmt genau Merck's Aeußerung vom 14. Febr.: „Goethe ne fera plus le voyage de la Suisse. Le grand succès que son drame a eu, lui a tourné un peu la tête. Il se détache de tous ses amis et n'existe que dans les compositions, qu'il prépare pour le public. Il doit réussir tout ce qu'il entreprend, et je prévois qu'un roman qui paroitra de lui à Pâques (Ostern fiel 1774 auf den 3. April), sera aussi bien reçu que son drame." Schon am 26. April versprach Goethe eine Abschrift des „Werther" an Lavater zu senden. „Dein Schwager (Tobler) bringt dir Nichts. Doch will ich verschaffen, daß ein Manuscript dir zugeschickt werde. Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander an die sechs Monate (so ist zu lesen statt sechs Jahre) *), ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze." Hiermit verbinde man die Stelle aus einem Briefe an den Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774 (Goethe's Werke, XXVII, 474): „Allerhand Neues habe ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: «Die Leiden des jungen Werther's», darin ich einen jungen Menschen darstelle der, mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt."

Unser aus allen Andeutungen über die Abfassung des Romans geschöpftes Ergebniß, daß „Werther" erst im Anfange des J. 1774 geschrieben sei, würde ganz umgestoßen werden, wenn Das was Goethe selbst (XXII, 173) erzählt, seine Richtigkeit hätte: „Es ward ein sauberes Manuscript davon besorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb; denn zufälligerweise an demselben Tage an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheirathete, und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuscript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen; ich sendete den «Werther» ab." Die Vermählung von Goethe's Schwester geschah am 1. Nov. 1773; damals kann aber unmöglich „Werther" vollendet gewesen sein, da er erst nach der Vermählung von Maximiliane Laroche geschrieben ist. Auch widerspricht dieser Angabe der Umstand, daß „Werther" erst im Herbst 1774 erschien, sowie eine andere Angabe von Goethe selbst, wonach jenes saubere Manuscript erst besorgt wurde, nachdem er den „Werther" seinem Freunde Merck vorgelesen hatte, der seit kurzem von Petersburg zurückgekehrt war (XXII, 172). Nun kam aber Merck erst am 24. Dec. 1773 von Petersburg zurück. (Vgl. „Briefe an Merck", S. XXIII.) In der ersten Zeit nach der Zurückkunft hatte Goethe seinen Freund, weil er immer beschäftigt war, wenig gesprochen und ihm vom „Werther" nur das Allgemeinste eröffnet. Nach dem Tage, wo er den Roman zuerst seinem Freunde vorgelesen, verging wieder einige Zeit, bis dieser ihm endlich vertraute, er habe sich an jenem Tage in der schrecklichsten Lage befunden, und deswegen vom „Werther" Nichts gesehen noch gehört. Die erste Vorlesung an Merck mag Mitte März erfolgt sein, da Merck am 29. März nach der Schweiz reiste, wie wir aus einem neuerdings von Wagner mitgetheilten Briefe desselben an Nicolai ersehen, aus welchem sich auch ergibt, von welcher Art wol die schreckliche Lage gewesen in welcher sich Merck bei der ersten Vorlesung des „Werther" befunden. Er hatte nämlich damals die Regie wieder übernommen, ein Haus gekauft und war mit vielen Geschäften überhäuft, die ihn höchst unmuthig machten. Ist hiernach die Erzählung, daß das Manuscript des „Werther" bereits am 1. Nov. 1773, als der Brief von Weygand ankam, in sauberer Abschrift vorlag, eine irrige, so liegt die Vermuthung nahe, daß unser Dichter den „Clavigo" mit dem „Werther" verwechselt habe; denn dieses Stück erschien bei demselben Buchhändler Weygand vor dem „Werther". *) Im August 1774 war „Clavigo" bereits in Wieland's und Jacobi's Händen, während „Werther" erst zur Michaelismesse erschien und nicht vor dem October bekannt ward. Noch vor dem „Clavigo" hatte Goethe die Farce gegen Wieland drucken lassen. In demselben Jahre erschienen auch das „Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel", welches Klinger von Goethe zum Geschenk erhalten hatte, um es zu seinem eigenen Vortheile herauszugeben, und der „Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen Gottes". Anderes, wie einige Sachen von Lenz, schrieb man damals unserm Dichter irrig zu. **)

H. Düntzer.

---

*) Goethe war von Ostern bis zum Herbst 1772 in Wetzlar.

*) Betti Jacobi dankt in einem Briefe an Goethe vom 6. Nov. 1773 für ein geschenktes Drama, das wohl angebracht sei. „Ihre Venusrede darin hat mich nach Würden ergötzt, und ich danke Ihnen recht sehr für dieses Vergnügen." Das hier gemeinte Drama ist ohne Zweifel „Clavigo". Wenn es daselbst unmittelbar darauf heißt: „Ueber Ihren mir zugeschickten Roman freue ich mich recht herzlich; er hat mich amusirt, so wie Sie es haben wollten", so kann hierbei unmöglich an „Werther's Leiden" gedacht werden, welche Betti Jacobi und ihr Gatte, dem diese die von Goethe geschickten Sachen mittheilte (vgl. Jacobi's Brief an Wieland vom 6. Nov. 1773), erst im Drucke kennen lernten (vgl. Jacobi's Brief an Goethe vom 21. Oct. 1774), sondern es muß ein anderer jetzt verlorener Roman gemeint sein, vielleicht eine bloße Bearbeitung eines Romans oder einer Erzählung, wenn nicht etwa Goethe einen Roman seiner Studienzeit zu Leipzig (vgl. bei Schöll S. 21 fg.) der Freundin mitgetheilt hatte. Bei „Werther's Leiden" hätte Betti Jacobi unmöglich von einem bloßen Amusiren sprechen können.

**) Wir bemerken hierbei gelegentlich, daß die Behauptung welche sich in dem Aufsatze „Die Tradition von Goethe-Werther" in Lewald's „Europa", 1839, I, 1 fg., findet, der junge Jerusalem habe in gar keinem Verhältnisse zu Lotten gestanden, die glaubwürdigsten Nachrichten der Zeitgenossen auf die unverzeihlichste Weise Lügen straft, wie Dies in den „Rheinischen Provinzialblättern", 1839, Nr. 39 fg., genügend ausgeführt wird. Aber die an der letztgenannten Stelle (S. 146) erhobene Anklage, Goethe, der in keinem innigen Verhältnisse zu Lotten gestanden, habe in seinen alten Tagen, bei seinem so hohen Grade von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, sich das wohlthuende Gefühl nicht versagen können, sich der Welt als den Jüngling, dessen Erlebnisse große Sensation erregt, vor seinem Ende noch selbst vorzuführen, um nicht nur den Ruf des Verfassers, sondern auch des Helden des berühmtesten aller Romane mit in die Gruft zu nehmen", ist ebenso böswillig und unverständig als der vorhandene, uns noch immer durch Familienrücksichten vorenthaltene Briefwechsel Goethe's mit Lotten sie als unwahr erweist. Merck schreibt am 28. Aug. 1772, nachdem er Lotten zu Gießen zuerst gesehen (l'amie de Goethe de Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes les lettres), sie verdiene wirklich alle Lobsprüche die man ihr geben könne. Dies beweist gegen Goethe, daß Merck Lottens Vorzüge wohl zu schätzen wußte, wie schon Wagner bemerkt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 280. —— 7. October 1847.

Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Von R. E. Prutz. Berlin, Duncker und Humblot. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Während die Freunde der Literaturgeschichte nach der Fortsetzung von Prutz' „Geschichte des deutschen Journalismus" verlangen, hat der Verf. von seinen mehrfach wechselnden Aufenthaltsorten aus fortgefahren sein „Literarhistorisches Taschenbuch" herauszugeben und mit eigenen Beiträgen zu bereichern, deren jüngster freilich die von D. Strauß zu erwartende größere Arbeit über C. F. D. Schubart keineswegs überflüssig macht. Er hat ferner angefangen in seinen „Dramatischen Werken" und in seinen „Kleinen Schriften zur Politik und Literatur" ältere Arbeiten zu werthvollen Sammlungen zusammenzuordnen; und jetzt veröffentlicht er „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" fast ganz so, wie er sie im Winter 1845—46 in Berlin und kurz darauf in Stettin gehalten hat, jedoch bereichert durch Anmerkungen welche so ziemlich die kleinere Hälfte des Buchs füllen. Es wäre unbillig, wenn man dem Schriftsteller vorschreiben wollte was für Arbeiten und in welcher Reihenfolge er sie der Oeffentlichkeit übergeben solle; am allerwenigsten kann man eine derartige Foderung gerade bei Prutz' „Geschichte des deutschen Journalismus" erheben, da deren Fortsetzung eine Muße und einen Reichthum an literarischen Hülfsmitteln erheischt wie Beides dem Verf. vielleicht nicht vergönnt war. Können wir sonach wol über unerfüllte Hoffnungen und Erwartungen klagen, so haben wir doch kein Recht den Verf. deshalb anzuklagen, und müssen seine neue Arbeit ohne alle Nebengedanken nur nach ihrem eigenen Werthe prüfen und beurtheilen.

Gervinus, wenn ich nicht irre, klagt gelegentlich darüber, daß man bei allen Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Theaters noch immer auf Gottsched's „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst" zurückgehen müsse. Seitdem ist freilich die „Dramatische Poesie der Deutschen" von J. Kehrein erschienen, aber dies mehr reichhaltige als gehaltreiche Buch ist nicht nur vielfach unvollständig und ohne Kritik geschrieben, sondern es bietet auch Nichts von Dem was man heutzutage Literaturgeschichte nennt, indem es sich mit einer sehr äußerlichen Aneinanderreihung des todten Stoffs begnügt, und in den Paragraphen welche den allgemeinen Entwickelungsgang des deutschen Drama angeben sollen, durchaus farblos und haltlos dasteht. Sonach kann es nicht bezweifelt werden, daß Prutz etwas durchaus nicht Ueberflüssiges that, als er eine Geschichte des deutschen Theaters zu verfassen unternahm. Ebenso wenig kann seine Befähigung zu einer solchen Arbeit bezweifelt werden, da sein Name auf literaturgeschichtlichem Gebiete einen viel zu guten Klang hat, als daß derselbe nicht allein schon eine gewisse Bürgschaft für die Tüchtigkeit des Geleisteten abgeben sollte. Und diese Tüchtigkeit wird man um so mehr anzuerkennen geneigt sein, wenn man, wie der unterzeichnete Recensent, eben von eigenen Forschungen auf demselben Gebiete herkommt, und sich dadurch der vielen Schwierigkeiten klar bewußt ist die hier jeden Schritt vorwärts erschweren. Berücksichtigt man endlich außer dem hinreichend bekannten literarischen Charakter des Verf., der sich auch hier nicht verleugnet, den Umstand, daß wir hier Vorlesungen, vor einem nicht gelehrten Publicum gehalten, vor uns haben, so muß man anerkennen, daß Prutz' „Geschichte des deutschen Theaters" nicht nur alle bisherigen Arbeiten verwandten Inhalts weit hinter sich zurückläßt, sondern überhaupt ein sehr werthvoller Beitrag, ein entschiedener Fortschritt in der deutschen Literaturgeschichte ist, welchen alle spätern Bearbeiter desselben Stoffs als wesentliche Grundlage werden benutzen müssen.

Die Grundlage solcher Arbeiten, wie die in Rede stehende, muß ein mal für alle mal die gelehrte Forschung bleiben, so viele Schriftsteller es auch gerade in unsern Tagen gibt die des schlechten Glaubens leben, daß hochtrabendes Wortgeklingel die fehlende Gelehrsamkeit ersetzen könne, deren schriftstellerische Leistungen dann aber auch werthlos genug sind. Ja nicht einmal die sorgfältigste Benutzung Dessen was von frühern Forschern ermittelt worden ist, kann die Stelle eigener Forschung genügend vertreten, denn ohne die letztere werden die mancherlei Fehler die bei erstern immer unterlaufen ins Unendliche mit fortgeschleppt; namentlich aber wird der Literarhistoriker, der in Beziehung auf seinen Stoff nur auf fremden Schultern steht, niemals ein freies Urtheil gewinnen, niemals ein lebendiges Bild von demselben

entwerfen können, niemals auch die Schwierigkeiten die er hauptsächlich zu überwinden hat, klar erkennen. Sehen wir zu wie es in dem vorliegenden Falle mit der eben begründeten Foderung steht. Der Text der Vorlesungen behandelt seinen Gegenstand in einer so umfassenden Vollständigkeit und mit einer so frischen Unmittelbarkeit, wie Dies ohne sehr gründliche eigene Studien des Verf. nimmermehr möglich wäre; einen noch weit schlagendern Beweis hierfür aber geben die Anmerkungen, welche den gelehrten Apparat auf welchen sich die Vorlesungen stützen mit ebenso gediegener Auswahl als übersichtlicher Klarheit zusammenstellen. Hier finden wir nicht nur den Nachweis einer sehr umfassenden Lecture, welche in die abgelegensten literarischen Regionen eindringend kaum irgend einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters übersehen haben dürfte; sondern es sind auch alle diese Quellen einer Kritik unterworfen welche durchaus nur dem eigenen, wohlbegründeten Urtheil Glauben schenkt, deshalb aber auch den vollen Glauben des Lesers verdient. Diese Anmerkungen sind es besonders welche den Verf. auf das vollständigste zu dem Glauben berechtigen, „daß auch der Literarhistoriker von Fach sein Buch nicht ohne Nutzen in die Hand nehmen werde"; Rec. wenigstens, der sich einigermaßen als „Literarhistoriker von Fach" betrachten zu dürfen glaubt, hat aus diesen Anmerkungen vielfache Belehrung entnommen. Zum Beweise, daß ich diesen Anmerkungen etwas mehr als oberflächliche Beachtung zugewendet habe, führe ich einige Einzelheiten hier an welche theils unrichtig angegeben, theils übergangen sind. Zu S. 212: H. A. v. Ziegler's Todesjahr findet man bisher sehr verschieden angegeben; daß aber die richtige Angabe nicht 1690, sondern der 8. Sept. 1697 ist, hat Guhrauer in Nr. 295 d. Bl. f. 1846 nachgewiesen. Zu S. 246: C. Weise war nicht 1646, sondern 1642 geboren. Zu S. 263: bei Destouches hätte auf Bredow's Schriften als nächstliegendes Hülfsmittel verwiesen werden können. Zu S. 401: hier ist es nicht möglich, daß der Schauspieler Graff 1769 geboren war und schon 1759 auftrat. Zu S. 63 u. 76: wo von den Humanisten des 16. Jahrhunderts und ihren lateinischen Originaldramen die Rede ist, hätte nicht gerade der geistvollste, der auch auf die gleichzeitigen deutschen Dramatiker, z. B. auf Ayrer, nicht ohne Einfluß war, Nikodemus Frischlin, mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Endlich ist in der vierten Vorlesung einer der eigenthümlichsten und selbständigsten Dramatiker aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Jakob Schwieger, ganz mit Stillschweigen übergangen, was sich freilich dadurch entschuldigt, daß derselbe eigentlich nur bei Gervinus und auch von diesem nicht ausreichend besprochen ist; etwas mehr konnte der unterzeichnete Rec. kürzlich in einer Schulschrift über ihn sagen, was soeben noch durch einen Aufsatz von anderer Hand in Nr. 269—271 d. Bl. erweitert und vermehrt worden ist. Man sieht leicht, wie wenig die eben angeführten Einzelheiten im Vergleich zu dem sehr reichen Materiale besagen welches in den besprochenen Anmerkungen enthalten ist.

Prutz wird die Anerkennung welche ihm jeder Literarhistoriker von Fach für seinen sammelnden und sichtenden Fleiß in hohem Maße zollen muß gewiß nicht ungern annehmen; sein Hauptstreben aber, nicht blos bei den gegenwärtigen Vorlesungen, ist ein anderes und in der That höheres. Er bezeichnet dasselbe für den vorliegenden Fall selbst mit folgenden Worten:

> Meine eigentliche Absicht ging dahin: den Versuch zu machen, inwieweit auch das größere Publicum, die Masse der Gebildeten, die bei uns von den Gelehrten leider nur noch allzu strenge geschieden ist, sich möchte für die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes gewinnen lassen welchen sie gewöhnt ist nur aus dem Standpunkte der Neugier, des müßigen Zeitvertreibs zu betrachten — und der doch einer tiefergehenden Behandlung vor vielen so würdig wie bedürftig erscheint.

In den eben angeführten Worten ist der Gegensatz ausgesprochen welchen zu lösen eine Hauptaufgabe unserer Zeit nicht blos auf literarischem Gebiet ist: es soll einerseits keine Richtung des Lebens welche überhaupt in geistigem Boden wurzelt dem Zufalle, der Willkür, der rohen Empirie überlassen bleiben, sondern durch wissenschaftliche Behandlung zu einem in sich abgeschlossenen, geistig belebten Ganzen erhoben werden. Andererseits aber soll die Wissenschaft nicht länger ein Monopol der Gelehrten bleiben, sie soll sich nicht in die Bibliotheken und Studirzimmer einschließen und ihren Stolz darein setzen, daß sie durch eine ungenießbare und geschmacklose Behandlungsweise Jeden von sich abstößt der sein Leben nicht gleich mühseligen, gelehrten Studien gewidmet hat. Es soll einerseits das Leben durch die Wissenschaft erhöht, veredelt und verschönt werden, andererseits die Wissenschaft Das was sie auf dem Wege gelehrter Forschung erarbeitet hat, in kunstmäßiger, allgemein faßlicher Form und weiser Auswahl zum Gemeingute aller Gebildeten machen. Es kann diese doppelte Aufgabe nur durch gegenseitiges Entgegenkommen gelöst werden: einerseits muß die Masse der Gebildeten, wenn sie diesen Namen in Wahrheit verdienen will, sich losmachen von dem ephemeren Interesse, welches nur die Befriedigung oberflächlicher Neugierde, den flüchtigen Reiz einer piquanten Unterhaltung sucht; sie muß nicht länger den todten, vergänglichen Stoff, sondern den ewigen Geist in allen Erscheinungen des Lebens und der Literatur zu erkennen suchen. Andererseits müssen die Gelehrten sich endlich entschließen nicht länger eine abgeschlossene Kaste zu bilden; sie müssen erkennen, daß der Stoff der den Gegenstand ihrer Studien ausmacht an sich geringen, oft gar keinen Werth hat, sondern diesen erst dadurch erhält, daß ihm in der gesammten Entwickelungsgeschichte der Menschheit sein gebührender Platz angewiesen wird, daß er also immer einer höhern Idee untergeordnet und dienstbar gemacht werden muß. Freilich muß die gelehrte Forschung Alles und Jedes umfassen und ergründen was die Natur und der Menschengeist an irgend einem Orte und zu irgend einer

Zeit hervorgebracht haben; sie muß unendlich Vieles durcharbeiten was nicht unmittelbar in die allgemeine Bildung übergehen und auf sie einwirken kann. Aber wer des Glaubens lebt, daß die Natur und der Menschengeist nie und Nichts vergebens wirken und schaffen, der wird zuletzt doch finden, daß jede Errungenschaft der Gelehrsamkeit ihren Werth und ihre Bedeutsamkeit erhält, wenn für sie in dem großen Ganzen, welches zwar nicht der einzelne Mensch, wol aber die gesammte Wisschaft darstellen kann und soll, der rechte Platz ermittelt ist. Die Aufgabe ist freilich groß und wird wie jedes Ideal wol nie in ihrer ganzen Ausdehnung gelöst werden; aber nach Möglichkeit dazu beizutragen daß Dies geschehe ist die schönste und zugleich die lohnendste Beschäftigung die sich der Einzelne erwählen kann. Und der erste Schritt dazu muß von Seiten der Gelehrsamkeit geschehen; sie hat nicht nur, wenn sie sich von veralteten Vorurtheilen freizumachen vermag, die größere Befähigung dazu, sondern sie trägt dadurch auch eine alte Schuld ab. Denn wenn so oft über die Unempfänglichkeit der sogenannten Gebildeten für geistige Interessen geklagt wird, wer hat Dies auf dem Gewissen als eben jene Gelehrsamkeit die so lange mit hochmüthiger Verachtung auf Alles herabgesehen hat was nicht ihrer exclusiven Richtung huldigte? Sie hat Jahrhunderte lang an einem Stolze krank gelegen der unendlich verderblicher gewirkt hat als der blos lächerliche Stolz auf Geburt und Ahnen. Hat aber der letztere endlich überwunden werden können, wie sollte sich die verwandte Erscheinung auf einem Gebiete noch halten können, wo nur der Geist es ist der lebendig macht?

Ich habe mir diese Abschweifung von dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsatzes erlaubt, weil ich glaube, daß diese Ansichten dem wüsten und massenhaften Treiben unserer Literatur gegenüber nicht oft und nachdrücklich genug hervorgehoben werden können. Es steht aber auch das Gesagte wirklich in näherm Zusammenhange mit dem Buche welches hier beurtheilt werden soll. Denn Prutz gehört, wie überhaupt so namentlich in diesen Vorlesungen, zu den Schriftstellern die alle ihre Kraft daran setzen zu Lösung der Aufgabe die ich eben näher charakterisirte mitzuwirken. So dürfte also die wissenschaftliche Richtung welcher diese neueste Arbeit von Prutz angehört durch das eben Gesagte im Allgemeinsten bezeichnet sein. Und es handelt sich nun darum näher nachzuweisen, wie sich diese Richtung gerade bei vorliegendem Stoffe ausspricht.

Prutz ist nicht blos Literaturhistoriker, sondern auch Dichter und Publicist, und in beiden Eigenschaften als sehr entschiedener und ebenso ehrenwerther Parteimann bekannt. Diese Richtung liegt so tief in seiner ganzen Natur, daß sie sich in seinen Arbeiten natürlich auch nicht verleugnen kann, und auf die Gestaltung seiner „Geschichte des deutschen Theaters" von wesentlichem Einflusse gewesen ist. Prutz nämlich schreibt nicht, wie es bisher meist geschehen, eine Geschichte der dramatischen Dichtkunst in Deutschland überhaupt, sondern nur insoweit als die Schöpfungen derselben zur scenischen Darstellung kommen und gekommen sind; er betrachtet das Drama, „die vollendetste und reifste Blüte aus dem gesammten Umkreis der Literatur, ja aller Künste, den wahren Gipfel aller Dichtung", nicht blos als das Werk des still schaffenden Dichtergeistes und den Gegenstand beschaulicher Lecture und ästhetischer Kritik, sondern als „den reinsten und großartigsten Spiegel des öffentlichen Lebens, den die Literatur überhaupt zu bieten vermag, ja als einen Theil dieser Oeffentlichkeit selbst". Und so tritt die Geschichte des Theaters ganz von selbst in den nächsten und engsten Zusammenhang mit den jedesmal herrschenden Zeitrichtungen und Bestrebungen; „das Ziel aber nach welchem unsere Zeit hindrängt, der Mittelpunkt um den alle Kräfte sich sammeln, der Stern, der leuchtende, zu dem alle Blicke sich kehren, ist der freie Staat", und so ergibt sich denn als letzter Zweck dieser Vorlesungen:

den Zusammenhang darzulegen der das deutsche Theater mit dem Gesammtleben unserer Nation, mit den Entwickelungen unserer Geschichte, den Entfaltungen unsers innersten volksthümlichen Kerns verknüpft; zu zeigen, wie die Verirrungen unsers Theaters ihren letzten eigentlichen Grund haben in gewissen Verirrungen unserer Geschichte selbst, und wie, wenn das deutsche Theater bisher diejenige Stufe nicht erreicht hat die wir ihm im Interesse der Kunst wie des nationalen Ruhms wünschen möchten, Dies die Schuld des Volks selbst und unserer Geschichte überhaupt ist.

Als Resultat einer solchen Darstellung müsse sich dann ergeben,

daß wir, um ein großes Theater zu haben, uns zuvörderst entschließen müssen eine große Nation zu sein! Und dazu den Anfang zu machen durch Hebung des volksthümlichen Bewußtseins, durch Stärkung und Kräftigung aller edlern patriotischen Empfindungen, durch vermehrte Einsicht in den Gang der Geschichte: Das können wir jeden Augenblick, dazu ist es nie zu früh, dazu kein Beitrag zu klein, kein Versuch zu unerheblich.

Wer sollte diese Auffassung des Gegenstandes, wie sie in der Einleitung zu der ersten Vorlesung gegeben ist, nicht als eine schöne und großartige, zugleich als eine echt wissenschaftliche anerkennen! Es ist zwar nicht zu leugnen, daß bei derartigen Arbeiten die Gefahr nahe liegt, durch den von vornherein festgestellten, leitenden Grundgedanken zu willkürlichen Combinationen und haltlosen, geschichtswidrigen Phantasien fortgerissen zu werden, und die Beispiele wo Dies wirklich geschehen ist liegen leider in Menge vor. Aber Das ist gerade ein schöner Vorzug von Prutz' literarhistorischen Arbeiten, daß er nicht nur der Geschichte stets treu bleibt, sondern sich selbst da ein klares und unparteiisches Urtheil bewahrt, wo ihn seine bekannte Gesinnung leicht zu unbilliger Einseitigkeit verleiten könnte; es ist aber diese Treue und Wahrhaftigkeit jedesmal die Frucht ernster und gewissenhafter Studien, wie sie, was ich schon oben erwähnte, auch diesen Vorlesungen zu Grunde liegen.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch einen Theil des nordöstlichen Deutschlands im Sommer des Jahrs 1846. Breslau, Kühn. 1847. 8. 25 Ngr.

Das Büchelchen ist von einer Dame verfaßt welche sich am Schlusse der Vorrede andeutend A. v. S. nennt. Die Reise, von der uns die Erinnerungen vorliegen, hat die Verf. mit ihrer Tante ausgeführt, und besteht eigentlich aus drei Theilen, wovon der erste von Troppau bis Prag, der zweite von Prag nach Marienbad, der dritte von Marienbad nach Swinemünde und Insel Rügen reicht. Die Verf. wünscht selbst, daß man in ihrem Werkchen keine naturwissenschaftliche, historische, statistische, durch Abenteuer ausgeschmückte Reisebeschreibung suchen möchte, und es wird wol nirgend fehlen, daß ihr dieser bescheidene Wunsch vollkommen gewährt wird. Wenn sie daneben auch noch wünscht, daß ihr schriftstellerisches Product als „eine Auffassung der ersten Eindrücke, wie sie die frohen Jahre der Jugend bei lebhafter Phantasie und gutem Gedächtniß hervorrufen, wo uns die Welt noch nicht von Seiten der Reise und des Badelebens bekannt ist", genommen werden möchte, so dürfte sie wol nicht so allgemein auf Gewährung rechnen können, weil weder die „frohen Jahre der Jugend" merklich hervorglänzen, noch die „lebhafte Phantasie" und das „gute Gedächtniß" hervorragende Lichtpunkte des Buches sind. Doch legen wir auf diese sehr verzeihliche Selbsttäuschung kein Gewicht, nehmen wir das Buch wie es ist, so finden wir darin eine äußerst gewissenhafte Aufzählung aller Vorkommnisse einer ganz gewöhnlichen Badereise, wofür sich wol Leute interessiren können welche die Absicht haben eine gleiche Reise zu unternehmen, im Uebrigen aber wenig allgemeine Anziehungspunkte besitzt. Das Buch gehört also nicht in die Classe der jetzt so beliebten leichten Touristik, in der eine künstlich hochgeschraubte politische Dichtung die stille ernste Wahrheit keck überwaltet. Darin findet Ref. eine ausgezeichnet gute Seite des Buches, und um dieses einen aber aufrichtigen Beifalls willen thut es ihm herzlich leid, nicht noch einige andere positive gute Eigenschaften darin entdeckt zu haben. 52.

Canning als gründlicher Kenner der Prosodie der Alten.

Der kühne Seefahrer Barrow, dessen Name mit den Entdeckungsreisen zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt für ewige Zeiten verknüpft sein wird, hat eine Selbstbiographie unter dem Titel „An autobiographical memoir of Sir John Barrow; including reflections, observations and reminiscences at home and abroad from early life to advanced age" geschrieben, die jetzt erschienen ist. Der Sohn eines Gärtners im nördlichen Lancashire gelangte er nach bald vierzigjährigen wagnißkühnen und abenteuerlichen Fahrten in ziemlich allen Theilen der Welt im Anfange dieses Jahrhunderts in den Staatsdienst, worin er sich als Seemann ebenso auszeichnete als er es in seinem reichbewegten frühern Leben gethan. Seine Erzählungen tragen das Gepräge des schlichten und scharfsinnigen Charakters den er während seiner langen öffentlichen Laufbahn gezeigt. Sie enthalten des Wissenswürdigen und Interessanten sehr viel. Wir theilen daraus folgende ergötzliche Anekdote über Canning mit: Barrow erzählt von diesem Staatsmanne, daß in dem Blick und der äußern Erscheinung desselben etwas so Eigenthümliches gelegen habe, daß Fremde, ohne ihn zu kennen, wenn sie ihm zufällig begegneten, sich nach ihm umgesehen hätten, um noch einmal seines schön geformten Gesichts und seines durchdringenden Blicks ansichtig zu werden. In Gesellschaft seiner Freunde war er stets froh, lebhaft und geistreich; in Gesellschaft von Fremden äußerst zurückhaltend. Man hielt ihn für einen der gelehrtesten Staatsmänner seiner Zeit, und zum Beweis seiner classischen Bildung ließ er die falsche Quantität eines griechischen oder lateinischen Wortes nie ungerügt hingehen. Barrow, obwol in dieser Hinsicht ihm nicht gewachsen, erhielt jedoch einmal Gelegenheit gegen Canning einen Zweifel laut werden zu lassen, ob derselbe sich nicht selbst eines groben Schnitzers schuldig gemacht habe. Canning hatte nämlich, als er bei Tafel ihm gegenüber saß, von seiner diplomatischen Sendung nach Lissabon auf dem Kriegsschiff Granicus erzählt. Barrow sah den Erzähler lächelnd an und wiederholte mit fragendem Tone und kopfschüttelnd: „Granicus?" — Ich bitte um Vergebung, Granicus, — versetzte Canning; — ich hatte classisch gesprochen Unrecht, aber nautisch gesprochen Recht — ich sprach Seemannslatein. Ich weiß — fuhr er gegen Barrow fort —, Ihr seid große Kritiker bei der Admiralität; obwol ich eine Wette eingehen zu dürfen glaube, daß Ihr jene Fregatte Granicus tauftet, als Ihr sie vom Stapel ließet, und daß sie ihren Namen seitdem behalten." Barrow fühlte, daß er eine schwache Seite Canning's berührt hatte, und antwortete nicht. Zwölf Monate später fragte Canning den Seemann, wie sein, Canning's, Sohn mit seinem neuen Capitain, unter welchen Barrow ihn gestellt, auskomme. Auf die Antwort, daß der Capitain trefflich mit ihm zufrieden sei, versetzte Canning in scherzender, aber betonender Weise: „Besser, hoffe ich, als wenn er mit mir in den Granicus gefahren wäre." Barrow ärgerte sich nun, daß er so unvorsichtig gewesen war, den prosodischen Irrthum zu rügen, und da er nun selbst zu zweifeln anfing, ob er auch Recht habe, da er das Wort nie im lateinischen Vers gesehen habe, so schlug er in den Dichtern nach und fand denn auch bald zu seiner Genugthuung in den „Metamorphosen" des Ovid (XI, 763) folgende Stelle: „Fertur Alexirhoë, Granīco nata bicorni." 26.

Notiz.

Huß' Richtstätte.

Dem Verlangen mit welchem in Kostnitz noch immer Fremde, besonders Böhmen und Engländer, nach dem Platze sich erkundigen auf welchem Huß und Hieronymus von Prag ihr Märtyrerthum bestanden, wird nun auf das sicherste entsprochen werden können, da unlängst Prof. Josua Eiselein in der kleinen Schrift: „Begründeter Aufweis des Platzes bei der Stadt Konstanz auf welchem Joh. Huß und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 verbrannt worden sind" (Belle-Vue 1847), aus „Uolrich's von Richental Chronik des Concilii zu Konstanz" die fragliche Richtstätte authentisch nachgewiesen hat. Sie befindet sich nicht wie man bisher annahm in dem sogenannten Paradiese nahe an der Stadt, nur etwa 400 Schritte vom Rintburg- (oder Paradieser-) Thore, links an der Straße nach Gottleben, wo später ein Kapuzinerkloster erbaut wurde, sondern auf dem sogenannten kleinen Prüel, einem Felde westlich von der Stadt zwischen dem Rheine und dem alten Graben, der sich im Süden als Grenze des Cantons Thurgau am Walle hinzieht, über 1200 Schritte von der Stadt entfernt. Noch jetzt bewahrt der Prüel (pruobil, Sumpfboden, weiche Feldfläche), der zu keiner Zeit durch Festungswerke oder Häuserbau eine Veränderung erlitten hat, grasbewachsen wie vor 500 Jahren seine unsprüngliche Beschaffenheit. Wenn nun auch jetzt von dem Boden wo die Unthat vor sich ging jede Spur verwischt ist, so hat doch in der Weltgeschichte diese Stelle noch immer den brandigen Geruch behalten, damit die Lobredner der guten alten Zeit, die uns gar zu gern in das romantische Mittelalter und unter den glücklichen Krummstab der katholischen Kirche zurückmanoeuvriren möchten, zuweilen einen Schauder empfinden, wenn der Wind von Kostnitz ihnen entgegenweht. 38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 281. — 8. October 1847.

Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Von R. E. Prutz.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Lassen sich aus dem bisher Gesagten Grundlage, Ziel und Richtung unsers Buchs wol im Ganzen abnehmen, so wird noch Einiges über die Art der Ausführung hinzuzufügen sein. Allen literarhistorischen Arbeiten von Prutz ist unleugbar eine gewisse Neigung zur Weitschweifigkeit, zu ausführlicherm Besprechen von Vorfragen und Grundsätzen als die Sache gerade mit Nothwendigkeit fodert, eigen. Am meisten trat dieser Fehler, denn als solcher muß er angesehen werden, wenn er auch mit des Verf. ganzer Auffassung der Literaturgeschichte eng zusammenhängt, in seinem „Göttinger Dichterbund" hervor; seitdem hat er sich mehr und mehr zu concentriren gewöhnt, ohne jedoch ganz über seine Neigung hinauszukommen. Sie spricht sich auch in diesen „Vorlesungen" an mehren Stellen aus: so gleich in der Einleitung, wo von der Aufgabe der neuern Literaturgeschichte überhaupt die Rede ist. Eben dahin rechne ich es, wenn Prutz die Besprechung des Reformationszeitalters damit beginnt, daß er erstlich die Bedeutung der Reformation überhaupt, sodann ihre Stellung zur deutschen Literatur im Allgemeinen, endlich und hauptsächlich die Wirkungen nachweisen will welche dieselbe speciell auf die Entwickelung des deutschen Theaters ausgeübt hat. Ohne Zweifel finden derartige Ausläufer in dem vorliegenden Falle ihre Erklärung und wenigstens theilweise Entschuldigung in der Form der Vorlesung, welcher das Werk seine Entstehung verdankt. Die mündliche Mittheilung führt weit leichter als die schriftliche über die Grenzen des unmittelbar Nöthigen und Wesentlichen hinaus, und oft fühlt der Sprechende, namentlich vor einem nicht streng wissenschaftlich gebildeten Publicum, das Bedürfniß auch die entferntere Begründung seiner Ansichten darzulegen.

Die Form der Vorlesung hat natürlich auch sonst nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Buchs bleiben können, und veranlaßt in dieser Beziehung zur Vergleichung mit andern Vorlesungen, welche soeben erschienen sind und eine der schönsten Bereicherungen unserer Literatur bilden, ich meine „Goethe und seine Werke" von Rosenkranz. Letzterer hat seine Vorlesungen erst nach dem mündlichen Vortrage aufgeschrieben, was wir wenigstens von Prutz nicht wissen. Vielleicht eine Folge dieses Verfahrens ist es, daß wir bei Rosenkranz weniger Abschweifungen und allgemein principielle Ausführungen als bei Prutz finden, obgleich zuzugestehen ist, daß Letzterer in seinem Gegenstande auch mehr Veranlassung zu dergleichen finden konnte. Ein anderer Gegensatz zwischen beiden Büchern ist, daß Prutz häufig und mit sichtlicher Vorliebe unmittelbare und scharf betonte Beziehungen auf Erscheinungen der Gegenwart einmischt, an welche der nächste Gegenstand seiner augenblicklichen Besprechung durch Aehnlichkeit oder Gegensatz erinnert. Wenn Dies dem mündlichen Vortrage gewiß keinen Eintrag that, so kehrt es doch in dem gedruckten Buche zu oft wieder; Rosenkranz deutet nur selten und auch dann nur mit feiner Anspielung über den eigentlichen Gegenstand seines Vortrags hinaus. Ueberhaupt herrscht bei Rosenkranz ausschließlich der Gedanke, und behält sogar über das ästhetische, sittliche und patriotische Gefühl, so warm es an mancher Stelle hervorbricht, die Oberhand; bei Prutz gibt oft die Phantasie, der Witz dem Gedanken seine Form und Wendung. Mag man darin, was ich freilich nicht unbedingt zugeben möchte, eine Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Ganges und Ernstes sehen, so erhöht doch auch diese Behandlungsweise nicht selten das Interesse für den Gegenstand, und vermag noch zu fesseln, wo der Stoff selbst ein ziemlich dürrer und wenig anziehender ist. Wenn aber Jemand auf diesen Unterschied hin durchaus darauf besteht, Rosenkranz' Vorlesungen über die von Prutz zu erheben, so wird er auch zugestehen, daß ebendieselbe Grundverschiedenheit der Naturen die dichterischen Arbeiten des Letztern höher als die von Rosenkranz stellen muß, wie Dies denn auch die Erfahrung bestätigt. Ich jedoch bin der Meinung, daß auch die Art, auf welche Prutz seinen Stoff behandelt, ihre Berechtigung hat, sobald wie hier der Inhalt gründlich und tüchtig ist und trotz der leichtern Form bleibt, und jedenfalls verdanken wir hauptsächlich dieser leichtern Form die zahlreichen schlagenden Charakteristiken einzelner Dichter und Zeitabschnitte, durch deren Reichthum sich Prutz' „Vorlesungen" ganz besonders auszeichnen.

Nun noch auf Vertheilung und Behandlung des Stoffs weitläufig einzugehen dürfte hier wol nicht am Platze sein; soll doch eine Beurtheilung nicht die eigene

Lecture des beurtheilten Werks ersetzen, wenigstens bei guten Büchern nicht; deshalb hier nur noch Einzelnes, und wenn ich da hauptsächlich solche Punkte heraushebe in denen ich mit Prutz nicht einverstanden bin, so geschieht Das eben deswegen, weil ich es für etwas durchaus Unnöthiges halte ausdrücklich zu erklären, daß ich mit diesem oder jenem Abschnitt ganz übereinstimme, mich an diesem oder jenem Theile des Buchs besonders erfreut habe. Ich vermisse aber die nöthige Gleichmäßigkeit der Behandlung: einige Partien des Buchs erscheinen mir im Verhältniß zum Ganzen zu kurz, andere zu ausführlich gehalten. Letzteres gilt namentlich von solchen Abschnitten in denen Prutz neue und selbständige Forschungen mittheilen konnte, und dadurch verleitet wurde ein größeres Gewicht auf diese Punkte zu legen als es ihre eigene Bedeutung erheischte. Hierher rechne ich namentlich das in der fünften Vorlesung über die „Haupt- und Staatsactionen" Gesagte. Für den Forscher der neue wissenschaftliche Ergebnisse aufsucht ist allerdings dieser Abschnitt besonders werthvoll, aber den gebildeten Leser wird er leicht dazu verführen, dieser Art von dramatischen Misgeburten eine größere Wichtigkeit und eine weitergreifende Einwirkung beizulegen als sie in der That besessen haben. Denn daß diese Haupt- und Staatsactionen allerdings eine geraume Zeit hindurch die deutsche Volksbühne beherrscht haben, gibt ihnen die Wichtigkeit noch nicht, die sie nur dann beanspruchen könnten, wenn sich an sie irgend eine organische Fortentwickelung der dramatischen Dichtung und Darstellung angeschlossen hätte. Nicht hinreichend gewürdigt scheint mir dagegen das gelehrte Drama des 17. Jahrhunderts, namentlich Andreas Gryphius; denn wenn auch von ihm das Meiste gilt was über Opitz gesagt ist, so ist Gryphius doch der Erste der Das was Opitz theoretisch hingestellt hatte, in größerer Ausdehnung praktisch anwandte und zur Anerkennung brachte. Namentlich aber ist nicht zu verkennen, daß das ganze neuere Trauerspiel bis auf unsere Tage nicht nur seine äußere Gestalt durch Gryphius bekommen hat, sondern daß auch das tragische Pathos welches unsere Bühne beherrscht bis auf den heutigen Tag seinem innern Wesen nach dasselbe wie bei Gryphius ist. Auch hätten wol die eigenthümlichen lyrischen Einlagen jener Trauerspiele, die „Reihen", eine ausführlichere Besprechung um so mehr verdient, als Prutz sonst mit Vorliebe auf die Anlehnung des deutschen Trauerspiels an das antike eingeht, von welcher diese Reihen ein zwar verunglückter, aber besonders deutlicher Beweis sind. Auch seine „Komödien" hätten wol mit mehr als drei Zeilen bedacht zu werden verdient, da wenigstens die eine derselben sich mit keckem Humor ganz unmittelbar als ein Abbild der gleichzeitigen socialen Zustände hinstellt, was dann freilich auch durch eine besser gewählte Scene als hier (S. 156) geschehen ist, belegt werden mußte.

Viel zu spärlich endlich finde ich Goethe bedacht; seine unmittelbare Thätigkeit für die Bühne zwar ist gebührend anerkannt, von Dem dagegen was er als dramatischer Dichter gewirkt findet nur der „Götz von Berlichingen" eine eingehende Würdigung; aber von „Iphigenia" und „Tasso" heißt es ausdrücklich: „Sie sind mehr lyrischer, mehr epischer als wahrhaft dramatischer Natur; es sind Gemälde und Spiegelbilder des eigenen Lebens, nicht, was das Wesen des Drama ist, Gemälde der Welt und der Geschichte; es sind Zustände, nicht Handlungen." Diese Worte sind denn doch sichtlich am Schreibtisch ausgedacht; vor der Bühne wenigstens, wenn der Vorhang steigt und eine würdige Repräsentantin der Iphigenia heraustritt unter die geweihten Wipfel des heiligen Hains, da kommt man auf solche Gedanken nicht. Und gerade der Zusammenhang in welchem Prutz diese Dichtungen erwähnt hätte ihn zu einer richtigern Würdigung derselben veranlassen sollen: der unmittelbar vorher treffend gezeichneten Philisterhaftigkeit Iffland's und Gemeinheit Kotzebue's gegenüber, wer hätte denn da den Adel und die Würde der deutschen Bühne gerettet, wenn nicht, neben Schiller, Goethe eben mit den genannten Werken! Hier dürfte Gervinus, den Prutz mit Recht sorgfältig benutzt hat, doch etwas zu viel auf des Verf. Urtheil eingewirkt haben.

Eine besondere Erwähnung verlangt wol endlich noch der Schluß des Buchs; die Darstellung der neuesten dramatischen Bestrebungen mußte für Prutz, der selbst an ihnen betheiligt ist, besondere Schwierigkeiten haben. Aber auch von dieser persönlichen Beziehung abgesehen kann ich es nur billigen, daß er die dürren Jahre seit Schiller's Dahinscheiden und das noch zu keinem Resultate gelangte Ringen und Streben der neuesten Zeit mit möglichster Kürze nur berührt hat; nur Das dürfte unbillig erscheinen, daß er neben Platen nicht auch Uhland erwähnt hat, da in seinen Dramen sich Aufführbarkeit mit der viel erprobten, schönen vaterländischen Gesinnung verbindet, wenn auch von Seiten der dramatischen Kunst manche Ausstellungen mit Recht gegen ihn sich erhoben haben.

Wo den eben angeführten einzelnen Mängeln so viele und bedeutende Glanzpunkte gegenüberstehen, wie in dem besprochenen Buche, da darf man gewiß hoffen, daß es seinen Zweck nicht verfehlen, daß es „durch vermehrte Einsicht in den Gang der Geschichte zur Stärkung und Vermehrung aller edlern patriotischen Empfindungen" in recht weiten Kreisen beitragen werde.

W. A. Passow.

Hofgeschichten. Von L. Mühlbach. Drei Theile. Berlin, Hirschfeld. 1847. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

In der Einleitung wird die Geschichte einer Nonne erzählt, „der steinernen Heiligen", als deren Vermächtniß uns L. Mühlbach diese „Hofgeschichten" übergibt, die in der Einsamkeit des Klosterlebens von dieser Nonne Natalie geschrieben wurden aus glühendem Haß gegen Die welche sie verrathen, verführt, ihr Glück und ihre Ruhe untergraben hatten. Sie wollte sich rächen an den gottesleugnerischen Priestern und den Unheil säenden Beichtvätern, sie suchte deshalb in den Büchern der Geschichte nach Stoffen welche durch diesen Gegenstand sich auszeichneten. Obgleich die Erzählung der Einleitung viel

[illegible] und Unnatürliches enthält, so wollen wir ihren Inhalt doch kurz angeben, um dann begreifen zu können, in welchem Zusammenhange der Haupttheil des ganzen Buches mit demselben steht. Natalie war die Tochter einer Italienerin; ihre Aeltern starben früh, und ihr Vater hinterließ nur zwei Kinder: einen schon erwachsenen Sohn aus einer frühern Ehe und Natalie. Ihr Bruder ward ihr Vormund, dessen Willen sie ganz anheimgegeben war; dieser aber haßte sie, weil das Mädchen die Hälfte der Reichthümer mit ihm theilte. Wenn Natalie aber in ein Kloster ging, sollte sie blos einen Theil dieses ungeheuern Vermögens erhalten: so hatte ihr Vater es im Testamente bestimmt. Ihr Bruder war deshalb darauf bedacht sie in ein Kloster zu bringen; ein Beichtvater mußte ihm hierzu behülflich sein. Dieser Mann bot Alles auf, um allmälig das offene Gemüth des kaum erwachsenen Mädchens zu vergiften, alle Illusionen ihm grausam zu nehmen, die Welt ihm von der schlimmsten Seite zu zeigen. Auf diese Weise verleidete er dem jungen Gemüthe die Freude an derselben; allein ihr Herz hatte noch zu viel Federkraft, und eine Liebe die ihr ganzes Wesen erfüllte hielt sie aufrecht, wenngleich ihr der Beichtvater fortwährend zurief: Es gibt keine Tugend, Alles ist Heuchelei, Alles ist Lüge. Als ihr der Priester endlich auch den Glauben an ihre Liebe nahm, als er ihr zeigte, wie der Geliebte untreu war, den sie in der Raserei ihrer Leidenschaft erstach, als dieser Priester sie entehrt hatte, da war der letzte Schritt des großen Werkes vollbracht, Natalie ging in das Kloster. Aber hier brütete sie Rache, sie las Bücher und suchte in denselben nach den Greuelthaten der Priester und Jesuiten, um durch Bloßstellung ihres frevelhaften Treibens die Welt zu warnen. So entstanden diese „Hofgeschichten", von denen eine in Frankreich, die andere in Spanien spielt.

Es läßt sich nicht verkennen, daß L. Mühlbach mit einem gewissen Geschick diese Einleitung erfunden hat, allein die Farben sind überall so grell, so stechend aufgetragen, daß sie bis zum Unwahren, Forcirten hinanstreifen und nicht selten sogar widerlich und häßlich sind. Die erste Hofgeschichte umfaßt das Leben des **Père Lachaise**, Beichtvaters Ludwig's XIV. in Frankreich, von seinen Anfängen bis an sein Ende. Man könnte diese ganze Darstellung auch eine Geschichte der Maitressen Ludwig's XIV. nennen. Es sind jedoch wenig erquickliche Momente in derselben, und Erstaunen erregt es zuweilen, wie eine Frau mit so glühendem feurigen Pinsel bei diesen Verhältnissen verweilen kann, die so sehr alle Sittlichkeit und allen Anstand mit Füßen treten. Freilich schlüpft die Verfasserin immer an den bedeutsamsten Stellen mit einigen leisen Andeutungen, mit einigen verhängnißvollen Gedankenstrichen, diesen Gardinen des schriftstellerischen Anstandes für die Liederlichkeit der handelnden Personen, vorüber; allein eine solche Darstellung, so sehr sie auch piquant sein mag, so sehr sie auch der Begierde gewisser Leihbibliothekleser entsprechen mag, kann uns nicht befriedigen, ja nicht einmal unterhalten, da sie des wahren sittlichen Ernstes und der künstlerischen Gestaltung entbehrt. Die scandalösesten Vorgänge aus jener Zeit sind hier aus den ebenso scandalösen Memoiren zu einem Ganzen verarbeitet, und der Geschichtsforscher wird bei dem ernsten Studium jener Zeiten nur dadurch aufrecht gehalten, daß er in den folgenden Ereignissen die gerechte Strafe jener Frevel an der Menschheit und allem sittlichen Gefühle erkennt, daß er die Französische Revolution als drohendes flammendes Schwert über dem Haupte dieses liederlichen prächtigen Königs zeigt. Die zweite Hofgeschichte spielt zur Zeit Philipp's V. in Spanien; sie dreht sich um die Intriguengeschichte und den Kampf um die Herrschaft über den König zwischen der Gräfin Orsini und dem Abbé Alberoni. Die Ausführung und Anlage ist der ersten ähnlich, nur daß hier der Stoff für diese Liebesgeschichten nicht so ergiebig ist. Es will uns fast bedünken, als sei das Material zu diesen Erzählungen von dem Studirtische Theodor Mundt's in den Ridicul seiner Frau gefallen, und wir hätten lieber den Mann zum Vertreter solcher Schilderungen gewünscht, bei deren Darstellung doch eigentlich eine Frau nicht ohne Scham und Erröthen verweilen kann.
93.

Altenglische Straßenlieder.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die ernste und trübe Zeit des in England unter Cromwell geherrschten Puritanismus die Blütenzeit der dortigen Straßenlieder war. Sie datirt vom Schließen der Theater. An die Stelle der Schauspiele traten Gassenhauer, an die Stelle der Schauspieler Bänkelsänger. Irgendwie wollte das Volk sich belustigen, und selbst der strenge Protector mußte ein Auge zudrücken. Trotz seines Befehls alle wandernden Musikanten, Balladensänger und Dergleichen ins Gefängniß zu werfen und als Vagabunden zu behandeln, steigerte sich deren Zahl und der Absatz ihrer Lieder. Die Obrigkeiten schritten nur ein wenn sie schlechterdings mußten, und es findet sich kein Beispiel, daß Cromwell Mehr von ihnen gefodert. Mit der Restauration öffneten sich die Theater. Das Volk wendete sich wieder ihnen und andern Vergnügungen zu. Die Blütenzeit der Ballade und die Erntetage ihrer Sänger waren gleichmäßig vorüber. Viele jener Lieder sind verloren. Viele aber besitzt das Britische Museum in einer drei Bände starken handschriftlichen Sammlung, begonnen von Harley, Grafen von Oxford, fortgesetzt von West und Pearson, und beendigt vom Herzog von Roxburghe. Dieser Sammlung hat der auf dem literarischen Markte hinlänglich bekannte Collier den größern Theil eines Balladenbuchs entnommen, welchem er den Titel gegeben: „A book of Roxburghe ballads; edited by *John Payne Collier*" (London 1847). Daß hierdurch die bisher so Wenigen zugänglichen Balladen Gemeingut worden sind, ist glücklicherweise nicht ihre einzige, vielmehr ihre geringste Empfehlung. Ihr namhafter Werth besteht darin, daß sie untergegangene Gebräuche und berühmte Oertlichkeiten beschreiben, eine Menge dunkler, in Dramen und Satiren aus jener Zeit vorkommender Anspielungen aufhellen, und einen tiefen Blick vergönnen in das Treiben und Leben der untern Stände. Weil nicht für die höhern Classen, sondern für das Volk in den Straßen bestimmt und ausschließend an das Volk gerichtet, besingen sie keine Ritterthaten und sind auch keine Muster eines edeln, gewählten Versbaus, dafür aber lustig, satirisch, mitunter possenhaft — treue Spiegel des damaligen Volksgeschmacks. In dieser Hinsicht zeichnen sich besonders drei aus. Zuerst „Mock-Beggar's hall", eine Art Spottgedicht auf die trägen und ausschweifenden Tagessitten, muthmaßlich aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Nach lebhafter Klage über den Verfall der Redlichkeit, daß im Handel und Wandel Ehrlichkeit aus der Mode gekommen und Spitzbüberei Mode geworden, schildert und schilt der Dichter die häßliche Hinneigung der Mittel- und niedern Stände, die Laster der Reichen und Vornehmen nachzuäffen. Da heißt es:

> The bargeman now the fashion keeps,
> And swaggers like our gallants;
> While love and charity sits and weeps
> To see them waste their talents;
> Spend all their store until no more,
> Such prodigals are plenty,
> Thus brave it out, while men there flout,
> And Mock-Beggar's Hall stands empty . . . .

Zuzweit, obwol von sehr verschiedener Tendenz und Haltung: „Cupid's courtesie; or, the young gallant foiled at his own weapon", laut handschriftlicher Angabe von 1595. Drittens ein überaus lustiges Lied: „My wife will be my master", eine sehr verständlich detaillirte Aufzählung der Leiden eines würdigen Mannes welchen der Himmel mit einer bösen Sieben gesegnet hat, ein freilich altes, deshalb aber noch nicht veraltetes Thema, das auch, wenn humoristisch durchgeführt, von jeher Beifall gefunden. Hier eine Stanze als Probe:

I every morning make a fire,
all which is done to ease her;
I at a meeting make a toast,
in hope therewith to please her,
With a cup of nappy ale and spice,
of which she is first taster,
And yet this cross-grained queen will scold
and strive to be my master.

In einem sinnverwandten Gedichte erbarmt sich der Teufel des geplagten Ehemanns, und trägt die Frau „Huckepack" in die Unterwelt, entdeckt aber, daß er in seinem eigenen Reiche ihr nicht gewachsen ist, „und bringt sie flugs zurück". 23.

Bibliographie.

Alschefski, C. F. S., Das Leben aus dem Gesichtspunkte der Religion. Zunächst für gebildete Frauen dargestellt. Berlin, Herbig. Gr. 12. 1 Thlr.

Beta, Herrn Schampelmeiers humoristische Wallfahrten. 1ste Fahrt: Berlin. Berlin, L. Schlesinger. 8. 2½ Ngr.

Denzinger, H. J. D., Kritik der Vorlesungen des Hrn. Prof. Heinr. W. J. Thiersch über Katholicismus und Protestantismus. 1ste Abtheilung. Die Prinzipienfragen. Würzburg, L. Stahel. Gr. 8. 20 Ngr.

Dräxler-Manfred, C., Gedichte. 3te durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.

Feuerbach, F., Die Kirche der Zukunft. Eine Reihe von Aphorismen. Bern, Jenni Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Gack, G. C., Geschichte des Herzogthums Sulzbach nach seinen Staats- und Religions-Verhältnissen, als wesentlichen Beitrag zur bayerischen Geschichte. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Gaupp, E. T., Ueber die Zukunft des deutschen Rechts. Eine germanistische, mit besonderer Rücksicht auf die großen Gesetzbücher der neueren Zeit verfaßte Abhandlung. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Gedichte eines deutschen Philosophen. Leipzig, Verlags-Bureau. 8. 1 Thlr.

Heffter, M. W., Der Weltkampf der Deutschen und Slaven seit dem Ende des 5. Jahrhunderts nach christlicher Zeitrechnung, nach seinem Ursprunge, Verlaufe und nach seinen Folgen dargestellt. Hamburg und Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Herloßsohn, C., Die Mörder Wallenstein's. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Reichenbach. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hohenhausen, Elise v., Rousseau, Göthe, Byron, ein kritisch-literarischer Umriß aus ethisch-christlichem Standpunkte. Kassel, Hotop. 8. 12 Ngr.

— — Johann und Kornelius de Witt oder das ewige Edikt. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen aus der Zeit Ludwig XIV. Kassel, Hotop. 8. 12 Ngr.

Kohlmann, J. M., Beiträge zur Bremischen Kirchengeschichte. 2tes Heft. — A. u. d. T.: Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Pfarre Seehausen im Bremischen Stadtgebiete, nach den Acten dargestellt, als Spiegel der Vorzeit und Fingerzeig für die Zukunft nebst einleitenden historischen Nachrichten über die frühern Bremischen Kirchen-Visitatoren. Bremen, Heyse. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Dieselben. 3tes Heft. — A. u. d. T.: Kriegesmuth und Siegesfreude der protestantischen Stadt Bremen im Jahre 1547. Oder: Andenken an die Belagerung Bremens (Februar 20. — April 1. und April 19. — Mai 22. 1547) und die Schlacht bei Drackenburg (den 23. Mai 1547). Nach archivalischen Urkunden. Bremen, Heyse. 1846. Gr. 8. 12½ Ngr.

Martens, K. v., Geschichte der innerhalb der gegenwärtigen Gränzen des Königreichs Württemberg vorgefallenen kriegerischen Ereignisse vom Jahre 15 vor Christi Geburt bis zum Friedensschlusse 1815. Stuttgart, Hofbuchdruckerei zu Guttenberg. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Matthiä, A., Die Denkformenlehre und ihr organischer Zusammenhang mit Schule und Wissenschaft. Im Grundriß entworfen. Jena, Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Nagórski, Henriette v., Betrachtungen über die Moral für das weibliche Geschlecht. Pesth, Geibel. 8. 25 Ngr.

Nippe, K. A., Die Presbyterialverfassung und deren Einführung in die deutsch-evangelische Kirche der Gegenwart. Eine geschichtliche Darstellung. Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr.

Nyssen, J. J., Kritisch-literarische Prüfung der Joh. Lad. Pyrkerschen Tunisias. Aus dem Französischen übersetzt und mit Noten begleitet von F. C. Weidmann. Pesth, Heckenast. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Ordensbuch der Brüder vom deutschen Hause St. Marien zu Jerusalem, zum ersten mal in der ältesten Abfassung nach einer Pergamentsurkunde des 13. Jahrhunderts herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth. Heilbronn, Landherr. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Reformationsgeschichte des Schweizerlandes, für denkende Leser beider Bekenntnisse. Von M—G. Burgdorf, Langlois. Gr. 8. 24 Ngr.

Schwarze, F. O., Ueber die Einführung des mündlichen Strafverfahrens, insbesondere über die Einrichtung der zweiten Instanz und die Motivirung der Erkenntnisse in Betreff der Thatfrage. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 15 Ngr.

Siebdrat, Aufschlüsse über die Kunst des Schnellrechnens. Ein Buch für Geschäftsleute, sowie für Lehrer und Freunde der Rechenkunst. Mit 4 Tafeln. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Stettler, F., Das Bundesstaatsrecht der Schweizerischen Eidgenossenschaft gemäß den Entwickelungen seit dem Jahre 1798 bis zur Gegenwart. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Tesche, Walter, Erzählungen aus dem Bergischen. 1ster, 2ter Theil. Pesth, Heckenast. Leipzig, G. Wigand. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Urkunden zur Geschichte des reorganisirten Bisthums Basel. Aarau, Christen. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wendt, M., Vater unser oder das Gebet des Herrn in Gesängen. 1ste Lieferung. Neusalza, Oeser. Gr. 4. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Becker, O. F., Ueber Gymnasien und Realschulen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über die Vorschule zum Studium der Naturwissenschaften überhaupt und der Heilkunde im Besondern. Mit einem Vorworte über des Realschuldirectors Dr. Fischer zweites nothwendiges Wort zur medicinischen Schulfrage. 2te Auflage. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 10 Ngr.

Dorer, E., Xenien auf die Eidgenössischen Schützenfeste in Basel und Glarus. Baden, Zehnder. 12. 3 Ngr.

Günther, J. G., und Heyne, C., Wie können die Bahnhöfe Leipzigs am zweckmäßigsten und vortheilhaftesten mit einander verbunden werden? Erörtert und nachgewiesen. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Hempel, F., und Fritsche, F. G., Zum Andenken an die Einfahrt des ersten Erndtewagens in Altenburgs Mauern am 28. Juli 1847. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 3 Ngr.

Roth und Rath. Den Gustav-Adolf-Verein betreffend. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Siegel, J. C. G., Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, in drei Predigten ausgesprochen. Leisnig. Gr. 8. 5 Ngr.

Wieder und immer wieder! oder Antiharlessiana von T. H. Herbst, Kummer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wienbarg, L., Das dänische Königsgesetz oder das in Dänemark geltende Grundgesetz. In historischer Beleuchtung und zur Inbetrachtnahme für die Frage der Gegenwart. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 282. —— 9. October 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Zweiter Artikel.*)

6. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Gesammelt von Emil Sommer. Erstes Heft. Halle, Anton. 1846. 12. 16 Ngr.
7. Deutsche Volksmärchen. Erzählt von Friedrich Gottschalck. Zwei Bände. Mit zwei Holzschnitten. Leipzig, Baumgärtner. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Burg- und Bergmärchen. Gesammelt und herausgegeben von Friedrich Grimm. Zwei Bände. Wolfenbüttel, Holle. 1846. 12. 1 Thlr.
9. Bremens Volkssagen. Herausgegeben von Friedrich Wagenfeld. Bremen, Kaiser. 1845. 8. 1 Thlr. 17½ Ngr.
10. Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit. Erstes Bändchen. Oldenburg, Stalling. 1845. Gr. 12. 5 Ngr.
11. Märchenschatz. Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aller Zeiten und Völker. Bearbeitet und herausgegeben von O. L. B. Wolff. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1845. 8. 15 Ngr.
12. Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Mit 10 Stahlstichen. Leipzig, G. Wigand. 1846. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.
13. Indische Sagen. Von Adolf Holtzmann. Erster Theil. Karlsruhe, Holtzmann. 1845. 8. 26⅓ Ngr.
14. Domsagen. Von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Haas. 1845. Gr. 12. 15 Ngr.
15. Badisches Sagenbuch. Herausgegeben von August Schnezler. Eine Sammlung der schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden des badischen Landes. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Nr. 6. Ein Büchelchen von nur acht Bogen, aber reichen, gedrängten Inhalts. Es ist einem der Gebrüder Grimm gewidmet, und im Sinn und Geist dieser berühmten Sagenforscher gesammelt und niedergeschrieben. Es zerfällt dem Titel gemäß in drei Abtheilungen, deren erste sich mit den Sagen beschäftigt, und zur Kunde derselben eine Reihe höchst schätzenswerther Beiträge liefert, welche größtentheils in den Saalgegenden, namentlich in der Nähe von Eisleben, Halle, Wettin u. s. w. gesammelt sind. Der Herausgeber hat sie der Mehrzahl nach aus dem Munde des Volkes geschöpft, und sie in ihrer ganzen Einfachheit und Natürlichkeit ohne störendes Beiwerk wiedererzählt; nur wenige sind ältern Sammlungen und Chroniken entnommen.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 220—223 d. Bl. D. Red.

Die beiden ersten derselben enthalten interessante Modificationen der bekannten Kiffhäusersagen. Nach Nr. 1 hat ursprünglich nicht Friedrich Barbarossa, sondern Otto mit dem rothen Barte, eine Verschmelzung der beiden ersten Otto, seinen Sitz im Kiffhäuser gehabt, und erst nach manchen hundert Jahren ist derselbe ins quedlinburger Schloß gezogen, wo er, in pures Gold verwandelt, ausharren muß, bis das Schloß einst abbrennt, und aus dem Golde das man unter den Trümmern findet wieder aufgebaut wird. Nr. 2 hingegen bezeichnet, in Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen Sage, den Kaiser Friedrich als den Inhaber des Bergs, und berichtet, dieser habe durch seine Haushälterin, die Königin Holle, dem Kaiser Napoleon sagen lassen nicht nach Rußland zu ziehen, sondern Deutschland zu räumen, widrigenfalls er in Elend untergehen werde; Napoleon aber habe nicht gehört, Das habe er dann büßen müssen. Die folgenden Nr. 3—8 beziehen sich auf den Wilden Jäger, auf Frau Holle (Wolle, Rolle), Frau Harre (Harke, Harfe) und Frau Motte. In den beigegebenen Anmerkungen führt er nach dem Vorgange anderer Sagenforscher den Ursprung sowol dieser wie auch der beiden ersten Sagen auf die altdeutschen und nordischen Mythen zurück, erkennt in den beiden Rothbärten, sowie auch im Wilden Jäger eine Verschmelzung von Odhin und Thor, das Innere des Kiffhäuserberges gilt ihm für Walhalla, und in Frau Holle, Frau Harke und Frau Motte glaubt er die Göttinnen Holda, Hera und Murte wiederzuerkennen, welche nach seiner Ansicht an die Stelle der alten Feigg getreten sind. Nr. 9 berichtet von einer Taubenjungfrau, die in der Zwölften Nacht durch die Luft rauscht und ein gutes Jahr verkündet. Der Herausgeber erinnert an eine ähnliche Jungfrau in den Gedichten von Friedrich von Schwaben und an die Schwanenjungfrauen, und sieht in ihr wiederum die Göttin Hera oder Harke. Nr. 10—18 handelt von umgehenden alten Mütterchen, weißen Frauen, Jungfrauen mit einem Schlüsselbunde u. s. w.; Nr. 19—32 von Wichtelmännchen, Gütchen, Kornengeln, Koboldеn und Mönchen; Nr. 34—39 von Nixen; Nr. 40—42 von Mohrten und Gespenstern; Nr. 43 von Bischof Odo von Magdeburg; Nr. 45—55 von Teufeln und Hexen, dreibeinigen Hasen, Katzen u. s. w.; Nr. 56 von goldenen Gänsen und Enten, von Kohlen die

sich in Gold verwandeln, Schätzen, Kucksen u. s. w.; Nr. 61—70 sind Sagen historischen Charakters, und beziehen sich namentlich auf Halle, dessen Salzwerke, den heiligen Moritz u. s. w.

Sind auch unter den Sagen welche uns hier geboten werden die meisten solche die in ihren Grundzügen schon längst bekannt sind, so enthalten sie doch größtentheils einige neue Seiten und Wendungen, oder wenn Das nicht ist, so werden sie den Mythologen gerade um deswillen interessant, daß sie oft in einzelnen Zügen auf eine überraschende Weise mit den Sagen ziemlich fernliegender Gegenden übereinstimmen. So vergleiche man z. B. Nr. 3 und 4 mit den Nummern CDLXXXVII, 2; CDXCIV, CDIC, DCII bei Müllenhoff, und mit Nr. 259 in den „Niederländischen Sagen" bei Wolf, und man wird in allen den Zug wiederfinden, daß der Wilde Jäger Denen die mit ihm gejagt haben einen Aasschinken als Beute zuwirft, in den schleswigschen Sagen mit dem Zuruf: „Hast du mit jaegt, schast du oek mit fräten", in unserer sächsischen Sage mit dem Reime:

Hast du geholfen jagen,
Mußt du auch helfen nagen.

Eine ähnliche Uebereinstimmung in scheinbar zufälligen und unbedeutenden, aber durch ihre regelmäßige Wiederkehr sich als wesentlich erweisenden Zügen läßt sich wol ohne Ausnahme in jeder Sagengattung nachweisen. Selbst unter den Sagen die einen mehr historischen Charakter haben finden oft überraschende Analogien statt. So erinnert z. B. die hier mitgetheilte Sage von Bischof Odo lebhaft an eine italienische Mönchs- und Klostersage, welche der Verfasser des „Scipio Cicala" in diesen seinen Roman verarbeitet hat.

Minder reich ist die Märchenlese ausgefallen, deren Ergebniß die zweite Abtheilung liefert. Wir erhalten der Märchen im Ganzen nur elf, die sich sämmtlich nur als Variationen schon bekannter Märchen ausweisen. Jedoch auch als solche müssen sie willkommen geheißen werden, zumal sie sehr gut vorgetragen und wie die Sagen von schätzungswerthen Anmerkungen begleitet sind. Nr. 1 ist ein Zwergmärchen, Nr. 3 ein Nixenmärchen. Alle übrigen gehören jener verbreitetsten Gattung der Abentenermärchen an, in deren überall wiederkehrenden Grundzügen die neuern Sagenforscher eine symbolische Darstellung der mit dem Wechsel der Jahreszeiten verbundenen elementarischen Kämpfe und Naturerscheinungen erkannt haben.

Am dürftigsten ist jedenfalls die dritte Abtheilung ausgestattet, welche von den an gewissen Tagen und zu gewisser Zeit in Sachsen und Thüringen herrschenden Gebräuchen handelt. Da der Verf. überhaupt nur einen kleinen Theil von Sachsen und Thüringen durchforscht hat, so ist ihm schon um deswillen außerordentlich viel entgangen; aber auch aus den Gegenden in denen er gesammelt hat wäre noch gar Vieles zu berichten gewesen: da fast an jeden Kalendertag gewisse abergläubische Vorstellungen, Gewohnheiten, Spiele, Festlichkeiten u. s. w. geknüpft sind, die auf ein hohes Alter zurückdeuten, und in das Gebiet der Sagen- und Märchenwelt hinüberstreifen.

Nr. 7. Der Herausgeber dieser Sammlung hat sich schon zu lange Zeit um die Aufsuchung und Wiedererzählung deutscher Volkssagen und Märchen verdient gemacht, und die Ergebnisse seiner Bemühungen theils in seinen „Ritterburgen", theils in seinen Reisetaschenbüchern, theils auch in besondern Werken und zeitschriftlichen Mittheilungen zu allgemeiner Kenntniß gebracht, als daß es hier einer besondern Anerkennung und einer nochmaligen Charakteristik seiner gemüthlichen, hier und da jedoch zu gedehnten Darstellungsweise bedürfte. Auch in den vorliegenden zwei Bänden liefert er uns wieder eine Reihe von sehr mannichfaltigen, aus verschiedenen Gegenden Deutschlands dem Munde des Volks entnommenen und von dem Verf. zu Märchen ausgesponnenen Sagen. Wir wollen den Inhalt einiger derselben kurz andeuten, und hier und da eine Bemerkung anknüpfen.

„Der erste Herzog von Zähringen ein Köhler." Ein Köhler des Schwarzwaldes findet eine Anzahl Silberklumpen, bringt diese dem sich gerade in Noth befindenden Kaiser, und erhält dafür, nachdem derselbe mit Hülfe des Geldes ein Heer gedungen und sein Reich wiedererobert wird, dessen Tochter, und wird zum Herzog von Zähringen erhoben. Er wird aber als solcher zuletzt so übermüthig, daß er von seinen Köchen verlangt ihm ein Kind als Mahl zuzubereiten, verfällt darüber den schrecklichsten Gewissensbissen, und vermacht, um der höllischen Strafe zu entgehen, einen großen Theil seines Reichthums den Kirchen und Klöstern. Wie die Sage hier erzählt ist, erscheint die Schlußwendung nicht recht motivirt, und wir glauben daher, daß dem Verf. die Sage nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt mitgetheilt ist. Aus dem Gange analoger Sagen zu schließen ist wahrscheinlich der Erwerb der Silberklumpen nicht in so unschuldiger Weise, sondern mit Hülfe des Teufels oder anderer höllischen Mächte vor sich gegangen, und darum mit einem so traurigen Ausgange in Verbindung gebracht. Dafür spricht namentlich der Umstand, daß zuletzt ein Theil der Schätze der Kirche verfällt; es ist ein wesentlicher Grundzug alter Sagen, daß der Teufel zuletzt immer für die Kirche gearbeitet hat: denn — die Kirche hat einen guten Magen, sie allein kann unrecht Gut vertragen.

„Die verwünschte Jungfrau." An der Südseite des Schneeberges im Fichtelgebirge breitet sich eine schauderhaft einsame Fläche aus, die man den Nußhartfelsen nennt. Hier wohnt eine Jungfrau, von einem unerhörten Liebhaber, einem Dämon, in eine Höhle gebannt. Aus dieser tritt sie täglich heraus, um Flachsknoten in der Sonne umzuwenden, die sich unter ihren Händen in Rostroth, untermischt mit Goldstücken, verwandeln. Ein Jüngling, der seine Heerde hierhertreibt, wird von ihr aufgefodert sie zu retten. Er ist dazu berufen, weil er aus einer Bademulde getauft ist, gefertigt aus dem Holze einer Eiche, die am Jahrestage ihrer und seiner Geburt,

dem Tage des Erzengels Michael, gepflanzt und gefällt wurde. Er aber kann sich aus Feigheit nicht zur Ausführung des Abenteuers entschließen, läßt den rechten Augenblick vorübergehen, und siecht hinterher aus Reue darüber dem Grabe zu. Die Jungfrau aber harrt noch immer ihres Erlösers.

„Die Gegensteine.“ Ein Bauer aus Ballenstedt am Harz kommt auf dem Wege nach Quedlinburg zu den Gegensteinen, Ueberbleibsel der Teufelsmauer, und findet hier den Eingang einer Höhle in deren Innern er eine große Braupfanne voll Goldstücke und eine Peitsche findet, von einem schwarzen Hunde bewacht. Er wagt einen Griff und darf unbeschadet die Höhle verlassen. Aber er wünscht auch die schöne Peitsche zu haben, kehrt zurück, nimmt auch sie und thut einen zweiten Griff in das Gold. Der Hund fletscht die Zähne, aber die Goldgier verführt ihn zu einem dritten Griffe. Da wird er plötzlich gewaltsam fortgeschleudert, und die Höhle stürzt unter Krachen zusammen. Statt des Goldes hat er nur Kieselsteine in der Tasche, bejammert seine Habgier und stirbt darüber vor Reue. Im Innern der Höhle sitzt seitdem der Satan auf seinem Schatze und höhnt durch Nachsprechen die Stimme der Vorübergehenden. Daher das Echo im Gegenstein. Nach einer dem Ref. zugekommenen Variante dieser Sage ist es nicht der Teufel, sondern der Bauer, der im Felsen sitzt, dort sein Gold zählt, und, wenn er von Vorübergehenden gestört wird, ärgerlich deren Worte nachspricht.

„Die Glocke in Ebergötzen.“ Eine Schweineheerde findet beim Wühlen eine im Sumpf versunkene Glocke. Die Bauern wollen sie mit Hülfe von Pferden herausziehen, aber umsonst. Da erscheint eine Jungfrau, und, nachdem sie ein seidenes Bändchen an die Glocke gebunden, bringt sie dieselbe ohne Mühe aufs Trockene, worauf sie verschwindet. Daher ruft die Glocke noch jetzt: „Su fand, Mäggen band.“ Dieselbe Sage findet sich an verschiedenen Orten, unter Anderm auch in der Gegend von Hoym, wo man der Glocke folgende Worte in den Mund legt: „Su funden, Mäken bunden ut Daldarp!“ Aehnliche Sagen von Glocken, die versunken sind, die in ihren Klängen ihre Geschichte verkünden u. s. w., erzählt Müllenhoff, „Märchen“ u. s. w. (S. 116—120), Wolf, „Niederländische Sagen“ (Nr. 462—464).

„Der Krötenring.“ Eine Fürstin von Dessau wirft einer Kröte vom Mahle die übrig gebliebenen Brosamen zum Fenster hinaus. Dafür erhält sie einen Ring der, so lange er sich im Schlosse befindet, den Untergang des fürstlichen Stammes verhindert und das Schloß vor Feuersnoth bewahrt.

„Die Teufelsleiter.“ Ritter Sibo wirft ein graues Männchen aus seinem Schlosse unweit Lorrich am Rhein. Dafür entführt ihm dieses seine zwölfjährige Tochter, und hält sie auf dem steilen, unersteigbaren Kedrich. Von hier will sie Ritter Ruthelm erlösen. Das graue Männchen, das unterdessen die Jungfrau aufs beste gepflegt hat, will ihm selbst dazu behülflich sein, wofern er kühn genug ist, auf einer ungeheuern Leiter, die ihm die Graumännchen zimmern müssen, den Gipfel des Kedrichs zu erklimmen und wieder ins Thal zurückzusteigen. Er entschließt sich dazu, und führt das Wagstück glücklich aus. Die Riesenleiter stand noch viele Jahre am Kedrich, bis sie zerfiel. Die Umwohnenden hielten sie für ein Werk des Teufels, und darum heißt noch jetzt der Berg die Teufelsleiter.

„Wie Schaumburg an Hessen kam.“ Graf Konrad von Schaumburg besucht täglich das Wichtelweibchen im Mukelloch; seine Frau folgt ihm eines Tages, schneidet dem Weibchen eine Flechte ab und überredet ihren Gemahl, durch großmüthige Verzeihung seines Unrechts, nicht zur Verführerin zurückzukehren. Aus Rache vernichtet diese nach und nach den ganzen Stamm des Grafen, und so fällt Schaumburg an Hessen.

„Der verwünschte Vogelsteller.“ In den Teufelslöchern bei Jena hauste vor Zeiten ein Vogelsteller, der sich unter vielen Gestalten herumtrieb, und sich Mädchen einfing, die ihm in seinen Schluchten Garn zu seinen Netzen spinnen mußten. Jetzt ist er nicht mehr gefährlich, denn ein Jäger hat ihm mit Hülfe eines Krötensteins das Handwerk gelegt und seinen Wohnsitz zerstört. Man sieht jetzt nur noch eine kleine Oeffnung; wer jedoch ein Sonntagskind ist, kann in der Walpurgisnacht die Höhle sammt den spinnenden Jungfrauen sehen in ihrem alten Glanze.

„Renatus von Hakpfiffel.“ Renatus, ein Schuhflicker aus Hakpfiffel, geht einst Abends an der Rotenburg vorbei. Da zwingt ihn eine unheimliche Gestalt ein Grab zu graben, in das eine Frau wehklagend ihr todtes Kind hineinlegt. Darauf muß er sich auf ein schwarzes Roß setzen, wird aber gewarnt, die Zither die ihm an der Seite hängt nicht zu spielen, widrigenfalls das schwarze Roß so lange unaufhörlich mit ihm fortrennen werde, bis ihm ein weißes Roß begegne. Als er schon sehr nahe bei Hakpfiffel ist, glaubt er nicht mehr auf die Warnung achten zu brauchen, und beginnt die Zither zu spielen. Da rennt sogleich das Pferd davon, mehre Tage hindurch immer geradeaus, bis endlich eine Zauberin in Asien im Zauberspiegel seine Noth entdeckt, und ihm ein weißes Roß entgegensendet, sich späterhin mit ihm vermählt, und mit ihm nach Hakpfiffel zurückkehrt.

Recht interessant, nur weniger zur epitomatischen Mittheilung geeignet sind außerdem noch „Der Stock im Eisen“, „Das Schrötlein“, „Die drei Becher und die Tidianshöhle“, „Sachsenstein, Römerstein, Weingartenloch“ u. s. w., wogegen einige andere, z. B. „Der Seeburgersee“, „Der Hennegraben auf Burg Windeck“ und „Die Teufelsküche“ an Bedeutung hinter den übrigen zurückbleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Die Nationalerziehungsfrage in England.

England hat, nachdem es die großen Maßregeln zu noch höherer Entwickelung seiner materiellen Hülfsmittel durchgesetzt,

auch die Frage der Nationalerziehung in die Hand genommen, und obwol das letzte Parlament darin noch keinen entscheidenden Schritt gethan, ist doch mit Gewißheit vorauszusehen, daß in den nächsten Jahren die vollkommene Erledigung dieser Angelegenheit in einem dem Zeitbedürfniß entsprechenden Sinne erfolgen wird. In diesen Blättern ist vor einiger Zeit schon darauf hingedeutet worden, daß auch in dieser Frage wahrscheinlich Peel der Name sein wird welcher den letzten und entscheidenden Schlag führen kann. Mittlerweile ist die öffentliche Meinung in England aufmerksamer als je diesem Ziele zugewendet, und heftiger Streit ist in der Presse über die Art und Weise entbrannt, wie man dem ganzen Volke die Erziehung und den Unterricht geben soll, auf welchen Jeder darin ein heiliges Anrecht hat, ein Anrecht dessen Vorenthaltung die Gesellschaft selbst bisher mit einem großen Theile der Gebrechen büßen mußte welche den socialistischen Weltverbesserern und ihren haltlosen Theorien in den Augen der Menge ein so wirksames Relief verliehen. Wie überall, wo die Frage der Erziehung des Volks gebührenderweise die Geister beschäftigt, hat sich auch in England ein großer Theil des Streits um die Entscheidung darüber gedreht, ob man dabei dem Grundsatze des freien Willens, oder mit andern Worten ausgedrückt einem Systeme huldigen soll welches nicht nur die Art und Weise des Unterrichts dem freien Ermessen der Einzelnen anheimstellt, sondern auch die zum Volksunterricht erfoderlichen Mittel nur durch freiwillige Beiträge aufgebracht wissen will; oder ob ein mehr oder minder energisches Eingreifen und Maßgeben des Staats und Staatsmittel dazu nöthig sind. Als der unbedingteste Vertheidiger des ersten Systems ist in England der bekannte Edward Baines jun. in seinem „Letters to Lord John Russel" aufgetreten, welchem Vaughan, Herausgeber des „British quarterly review", wie Baines gleichfalls Dissenter, in seiner „Popular education in England with a reply to the letters of Mr. Baines" ebenso entschieden gegenübertrat, und dadurch die ziemlich verbreitete Annahme widerlegt hat, daß der Widerstand eines vom Staate durchgeführten und geleiteten allgemeinen Volkserziehungssystems von den Dissentern insgesammt zurückgewiesen werde. Ein anderer Schriftsteller, Daston, hat in einer Flugschrift: „National education, what it is and what it should be", sich gleichfalls für die Betheiligung des Staats und gegen den sogenannten Voluntarismus erklärt, obwol er vermittelnde Rathschläge ertheilt. Er bemerkt unter Anderm: „Nationalerziehung ist bestimmt eine Nationalwohlthat zu Stande zu bringen, an deren Genuß Alle theilnehmen werden; und es ist durchaus nicht gehörig, daß die Großmüthigen, die Wohlthätigen und die Menschlichen (die Einsichtsvollen vergißt D.) entweder durch sich selbst oder durch Andere zum Vortheil der Sorglosen und Habsüchtigen besteuert werden sollen. Wie groß der Umfang der Privatmildthätigkeit in England auch sein mag, so hat man es doch für unmöglich gefunden auf Armengesetze zu verzichten; wie sehr wir auch Alle bei dem Schutze unserer Personen und unsers Eigenthums betheiligt sind, so haben wir uns doch genöthigt gesehen nach der Hülfe policeilicher Macht uns umzuthun; und bei aller Vortrefflichkeit unsers sächsischen Systems der Geschworenen ist es noch Niemandem eingefallen als Vertheidiger einer freiwilligen Gerechtigkeitspflege in England aufzutreten."

Die Russen an der Westküste Amerikas.

Wer mag sagen, ob der Kampf zwischen der germanischen und der slawischen Race, zwischen der Civilisation der Freiheit und jener eigenthümlichen, als deren Prophet Graf A. Gurowski vor einigen Jahren Aufsehen gemacht hat, in seiner letzten Entscheidung nicht ganz wo anders ausgefochten wird als an der Weichsel oder an der Oder, am Pruth oder an der untern Donau? Schon begegnen sich die ausgeprägtesten Vertreter dieser Gegensätze der Volksthümlichkeiten, der Gesittungen und der Culturen an den entferntesten Punkten ihrer weitausgreifenden Erwerbungen: die Angloamerikaner und die Russen an der californischen Küste im fernen Westen Amerikas! Durch die Besitzergreifung des Oregongebiets und die noch neuere Eroberung Nordcaliforniens, welche die Yankees wieder herauszugeben kaum Lust haben möchten, sind die Vereinigten Staaten unmittelbare Nachbarn der Russen geworden, die schon seit langer Zeit an der Bodega-Bai im nördlichen Californien eine Niederlassung gegründet haben. Sir George Simpson meldet zwar in seinem bereits angeführten Reisewerke, daß, da selbst die Eingeborenen diesen sarmatischen Gästen nicht besonders gewogen sich zeigten, die Russen und ihre Seeotter- und Robbenjäger gegen offene Feindseligkeiten der Einwohner sich zu schützen stets eine sehr kriegerische Haltung beobachten, starke Befestigungen anlegen und diese mit nicht unbeträchtlichen Besatzungen versehen mußten, und daß in Folge Dessen sie in der letzten Zeit Anstalten getroffen haben welche auf ein völliges Aufgeben jener Niederlassung hindeuten. Aber es ist kaum anzunehmen, daß nach den großen Anstrengungen und Kosten welche Rußland seit einer Reihe von Jahren an jene Niederlassung gewendet, es so leichten Kaufs diese Position seinen Handelsrivalen in jenem Theile der Welt überlassen wird. Mit welchen Augen die englisch-germanische Race die slawischen Eindringlinge dort ansieht, erhellt aus den Aeußerungen Simpson's, eines im Uebrigen so ruhigen und leidenschaftslosen Beobachters, wenn er sagt: „Der Name «Ruß» (Ross) war sicherlich argwohnerregend, insofern er fortwährend die von den Tagen Rurik's herab ewig wechselnden Phasen Rußlands ins Gedächtniß rief, derselbe Name unter welchem vor bald zehn Jahrhunderten die rothbärtigen Anwohner des Borysthenes, die seitdem mit unwiderstehlicher Hartnäckigkeit sich über mehr als 200 Längengrade ausgedehnt, in ihren armseligen Booten Schrecken und Verwüstung bis vor die Thore Konstantinopels trugen, einer Stadt, bestimmt ihr frühester Raub gewesen zu sein und ihre letzte Beute zu werden. Ein so umfassendes einsylbiges Wort konnte für so schwache und argwöhnische Mächte wie Spanien und Mexico schwerlich ein willkommener Nachbar sein." Es ist kaum zu erwarten, daß in Onkel Sam's Ohr der Laut angenehmer klingen wird.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 283. — 10. October 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Nr. 8. Ueber die Entstehung dieser Märchen berichtet uns ein kurzes Vorwort Folgendes:

Diese lieblichen Blüten der Phantasie, geträumt auf historisch-classischem Boden, sind — Lotosblumen. Friedrich Grimm, eines Kleeblatts, dessen Namen deutsche Zunge nur mit hoher Verehrung nennt, jüngster Sprößling, ging in der Blüte seines Daseins, nahe dem Ziele seines gründlichen Strebens (ein Lehrstuhl der deutschen Literatur), hinüber aus dem irdischen Traum. Auf abendlichen Spaziergängen, sich erholend von der ernsten geistigen Anstrengung des Tages, pflückte der geistreiche Dichter diese Blumen, pflegte sie daheim zur Erheiterung für sich selbst, nicht für den Garten der großen Welt. Ein Raub der Vergessenheit, ja der Vernichtung vielleicht würden sie geworden sein ohne die rettende Hand des Verlegers, dem alle Freunde des lieben Hingeschiedenen, ja Alle welche dieses anspruchslose Büchlein zur Hand nehmen werden, den wärmsten Dank dafür schulden.

In der That verdient die Erhaltung und Veröffentlichung dieser Märchen die wärmste Anerkennung. Für die Wissenschaft zwar sind sie von geringerer Bedeutung als man von einem Gliede der berühmten Familie erwarten sollte: denn bieten sie auch als Producte eines Geistes der unverkennbar mit der Märchen- und Sagenwelt auf das innigste vertraut gewesen ist, und einen Theil seiner Kenntnisse in den vorliegenden Dichtungen niedergelegt hat, dem Mythologen manche interessante und berücksichtigungswerthe Züge, so haben sie doch, sofern die meisten derselben nicht sowol schlichte Mittheilungen und Wiedererzählungen wirklicher Volkssagen als vielmehr freie Schöpfungen der Phantasie und Erzeugnisse einer künstlerischen Verarbeitung sind, für die wissenschaftliche Sagenforschung und Sagendeutung immer nur einen sehr bedingten Werth, und dürfen in dieser Hinsicht nur mit großer Vorsicht als Quellen benutzt werden. Desto höher hingegen ist ihr poetischer Werth anzuschlagen, namentlich was die darin enthaltenen Schilderungen betrifft. Diese — mögen sie sich auf innere oder äußere Zustände beziehen, es mit der Darstellung des psychischen oder natürlichen Lebens zu thun haben — athmen eine Lebendigkeit und Frische, eine Fülle und Mannichfaltigkeit, eine Innerlichkeit und Anschaulichkeit, daß sie in dieser Hinsicht geradezu als Muster aufgestellt werden könnten. Statt aller weitern Anpreisungen wollen wir einige Stellen mittheilen, und zwar aus dem „Weibchenstein", dem ersten, längsten und bedeutendsten der hier mitgetheilten sieben Märchen, z. B. Seite 5, wo Magdalene, ein Mädchen vom Lande, ihrer Mutter Folgendes erzählt:

Nun höre, Mutter, wie es mir heute ergangen. Guter Verkauf zu Darmstadt. Die letzten Erdbeeren gingen reißend ab, die ersten Herzkirschen waren herzlich willkommen, die Himbeeren wollten die Leute nicht, es wären schon Würmchen darin.

Dann, denkt Euch, bin ich im Schlosse gewesen. Der alte graue Treßler und Schloßverwalter, der Amend, Ihr kennt ihn noch, führte mich treppauf in ein prächtiges Gemach, und bald trat herein die Frau Gräfin in Flor und Schleppkleid mit einem langen Zug junger Gräfinnen, eine größer und lustiger als die andere, die älteste schon 16 Jahre alt. Sie umringten mich, nahmen die Blumen die ich ihnen reichte, und riefen: Ah, wie schön, ei wie schöne Blümchen! Dann gingen sie vor den Spiegel und besteckten sich damit. Die gute Gräfin Mathilde war gar freundlich, sie lachte, fragte nach Euch, nach der babenhausner Base, ob sie lange nicht dagewesen, fragte, ob wir den geschwätzigen Papagei noch hätten, den hübschen, treuen Bellhund und die seltenen Feentäubchen, die Einem auf den Kopf flögen; und wandte sich zu einem alten, mürrischen Kriegsmann, der mitgekommen war und an ihrer Seite stand, ob ich nicht dem Vater ähnlich wäre, worauf der alte Krieger mürrig einstimmte. Dann gab sie mir ein Glas rothen Wein, das ein Fräulein brachte, und bat mich recht herzhaft zu trinken. Nun zog sie aus der silbernen Blinktasche, die an ihrer Seite hing, ein Perlenbeutelchen, knipste es auf und gab mir eine Hand voll nagelneuer mainzer Martinsgröschlein, während die kleine vierjährige Gräfin Katzenelnbogen muthwillig mich am Rock zupfte, und hinter ihrer Wärterin versteckt hervorblickte; bat mich auch Vater und Mutter hübsch zu grüßen, und wir Alle möchten sie einmal besuchen auf der Rheinburg Katzenelnbogen, wohin sie bald zöge. Ah Mutter, ja, Das müssen wir thun, Das muß geschehen; dann besuchen wir auch den Oheim Sebastian, der in der Gegend wohnt, und die Base Heinemann zu Höchst, die mich aus der Taufe gehoben. Sie hatte es immer im linken Bein, und hörte nur vor dem rechten Ohr, ich weiß noch; und der Oheim Woldemar mit der rauhen Stimme und dem sanften Herzen. Heinrich geht mit.

Nun ging ich mit den vielen Gräfinnen durch alle Prachtzimmer des Schlosses, und wir stiegen alsdann fröhlich eine hohe Treppe hinauf nach dem Schloßthurm, um uns umzusehen. Im engen Thurmstübchen saß da der alte Thurmwart und flocht ein Vogelhaus; an der Wand hing ein großes Horn mit einem goldenen Mundstücklein. Ich fragte ihn, was er mit dem Horn mache, ob er damit die Vögel locke. Nein, sprach er, es

wäre ein Feuerhorn. Wenn's Feuer gäbe — Gott bewahr' uns in Gnaden vor Feuer! rief er aus, und sah in die Wolken —, dann stoße er hinein, damit es ruchbar werde in der Stadt. Als er nun einmal aus dem Stübchen ging, lachten wir, und die Mädchen sagten zu mir: Stoß' 'mal hinein, stoß' 'mal hinein! Ich hatte ohnehin Lust dazu; also nahm ich das Horn, halt es zum Fenster hinaus, schöpfe recht tief Odem und stoße drei mal hinein. Was euch das Horn für ein Geplärre gab, kann ich nicht sagen. Drunten im Schloßhofe wurde Alles lebendig; es fluchte, schrie, Flinten rauschten, Trommeln rollten. Der Thurmwart stürzte keuchend herein; doch während er aus vollem Halse hinunterschrie: Es gilt nir, gilt nir, ist kein Feuer! rasselten wir die Treppe hinab, guckten im Schloßgarten aus den Gebüschen, und sahen den Thürmer im weißen Haar noch am Fenster stehen.

Und wie ich nun fort bin und über den Markt komme, hat's da ein entsetzlich Lärmen und Aufkreischen; Buden krachten, Bänke fielen. Es hieß, es wäre Eins in die Darme gefallen, und wieder, ein Jud' wär's, ein Jud' aus Butzbach, der ein Paar Sommerhosen geburt hätte, und den sie bläuen wollten. Da, da kam der Jud', verfolgt von einer starken Menschenhetze, riß aus, warf eine Marktfrau mit ihrem Eierkorb um. Die Buben nahmen die umherschibbelnden Eier, warfen damit wie mit Schneebällen, erst nach dem Juden, dann nach den Häschern, die hinter sich recht unanständig aussahen. Es kamen noch Landsknechte herangeritten, die von Leder zogen. Und nun das Lachen, das Gefluche „Krummenoth, krieg die Knauke! Gott verdoppel", das Schimpfen und Rasen der Eierfrau auf den Juden, die eifernden Häscher, die spottenden Straßenjungen. Ich sag's Euch, da gab es des Guckens genug. Und so verlief ein Stündchen mehr; die Schatten wurden größer, und mein Heimgang angenehmer. Nun sei uns wieder gut, liebe Mutter!

Ferner S. 96, wo Magdalenens Vater sich ins Gedächtniß zurückruft, wie er sich mit seiner Marthe versprochen:

Gar nicht mehr wie sonst war mir zu Muth. Und wenn ich bei ihr saß und ihre Händlein allbeide hielt, wenn sie mich ordentlich anguckte mit ihren zwei klaren, braunen Augen, war mir's immer als schenke mir Einer 'was. Jetzt that's mir weh das Herz, und in einemweg mußt' ich an Veit Dietrich's Martchen denken, aufgewachsen wie ein Märzenveiel, lachend wie ein Glöckchen, mit einem ganz eigenen Geblicke im Gesicht. Sagen mocht' ich's ihr nicht wie gern ich sie sah; weiß Gott, hätt's auch nicht gekonnt, heut' nicht, morgen nicht, und immer nicht; noch weniger gewagt sie zu küssen, nicht ein mal, so große Lust ich auch manchmal gehabt. Denn ob ich auch glaubte sie meinte es gut, tanzte gern mit mir, war die Freud' doch nicht rein. Der abscheuliche Gram mengte sich hinein und ruft's mir zu: Wer weiß, Der oder Der burt sie dir weg, und dann ist's aus, dann kannst du dich nur unter die Erde bringen lassen. Sehen und mit ihr sein! Du lieber Gott! immer wollt' ich bei ihr sein, bei ihr sitzen, mit ihr reden, und hatte nun und nimmer Ruhe. Spät in der Nacht war's, da ich mich fort und hinüber mache ins Dorf. Wir hatten den längsten Tag, es ging schon auf den Morgen zu und war kaum dämmerig. Husch durch die Gartenheck, steig' ich nun wie ein Schleichdieb die Weinlatten am Haus hinauf nach ihrem Kammerfenster. Das Fenster ist nicht zu, daneben steht ein Bett, und mitten drin liegt das Mädchen das ich so gut leiden mag. Zeit war kein Körnchen zu verzetteln; also warf ich ihr einen ganzen Arm voll Rosen, Nelken, Tulipanen, Rosmarien, Aurikeln auf den Kopf und bin stockstill. Sie erwacht, wählt aus dem Gebüsch, niest wie ein Holztäubchen mit träumerischem Gerede: Wer thut mir da den Tort an? Gewiß der Martin aus dem Blumengau . . . Still doch — still! und komm nur, Martchen, komm nur, Martchen, komm ans Fenster. Ja, ich bin's, muß dich heut sehen, nur drei Wörtlein mit dir reden. Eben hat die Glocke Eins gesummt. Tummle dich! Fragt noch immer wie im Traum: Was sagst du, Mart? Ei, komm nur wie du bist, gib mir einen einzigen Kuß, Martchen, den kleinsten den du hast, und ich ziehe wieder ab! Sie kam, kam wie sie war, im Hemdlein, weiß wie Schnee, noch halb verschlafen mit einem rothgeträumten Bäckelchen, und gab mir den Kuß, spitz wie'ne Thürmchen, süß wie'ne Kirsche, und lacht' ein wenig. Ich mag wol recht tief geseufzt haben, Das lächert sie oft, die Mädchen; sie hören's aber doch gern. Himmel und Erde! was mir der Kuß gut that. Er war so recht frisch aus der Nacht heraus; und das Mädchen so betthübsch, kußheiß und weich und nachgebisch. Ein Roth- und ein Weißröslein, die ihr im wuschligen Haar hingen, machten ihr Brautkränzel. Martchen, ach Martchen, hab' ich doch gemeint, du wärst nur lieb in deinem Tagröcklein, dem engen; bist du's doch auch in der Nacht, ohne das eng Röckl. Nun seufzt auch sie, ebenso schwer wie ich; sagt, kaum daß es ein lebendiger Mensch versteht: Meinst du's auch recht herzlich mit mir, Mart? und sieht mich dabei an, wie sie mich noch gar nicht hat angesehen in ihrem Leben. O, red' doch nicht so, Herzmädelchen. Käm' ich in der Nacht, wenn ich dich nicht lieb hätte, recht aus Herzensgrund lieb — Ja, und bei der Gelegenheit wollt' ich eben dich ernstlich gefragt haben, ob du mich willst, Martchen. Waidmann bleib' ich nicht, dir zu Lieb', weil du doch das Schießen nicht gern hast. Es ist schon abgemacht, ich sag' dir's. Lächelt wieder ein wenig, seufzt: Mir zu Lieb' — da ich's Schießen nicht leiden mag — wär' schon abgemacht? Mart, ach lieber Mart, weil du doch in meinem Herzen lebst, lang schon, Mart — so nimm mich nur, da hast du mich. Unter deinem Hausdach, unter keinem andern möcht' ich wohnen. Sie spricht kein Sterbenswörtchen weiter, schmiegt sich fest an mich und weint — weint, ich seh's deutlich. Ach, wie die schönen Wörtlein, „weil du doch in meinem Herzen bist", mir wieder gut thaten, und die hellen Thränen, die ihr aus den Augen perlten. In jeder glaubt' ich den lieben Herrgott zu sehen. War nun Alles in Ordnung und abgethan; der schwere Stein sank mir vom Herzen. Aber auch die Rebenlatte, auf der ich stand, sank unter mir; und ich turkle, als ob's auf ein paar Beine nicht ankäme, hinab. Heda! Diebe! Deiwel noch 'mal! schreit's in der aufknarrenden Hausthür. Huhallah, faß', faß'! Und Vetter Dietrich, der Schulmeister, bricht hervor und schwingt mir einen Knotenknüttel nach. Vetter, ich, ich bin's! Der hört mit tauben Ohren, und der Hund schlägt mir den Rachen ins Bein. Ein Kuß und ein Biß. Hätte wahrlich mich noch zehn mal beißen lassen für einen einzigen Martchenkuß. Aber der alte Veit kommt zu mir, lacht des Diebs, der Mehr will als nach dem Käsekorb klettern, und gibt mir sein liebst Mädelein, gibt sie mir ehrlich und redlich. Und Martchen legt mir nun selbst ein Pflaster auf die Wade, nicht kleiner als ein Milchbrötchen; ein zweites auf mein Herz, nicht größer als die halbe Welt. Unruhe, Treibaus, Liebgram, fort waren sie über alle Berge, und Himmelsfreude, Himmelsfriede eingezogen in meine kindesfrohe Brust. So wurde sie mein Hausfräuel, aus Veit Dieter's Martchen Walther's Martha. Und welch eine Martha!

Endlich S. 133, wo eine Wanderung Magdalenens geschildert wird:

Wie ein bilderreiches Buch lag aufgethan die weite Landschaft vor der Wanderin. Die Sonne stieg und lieh Feld und Hügel Schimmer und Pracht, weckte die Blumen, mit denen die Wiesen, so weit das Auge reichte, gestickt waren, an deren Häuptern noch der glänzende Thautropfen hing. An einigen Orten wurde schon Korn geschnitten, das in schweren Aehren erdwärts sich senkte. Bloßarmige Dirnen in blaubänderigen Strohhüten, rothgrüngesäumten kurzen Röcken schwenkten die Sichel; geschäftige Hemdsärmelmänner knebelten die Garben, welche Hauf an Hauf gethürmt in langen Linien wie Kriegszelte das Stoppelfeld bedeckten. Die Mädchen lachten, sprachen von ihren Brunnenbekanntschaften und Sonntagsliebsten, nickten den Vorübergehenden zu, und stimmten lustige Lieder an; Kinder haschten nach schnurrenden Heuhüpfern, und guckten in die

feldbegrenzenden Weiß- und Schlehdornhecken, auf deren äußersten Zweigen der verzagte Neuntödter saß, und sein gefährdetes Nest bewachte mit bangem Laut. Am Stamm einer Weide lehnte ein Fischer; er warf die Angel in den Bach, und sah zuweilen sehnsüchtig auf nach der verfallenen nahen Bergburg, deren Gemäuer langbärtige Ziegen durchkletterten; und unter einer Eiche saß ein Hirte, der traurig in sein Horn stieß. Das Auge fiel auf ein schneeweißes Fahnenschloß, das aus schwarzen Tannen leuchtete, hinter einer Buchenwand verschwand, wiederkam, und in einem vor ihm stehenden Seegewässer sich spiegelte. Ringsum von einem hohen, eisernen Gitterwerk umschlossen, glich das Schloß einem Wunderschloß, in welchem wohlthätige Feen schlafversunken ruhten. Alle Fenster waren mit rosenrothen Vorhängen verhüllt; stolze Schwäne, eingeweiht in die Geheimnisse des Schlosses, zogen wie bestellte Wächter ernst und verständig durch die stillen Fluten des Sees. Tiefe Schweigsamkeit herrschte auch in dem von den seltsamsten Gewächsen, Blumen, Gräsern erfüllten Schloßgarten, welche alle, wie in Schlaf vergraben, ihre Häupter neigten. Da kam ein heiteres Winzerhäuschen in einem rebenreichen Berggärtlein. Vor der Thür saß ein Pärchen, und blickte trüb hinaus in die Ferne, aus der die windbewegten Flaggen eines Rheinschiffs wehten, das die Liebenden trennen sollte. Hier stand ein Wegkreuz, dort ein Bildstöckchen, tief unten lag ein graues Kloster mit grauen Mauern, und ein grauer Mönch mit einem grauen Buch in der Hand ging langsam vorüber. Ein Glöckchen sang ein Todtenlied. Wieder ein Gärtlein u. s. w.

Wäre die Erzählung als solche ebenso bedeutend wie diese und noch viele andere Schilderungen, nähmen nicht die Schilderungen verhältnißmäßig zu vielen Raum ein, und schlich sich nicht in die Darstellung hier und da eine gewisse Manier ein: so gehörten diese Märchen zu den werthvollsten Erzeugnissen der neuern Poesie. Aber auch so wie sie sind werden sie das poetische Gemüth, für welches die Romantik noch nicht ganz und gar verpönt ist, in hohem Grade ergötzen und auf dasselbe einen ähnlichen Eindruck machen wie die Schöpfungen von A. Stifter, wenn sie sich auch an Eigenthümlichkeit und Genialität mit diesen nicht messen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ludwig Victor Grafen Henckel von Donnersmark. Zerbst, Kummer. 1846. 8. 3 Thlr.

Obgleich die Memoiren-Literatur der Deutschen in dem letzten Decennium vielfach recht interessante Beiträge erhalten hat, so fehlt doch noch Viel, daß solche als eine reiche bezeichnet werden könnte, oder daß dem Bedürfnisse der Geschichtschreibung an diesem unentbehrlichen Hülfsmittel zur lebensvollen Schilderung der handelnden Persönlichkeiten hinlänglich Gnüge geschehen wäre. Eine jede einigermaßen belangreiche Erscheinung auf diesem Felde geistiger Production ist daher schon um deshalb als erfreulich zu begrüßen, und vollkommen berechtigt auf Geltung Anspruch zu machen, wenn dadurch auch nur die genauere Kenntnißnahme einzelner Facta und Charaktere befördert wird. Ja es ist gerade eben die Feststellung oder Berichtigungen derartiger Einzelheiten als der eigentliche Nerv des Interesses solcher Denkwürdigkeiten zu bezeichnen. Ebenso ist das entschiedene Hervortreten der subjectiven Meinungen, Ansichten und Empfindungen des Verfassers Dasjenige was ihren Werth steigert, weil es für die Geschichte von großem Interesse ist zu ermitteln, in welcher Weise die Zeitgenossen einer Begebenheit von derselben berührt worden sind, wie sie solche auffaßten, und welche Hoffnungen oder welche Befürchtungen sie hieran anknüpften u. s. w. Je mehr sich daher derartige Denkwürdigkeiten als ursprüngliche erweisen, d. h. je unverkennbarer sie auf gleichzeitig und fortlaufend mit den Begebenheiten die sie schildern geführten Tagebüchern und Aufzeichnungen beruhen, um so mehr entsprechen solche auch dieser Anfoderung. Eine solche Ursprünglichkeit schließt jedoch eine nachträgliche Bearbeitung und eine entsprechende Politur des Rohstoffs natürlich nicht aus; aber freilich, geist- und talentvoll und vor Allem ehrlich muß eine solche Verarbeitung allerdings sein, damit solche nicht zu einem — nachträglichen Zurechtemachen ausarte, wodurch der interessanteste und in seiner rohen Ursprünglichkeit werthvollste Stoff leicht gänzlich degenerirt, und seine subjective Wahrheit zur Lüge verwandelt werden kann.

Betrachtet man die vorliegenden „Erinnerungen" aus dem Leben des Grafen Henckel aus diesem Standpunkte, so erscheinen solche ihrer innern Natur nach zwar nicht als zur ersten Ordnung gehörige, weil ihr Verf. keineswegs eine auf seine Zeit und auf die Begebenheiten in derselben einflußreiche Persönlichkeit war. Da derselbe sich jedoch zeitweilig in Dienstkreisen bewegte die es ihm wohl gestatteten hin und wieder hinter die Coulissen zu schauen, manche Beobachtungen zu machen, manches über die Beweggründe zu diesen und jenen Entschlüssen aufklärende Wort zu hören und den Charakter und das Sein und Wesen vieler auf die Zeitbegebenheiten Einfluß übenden Personen in der Nähe zu erforschen, so stellen sich solche doch als höchst beachtungswerthe dar. Gleichwol muß Ref. bekennen, daß jener Theil dieser „Erinnerungen" welche sich auf den Zeitraum beziehen wo der Verf. als junger unbedeutender Offizier ein einförmiges Garnisonsleben führte, resp. wo derselbe als Schwadronschef einen zwar höchst ehrenreichen, aber doch sehr untergeordneten Antheil an den unglücklichen Kämpfen der Jahre 1806 und 1807 nahm, ihm in intensiver Hinsicht ungleich interessanter erschienen ist als die Mittheilungen über dessen spätere Erlebnisse als königlicher Flügeladjutant.

Während nämlich dieser erstere Theil der vorliegenden „Erinnerungen" eine unverkennbar sehr treue und lebensvolle Darstellung der damaligen Verhältnisse des Kriegerstandes enthält, und in einer Menge Anekdoten eine ganze Galerie militairischer Genrestücke zur Anschauung bringt, scheinen die folgenden Partien in gewisser Hinsicht an einer Art von Verflachung der Gesinnung zu leiden. So z. B. möchte man wol berechtigt sein vorauszusetzen, daß die Empfindungen eines nicht allzu lange nach der Katastrophe von 1806 nach Paris entsendeten preußischen Offiziers um so mehr den stärksten Ausdruck suchen und finden dürften, je greller der Contrast des dort wahrnehmbaren Uebermuths und Siegerstolzes mit der in der Heimat herrschenden Trostlosigkeit sich darstellen mußte. Dessenungeachtet bieten die „Erinnerungen" des Verf. an die von ihm 1810 nach Paris unternommene Reise keine Spur einer solchen tiefen und gramvollen Erbitterung dar, obschon er solche in der Eigenschaft eines Begleiters des als außerordentlichen Gesandten abgeordneten Feldmarschalls Grafen Kalckreuth machte, und diese Legation sich durchaus keiner besondern Aufnahme zu erfreuen hatte. Ref. wäre auf den Gedanken gekommen, daß gerade dieser Mangel als ein charakteristisches Merkmal der zu jener Periode leider nur allzu begründeten allseitigen Hoffnungslosigkeit zu betrachten sei, wenn nicht auch die Art und Weise wie die Erinnerungen an die spannende Krisis zur Zeit der York'schen Convention und bis zur Kriegserklärung Preußens an Frankreich, sowie an den Einzug in Paris 1814 sich darstellen, nicht ganz genau ebenso die Schlußfolgerung rechtfertigen dürfte, daß der Gemüthszustand des Verf. von alle Dem schwerlich sehr tief aufgeregt worden sein möchte. Es berührt Dieses aber um so unangenehmer, als unschwer zu erkennen ist, daß der Verf. sehr tief durch die Art und Weise verstimmt wurde in welcher er während des Feldzugs von 1813 unerwartet aus seiner Stellung eines königlichen Flügeladjutanten zum Commandeur einer Cavaleriebrigade

berufen ward. Nach der Meinung des Ref. hätte aber jedem nicht nur seinem Könige treu ergebenen, sondern auch sein Vaterland liebenden Preußen Nichts den Wünschen seines Herzens besser entsprechen müssen, als in eine Lage versetzt zu werden, den nothwendig vorauszusetzenden Grimm gegen die bisherigen Unterdrücker seines Vaterlandes so recht im vollen Wortssinne mit Hand und Fuß an solchen auslassen zu können. Da nun der Verf. damals erst 38 Jahre zählte, ein sehr braver Soldat und, wie die Folge zeigte, auch ein sehr tüchtiger Brigadebefehlshaber war, so sollte man meinen, daß diese Anregung doch wol schon im nächsten Augenblicke jedes unangenehme Gefühl über die etwas überraschend gekommene Erlösung aus dem im Grunde genommen doch sehr thaten- und ruhmlosen Leben im großen Hauptquartier hätte beseitigen müssen. Statt Dessen bricht jedoch der Verf. (S. 210) in fortgesetzte bittere Klagen aus, daß der ihm von seinem Adjutanten ausgesuchte Diener Nichts als Rindfleisch und Aepfel zu kochen verstanden habe; wie tief er, zumal unter solchen Entbehrungen, die Gnade des Prinzen Friedrich, ihn öfters zur Tafel zu laden, empfunden habe u. s. w. Auch Rhaden erwähnt mehrfach der erduldeten culinarischen Entbehrungen und des Frohgenusses culinarischer Ergötzungen, aber dann doch in einer sehr verschiedenen Art und Weise und in einem ganz andern Geiste.

Es muß überhaupt ein sonderbares Ding um die Hofatmosphäre sein, daß sie so oft selbst auf die Tüchtigsten eine so entschieden narkotische Einwirkung zu äußern vermag. So z. B. muß Ref. bekennen, durch den S. 204 erzählten „lächerlichen Vorfall", wie der Verf. als Oberst und königlicher Flügeladjutant sich genöthigt sah neun Meilen weit eine für Se. Majestät bestimmte (?) Melone und Düte voll Kirschen schwebend in den Händen zu halten, keineswegs zur Heiterkeit gestimmt worden zu sein. Ebenso muß Ref. gestehen, daß, wäre die aufrichtig wohlwollende und menschenfreundliche Sinnesweise Friedrich Wilhelm's III. nicht anderweitig außer allem Zweifel gesetzt, die von dem Verf. angeführte, bei obiger Gelegenheit wiederholt von dem Könige ertheilte Ermahnung: „Nehmen Sie sich in Acht, ich liebe keine bestoßene Melonen", ihm nicht geeignet scheinen würde als Beweis für die humane Sinnesweise des Königs geltend gemacht zu werden. Wie es scheint möchte der Verf. überhaupt vielfach das Schicksal des Bischofs Eylert theilen, nämlich gerade für das Gegentheil des Beabsichtigten Beweise vorzubringen, wie z. B. Dieses durch die S. 90, 204, 205 und 209 erfolgenden Mittheilungen über das Eingreifen des Königs in militairische Angelegenheiten der Fall sein dürfte.

Was nun insbesondere den eigentlichen kriegsgeschichtlichen Theil der vorliegenden „Erinnerungen" anlangt, so erscheint solcher im Allgemeinen überall als sehr interessant. Gleichwol wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß solcher mit größerer Sorgfalt bearbeitet und darin die öftere Wiederholung sehr uninteressanter Details, namentlich in Bezug auf die täglichen Marschetapen und Cantonirungen, beseitigt worden wäre. Da dieses Detail in den den Beilagen VI, VII, VIII und X angefügten Operationsjournalen in größter Vollständigkeit vorhanden ist, so hätte Dieses um so mehr ohne allen Nachtheil geschehen können, und es würde dadurch zugleich der eigentliche Text ebenso an Kürze als an concentrirtem Interesse gewonnen haben.

Wenn Ref. hiernach zwar nicht so ganz unbedingt in die Lobeserhebungen einzustimmen sich veranlaßt finden konnte womit das vorliegende Werk an andern Orten begrüßt worden ist, so glaubt er deshalb aber doch nicht den wahren Werth desselben irgendwie verkleinert, wol aber das Recht einer unparteiischen Kritik ausgeübt zu haben, zu deren Aufgabe es unter Anderm auch gehört nachzuweisen, wie und auf welche Weise eine an sich werthvolle literarische Erscheinung noch werthvoller hätte gestaltet werden können. Je erfreulicher es überhaupt ist, daß die Literatur militairischer Memoiren immer mehr auch bei dem nichtmilitairischen Theile des gebildeten Publicums Eingang und Interesse zu finden beginnt, um so wünschenswerther erscheint es, daß solche Erscheinungen auch in künstlerischer Beziehung sich möglichst untadelhaft darstellen, und Manches vermieden werde was unter Standes- und Waffengenossen eben nicht allzu haarscharf genommen zu werden pflegt. Schließlich fühlt sich Ref. auch noch verpflichtet ganz besonders zu bemerken, daß die mehrfach an den Tag tretenden Züge aufrichtiger Menschenfreundlichkeit und rechtschaffener Sinnesweise des Verf. nur dazu beitragen können, bei den Lesern der vorliegenden Schrift das Gefühl der Achtung für die vielseitig so ehrenhafte Persönlichkeit desselben ungemein zu steigern.

M. von Ditfurth.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur neuern Marinegeschichte.

Sue's „Histoire de la marine française sous Louis XIV" hat wegen ihrer lebendigen, romanhaften Abfassung eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden, wie sie ein kürzer gehaltener, aber umfassender Abriß desselben Verfassers über die Geschichte des gesammten Marinewesens nicht erzielen konnte. Andere Werke über diesen Gegenstand, wie z. B. die Geschichte der französischen Marine von Guérin, haben nur compilatorischen Werth, wennschon sie dem gewöhnlichen Bedürfnisse entsprechen mögen. Eine reiche Ausbeute neuer Mittheilungen über eine wichtige Periode der maritimen Geschichte haben wir in der bis jetzt erst angekündigten Geschichte der französischen Militairmarine während der Republik und der Kaiserzeit von Pelouze zu erwarten. Dieses Werk („Histoire de la marine militaire de la république et de l'empire") wird aus drei Bänden mit einem Atlas bestehen. Schon das vorläufig im Druck erschienene Bruchstück („Esquisses coloniales, historiques et humanitaires. Influence de l'esclavage sur le caractère, l'intelligence et le sens moral des nègres, des blancs et hommes de toute couleur dans nos colonies des Antilles") ist geeignet das lebhafte Interesse zu erregen, sowie es auch den Beweis liefert, daß der Verfasser bei der Behandlung seines wichtigen Themas sich keine engen Grenzen gesteckt hat.

Provinzialgeschichte.

Die vor mehren Jahren von der Provinzialakademie zu Clermont gekrönte Preisschrift Imberdis' über die Religionskriege in der Auvergne von 1540 — 1685 („Histoire des guerres religieuses en Auvergne, pendant les seizième et dix-septième siècles, par *André Imberdis*") ist vor einiger Zeit in der zweiten Auflage erschienen. Der Verf. hat bei dieser Gelegenheit zwar mehrfache Veränderungen vorgenommen; aber die Revision hätte doch bedeutender und durchgreifender sein sollen. Besonders ist zu bedauern, daß er die Veranlassung nicht benutzt hat, dem in sieben Büchern vertheilten Stoffe mehr Uebersichtlichkeit und Abrundung zu geben. Dabei hätte manche Partie die nur ungehöriges Beiwerk bildet ausgeschieden, und manches unpassend Eingefügte verrückt werden können. Auch in Bezug auf den Inhalt, der bei allem Guten was sich von der Schrift sagen läßt doch noch viel Schwaches und Unbegründetes enthält, hätte die zweite Ausgabe Zeugniß von einer sorgsamern und consequentern Ueberarbeitung abgeben müssen. Ein neues Quellenstudium hätte gewiß noch viele ergänzende Notizen gegeben, durch deren Einfügung der wissenschaftliche Gehalt der auch so schon beachtenswerthen Schrift erhöht worden wäre.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 284. —— 11. October 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Nr. 9. Der Herausgeber dieser Sammlung lehnt in einem kurzen Vorworte selbst den Namen eines wissenschaftlichen Sagenforschers ab, und erklärt geradezu, daß er bei Zusammenstellung und Einkleidung der hier gebotenen Volkssagen nicht darauf ausgegangen sei, die Untersuchung über das germanische Alterthum zu fördern, sondern daß er die Sache aus einem mehr heitern Gesichtspunkte aufgefaßt habe. Nichtsdestoweniger würde man irren, wenn man aus dieser Erklärung den Schluß ziehen wollte, daß sich der Herausgeber, etwa wie Tieck, Musäus u. A., durchaus auf den Standpunkt einer ästhetischen, künstlerischen Behandlung gestellt habe; er hat sich vielmehr, je nachdem es ihm passender und bequemer erschien, bald dieser, bald jener Darstellungsweise bedient, und erscheint somit in einigen Sagen als ein nur die Unterhaltung des Lesers ins Auge fassender, und demgemäß den vorgefundenen Stoff mehr oder minder frei gestaltender Erzähler, bei andern dagegen als der trockenste und sich jeder Ausschmückung enthaltende Berichterstatter. Er bemerkt im Vorwort, und sucht damit diese Verschiedenartigkeit der Behandlung zu rechtfertigen:

Manche Sage hat sich in ihrer ganzen Reinheit im Munde des Volkes erhalten. Wer an einer solchen das Geringste ändern wollte, würde sie gänzlich verderben. Andere sind schon getrübter, und man sieht sich genöthigt aus den verschiedenen Erzählungen den ursprünglichen Faden erst herauszusuchen, was indessen selten Schwierigkeiten hat. Eine dritte Art ist endlich die, wo sich nur Bruchstücke vorfinden, in denen aber, denkt man sich dieselben in einem möglichen Zusammenhange, oft die meiste Poesie liegt. Ich glaube keinen Tadel zu verdienen, wenn ich in diesem Fall einen solchen, durch Verflechtung mit Ereignissen aus der bremer Vorzeit, zu ermitteln gesucht habe. Denn die Sage enteilt unsern Mauern mit raschen Schritten, und ich meine, das kommende Geschlecht wird es uns Dank wissen, wenn wir auch dergleichen kleinere Stücke von dem flatternden bunten Mantel der Enteilenden zu erhaschen suchen, ehe sie uns ganz entschwindet. Man wird es ferner nicht misdeuten, daß ich auch einzelne kurze, reinhistorische Notizen gebracht, da ich blos solche gewählt habe welche einen Beitrag der Sittengeschichte und Meinungen unserer Vorfahren in der Sagenzeit liefern.

Obwol nun den hier ausgesprochenen Bemerkungen eine gewisse Wahrheit zum Grunde liegt, so wird doch damit der Sammlung der Charakter der Planlosigkeit nicht genommen, und sie kann daher weder in der einen noch in der andern Beziehung auf eine ungetheilte Anerkennung Anspruch machen. Trotzdem bietet sie manches Interessante und Berücksichtigungswerthe. Namentlich sind unter den weiter ausgeführten und freier behandelten Sagen einige die sich sowol durch ihren echt volksthümlichen Inhalt wie durch eine angemessene, besonders auf dem Gebiete der Naivetät und der Ironie sich mit Glück bewegende Darstellung empfehlen. Dahin gehören vorzugsweise „St.-Olaff's Sarg", „Der alte Franzose Thomas" und „Die sieben Faulen". Auf die letztgenannte unter diesen drei Sagen glauben wir besonders die Herausgeber von Volksschriften aufmerksam machen zu müssen, und wollen sie daher im Auszuge hier mittheilen:

Vor vielen, vielen Jahren wohnte in Bremen ein Mann welcher nach der Größe seines Grundbesitzes zu rechnen sehr reich hätte sein müssen, der aber dennoch der ärmste war unter all seinen Nachbarn. Denn seine Kohlstücke waren die dürrsten und sandigsten, und sein Grasland fast das ganze Jahr hindurch ein beständiger Sumpf, sodaß er nur in sehr trockenen Jahren auf eine kleine Heuernte rechnen durfte. Deswegen hielt er auch keine Kuh, sondern begnügte sich mit einer Ziege, obgleich die Milch derselben für seinen Hausstand beiweitem nicht hinreichte.

Es war freilich bei ihm von Gesinde keine Rede; aber sein Hausstand war nichtsdestoweniger bedeutend zu nennen. Denn er hatte sieben Söhne, einen noch größer und stärker wie den andern. Die schlenderten den ganzen Tag umher, schauten ins Wasser und sahen nach Wind und Wetter, und wenn sie am Mittage zu Hause kamen, hatten sie Hunger wie die Wölfe; denn Nichts in der Welt schärft so sehr die Eßlust als der Aufenthalt in freier Luft und am fließenden Wasser.

Da saßen sie denn um den großen Eichentisch herum, die sieben Riesen, und es war eine Pracht wie es ihnen schmeckte. Nach dem Essen gingen sie ein Stündchen auf den Heuboden, legten sich der Reihe nach hin zum Schlafen und schnarchten, daß die Wände dröhnten, und wenn sie sich gehörig wieder gestärkt fühlten, dann reckten und streckten sie sich, und gingen wieder langsam nach dem Ufer, um den Fischern zuzusehen wie sie Lachs und Stör fingen, und wie die Schiffe lustig stromauf und stromab segelten. Sowie die Sonne zur Ruhe gehen wollte, so schickten auch sie sich an zur Heimkehr und zum Schlafengehen. Vorher aber nahmen sie erst eine tüchtige Abendmahlzeit zu sich. Hatten sie sich aber einmal zur Ruhe

gelegt, dann schliefen sie wie die Bäume, fest und unerwecklich, bis die Sonne hoch am Himmel stand, und die kleine Schar zum Frühstück rief.

So lebten sie eine lange Zeit; endlich aber fingen sie doch an Langeweile zu empfinden, und entschlossen sich bei ihren Nachbarn und Mitbürgern Arbeit zu suchen. Aber Niemand will von den sieben Faulen Etwas wissen, und so sehen sie sich genöthigt in die weite Welt zu gehen. Jahr und Tag vergeht ohne daß man Etwas von ihnen hört. Da hörte man plötzlich das Geschrei: Da kommen sie wieder zurück die sieben Faulen! und Alles stürzte an die Thüren, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen. Die trugen Schaufeln und allerlei Geräth, schauten weder rechts noch links, und gingen trotzig ihres Wegs, ohne Jemand zu grüßen.

Am andern Tage sah man aber ein seltsames Schauspiel. Da zogen die sieben Faulen mit Spaten und Schaufeln nach der Wiese des Vaters, und machten einen tiefen Graben, worin das Wasser aus den Sümpfen nach der Weser geführt wurde; in kurzer Zeit war das ganze Grundstück entwässert. Darauf errichteten sie am Ufer hin einen hohen Damm, zwischen den beiden Sandhügeln welche das väterliche Erbe zu jeder Seite begrenzten, wodurch die Ländereien gegen künftige Ueberschwemmungen geschützt wurden. In der ersten Zeit hatten die Nachbarn geglaubt, die sieben Brüder hätten sich wirklich gebessert und wären die fleißigsten Menschen von der Welt geworden; denn von Morgen bis zum Abend sahen sie dieselben im Graben stehen, und vom Hahnschrei bis in die sinkende Nacht Erde hinführen zum Damm. Als aber das trockengelegte, schlammgedüngte Land im Verlauf des Sommers das schönste Gras und duftigen Klee trug, so dick und hoch wie man in der ganzen Umgegend noch nie erlebt hatte, und nun die sieben Brüder hinauszogen, zu mähen anfingen, und ohne Mühe den reichen Segen hereinbrachten in die neue Scheune, die sie in der Zwischenzeit erbaut, da kam ihre Tücke und Arglist an den Tag. Der alte Vater, sagten die Nachbarn, war ein fleißiger Mann, und scheute keine Mühe sein Lebelang. Der stieg getrost ins Wasser bis ans Knie, und schnitt sich kümmerlich sein Gras, wenn ihm etwas gewachsen war. Die Söhne haben sich das Ding bequemer gemacht. Sie haben keine Lust zur Arbeit. Nachdem die Ländereien in Stand gebracht, bauten sich die Brüder nacheinander schöne große Häuser. Das ging so schnell von statten, daß man hätte meinen sollen, das Haus wachse aus der Erde hervor, und ein Fremder hätte die Brüder für fleißige Arbeiter gehalten, so ämsig waren sie dazu Kalk zu bereiten, Holz herbeizuschaffen, und die Steine zu vermauern. Wer sie aber näher kannte, wußte, was er von ihrem Fleiß zu halten hatte. Und als sie mit ihren jungen Frauen hineinzogen, sagten die Nachbarn: Das Volk ist zu bequem u. s. w.

Hinter den Häusern legten sie große Obst- und Gemüsegärten an, und umzäunten sie mit dichten Dornhecken, um sie gegen das eindringende Wild zu schützen. Denn sie waren zu träge, um, wie die Nachbarn, in den kalten Winternächten die Hasen aus ihrem Kohl zu verscheuchen, und schliefen lieber. Darauf baute sich ein Jeder seinem Hause gegenüber Scheunen und Stallungen. Denn sie hatten jetzt reichliches Futter für ihre Kühe, und ihr Viehstand gedieh vortrefflich. Auf diese Weise entstand eine lange und breite Straße, welche sie zu beiden Seiten mit Lindenbäumen bepflanzten, und in der Mitte mit einem tüchtigen Steinpflaster versahen; und, wenn etwa ein Vorübergehender fragte wie die schönbelaubte Straße heiße, und wer darin wohne, was konnten die Nachbarn, wollten sie der Wahrheit getreu bleiben, Anderes antworten als daß die Bewohner der Straße die sieben Faulen seien, welche nicht Lust hätten nach dem oslebshauser Holze zu gehen um der frischen Waldluft zu genießen, wie hier seit undenklichen Zeiten der Brauch gewesen, und sich deshalb Laubgänge vor ihren eigenen Thüren angelegt; auch seien sie zu faul, um das bei Regenwetter und schlechtem Wege beschmuzte Schuhwerk wieder zu reinigen. Sie hätten deshalb lieber den kostbaren Steinweg angelegt, den sie auch bei der schlechtesten Witterung rein und sauber hielten, als nach Landessitte auf kothigen Wegen gehen zu wollen. Denn sie scheuten auch die kleinste Mühe, und seien zu jeder Arbeit verdorben.

Viele Jahre lebten die Brüder also in größter Eintracht, und merkwürdig war es, daß ihr Wohlstand von Tag zu Tag wuchs, während sie nur halb so geschäftig waren wie die Nachbarsleute. Sie gingen nicht ins oslebshauser Holz, sie saßen des Nachts nicht im Kohl um die Hasen zu vertreiben; wo es aber galt Etwas zuwege zu bringen, wodurch sie sich in der Faulheit stärken konnten, da waren sie darüber aus, Tag und Nacht mit großer Anstrengung. Wie sie denn noch in ihren alten Tagen mitten in ihrer Straße anfingen zu graben und zu wühlen, daß die Nachbarn neugierig über die Zäune schauten, und sich die Köpfe zerbrachen über das neue Beginnen. Mit der Zeit aber erhob sich daselbst ein schöner Brunnen, und das Räthsel war gelöst. Das war das letzte von ihren Stücken, aber auch darin verleugnete sich nicht ihr angeborener Hang zur Trägheit. Lange schon ruhten die Aeltern der sieben Faulen im Grabe; aber es gab noch viele unter den Nachbarn die den rechtschaffenen Vater gekannt hatten; wie viel tausend mal hatte der nicht in seinem Leben einen Eimer Wasser aus der Weser geholt! Und nun waren die Söhne und ihre Weiber zu stolz und zu träge, um das Wasser vom Flusse heraufzuschleppen; deshalb also war es, daß der Brunnen gegraben wurde. Das war ihr letzter Streich, aber er sah ihnen ganz ähnlich.

Fragt aber jetzt Einer nach der Straße wo die sieben Tagediebe gewohnt haben, der komme zu uns nach der Faulenstraße. Die schönen Linden sind zum großen Theil verschwunden, der Brunnen aber steht noch, wahrscheinlich in oft erneuerter Gestalt, gerade mitten in der Straße.

Eine ähnliche Ironie, die in einzelnen Theilen sogar an Humor streift, und vom Verf. leider nur zu lang ausgesponnen ist, durchweht die Sage vom „Alten Franzosen Thomas“, der, eigentlich ein Engländer und eingefleischter Feind der Franzosen, von den Bremern aber für einen Franzosen gehalten, durch die Liebe und Theilnahme der gutmüthigen Bremer, die sich ihm wo er geht und steht durch ein überschwengliches Lob der Franzosen indirect gefällig zu zeigen suchen, und alle seine Remonstrationen nur für Beweise seiner Bescheidenheit halten, immer tiefer und empfindlicher gekränkt wird, bis er endlich ganz daran zu Grunde geht. Dagegen sind andere Sagen, z. B. „Der Scharfrichter Adelar und der Teufel Bassa“ und „Hänschen von Halberstadt“, nur von geringem poetischen Werthe, und man sieht nicht ein, warum ihnen der Herausgeber eine so ausführliche Behandlung gewidmet hat. Unter den Sagen welche ein historisch-topographisches Interesse bieten, sind besonders: „Die bremer Gluckhenne“, worin die Veranlassung zur Gründung Bremens erzählt wird, „Die Gräfin Emma und der Krüppel“, „St.-Anschar's Traum“, „Der alten Friesen Seeabenteuer“, „Heldentod der alten Stedinger“, „Die Gründung der Stadt Riga durch die Bremer“ u. a. zu erwähnen, wogegen andere, z. B. die vom Erzbischof Adelbert, ziemlich unbedeutend sind. Auch an dankenswerthen Beiträgen zu den Spuksagen, Zwergsagen, Teufelssagen fehlt es hier nicht. Was aber die vielen planlos der ersten besten Chronik entnommenen, nackt und dürr hingestellten Mittheilungen von Mordthaten, Hinrichtungen u. s. w. in dieser Sammlung sollen, ist nicht wohl einzusehen, da sie weder zur Unterhaltung dienen

auch dem wissenschaftlichen Sagenforscher von irgendwelchem Interesse sein können.

Nr. 10. Dem vorliegenden ersten Bändchen nach zu urtheilen, scheint man von dieser Sammlung nur Wenig erwarten zu dürfen. Es bringt uns zunächst die hinlänglich bekannte Sage von der Bekehrung Wittekind's durch ein ihm am Himmel erscheinendes flammendes Kreuz; sodann eine trockene Notiz über die Gründung Oldenburgs durch Herzog Walbert, dem Enkel Wittekind's, zu Ehren seiner Gemahlin Altburja, und endlich den Anfang einer in Form einer Novelle mitgetheilten Sage vom Untergange der einst reichgesegneten und starkbevölkerten Gegenden, an deren Stelle sich jetzt der Jahdet Meerbusen befindet. Die Darstellung ist gewandt, aber für den gewöhnlichen Geschmack berechnet.

Nr. 11. Diese Sammlung hat denselben Zweck wie die im ersten Artikel angezeigte von Kletke, jedoch gibt sie die Märchen der verschiedenen Zeiten und Völker nicht geordnet, sondern in bunter Reihe, und gestattet uns daher, da uns bis jetzt nur der erste Band vorliegt, über die Zweckmäßigkeit der Auswahl noch kein sicheres und umfassendes Urtheil. Die ausgebreiteten literarischen Kenntnisse des Verf., namentlich auch auf diesem Gebiete der Literatur, lassen jedoch das Beste erwarten, und der Inhalt des ersten Bandes unterstützt diese Hoffnung. Wir erhalten darin drei neapolitanische, drei russische, zwei rabbinische, ein altfranzösisches, ein altbretagnisches, ein shetländisches, ein norwegisches und ein ungarisches Märchen, unter denen namentlich „Gagliuso" ein Seitenstück zum „Gestiefelten Kater" und „Das Ziegengesicht", beide aus dem „Pentameron" des Basile, ferner „Der Schmaus der Zwerge" aus der „Mythologie der Feen und Elfen", „Gioga's Sohn" ebendaher, und „Eisen-Laczi" (deutsch vom Grafen Mailath) hervorzuheben sind. Andere scheinen uns minder glücklich gewählt, namentlich „Der Drache" und „Eliduc".

Nr. 12. Auch dieses „Märchenbuch" ist eine der Kletke'schen ähnliche Sammlung, und hat mehr das Interesse der Kinder als das der Männer vom Fach im Auge, obwol sie auch für diese nicht ohne Werth ist, und ihnen neben vielen bekannten auch manche neue oder neumodificirte Märchen liefert. Der Verf. beschränkt sich jedoch darin durchaus auf die Mittheilung von deutschen Märchen, und schließt überdies auch Alles aus was in das Gebiet der Sagen und der Mythen fällt. Die Verdienste Bechstein's als Sagensammlers und Märchenerzählers sind zu bekannt, als daß wir hier nochmals darauf aufmerksam zu machen brauchten. Die vorliegende Sammlung zeichnet sich durch eine außerordentliche Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit aus. Sie enthält nicht weniger als 90 Nummern, welche sämmtlich einfach und kurz, und in einem dem Inhalt und der kindlichen Auffassung angepaßten Tone vorgetragen sind. Außerdem empfiehlt sich das Büchlein durch seine außerordentliche Billigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch. Zwei Abtheilungen. Erlangen, Heyder. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es sind akademische Vorlesungen im Wintersemester 1844—45 in Marburg gehalten, zum Theil aber umgearbeitet, welche uns Hr. Thiersch hier über das Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus mittheilt. Als Aufgabe, sagt er in der Vorrede (I, 6), habe ihm vorgeschwebt: „nicht die abstracte Theorie beider Confessionen mit wissenschaftlicher Kälte zu analysiren und zu vergleichen, noch weniger mit Advocatenkünsten die wohllautende Theorie der eigenen Kirche mit der anstößigen Praxis der andern zusammenzustellen, sondern mit aller Ruhe und Billigkeit Theorie gegen Theorie, Praxis gegen Praxis zu halten und zu ersehen, wie weit die praktischen Fehler welche eine Partei der andern vorwirft wirklich aus ihrer Theorie entspringen, oder im Widerspruch mit derselben befindlich als bloße Zufälligkeiten betrachtet werden dürfen." Die Gesammtansicht welche in diesen Vorlesungen dargelegt sei, nennt der Verf. (S. 10 der Vorrede) eine irenische, und er sucht ihre Berechtigung hervorzutreten darin, daß dieselbe bisanhin unter den schriftgläubigen Theologen Deutschlands, zu welchen der Verf. gezählt zu werden wünscht, noch nicht vertreten sei. Wol nicht mit Unrecht erwartet der Verf. Widerspruch von verschiedenen Seiten her. Schon im Allgemeinen können Zweifel aufgeworfen werden, ob eine solche Irenik mitten unter dem confessionnellen Waffengetöse am Platze sei, ob sie nicht Schwäche und voreilige Nachgiebigkeit verrathe, ob es jetzt nicht eher an der Zeit wäre wacker mitzukämpfen als einen Friedensschluß beantragen zu wollen der nur zum Nachtheile des Protestantismus ausfallen könnte. Vielen Protestanten wird der Verf. im Nachgeben zu weit gehen, vielen Katholiken, zumal den fanatischen Tonangebern, nicht weit genug. Beide Theile wird er schwerlich befriedigen. Innerhalb des Protestantismus selbst wird er es wahrscheinlich keiner Partei ganz recht gemacht haben. Die sogenannten Orthodoxen werden ihn viel zu freisinnig finden, und die Freisinnigen viel zu orthodox. Ohne Zweifel, wie auch aus der Vorrede zu schließen ist, hat sich der Verfasser vor dem Erscheinen seines Buches das Alles selbst gesagt. Und wir können uns darüber nur freuen, daß er sich durch eine solche Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht hat abhalten lassen mit seiner Schrift hervorzutreten. Der praktische Erfolg derselben wird allerdings kein großer sein; die Zeit ist zur Wiedervereinigung der beiden großen abendländischen Schwesterkirchen noch nicht reif. Die Gegensätze müssen vorher noch mehr gekannt, es muß den Principien noch mehr auf den Grund gegangen werden. Eine Wiedervereinigung ist aber gewiß in Aussicht gestellt, und von der göttlichen Weisheit bereits beschlossen. Nur wird diese nicht darin bestehen, daß von der einen Seite der Protestantismus, von der andern der Katholicismus in einzelnen Stücken nachgibt. Wenn mit der bloßen Mediation oder Transaction die Versöhnung der beiden Kirchen zu stiften wäre, so hätte das Reformationszeitalter, in welchem fortwährend mediatisirt und transigirt wurde, sie zu Stande bringen müssen. Ein solches Flickwerk wünscht aber auch der Verf. nicht in ein jedenfalls nur kurzes Dasein zu rufen. Er sucht den Principien auf den Grund zu gehen, die beiderseitigen Grenzen auszumitteln, und besonders das beiden Gemeinsame hervorzuheben im Gegensatze zu jenen Zeitbestrebungen welche das beide Trennende mit ungebührlicher Vorliebe in den Vordergrund drängen. Der Verf. verhehlt es nicht, daß die Gegensätze unserer Zeit noch tiefer liegen als in den Confessionen, und wenn wir uns nicht irren, so möchte er das wesentlich christliche Element aus beiden Confessionsgebieten in einen Brennpunkt sammeln, um dem Widerchristenthume um so energischer entgegentreten zu können.

Das Werk selbst zerfällt nach einer kurzen Einleitung in einen allgemeinen- und einen besondern Theil. Im allgemeinen Theile wird die katholische und protestantische Lehre

von der Kirche im Verhältniß zur Heiligen Schrift, zur Geschichte und zum gegenwärtigen Zustande der Christenheit beleuchtet. Der besondere erstreckt sich auf die einzelnen Differenzen des Katholicismus und Protestantismus in Dogma, Cultus und kirchlichem Leben. Allgemeine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Katholicismus und Protestantismus und über die Bedingungen einer bessern Zukunft schließen das Ganze.

Um den Standpunkt des Verf. zu begreifen, müssen wir uns den Begriff klar machen den derselbe von der Kirche hat. Es gehört zu den beklagenswerthen Mängeln des Protestantismus, daß derselbe den Begriff der Kirche im Reformationszeitalter nicht ausgebildet, daß er es überhaupt zu einer Kirche im wahren Sinne des Worts nie gebracht hat. Wir theilen vollkommen die Ueberzeugung des Verf., daß das Christenthum bestimmt ist seine volle Wirkung in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft zu entfalten, daß atomistische Zersplitterung und spiritualistische Unsichtbarkeit seiner Wirkungen nicht Das ist was eigentlich sein soll, sondern daß es vielmehr als ein großer Organismus — als die Kirche Christi — auf Erden sich zu verwirklichen hat (I, 4). Wir theilen auch darin den Standpunkt des Verf., daß wir glauben, der Protestantismus habe die Aufgabe diesem Mangel abzuhelfen und aus der Zersplitterung einer Menge von Einzelbestrebungen zur Idee einer Kirche zurückzukehren, und an der Verwirklichung dieser Idee zu arbeiten. Eine solche Aufgabe ist aber mit der rationalistischen Auffassung des Christenthums unvereinbar. Gerade der Rationalismus hat den Begriff der Kirche in den letzten Spuren die sich davon noch erhalten hatten aufgelöst, und an die Stelle eines Concretums die abstracte Vernünftigkeit gesetzt, die von vornherein gegen alle äußere Organisation als gegen eine Herabwürdigung der Idee protestirt. Wir sind daher endlich auch insoweit mit dem Verf. einverstanden, als er unser kirchliches Zeitalter dem rationalistischen gegenüber für ein vorwiegend restauratives hält (I, 5). Dennoch will uns aber von einem höhern Standpunkte aus dieser Ausdruck nicht recht gefallen. Der Verf. selbst gibt zu, daß unsere Zeit mit ihrer conservativen Tendenz echte Reformideen verbinden müßte, daß es nicht angehe die alte Dogmatik wieder zu restauriren und als Autorität hinzustellen, daß es vielmehr unsere Pflicht sei, anstatt ihre Kritik den Gegnern des Christenthums zu überlassen, sie selbst in aller Schärfe zu übernehmen (I, 11). Hinsichtlich des Begriffs der Kirche aber, mit dem es der Verf. hauptsächlich zu thun hat, kann von Restauration am allerwenigsten die Rede sein. Denn restauriren kann man nur was einmal dagewesen ist; da nun eine protestantische Kirche als Gesammtorganismus der christlichen Idee noch nie dagewesen ist, so kann sie auch nicht restaurirt werden. Wir möchten daher unsere Zeit in kirchlicher Beziehung weit eher für eine constitutive als eine restaurative halten.

Wie bemerkt: der Verf. geht in dem ersten und allgemeinen Theile von dem Begriffe der Kirche aus, um die Grunddifferenz zwischen Katholicismus und Protestantismus zu beleuchten. Man muß ihm durchaus einräumen, daß in der Lehre von der Kirche die eigentliche imponirende Macht des Katholicismus liegt, und daß die Protestanten sich außer Stande fühlen auf diesem Punkte den Gegnern eine gleich gewichtige positive Lehre entgegenzustellen (I, 30). Der Katholicismus beruft sich bekanntlich, um seinen Begriff von der Kirche als den allein wahren geltend zu machen, auf die Prädicate welche im Symbolum Nicaeno-Constantinopolitanum der Kirche beigelegt werden, wenn es dort heißt: Credo unam, sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam, und gibt diesen Prädicaten eine solche Deutung, daß sie auf seinen Begriff von der Kirche vollkommen passen. Die Augsburger Confession hat sich dagegen begnügt die reine Predigt und die schriftgemäße Verwaltung des heiligen Sacraments als die einzig nothwendigen Prädicate der wahren Kirche hervorzuheben. Damit war übrigens, so dürftig diese Prädicate sein mögen, die Kirche immer noch als eine sichtbare Anstalt Gottes zur Beseligung der Menschen auf Erden anerkannt. Als aber die Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche aufkam, die, wie der Verf. richtig ausführt (I, 45 fg.), mit der Prädestinationslehre aufs innigste zusammenhängt, lag jedenfalls die Gefahr nahe, den Begriff der protestantischen Kirche bis zu einem Grade zu verinnerlichen der von ihrer äußern Erscheinung so viel als Nichts mehr übrig ließ; wiewol der Verf. billig genug ist anzuerkennen, daß in der Behauptung von der Unsichtbarkeit der Kirche und in der Unterscheidung ihres unsichtbaren Kerns von der sichtbaren Erscheinungsform eine unvertilgliche Wahrheit enthalten sei (I, 52). Wenn sich aber der Verf. in seiner Entwickelung der Grunddifferenz zuletzt wieder auf die Schleiermacher'sche Formel hingedrängt sieht, nach welcher der Katholicismus das Verhältniß des Einzelnen zu Christo von seinem Verhältniß zur Kirche, der Protestantismus umgekehrt das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche von seinem Verhältnisse zu Christo abhängig macht: so glauben wir hierin allerdings die starke und die schwache Seite des Lehrbegriffs beider Confessionen aufgenommen; nur daß der Katholicismus durch seinen Ausdruck den Vortheil erhält, eine Kirche zu erhalten, der Protestantismus dagegen von vornherein auf die Möglichkeit der Realisirung seiner Idee verzichtet (I, 61). Und vom geschichtlichen Standpunkte aus hat nach dem Verf. der Protestantismus Recht, weil die Wirklichkeit der Kirche ihrer Idee im Katholicismus nicht entsprochen hat; vom biblischen aus wird dem Katholicismus Recht gegeben, weil die Wirklichkeit jener Idee entsprechen sollte.

Von hier aus hat der Verf. wie uns scheint dem Katholicismus ein großes Zugeständniß gemacht. Je mehr man überhaupt gewohnt ist den Protestantismus als beabsichtigte Wiederherstellung des Urchristenthums aufzufassen, desto überraschender ist es, wenn der Katholicismus in dieser Beziehung als der Träger der urchristlichen Idee von der Kirche erscheint.

Allein der Verf. geht noch um einen bedeutenden Schritt weiter. Er behauptet nicht nur, daß die Idee einer vollendeten sichtbaren Kirche biblisch und urchristlich sei, sondern auch, daß das Urchristenthum diese Idee wirklich realisirt habe (I, 69 fg.). Die apostolische Kirche erscheint dem Verf. in erhabener Schönheit und Herrlichkeit. „Denn", sagt er, „wo anders als in ihr sollen wir den hellen Spiegel finden in welchem uns mit voller Klarheit erscheinen wird, was Wahres und Unwahres an den jetzt bestehenden Confessionen ist, worin das Recht und das Unrecht der katholischen und der protestantischen Kirche besteht?" (I, 91.) Ist nämlich die apostolische Kirche die vollkommene, in der Idee und Wirklichkeit sich gegenseitig völlig entsprochen haben, so ist sie auch das naturgemäße Kriterium für die beiden gegenwärtig bestehenden confessionnellen Kirchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Kahnis, K. A., Die Lehre vom heiligen Geiste. 1ster Theil. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Penseroso, Manuelitta Dolores. Novelle. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1848 von B. v. Guseck. 21ster Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Volks-Taschenbuch. 1847. Herausgegeben von K. Steffens. Berlin, Simion. 8. 10 Ngr.

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Novellen. Neue Folge. 27ster, 28ster Band oder 4te Folge, 5ter, 6ter Band. Leipzig, Focke. 8. 3 Thlr.

Willkomm, M., Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen. 1ster, 2ter Band. Leipzig, Arnold. Gr. 12. Drei Bände 5 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 285. — 12. October 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 284.)

In Nr. 13 erhalten wir eine Reihe sehr interessanter indischer Sagen, in denen eine bewunderungswürdige Fülle naturalistisch-pantheistischer Anschauungen, und eine überraschende Tiefe psychologischer Beobachtungen in naiver poetischer Gestaltung niedergelegt ist. Da sie auch dem größern Publicum bekannt zu werden verdienen, so wollen wir den Inhalt einiger derselben mit Einverwebung einiger Proben hier mittheilen.

Die erste derselben: „Rohini", enthält die Vorstellung der Inder von der Entstehung des Mondwechsels. Der Herr der Geschöpfe, Dakscha, gibt von seinen Töchtern 27 dem Monde zu Gemahlinnen; aber obschon sie alle von schöner Gestalt sind, und als helle Gestirne am Himmel glänzen, so strahlt doch Rohini (der Stern Aldebaran) vor allen hervor, und der Mond wohnt daher stets nur bei ihr, und vernachlässigt darüber alle die andern. Darüber beklagen sich diese bei Dakscha, und dieser erinnert den Mond an seine Pflichten. Als aber der Mond troz mehrmaliger Erinnerungen und Drohungen stets nur der Rohini seine Liebe zuwendet, ergrimmte der Herr der Welt

> Und schickte im Zorne über den Mond
> die Schwindsucht; diese faßte ihn,
> und machte, daß von Tag zu Tag
> der Hasenträger kleiner ward.

In Folge Dessen wuchsen auf der Erde keine Kräuter mehr, die Thiere schwanden hin, und auch die Menschen wurden schwach und nahten ihrem Untergang. Da wenden sich die Götter an Dakscha, und bitten ihn den Fluch wieder zurückzunehmen. Dieser aber erwidert: ein von ihm ausgesprochenes Wort könne nicht nichtig sein; nur mildern könne er seinen Fluch. Wenn künftig der Mond bei allen seinen Weibern wohne, so solle nur in der Hälfte des Monats die Schwindsucht seiner mächtig sein. Er brauche sich nur in der heiligen Flut der Saraswati zu baden, so werde er gestärkt werden, und in der andern Hälfte des Monats wieder wachsen.

„Nahuscha" enthält die Sage von den Sternbildern der Schlange und des Himmelswagens, oder des Großen Bären. Indra ist im Kampfe mit Weotra, überredet ihn zu einem Bündniß, bricht aber dasselbe hinterlistigerweise, wird hinterher von Gewissensbissen gepeinigt, und entflieht bis ans Ende der Welt, wo er sich tief ins Wasser verkriecht, daß Niemand wußte wo er war.

> Als Indra nun verschwunden war,
> da fiel kein Regen mehr herab,
> die Felder verdorrten, die Flüsse versiegten,
> die Teiche waren wasserleer,
> die Erde war zerrissen, zerstört,
> und Noth und Elend überall.

Deshalb beschließen die Götter an Indra's Statt den tugendreichen Menschen Nahuscha zum Herrn der Welt zu weihen. Dieser aber wird als solcher übermüthig und üppig, und begehrt nach der Satschi, Indra's Gattin. Diese flüchtet sich jedoch zum Brahmanen Werhaspati. Darüber geräth Nahuscha in solchen Zorn, daß die Götter selbst den Werhaspati um Auslieferung der Satschi bitten. Dieser leistet den Bitten keine Folge, räth aber der Satschi zu Nahuscha zu gehen und zu erklären, daß sie seine Göttin sein wolle, wenn er mit den Rischi zu ihr gefahren komme.

> Aus Hochmuth wird ihm Dieses gefallen,
> und Hochmuth stürzt den Nahuscha.

Und so geschieht es. Zu gleicher Zeit läßt Werhaspati durch Agni (das Feuer) den Indra aufsuchen, der in dem Stiele einer Lotosblume verborgen sitzt, und entsündigt ihn, seine Schuld auf die verschiedenen Geschöpfe vertheilend. Als nun Nahuscha mit den Rischi zur Satschi fährt, und, weil seiner Liebesgier die Fahrt nicht rasch genug geht, mit eigenem Fuß den einen der Rischi spornt mit dem Zuruf: „Fort, Schleicher, fort!"

> Da war durch diesen Frevel gebrochen
> die große Macht des Nahuscha.
> Es standen still die heiligen Rischi
> und also rief Agastja aus:
> Ja, Schleicher, fort! als schleichende Schlange
> du Frevler aus dem Himmel fort!
> Da stürzte von dem Wagen sogleich
> als Schlange Nahuscha herab.
> Die Rischi aber eilten zu Indra
> und grüßten ihn als Himmelsherrn.
> Und wieder zog als König der Götter
> mit großem Jubel Indra ein,
> und mit der treuen Satschi vereint
> beschützte er die ganze Welt.

„Sukanja" ist eine Legende vom heiligen Tschiawana. Dieser that einst Buße und stand wie eine Säule lange

Zeit in der Einsamkeit ohne sich zu rühren, trotzdem daß an ihm Ameisen bis über das Haupt ihren Hügel aufbauten. Da kommt eines Tags Sukanja, die Tochter des Fürsten Sarjata, in die Nähe des Heiligen, und er in Liebe für sie entbrennend ruft ihr zu. Sie aber entdeckt nur im Ameisenhügel seine zwei funkelnden Augen, und in kindischer Thorheit sticht sie ihm dieselben aus. Aus Zorn hierüber läßt Tschiawana das ganze Heer des Fürsten erkranken, und wird nicht eher beschwichtigt als bis ihm Sukanja zur Gemahlin gegeben wird. Weil aber Tschiawana schon sehr alt ist, wird Sukanja von den Aerzten der Götter, den ewig jungen Aswinern, verspottet; als sie sich jedoch in ihrer Treue nicht irre machen läßt, machen sie ihr den Vorschlag, sie wollten ihren Gemahl verjüngen, dann möchte sie zwischen ihm und ihnen wählen. Darauf geht sie mit Tschiawana's Zustimmung ein, ihre Wahl fällt jedoch abermals auf den Tschiawana. Im Glück hierüber, und über die wiedererhaltene Jugend verspricht Tschiawana den Aswinern den Somatrank zu bereiten. Darüber geräth Indra in Zorn und will auf Tschiawana den Donnerkeil schleudern.

Da ließ durch seiner Buße Gewalt
 Tschiawana aus des Feuers Glut
entstehen einen schrecklichen Riesen
 mit Namen Mada, Leidenschaft.
Es konnten die Götter und Danawer nicht
 ermessen seinen großen Leib.
Sein Angesicht war schaudererregend,
 sein Rachen scharfer Zähne voll.
Der eine Kiefer reichte zum Himmel,
 der andere an der Erde Grund.
D'raus ragten vier Eckzähne hervor,
 jedweder hundert Meilen lang,
Zehn Meilen lang die übrigen Zähne,
 wie Thürme hoch, wie Lanzen scharf.
Die Arme waren Berge an Höhe,
 wie Sonne und Mond die Augen hell,
Der Mund dem Todesfeuer vergleichbar,
 die Zunge zuckend wie der Blitz.
So kam mit aufgerissenem Rachen,
 die Welt erfüllend mit Gebrüll,
Auf Indra zu der schreckliche Riese,
 zu fressen ihn in seinem Zorn.
Wie Indra den erblickte, erstarrte
 vor Schrecken ihm der starke Arm.
Er leckte vor Furcht die Winkel des Mundes
 und sagte zu Tschiawana:
Die Aswiner sind würdig zu trinken,
 o Ferguing, den Somasaft.
Da rief der edle Weise sogleich
 den Riesen Leidenschaft zurück,
Sein Wesen in das Trinken vertheilend
 und in die Weiber und in das Spiel
und in die Jagd, und sättigte dann
 den Himmelsherrn mit Somasaft,
und mit den Göttern die Aswiner auch
 an des Sarjata's Opferfest.

Von besonderer Schönheit und tiefer ethischer Bedeutung ist die Sage von „Sawitri". Der kinderlose König Aswapati erlangt von Sawitri, der Gemahlin des Siwa, daß ihm eine Tochter geboren wird, die er gleichfalls Sawitri nennt. Diese ist so schön, daß Keiner um sie zu werben wagt; darum sendet sie der Vater aus, damit sie sich selbst den Gemahl suche. Sie wählt sich den mit allen Tugenden begabten Satjawat, Sohn des blinden, vertriebenen, und jetzt mit seinen Freunden im Walde wohnenden Fürsten Djumatsen. Der weise Naroda warnt sie vor dieser Verbindung: denn, obwol der Prinz nur einen Fehler habe, so sei es doch ein unabänderlicher und unverbesserlicher.

Der eine Fehler Satjawat's
 ist dieser, daß von heute an
nach einer Jahresfrist der Prinz
 sein junges Leben lassen muß.

Aber trotzdem will Sawitri nicht von ihm lassen, und erwidert:

Nur ein mal fällt des Menschen Loos,
 nur ein mal wird ein Weib vermählt,
nur ein mal sprich: Ich gebe Dies,
 die drei der Guten ein mal sind.
Ob lang er lebe oder kurz,
 ob reich an Tugend sei, ob arm,
Der Gatte ist ein mal gewählt,
 ich wähle keinen andern mehr.

Da willigt auch ihr Vater ein, und die Vermählung wird im Walde vollzogen, und sie verzichtet von nun an auf allen gewohnten Glanz,

Und trug hinfort nur Borkenkleid.
 und rothgefärbtes Bußgewand.
Gefällig gegen Jedermann,
 mit Höflichkeit und Freundlichkeit,
durch ihre Tugend, ihre Zucht
 ward sie bei Jedermann beliebt.
Die Schwiegermutter pflegte sie,
 für ihr Befinden stets besorgt;
den Schwiegervater ehrte sie
 mit Schweigsamkeit und Folgsamkeit:
und den Gemahl entzückte sie
 durch Anmuth, Witz und Zärtlichkeit.

So lebten sie eine Zeit lang glücklich und froh beisammen; je näher aber Satjawat's Todestag kam, um so bekümmerter wurde Sawitri, und vier Tage vorher bringt sie unter Fasten und Bußübungen zu. Am Unglückstage begleitet sie trotz der Warnung ihres Schwiegervaters ihren Gemahl in den Wald, „lächelnd zwar, im Herzen aber gramerfüllt". Und wirklich fühlt sich dieser nach einiger Zeit unwohl, legt das Haupt in ihren Schoos und schläft ein. Da erscheint plötzlich Jama, der Tod,

— — — ein glänzend heller Mann,
auf seinem Haupt ein Diadem,
 mit rothem Kleide schrecklich schön,
rothäugig und von dunkler Haut,
 mit einem Stricke in der Hand —

und zieht mit einem Seile den Geist aus Satjawat's Leibe, „ein Männchen, daumengroß", und ging damit nach Süden fort. Sawitri aber folgt ihm, und so oft ihr Jama umzukehren räth, weiß sie ihn jedesmal durch einen weisen Spruch so für sich einzunehmen, daß er ihr jede Gnade zu gewähren verspricht, nur nicht das Leben Satjawat's. Diese Sprüche sind sämmtlich ethischen Charakters, und stimmen oft auf eine überraschende Weise mit den Grundsätzen des Christenthums überein, z. B. wenn es im ersten heißt:

Durch Eines Tugend, nach der Guten Glauben,
sind Alle wir zum Weg des Heils gekommen,
und suchen keinen Zweiten, keinen Dritten;
bei Guten ist die Tugend d'rum das Erste.

Und im dritten:

Wohlwollen, Geben, Hülfreichsein,
wie mit dem Worte mit der That,
von Herzensgrund, ohn' Unterlaß,
das ist der Guten stete Pflicht.
Das übet diese Welt wol auch
aus Menschengunst und Menschenfurcht,
die Guten aber lieben auch,
wo sie ihn treffen, ihren Feind.

Für die vier ersten dieser Sprüche erbittet sie sich nach und nach für ihren Schwiegervater den Gebrauch der Augen und die Wiedererlangung des Reichs, für ihren Vater männliche Nachkommenschaft, und Nachkommenschaft auch für sich und ihren Gemahl. Als ihr aber nach dem letzten Spruche Jama unbedingte Wahlfreiheit gewährt, erfleht sie sich den Geist Satjawat's, erhält ihn, und ruft damit ihren Gatten selbst wieder ins Leben zurück. So verbreitet sie Glück und Freude überall, und die Dichtung schließt mit dem Zurufe der Brahmanen:

Glückselig wird man immerdar
dich preisen, Segenspenderin;
und wo man Frauentugend rühmt,
sei Sawitri zuerst genannt.

(Der Beschluß folgt.)

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch. Zwei Abtheilungen.

(Fortsetzung aus Nr. 284.)

Je mehr wir hier der Grundidee des Werkes nahe getreten sind, desto mehr erheischt dieselbe eine möglichst unparteiische und eingehende Prüfung. Der Verf. legt augenscheinlich auf dieselbe ein großes Gewicht, und die nachfolgende Entwickelung würde ihrer nothwendigen Prämissen entbehren, wenn diese Grundidee auf einer irrigen Voraussetzung beruhte. Allerdings hat uns nur sorgfältige Erwägung zu dem Resultate geführt, daß die Vorstellung welche der Verf. von der Urkirche hegt nicht historisch erweisbar ist, daß er selbst von einem Ideale, aber nicht von der Wirklichkeit der Urkirche ausgegangen ist. Der Verf. scheint uns in seinen Schilderungen des Urchristenthums in einen doppelten Irrthum zu verfallen. Nach der einen Seite hin sieht er vollkommene Herrlichkeit und Klarheit, nach der andern die „höchste Steigerung der Verworfenheit", die ihm besonders im Gnosticismus hervortritt (I, 95 fg.). Dadurch soll eine Katastrophe in der Kirche herbeigeführt worden sein, „deren ungeheuere Wehen die wenigen von ihr Zeugniß gebenden Denkmale uns nur ahnen lassen, die aber durch die Macht und Fülle des apostolischen Geistes wahrhaft und vollkommen überwunden wurde, sodaß nach wenigen gefahrvollen Jahren die Kirche gereinigt und in verklärtem Zustande siegreich aus ihr hervorging" (I, 97). Fragen wir den Verf. nach den Beweisen für eine so apodiktisch ausgesprochene Behauptung, so beruft er sich hierfür auf die Schriften, namentlich auf den ersten Brief des Johannes, der uns den Sieg der Kirche als einen errungenen zeige; ihre Reinigung von dem fressendsten Gifte das jemals in sie eingedrungen sei vollzogen; ihre Einheit, Heiligkeit und Geistesfülle sei gerettet, ihre Erkenntniß und ihr ganzer innerer Zustand sei durch Johannes zur Vollendung geführt. Wir wollen nicht daran erinnern, wie kurz die Dauer einer dergestalt vollkommenen Kirche gewesen sein müßte, da unter Paulus und Petrus dieselbe noch anerkannt unvollkommen war, und gleich nach Johannes (I, 98) im 2. Jahrhunderte den Glanz ihrer apostolischen Herrlichkeit wieder zu verlieren anfing. Allein Das begreifen wir nicht recht, wie der Verf. aus dem ersten Briefe des Johannes seine Voraussetzung begründen will. Der erste Brief des Johannes zeigt uns den Sieg der Kirche nicht als einen errungenen, sondern als einen zu erringenden, und mit dieser einzigen Bemerkung ist die ganze Hypothese des Verf. wankend gemacht. Allerdings hat in den Gemeinden an welche Johannes schreibt nach 2, 19 eine Trennung stattgefunden, die gnostischen Irrlehrer scheinen eine eigene Sekte gebildet zu haben. Allein die Gefahr war noch gar nicht vorüber, und der Apostel täuscht sich über die Größe derselben nicht (3, 7 fg.). Auch erhellt aus der Stelle 5, 13 ganz deutlich, daß der Apostel seinen Brief nicht etwa als eine Siegeshymne über den errungenen Sieg schrieb, sondern als ein Ermahnungs- und Trostschreiben, damit die Verführung nicht noch mehr um sich greife als sie bereits um sich gegriffen zu haben schien. Für ungeschichtlich halten wir es — und der Verf. hat hier nur behauptet, nicht bewiesen —, daß die höchste Steigerung des Gnosticismus schon in das 1. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung falle. Es scheint uns hier der Verf. in das umgekehrte Extrem der tübinger Schule verfallen zu sein, wie ein Extrem sehr oft das andere hervorruft. Gewiß hat der Verf. gegen die tübinger Schule Recht, wenn er derselben eine ungeschichtliche Behandlungsweise des 1. christlichen Jahrhunderts vorwirft; aber auch den Verf. können wir von dem Vorwurfe der Ungeschichtlichkeit im entgegengesetzten Sinne nicht freisprechen. Der Historiker hat kein Recht sich da wo er apodiktische Sätze ausspricht, auf Das zu berufen was sich nur „ahnen läßt"; er muß nachweisen. Denn gerade Das ist der Grundfehler der tübinger Schule, daß sie ihre Sätze mit ahnungsreichen Hypothesen, anstatt mit gründlicher Beweisführung geltend zu machen sucht. Dann scheint uns der Verf. das Wesen des Gnosticismus übertrieben schwarz darzustellen, wenn er das „Mysterium der Bosheit", eine eigentliche Verteufelung darin erblickt. Der Gnosticismus war gewiß eine große Verirrung, die in einzelnen Auswüchsen große Lasterhaftigkeit zur Folge hatte, und das Christenthum mußte sich seiner sowie er herrschend werden wollte erwehren. Dem Ebionitismus und Materialismus gegenüber hatte er aber eine gewisse Berechtigung, insofern das Bedürfniß der theologischen Speculation, von dem er jedoch großen Misbrauch machte, ein berechtigtes ist. Die Voraussetzung des Verf., daß schon im 1. Jahrhunderte von der Urkirche ein vollständiger Sieg über den Gnosticismus errungen worden sei, ist schon darum eine unrichtige, weil er dann im 2. Jahrhunderte nicht mehr zu dieser Ausbildung hätte gelangen können. Vollständig kann eine Richtung erst dann überwunden werden, wenn sie zu ihrer vollständigen Ausbildung gelangt ist, wie eine Krankheit erst dann wirklich geheilt werden kann, wenn ihre Krise wirklich eingetreten ist. Wäre es aber auch der apostolischen Kirche gelungen den Gnosticismus völlig zu besiegen, so war ja derselbe nicht der einzige Feind der die apostolische Kirche bedrohte. An den Ebionitismus haben wir bereits erinnert. Die Parteiungen in Korinth hatten sich nach dem Briefe des Clemens an die Korinther auf eine höchst unwürdige Weise in dieser Stadt wiederholt. Wie die Sünden der Wollust besonders von Seiten der Heidenchristen immer aufs neue wieder hervorbrachen, dafür liefern uns die apostolischen Briefe eine Menge von Zeugnissen. Die Vorschriften welche im Briefe an Titus die Wahl der Aeltesten regeln (1, 5 fg.), lassen uns einen sittlichen Zustand einzelner Gemeinden voraussetzen der an die verdorbensten Zeiten der römischen Hierarchie erinnert (vgl. Tit., 1, 10 fg.). Der dritte Brief des Johannes läßt uns (V. 9 fg.) ebenfalls einen Einblick in die Gemeindeverhältnisse thun, wel-

cher der Hypothese von der „vollkommenen Reinheit" der Urkirche keineswegs günstig ist. Auch möchten wir endlich fragen: wie ist eine vollkommene Reinheit der Kirche möglich, so lange das Wort (1. Joh., 1, 8) wahr bleibt: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns."

So verfehlt in dieser Hinsicht die Grundidee des Werkes unsers Verf. ist, so gern geben wir ihm dagegen zu, daß die apostolische Kirche an Intensivität christlicher Frömmigkeit spätere Perioden kirchlicher Entwickelung weit übertroffen habe. Aber auch nur in dieser Hinsicht. Durch die dem Staate und dem öffentlichen Leben abgewandte Stellung der apostolischen Kirche müßte sich die Frömmigkeit vertiefen und verengen, und wir können in einer verengten Frömmigkeit nicht das Ideal derselben sehen. Hierin sehen wir vielmehr einen Hauptirrthum des sonst so achtungswerthen Pietismus, daß er in verengter, gleichsam concentrirter Frömmigkeit das wahre Wesen der Religion sieht. Der Pietismus hat allerdings ein Recht in dieser Hinsicht an die Urkirche zu erinnern, er copirt sie hierin; allein wir glauben, daß Dies als eine Einseitigkeit der Urkirche anzusehen ist, die ganz in der Aufgabe dieser primitiven Erscheinungsform des Christenthums lag, aber in andern Zeiten keine Nachahmung mehr verdient. Vielmehr diente diese damals gottgewollte Einseitigkeit auch dazu, die Vollendung der Kirche im apostolischen Zeitalter zu verhindern.

Wir stellen also dem Satze des Verf., daß die Kirche einmal wirklich vollkommen gewesen sei, den andern entgegen, daß sie Dies noch nie gewesen ist, und wir möchten hinzusetzen: nicht sein wird, bis in Erfüllung gegangen ist was in den von dem Verf. angeführten Stellen Phil., 1, 6 und 1. Kor., 1, 6—8 geweissagt ist (I, 94).

Nach unserer Ansicht hätte also der Verf. von ganz andern Prämissen, d. h. nicht von der Wirklichkeit, sondern von der Idee einer vollkommenen Kirche ausgehen sollen, deren Grundzüge in der Heiligen Schrift allerdings niedergelegt sind und den Maßstab bilden, nach welchem jede wirkliche Erscheinungsform des Christenthums zu messen ist. Anstatt mit dem Verf. zu bedauern, daß die Urkirche nicht mehr vorhanden ist (I, 99), bedauern wir es vielmehr, daß die Kirche allmälig ihrer Idee wie sie in der Heiligen Schrift niedergelegt ist immer mehr untreu geworden. In dieser Beziehung hat der Verf. sehr schön nachgewiesen, wie diese Idee wol principiell von der katholischen Kirche nie aufgegeben, aber in der Wirklichkeit immer weniger realisirt wurde; wiewol man auch nicht vergessen darf, daß diese Realisation mit der äußern Ausdehnung der Kirche immer schwieriger ward. So lange die Kirche nur erst einige Hunderttausende von Bekennern zählte, war es gewiß leichter für sie den Prädicaten der Einheit und Reinheit zu genügen, als nachdem sie hundert Millionen Bekenner zählte. Allgemein, d. h. im eigentlichen Sinne des Wortes katholisch, ist die Kirche doch gewiß erst dann, wenn die Weissagung des Herrn Joh. 10, 16 in ihrem vollen Umfange erfüllt sein wird. Daher ist es falsch, im Verlaufe der Zeit nur einen unaufhaltsamen Verfall der Kirche zu erblicken. Die altkatholische Kirche, welche der Verf. sehr gut von der apostolischen unterscheidet, steht nur in Beziehung auf Intensivität der Frömmigkeit der apostolischen nach, hat aber den Vorzug vor dieser, daß sie schon weit mehr Einfluß auf das öffentliche Leben und die Volkssitte äußert (I, 141, 164). Und dieselbe Beobachtung dringt sich uns bis zu dem Zeitpunkte auf in welchem das Papstthum seine Sonnenhöhe erreicht hat. An intensiver Kraft nimmt die Kirche ab, an extensiver zu. Dieser Wahrheit hat der Verf. aus dem Grunde die Anerkennung versagt, weil er die Verbindung der Kirche mit dem Staate für eines der größten Uebel hält (I, 23). Denn wenn er auch einräumt, daß diese Verbindung nicht ganz außerhalb der göttlichen Bestimmung und echten Entwickelung der Kirche lag — so ist doch schon mit diesem „nicht ganz außerhalb" genug gesagt (I, 186). Und dennoch nach unserm Dafürhalten entweder zu wenig oder zu viel. Entweder ist die mittelalterliche Entwickelung der Kirche eine Verirrung und der Bestimmung der Kirche zuwider, oder sie entspricht dem Berufe den sie von Gott erhalten hat. Der Verf. hat sich weder für das Eine noch für das Andere entschieden. Er befindet sich in fühlbarer Verlegenheit darüber, welches positive Urtheil er über das Papstthum und die Hierarchie abgeben soll, und nur Das sagt er mit Bestimmtheit, daß man darauf „verzichten" müßte „das Papstthum in den Zeiten seiner Größe schlechthin für das Antichristenthum zu halten" (I, 236). Die milde und wohlwollende Beurtheilung des Papstthums durch den Verf. spricht sehr an; allein charakterisirt ist damit eine der größten Erscheinungen der Weltgeschichte nicht, daß man darauf verzichtet sie schlechthin für das Antichristenthum zu halten. Vielmehr erblicken wir extensiv betrachtet in dem Papstthume die höchste Verwirklichung der vier Grundbegriffe der Kirche, die nur darum ins Antichristenthum überzuschlagen drohte, weil zugleich die größtmöglichste Verflüchtigung der intensiven Frömmigkeit damit verbunden war. Dieser Mangel an intensiver Frömmigkeit hat die Kirche in die bereits so viel als überwundene jüdische gesetzliche Form zurückgetrieben (I, 208), und auf treffende Weise hat der Verf. nachgewiesen, daß in der Fülle ihrer Ceremonien die mittelalterliche Kirche wie im Priesterthum und Hohenpriesterthum sich als Repristination des Alten Testaments darstellt. Wenn aber der Verf. den Unterschied zwischen der alttestamentlichen und mittelalterlichen Kirche darin erblickt, daß das Alte Testament in seinen Ceremonien den Schatten der zukünftigen Güter hatte, während die mittelalterliche Kirche an ihren Ceremonien den Schatten vergangener Güter habe (I, 243 fg.): so würdigt er nach unserer Ueberzeugung damit den mittelalterlichen Katholicismus zu tief, nämlich noch unter das Judenthum herab — ein Unrecht das er freilich damit zum Theil wieder gut macht, daß er auch in diesem Schatten vergangener Güter „noch Typus und Weissagung auf eine höhere vom Geist wieder erfüllte Zukunft der Kirche" durchscheinen lassen will (I, 244). Uns scheint auch hier den Verf. seine Grundansicht von der Urkirche irre geführt zu haben. Weil er der Meinung ist, die wahre Kirche sei schon einmal vollkommen dagewesen, hält er die Kirche des Mittelalters für einen bloßen Schatten davon. Wir dagegen sind der Ansicht, die Ceremonien der mittelalterlichen Kirche seien Herstellungsversuche der noch nie vollkommen wirklich gewordenen Idee der Kirche gewesen, erfolglose allerdings, weil sie diese Idee nur symbolisch, aber nicht wirklich darstellten. Im Hauptresultate stimmen wir mit dem Verf. vollkommen überein, daß der Katholicismus stets nur behauptet hat die wahre Kirche zu sein, aber mit der Wirklichkeit hinter dieser Behauptung immer weit zurückgeblieben ist. Darin aber geben wir ihm nicht Recht, daß von den Zeiten der apostolischen Kirche an bis zur Reformation die Kirche nur das Schauspiel eines fortwährenden Verfalls darbiete. Extensiv, behaupten wir, ist während dieser Zeit die Kirche der Erfüllung ihrer Idee näher gekommen; intensiv hat sie sich von derselben immer mehr entfernt. Der Verf. protestirt einige male dagegen, als ob er der gewöhnlichen Ansicht folgte; in der Annahme der fortwährenden Decadenz der Kirche bis zur Reformationszeit ist er aber ganz der gewöhnlichen Ansicht gefolgt, und doch hätte ein wahrhaft irenischer Standpunkt schon hier dem Katholicismus einräumen müssen, daß er nach außen in seinem Einflusse auf christliche Völkersitte und Cultur Eminentes geleistet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 286. —— 13. October 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 285.)

Die Sage von „Usinar" ist eine Prüfungsgeschichte. Eine von einem Habicht verfolgte Taube flüchtet sich in den Schoos des Königs Usinar, und dieser schützt sie. Darüber macht ihm der Habicht Vorwürfe: denn gegen die Pflicht nehme er ihm seine Nahrung weg. Der König aber erwidert: seine Pflicht sei es vor Allem die flüchtende, ihm vertrauende Taube nicht zu verrathen; denn wer die Kuh, die Mutter der Welt, erschlage, wer einen Brahmanen tödte, und wer den bangen Schützling verlasse: alle Diese machten sich einer gleichen Schuld theilhaftig. Dagegen macht der Habicht geltend: die Speise sei es die Alles erhalte, und daher sei kein Vergehen so groß als die Entziehung der Nahrung. Aber — so fährt er fort —

> Ist eine Pflicht mit andern im Streite,
> so ist sie keine wahre Pflicht.
> Nur wenn nicht and're Pflichten die Pflicht
> aufheben, ist sie wirklich Pflicht.
> Wenn aber untereinander die Pflichten
> sich streiten, so befolge man
> die größ're: d'rum bedenke, o Fürst,
> was hier die größ're Pflicht erscheint.

Der König erkennt die Wahrheit dieser Worte, aber dennoch verschmäht er es seinen Schützling preiszugeben, und erklärt:

> O Habicht, Alles geb' ich dir,
> Nur diese Taube geb' ich nicht,
> die Hülfe suchend zu mir kam.

Da hält ihn der Habicht beim Worte, und verlangt so viel Fleisch von des Königs eigenem Leibe als die Taube schwer sei. Dazu ist der König bereit. Er schneidet sich ein Stück aus, aber es erscheint zu leicht; er fügt ein zweites hinzu, aber auch dieses wiegt die Taube nicht auf, da steigt er selbst auf die Wage, um dem Habicht sein Recht zu gewähren und zugleich die Taube zu schonen. In diesem Augenblicke gibt sich der Habicht als Indra zu erkennen, der, um des Königs Tugend zu prüfen, herabgekommen sei, und erklärt, daß sich Usinar mit dieser Tugend einen Wohnplatz im Himmel verdient habe. Und so geschah es:

> Der pflichtgetreue König stieg
> zur Götterwohnung leuchtend auf.

Die folgende Sage: „Das Meer", erzählt, wie einst das Meer ausgetrocknet und wieder angefüllt ist. Indra, fürchtend, im Kampfe mit Weotra und den Danewern zu erliegen, wendet sich an Brahma. Dieser weist sie an den besten aller Menschen, Dapitscha, diesen um die Knochen seines Leibes zu bitten, damit ihnen Twaschter, der Schmied des Himmels, daraus einen Donnerkeil fertige, mit welchem Weotra allein erschlagen werden könne. So geschieht es. Da flüchten sich die Danewer ins Meer, und rauben von hier aus die Büßer und Brahmanen von ihren Opferstätten, denn den Schlimmen erschien Dies der beste Rath:

> Zuerst muß man die Frommen verderben,
> die reich an Zucht und Wissen sind.
> Denn alle Welt bestehet allein
> durch Frömmigkeit; d'rum wenn wir nur
> die frommen, weisen Menschen verderben,
> so geht die ganze Welt zu Grund.

In Besorgniß darüber wenden sich die Götter abermals an Brahma, und dieser erklärt, sie könnten die Danewer nur bezwingen, wenn sie zuvor das Meer trocken legten. Das vermöge aber nur Agastia. Dieser erklärt sich auf die Bitte der Götter dazu bereit und trinkt das ganze Meer aus. Nun werden die Danewer erbarmungslos von den Göttern gemordet, und nur ein kleiner Theil derselben flüchtet sich durch einen von ihnen selbst gewühlten Weg (die Straße von Malakka) in den Höllengrund. Agastia wird für diesen Dienst von den Göttern gepriesen, als er aber das Meer wieder füllen soll, erklärt er, daß das Wasser schon alles verdaut sei. In dieser neuen Noth vertröstet Brahma die Götter und Menschen auf den großen Fürsten Fagiratha. Dieser war ein Abkömmling des Königs Sagara, dem seine zweite Gemahlin Waidarsi einen Kürbis geboren hatte. Als diesen der König wegwerfen wollte, warnte ihn eine Stimme:

> Nicht vorschnell handle, daß du nicht
> die Kinder verlierest; öff'ne die Schale
> des Kürbis und nimm jeden Kern
> und lege jeden besonders in einen
> mit Butterschmalz gefüllten Krug.
> So that der König; aber es waren
> der Kerne in der Kürbisfrucht
> Sechs mal zehntausend; jeder erhielt
> Vom König eine Wärterin,
> die in dem Krug bewahrte
> den Kürbiskern aus Butterschmalz.

Aus diesen Kernen entstehen ebenso viel übermüthige Helden, welche selbst die Götter angreifen und besiegen, aber

zuletzt von den Zornesblicken des Höllenfürsten Kapila, den sie, als sie ein auf dem trockenen Meeresgrunde versunkenes Opferpferd aus der Unterwelt zurückholen wollten, zu grüßen vergessen hatten, zu Asche verbrannt wurden. Das Opferpferd zwar wird vom Enkel Sagara's wieder zur Erde geschafft; dagegen die Ganga vom Himmel zu ziehen, damit die Asche der verbrannten Helden zu netzen, und dadurch ihren Seelen zur Ruhe zu verhelfen, gelingt erst seinem Enkel Fagiratha, nachdem er sich durch eine tausendjährige Buße am Fuße des schneebedeckten Himawat die Gunst der Ganga erworben, und den Siwa vermocht hatte die herabstürzende Ganga mit seinem Haupte aufzufangen.

Auch die folgenden Sagen sind sämmtlich von gleich anziehendem Inhalt: namentlich machen wir auf „Rischiasring" und „Jagati" aufmerksam, beide erotischen Charakters und mit sehr lieblichen Stellen versehen. „Gunakesi" dagegen bietet uns interessante Bilder aus der Unterwelt, namentlich aus dem Reiche der Schlangen und Greife, daher möge ihr Inhalt noch kurz mitgetheilt werden: Matali, der Fuhrmann Indra's, will seine einzige Tochter Gunakesi vermählen, und weil er in der Oberwelt keinen ihm ebenbürtigen Schwiegersohn finden kann, der ihm nicht verwandt wäre, so begibt er sich unter Begleitung des Weisen Narada in die Unterwelt. Narada zeigt dem Matali unterwegs alle Dinge die im Innern der Erde verborgen sind: 1) das Reich des Waruna, des Herrn der Gewässer und Hüters der Welt, und die Söhne desselben, deren Einer von großem Verstand, der Andere rein und tugendhaft, der Dritte überaus schön ist, sodann auch den weltverheerenden Bogen Gandiwa, den von Brahma zuerst geschaffenen Baum, welcher die Riesen in Gehorsam hält, den Schirm des Waruna, von dem beständig ein kühler Regen träuft u. s. w.; 2) die Mitte der Hölle oder Patala, wo das Amrita (der himmlische Trank) bereitet wird, wo Airawata, des Indra Ilt, erquickende Flut schöpft, und in die Wolken des Himmels träuft, wo jeder Verschmachtete wieder belebt wird, wo im Wasser ein schimmerndes Ei schwimmt, so alt wie die Welt, das am Ende der Welt aufbrechen und mit einem ungeheuern Feuerbrande die Welt verzehren wird u. s. w.; 3) die Stadt Hiranjapur, von Wiswakarman aufgebaut, von Silber, Gold und Edelstein, wo die unbesiegten Danewer wohnen; 4) die Welt der Greife oder Schlangentilger, Enkel des Dakscha, schreckliche Krieger, Verehrer des Wischnu, fern von Brahminenthum; 5) Rasatala, wo das Haus der Surasi ist, der Mutter aller Rinder, die aus dem Munde des Weltenschöpfers entstand als er zu viel Amrita getrunken hatte, und sie wieder von sich geben mußte, und die in ihrem Euter eine Milch hat die alle sechs Geschmäcke in sich vereinigt; 6) die Stadt Folgawati, beschützt vom König Wasuki, so herrlich wie die Stadt des Himmels (Amarawati). Hier wohnt Sescha, der die Erde auf seinen Häuptern trägt, mit tausend Sternen und flammender Zunge. Hier wohnen auch die Schlangen, die Kinder der Surasa: der König Wasuki, Tokschaka, Karkotaka u. A., Söhne des Kassapa. Unter diesen sucht sich Matali den Sumukha als Schwiegersohn aus, den Enkel des Arjaka, Sohn des von dem Greifen Garuda verzehrten Tschikura. Arjaka erklärt aber, daß der Greif der den Vater gefressen gedroht habe auch den Sohn zu holen. Matali tröstet ihn deshalb, und nimmt ihn mit zum Wasewer Indra. Dieser gibt dem Sumukha Amrita zu trinken, wodurch er unsterblich wird, und worauf er sich mit Gunakesi vermählt. Hierüber geräth Garuda in großen Zorn und schilt auf Indra: Ich bin so viel werth als du, Weotrabändiger, und mehr; auch ich bin von einer Tochter des Dakscha geboren und erzeugt von Kassapa, und bin kräftig im Fluge die Welt zu tragen; auch ich habe große Thaten ausgeführt, und du brauchst darum, weil ich dem Wischnu diene, nicht gering von mir zu denken. Ich bin stärker als du, ich kann dich selbst tragen. Darauf erwiderte Indra: Das ganze Drei der Welten ist nicht im Stande meinen Leib zu fassen. Ich selbst, durch mich allein, trage mich und dich. Darauf legte er seinen linken Arm auf Garuda — da fiel der Greif zu Boden, und er demüthigte sich vor Indra. Zur Strafe aber warf ihm Indra die abgestreifte Schlangenhaut des Sumukha um den Hals. Daher tragen auch die Greife, die Nachkommen des Vogels Jaruda, die Schlange als Kette um den Hals.

Nr. 14. Diese von Vogl in Versen behandelten Sagen vom Stephansdom in Wien sind weder von Seiten ihres Inhalts noch von Seiten ihrer poetischen Darstellung bedeutend. Der Dichter hat in seiner bekannten Weise einige dürftige Notizen, die kaum dem Gebiet der Sagenwelt angehören, zu leicht und gewandt versificirten Gedichten ausgesponnen, ohne aber ihnen dadurch ein tieferes Interesse, und ein wirklich poetisches Leben einzuhauchen. Dankenswerther ist die vorangeschriebene Baugeschichte und Beschreibung des Doms.

Nr. 15. Nachdem sich schon B. Baader, Aloys Schreiber, Heinrich Schreiber, Simrock und Geib, J. Bader, Brauer u. A. um Aufsuchung und Mittheilung von Sagen aus verschiedenen badischen Landschaften verdient gemacht haben, bietet uns der Herausgeber des vorliegenden Werks zuerst eine umfassende Sammlung oder, wie er sich selbst ausdrückt, einen einstweiligen Capitalstock badischer Sagen, den er theils aus den ihm überkommenen Vorarbeiten, theils aus einem von ihm selbst herbeigeschafften Vorrath zusammengestellt hat. Um diese Sammlung so vollständig als möglich, und zugleich zu einem angenehmen Unterhaltungsbuche, gleichsam zu einer „romantischen Hauspostille" zu machen, hat er darin nicht nur die Sagen in ihrer ursprünglichen Gestalt aufgenommen, wie sie noch jetzt im Munde des Volkes leben, oder wie sie uns durch alte Chroniken und Urkunden überliefert sind, sondern auch in den verschiedenen künstlerischen Formen, zu denen sie ältere und neuere Dichter verarbeitet haben. In Folge Dessen ist das Werk zu dem bedeutenden Umfange von einigen 70 Bogen angewachsen, wovon wenigstens zwei Drittel durch mehr oder minder bekannte Gedichte von Schwab, Uhland,

Rückert, Duller, Schücking, Otte, Rapp, Kopisch, Geib, Schenkendorf, Chamisso, Simrock, dem Herausgeber u. A. eingenommen werden. So angenehm eine solche Zusammenstellung für Einen oder den Andern sein mag, so störend ist sie für den eigentlichen Sagenforscher, zumal der Herausgeber Prosa und Dichtung in bunter Reihenfolge aufgeführt, und dadurch die Uebersicht des eigentlichen Materials im höchsten Grade erschwert hat. Aber auch dem großen Publicum, namentlich dem gebildeten Theil desselben, wird es kaum angenehm sein, eine Masse von Gedichten die ihm längst bekannt sind, und die es vielleicht schon in verschiedenen Sammlungen besitzt, hier noch einmal in Kauf nehmen zu müssen. Der Herausgeber hätte daher jedenfalls besser gethan, wenn er vollständig nur die minder bekannten mitgetheilt, auf die bekanntern aber nur verwiesen hätte. Auch rücksichtlich ihres Werths hätte er eine noch strengere Auswahl treffen, und namentlich allen den Gedichten die Aufnahme verweigern sollen welche jeder mythologischen und poetischen Eigenthümlichkeit ermangeln, und eine Beziehung auf eine bestimmte Oertlichkeit nur in der Ueberschrift oder in ein paar eingeflochtenen Namen ausdrücken.

Unter den in Prosa mitgetheilten Sagen sind die meisten historischen und topographischen Charakters: Burgsagen, Städtesagen, Klostersagen, Gebirgssagen u. s. w. Auch unter ihnen finden sich manche Mittheilungen welche besser weggeblieben wären; namentlich sind unter den wörtlich aus alten Urkunden und Chroniken geschöpften manche unbedeutende und interesselose. Die aus frühern Sammlungen entnommenen, und die von dem Verf. selbst erzählten sind im Allgemeinen gut vorgetragen; hier und da wünscht man ihnen jedoch mehr Kürze und Concentration. Geordnet sind die Sagen nach den verschiedenen Gauen und Landschaften. Die erste Abtheilung enthält die Sagen vom Bodensee, vom Linzgau, Hegau, Rheinthal, Klettgau, Albgau, von den Waldstädten, von Breisgau, aus der Baar und aus dem Kinzigthal; die zweite die aus der Ortenau, dem hanauer Ländchen, dem Reuchthal, dem Acherthal, dem Mummelsee, von Bühl, von Burg Windeck, vom Oesgau und Stadt Baden, vom Murgthal, vom Albthal, von Karlsruhe, von Durlach, von Pforzheim, aus dem Kraich- und Elsengau, von Manheim, von der pfälzer Bergstraße, von Heidelberg, aus dem Neckarthal und dem Odenwalde, aus dem Mainthal und aus der Gegend bei Werthheim.

Da sich die meisten der mitgetheilten Sagen wirklich an bestimmte Oertlichkeiten anschließen, so erscheint diese Anordnung in der That als die natürlichste und zweckmäßigste; jedoch hätten einer so reichen Sammlung wol auch noch andere Uebersichten: nach der Zeit, dem Inhalt, dem Charakter u. s. w. beigegeben werden sollen. *) 48.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im December. D. Red.

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch. Zwei Abtheilungen.

(Fortsetzung aus Nr. 265.)

Stimmen wir darin mit dem Verf. überein, daß die katholische Kirche der Idee der Kirche nicht entspreche, mithin die wahre für die sie sich ausgibt nicht sein könne: so theilen wir auch darin seine Ueberzeugung, daß die protestantische der Idee der Kirche ebenso wenig entspricht. Allein die Gründe warum die protestantische Kirche selbst der katholischen gegenüber ungenügend und mangelhaft dasteht, liegen nicht darin, daß sie „dem längst aus der Geschichte entwichenen Ideale der apostolischen Kirche nicht gleich gestaltet werden konnte" (I, 276), sondern eher darin, daß man es versuchte sie diesem vermeintlichen Ideale gleich zu gestalten. Es klingt Dies zwar paradox und mag auf vielfachen Widerspruch treffen, aber es ist vollkommen wahr, daß der Protestantismus sich einen großen Irrthum darin hat zu Schulden kommen lassen, daß er die kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche Entwickelung des Christenthums seit der apostolischen Zeit ignoriren zu können meinte, und sich die Aufgabe stellte, die apostolische Kirche wieder ins Leben zu rufen. Die apostolische Kirche, deren hohe Bedeutung wir anerkannt haben in der Intensivität ihrer Frömmigkeit, durfte in der alten Einseitigkeit hinsichtlich ihrer Beziehungen zum Staats- und Völkerleben nicht wiederhergestellt werden, wenn nicht Jahrhunderte christlicher Entwickelung und Bildung wie mit einem nassen Schwamme ausgelöscht werden wollten. Darum war es nicht nur Anbequemung, sondern ein tiefes Verständniß des Wesens der Kirche, wenn Luther und besonders Melanchthon die Hierarchie in veränderter Gestalt gern beibehalten hätten, sobald es möglich gewesen wäre die verloren gegangene intensive Frömmigkeit mit und durch die Hierarchie wiederherzustellen. Weil Das nicht möglich war, so gaben sie nothgedrungen die bisherige Kirchenverfassung und die herkömmlichen Cultusformen auf. Aber immer mehr, zumal von Seite der Reformirten, suchte man aus Mangel an eigener kirchenbildenden Kraft die apostolische auf unsere Zeit gar nicht berechnete Kirchenverfassung zu copiren, und führte damit die Auflösung aller kirchlichen Bande und die völlige Dienstbarkeit der Kirche im Diensthause des Staats herbei.

Dieser Irrthum hängt allerdings mit der Lehre der Reformatoren von der Autorität der Heiligen Schrift zusammen. Der Verf. fühlt das Misliche einer unbedingten Anwendung der Schriftautorität auf die kirchliche Lehre, und hat Treffendes und Lehrreiches in dieser Hinsicht gesagt (I, 281). Bei so viel Weitherzigkeit auf der einen Seite hätte man erwarten sollen, er hätte auch auf der andern die apostolische Kirche als einen zu engen Begriff in ihrer unbedingten Anwendung auf das kirchliche Leben erkennen müssen. Doch scheint uns der Verf. allzu wenig Lehrinhalt zu fodern, wenn er sich mit der Rechtfertigungslehre (I, 282) begnügen möchte. Er hat mit Zinzendorf, den er nebst J. Böhme u. A. noch über die Reformatoren stellt (I, 278), es gemein, nur den einen „Grundartikel" verpflichtend zu machen; es ist Dies überhaupt die alte Richtung der praktisch so ehrenwerthen, theologisch aber ungenügenden pietistischen Schule. Wir glauben aber, die Kämpfe unserer Zeit müßten auf dem Gebiete theologischer Wissenschaft ausgefochten werden, worauf Schelling in seiner Vorrede zu „Steffens' nachgelassenen Schriften", wie uns scheint mit großem Rechte, aufmerksam gemacht hat. Man darf sich vor diesen Kämpfen nicht scheuen; die derzeitigen kurzen Glaubensbekenntnisse erwecken aber immer den Eindruck, daß man auch möglichst wenig bekennen wolle.

Dem Gange des Verf. bei Beurtheilung der einzelnen Lehrdifferenzen können wir nun schon schneller folgen. Daß er seinen Standpunkt nicht auf dem Boden der sogenannten orthodoxen Kirchenlehre gewählt habe, wissen wir bereits. Den wahren Protestantismus, erklärt er in dieser Hinsicht, finde er da, „wo man ausgehend von der lebendigen Aneignung der Lehre des Heils nach der höchsten Selbständigkeit in Erkenntniß der christlichen Wahrheit strebe, wo man seine Ueber-

zeugungen nicht einem traditionnellen Systeme unterwerfe, aber sie auch nicht aus dem eigenen Innern, sondern aus den Heiligen Schriften zu schöpfen suche, wo man mit der unbedingten Hingabe an diese vollen Ernst mache, und die Schwächen in der Lehre unserer Reformatoren und alten Dogmatiker nicht den Gegnern des Christenthums oder der Reformation aufzudecken überlasse, sondern selbst an ihrer Enthüllung und Ueberwindung arbeite" (I, 298).

Zuerst bespricht der Verf. das Verhältniß der Heiligen Schrift und Tradition. Es scheint uns, derselbe hätte sich hier einfach an die Praxis Luther's halten können, der, wie Ref. (in seiner Schrift: „Das Wesen des Protestantismus", I, 28 fg.) nachgewiesen hat, nur Das verworfen hat was der Schrift direct widerspricht. Die große Schwierigkeit ist aber die, daß man über die Auslegungsgrundsätze nie einig und in den Auslegungsresultaten nie eins werden wird; denn daß ihre Tradition der Heiligen Schrift geradezu widerspreche, hat die katholische Kirche noch nie zugegeben, vielmehr die Uebereinstimmung derselben mit der Heiligen Schrift vielfach zu beweisen gesucht. Der Verf. hätte als Ireniker besonders zeigen sollen, wie es möglich sei sich über die Auslegung der Schrift zu verständigen, und wie mit dem Grundsatze: Alles was der Schrift nicht widerspreche, sei in der Kirche zulässig, Folge zu geben sei. Ref. ist überzeugt, daß die Aufstellung von Bildern in den Kirchen der Schrift nicht widerspricht; und doch würden die reformirten Gemeinden hierin einen Rückgang zum Katholicismus sehen. Der Verf. scheint uns über solche Punkte, von denen hier nur einer beispielsweise angeführt ist, zu flüchtig hinwegzugehen.

Hinsichtlich der Heilslehre hält der Verf. dafür, daß die objective Seite derselben beiden Confessionen gemeinsam sei. Wir können ihm darin nicht beistimmen. Die mittelalterliche Christologie beruht auf einer Ansicht von Christus, wobei die menschliche Seite Christi völlig zu kurz kommt. Wir müssen Dies auch von Anselmus sagen, bei dem der „Glaube" eben darum ganz zurücktritt (II, 4), weil ihm Christus etwas ganz außerhalb des menschlichen Subjects Befindliches ist. Diese abstracte Christologie liegt der römisch-katholischen Anschauung bis auf den heutigen Tag zu Grunde; und sie ist auch die Ursache, warum der so viel concretere Marien- und Heiligencultus die Anbetung Christi großentheils aus dem praktisch-kirchlichen Leben verdrängt hat. Diese abstracte Christologie nehmen die Reformatoren als Erbe aus dem Mittelalter mit all ihrem scholastischen Beiwerke hinüber, und Ref. hat anderswo zu zeigen gesucht, wie die menschliche Natur oder die menschliche Wesenheit Christi weder bei Luther noch bei Zwingli, noch auch bei den andern Reformatoren zu ihrer wahren Anerkennung gelangte. Gott wird bei den Reformatoren nicht wirklich Mensch; es liegt ihnen viel mehr daran die Gottheit Christi als seine Menschheit geltend zu machen. Der Zwingli'sche Determinismus, den der Verf. nicht mit Unrecht rügt (II, 30), hängt aufs genaueste mit Zwingli's Unvermögen zusammen, eine wirkliche Menschwerdung Gottes anzunehmen und zum Verständnisse zu bringen. Diesen Irrthum der reformirten Lehre zu bemänteln steht auch einem Reformirten nicht gut an, und der Protestantismus hat gewiß in unserer Zeit die Aufgabe denselben zu überwinden, nicht ihn fortzuspinnen.

Der deterministischen Ansicht gegenüber, die wir ebenfalls für einen großen Irrthum halten, geben wir dem Verf. vollkommen Recht, wenn er die menschliche Freiheit, und damit auch die menschliche Zurechnungsfähigkeit vertheidigt, und wir unterschreiben sein schönes Wort (II, 61): „Nicht nur ist der Mensch in den höchsten religiösen Momenten nicht unfrei, sondern wenn er je frei ist, so ist es hier." Der Determinismus verkennt ganz, „daß Gott im Besitze der höchsten Macht über sich selbst ist, und seine unbedingte Freiheit auch gegen sich selbst und den Gebrauch seiner Eigenschaften wenden kann, ohne dadurch einer Privation zu unterliegen" (II, 64). „Die Welt ist nicht, wie Schleiermacher es darstellt, der absolute und erschöpfende Ausdruck der göttlichen Allmacht; Gott selbst hat es sich versagt, und versagt es sich fortwährend, in ihr seine unendliche Macht gleichsam auszuschütten; die Welt selbst könnte dann nicht eine endliche sein, was sie nun einmal ist. Die Geschichte ist nur unter Voraussetzung einer fortwährenden Suspension göttlicher Allmacht und Allwissenheit verständlich" (II, 65). Das sind Sätze mit denen wir ganz einverstanden sind, und die von Seiten der Deterministen alle Berücksichtigung verdienen.

Mit der Lehre von der Freiheit steht diejenige von der natürlichen Unfähigkeit des Menschen zum Guten in engem Zusammenhange. Wir wissen, wie entschieden die katholische Kirche auch gegen diese Verwahrung eingelegt hat; der Verf. hat uns hier nicht ganz befriedigt. Er scheint uns mit sich selbst im Widerspruche. Einerseits erkennt er diese Unfähigkeit in vollem Umfange an (II, 72); andererseits denkt er sich das Verhalten des Menschen in den Vorbereitungszuständen doch wieder als ein freies (II, 76). Die Lösung der Schwierigkeit kann nach unserm Dafürhalten nur in der Lehre vom Gewissen oder vom innern Sittengesetze gefunden werden, was der Verf. zu ahnen scheint (II, 75). Er bezeichnet nämlich das Gewissen als „eine auf der Urverwandtschaft beruhende Sympathie des Menschen mit Gott, als ein unwillkürliches Mitempfinden des verletzenden Eindrucks, welchen eine böse That oder ein böser Vorsatz auf Gott macht" (II, 76). Damit scheint uns aber noch nicht genug gesagt. Es mag auch nicht genügen das Gewissen einen Rest des göttlichen Ebenbildes in uns zu nennen; immerhin muß zugegeben werden, daß Etwas in unserm Geiste durch den Sündenfall nicht verkehrt worden ist. Der Herr selbst nennt dieses räthselhafte Etwas „das Licht in dir (τὸ φῶς ἐν σοί)" (Matth., 6, 23). In der allgemeinen Verfinsterung ist ein Punkt in uns frei geblieben. Dieser helle Punkt ist göttliches Licht, göttliches Gesetz in uns. So viel ist nun gewiß, daß dieses Licht nicht ausreicht uns wahrhaft zu erleuchten, zu erneuern und zu heiligen. Der ungeheuere Irrthum des Rationalismus besteht darin, daß er dieses Licht für ausreichend hält, und der historischen Offenbarung Gottes entbehren zu können meint. Es reicht dasselbe nur insofern aus, als es uns in Beziehung auf die theoretische Erkenntniß des Guten und Bösen (τὸ γνωστὸν τοῦ θεοῦ, Röm., 1, 19) vor Gott unentschuldbar macht. Der Mensch erkennt also vermöge des ihm inwohnenden natürlichen göttlichen Lichts Gutes und Böses, und mithin auch, daß er nicht gut, sondern von der Sünde beherrscht ist. In dieser Erkenntniß, die dem natürlichen Menschen nur dann verloren geht, wenn durch Misbrauch seiner Freiheit das natürliche göttliche Licht in ihm verdunkelt wird, liegt auch das Bedürfniß und Verlangen nach Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes. In dem Verlangen des Guten ist aber allerdings schon eine That der Freiheit mit enthalten, weil es dem Menschen anheim gegeben ist auch kein Verlangen nach dem Guten zu tragen. Dies Verlangen ist auch als vorbereitende Thätigkeit auf die Bekehrung zu fassen, wie ja Juden und Heiden durch dasselbe ganz sicherlich auf die Erscheinung Christi im Fleische vorbereitet waren.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 287. —— 14. October 1847.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen. Deutsch von Robert Binder. Leipzig, Thomas. 1846. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

Ein geistreiches Buch, welches mannichfach zum Nachdenken anregt, und zwar sowol durch die vielen Wahrheiten die es enthält, als auch durch die ebenso vielfachen einseitigen und schiefen Urtheile die der Verf. ausspricht. Letztere sind eben deshalb besonders interessant und beachtungswerth, weil sie offenbar dem Verf. nicht allein angehören, sondern aus der innersten Nothwendigkeit der französischen Lebensauffassung überhaupt hervorgehen. Indem der Verf. eine Parallele zwischen dem französischen und dem deutschen Nationalcharakter zieht und manche Verschiedenheit treffend hervorhebt, zieht er, ohne es zu wollen, für den denkenden Leser zugleich noch eine zweite Parallele, nämlich durch die ganze Art und Weise wie er, der Franzose, überhaupt die höchsten sittlichen, politischen und religiösen Lebensgegenstände auffaßt. Man muß es rühmend anerkennen, daß der Verf. sich der höchsten Unparteilichkeit befleißigt, und daß er über das Wesen beider Nationen selbständige und scharfe Beobachtungen angestellt hat. Aber Niemand kann zuletzt aus seiner eigenen Haut heraus. Trotz seiner, wir möchten sagen großartigen Unparteilichkeit bleibt der Verf. dennoch durch und durch Franzose, der sich der französischen Denk- und Gefühlsweise wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte einmal ausgebildet hat nicht entäußern kann. Und so kommt es, daß man eben bei diesem Werke, welches in Bezug auf die äußern Thatsachen völlig unparteiisch geschrieben ist, nur desto mehr den tiefsten, innersten Unterschied fühlt der zwischen den beiden Nationen besteht. Jene oberflächlichen Entstellungen der Thatsachen welche sich mancher Franzose in Bezug auf Deutschland hat zu Schulden kommen lassen, und worüber wir so oft gespottet haben, sind zuletzt nicht der Rede werth; und jedenfalls können uns die Franzosen diese Klage mit demselben Rechte wieder zurückgeben. Leichtfertige, oberflächliche Menschen, die blos nach Hörensagen nachschwatzen und zu einer genauen Prüfung der Thatsachen weder Kenntnisse noch Geduld und Umsicht besitzen, gibt es unter beiden Völkern genug. Wird doch über die eigenen Angelegenheiten in beiden Ländern von der Presse ebenso ins Blaue hinein abgeurtheilt. Was Wunder also, daß es auch über fremde Angelegenheiten geschieht. Wenn aber ein ruhiger, umsichtiger, die Thatsachen gründlich prüfender Mann des einen Volkes, der sich nirgend eine Entstellung der äußern Farbe zu Schulden kommen läßt, über die tiefern psychologischen und sittlichen Gründe der Erscheinungen doch ein unserer sittlichen Anschauung so ganz widerstrebendes Urtheil fällt und, wie man sich leicht überzeugt, vermöge der dort historisch gewordenen sittlichen Atmosphäre in der er auferzogen ist und gelebt hat, fällen muß, so wird man sich recht deutlich bewußt, wie eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der Organisation des deutschen und des französischen Geistes besteht. Dieses Resultat ist nun freilich gerade das Gegentheil von Dem was der geistreiche Verf. mit seinem in der wohlwollendsten Absicht geschriebenen Buche hat bezwecken wollen. Er hat die zahlreichen Misverständnisse und Vorurtheile die zwischen den beiden Völkern herrschen, und die seiner Ansicht nach einem innigen Zusammenwirken beider Nationen zu gemeinsamen politischen Zwecken im Wege ständen, hinwegräumen wollen. Aber indem ihm Dieses im Einzelnen auch gut genug gelingt, indem er die Franzosen auf falsche Ansichten und auf Selbstüberhebungen in Bezug auf Deutschland aufmerksam macht, und bei den Deutschen Dasselbe in Bezug auf Frankreich thut, so stellt sich eben desto mehr im Großen und Ganzen heraus, daß in den tiefsten sittlichen Lebensprincipien und ethischen Bedürfnissen doch ein für jetzt noch nicht auszugleichender Unterschied obwaltet: Dieses war wenigstens der Eindruck den dieses Buch auf uns, auf jeden Laien gemacht. Wir bedauern übrigens sehr, daß wir das französische Original nicht zur Hand hatten; die Schärfe und Präcision womit die Franzosen ihre Reflexionen auf so meisterhafte Weise auszusprechen befähigt sind, die wunderbar leichte und klare Entwickelung der schwierigsten Themas womit sie die Arbeit des Lesens zu erleichtern wissen, sie ist unter der Hand eines nachlässigen und unkundigen Uebersetzers dergestalt verloren gegangen, daß man nur mit Mühe den Zusammenhang der Gedanken und Sätze verfolgen kann. Wo der Franzose scharfe epigrammatische Gegensätze gegeneinander gestellt hat, welche die Fassung Dessen was er sagen will so sehr erleichtern, hat der Uebersetzer durch falsche Wahl der Worte, häufig auch wol durch völliges Misverständniß eine solche Verschwommenheit in das Werk hineingebracht, daß der Kopf des Lesers schon

nach den ersten Seiten von der Mühe, den ursprünglichen Sinn zu errathen und herzustellen, auf das unangenehmste eingenommen wird. Auch die stärksten Kopfnerven werden nicht im Stande sein dieses im Original gewiß sehr leicht und klar geschriebene Buch in der Uebersetzung in einem Zuge durchzulesen.

Als Einleitung beginnt der Verf. sein Buch mit dem feinen und hübschen Gedanken, daß die Verhältnisse und Maßregeln der einzelnen Völker gegeneinander jetzt nicht mehr wie früher durch die Stimmungen der Cabinete, sondern durch die Stimmungen und Bedürfnisse der öffentlichen Meinung bedingt würden. Die Diplomatie könne im Wesentlichen nur noch ausführen was die öffentliche Meinung verlange; in letzter Instanz empfange sie ihre Aufträge nicht mehr von der Willkür einzelner hochstehender Personen, sondern eben nur von der öffentlichen Meinung. Da aber das Hauptorgan der letztern die Presse sei, so sei sie es auch der jene diplomatische Vermittelung welche früher einzelnen Gesandten obgelegen hätte vorzugsweise überkommen sei.

Von dieser Ansicht ausgehend, habe ich den Gesichtspunkt gewählt unter welchem ich Deutschland näher zu betrachten versuche. Mein Ziel ist darauf gerichtet es gründlich zu studiren, ohne dabei jedoch Frankreich aus dem Auge zu verlieren, vielmehr in steter Rücksicht der Beziehungen die zwischen beiden Völkern bestehen und bestehen sollten. Was also die Deutschen meiner Meinung nach sind, in welchem Verhältniß sie zu uns Franzosen stehen, nach welchen Seiten hin es für uns schlechterdings gefodert ist sie näher kennen zu lernen, Das ist es worauf mein Streben abzielt.

Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit scheint es mir ganz augenscheinlich zu machen, von welchem hohen Nutzen derartige Studien für uns sein werden, und wie groß die Nachtheile die aus deren zeitheriger Vernachlässigung bereits erwachsen sind.

Frankreichs Stellung in Europa ist gegenwärtig eine durchaus beengte, und jede thätige Politik für dasselbe wenn nicht unmöglich, doch wenigstens mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Vermöge seiner Flotte ist es die einzige europäische Macht die England in der Herrschaft zur See beunruhigen kann; durch seine propagandistische Rührigkeit und durch das Princip der Volkssouverainetät, dem die Regierung ihr Entstehen verdankt, den großen Continentalmächten dergestalt verdächtig, ja sogar verhaßt, daß die gesammte officielle Diplomatie ihm fast nothgedrungen feindselig gegenübersteht. So niederschlagend dieser Zustand der Dinge auch ist, so würde sich das Uebel bis zu einem gewissen Punkt ausgleichen, wenn Frankreich wirklich die Sympathien der Völker besäße, wenn es in den Tagen der Gefahr auf ihre guten Wünsche zählen könnte. Unglücklicherweise ist Dies jedoch, wie mir scheint, keineswegs der Fall, und vielleicht haben wir uns deshalb nur allein selbst anzuklagen. Der laute Lärm mit dem wir seit so langer Zeit unaufhörlich Europa erfüllen, und zumal die unbehaglichen Erinnerungen an das Kaiserreich, an unsere überall davongetragenen Triumphe und an unsern allerwärts bewiesenen Hochmuth mußten die Völker gegen uns einnehmen. Zu sehr von diesen Erinnerungen berauscht, die für die andern Nationen peinlich sind, haben wir darüber des reinern Ruhms unserer Revolution in ihrer Entstehung vergessen. Die furchtlosen Soldaten des Kaiserreichs marschirten gegen Europa. Wenn wir nun die Miene annehmen, als wären wir ganz und gar in das Erbe ihrer Gesinnungen eingetreten, so ist es sehr natürlich, daß sich Europa gerüstet und marschfertig hält. Ueberhaupt bäumt sich das Gefühl der Gleichheit, zu dessen Verbreitung wir so viel beigetragen haben, gegen die Suprematie nach welcher man uns für lüstern hält, und in Vergleich zu den in Frankreich mit großem Geräusch erhobenen Ansprüchen erscheint selbst der ruhige und tiefe Ehrgeiz Englands erträglich.

Die gewissermaßen instinctartige Abneigung welche man gegen uns hegt kann sich indessen verwischen, wenn Frankreich durch eine unumwundene Kundgebung zu der Rolle zurückkehrt die es beim Beginn seiner großen Revolution ergriffen hatte, der es aber in den Zeiten des Ehrgeizes und der Eroberung zu sehr entfremdet worden ist, zu der Rolle: in Europa die Idee der Freiheit herzustellen und sie aufrecht zu erhalten.

Es flammte für uns nach den Julitagen ein Enthusiasmus des Staunens auf, den man vielleicht zu großen Zwecken hätte ausbeuten können; allein leider ward Dies unterlassen. Die Furchtsamen und Diejenigen auf welchen die Verantwortlichkeit lastete, scheuten sich vor großen Wagnissen, die Muthigen sprachen dagegen schon von Gebietserweiterungen und von der Rache für uns angethane Unbill; dadurch trennten sie gleich von vornherein unsere volksthümliche Sache von der des freigesinnten Europa los, sie machten die Sache der Fürsten gegen uns zu einer Sache der Völker und entfremdeten uns die entstehenden Sympathien. Da diese gemeine Politik die lediglich in Eroberungen ihren Vortheil erblickt, und jener ungemessene Enthusiasmus für alle Erinnerungen des Kaiserreichs, der allen Denen gar sonderbar ansteht welche die Freiheit zu lieben vorgeben, sich 1830 in thatsächlicher Krise nicht entwickeln konnten, suchten und fanden sie leider einen Rückhalt in den Journalen der alten Opposition, sodaß man zehn Jahre lang, während unsere Regierung gegen eine feindlich gesinnte Diplomatie schlecht und recht ankämpfte, in Wahrheit keine andere Aufgabe zu verfolgen schien, als das Widerstreben der Völker gegen uns lebendig zu erhalten und es zu steigern. Da andererseits die ministeriellen Journale der Eigenliebe nicht durch Gemälde militairischen Ruhms schmeicheln konnten, so wählten sie sich ein anderes Feld, demzufolge ihnen Nichts unbedeutend genug war, bei dessen Erwähnung sie nicht den Zusatz machen zu müssen glaubten, als sei ganz Europa deshalb neidisch auf uns.

Demnach schien Alles dazu beizutragen, uns in den Ruf einer unersättlichen Habgier und einer unerträglichen Anmaßlichkeit zu bringen, man schien ordentlich nach Gelegenheiten zu haschen, um von uns selbst Diejenigen zu entfernen die uns natürlichen Verhältnissen gemäß Freunde sein sollten; und wenn das Ministerium Molé und die kriegerischen Tagesbefehle des Generals Aymar unsern Stammgenossen in der französischen Schweiz, den Waadtländern, deren Freiheit eine Tochter unserer großen Revolution ist, und den Genfern, mit welchen wir durch so ruhmreiche Beziehungen verbunden sind, eine ganz unglaubliche Erbitterung eingeflößt haben, so hat die Presse ihrerseits nie die geringste Schonung für Belgien bewiesen, das durch die Schwäche unserer Diplomatie schon so viel zu erdulden gehabt hat — um Belgien, das durch altersgraue Erinnerungen uns verwandt ist, das unsere Luft athmet und von unserm Leben zehrt, das mit uns alle Schlachten des Kaiserreichs geschlagen, und dem sein Glaube an uns im Jahre 1830 geholfen hat.

Diese falsche und verhängnißvolle Art unsere Verhältnisse zu den Völkern anzuschauen, würde uns schon längst in seinen verderblichen Folgen klar geworden sein, wenn wir den mahnenden Stimmen des Auslandes einige Aufmerksamkeit gewidmet hätten, bis endlich die Krisis des Jahrs 1840 und der augenfällige Anblick unsers Alleinstehens, der Isolirung unserer Regierung und unsers Volkes Angesichts aller übrigen Regierungen und Völker Europas uns die Augen zu öffnen begonnen hat. Eine weisere Richtung haben seitdem die neuen und erneuten Zeitblätter eingeschlagen, und eins der kriegerischsten unter den ältern Journalen, der „Siècle", hat die Waffen gestreckt. Nachdem man sich lange dem Glauben überlassen, daß uns die Unterstützung der Völker nie fehlen könne, und nicht daran gedacht hatte sich vom Gegentheil zu unterrichten, gewahrte man endlich, daß freundschaftliche Gesinnungen sich nicht so mir Nichts dir Nichts erobern lassen, daß man Denen auf die man zählen will auch einige Rücksichten widmen muß. Der

„Siècle" verzichtet auf das linke Rheinufer und erwartet nun dafür, daß Deutschland ihm mit offenen Armen entgegenkomme.

So ist der Bund mit Deutschland gegenwärtig das Thema unserer Tagesordnung, und wenn ich meinerseits dasselbe für ein sehr glücklich erwähltes betrachte, so glaube ich doch nicht, daß eine solche Annäherung Seiten der Regierungen wol ausführbar ist. Das Haus Oestreich, das vier Millionen polnischer Unterthanen zählt und Italien unter seiner Botmäßigkeit hält, will weder noch kann es unser Verbündeter sein. Preußens Regierung hat dem Haß gegen Frankreich ein Hauptmittel zur Entwickelung seiner Thatkraft entnommen; sie bekämpft alle und jede Reform, als ob sie französischen Ursprungs sei, und die Möglichkeit, ja fast die sichere Erwartung eines Kriegs mit Frankreich ist eins der mächtigsten Bande, mittels welcher sie das ganze Volk um ihr Oberhaupt zu vereinigen hofft. Der gute, officiell dargelegte gute Wille der französischen Regierung, sich Deutschland zu nähern, würde also keineswegs ausreichen um ein solides Bündniß mit Deutschland zu Stande zu bringen; man würde uns benutzen können, aber noch keineswegs lieben. Es erscheint folglich eine Annäherung nur durch die Völker selbst statthaft, und trotz alles Hasses und alles Mistrauens, die durch so viele bittere Erinnerungen gegen uns hervorgerufen wurden, und die unsere Sorglosigkeit und die Politik der Regierungen weidlich geschürt haben, ist eine solche Annäherung von den großen Interessen der Humanität und der Civilisation geboten, und deshalb wird und muß sie Platz greifen. Zwischen Völkern die einander so nahe gerückt sind ist jedoch eine innige Verbindung nur dann möglich, wenn sie sich gegenseitig kennen und achten, und es wird noch einer guten Weile bedürfen, bevor wir von der deutschen Nation eine hinreichende Kenntniß erringen, ehe wir die Elemente und Principien durchforschen und die Gesetze uns klar machen die diesem gewaltigen Körper Regung, Bewegung und Harmonie verleihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch. Zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 286.)

Findet diese Anschauung einmal verbreitetere dogmatische Anerkennung, so sind wir damit gewiß dem katholischen Dogma um ein Namhaftes näher gekommen. Ebenso gewiß ist, daß wir ihm in Beziehung auf die Rechtfertigungslehre nicht so fern stehen als man gewöhnlich annimmt. Der Verf. weist die Mängel der juristischen Auffassung der Rechtfertigungslehre treffend nach, indem er darauf aufmerksam macht, wie es eben das Eigenthümliche im Beruf und in der Stellung des Richters ist, von allen persönlichen Beziehungen zu Demjenigen den er zu richten hat abzusehen, während bei der Rechtfertigungslehre es gerade der persönliche Gott ist, der den Menschen zu sich in ein persönliches und lebendiges Verhältniß versetzt. „Gott ist in der Rechtfertigung Richter, aber er ist nicht blos Richter, sondern auch Herr und Vater und Erlöser" (II, 100). Der Verf. hätte übrigens an der Hand der Reformatoren zeigen können, daß die protestantische Rechtfertigungslehre dem Wesen nach die juristische Einseitigkeit überwunden hat, obwol häufige Rückfälle in dieselbe immer wieder vorgekommen sind. Durch Nichts hat sich der Protestantismus bei den Anhängern der römischen Kirche schon im Zeitalter der Reformation mehr Vorwürfe zugezogen als durch den unlebendigen Rechtfertigungsbegriff, was selbst unsern Verf. zu der Bemerkung veranlaßt: „Eine mit sittlichem Ernst gehaltene Predigt eines Rationalisten, die sich rein auf dem Gebiete der Moral hält, ist besser und wirkt heilsamer als die Lehre von der Gnade in einem ungewaschenen Munde" (II, 106). Treten wir hierin dem Verf. vollkommen bei, so hat es uns doch überrascht, daß er auf das Verhältniß des Glaubens zur Liebe nicht näher als Dies II, 112 geschieht eingegangen ist. Uns scheint etwas sehr Wahres in dem katholischen Begriffe der fides formata zu liegen, und wir hätten die Anerkennung desselben um so eher vom Verf. erwartet, als er das einseitige Hervortreten Paulinischer Lehrform im Reformationszeitalter nicht verkennt, wodurch die Johanneische Färbung wenigstens zurückgedrängt wurde. Man hat diejenige Epoche des Christenthums welche sich gegenwärtig vorbereitet schon als die Johanneische zu bezeichnen versucht. Wenigstens so viel glauben wir einzusehen, daß Johanneischer Denkweise und Darstellungsform künftig mehr Einwirkung auf die Entwickelung dogmatischer Begriffe wird verstattet werden müssen als Dies bisher geschah. Liebe als Gesinnung ist jedenfalls mit dem Glauben als Gesinnung dergestalt Eins, daß man sich einen lieblosen Glauben niemals als den wahren wird denken können.

In der Lehre von den guten Werken hat der Verf. besonders viel Treffliches gegen die katholische Auffassung ihrer Verdienstlichkeit gesagt, zugleich aber auch gezeigt, wie die protestantische Auffassung der Werke die Belohnung derselben durch Gott nicht ausschließe, vielmehr in sich schließe (II, 163 fg.). Es ist allerdings mit der modernen Phrase, daß man das Gute um des Guten willen thun müsse, etwas sehr Oberflächliches gesagt, und die Bibelstellen in welchen den guten Werken ein Lohn verheißen wird sind so zahlreich und so unzweideutig, daß man nur durch Verdrehung sich ihrer entledigen kann. Dagegen vermissen wir einen wesentlichen Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Auffassung der guten Werke, der dem Verf. doch kaum entgangen sein kann. Die katholische Kirche hat wenigstens in praxi den Begriff eines guten Werkes immer an den Gehorsam gegen die Kirche geknüpft, und daher fodert sie auch immer solche von der Kirche gebotene äußere gute Werke, wo sie Satisfactionen auferlegt. Der Protestantismus hält an dem Werke eigentlich nur die Gesinnung für wahrhaft gut, weil die äußere Erscheinung etwas ganz Zufälliges sein kann. Der Protestantismus erkennt kein Werk für gut an, wenn es nicht aus Liebe zu Christo, der Katholicismus keines, wenn es nicht aus Gehorsam gegen die Kirche hervorgegangen ist. Darum lassen sich die einzelnen Differenzen immer zuletzt wieder auf die Grunddifferenz, Christus und die Kirche, zurückführen; und an dieser Grunddifferenz wird leider die wohlwollende Irenik des Verf. scheitern.

Dieselbe Grunddifferenz macht sich auch besonders bei der Lehre von den Sacramenten geltend. Das Beseligende im Gebrauch der Sacramente ist eigentlich vom katholischen Standpunkt auch der Gehorsam, daß man Dem was die Kirche darin mittheilt kein positives Hinderniß entgegenstellt, daß man sich unterzieht. Der Protestantismus macht die beseligende Wirkung von der Gesinnung, der gläubigen Hingabe an das Object des Sacraments abhängig. In dieser Beziehung bemerkt der Verf. ganz richtig: „Während uns die Kirche auch hier verschwindendes Moment, dagegen die Einsetzung Christi, die Verheißung und das Wort ausschließliche Basis für die Realität des Sacraments sei, betrachte der Katholicismus die im Sacrament enthaltene Gnade vorzugsweise als eine Spendung der Kirche, welche zwischen Christus und den Einzelnen trete" (II, 204).

Was die einzelnen Sacramente betrifft, so scheint uns der Verf. in Beziehung auf die Taufe keinen annehmbaren Vergleich vorzuschlagen wenn er wünscht, daß in der protestantischen Kirche die Wirkung der Taufe auch als eine wiedergebärende gefaßt werde. Er selbst fühlt das Schwierige einer solchen Einwirkung auf den unmündigen Täufling so sehr, daß er meint, man dürfe die von außen an das Kind kommende Aneignung (?) der göttlichen Verheißungen wenigstens nicht ohne alle Wirkung auf sein Inneres denken (II, 209). Allein was man „denken" soll, das muß man auch auf irgend eine Weise denkbar machen. Eine solche Einwirkung müßte, da das Kind Gutes und Böses noch nicht unterscheiden kann, eine magische sein. Vor magischen Einwirkungen scheut sich nun bekanntlich die katholische Kirche nicht, vielmehr liegt es ganz in ihrem Interesse, wenn sich der Glaube an solche möglichst vervielfacht. Um so mehr ist der Protestan-

tismus verpflichtet das Gebiet des Magischen von sich fern zu halten; und es ist gewiß genügend im Tauffacramente ein Unterpfand der göttlichen Gnade für den Täufling zu erkennen, welches derselbe bei mündigem Bewußtsein allerdings wieder verscherzen kann. Die Wiedergeburt kann aber nicht Folge der Taufe, sondern nur des Glaubens sein; und es wird doch nicht bestritten werden sollen, daß der Glaube auch Ungetauften zu Theil werden könne, wovon wenigstens die apostolische Kirche Beispiele genug aufweist.

Ueber das Sacrament der Buße und dessen Verhältniß zu den beiden Confessionen hat der Verf. sehr viel Wahres und für unsere Zeit Beherzigungswerthes gesagt, und wir halten mit ihm dafür, daß der Verfall der alten Kirchenzucht als ein für die Kirche äußerst nachtheiliges Ereigniß zu betrachten ist. Der Verf. sagt gewiß richtig: „Tausend unter den jetzigen Christen, die eine schwere Schuld auf dem Herzen tragen, können ihr Leben lang nicht zur Ruhe und nicht zu einem freudigen Anfang christlichen Lebens kommen, weil keine Kirche da ist die ihnen Prüfungen auferlegt durch deren Bestehen sie den Ernst ihrer Buße vor sich selbst bewähren und zu einer neuen festen Zuversicht sich den Weg bahnen könnten" (II, 221). Die reformirte Kirche hatte allerdings die Kirchenzucht durch Calvin wiederhergestellt; allein in vielen Cantonen der Schweiz konnte das Presbyterialsystem nie recht durchdringen, und der Verf. stellt (II, 229) die reformirte Kirchenzucht zu hoch. Sie erhielt sehr bald einen policeilichen Charakter, und unterschied sich nur durch die größere Infamirung vor den Policeistrafen, während gerade die kirchlichen Büßungen, wie schon Spener richtig darthat, keinen infamirenden Charakter an sich tragen sollten. Uebrigens sehen wir nicht recht ein, was die katholische Kirche in dieser Beziehung vor der protestantischen voraus hat. Sie hat die Kirchenzucht wol noch der Form nach, zerstört aber den Ernst derselben fortwährend durch die leichtfertigen Indulgenzen und die nichtssagenden Genugthuungen die sie fodert, anstatt auf innere Umwandelung und wahre Besserung zu dringen. Wir stimmen dem Verf. bei, daß eine der wichtigsten Angelegenheiten der Synoden sein sollte, „auf Wiederherstellung einer wirklich christlichen Kirchenordnung zu stimmen" (II, 230), fürchten aber, daß eine „Secession" Derer denen es mit der Kirche ein Ernst ist den kirchlichen Organismus noch vollends zerstören, und die Kirche dem Staate gegenüber in die Stellung einer bloßen Sekte versetzen würde, wodurch aller kirchenrechtliche Zusammenhang mit der Vergangenheit aufgehoben wäre. Wenn der Staat die Kirche einmal aus sich hinausstößt, dann mag sie es machen wie Abraham's Magd; der Engel Gottes wird ihr in der Wüste auch nicht fehlen. Wenn sie aber freiwillig geht — dann hat sie ihr Schicksal selbst zu verantworten; und sie wird dann mit ihrem Gewissen zu rechnen haben, ob sie nicht zu früh aufgegeben und vor der Zeit verzweifelt habe.

In der Lehre vom Abendmahle, d. h. von der Brotverwandelung, scheint uns die Anbequemung des Verf. zu weit zu gehen. So lange die katholische Lehre eine wirkliche Verwandelung der äußern Zeichen vermöge der priesterlichen Consecration lehrt: so lange knüpft sie das Geheimniß im Abendmahle an einen physischen Vorgang, und sie will damit nicht „nur die Gegenwart des Corpus Christi gloriosum" behaupten (II, 249). Mag die katholische Kirche mit Recht finden, daß zwischen Consubstantiation und Transsubstantiation nur ein scholastischer, kein wesentlicher Unterschied sei — die reformirte Kirche hat gute Gründe sich der ganzen Vorstellung als einer unbiblischen und den Glauben verdunkelnden zu erwehren. Darum würden sich die Reformirten gewiß noch hundert mal besinnen, ehe sie die Adoration des Sacraments wieder in dem Sinne zuließen wie Dies (II, 253) der Verf. geschehen lassen will. Ueberhaupt will uns hier, freilich nach unserm reformirten Gefühle, der Verf. viel zu nachsichtig gegen einen Gebrauch scheinen gegen den die Reformatoren nicht umsonst so gewaltig geeifert haben. Die Adoration des Sacraments als eines Creatürlichen streift gewiß an Idololatrie; und mag Dies in der Theorie auch sich besser ausnehmen, wir wissen, daß der heidnische Cultus sich in der Theorie auch nicht so übel ausnimmt. Hier kann nur die Praxis entscheiden. Der Verf. geht daher viel zu weit wenn er mit Berufung auf eine bekannte Stelle Goethe's, der sonst nicht sein Gewährsmann ist, der Meinung ist: „man sollte zurückschaudern vor Zusammenstellungen des Meßcultus mit dem Heidenthum" (II, 255). Wir erlauben uns noch viel mehr vor dem gräßlichen Misbrauche zurückzuschaudern der in der katholischen Kirche mit der Messe getrieben worden ist, und der den so besonnenen Heidelberger Katechismus veranlaßt hat sie eine „vermaledeite Abgötterei" zu nennen. So lange der Katholicismus die Kirche an Christi Statt verehrt, so lange müssen wir vor der Messe einigermaßen „zurückschaudern".

Dagegen fühlen wir, daß der protestantischen Kirche Etwas das uns die Messe ersetzen könnte mangelt. Uns fehlt eine Feier des Geheimnisses das im Versöhnungstode Jesu verhüllt ist. Die Eucharistie könnten wir uns auch als Dank- und Lobopfer im altchristlichen Sinne (II, 274) gefallen lassen, wie denn überhaupt die Wünsche des Verf. nach einem entsprechendern Cultus auch die unserigen sind; nur haben wir allen Grund zu bezweifeln, „daß der ganze alterthümliche Cultus wieder erstehen werde" (II, 276). Die Kirche der Zukunft wird die alten Mysterien auch in neuen, wenigstens erneuerten Formen feiern. Denn je wahrer es ist was der Verf. sagt (II, 311), daß wir im Cultus den Mittelpunkt des religiösen Lebens zu erkennen haben, und daß in ihm erst die wahre Vereinigung der Confessionen stattfinden kann, um so weniger ist es möglich, eine dagewesene und vorübergegangene wenn auch noch so ehrwürdige Epoche des Christenthums noch einmal durchzuleben; es müßte Dies eine ärmliche Copie, ein Schatten der ehemaligen lebensvollen Wirklichkeit sein. Gerade in Beziehung auf den Cultus wird die römische Kirche sich am allermeisten sträuben in irgend Etwas nachzugeben, sie die ja dem deutschen Volke nicht einmal die lateinische Sprache opfern will. Der Verf. hat für Heiligenverehrung (II, 317, 323, 327), für die Aufstellung von Bildern u. s. w. (II, 337) manches Einleuchtende gesagt, sobald es sich nur um die Theorie handelt; aber eben weil der Cultus Darstellung des Lebens ist, kann man auf diesem Gebiete nicht vorsichtig genug sein.

Wir hätten an dem Verf. noch Manches auszusetzen, und ihm in manchem Punkte auch noch unsere Zustimmung darzulegen; allein es mag genügen das Wesentlichste hervorgehoben zu haben. Wir glauben nicht, daß diese Schrift die getrennten Confessionen einander wirklich näher bringen wird; Das kann überhaupt nie durch eine Schrift, Das muß durch eine große kirchliche That geschehen; und zu dieser ist die Zeit noch nicht reif. Aber Stoff zu vielem Nachdenken kann diese Schrift den Gliedern beider Confessionen geben. Auch ist es gewiß nur wohlgethan, dem gemeinsamen Feinde, dem Unglauben gegenüber, auf die gemeinsame Wahrheit die es hier zu vertheidigen gibt die Blicke hinzulenken (II, 368). Mittlerweile aber entschuldige der Verf. nichtsdestoweniger den wie uns scheinen will gerechten Unmuth, den wir anderswo gegen F. Hurter gezeigt haben; denn wenn er sagt: „Ferne sei es von uns, daß uns deshalb irgendwelcher Unmuth anwandle — wenn wir an Männern wie F. Hurter sehen, daß die anerkennende geschichtliche Weltansicht — zur Unterwerfung unter die römische Kirche führen kann" (I, 25): so scheint uns damit die Irenik fast in Ironie überzugehen. Jedenfalls sei dies Buch den Wahrheitsliebenden aller, nicht nur der confessionellen, Parteien bestens empfohlen. Sie können Alle daraus lernen, und kein Unbefangener wird dem Verf. die Achtung versagen, die wir hiermit öffentlich gegen ihn auszusprechen uns zum Schlusse zu der angenehmsten Recensentenpflicht machen.

D. Schenkel.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 288. —— 15. October 1847.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen. Deutsch von Robert Binder.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 287.)

Nachdem der Verf. auf diese Weise die Bewegungsgründe zu seinem Buche angedeutet hat, unterwirft er zuerst den Patriotismus und das Nationalgefühl der Deutschen einer Untersuchung, und sucht die psychologischen Bestandtheile desselben zu zergliedern. Des Gegensatzes wegen berührt er zuerst das französische Nationalgefühl und schildert die Entstehung sowie den jetzigen Zustand desselben, wie es uns scheint auf ebenso scharfsinnige als wahrheitgetreue Weise. Das Band welches in Frankreich die eingeborenen Bewohner, die Städte und die Provinzen umschlinge, das nationale Gefühl in welchem Frankreich sich seiner Einheit bewußt sei, habe sich Schritt für Schritt mit der allmäligen Verschmelzung des äußern Territorialbesitzes ausgebildet. Ursprünglich, zu den Zeiten der Gallier, sei die Verwandtschaft nur eine sehr lose gewesen, die später bei dem größern Theile noch dazu gänzlich in Vergessenheit gerathen sei. Die Erinnerungen und einzelne noch lebendige Ueberreste römischer Civilisation, desgleichen der germanischen Eroberung hätten zwar in Etwas eine gemeinsame Grundlage gebildet; aber die königliche Gewalt habe sie zutreten, sich mehr noch der einzelnen Provinzen bemächtigen, und jene Ergebenheit mit welcher die Vasallen ihren Baronen und Fürsten zugethan gewesen in eine solche umformen müssen die einem größern, fernerstehenden und mit den localen Interessen und Erinnerungen minder verwandten Oberhaupte gebühre. Also nur aus der Vernichtung aller unmittelbaren localen und provinzialen Herzensgefühle, und durch die Uebertragung derselben auf den König als den gemeinsamen Herrn und das gemeinsame Oberhaupt, sei das Nationalgefühl der Franzosen entstanden. Auf diese Weise hätten die Capetinger, indem sie einerseits die Selbständigkeit der einzelnen Theile vernichteten, in der Krone einen einzigen Centralpunkt geschaffen, aus welchem die Keime des Nationalgefühls sich entwickelt hätten. Die einzelnen Provinzen hätten Nichts miteinander gemein gehabt als eben den König. Die Entwickelung ihrer besondern Geschichte sei aufgehoben worden, während die allgemeine, d. h. die Geschichte Frankreichs, Nichts weiter als die Geschichte seiner Könige gewesen sei. Frankreich sei der König gewesen, und nur in seinem Könige habe man bis zur Revolution Frankreich geliebt.

Wenn nun auf gleiche Weise das Königthum ein allgemeines Gefühl der Gemeinsamkeit geschaffen habe, so werde man es auch natürlich finden, daß der ganze Nationalcharakter durch das Königthum seinen Inhalt, seine besondere Richtung und Bildung erhalten habe. Ursprünglich sei gewiß Nichts verschiedener gewesen als z. B. die individuellen Charakteranlagen der Bretagne und der Gascogne. Woher erkläre es sich nun, daß diese individuellen Züge jetzt plötzlich verwischt, und daß beide in diesem Augenblicke weiter Nichts als französisch seien? Etwa aus der Uebereinstimmung ihrer Erziehung, die sie nach Unterdrückung ihrer Selbständigkeit durch das Königthum erhalten hätten; aus den gemeinsamen Eindrücken, die sie in einem und demselben Heere und unter einer und derselben Fahne, auf der großen Universität zu Paris, in Paris selbst, am Hofe und in letzter Instanz beim Könige empfangen hätten? So sei die Sprache des Hofs die Sprache Aller geworden, und die Stimmungen und Vorurtheile, die Manieren und Sitten des Hofs und der von diesem influenzirten Hauptstadt hätten sich durch die tausend und abertausend Besucher welche die königliche Sonne herbeigezogen in alle Provinzen verbreitet. Wenn sich hieraus auch nicht die letzten Urgründe des Nationalcharakters erklären ließen, so doch wenigstens seine hervorstechendsten Züge und seine letzte allgemeine Prägung. Vielleicht würde dieser durchgreifende Einfluß des Hofs sich nur auf die höhern Stände beschränkt haben, wenn in Frankreich der Adel ebenso abgeschlossen und von der übrigen Nation getrennt gewesen wäre wie in andern Ländern. Allein die Könige von Frankreich hätten schon früh die Selbständigkeit des Feudaladels durch Creirung und Gegenüberstellung eines andern Adels zu brechen gesucht, der ganz von ihnen abhängig sei, durch dessen Ertheilung sie Dienste und Beweise der Ergebenheit belohnen könnten, worin sie auch nebenbei noch ein fiscalisches Hülfsmittel für ihre leeren Kassen gesucht und gefunden hätten. Mit diesen Erhebungen in den Adelstand sei man verschwenderisch genug umgegangen, und daraus sei wieder die Folge entstanden, daß der dritte Stand, dessen angesehenste Mitglieder immer des Augenblicks gewärtig ge-

wesen, wo sie in den Adel eintreten würden, selbst in den entferntesten Provinzen die Sitten und Gebräuche desselben mehr und mehr nachgeahmt hätte. Durch diese Aussicht auf den Adel sei bei den Mittelclassen eine Vernachlässigung, ja eine wachsende Verachtung der bürgerlichen Sitte eingerissen, und an deren Stelle sei die Sucht zu glänzen getreten, und ein Streben nach all den äußern Eigenschaften die der Hofadel zur Schau getragen.

Die Revolution hat uns an Rechten Alle gleich gemacht, sie hat uns aber auch zugleich das Recht verliehen, die Neigungen zur Schau zu stellen die in den Herzen schliefen. Das Erste wonach die Freigelassenen verlangten war: edelmännisch zu scheinen.

Aus diesem eben geschilderten historischen Processe erklärt nun der Verf. jene Masse von Gewohnheiten und Gefühlen, die er als wesentlich französisch bezeichnet, als: die eigenthümliche Form des point d'honneur, die Gewohnheiten des geselligen Umgangs und der gegenseitigen Begegnung, die Auffassung des Verhältnisses zum weiblichen Geschlechte, den leichten, witzelnden und gern spöttelnden Ton, der dem Fremden oft so unerträglich ist, die Geringschätzung mit welcher man auf die nützlichsten Arbeiten herabsieht, und noch vieles Andere. Er schließt mit dem Resultate: „Wir bilden eine Demokratie mit edelmännischen Vorurtheilen."

Man kann nicht schärfer und wahrer die Entwickelung des französischen Nationalcharakters nachweisen als es hier von einem Franzosen geschehen ist. Unsere Leser werden sich vielleicht über diesen seltenen Grad von Selbstentäußerung wundern womit der französische Verf. auf die ruhigste Weise von der Welt den Stab bricht über den tiefern ethischen Werth seiner Nation. Hier aber zeigt sich schon der specifische Unterschied in der ethischen Lebensauffassung zwischen Franzosen und Deutschen, von der wir oben sagten, daß sie sich dem Verf. selbst unbewußt auf so interessante Weise in diesem Buche abschildere. Der Verf. hat ein sehr treues Bild des historisch gewordenen Nationalcharakters der Franzosen gegeben; aber der deutsche Leser würde sich irren, wenn er daraus auf große Selbstentäußerung von Seiten des Verf. schließen wollte: denn dem Verf. kommt es gar nicht in den Sinn zu glauben, daß er hier ein nachtheiliges Bild entworfen habe, von dem wir uns mit Abscheu und Grausen abwenden müssen. Indem er uns die Franzosen als ein Volk schildert deren inneres Leben total abgestorben, die auf jede individuelle, locale und provinzielle Charaktereigenthümlichkeit verzichtet haben, die alle natürlichen Sympathien und Wahlverwandtschaften, alle gegenständliche Liebe rein ausgemerzt und an die Stelle dieser sittlichen Anlagen und Güter nur eine eitle Convenienz gesetzt haben, welche sich nach den Launen des Hofs und zuletzt blos nach den willkürlichen Gelüsten einzelner, oft sehr unwürdiger Könige gebildet hatte, glaubt er keineswegs seinem Volke dadurch etwas Nachtheiliges nachgesagt zu haben, sondern er freut sich sogar dieses Resultats, wodurch, wie er sich äußert, die Classen verhindert gewesen wären sich kastenartig abzuschließen, und woraus jenes „tiefe Gefühl für nationale Verbrüderung", und in dessen Folge für menschheitliche Verbrüderung in ihnen entstanden sei. Er jubelt darüber, daß alle localen und provinzialen, alle Standesunterschiede, alle confessionnellen und religiösen Unterschiede in dem christlichen und katholischen Frankreich nur dem „hochherzigen Gefühle allgemeiner Menschenliebe" Platz gemacht habe, und findet darin das „schönste Anrecht auf Ruhm" für das französische Volk.

Wenn es wirklich begründet ist, daß die Intensivität dieser sogenannten allgemeinen Menschenliebe in demselben Grade sich steigern müsse, als die Liebe zu dem Besondern verschwände, so möchte der Verf. Recht haben. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall. Die Fähigkeit der Liebe entwickelt sich nur in den zunächstliegenden Kreisen und Gegenständen. Eine allgemeine Menschenliebe die sich nicht an Besonderes anknüpft ist ein zu vages Gefühl, und entbehrt zu sehr jedes concreten Gegenstandes als daß sie etwas Reelles, Wahres und Tiefes sein könnte. Sie ist ein blos abstracter Begriff, eine bloße Negation des Besondern, keineswegs aber etwas Wirkliches und Positives, sie ist gleichbedeutend mit völligem Indifferentismus und völliger Charakterlosigkeit. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß diese Liebe zu dem Besondern, die Liebe zu einzelnen Freunden, die Liebe zu Aeltern und Kindern, die Liebe zu der nächsten Heimat und dem engern localen Gemeinwesen in welchem man zunächst lebt und wirkt, sich nicht auf weitere Kreise ausdehnen und zuletzt die ganze Menschheit umfassen solle. Aber sicher nicht auf Kosten der ersten und natürlichsten Anhaltpunkte, sondern umgekehrt dadurch, daß sie sich an diesen immer von neuem übt und stärkt, bis sie gewissermaßen überschwillt und nun sich auch auf weitere Kreise ausdehnen muß. So wie der Baum in demselben Maße als er seine Zweige ausdehnt, auch seine Wurzeln tiefer in die Erde treibt, so wird auch die Freundes- und Familienliebe, die Liebe zu der Stadt und zu der Provinz in demselben Maße inniger werden, als sie sich zur allgemeinen Menschenliebe ausdehnt und entwickelt. Die Liebe zum Allgemeinen die nicht vom Besondern ausgeht und nicht an Besonderes anknüpft, ist eine grobe Selbsttäuschung. Wer nichts Einzelnes mehr liebt, liebt überhaupt nicht mehr. Es läßt sich Das auf allen Gebieten des Lebens nachweisen. Nehmen wir z. B. die Liebe zur Natur; man kann sie nur haben, wenn man einzelne Gegenstände der Natur auffaßt und durchdringt, und je mehr man sich in diese Einzelheiten vertieft, desto mehr wird man auch jenen höchsten allgemeinen Begriff, den wir mit Natur bezeichnen, annäherungsweise verstehen und empfinden lernen. Lieben kann man überhaupt nur Das was man kennt. Die Menschheit lernt man aber nur kennen indem man sich in einzelne Menschen tief hineinlebt, und in den Schachten einzelner Herzen nach dem edlern, gemeinsamen Metalle schürft. Das blos Allgemeine ist formlos und gestaltlos, ein inhaltloses Nichts. Nur im Individuellen läßt sich das

Allgemeine entdecken und wiederfinden. Auch hier wieder jenes tiefste Mysterium des Lebens, welches aus der innigsten Durchdringung zweier entgegengesetzten Pole, von denen jeder an und für sich Nichts ist, besteht. Beide Pole entwickeln sich aneinander, und in demselben Maße als der eine sich anspannt, spannt sich auch der andere an. Liebe zum Besondern und Liebe zum Allgemeinen bilden sich miteinander aus. Es ist unmöglich, daß die eine fortschreite, während die andere vollständig erlöschen.

(Der Beschluß folgt.)

Julie und ihr Haus. Eine Reliquie. Von einem Epigonen. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 1 Thlr.

Von Freiligrath ist folgendes Motto auf dem Titelblatte erborgt: „Dieses auch ist Poesie, denn es ist das Menschenleben." Der Frau Bettina von Arnim ist das Buch gewidmet. Sie mag sich des jungen strebenden und irrenden Verf. in Berlin angenommen haben, als er in Kerkerhaft schmachtete; dafür äußert er sich dankbar und weiht ihr sein Werk. Daß diese Kerkerhaft einen Unschuldigen traf, geht aus folgender Stelle der Vorrede hervor: „Paris hat seinen Markt der Unschuld — Berlin und München bedürfen desselben nicht, hier kauft man das arme Thier und steckt es in den Käfig." Ref. durchlas zu wiederholten malen die Vorrede, und hoffte in der Charakteristik des Autors, in der Dedication an Bettina einen Schlüssel zum Verständniß des Buches selbst zu finden. Dessenungeachtet ward ihm dessen Zweck und Tendenz durch die verschiedenartigen Zwecke und Tendenzen die sich durchkreuzen unklar, und je weiter Ref. las, je weniger wußte er warum man eigentlich das Buch lesen müsse und welchem Publicum es anzuempfehlen sei. „Denen nicht welche durch spannende Verwickelungen, durch Mannichfaltigkeit der Situationen, durch forcirtes Geistreichthun in Form und Gedanken, durch die von jenseit des Rheins herübergeschleppte Liebessophistik und all die andern für den blasirten Geschmack erfundenen Mittel gekitzelt werden wollen." So versichert der Autor in der Einleitung, wobei er für sein Werk auf die Gesellschaft moderner Romane und für sich selbst auf den Palmzweig der die Stirn der Gräfin Ida beschattet verzichtet. Auch will er den Leser nicht auf das idyllische Eiland immergrüner Harmlosigkeit und beschaulicher Brahminenweisheit versetzen. Die Zeit der Idyllen, sagt er, sei längst vorüber, und ein Leben unter lammfrommen Menschen und menschlichklugen Lämmern sei nicht mehr denkbar.

In den vorliegenden Blättern will der Verf. uns ein Stück wahrhaftig genossenes und erlittenes Menschenleben geben, voll Leid und Lust, Angst, Noth und Entsagung, voll Kampf und Sieg, aber auch voll bitterer Verluste, das sich in diesen Blättern mit anspruchslosen Strichen selbst gezeichnet hat, und das nur um deswillen der Vergessenheit entrissen zu werden würdig schien, weil es im Gegensatz zu der meisten neuern Unterhaltungslecture nicht blos Copie und Echo, sondern überall und in jedem Zuge das Leben selbst ist, in unmittelbarster Wahrnehmung und frei von jeglicher Zuthat und Schminke dichterischer Phantasie. Zu seiner Rechtfertigung führt er Goethe's Worte an: „Dem Einzelnen bleibe die Freiheit sich mit Dem zu beschäftigen was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht, aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." So wird denn der Leser in eines der anmuthigsten und fruchtbarsten Gebiete Westfalens, in das Dorf Z. versetzt, zu einer schlichten Pfarrerfamilie, deren eine Tochter Julie dem Romane den Namen gibt, ohne jedoch eigentlich der Mittelpunkt desselben zu sein, den in der That Niemand einnimmt. Wenn irgend Jemand auf die Rolle einer Hauptperson Ansprüche machen könnte, so wäre es Juliens Mutter, welche, eine eifrige thätige Frau, mit dem braven, oft heftigen Mann sehr klug und liebend umgeht, 11 Kinder gebiert, diese alle begräbt bis auf eine Tochter, und ihr Leben auf dem Dorfe in beschränkten Umständen und ihre verwaisten Enkel erziehend beschließt.

Das Buch ist in Briefen geschrieben, welche nur dann und wann um das hier und da eintretende Dunkel zu erleuchten durch kurze Berichte unterbrochen sind. Im ersten Briefe erfahren wir, daß Julie Braut ist mit einem jungen Pfarrer. Sie heirathet und gleich nach der Hochzeit erkrankt und stirbt er. Die Mutter reist zur trostlosen Witwe, welche sich stark und ergeben zeigt. Auch der Vater reist dorthin und wieder auf seine Pfarre zurück, wo die jüngere Schwester Malchen ihn pflegt. Der Leser erfährt nun Mancherlei aus dem Pfarrerleben, Wirthschaftsangelegenheiten, welche kein anderes Interesse als das der Wahrheit haben. Julie zieht später in eine Stadt, wo sie Theil an dem Gesellschaftsleben nimmt und Freundschaften schließt, wovon sie jedoch Wenig berichtet. Ihre Schwester Amalie heirathet einen jungen Geistlichen, der ihrem Vater als Gehülfe beigegeben ist; sie stirbt in den zweiten Wochen mit Zwillingstöchtern. Julie kehrt nun zu den Aeltern zurück, erzieht die Kinder ihrer Schwester, heirathet den Schwager, begräbt den greisen Vater und stirbt selbst in den Wochen. Sie spricht sich in Briefen an Aeltern und Freunde zu öftern malen aus, und der Leser verfolgt die Entwickelung ihrer strebenden Seele, welche die Bande pietistischer Glaubenslehre bricht, und sich in pantheistische Anschauungen hinein denkt, Trost und Ergebung darin findend. So schreibt sie nach dem Tode des Vaters und der Schwester: „Oft bin ich ruhig, wenn ich den Blick rein und wahr auf das große Ganze werfe, wenn ich sehe, daß in der ganzen Schöpfung nur Gang und Uebergang herrscht, wenn ich mir die ewigen Naturgesetze denke und den Geist von mir selbst wegwende, und ihn unbeschränkt mit freiem Blick ins gewaltige unendliche All schauen lasse, wenn ich mir die Erscheinungen als solche denke, und sie als Deutung, als Vorbild eines schönern Lebens nehme, wenn ich mir endlich den Geist denke, der über diesem Wechsel schwebt, der die ewigen Gesetze gründet und sie hält in allmächtiger Kraft. O, Freundin, und dann wenn ich es denke, daß mein Vater noch ist, daß meine Schwester ewig sein wird, daß sie eine Kraft im System der Kräfte, ein Funken aus Gott waren, daß diese Kraft geistig, ewig ist — o, dann möchte ich jubeln und jauchzen, hoffen, glauben und kindlich anbeten."

Ferner sagt sie in einem Briefe an die Freundin: „Unsere Bestimmung ist Bildung, Vollendung, und die Bedingung unsers Seins zu genießen, zu leiden, zu weinen und — uns zu freuen. Und Vollendung, Vollendung unsers ganzen Wesens, Das sei das einzige Resultat unsers Lebens, das Ziel unsers Strebens und Ringens, und gehe der Weg dahin durch Feuer, durch Krieg und Kampf im Innern und Aeußern. Ja, es ist mir heiliger Ernst, nicht abzulassen, nicht müde zu werden, mit Kraft mich emporzuheben und, wenn auch durch Leiden, einzugehen in die Herrlichkeit, zu fühlen das Göttliche des reinen, veredelten Gemüths."

Mit leiser Hand, wie wenn er eine Reliquie heben solle, hat der Verf. aus Staub und Vergessenheit das Material zu den vorliegenden Blättern gesammelt. Zu wünschen wäre gewesen, daß er mehr Staub hinweggeblasen hätte, den Staub des Unbedeutenden, des Unklaren und des Unschönen. Die Briefe tragen ganz den Stempel der Wahrheit; solche Briefe sind schon seit Jahrhunderten geschrieben worden, und werden auch täglich noch geschrieben. Wenn man solche Briefe in einer Verlassenschaft findet, so liest man sie gern, namentlich wenn man die Erblasser gekannt hat und mit ihnen verwandt ist, wenn man die Lebensschicksale, die Umgebung kennt worauf die Briefe Bezug haben; hier aber muß man sich größtentheils den Bezug erdenken, man erfährt das Schicksal der handelnden Personen nur durch deren Abspiegelung in der Seele.

In einzelnen Briefen ist der Wahrheit so sehr gefröhnt, daß die Poesie ganz daraufgeht; so der Brief über Juliens Krankenpflege, welcher mit den arzneilichen Details wol der besorgten Mutter interessant sein konnte, aber nicht dem Publicum.

Unter die bemerkenswerthen Momente des vorliegenden Werkes gehört eine Charakteristik Westfalens und seiner ursprünglichen Einsassen, sowie auch eine Verdeutlichung der neuern kirchlichen Richtung. Letzteres muß um so mehr in Erstaunen setzen, da der hier vertretene Geistliche in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts lebte und wirkte. So werden unter Andern verschiedene Themata angegeben, welche der Pfarrer seinen sonn- und festtäglichen Vorträgen zu Grunde legte: z. B. „Man soll der Gefahr nicht unnöthigerweise trotzen, sondern ihr ausweichen!" „Wie es anzufangen sei, treues und williges Gesinde zu haben, und wie weit es recht und billig sei sich von Andern dienen zu lassen!" „Der Unterschied zwischen Kühnheit und Verwegenheit." „Kann eine Religion welche verfolgt die wahre sein?" „Die Gegenwart ehrwürdiger Personen und der Umgang mit ihnen haben einen wohlthätigen Einfluß auf unser Herz." „Ueber das Scheelsehen bei dem Vergnügen Anderer" u. s. w. Einige solcher Themata werden ausführlicher besprochen. Wie man sieht, bedarf der Herr Pfarrer der Bibel nicht um seine Zuhörer zu erbauen, und er soll dennoch bedeutenden Einfluß auf ihr Vorschreiten ausgeübt haben. Daß der Pfarrer hierüber Anfechtungen hat, versteht sich von selbst; es wird sogar ein Schmäh- und Drohbrief an ihn mitgetheilt, ein Muster von gemeiner Bornirtheit, wie sie wol noch jetzt oft unter den Gegnern des Fortschritts gefunden wird. Auch mancherlei Unannehmlichkeiten werden erwähnt, welche die Frau des Pfarrers klug beizulegen pflegt, ein mal unter Anderm unter Begleitung einer langen Abhandlung über das Podagra, welches durch Aerger sich verschlimmert. „Der Fluch des Denunciantenthums, dieser verächtlichsten Handlung zu der ein Mensch sich herabwürdigen kann, und die nur in einer Platonischen Republik, wie sie aber noch nie existirt hat, vielleicht einige Entschuldigung findet" — dieser Fluch hat auch wiederholentlich an der Gemüthsruhe unsers Landpredigers gerüttelt und das Glück seiner Familie zu untergraben gedroht.

Es werden auch einige Briefe mitgetheilt die eine solche Angelegenheit betreffen, worin die Gattin ergründend, ablenkend, begütigend auftritt, und den schönsten Beweis von ihrer weiblichen Tugend und Tüchtigkeit liefert. „Es gibt allerdings noch Manche", sagt der Autor, „die eine so weitgehende Betheiligung des Weibes an den Geschäftsverwickelungen des Mannes mit verächtlicher Miene abweisen, aber sie haben nicht Recht und entwerthen das Weib, indem sie seinen Beruf auf Wiege und Herd beschränken."

Aus allem Dem was Ref. aus den vorliegenden Blättern hier einzeln herausrafft, wie man aus einem Garten Blumen sammelt, und Fernwohnenden einen Strauß mitbringt, um ihnen einen Begriff von dem Garten zu geben, kann der Leser wol deutlich ersehen, daß die sich so mächtig regenden Ideen der jetzigen Zeit in des Autors Seele Wurzel gefaßt haben, und von ihm ausgesäet werden um einst Früchte zu tragen. Für die Wahrheit kämpfen, das Gute fördern, nach dem Höchsten streben sollte wol das Ziel jedes Schriftstellers sein; doch gehört dazu vor Allem, daß er das Interesse des Publicums für die handelnden Personen, für den Gang der Geschichte und für die Ideen selbst zu erregen und zu fesseln vermöge, was allerdings in den vorliegenden Blättern nur theilweise gelungen ist. 46.

Notizen aus England.

Das Britische Museum.

Der Ursprung des nun weltberühmt gewordenen Britischen Museum findet sich in dem letzten Willen des als Arzt berühmten Sir Hans Sloane, welcher darin anordnete, daß nicht nur seine beträchtliche Bücher- und Handschriftensammlung, sondern auch die unzähligen Gegenstände der Naturwissenschaften und der Kunst welche er während seiner langen Laufbahn gesammelt, nach seinem Tode, der im J. 1753 erfolgte, dem Parlament angeboten werden sollten. Das Anerbieten ward angenommen, und ein zu diesem Zwecke erlassenes Gesetz unter der Regierung Georg's II. verordnete nicht nur den Ankauf dieser Sammlungen, sondern auch den der Harley'schen Bibliothek von Manuskripten, und bestimmte zugleich, daß beide mit der Cotton'schen Bibliothek, die unter der Regierung Wilhelm's III. dieser zum öffentlichen Gebrauch überlassen worden war, vereinigt werden sollten. Im Frühjahr 1754 wurde in der Great-Russel-Street das unter dem Namen Montagu-House bekannte Gebäude als Aufstellungsort dieser vereinigten Sammlung angekauft, und die einzelnen Bestandtheile derselben in den nächsten Jahren darin aufgestellt. Damals schon gab man derselben den Namen Britisches Museum. Bis zum Eintreffen der ägyptischen Alterthümer aus Alexandrien im J. 1801 genügte das genannte Gebäude für die Aufnahme aller dieser Erwerbungen. Mit der Ankunft dieser zum großen Theil höchst massiven Kunst- und Alterthumsgegenstände trat die Nothwendigkeit hervor, geeignetere Räumlichkeiten zu erwerben, eine Nothwendigkeit die sich mit der Erwerbung der Townley-Marmorwerke im J. 1805 noch dringender geltend machte. Eine zur Aufnahme beider Sammlungen geeignete Galerie ward 1807 vollendet. Von da an geschah bis zum Jahr 1823 Nichts zur Herstellung neuer Gebäude, obwol die Inspectoren der Anstalt darauf drangen und Pläne entwerfen ließen. Erst als im letztgenannten Jahre Georg IV. dem Museum die Bibliothek Georg's III. zum Geschenk machte, ließ die Regierung Entwürfe zur Erbauung eines ganz neuen Museums ausarbeiten, dessen einer Flügel zum Theil zur Aufnahme der neu erworbenen Büchersammlung dienen sollte. Dieser Flügel auf der östlichen Seite des Museumgartens wurde 1828 vollendet, und seitdem sind die nördliche, die südliche und ein Theil der westlichen Seite des beabsichtigten Vierecks nach und nach hinzugefügt worden. Die Hauptfacade des neuen Museums ist nun fast vollendet mit Ausnahme der Sculpturverzierungen, deren Ausführung noch beträchtliche Zeit in Anspruch nehmen möchte.

Blumenliebhaberei der Spanierinnen.

Die bekannte Annahme, daß die Römerinnen den Blumenduft nicht vertragen können, namentlich ohnmächtig werden, wenn man ihnen eine Rose zu nahe bringt, ist von mehren Reisenden, namentlich von Engländern, auch auf das schöne Geschlecht anderer Südländer ausgedehnt worden. So hat man den Spanierinnen Idiosynkrasie gegen alle Blumen zum Vorwurf gemacht. Eine Engländerin hat jetzt in dem von ihr veröffentlichten Werke „Journal of a few months residence in Portugal, and glimpses of the south of Spain" (2 Bde.) die Ehrenrettung ihrer spanischen Mitschwestern gegen diese ihren Geschmack und ihren Schönheitssinn in Zweifel ziehende Beschuldigung ihrer Landsleute übernommen. Sie bemerkt: möglicherweise könne ein solcher Widerwille gegen Blumen unter den Damen in Madrid vorhanden sein, aber in Bezug auf das schöne Geschlecht im Süden und der Ostküste Spaniens sei ein solcher Vorwurf ganz falsch. Jeder patio (Erdgeschoß) und jeder Söller strafe denselben Lügen, ja jedes Mädchen dem man begegne trage eine natürliche Rose oder sonst eine duftende Blume im rabenschwarzen Haar, und Viele, nicht zufrieden mit einer Blume, haben die Zöpfe mit Blumenkränzen durchflochten. Die Kinder schon ahmen, sobald ihr Haar lang genug ist, dieser Sitte nach, und selbst Matronen mit Silberhaaren schmücken sich auf diese Weise; nicht einem der 4000 Mädchen die in den der Regierung zugehörigen Tabacksfabriken beschäftigt werden habe ein solcher Schmuck gemangelt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 289. —— 16. October 1847.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen. Deutsch von Robert Binder.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 288.)

Wenn wir daher leider unserm französischen Verf. die Thatsache zugeben müssen, daß der Franzose nichts Einzelnes mehr liebt, daß er weder an seiner Gemeinde, noch an seiner Familie, noch an seiner Kunst und seinem Gewerbe und auch nicht an seiner Confession mehr hängt, so müssen wir dagegen die zweite seiner Behauptungen, daß die allgemeine Menschenliebe in demselben Grade gestiegen sei, als völlig irrig und falsch verwerfen. Wir müssen es theils aus dem allgemeinen, eben angedeuteten Grunde, weil eine solche einseitige Ausbildung im Widerspruche mit dem letzten erkennbaren Weltgesetze stehen würde; wir müssen es aber auch thun gestützt auf die vorliegenden praktischen Erfahrungen und Beobachtungen. Denn eine solche große, allgemeine Menschenliebe, wenn sie in Frankreich wirklich vorhanden wäre, müßte sich doch sowol in den Charakteren und der Handlungsweise der Einzelnen als auch der ganzen Nation aussprechen. Wir sind uns bewußt, nicht, wie manche unserer rohen Deutschthümler, mit Vorurtheil an das Studium des französischen Charakters und der Geschichte der letzten 50 Jahre herangetreten zu sein. Umgekehrt vielmehr hat uns früher die glänzende Außenseite dieser Geschichte imponirt, und wir sind lange von Voraussetzungen eines tiefern Gehalts ausgegangen; aber zuletzt haben wir uns doch der Erkenntniß nicht verschließen können, daß Eitelkeit und Egoismus die ganze Nation mehr wie eine andere uns bekannte vom Wirbel bis zur Zehe durchdringt, und daß wir kaum eine einzige That der neuern Zeit kennen, sie sei nun von einem Einzelnen oder von dem ganzen Volke ausgegangen, die wirklich als das lautere Product einer reinen, hingebenden Liebe zu bezeichnen sei. Ueberall entdecken wir nur zwei Motive: bei dem schlechtern Theile der Nation den schmuzigsten, materiellsten Eigennutz; bei dem bessern Theile die leidenschaftliche Sucht nach Ruhm, die zwar zu großen Anstrengungen und Opfern und zu erstaunenswürdigen Handlungen antreibt, aber nie aus reiner, innerer Nothwendigkeit, aus reiner, unverfälschter Liebe zur Sache, sondern stets nur in Bezug auf den Effect, auf den Lohn, den man in der Anerkennung der Welt findet. Es mag hart klingen, aber ich kenne keinen französischen Charakter der nur um Befriedigung seines Gewissens und um der Menschheit willen sich aufopfern würde, ohne die Hoffnung, daß die Welt davon erführe und seine That bewunderte. Eine reine That der Liebe im stillen Kämmerlein vollbracht, blos um sich selbst zu genügen, halte ich in Frankreich für eine Unmöglichkeit. Auch der beste Franzose bedarf immer der Zuschauer zur Stärkung seiner moralischen Kraft. Dieses Bewußtsein, daß die Welt auf ihn blickt, ersetzt ihm das Bewußtsein der innern Befriedigung, das ihm völlig unbekannt ist. Das Höchste was der bessere Franzose kennt ist der Ruhm, das Schrecklichste vor dem er sich fürchtet ist die Schande. Ein eigenes Gewissen hat er nicht mehr, sondern sein Gewissen besteht in der Anerkennung oder in der Verwerfung der Mitwelt. Ich habe früher den Heroismus bewundert womit Tausende auf der Guillotine verbluteten. Es ist bekannt, daß fast nicht ein Einziger auf dem öffentlichen Richtplatze sich feige gezeigt, fast Alle haben den letzten tragischen Moment ihrer Lebensrolle mit gutem Anstande durchgeführt. Aber bei einem tiefern Eindringen in dieses Phänomen ist es mir völlig klar geworden, daß dieser Heroismus stets nur seine Stütze in dem Bewußtsein fand, wie Tausende von Menschen unten als kritische Zuschauer auf den Schauspieler blickten und genau Achtung gäben, ob er auch keine faux pas mache. Eine innere, weltüberwindende Sammlung habe ich selten entdecken können, und in dieser Beziehung steht Ludwig XVI. selbst fast als einziges Beispiel da.

Die Sache erklärt sich auch nach dem eigenen Geständnisse des Verf. gar leicht. Er selbst gibt ja auf das naivste zu und führt es mit scharfen historischen Pinselstrichen aus, wie ganz Frankreich sich seines eigenen Charakters, seiner eigenen Ueberzeugung, seines eigenen Gewissens begeben und seinen Katechismus über Das was recht und gut, was anständig und schön sei, nur aus der launenhaften Hand seines jedesmaligen Königs und des ihn umgebenden Hofs acceptirt habe. Was dem Könige gefiel war gut, brachte Ehre; was dem Könige misfiel war schlecht und brachte Schande. Nach den Sitten und den Gelüsten des Königs richteten sich die

Sitten und Gelüsten des Hofs, und nach den Sitten und Gelüsten des Hofs richtete sich wieder ganz Frankreich. Sobald der Beifall des Königs seine Sanction auf Etwas drückte war Ehre und Gewissen beschwichtigt; so löste sich der ganze menschliche Gehalt des Volkes zuletzt in das Streben nach äußerer Anerkennung, in Schein und Convenienz auf. Die stolzesten Geschlechter und selbst die Mitglieder der königlichen Familie demüthigten sich vor einer gemeinen Buhldirne, vor einer Dubarri, sobald der König seinen Willen ausgesprochen hatte, und man fand eine Ehre darin, wenn irgend eine Tochter in den königlichen Hirschpark aufgenommen wurde. Die Person Dessen der über Ehre, Tugend und Gewissen entschied, wechselte freilich bei der Revolution. An die Stelle des Königs trat die sogenannte öffentliche Meinung, die zuweilen durch Fischweiber und Sansculotten repräsentirt wurde; aber das Wesen blieb dasselbe: Eigennutz und Convenienz. So allein erklärt es sich wie es möglich war, daß die wüthendsten Republikaner nach wenigen Jahren die kriechendsten Schmeichler Napoleon's wurden. Der schlechtere Theil folgte nur dem frühern Gesetze des materiellen Eigennutzes; der relativ bessere Theil folgte den Begriffen der Convenienz, die sich geändert hatten und die jetzt ihre Norm von einem herrischen Soldaten empfingen, wie sie sie früher aus den Gemächern von Versailles oder von dem Stadthause und dem Jakobinerclub erhalten hatten. Die Fähigkeit aus innerer organischer Charakternothwendigkeit herauszudenken, zu leben und zu lieben, war durch eine jammervolle Geschichte längst zerstört, und sie ist bis zu diesem Augenblicke noch nicht wiedererworben worden. Nur jene Provinzen die sich ihr eigenthümliches Leben mitten in der allgemeinen politischen und moralischen Knechtschaft erhalten hatten, und mit dem Hof nie in Contact gekommen waren, machen davon eine Ausnahme. Es ist bekannt, daß die Vendée für den König und für die Religion ihr letztes Herzblut verspützte, nicht aus Eitelkeit und Convenienz, nicht aus phantastischer Ruhmsucht und Erhitzung, sondern aus tiefstem Gewissensdrange. Es ist bekannt, daß dort wahrhaft tüchtige Persönlichkeiten und menschliche Charaktere auftraten, während die zahllosen Namen der Revolutionsmänner nur ein wüstes Chaos unpersönlicher Leidenschaften bilden und fast keinen fertigen, durchgebildeten Mann aufzuweisen haben. Aber der Adel der Vendée war nie am Hofe erschienen, und die Bauern der Vendée hatten sich ihr eigenes Gewissen, ihre eigenen Sitten und ihren Charakter in abgeschlossener Zurückgezogenheit zu bewahren gewußt.

Diejenigen geneigten Leser welche die kleinen literarischen Arbeiten des Verf. dieser Recension seit längerer Zeit verfolgt haben, werden vielleicht die Bemerkung gemacht haben, daß er mit einer gewissen leidenschaftlichen Hitze gegen eine Sache eifert für die er in der Regel den Namen „Bureaukratie" gebraucht, und daß er fast unbewußt immer wieder auf diesen Stein des Anstoßes zurückkommt. Ob dieser Name für eine Erscheinung die allerdings existirt, von der die letzten drei Jahrhunderte der Geschichte des Continents übermäßig erfüllt sind, ein richtig gewählter ist, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Wir fügen nur beiläufig hinzu, daß wir diese Bezeichnung für diesen an den edelsten Kräften der Menschheit zehrenden Vampyr nicht selbst gewählt, sondern aus dem Munde eines großen Todten, des Freiherrn von Stein, entlehnt haben, der eben Das damit meinte was wir darunter verstehen. Mag man es nun aber Centralisation, Beamtenwillkür, Bureaukratie, oder mag man es die allgemeine fluchwürdige Knechtschaft nennen, — wir sehen in der ganzen neuern Geschichte, wohin wir auch blicken mögen, immer jene scheußliche, dämonische Erscheinung die an dem innersten Lebensmarke der Menschheit nagt und einzelne Theile derselben bereits gänzlich abgetödtet hat. Der geistreiche Verf. dieses Buchs hat uns durch die Entwickelung des historischen Processes den der französische Nationalcharakter genommen abermals auf dieses Ungethüm hingeführt. Ohne es zu wollen, hat er es uns recht klar gemacht wie Frankreich durch seine weltliche Hofbureaukratie im Verein mit der kirchlich-katholischen Hierarchie nach und nach um alle moralische Selbständigkeit und Freiheit gekommen, und wie alle ursprünglichen geistigen Lebensadern durch dieselbe ausgetrocknet sind. Die Hofbureaukratie hat in Frankreich die innerste Persönlichkeit der Einzelnen abgetödtet, aus der doch allein ein höheres, productiv-ethisches Leben entspringen kann. Sie hat eine allgemeine Lebensform für Alle geschaffen, aber eine Form der es an jedem nothwendigen, ursprünglichen Inhalt fehlt. Man mag nun diese Form wechseln so viel man will, der einmal bis auf die Neige aufgezehrte Inhalt kehrt nie wieder zurück. Alles bleibt nur äußerliche Convenienz in Kunst und Poesie, in Religion und in Staat, in Sitte und Moral, und der einzige letzte Hebel der dieser Form ein äußeres Leben zu Wege bringt, bleibt immer nur ein gröberer oder feinerer Eigennutz. Frankreich hat seine Einheit mit gänzlicher Unterdrückung aller ursprünglichen Charakterindividualität der Einzelnen erkauft und ist dadurch um jede Zukunft gekommen. Frankreich steht in dieser Beziehung ganz auf einer Stufe mit dem russischen Hof- und Beamtenadel, der wol noch Talente aller Art besitzt, aber keine Fähigkeit mehr zu eigener ursprünglicher Lebensanschauung. Es ist nicht feindseliger Hohn, wenn wir diese unsere Ansicht über dieses lebhafte und so reichbegabte Volk aussprechen, es ist Dies eine Ansicht, die sich uns seit Jahren schon aufgedrungen hat, und die uns bei Lesung dieses Buchs auf jeder Seite wieder lebendig vor die Seele getreten ist. Frankreich ist ein unrettbares Opfer jenes Staatsprincips geworden welches nur durch Zerstörung jeglicher individueller Selbständigkeit herrschen zu können glaubt. Sowie denn Frankreich auch jenen Mann in seiner Geschichte aufzuweisen hat der dieses Princip mit der äußersten Consequenz und durch jegliches Mittel durchzuführen verstanden hat, — Cardinal Richelieu. Mögen unsere deutschen Professoren, die sich mit Unrecht

Historiker nennen, denselben als großen Mann preisen, wie sie ja Gregor VII., der durch Mechanisirung der Kirche ebenfalls die Einheit derselben herzustellen suchte, auch als großen Mann rühmen, — wir halten diese beiden Männer für die beiden schlimmsten Feinde welche die neuere Menschheit gehabt hat, und der augenblickliche unglückselige Erfolg den ihr verkehrtes Streben gehabt hat, bewirkte nur das spätere Zerfallen derjenigen Objecte für die sie zu wirken glaubten. Nur dadurch daß die Pläne Hildebrand's nicht vollständig gelangen, hat sich die katholische Kirche noch einen historischen Lebenskeim gerettet. Aber Richelieu's Pläne für Frankreich waren mit zu vollständigem Erfolge gekrönt als daß noch ein lebendiger Kern hätte übrig bleiben können.

Wenn daher unser Verf. uns Deutschen eine eigentliche Nationalität in seinem Sinne abspricht, so können wir nur Gott dafür danken daß er Recht hat. Allerdings hat auch die Bureaukratie und die römische Hierarchie für uns nicht vergeblich gearbeitet; Millionen von Individuen sind ihr zum Opfer gefallen, und wir waren mehr wie ein mal nahe daran, gleich den Franzosen, ein lebendiger Leichnam zu werden. Aber unsere ursprüngliche moralische Freiheit scheint doch etwas zäherer Natur zu sein wie die des Nachbarvolks. Trügen nicht alle Zeichen, so ist jetzt ein Wendepunkt in unserm Leben eingetreten, wo der Heilproceß der Natur über das bureaukratische Krebsgeschwür Herr wird und diesen zehrenden Krankheitsstoff ausstößt. Wir werden Gelegenheit haben auch im zweiten Artikel auf diesen Standpunkt zurückzukommen, wenn wir die Ansichten des Verf. über die deutsche Sprache, über die Reformation, über die deutsche Philosophie, über deutsche Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheile und über die geistige Bewegung der Jetztzeit in Deutschland besprechen. *)

F. von Florencourt.

Sarah Martin, eine Helferin der Gefangenen.

A brief sketch of the life of the late Miss Sarah Martin of Great Yarmouth: with extracts from the parliamentary reports on prisons; and her own prison journals. Yarmouth 1844.

Im August 1819 wurde zu Groß-Yarmouth, einer ansehnlichen Handelsstadt in der englischen Grafschaft Norfolk, eine Frau wegen grausamer Mishandlung ihres Knabens zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Das Ereigniß senkte sich tief in das Gemüth einer armen Putzmacherin, eines sanften stillen Mädchens, weder schön noch geistreich, in ihrem achtundzwanzigsten Jahre, das einzige, im Juni 1791 geborene und früh verwaiste Kind eines Dorfkrämers, aufgewachsen bei ihrer Großmutter, einer auch armen Frau Namens Bonnett, mit welcher sie drei englische Meilen von Yarmouth in dem Dörfchen Caister wohnte. Die kleine schwächliche Putzmacherin hieß Sarah Martin. Sie ist todt, ist am 15. October 1843 gestorben und ruht auf dem Kirchhofe zu Caister neben ihrer Großmutter. Ein Stein mit einfacher, von ihr selbst verfaßter Inschrift deckt ihr Grab, und nennt ihr Alter und ihren Todestag. Ihr Wirken und ihre Tugenden leben in den dankbaren Herzen Hunderter, moralisch durch sie geretteter Missethäter, und werden mehr angedeutet als erzählt in der oben genannten Schrift. Das „Edinburgh review" ehrt das Andenken der Todten, indem es in seinem jüngsten Aprilhefte das Buch bespricht, und mehre darin fehlende interessante Einzelheiten ihres Lebens nachträgt. Weil aber gewiß auch für Deutschland gilt was dort am Schlusse von der Literatur im Allgemeinen gesagt wird, daß es ihr Beruf sei ein solches Leben aus den Massen gewöhnlicher Existenzen hervorzuheben, es zum Anziehungspunkte für alle Augen, zu einer Auffoderung an die Herzen aller Derer zu machen denen es Pflicht dünkt an der Wohlfahrt ihrer Mitmenschen sich zu betheiligen, und daß ein solches Leben Aufnahme verdiene in biographischen Sammlungen und einen Vorderplatz in der Geschichte: so ist damit die Einführung der armen Putzmacherin in diesem Blatte gerechtfertigt.

Das erwähnte Ereigniß drängte Sarah Martin zu dem seit Jahren beabsichtigten Versuche Eintritt in das Gefängniß zu erhalten, um den Gefangenen, deren Aufseher keine andere Sorge für sie hatten als daß sie weder entkamen noch verhungerten, aus der Bibel vorzulesen. Mehr konnte sie zur Besserung derselben nicht bezwecken, da ihr ganzes Wissen nur in Dem bestand was sie in der dürftigen Dorfschule gelernt, und sie seit ihrem vierzehnten Jahre ihr Brot mit der Nadel erwerben mußte. Nicht ohne Mühe erlangte sie die Erlaubniß jene Frau zu besuchen. Der Eintritt einer Fremden überraschte die Frau. „Und als ich ihr den Beweggrund meines Kommens nannte", sind Sarah's Worte, „ihr von ihrer Schuld sprach und wie noth ihr Gottes Gnade thue, brach sie in Thränen aus und dankte mir." Diese Thränen und dieser Dank entschieden Sarah's Zukunft. Sie wiederholte ihren Besuch, besuchte auch andere Gefangene und ging bald vom Vorlesen aus der Bibel zum Unterricht im Lesen und Schreiben über. Dann bewog sie die Gefangenen zu einem sonntäglichen Gottesdienste, und als 1823 ein Herr ihr zehn Schillinge und ein anderer zwanzig schenkte für ihre Pfleglinge, kaufte sie Arbeitsmaterial, erst für die Frauen, dann für die Männer, erhöhte durch einen Theil des Erlöses den kleinen Fonds und gab das Uebrige als Arbeitslohn, welchen die Gefangenen bei ihrer Entlassung erhielten. Der Tod der Großmutter 1826 machte Sarah freier. Sie erbte eine Jahresrente von 12 Pf. St. (80 Thaler), und während sie bisher jeden Morgen zur Arbeit nach Yarmouth und jeden Abend heim gewandert war, sich aber wöchentlich einen Tag für den Gefängnißbesuch abgespart hatte, zog sie nun nach Yarmouth in den wohlfeilsten Stadttheil, und widmete sich ihren menschenfreundlichen Mühen mit verdoppeltem Eifer. Eine fromme Dame unterstützte sie wöchentlich durch den Betrag eines Tagelohns, und fünf oder sechs „gute Menschen" gaben ihr vierteljährig jeder drittehalb Schilling (25 Ngr.) „zu Anschaffung von Bibeln, Neuen Testamenten, Tractätchen und andern Schriften". Außerdem sammelte sie einen Fonds, aus welchem sie die Gefangenen nach ihrer Entlassung mit Arbeit versorgte, „und Das gewährte mir zugleich den Vortheil", schreibt sie, „auch ihr späteres Betragen beobachten zu können". Neben dem sonntäglichen Frühgottesdienste richtete sie einen für den Abend ein. In jenem war sie Zuhörerin, in diesem las sie vor bis 1832 gedruckte Predigten, bis 1837 selbst entworfene. „Dann befähigte mich Gott aus dem Stegreife zu den Gefangenen zu reden, einfach nach der Heiligen Schrift." Der Verf. des Aufsatzes im „Edinburgh review" will Gelegenheit gehabt haben Predigtentwürfe aus dem Jahre 1835 zu sehen, und versichert daß sie ihn überrascht. Seiner Mittheilung zufolge behandelten sie vorzugsweise drei Sätze: die untrennbare Verbindung zwischen Sünde und Gram, die ebenso unauflösliche Verbindung zwischen Herzensgüte und innerm Glück, und die immer offene Pforte zu Gottes Gnade.

Die sechs oder sieben Stunden welche Sarah jetzt täglich im Gefängnisse zubrachte, lehrend und die Arbeiten ordnend,

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im November.

D. Red.

beeinträchtigten ihr Putzmachergeschäft. Die Kunden fielen ab, und Sarah sah sich auf ihre Jahresrente und auf die wöchentliche Unterstützung der frommen Dame beschränkt. Da erstere wenig mehr als den Miethzins, letztere kaum die nothwendigsten Bedürfnisse deckte, stellte sich ihr die Frage: was sie aufgeben wolle, ob ihre Sorge für die Gefangenen oder ihren Nahrungserwerb, denn Beides schien sich nicht vereinigen zu lassen. Sie entschied sich ohne Zögern für Letzteres. „Als ich vollauf Kleider zu machen hatte", heißt es in ihrem Tagebuche, „sorgte und ängstigte ich mich wegen der Zukunft. Seit ich keine mehr zu machen bekomme, ist die Sorge von mir gewichen. Gott, der mich in den Weinberg berufen, spricht: «Was dir recht ist will ich dir geben.» Aus der Schrift habe ich die Wahrheit gelernt, daß ich ernährt werden soll. Gott ist mein Herr und wird seine Magd nicht verlassen. Er ist mein Vater und kann sein Kind nicht vergessen." Solcher Glaube sollte nicht täuschen. Sarah erhielt mancherlei Geschenke an Kleidungsstücken und Lebensmitteln. Wenn es aber dabei nicht ausdrücklich hieß: Das ist zu Ihrem Gebrauche, nicht für Andere, achtete sie es für anvertrautes Gut und gab es Bedürftigern als sie selbst. In den Beweisen der Freundlichkeit gegen sie erblickte Sarah neue Anregungen zu Freundlichkeiten gegen Andere. Waren daher ihre Mühwaltungen im Gefängnisse beendigt, ertheilte sie einer großen Zahl Mädchen im Armenhause Unterricht, und an zwei Abenden in der Woche versammelte sie die Fabrikarbeiterinnen zu religiösen Vorträgen. Ihre freien Abende benutzte sie zu Krankenbesuchen in den Wohnungen der Armen, und sprach sie mitunter bei den „guten Leuten" ein, die ihre Bestrebungen billigten, war ihr Erscheinen das Zeichen eines geschäftigen Abends. Ihr wohlwollendes Lächeln und ihr rasches Wesen stimmte den ganzen Kreis heiter und thätig. Sie brachte stets Arbeit mit, und waren junge Leute zugegen, durfte Keiner und Keine müßig bleiben. Kam sie endlich nach Hause, fand sie Niemand der sie erwartete, mußte sie alle häuslichen Geschäfte selbst abthun. Dennoch hinderte sie Das nicht die Vorgänge im Gefängnisse ausführlich niederzuschreiben, das Verhalten der Entlassenen aufzuzeichnen und über Verwendung der erhaltenen Gaben Rechnung zu führen. Diese sämmtlichen Bücher befinden sich gegenwärtig auf der yarmouther Stadtbibliothek.

Zwei Jahre vor ihrem Tode wurde Sarah von der städtischen Behörde als Lehrerin im Gefängnisse angestellt mit einem Ehrensolde von jährlich 12 Pf. St. Im Winter 1842 fing ihre Gesundheit an zu wanken. Unter Schmerz und Kampf setzte sie Tag für Tag bis zum 17. April 1843 ihre Besuche im Gefängnisse fort, „in der Heimat meiner ersten Freuden", wie sie es nennt. Dann wurde sie von schmerzhafter Krankheit an ihre Stube, meist an das Lager gefesselt. Während dieser Zeit gab sie sich gern einem Talente hin, das früh entwickelt mitten unter den Beschäftigungen ihres rastlosen Lebens nie ganz geruht, dem Talent für geistige Dichtung. Eine Auswahl ist seitdem in Druck erschienen, betitelt: „Selections from the poetical remains of the late Miss Sarah Martin of Great Yarmouth" (Yarmouth 1845). Daß Sarah solche Gedichte geschrieben, darf ihr Biograph nicht übersehen. Es thut wohl zu erfahren, daß sie aus manchen Mühen sich auf ihr Kämmerlein flüchten und ihr Herz in Liedern voll Preis und Dank gegen Gott ergießen konnte. Auch fehlen nicht Pulsschläge einer poetischen Ader. Dennoch wäre die Sammlung vielleicht besser ungedruckt geblieben. Die Gedichte zeigen alle Kehrseiten der Nachahmung und einen großen Mangel an Uebung, sie sind nach dem Ausdruck des „Edinburgh review" „die Gedichte Einer, die ihre Zeit mehr darauf verwendete dichterisch zu handeln als dichterisch zu schreiben".

Als Sarah wenige Minuten vor ihrer letzten hörte, daß ihr Ende nahe, faltete sie die Hände und rief: „Dank dir, mein Gott! Dank dir!" Mit ihren Lippen schlossen sich ihre Augen. Ihr Tagebuch enthält eine Menge Belege für die glücklichen Erfolge ihrer Bestrebungen, Beweise reicher Ernte aus dürftigem Samen. Das Nähere gehört nicht hierher. Nur Das mag noch erwähnt sein, daß Sarah in kürzester Frist einen ungewöhnlichen Einfluß auf die Gefangenen gewann, und daß die Ueberzeugung von der Redlichkeit ihrer Sorge, ihrer Thränen, ihres Gebets und ihres Mitgefühls sie zur allgemeinen Vertrauten der Schwäche, der Betrügerei und des Grams machte, in deren Mitte sie stand, und sie dadurch befähigte das keimende Verlangen nach Besserung groß zu ziehen, die leicht Versuchten zu stützen, die Furchtsamen zu ermuthigen, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen.

23.

Bibliographie.

Bötticher, W., Leitfaden zur Geschichte des Reiches Gottes von der Schöpfung bis zum Weltgericht. Als zeitgemäße Ergänzung jedes evangelischen Landes-Katechismus und als allgemeine Uebersicht der Welt- und Kirchengeschichte, zur Belehrung für Jedermann. Berlin, Thome. Gr. 8. 7½ Ngr.

Daumer, G. F., Die Geheimnisse des christlichen Alterthums. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.

Geraldine oder Geschichte der Führung einer Seele. Aus dem Englischen. 2te neu überarbeitete und zweckmäßig abgekürzte Auflage. Zwei Bände. Augsburg, Kollmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Harthausen, A. Freih. v., Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. Zwei Theile. Hannover, Hahn. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Noack, L., Die theologische Encyclopädie als System. — A. u. d. T.: Die speculative Religionswissenschaft im encyclopädischen Organismus ihrer besonderen Disciplinen. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rötscher, H. T., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. (5te Abtheilung.) — A. u. d. T.: Dramaturgische Skizzen und Kritiken. Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stark, J. A. Freih. v., Triumph der Philosophie im 18. Jahrhundert. Zum Verständnisse des gegenwärtigen revolutionären Zustandes in Kirche und Staat. In der 3ten Auflage neu bearbeitet von W. C. Binder. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Valenti, de, Franzesko Spiera's schreckliches Ende, in Bezug auf unsere Zeit überhaupt, sowie auf die christliche Seelsorge im Besondern psychologisch und christlich beleuchtet. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Kolonie Alpina im nordwestlichen Theile des Staates New-York in landwirthschaftlicher und gewerblicher Beziehung, vorzüglich mit Bezug auf die deutsche Einwanderung und Ansiedlung in dieser Kolonie. Mit 2 lithographirten Kärtchen. Darmstadt, Leske. 12. 7½ Ngr.

Das neue Preußische Juden-Gesetz, gegeben den 23. Juli 1847, publicirt den 5. August 1847 nebst allen dazu gehörigen Ergänzungsgesetzen und einer Geschichte der Judengesetze in Preußen. Berlin, Schepeler. 8. 2½ Ngr.

Protest-Antrag der freien protestantischen Gemeinde zu Nordhausen, in Bezug auf das Religions-Patent vom 30. März 1847. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 3 Ngr.

Rau, W., Ueber die Bedeutung und Aufgabe der Volksmedicin. Eine Festrede. Bern, Huber u. Comp. 8. 4 Ngr.

Schüler, C. F. C., Balzer's Amtsentsagung oder Gewissen und Willkühr. Stolberg, Schlegel. Gr. 8. 4 Ngr.

Thieme, F. W., Ueber die Gymnasien und das Princip ihrer Umgestaltung. Berlin, Klemann. Gr. 8. 9 Ngr.

Welcker, C., Der reichsgräflich Bentinckische Erbfolgestreit rechtlich beurtheilt. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 290. —— 17. October 1847.

Zur Literatur der Frauenromane.

1. Clementine. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Jenny. Von der Verfasserin der „Clementine". Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Eine Lebensfrage. Roman von der Verfasserin der „Clementine" und „Jenny". Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die eben genannten Schriften sind bereits vor zwei und mehr Jahren veröffentlicht, und es möchte fast bedenklich erscheinen, jetzt noch in einer zusammenfassenden Betrachtung auf sie zurückzukommen, da deutsche Romane in der Regel ein kurzes Leben haben, und nur zu bald, selbst wenn ihnen innerer Werth und formelle Vorzüge nicht abzusprechen sind, der Vergessenheit, dem Staub und Moder der Leihbibliotheken, und dem wenig beneidenswerthen Loose zu Maculatur gewordener Ladenhüter anheimfallen. Es möge jedoch erlaubt sein das Gedächtniß an diese von der Kritik etwas stiefmütterlich behandelten Romane aufzufrischen, da sie zum Theil der Tendenzliteratur angehören, zum Theil eine gewissermaßen geschlechtliche Bedeutung haben, und schon dadurch dem kritischen Beobachter Betrachtungsstoff in hinlänglicher Fülle bieten. Der Roman „Jenny" behandelt unter Anderm die Stellung der Juden, mit Einschluß der Jüdinnen, innerhalb der modernen Gesellschaft und des „christlichen" Staats; er berührt mit Einem Worte die jüdische Emancipationsfrage, und zwar behandelt er sie vom weiblichen Standpunkt, vom Standpunkte einer Frau die, irren wir nicht, jenem merkwürdigen orientalischen Volksstamm selbst angehört. Dadurch wird der Gegenstand in eine nur um so interessantere Beleuchtung gesetzt. Diese Romane haben ferner, wie oben gesagt, eine geschlechtliche Bedeutung, indem sich in ihnen kundgibt, wie ein gebildetes, aber zugleich unverbildetes, im Ganzen modern, aber doch natürlich fühlendes Weib, das nicht zu den Ausnahmswesen ihres Geschlechts gehört, das Verhältniß des Staats zu den Religionen und der menschlichen Gesellschaft, und dieser zu jenen, die Beziehungen zwischen Mann und Weib, Familienleben, Ehe, Liebe, Sittlichkeit auffaßt, und dieser Auffassung Worte zu leihen weiß, Worte in denen sich abermals die weibliche Art spiegelt. Dies ist der geschlechtliche Werth, den wir diesen Romanen in entschiedener Weise nachrühmen müssen. Zwar erscheint auch bei unserer Verf. der Mann, wir können wol behaupten, wie in allen Romanen von weiblicher Hand, etwas schwächlich, weichlich, verschwommen, ohne eigentliche Thatkraft, im Raisonnement und in Gefühlen zerfließend. Das Weib schildert den Mann für den sie sich interessirt nur so wie sie sich ihn vorstellt und ihn haben will: sie kennt ihn ja auch nur wie er sich gegenüber dem weiblichen Geschlecht, und oft heuchlerisch genug, zu geben pflegt; sie kennt ihn wie er dem Weibe huldigt und schmeichelt, um es vielleicht zu betrügen und sein Spiel mit ihm zu treiben; sie kennt ihn noch höchstens, und oft in ungünstigen Augenblicken, als Familienvater, Ehemann, Schwager, Hausfreund; aber sie kennt ihn nicht auf der eigentlichen Stätte seines Wirkens, nicht wie er außer dem Hause mit Seinesgleichen verkehrt, nicht wie er sich im Geschäft abarbeitet und abmüht, nicht wie er den Verhältnissen oft die schwersten und ihn selbst aufreibenden Opfer bringt. Ja, man kann sagen, daß das Weib im Allgemeinen für diese Opfer gerade ebenso wenig Sinn hat, als der Mann im Allgemeinen Sinn hat für die Opfer welche das Weib etwa der Mutterschaft und der Kinderpflege bringt, Opfer die einen passiven Muth voraussetzen, wie er dem nach außen thätigen Mann nicht eigen ist, und zu dessen Würdigung ihm daher auch der rechte Maßstab fehlt. Dieser geringe Sinn des Weibes für die eigentliche Lebensaufgabe des Mannes außer dem Hause ist uns in allen von Frauen verfaßten Romanen aufgefallen; ihnen gemäß scheint es, als sei der Mann zu keinen größern Lebensverhältnissen, sondern nur zu der dürftigen Rolle berufen dem Weibe zu gefallen, dem Weibe zu schmeicheln, das Weib zu beglücken und sich von ihm beglücken zu lassen, oder, wie Dies namentlich bei George Sand vorwiegt, das Weib zu quälen, zu hintergehen, zu betrügen, zu Grunde zu richten. Diese engbegrenzte und einseitige Auffassung kann freilich zum Theil daher rühren, daß allerdings in unsern abschwächenden Friedenszeiten der Mann allmälig abgeblaßt, geistig verschrumpft und im kleinlichsten Egoismus erstarrt ist. Aber ebenso wenig haben wir auch wahrhaft große und edle Weiber, und wenn die Männer verderbt sind, so tragen die Weiber, die ja bekanntlich als Mütter, Ehefrauen, Schwestern, Geliebte, und leider auch Maitressen einen so großen

Einfluß auf die Männer üben, keinen geringen Theil der Schuld. Erwerbsucht, welcher jedes Mittel so ziemlich gleichgültig ist, kaufmännischer Geist, der selbst die Liebe für käuflich hält, Wohlleben, Genuß- und Zerstreuungssucht — Das sind keine Elemente um die Achtung beider Geschlechter füreinander zu kräftigen, Das sind vielmehr Elemente um beide Geschlechter auseinanderzuhalten und ihre beiderseitige Achtung zu schwächen. In Zeiten großer Gefahren, großer Kriege, großer Ereignisse und umgestaltender, Energie fodernder Entwickelungen lernt das Weib den Mann, der dann thätig handelnd auf die Bühne der Geschichte hinaustritt, achten und seine Abhängigkeit von ihm fühlen; es schmiegt sich an ihn, es wird ihm Gegenopfer bringen, und so sich ein Verhältniß herstellen innerhalb dessen die Liebe zur Pflicht, und die Pflicht zur Liebe wird. Wenn aber George Sand und ihre Gesinnungsgenossinnen die Männer so schwächlich, so kleinlich, so lügnerisch, so haltlos und in oft beleidigender Weise so erbärmlich darstellen, so können diese den emancipirten Frauen mit großer Ruhe antworten: Schmäht uns nur, ihr könnt ohne uns doch nicht leben, und um so weniger, als ihr selbst nicht besser, und vielleicht noch egoistischer und geistig verwachsener seid als wir. So passen wir ja ganz gut zueinander, was wollt ihr denn mehr?

Wenn indeß unter beiden Geschlechtern auch ein Mangel ist an wahrhaft großen und edeln Charakteren, so fehlt es doch wahrlich nicht an leidlich guten, gemüthlichen und sittlichen Individuen, welche beschränkte Wirkungskreise mit Ehren ausfüllen; es fehlt nicht an Frauen welche ihrer Liebe zum Manne, ihrer Zärtlichkeit für die Kinder und ihrem Hauswesen, noch an Männern welche ihrem Berufe, ihrer Stellung, ihrer Pflicht oder Dem was sie für ihre Pflicht halten, mannichfache und oft sehr schmerzliche Opfer zu bringen wissen. Das Schlimme ist nur, daß in den höhern Kreisen ein exclusives Sittengesetzbuch gilt, welches die Corruption befördert, und daß in den untern Schichten Noth und zunehmende Verarmung eine Auflösung aller sittlichen Grundsätze bewirken. Die gesundern Mittelschichten sind so von oben und unten her einer immer weiter um sich greifenden Verderbniß ausgesetzt. Es ist nun auffallend und wahrhaft zu bedauern, daß unsere Romanschriftsteller und Romanschriftstellerinnen sich im hohen Grade selten der Darstellung der gesundern, bessern, tüchtigern und bildungsfähigern Elemente im Volke zuwenden, sondern sich mit Vorliebe dazu hergeben, dem raffinirten Geschmack und den üppigen Auswüchsen einer höhern Gesellschaftsbildung zu schmeicheln, deren Sittlichkeit deshalb zweifelhaft erscheint, weil sie nicht auf das reine Naturgesetz, sondern auf die künstlichen und egoistischen Paragraphen eines Gesellschaftscodex gegründet ist, der nur in diesen Kreisen gilt und gelten kann. So wird die gefährliche Kluft zwischen der vornehmen Bildung und der Volksbildung stets weiter und weiter ausgedehnt, bis es zuletzt zwischen beiden keine Spur eines gemeinsamen Ursprungs mehr geben, und Sittenüberfeinerung auf der einen Seite, und Sittenroheit auf der andern sich drohend und zum Kampfe gerüstet einander gegenübertreten werden. Oben wächst der Uebermuth und die Verweichlichung, und unten der Groll und die Erbitterung. Das herandrohende Uebel — worüber sich nur jener Leichtsinn täuschen kann, der allerdings in der Weltgeschichte stets eine große Rolle gespielt hat, und deshalb als ein wesentlicher Factor der Weltgeschichte zu betrachten ist — wird noch dadurch vermehrt, daß die Mittelclassen von der einen Seite in steigender Zunahme sich der exclusiven Bildung anzuschließen streben, selbst auf die Gefahr hin, ihre solide Basis gegen eine vielleicht vergängliche glänzende äußere Stellung zu vertauschen, auf der andern dagegen immer mehr dem Proletariat und der geistigen und sittlichen Verkümmerung anheimfallen. So droht die menschliche Gesellschaft in zwei schroff voneinander gesonderte Massen zu zerfallen, und es gewährt keinen Trost, wenn zwischen beiden vielleicht ein schwankender Gesellschaftsgallert übrig bleibt, der heute noch vielleicht darauf Ansprüche hat sich in allen Salonherrlichkeiten zu zeigen, und morgen an die Thüre des Armenhauses klopft, oder im Criminalgefängniß für sein aristokratisches Gelüst büßen muß.

Aber warum diese scheinbar abseits liegende Betrachtung, da wir es doch nur mit einigen unschuldigen Romanen zu thun haben, die genau besehen sich nur innerhalb der beschränkten, fast idyllischen Familiensphäre bewegen, ausschließlich der Entwickelung psychologischer tief innerlicher Zustände gewidmet sind, und im geringsten nicht, wie etwa die Romane der Gräfin Hahn-Hahn, irgend einen hoffärtigen Kastengeist und ein verächtliches Herabblicken auf das Bürgerthum und die untern Classen durchschimmern lassen, vielmehr im Gegentheil nicht selten für die Rechte und Freiheiten welche in einer wohlgeordneten staatlichen Gesellschaft allen Menschen und Confessionen zustehen sollten, das Wort ergreifen? Wir haben hiermit einige der entweder negativen oder positiven Vorzüge dieser Romane bereits angedeutet, wollen uns dabei aber doch nicht verhehlen, daß auch in diesen Romanen ein wahrhaft volksbildnerisches und nationales Element nicht zu Tage kommt; sie erinnern in ihrer glatten Art zu sein nicht selten an jene Tugenden und Untugenden welche dem Salonroman als Ausdruck der eleganten Gesellschaft und Conversation eigen sind; sie ergreifen die Zustände nicht überall auf der That, sondern zum Theil sozusagen auf dem bloßen Raisonnement; sie bewegen sich mit Einem Worte in den Kreisen der höhern ästhetischen Bildung, in denen sie auch ohne Zweifel viele Freunde, und namentlich Freundinnen finden müssen. Die Verf. schreitet zwar nirgend aus den Kreisen der echten Weiblichkeit heraus, kann aber doch, und Dies mag gerade die Natur des Weibes sein, nicht alle jene Vorurtheile abstreifen welche in den ästhetischen Kreisen aus denen sie ihre Anschauungen schöpft die vorherrschenden sind. Die Verf. fühlt und raisonnirt im hohen Grade ethisch, aber sie combinirt nicht immer ethisch; sie scheitert leicht in jenen allerdings schwierigen Situationen, wo der Egoismus der Liebe höhern Pflich-

ten weichen muß, wo namentlich der Mann seine Selbstsucht höhern Rücksichten zu opfern hat, und wo der Sieg über sich selbst für die gebrachten Opfer den starkmüthigen Mann hundertfach entschädigt. Allerdings weiß ich recht wohl was die moderne Gesellschaft unter höhern Rücksichten versteht, nämlich die Rücksichten die das Individuum auf die Gesellschaft selbst zu nehmen, und denen es alles Uebrige unterzuordnen hat. Damit kann sich allenfalls die Aesthetik, aber nicht die Ethik einverstanden erklären, obschon die blos ästhetische Bildung nicht, wie jetzt so häufig geschieht, die ethische ausschließen sollte. Zwischen beiden ist kein Widerspruch, sondern im Gegentheil eher ein Zusammenhang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Periode der Naturpoesie. 1765—83. Düsseldorf, Böttcher. 1846. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hr. Viehoff hat, wie sein Vorwort ausweist, die Bedeutsamkeit, welche eine wahrhaft gelungene Erläuterung von Goethe's sämmtlichen lyrischen Dichtungen in mehrfacher Beziehung haben müßte, wohl erkannt; ebenso wenig hat er aber die Schwierigkeiten unbeachtet gelassen welche einer vollkommenen Lösung seiner Ausgabe entgegenstehen: theils dadurch, daß die nur einigermaßen vollständige Beschaffung der erfoderlichen literarischen Hülfsmittel den allergrößten Schwierigkeiten unterworfen ist; theils dadurch, daß von verschiedenen Standpunkten, dem pädagogischen, dem ästhetischen, dem literarhistorischen aus sehr verschiedene Ansprüche an eine derartige Arbeit gemacht werden können, ja müssen; theils endlich dadurch, daß die geistige Bewältigung und Durchdringung solcher geistigen Schätze, wie sie in Goethe's lyrischen Dichtungen niedergelegt sind, ein Werk ist dem man sich so leicht nicht gewachsen fühlen kann.

Daß ein Werk welches unter den eben kurz angedeuteten Bedingungen und Umständen erscheint schon jetzt sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren hat, ist sehr erklärlich. Hr. Düntzer in Bonn, ein Schriftsteller, der freilich mit Aburtheilen besser Bescheid weiß als mit Bessermachen, erklärt Hrn. Viehoff's Commentar für durchaus ungenügend, und weist allerdings einzelne Fehler in demselben nach, die so nicht hätten vorkommen sollen; andere, nicht gerade unberufene Stimmen spenden dem fraglichen Buche ein reichliches Lob. Zwischen so entgegengesetzten Stimmen das Wahre zu treffen, sodaß man weder dem Verfasser zu nahe tritt, noch der Sache irgend Etwas vergibt, ist keine leichte Aufgabe, und an dieser Stelle um so schwerer, da in diesen Blättern ein Eingehen auf die Einzelheiten eines solchen Commentars kaum am rechten Platz sein dürfte. Statt Dessen erlaube ich mir einige allgemeinere Betrachtungen vorauszuschicken, die vielleicht auf den rechten Standpunkt für die Beurtheilung des einzelnen Buches führen. Auch glaube ich manches Wort um so unbefangener aussprechen zu können, da ich selbst, wie Hr. Viehoff, Lehrer an einer höhern Bildungsanstalt, selbst, wie Hr. Viehoff, ein warmer Freund und, nach Kräften, Pfleger der sogenannten modernen Philologie bin.

Mit dem Aufschwunge der neuern, besonders der deutschen Literaturgeschichte und mit der größern Beachtung welche die neuere deutsche Poesie gegenwärtig auf den deutschen Lehranstalten findet, hat sich ungefähr gleichzeitig ein ganz neuer Literaturzweig ausgebildet, zu dessen Bezeichnung man den Namen der modernen Philologie gewählt hat. Wie die von Alters her gangbare classische Philologie mit der Sprache und den Schriftstellern des classischen Alterthums, so beschäftigt sich diese moderne Philologie mit der Sprache und den Schriftstellern der Gegenwart und der nähern Vergangenheit, mit der Kritik und Auslegung derselben im Ganzen und Großen nicht minder als im Einzelnen und Kleinen. Als einen der eifrigsten Vertreter dieser letztern hat sich Hr. Viehoff durch verschiedene Schriften, namentlich durch das von ihm herausgegebene „Archiv für den Unterricht im Deutschen" (2 Jahrgänge in 8 Heften, Düsseldorf 1843 fg.) und das jetzt an dessen Stelle getretene „Archiv für das Studium der neuern Sprachen" (Elberfeld 1846, bis jetzt 3 Hefte) ehrenvoll bethätigt. Daß diese moderne Philologie hier und da in einen etwas feindseligen Gegensatz zu der altclassischen getreten ist, erklärt sich sehr leicht, sollte aber nicht geschehen und von beiden Seiten vermieden werden. Denn beide Zweige einer und derselben Wissenschaft sollen vielmehr voneinander lernen. Die jüngere Schwester hat unleugbar ihre Methode von der ältern entlehnt, ja ihre ganze Existenz jener zu verdanken, insofern auch die classische Philologie je länger desto mehr erkannt hat, daß sie nur den kleinsten Theil ihrer Aufgabe löst, wenn sie bei der, allerdings auch unentbehrlichen, Betrachtung des Einzelnen, bei Wortkritik und Worterklärung stehen bleibt. Um so mehr aber hat sich die moderne Philologie zu hüten, daß sie nicht selbst in den Fehler verfalle dessen sie die ältere Schwester gar gern anklagt, daß sie sich nicht in Wortklaubereien, Spitzfindigkeiten und Kleinlichkeiten verliere. Namentlich hat sie sich hiervor in ihrer Anwendung auf den Jugendunterricht zu hüten: wie viele ungerechte Angriffe muß nicht der philologische Unterricht noch jetzt erfahren, welche nur gegen die verkehrte und geschmacklose Einrichtung desselben gerichtet sein sollten; denn warum sollte man es nicht offen aussprechen, daß auf vielen Gymnasien dadurch gesündigt worden ist und hier und da noch gesündigt wird, daß man eine ausschließlich und fachmäßig philologische Bildung als letzten Zweck hinstellte, daß man that, als sollten lauter Philologen von Fach gezogen werden, während der Segen des philologischen Unterrichts eben der sein soll, daß er das trefflichste Mittel zu aller wahrhaft großen und edlen Geistesbildung darbietet, und als solches seine Stellung auf den deutschen Gymnasien hoffentlich nie verlieren wird. Daß dabei manche mühevolle und scheinbar kleinliche Uebung nicht erlassen werden kann, liegt eben darin, daß fremde Sprachen den Stoff für diesen Unterricht abgeben. Dieser mühevollen Vorbereitungen ist die moderne, die deutsche Philologie überhoben, sie braucht nicht positive Sprachregeln und grammatische Kenntnisse zu überliefern, sondern kann je nach der Bildungsstufe der Schüler unmittelbar dazu schreiten, auf deren geistige Gesammtbildung belebend, befruchtend und veredelnd einzuwirken. Um so mehr aber ist es Pflicht für sie, auch nicht eine Spur aller der Pedanterie an sich aufkommen zu lassen, in die zu verfallen der altclassische Philologe allerdings Gefahr läuft, wenn ihn nicht die Frische und Höhe der eigenen geistigen Bildung vor aller Befangenheit und Kleinlichkeit bewahrt.

Dies ist also die eine Seite von welcher der modernen Philologie Gefahr droht; andererseits aber begegnet es ihr, weil sie eben keiner strengen Vorübung durch Erlernung positiver Sprachregeln u. dgl. bedarf, sehr leicht, daß sie in seichtes, nichtssagendes Geschwätz ausartet, daß sie sich in philosophisch und ästhetisch klingen sollende Modeflaskeln einhüllt und dann ihren Jüngern nicht nur keine wahre Förderung bietet, sondern sie zu innerer Leerheit, zum Spiel mit bloßen Worten, zur Unwahrheit verleitet. Hier also hat die moderne Philologie eine vorsichtige Mittelstraße einzuhalten: sie muß sich die Nüchternheit, Klarheit, Gründlichkeit und Wahrheit zu eigen machen, welche der classische Philologe seinen ernsten und strengen Sprachstudien meist verdankt; sie muß sich aber auch die Freiheit, Beweglichkeit, den höhern Schwung des Geistes bewahren, welche

der classische Philologe bei der ihm unentbehrlichen Betrachtung des Einzelnen und Kleinen leicht einbüßen kann.

Es könnte vielleicht scheinen, als ob ich bei der eben gegebenen Auseinandersetzung den pädagogischen Gesichtspunkt zu einseitig festgehalten hätte, und ich gebe allerdings gern zu, daß mir derselbe vorzugsweise nahe liegt; aber diese Auffassungsweise gestattet auch eine Anwendung auf weitere Kreise: jeder Schriftsteller, wenn er sich nicht damit begnügt seinen Lesern Zeit und Langweile zu vertreiben, steht dem Publicum als Lehrer gegenüber, und ganz gewiß sollen Dies Werke wie dasjenige von welchem ich hier ausgegangen bin, thun. Auf sie wird also auch Das keine Anwendung finden was ich oben über die Stellung und Aufgabe der modernen Philologie im Allgemeinen gesagt habe. Auf diese meine Auseinandersetzung werde ich daher auch im Folgenden eine kurze, in das Einzelne nicht eingehende Beurtheilung von Hrn. Viehoff's Commentar zu Goethe's lyrischen Gedichten begründen.

Und da ist es denn zunächst unbedingt und mit vollem Lobe anzuerkennen, daß Hr. Viehoff die Klarheit und Gründlichkeit einer im besten Sinne philologischen Auslegung seinem Werke zu geben gewußt hat. Nirgend finden sich in demselben die hochtrabenden Nichtigkeiten, das alberne Salongeschwätz, welche so viele derartige Schriften entstellen; er ist mit Ernst und Eifer bemüht gewesen sich ein klares Bild von Goethe's innerm und äußerm Leben vor die Seele zu stellen, und von diesem aus erklärt er jedes einzelne Gedicht so, daß er ihm seine Stellung in des Dichters Entwickelungsgange anzuweisen sucht, woran sich dann mehr oder weniger ausführliche Erläuterungen des Inhalts und seiner Einzelheiten anschließen. Man wird an manchen Stellen gegen die Richtigkeit seiner Auslegungen bedeutende Zweifel erheben können, immer aber mit der Art und Weise wie dieselben gegeben sind im Ganzen einverstanden sein können.

Beiweitem nicht so günstig kann man über Hrn. Viehoff's Gründlichkeit urtheilen, insofern diese sich in der Vollständigkeit und unbedingten Zuverlässigkeit der literarhistorischen Angaben und Untersuchungen zu bethätigen hat. Ich verkenne die außerordentlichen Schwierigkeiten nicht welche der Verfasser hier zu überwinden hatte; doch würden sich diese gewiß mehr als geschehen ist haben überwinden lassen, wenn sich Hr. Viehoff etwas mehr Zeit zu Vollendung seiner Arbeit gegönnt hätte, wie auch seine sonstigen zahlreichen Arbeiten zwar stets fleißig, aber von einiger Eilfertigkeit fast nie frei sind. Doppelt zu beklagen ist Dies bei einem Buche wie das vorliegende, welches nicht alle Tage durch ein vollständigeres ersetzt werden kann. Es hat aber Hr. Viehoff die ersten Drucke von Goethe's Gedichten nicht vollständig zur Hand gehabt: Jacobi's „Iris", Wieland's „Mercur", die göttinger Musenalmanache hat er, wie er von dem zweitgenannten selbst gelegentlich erwähnt, nicht überall wo es nöthig war verglichen; eine der Hauptquellen, die Briefe an und von Merk, hat er erst nachträglich eingesehen und sich deshalb mehrmals selbst aus ihnen berichtigen müssen. Vollständig ist die Variantensammlung nicht, von den chronologischen Bestimmungen bleibt Manches wenigstens unsicher, und hier und da kommen einzelne entschieden unrichtige Angaben und Erklärungen vor. Die erwähnten Mängel sind freilich nicht so zahlreich oder so bedeutend, daß sie den Werth des ganzen Buches wesentlich beeinträchtigten oder herabsetzten; verdrießlich bleibt es aber doch, wenn ein so erwünschtes literarisches Hülfsmittel hinter Anfoderungen die man ohne Unbilligkeit machen kann in manchen Punkten zurückbleibt.

Betrachten wir Hrn. Viehoff's Arbeit nun noch von dem oben zuerst bezeichneten Gesichtspunkte aus, so bin ich doch der Meinung, daß sich derselbe nicht hinreichend und ganz frei erhalten hat von aller schulmeisterlichen Pedanterie; dadurch, daß jedes, auch das kleinste Gedicht seine besondere Besprechung erfährt, werden sehr häufige Wiederholungen veranlaßt, der ab- und unterbrechenden Abschnitte werden gar zu viele, kurz, es treten mancherlei Uebelstände ein, welche die geistige Frische wesentlich mindern die aus einer derartigen Arbeit nothwendig hervorleuchten muß; denn sonst verhält sich eine solche Erläuterungsschrift zu den erläuterten Gedichten gar zu leicht wie ein sauber gepreßtes und geordnetes Herbarium zur lebendigen, duftigen Waldwiese, sie belehrt, aber sie begeistert nicht; und doch thut unserer Zeit und unserer Jugend das Feuer der Begeisterung gar sehr noth. Und der Mangel an solcher Anregung liegt im vorliegenden Falle nicht in der Vertheilung des Stoffs allein, sondern theilweise auch in der Verarbeitung desselben. Ich halte gewiß Nichts von jener Manier, welche der in Rede stehenden Anfoderung durch einige Ausrufe: herrlich! großartig! entzückend! u. dgl. genügen zu können glaubt, aber durch die bloße Verstandesbildung wird das Gefühl doch auch nicht erregt und ausgebildet, wie ich es von der Beschäftigung mit der Poesie verlange; es muß also über einer solchen Schrift selbst eine Art poetischen Hauchs liegen, und dieser ist es eben den ich bei Hrn. Viehoff vermisse. Namentlich tritt Dies da hervor, wo ein Gedicht mit ausführlicher, alle Einzelheiten möglichst erschöpfender Ausführlichkeit behandelt ist. Dies ist bei der „Harzreise im Winter", dem „Sänger", dem „Wanderer" und einigen andern in bestimmter pädagogischer Absicht geschehen, und gewiß bieten diese Abschnitte dem Lehrer höchst schätzbares Material, aber unmittelbar dem Schüler in die Hand gegeben werden sie diesen schwerlich die ganze Tiefe und Herrlichkeit der genannten Gedichte nachempfinden lassen.

Ich habe in Vorstehendem Das was an Hrn. Viehoff's Arbeit nach meiner Ueberzeugung mangelhaft ist, mit Bestimmtheit hervorgehoben; daneben bleiben aber seinem Buche mancherlei Vorzüge, welche es zu jeder eingehenden Beschäftigung mit Goethe's lyrischen Gedichten in Zukunft unentbehrlich machen werden. Sollten die zwei folgenden Bände, welche das Werk noch füllen wird, einerseits vollständiger in Zusammenstellung des literarhistorischen Materials werden, andererseits größere Frische und mehr Leben der Darstellung sich aneignen, so würden sie gewiß ein schönes Beispiel von Dem geben was die moderne Philologie leisten kann und soll. Doch kann ich die Besorgniß nicht ganz unterdrücken, daß dieser Wunsch an Hrn. Viehoff's umfangreicher Thätigkeit scheitern dürfte. Noch ehe das eben besprochene Werk seiner Vollendung sich nähert, ist von derselben Hand ein „Leben Goethe's" angekündigt; ich muß offen bekennen, daß ich nicht begreife, wie ein doch auch sonst nicht geschäftloser Mann, selbst wenn wir lange Vorarbeiten mit Recht voraussetzen können, neben andern literarischen Arbeiten gleichzeitig eine Aufgabe lösen will welche ich für die großartigste, aber auch für die schwierigste halte an die man sich gegenwärtig wagen kann.

W. A. Passow.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 291. —— 18. October 1847.

Zur Literatur der Frauenromane.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Was wir aber als dem rein Ethischen widerstrebend an diesen Romanen getadelt haben, liegt nur in den Situationen, wogegen die oft trefflichen Raisonnements, in denen sich naturgemäß das Innere der Verf. am meisten entfaltet, in dieser Hinsicht auch nicht dem leisesten Tadel unterliegen. Es ist daher anzunehmen, daß die Verf. manche vom ethischen Standpunkte bedenkliche Situationen aus dem Grunde nicht verschmäht hat, weil sie dadurch das romanhafte Interesse zu fördern glaubt. Unsere Romanliteratur ist überhaupt, mit wenigen Ausnahmen, nur eine glänzende Lüge, wie die höhere aristokratische Gesellschaft selbst. Romane welche sich im Gleise ungeschminkt natürlicher Leidenschaft, und überhaupt an der Hand der Natur entwickeln, wie Goethe's in dieser Hinsicht noch unübertroffener „Werther", gehören zu den seltenen Ausnahmen. Es gibt gewisse Situationen im Roman wie im Drama welche nur als Draperie und flitterhafter Aufputz dienen, und wie gewisse Krankheiten von Geschlecht zu Geschlecht, so von Roman zu Roman, von Drama zu Drama forterben. So gewöhnt man sich an sie, und fühlt zuletzt kaum noch heraus, daß sie entweder ein Verstoß gegen die Natur, oder gegen die ethischen Grundlagen sind.

Die Verf. ist aber dem eben ausgesprochenen Tadel in ihren ersten Romanen, namentlich in der „Clementine", weniger unterworfen als in ihrem letzten „Eine Lebensfrage", obschon dieser als Folge der Uebung größere Herrschaft über Stoff und Form bekundet, sich in reichern und mannichfaltigern Situationen entwickelt, und daher mehr den Foderungen entspricht die man an den Roman, als Dichtung betrachtet, zu stellen gewohnt ist. Der früheste Roman „Clementine" ist mehr ein Seelenbild als ein Roman, hier und da noch unbehülflich in Form und Sprache, aber durch und durch voll schönen und zarten weiblichen Gefühls. Der Inhalt ist so einfach als er nur sein kann. Clementine, geistreich, tieffühlend, leidenschaftlich, willigt durch Umstände dazu veranlaßt in eine Ehe mit dem Geheimrath Meining, einem ältern höchst ehrenhaften Mann, der als einer der berühmtesten Aerzte Deutschlands in Heidelberg lebt, und zugleich an der Universität medicinische Vorlesungen hält. Nun wird erzählt, wie Meining durch seine vielfache und zersplitternde Thätigkeit abgehalten wird seiner jungen Frau einige Stunden des Tages zu anregendem Gespräch zu widmen, wie sie mitten in dieser reichen schönen Natur ein Gefühl der Leere und Einsamkeit empfindet, wie in dieser müßigen Träumerei das Bild ihres frühern Geliebten, Thalberg, dem sie mit inniger Leidenschaft anhängt, der jedoch seit Jahren Wenig oder Nichts mehr von sich hören ließ, in ihr wieder lebendig wird. Meining erhält einen Ruf nach Berlin, der Vaterstadt Clementinens, er nimmt ihn um so lieber an, weil er bemerkt, daß Clementine sich in Heidelberg einsam fühlt, weil er hofft, daß ihr Berlin Gelegenheit bieten werde ihren Geist lebhafter zu beschäftigen. Wir werden nun, kaum wissen wir eigentlich warum, aus dem reizenden Heidelberg, wo man denn doch auch Romane abspinnen kann, und stets den Hintergrund einer zu dichterischen Schilderungen geeigneten Natur hat, nach Berlin und in wenig poetische Conversationen und Salonunterhaltungen versetzt. Hier trifft Clementine mit Thalberg zufällig zusammen, in den Herzen Beider geht die alte Liebe wieder auf. In Clementine entspinnt sich ein furchtbarer Seelenkampf; aber sie wird durch einen energischen Entschluß Herr ihrer Leidenschaft, sie schließt sich Meining wieder inniger an, und findet Ersatz für ihren Verlust in der Achtung für die ehrenhaften Eigenschaften ihres Gatten, und in dem Gefühl stolzer Freude das ihr das Bewußtsein gewährt ein solches Opfer gebracht zu haben. Eine innere wohlthuende Harmonie, tiefe Kenntniß weiblicher Herzenszustände und sittlicher Halt zeichnen diesen Roman bei aller vielleicht zu schlichten Einfachheit aus.

Der zweite Roman „Jenny" ist bereits verwickelter, aber an Ideen, an geistigem Inhalt reicher, und der Form und Sprache nach ausgebildeter. Eine Fülle von Gruppen handelnder Personen und mannichfaltiger Charaktere verschlingen sich hier, auch sind diese Charaktere im Ganzen gut und treffend gezeichnet. Jenny, reicher Juden Kind und ein selten begabtes, geniales Mädchen, liebt einen Candidaten der Theologie, Reinhard, ihren Lehrer, einen jungen Mann von der sittlichsten Bildung, vom reinsten Herzen, der aber in Glaubenssachen auf einem streng christlichen, selbst orthodoxen Standpunkt steht. Um dieses Verhältniß zwischen Jenny und Reinhard gruppiren sich die Personen und die Handlung des Romans, die Seelenkämpfe der Liebenden, namentlich der

Jüdin. Mit Einwilligung ihres trefflichen, mit ganzer Liebe an seiner Tochter hängenden Vaters läßt sich Jenny, Reinhard zu Liebe, taufen und in die christliche Gemeinschaft aufnehmen. Sie nimmt bei einem Pastor christlichen Unterricht, kann aber weder den Standpunkt ihres jetzigen Lehrers mit dem Reinhard's noch die Glaubenssätze der christlichen Religion mit ihrer Vernunftreligion zusammenreimen. Reinhard erhält ein Pfarramt, der Tag der Ordination steht bevor; Jenny wird von furchtbarer Angst ergriffen; sie zittert vor dem Gedanken Reinhard hintergehen zu müssen, wenn sie ihn glücklich machen will, wie vor dem Gedanken durch fortdauernde Heuchelei an seiner Seite für immer unglücklich zu sein. In einem Briefe versichert sie ihn von neuem auf das leidenschaftlichste ihrer unendlichen, unerschütterten Liebe, gesteht ihm aber auch, daß sie nicht länger lügen, daß sie an Christus nicht glauben könne wie der Bekenner des Christenthums, wie Reinhard an ihn glaube. Dieser Brief entscheidet den Bruch zwischen Beiden; Reinhard vermuthet, daß dieser Brief nur Vorwände enthalte, daß sie einem Andern zugethan sei, die Misverständnisse häufen sich, und Jenny und Reinhard sehen sich nie wieder. Diese Seelenkämpfe sind vortrefflich geschildert, aber mit dieser Katastrophe ist der Roman eigentlich auch zu Ende.

Bis hierher war der Roman rein psychologisch, von hier an mischen sich allerlei Romanelemente ein, die als zum Theil nur äußerlicher Apparat mit dem ideellen Inhalt der zwei ersten Drittheile dieses Romans wenig harmoniren. Jenny tröstet sich nach einiger Zeit über den Verlust ihres frühern Verlobten, und knüpft ein neues Liebesverhältniß an. Dies geschieht alle Tage, und man kann so eigentlich Nichts dagegen haben, obschon wir uns einen Charakter wie den der Jenny doch ein wenig dauerhafter vorgestellt hätten. Von Reinhard, dem armen Pastor, ist nicht weiter die Rede; mag er auf seiner Pfarre immerhin geistig untergehen! Jenny bedarf seiner nicht mehr, denn Jenny liebt einen Grafen, den Grafen Walter, der über religiöse und Standesvorurtheile hinaus ist, was wir nur billigen können. Aber warum gerade ein Graf? Wimmelt es in unsern Romanen nicht schon hinlänglich von Baronen und Grafen, Baronessen und Comtessen? Muß auch noch unsere bürgerliche Verf. diese vornehme Romanclique vermehren? Oder soll damit gesagt sein: daß der arme Candidat mit seinem beschränkten Orthodoxismus doch eigentlich keine rechte Partie für Jenny gewesen, daß es eines Grafen bedurfte, um sie in unserer Achtung noch mehr zu heben, und uns in unserer guten Meinung von ihren vorzüglichen Eigenschaften zu bestärken? Wäre es nicht menschlich und vielleicht auch poetisch schöner gewesen, wenn Jenny wirklich Reinhard's Frau geworden, wenn sie durch ihren reichen, kräftigen Geist ihren Gatten von seinen starren unduldsamen Glaubensansichten geheilt und zu den Glaubenssätzen einer allgemein menschlichen Religion bekehrt hätte? Ist nicht auch einer Frau Pastorin Gelegenheit geboten, in ihrem freilich stillen und anspruchslosen Kreise Großes zu schaffen und Herrliches zu wirken, wenn sie die Sätze der Menschen- und Nächstenliebe, die ihr Gatte sonntäglich predigt, an den Armen, den Kranken, den Hülfsbedürftigen, den Rathlosen und Rathsuchenden bethätigt? Was hat eine Gräfin vor einer Frau Pastorin voraus als höchstens die Repräsentation, die glänzende Stellung in der Gesellschaft? Ich muß für diese philisterhaften und zum Theil plebejischen Ansichten um Entschuldigung bitten; aber ich weiß nicht ob nicht etwas Entwürdigendes darin liegt, daß unsere bürgerlichen Schriftsteller und Schriftstellerinnen ihren Helden und Heldinnen keinen bessern Dienst zu leisten wissen als wenn sie dieselben in vornehme Gesellschaft bringen, und als Parvenus in adelige Kreise einschmuggeln. Allerdings hat die Verf. hierbei noch eine Tendenz, sie will uns an einem Beispiele zeigen, wie mächtig das Standesvorurtheil wirkt, wie tragisch es in die Geschicke Derer eingreift welche sich über solche Vorurtheile hinwegzusetzen wissen. Graf Walter erfährt mit Bezug auf seine Judenbraut von einem Baron Werner eine ehrenkränkende Beleidigung, er fodert Genugthuung, es findet ein Pistolenduell statt, Graf Walter fällt, Jenny stirbt mit und neben ihm an gebrochenem Herzen. Diese Katastrophe, so tragisch sie an sich ist, wird die meisten Leser kalt lassen, entweder weil sie schon längst verbraucht und in hundert und aber hundert Romanen zu finden ist, oder weil sich die Darstellung gegen das Ende hin überstürzt, oder weil diese ganze Partie an Fülle der Gedanken und Kraft in der Darstellung psychischer Zustände hinter der erstern größern Hälfte des Buchs offenbar zurückbleibt.

Uebrigens ist das Buch reich an feinen Gedanken und treffenden psychologischen Beobachtungen; die Männer sind im Ganzen wahrer und einfacher geschildert als in den beiden andern Romanen derselben Verf., es sind zum Theil jüdische Männer, deren Eigenschaften die Verf. genauer zu kennen scheint. Dabei wird uns mancher interessante Blick in das jüdische Familienleben gegönnt, welches bekanntlich auf eine einfache, mehr patriarchalische und herzliche Basis gestellt ist als das christliche, und minder unruhig und zerrissen erscheint; doch ist die Verf. auch unparteilich genug einige jener zwar gutmüthigen, aber lächerlichen, und halb abgeschmackten Figuren aufzustellen, wie sie eben nur das Judenthum in Verbindung mit der coquetten modernen Civilisation erzeugen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Das Leben Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Erzählt von Philipp Hoffmeister. Mit einem Stahlstich. Kassel, Luckhardt. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ausgezeichnete und verdiente Männer der Vorzeit in dem Andenken der Nachwelt entweder zu erneuern oder zu befestigen ist, wenn es in rechter Art und Weise geschieht, ein so lobenswerthes und segensreiches Unternehmen, daß an die Wissenschaft nicht minder als an die Kunst eines Volkes die Foderung gestellt werden muß, ihre reichen und eigenthümlichen Mittel zu einer wie nur immer möglichen Verwirklichung eines solchen Unternehmens zu verwenden. Wir Deutschen haben nur zu

lange, man darf sagen, mit der Anerkennung dieser Verpflichtung gegen uns selbst gezögert, theils wegen Mangelhaftigkeit unserer formalen Mittel dazu, theils aus unverzeihlicher Geringschätzung oder Unkenntniß unserer eigenen Vergangenheit, theils endlich vermöge diplomatischer Bedenklichkeiten, die manches Archiv, manchen Mund bis auf die jüngste Zeit verschlossen hielten. Es ist bereits besser geworden. Wir haben schon recht gute Anfänge sowol einer Memoirenliteratur als einer Biographik. Varnhagen von Ense's Verdienste sind in dieser letztern Beziehung höchst dankenswerth, so wenig man auch rücksichtlich gewisser Grundsätze und Richtungen mit ihm einverstanden sein mag. Es gibt nun natürlich gewisse Zeitalter und Nationalbegebenheiten, aus deren Mitte die Biographik vorzugsweise oder wenigstens am liebsten ihre Aufgaben entlehnt. Dahin gehört mit Recht die Reformationsperiode. Mag aber immerhin der Zweck einer Biographie ein populairer sein, die geschichtliche Treue und Wahrheit müssen in ihren Rechten ungekränkt bleiben, weil sie allein einen sichern und wohlthätigen Erfolg herbeiführen. Mit Einem Worte: die Biographie muß den Schein eines Panegyrikus möglichst von sich entfernt zu halten suchen.

Daß nun Hr. Hoffmeister das Leben Philipp's des Großmüthigen zum Gegenstand einer populairen Darstellung gewählt hat, darf nicht nur nicht für einen Misgriff erachtet, sondern vielmehr als eine recht glückliche Wahl bezeichnet werden. Denn in eben dem Grade als die Wirksamkeit und der Einfluß dieses Fürsten über die Grenzen seines Landes weit hinausgriff, stand er an Thatkraft und Einsicht in die Verhältnisse seiner Zeit den meisten der damaligen Staatshäupter voran. Und wir haben es schon bei einer andern Gelegenheit in d. Bl. ausgesprochen, daß Karl V., eben weil er den Charakter des Landgrafen richtig würdigte, in ihm den gefährlichsten Gegner erkannt und aus diesem Grunde dahin getrachtet habe denselben um jeden Preis unschädlich zu machen. Der Verf. durfte aber auch deshalb zu einer Biographie Philipp's sich veranlaßt sehen, weil ihm die neuen und neuesten Forschungen und Darstellungen v. Rommel's, sowie die „Correspondenz Karl's V." von Lanz Materialien und Ansichten an die Hand gaben die frühern Geschichtschreibern noch nicht zu Gebote standen und auch nicht zu Gebote stehen konnten. Und ist es überhaupt die unbestreitbare Aufgabe der Wissenschaft ihre Ergebnisse der gebildeten Welt so viel nur immer möglich zugute kommen zu lassen, so hat der Verf. im Interesse der Wissenschaft und der gebildeten Welt zugleich gehandelt, daß er das gelehrte Material jener Werke zu einem Buche populairen Stils verarbeitete. Und wir können ihm unbedenklich das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe mit Geschicklichkeit gelöst habe. Das Ganze ist zum Zwecke einer guten Uebersichtlichkeit, die populairen Büchern niemals fehlen darf, in Abschnitte getheilt, die durch die besondern Lebens- und Regentenverhältnisse des Landgrafen bedingt sind. Die Sprache ist ganz einfach, klar und hier und da nicht ohne eine gewisse Wärme für diesen Fürsten. Doch vermißt man ungern am Ende des Buches ein Gesammturtheil über Philipp's Charakter, Leben und Wirken, namentlich auch als Regent, besonders deshalb, weil er im ganzen Verlaufe der Erzählung fast nur in seiner Stellung zu den äußern politischen Verhältnissen und in seiner Theilnahme an den kirchlich-politischen Ereignissen erscheint. Auf diesem Standpunkte ragt freilich Philipp am meisten hervor, und es mag allerdings für einen hessischen Biographen einen überwiegenden Reiz haben ihn auf dieser Höhe der Nachwelt zu zeigen; indeß läßt sich durch ein solches Verfahren eine gewisse Einseitigkeit nicht ableugnen und die Biographie kann nicht als erschöpfend bezeichnet werden. Uebrigens vermögen wir auch dem Urtheile des Verf. weder im Allgemeinen unbedingt noch im besondern Theile überhaupt beizustimmen, wenn er sich dahin ausspricht (S. 32 fg.):

„Wenn Luther Recht hatte zu behaupten, der Religion als solcher könne und wolle durch keines Fürsten Macht oder Ansehen geholfen werden, so hatte Philipp nicht minder Recht, daß er einsah, die Einführung und Sicherung des bessern Glaubens könne nur unter dem Schutze mächtiger und begeisterter Fürsten geschehen. Sie sind in Gottes Hand die Werkzeuge gewesen und werden es bleiben bis in alle Ewigkeit, nicht daß die Religion aufgefunden und erhalten werde, sondern daß die ans Licht gezogene nun erstarke und gedeihe und segensreiche Früchte trage. Auch Sickingen nannte sich ein Freund der Reformation, allein wie ganz verschieden war sein Bestreben von dem des Landgrafen: er mischte selbstsüchtige, ehrgeizige Absichten darunter. Der Eifer des Landgrafen dagegen, dessen Standpunkt überhaupt ein ganz anderer war, ist rein von jeglichem irdischen Beigeschmack, und fließt allein aus voller Ueberzeugung die er durch das Lesen der Heiligen Schrift und der Schriften der Reformatoren gewonnen. Vortheil konnte ihm der Beitritt zur evangelischen Lehre nicht gewähren; denn die meisten Fürsten der damaligen Zeit waren gerade in dem Wahne befangen als sei die katholische Kirche die sicherste Stütze ihres Throns. Aber Das sah er ein, daß das Volk glücklicher werde, wenn es das Joch des Pfaffenthums abschüttle und durch echte Aufklärung vom Aberglauben und der Unwissenheit frei sich mache; daß Zufriedenheit und williger Gehorsam an die Stelle treten werde, wo sonst nur Furcht und Knechtschaft gewohnt hatten, und er wollte lieber über glückliche Bürger regieren als über Sklaven herrschen."

Was den Anfang dieser Stelle betrifft, so zweifeln wir allerdings nicht, daß Philipp die Stellung der weltlichen Fürsten der Reformation gegenüber überhaupt und die seinige insbesondere richtig erkannt und gewürdigt habe. Und wie vortheilhaft er die letztere fand, geht daraus hervor, daß er selbst das rechte Maß zu überschreiten befürchtete, und die Gefahr „von dem Fleische übermannt und von der rechten Bahn abgeführt zu werden" für naheliegend ansah. Seine politische Lage als Landesfürst war um Nichts besser als die der übrigen weltlichen Fürsten Deutschlands. Der Staat war arm, die Kirche reich; die finanziellen Zuflüsse des Staats und der fürstlichen Kammer ergossen sich dürftig, unregelmäßig und stießen auf zahlreiche Hindernisse; Ueberschuldungen waren gewöhnlich. Die Kirche dagegen sah sich im Besitze reicher Einnahmequellen, die entweder sehr regelmäßig flossen oder durch kirchliche Autoritätsmittel bald fließend gemacht wurden, wenn ihre Strömung stockte; oder sie machte im schwierigen Falle von ihrer Erfindungsgabe Gebrauch, die Gelder der Laien flott zu machen durch neue Artikel bald des Aberglaubens bald des Terrorismus. Kein Wunder, wenn die weltlichen Fürsten mit geheimem Ingrimm auf die finanzielle Ueberlegenheit der Kirche sahen, und mit Bereitwilligkeit die sich darbietende Gelegenheit ergriffen diese Ueberlegenheit zu schmälern und die Vortheile dieser Schmälerung sich zuzuwenden. Wer wollte dem Landgrafen Philipp einen Vorwurf daraus machen, wenn sein Scharfsinn diesen Vortheil richtig erkannte, und es für rathsam hielt denselben in seinem und des Staates Interesse auszubeuten? Gewiß hat er diesen naheliegenden Vortheil nicht ohne Berücksichtigung gelassen. Wenn aber der Verf. in der letzten Hälfte der obigen Stelle die Fürsten jener Zeit die katholische Kirche als die Stützen des Throns betrachten läßt, so müssen wir Dem unbedingt widersprechen aus Gründen deren Erörterung hier zu weit führen würde. Wir bemerken deshalb nur mit wenigen Worten Folgendes: Jener Grundsatz hat sich erst seit der Zeit geltend gemacht und auch nur erst geltend machen können, als der Protestantismus seinen Zersetzungsproceß des hierarchischen Systems auf das staatliche Gebiet übertrug, und überhaupt diejenige Richtung einschlug die ihn zum Befreier des menschlichen Geistes auf dem ganzen Denkgebiete machte.

Misbilligen müssen wir es, daß der Verf. die Doppelehe des Landgrafen mit wenigen Worten abfertigt. Die Gründe unserer Misbilligung liegen sehr nahe. Erstlich: die ganze Sache ist so charakteristisch für die Denk- und Handlungsweise dieses Fürsten, und bildet einen so eigenthümlichen Abschnitt in dem Leben desselben, auch als Individuum, daß sie in der That

ganz eigentlich einer Biographie anheimfällt. Zweitens: der Landgraf setzte mit seinem Heirathsplane die Reformatoren und ihr ganzes Princip in eine so unerwartete Verlegenheit, während er selbst der öffentlichen Meinung gegenüber eine so kecke Stellung einnahm, daß es seinem Biographen nicht erlassen werden kann das ganze Verhältniß ausführlicher zu besprechen und in das wahre Licht zu stellen. Drittens: der Heirathsplan war entweder ein der Misbilligung werther Einfall oder er war es nicht. Greift das Erstere Platz, so setzt sich der Biograph nothwendig dem Verdachte aus parteiisch zu sein und an die Stelle einer wahrheitgemäßen Biographie einen Panegyrikus in die geschichtliche Literatur einschmuggeln zu wollen. Tritt der zweite Fall ein: warum Etwas nur ganz oberflächlich berühren, was nicht zur Unehre gereicht, aber gleichwol im Allgemeinen und im Besondern merkwürdig zu nennen ist? Uebrigens hat der Verf. in v. Rommel, Rehm und Ranke Gewährsmänner, deren Schriften ihm ebenso wol Material darboten als sie ihm Sicherheit des Urtheils möglich machten. Wir mögen also sein Verfahren betrachten von welcher Seite wir wollen, wir können es nicht entschuldigen, vielmehr sehen wir uns zu dem Wunsche veranlaßt, daß, wenn eine zweite Auflage der Biographie erscheinen sollte, die bemerkte Lücke ausgefüllt werden möge.

Während wir dem Verf. nicht beistimmen können, daß er die berüchtigte Angelegenheit des sächsischen Kanzlers v. Pack noch so dunkel findet, indem nach den Untersuchungen Ranke's beinahe mit Sicherheit anzunehmen ist, daß Pack vermöge seiner frühern schlechten und ehrlosen Streiche auch in der zur historischen Merkwürdigkeit gewordenen Sache ein Betrüger war, finden wir das Urtheil über den Schmalkaldischen Krieg ebenso wahr als bündig ausgedrückt: „Karl V. sah in diesem Kriege einen Act der Autorität, der Papst aber einen Kreuzzug gegen die Ketzer, und die Evangelischen erkannten in demselben einen Vertheidigungskampf für Religion und deutsche Freiheit." Ebenso lobenswerth finden wir es, daß dem unglückseligen Verhältnisse der beiden schmalkaldischen Bundeshäuser zueinander eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Der Verf. hat es recht anschaulich nachgewiesen, wie anders der Ausgang des Kampfes gewesen sein würde, wenn die höchste Leitung der Dinge in den Händen des thatkräftigen Philipp allein gelegen hätte, und der eifersüchtige, bedenkliche und theologischen Zweifeln stets mehr zugängliche als zu rascher Entscheidung aufgelegte Friedrich von Sachsen nicht immer hindernd in den Weg getreten wäre. Indeß darf wol nicht in Abrede gestellt werden, daß Philipp um seiner frühern Kriegsunternehmungen willen, denen das Glück seine Gunst nicht versagt hatte, ein etwas größeres Selbstvertrauen besaß als sich den ergrauten italienischen und spanischen Kriegern gegenüber vollkommen rechtfertigen ließ, die noch dazu von Karl V. selbst und von dem Herzoge von Alba angeführt wurden. Daß der Verf. der Gefangennehmung Philipp's, der dabei begangenen Wortbrüchigkeit und seines Verhaltens in der Gefangenschaft in einer sehr umfänglichen Darstellung gedenkt, wird man ebenso zweckmäßig als natürlich finden; Erzählung und Urtheil schließen sich v. Rommel's Untersuchungen und Meinung an.

Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle mittheilen, die uns aus einem Grunde beachtenswerth erscheint, den wir gleich nachher angeben wollen. Philipp sendete nämlich einen seiner Söhne, Ludwig, an den würtembergischen Hof zur Erziehung; der Vater glaubte denselben Niemandem besser anvertrauen zu können als dem trefflichen Herzoge Christoph. Unter den Weisungen die der Vater dem Sohne ertheilt findet sich auch folgende:

„Unnöthige Kriege und der Lust wegen angefangen sind wider Gott; auch ist Kriegen jetzt gefährlich wegen der bösen Mordgewehre mit den kurzen Büchsen, da wol ein loser Knecht oder ein Stalljunge einen Fürsten oder redlichen Mann im Gedränge tödten kann, wie denn im Scharmützeln mehr von den Freunden durch Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit als von den Feinden erschossen werden."

Bekanntlich ist die Frage: ob der Kurfürst Moritz von Sachsen durch einen Meuchelmörder oder durch die Ungeschicklichkeit oder auch durch die Unvorsichtigkeit eines Kampfgenossen getödtet worden sei, noch zu keiner über alle Zweifel erhabenen Entscheidung gekommen. Beachten wir die Erfahrung die Philipp seinem Sohne als eine sehr gewöhnliche bezeichnet, und die von einem Fürsten ausgesprochen der so manchem Kampfe beigewohnt als unbedingt glaubhaft erscheinen muß, so wächst die Wahrscheinlichkeit, daß Moritz das Opfer eines der unglücklichen Zufälle wurde deren Philipp so viele zu beobachten Gelegenheit hatte, um ein nicht völlig bedeutungsloses Moment.

Wir schließen unsere Anzeige mit der Versicherung, daß der Verf. ein Buch geschrieben habe was nicht blos zur Unterhaltung dient, sondern auch das historische Wissen zu vermehren und das Urtheil über gewisse Begebenheiten des Reformationszeitalters auf den richtigen Standpunkt zu stellen vermag. Besonders glauben wir auch des Verf. Buch den gereiftern Schülern höherer Bildungsanstalten empfehlen zu dürfen theils um seiner einfachen und klaren Sprache willen, theils deshalb, weil keine exclusive Richtung oder Meinung weder in politischer noch in kirchlicher Beziehung sich in demselben ausspricht. Den Wunsch einen Inhaltsanzeiger beigegeben zu sehen wird der Verf. gewiß selbst ganz natürlich finden.

Karl Zimmer.

Literarische Notiz.

Archäologische Studien in Italien.

Ein neapolitanischer Alterthumsforscher, Kanonicus Jovio, hat vor einiger Zeit eine Abhandlung veröffentlicht unter dem Titel: „Viaggio da enea all' inferno ed agli elisi secondo Virgilio", worin er alle Oertlichkeiten nach der Beschreibung des Dichters nachweist, mit Ausnahme der Höhle auf welche Virgil bei Beginn seiner Schilderung der Reise des Aeneas Bezug nimmt. Ein anderer Archäolog, Kanonicus Giovanni Scherillo zu Puzzuolo, glaubt nun auch diesen Punkt erledigt zu haben, indem er eine Höhle entdeckt hat welche mit der Beschreibung des Dichters übereinstimmt. „Es ist klar", argumentirt er, „daß die Sibylle, indem sie den Aeneas nach der Unterwelt führte, ihn zuerst nach der von mir entdeckten Höhle brachte, dieselbe welche von Virgil beschrieben ist, von Cumä nach Avernus. Durch eine andere Grotte brachte sie ihn von Avernus nach Lucrinus — diejenige welche gewöhnlich den Namen der Sibyllenhöhle führt." Der geistliche Herr folgert, daß diese beiden Grotten unterirdische Wege waren, die eine Verbindung zwischen Cumä und Avernus, einem bedeutenden Hafen, und zwischen letzterm und Lucrinus herstellten; zugleich weist er darauf hin, welche Vortheile für den Handel man erlangen könnte, wenn man diesen Grotten ihre ursprüngliche Bestimmung wiedergäbe. Der kleinen Abhandlung, worin Dies näher begründet wird, ist eine zweite beigefügt, worin der Verfasser untersucht, warum Bajä, das gegenwärtig erwiesenermaßen höchst ungesund ist, von den alten Römern zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit aufgesucht wurde. Er weist nach, daß, obwol zur Zeit Cicero's leichte Spuren der Malaria sich dort gezeigt haben, doch von der Herrschaft des Augustus an die ganze Gegend für ausnehmend gesund galt; daß unter der Herrschaft der Eingeborenen die Buchten von Avernus und Lucrinus schon Häfen waren, die von Augustus beträchtlich erweitert und verbessert den Namen „Julischer Hafen" erhielten. Ferner wird darin behauptet, daß unter der Herrschaft der Cumaner sowol wie unter den römischen Kaisern der Maremorto ein Hafen war, sodaß jeder Grund an das Vorhandensein der Malaria damals zu glauben hinwegfalle, und es sich erkläre, weshalb Bajä und die Umgegend für den geeignetsten Ort zur üppigen Zurückgezogenheit der damaligen Herren der Welt gegolten hat. **12.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 292. —— 19. October 1847.

Zur Literatur der Frauenromane.

(Beschluß aus Nr. 291.)

Der dritte Roman: „Eine Lebensfrage", zeigt allerdings mehr Gewandtheit in der Form und Sprache, größere Mannichfaltigkeit in der Handlung, die sich in mehren Episoden kunstvoll verzweigt, überhaupt ein erhöhteres literarisches Bewußtsein und gesteigerte Kunstfertigkeit. Doch erkennt man im Allgemeinen, daß die Verf. bereits ein Publicum vor sich hat, dessen Gunst sie sich zu bewahren, zu erhalten, zu erhöhen strebt. Es fehlt im Ganzen die Naivetät, welche uns namentlich „Clementine", die Unmittelbarkeit, welche uns die größere Hälfte der „Jenny" so interessant machte. Von den Episoden abgesehen ist die Haupthandlung des Romans sehr einfach. Alfred von Reichenbach, zugleich Dichter, hat sich mit einem Mädchen verheirathet welches zwar auch adelig von Geburt, nicht aber von Geist und Bildung ist. Er heirathete Karoline zu einer Zeit als seine Liebe zu ihr bereits erloschen war, blos um seiner Verlobten sein Versprechen zu halten. Karoline ist eigentlich von Herzen nicht schlecht, aber ein wenig roh, zänkisch, engherzig, klatschhaft, eigenwillig und eifersüchtig; Alfred ist nun von allem Dem das Gegentheil, obschon es der Verf. keineswegs gelingt uns für ihn lebhaft zu interessiren; er ist ein verschwommener, weichegoistischer, schwärmerischer Charakter, wie wir deren so vielen in den Romanen weiblicher Autoren begegnen. Wie auch könnten wir an ihm inniger theilnehmen? Es wird zwar gesagt, er sei ein Dichter, aber wir haben keinen Maßstab für seinen dichterischen Beruf, da uns keine seiner Leistungen genannt oder eine Probe seines Talents vorgelegt wird. Er spricht zwar sehr edel und aufgeklärt, unter Anderm auch über Freiheit, über Menschenrechte und andere Stichwörter der Zeit; aber wir sehen ihn nicht frei und groß handelnd ins Leben hinaustreten, seiner weichen Gefühle selten, seines geistigen Egoismus aber nirgend Herr werden; wir sehen wie er sich mit seiner Gattin über Dies und Jenes herumquält, wie er sie im Stich läßt, sich von ihr losreißt, den Sohn ihr entführt, wieder sich mit ihr versöhnt, von neuem mit ihr in widerwärtige Zänkereien geräth, endlich für immer mit ihr bricht, und sein Glück in der Verbindung mit einer jungen Dame, die er schon längst geliebt, sucht und findet. Dergleichen Ehegeschichten sind freilich nichts Seltenes, aber sehr unpoetisch, und wirken sogar, wenn sie so sorgfältig ausgemalt werden wie hier, in hohem Grade peinlich. Karoline ist allerdings wenig liebenswürdig, aber sie hat auch Nichts was uns gegen sie wesentlich einnehmen könnte: sie zeigt sich versöhnlich, sie hängt ihrem Gatten mit größter Treue an, sie liebt ihren Sohn aufs zärtlichste. Wie, sind Das nicht Eigenschaften die ihr ein besseres Loos sichern sollten, Eigenschaften auf die sich ein leibliches häusliches Glück schon gründen läßt, wenn der Mann kräftig genug ist die Schwächen seiner Gattin zu dulden, und ihre bessern Eigenschaften zu pflegen und zu läutern? Aber Hr. v. Reichenbach geräth schon außer sich wenn Karoline strickt während er ihr vorliest, wenn sie mit den Schlüsseln klappert während er dem Papiere seine dichterischen Herzensergüsse anvertraut. Die Verf. scheint auch die Unhaltbarkeit solcher Motive zu einer geistigen und leiblichen Scheidung selbst eingesehen zu haben, und hat deshalb noch einen heuchlerischen Kaplan eingemischt, in dessen erbschleicherische Netze Frau v. Reichenbach fällt; aber diese Episode ist ziemlich gewaltsam, und doch lose dem Ganzen eingepaßt, und ohne rechte Natur und Wahrheit. Dabei ist es wundersam genug, daß gerade die gelungenste und ergreifendste Scene in diesem Romane zugleich diejenige ist welche uns unwillkürlich zu Gunsten der Frau v. Reichenbach stimmt, und unsern Widerwillen gegen sie in das gerechteste Mitleid verwandelt. Wir theilen diese treffliche Scene hier vollständig mit. Die Verf. erzählt:

Der Morgen war regnerisch und kalt. Alfred blieb mit Felix in seinem Zimmer, wo sie allein das Frühstück eingenommen hatten. Das Kind war schlaftrunken und fröstelte. Als Alles zur Abreise bereit war, ging er mit ihm zu Karoline. Schon? rief diese erbleichend und bebend, als sie bei ihr eintraten. Alfred ebenso erschüttert und bleich als sie entgegnete: Ich wünsche zeitig nach Worben zu kommen. Sage der Mutter Adieu, Felix! Der Knabe thut es mit gänzlicher Unbefangenheit. Er reichte der Mutter die Hand und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Da rang sich ein Schrei des Schmerzes aus ihrer Brust, vor dem Alfred erzitterte; es war einer jener Naturlaute die der Wilde mit dem civilisirtesten Menschen gemein hat. Sie preßte den Knaben an sich als ob sie ihn für ewig halten wollte, und ihre glühenden Thränen flossen auf ihn herab. Auch Alfred's Augen schwammen in Thränen, aber

er ermannte sich, sagte leise: Komm, mein Sohn! und schritt mit ihm davon. Karoline stürzte ihnen nach, kniete neben Felix nieder, prüfte ob sein Anzug warm und fest sitze, zog ihm den Kragen des Mantels in die Höhe, und knüpfte diesen mit einem Tuche fest das sie sich vom Halse nahm. Alfred zitterte, sein Herz blutete in der Brust. Mit abgewandtem Gesicht reichte er seiner Frau die Hand. Wie meinen Augapfel werde ich ihn behüten! sagte er. Karoline hielt seine Hand fest, drückte einen Kuß darauf und rief: Lehre ihn nicht mich zu hassen. Da sei Gott vor! entgegnete Alfred, und ging schnell mit Felix hinaus, der, vor Ueberraschung sprachlos, Alles mit sich geschehen ließ. Mit gerungenen Händen sank Karoline auf das Sopha, dann eilte sie zum Fenster und blickte dem fortrollenden Wagen nach, so lange ihre Blicke ihn erreichen konnten.

Wir fragen jeden natürlich fühlenden Menschen, wer hier edler und liebenswürdiger dasteht, Alfred v. Reichenbach, welcher mit unbeugsamer Härte der Mutter ihren Liebling entführt, oder Karoline, die ihre Liebe zum Sohne mit solcher Kraft und Innigkeit, mit solcher Verzweiflung des Gefühls an den Tag legt? In keiner Scene dieses Romans hat die Verf. so natürlich empfunden, und keine ist ihr deshalb so vorzüglich gerathen. Unserm Salonpublicum ist aber jeder Ausbruch eines unmittelbaren und ungemischten Naturgefühls zuwider und störend; was wir ihm im äußersten Falle zugestehen könnten, ist ein gefirnißtes Kunstgefühl, und da die Verf. hauptsächlich jenes Publicum im Auge hat, so verläßt sie den hier eingeschlagenen Weg der Natur und schlägt, allerdings nicht ohne Geist und Geschick, von da an einen ziemlich entgegengesetzten ein. Es geht ihr hier wie in der „Jenny", sie führt den Roman nicht in gerader, sondern in gebrochener Linie fort. Die Verf. kennt die Frauen, aber nicht die Männer. Gerade im entscheidenden Augenblick handeln Reinhard sowol als Reichenbach durchaus nicht so wie sie handeln müßten, wenn sie wirklich so edle Charaktere wären, wofür sie die Verf. doch ausgibt und gehalten wissen will. Es ist unschwer zu behaupten und mit Beispielen nachzuweisen, daß Männer ihrer Pflicht, ja oft nur einem übertriebenen Pflichtgefühl schon Mehr geopfert haben als die Befriedigung ihres geistigen Egoismus und die Bequemlichkeit ihres poetischen Träumens.

Doch rechten wir hierüber mit der Verf. nicht länger, sie geht hier und da irre, weil sie den rechten Weg nicht kennt, aber keineswegs aus Raffinement oder um etwas Besonderes zu sein und darzustellen. Es bleibt des Schönen und Anerkennenswerthen noch genug übrig. Die Romane von Frauenhand haben im Allgemeinen den großen Vorzug, daß sie uns gewisse Tiefen und Geheimnisse im weiblichen Gemüthe eröffnen und bloßlegen, welche dem Manne entgehen, daß weibliche Autoren bei aller noch so lückenhaften, einseitigen oder vorurtheilsvollen Kenntniß des Mannes denn doch auch an diesem einzelne Nuancen herausfinden welche der männliche Autor gering achtet, oder auf die er überhaupt gar nicht achtet, daß sie überhaupt über das Verhältniß beider Geschlechter zueinander, über innere Gemüthsvorgänge wie über die gesellschaftlichen Zustände manche feine Beobachtungen anzustellen wissen, die als nicht zu verwerfende Fingerzeige für weiteres Nachdenken gelten können. Unsere Verf. wendet sich aber auch den allgemeinen Fragen der Menschheit mit Vorliebe zu; und wenn man von einer Frau hierüber auch keine wesentlich neuen Aufschlüsse erwarten und verlangen darf, so ist es doch von Werth, daß unsere Verf. sich in dieser Hinsicht auf einen allerdings freisinnigen aber rein menschlichen, und nicht wie manche ihrer Colleginnen auf einen blos aristokratisch kastenmäßigen Standpunkt stellt. Oft sind ihre Bemerkungen ebenso treffend als kräftig. Ueber die engherzigen Bestimmungen in Betreff der jüdisch-christlichen Ehen sagt sie unter Anderm:

> Der Staat der es erlaubt, daß Menschen die sich hassen den Eid der Treue vor dem Altare schwören; der es duldet, daß die Jungfrau mit gebrochenem Herzen in die Arme eines Mannes geführt wird welcher vielleicht noch gestern an der Brust einer Buhlerin des Bandes gelacht das er heute beschwört; der Gesetze gibt diese fluchenswerthen Ehen zu schützen — derselbe Staat will es nicht dulden, daß zwei Herzen die in reinstem Einklang schlagen sich verbinden, weil sie auf verschiedene Weise Gott für das Glück danken würden das er ihnen durch ihre Liebe gewährt. Das sind die Gesetze vor denen man Achtung verlangt!

Verlangt übrigens das Gesetz Achtung? Kann überhaupt Achtung verlangt und befohlen werden? Das Gesetz verlangt nur, daß es gehalten, und daß Derjenige der es übertritt zur Rechenschaft gezogen und bestraft wird. Auf eine moralische Achtung, die der freie Erguß des Herzens ist, kann und darf das starre und verzwickte, von den Wenigsten gekannte und von den Meisten mit Mistrauen angesehene papierene Gesetz der neuern Zeit keinen Anspruch machen.

Eine sinnige Bemerkung ist folgende. In der „Jenny" äußert eine der handelnden Personen: wie wohlthuend ihr stets jene Blumenkasten vorgekommen seien welche man so oft an den Fenstern der bescheidenen Armuth erblicke. Hierauf antwortet eine andere:

> Mir zerreißen sie fast das Herz, ich sehe darin immer den Wunsch nach versagten Genüssen, das Streben, sich ein trauriges Dasein, dessen erdrückende Schwere man empfindet, zu verschönern, oder eine Resignation die mir wehe thut. Wo ich solche Blumenkasten erblicke, möchte ich unser halbes Treibhaus hinschicken und die Leute bitten sich nicht so traurig zu begnügen, sondern von Dem zu genießen was wir in Ueberfluß besitzen.

Wie viel menschlicher ist dieser Ausspruch unserer Verf. als jene Aeußerung eines der streng pietistischen Richtung angehörenden protestantischen Theologen: Gott habe der Armuth als Aequivalent eine Hornhaut mit auf den Weg gegeben, durch welche das Gefühl des Leidens abgestumpft und abgehalten werde! Christus war der Heiland, der Lehrer, der Vater und Wohlthäter der Armen; jene Aeußerung eines sogenannten christlichen Theologen stammt wahrlich nicht von Christus.

Die Verf. hat noch eine Menge Betrachtungen über Literatur, Dichtkunst, dichterische Werke, Schauspielkunst, und selbst über einzelne Leistungen Seydelmann's in ihre Romane eingewebt, die zwar eigentlich in einen Roman

nicht gehören, obschon sie seit Goethe und Tieck in Deutschland Brauch geworden sind, die aber jedenfalls manche treffende Bemerkung enthalten, und nur dazu beitragen können unsere Achtung für die sinnige, denkende und urtheilsfähige Verf. zu vermehren. Möge sich Letztere künftig nur vor den oben angedeuteten psychologischen Brüchen und Rissen, wie namentlich vor zu großer Weitschweifigkeit in den dialogischen Partien, und vor zu ausführlicher Ausmalung der Verhältnisse und psychischen Zustände ins Kleine mehr in Acht nehmen, obschon es freilich allen weiblichen Autoren schwer fällt die Handlung, wenn eine solche im wahren Sinne des Worts überhaupt vorhanden ist, zusammenzudrängen, das Uebermaß des conversationnellen Elements, die tagebuchartige sentenzenreiche Reflexion zu vermeiden, und hier und da nur durch charakteristische Skizzirung anzudeuten, was bei größerer Ausführlichkeit der Zeichnung an Macht des Eindrucks nur verliert, statt dadurch zu gewinnen. Die Verf. dieser Romane besitzt nicht den glänzenden, scharfen, menschenverachtenden und oft genial aufsprudelnden Geist der Gräfin Hahn-Hahn, dafür liegen ihre Vorzüge mehr in der Richtung jenes reflectirenden nordischen Verstandes, der sich mit Gemüth sehr wohl vereinigt denken läßt; sie ist weniger egoistisch, weniger in Kasten- und Geschlechtsvorurtheilen befangen, sie besitzt mehr künstlerische Ruhe und abwägendes Urtheil; sie schreibt nicht so poetisch schön und zum Theil hinreißend wie die Gräfin Hahn-Hahn', aber dafür auch einfacher, reiner und, mit Einem Wort, deutscher; sie coquettirt nicht wie jene Gräfin mit einem Jargon, zu dem der Deutsche ein französisches Wörterbuch, der Franzose ein deutsches nöthig hat. Die gräfliche Verfasserin ist der überlegene Geist, die bürgerliche Verfasserin das überlegene Gemüth. Die Romane der Letztern werden nicht parodirt werden.

H. Marggraff.

Dämonische Reisen in alle Welt. Nach einem noch ungedruckten französischen Manuscript bearbeitet. Tübingen, Osiander. 1847. Lex.-8. 3 Thlr.

Der ehrliche Michel Stürmer, der in Göttingen und Heidelberg Jura studirt, war in das Frankfurter Attentat verwickelt gewesen und hatte darum flüchtig gehen müssen. In Spanien angekommen ließ er sich unter die Fremdenlegion anwerben, sah sich aber auch hier in seinen Träumen für ein republikanisches Eldorado betrogen, und nachdem sein letzter Maravedi verzehrt war, mußte er im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen. Als Taglöhner eines reichen Börsenparvenu behackte er das Feld; nach einem kräftigen Hieb mit der Hacke, der auf einen harten, in der Erde verborgenen Gegenstand fiel, vernahm er eines Tags plötzlich ein tiefes Stöhnen, dann ein zischendes Brausen, und einen Augenblick darauf stand eine kleine putzige Dämonengestalt vor ihm, die dem gespaltenen Gefäß entwischt war; es war Asmodi, derselbe der vor etwa 140 Jahren dem Studenten Don Kleophas, Leander Peres Zambullo, so treffliche Dienste geleistet hatte. Der hinkende Teufel erbot sich nun seinen Befreier aus Dankbarkeit mit auf Reisen zu nehmen; was Beide erlebt und gesehen haben, ist in diesem Buche niedergelegt. Zuerst kommen sie in Frankreich an. Der Teufel zeigt seinem Begleiter die Befestigungswerke von Paris und stellt dann seine Betrachtungen darüber an; sodann läßt er die Haupthelden der französischen Literatur an sich vorübergehen, und theilt nach allen Seiten seine Hiebe aus, die jedoch mitunter äußerlich und oberflächlich genug sind. Bei Gelegenheit eines Besuchs in der Deputirtenkammer kommt der Kern dieses hinkenden Teufels zum Vorschein; sein ganzes Raisonnement, obgleich höchst oberflächlich und seicht, verräth deutlich die Bedientenseele eines russischen Herrn, den Stiefelwichser des absoluten Princips. Auf alle Weise wird bei diesen Reisen das constitutionnelle System in seinen Hauptformen angegriffen; der hinkende Teufel sucht sich Einzelheiten heraus, an die er dann seine satirischen Betrachtungen knüpft; er mag nun in England, in Frankreich oder Deutschland sein, überall zeigt er sich derselbe Grundgedanke, und scheelsüchtig blickt er auch nach den nordamerikanischen Freistaaten hinüber. Es fehlt jedoch dem ganzen Blick die Großartigkeit, das Erfassen des Hauptgedankens, und die Darstellung mäkelt an Einzelheiten herum, sodaß dem Leser das eigentliche Interesse gar bald ausgeht. S. 128 hält der Teufel eine Vorlesung für Michel über Rußland, die wir zur Charakterisirung des Ganzen, des Stils wie der Gesinnung und Idee, hier mittheilen, da wir nicht Lust tragen dem Verf. in seinem Kampf gegen die Liberalen und Radicalen zu folgen, können jedoch nicht diese Stelle mittheilen, ohne unsern deutschen Leser vorher daran zu erinnern, daß bange machen nicht gilt: „Höre mich an! Wäre Rußland wirklich so sehr zu fürchten wie es diese Schreibersgesellen unaufhörlich aussprechen und zu glauben machen suchen, so hätte man gewaltiges Unrecht den Leu ewig zu necken, zu reizen und an seine Stärke zu erinnern, wie es diese kurzsichtigen radicalen Schafsköpfe, besonders in Ostpreußen, fortwährend thun. Aber Dem ist nicht so. Rußland für sich hat und kann kein Interesse haben weiter in Nordwesten vorzudringen, Dies wäre eine ganz verkehrte Politik, die ihm nur nachtheilig sein, Schaden bringen, ja sogar seine Existenz gefährden würde (warum denn?).... Zu was also die ewigen Schmähungen der deutschen Afterliberalen und Radicalen gegen die Regierung von St.-Petersburg und den von seinen Unterthanen vergötterten (!) Kaiser! Sie führt zu Nichts als das Nationalgefühl der Russen zu kränken und Deutschland unversöhnliche Feinde zu schaffen. Und was hat ihm eigentlich Rußland gethan? Es verdankt ihm doch im Grund seine Befreiung von dem schmählichsten und entehrendsten Joch das jemals auf ihm gelastet hat; denn ohne Rußland würde Preußen niemals seine heldenmüthige Wiedergeburt zu Stande gebracht und in deren Folge Deutschlands Befreiung bewirkt haben können!" In gleichem Sinne entwickelt sich diese Kantschu-Gesinnung noch weiter, doch genug davon! Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß das Buch 53 Bogen stark ist.

93.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Religiöse Körperschaften.

Nicht ohne besonderes Interesse für unsere Zeit ist folgendes in Paris erschienene Werk: „Histoire des corporations religieuses en France, par M. *E. Dutilleul*." Die Existenz religiöser Körperschaften und ihre Verhältnisse zum Staat haben von jeher verwickelte und schwer zu lösende Fragen veranlaßt. So lange die Supremanie der Kirche angenommen wurde, wenn nicht als ein Recht, wenigstens als eine unbestreitbare Thatsache, genossen die religiösen Körperschaften eine vollständige Unabhängigkeit und konnten sich frei entwickeln, ohne andere Hindernisse als die Rivalitäten welche zwischen ihnen selbst entstanden, und die Intriguen denen es bisweilen gelang sie bei dem römischen Hofe um ihren Credit zu bringen. Allein in dem Maße als die Civilgewalt sich emancipirte, sah man Conflicte entstehen, welche die Politik durch kluge Vergleiche stets zu beseitigen suchte, ohne daß es ihr je gelang die Lösung des Problems zu finden, welches sich heutzutage den

Ideen von Toleranz und Freiheit gegenüber noch verwickelter zeigt. In Frankreich vor Allem ist die Frage schwierig, denn man hat neulich gesehen wie leicht sie ein Werkzeug der Volksaufregung werden könnte, und von einer andern Seite konnten die Anhänger des Grundsatzes von der freien Association den Foderungen der religiösen Gesellschaften ihren Beistand folgerichtig nicht versagen. Auch hat die Regierung bei Gelegenheit der Jesuitenconflicte die Schwierigkeit klug umgangen, indem sie ihren Einfluß dazu benutzte die Zurückberufung derselben zu erhalten, ohne nöthig zu haben ihre Verjagung auszusprechen. Aber in einem constitutionnellen Staate reichen solche Auskunftsmittel nicht hin die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen, und bald wird die Discussion in den Kammern von neuem beginnen, sobald irgend ein Gesetz einen Vorwand dazu darbietet. In Gegenwart dieser nahe bevorstehenden Eventualität hat es Dutilleul für nützlich erachtet einiges Licht zu werfen auf die Rolle welche die religiösen Körperschaften in Frankreich gespielt haben. Die geschichtliche Methode ist in seinen Augen die beste um diesen Gegenstand aufzuklären. Die römische Gesetzgebung betrachtete jede dem Staatskörper fremde Association als ein sehr schweres Vergehen, welches sie mit der größten Strenge bestrafte. Aber das Christenthum und das Lehnwesen, diese beiden ersten Elemente der modernen Gesellschaft, befanden sich gleich von Anfang her in Streit mit dem römischen Gesetze. Das christliche Princip, gestützt auf die Inbrunst des neuen Glaubens, herrschte während vieler Jahrhunderte, und mit ihm triumphirten die religiösen Corporationen. Sie waren für die Kirche ein mächtiges Mittel des Einflusses und der Propaganda, um so kostbarer, da sie mit Hülfe klug berechneter Modificationen sich nach den Erfodernissen und besondern Bedürfnissen jeder Zeit verwandelten. Nachdem sie also damit angefangen hatten durch mönchische Strenge und die Entsagungen des Klosterlebens gegen das weltliche Verderben zu protestiren, wurden dieselben kriegerisch zur Zeit der Kreuzzüge; bemächtigten sich des Schwertes der Gerechtigkeit mitten in der Anarchie des Mittelalters, indem sie das schrecklichste Gericht das je existirt hat gründeten; bekleideten sich im Angesicht der ärgerlichen Misbräuche welche sich bei der Geistlichkeit eingeschlichen mit den Lumpen und dem Quersack des Bettlers, um von Ort zu Ort zu gehen und die ausgetrockneten Quellen des Volksglaubens zu erneuern; endlich, unergreifbare Proteusgestalten, zeigten sie sich bereit durch die Wissenschaft, die Cultur der Literatur und die Erziehung die Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts zu bekämpfen. Sie, namentlich die Jesuiten, retteten somit die Kirche von dem totalen Schiffbruch der ihr damals drohte, und wurden dadurch der Schlußstein von dem Gewölbe des katholischen Gebäudes. Als nachher der Glaube bei der eisigen Berührung des Skepticismus erloschen war, bekam das staatliche Element die Oberhand, und die religiösen Körperschaften wurden in Frankreich verboten. Allein sobald die Stürme der Revolution sich gelegt hatten, merkte man, daß eine solche Aechtung mit den Begriffen von Freiheit sowol als mit den religiösen Gewohnheiten des Katholicismus unvereinbar war. Die Körperschaften erschienen daher wieder, und mit ihnen die Verlegenheiten und Conflicte, welche durch die neuen Formen der Repräsentativverfassung noch häufiger und lästiger wurden. Gegenwärtig ist die Nothwendigkeit die hierauf bezüglichen Gesetze zu verändern und zu vervollständigen allgemein anerkannt. Aber wie der Gesetzgeber dabei zu Werke gehen soll, Das hat Hr. Dutilleul nicht angegeben; er begnügt sich damit die Thatsachen auf die meist unparteiische Weise darzulegen, aber er denkt, der Augenblick sei gekommen mit Ernst ans Werk zu gehen. Er verzweifelt nicht an dem Erfolg und bezeugt ein großes Vertrauen zu der Weisheit unserer Zeit um dieses schwierige und kitzliche Problem zu lösen. Wir wünschen sehr, daß seine Hoffnungen erfüllt werden mögen, aber er scheint sich eine sonderbare Täuschung zu machen wenn er sagt: „Qu'aujourd'hui toutes les passions sommeillent, et que, pour les éveiller, il faudrait commencer par les créer de sa propre main." 31.

Bibliographie.

Azeglio, Massimo d', Hector Fieramosca oder die Herausfoderung von Barletta. Erzählung. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Ziegler. Zwei Theile. Mit 4 Abbildungen. Constanz, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr.

Beckmann, H., Darstellung der Verfassung des Landes Hadeln. Hannover, Schlüter. Gr. 8. 15 Ngr.

Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums. 4te Abtheilung. 1ste Lieferung. Die Prosaisten des Römischen Alterthums, in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen herausgegeben mit fortlaufenden biographischen und literär-geschichtlichen Erläuterungen begleitet von K. F. Borberg. 1ste Lieferung. Stuttgart, Göpel. 8. 15 Ngr.

Jahn's, F. L., deutsche Turnkunst. Zum 2ten Male und sehr vermehrt herausgegeben. Mit 7 Kupfertafeln. 1ste Hälfte. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Kamptz, v., Fragmente über das Besteuerungsrecht deutscher Landesherren. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Leben der Heiligen. 1ste bis 3te Lieferung. Leipzig, Meline. Gr. 4. à 5 Ngr.

Lichtenstein, A., Der Schachkünstler. 100 Schachkunstspiele. Mit einem Vorwort der Schachgesellschaft. Berlin, Veit u. Comp. 8. 20 Ngr.

Lortzing's, A., komische Opern. 1ster Band. Leipzig, Kosska. 8. Subscriptionspreis 20 Ngr.

Norden, M., Feldblumen. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Rudloff, K. G. v., Geschichte der Reformation in Schottland mit besonderer Berücksichtigung der in ihr sich offenbarenden Kraft christlichen Glaubens im Leben, Kämpfen und Leiden. 1ster Theil. Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwanbeck, E. A., Ueber die Quellen der Schriften des Lukas. Ein kritischer Versuch. 1ster Band. Ueber die Quellen der Apostelgeschichte. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vergißmeinnicht, Taschenbuch für 1848. 2ter Jahrgang. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Mit 4 Stahlstichen. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1848, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. 25stes Bändchen. Leipzig, Arnold. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Das Differentialzoll-System nach den bei mehreren Nordseestaaten Deutschlands zur Erörterung gekommenen Vorschlägen für die Errichtung eines deutschen Schifffahrts- und Handels-Vereins. Hamburg. Hoch 4. 1 Thlr.

Dittenberger, W., Ueber die Ausschließung des Dr. Rupp. An die Mitglieder des Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Baden. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Guter Rath an Oesterreich. Mit Bezugnahme auf das Programm der liberalen Partei in Ungarn. Leipzig, Jurany. 8. 7½ Ngr.

Ueber die Domainenfrage im Herzogthum Sachsen-Meiningen. Zugleich ein Wort zur Verständigung über die rechtliche Natur der Domainen in Deutschland im Allgemeinen. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die Gründung einer Universität in Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Varnbüler, Freih. C. v., Ueber das Bedürfniß einer neuen Gewerbegesetzgebung in Würtemberg, nebst einigen Bemerkungen über Güterzerstückelung und Verehelichungsbeschränkung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vogt, C., Ueber den heutigen Stand der beschreibenden Naturwissenschaften. Rede gehalten am 1. Mai 1847 zum Antritte des zoologischen Lehramtes der Universität Gießen. Gießen, Ricker. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 293. —— 20. October 1847.

Ueber Mnemonik.

1.

Große und wichtige, der Menschheit Segen bringende Entdeckungen und Erfindungen sind immer von bedeutenden Männern, von thätigen, denkenden Geistern ausgegangen. Solche begabte Männer waren in der Regel bescheiden und anspruchslos, nur auf den Gegenstand ihres Strebens, nicht auf sich selbst und den eigenen Vortheil bedacht. Oft haben Andere sich den Ruhm und Gewinn ihrer Mühen angeeignet; oft sind sie mit Undank belohnt worden, oder haben kaum ihre Namen auf die Nachwelt gebracht. Ihnen gegenüber gab es auch zu jeder Zeit mittelmäßige Köpfe, geistesarm und gewinnsüchtig, welche Fremdes ergriffen, mit einigen Zuthaten versahen und zustutzten, dann aber mit ungemessener Prahlerei von wichtigen Erfindungen, großartigen Entdeckungen und geheimnißvollen Dingen Geschrei erhoben, alle Leistungen ihrer Vorgänger verachteten, und zu annihiliren suchten. Man nennt das Treiben solcher Menschen Charlatanerie; und es hat in keinem Zweige des Wissens mehr Charlatane gegeben als unter den Lehrern der sogenannten Gedächtnißkunst oder Mnemonik.

Ein glückliches, sicheres Gedächtniß zu haben ist gewiß für alle Menschen etwas sehr Wünschenswerthes, besonders für Diejenigen die sich den Wissenschaften widmen, ihren Geist mit Kenntnissen bereichern wollen; und man hat sich daher bemüht seine Fassungskraft zu steigern und zu erweitern. Bei Vielen hat diese Kraft des Geistes schon durch natürliche Anlage und Fleiß eine bewundernswerthe Stärke und Vollkommenheit erreicht, wie die Geschichte uns durch viele Beispiele beweist. Man wollte nun aber auch durch künstliche Methoden Dasselbe erreichen, die Wirkungen noch erhöhen; und man ist unter Einwirkung materialistischer Ansichten von dieser geistigen Kraft auf allerlei wunderliche Hülfsmittel, sogar medicinische, verfallen, und hat Systeme ausgebildet die man marktschreierisch als unfehlbare Grundlagen eines sichern und nie täuschenden Gedächtnisses ausschrie. Sogleich wurden auch Leidenschaften, namentlich Dünkel und Gewinnsucht, rege, und man überbot sich in Prahlereien und täuschenden Verlockungen. Ist es wol etwas Anderes als Charlatanerie, wenn der Mnemoniker Kästner vor 40 Jahren einen compendiösen Entwurf einer französischen Grammatik unter dem Titel herausgab: „Kunst in zwei Monaten Französisch lesen, verstehen, schreiben und sprechen zu lernen." Das Publicum war so leichtgläubig, daß das Buch mehre Auflagen erfoderte; und sogleich ahmten nicht nur Mehre die Speculation nach, indem auch Anweisungen für die englische und italienische Sprache unter ähnlichen Titeln erschienen, sondern man überbot noch die Marktschreierei jenes Aushängeschilds durch Titel wie: „Der aufrichtige Franzose, oder Kunst in acht Tagen Französisch sprechen zu lernen."

Von ähnlichen Charlatanerien in andern Wissenschaften und Künsten, namentlich in der Medicin, deren es unzählige gibt, wollen wir hier schweigen; wir haben es blos mit den mnemonischen zu thun. Es gab nämlich zu allen Zeiten Menschen die sich mit der Gedächtnißkunst beschäftigten, ihre Resultate prahlend verkündeten, und das Publicum mit Proben eines ungewöhnlichen Gedächtnisses täuschten. Selbst Männer von einem gelehrten Ruf gaben sich zu solchen Künsteleien her, wie das reichhaltige Feld der mnemonischen Literatur beweist. Ich erinnere nur an Murner, der den Studirenden die Logik durch ein Kartenspiel beibrachte, und damit so großes Aufsehen machte, daß sich die Universitäten um ihn rissen, und er beinahe in den Verdacht der Zauberei gekommen wäre.

Indem nun die Erwartungen die man hegte, und die Versprechungen welche die Mnemoniker machten, keineswegs gelöst, keine kenntnißreichern Männer, keine Vielwisser durch sie gebildet wurden, wandte sich das Publicum immer sehr bald wieder davon ab; bis nach einiger Zeit Andere auftraten, die eine neue Methode erfunden zu haben vorgaben, mit geheimnißvoller Wichtigkeit das alte Geschrei erhoben, und die pomphaften Versprechungen erneuerten. Immer waren es aber im Wesentlichen die von den Alten schon gegebenen mnemonischen Regeln, mit einigen Zusätzen oder Abänderungen, die des Lärms keineswegs werth waren. Und eben weil man sich so oft getäuscht sah, und Erwartungen gehegt hatte welche nie erfüllt werden konnten, wurde auch das allenfalls Brauchbare und Nützliche mnemonischer Regeln und Uebungen bald vergessen und beseitigt, während doch andere

Erfindungen, die nicht marktschreierisch sich überboten, sondern als bescheidene Anfänge auftraten, immer auf den Wegen der Prüfung und Forschung, des Fleißes und der Betriebsamkeit sich allmälig ausbildeten, und zu heilsamen Resultaten führten. Die Mnemonik hatte man in das Gebiet der Kunststücke gezogen, und es ging daher den Mnemonikern, nach einem Ausdruck Jean Paul's, wie den Taschenspielern, die nur so lange Etwas werth und poetisch sind, als sie ihre Wunder noch nicht durch Auflösung getödtet haben.

2.

Das Gedächtniß, diese Fähigkeit und Kraft der menschlichen Seele, Gedanken, Vorstellungen und Eindrücke aufzufassen, zu bewahren und wieder hervorzurufen, ist durchaus geistiger Natur. Die nicht zu erschöpfende Kraft des Gedächtnisses, diese unermeßliche Fülle von Gedanken, Ideen und Gegenständen die es zu fassen vermag, ist so wunderbar, daß wir nur auf eine geistige Tiefe schließen können, der die körperlichen Bedingungen untergeordnet sind. Die Construction des Gehirns wird nie sein Verhältniß zu den geheimen Kräften die die Blitze des Gedächtnisses und des Denkens hervorrufen, zu erklären vermögen; im Geist muß die geheimnißvolle Kraft liegen, die auffassende und die erhaltende.

Das Auffassen gehabter Vorstellungen, die wir dem Gedächtniß übergeben, setzt nun Deutlichkeit und Begriff voraus; die Kraft des Aufbewahrens wird bedingt durch Klarheit, Lebhaftigkeit und Anschauung. Die Erinnerungskraft, das Zurückrufen und Reproduciren gehabter Vorstellungen wird hauptsächlich durch die Ideenassociation in Thätigkeit gesetzt, durch Uebung aber erhöht und gestärkt. Der Geist ist unablässig thätig Vorstellungen in sich aufzunehmen, sie an andere anzureihen und auszubilden. Dies ist die Grundlage alles **Lernens**. Wenn wir dagegen eine Reihe von Vorstellungen dem Inhalt und der Form nach auffassen wollen, und uns bemühen sie in ihrer Reihe und Ordnung zurückzurufen, so heißt Das: **Auswendiglernen**. Wie Dies nun Wiederholung und Uebung, zugleich auch eine gewisse mechanische Anstrengung erfodert, so gibt es auch sinnliche Hülfsmittel die es erleichtern, und diese bilden den Inhalt der **Mnemonik** oder Gedächtnißkunst, die somit weniger zum Lernen als zum Auswendiglernen beiträgt. Man muß ihr daher auch einen bedeutenden Einfluß auf die Wissenschaften geradezu absprechen. Oder ist ein Mnemoniker aufzuweisen der es neben seiner Kunst und durch dieselbe in einer Wissenschaft weit gebracht hätte?

Wie die Schreibkunst eine Reihe von Gedanken und Vorstellungen durch sinnliche Züge auf der Tafel befestigt, so erhält der Mnemoniker auch solche Reihenfolgen im Gedächtniß durch sinnliche Zeichen die er seiner Phantasie eindrückt. Schon unbewußt wenden wir im Leben und in der Wissenschaft mnemonische Regeln an, indem wir Etwas dessen wir uns wieder erinnern wollen, mit einer sinnlichen Vorstellung in Verbindung bringen. Von selbst fallen uns auch Gedanken wieder ein, wenn wir uns sinnlichen Gegenständen nähern die uns damals umgaben. Diesen Erfahrungssatz, den Jeder an sich selbst bestätigt finden wird, spricht schon Quinctilian aus: „Wenn wir nach einiger Zeit zu manchen Oertern zurückkehren, so erkennen wir nicht blos diese, sondern erinnern uns auch Desjenigen was wir darin vornahmen. Personen fallen uns dabei ein, oft kehren sogar Gedanken die nicht laut wurden in unsere Seele zurück. So entstand wie sehr oft die Kunst durch Erfahrung."

Die mnemonischen Regeln der Alten lagen so nahe, daß es unnöthig ist einem Erfinder nachzuforschen, und die bekannte Sage vom Simonides als erste Veranlassung der Erfindung anzugeben. Die sich ausbildende Mnemonik verwandelte Das was man dem Gedächtniß einprägen wollte, in Bilder; und als Bindungsmittel, das wieder auf die eingeprägten Gegenstände leiten, ihre Ordnung und Reihenfolge versinnlichen sollte, heftete man sie in der Phantasie an gewisse Plätze, und suchte, indem man sich den bekannten Platz vergegenwärtigte, auch jedesmal die daran geheftete Sache und Vorstellung wieder hervorzurufen. Man nahm anfangs natürliche Plätze aus der Wirklichkeit, deren Folgenreihe bekannt war, z. B. Gebäude, Säulen, Gegenden u. s. w. Nachher fingirte man in der Einbildungskraft solche Plätze, und hielt sie zum Anheften der Bilder bereit; denn da eine bestimmte Ordnung Haupterfoderniß war, die natürlichen Plätze aber eine solche nicht immer gewährten, oder seltener vorräthig waren, so verfiel man leicht auf die Fiction derselben.

Schon die Griechen bedienten sich mnemonischer Hülfsmittel, und wahrscheinlich vor ihnen bereits die Inder, wohin mehre Stellen der Classiker deuten. Natürlich gab ein so geistreiches Volk wie die Griechen ihnen nur eine untergeordnete Stelle, und man wandte sie blos da an, wo es darauf ankam Etwas memoriren oder auswendig hersagen zu müssen. Von den Griechen erlernten die Römer die Mnemonik, und drei Stellen aus den rhetorischen Werken derselben *) geben uns eine kurze, aber erschöpfende Anweisung, worin die Kunst damals bestand, und wie sie angewendet wurde.

Es waren bei den Alten eigentlich nur die Redner die sich ihrer bedienten, und es fanden sich auch schon Gegner, namentlich solche Männer die mit einem glücklichen Gedächtniß begabt waren, und durch Uebung es erhöht hatten. Uebrigens findet sich keine Spur des Misbrauchs der in späterer Zeit mit der Mnemonik getrieben wurde; sie wurde offen und anspruchslos gelehrt, und wem sie zusagte, der mochte sich ihrer bedienen. Die Anweisungen aber die wir in jenen Werken der Römer finden, lassen sich auf folgende Regeln reduciren, welche das Fundament der ganzen Mnemonik blieben: 1) Will man eine Sache oder ein Wort im Gedächtniß behalten, so verwandele man es in ein Bild, versinnliche sich also den Gegenstand, und bringe ihn so durch bildliche Vorstellung zur klaren Anschauung. 2) Wenn es das Behalten einer Reihe von Sachen oder Vorstellungen gilt, so denke man sich diese Bilder in Verbindung mit andern Bildern die uns sehr bekannt sind, und deren

*) Cic. de Orat., lib. II. Rhetor. ad Herennium, III, 16—24. Quinctilian. Instit. oratoriae, XI, 2.

Ordnung uns geläufig ist. Man weise demnach jedem Gegenstand und jedem Bild nach der Reihenfolge einen Platz an. Man wähle die Plätze an natürlichen und wirklichen oder an künstlichen und erdichteten Gegenständen. 3) Man wiederhole oft die Lage und Aufeinanderfolge der Ordnungsplätze oder Ordnungsbilder, und übe sich, Worte, Sätze und abstracte Gegenstände in Bilder zu verwandeln, und an die vorräthigen Plätze zu reihen, damit das Wiederhersagen leicht und sicher wird. Uebung ist überhaupt für das Gedächtniß Hauptregel, und die Mnemonik hat an ihr eine vorzügliche Stütze.

2.

Mit dem Verfall des römischen Reichs gingen Künste und Wissenschaften der Alten Welt zu Grunde, und unter den allgemeinen Ruinen wurde auch die Redekunst mit ihrem Hülfsmittel der Mnemonik begraben. Erst spätere Jahrhunderte zogen die Denkmale der classischen Zeit wieder hervor, und so lernte man aus den Schriften der Alten wieder die vergessene Gedächtnißkunst. Die erste Abhandlung soll Roger Bacon im 12. Jahrhundert „De arte memorativa" geschrieben haben, und das Manuscript sich zu Oxford befinden. Eine verwandte Kunst, die Topik des Raimund Lullus (st. 1315), fand großen Beifall. Sie zerlegte die wissenschaftlichen Sätze in ihre Theile, ordnete sie durch Auflösung in ihre Grundbegriffe systematisch, brachte sie in gewisse Fächer, und suchte durch Tabellen, die man meist symbolisch vorstellte, die Uebersicht, und somit das Lernen und Behalten der Gegenstände zu erleichtern.

Erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, in der Zeit des Auflebens wissenschaftlicher Institute und eines erneuerten Studiums der Classiker, finden wir auch wieder Spuren, daß die Mnemonik nach der Methode der Alten gelernt und angewendet wurde. Mit dem 15. Jahrhundert, und namentlich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, wächst die Zahl der Schriften, und folglich die Beschäftigung mit dieser Kunst; zugleich auch artet sie in Charlatanerie aus. Die Anweisung der Alten suchte man zum Theil durch die geschmacklosesten Zusätze zu erweitern, um marktschreierisch von großen geheimnißvollen Erfindungen prahlen zu können. Schon erhoben sich Klagen, daß man sie der Ostentation und Eitelkeit dienstbar mache; die Menge ließ sich aber leicht bethören, und so konnte am Ende des Jahrhunderts der mnemonische Wundermann Petrus Ravennas das ungeheuerste Aufsehen erregen. Er gab sich für den Erfinder der Gedächtnißkunst aus, die er doch von den Alten entlehnt hatte. Seine „Ars memorativa" bedurfte neun Auflagen. Mit Diplomen, glänzenden Empfehlungen und einem vollen Geldbeutel durchwanderte er viele Länder, hatte überall Zulauf, und genoß ebenso große Auszeichnung als Bewunderung. Gedichte wurden zu seinem Ruhm verfaßt; man nannte ihn Petrus a Memoria, und ertheilte ihm bedeutende Rechte und Privilegien. Auch nach Deutschland wurde er berufen, namentlich von der Universität Greifswalde, die er aber bald wieder verließ. Ungeachtet er den Anweisungen der Alten durchaus nichts Wesentliches hinzugefügt hatte, prahlte er doch mit seinen Erfindungen, und nannte seine gedruckte Abhandlung „Foenix", indem er die Erklärung gab: Cum una sit foenix, et unus sit iste libellus; libello, si placet, Foenicis nomen imponatur. Er veröffentlichte aber seine Methode, weil er in den Verdacht der Zauberei gekommen war. Die Resultate seiner Anstrengungen bestanden in Kunststücken, wie folgendes Beispiel zeigt: Er dictirte einst zwei Briefe über gegebene Materien, spielte dabei Schach, während ein Anderer würfelte, und die Würfe aufschrieb. Zu Ende des Spiels recitirte er alle Worte des Briefs rückwärts, alle Züge des Schachspiels und alle Würfe.

Bescheidener traten Andere auf, die in dieser Zeit Mnemonik lehrten und darüber schrieben. Konrad Celtes, der bekannte Gelehrte, und der erste in Deutschland gekrönte Dichter, gab eine kurze, aber sehr deutliche Anweisung, und stattete die alte Methode mit einer wesentlichen Verbesserung aus. Er verwarf die Wandplätze und sonstige natürliche oder fingirte Ordnungsbilder, und suchte einen unwandelbaren Typus, um durch dessen Hülfe eine Reihe von Vorstellungen und Bildern zu behalten, den er im Alphabet gefunden zu haben glaubte. Er nahm nämlich bei den 20 Buchstaben des Alphabets jedesmal die fünf Vocale zur Hülfe, und setzte mit diesen Anfangsbuchstaben bei jedem Consonanten fünf willkürlich gewählte Worte zusammen, deren Bild durch irgend ein Verhältniß mit dem Bild der einzuprägenden Sachen (Stoffbild) zusammengesetzt wurde. Ein anderer unbekannter Lehrer der Mnemonik empfahl die Methode, sich die Namen wohlbekannter Personen als Ordnungsbilder einzuprägen. Diese beiden Verbesserungen fanden wenig Anklang und Nachfolge, bis erst in neuerer Zeit Hr. v. Aretin sie mit großem Beifall ergriff, zu vereinigen suchte, und seine eigene Methode darauf baute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Klima und Pflanzenwelt in der Zeit, ein Beitrag zur Geschichte beider. Von C. Fraas. Landshut, Krüll. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.

Das vorliegende Schriftchen hat keineswegs, wie es nach dem Titel scheinen könnte, blos ein Fachinteresse für Botaniker, es ist vielmehr von allgemeinem Interesse für alle Diejenigen die sich für die Geschichte der Oberfläche der Erde selbst interessiren. Der Verf. geht von dem Satze aus: daß es auch für die Botaniker an der Zeit sei, das Erbtheil alter humanistischer Erbsünde (?) endlich fahren zu lassen und mehr dem Panier des Realen sich zuzuwenden, der Application auf Landwirthschaft, Handel und Industrie, Kunst und Gewerbe mehr Sorgfalt zu widmen, und auch die naturwissenschaftlichen, nicht blos die naturgeschichtlichen Momente der Pflanzenkunde zu erfassen, wie es durch Pflege der Pflanzengeographie und Physiologie schon geschehen sei; und darum will er, „um Etwas für die praktische Seite der Botanik zu thun", in den hier zusammengestellten Abhandlungen Beiträge zu einer Zeitgeschichte des Klima und der Pflanzenwelt liefern. Er versucht darin die zeitlichen Veränderungen des Klima und der Pflanzenwelt in den ältestbewohnten Ländern der Erde, so weit wir davon Kenntniß haben, zu schildern, und zu zeigen, daß „diese Veränderungen viel bedeutender sind als man anzunehmen gewohnt ist, daß das Material zur Völkerentwickelung, welches auch in pflanzennährendem Wasserdunst, Thau, Wolken, Holz und Brenn-

stoff gewährenden Wäldern, frischem Wasser, das trägt, bewegt und bewässert, bestehe, aus dem Inventar eines Landes verschwinden könne und wirklich oft schon verschwunden sei, selbst ohne Hoffnung auf Wiederkehr". Dabei rüttelt er zugleich an der Constanz der Pflanzenarten, oder vielmehr er zeigt, daß es die verletzte Natur thut; auch sucht er das vorherrschende Auftreten der Witterungsextreme, Abnahme atmosphärischer Feuchtigkeit und Zunahme trockener Wärme zu erweisen, sowie die Idee anzugreifen, daß die europäischen Völker von Einem Punkte aus sich verbreitet haben müßten, von da nämlich, wo ihre Culturpflanzen wild wüchsen. „Die großartige Verletzung der natürlichen Vegetation eines Landes", sagt der Verf., „hat eine tiefgreifende Aenderung ihres ganzen Charakters zur Folge, und dieser geänderte neue Naturzustand ist nie dem Lande und seinen Bewohnern so günstig wie der frühere; ja die Bewohner selbst ändern sich mit ihm." Er hofft in dieser letztern Beziehung und für die allgemein anerkannte Wahrheit, daß auch der Mensch unter diesen Aenderungen leide, Manches im Besondern beizutragen, und namentlich sagt er in Bezug auf das neue Griechenland „den dort zu botanisiren lusttragenden Genossen" seine Meinung, wennschon, wie es uns bedünken will, nicht ohne Uebertreibung und Selbstgefälligkeit, auch nicht ohne eine gewisse Zerrissenheit, möchten wir sagen, in seiner ganzen Anschauung und Darstellung, ganz wie der große Fragmentist selbst, der Begründer dieser ganzen Idee und Hypothese. Dabei stellt er den Bewohnern des neuen Griechenlands, diesem „durch osmanische Barbarei und byzantinisch-griechisches Miasma verdorbenen Räubervolke ohne höheres Nationalgefühl", nicht das beste Sittenzeugniß aus. Ob er dazu, selbst durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Griechenland, berechtigt und befähigt sei, können wir nicht sagen, und wir müssen es daher Andern überlassen, auch Dies nach allen Seiten hin, vornehmlich aber ohne Vorurtheil und Befangenheit, zu prüfen und zu entscheiden. Seine Meinung im Allgemeinen spricht der Verf. in dieser Hinsicht aus, indem er sagt: „So gewiß am Euphrat und Tigris keine Babylonier und Assyrier mehr wohnen, am Araxes keine Perser, am Nil keine Aegypter, am Ilissus keine Verwandte des Perikles mehr, und wäre es auch ihr Blut noch, so ist es doch am entschiedensten nicht Das was wir als Merkmale der Alten erkennen und was sie uns achten machte; so gewiß in allen diesen Ländern nur herabgekommenes Volk ohne moralische Kraft und physisches Zusammenwirken wohnt, ebenso gewiß hat diese Erscheinung ihre materiellen Ursachen, mögen sie in ausgebrauchten Ländern, ausgesaugtem Boden, gestörtem Klima, zerstörter Natur oder zersetzter Race liegen, immerhin gehen sie unsern Schilderungen von Altersänderung der Vegetation und des Klima zur Seite und haben vielfache Beziehung zu ihnen." Zugleich sieht man hieraus selbst, was eigentlich der Verf. in seiner vorliegenden Schrift will und was er darin auszuführen sucht, was übrigens auf die Sätze hinauskommt: daß das Klima in der Zeit bedeutende Veränderungen erlitten, daß die Wärme, vor Allem aber die Trockenheit der Atmosphäre bedeutend zugenommen habe, daß das Klima in steter Veränderung begriffen sei, daß die Verödung so vieler Gegenden des Orients und die Armuth ihrer Vegetation fortwährend zunehme, und daß namentlich mit dem Vorschreiten der Cultur aus Griechenland nach Italien hier und dort ein anderes Klima eingewandert sei. Alle diese Sätze sucht nun der Verf. zunächst im Allgemeinen und mit Hinsicht auf die Grundbedingungen zur Existenz der Pflanzen, nämlich Boden und Klima, Wärme und Feuchtigkeit, Entholzung des Landes, worüber er in der ersten Abtheilung sich verbreitet, zu begründen, und er thut Dies sodann auch im Einzelnen, indem er in der zweiten Abtheilung Beiträge zur Geschichte der Pflanzenwelt und des Klimas von Persien, Mesopotamien, Palästina und Aegypten gibt, und in der dritten die pflanzengeschichtlichen Verhältnisse des südlichen Europa, namentlich desjenigen Landes erörtert „welches die ältesten und brauchbarsten Anhaltspunkte zur Vergleichung zwischen Damals und Jetzt darbietet, welches fast allein zur Zeit noch im Stande ist einer Geschichte seiner Pflanzenwelt einen sichern Grund zu geben", nämlich Griechenlands. Alles beweist hier die große Verschiedenheit der jetzt das Land der Hellenen schmückenden Natur gegen jene von welcher ehedem Homer seine Bilder entlehnte, eine Folge der dort durch Mangel aller Cultur und klimatischer Aenderung hervorgerufenen Steppenvegetation. Besondere Nachweise werden in der vierten Abtheilung gegeben. Wenn übrigens der Verf. wünscht, daß auch bezüglich der Thierwelt historisch begründete Parallelen seinen pflanzengeschichtlichen Forschungen zur Seite gehen möchten, und er dabei nicht zweifelt, daß auch trotz der viel größern Geschmeidigkeit des Thiers in Betreff der Aneignung und Ertragung klimatischer Aenderungen die Resultate doch mit den seinigen übereinstimmen würden, so theilt er zugleich mit, daß Dr. Lindermeyer und Dr. Buros in Athen mit derartigen Untersuchungen sich beschäftigen, und daß eine Arbeit von ihnen darüber zu erwarten stehe. 1.

Literarische Notiz aus England.

Ein Blick in die Zukunft.

Die literarische Welt weiß, daß der seiner Zeit unbekannte englische Verf. der vielgelesenen „Enthüllungen Rußlands" und der „weißen Sklavin" ein Hauptmann ist, Namens Hennigsen. Auch über den Werth gedachter Werke sind Leser und Kritiker ziemlich einverstanden. Mehr Eleganz als Scharfsinn, mehr Keckheit als Wahrheit lautet der Spruch. Dasselbe gilt von einem neuen, dritten Producte, in welchem jedoch der Verf. sich mit England beschäftigt, von seiner in eine Novelle gekleideten Vorhersagung wie es dort in 60 Jahren aussehen wird („Sixty years hence. A novel", London 1847). Es fehlt der Erzählung nicht an Kraft, nicht an Witz und Schimmer. Trompeten und Pauken verkünden das Nahen eines mächtigen Ereignisses. Aber das Ereigniß kommt nicht, der Schimmer trügt, Kraft und Witz sind verschwendet, die Leser am Ende des Buchs sind just so klug wie beim Anfange. Vergebens beharrt man in dem Glauben, die Allegorie müsse einen Sinn haben, das Einstreuen langweiliger speculativer Capitel sei nur eine Finte, doppelt zu spannen und dreifach zu überraschen. Es ist ja gar nicht anzunehmen, daß Hr. Raser, Repräsentant der Demokratie, Hr. Geld, Repräsentant der Geldaristokratie, und Hr. Behutsam, Repräsentant des Mittelstandes, zu anderm Zwecke erfunden sein sollten als um einem Plane zu dienen. Gleichwol tritt der Plan nirgend hervor. Die Herren erscheinen, halten starkes Zwiegespräch und verschwinden. Ebenso die übrigen Personen. Sie tragen große Etiketten, sprechen große Worte, und man erfährt nicht wozu und weshalb. Die Erzählung kommt und geht gleich den Zitterfarben eines sterbenden Delphins. Man kann sie nie packen, fragt sich was folgen wird, wundert sich warum der Verf. so viel Anstrengung macht ohne Resultat, und bleibt sich über den Schluß hinaus die Antwort schuldig. Hat der Verf. Das bezweckt, ist es ihm vollständig gelungen. Der Gedanke dem Leser die Zukunft vorzuführen, ihm zu zeigen wie es bei Lebzeiten seiner Enkel und Enkelkinder aussehen wird, ist bekanntlich kein neuer, und ob er wie der Verf. ihn verkörpert hat das Rechte trifft, jedenfalls zweifelhaft. In 60 Jahren also, wo der Roman zu spielen anfängt, soll die ganze Welt umgestürzt, es mit der englischen Verfassung aus und eine Bundesmonarchie an die Stelle aller andern Regierungen getreten sein. Mit den Fürsten sind die Aristokraten gefallen; Geld regiert, und genannter Hr. Geld nebst seiner gemeinen Frau ist die Personification dieser Macht. Aus politischen Gründen verheirathet er seinen Sohn mit Lady Calliroe, Tochter eines gewissen Lord Luftig, und die Folgen dieser Heirath bilden die Begebenheiten des Romans. Hier genüge die Andeutung, daß Hr. Geld das Staatsruder erlangt, durch sein Benehmen eine Verschwörung veranlaßt und ermordet wird — ein Act der Rache und Wiedervergeltung, an welcher sein Sohn Theil nimmt. 15.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 294. — 21. October 1847.

Ueber Mnemonik.

(Fortsetzung aus Nr. 293.)

4.

Aemsiger noch wurde im 16. Jahrhundert die Mnemonik betrieben, und eine Menge Schriften sind aus jener Zeit vorhanden. Aber drei Charlatane überboten sich in Prahlerei und Geschmacklosigkeit, ohne daß sie im Stande gewesen wären das Vorgefundene im Wesentlichen irgend zu verbessern oder zu erweitern. Dennoch blendeten sie die Menge, wurden angestaunt, und erwarben einen Troß von Nachtretern. Einer der Koryphäen ist der schon oben erwähnte Thomas Murner, ein Franciscanermönch, Doctor der Theologie und Licentiat der Rechte, mit seinem logischen Kartenspiel und prosodischen Schachspiel. Ein ganzes Jahrhundert erhielt sich der Beifall der diesen Spielereien gezollt wurde, und er mußte sein Geheimniß öffentlich bekannt machen um dem Verdacht der Zauberei zu entgehen. Nun war aber sein Ruhm erst völlig begründet, und Professoren wie Studenten staunten den Unsinn als eine übermenschliche Erfindung an. In Krakau ertheilte man ihm das Testimonium magistrale, daß er durch sein Chartiludium zu Jedermanns Verwunderung rohe und unwissende Schüler in Monatsfrist zu den geschicktesten Logikern gebildet habe. Ein solcher Beifall feuerte ihn natürlich immer mehr an; er war unablässig auf Reisen, und verfertigte auch ein Kartenspiel zur Erlernung der Institutionen des Römischen Rechts.

Ein zweiter war Jordan Bruno, der von der Kunst des Lullus ausging, und die Geschmacklosigkeit und Kleinlichkeit bei seiner Methode aufs höchste steigerte. Hr. v. Aretin hat in neuerer Zeit sich die eitle Mühe gegeben jenen Unsinn zu studiren und darzulegen, wiewol er selbst das Zeugniß gibt, daß diese Künsteleien an das kindisch Spielende, Läppische und Abenteuerliche grenzten. Das Ende seiner Kunstreise war, daß er im Jahr 1600 in Rom als Ketzer verbrannt wurde.

Noch größeres Aufsehen machte Lambert Thomas Schenkel, Schullehrer zu Herzogenbusch (geb. 1547), der mit großer Geschicklichkeit die Schwächen seiner Zeitgenossen zu benutzen, und als herumwandernder Charlatan Beifall, Ruhm und Geld zu gewinnen verstand. Bei allen Anstrengungen hat er doch der Methode der Alten nichts Neues hinzuzufügen gewußt. Oder sollen wir Das etwa dahin rechnen, wenn er z. B. sagt: Nicht verständliche Worte solle man in Gedanken mit sehr großen Buchstaben von hervorstechender Farbe in die Plätze setzen? Aber an Geschmacklosigkeit und prahlerischen Versprechungen übertraf er alle seine Vorgänger. Er versicherte, 25,000 Bilderplätze während eines Paternosters anordnen zu können, und Dies wol zehn mal an Einem Tage; er versprach die freien Künste und jeden Theil der Gelehrsamkeit, Predigten und Alles was wissenswerth sei, so einzuprägen, daß man nachher nicht nöthig habe sich nach Büchern umzusehen. Und der Cursus des Unterrichts sollte in acht bis neun Tagen vollendet werden, wenn man täglich auch nur eine Stunde darauf verwende. Dabei hielt er immer noch mit Geheimnissen zurück, die dereinst an den Tag kommen sollten; z. B. ein methodus, quomodo quis uno mense in latina vel graeca lingua possit proficere. Er reiste 30 Jahre in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich umher, erwarb viel Geld, und ließ seine Schüler den Eid der Verschwiegenheit leisten; er hüllte seine schriftlichen Anweisungen in geheimnißvolles Dunkel, bezeichnete Vieles mit Chiffern, und that als ob er das Wichtigste immer noch für den mündlichen sehr theuer zu bezahlenden Unterricht aufspare. Er rechtfertigte diese Geheimthuerei damit, daß er sagte, er folge dem Beispiel der Weltweisen und selbst Gottes, der Vieles deutlich, Einiges in Dunkel gehüllt dem jüdischen Volke offenbart habe. Die Alten hätten aber Lehren der Weisheit unter dem Gewand der Fabel verborgen; Perlen werfe man nicht vor die Säue, und treffliche Geheimnisse vertraue man nicht den Unfähigen. Die Bewunderung und Spannung des Publicums blieb dieselbe, und wenngleich ein wortbrüchiger Schüler und Gehülfe, Martin Sommer aus Schlesien, die vermeinten Geheimnisse enthüllte, so blieb die Aufmerksamkeit doch immer auf den alten marktschreierischen Meister gerichtet; denn dieser versicherte, daß er einst alle fremden Bearbeitungen durch seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten in Pfefferdüten verwandeln werde. Uebrigens gerieth auch er in den Verdacht der Zauberei, und der Inquisitor rerum magicarum zu Antwerpen erklärte öffentlich, daß die Mnemonik ein Werk der Zauberkunst sei.

Weiter brachte es aber die Mnemonik in dieser Periode keineswegs als zur Zeit der Alten; nur armselige

und geschmacklose Künsteleien wurden hinzugefügt. Man gebrauchte sie lediglich zu Kunststücken, namentlich zum Behalten einer langen Reihe von Worten. Die Anwendung auf die Wissenschaft war stets nur hohles Prahlen, und alle desfallsige Anstrengungen und Versprechungen haben keine Früchte getragen. Damit der Unsinn seinen höchsten Gipfel erreiche, erfand man in dieser Periode auch eine Kunst zu vergessen (Amnestik, Lethognomik). Auf diesen genialen Gedanken fiel zuerst ein Philosoph Filippo Gesvaldo, und Schenkel widmete ihr auch seine Studien. In neuerer Zeit hat von Aretin nicht minder davon, unter dem Namen Vergessungswissenschaft, gehandelt. Wenn das Gedächtniß eine geistige Kraft ist, so ist das Vergessen und die Vergeßlichkeit ein Mangel, eine Schwäche; und die sollen wir auch noch cultiviren! Wem möchte wol das Bedürfniß kommen etwas Erlerntes zu vergessen? Aber den durch die Mnemonik der Phantasie eingedrückten Bilderkram wollte man wieder los werden; und wenn die Regeln welche später Aretin gab, z. B. man solle sich nicht mehr im Memoriren der Gegenstände üben, man solle sie aller Klarheit zu berauben suchen, die Last des mechanisch erlernten Bilderkrams nur leise andeuten: so ging Schenkel mit seinen acht Mitteln, die angefüllten Plätze ihres Vorraths zu entledigen, geradezu mit der Sprache heraus; und er verfuhr mit seinen Gedächtnißplätzen wie der Weißbinder welcher Wände reinigt um sie neu zu bemalen. Uebrigens ist diese Wissenschaft des Vergessens Gott Lob! selbst vergessen, und hat ihre Untrüglichkeit an sich selbst zuerst bewährt.

5.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts beschäftigte die Mnemonik immer noch manche Köpfe und Federn; was aber Neues hinzukam war nur eitel Spielerei, und Männer von Verstand und Geist wiesen ihr nur eine sehr untergeordnete Rolle an. So bediente sich der berühmte Leibniz einer Methode, Zahlen zu behalten, indem er gleich Andern vor ihm sie in Buchstaben verwandelte, und aus diesen dann Worte und Sätze bildete. Derselben Methode bediente sich schon früher Winckelmann, und verkündete marktschreierisch: „Inventum hoc centum bovum mactatione dignum celebrabit posteritas!" Dieser Charlatan trug seine Kunst mit geheimnißvoller Wichtigkeit vor, und versprach die ungeheuersten Resultate, lehrte aber nur geistlose Spielereien. So nahm er statt unbeweglicher Wandplätze Papierschnitzeln zur Hand, auf welche er die Bilder malte. Döbel schrieb ein ausführliches Werk über Mnemonik (Hamburg 1703), und ein Magister Lubbern folgte ihm. Beide nahmen wechselseitig ihre Methoden als eigene Erfindungen in Anspruch, wiewol sie nicht viel von den bisherigen abwichen. Döbel behielt z. B. die Wandplätze bei, bediente sich aber auch zugleich einer Reihe von Namen als bleibender Ordnungsbilder, die vorher in die Plätze gefügt, und dann mit den Stoffbildern als handelnd in Verbindung gebracht wurden. Die kindischen Spielereien gingen übrigens so weit, daß Döbel vorzuschlagen wagte, die Gedächtnißstuben auf Pappdeckel zu zeichnen, diese zusammenzusetzen, und nach Belieben wieder auseinanderzulegen. Das erinnert an die Methode Basedow's, der den Kindern das A B C in gebackenen Buchstaben von Kuchen beibrachte. Nach Döbel's Zeit geschah Wenig mehr für diese Kunst. Das Publicum war des Geschreis und der Charlatanerie überdrüssig geworden; man betrachtete die Mnemonik nur noch als ein Hülfsmittel des Auswendiglernens, besonders von Worten und Zahlen, und zuletzt vergaß man die vielgepriesene Kunst fast ganz. Selbst die Vorschriften der Alten wurden allmälig übersehen; man findet die Mnemonik in damaligen Hand- und Wörterbüchern nicht einmal erwähnt, und gelehrte Lateiner, wie Geßner und Ernesti, waren bei der Erklärung der Stellen bei Cicero, die von der Mnemonik handeln, in einiger Verlegenheit.

Das 19. Jahrhundert, das alle Zweige des Wissens und des Fortschritts mit großer Lebhaftigkeit und Regsamkeit ergriff, sah auch die Mnemonik wieder aufleben. Pastor Gräffe zu Göttingen war der Erste, der bei seinen im vierten Bande des „Katechetischen Magazins" (Göttingen 1801) über das Gedächtniß angestellten Betrachtungen auch die Mnemonik der Alten nach den bekannten Stellen in der Kürze abhandelte und erläuterte, und ihr die Nützlichkeit nicht absprach. Bald nach ihm trat Kästner auf, und gab eine „Mnemonik, oder System der Gedächtnißkunst der Alten" (Leipzig 1804) heraus, welcher noch mehre andere Werke folgten. Er bearbeitete jene einfachen Vorschriften zu einem weitläufigen System, das er mit sehr geschmacklosen Beispielen und praktischen Anleitungen ausstattete. Kaum war auf diese Weise die Mnemonik wieder bekannt geworden, so zeigte sich auch der alte Hang auf eine prahlerische und geheimnißvolle Art sie zu behandeln, sie als etwas Wunderbares und höchst Wichtiges zu verkünden, und eitler Ostentation vor dem großen Publicum zu fröhnen. Doch war Dies jetzt nicht so bereitwillig wie in vorigen Zeiten, die Mnemoniker als Wundermänner anzustaunen und ihnen Weihrauch zu streuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Buch der drei Schwestern. Gesammelte Erzählungen, Märchen und Novellen von A. von Sternberg. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs. 1847. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die anmuthige Einleitung stellt dem Leser in den drei vortragenden Schwestern die Erzählung, das Märchen und die Novelle vor. Die Erste, welche die „Geschichte" ihre Frau Base nennt, wählt sich zum Ritter Plutarch; das Märchen vertraut sich der Leitung des Straparola an, während die Novelle sich unter den Schutz des Boccaz begibt. Von diesen drei Schwestern soll eine jede zu den beifolgenden Büchern Etwas beigesteuert haben, und sollten wir auch Wenig von den Rittern der liebenswürdig plaudernden Damen verspüren, so ist A. von Sternberg's Name doch schon genügend um allen drei Schwestern als Ritter zu dienen, damit das Publicum geneigt sei sie als liebenswürdige unterhaltende Damen zu begrüßen. Man leiht ihnen willig das Ohr, während man sich freut ihnen nicht Herz und Hand bieten zu müssen; denn die Erzählerinnen sind

etwas frivol, dem heiligen Ernst des Lebens fremd, nur der Champagnerschaum des Genusses, ohne tiefes Eindringen in die ewige Wahrheit, doch für den Moment der Unterhaltung berechnet und gewiß auch dem großen Publicum welches nur diesen sucht deshalb genügend.

Die erste Novelle „Ida und Pauline" ist die am wenigsten werthvolle in der Sammlung; die zwei Schwestern, welche zuerst auf der Kindermaskerade auftreten, sind allzu umständlich in ihrem Kinderleben dargestellt, um den übrigens so schnell und lose skizzirten Lebenslauf zu motiviren. Das Kinderleben ist voll jener Verzerrung welche aus der Unkenntniß des Autors mit der Kinderwelt entsteht; wer das Kinderleben schildern will muß nicht gerade Familienvater sein, doch gewiß der Kinderwelt durch seine Liebe nahestehen. Andersen, Auerbach u. A. würden Misgriffe wie bei der hier beschriebenen Kindermaskerade nicht begehen; die ganze Novelle ist unerfreulich, die Verirrungen des gesellschaftlichen Lebens, der Jammer des Welttreibens ohne das große Motiv der Leidenschaft, die kalte überkrustete Lava, wo hier und da der Fuß einbricht und schwankt ohne das Feuermeer in seiner Glut, ohne das Krachen und Beben des Lava ausströmenden Berges. Daß die eine Schwester drei Männer hintereinander heirathet, sodann Malerin wird, ihr Vermögen vergeudet, sich zur Schriftstellerin macht und endlich ihren strengsten Kritiker bewirthet und mit ihm coquettirt, Demselben den sie auf der Kindermaskerade als Othello in die Nase gezwickt hatte, daß sie dann aus dem Dampfschiff herab in den Wellen ihren Tod findet, wahrscheinlich suchte: alles Das gibt Gelegenheit zu recht anmuthigen Scenen und Skizzen, wie Sternberg's Feder deren so leicht und gern hinzaubert. Aber man fragt warum? Man versteht nicht was er mit der Novelle wollte, nicht was der Leser damit soll; denn sie hat selbst für die momentane Unterhaltung zu wenig Gehalt: deshalb gehen wir schnell über zu

„Der rothe Zwerg", ein Märchen, und folgen dem Autor in ein buntes phantastisches Gewirr, welches in seiner farbigen Hülle manche Wahrheit zu geben beabsichtigt und manche weltliche Irrthümer auftischt, welche einem Theil des Publicums und vielleicht dem Autor selbst für Wahrheiten gelten mögen. Daß der kleine Glashügel auf dem Boden der Champagnerflasche „der Parnaß des Dichters" genannt wird, auf dessen Gipfel Muse und Grazien sitzen, wollen wir nicht widerlegen; der junge Autor Leon hat vergebens von diesem Begeisterung erwartet, und geht einen Contract mit dem rothen Zwerg ein, demzufolge er reich wird, das Leben genießen, Erfahrungen machen, Romane erleben und schreiben kann, wofür der Zwerg zu drei glücklichen Momenten die Leon sich bereitet dessen Körper borgen und den Genuß für sich nehmen kann. Diese Momente sind nun „ein Mittagsmahl", „die befriedigte Eitelkeit, einer geliebten Künstlerin als schönes Verbild zu sitzen", und „die Brautnacht mit der Geliebten". Letztern Moment erläßt der edelmüthige Dämon indeß, da die Braut selbst erklärt mit dem Körper des Zwerges vorlieb zu nehmen, wenn Leon's Geist darin wohnt. Die Ausführung des Märchens hat recht heitere, launige Schilderungen; die Episode des Unglücklichen welcher seinen Schlaf verkauft, sowie die des Armen der besoldet war um für einen Andern zu verdauen, sind reich an Humor; das Trinkgelag und der nächtliche Besuch des Trunkenen bei der tugendhaften Putzmacherin, und so manche andere Scenen, welche darthun sollen wie bunt die Lebensbilder sind die sich dem wohlhabenden, zu den Lebensgenüssen zugelassenen Romandichter erschließen, sind lebendig und anmuthig erzählt. Unangenehm berührt es Ref., daß der Zwerg eine so gemeine Seele habe, die nur die armseligsten Genüsse des Menschenlebens zu schätzen und für sich zu fodern wußte, während das geistreiche Märchen das Publicum so gut hätte belehren können über die höhern Genüsse des Autors, des hochbegabten Menschen. Ref. vermißt eben hier wie in allen Werken Sternberg's das tiefere Verständniß des Lebens, den heiligen Ernst der Anschauung. Die beiden folgenden Erzählungen: „Der Page Karl's des Großen" und „Die Todtenhand", genügen allen Erfodernissen der Erzählung; sie sind lebendig vorgetragen, fesselnd, spannend und jede in ihrer Art unterhaltend.

Der zweite Band beginnt mit „Physiologie der Gesellschaft. In Briefen eines Vaters an seinen Sohn. Ein Beitrag zu Knigge's «Ueber den Umgang mit Menschen»". Ref. las diese Briefe schon vor mehren Jahren in der „Urania", hält es aber doch für nöthig dem Leser Näheres darüber zu berichten, da derselbe berechtigt ist A. von Sternberg, als dem bevorzugten Dichter des Salons, Erfahrungen im Gesellschaftsleben zuzutrauen. Im Capitel über die „Jugendlichen Neigungen" wird die erste Liebe als ein „Impromptu des Herzens" bezeichnet, als eine Thorheit die man durchlebt haben muß. Bei der zweiten Liebe wird der Verstand mit hinzugelassen; man soll sich mit Bewußtsein der zärtlichen Schwäche hingeben. Hier darf kein Impromptu herrschen, Nichts muß dem Zufall überlassen bleiben, man will träumen und sagt dem Verstand, daß er erst um eine bestimmte Stunde wecken, bis dahin aber Acht geben soll, daß Niemand störe. „Zeig' dich unempfindlich und du wirst die Frauen um dich kämpfen sehen", doch soll der gelehrige Sohn nicht zu lange den Unempfindlichen spielen. „Zum Genuß gehört Hingebung; man borge von der ersten Liebe ihren ersten Reiz, ohne zugleich ihre Schwächen zu adoptiren." Als die zu der zweiten Liebe sich am meisten eignenden Frauen empfiehlt der Vater die Jungfrauen einer gewissen englischen Familie, welche im 18. Jahre sterben, aber bis dahin ein Wunder aller Schönheit mit seltener Reife der Sinne und Gefühlstiefe leben, sich und den Geliebten in die Metaphysik der Leidenschaften versenken und sterben ehe sie enttäuscht haben oder enttäuscht wurden. Im Capitel der „Freundschaft" wird letztere als ein Institut welches wie die Ehe auf praktische Vortheile gegründet ist bezeichnet; Vermögen, Stellung, moralischer und materieller Credit als die dem Freunde zugebrachte Mitgift genannt. Der erfahrene Vater nennt es eine Thorheit an die Existenz der Freundschaft zu glauben. Der vierte Brief handelt über die „Bereitung einer Hammelkeule", und gibt Regeln wie man ein guter und gesuchter Gast bei kleinen Diners wird. Manche dieser Lehren sind wirklich nützlich, z. B. die — nicht zu spät zu kommen und die Hungrigen warten zu lassen. Auch der Brief über den „Egoismus" enthält viel Gutes und Wahres, wenn man von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß das Ich immer die Hauptperson sein muß. In diesem Briefe heißt es unter Anderm: „Der ungeheuerste Luxus ist — eine eigene Meinung zu haben. Nur der Sonderling der in die Wüste flieht kann hier mit dem Besitzer von Millionen wetteifern; denn unermeßlich Viel und äußerst Wenig gibt allein das Recht sich von Andern abzusondern, und jede eigene Meinung ist eine Absonderung, ein hingeworfener Fehdehandschuh für die Welt. Wir, die wir weder Krösus noch Sonderlinge sind, müssen es mit der Menge halten, und ihr, indem wir den Anschein uns geben sie zärtlichst zu umarmen, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlagen." Und: „Der Egoismus des Weltmanns ist weich anzufühlen wie Sammet, er übertrifft an Glätte die Politur des schönsten Marmors und ist so gefügig wie ein kleiner Damenhandschuh."

Der sechste Brief handelt über „Geist, Witz und Persiflage" und gibt manche gute Anweisung; so auch der siebente Brief über „Das Urtheil der Welt", welcher folgendermaßen schließt: „Nachdem ich dir gezeigt, wie wenig man auf fremdes Urtheil zu geben hat, weißt du nun auch wie du mit deinem eigenen zu verfahren hast, überaus milde. Nie gelte dir eine Thorheit für eine Thorheit, so lange du noch einen sanftern Namen dafür hast. Da du überzeugt bist, daß stets das härteste und ungerechteste Urtheil über dich gefällt wird, so mache dir das Vergnügen das sanfteste Urtheil über Andere zu fällen. Dadurch erregst du Aufsehen, und wenn du das erlangt hast, so ist es Zeit scharfe Urtheile zu fällen, damit man dich nicht für einen Simpel hält. Diejenigen die nicht sehen wollen, muß man von Solchen unterscheiden die nicht sehen können."

Briefe über „die grobe und über die feine Impertinenz", über „die Ehe und das Whistspiel", über „die geselligen Formen", über „die Verleumdung", über „die kleinen Grimassen, Coquetterien und Caprice der Gesellschaft", über „die Schmeichelei" sind reich gewürzt mit Witz und scharfen Bemerkungen, welche alle darauf hinausgehen, die Menschen als eine erbärmliche Race und die sie bewegenden Gefühle und Gedanken als erbärmlich, dem Egoismus geweiht, darzustellen. Das Leben unter den Menschen wird als ein steter Kampf des Egoismus gegen Egoisten geschildert, und die heiligen Saiten welche in der Menschenbrust vibriren, die höhern über äußere Vortheile sich erhebenden Motive als unwahr, hemmend, dem Erdenglück hinderlich dargestellt. Ist der Standpunkt von welchem aus der Vater seinem Sohne geschrieben hat der richtige, so enthalten die vorliegenden Blätter allerdings gute und heilsame Lehren, und wer sie befolgt muß sein Glück machen unter den miserabeln Menschen als miserabler Mensch.

Einer der bessern und geistreichsten Briefe der vorliegenden Sammlung ist der über „Standesvorurtheil". Wir theilen die Charakteristik eines alten Aristokraten mit: „Wie man Jahrtausende nach den Stürmen der Urwelt in Eisklumpen verschlossen ein Mammuth auspackte, so wird man unter der Kruste der Formation der gesellschaftlichen Ueberreste ein Ding auspacken das man einen alten Aristokraten nennt. Man wird aus diesem seltenen Exemplar die ganze untergegangene Organisation der Urwelt zusammensetzen, und aus den Zähnen des alten Aristokraten und ebenso aus seinen starken Hufen wird man, ohne viel Scharfsinn zu verrathen, schließen, daß es ein Thier war das viel Schläge austheilte und dabei viel fraß. Aber die Notizen befriedigen die Phantasie nur halb, das Herz bedarf Mehr, die Sehnsucht verlangt ideale Bilder; da treten die Dichter hinzu und schaffen neue herrliche Palmbäume und Platanen, Blumenkelche, groß genug, daß eine zarte Pariserin darin ihr Wochenbette halten kann, urweltliche Vögel, die lange, bewegliche, farbenblitzende Schweife ringen, Flüsse, Berge, ein Himmel, Alles zauberhaft, buntschimmernd und balsamisch erquickend. In diese Welt setzen sie den alten glücklichen Aristokraten und lassen ihn nach Herzenslust darin herumtraben und junge Palmbäume wie Distelköpfe umhauen. Es tönt um den Alten das ewige Lied seiner Jugend; die Unterjochten singen ihm Preis, die ganze Welt ist eine Hymne auf seine Stärke und Kraft. Da taumelt der Alte siegestrunken und schläft im Orangenwäldchen ein, von einer urweltlichen Nachtigall eingelullt. Während er schlummert kommen die Fluten. Die Stellung der Gestirne ist eine andere geworden; die Jahreszeiten wie verwirrte Kinder durcheinander, die Naturkräfte revolutionniren, die Sonne besinnt sich auf ihre neue Stellung und feiert plötzlich, während die Rose ihre Gewänder ausbreitet, und dann brennt sie wieder siedend heiß, sodaß der Eiszapfen der sich eben gebildet hat in der größten Verlegenheit in tausend verwirrten Thränen wegschwimmt. Niemand weiß woran er ist. Alle Brunnen öffnen sich, und das Wasser geht auf Reisen; es besucht die berühmtesten Residenzen der Alten Welt und kauft die interessantesten Schätze an sich, die es in seinen geheimen Museen birgt, wo, wie in England, Niemand sie zu sehen bekommt. Endlich entwickelt sich ein neuer Zustand der Dinge. Eine Welt wird geboren, und Licht und Wärme umschmeicheln das Kind. Der Frühling kommt und plaudert ihm an der Wiege von seiner goldenen Zukunft vor; es gehen die Sonnenstrahlen wie geschäftige Engel, und trocknen die letzte Thräne von der Wange des Kindes. Unterdessen hat der alte Aristokrat noch immer nicht seinen Schlaf beendet. Die Fluten haben ihn hinweggespült, ohne daß er nur das Mindeste davon merkte, und als er endlich schlaftrunken die Augen öffnet, sieht er, daß er in einer Krystallhülse steckt, und durch dieselbe erblickt erscheint ihm die Welt umher sehr wunderlich. Ihn friert und er ist verdrießlich! Ein solches Geschöpf wäre der ehrliche Montaigne, wenn er heute wieder in die Welt träte; er als Urbild eines alten Aristokraten, treu seinem Gott, treu seinem Fürsten, treu der Ehre, voll Ehrfurcht für die Wissenschaft, entzückt von der Würde und den Reizen der Frauen, und so sicher in seinem Stolze, in der Unberührbarkeit seiner Stellung, daß er der Mildeste unter den Milden ist; kein Zug von Gereiztheit und Neid, kein Argwohn, kein Spott, keine bittere Witzelei, kein Spioniren! Später brüsteten sich die Ritter mit ihrer Ritterlichkeit, und da war die Zeit der echten schönen Mammuthe schon vorüber."

Und die Lehre an den Sohn schließt dieses Capitel, welches unvollendet gegeben ist, folgendermaßen: „Der Lebensepikurismus kennt keinen größern Feind als das Enge, Beschränkte, und was ist enger, was beschränkter als ein Vorurtheil? Darum ergötze dich und spiele mit Allem. Sei Aristokrat unter den Demagogen, ein Demagog unter den Aristokraten, ein Loyaler unter den Liberalen, ein Jakobiner unter den Royalisten. Fasse geistreich die verschiedenartigsten Gegensätze und löse sie alle in einer witzigen Pointe auf. Das Gebiet politischer Erfahrung ist so unbegrenzt, daß jeder Traum auf eine Zeit lang willkommen ist, den Abschluß der endlichen Resultate zieht erst das Jahrhundert, oft erst das Jahrtausend."

46.

Notizen aus England.

Die Derwischtänze.

Viscount Castlereagh schildert in seinem neuesten Reisewerke „A journey to Damascus through Egypt, Nubia, Arabia, Petraea, Palestine and Syria" (2 Bde.) die Tänze der Derwische im Morgenlande als Darstellungen von höchst widerlichem Eindrucke. Als der Reisende diesen frommen Gebräuchen beiwohnte, begannen die Ceremonien auf das Geheiß eines alten Mannes mit völlig weißem Haare, welcher der Obere der geistlichen Brüderschaft zu sein schien. Ein langer Gesang mit dumpfer eintöniger Stimme vorgetragen eröffnete die Feierlichkeit. Er schloß mit einem einige Minuten hindurch wiederholten gellenden Geschrei, wobei sich Alle auf die Erde beugten. Hierauf gingen sie auf und nieder, und zwar immer schneller, bis ihr Oberhaupt plötzlich seinen Takt änderte, in Folge Dessen sie mit einem verschiedenartigen und noch gellendern Schrei mit dem halben Leib gleichsam grüßend vorfielen. Stellung und Stimmen wurden danach aufs neue mehrmals gewechselt, bis die geistliche Uebung alles Maß überschritt, und sich Zeichen von Erschöpfung bemerklich machten. Aber ein neues Geheul gab ihnen neue Stärke, und fort ging es wieder im Hin- und Herreißen und völligen Toben, bis ihnen wie Rasenden der Schaum vor dem Munde stand, und sie in rasendem Chore brüllten und mit den Gliedern umherwarfen. „In der Moschee", erzählt der Berichterstatter, „herrschte ein dämmerndes Licht, welches von zwei elenden Fackeln ausging; die Mondstrahlen fielen zugleich auf die Trümmer hinter den Tänzern und machten das Schauspiel noch gespenstiger. Es glich dem Chor der Teufel in »Robert der Teufel«, und es schien als wollten die ungestalteten Mumien ihre Bande sprengen und sich den unheiligen Ceremonien beigesellen. Die Musik war jedoch keinesfalls von Meyerbeer. Die lichten Sterne glänzten über uns, und die dunkeln Umrisse der riesigen Säulen vermehrten die Wirkung des Schauspiels und vollendeten das Gemälde.

Besuch des Britischen Museums.

Nach parlamentarischen Angaben besuchten das Britische Museum während des vergangenen Jahres nicht weniger als 825,901 Personen. Von diesen besahen 750,601 die allgemeinen Sammlungen, 66,784 studirten die Bibliothek, [illegible] besuchten die Bildhauergalerie und 4390 die Druckerei; 52,287 gingen von da nach dem Tower. In der Nationalgalerie betrug die Anzahl der Besuchenden in demselben Jahre [illegible],140.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 295. —— 22. October 1847.

Ueber Mnemonik.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

6.

Im J. 1804 erscholl die Kunde von einer höchst wichtigen Erfindung eines münchener Gelehrten, des Freiherrn v. Aretin, und eine Schüler desselben, der Licentiat Duchet, begab sich auf Reisen, und legte die gewöhnlichen Proben eines außerordentlichen Gedächtnisses ab. Es erhoben sich aber viele Widersacher, und das Reisen nahm bald ein Ende. Inzwischen erschien eine Denkschrift des Hrn. v. Aretin selbst, in welcher er eine neue Methode der „Erinnerungswissenschaft" verkündigte, und sich zu jeder Wette über die praktische Darlegung der Vorzüge der Mnemonik vor jedem natürlichen Gedächtniß erbot. Er versprach die öffentliche Bekanntmachung seiner Methode, wenn sich eine hinreichende Anzahl von Subscribenten finde, deren Jeder vier Dukaten zahle. Diese fanden sich aber nicht; im Gegentheil äußerte man laut sein Misfallen, und beschuldigte Aretin der Geheimnißkrämerei und Gewinnsucht. Bald nachher erschien sein Werk „Ueber Mnemonik" (Sulzbach 1810) im bescheidenen Wege des gewöhnlichen Buchhandels zu billigem Preis, und der Herausgeber kam nicht nur von seinen übertriebenen Versprechungen zurück, sondern entschuldigte auch jenen hohen Subscriptionspreis mit der Absicht, ein großes Werk herausgeben zu wollen, dessen Bogenzahl damit im Verhältniß stehe. Aber Niemand glaubte Das; denn ein solches Werk von unnützer Weitschweifigkeit war nicht versprochen worden, sondern eine neue wichtige Methode. Das wirklich erschienene Werk enthält auch schon Ueberflüssiges genug; und wozu war erst ein Herold auf Reisen geschickt worden, der eine höchst wichtige Erfindung verkündigen mußte?

Während nun, wie ich mich selbst noch aus jüngern Jahren erinnere, große Erwartungen nach allen Seiten waren erregt worden, war Kästner der Erste der, nachdem er in die Aretin'sche Methode eingeweiht worden war, solche mit großem Eifer ergriff und vertheidigte. Er legte selbst öffentliche Proben ab, und kündigte auch Vorlesungen an, wobei er sich aber das Nachschreiben verbat, welches freilich für Mnemoniker sonderbar klingt, da schon das natürliche Gedächtniß bei begabten Zuhörern hinreichen mußte, den Inhalt der Vorlesungen aufzufassen und zu behalten. Auch Andere schenkten der verschollenen Mnemonik wieder ihre Aufmerksamkeit. Ein Hr. Klüber gab das Schenkel'sche „Compendium" (Erlangen 1804) mit Anmerkungen heraus. Es erschienen mehrfältig Aufsätze und Broschüren; auch kündigte ein Mechanikus Brummer zu Nürnberg eine ganz neu erfundene Gedächtnißkunst, die alle übrigen werthlos machen sollte, auf Subscription an, von der man aber Nichts weiter gewahr wurde. Kurz, die alte Schenkel'sche Zeit schien wieder erwachen zu wollen; doch konnten es die neuen Mnemoniker nicht zu solcher Bewunderung und zu solchen rauschenden Erfolgen bringen wie die ehemaligen, besonders da der Altmeister Aretin, der die Kunst so gründlich studirt hatte, die Erwartungen selbst gar sehr herabspannte. Er mußte nämlich gestehen, daß er eigentlich nichts Neues erfunden, sondern nur die Methoden seiner Vorgänger benutzt, vervollständigt und verbessert habe; er mußte auch zugeben, daß die Mnemonik nur da brauchbar sei, wo es darauf ankomme Dinge zu memoriren die das natürliche Gedächtniß nicht leicht, wenigstens nicht in der gegebenen Ordnung zu behalten vermöge; daß sie somit keine methodische Cultur des natürlichen Gedächtnisses bezwecke, und keineswegs geeignet sei bei Studien und Wissenschaften bedeutenden Nutzen zu schaffen. Er gab für seine verbesserte Methode drei Hauptregeln: 1) daß man die einzuprägenden Worte oder Gegenstände in Bilder verwandle (Symbolik oder Glyphographie); 2) daß man sich ein gewisses Bild vorstelle welches man nöthig habe um die einzuprägenden Gegenstände in einer gewissen Ordnung zu merken (Topologie); 3) daß man beide Bilder miteinander verbinde. Es gibt also zweierlei Bilder, Stoffbilder und Ordnungsbilder; und in der Verbindung beider besteht das Auswendiglernen des Mnemonikers.

1) Für die Wahl der Stoffbilder gibt Aretin allerlei Anweisungen; aber seine Beispiele sind sehr abschreckend, wie schon damals die Recensenten rügten. Das Wort Entomologie, als ein fremdartiges, soll man in seine fünf Sylben zerfällen, und diese in Bilder verwandeln, nämlich einer Ente, eines Topas, Morasts, Logis und Engels. Dann werden fünf Ordnungsbilder gewählt, und diese Stoffbilder damit verbunden. Er schlägt dazu die fünf Erdtheile vor, und ertheilt den Rath, die Ente sich in Europa, den Topas in Asien u. s. w. vorzustellen. Wer möchte wol das Ge-

dächtniß, diese freie Geisteskraft, in solche Folter spannen! Mit der Verwandelung der Zahlen in Bilder gab er sich große Mühe, und schlug allerlei Methoden vor: a) Er verwandelt den Realwerth der Zahlen mit Hülfe des Alphabets in Bilder, die sich aus den zusammengesetzten Worten ergeben; stellt auch ein Schema auf, wonach in der Horizontallinie die Vocale, und unter diesen die Zahlen stehen. In der Verticallinie sind die Consonanten aufgezeichnet; und wenn also die Ziffer 1 unter a und neben b steht, so bildet sich das Wort und Bild Ball. b) Er verwandelt auch die Ziffern in Buchstaben, und zwar so, daß diese gleich an die repräsentirten Zahlen erinnern; z. B. l in 1 (ein Strich). Aus den Buchstaben setzt er dann mittels einzuschiebender Vocale Worte zusammen. Auf diesen Grundlagen gibt er zugleich mehre Modificationen seiner Methoden. Es ist freilich nicht leicht eine Reihe von Zahlen ohne solche Hülfsmittel dem Gedächtniß einzuprägen; aber ich sehe auch nicht ein was es nützt das Gedächtniß mit Zahlen zu füllen, da wir durch das Mittel der Schrift sie uns jeden Augenblick vergegenwärtigen können. Einladend ist aber die Methode gewiß nicht gefunden worden, wonach man, um z. B. eine Jahrszahl zu behalten, dieselbe a) nach dem Realwerth in die Tabelle ordnet; b) mit Hülfe der zusammentreffenden Vocale und Consonanten jede Ziffer in ein Wort; c) jedes Wort in ein Bild verwandelt, und d) diese Bilder mit andern Bildern eines alphabetischen Schema verbindet.

2) Die Ordnungsbilder sind nach Aretin nöthig, wenn wir eine Menge einzelner Gegenstände in ihrer bestimmten Aufeinanderfolge uns merken wollen, und die Stoffbilder sind damit zu verbinden; sie erfodern also eine geläufige Ordnung, eine nothwendige Folgereihe, und genaues Einprägen derselben. Er verwirft hiermit die Wandplätze, und gibt dagegen verschiedene Methoden an sich Ordnungsbilder zu schaffen. Man soll Zahlenbilder dazu nehmen, d. h. Zahlen mit Bildern verbinden, namentlich mit solchen die mit den Ziffern Aehnlichkeit haben. Oder man soll sich solcher Bilder bedienen die in sich selbst schon ein Zahlenschema enthalten; wobei er wieder die alphabetische Methode zum Grunde legt. Er nimmt die nothwendigsten 20 Buchstaben des Alphabets nach ihrer Folge als die Anfangsbuchstaben gewisser Worte, fügt die Vocale und Diphthongen nach der Reihe hinzu, und zwar jeden als den ersten im Worte vorkommenden Vocal oder Diphthong, auf welche Weise er nach einem mitgetheilten Schema 200 Worte erhält. Wenn nun mittels der Anfangsbuchstaben und Vocale das Schema mit passenden Worten als Ordnungsbildern ausgefüllt ist, so repräsentirt sich im Gedächtniß leicht die Reihenfolge. Es müssen aber sehr geläufige und bekannte Worte sein, z. B. Namen von Personen, Orten, Thieren, Pflanzen u. s. w. Auch werden noch andere Modificationen für alphabetische Tabellen gegeben.

Die Erfindung der Ordnungsbilder vermöge des alphabetischen Typus war, wie wir oben sahen, schon früher bekannt, und Aretin hat die Methode blos erweitert und vervollständigt. Die verkündigte Wichtigkeit derselben hat sich aber nicht erprobt; denn schon die frühern Mnemoniker kehrten wieder zu den alten Ordnungsbildern zurück. Und nicht ohne Grund; denn wie schwer hält es z. B., nur 200 Namen nach den Anfangsbuchstaben welche das Schema aufstellt zu finden, die sämmtlich bekannt und geläufig wären! Wie verwickelt und complicirt ist die Methode gegen die der Alten, die auf einer einfachen Erfahrung beruhte; wie schwierig erscheint es, sich durch die erzwungene Verbindung zweier contrastirender Bilder, durch die geschmacklosesten Combinationen durcharbeiten zu müssen! Zwar lehrt Aretin, daß die Verbindungsmittel lebhaft genug sein müssen, um uns die Ordnungsbilder und Stoffbilder sicher hervorzurufen, daß die Handlungen welche man den Personen beilegt ihnen so natürlich und angemessen sein müssen, daß sie sich dem Gedächtniß willig einprägen lassen. Aber wie contrastiren hiermit die eigenen Beispiele die er uns vorführt. Nur Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten bringt in der Regel die Zusammenfügung hervor. Er will die Summarien der Bibelcapitel mnemonisch erlernen lassen, und findet bei Capitel 6 „Ankündigung der Sündflut, Bau der Arche", das Ordnungsbild Nr. 6 „Abällino". Er läßt daher den Abällino die Sündflut ankündigen, und den Bau einer Arche befehlen. Bei der Capitelüberschrift von der Sündflut selbst läßt er, da das Ordnungsbild „Astley" ist, diesen Spectakeldirector zu London mit seiner ganzen Truppe und allen Zuschauern bei einer allgemeinen Ueberschwemmung umkommen.

Wer möchte wol solche monströse Operationen vornehmen, um dem Gedächtniß Kenntnisse einzuprägen? Was aber die bekannten mnemonischen Kunststücke anbelangt, so haben ja alle frühern Mnemoniker, und selbst Kästner mit der alten Methode eben dieselben aufgeführt wie Aretin's Schüler Duchet mit Hülfe der neuern.

7.

Gleichzeitig trat auch in Frankreich ein Mnemoniker mit großem Geräusch auf. Gregor v. Feinaigle, ein ehemaliger Ordensgeistlicher, verkündete eine ganz eigene Methode als Resultat langjähriger Studien. Er legte öffentliche Proben ab, erwarb viel Geld auf seinen Zügen, und hielt zu Paris Vorlesungen. Seinen prahlerischen Vorgängern folgend versicherte er, daß er alle Schwierigkeiten der alten Methode gehoben habe, daß die seinige auf alle Wissenschaften anwendbar und sehr leicht zu erlernen sei; zugleich verpflichtete er aber seine Schüler zum Geheimhalten der erlernten Kunst. Er fand manche Bewunderer und Nachfolger, doch auch nicht wenig Gegner, die ihn mit Tadel und Spott verfolgten. Seine Methode wurde durch einen seiner Schüler und Gehülfen, Guivard, der nachher unter dem Namen Jean Didier in Italien umherzog und seine Kunst marktschreierisch lehrte, verrathen. Wir wollen den Inhalt andeuten. Nach der Methode der Alten nimmt er Bilder (Images) an, um Gegenstände vorzustellen, und Plätze (Lieux), um die Ordnung der Bilder zu behalten. Die Bilder sollen durch Lebhaftigkeit, Seltsamkeit oder

Contrast auf die Einbildungskraft wirken. Zu Plätzen soll man wirkliche und wohlbekannte Häuser wählen, die in verschiedene Quartiere gesondert, und nach einem festen Zahlenschema eingetheilt werden müssen, sodaß man leicht bestimmen kann, was für Zahlen an jeder Wand stehen, und wo jede zu finden ist. Die Plätze werden mit Ordnungsbildern angefüllt, und die Stoffbilder mit diesen in Verbindung gebracht. Um Zahlen zu behalten verwandelt man die Ziffern in Consonanten, und setzt mit Hülfe der fünf Vocale Wörter oder Phrasen zusammen, die man dann an die Plätze ordnet und mit den Bildern vereinigt. Man kann auch für alle Zahlencombinationen im voraus Wörter wählen.

Wir sehen somit, daß auch diese Methode von der der Alten nicht viel abweicht, und daß nur für die Ordnung der Plätze ein leicht zu übersehendes Zahlenverhältniß ist gewählt worden. Bei aller Mühe und Anstrengung brachte es Feinaigle nicht weiter als Aretin. Beide haben aber gleichmäßig versichert, etwas Neues und viel Besseres als ihre Vorgänger erfunden, auch allen bisherigen Schwierigkeiten gründlich abgeholfen zu haben. Sie zählen die Mängel der frühern Methoden auf, und fühlen nicht, daß sie dadurch doch das Mangelhafte ihrer eigenen Erfindungen mit anerkennen. Sie beseitigen dieses versteckte Zugeständniß aber durch prahlerische Versprechungen, und protestiren nur allzu viel gegen den Verdacht maschinenmäßiger Gedächtnißspielerei. Feinaigle sagt unter Anderm: „Je ne fais pas de la mémoire une machine, qui agisse sans qu'elle soit en mouvement par la raison. Je la facilite en la plaçant sous la domination du jugement, et je la fixe en réglant la fantaisie volage de l'esprit par des points sûrs, fidèles dépositaires de tous les objets. . . . La mnémonique est une méthode d'étudier; elle ne donne pas la science, mais les moyens de l'acquérir." Alle Mnemoniker haben von ihrer Kunst großen Einfluß auf die Wissenschaften versprochen, und hinterher sich nur auf einen geringen praktischen Nutzen oder auf Gedächtnißkunststücke beschränken müssen.

8.

Also auch diese neue Periode der Bearbeitung der Mnemonik hat keine Resultate gegeben. Neugierige fanden sich genug welche die Methoden aufgriffen; sie legten sie aber bald wieder bei Seite. Gegner erhoben sich auch; und es ist gewiß, daß die Sache für die Wissenschaften gar keine Folgen hatte. Die desfallsigen Versprechungen und Ankündigungen wurden bald als leere Prahlereien erkannt. Alle jene Schreier brachten es mit ihren vermeinten Erfindungen nicht weiter als die Alten, die sich ganz bescheiden der Mnemonik als eines rhetorischen Hülfsmittels bedienten, und doch ihren Gebrauch noch sehr beschränkten, indem schon Quinctilian sagte, daß der Fluß der Rede durch die doppelte Rücksicht auf das Gedächtniß gehemmt werde. Die Mnemonik erleichtert nur das Behalten abstracter Gegenstände, ganzer Reihenfolgen von Worten und Sätzen; weil man aber immer, aufgeregt durch blendende Versprechungen, zu große Erwartungen von ihr hegte, wurde sie bald wieder ganz verworfen, und auch da nicht als Hülfsmittel gebraucht, wo ein Cicero sie anwendete. Die Geschmacklosigkeit der Mittel schreckte zurück; und an Kunststücken hat nicht Jeder Gefallen, besonders wenn man erst einsieht wie sie gemacht werden.

Selbst Aretin prahlte, daß die Gedächtnißkunst Resultate hervorbringe deren das natürliche Gedächtniß nicht fähig sei; als Beispiele nennt er uns aber das Behalten synchronistischer Tabellen, sowie großer Reihen von Zahlen und Worten in jeder beliebigen Ordnung. Ist denn nicht das natürliche Gedächtniß, bei Fleiß und Uebung, noch weit bewundernswerther, wenn wir sehen, wie sicher und leicht man sich mehrer Sprachen und umfangreicher Wissenschaften, ohne alle mnemonische Künsteleien, bemächtigt? Immer behaupteten die Mnemoniker, daß ihre Lehre eine Methode sei das Gedächtniß nach seiner geistigen Kraft zu vervollkommnen und die natürlichen Gedächtnißanlagen zu stärken. Und doch ist es immer vorzugsweise nur die Uebung und Wiederholung die das Gedächtniß stärken; und diese sind beim künstlichen Gedächtniß ebenso erfoderlich wie beim natürlichen. Die Mnemonik ist nur ein sinnliches Hülfsmittel zum Behalten der Gegenstände, aber niemals eine Steigerung der geistigen Kraft des Gedächtnisses selbst. Sie war daher auch nie für die Wissenschaften vom geringsten Nutzen, wie einsichtsvolle Männer Dies stets einsahen. Erasmus von Rotterdam machte schon die Bemerkung, daß so wenig Jemand durch die Gedächtnißkunst gelehrt als durch die Alchymie reich geworden sei. Und Arnold Montanus, der im J. 1658 eine Ausgabe der „Colloquien" des Erasmus herausgab, fügt hinzu: „Id certe artem plane suspectam reddit, quod dum inventi fuerint, qui totos libros semel praelectos absque allucinatione reddere potuerint, nunquam tamen quisquam ex illo numero eruditionem adeptus sit." Wol haben wir kein Beispiel, daß unsere gelehrten Vielwisser sich der Mnemonik bedient hätten, oder daß Mnemoniker vorzugsweise Gelehrte geworden wären. Das Streben Derer die sich mit dieser Kunst eifrig beschäftigten, war immer auf Prunken und überraschende Kunststücke gerichtet, und wie sie auch von der Anwendung auf alle Zweige der Wissenschaften prahlten, so lehrten sie doch sämmtlich, bis auf Aretin herab, zugleich in einem besondern Capitel die Gedächtnißkunststücke zur geselligen Unterhaltung. Die Methode war aber immer dieselbe, nämlich ein künstliches Auswendiglernen, nicht ein Lernen das den Geist wissenschaftlich nährt.

Indem nun immer die gestellte Aufgabe die Schranken der Mnemonik überschritt, und Viele welche durch die Versprechungen gelockt wurden sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, warf man bald die ganze Sache wieder bei Seite, und verschmähte auch die kleine Hülfe, welche die Mnemonik in manchen Fällen zu gewähren im Stande war. So wurde denn abermals das Studium dieser Kunst bei Seite gelegt, und die ganze Literatur der Vergessenheit übergeben. Da aber die Vorzüge ei-

nes guten Gedächtnisses, Schnelligkeit, Treue und Umfang, für so viele Menschen höchst wünschenswerthe Gaben bleiben, so fehlte es auch nicht an einzelnen Versuchen, dem Publicum die Kunst sich ein gutes Gedächtniß zu verschaffen zu lehren, und dabei marktschreierisch auf seinen Geldbeutel zu speculiren. Verständige Männer wußten aber stets, daß nur Fleiß, lebhafter Eifer, Ordnung *), Methode und Uebung die Mittel sind das Gedächtniß zu stärken, und den Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfrage und Antwort.

Ein ungenannter Recensent meiner „Geschichte der Khalifen" in Nr. 146 d. Bl. äußert unter Anderm: „es gibt bessere, d. h. nicht nur umfassendere, sondern auch wegen ihres Alters zuverlässigere Quellen" als die von mir benutzten, und stößt damit die herkömmliche Meinung um, als seien die von mir auch angeführten Annalen des Tabari die älteste und umfassendste vorhandene Quelle, aus der alle spätern Geschichtschreiber geschöpft. Es war gewiß am Platze eine so wichtige literarische Aufklärung nicht so flüchtig hinzuwerfen wie unser anonymer Recensent thut; wir durften erwarten, daß er diesen Fund genauer bespreche, und Wege und Mittel angebe wie der Schatz zu heben sei. Der Unterzeichnete stellt daher an den Anonymus die bestimmte und öffentliche Anfrage: Wo sind die Originalquellen die älter und umfassender sein sollen als Tabari zu finden? Womit kann derselbe seine kühne und neue Behauptung beweisen? Er wird mit einer genauen und specifischen Antwort nicht nur den unterzeichneten Verfasser der Khalifengeschichte, sondern ebenso sehr bedeutendere und berühmtere Orientalisten wie er, denen dieser Fund noch unbekannt ist, zu lebhaftem Danke verpflichten; er wird aber auch wenn er schweigt, oder sich hinter anonyme Ausflüchte versteckt, den Verdacht erwecken, als habe er aus Bosheit oder eitler Prahlerei eine kecke unwissenschaftliche Behauptung aufgestellt.

Weil.

Wir müssen in der Erwiderung kurz sein, wie es der Zweck d. Bl. für Gegenstände aus dem hier zur Sprache gebrachten Gebiete verlangt. Da übrigens das Wagniß, auch eine auf gutem Grunde beruhende Ansicht zu haben, mit kühn, keck, prahlerisch, unwissenschaftlich und boshaft zugleich bezeichnet wird, so ist die ewige Seligkeit bereits einmal ohne Gnade verloren.

Obige gemüthliche Anfrage erledigt sich augenblicklich durch das Geständniß, daß es Niemandem einfallen wird Tabari, über dessen Alter und sonstige Eigenschaften der Recensent bereits vor 20 Jahren aus Reiske, Köhler, Wahl, Hamaker, d'Herbelot u. s. w. belehrt war, ehe Kosegarten und Dubeux ihn uns näher führten, und aus dem bereits Price nicht zu verachtende Auszüge mitgetheilt hat, jünger und weniger inhaltreich zu machen als er ist. Recensent kennt dessen Werth vollständig, und stellt ihn ebenso hoch wie Herr Weil. Wir haben ja aber nur Theile seiner Geschichte, wie eben in Berlin, wo noch das Meiste sich befindet, Band 5, 10, 11, 12. Da dächte Recensent wären recht artige Lücken die ausgefüllt sein wollten. Nun steht zwar die im J. 1844 in Konstantinopel im Druck vollendete türkische Uebersetzung, die fünf Theile zu einem Bande vereinigt, zu Gebote, und Das ist immerhin eine der nützlichern Unternehmungen der dortigen Presse; aber man weiß ja, daß der vierte Theil nur in seinen letzten Abschnitten und erst der fünfte Theil von 261 Seiten ganz hierher gehört. Das Verhältniß dieser Uebersetzung zum Originale ist ebenso wenig unbekannt, und schlägt nicht zum Besten aus. Kurz, Alles gestehen wir Herrn Weil in Betreff Tabari's zu, nur nicht das Unmögliche. Wir wissen auch was sich in Leyden, Paris, Oxford von Tabari in arabischer Rückübersetzung und persischer und türkischer Uebertragung befindet, nicht aber weiter unter den benutzten Schriften erwähnt wird.

Aelter als Tabari möchte das Buch der Eroberungen der Länder von Beladori sein, der um das J. 279 der Flucht, also etwa 30 Jahre früher als Tabari starb, und wovon das in Leyden befindliche Exemplar einen Band von 545 Seiten Grosquart füllt. Außer für Indien gibt dieses Buch noch Anderes her. Denken wir uns hier überhaupt nur die einschlagenden handschriftlichen Schätze Leydens, aus denen die Reiske, Schultens, Hamaker, Weyers ihr Bischen historische Kenntniß geschöpft haben und andere Männer dieselbe noch heute schöpfen, wie viel findet sich allein da für Benutzung zu einer Khalifengeschichte. Allein hierüber hat es auch Herr Weil gar nicht zu einem Zweifel kommen lassen, und wir deuten nur noch beispielsweise, um uns darüber zu beruhigen was zur Ausarbeitung eines Originalwerks mohammedanischer Geschichte herbeizuschaffen ist, auf die Verzeichnisse der von Hammer-Purgstall zu seiner osmanischen Geschichte benutzten Handschriften und darauf hin, daß Graf Munster behufs der von ihm projectirten Geschichte mohammedanischer Kriegskunde — ein ziemlich specieller Gegenstand — von europäischen Bibliotheken wenigstens drei mal mehr orientalische Handschriften vor sich hatte als Herr Weil zu seiner Khalifengeschichte.

Wir lassen Herrn Weil seine Genügsamkeit ohne unserer Ungenügsamkeit zu entsagen, und müssen daher auch von jeder weitern Gegenrede in alle Zukunft hin absehen. Die Dritten, wenn ihnen daran liegt, werden sich ihr Urtheil zu bilden wissen. 68.

*) Ordo est maxime, qui memoriae lumen affert. *Cic.*

Bibliographie.

Klassische Bibliothek des In- und Auslandes. 3ter Band Vermischte Schriften von G. A. Freih. v. Maltitz. Neue Ausgabe in 1 Band und mit einer Einleitung von C. A. Schloenbach. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Bopp, F., Die Kaukasischen Glieder des Indoeuropäischen Sprachstamms. Berlin, F. Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kym, A. L., Bewegung, Zweck und die Erkennbarkeit des Absoluten. Eine metaphysische Erörterung. Berlin, Bethge. Gr. 8. 10 Ngr.

Lachmann, C., Betrachtungen über Homer's Ilias, mit Zusätzen von *M. Haupt*. Berlin, Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Marheineke's, P., theologische Vorlesungen. Herausgegeben von St. Matthies und W. Vatke. 2ter Band. System der christlichen Dogmatik. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Murchison, R., E. v. Verneuil und A. v. Keyserling, Geologie des europäischen Rußlands und des Urals, bearbeitet von G. Leonhard. 1ste Abtheilung. Das europäische Rußland. Mit 1 Stahlstich. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr.

Volksbuch für das Jahr 1847, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit Beiträgen von C. J. Aschenfeldt, H. Biernatzki u. A. Herausgegeben von K. L. Biernatzki. 4ter Jahrgang. Altona, Lehmkuhl. 8. 15 Ngr.

Winter, K. F., Geschichte des Christenthums von seiner Entstehung bis auf unsere Zeit. Zur Beförderung und Befestigung des christlichen Glaubens und Lebens und zum Gebrauche für Schule und Haus. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 296. —— 23. October 1847.

Ueber Mnemonik.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

9.

Nachdem nun die Spielereien der Gedächtnißkunst beinahe gänzlich in Vergessenheit gerathen waren, und Niemand mehr an die Erlernung der Mnemonik dachte, tauchte sie plötzlich in Frankreich mit frischem Leben wieder auf. Besonders ernstlich beschäftigte sich damit Aimé Paris, ein Schüler Feinaigle's, der die Methoden seiner Vorgänger zu verbessern suchte, und seit dem Jahr 1823 nicht nur mehre mnemonische Werke herausgab, sondern auch öffentlich als Lehrer auftrat, und Proben seiner Kunst ablegte. Sein umfangreiches Lehrbuch hat sieben Auflagen erlebt. Das Hauptsächliche seiner Methode besteht darin, daß er die Ziffern durch Articulationen ausdrückt, auch die Worte in Laute und Articulationen auflöst. Er nennt die in einem Wort enthaltenen Articulationen das Skelett desselben. Das des Wortes Anthropologie z. B. ist: Te — re — pe — le — ge —.

Nach einem Schema, das er für die Ziffern gibt, ist in der Zahl 8841, 8 = F, V, 4 = R, 1 = T, D. Das Skelett: Fe — ve — re — te; und das daraus construirte Wort: Favorite. Auf die Chronologie angewendet möge ein Beispiel das Verfahren andeuten:

Jonas zu Ninive { 800 / fe — se — se / ve — ze — ze } Jonas reproche aux Ninivites leur conduite *vicieuse*.

An weitern Nutzanwendungen, namentlich auf Nomenclaturen, fehlt es nicht. Für die Nummern nimmt er points de rappel an; z. B. für 1 = toit. Dies angewendet auf die Reihenfolge der französischen Könige: 1) Pharamond, 420, und da die Articulationen dieser Zahl sich aus dem Schema bilden: 4 = R, 2 = N, 0 = S, Z, so entsteht das Wort Hargneuse; und die Aufgabe wird im Gedächtniß behalten durch die Formel: 1) Sous son *toit* resta rarement *Pharamond*, chef d'une nation *hargneuse*.

Dies wird genug sein um uns von dieser neuen laut gepriesenen Methode einen Begriff zu machen. Es folgten derselben zwei unter Don Miguel emigrirte Portugiesen, die Brüder de Castilho, die eine Mnemotechnik herausgaben, welche 1835 schon fünf Auflagen erlebt hatte. Sie reisten auch umher, hielten Vorlesungen, setzten die Welt mit ihren Gedächtnißkunststücken in Erstaunen, und geriethen zugleich, wie leicht vorauszusehen war, mit ihrem Vorgänger in heftigen Streit.

Noch Andere fühlten sich durch das Glück welches Aimé Paris machte, zur Nachfolge ermuntert; so ein Doctor Audibert, und ein Pole Jazwinsky, der aus den Methoden jenes Franzosen und Schenkel's ein modificirtes Verfahren zusammensetzte. Er legte einen Zahlentypus den er aus Quadraten bildete zum Grunde.

Während nun in Deutschland schon der Däne Reventlow als Lehrer der Mnemonik öffentlich aufgetreten war, meldete sich ein Veteran aus der Aretin'schen Schule als Mnemoniker, und gab heraus:

Mnemonik, oder Kunst das Gedächtniß nach Regeln zu stärken, und dessen Kraft außerordentlich zu erhöhen. Von Johann Grafen Mailáth. Wien, Mörschner. 1842. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dies wunderliche Buch, welches sehr splendid gedruckt ist, enthält nichts Neues, außer einigen Versuchen sich des Memorirens der Zahlen besser als die Vorgänger zu bemeistern. Sonst kennt der Verf. nur als letzte Resultate der Kunst Das was Aretin und Feinaigle lehrten, und er hat nach ihnen 30 Jahre sein Gedächtniß mit großer Selbstzufriedenheit geübt. Das Buch ist, was Geschichte, Literatur und Methode betrifft, aus Aretin's Werken entlehnt. Die Theorie zergliedert er in 110 meist sehr unwissenschaftlichen Sätzen; so sagt er z. B. in §. 21: noch kein Philosoph habe hinreichend erklärt wie die Eindrücke im Gehirn zurückblieben, welches gewiß Jeder ihm gern zugeben wird. Er erzählt dann auch von den Gedächtnißproben die er gibt, und wir sehen, daß es die gewöhnlichen mnemonischen Kunststücke sind. Der nützlichen Anwendung auf die Wissenschaften ist er ganz gewiß, und hält nach §. 98 600 Ordnungsbilder zu jedem Gebrauch für hinreichend; „und wer sie gelernt hat, kann eine oder zwei Wissenschaften mit unfehlbarer Gewißheit sich zueignen". S. 56 erfahren wir jedoch genauer, was der Graf unter Wissenschaft versteht. Die der er sein Leben widmete, ist die Geschichte. Er verbindet nun die Ereignisse des ersten Jahres mit dem ersten Bild seines Ordnungsschema, die Ereignisse des zweiten Jahres mit dem zweiten Bild. „So sind 100 Jahre gelernt, ohne daß man sich mit

den Jahrszahlen plagen mußte, denn das Ordnungsbild ist zugleich die Jahrszahl." Eine schöne Geschichtskenntniß! Wer möchte wol solchen Notizenkram den wissenschaftlichen Studien anreihen wollen?

10.

Auf jenes Werk folgte das des Candidaten der Philologie Karl Otto Reventlow *):

Lehrbuch der Mnemotechnik, nach einem durchaus neuen auf das Positive aller Disciplinen anwendbaren Systeme. Von Karl Otto Reventlow. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Titel verkündet schon den Anspruch: die Kunst in ein neues Stadium geführt, und sie zur möglichsten Vollkommenheit gebracht zu haben; die von Selbstgefälligkeit und Anmaßung strotzende Vorrede sagt aber geradezu, daß aus den bisherigen Versuchen kein reeller Werth für die Wissenschaft erwachsen sei, daß nur Speculanten sie zu ostensibeln Kunststücken gebraucht hätten, daß des Verf. Methode dagegen nun eine wesentliche Lücke des Unterrichts ausfülle. Wir wollen daher in der Kürze uns zu überzeugen suchen, was der Verf. für die Mnemonik, die er nach dem Beispiel der Franzosen mit dem falschen Ausdruck Mnemotechnik bezeichnet, wirklich geleistet hat.

Das Werk beginnt mit einer Geschichte und Kritik. Das Geschichtliche gibt uns aber nichts Neues, und die Kritik wirft blos alles Vorhergegangene als unbrauchbaren Plunder über den Haufen. Es ist ebenso von Quinctilian'schem als Aretin'schem Unsinn sehr häufig die Rede. Die bisherigen Mnemoniker haben, wie sie auch mit großem Geschrei Neues verkündeten, doch nur aus der Methode der Alten geschöpft, und diese war lediglich Symbolisirung des zu Behaltenden, und Verbindung mit den Plätzen, weshalb man sie nur auf das Einprägen von Reihen von Namen oder Sachen, überhaupt auf das Merken einer gewissen Aufeinanderfolge, beschränken mußte. Indem der Verf. nun (S. 87) auf sein eigenes System kommt, erzählt er, daß der Aretin'sche Unsinn ihn zuerst auf das Studium der Mnemonik geführt habe. Er modificirte und combinirte die vorgefundenen Systeme, und brachte es zu einer Fertigkeit, die sich nach seinen Worten fast immer auf Kunststücke beschränkte; er konnte aber dieselben auf das „Positive der Wissenschaften" nicht anwenden, wenn die Anzahl des Gegebenen etwas größer war, wogegen seine jetzige Methode in Bezug auf das Quantum des zu Behaltenden keine Grenzen kennt.

Wol wundern wir uns, daß er mit einer so unvollkommenen Methode, die blos zu Kunststücken taugte, schon zu Anfang des Jahres 1840 sich auf Reisen begab, und als Lehrer der Mnemonik auftrat; und wir werden unwillkürlich auf die Sympathien mit Murner, Schenkel und Consorten geleitet. Er nennt es sodann eine Veranschaulichung des Entwickelungsgangs seiner Studien, wenn er uns 21 glänzende Atteste von Schulvorständen abdrucken läßt, voll von großer Belobung, Verwunderung und Anerkennung, in Erwartung künftigen bedeutenden Nutzens. Die Schulmänner freuten sich, daß ihre Schüler so schnell auswendig lernen konnten; bei Licht betrachtet waren es aber Nichts als die alten Kunststücke die er ihnen beibrachte. Das Auffallende ist, daß mehr als die Hälfte der Atteste aus der Periode herrührt, wo er noch der Aretin'schen Methode folgte, indem er erst zu Ende des Jahres 1841 mit seinem neuen System auftrat, sämmtliche Atteste aber durchaus keinen Unterschied der alten und neuen Methode, und der Vorzüge der letztern andeuten, indem über die Resultate nach beiden Methoden gleich anerkennend gesprochen wird, sowie auch die abgelegten Proben immer dieselben sind. Nur Dr. Mönnich, Director der Handelsschule zu Nürnberg, gibt einige nähere Andeutungen wenn er sagt, daß die Kraft des Gedächtnisses, wie die Methode beweise, nicht auf dem mechanisch-materiellen Grundsatz der Wiederholung allein beruhe, sondern auch, und weit mehr, auf der Verstandesoperation des Vergleichens, Beziehens, Vergesellschaftens des Gleichartigen, Aehnlichen und Widersprechenden. Das letzte Attest ist vom 7. Mai 1842, und Hr. Reventlow sagt, er sei seitdem immer öffentlich aufgetreten; um aber einen Begriff davon zu geben in welcher Ausdehnung sich sein Princip anwenden lasse, auch allen leeren Raisonnements unumstößliche Thatsachen entgegenzusetzen, wolle er uns aufzählen, was er gewöhnlich zum Gegenstand seiner Proben mache. Wir blicken noch einmal auf das Titelblatt, wo vom Positiven aller Disciplinen die Rede ist, und erstaunen mit Recht, wenn wir erfahren, daß dieser Mnemoniker eine Anzahl Namen, Zahlen, Sätze, die ihm ein bis zwei mal vorgesagt werden, in jeder beliebigen Ordnung zu recitiren weiß; daß er Tafeln mit 20,000 Notizen herumreichen, und dann sich daraus fragen läßt. Es sind Einwohnerzahlen von mehr als 500 Städten, Titel der Pandekten, Datum einer Anzahl Schlachten und dergleichen Dinge, die man überall, wenn man sie bedarf, in seiner kleinen Handbibliothek bequem nachschlagen kann.

Das sind doch fürwahr die alten wohlbekannten Gedächtnißkunststücke, zu denen es die frühern Mnemoniker stets ebenfalls brachten. Aber wir kommen nun zur Methode selbst (S. 119), die sich nach einer Einleitung von zwei Seiten gleich zu der praktischen Ausführung wendet. Der Grundsatz wird an die Spitze gestellt, daß man Das am leichtesten und dauerndsten behält was man begriffen hat, was zum Gedanken geworden, und in unser Bewußtsein übergegangen ist. Die Gedächtnißoperationen werden daher auf die Verstandesoperationen des Abstrahirens, Reflectirens, Vergesellschaftung des Homogenen und Heterogenen, des Harmonirenden und Contrastirenden reducirt. Nichtbegriffe, nämlich Zahlen und Laute, von denen wir eben keine andern Beziehungen als numerische und Lautbezeichnungen kennen, werden nach einer bestimmten allgemeinen Regel in Begriffe verwandelt. Und in dieser Transformation der Nichtbegriffe besteht das Künstliche, der Mechanismus

*) Diesen angenommenen Namen hat er später fallen lassen, und nennt sich nun K. Otto.

der Methode. Man muß sich dabei die Fertigkeit erwerben einen gegebenen Begriff in seiner Mannichfaltigkeit zu überblicken, um aus seinen Beziehungen einen Anhaltspunkt für die Verbindung mit einem zweiten gegebenen Begriff herauszusuchen.

Hiermit geht der Verf. sogleich auf das Praktische über, und zeigt uns 1) wie er Zahlen, wenn sie mit andern als Zahlenbegriffen verbunden werden sollen, in Begriffe verwandelt. Er gibt ein Schema der Substitutionen für die Zahlen, indem Buchstaben einen Zahlenwerth erhalten, und aus diesen ein Wort gebildet wird welches numerisches Wort heißt. Nur die drei ersten aus dem Schema sich ergebenden Consonanten haben eine Bedeutung, die Vocale gar nicht. 2) Namen von denen keine speciellen Beziehungen bekannt, die uns nur begriffslose Laute sind, werden ebenso behandelt, nämlich die phonischen (phonetischen?) Analogien werden als Anhaltspunkte bei der Verwandelung der Namen in Begriffe benutzt. Hat man nämlich ein analoges, einen Begriff bezeichnendes Wort substituirt, so wird man, so oft der Name vorkommt, mit Leichtigkeit auf die Analogie kommen, weil sie im Namen selbst enthalten ist.

Diese Lehrsätze werden in den folgenden Paragraphen sogleich auf wissenschaftliche Gegenstände angewendet, nämlich Chronologie, Verwandelung der Monatstage in Begriffe, Statistik, Einwohnerzahl der Städte, Berghöhen, Zollvereinsgegenstände, Chemie, Capitelsummarien, Bibliologie und Astronomie. Um aber die Sache anschaulich zu machen, nehmen wir ein Beispiel aus der Chronologie: Ninive, Jahr 800. Beziehung: zügelloses Leben der Niniviter. Das Jahr 800 ist nach dem Schema = h — l — e. Als numerisches Wort wird gewählt: heillos. Aus der Periode nach Christus nehmen wir auch ein Beispiel: Heinrich I. der Vogler starb 936. Beziehung: tapfer. Die Zahl: k — m — p. Das numerische Wort: kämpfen. Der Verf. erzählt, einer seiner Schüler habe die 462 Artikel des würtembergischen Strafgesetzbuchs (nämlich die Summarien) in zwei Stunden sich angeeignet, und würzt diese Notiz mit folgender Bemerkung: „Derselben Thatsache erwähne ich aus dem Grunde, um gewisse Faullenzer zum Schweigen zu bringen, die in der Hoffnung, vermöge einer Art nürnberger Trichter Alles in ihren Schädel hineingießen zu können, über den Zeitaufwand und die Anstrengung dieser Methode Lärm machen.“ Das ist gewiß prahlerisch genug; fein wird es Niemand finden, und der große Nutzen ist nirgend zu erkennen.

Von Nomenclaturen wird S. 217 gehandelt. In der Combination zweier Begriffe besteht auch hier die Aufgabe. Die Combinationen müssen bei einer Reihe das Ganze wie eine unzertrennliche Kette durch die media zusammenhalten; der Gedanke an den ersten Begriff muß nothwendig den an den zweiten hervorrufen, z. B. Elektromagnetismus, Wagner, Frankfurt, Attentat, Flüchtlinge, Schweiz u. s. w. So kann man bei Regentenreihen die Bezeichnungen für die Namen so wählen, daß zugleich die Jahrzahl der Thronbesteigung oder des Todes darin ausgedrückt ist. Der Verf. gibt die Reihe der würtembergischen Herzoge, und wir nehmen ein Beispiel heraus: Ulrich starb 1550. Beziehung: zwei mal landflüchtig. S — sch — l = Ausschließen. Dem Mnemoniker ist Nichts unmöglich. Seine Methode ist zu Allem zu gebrauchen, und so lehrt auch Hr. Reventlow noch das Einprägen von zusammenhängenden Perioden, Gedichten, Anekdoten u. s. w. Man braucht nur jede einzelne Periode auf einen einzigen Satz, und diesen wieder auf einen einzigen Begriff zu reduciren, diese Begriffe aber miteinander zu verbinden. Er gibt ein Gedicht von sieben Strophen, das er auf sechs Worte reducirt; sowie er für eine Anekdote ein einziges Schlagwort substituirt. Auch Vocabeln aus fremden Sprachen kann man sich nach seiner Methode einprägen, wenn man nur dieselben mit lautähnlichen, Begriffe bezeichnenden Wörtern aus einer bekannten Sprache vergleicht, z. B. das lateinische Wort Hasta mit dem deutschen Wort Haß verbindet. Wir beneiden gewiß Niemand um solche Gedächtnißübungen.

Zuletzt lehrt der Verf. noch „mnemotechnische Erholungen“, nämlich: wie man eine Reihe von Namen sich einprägen kann, daß man zu jedem Namen die Nummer, und zu jeder Nummer den Namen anzugeben weiß; dann mehrfaches Dictiren und Anwendung auf das Behalten der Schachzüge. Das ist das eigentliche Feld prahlerischer Schaustellungen und Ostentationen, womit die Mnemoniker auf ihren Reisen das staunende Publicum blenden. Um eine Reihe Namen nach ihren Nummern zu behalten, benutzten die alten Mnemoniker die Ordnungsplätze. Der Verf. setzt 100 stereotype Begriffe, die er so wählt, daß die ersten 9 mit Vocalen, die folgenden 91 mit Consonanten anfangen. In den mit Vocalen anfangenden Worten zählt dann übereinstimmend mit dem Zahlenschema der erste Consonant, in den mit Consonanten anfangenden die zwei ersten Consonanten. Ist nun eine Reihe Namen oder dergleichen gegeben, so darf man nur diese oder die dafür substituirten Begriffe mit jenen stereotypen Begriffen in Verbindung bringen. Wie gering ist doch hier der Unterschied der Spielerei im Verhältniß zu der alten, namentlich der Aretin'schen Methode. Diese combinirt zwei Bilder, und jene zwei Worte.

(Der Beschluß folgt.)

Eine gemischte Gesellschaft. Zeitroman. Von Einem aus ihrer Mitte. Breslau, Kern. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verleger hat sich in einigen Annoncen, die Rec. hier und da zufällig zu Gesicht bekam, die Freiheit genommen diesen Artikel unter der Rubrik: 'Höhere Belletristik! anzuzeigen; gewiß nicht die bestgewählte Art uns von vornherein zu überreden, daß das Buch in diese Sphäre gehöre. Es hätte sich eine viel bessere Bezeichnung auffinden lassen, denn wirklich trägt der Roman, was sonst nicht oft der Fall ist, einen ganz bestimmten Charakter an sich; man könnte ihn mit den englischen Familienromanen zusammenstellen, wie sie etwa Miß

Grace Kennedy geschrieben hat, an deren „Dunallan" wir erinnern, wenn man im Allgemeinen den Ton, die Haltung und auch wol den Zweck des Ganzen veranschaulichen will. Auch findet sich (worin sonst gewöhnlich der Unterschied zwischen derartigen verwandten Productionen liegt) wirkliches Talent für die Darstellung und Charakterzeichnung, ungefähr in demselben Maße wie die englische Dame es gezeigt hat. Pathos steht nur zu Gebot, und anziehend sind nur diejenigen Gestalten mit denen die Verf. selbst sympathisiren kann; denn daß das Buch von einer Frau geschrieben ist, fühlt man bald heraus, wenngleich nicht an hervorstechenden Fehlern. Was diesen „Zeitroman" übrigens denn doch eine Stufe niedriger als die Familien- und Sittengemälde der Kennedy stellt, ist eben der Umstand, daß es ein Zeitroman ist, der mancherlei Interessen des Tages berührt und manche Gestalten und Begebenheiten des modernen Lebens aufnimmt, ohne doch auf der Höhe der Zeit zu stehen und das wesentlich Moderne herausfühlen zu können. Von der Bedeutung der religiösen Bewegung ist keine Ahnung da, die Verf. kennt in ihr nur den Zwist der protestantischen und katholischen Confession, welchen sie in mannichfacher Art mit der Geschichte verwebt, in einigen nicht übel gelungenen Gestalten vorführt, und dann auch zu vermitteln sucht. Wir geben ein Beispiel von den Gestalten und der Vermittelung.

„Sigismund hatte sich als denkender Katholik, dem die Interessen seiner Kirche nicht fremd und außerhalb des Gebiets seiner wissenschaftlichen Sphäre lagen, mit der Cölibatfrage, die als Zeitfrage wieder einmal in Schwebe stand, beschäftigt, und den Stimmen für und wider sein Ohr geöffnet. Für beide fand er in dem Erzpriester Bertram und dem Pastor Arnold vertretende Persönlichkeiten, und wenn er den Letztern so verehrt und geliebt in seinem Familienkreise, geliebkost von Frau und Kindern gesehen und nicht gefunden hatte, daß er dadurch in seiner Amtsthätigkeit, in der Freudigkeit seines Berufs behindert ward, dachte er: die armen katholischen Priester sind doch zu bedauern, daß ihnen das Glück der Ehe, der Vaterfreuden versagt ist! War er aber wieder Beobachter des priesterlichen Stilllebens in der Häuslichkeit des Erzpriesters, des darin waltenden harmlosen Friedens, der ruhigen Freude, der geistigen Liebe, die darin als göttliche Hüterin der Glückseligkeit waltete; sah er wie die Mutter, die Schwester des Erzpriesters mit Andacht an seinen Blicken hingen, allen seinen Winken zuvorkommend begegneten, und kein Zug in seinem liebevollen Johannesantlitz auf ein unbefriedigtes Herz schließen ließ: dann dachte Sigismund wieder: nein, wenn alle katholischen Priester Bertram glichen, sich eine Häuslichkeit wie dieser zu bilden verständen und vermöchten, dann wären sie wahrlich nicht zu beklagen, daß ihnen das Cölibat auferlegt ist."

Man sieht, principielle Fragen werden mit einer gewissen praktisch christlichen Humanität behandelt, und durch die Betrachtung: wie man doch in jeder Form ein ganz guter Mensch sein und Gutes wirken könne, beseitigt. Die Hauptfrage, um die sich in dieser aus Ministern, Schauspielerinnen, Lieutenants, vornehmen Damen, protestantischen und katholischen Geistlichen „gemischten Gesellschaft" alle Verwickelungen und Ereignisse drehen, ist die Frage über die Ehe; und in den verschiedenen Conflicten ist ein gewisser Adel des Moralischen ganz gut als das maßgebende Princip festgehalten. Das Motto aus Jean Paul lautet: „Es ist nicht einmal Pflicht zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht sich Nichts zu vergeben, auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden, Ehelosigkeit nie durch Ehrlosigkeit zu vermeiden."

Das Buch verdient unter seinesgleichen wol eine Empfehlung als Lecture für junge Mädchen und Familienmütter, es genügt solchen Ansprüchen, und hätte nur nicht die Absicht haben müssen ein Zeitroman zu sein. 124.

Ein englischer Ausspruch über Auerbach.

Das Erscheinen einer englischen Uebersetzung von Auerbach's „Dorfgeschichten" („Village tales from the black forest, by *Berthold Auerbach*, translated from the German by Mete *Taylor*", London 1847) gibt einem Kritiker im „Atlas" Gelegenheit sich folgendermaßen zu äußern: „Seit vielen und langen Jahren hat Deutschland keine Dichtung in Prosa hervorgebracht welche neben dieses einfache, classische Buch gestellt zu werden verdiente. Aber auch die jüngsten Erzeugnisse Frankreichs und Englands bieten nur Weniges das sich damit eng vergleichen ließe, ohne beim Vergleiche zu verlieren. Wie hoch immer in anderer Hinsicht die geistige Thätigkeit unserer Zeit stehe, für diese Classe der Literatur hat sie keine gesegneten Tage. Plattheit und Monotonie haben sich eingedrängt und behaupten den Markt. Schriftsteller die uns früher entzückt haben sich und Andere so oft wiederholt, den alten Stoffvorrath so rein verbraucht, daß ihre Kunst zum Handwerk ausgeartet, ihre besten Situationen und Effecte zu Gemeinplätzen geworden sind. Wir besitzen und erhalten ununterbrochen historische und romantische Novellen, Romane aus allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, philosophische, ästhetische, politische, religiöse und satirische Romane, genug den Hungrigsten zu sättigen. Gebt uns keine mehr oder gebt uns darin etwas Neues, etwas Originelles, das Leben aus frischen Gesichtspunkten. Scharfe Gewürze thun es länger nicht; wir haben deren bereits zu viele verschluckt. Was wir bedürfen ist andere Luft, andere Diät. Nichts Geringeres vermag unsern stumpfen Appetit zu schärfen. Der außerordentliche Begehr nach Miß Bremer's Romanen, trotz der vielen auffallenden Mängel an welchen sie kränkeln, ist eine bedeutungsvolle Thatsache, die gleichzeitige Schriftsteller wohl beachten sollten. In eine kleine Gesellschaftswelt, englischen Lesern ebenso fremd und ebenso eigenthümlich und malerisch wie der Schauplatz der schwedischen Skizzen, führt uns Auerbach ein. Er behandelt seinen Gegenstand ebenso genial wie die Bremer, nur meisterhafter. Das Vollendete seiner Kunst ruht in der Zartheit und zugleich Festigkeit der Zeichnung einfacher Wirklichkeiten, in der überaus glücklichen Verbindung des ideal Graziösen mit strengster Treue. Dabei beweist er in vollem Maße die Nüchternheit und Selbstentsagung ohne welche Niemand ein großer Künstler werden kann. Er übertreibt nicht, gefällt sich nie in fremdartigem Prunk und Flitter, opfert nie die Bescheidenheit der Natur der Eitelkeit des Autors. Erwarte Niemand von ihm haarsträubende Ereignisse, fein gesponnene Intriguen oder so kunstvolle Caricaturen, daß sie wie Charakterisirung aussehen. Statt Dessen zeigt er das Tagesleben seines Dorfes, die Einwohner in ihrer üblichen Kleidung und gewöhnlichen Sprechweise; erzählt ihre kurzen und schmucklosen Geschichten, macht mit ihrer Persönlichkeit so vertraut, als kenne man ihre Personen, und veranschaulicht die Art wie die seßhaften deutschen Bauern mit- und untereinander leben, zehn mal besser als Alles was von Reisenden und Dichterlingen darüber geschrieben und veröffentlicht worden ist." . . . . 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 297. —— 24. October 1847.

Ueber Mnemonik.
(Beschluß aus Nr. 296.)

11.

Was ist nun das Resultat dieser vielgepriesenen und vielversprechenden neuen Methode der Gedächtnißkunst, mit welcher Reventlow durch die Welt zieht; wie unterscheidet sie sich von der seiner Vorgänger? Fürwahr, sie ist doch Nichts als nur ein kleiner Fortschritt im Technischen der Methode, Etwas auswendig zu lernen. Und auch Dies war, wie die obigen Beispiele beweisen, durch Aimé Paris hinlänglich vorbereitet. Statt der Bilder, statt der Plätze, statt des Zahlentypus und jener geschmacklosen Combinationen werden Zahlen in Schlagwörter verwandelt, die eine Beziehung zur Sache selbst haben, und also durch ihre Bedeutung schon dem Gedächtniß auf eine natürlichere Weise zu Hülfe kommen als durch die Combinationen von Bildern und Plätzen, oder Bildern und Bildern. Auch Folgen von Namen und Gegenständen werden, statt der Locirung, angemessener durch deutsame Beziehungen aneinander gereiht. Also Nichts als Ideenassociationen, die alten wohlbekannten Gedächtnißhülfsmittel. Wo bleibt der Gewinn für die Wissenschaft? Wer ganze Massen von Zahlen, Regentenreihen, Register aller Art im Kopfe hat, kann er sich rühmen in der Wissenschaft fortgeschritten zu sein? Ist etwa ein neues wissenschaftliches Princip für die Seelenkraft des Gedächtnisses aufgestellt worden? Ich finde keins; was von den Grundlagen des Gedächtnisses gesagt wird, ist nur das allgemein Anerkannte, von dem auch die frühern Mnemoniker ausgingen.

Gewiß ist Etwas das ich vollkommen begreife, am leichtesten im Gedächtniß zu behalten; wenn ich aber Zahlen in Buchstaben verwandle, und aus diesen Buchstaben willkürlich ein Wort bilde, so habe ich doch schwerlich die Zahl in einen Begriff verwandelt, sondern ich habe nur nach aufgestellten Regeln ein Wort gesucht das die Zahl auf eine sinnliche Weise wieder in mein Gedächtniß zurückruft. Ebenso, wenn ich einen Namen, der mir Nichts bedeutet, mit einem mir bekannten phonetisch-analogen verbinde. Nur in der praktischen Methode ist also eine Abweichung gegen das bisherige Verfahren vorhanden. Was aber das Verwandeln der Nichtbegriffe in Begriffe genannt wird, ist nichts Anderes als daß der Nichtbegriff, das Abstracte, das dem Gedächtniß keinen Anhaltpunkt bietet, nach gewissen Regeln mit einem begreiflichen, dem Gedächtniß geläufigen Gegenstande verbunden wird, um es so vermöge der Ideenassociation dem Gedächtniß zu erhalten.

Das ist nicht zu leugnen, daß die von Reventlow erleichterte und vervollkommnete Methode unter den bisherigen als die zweckmäßigste erscheint um Zahlen zu behalten; denn das Behalten derselben an sich ist eine schwierige Operation. Die Zahl und die Sache wozu sie gehört, lassen sich durch den Verstand nicht combiniren. Wenn wir nun den Buchstaben auch einen Zahlenwerth geben, sie so doppelt benutzen, und Dasjenige was in einer Verbindung mit der Zahl steht mit Worten, und dadurch mit Begriffen combiniren welche die Zahl nach dem festgesetzten Zahlenwerth der Buchstaben enthalten, so ist dadurch ein großes Hülfsmittel für das Gedächtniß gefunden. Die übrigen Nutzanwendungen sind aber alle nur analoge Methoden für jenes Verfahren, und der Nutzen ist von wenigem Belang. Denn ich erkenne im Ganzen immer nur ein Mittel, Zahlenverhältnisse, Worte, Namen zu behalten; für die Wissenschaften selbst sind alle diese Operationen erfolglos. Uebrigens reist Hr. Reventlow noch immer umher und findet Bewunderer. Ich aber wünsche, daß der mnemonische Unfug endlich einmal sein Ende möchte erreicht haben.

12.

Das neueste Werkchen über Mnemonik ist:

Reventlow und die Mnemonik, und die Mnemonik und die Schule. Von Karl Wilhelm Rauck. Kottbus, Meyer. 1844. 8. 7¼ Ngr.

Hr. Rauck ist durch Reventlow auf die Mnemonik geführt worden, und hat sich, wie es scheint, um die frühern Methoden nicht bekümmert. Er hat es nur mit den Leistungen des Genannten zu thun. Aber, als ob etwas Dämonisches dieser Kunst beiwohne, auch diesen Einzigen faßt er sogleich mit der heftigsten Leidenschaft, und bekämpft ihn aufs feindseligste, wie alle übrigen Mnemoniker stets thaten. Reventlow suchte alle Vorgänger zu vernichten; hier findet er seinen Mann, der es ihm womöglich noch ärger macht. Aber nicht die Methode selbst ist es die dieser verwirft, er behauptet nur,

daß sie gar nicht sein Eigenthum, sondern von Aimé Paris entlehnt sei.

Durch Reventlow kam aber unser Verf. zuerst auf das Studium der Mnemonik, und lehrte sie auch seinen Schülern. Er bestreitet die Anwendbarkeit auf das Positive aller Disciplinen und erklärt Das für Prahlerei; dennoch hält er diese neue Methode für eine höchst wichtige und beachtenswerthe literarische Erscheinung. Man könnte, meint er, das Princip dieser Methode statt des Repetitions- und Localitätsprincips das der Cohärenz nennen. Denn es sei ein Grundgesetz des Gedächtnisses, daß, was sich unserm Geiste, unserer Anschauung in einer nothwendigen Verbindung oder einer dasselbe auf irgend eine Weise bedingenden Gesellschaft dargeboten habe, auch später in der Erinnerung nicht allein komme, sondern in der alten Gesellschaft. Das Behalten sei nicht durch die Repetition bedingt, sondern diese diene nur das Band der Verbindung fester zu knüpfen.

Die Verwandelung der Zahlen in Buchstaben, und die Bildung mnemonischer Schlagwörter gefällt dem Verf. sehr wohl, und er findet es passend, daß Reventlow sie „numerische Wörter" nennt. Auch sei sein Schema scharfsinnig; aber in der Wahl und Auffindung der richtigen Schlagwörter zeige sich erst die Kunst. Beziehungen und Bezeichnungen müßten nämlich von möglichst allgemeiner, objectiv-gültiger Kraft und Bedeutung sein; die subjectiven könnten nur ausnahmsweise empfohlen werden und nur im Nothfall. Durch gute Schlagwörter werde es möglich, daß die Mnemonik einen durchgreifenden, dauernden und gründlich fördernden Einfluß gewinne, ja daß sie überhaupt nur Eingang finde. Wenn Reventlow ein Wörterbuch mit 60,000 Substitutionen für Zahlen verspreche, und die einzelnen Exemplare mit seiner Namensunterschrift versehen wolle, wie die Wundermänner Dies bei ihren Elixiren zu thun pflegten, so sei es doch keineswegs das Wort worauf es hauptsächlich ankomme, sondern der Gedanke, die Beziehung, und diese lehre kein Lexikon. Nicht ein Wörterbuch, sondern mnemonische Zeittafeln seien vonnöthen, in denen der Lernende das Wissenswürdigste in den schlagendsten Schlagwörtern fix und fertig habe. Der Verf. gibt dann auch Beispiele und chronologische Tabellen, und sucht das Verfahren Reventlow's zu verbessern, bringt aber auch gar lustige, ja oft lächerliche Combinationen heraus, wiewol ihm überall mehr Kenntnisse zu Gebote stehen. Er erzählt, daß das verdummende Auswendiglernen ihm einst die Geschichte gänzlich verleidet habe, und freut sich, im Verlauf weniger Monate 800 wichtige Jahreszahlen, jede mit tief eingreifender Beziehung, eingeprägt zu haben. Das nennt der gute Mann Geschichtsstudien!

Für den Sprachunterricht hofft er Vieles durch diese Methode zu erreichen. Phonetisch-Analoges reiche aber nicht hin, sondern alles irgend Gleiche, Verwandte, Aehnliche müsse herangezogen werden, um Eins mit dem Andern festzuhalten und zu verstehen. Er gibt dann eine Reihe von Beispielen, die wir nicht ganz übergehen wollen. So behält man, indem man das Identische oder doch entschieden Verwandte sucht; *αγω*, lateinisch ago — *απτω*, deutsch: haften, machen. Auch behält man durch Vergesellschaftung des Phonetisch-Analogen, und man könnte so bei balaena an Ballen, bei vir an Wer, Jemand, denken. Ferner durch Vergesellschaftung analoger Bildungen, Beziehungen, Ausdrucksweisen, Wendungen u. s. w. Beispiel: accipiter, eigentlich Ansichnehmer, von ad und capere, wie Habicht von haben, Greif von greifen.

Nach diesen und vielen andern Exempeln bemerkt der Verf. wohlgefällig: es ergebe sich, daß er längst gewußt und praktisch geübt habe was Reventlow möglicherweise hätte lehren können. Und nachdem er Lob und Tadel abwechselnd über ihn ausgegossen, fällt er zuletzt noch einmal mit einem Zornausbruch über sein Buch her. Er nennt es ungeordnet, planlos, unsystematisch, nach allen Seiten ins Weite, Breite und völlig Unbestimmte verlaufend, trivial und unerheblich. Er martere durch Geschwätzigkeit, mache sich in allerlei Redensarten und Witzen Luft, und leide an einem Nichtbeisichbehaltenkönnen, welches er fast *διαρροια της κεφαλης* nennen möchte. Widerlich und wahrhaft ekelhaft sei das arrogante, suffisante und burschikose Wesen. Nach den beigebrachten Zeugnissen wolle er jedoch gern glauben, daß derselbe nicht ein so hohler, aufgeblasener und unbescheidener Schwadronierer und Krakehler sei als man nach seinem Buche glauben solle. Aber stupende Ignoranz lege sich auf jeder Seite zu Tage; er könne weder Griechisch, noch Lateinisch oder Französisch, auch kein richtiges Deutsch, welches er ihm jedoch als Dänen zugute hält.

Zuletzt sagt der zornige Mann ganz naiv: „Und nun, mein lieber Herr Reventlow, Nichts für ungut!" Dabei erklärt er, er habe ihn zwar tüchtig getadelt, fühle sich ihm aber dennoch zu Dank verpflichtet, besonders als praktischer Schulmann. Er solle nur recht fleißig studiren, denn man könne ein tüchtiger Mnemoniker sein, und dabei außerordentlich, wenn nicht gerade unwissend, doch ungründlich und oberflächlich. 131.

Petöfi's ausgewählte Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von Adolf Dux. Wien, Mörschner's Witwe und Bianchi. 1846. 16. 15 Ngr.

Von den Liedern dieses fremden Dichters legt uns der Uebersetzer hier einen „sehr geringen Theil" vor: doch meint er, die kleine Sammlung werde hinreichen „das deutsche Publicum mit einer der interessantesten Erscheinungen der neuesten ungarischen Literatur bekannt zu machen". Ich meinestheils habe sie mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen, und so, wie man lyrische Gedichte lesen muß, wage jedoch nicht, selbst auf die Versicherung des Hrn. Dux hin, zu behaupten, daß ich Petöfi kennen gelernt. Denn ich gebe zwar gern zu, daß auch in wenigen Liedern sich oft das ganze Bild eines Dichters ausprägt, allein es kommt bei dem Hervorheben einzelner von fremder Hand doch so viel auf die Wahl an, daß selbst, wenn wir in diesem Falle den Dichter unmittelbar vernähmen, unser Urtheil nicht vorsichtig genug sein kann: vollends aber steht uns fast gar keines über ihn zu, wenn wir nur den Dolmetscher vor uns haben, wenn die Unkenntniß der Sprache uns keine Vergleichung anstellen läßt, und wir daher nicht wissen,

wie groß der Antheil des Uebersetzers an dem Schönen oder Unschönen ist das uns begegnet, oft sogar an dem einfachsten Sinn, dem Inhalt, dem Charakter des Gelesenen. Hat man doch talentvolle Uebersetzer die nur nicht das Talent haben zu übersetzen, die jeden Autor in ihre Persönlichkeit stecken, in ihre Weise zu denken und zu sprechen, sowie es ganz tüchtige Schauspieler gibt die den Charakter jeder Rolle in den ihrigen umgießen. Nehmen wir selbst an, der Uebersetzer verschönert das Original, so geht uns denn doch dabei der eigentliche Zweck verloren, mit diesem genau bekannt zu werden: aber der Fall ist so selten, wie daß ein Portraitmaler, der nur irgend den Pinsel zu führen versteht, ein Gesicht häßlicher macht. Das Häufigste ist, daß der Dichter unendlich viel in der Uebertragung verliert. Namentlich ein Lyriker! Wie mancher Gedanke den dieser ausspricht wirkt vor Allem durch die Anmuth und Kraft des Ausdrucks, durch das Numeröse und die Gedrungenheit des Vortrags, mit Einem Worte, durch die Form. Und wenn nun dieser Gedanke steif, zwangvoll, schleppend, matt wiedergegeben wird! Und wenn nun der Uebersetzer, ließe sich ihm auch sonst Verständniß und Treue nachrühmen, um nur mit dem Metrum und dem Reime fertig zu werden, sich durch unnütze Flickwörter hilft, oder durch solche die gar nicht hineingehören, oder durch Umschreibungen, durch unerträgliche Sprachhärten, erkünstelte Wendungen u. s. w.! Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht in der vorliegenden Uebertragung sich hier und da Spuren einer solchen Behandlung des Originals finden. Aber es kann ja wirklich sein, daß ich mich sehr irre: ich gehe nicht über bloße Vermuthungen hinaus, und erlaube mir daher nur eine Anzeige dieses Büchleins, ein paar unmaßgebliche Bemerkungen, aber — keine Kritik.

Ungarns Literatur ist gewiß den meisten deutschen Lesern eine terra incognita. Hr. Dux mußte uns erst einige Andeutungen über dieselbe geben (Das hat er selbst gefühlt), wollte er uns auch nur Eine Erscheinung vorführen. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Herr Dux hat daher seinen schon früher in den „Sonntagsblättern“ erschienenen Aufsatz über die neuere ungarische Literatur hier wieder abdrucken lassen. Allein diese Skizze ist so allgemein gefaßt, erwähnt so rhapsodisch einige literarische Bestrebungen und Persönlichkeiten, daß wir eben nur ein paar Namen hören, ohne die geringste Kunde von dem eigentlichen Boden zu erhalten, aus dem jetzt die ersten Keime einer ungarischen Nationalpoesie aufgehen. Hr. Dux hätte nicht vergessen sollen, wie schon dieses Volksthum an sich, das mit seiner feurigen, ungezügelten Naturkraft noch nicht die Bildungsperioden des civilisirten Europa durchgegangen, den Deutschen fern liegt; er hätte nicht vergessen sollen, wie es Lesern die unter den Einwirkungen der ausgebildetsten Literaturen stehen, überhaupt schwer ist Anfänge recht zu beurtheilen, die ersten Lebenszeichen, in denen sich die künstlerische Begriffsentwickelung eines Volkes verräth und die volksthümliche Bildung seiner Künstler. Damit will ich keineswegs von Hrn. Dux etwa zu ausführliche Mittheilungen verlangt haben, die ihm nun einmal hier nicht am Orte schienen; aber es ließ sich auch in wenigen Zügen der Charakter der Volkspoesie in seinem innersten Zusammenhang mit dem Charakter des Volkes näher bezeichnen, und Das war hier sehr wichtig. Denn wie uns Hr. Dux selbst sagt, und so viel ich, mit den Zuständen werdender Kunstdichtung bei andern Völkern vertraut, in seiner ganzen Skizze zwischen den Zeilen lesen, nach Analogien schließen kann, zeigt sich die Entwickelung einer poetischen Nationalliteratur in Ungarn jetzt nur in den Uebergängen aus der rohen Volkspoesie zu einer künstlerisch geläuterten aber volksthümlichen Lyrik. Die Epopöen, welche in neuerer Zeit Vörösmarty und Czuczor geschrieben, hören wir, sind ausgezeichnete Leistungen, aber sie werden „mehr gerühmt und gelobt als gelesen“. Das Epos ist also nur exotisch, das Product gelehrter Dichter, nur von Gelehrten gewürdigt und kein Eigenthum des Volkes. Vom Drama, obgleich es an vielen Versuchen nicht fehlt, kann natürlich nicht die Rede sein; das setzt schon die höchste Bildung einer Nationalpoesie voraus. Novellen sind am zahlreichsten, aber ein gut Theil kommt auf die bloße Unterhaltungsliteratur, die mit der Poesie Nichts gemein hat; andere sind sittenschildernd, ich vermuthe sogar tendenziös im allermodernsten Sinne, und wenn sie nicht schon an sich ein überwiegendes Culturinteresse haben, so scheinen sie doch mehr aus dem kritischen Geiste der Zeit hervorzugehen als aus dem poetischen des Volkslebens. Die Anfänge einer Kunstdichtung aber die sich aus diesem bildet, liegen eben bei den Lyrikern. Als solche werden wieder Vörösmarty und Czuczor hervorgehoben, und vor Allen Petöfi. Von dessen Lebensumständen erfahren wir nur, daß er Soldat und Schauspieler gewesen, und zwar durch ihn selbst. Er sagt in sehr gemüthlichen Strophen („In meinem Zimmer“, S. 51):

Hab' viel schon durchgemacht im Leben,
Viel Freud' erlebt und viel Verdruß,
Hab's größtentheils mir selbst zu danken,
Wenn ich die Wahrheit gestehen muß:

Der Leichtsinn hat mich, ja der Leichtsinn
Mit bösem Rath oft heimgesucht,
Wovon ich spät noch kauen mußte
Mit stumpfem Zahn die herbe Frucht.

Doch sag' ich's keck, mein einz'ger Fehler,
Kein and'rer — ist der leichte Sinn;
Der fliegt in meinem reifern Alter
Wol mit der Jugendglut dahin.

In meinem widerwärt'gen Leben
Hab' ich nur einen getreuen Freund,
Der bleibt in allen bösen Gewittern
Mir inniglich und treu vereint.

Der war mit mir, als ich im Lande
Umhergewandert gleich dem Wild,
Und als der Quell war meine Labe,
Und als der Himmel war mein Schild;

Der war mit mir, als in der Fremde
Ich um vier Kreuzer Tagesnoth
Treu unterthäniglich verzehrte
Das ungesalz'ne Soldatenbrot;

Der war mit mir, als mir das thränengesalz'ne Komödiantenbrot
Die bösen Menschen noch gepfeffert
Mit vielen bittern Aergers Noth.

Und dieser Freund — es ist die Dichtkunst!
Sie hat mir freundlich stets gelacht;
Ich dichtete bei allen Leiden,
Im Bühnenhaus und auf der Wacht.

Und wahrlich, Das sieht man, daß Petöfi ein sanglustig, ein dichterisch Herz im Busen schlägt! Unter den Liedern sind einige die er selbst als volksthümlichen Ursprungs bezeichnet. In diesen ist denn auch ein derbkerniger Volksesprit, ein neckisches springendes Wesen, in welchem man auf der Stelle das sanguinische Temperament des Volkes erkennt, wiewol auch die Energie desselben hervorleuchtet. Ein heiterer Ton bei den ernsthaftesten Dingen, eine gewisse Neigung zur Parodie macht sich auf originelle Weise Luft. Aber auch sonst zeigt sich Petöfi als rechter Volkslyriker. Sinn, Ausdruck, Tonart, Alles stempelt seine Lieder zu wahrhaften Volksliedern. Wir erwähnen nur einige von ganz verschiedener, aber gleichmäßig charakteristischer Weise. S. 24 das „Wolfsmärchen“. Eine Schar hungernder Wölfe sieht daß ein Wolf gefressen, und fragt ihn, wo er den Fraß hergenommen:

Vom Fraße satt fängt er zu sprechen an,
Von ihm man solche Rede hören kann:

„Dort auf der Pußta Mitte in der Hütt',
Dort lebt ein Juhaß (Schafhirt) und sein Weibchen mit;
Und hinterm Hause ist das Schafsversteck,
Von dorten höret man das Schafsgeblöck;
Zu dieser Hütte in der Mitternacht
Ein Stutzerlein und ich wir schlichen sacht.
Dem Stutzer wässert nach dem Weib der Mund,
Und nach der Heerde lechzte mir der Schlund;
Um die Küche schlich der Stutzer her und hin,
Ich hab' kein Schaf gekriegt, da fraß ich ihn."

S. 33: „Schnell ist der Vogel" u. s. w. Die Schlußworte verkündigen einem flinken Roßdiebe seine Strafe folgendermaßen:

Und übermorgen reitet er
Ein Rößlein schlank
Zu Becskerek, das Rößlein ist
Die Prügelbank.

Das erinnert mich an ähnliche spielende Bilder der Strafe, sogar der Todesstrafe, in russischen Volksliedern. S. 94: „Es regnet." S. 95: „Bin ein Soldat" u. a. Die Trinklieder sind oft recht glücklich variirt. Die Zechlust lehnt sich sogar an das patriotische Gefühl (S. 31). Der Dichter sieht nur im Rausche das Vaterland glücklich:

Könnte es, wenn ich berauscht bin,
Meinem Lande wohl ergeh'n:
Wenn ich ewig sollte leben,
Ewig schlürft' ich Saft der Reben,
Nüchtern würd' ich nie geseh'n.

Der pathetische Ton eignet sich für Petöfi weniger als der naive, auch greift er ein paar mal wo er ihn anschlägt zu ganz schwülstigen Bildern, die von der einfachen Volksweise grell abstechen. Nur der Schmerz um das Vaterland, der Zorn gegen dessen Dränger, gegen die Treulosen die es verlassen, beflügelt sein Wort, und gibt ihm einen sonst ungewöhnlichen Nachdruck. (S. 77) „An manche Magyaren im Auslande":

Bin keine Feuerflamme, die verzehrt,
Doch hab' ich Zorneslieder,
Die schleudr' ich auf Euer stolzes Haupt
Als grause Flüche nieder.

Ist denn so reich dies arme Vaterland,
Daß es den Schatz nicht trüge?
Ist doch das Vaterland so arm, so arm,
So krank sind seine Züge!

Ihr Räuber, was das Vaterland zum Heil
Mit Schmerzen mag gebären,
Ihr opfert's einem fremden Götzenbild
Auf fremden Volks Altären!

Unstreitig das innigste Lied der ganzen Sammlung ist S. 100 „Aufgegebener Plan". Der Sohn vertieft sich auf dem Wege zur Mutter die er lange nicht gesehen in Gedanken, wie er sie begrüßen, was er ihr Alles sagen sollte, und hat Viel im Sinne:

Und ich stürzt' ins kleine Zimmerlein,
Die Mutter an den Hals mir fliegt,
Ich hing an ihrem Munde stumm
So wie die Frucht am Baum sich wiegt.

In den hier angeführten Proben und noch an mehren Stellen ist die Uebersetzung des Hrn. Dux zum Theil recht fließend: auf andere will ich nicht weiter hindeuten. Auch weiß ich nicht, inwiefern die Vorwürfe ihn treffen würden, oder Petöfi, von dem er uns sagt, daß derselbe einer „Heine'schen Liederlichkeit der Form" beschuldigt wird. Nur mache ich ihn aufmerksam, daß er manchmal ein deutsches Wort nicht ganz deutsch gebraucht: so ist z. B. S. 31 in dem Vers: „Damals seh' ich so die Heimat" u. s. w. damals offenbar nicht am Platze. Es soll heißen dann.

Jedenfalls lassen wir es als ein unbestreitbares Verdienst des Hrn. Dux gelten, daß er den Universalschatz der deutschen Literatur mit diesem poetischen Beitrag aus Ungarn bereichert hat. **W. Wolfsohn.**

Bibliographie.

Brennglas, A., Berlin, wie es ist und — trinkt. 14tes Heft: „Franz Liszt in Berlin." Eine Komödie in drei Acten. Mit 1 colorirten Kupfer. 2te Auflage. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

— — Dasselbe. 15tes Heft: „Ein Sonntag in Tempelhof." Lokalposse in einem Act. Mit 1 colorirten Kupfer. 2te Auflage. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Choiseul-Praslin, der Herzogin v., Briefe und Tagebuchblätter, nebst den Verhören des Herzogs und der Dem. Deluzy-Desportes. Aktenstücke, wie sie gedruckt unter die Pairs vertheilt worden sind. Aus dem Französischen. Leipzig, Hartung. 8. 15 Ngr.

Die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin. Nach den von dem Pairshofe zu Paris veröffentlichten Briefen und Aktenstücken. I. A. u. d. T.: Briefe und Empfindungen der Herzogin von Choiseul-Praslin. Nebst einer biographischen Notiz über die Familie Praslin. Aus dem Französischen. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 8. 12 Ngr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1848. 17ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Kopp, J. E., Geschichte der eidgenössischen Bünde. 2ter Band. 1ste und 2te Lieferung. — A. u. d. T.: Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches 3tes Buch: König Rudolf und seine Zeit. 2te Abtheilung. Die besondern Zustände der obern Lande. 1ste Hälfte. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1848. Herausgegeben von T. Hell. Mit Stahlstichen. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Töpffer, R., Gesammelte Schriften. Vollständige deutsche Ausgabe. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Genfer Novellen. 2tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 8. 15 Ngr.

Ungarns gegenwärtiger und zukünftiger Nationalreichthum. Vom Verf. der Einkünfte des Schatzes im Königreich Ungarn. Ofen. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Eichhorn, K. F., Rechtsgutachten, betreffend die Succession in die reichsgräflich Bentinck'schen Herrschaften, Güter ꝛc. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Harleß, G. C. A., Das Wesen und der Segen christlichen Bürgerthums. Predigt am Constitutionsfeste den 4. Sept. 1847. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Körner, F., Die zur Selbstanklage gewordene Rechtfertigung des Oberschulrath's Dr. Rost, an dessen neuester Schrift: „Friedrich Körner als Kritiker, oder die Umtriebe auf dem Gebiete der pädagogischen Kritik" nachgewiesen. Halle, Heynemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Nathusius, P. E., Statistische Uebersichten über die Verhältnisse und wichtigsten Abstimmungen beider Kurien und über die künftigen ständischen Ausschüsse. Als Ergänzung zu allen Ausgaben der Verhandlungen und als Vorläufer zu einer Geschichte des ersten Reichstags in Preußen zusammengestellt. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Stahl, Der christliche Staat und sein Verhältniß zu Deismus und Judenthum. Eine durch die Verhandlungen des vereinigten Landtags hervorgerufene Abhandlung. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 10 Ngr.

Der gegenwärtige Stand der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen. Ein Aufruf zur Unterstützung an das glaubensverwandte Ausland gerichtet vom Oberkirchencollegium der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen. Mit statistischen Notizen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 298. —— 25. October 1847.

Vorlesungen über die Freiheitskriege von Johann Gustav Droysen. Zwei Theile. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1846. Gr. 8. 5 Thlr.

Frischer Muth, Liebe zur Freiheit, Glaube an sie und an eine vernünftige Entwickelung des Menschengeschlechts, Lebendigkeit und Wärme im Ausdruck dieser Ueberzeugungen, und ein gewisser geistig-gemüthlicher Drang in den Zusammenhang der historischen Erscheinungen Einsicht zu gewinnen, und diese Einsicht zum Trostgrunde für sich und Andere zu erheben: diese Vorzüge scheinen uns den Verf. des vorliegenden Buchs auszuzeichnen und seine Arbeit zu charakterisiren. Die Wissenschaft der Geschichte, sagt er, hat keine höhere Aufgabe als den Glauben, den tröstenden, „daß eine Gotteshand uns trägt, daß sie die Geschicke leitet, große wie kleine", zu rechtfertigen; darum sei sie Wissenschaft. Wir fürchten nicht, daß des Verf. Glaube weder so bedenklicher Art sei um eine Rechtfertigung irgendwo suchen zu müssen, noch so schwach um ihrer zu bedürfen; Das aber ist unsere Meinung, daß eine Wissenschaft die nur darum gilt, weil sie einen Glauben zu stützen vermag, selbst nicht mehr ist als ein Glaube. Dem sei indeß wie ihm wolle, so ist bekannt zu welcher Darstellungsart der Geschichte es führt, wenn sie die Bestimmung hat jenem Glauben als Beleg zu dienen. Sie wird alsdann in großen Zügen betrachtet, in welchen wie man meint das Rationnelle und Göttliche das in ihr liegt sich deutlicher erkennbar zeigt als im Kleinen und Einzelnen. Vielleicht waltet hier eine Täuschung ob. Vielleicht ist das Einzelne in seiner bestimmten Gestalt zu scharf und eckig um sich dem bildenden Gedanken des Betrachtenden zu fügen, während im Ganzen und Großen aufgefaßt die Jahrhunderte, die Perioden und die Völker sowol wegen ihrer Ferne als ihrer Massenhaftigkeit sich wie Wolkenzüge anschauen lassen, deren Gang und Richtung ein wachend Träumender mit allerlei Gedanken, gläubigen, philosophischen oder poetischen verfolgen, und bei deren Umrissen er sich nach dem Maße seiner Phantasie bald diese, bald jene Gestalt vergegenwärtigen kann. Das Bedürfniß in der Geschichte einen höhern Zusammenhang aufzufinden, hat diese Weise sie zu betrachten sehr in Aufnahme gebracht, und die Leichtigkeit womit sie sich, in Allgemeinheiten zusammengefaßt, den Lieblingsmeinungen aller Art zu ergeben scheint, hat in diesem Gebiet eine große Thätigkeit hervorgerufen, in welcher wir Deutschen zwar nicht die Ersten waren, aber auch nicht die Letzten geblieben sind. Die Uebersichten womit unser Verf. sein Buch einleitet sind in diesem Stil gehalten; an den Jahrtausenden des Heidenthums „eilt er vorüber"; die Kirche Christi nennt er „ihr großes Resultat". Mit diesem einen Sprunge befindet er sich in der germanischen Welt, und daß es ein ebenso kühner als rascher Sprung ist (die Kirche Christi ein Resultat des Heidenthums) wird Niemand leugnen. Nicht minder schnell gelangt er ins Mittelalter. Das Mittelalter „erwuchs aus der Zerstörung des Nationalen". Wie Das? Weil „Hierarchie und Feudalismus der vollste Gegensatz des volksthümlichen Wesens" waren. Diese Ansicht ist oft geäußert worden, man hat aber Mühe zu begreifen wie sie jemals ausgesprochen werden und irgendwo Glauben hat finden können. Zu keiner Zeit, vom Anbeginn des Christenthums bis auf unsere Tage, ist das Nationale und Volksthümliche vielmehr schärfer ausgeprägt, geschichtlich mächtiger und geschlossener hervorgetreten als in den Jahrhunderten die man unter dem Namen des Mittelalters begreift; so sehr, daß namhafte Historiker der Mühe werth gefunden haben daran zu mahnen, wie neben jener Abgeschlossenheit der Nationen der mittlern Zeiten doch auch der innern Beziehungen derselben untereinander und der mannichfachen Gemeinschaft und Verbindung unter ihnen nicht vergessen werden darf. Der Verf. erkennt denn auch wenige Augenblicke später die Macht dieses mittelalterlichen Nationallebens an, indem er „die wundervolle Bewegung der Reformation" aus dem innersten Kern des germanischen Volkslebens, „wie es die Jahrhunderte (d. h. die des Mittelalters) begeistigt und erhöht" hatten, hervorgehen läßt. Wie aber verträgt sich dieser Ausspruch mit jenem vorigen? Man kann nicht leugnen, der Verkehr mit solchen historischen Allgemeinheiten hat seine großen Gefahren; er artet in ein wahres Spiel mit Vorstellungen und Schemen aus, bei welchem die Erkenntniß nicht nur Nichts gewinnt, sondern allzu häufig nur verdunkelt wird. Eine ungeheuere Menge der mannichfaltigsten, reichsten Geschichtserscheinungen, eine Welt ungelöster Räthsel und Widersprüche wird in ein einzi-

ges Wort zusammengeballt; solche Bälle sind Hierarchie, Feudalismus, Kirche, Staat und wie sie alle heißen mögen. Nichts ist leichter als diese Bälle umherschieben und umherwerfen; aber sie sind mit Nichts als mit Luft und Wind gefüllt. Hättet ihr den ganzen reichen Inhalt den solche Wörter bezeichnen immer als echte Historiker gegenwärtig, ihr würdet sie sicherlich nicht so leicht handhaben können, sie würden euch leichter bewältigen als ihr sie, ihr würdet euch gewaltig bedenken, ehe ihr einen einzigen allgemeinen Satz gleich einem von jenen eben angeführten aussprächet; ihr würdet es nie anders als im Schweiß eueres Angesichts thun.

In diesem Stücke ist derjenige Historiker den sich der Verf. zum Vorbild genommen, Ranke, vorsichtiger. Auch Ranke sucht überall so viel er vermag allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen; aber er versteht es sich Alles lebendig zu erhalten und sich vor historischem Schematismus in Acht zu nehmen. Wir wollen nicht behaupten, daß nicht auch Ranke zuweilen der verführischen Neigung des philosophischen Scheins nachgebe; aber diese Augenblicke gehören sicherlich nicht zu seinen glücklichen. Im Ganzen ist es auch nicht so sehr die Auffassungsweise Ranke's, als vielmehr die Manier seiner Darstellung, welche Hr. Droysen sich zu eigen gemacht hat. Wenn wir ihn z. B. ein Capitel mit den Worten beginnen sehen: „Wir werden das Ringen der Völker nach thätiger Theilnahme an dem Staat, nach einem Staatsbürgerthum zu betrachten haben", wenn wir kurze eingerückte Sätze bei ihm finden, wie z. B.: „Fassen wir noch einmal die Anfänge des modernen Staats ins Auge", oder wenn er bei Anführung der Kämpfe der Niederländer einen Absatz mit den Worten schließt: „Es ist die alte ständische Ansicht des staatlichen Vertrags die sie geltend machen; auch ohne König gedenken sie ihre Sache weiter zu führen": so werden Kenner der Ranke'schen Schriften in solchen Stellen die Manier dieses Autors wiedererkennen. Auch noch in andern Stücken macht sich bei unserm Verf. der Einfluß seines Vorbildes bemerklich. Ranke liebt es bekanntlich seine Darstellung dadurch auszustatten, daß er in das Gebiet der Ereignisse die er schildert gleichzeitige Begebenheiten, Persönlichkeiten, Unternehmungen aus weit entlegenen Bauplätzen mit hineinzieht und ihnen irgend eine Beziehung zu seinem Thema abzugewinnen weiß. Dabei ist oftmals mehr Eitelkeit als historische Wahrheit; indeß wirken solche Erweiterungen der Gesichtskreise meist überraschend auf die Einbildungskraft der Leser, und vermuthlich ist es der Reiz dieser Wirkung welche es Hrn. Droysen wünschenswerth hat erscheinen lassen Aehnliches zu versuchen. Auf Anlaß der absolutistischen Tendenzen welche im Reformationszeitalter aufkamen, bemerkt er z. B.: „Seltsam, wie eben damals ein großes Muster für Das was man erstrebte in den Kreis der europäischen Verhältnisse trat", nämlich der Türke Soliman. Man kann nicht sagen, daß in dem Worte „seltsam" ein bedeutender Sinn oder eine historische Beziehung ausgesprochen wäre; eher, daß ein gewisser Dilettantismus der Betrachtung darin liegt, den ein Historiker von Fach vermeiden sollte. Wir werden Gelegenheit haben auf diese Schwäche zurückzukommen. Mit einem Autor wie Hr. Droysen darf man es streng nehmen, sowol darum, weil sich ihm vieles Treffliche nachrühmen läßt, als weil man ihm deutlich anmerkt, daß er um der Sache und ihrer Förderung willen, nicht aber aus andern untergeordneten Absichten Schriftsteller ist.

Wie der Verf. an den Jahrhunderten so eilen wir an seinen einleitenden Uebersichten vorüber, in welchen er die Entwickelung des modernen Staats an dem Gange der Dinge in Frankreich und England darzustellen unternimmt. Wir ziehen es vor sogleich mit ihm zu denjenigen Zeitperioden zu gelangen, in welchen sich die ersten bestimmten Symptome der mächtigen Bewegungen kundgeben welche mit dem Beginn des Revolutionszeitalters zum Ausbruch kamen. Hier begegnen wir sogleich einer sehr gelungenen Charakteristik des Wesens der physiokratischen Lehre. Der Verf. sagt:

Das ist das erste und unvergänglichste Verdienst jener menschenfreundlichen Lehre, daß sie endlich einmal an jene arme, Jahrhunderte lang mishandelte und entrechtete Bevölkerung des flachen Landes erinnerte, an jene niedergedrückten kleinen Leute die, verfrohnt, mit Lasten überbürdet, allen Ausschreitungen des entarteten Feudalismus preisgegeben, verdammt schienen, den Blick auf die Scholle geheftet, die sie nicht einmal für sich bestellten, das Elend ihres Daseins auch nicht einmal zu ahnen. . . . Es war eine staunenswürdige Entdeckung welche die Wissenschaft machte; wo man bisher nur todte Masse zu sehen gewohnt gewesen war, da fand und zeigte sie Recht und Kraft und Würdigkeit und foderte deren Anerkennung; sie führte die gesunde Natürlichkeit, die frische Einfachheit und Derbheit wie sie in den untersten Sphären sich bewahrt hatte, dem Staate zu . . . griff in die corporativen Verhältnisse des städtischen Lebens ein, brach das unsinnige Monopol des Arbeitsrechts, den trägen Stolz der Zunftmeisterei . . . ja, schon erhob sie sich in der menschlichen Arbeit allein die Quelle des nationalen Reichthums zu erkennen. . . . Dies System lehrt das Wesen der unumschränkten Monarchie erst völlig begreifen. Der König ist in der großen Volkswirthschaft was der Familienvater an der Spitze des Hauswesens. . . . Frei über Freie gebietet er, Ehrfurcht, Gehorsam und sociales Interesse hält die staatliche Ordnung aufrecht, und der Staat selbst ist eine große Wirthschaft, gegründet um die Interessen Aller zu sichern und zu fördern.

So weit kann der Verf. wol Recht haben, wiewol jeder besonnene Kenner des Geschichtsverlaufs aus dieser Stelle allein schon entnehmen wird, wie sanguinisch die Auffassungsweise unsers Historikers ist, und wie überschwenglich seine Ansichten und Aussichten. Er schließt seine Darstellung der Folgen des physiokratischen Systems mit den wiederum allzu nahe an die Ranke'sche Manier erinnernden Worten: „Es sind die größten Versöhnungen, die wundervollsten Erhöhungen die sich anbahnen"; aber indem er von da plötzlich in ein Raisonnement über die „echt punische, engherzige Ausschließlichkeit" der englischen Handelspolitik geräth, welches in die, freilich von dem Stile seines eben genannten Vorbildes weit abweichende Betrachtung: „Und wenn einmal der wahre Genius englischer Größe wie in jenem ewig bewunderungswürdigen celsa sedet Aeolus arce Canning's hervorbricht, so ist gleich der verstockte Torysmus hinterdrein mit ir-

gend einem untoward event oder einer Massacre in Kabul" ausläuft: so zeigen sich hier nebeneinander, schon gleich im Beginn seines Buchs, die beiden hauptsächlich hervortretenden Mängel des Verf., einerseits ein allzu leicht erregbares historisches Temperament, und andererseits eine gewisse Verwirrung bei der Behandlung seines Gegenstands. Dieser letztere Mangel macht es uns denn auch schwer, aus seinen Ausführungen den leitenden Gedanken, den Zusammenhang den er unter den mannichfachen Erscheinungen einer Periode oder der verschiedenen Perioden untereinander nachweisen will herauszufinden. Nachdem der Verf. unter der Aufschrift „Die materiellen Interessen" das Capitel beendigt hat aus welchem die eben citirte Stelle ausgezogen worden, unternimmt er es unter der Aufschrift „Die geistige Entwickelung" den Hervorgang der neuern Bildung aus der mittelalterlichen zu schildern. Wir dürfen erwarten von ihm zu erfahren „wie sich die staunenswürdige Bewegung der neuesten Zeit an die frühere anknüpft"; indeß welche Ansicht er über den Gegenstand hat, ist uns, so gehaltvoll übrigens auch seine Bemerkungen sind, nicht recht klar geworden. Er geht davon aus, daß durch Bekanntschaft mit den Geisteswerken des classischen Alterthums die Herrschaft der Kirche, Mönchthum, der Ungeschmack der romantischen Kunst u. s. w. gebrochen worden, dagegen aber die heidnische Lust des weltlichen Daseins die Gemüther der Menschen ergriffen habe; in Ariosto's „Orlando" sei hellenische Heiterkeit, in Rafael's Vision des Ezechiel die Hoheit des olympischen Gottes u. s. w. Während der Leser nun denkt auf diesem Wege weiter zu kommen, wird er plötzlich durch die Betrachtung des Verf. unterbrochen: „Wie anders gestaltet sich die Bewegung in deutschen Landen!" Man weiß sich nicht zurecht zu finden, weiß nicht wie Das hierher gehört; nachdem der Verf. soeben erst zu deduciren angefangen, wird er mit einem male beschreibend, erzählt von deutscher Scholastik, Bibel, Holzschnitten, Musik, und die Aufgabe „wie sich das Alles an das Frühere anknüpft" ist vergessen. Dies ist die Verwirrung von welcher wir oben als von einem wesentlichen Mangel gesprochen haben; sie geht so ziemlich durch den ganzen Theil des Buchs hindurch, der dem eigentlich erzählenden vorangeschickt ist, und zeigt sich auch in diesem immer von neuem wieder, sobald sich der Verf. ausführlichern übersichtlichen Betrachtungen und Ableitungen überläßt. Nachdem er, wie eben angeführt, die Bewegung in Deutschland und in Italien die eine der andern gegenübergestellt, finden wir ebenso plötzlich wieder den Ausruf: „Und doch, wie bald erlahmte sie!" Darauf folgt zwar eine Schilderung dieser Erlahmung, aber die Gründe derselben, auf deren Entwickelung es doch hauptsächlich ankam, vermißt man. Ueberhaupt macht der Verf. von der Art der Betrachtung die mit dem Worte „Wie" anhebt, und die wir inhaltleer finden müssen, einen übermäßig häufigen Gebrauch. „Wie bald erlahmte die Bewegung" — „wie kühn hatte sich Deutschland erhoben" — „wie bald verwilderte die neue Lehre" — „wie fielen die Theologen über Melanchthon her" — „wie weit war die katholische Kirche von dem Rigorismus Calvin's entfernt" — alle diese Wie finden sich auf einem und demselben Blatte zusammen. Spricht der Verf. vom Drama, so sagt er: Wie mächtig tritt es mit Lope auf; spricht er von Spanien, so sagt er: Wie seltsam neu ist diese spanische Weise; spricht er von dem Jesuitenorden, so sagt er: Wie nahe grenzte die mystische Weise in der er sich versuchte (?) an den Rationalismus! Wir heben diese Züge der Darstellungsart des Verf. hervor, weil sie uns für seine schriftstellerische Individualität sehr bezeichnend scheinen. Eine ähnliche Gewohnheit hat Ranke, aber er übt sie sparsamer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Lustspiel der Frau Gottsched.

Die „Neuen Preußischen Provinzialblätter", im Namen der Alterthumsgesellschaft Prussia herausgegeben vom Prof. A. Hagen und Stadtbibliothekar Dr. Meckelburg (Königsberg 1847), enthalten (III, Heft 4—6) einen anziehenden Artikel aus der Feder A. Hagen's über Luise Adelgunde Victoria Gottsched, geborene Kulmus; sehr geeignet unsere Theilnahme für jene, für ihr Leben unglücklich berühmte, von Charakter durchaus schätzbare deutsche Schriftstellerin zu erregen. Wie sie, nach dem Verf., die ersten Briefe schrieb die man mit Vergnügen liest, so ist ihr als dramatischer Dichterin oder Bearbeiterin ausländischer Stücke das Verdienst zuzuerkennen, daß sie es besser als ihr Gatte verstand das Fremde der deutschen Bühne zuzueignen, und im Lustspiele nicht unglücklich war ärgerliche Misverständnisse (?) in der bürgerlichen Gesellschaft hervorzuheben oder, wie es ein wenig weiter heißt, das Thörichte und Aberwitzige mit Bitterkeit zu parodiren. Besonders wurde ihr Scherz bitter, wenn sie die lieblos liebefrommen Theologen verhöhnte. Für eine Predigt die sie einst gegen die pietistischen Theologen auf Anlaß einer Wette verfaßt, erntete sie den Bannfluch zweier von den Getroffenen; dagegen bei einer ähnlichen Gelegenheit den Dank des Consistorialraths Reinbeck in Berlin. Der empfindlichste Schlag jedoch welchen Frau Gottsched*) der „Pietisterei", die von Halle nach Königsberg übergesiedelt war, versetzt hat, war durch ihr erstes Lustspiel bewirkt, das, obgleich Nachbildung, als „ein auf deutschem Boden gewachsenes Original" erschien, und nach der Angabe Gottsched's ihres Gemahls von hellsehenden Theologen für nützlich gehalten wurde „die schleichende Muckerei der Kopfhänger auszurotten und ohne Zweifel der damals sehr mächtigen Pietisterei einen empfindlichen Stoß zu geben". Der Titel dieses jetzt zu den Seltenheiten gehörenden Stücks lautet: „Die Pietisterei ein Fischbein-Rock oder die Doctormäßige Frau in einem Lustspiel vorgestellet. Rostock. Auf Kosten guter Freunde 1736." Mit dem Motto aus Horaz:

Ridiculum acri
Fortius et melius medias plerumque secat res.

Natürlich anonym, es hätte der Verf. Gefahr gebracht. Das Stück ward in Königsberg verboten und für unehrlich erklärt, und gegen den Buchhändler C. P. Kanter in Königsberg wurde 1737 ein fiscalisches Verfahren eingeleitet, als verdächtig „das schändliche famöse Pasquill (wie es in den im dortigen Geheimen Archive erhaltenen Acten heißt) in Königsberg verbreitet, möglicherweise gar gedruckt zu haben". Bemerkenswerth ist, daß nach Kanter's Aussage, der gestand 12 Exemplare der verpönten Schrift verschrieben und gebunden zu haben, diese in Berlin ohne Behinderung verkauft wurde. Man ging so weit, ihm einen Eid abzunehmen nicht mehr unter die Leute gebracht zu haben, belegte alle Exemplare deren man habhaft werden konnte mit Beschlag, und traf schon Anstalten den ganz

*) Warum schreibt der Verf. die Gottsched?

unschuldigen Advocaten Dr. Laue als vermeintlichen Verfasser nach der Festung Friedrichsburg abzuführen.*) Erst als man durch eine Correspondenz nach Hamburg und Danzig die Gewißheit erhalten, daß das Stück wirklich in Rostock gedruckt sei, stand man von der Verfolgung ab. Prof. Hagen gibt uns einen nähern Bericht und Auszüge aus dem merkwürdigen Stücke nach dem Exemplar im königsberger Geheimen Archive, das den Untersuchungsacten beigeheftet war. Allein über das Verhältniß der Copie zum Original konnte er zu seinem Bedauern keine bestimmte Auskunft geben, da er letzteres nur nach dem Titel und der kurzen Charakteristik in Flögel's „Geschichte der komischen Literatur" (II, 615, und III, 510) kannte. Dieses in Deutschland wenigstens sehr seltene Stück, nach welchem der Verf. in der königlichen Bibliothek in Berlin vergeblich nachgefragt hat, liegt dem Ref. in dem der königl. und Universitätsbibliothek in Breslau gehörigen Exemplare vor; es stammt aus der Bibliothek der ehemaligen Jesuiten-Universität.

Es führt den Titel: „La femme docteur, ou la théologie tombée en quenouille; comédie, à Douai 1731 (nicht 1730, wie bei Hagen a. a. O. S. 274), ohne Namen des Verf., als welcher indeß der übrigens als Historiker rühmlich bekannte Jesuit Wilhelm Hyacinth Bougeant bekannt wurde.**) Da mir wiederum das Stück der Frau Gottsched abgeht, so werden sich meine Bemerkungen auf das Original mit Bezug auf die von Hagen mitgetheilten Auszüge und Notizen über das deutsche Stück beschränken. Was das Original als solches anlangt, so steht es schon durch seine historischen Anknüpfungspunkte und den durch sie bedingten Gehalt unzweifelhaft höher als die deutsche Nachbildung. Nachdem der Jansenismus des 17. Jahrhunderts eine wahrhafte geistige Wiedergeburt in Frankreichs religiösen wie sittlichen und wissenschaftlichen Zuständen und Talenten hervorgebracht, in dessen strenger Atmosphäre die Lehre und das Leben der Jesuiten durch Pascal den Schlag erhielt von dem sie sich eigentlich nie erholt haben, so war nach dem Untergange von Portroyal in den Jansenisten unter der Regentschaft Ludwig's XV. ein sehr mattes, schwächliches Residuum übrig, welches nur noch als politische Opposition die Regierung zu reizen vermochte, sonst aber nur Mitleid und Verachtung zu erregen fähig war. Daß die gegen die Jansenisten erlassene Bulle Unigenitus von einem sehr achtbaren Theile der französischen, nichtjansenistischen Geistlichkeit und Laienwelt mit Unwillen aufgenommen und bekämpft wurde, zeugt nicht für die Sache der Jansenisten, sondern nur gegen die in ihrer Wuth über das Ziel hinausgehende Rachsucht der Jesuitenpartei am Hofe. Als die Constitution Unigenitus 1730 in Frankreich als Reichsgesetz anerkannt und mit Strenge durchgeführt ward, unterschied man noch die verletzte Gewissensfreiheit im Allgemeinen von dem in Thorheit und Wahnsinn ausartenden Treiben der Jansenisten. Ihr Journal, die „Gazette ecclésiastique", verfolgte ebenso sehr den „Esprit des lois" von Montesquieu als die Schriften der Jesuiten. In diesem Betracht konnte ein Jesuit von Talent es wagen eine geistig verfallene Partei auf der Bühne dem Spotte preiszugeben, und sich des Beifalls der Verständigen versichert zu halten.***) Nicht in der äußern Niederlage des Jansenismus, sondern eben in dessen geistigem Verfall mußten die Jesuiten eine süße Rache empfinden. Um das Maß des Lächerlichen zu steigern, wählte Bougeant den Schauplatz seiner Komödie in der Frauenstube. Denn durch die Verketzerung und Verdammung des Quesnel'schen Satzes: „Daß eine genaue Kenntniß der Religion und Heiligen Schrift den Frauen nicht vorzuenthalten sei", war die französische Damenwelt sehr verletzt worden. Das Stück nun, dem man eine wahrhaft komische Wirkung, leichten, lebendigen Dialog und eine treffende Charakteristik der Personen nicht absprechen darf, gibt sich als eine Nachahmung Molière's, gleichsam eine Verknüpfung zweier von Molière's Meisterstücken, nämlich des „Tartuffe" und der „Femmes savantes". Mr. Bertaudin, das geistliche Orakel von Mad. Lucrece, die im Hause zweier anderer jansenistischen Damen, Dorimene und Belise, ein theologisches Disputatorium über die Definition der Gnade halten, spielt den Tartuffe, und jene drei Damen mit der ältern Tochter der Frau Lucrece machen die Theologinnen. Zuletzt wird Bertaudin entlarvt wie Tartuffe, indem er als vollendeter Schurke und Heuchler sich abführt. Der Dichter ist noch billig genug, in dem Munde des ruhigen besonnenen Cleante, des Schwagers der Lucrece, zwischen solchen Heuchlern und den Jansenisten überhaupt einen Unterschied zu machen. (Act V, Scene 3, S. 135: „A Dieu ne plaise que j'accuse d'hypocrisie tous ceux d'entre eux qui passent pour gens de bien, etc.") Den Mittelpunkt der Komödie in Bezug auf das Dogmatische macht die Disputation der drei Jansenistinnen in der ersten Scene des vierten Acts; diese Scene nach der Bearbeitung der Frau Gottsched findet sich a. a. O. unter den mitgetheilten Proben (S. 271—273). Lucrece definirt die Gnade als une hypostase communicative de l'amour divin dans nos âmes; Dorimene als eine vertu sympathique qui transforme notre âme dans l'exécution du bien; endlich Belise: un écoulement harmonique de la bonté divine sur la nature humaine. Frau Gottsched hat diesen jansenistischen Hyperdefinitionen von der Gnade pietistische und mystische Definitionen von der Wiedergeburt, ich glaube mit Glück, substituirt und die komische Wirkung vergrößert; z. B. wenn die Seufzerin sagt: „Die Wiedergeburt ist eine himmlische Tinctur, wodurch die neue Seele das vegetabilische Leben der vier Elemente wegwirft und die magische Seele als eine Gottheit in seiner Gleichheit nach dem Modell der Weisheit in alle Dinge einbildet. Das ist eine klare Erklärung!" So viel übrigens der von Hagen mitgetheilte Inhalt und die Proben lehren, hat sich die deutsche Bearbeiterin im Wesentlichen treu an das Original gehalten, nur daß die Personen fast alle allegorische Namen erhalten haben: Frau Glaubeleichtin, Zankenheimin, Seuffzerin, Magister Scheinfromm und dessen Neffe von Muckersdorff, was ein wenig an die Anfänge des Theaters erinnert; im Original finde es nur die zwei Advocaten von den 50 Appellanten: Frondebulle und Braillardin, welche durch den Namen sich charakterisiren. Dem Stück ist ein fingirter Briefwechsel zwischen dem Verfasser und dem Verleger vorgesetzt, als eine Art Prolog, in welchem er unter Anderm die Vermuthung, daß ein Jesuit der Verf. sei, ablenken will. Auch Dies ist mit den erfoderlichen Modificationen in die deutsche Bearbeitung aufgenommen. Um den Vergleich näher auszuführen, müßte man Original und Copie zur Hand haben. So viel glauben wir schließlich sagen zu können, daß ein Tendenzstück unserer Tage: das Lustspiel „Er muß aufs Land", welches nach derselben Wirkung zu streben scheint wie die „Doctormäßige Frau", viel schwächer als das Lustspiel vor 100 Jahren gerathen ist. Jede Zeit hat ihren Tartuffe, aber nicht jede ihren Molière. **116.**

*) Die Verf. verrieth Gottsched im ersten Theil des „Nöthigen Vorrath rc. zum J. 1737". Prof. Hagen erwähnt als einen merkwürdigen Umstand, daß man sich noch 30 Jahre nachher in Königsberg mit Zweifeln und Vermuthungen quälte, wer das Stück geschrieben haben könne.

**) Vgl. Wachler's „Handbuch", III, 257. Seine „Histoire des guerres et des négociations qui précédèrent le traité de Westphalie" (Paris 1727) und „Histoire du traité de Westphalie" (Paris 1744) stehen noch immer in vieler Achtung.

***) Flögel citirt noch zwei andere Komödien Bougeant's gegen die Jansenisten, welche jedoch der „Femme docteur" nachstehen.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 299. — 26. October 1847.

Vorlesungen über die Freiheitskriege von Johann Gustav Droysen. Zwei Theile.
(Fortsetzung aus Nr. 298.)

Genug also, der Verf. schildert die geistigen, durch die Reformation hervorgerufenen oder in dem Zeitalter derselben entstandenen allgemeinen Bewegungen, ohne daß es uns, trotz der vielen Wie, gelungen wäre dasjenige Wie herauszufinden das er darzustellen versprochen hatte, nämlich den Hervorgang aller dieser Erscheinungen aus den frühern und ihren Zusammenhang mit ihnen. Er geht der Reihe nach die „Bildung" die sich in England, Deutschland, Frankreich und Italien entwickelt hatte durch; indeß auch bei diesen einzelnen Ausführungen (denen das Verdienst lebhafter Schilderung nicht streitig zu machen) ist uns sein Gedanke nicht klar geworden. Bei England führt er den Einfluß der Restauration der Stuarts und der Lehre Locke's an, und daß in letzterer „sich aller allgemeine sittliche Inhalt zerbröckle, alle immanente Macht des geistigen Daseins (sehr unklare Ausdrücke!) verschwimme". Wenngleich nun der Verf. auch hier wiederum ausruft: „Wie schnell verwirklichten sich diese Consequenzen", so bleibt er uns doch den Nachweis dafür schuldig. Denn daß Shaftesbury und „die merkwürdige Reihe englischer Rationalisten" Belege für diese Consequenzen seien, Das ist freilich leicht hingeschrieben, aber nicht leicht zu beweisen. Der Verf. führt einige Sätze aus der Aesthetik dieser Schriftsteller an, hinzufügend: „Die weitern deistischen Ausführungen können wir übergehen." Diese deistischen Ausführungen aber würden sogleich dargethan haben, daß sie Nichts weniger sind als Consequenzen der Locke'schen Lehre, in welcher, dem Verf. zufolge, Nichts gilt als „der empirisch einzelne Mensch"; der Deismus wäre hier anzuführen nothwendig gewesen, die Aesthetik war überflüssig. Ist es Pedanterie, wenn wir den Anspruch machen, daß ernsthafte Schriftsteller überhaupt aller Beurtheilung und Charakterisirung philosophischer Systeme, wenn sie ihnen kein eigenes Studium gewidmet oder nicht die gewiegtesten Autoritäten zur Stütze haben, sich enthalten sollten? Sie gerathen sonst nur allzu gewiß in die Gefahr die Verbreitung und Befestigung von Vorurtheilen, welche sich über so viele Philosophien im Umlauf befinden und von einer Zeit auf die andere übertragen, zu befördern. In England galt unser Kant lange Zeit hindurch, und gilt bei Vielen dort noch heute für einen dunkeln, halb mystischen Metaphysiker, von dessen Studium der klare englische Verstand keinen Nutzen zu erwarten habe. Umgekehrt gilt Locke bei uns für einen Lehrer seichter Empirie, in welcher, wie oben gesagt, „aller allgemeine sittliche Inhalt sich zerbröckelt". Locke war selbst eine Persönlichkeit vom gediegensten sittlichen Inhalt; es ist schon aus diesem Grunde unwahrscheinlich, daß seine Lehre diesen sollte verleugnet haben. Man darf aber nur seine über Moral und Religionsphilosophie handelnden Schriften und seine wissenschaftliche Correspondenz lesen, um inne zu werden wie viel von der behaupteten Zerbröckelung zu halten sei. Das Seltsamste aber ist, daß zur Stütze dieser Behauptung Shaftesbury und die Reihe der englischen „Rationalisten" angeführt werden, sie die so wenig alles Substantielle aufgehoben und nur den „empirisch einzelnen Menschen" übrig gelassen haben, daß sie vielmehr Tugend und Recht als das an sich Gute und unbedingt Werthvolle darstellten wie Shaftesbury that, oder daß sie wie Clarke Gott als das durch sich selbst nothwendig Seiende begriffen, oder wie Wollaston das sittlich Gute in die Uebereinstimmung mit der ewigen Wahrheit setzten. Bekannt ist was Leibniz von Shaftesbury sagte: daß er in dessen Werken fast seine eigene Theodicee, ehe sie ans Tageslicht gekommen, ganz gefunden habe. Es bleibt also immer etwas Misliches um die Charakterisirung bedeutsamer Gedankensysteme durch einige allgemeine Bezeichnungen, die ohnehin nicht so sehr erworben als vielmehr ererbt sind. Aehnliche Fehler scheint uns des Verf. Schilderung der „französischen Bildung" zu haben. Auch hier finden wir ihn wieder in seiner gewohnten Betrachtungsweise: „Wie entsprechend ist doch diese neue elegante Wissenschaftlichkeit dem Hofwesen Ludwig's XIV." — „wie entschieden war die Selbstgewißheit des denkenden Subjects gegen die Hierarchie gerichtet" — „wundervoll wie die Jesuiten zu diesem Frankreich wie das Königthum es wollte paßten" u. s. w., aber den Nachweis des Zusammenhangs aller dieser Momente, auf den es auch hier wiederum einzig und allein ankam, bleibt der Verf. schuldig. Er schickt den Satz voran, daß die Selbstgewißheit des denkenden Subjects in Frankreich die Basis der Entwickelung geworden; unmittelbar darauf aber spricht er von der Verworfenheit des Hofs, von den Je-

suiten, von Fleury, von Rousseau, und jene „Selbstgewißheit" ist vergessen. Auch seine Betrachtungen über Italien beginnt er wiederum mit den Worten: „Wie tief war das herrliche Land seit der Herstellung der Hierarchie gesunken" und „merkwürdig wie hier sich Regungen einer neuen Zeit zeigten". Es verhält sich hier mit dem Worte „merkwürdig" wie oben mit dem Worte „wundervoll" und noch weiter oben mit dem „seltsam"; sie sagen Nichts und lehren Nichts. Der Historiker ist nicht da um sich zu verwundern; oder wenn er sich verwundern will, was man ihm weder verwehren noch verargen kann, so stimmt Das wenigstens nicht zu seiner Aufgabe „das Spätere als Entwickelung aus dem Frühern zu begreifen" und diesen Zusammenhang darzustellen. Wo das „Begreifen" anfängt, da hört die Verwunderung auf, und wer einen Zusammenhang einsieht, kann nicht mehr „seltsam" sagen.

Was nun aber des Verf. Ueberblick über die „italienische Bildung" im 18. Jahrhundert betrifft, so gestehen wir mit solcher Flüchtigkeit uns nicht befreunden zu können. Er will die „Regungen einer neuen Zeit" darstellen; da indeß über Italien seit dem 16. Jahrhundert bis noch auf den heutigen Tag gar keine „neue Zeit" gekommen ist, so können jene Regungen auch nicht Regungen einer neuen Zeit gewesen sein. Es waren theils Ausartungen des Geschmacks früherer Zeiten, theils Anregungen und Erweckungen von außen her, theils Aeußerungen des Unbehagens, wie es aus lang empfundenem Mangel an Befriedigung hervorgeht. Das eigentlich charakteristische Geistesproduct jener Periode, das italienische Lustspiel, die Poesie überhaupt, läßt seltsamerweise der Verf. gänzlich unerwähnt; die Namen der venetianischen Komödienschreiber, die Namen der Verfasser des „Giorno", der „Animali parlanti" finden sich nicht in seinem Ueberblick, in welchen sie doch vor allen Andern (ebenso wie die gleichfalls vergessenen Verri, die Zeno, die Maffei) aufgenommen werden mußten. Sie sind es welche die damalige und spätere Periode charakterisiren, welche, wenngleich nicht eine neue Zeit, so doch den Ablauf alter Vorstellungen ankündigen. Statt ihrer und der ebenfalls von unserm Verf. vergessenen Naturforscher greift er die Rechtslehrer und die Musiker heraus. Für die Musik überhaupt scheint er Vorliebe zu haben; aber darf bei der Behandlung historischer Aufgaben die Vorliebe entscheiden? Wir müssen überdies bemerken, daß, wenngleich die Musik ohne Zweifel zu dem allgemeinen Geist der Zeit in welcher sie auftritt eine (obschon gewiß lose) Beziehung hat, die Erkenntniß dieser Beziehung eine sehr genaue Bekanntschaft mit dem Wesen dieser Kunst erfodert; der Verf. aber bekennt sich selbst als „Laien, der nur den Eindrücken folgt die ihm aus frühern glücklichen Tagen geblieben sind", und wir fürchten, daß seine Aeußerungen über die neapolitanische Musikschule derselbe Vorwurf trifft den wir oben seiner Schilderung der englischen Moralisten gemacht haben. Abermals auf die Gefahr hin, uns den Vorwurf der Pedanterie zuzuziehen, müssen wir auch bei diesem Anlaß bemerken, daß die Verpflichtung der strengsten, besonnensten Erwägung für die historischen Schriftsteller um so größer wird, in je gedrängterer Darstellung er Zeiten, Menschen, Thaten und Werke zu charakterisiren vorhat. Wenn der Verf. die Kirchenmusiken der neapolitanischen Schule im Unterschiede von denen des 16. Jahrhunderts als „Tongemälde des Entzückens der Contritio, der Inbrunst, des Todesschauers" schildert, so ist zu entgegnen, daß diese Schilderung genau auch auf die Werke des 16. Jahrhunderts paßt, welche ganz so und nur so aufzufassen sind.

Welche Wichtigkeit und Bedeutung überhaupt in der Culturgeschichte dem Verf. die Musik hat, geht aus Dem hervor was er über diese Kunst in dem Capitel sagt welches von der „deutschen Bildung" handelt. Hier weist er ihr und der Poesie die Rolle zu, die höhere Einheit angestrebt zu haben auf welche bei uns im 18. Jahrhundert der Gegensatz von Pietismus und Aufklärung, ja sogar von Gott und Welt, von Denken und Sein hinwies. „So seltsam es klingt", sagt er, „auf dem Felde der Kunst, der Poesie und Musik ward diese höhere Einheit angestrebt." Wie aber? Er sagt, Sebastian Bach's Große Passionsmusik sei der rechte Wunderbau Lutherischen Weserns, „aber schon wandle es sich", und Händel, nachdem er den Reichthum katholischer Weltlichkeit in sich aufgenommen, schreibe für den katholisirenden Protestantismus Englands jene Oratorien, in denen er das Mysterium unserer Religion nicht mehr nach Ueberlieferung und kirchlicher Auffassung, sondern als Positives, als Ueberzeugung und Glaubensbekenntniß aussprach. Mit diesem „Versuch, die christliche Lehre mit dem eigensten Geistesleben, mit der Gewalt der Subjectivität zu verschmelzen", komme aber zugleich „die Gefahr der Verwirrung, Verflachung"; diese trete sogar schon bei Händel selbst hervor; mit dem Wachsen der Aufklärung „sterbe sodann die protestantische Musik dahin", und Graun's Passion sei so wenig protestantisch, daß sie sich „der aufgeklärt katholischen Musik Pergolese's förmlich anschließen konnte". Dies Alles kann ganz richtig sein, aber wir gestehen aufrichtig, einen Zusammenhang zwischen all diesen Dingen sind wir unfähig aus dem Gesagten herauszufinden, viel weniger noch den versprochenen Nachweis von dem Anstreben jener „höhern Einheit". Ist des Verf. Meinung die, daß die Händel'sche Musik den Charakter dieser Einheit habe, so entgegnen wir, daß was er von ihr sagt, nämlich daß sie die Verschmelzung der christlichen Lehre mit der sich frei und selbständig in den Mysterien wissenden Subjectivität sei, sich viel richtiger als von Händel von Sebastian Bach sagen lasse. Dies beweisen dieses Meisters Kyries, seine Litaneien, seine figurirten Choräle; Händel's Musik aber ist vielmehr ganz deistisch; und seine Oratorien gehören nach Inhalt, Stoff und Auffassung mehr dem Alten als dem Neuen Bunde an, wie denn auch in seinem „Messias" mehr der Geist der Prophezeiung lebendig ist als der der christlichen Erfüllung. Wie man aber über diese Componisten urtheilen und wie hoch man die

Macht der Musik anschlagen möge, so viel wird wol unbestreitbar bleiben, daß diese Kunst zu den Ideen von „Gott und Welt, Denken und Sein, Gutem und Bösem" sowie zu den Richtungen des „Pietismus und der Aufklärung" kein solches Verhältniß hat, daß man ihr den Beruf, die Einheit derselben „anzustreben", zuertheilen könnte, ohne sich damit dem Vorwurf ungeregelten und nebulosen Denkens auszusetzen, eines Denkens das allerdings bei uns gar viele Verehrer hat, aber das sicherlich ohne Halt ist und ebenso gewiß zu keiner Erkenntniß führt. In der Darstellung des Verf. wird dann auch die Musik Haydn's als eine solche aufgeführt welche in „vollster Vollkommenheit" Dasjenige gestalte was bei Klopstock als das Unaussprechliche, als das „Verstummen des erhabenen Staunens", als das „träumerische Nichts des subjectiven unaussprechlichen Empfindens" übrig geblieben. Wer den freundlichen Haydn kennt, der, wie der Verf. selbst sagt, uns „in die ruhige, wohlthuende Wellenbewegung seiner eigenen Stimmung hineinzieht", der mag schwerlich bei ihm an die Erhabenheit Klopstock'scher Verzückung, an das Aussprechen dieses bestimmten Unaussprechlichen jemals gedacht haben. O! und Ach! über das Construiren. Grau, Freund, ist alle Theorie! Jawol, sie ist grau und soll es sein. Aber es gibt wirklich doch auch Theorien die weder grau sind noch sonst eine Farbe haben.

Viel glücklicher scheint uns der Verf. da zu sein, wo er, auf Darstellung innern Zusammenhangs und Charakterisirung ganzer Geschichtsperioden verzichtend, sich mit der Schilderung von Verhältnissen beschäftigt die enger umgrenzt sind. Nachdem er jene verschiedenen „Bildungen" Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens durchgegangen, überblickt er noch einmal das alte Europa wie es vor dem Ausbruch des Englisch-amerikanischen Kriegs war, und hier begegnen wir einer Schilderung des Verhältnisses Englands zu Irland und der Osmanen zu den christlichen Rajas (er stellt beide Verhältnisse als analoge dar) welche sich ebenso durch Lebendigkeit wie durch Wahrheit auszeichnet. An dieser „Das alte Europa" überschriebenen Stelle seines Buchs geht der Verf. auch die verschiedenen Colonialsysteme der verschiedenen europäischen Staaten durch, wobei wir nur ein stärkeres Hervorheben des Handelsmoments und der seitdem so ganz veränderten Ansichten der Mutterlande über den Werth des Colonialbesitzes gewünscht hätten, indem Beides für das Verständniß des nordamerikanischen Freiheitskriegs, welchem eine ausführlichere Darstellung (I, 225—308) gewidmet ist, von überwiegender Wichtigkeit erscheinen muß. Die Begebenheiten welche zu diesem Kriege führten, die innern politischen Zustände Englands, die Bewegungen in den nachmaligen Freistaaten, die Bedrängnisse des Mutterlands, die Wirkungen des amerikanischen Freiheitskriegs auf Frankreich, auf Irland, alles Dies hat der Verf. lebendig, aber doch mit großer Mäßigung behandelt. Finden wir aber bei Betrachtung der Grundlagen worauf die Freistaaten als solche emporwuchsen, die Aeußerung: man sei dort „einmal zu den einfachsten Verhältnissen, gleichsam zu dem Anfang aller Staatenbildung" zurückgekehrt, nur daß dieser Anfang nicht als ein „so blos einfacher natürlicher, sondern aus der ganzen Vergangenheit europäischer Entwickelungen hervorgegangener, ein lebendiger Trieb gewesen, den man aus dem absterbenden Gestrüpp der geschichtlichen Bildungen Europas gerettet", so erinnern wir daran, welch ein gewaltiger Factor bei dem großen Ereigniß jener Losreißung und Constituirung die religiöse Art und Erziehung der nordamerikanischen Colonisten gewesen, und wie ihre politische Energie wesentlich durch die puritanische Strenge ihrer Gesinnung, durch altbiblische Denkweise, durch den engen aber festen Charakter ihres Glaubens und Dienstes bedingt worden. Dies hervorzuheben hat der Verf. versäumt, auch da wo er von dem abweichenden Charakter der neuen Republik von den alten und mittelalterlichen spricht. Dennoch ist kein Moment für das Verständniß der Geschichte dieser merkwürdigsten aller Colonisten und Auswanderer wichtiger als jenes religiöse. Durchdringt man sich von dem Geiste von welchem beseelt die ersten Ankömmlinge sich auf dem neuen Boden niederließen, wie sie sich nicht sowol als Auswanderer als vielmehr als Pilger betrachteten, wie ihre Glaubensansichten auf das innigste mit den absolutesten demokratischen und republikanischen Theorien zusammenhingen, wie sie sich als den Weinstock ansahen den der Herr in die Wüste gepflanzt, wie sie gleich anfangs aussprachen, daß sie gegangen und gekommen seien sich selbst zu regieren und an der Erfüllung ihrer Absichten durch Einsetzung ihrer Obrigkeiten, durch Vertrag und Gesetz zu arbeiten — wer alles Dies erwägt, der kann nicht zweifeln, daß die Freiheit welche im Unabhängigkeitskriege mit dem Schwerte erkämpft worden, gleich anfangs aus England mit herübergekommen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Völkerstimmen. Von L. von Arentschildt. Portugal, Spanien, Italien, Schottland, England. Hanover, Helwing. 1847. 8. 22½ Ngr.

In einem Bande von 216 Seiten erhalten wir hier dichterische Uebersetzungen portugiesischer, spanischer, italienischer, schottischer und englischer Gedichte

die in schönen Stunden
Am fernen Strand verklärt mein einsam Leben,

sagt der Uebersetzer im dichterischen Vorwort. Für Mannichfaltigkeit ist in diesen „Völkerstimmen" hinreichend Sorge getragen; neben den gedankenvollen und großentheils traurigen Sonetten des unglücklichen Camoens finden wir die wilden spanischen Romanzen zu Ehren Bernardo's del Carpio, eines der ersten christlichen Maurenbekämpfers, und maurisch-ritterliche Liebesromanzen von Bravond und Guadalara, von Belerma und Durandarte. An heitere spanische Lieder schließen sich dann des Grafen Giacomo Leopardi Klagelieder und schwermüthige Betrachtungen und Ugo Foscolo's in ähnlichem Geiste geschriebene Sonette. Volkslieder aus Müller's „Egeria" und Kopisch's „Agrumi" und Ottaverime von Michelangelo Buonarotti schließen die Sammlung der italischen Gedichte. Romantische Balladen aus der „Queen's wake" des Ettrick shepherd: „Die Hexe von Fife", „Macgregor", „Der Abt von Mac Kin-

von" und „Glen Avin", die schöne alte Volksballade „Helen of Kickconnel" (die leider hier nicht nach dem bessern Texte übersetzt ist) und einige der unbedeutendern Gedichte von Burns (unter denen auch das Gedicht „Scharf weht der Wind auf Donocht-head" steht, das indessen nicht Burns, sondern dem Engländer George Pickering angehört) vertreten die schottische Dichtung. Unter den englischen Gedichten die der Uebersetzer uns gegeben hat steht obenan eine Auswahl der „Irish melodies" und „National airs" von Thomas Moore, an die sich Gedichte von Henry Kirke White, dem frühverstorbenen talentvollen Dichter, von Campbell und der Mrs. Maclean oder Letitia Elizabeth Landon, und ein Bruchstück aus Shelley's „Alastor" anschließen. Dies der Hauptinhalt der vorliegenden Sammlung, die außerdem noch eine Anzahl einzelner Gedichte von verschiedenen Verfassern enthält. Gewiß mannichfaltig genug ist die Sammlung, und für Abwechselung ist hinreichend gesorgt; ja, obgleich fast alle Blumen auf dem Felde der Lyrik gepflückt sind, so sind sie vielleicht doch zu verschiedenartig um sich leicht wie der Uebersetzer gewollt zum Kranze zu vereinigen; das einfache Gänseblümchen und die üppige Georgine passen schlecht zueinander. Doch wie Dem auch sei, die Sammlung ist dennoch eine dankenswerthe, weil die Auswahl mit Geschmack getroffen ist, und dem Werthlosen oder Unbedeutenden nur selten eine Stelle eingeräumt ist. Warum der Uebersetzer aber von den Dichtern aus denen er Gedichte mittheilt dieses oder jenes schöne und großartige Gedicht übergangen und bisweilen lieber unbedeutendere übersetzt hat, darüber läßt sich bei einer derartigen, mehr zufälligen Sammlung wie die vorliegende ist mit ihm natürlich nicht rechten.

So geschmackvoll die Auswahl ist, so geschmackvoll und fließend ist auch im Ganzen die Uebersetzung. Härten und Verstöße gegen die Form finden sich nur selten, wie z. B. S. 26:

> Verträumt der Elende der Knechtschaft Schwere —

Hier und da ist die Uebersetzung unklar, z. B. S. 12:

> Denn also hat es das Geschick beschlossen,
> Daß es, indem mir and're Sterne tagen,
> Mich übergab dem Schmerze zum Genossen:
>
> Sehnsucht nach dir, das Leid, das ich muß tragen
> Um jene klagt durch andere Lüft' ergossen
> Und and're Wellen stören meine Klagen.

Auch wirkliche Uebersetzungsfehler finden sich vor, namentlich in der Uebersetzung der in schottischer Mundart geschriebenen Ballade „The witch of Fife". Dort ist regelmäßig das schottische The auld guidman, was bekanntlich nur der alte Hausvater, Familienvater bedeutet, stets durch „der gute alte Mann" übersetzt. S. 134 lesen wir:

> Die erste Nacht als der Neumond erwacht
> Und im Sturme die Wolken sich stritten,

während der schottische Text das Gegentheil sagt:

> The first lat-nicht, quhan the new moon set
> Quhan all was douffe and mirk —

Ebenso S. 136:

> Und lang ist der Pfad, den kein Fuß noch betrat —
> All über den Schnee der Ewigkeit.

Schottisch:

> Quhite, quhite was oair rode that was never trode
> Ower the snaws of eternity.

Doch dergleichen Verstöße sind im übrigen Theile des Buchs zu selten um dem Verdienste des Uebersetzers Eintrag zu thun. Zum Schlusse möge als Probe seiner Uebersetzungen noch ein Sonett von Camoens stehen:

> So oft ich auf die Zeit schau' die vergangen,
> Hab' Reue des Gescheh'nen ich empfunden.
> Ich sah, daß all die Zeit umsonst entschwunden,
> Daß thöricht war mein Hoffen und mein Bangen.
>
> Nach meinem Leid nur trug ich heiß Verlangen!
> Was ich erreicht, schlug stets mir tiefe Wunden;
> Wenn ich des Glückes wärmsten Kuß empfunden,
> War auch die letzte Hoffnung schon vergangen.
>
> Die Schlösser die die Phantasie erhoben,
> Im Augenblick da ich den Giebel kränzte,
> Sah ich sie wie ein Morgentraum zerstoben.
>
> Wie manchen Trug hat diese mir gewoben!
> Ein leerer Hauch ist was so golden glänzte;
> Weh Dem der hofft! Weh wer vertraut auf oben!

41.

Literarische Notizen aus England.

Die Engländer auf dem Continente.

In der von uns bereits erwähnten Beschreibung ihrer Reise von Paris nach Rom und ihres Aufenthalts an letzterm Orte — das Buch hat den sonderbaren Titel: „A year of consolation" (London 1847) — ergeht sich Mrs. Butler, geborene Fanny Kemble, in wiederholten Ausfällen gegen die Uebertheuerungen von Seiten der Gastwirthe und Krämer und gegen die lächerliche Verschwendung von Seiten reisender Engländer. Davon nimmt ein englisches Journal Gelegenheit zu bemerken: „Wir schmeicheln uns mit den von Mrs. Butler bereisten Theilen des Festlandes ebenfalls bekannt zu sein, aber von einer Verschwendung Seiten dort lebender oder reisender Engländer ist uns nicht ein einziges Beispiel vorgekommen. Die meisten im Auslande wohnenden Engländer haben nicht einen Schilling wegzuwerfen, während die reisenden Engländer in beständiger Furcht und Angst sind übervortheilt zu werden, und in Betreff billiger Foderungen ganz merkwürdige Begriffe von Hause mitgebracht zu haben scheinen. Nur Eins zu erwähnen. Auf den Straßen welche die französischen Messagerien befahren erhält man zum Mittagsessen Suppe, Fisch, Fleisch, Geflügel, Wildpret, Spargel, Blumenkohl, Bohnen, Pastete und ein reichliches Dessert, dabei stets zur Belustigung des Engländers Käse und Brot nebst gewöhnlichem Wein so viel man essen und trinken will. Dafür werden drei Francs verlangt, und darüber schreit der Engländer Ach und Weh, während er zu Hause unter gleichen Umständen für seinen Theil an einem einzigen Fleischstück, etwas wohlfeiles Gemüse, Brot, Käse und ein Glas Dünnbier unbedenklich Dasselbe bezahlt. Im Allgemeinen müssen wir gestehen, daß uns im Auslande mehr Beweise von schofelm Benehmen der Engländer als von Erpressung Seiten der Eingeborenen vorgekommen sind."

Cromwell und der Protestantismus.

Aus einem für eine deutsche Vierteljahrsschrift bestimmten, aber irgendwarum nicht zum Abdruck gelangten Aufsatze ist ein englisches Buch geworden: „The protector; by *J. H. Merle d'Aubigné*, D. D." (Edinburg 1847.) Es ist kein Geschichtsbuch, sondern ein geschichtlicher Commentar; der Verf. nennt es eine Rechtfertigung, eine Vindication. „Der Protector" ist natürlich Cromwell, aber statt eine Episode in der Geschichte Englands soll das Protectorat eine Episode in der Geschichte des Protestantismus, Cromwell eine Verkörperung der protestantischen Lehre und der Kampf den er gefochten nicht gegen den Despotismus, lediglich wider den Romanismus gerichtet, deshalb auch ein „gerechter und Gott wohlgefälliger" gewesen sein. So argumentirt Dr. Merle d'Aubigné. Es wird Menschen geben die ihm beistimmen, Andere die es nicht thun. Jene werden sein Buch gern lesen, diese Stoff genug darin finden zur Verwunderung und zum Widerspruche.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 300. — 27. October 1847.

Vorlesungen über die Freiheitskriege von Johann Gustav Droysen. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 299.)

Es wird Niemand sein und ist Niemand welcher leugnet, daß das Volks- und Staatsleben Europas im 18. Jahrhundert „an tiefen Misverhältnissen krankte". Der Verf. entwirft eine lebensvolle Schilderung derselben; aber er darf nicht meinen, daß, wenngleich diese Misverhältnisse insgesammt zur Revolution führten und mitwirkten, „der Ruhm und die Schuld" der Revolution darum dem französischen Volke nicht ausschließlich dürfe zugeschrieben werden. Das Misverhältniß war überall, die Revolution machte Frankreich allein. Unsere deutschen öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände waren im 18. Jahrhundert ungleich fauler als die unserer Nachbarn; es hatte sich Alles, wie einer unserer Philosophen sagt, zur äußersten Niederträchtigkeit verknöchert; ob wir aber allein und ohne die Macht fremder gewaltiger Anregung und Erschütterung einen Schritt zur Befreiung gethan haben würden, bleibt sehr zweifelhaft. Auch die „Kühnheit und Entschiedenheit" der Fürsten, womit sie, wie der Verf. sagt, zum Wohl des Volks durchzugreifen anfingen, kam ihnen durch Erweckung von außen. Fremde Geister waren es an welchen sich die unserigen entzündeten, und zu derselben Zeit da unsere Literatur die fremden Einflüsse stolz und siegreich zurückwies, machten die fremden Gedanken auf dem ernstern Gebiete des Staats und der Gesellschaft ihre Eroberungen unter uns. Die Franzosen haben nicht nur ihre eigene politische, sie haben auch unsere deutsche Gedankenrevolution gemacht, so weit sie eine politische war. Die philosophische verdanken wir uns selbst; aber wie in Deutschland die Philosophie von jeher neben der Geschichte nur hergelaufen oder auch, wenn man will, ihr vorangelaufen ist, so würde die Kant'sche Umwälzung bis zu ihren äußersten Stadien haben fortgehen können, und es würde nebenher politisch Alles bei uns so ziemlich beim Alten geblieben sein, wenn nicht Hülfe von außen gekommen wäre. Nicht England mit den gewaltigen Ereignissen die sich dort zutrugen, nicht der amerikanische Freiheitskrieg, nicht die Niederlande, nicht Schweden, nicht Polen halfen uns; Frankreich allein hat uns geholfen, Frankreich allein uns vorwärts gebracht. Auf die Fragen: Warum waren wir nicht zu retten? Warum fand die Stimme der Patrioten die Joseph's II. Beginnen mit frohem Zuruf begrüßten, bei der Nation keinen Widerklang? auf diese Fragen antwortet der Verf. selbst mit einer Darstellung der trostlosen Lage Deutschlands, das „umsonst versuchte sich innerlich zu regeneriren, das durch immer neue Fehlgeburten geschwächt ward". Währenddem aber „ging aus der französischen Bildung hervor: der Sturz der Jesuiten, das physiokratische System, die Foderung der Menschenrechte, des auf Vernunft gegründeten Staats". Es wird also doch wol richtig bleiben, richtig selbst nach des Verf. eigener Darstellung, „die gewaltige Revolution welche aus dem 18. in das 19. Jahrhundert hinüberführt als eine französische zu betrachten".

Nun gestehen wir, daß die Art und Weise wie der Verf. die Französische Revolution einführt, uns wegen ihrer Unbedeutendheit aufgefallen ist. Auf die Frage die er selbst aufwirft: Was kämpfte denn in so vielen Ländern Europas widereinander? antwortet er mit einer ganzen Reihe weiterer Fragezeichen: Es sei aus den geistigen und socialen Entwickelungen die Nothwendigkeit neuer Ordnungen erwachsen, die nur der Staat bereiten könne; wer aber der Staat war? Um weswillen er erneuert werden mußte? Ob die Krone von den bisher Bevorzugten Opfer gebieten konnte? Freilich habe sie das Neue um des Staats willen gewollt, aber ob sie der Staat sei? Ob das Volk keine Stimme habe? Und wie anders als durch die Stände diese vernommen werden solle? u. s. w. Nach diesen Betrachtungen kommt der Verf. bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. an, und sechs Blätter darauf ist er über die Parlamente, über Turgot, Necker, Calonne, Deficit, beide Notabeln hinweg bei der Nationalversammlung angelangt. „Wir dürfen", sagt er, „über die Anfänge der dortigen Bewegung kurz sein, da dieselben in ihrem wesentlichen Verlauf allgemeiner bekannt sind und immer neue Darstellungen den Blick auf sie lenken." Kürze der Darstellung ist etwas sehr Schätzbares, aber die Bedingung ist einsichtige Wahl der hervorzuhebenden Momente, Schärfe der Charakteristik von Menschen und Dingen, Besonnenheit im Ausdruck und sicheres Festhalten des Punkts

auf welchen man lossteuert. Dagegen aber Wesentliches beiseite lassen, Unwichtiges anführen, hier erzählen, dort betrachten, Namen nennen und Sachen ungenannt lassen, abwechselnd stehen bleiben und Sprünge machen, und Gesammtzustände, große umfassende Perioden durch Bezeichnungen charakterisiren welche nicht auf das umsichtigste erwogen sind — um diesen Preis ist die Kürze zu theuer erkauft. Wer die Anfänge der Revolution kennt, für den ist die kurze Uebersicht des Verf. nicht nur ohne Gewinn, sondern er vermißt in ihr die allernothwendigsten Begründungen; für Den aber der sie nicht kennt ist sie unverständlich und verworren. Was fördert ihn die Anführung der Parlamente, daß Maupeou sie aufgelöst, der junge König sie zurückberufen habe, wenn er von dem Geiste und der Stellung derselben nicht zuvor unterrichtet worden? Nach den Andeutungen des Verf. erscheinen sie erst als Körperschaften die sich im reformirenden Geist des neuen Frankreichs der Regierung widersetzen. Jedermann, auch der Verf., weiß, daß sie Das nicht waren. Wenn es nun nach solcher Einführung der Parlamente unmittelbar darauf, nach Turgot's Erwähnung, von ihnen weiter heißt: „Schon neigten sie sich, sonst immer der Geistlichkeit feind, deren Interessen zu" u. s. w., muß der Leser sich nicht verwirrt finden? Fehlt ihm nicht jede Brücke zu solchem Uebergang? Es ist auch nicht richtig, daß die Parlamente „sonst immer der Geistlichkeit feind" gewesen, und solche Aeußerungen sind es die nebst unzähligen ähnlichen im Buche den kritischen Tadel hervorrufen, da sie in einer raschen historischen Uebersicht schwerer wiegen als in ausführlicherer Darstellung, wo sie unbeachtet mitunterlaufen und durch Richtiges wieder aufgewogen werden können. Wir vermissen Ordnung, Strenge, Schärfe. Es war nicht der Klerus welchen die Parlamente bekämpften, sondern nur der sogenannte constitutionnaire Theil desselben, der sich in Folge der Bulle Unigenitus gebildet hatte; sodann die Jesuiten als solche. Der Pfarrgeistlichkeit nahm das Parlament sich vielmehr eifrig an; es sagte die Spaltung voraus welche bei einer eintretenden Staatsveränderung zwischen der obern und untern Geistlichkeit erfolgen müsse, klagte beim König über die Willkürherrschaft der ultramontanen Bischöfe, über ihre Eingriffe in die Verhältnisse des Unterrichts, der persönlichen Freiheit, des Familienlebens, der Seelsorge, des Pfarramts. Diese besondern Verhältnisse des Parlaments, sodann sein aristokratischer Geist, seine Auffassung der Beziehungen zur Pairie von Frankreich, endlich sein Rückgang auf die Generalstände von 1614, dies Alles ließ sich in sechs Zeilen zusammenfassen, und würde von dieser Körperschaft, von welcher der erste Anstoß zur Erschütterung des alten französischen Königthums ausging, das zum richtigen Verständniß der Begebenheiten erfoderliche Bild gegeben haben. Zugleich würden damit diejenigen Momente deren Wichtigkeit später so entscheidend hervortritt fixirt worden sein. Das ist es was wir von einer raschen Uebersicht fodern. Nicht minder wie die Parlamente setzt der Verf. die ersten Notabeln in ein falsches Licht, wenn er von ihnen sagt: „Sie foderten Reformen, nicht jene monarchischen wie sie Calonne vorgeschlagen; es drängten sich die Gedanken der Opposition, deren Frankreich voll war, in den Vordergrund." Viel richtiger ist, daß diese Notabeln von 1787, wie ein neuerer kritischer Schriftsteller sagt, den Vorschlägen Calonne's ihre demokratische Spitze abbrachen. Adel wie Klerus waren über die freisinnigen Reformen dieses Ministers, die so schlecht zu seiner Denkart und bekannten Persönlichkeit stimmten, gleich aufgebracht, und zeigten sich Nichts weniger als „den Gedanken der Opposition, deren Frankreich voll war", zugethan. Die Notabeln von 1788, Necker's zweites Ministerium, Brienne u. s. w. läßt der Verf. ganz unerwähnt; nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung sagt er: „Die Nation galt dafür in dieser Versammlung repräsentirt zu sein", begleitet aber diese Behauptung mit einer Frage: „Ob Dem wirklich so war?" ohne daß er darauf eine bestimmte Antwort gäbe; und sogleich nachher, nach der Erstürmung der Bastille und der Bildung der neuen Municipalitäten, sagt er wiederum, die Nation habe mit diesem Schritt aufgehört „politisch nur in der Nationalversammlung vorhanden zu sein", begleitet aber auch diese Behauptung mit der abermaligen Frage: „Die Nation?" ohne auf diese eine bestimmtere Antwort zu geben als auf jene. In allem Dem können wir weder Sicherheit, noch Plan, noch das ausgebildete Urtheil eines klarblickenden Historikers erkennen. Vielmehr zeigt sich uns in dieser Art der Darstellung eine große Unruhe und eine Leichtigkeit der Behandlung schwerwiegender Dinge, die man nur darum nicht Leichtsinn nennen kann, weil die Gewissenhaftigkeit der Absicht eines Autors wie der unserige sich nicht entfernt bezweifeln läßt. Aber ganz besonders diese ernsthafte aufrichtige Sinnesart des Verf., sein Wohlmeinen, seine treue Anhänglichkeit an den Ideen der Freiheit und Gesittung, die Wärme seines Herzens, der Eifer womit er sich den Kämpfern für diese Ideen mitkämpfend anzuschließen und mit ihnen hoffen zu wollen und zu leiden scheint: diese Vorzüge sind es welche die Kritik um so strenger gegen ihn machen müssen, als sie so vorzüglich geeignet sind ihm bei einem großen Theil deutscher, namentlich jugendlicher Leser Beifall, Theilnahme, Glauben und Anhang zu verschaffen. Was in Deutschland noth thut ist nicht die Erweckung eines gewissen historischen Mitgefühls, auch nicht die Befriedigung eines gewissen historischen Trotzes; nicht daß wir uns an dem Walten der Nemesis weiden und geschichtliche Vorzüge aus dem ganz bestimmten Gebiete zeitlicher, örtlicher und nationaler Bestimmtheit herausheben, um sie auf das beliebtere Feld unserer eigenen Vorstellungen, Bedürfnisse, Leidenschaften und Träumereien zu verpflanzen, sondern was uns noth thut ist vor Allem bestimmte historische Einsicht zum Behuf der Ausbildung unserer so mangelhaften politischen Erkenntniß. Wir sind nur allzu geneigt zu überschwänglichen Auffassungen, und glauben nur allzu leicht durch weitausgreifende Combinationen unsere Einsicht gefördert. Bei keinem Volke ist das Bedürfniß nach einer gewissen Sät-

tigung an historischen Freuden lebhafter als bei uns. Daher lieben wir die großen Worte, die allgemeinen Bezeichnungen, den Enthusiasmus des Schriftstellers, wenn er uns die Unternehmungen der Freiheit, die Niederlagen des Widerstandes schildert, und wenn er uns im Schwunge seiner Darstellung die Enttäuschungen erspart, welche bei genauerer Sichtung und besonnenerer Prüfung nicht ausbleiben könnten. Im Gefühl eigenen Misbehagens drängt es uns Trost und Erhebung bei andern Völkern und im Rückgang auf andere Geschichtsepochen aufzusuchen, das Große größer zu machen als es ist, das Kleine kleiner, und wir lieben es zu eigener Beschwichtigung nur allzu sehr, das nur beschränkt Wahre zu allgemein Wahrem zu erheben, Grenzen zu überschreiten, Bestimmtheiten unklar zu verwischen. Unser Autor schreibt ganz unbedenklich: „Mit dem Tage der Bastille begann die Emigration; mehre Prinzen von Geblüt an der Spitze sonderte sich der Adel aus der Nation aus, ging in die Nachbarstaaten" u. s. w. Dergleichen liest man bei uns sehr gern; solche Gegeneinanderstellungen von Adel und Nation gefallen, sie fassen sich leicht auf, man ist bald damit fertig und fühlt sich davon um so lieber befriedigt, als sie ungefähr den Vorstellungen entsprechen die Jedermann aus dem Kreise seiner eigenen Erfahrungen und Ansichten mit zur Geschichte hinzuzubringen pflegt. Näher angesehen ist aber dies Alles ungerechtfertigt, und die Französische Revolution hat der Haltung eines großen Theils des französischen Adels unendlich Viel zu danken. Warum nicht Lafayette und Mirabeau vom Adel, und Clermont-Tonnère, Lally-Tolendal, Montesquiou und Cazalès und eine ganze Reihe Anderer die wir nicht anzuführen brauchen, weil Jedermann sie kennt und Jedermann weiß welche Dienste sie gleich von Anbeginn der Sache der „Nation" geleistet haben, der sie sich selbst zuzählten, und zu welcher sie in der That auch gehörten? Der Strom der Emigration war bereits (seit dem 16. Juli) in vollem Gange als jene Nachtsitzung abgehalten wurde, in welcher Matthieu de Montmorency die Versammlung auffoderte der Welt ein großes Beispiel zu geben, Noailles die Abschaffung der Frohnen und der Unterthänigkeit beantragte, und Mitglieder wie d'Aiguillon, Grammont, Beauharnais, Mortemart durch ihr Verhalten den Enthusiasmus Aller erregten. Mag man über den Geist und die Absicht dieser Opfer des französischen Adels urtheilen wie man wolle, immer wird es völlig unhistorisch bleiben, zur Zeit der ersten Emigration Adel und Nation in Frankreich einander entgegenzusetzen. Vergegenwärtigt man sich die Debatten jener Nacht, so versteht man vollends nicht was der Verf. mit den Worten sagen will: „Aber doch war die Emigration ein schwerer Schaden; von Anfang her war eine Hauptfrage der Debatte entzogen, dem Bürgerkrieg überwiesen." Alle diese Sätze scheinen uns unklar und verworren, um so mehr, wenn man damit zusammenhält was gleich hinterher geäußert wird, daß „das Werk der völligen Umgestaltung Frankreichs fast ungestört hinausgeführt wurde". Welche „Hauptfrage" kann übrig geblieben sein, wenn das ausgeführte Werk ein Werk völliger Umgestaltung war, und wenn die Ausführung „ungestört" vor sich ging, was blieb dann „dem Bürgerkrieg überwiesen"? Man könnte überhaupt einen Autor wie den unserigen ziemlich hart bedrängen, wenn man ihm seine verschiedenen Aeußerungen gegeneinander vorhielte, wie er dort als unabwendbar auffaßt wofür er hier die Möglichkeiten der Vorbeugung und Verhütung erwägt, wie er an einer Stelle Geschehenes aus innern Nothwendigkeiten erklärt wofür er an einer andern nur äußerliche Motive als entscheidend geltend macht, wie oft er in den Fall kommt den Muth des Princips vor dem Schreck der Consequenzen zu verlieren. Die Wogen der Begebenheiten tragen ihn auf und nieder, und er wird alle diejenigen Leser zu Freunden haben welche dieselbe Bewegung, denselben Wechsel der Gesichtspunkte lieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Adalbert Stifter.*)

Die beiden ersten Bände der „Studien" von Adalbert Stifter, welche 1844 erschienen und in Nr. 136 d. Bl. f. 1845 angezeigt sind, fanden bei der Kritik wie beim Publicum eine so günstige Aufnahme, daß nicht allein schon eine zweite Auflage derselben nothwendig wurde, sondern auch daß der Verf. die beiden folgenden Bände, obgleich schon längst angekündigt, zuvor einer Umarbeitung im Manuscript wieder unterzog, und dadurch eine Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst wie gegen das Publicum bethätigte, welche um so mehr Anerkennung fodert als sie nicht eben häufig angetroffen wird.

Die gegenwärtig vorliegenden beiden Bände geben: „Die Mappe meines Urgroßvaters", „Abdias", „Das alte Siegel" und „Brigitte", bereits 1841, 1842 und 1843 geschrieben. Sie unterscheiden sich von den Studien der beiden ersten Bände im Allgemeinen wesentlich dadurch, daß dem Menschen, seinen Handlungen, seinen Erlebnissen ein größerer Raum angewiesen, daß er mehr in den Vorgrund des Gemäldes gestellt ist. Wir kommen darauf zurück, wenn wir zuvor versucht haben über die Mittel und Wege welche den Verf. eben der als ihm eigenthümlich zu vindicirenden Form zuführten, ein Verständniß zu gewinnen.

Die Novelle, die Erzählung, wol allen Völkern zu allen Zeiten willkommen, empfängt in der Individualität des Vortragenden, sowie im Charakter des ganzen Volkes dem er angehört eine leicht erkennbare Localfarbe, die auch die Tendenz, den Zweck, die Moral des ganzen Bildes durchdringt. Seit die Erzählung aus dem Munde des Volks in die Literatur überging, wich die oft nur augenblickliche Stimmung des Erzählers der Erwägung des Angemessenen, Nothwendigen, um das Ereigniß klar hervortreten zu lassen, und die Wirkung, den Eindruck zu sichern welche der Stoff ungezwungen darbietet. Dabei ist es jedoch nicht geblieben. Das ursprünglich epische Element der Erzählung nahm, wie es den innern und äußern Verhältnissen der Gesellschaft, den Absichten des Erzählers, den kunstphilosophischen Ansichten, der Zeitrichtung angemessen schien, eine lyrische, dramatische, ethische, politische Farbe an, worüber denn nicht selten vergessen wurde, daß die Erzählung aus dem Gesammtleben nur ein einzelnes Bild heraushebt, um in seinem Spiegel eben jene Gesammtheit anschaulich zu machen. Seit Erfindung der Censur, die nicht jeden Spiegel den Umständen angemessen geschliffen findet, wäre er übrigens auch nach allen Regeln der Kunst bearbeitet und aufgestellt, hat auch der berufene Novellist eine eigenthümliche

*) Studien von Adalbert Stifter. Dritter und vierter Band. Pesth, Heckenast. 1847. Gr. 12. 4 Thlr.

Aufgabe. Sie muß um so schwieriger sein, je strenger oder willkürlicher die Censur ihr Amt wahrnimmt, und etwa schon irgend einem einzelnen Worte eine Bedeutung unterschiebt die es weder an sich hat, noch als Glied in der Kette der Periode der ganzen Darstellung haben kann und darf. Soll daher dem Novellisten nicht gar die Berechtigung seines Daseins und Wirkens ohne Weiteres abgesprochen werden, und vermag er nicht ein durchaus neues Feld urbar zu machen, so muß er nach der allgemein hergebrachten Dreifelderwirthschaft fortäckern, die guten Gedanken als Zehnten abgeben und das Uebrige auf dem gemeinen Markte so vortheilhaft loszuschlagen suchen als es nur eben gehen will.

Stifter's Berechtigung sich als Novellist zu manifestiren darf nach Demjenigen was bereits dem Publicum vorliegt, nicht in Frage gestellt werden, da das von ihm Gebotene für einen bedeutenden Reichthum von Mitteln vollgültiges Zeugniß ablegt. Es kam nur darauf an sich über die Benutzung dieser Mittel zu entscheiden. Seine Vorgänger und auch die Mitlebenden benutzen für ihre Darstellung irgend ein Ereigniß aus dem Menschenleben, bringen dieses Ereigniß durch Dasjenige was wir im Allgemeinen „Charakter" nennen zur Erscheinung und Entwickelung, und ziehen Grund und Boden der Handlung und Begebenheit nur so weit in den Kreis ihrer Darstellung, als es nothwendig erscheint um das Ganze gehörig zusammenzuhalten, einzurahmen. Damit wird der Leser an ein Terrain gefesselt mit dem er sich leicht vertraut macht, in dem er sich heimisch fühlt, und eben deshalb nimmt er wärmern Theil an den Personen, an ihren Handlungen, ihrem Schicksal. Stifter kehrt dieses so lange bestandene Verhältniß geradezu um. Daß er dazu nicht durch Neuerungssucht, wie sie in der Gegenwart sich wol auf dem Boden der gesammten Literatur geltend zu machen versucht, getrieben wurde, nehmen wir leicht wahr, denn wir begegnen nirgend der Anmaßung; selbst der Titel „Studien" zeugt für Bescheidenheit. Es ist eine Nothwendigkeit, die ihn der Darstellung Dessen was das Auge sah, entgegenführt. Wir sagen vorbedächtig: „was das Auge sah", denn in diesen vier Worten liegt wie wir glauben der Schlüssel zum Verständniß eines großen Theils der uns so neuen Erscheinung. Ob Stifter jemals ein Maler, zunächst ein Landschaftsmaler war, ist uns zur Zeit nicht bekannt. Aber sein Auge hat eine große Empfänglichkeit für Naturerscheinungen, selbst bis zu jenen kleinen Details herab an denen Tausende vorübergehen ohne sie jemals wahrzunehmen. Er sammelt sie auf allen Wegen und Stegen ämsig für seine Mappe, und reiht sie daheim mit unendlicher Gewissenhaftigkeit zu einem großen Bilde zusammen. Auf jenen Wegen und Stegen aber, und selbst in der tiefsten Waldeinsamkeit begegnen ihm Menschen, mit denen wol einige freundliche Worte gewechselt werden. Es sind nur wenige Worte; allein sie geben immer schon eine kleine Geschichte, die eben da wo sie vernommen wird einen eigenthümlichen Reiz hat, und so wird sie dem großen Bilde als lebenerhöhende, schmückende Stafage eingefügt. Die Landschaft mit ihren kleinsten Details auszuführen, nimmt allen Fleiß, alle Aufmerksamkeit, alle Zeit zu sehr in Anspruch, als daß dem Leben der Menschen eine den Kern, den Zusammenhang desselben mit dem ganzen Menschenleben durchdringende tiefere Anschauung zugewendet werden könnte. Darum erscheinen die Lebensbilder eben nur als Stafage, welcher das Auge des Beschauenden erst eine Geschichte, ein Schicksal ablauschen muß. Sie erscheinen als Märchen, die mit knappen Worten ein Ereigniß hinstellen, an dem dann der Hörer sich als divinationsfähig erweisen mag, manchmal nur als Anekdote mit ansprechender Pointe.

Oben ist der Censur gedacht. Das würde sicher nicht geschehen sein, wenn sie in Stifter's Vaterlande nicht vorzugsweise eine Macht von dem wesentlichsten Einfluß wäre. Sie erzieht dort, im Einverständniß mit allen übrigen in strenger Consequenz festgehaltenen Vormundschaftsprincipien, den Menschen schon früh für den scharf und eng gezogenen Kreis in dem er sich zu bewegen hat; sie zwingt ihn im Leben keine tiefere Bedeutung zu sehen, mindestens in die Darstellung desselben nur das äußerlich Erblickte allenfalls mit unverfänglicher Heiterkeit aufzunehmen, höchstens daraus eine allgemein zulässige Moral zu Tage zu legen. Da bleibt kaum eine andere Wahl als Festhalten an Aeußerlichkeiten, die dann der wahrhaft Begabte so reizend aufzuschmücken bestrebt ist, daß nur der auch zwischen den Zeilen Lesende tiefern Zusammenhang des Zerstreuten gewahrt, oder wesentliche Lücken, welche für das Ganze, sofern wir es als Kunstwerk zu betrachten haben, keine volle Befriedigung erwecken. Finden wir eine solche Befriedigung auch bei Stifter nicht überall, so haben wir wol auch die hier berührten Hemmnisse anzuklagen, die nothwendig auch auf ihn nachtheilig einwirken mußten, die ihn in der Natur wie im Leben und Thun der Menschen oft zu viel sehen ließen, sofern nämlich Unwesentliches, selbst Widerwärtiges zur Erscheinung gebracht wird. Jenen äußerlichen Bannkreis überspringt gar leicht der freie Geist, ohne jedoch zugleich einen sichern Maßstab für das Zulässige, Erlaubte, Nothwendige mitzubringen. Freilich ist Alles was ist auch darstellbar; allein es soll nur dargestellt werden wenn es die Berechtigung seiner Nothwendigkeit als Glied des ganzen Kunstkörpers mitbringt, und darum eben wird von dem Dichter verlangt, daß er reich genug sei, um Vieles aufgeben zu können. In ältern ästhetischen Handbüchern findet sich ein Fach mit der Ueberschrift: „Beschreibende Poesie", und die Verf. haben in dasselbe mancherlei Regeln und Winke niedergelegt, welche der Poet bei seinen Naturschilderungen im Auge behalten soll. Das Fach selbst mag immerhin als ziemlich überflüssig angesprochen werden, weil es in poetischen Darstellungen jeder Art stets auch irgend Etwas zu beschreiben gibt, oder doch weil dieses Fach im Großen und Ganzen mit der epischen Poesie zusammenfällt. Gleichwol sind manche jener Regeln und Winke wohl zu beachten, da sie sämmtlich, wenn auch hier und da mit einiger Aengstlichkeit, das Angemessene, Anmuthende, das Edle und Erhabene, mit Einem Worte, das Schöne wollen. Jene Aesthetiker würden ein Recht gehabt haben Stifter's Dichtungen in das Fach der beschreibenden Poesie zu stellen; sie hätten dann auch ihre Regeln und Winke dabei zu Rathe gezogen, und würden sicher zu demselben Ergebniß gelangt sein welches auch hier angedeutet ist, nämlich: daß der Verf. in der Besorgniß Etwas zurückzuhalten von seinem Reichthum allzu viel auslege, und eben dadurch oft besteche, blende, sogar abstoße, anstatt zu befriedigen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Französische Geschichte.

Die historischen Werke eines Sismondi, eines Thierry, eines Guizot, Barante u. s. w. erfreuen sich in Frankreich einer Verbreitung wie sie bei uns den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichtsliteratur nur ausnahmsweise zu Theil wird. Man kann Dies schon daraus abnehmen, daß jeder dieser Autoren mehre, oft acht bis zehn Ausgaben erlebt hat, während es bei uns eine historische Schrift, wenn sie irgendwie etwas wissenschaftlicher gehalten ist, selten über die erste Auflage bringt. Dessenungeachtet ist der Gedanke, die wichtigsten Partien dieser sogenannten classischen Historiker in übersichtlicher Verarbeitung zu einem neuen Geschichtswerke zu verschmelzen und dadurch ihren Schriften eine noch größere Popularität zu verschaffen, nicht unglücklich zu nennen. Von einer solchen Idee ist Laponneraye in seiner „Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1847, d'après MM. de Sismondi, Augustin Thierry, Guizot, Barante, Michelet, Henri Martin" geleitet. Von diesem neuen Werke, welches gewiß auf Anklang zählen kann, hat vor kurzem die erste Lieferung die Presse verlassen. Das Ganze ist auf 80 Hefte, welche zwei starke Bände bilden werden, berechnet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 301. —— 28. October 1847.

Vorlesungen über die Freiheitskriege von Johann Gustav Droysen. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 300.)

Unter der Aufschrift „Der Revolutionsstaat eine Macht" faßt der Verf. nach einer kurzen Darstellung der Verhältnisse Europas bis zu Robespierre's Fall die Ereignisse bis zum J. 1798 zusammen. Für eine Uebersicht ist hier wie im Folgenden viel zu viel Detail, das sich in verwirrender Mannichfaltigkeit zusammendrängt, angehäuft, und für eine Geschichte ist dies Alles wiederum nicht übersichtlich genug. Nach unserer Ansicht würde ein viel größerer Gewinn aus einer solchen Arbeit erlangt worden sein, wenn jenes Detail vermieden, wenn jedesmal nur die bestimmenden leitenden Momente des Ganzen hervorgehoben, und die allgemeinen Zustände der Völker und Zeiten planmäßig etwa in der Art wären geschildert worden wie z. B. die Schweiz in folgender Stelle:

> Will man die ganze Unerträglichkeit der guten alten Zeit in Einem empörenden Bilde beieinander sehen, so beschaue man diese Schweiz des 18. Jahrhunderts. Alles in völliger Auflösung, voll Intriguen, voller Gewalt, voll kleinbürgerlichsten Uebermuths der Herrschenden gegen die Unterthanen, der Patricierinnen — dames souveraines — gegen die Plebejerinnen, der Harten gegen die Linden in Appenzell; man erinnere sich an die empörende Unterdrückung Uris gegen „die lieben getreuen Landleute" vom Livinerthal, an das „kräftige Beispiel" das der Magistrat von Zürich an dem Pfarrer Waser wegen einiger Aufsätze in Schlözer's „Briefwechsel" statuirte — er ward mit dem Schwert gerichtet —, an den „fröhlichen Landammann Sepli" der, weil er um 1500 Gulden geächtet sich zu den Seinigen einmal heimwagte, drei mal gefoltert und dann hingerichtet ward. Wahrlich, da that Wandel noth.

Hier gewinnt der Leser ein Bild das sich seinem Gedächtniß einzuprägen vermag, während alle jene Einzelheiten, Jahrszahlen, Namen, Angaben über Geldverhältnisse, Truppenmacht u. s. w. in einer allgemeinen Darstellung sich wie ebenso viel leblose Zeichen ausnehmen, durch welche der Beschauer sich mehr belästigt als gefördert sieht. Wir haben niemals begreifen können, in welcher Absicht historische Schriftsteller, welche weder eigentliche Geschichtschreibung noch Abfassung von Lehrbüchern oder Denkwürdigkeiten zum Zweck haben, sondern nur eine Gesammtauffassung des geschichtlichen Verlaufs vorlegen wollen, in welcher Absicht, sagen wir, solche Schriftsteller sich und ihren Lesern den Ballast einer ganzen Menge todter Notizen aufladen, welche den Lauf ihres Fahrzeugs nur aufhalten, den Mitreisenden nur ermüden, und durch hemmendes Verweilen bei Einzelheiten seine Umschau über das Ganze, worauf es doch abgesehen ist, nur erschweren, ja oft ganz verhindern müssen. Sehen wir bei oben erwähnter Schilderung der Schweiz den Verf. auf dem Wege auf welchem er sich nach unserer Meinung durchweg hätte halten sollen (obgleich man sich billig wundern mag, daß diesem Bilde das Wichtigste, die Zeichnung der Republik Bern fehlt), so fragen wir, warum Aehnliches nicht überall geleistet ist, und der Zustand der übrigen Staaten im Moment da sie mit der Revolution in Berührung kamen, nicht eine gleiche Behandlung erfahren hat? Venedig und Genua, Rom, Neapel, selbst Deutschland gehen in dieser Beziehung leer aus. Auch bei einem so interessanten Anlaß wie die Bildung der Batavischen Republik sagt der Verf. Nichts über die innern Zustände dieses, nach dem Ausdruck eines großen Historikers, „unförmlichen alten Compositum, das Zeiten und Zufälle gebildet, und dessen besserer Bildung nie irgend eine staatskundige Hand nachgeholfen hätte". Statt der todten Notiz die uns der Verf. gibt von der „erneuten Heftigkeit womit in den sieben Provinzen die antioranische Partei und der Haß gegen die Engländer sich erhob", waren ganz andere Momente hervorzuheben, solche wodurch das Schicksal dieser merkwürdigen Provinzen, welche den Andrang des neuen Frankreichs zuerst auszuhalten hatten, begreiflich gemacht wird: die gesonderte Verwaltung der Städte, ihre Unabhängigkeit von den Provinzlianständen, und wiederum dieser von den Generalständen; das Verhältniß der Letztern zum Staatsoberhaupt; die eigenthümliche Stellung dieses Staatsoberhaupts, das nach Napoleon's Ausdruck kein Souverain war und doch alle Mittel es zu werden in Händen hatte; ferner der aristokratische Charakter der Stände, der halbdemokratische der Regierungsformen; das unvergleichlich mäßige Verhalten der republikanischen Partei, die zur Erhaltung des Friedens sich selbst die Hände band, und ihr gegenüber die Unbeugsamkeit der Andern, welche durch Regierungskünste zur Einsetzung der Herrschaft Nassaus als zu ihrem Ziele zu gelangen suchten. Uns scheint, solche Verhältnisse

überall und nach festem Plane darzustellen ist ganz eigentlich die Aufgabe bei historischen Uebersichten, wenn sie wahrhaft lehrreich sein wollen. Auch nach Neapel läßt der Verf. die Franzosen kommen, ohne seine Leser über die Zustände dieses Königreichs zuvor einigermaßen unterrichtet zu haben; der König, die Königin, Minister Acton sind mit zwei Worten erwähnt, Nichts über den Klerus, Nichts über das in Unwissenheit und Irrthum auferzogene und erhaltene Volk, Nichts über die unbeschreiblich verderbte Verwaltung. Was kann uns die abermalige Aufzählung schon so oft erzählter Begebenheiten vom heiligen Januarius, von Championnet, von den Lazzaroni, von der Feigheit und schlechten Führung des Heers helfen und fördern? Es schreibt diese Dinge ohne viel Prüfung und Sichtung Einer dem Andern nach, und so schleppt sich die „fable convenue" von Geschlecht zu Geschlecht fort. Wahrhafte Aufmerksamkeit widmet der Verf. während des ganzen Revolutionszeitalters nur den innern Verhältnissen und der Politik Frankreichs, und er würde, glauben wir, besser gethan haben, wenn er sich während dieser Epoche auf die Darstellung Frankreichs allein beschränkt und alles Uebrige nur so weit als unumgänglich nöthig herangezogen hätte. Sein Vorhaben war umfassender; da er aber keinen bestimmten Plan herzubrachte, so ward seine Behandlung ungleich, und gibt nun, anstatt eines Bildes der Geschichte, mehr nur ein Bild der Unruhe eines warmfühlenden, leicht erregten, seinen Blick mehr über die Dinge rasch hinwegtragenden als in dieselben eindringenden Beschauers. So finden wir z. B. auch die Colonialverhältnisse, die anfänglich mit in den Bereich der Darstellung gezogen waren, späterhin in wichtigen Momenten unerwähnt gelassen, und z. B. die Begebenheiten im Orient gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts kaum vorübergehend in ihren Beziehungen auf England erwähnt, in denen auf Holland aber ganz übergangen. Eine einigermaßen umfassende Darstellung der Weltgeschichte vom Beginn der Revolution bis zum Ende der Kriege gehört zu den schwierigsten, mühevollsten Arbeiten; nirgend hat ein Autor dringendern Anlaß und größere Verpflichtung, jedes Wort bevor er es niederschreibt sorgfältiger abzuwägen, für jede Thatsache die er anführt die Gewährschaften genauer zu prüfen, jedes Urtheil das er ausspricht umsichtiger zu begründen als hier. Denn nirgend bringen die Leser mehr eigene Ansprüche, mehr Vorurtheile, mehr Leidenschaften herzu als zu einer Darstellung neuester Begebenheiten, die ein großer Theil von ihnen selbst miterlebt hat, und deren ruhige Auffassung durch die lebendigen Interessen einer unruhigen Gegenwart, die noch immer in engster Beziehung zu jener gewaltigen Vergangenheit steht, so vielfach erschwert wird. Als Beispiel der Manier des Verf. mit welcher er Thatsächliches behandelt, setzen wir nachfolgende Stelle über den rastadter Gesandtenmord hierher:

Von wem war die abscheuliche That ausgegangen? Man fand die Leichen nicht weiter beraubt, nur alle Papiere waren verschwunden. Hatte wirklich das wiener Cabinet ein so großes Interesse, die geheimen Correspondenzen deutscher Fürsten, namentlich Baierns, kennen zu lernen? Allerdings, auch Kaiser Paul war seit dem Decret wegen der Maltesergüter auf Max Joseph erbittert; . . . fand man Beweise die den Kurfürsten in Verbindung mit dem Reichsfeind zeigten, so war man, auf Rußland und England gestützt, im Stande den alten Plan der bairischen Einverleibung auszuführen. So war die Politik Thugut's — während der Kaiser erklärte, daß er sein höchst empörtes moralisches und rechtliches Gefühl und die Stärke des Eindrucks von Abscheu durch Worte nicht auszudrücken vermöge — und Lehrbach, der vor kurzem noch am kurpfälzischen Hofe Allesvermögende, empfing die nöthigen Vollmachten — freilich (auch eines der charakteristischen Lieblingsworte des Verf., das fast auf jeder Seite vorkommt) der Erzherzog Karl entschuldigte das Geschehene als eine Unordnung wie sie von militairischen Ereignissen unzertrennlich sind.

Irren wir nicht, so ist Dies ganz der Ton und Stil in welchem sich die historische Ohnmacht eines der Cabinetspolitik fernstehenden Gelehrten zu äußern pflegt, der in Gedankenstrichen, Zusammenstellungen und Andeutungen für die ihm abgehende nähere Kunde geheimer Vorgänge sich und Andere zu entschädigen sucht. Bekanntlich haben neuere Mittheilungen jenen Mord mit der Politik des damals dirigirenden östreichischen Ministers in unmittelbare Verbindung gebracht. Diese Erklärungsart hat Vieles für sich; unser Verf. aber sagt kurzweg: „So war die Politik Thugut's", läßt die Aeußerung des Kaisers als Deckmantel der That erscheinen, und bringt durch sein „freilich" auch den Erzherzog in ein zweideutiges Licht. Diese Art und Weise mag vielleicht vielen Lesern zusagen, zu billigen ist sie schwerlich. Die Würde der letztern fodert eine andere Behandlung. Neuere Aufschlüsse, so ließe sich etwa sagen, haben es nicht unwahrscheinlich gemacht, daß jene That auf Anstiften Thugut's verübt worden, der darauf ausging den Kurfürsten durch Papiere welche bei dem französischen Gesandten vermuthet wurden als Reichsfeind bloßzustellen. Vermuthlich gingen die Vollstrecker dieser Absichten über die erhaltenen Befehle hinaus, da um einen bloßen Raub zu vollführen kein Mord nöthig war, am wenigsten ein solcher. Welches auch die Lösung des noch immer nicht aufgehellten Räthsels sei, immer wird man Grund haben die Entrüstung welche der Kaiser über diese That kundgab für eine aufrichtig empfundene zu halten, und fühlt man sich gleich durch die kalte Entschuldigung des Erzherzogs Karl tief verletzt, so sichert doch diesen Feldherrn der Ruf seines öffentlichen und Privatlebens gegen den Verdacht der Mitschuld und Mitwissenschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Adalbert Stifter.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Betrachten wir nun das in den vorliegenden beiden Bänden Dargebotene, so wird es nicht schwer fallen für das hier Ausgesprochene Belege zu finden. Es wird jedoch nicht erfoderlich sein diese Belege streng überall nachzuweisen; auch würde der zugemessene Raum durch mancher Orten nothwendig werdende Details überschritten werden müssen. Indem daher wiederholt wird, daß zunächst in diesen beiden Bänden das Be-

streben sich zeigt dem Menschen eine mehr in den Vorgrund geschobene Thätigkeit anzuweisen, wollen wir dieses Bestreben nur noch einige Augenblicke festhalten.

Den ganzen dritten Band füllt „Die Mappe des Urgroßvaters". Das zufällige Auffinden derselben veranlaßt eine geheimnißvolle Beschreibung von Oertlichkeiten, die uns spannen muß, indem sie einen höchst merkwürdigen Fund voraussetzen läßt. Und allerdings enthält die Mappe ein Leben welches von jedem unverbildeten Gemüthe dankbar empfangen wird, schon deshalb, weil dieses einfache thätige Leben längst verstäubt ist und Nichts zurückgelassen hat als einige vergilbte Blätter, die uns erzählen, wie ein armer Knabe sich in demüthigem Vertrauen, mit unverzagtem Sinn emporarbeitet, um als Arzt sich in seiner ländlichen Heimat zu bethätigen und anzubauen. Einige Andeutungen lassen muthmaßen, daß er mit einem besondern Geheimniß vertraut gewesen, dessen Anwendung in hoffnungslosen Krankheiten Genesung bewirkt, und den Besitzer als allverehrten Wunderthäter hat erscheinen lassen. Allerdings war das vorige Jahrhundert reich an Charlatans und Betrügern. Es war aber auch bei der in völlig freier Entwickelung noch mehrfach zurückstehenden Wissenschaft leicht möglich, daß irgend Einer im Besitz eines unbekannten Heilmittels von vorzüglicher Wirksamkeit war, welches er als sein ausschließliches Eigenthum betrachtete und geltend machte. So erzählt uns Goethe in seinem Leben von einem solchen Arzte zu Frankfurt. Indessen gibt das Tagebuch des Urgroßvaters doch Nichts der Art, im Gegentheil tritt er, der im Andenken der Nachlebenden stets als Wundermann erschienen war, nur mit einem zwar sehr strebsamen, aber auch sehr einfachen Leben hervor. Wir sehen Nichts als unermüdliches Bauen und Schaffen, eine stille Liebe und als das größte Ereigniß in dem langen Idyllenleben eine gefahrvolle Winterreise, wo das eingetretene Thauwetter in plötzlichem Frost erstarrt, der Boden, die Gebüsche, der ganze Wald mit Glatteis überzogen wird; und hier finden wir den Verf. eben recht auf seinem Terrain. Die Beschreibung des eisüberglänzten, eisdurchsponnenen und eisdurchzackten Waldes, das Rauschen, Klingen, Krachen, Brechen und Stürzen der Bäume ist von kaum übertreffbarer Wahrheit. Doch nimmt die Beschreibung dieses wenn auch seltenen Ereignisses insofern einen zu großen Raum ein, als die Folgen desselben kaum ein Verhältniß zu ihm zeigen. Es geht Alles wieder seinen ruhigen Gang, und wenn Das im Leben auch wirklich ebenso sich macht, so ist damit doch die umfassende Beschreibung des Naturereignisses nicht genügend gerechtfertigt, um so weniger, als der in dieser Beziehung reich begabte Dichter sich doch selber gestehen wird, daß die Beschreibung immer noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Wo die Natur ein Drama aufführt, geht das Epos der Beschreibung viel zu langsam, und sie kann bei aller Beflissenheit in dem großen Ganzen Nichts zu übersehen diesem gegenüber doch immer nur Bruchstücke geben.

Die erste und bedeutendste Erzählung des vierten Bandes, „Abdias", durch einige tiefgefühlte Betrachtungen über Fatum, Schicksal, Zufall, Vorsehung eingeleitet, versetzt uns in die meistens nur aus Reisewerken bekannte Region der afrikanischen Wüste, wo unter Trümmern versteckt der Jude Abdias, ein moderner Hiob, seine Schätze anhäuft. Trotz der Verachtung, trotz des Druckes dem er preisgegeben ist, weiß er doch eine gewisse Selbständigkeit sich zu schaffen. Er ist schön, reich, angesehen, hat ein schönes Weib, und wie er, der Jude, unter Mohammedssöhnen nun einmal leben muß, scheint ihm Nichts zu fehlen als ein Kind. Da wird ihm ein großer Theil der Schätze geraubt, seine Schönheit von den Blattern zerrissen, das Weib liebt ihn nicht mehr, die Freunde verlassen, drücken, verhöhnen ihn. In dieser Verlassenheit gebiert ihm die Frau eine Tochter, und bei dem Mangel aller Hülfe und Pflege rafft der Tod dem Kinde die Mutter hinweg. Die nächste Ursache des Todes gibt der Verf. an; er konnte uns Das wol ersparen, denn es liegt keine Nothwendigkeit vor, und diese Ursache gehört zu jenem Abstoßenden, Widerwärtigen, dessen wir schon gedachten. Ebenso verhält es sich mit einigen Beschäftigungen des Vaters mit dem Kinde, als er mit diesem einzigen Herzensschätze dem Lande des Unglücks entflieht, um unter Christen in Europa Sicherheit, Ruhe zu finden. Er findet sie nur scheinbar: die Tochter ist blind, und als ihr endlich das Gesicht gegeben wird, da lebt das Mädchen in der ihr neuen Welt ein so eigenes Traumleben, daß die Blumen dieser Erde für ihren Fuß nicht zart genug sind. Sie, für die der Vater neue Schätze gehäuft, stirbt, und Abdias ist nun ganz verlassen und allein und stirbt in hohem Alter. Inwiefern bei ihm von einem Schicksal, einer Vorsehung die Rede sein kann, soll hier nicht näher erörtert, vielmehr nur bemerkt werden, daß Abdias in seinem wechselvollen Leben doch nicht eigentlich gelernt hat sich, wie alle Erdgeborenen ja bestrebt sein müssen, den Verhältnissen mit reiner Geistesfreiheit zu fügen. Er würde sie dann beherrscht haben, er würde seines Glückes Schmied im rechten Sinne des Worts geworden sein. Allein die harten Verhältnisse trafen in ihm einen unbeugsamen Sinn, er weicht nur der Gewalt. Daß der Verf. eben diesen eisernen Sinn in Abdias' Erlebnissen mit großer Wahrheit und Consequenz dargestellt hat, ist das hauptsächlichste Verdienst der Erzählung.

Die folgende Erzählung: „Das alte Siegel", erinnert uns in ihrer Behandlung an manche Erzeugnisse der romantischen Schule. Zu einer vollgenügenden, echt poetischen Novelle sind alle Elemente vorhanden; gleichwol ist es vorgezogen die Heimlichkeiten in noch heimlichere Ferne zu rücken, und nur in einzelnen abgerissenen Aeußerungen die Möglichkeit des Errathens zu gewähren. Der Verf. zeigt hier, daß er wohl wisse, es gebe eine Grenze zwischen ihm und dem Leser; allein es scheint er habe geschwankt zwischen Dem was er geben müsse und Demjenigen was dem Leser als Eigenthum zu weiterer Ausbildung gebührt. So empfangen wir denn in dieser Erzählung mehr ein Räthsel als ein Symbol. In dem Lebenswege einiger Personen mögen wol Abgründe liegen die dem Leser verborgen bleiben sollten. Wenn aber für menschliche Verirrung oder gar Versunkenheit keine Form der Darstellung zu finden sein sollte, so mögen sie lieber ganz unberührt bleiben. Hier jedoch scheint es sich um Dinge zu handeln welche die Wirklichkeit oft genug dem Tage zeigt, welche der Novellist, der Romanschriftsteller oft genug in seine Gebilde aufgenommen hat. Die Scheu des Verf. wird daher weniger eine moralische als eine durch äußere Verhältnisse gebotene gewesen sein.

„Brigitta", die letzte Erzählung, gewährt uns einen Einblick in das Leben und Sein des Ungarlandes, und in der amazonischen Brigitta erkennen wir am Schlusse die Frau des Majors, dessen Gast der Erzähler ist. Die beiden Menschen, bald nach ihrer Verbindung durch Brigitta's eigenen Sinn getrennt, haben viele Jahre lang in geringer Entfernung voneinander gewohnt, ohne sich jemals zu sehen, ohne ihr Verhältniß zu kennen. Das ist auf dem Lande, wo man sich leicht zueinander findet, wo die Vermittelung durch alle Grade von der Treuherzigkeit bis zur Medisance so sehr geschäftig ist, — auf dem Lande ist Das wirklich ein Ereigniß, sodaß wir hier einen seltenen, vielleicht in ungarischen Eigenthümlichkeiten zu suchenden Zufall anzunehmen geneigt sind. Dennoch befriedigt diese Erzählung in einem Grade, daß wir ihr den Vorzug in diesem Bande einzuräumen versucht sind. Es liegt Dies sowol in der Darstellung des ungarischen Landlebens als auch und vorzüglich in dem Schicksale der beiden Hauptpersonen, die sich früh verloren gehen um an der Grenze des Lebens erst ihren Werth, ihre Liebe, ihre Freundschaft zu erkennen.

Wir schließen diese Anzeige hier mit dem aufrichtigen Wunsche, daß wir dem Verf. noch oft begegnen mögen. Hat er uns in manchen Einzelheiten nicht befriedigt, so haben wir die Gründe davon offen darzulegen versucht. Sie lassen sich wol so ziemlich auf den einzigen zurückführen: daß der wesentliche Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit und der poetischen Wahrheit bisher nicht streng genug festgehalten wurde. Die erstere ist oft nur Scheinwahrheit, oft sogar

Lüge, und sie zu poetischer Wahrheit zu erheben eine wol schwere aber dankbare Aufgabe des Dichters. Die letztere, wie alles Schöne dieser Erde, erscheint uns nur wie ein schnell vorüberfahrender Strahl. Ihn gesehen, erkannt zu haben gelingt nur in seltenen Augenblicken, und darum sagt des Verf. Bescheidenheit auch mit Recht: „Wir lesen aus unsern Arbeiten immer nur das Gewollte heraus, nicht das Gewirkte." Und wie es ihm schon jetzt gelungen ist „uns eine heitere Stunde zu machen, die weiter wirkend ein sittlich Schönes fördern hilft", so darf er vertrauensvoll auf seinem Wege, mit offenem Auge und klarem durchschauenden Sinne fortwandeln: was er schafft, wird immer regelrechter, vollendeter sich aus- und fortbilden. Das ist unsere Ueberzeugung. 18.

Bibliographie.

Berghaus, H., Sichrer Führer in Deutschland. Ein Handbuch für Reisende jeder Art und jedes Standes zu vollständigster selbsteigener Orientirung über Alles in unserm Vaterlande, auf allen Touren und an allen Orten etc. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dietsch, H. R., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und zum Selbststudium. 1ster Theil. Die Zeit vor Christi Geburt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Ebeling, F. W., Angelsächsisches Lesebuch. Leipzig, Romberg. 4. 2 Thlr.

Graul, K., Die christlichen Missionsplätze der ganzen Erde. Uebersicht der Arbeitskräfte und Erfolge sowie Darstellung der eigenthümlichen Verhältnisse an den betreffenden Orten. Leipzig, Dörffling. Gr. 8. 6 Ngr.

Griepenkerl, W. R., Die Oper der Gegenwart. Vortrag zur ersten Tonkünstler-Versammlung in Leipzig am 14. Aug. 1847 gehalten. Leipzig, Hinrichs. 8. 6 Ngr.

Hesekiel, G., Menschen und Priester. Eine Geschichte. Zwei Bände. Leipzig, Naumburg. 8. 2 Thlr.

James, G. P. R., Das Schloß Ehrenstein. Seine geistigen und zeitlichen Herren; seine weltlichen und überirdischen Bewohner. Deutsch von A. Schraishuon. Sieben Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr.

Kurnik, M., Goethe's Frauen. In zwei Lieferungen. 1ste Lieferung. Mit 1 Stahlstich. Breslau, Kern. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Leibrock's, A., Schriften. 113ter und 114ter Band. Der Student von Prag. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Medhurst, W. H., China, seine Zustände und Ansichten in besonderer Rücksicht auf die Verbreitung des Evangeliums, mit kurzen Umrissen seines Alters, seiner Geschichte, Chronologie, Bevölkerung, Sprache, Literatur und Religion. Frei nach dem Englischen bearbeitet. Schwäbisch-Hall, Haspel. 1848. 8. 1 Thlr.

Michelsen, A. L. J., Ueber die Genesis der Jury. Eine germanistische Untersuchung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Moore, T., Reisen eines Irländers um die wahre Religion zu suchen. Mit Noten und Erläuterungen. Aus dem Englischen übersetzt von M. Lieber. 5te Auflage. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 8. 25 Ngr.

Novellen-Kranz, gewunden aus den schönsten Blüthen der schönwissenschaftlichen Literatur des In- und Auslandes. Schwäbisch Hall, Haspel. 8. 1 Thlr.

Oettinger, E. M., Kurze Briefe an meinen langen Vetter, oder Anleitung zur Kunst, in 24 Stunden ein vollendeter Gentleman zu werden. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Pözl, J., Bayerisches Staats-Verfassungs-Recht. Als Leitfaden für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht bestimmt. Würzburg, L. Stahel. Gr. 8. 2 Thlr.

Prutz, R. E., Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Leipzig, Mayer. 8. 2 Thlr.

Rau, K. H., Lehrbuch der politischen Oekonomie. 1ster Band. — A. u. d. T.: Grundsätze der Volkswirthschaftslehre. 5te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Staffler, J. J., Das deutsche Tirol und Vorarlberg, topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen. Zwei Bände. Mit einem vollständigen Nachschlag-Register. Innsbruck, Pfaundler. Gr. 8. 6 Thlr.

Strauß, D. F., Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige. Ein Vortrag. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 14 Ngr.

Thomasius, G., Zeugnisse von der Gnade Gottes in Christo. 30 Predigten gehalten und nach der Ordnung des Kirchenjahres zusammengestellt. Nürnberg, Recknagel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Westarp, A., Erzählungen. Aachen, Cremer. 18. 7½ Ngr.

— — Grenadiere der alten Garde. Eine historische Erzählung. Emmerich, Romen. 12. 10 Ngr.

Zander, F., Frauenspiegel. Ein Festgeschenk für deutsche Frauen. Leipzig, Naumburg. 1848. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Biedermann, K., Die Adresse des Vereinigten preußischen Landtags an den König, beleuchtet. Leipzig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Blum, R., und F. Wigard, Die zweite allgemeine christkatholische Kirchenversammlung. Abgehalten zu Berlin, Pfingsten 1847. Authentischer Bericht. Im Auftrage der Kirchenversammlung herausgegeben. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Gesetz über die Verhältnisse der Juden im Preußischen Staate vom 23. Juli 1847. Zum Gebrauch mit den nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen versehen von H. Jolowicz. 2te mit vielen Bemerkungen vermehrte Auflage. Cöslin, Hendeß. Gr. 8. 2½ Ngr.

Klee, E. W., Ueber die Emancipation der Juden. Zugleich eine Kritik der Behandlung dieser Frage auf dem Vereinigten Landtage in Preußen. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krummacher, F. W., Paulus in Athen. Predigt, gehalten zu Berlin am 22. Aug. 1847. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Landtagsverhandlungen über die bürgerliche Stellung der Juden in Preußen. Mit Beziehung auf Oestreich. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 27 Ngr.

Schwarz, Roth, Gold! Ueber teutsche Freiheit und Einheit. II. Heft. Leipzig, Weller. 8. 5 Ngr.

Sendschreiben des deutschen Michel an das Haus Israel. Leipzig, Naumburg. 8. 7½ Ngr.

(Uhlich.) Weitere Mittheilungen in Sachen des Predigers Uhlich in Magdeburg herausgegeben von ihm selbst; zur Vervollständigung der vom Consistorium herausgegebenen amtlichen Verhandlungen. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Neumünstersche Volksversammlung vor den Schranken des Gerichts. Anklage und Vertheidigung des Ober-Gerichts-Advocaten Beseler in Schleswig. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 12 Ngr.

Welche Religion ist die beste? Für Christen aller Confessionen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Wilhelmi, F. W., Die Wahrheit über Pfarrer Haag gegen T. Y. Z. Mit vielen darauf bezüglichen wichtigen Zeugnissen und Aktenstücken und 9 Predigten des Pfarrer Haag. Tuttlingen, Kapff. Gr. 12. 6 Ngr.

Zunftzwang oder Gewerbefreiheit. Mit besonderer Beziehung auf Württemberg. Ulm, Seitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 302. —— 29. October 1847.

Vorlesungen über die Freiheitskriege von Johann Gustav Droysen. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 301.)

Nachdem wir über das Bisherige unsere Bemerkungen gemacht, wollen wir den Verf. von nun an mehr nur berichtend bis zum Schluß seines Werks begleiten. Nachdem er die Lage Frankreichs nach dem 18. Brumaire geschildert, die neu gewonnene Staatsform für die einzig mögliche erklärt, und sie zwar als den Ausdruck des allgemeinen Willens dargestellt, dennoch aber im Widerspruch damit das Volk in dieser neuen „Monarchie" nur als „statistisches Material, als Fiction" aufgefaßt hat, gelangt er über die Kriegsereignisse von 1800 und den Luneviller Frieden hinweg zur Coalition gegen England und zu dem Frieden von Amiens. Finden wir in der Behandlung dieses Zeitraums viele der schon besprochenen Fehler wieder, so kommen dagegen in dem Capitel welches den jammervollen Schicksalen und Zuständen Deutschlands vor und bis zum Reichsdeputations-Hauptschluß gewidmet ist, die Eigenheiten des Verf. der Lebendigkeit dieser Schilderungen sehr zugute. „Versuchen wir", sagt er, „von diesem Uebermaß von Schmach, Erbärmlichkeit, Betrug und Verrath ohne Bitterkeit und mit derjenigen Rücksicht zu sprechen welche der erste entscheidende Schritt, Deutschland sowie es heutzutage ist zu constituiren, fodert." Hier finden wir, was sonst nicht zu rühmen war, den Verf. besonnen und umsichtig alle Züge hervorheben welche zu einem Bilde unserer damaligen Lage erfoderlich sind; die Unterhandlungen, Proteste, charakteristische Aeußerungen der Mächte und der Machthaber sind mit Glück zusammengestellt. „Was war das für eine Zeit in deutschen Landen!", ruft er aus, und in der That, wir können nicht oft und nicht scharf genug in diesen Spiegel blicken und müssen uns immer dabei sagen: diese Zeit liegt noch nicht so gar fern von uns, daß wir mit vollkommener Seelenruhe und Zuversicht an sie als eine völlig überstandene zurückdenken könnten. Der Verf. sagt:

> Oestreich hofft noch immer einmal die alten Projecte gegen Baiern hinauszuführen, Preußen ist lüstern sich mit Hanover zu arrondiren ... Die kleinen deutschen Fürsten brennen vor Begier die noch kleinern ebenso zu verschlingen wie sie die Reichsstädte und die geistlichen Stände verspeist haben. Und von den Unterthanen foderte man diese brutale Anhänglichkeit für die „Ehre" ihrer Fürsten Gut und Blut mit Begeisterung zu opfern, um dann bei nächstem Anlaß ausgetauscht und verhandelt zu werden.

Wir mögen nicht sagen, daß wir an dem Stil dieser Betrachtungen Gefallen finden. Auch die weitern Fragen welche der Verf. bei Gelegenheit dieser Umformungen Deutschlands aufwirft:

> Warum räumte man nicht völlig auf, sondern ließ diese Trümmermasse, die nur ein Brutnest neuer Bedrückungen werden konnte? Die Uebermacht Rußlands und Frankreichs zwang dazu?

und die Antworten die er gibt:

> Als ob die 30 Millionen Deutsche nicht jedem Feinde zur Vertheidigung gewachsen gewesen wären; aber freilich die 30 Millionen waren nicht Deutsche, sondern Oestreicher, Baiern, Preußen, Isenburger u. s. w.

alles Dies wird schwerlich Jemand nach Ton und Inhalt als bedeutend anerkennen. Indeß sind dem Verf. die Darstellungen des Thatsächlichen in diesem Theile seines Buchs so gut gelungen, daß man über die Schwäche oder Alltäglichkeit solcher Raisonnements leichter hinwegsehen mag. Eine Stelle müssen wir, statt aller übrigen, noch zur Charakterisirung der Auffassungsweise des Verf. hierhersetzen. Er spricht von den Unterhandlungen des preußischen Cabinets mit Napoleon in Betreff Hanovers im J. 1805 und sagt:

> Fluch dieser Politik! — Aber wen trifft dieser Vorwurf? Hat die Revolution sie erst erweckt, hat Napoleon sie geschaffen? Es ist die alte Fürstenpolitik, nur daß sie neu in der Blütenpracht ihrer Lüge und Sünde ist, die Orgien des ausschweifendsten Uebermuths feiert; — Fluch dieser Politik, die auch ein wackeres Herz verwirrt und betäubt; Fluch ihr, die mit der Gewissensruhe eines ehrlichen Mannes unvereinbar ist! Es muß wol Aergerniß kommen; — wohl, dann stürze das ganze alte Europa mit seinen Mächten und Dynastien in Trümmer, verknechte sie der Furchtbare vom Aufgang bis zum Niedergang, zertrete und schände und verstümmle er die Völker; — einst werden sie sich aufrichten, alle die Lügengebilde zerreißen, ein neues Leben gründen, und die Palme des Friedens wird über ihre Hütten wehen und ihre Grenzen überschatten.

In solchen Ergüssen ist wenigstens Entschiedenheit, und man darf wohl glauben, daß eine Behandlung der Geschichte, der neuern insbesondere, welche durchgängig in diesem Geist gehalten wäre, und wobei der sittliche Standpunkt streng und unerbittlich behauptet würde, einen gewissen Eindruck machen müßte. Aber die Bedingung eines solchen Eindrucks wäre vor Allem, daß der

Geschichtschreiber die Entschlossenheit seiner sittlichen Ansicht niemals selbst verleugnete, daß er nicht, von dem Reize der Macht, der siegreichen Thatkraft, von dem Zauber des Gelingens angezogen, nur allzu oft von dem sittlichen Standpunkt herunter und bald auf den allgemein geschichtlichen, bald auf den philosophischen sogenannter Nothwendigkeit, bald auch auf den politischen der Angemessenheit trete, endlich daß die Sicherheit seines Urtheils Vertrauen auch zu der Festigkeit seines moralischen Gefühls einflöße. Wenn es aber geschieht, wie so häufig in diesem Buche, daß ausgesprochene Behauptungen durch unmittelbar beigesetzte Fragen, Ausrufungen und selbstgemachte Einwürfe geschwächt werden, sodaß das Meiste in verwirrender Unbestimmtheit gelassen wird; wenn z. B. auf eine Stelle wie die eben ausgeschriebene wenige Blätter später die Betrachtung folgt:

Aber es mußte erst das alte diplomatische Völkerrecht völlig abgenutzt, es mußte dieses Getreibe von Mächten erst zu allem Widernatürlichen fortgerissen . . . werden, bevor an den „Gottesfrieden auf Erden" gedacht werden konnte.

so erhält man den Eindruck unstäten Denkens und Empfindens ebenso gewiß, als es gewiß der härteste Widerspruch ist ein anerkanntes „Muß", eine erkannte geschichtliche Nothwendigkeit mit einem doppelten und dreifachen Fluch wie oben geschah zu begleiten.

Je weiter die Darstellung des Verf. in die Zeiten unserer Schmach und Bedrängniß, unserer Leiden und Demüthigungen hineinrückt, um so mehr gewinnt sie den Vorzug der Einheit. Die Lage Preußens in den J. 1805 und 1806 ist mit scharfen, lebendigen und treuen Zügen geschildert; mögen recht viele Leser hier von neuem Gelegenheit nehmen jetzt in unsern Tagen sich noch einmal denkend zu vergegenwärtigen, was in jener Zeit von Seiten der großen Mächte, von Rußland, Oestreich und England, über Preußen geurtheilt worden ist. Der Verf. hat ganz Recht gehabt diesen Dingen vorzugsweise seinen Fleiß und sein Talent zuzuwenden. Allerdings hätte wol nach dem Plan eines solchen Werks erwartet werden können, daß der innern Gestaltung des französischen Kaiserthums, und ebenso auch der innern Verhältnisse einiger deutschen Staaten, namentlich Oestreichs, Baierns und Würtembergs, in den Zeiten die dem Rheinbund zunächst vorangingen und folgten, näher gedacht worden wäre; die Beziehungen des Kaiserthums zur Schweiz, zu Italien, die Geschichte Hollands (ein Name wie Schimmelpenninck durfte nicht fehlen), die einflußreichen Vorgänge am Hofe Konstantinopels hätten nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen, zumal so vieles Andere, viel ferner Liegende, das kaum eine Beziehung zu den Hauptereignissen der Zeit hat, berücksichtigt worden. Aber wir können uns Alle nicht verbergen, daß bei der Beschäftigung mit jener Epoche unser Interesse fast ausschließlich durch diejenigen Vorgänge gefesselt wird denen wir hier die vornehmste Sorgfalt gewidmet finden. Hat man sich an die Art und Weise des Verf. gewöhnt, so wird man seine Darstellungen des englischen Verfahrens gegen Kopenhagen, der Persönlichkeit und Lage Gustav's IV., des spanischen Hofs, der bayonner Vorgänge, seine Charakteristik Napoleon's auf dem Gipfel seiner Größe, endlich die Schilderung die er von den alten Dynastien Europas macht, mit reger und lebhafter Theilnahme lesen. Das Capitel über Napoleon (II, 341) ist als ob es Steffens geschrieben hätte, mit welchem der Verf. überhaupt in einigen Stücken Verwandtschaft zeigt: dasselbe Anstaunen einer ihn völlig überwältigenden Persönlichkeit, dasselbe Entsetzen vor der Verstandesmacht, dasselbe unheimliche Grauen das wir in Steffens' Schriften so oft wiederfinden, dieselbe Berufung auf die unerforschten Tiefen der Menschenbrust, auf die Wunderwelt des Gemüths, derselbe kindliche Respect vor dem Dämon und dieselbe fromme Angst davor.

Den historischen Sinn der Revolutionsepoche die in das Napoleon'sche Kaiserthum ausläuft, faßt der Verf. so auf, daß der Rationalismus, den die Aufklärung geboren, nachdem die Monarchie sich seiner zur Hinwegräumung des geschichtlichen Rechts bedient habe, dann umgekehrt die Waffe der Völker gegen die Monarchie geworden sei. Dies Letztere habe die Revolution bewirkt. Diese aber in ihrer Excentricität würde niemals vermocht haben eine dauernde Gestaltung zu erzeugen. Erst dadurch, daß sie sich selbst wiederum zur Monarchie concentrirte, habe sie ihre unermeßlichen Siege durchgesetzt. Es habe aber in der Natur dieses Rationalismus gelegen auf seinem Wege zu der Irrationalität fortzugehen, alle nationale und politische Besonderheit in Allgemeinheit aufzulösen. Vergessen wir nicht, sagt der Verf., daß nachmals die Heilige Allianz mit dem monarchischen Princip die gleiche Consequenz zu vollziehen und jene Irrationalität zu überbieten versucht hat; „nur das Costume änderte sich, und statt des Genies kamen die Diplomaten".

Mit dem Eintritt der Epoche in welcher die erste erfolgreiche Erhebung gegen Napoleon beginnt, steigert sich die Lebendigkeit des Verf. und die Anschaulichkeit seiner Darstellung. Die Abschnitte welche die ersten Kämpfe der Spanier einerseits und auf der andern Seite das Erwachen eines neuen Geistes in Preußen schildern, gehören nach unserer Meinung nicht nur zu den gelungensten des Buchs, sondern sind an sich selbst ganz vortrefflich zu nennen. Der Verf. hält sich hier dicht an das Thatsächliche, er erlebt es noch einmal mit, dies Thatsächliche ordnet seine Gedanken und hält sie durch seine Macht zusammen. Es fehlt diesen Schilderungen kein wesentliches Moment, und eine gewisse wohlthuende Wärme der Betheiligung an dem Bessern und Höhern das sich zu regen beginnt, durchdringt und belebt das Ganze. Die Documente aus der Zeit, die diplomatischen Sammlungen, Briefwechsel, Biographien, gleichzeitige Schriften der zuverlässigsten Gewährsmänner, die Parlamentsreden sind mit großem Geschick zu einer Darstellung benutzt welche oftmals von beinahe dramatischer Wirkung ist. Von jenem Zeitpunkte an bleibt der Verf. auch genauer als zuvor bei seinem eigentlichen Gegenstande, den Freiheitskriegen; er verweilt lange bei den

preußischen Staatsreformen welche der Erhebung zum Kriege vorhergingen, macht auf die Bedeutung der literarischen und poetischen Bewegungen aufmerksam, wodurch sich in Deutschland das Bedürfniß nationaler Besinnung kund that, schildert mit Begeisterung unsere großen Kämpfe und hält über Englands innere und äußere Politik ein strenges Gericht. Die eben gerühmten Vorzüge behält nunmehr das Buch bis zu Ende; es schließt mit dem zweiten Pariser Frieden. Der Verf. beherrscht und bezwingt den ganzen Reichthum und die ganze Mannichfaltigkeit des gewaltigen Stoffs, und bringt zugleich mehrfache neue und sehr interessante Notizen bei, von welchen hier einige mitzutheilen wären, hätte sich dieser Artikel nicht schon allzu sehr ausgedehnt. Man kann diesen letzten Theil des Werks nicht lesen ohne zu wünschen, daß das Ganze von Anfang an in dem Geiste der ihn auszeichnet gedacht und geschrieben sein möchte.

62.

Bacchus in Deutschland oder der kranke Phöbus. Ein ganz modernes Epos. Von Plinius dem Jüngsten. Leipzig, T. O. Weigel. 1847. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter manchen andern Klagen über die Deutschen welche der ganz moderne Epiker in diesem Poem vorbringt, fehlt auch bei verschiedenen Gelegenheiten die nicht: daß die armen Deutschen immer noch so unpraktische Leute seien. Allerdings eine nur zu sehr begründete Klage; das vorliegende Buch ist für Den welcher diesen Gegenstand etwas intimer als gewöhnlich auffaßt, ein charakteristischer Beleg für sie. Der Verf. ärgert sich nämlich darüber, daß so viel schlechte Poesie auf den literarischen Markt kommt, daß wir nichts Eigenthümliches haben, daß so unpoetische Stoffe unpoetisch behandelt und für Poesie ausgegeben werden, daß in Deutschland nichts Rechtes geschieht; und um all diesen Uebelständen abzuhelfen, schreibt er selbst ein unpoetisches Gedicht über ein unpoetisches Thema, in welchem er alle getadelten Fehler zu vereinigen sucht, indem er sie kritisirt und dadurch abschaffen will. Wir zweifeln nicht, daß der „fingerstumpfabschreibende" (s. Prutz' „Wochenstube") Verf., den man gleich auf den ersten Seiten erkennt, eine gewissermaßen praktische Intention bei diesem Gedichte gehabt hat; nur leider ist es bei der Intention geblieben. Er hat sich nämlich vorgestellt: wenn es gelänge die Fehler und Misgriffe der gegenwärtigen poetischen Literatur treffend in einem carikirten Bilde zu persifliren, so würde Das wol einige Wirkung haben, und vielleicht käme jenes ungebildete Publicum, das er mit solcher Indignation charakterisirt und verfolgt, endlich einmal dadurch zum Bewußtsein über die Verwerflichkeit Dessen was es bisher als vortrefflich ausposaunt hatte.

Vielleicht hat der Verf. auch an einige Beispiele gedacht, wo einer solchen offenen oder versteckten Kritik ihre Absicht wie mit einem Schlage gelungen war; er ist aber viel zu flüchtig oder zu oberflächlich gewesen um ein wenig nachzudenken wodurch solche Wirkungen erreicht sind. Hauff hat z. B. durch seinen „Mann im Monde" die Clauren'sche Manier todtgeschlagen, um allen öffentlichen Credit gebracht, sodaß Niemand mehr gestehen wollte Clauren zu lesen, obwol noch Viele es thaten. Aber wie? Er ging praktisch zu Werke, er schrieb ein Werk in Clauren'scher Manier, welches einen so großen Effect machte als Clauren je hervorgebracht hatte; die Farben waren nicht so grell aufgetragen, daß Jeder gleich die Satire hätte merken müssen, und doch grell genug, daß Jeder sich schämen mußte der sich durch so Etwas hatte bestechen lassen. Der Verf. aber ist ein sehr unpraktischer Deutscher, er weiß nicht, daß die Kritik nur nach Thaten hilft und trifft, wenn sie die Dummheit einer bisher allgemeinen Bewunderung mit Exempeln ad oculos demonstriren kann. Wenn der fruchtbare und gewandte Advocat des kranken Phöbus also der falschen und unpoetischen Poesie wirklich den Todesstreich versetzen wollte, so gab es zwei praktische Wege: entweder er selbst hätte ein so schönes und hinreißendes modernes Gedicht schreiben müssen, daß vor dieser Sonne ganz von selbst die ärmlichen Lämpchen die sich für Sterne ausgeben verblichen wären. Er ist aber nicht so eingebildet um sich die geniale Kraft dazu zuzutrauen, und noch weniger will Ref. ihm diesen Vorschlag im Ernste machen. Einen Vorwurf mache ich ihm aber daraus, daß er den andern Weg nicht eingeschlagen hat, zu dem sein Talent vielleicht, wenn er sich die Mühe hätte geben und die Zeit nehmen wollen, ausgereicht hätte. Der Weg war dieser: er mußte einen recht grellen Tendenzstoff aus der Geschichte oder der Gegenwart nehmen, und mußte diesen in chargirter moderner Manier behandeln, aber so, daß das Publicum, ohne (mit Ausnahme vielleicht einiger kritischen Köpfe) die Satire merkend, bona fide in die Posaune des Lobes gestoßen, und dem neuen Poeten als einem edeln, für das Wohl der Menschheit begeisterten, zeitgemäßen Dichter sofort einen Platz auf unserm Parnaß angewiesen hätte. Nachher demonstrirte man in einem kurzen Aufsatz klar alle Abgeschmacktheiten die das Publicum sich hatte bieten lassen, und damit wäre allerdings ein tüchtiger Streich gegen die Tendenzpoesie geführt gewesen. Es war gar nicht so sehr schwer; man hätte unter einer östreichischen, ungarischen oder böhmischen Firma auftreten, einen „Nachtgesang" voran, einen „Schlußgesang" ans Ende bringen müssen, man hätte — doch wozu Dem der es einmal falsch gemacht hat praktische Rathschläge zum Bessermachen geben? Der Verf. hat gewiß diese 21 Bogen in sehr kurzer Zeit, in einigen dem „literarischen Holzhacken" abgesparten Nebenstunden hingeworfen ohne ernstere Intention.

Die Fabel ist nicht schlecht erfunden. Phöbus, der arme Dichtergott, ist krank. Kein Wein will ihm mehr schmecken, er ruft seinen guten Freund Bacchus und dessen Premierminister Silen.

> Was hat dir denn den Magen ruinirt?
> Entgegnet Bacchus, um den Freund bekümmert —
> Doch Phöbus wird davon so alterirt,
> Daß er im Zorn die Stanze gleich zertrümmert,
> Und wie es ziemt dem Schützer des Genie,
> Mit mächtigem Sprung
> Und mit des Verses wirbelndem Schwung
> Hinüber sich stürzt in die Rhapsodie.
>
> Bassaraeus!
> Euchionaeus, Dircaeus, Mellaeus!
> Semelaeus, Cadmaeus, Brisaeus!
> Nitilaeus!
> Lyaeus!
> Dionysus! Bacchus!
> Und was noch sonst auf aeus und us!
> Wisse, tigerzähmender, augenfunkelnder Gott,
> Wir leiden sämmtlich an heimlicher Cholera;
> Denn die Gegenwart liegt uns
> Unverdaulich im Magen!
> Mir hat sie den Geschmack zerstört
> Und die Seele verwundet,
> Daß kein Wein mir mundet. —
> Bedenke nur den vieleckigen
> Ungeschliffenen Kies allein,
> Den mit der Hand voll Schwielen
> Die neuesten Dichter Deutschlands,
> So ihre Harfen aufgehängt
> An Wasserflüssen Babylons,
> Sammeln auf dem unfruchtbaren Strande
> Der Politik,

Und zusammenkneten
Mit seinsollender Poesie,
Diesen Teig voll Brennstoff
Dörrend an truggestalteter
Nebensonne des Alltags.
Wie muß
So unverdauliches Zeug
Mir, dem Gotte der Dichtkunst,
Die Organe des Lebensgenusses
Zerstören!

Wir haben hiermit zugleich eine Probe der Darstellung gegeben. Ein Metrum jagt das andere, Hexameter, Sonette, Distichen, danteske Terzinen, Ottaverime, Trochäen und Jamben von allen möglichen Fußzahlen wechseln bunt miteinander ab, und bei keinem wird vergessen eine seitenlange Einleitung vorauszuschicken, welche in einem Monolog oder in einem Gespräch mit der Muse die Frage behandelt, warum gerade dies Maß jetzt gewählt wird; dann folgen tadelnde Seitenbemerkungen über die Fehler im Versbau, über die Fehler anderer Poeten u. s. w. Bacchus und Silen beginnen eine Weinreise durch Deutschland, um die sämmtlichen Weine zu probiren; hierbei betrinken sie sich einige mal, leiden an den unästhetischen Folgen diverser Krätzer, mit denen sie betrogen sind, finden einige gute Weine, doch scheint ihnen keiner der rechte zu sein, um den Sonnengott zu restauriren. Endlich wird die große Frage durch einen königlich bairischen Landrath gelöst, und das bairische Bier erweist sich als heilsames Specificum gegen alle möglichen Uebel. Da es dem Verf. wie bekannt nicht an Witz und Gewandtheit fehlt, so sind einige Partien des Buchs ganz amusant zu lesen, an manchen Stellen werden gute komische Effecte erreicht, in der Art wie sie sich in den in modernen Zeiten aufgekommenen Literaturkomödien finden; aber im Allgemeinen kommt man doch nie zu einer echten Heiterkeit. Rec. erinnert sich namentlich nicht etwas Langweiligeres gelesen zu haben als die Unterhaltungen mit der Fräulein Muse (obwol er gesteht, daß es ihm unmöglich gewesen ist sie alle zu lesen); und wenn der Verf. sich selbst sehr darüber amusirt, daß er selbst an vielen Stellen die langweiligen Passagen die er soeben producirt hat für langweilig erklärt, und damit dem Recensentenvolke nicht die Ehre der Entdeckung dieser Langeweile läßt: so kann man ihm diese Satisfaction gern gönnen, indem man ihn herzlich bedauert, das Alles haben schreiben zu müssen, und ihm wenigstens ein gutes Honorar als Entschädigung für diese Tortur wünscht. Uebrigens sind auch die kritischen Bemerkungen über Literatur und Poesie, welche so reichlich eingestreut sind, nicht originell genug, als daß sie der Mühe des Referirens verlohnten; ebenso wenig die politischen. Sie sind alle in einem gewissen trocken verständigen Philistersinne gemacht und nur mit derjenigen Gewandtheit vorgetragen welche ein „literarischer Holzhacker" erwirbt. Wir laden lebhafte Menschen ein als eine Uebung in der gottseligen Tugend der Geduld das ganze „Convolut von Scherzen", wie der Verf. sein Machwerk kritisirt, durchzulesen. 124.

Notizen aus England.

Viscount Sidmouth.

Eine Lebensbeschreibung des Viscount Sidmouth, Sohn eines londoner Arztes und geboren 1757, erzogen auf der Schule zu Winchester und gebildet in Oxford, 1780 Advocat in London und 1783 Parlamentsmitglied für Devizes, Sprecher des Unterhauses von 1789—1801, erster Minister bis 1804, Conseilpräsident bis 1805, Minister des Innern von 1809—22 und gestorben den 15. Februar 1844, das Werk unter dem Titel: „**The life and correspondence of Henry Addington, Viscount Sidmouth; by** *George Pellew*" (3 Bde., London 1847), wird im Julihefte des „**Edinburgh review**" mit folgender Bemerkung begrüßt: „Als literarische Leistung ist das Buch unbedeutend, und der Held welchen es bespricht besitzt wenig von den Eigenschaften die dafür gelten, daß sie zu Ehrenstellen führen und Erfolge verbürgen. Aber die Begebenheiten, welche es mehr auf- als erzählt, gehören zu den interessantesten unserer neuern Geschichte, und der Staatsmann dessen Andenken es gewidmet ist zu den Begünstigtesten seines Jahrhunderts. Folglich hat das Buch seinen Werth. Zeigt es doch wie Viel selbst in einem freien Staate erlangt werden kann ohne überragendes Talent und gebietenden Charakter, und daß die höchsten Strebepunkte für den Ehrgeiz eines englischen Unterthans einem Manne erreichbar sind welcher keine Verbindungen und kein Vermögen, nur Fähigkeiten zweiten Rangs und eine unter Zero stehende parlamentarische Beredtsamkeit hat. Eine andere Merkwürdigkeit sind die Gefühle der Bewunderung und Ehrfurcht welche ein solcher Mann seinen Freunden und seinem Biographen einzuflößen vermag. Der Dechant von Norwich ist eingenommener als sogar Memoirenschreiber und Verwandte zu sein pflegen." — Am Schlusse der Besprechung heißt es: „Dr. Pellew stellt die Frage, ob sein Held und Verwandter ein großer Mann sei. Dem Eifer des Biographen und Schwiegersohns ist Das zu verzeihen. Sonst werden Wenige sich des Lachens enthalten können. Es hat wol nie einen Mann gegeben mit schwächern Ansprüchen auf das Beiwort Groß. Was groß oder gebieterisch an ihm war, war seine Person. Er besaß einen gewöhnlichen Verstand, gewöhnlichen Scharfsinn, gewöhnliche Gutmüthigkeit und untergewöhnliche Rednergabe. In außergewöhnlichen Zeiten ergriff er gewöhnliche Maßregeln. Hätte er im alten Rom gelebt, wäre sein Haus ein Tempel Fortuna's gewesen. Er war ihr Liebling vom Anfange an. Zufälligkeiten führten ihn von einer Freundschaft zur andern, von einem Amte zum andern, bis auf eine Höhe die zu hoch war für seine Fassung und seine Eitelkeit... Sein Leben bleibt nicht ohne Lehre. Es ist seltsam, daß während der stürmischen Epoche von 1790—1820 die muthigsten und festesten Volksvertheidiger alte und historische Namen trugen, dagegen die unermüdlichsten Werkzeuge zu Beeinträchtigung der Volksrechte aus den Reihen glücklicher Abenteurer hervorgingen."

Ein hübscher Bedienter.

Als solchen stellt Melville in seinem „**Residence in the Marquesas**" (London 1846) den seinigen vor. „Kory-Kory war der willigste und gehorsamste Mensch auf Gottes Erdboden, aber fürchterlich anzuschauen. Er mochte 25 Jahre alt und sechs Fuß hoch sein, war stark und wohlgebaut, hatte jedoch ein merkwürdiges Aeußere. Bis auf zwei runde Stellen von der Größe eines Dollar nahe am Wirbel war der Kopf sauber geschoren. Dort durfte das Haar ungestört wachsen, und nachdem es eine ansehnliche Länge erreicht, hatte er es in zwei emporstehende Knoten geschlungen, die genau einem tüchtigen Hörnerpaare glichen. Ebenso war im ganzen Gesichte der Bart mit der Wurzel vertilgt, ausgenommen auf der Oberlippe und am untern Kinn. Von beiden hing er in langen Flechten nieder. In der Absicht das Werk der Natur zu verbessern, und nebenbei von dem Wunsche getrieben den lieblichen Ausdruck seines Antlitzes zu erhöhen, hatte er sich drei breite Linien auftattoirt, die gleich manchen über Berg und Thal schnurgerade fortlaufenden Landstraßen sich über seine Nase zogen, in die Augenhöhlung hinabstiegen und seine Lippen begrenzten. Jede umspannte sein Gesicht. Eine lief parallel mit seinen Augen, die andere kreuzte das Gesicht unterhalb der Nase, die dritte verknüpfte die Lippen mit den Ohren. Dieses gleichsam dreimal umreifte Gesicht erinnerte mich immer an die Unglücklichen die gedankenvoll am eisenvergitterten Fenster ihres Gefängnisses stehen, während der über und über mit Abbildungen von Vögeln, Fischen und vielen räthselhaften Geschöpfen bedeckte Körper meines wilden Kammerdieners mir die Idee einer illustrirten Naturgeschichte versinnlichte." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 303. —— 30. October 1847.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Erster Theil: 1784—88. Berlin, Veit u. Comp. 1847. 8. 1 Thlr.

Als Schiller im J. 1805 starb, wußten die Verehrer des großen Dichters Wenig von seinem Leben; ihm selbst, dessen Leben That war, der, wie er ein großes Werk geschaffen sofort seine Kraft auf ein neues richtete, war es nicht eingefallen der Welt auf andere Weise Kunde von sich zu geben als eben durch seine Schöpfungen. Die Jahre in welchen es einem Goethe Bedürfniß ward sich über seine Person und über Das was er erlebt auszusprechen, erreichte er nicht; und vielleicht hätte er auch diese Jahre wenn er sie erreicht nicht zu solchem Zwecke benutzt. Nach seinem allzu frühen Tod waren Viele bemüht den gerechten Wunsch des deutschen Publicums zu erfüllen. Schiller's vertrautester Freund, Körner, fügte den gesammelten Schriften des Hingeschiedenen eine Biographie desselben hinzu; aber es war eine Skizze, die nur das Verlangen nach genauerer Kunde erregte. Diesem suchte die Schwägerin und Freundin des Dichters, Karoline von Wolzogen, zu genügen; sie gab ein sehr schätzbares Werk, das jedoch seiner ganzen Anlage nach die geistige Entwickelung des großen Mannes nicht darstellen konnte. Hoffmeister und Gustav Schwab bemühten sich eine solche Aufgabe zu lösen; und sie leisteten Bedeutendes, während Andere Erklärungen der einzelnen Werke des Dichters gaben. Briefe Schiller's, vor allen die unschätzbaren an Goethe, wurden in großer Zahl bekannt. Dennoch fühlten die Verehrer desselben Lücken in der Kunde seines Lebens, und um so schmerzlicher, da gerade für die Periode in welcher der große Geist sich würdig entfaltete und zu Schaffung höherer Werke sich erhob, die wenigsten Documente vorhanden waren: wir meinen die Periode in der Schiller Manheim verlassend sich nach Leipzig und Dresden begab, dann in Weimar privatisirend lebte. Man lese bei Körner, Karoline von Wolzogen, G. Schwab und Hoffmeister, welcher Letztere den Mangel an Quellen gerade für diese Periode schmerzlich vermißt, das über dieselbe Mitgetheilte; man wird sich unangenehm getäuscht finden in der Hoffnung, von ihnen über einen so wichtigen Punkt im Leben des Dichters belehrt zu werden.

Unerwartet thut sich uns nun eine Quelle auf, reich, lauter und frisch sprudelnd und sich ergießend, wie wir sie kaum mehr gehofft hatten, der Briefwechsel mit Körner, der, so wußten wir lange, des Dichters vertrautester Freund war, der durch sparsame Mittheilungen aus den Briefen Schiller's verrathen hatte welcher Schatz bei ihm aufbewahrt liege. Welches die Ursachen seien weshalb wir so spät diese Sammlung erhalten (seit Schiller's Tode sind mehr als 40 Jahre verflossen, Körner starb 1831), erfahren wir nicht; nicht einmal, wer der Herausgeber ist. Das erste Blatt des Buchs führt uns unmittelbar in die Correspondenz hinein, die mit dem J. 1784 beginnt; und dieser erste Theil, dem noch drei andere folgen sollen, begreift die Zeit bis zum J. 1788, dieses eingeschlossen: also die Periode im Leben Schiller's von der wir bisher so Wenig wußten.

Wie Körner und Huber nebst der Braut des Erstern und deren Schwester, die sich später als Malerin einen Namen erwarb, Schiller in Manheim mit einem Enthusiasmus für ihn aussprechenden und von anmuthigen Gaben begleiteten Briefe überraschten und erfreuten, Das wissen wir aus einem von K. v. Wolzogen uns mitgetheilten Briefe Schiller's. Daß daraus ein inniges Freundschaftsbündniß zwischen dem Letztern und Schiller entstand, ist uns ebenfalls bekannt (mit jenem Brief beginnt unsere Sammlung); welcher Art aber dieses Bündniß war, wie Schiller durch den Freund aus traurigen, seiner nicht würdigen Verhältnissen gerissen wurde, Das wird uns durch den nun sich entspinnenden und durch eine Reihe von Jahren ziehenden Briefwechsel lebendig; und diese Schilderung — doch, nicht Schilderung — diese sich selbst auf das lebendigste und durch die That aussprechende Freundschaft ist einer der Hauptbestandtheile des vor uns liegenden Theils.

Die Liebe gehört der Natur an, die Freundschaft der Freiheit. Für die Freiheit war Schiller geschaffen; der Druck den er in seiner Jugend erfuhr mehrte die Begeisterung für sie; er sehnte sich nach einer für Freundschaft gleichgestimmten Seele, nach einem Menschen dessen Theilnahme und Wärme seine großen Ideen entfalten, mit dem er einem großen Ziele zustreben könnte. Da bot sich ihm Körner dar; und er glaubte sofort Das gefunden zu haben wonach er sich sehnte, das Ideal was

er in manchem seiner Werke mit so lebhaften, ja glühenden Farben darstellt.

Bevor wir aber weiter über diese Freundschaft reden, müssen wir einen Blick auf die Lage werfen in der jener Brief Schiller traf. Sie war eine höchst unglückliche. Dem Druck in Stuttgart durch eine kühne Flucht entronnen, geräth er in Manheim in Verhältnisse über die uns ein Brief an Goethe (vergl. den Briefwechsel Schiller's mit diesem, I, 84 fg.), wo er über die theatralische Wirthschaft und Liebschaft im „Wilhelm Meister" spricht, „mit denen er besser bekannt sei als er zu wünschen Ursache habe", einige Aufklärung gibt. Sein besseres Ich gerieth in Gefahr; er erfuhr an sich wie gefährlich der Sprung aus dem Druck in unbeschränkte Freiheit sei. „Eine Hälfte meines frühern Lebens", schreibt er an Körner, nachdem er diesen persönlich hatte kennen lernen, und als er sich dem Freunde darstellen wollte wie er war, „wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung, die zweite und größere durch mich selbst zernichtet" (S. 32); und früher: „Für mich spreche Karl Moor an der Donau" (S. 10). Was er damit sagen will, auf welche Scene in den „Räubern" er hindeutet, ist klar. Scham und Reue erfüllten ihn; das bessere Ich, auch durch ein edles Freundeswort angeregt, gewann die Oberhand; er beschloß sich den widerwärtigen Verhältnissen in Manheim, der unwürdigen Bevormundung Dalberg's zu entziehen. „In der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herculischen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen und den edeln Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen" (S. 32). Darin soll die Freundschaft ihm beistehen: „O, wie schön und göttlich ist die Berührung zweier Seelen die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen!" Nachklänge von der Stiftung dieses Bundes finden sich in den „Philosophischen Briefen", unter denen die des Julius Schiller, die Briefe Rafael's Körner gehören.

Daß bei dieser Stiftung etwas Excentrisches, einige Schwärmerei waltet, läßt sich nicht verkennen; Das gesteht Schiller in einem spätern Briefe selbst. Aber wer der diese Briefe liest freut sich nicht der Bestätigung Dessen was er, die frühern Werke des Dichters, dann die spätern lesend, über die Sinnesart und den Charakter desselben gedacht? Und wie herrlich die Wahrnehmung, daß aus schwärmerischer Freundschaft im Verlauf weniger Jahre eine reelle ward, eine Freundschaft die ihr wohlthätiges Amt auf die edelste, heilsamste Weise übte!

Das können wir von der Freundschaft Schiller's und Körner's sagen; so erweist sie sich in diesen Briefen. Zwei Jahre nach dem geschlossenen Bunde schreibt Schiller (S. 121):

> Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und Das mußte er sein; aber Schwärmerei, glaube mir's, würde auch nothwendig ihr Grab sein. Jetzt muß ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Consistenz und Zuverlässigkeit geben.

Und Körner (S. 209):

> Dies ist einmal die Zeit der Krise; du mußt dich noch eine Weile in der Welt herumtreiben, ehe du für das Ideal unsers Bundes reif bist; und es ist immer besser diese Periode abzuwarten als die Krise durch Palliative abzukürzen oder zu unterdrücken.

Wenn Schiller dem Freund an Geisteskraft, an Genie überlegen ist, so hat dieser, bei gleich lebendigem Gefühl, mehr Weltverstand, ein reiferes Urtheil in Dingen die menschliche Verhältnisse betreffen; selbst als ästhetischer Kritiker weist er manchmal jenem den richtigen Weg (so bei Gelegenheit der Schiller'schen Recension des „Egmont", S. 375). Dabei ist er unermüdlich den dann und wann Verzagenden aufzurichten; und nicht durch Worte allein thut er Dies, auch mit der That ist er bei der Hand.

Denn auch diese ward in Anspruch genommen. Es erfüllt mit Trauer, wenn wir in diesen Briefen lesen, wie der Mann der schon früh durch seine Werke des Vaterlands Aufmerksamkeit auf sich zog, dann des deutschen Volkes Liebling wurde, während der Periode in der seine Kraft sich entwickelte, von Sorgen um seine Existenz bedrängt ward. Doch erhebt auch die Wahrnehmung, wie das wahre Genie sich durcharbeitet, wie es mit Redlichkeit und Ernst seine Bahn wandelt und endlich sein Ziel erreicht.

Und wie Körner Schiller ermuthigt, so gelegentlich dieser jenen; wie z. B. da er in der Hoffnung auf eine ansehnliche Stelle getäuscht ist (S. 185 fg.):

> Glaubst du eine Ausnahme unter den vielen Menschen sein zu dürfen, denen ihr Bischen Brot sauer gemacht wird? Die Verbesserung deiner Umstände kannst du noch immer mit Muße abwarten, vorausgesetzt daß du fortfährst in deinem Fache zu einer Vollkommenheit zu streben. So viel siehst du ein, daß seither von uns wenig gehandelt und viel geschwelgt worden ist. Wären die Zeiten wo wir Nichts thaten unsere glücklichsten gewesen, so möchte es allenfalls noch hingehen; aber unsere glücklichsten waren die wo wir beschäftigt waren.

So hebt und trägt ein Freund den andern, und jeder von Beiden, wie er die eigene Bildung, das eigene Glück zu fördern trachtet, strebt auch den Andern zu diesem Ziele zu führen.

Diejenigen Leser die in den Briefen aus dem J. 1787 nähere Kunde über Schiller's Verhältniß zu dem schönen Fräulein v. A., von dem auch in dem Werke der Frau v. Wolzogen die Rede ist, zu gewinnen hofften, werden sich übrigens getäuscht sehen; und schwerlich wird darüber Mehr zu erfahren sein als was in jenem Buche mitgetheilt ist. Es ist Schade; denn Körner's Freundschaft wird sich hier in besonders würdiger Weise gezeigt haben. Aus flüchtiger Erwähnung der Familie v. A. in Briefen von Körner an Schiller, der sich eine Zeit lang in Tharand aufhielt, wie in den weimarischen möchte man schließen, daß, wenn dies Verhältniß ernster Art war, es bald auf eine keinen beider Theile verletzende und Schiller's würdige Weise gelöst wurde.

Lesen wir in einem der frühesten Briefe an Körner (S. 24):

> Das Leben von tausend Menschen ist meistens nur Circulation der Säfte, Einsaugung durch die Wurzel, Destillation durch die Röhren und Ausdünstung durch die Blätter. Ich

meine über diese organische Regelmäßigkeit des größten Theils der denkenden Schöpfung, und Den preise ich selig dem es gegeben ward der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt.

Lesen wir Dies, dann werden wir auf einen andern Hauptpunkt geführt, zu dessen Erwägung dieser Theil des Briefwechsels auffodert; es ist das Verhältniß des Dichters Schiller zu der Natur. Aus Goethe's Bericht über Das was ihn anfangs von Schiller entfernt hielt, wissen wir, daß es vor Allem des Letztern Geringschätzung der Natur in Beziehung auf des Menschen schöpferische Kraft war. Goethe ehrte dieselbe, anfangs leidenschaftlich, dann mit Besonnenheit, stets mit Anstrengung ihren Geheimnissen nachspürend; und wie er sie ehrte, so ward er als Dichter wiederum von ihr begünstigt: die gute Mutter ließ in den Werken ihres Lieblings Blumen und Früchte aufblühen und gedeihen, rein und nach den großen Gesetzen gebildet die sie in ihren Schöpfungen kund thut. Schiller hatte sich Ideale gebildet und mit den Eigenschaften ausgestattet die seine der Freiheit huldigende, der schönen Einfalt der Natur entfremdete Phantasie als die höchsten anerkannte. Wie verschieden die Gestalten sein würden die beide Dichter schufen, hätte man im voraus sich vorstellen können; ein Gretchen und eine Amalie mußten himmelweit voneinander verschieden sein; wie sie denn darthun, daß die Natur für den Dichter eine weit zuverlässigere Führerin ist als die Freiheit der Schiller huldigte. Auch noch im „Don Carlos" erkennen wir die Abwege auf die der Dichter gerieth, der die der Natur zustehenden Rechte nicht anerkannte, der auch wol in höherbegabten Naturen da Mechanik und Uhrwerk sah, wo Goethe Organismus und einen mütterlichen, fruchtbaren Boden sah, auf dem sich das höchste Geistige zu entfalten vermochte.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Erzählungen von Ernst Koch. Kassel, Hotop. 1847. Gr. 8. 24 Ngr.

Wir erfahren in der Vorrede, daß der Verf. sich schon unter den fingirten Namen Leonhard Emil Hubert, Hubertus und Eduard Helmer dem Publicum durch in verschiedenen Blättern abgedruckte Erzählungen bemerkbar gemacht hat. Er verbittet sich sehr ernst die Vorwürfe einer Imitation H. Heine's, welche ihm schon einige mal zu Theil wurden, und Ref. ist weit entfernt einen Autor der Imitation anzuklagen in welchem so viel eingeborener Genius sprudelt und schäumt, dem ein reiches Feld der Lebenserfahrung und fremder unausgebauter Zustände zu Gebote steht. Das Büchlein enthält drei Novellen: „Der Königin Gemahl", „Marie, bitt' für mich!" und „Aus dem Leben eines bösen Jungen". Die erste gibt das Leben von Muñoz, dem Gemahl der Königin Christine von Spanien; wie viel Wahrheit unter die Dichtung, wie viel Dichtung unter die Wahrheit gestreut ist, vermag man nicht zu unterscheiden; Ref. beurtheilt die unterhaltende Erzählung ganz frei von dem historischen Hintergrund. Muñoz wird vorgeführt als ein Schweizer aus Montereau gebürtig, mit einem liebenswürdigen Mädchen verlobt, der in Paris sich einem Handelshause associiren will, dort aber die pariser Zerstreuungen kostet, sein Geld verthut und zuletzt noch mancherlei pariser Abenteuer erlebt, sich nach Algier anwerben läßt, später nach Spanien kommt und als schöner Grenadier der Königin Huld auf sich zieht. Zahlreiche Liebes- und andere Abenteuer stempeln ihn zu einem leichtsinnigen, grundsatzlosen Menschen. Diese Geschichte ist gut und lebendig erzählt und voller Interesse, sodaß man dem Helden trotz seines Leichtsinns das spätere Glück nicht misgönnt. Die zweite Erzählung spielt im jüngsten spanischen Bürgerkrieg, und der Berichterstatter ist einer von der französischen Fremdenlegion welche Ludwig Philipp im Sommer 1835 der Königin Christine verkaufte, und welche auf der Halbinsel „durch Kugeln und Elend jeder Art von 7000 auf 400 inclusive zweier Uhlanen und des tapfern Brigadegenerals Konrad herabgehalbinselt wurden" (so charakterisirt der Verf. diese Legion). Er gibt nun in einer Reihenfolge lebendige Bilder, das tragische Schicksal welches eine spanische Familie des Dörfchens Careta trifft, deren Wahlspruch „Marie, bitt' für mich!" ist. Trotz dieses frommen Spruchs, den sie im Munde und auf einem silbernen Kreuz um den Hals tragen, finden Bruder, Schwester und Vater den Tod auf verschiedene tragische Weise, wie jener blutige im politischen Fanatismus geführte Krieg es mit sich bringt. Der dritten Geschichte, „Aus dem Leben eines bösen Jungen", gebührt die meiste Aufmerksamkeit; sie führt den natürlichen Sohn eines französischen Offiziers durch allerlei Geschicke, denen in jetzigen Zeiten ein unruhiger und genialer Kopf unterworfen ist. Als kleines Kind adoptirt vom Geheimen Archivrath Lobenius aus Koblenz, zeichnet er sich in frühester Kindheit bereits durch böse Streiche aus und knüpft auf der Schule schon Liebesverhältnisse an; als Handelslehrling dichtet er und verliebt sich in die Tochter des Hauses, indem er die ihr geweihten Verse an einen Geschäftsfreund seines Principals adressirt. Man bestimmt ihn zum Handwerk, und als Schreinergesell dichtet er politische Lieder und wird des Landes verwiesen. Nun kommt er wieder aufs Gymnasium und später auf die Universität, wo er auf ein durch seine Dichtungen veranlaßtes Misverständniß der Theilnahme an dem Frankfurter Attentat beschuldigt und gefänglich eingezogen wird. Er entflieht und kommt glücklich nach Metz, wo, da er sich nicht als politischer Flüchtling legitimiren, noch als Denjenigen ausweisen kann an den poste restante der Brief seines Pflegevaters adressirt ist, ihm Nichts übrig bleibt als sich in die Fremdenlegion nach Algier anwerben zu lassen. Er schildert nun das bunte Gemisch seiner Kameraden, welche die verschiedensten Schicksale, Verzweiflungen und Hoffnungslosigkeiten zu gleichem Schritt verleitet haben. Er schildert Mühseligkeiten und Gefahren in Algier, dann wird er mit der Fremdenlegion nach Spanien übergeschifft, und gibt Scenen aus dem Bürgerkriege, den er für Christine mitkämpft. Er vollbringt Thaten der Großmuth, der Tapferkeit; er verschmäht die gefüllte Börse des Spaniers, die ihn reich gemacht hätte, das schöne Weib, welches leicht zu verführen war. Er geht auch nicht zu den Karlisten über trotz der Lockungen seines wirklichen Vaters, des Obersten Manvillon, welcher unter dem Namen El Manco auf der Seite der Karlisten als gefürchteter Heerführer steht. Endlich kehrt er mit den 300 Tapfern zurück, ohne Lohn für die Beschwerden welche sie bestanden, und die Standrede die er dem Stiefbruder hält, welcher den Vater allein beerbt hat, und ihm schnöde ein Almosen bietet, nachdem er geäußert, die Fremdenlegion habe größtentheils aus Verbrechern bestanden, ist warm und ergreifend; der Held erscheint als wirklicher Held, wenngleich bei ruhigem Nachdenken wol kein Hausvater einen solchen Helden mit diesen durch dessen Charakter herbeigeführten Schicksalen in der Familie haben möchte. Er ist also wieder in der Heimat von dem Adoptivvater enterbt, weil er auf dessen Brief in Metz nicht geantwortet und sich nicht gestellt hatte. Als er sich als militairpflichtig melden will um nicht zu verhungern, erfährt er, daß sein französischer Vater, dem er auf dem Schlachtfeld die Augen

zugedrückt, ihn zum Erben eingesetzt, und besitzt ein Gut in Norwegen, wohin seine erste Geliebte ihm als Gattin folgt. Diese bunten Lebensschicksale sind nun mit viel Humor, Gemüth und Geist erzählt, und wenn diese Erzählungsweise an Heine erinnert, so kann es nur gemeint sein, wie derselbe in den frühern Zeiten seiner Frische erzählte unter dem Einfluß seiner jetzt schon längst untergegangenen edeln Genialität; unter den Erscheinungen der neuern Zeit ragen sie aber ganz besonders rühmlich hervor, und selbst Leser welche längst über die Novellenlecture hinaus sind werden doch mit Vergnügen die drei vorliegenden Erzählungen lesen und ihre Zeit nicht für verloren erklären.

2. Magnus Krafft. Ein Roman von Marie Lenzen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Der vorliegende Roman ist reich an lebendigen Scenen. Die Begebenheiten werden dem Leser dramatisch vorgeführt, die Trinkgelage, Wirthshaus- und andere Auftritte werden mit lebhaften, für eine Frau überraschend gelungenen Farben dargestellt. Einzelne Charaktere treten dem Leser auch recht lebendig entgegen; Held und Heldin und der Domherr als edle Exemplare des Menschengeschlechts, die Uebrigen mehr oder weniger verderbt bilden die Stufenleiter von der Gemeinheit bis zum Verbrechen. Nicht zu übersehen ist indeß die Unvorsichtigkeit der Missethäter, deren Vergehen jeden Augenblick verrathen werden kann und verrathen wird, ohne sie ins verdiente Unglück zu stürzen. Der Diener Alfred Wilmot vergiftet auf der Ueberfahrt von Amerika seinen Herrn, nimmt dessen Namen an und zieht in dessen Geburtsstadt! während er doch das Vermögen viel sicherer in einem seinen Landsleuten fast gänzlich unbekannten Welttheil hätte genießen können. Die Sklavin des Gemordeten, welche beim Mord behülflich war, begleitet den Mörder, und anstatt sie durch die Ehe an sein Interesse zu binden, behandelt er sie wie seine Sklavin und freit um ein anderes Mädchen. Die Verstoßene will sich rächen und verräth das wichtige Geheimniß erst an die neue Geliebte, und nachdem dieselbe von seiner Selbstvertheidigung beschwichtigt ihr nicht glaubt, an den einzigen Verwandten des Gemordeten, dessen Erbtheil der Mörder im Besitz hat. Dieser nennt den falschen Magnus Krafft Freund und wohnt bei ihm, und schenkt dem eifersüchtigen Weibe keinen Glauben. Sie hätte sich so leicht an die Gerichte wenden oder das Geheimniß den Nachbarn erzählen können, während sie um diese Rache zu befriedigen sich mit schlechtem Gesindel einläßt, einen Diebstahl organisirt, und während dessen Ausführung ihrem Herrn einen Schlaftrunk eingibt um den Schlafenden zu morden. Sie hatte Monate lang mit dem Ungetreuen in einem Hause gelebt, und also vollkommene Gelegenheit zu Schlaftrunk und Mord gehabt. Nach vollbrachter That gibt sie sich selbst den Tod. Dieses geschieht gerade in der Nacht, wo der falsche Magnus Krafft ihr den Tod zu geben beschlossen hat, weil er ihren Verrath fürchtete. Sämmtliche Berechnungen und Schlußfolgerungen der Verbrecher sind gänzlich falsch, und die Ereignisse spielen auf wankendem Boden, den die Frage eines Kindes zu erschüttern vermöchte. So stirbt auch der Verbrecher Magnus Krafft unentlarvt, und seine Freunde glauben noch nach seinem Tode an ihn, trotz aller Aussagen der Sklavin, und trotzdem daß er keine Aehnlichkeit mit dem Gemordeten haben soll. Dessen Neffe und eigentlicher Erbe erhält den Reichthum des Mörders. Trotz aller juristischen, gesellschaftlichen und menschlichen Unwahrheiten gibt der vorliegende Roman doch eine angenehme unterhaltende Lecture.

3. Die Schwestern von Savoyen. Von Fanny Gräfin Tauffkirchen-Englburg. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman bewegt sich unter den Intriguen des französischen Hofs, welche unter dem greisen Ludwig XIV. und der frommen Maintenon ihr keineswegs frommes Gewerbe trieben. Die Erschlaffung aller religiösen Principien, der um sich greifende Atheismus, die Erhebung des Vergnügens zum Lebenszweck, das Motto „Erlaubt ist was gefällt", welches von der liebenswürdigen geistreichen Tändelei bis zum Verbrechen führte: alle diese Erscheinungen welche jene Zeit charakterisiren werden hier vor dem Leser entfaltet, und die ihm längst durch die Geschichte bekannten Personen sind hier die handelnden, liebenden, fürchtenden, hoffenden Romanfiguren welche das Thema der Geschichte mit den Variationen des menschlichen Herzklopfens, Denkens, Ueberlegens aufführen. Diese geheimen Werkstätten der Weltgeschichte sind ganz interessant an der Hand einer gebildeten Frau zu betreten, und der Leser folgt ihr gern in das Stillleben der verkannten Montespan, welches belebt ist von der Intrigue, und in den Salon der Maintenon, wo so viel Wichtiges für die nahe und ferne Welt geschmiedet wird, Klara von Rohan läßt man sich auch gern vorführen, in ihren verschiedenen Schicksalen unter Herzensstürmen und in St.-Cyr Ruhe findend. Des Herzogs von Orleans Lieben, Streben, Freveln u. s. w. folgt man mit Interesse und mit Spannung; auch ist der Roman gut geschrieben, der Stil sorgfältig bearbeitet, nirgend etwas Störendes oder Verletzendes. In einem der letzten Capitel wird der Eisernen Maske erwähnt, indem die Vermuthung, daß dieselbe den Zwillingsbruder des Königs barg, angenommen ist; doch hat diese Mittheilung, welche der Herzog von Orleans aus einem aufgefundenen Manuscript vorliest, keinen Antheil an dem Gange der Romanbegebenheiten und bedarf also keiner nähern kritischen Beleuchtung. 46.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 304. —— 31. October 1847.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 303.)

Wie Schiller, besonders durch den Umgang mit Goethe angeregt, den richtigern Weg einschlug, Das lehrt uns sein Briefwechsel mit diesem spätern Freunde. Wie groß die Differenz zwischen ihm und Goethe, Das erkennen wir in dem Briefe vom 12. Aug. 1787, worin Schiller von Weimar aus schreibt:

Goethe's Geist hat alle Menschen die sich zu seinem Cirkel zählen gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in die fünf Sinne, kurz, eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte.

Worauf Körner erwidert:

Für den großen Haufen ist eine solche Beschränkung (auf die Natur) heilsam, und sie allgemeiner zu machen ist gewiß ein Verdienst. Aber sich selbst und Seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. So lange noch im politischen und schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe Etwas zu thun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwatzen, und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln.

Welche Miskennung des großen Dichters, seiner Weise die Natur zu behandeln, seiner bisherigen Thätigkeit! (Herder wollte ihn „ebenso, und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen", S. 137.) Und wie anders dachte Schiller acht Jahre später, als er die Natur und ihre in dem Dichter wirkende Kraft, als er Goethe hatte kennen lernen! Wie lächelte er damals wol über die Worte des Freundes, der dessen Beschäftigung mit Kräutern und Steinen eine Tändelei nannte, nicht ahnend, daß die Natur es war die, verschwistert mit den geistigen, durch große Anstrengung gebildeten Kräften des Dichters, diesen mit solcher Sicherheit zu einem solchen Ziele führte! Damals erfuhr er auch, daß, wenn auch Goethe durch die Natur zunächst auf die Liebe hingewiesen wurde, der freie Geist desselben ihn auch die Freundschaft ehren ließ. Mit der Schwärmerei mit welcher Schiller und Körner ihr Bündniß schlossen, konnte er sich jenem nicht nahen; aber an ihm ward das Wort wahr was er, und gewiß auch in Beziehung auf seine Freundschaft mit Schiller, spricht:

Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Die wahre, die thätige, productive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge.

Und wandten sich nicht auch Schiller und Körner, ihre Schwärmerei fahren lassend, dieser ernstern Ansicht zu?

Von einer andern sehr interessanten Seite noch lernen wir Schiller in diesem Briefwechsel kennen. Lesen wir die Biographie, die K. v. Wolzogen uns von demselben gegeben hat, dann könnten wir glauben, er sei in der Bewerbung um seine nachmalige Frau leidenschaftlich gewesen wie in seiner Freundschaft. Dies ist aber keineswegs der Fall; man kann in der Wahl einer Frau, in der Bewerbung um sie nicht bedächtiger zu Werke gehen als Schiller. Schon 1784, da er in Meiningen noch in der traurigsten Lage war, denkt er daran zu heirathen. „Nichts in der Welt", schreibt er an eine mütterliche Freundin, „kann meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiste die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen" („Schiller's Leben", von K. v. Wolzogen, I, 197); und diesem Gedanken bleibt er treu, und wiederholt spricht er ihn gegen den Freund aus. In Dresden wie in Weimar sucht er, in Rudolstadt findet er was ihm ein dauerndes Glück gründen zu können scheint. Charlotte v. Lengefeld zieht ihn an; auch sein Herz ist durch sie gerührt, schon da er flüchtig ihre Bekanntschaft gemacht hat; er zieht in ihre Nähe. Man denkt, nun werde die Leidenschaft ausbrechen; aber, schreibt er an Körner (S. 324):

Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich (zu dem Lengefeld'schen Hause) auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe, und einem ausschließenden Verhältnisse so glücklich ausgewichen bin; es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden.

Ueberhaupt finden wir Schiller fester stehend in der Welt und unter den Menschen als man von dem jugendlichen, hochbegeisterten Dichter hätte erwarten sollen. Einem minder selbständigen würde, wäre er wie Schiller nach Weimar gekommen, hätte er eine solche Aufnahme erfahren, dieser Hof, würden diese berühmten und bedeutenden Persönlichkeiten imponirt, er würde enthusiastisch darüber sich ergossen haben. Dies ist bei Schiller so

wenig der Fall, daß er in seinem Urtheil über Weimar anfangs fast ungerecht ist. Er fühlt sich selbst einen Mann und behauptet seine Freiheit. Dabei bewegt er sich frei in der Gesellschaft, auch in fürstlicher. „Ich weiß nicht", schreibt er in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Weimar, da er bei der Herzogin Amalie eingeführt worden war, „wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam den ich hier behauptete. Charlotte (Fr. v. Kalb) versicherte mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfte" (S. 109). Auch hat er sich das Vertrauen wackerer Menschen in dem Grade erworben, „daß man sich in wichtigen Dingen an ihn zu wenden pflegt" (S. 218). Nach einem Aufenthalt in Meiningen, da er auch Bauerbach, das einst von ihm einsiedlerisch bewohnte, wiedergesehen, schreibt er an Körner (S. 218 fg.):

Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen; ich stand sozusagen schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen.

So bewundern wir den klaren Blick den Schiller in sein eigenes Inneres thut. Schon ein Jahr früher schreibt er (S. 56):

Abbt ist just Derjenige zu dem ich einige Verwandtschaft fühle. Eine solche Mischung ungefähr von Speculation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme meine ich zuweilen an mir zu beobachten. Uebrigens auch diese Dunkelheit, diese Anarchie der Ideen, welche wie ich fast glaube durch eine Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberstürzung der Gedanken erzeugt wird.

Wie viel hatte Schiller bei seiner reichen Natur zu überwinden! Daß er es überwand, lehrt uns sein „Wallenstein"; wie er es überwand, darüber wird uns hoffentlich der zweite Theil des Briefwechsels Aufschluß geben.

Lernen wir nun aus diesen Briefen vor Allen Schiller kennen, und zwar in den bedeutendsten Beziehungen, so sind sie auch eine reichhaltige Quelle für die Kunde von andern bedeutenden Personen. Körner ist hier zuerst zu nennen, den wir, den bisher wenig bekannten, als einen höchst achtbaren Mann kennen lernen. Schade, daß wir über das frühere vertraute Verhältniß Schiller's zu Charlotte v. Kalb so wenig erfahren! Doch lesen wir genug von ihr, um zu erkennen, daß sie eine sehr vorzügliche Frau gewesen sein und auf Schiller großen Einfluß gehabt haben muß. Dann werden uns in großer Lebendigkeit viele bedeutende Glieder des weimarischen Kreises vorgeführt, Wieland vor Allen, dann Herder, Einsiedel, Corona Schröter, Bertuch (Goethe kehrte erst in der Zeit da dieser Briefwechsel endet, aus Italien zurück; auf nähere Berichte über ihn werden wir gespannt), Fr. v. Wolzogen, damals noch in Rudolstadt als Frau v. Beulwitz lebend. Auch nach Jena werden wir geführt, zu Reinhold, Griesbach, Schütz u. A. An Schilderung der Zustände Dresdens, Weimars, Rudolstadts, Jenas im Allgemeinen fehlt es nicht; auch nicht ganz an Komischem, obgleich der Ernst durchaus vorwaltet. Es wird den Leser amusiren, zu erfahren wie aus der Reichsstadt Schweinfurt an Schiller die Anfrage ergeht: „Ob er nicht dort eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen Tausend Thalern, die an Geistes- und äußerlichen Vorzügen seiner nicht unwerth sei, annehmen wolle."

Das Mitgetheilte wird hinreichen, um unsere Leser auf den reichen Inhalt des angezeigten Buchs aufmerksam zu machen. Und doch, wie wenig haben wir gesagt in Vergleich mit dem Vielen was zu sagen gewesen wäre! Werfen wir noch einen Blick auf Schiller wie er sich im J. 1788, dem letzten aus dem Briefe mitgetheilt sind, uns zeigt. S. 240 sagt er:

Dabei bleibt es, daß ich heirathe. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich muß ein Geschöpf um mich haben das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß. Du weißt nicht wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist, wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen.

Nehmen wir dazu was er in einem spätern Briefe sagt (S. 333):

Seit sechs und acht Jahren bin ich ein so äußerst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann.

Und hören wir dann was sein Freund Goethe in späterer Zeit über ihn sagt („Gespräche mit Goethe", von Eckermann, II, 11):

Schiller erscheint hier (in Mittheilungen aus seinen Gesprächen, von K. v. Wolzogen veröffentlicht) wie immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, Nichts engt ihn ein, Nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch; und so sollte man auch sein.

Lesen wir dies Alles, dann müssen wir, wie viel Edles und Schönes wir in Schiller auch in dem ersten Theile des Briefwechsels erkannt haben, schließen, daß eine große Wandelung in ihm vorgegangen sein müsse. Wie seine Heirath glücklich auf ihn wirkte, wie der Umgang mit Goethe mächtigen Einfluß auf ihn übte, Das werden uns die nächsten Theile des höchst merkwürdigen Buchs sagen, denen wir mit Verlangen entgegensehen.

84.

Ueber China.

Three years wanderings in the northern provinces of China, including a visit to the tea, silk and cotton countries, with an account of the agriculture and horticulture of the Chinese, new plants, etc. By *Robert Fortune*. With illustrations. London 1847.

Ref. ist vor kurzem, kann sich nur nicht erinnern wo, einer sehr lobrednerischen Anzeige dieser Schrift begegnet, laut welcher dieselbe neben höchst dankenswerthen Beiträgen zur Pflanzenkunde einen völlig neuen Blick in den chinesischen Charakter und dem Handelsverkehr neue Wege biete. Seit er

das Buch gelesen, muß er glauben, daß die Anzeige auf dem Boden des einleitenden Capitels steht, wer sie verfaßt das hier Verheißene für baare Münze genommen und um Weiteres sich nicht bekümmert hat. In diesem einleitenden Capitel nämlich verspricht Hr. Fortune, daß er kein gewöhnlicher Scribent sein, daß er die Irrthümer und Thorheiten früherer Reisebeschreiber sorgsam vermeiden und sein Buch zu einem treuen Gemälde der Chinesen machen wolle. Er sagt Das so allgemein, daß sein Tadel auch die Schriften eines Davis, Gützlaff und Medhurst umfassen, was diese über China berichten ihm nicht der Erwähnung werth erscheinen muß. Leider erfüllt er sein Versprechen nicht, öffnet keinen neuen Einblick in den chinesischen Volkscharakter oder gewährt Stoff dazu, und nöthigt dem Leser zuletzt die Ueberzeugung ab, daß Jemand ein so vortrefflicher Botaniker sein kann wie der Verf. entschieden ist, ohne für andere Dinge ein besonders scharfes Auge zu haben. Mit Ausnahme der allerdings höchst dankenswerthen Mittheilungen über Ackerbau, Gärtnerei und Pflanzenkunde erläutert das Buch eigentlich nur bereits Bekanntes, und obwol diese Erläuterungen sich ganz hübsch lesen, geht ihnen doch alle Originalität und selbst die Lebhaftigkeit der Schilderung ab, welche bisweilen dafür Ersatz leistet. Aber auch in Bezug auf jene drei ausgenommenen Gegenstände hat vielleicht ein gewisser Widerspruchsgeist oder der Wunsch neu zu sein den Verf. zu stark beherrscht. So, wenn er sich wider die zeitherige Annahme erklärt, daß der Boden in China aufs äußerste cultivirt und deshalb jeder Ueberschuß der jetzigen Bevölkerung wegen seiner Nahrungsmittel von fremder Zufuhr abhängig sei. Die Sache ist wichtig genug, um selbst in dieser nothwendig kurzen Besprechung einige Minuten dabei verweilen zu lassen. Sie ist eine der wichtigsten Berücksichtigungen bei der Frage über die Zukunft des Orients, in dessen Geschichte China seit längerer Zeit eine Rolle spielt welche viel zu wenig beachtet worden und theilweise noch wird.

Es steht fest, daß die Chinesen in der Zahl von 3—400 Millionen längst den Punkt des Verhungerns erreicht haben welcher das Auswandern zur Nothwendigkeit macht. Vergebens hat Alles dem Ackerbau weichen müssen. Schaf- und Hornviehheerden, einst der Reichthum ihrer Vorväter, sind verschwunden, die Weideplätze mit Getreide bestellt. Der Stand des Landmanns sollte nächst dem des Literaten der ehrenvollste sein. Der Kaiser bezeugte Das indem er pflügte. Es half Alles Nichts. Reis wurde aus den Nachbarländern eingeführt und die Einfuhr freigegeben. Half ebenso wenig. Die Masse des Volks griff nach Allem und Jedem was das animalische Leben zu fristen vermag, gleichviel wie ekelhaft und dem menschlichen Gaumen widerstrebend. Selbst was anderwärts kaum frisch genossen wird, verschlangen die Chinesen im Zustande der Verwesung, bis Fäulnißgeruch Nationalgeschmack wurde. Rechtfertigt sich hierdurch die Behauptung, daß die Chinesen an der letzten Linie des Kreises standen welche die der Volksvermehrung von der Natur gezogene Grenze ist, so spricht dafür auch die Thatsache der Auswanderung, der streng verbotenen. Es ist Hochverrath zu gehen, aber Hungertod zu bleiben, und in unaufhaltsamen Wagen strömt jedes Jahr der Ueberschuß der Bevölkerung in die Nachbarländer. Siam, Burmah, das britische Malakka, der Indische Archipelagus geben Zeugniß von einer menschlichen Fruchtbarkeit wie sie nirgend sich wiederholt, und es ist keine Rechnung ins Aschgraue, daß hauptsächlich Chinesen das englische Australien bevölkern werden. Bilden sie doch bereits die Hälfte der Einwohnerzahl in der großen und blühenden englischen Niederlassung zu Singapore.

Kann es demnach ein richtiger Schluß heißen, wenn der Verf. aus der natürlichen Unfruchtbarkeit der Berge folgert, daß ein Theil des Landes unbebaut sei? Liegt es nicht auf der Hand, daß die Berge unbebaut bleiben, weil sie keine Ernte geben? Kann es wahr sein, was der Verf. flüchtig hinwirft, daß selbst in den fruchtbarsten Gebirgsgegenden im Innern von China „der Boden großentheils sich im Naturzustande befinde und noch nie von Menschenhand gestört worden sei“? Der Verf. stimmt mit Andern darin überein, daß die Chinesen ein thätiges und außerordentlich arbeitsames Volk sind. Bedenkt man nun die glückliche Unempfindlichkeit oder Abstumpfung ihrer Geruchsnerven, die sie mit einer Menge Düngstoffe vertraut gemacht, daß verfaulte Stoppeln, verweste Fische, verbranntes Kräuterich, Oelkuchen, Muscheln, Knochen, Kalk, Ruß, Asche und vor Allem menschliche Excremente sorgsam aufbewahrt werden, und die scheußlichen offenen Düngergruben in den Städten für Arm und Reich Gegenstand freudigen Behagens sind — läßt sich da glauben, daß bei jener Arbeitsamkeit und diesem Düngerreichthum eine nennenswerthe Strecke fruchtbaren Bodens unbenutzt bleiben würde?

Auch die in seine Erzählung verwebten persönlichen Abenteuer des Verf. haben viel Aehnlichkeit mit denen des Missionnair Medhurst, als dieser die Küste entlang zog und trotz obrigkeitlichen Verbots seine religiösen Bücher ausstreute. Entweder — so scheint es — waren bei Beiden die Gefahren in der Wirklichkeit kleiner als in der Schilderung, oder es wirft ein liebenswürdiges Licht auf den chinesischen Charakter, daß beide Herren inmitten einer ihnen feindlich gesinnten Bevölkerung gehen konnten wohin sie wollten, unangefochten durch Städte und Dörfer, den Mandarinen trotzten, das Volk zu Paaren trieben und fast immer ihren Zweck erreichten. Wenn es dem Verf. zwei mal fühlbar schlecht ging, so war Das lediglich seine Schuld und ist weniger zu verwundern als daß er überhaupt „ganzbeinig“ davonkam.

Daß die Chinesen neben ihrem Fleiße sich durch Gelehrigkeit auszeichnen, ist zwar ebenfalls nichts Neues, wird aber vom Verf. amusant bestätigt. „Es war in Chusan zum Erstaunen“, sagt er, „wie schnell die Leute sich in unsere Sitten fanden und unsern Bedürfnissen zu genügen wußten. Es dauerte gar nicht lange, so hatten die Bäcker auf englische Manier gebackenes Brot, und die Schneider fertige Kleidungsstücke nach englischem Schnitt. Sie kamen von allen Orten und Enden herbei und verdienten viel Geld, obgleich sie billig arbeiteten und zu mäßigen Preisen verkauften..... In Tinghae mochten die Krämer gehört haben, daß ihre Läden nicht respectabel und ihre Geschäfte nicht einträglich sein könnten ohne einen englischen Namen zur Ueberschrift. Also hatten sie nach Rath und Angabe der Soldaten und Matrosen, die sie deshalb befragt, sich fremde Namen gegeben. Da war zu lesen: «Stulz, Kleidermacher aus London»; «Buckmaster, Uniformlieferant für Heer und Marine»; «Dominik Dobbs, Colonialwaarenhändler»; «Squire Sam, Porzellanwaarenfabrikant»; häufig mit dem Beisatze: «Für Ihre Majestät». Einmal hieß es sogar: «Kleiderverfertiger für Ihre allergnädigste Majestät, Königin Victoria, und Seine königliche Hoheit, Prinz Albert, auf Befehl».... Ferner war ihnen sehr an Zeugnissen von ihren Kunden gelegen, und darunter gab es denn ganz possirliche Machwerke.“

Zwei mal erzählt der Verf. von einer Feierlichkeit welche er „den Göttern dargebrachte Opfer“ nennt. Diese periodisch wiederkehrenden Opferungen, heißt es, „müssen dem Fremden der sie zum ersten mal sieht sehr auffallen. Während meines Verweilens in Shanghaa (November 1844) war ich in dem Hause wo ich wohnte Zeuge einer solchen seltsamen Procedur. Die Familie opferte den Göttern. Früh am Morgen wurde die Haupthalle geordnet, eine große Tafel in die Mitte gestellt und mit den in China üblichen Speisen in kleinen Schüsseln besetzt — Alles vom Besten. Nach Verlauf einer gewissen Zeit wurden Lichter angezündet und wohlduftende Säulen entstiegen dem auf dem Tische brennenden Weihrauch. Alle Hausbewohner und deren Freunde, sämmtlich im Sonntagsstaate, näherten sich der Reihe nach um zu ko-tou, vor der Tafel und dem Altare sich wiederholt tief zu verbeugen. Obschon eine Bilderdienerei hatte das Ganze etwas Feierliches, und wie sehr ich auch meinen Wirth und seine Freunde bemitleidete, mußte ich doch ihre Andacht ehren. Als diese Ceremonie beendet war,

wurde eine große Menge dünnes Papier in Form der in China gebräuchlichen Stangen Syceesilber vor der Tafel zusammengehäuft, der brennende Weihrauch darauf gelegt und Alles ein Raub der Flammen. Sobald man dann vermuthete, daß die Götter abgespeist, wurden die Schüsseln fortgetragen, die Speisen zerlegt und von Leuten gegessen die in der Familie Zutritt hatten. Ein anderes mal bei meinem Aufenthalte in Ning-po war es Nacht und finster, als ich von einem weitern Ausfluge an das östliche Stadtthor kam, in dessen Nähe ich bei einem chinesischen Kaufmanne wohnte. Das Thor war geschlossen, aber zwei oder drei laute Schläge riefen den Hüter herbei, der mich sofort einließ. Ich war nun auf der breitesten und schönsten Straße der Stadt, und diese nicht blos in einem Meer von Licht, sondern auch für eine chinesische Stadt zur Nachtzeit ungewöhnlich lebhaft. Ich hörte Musik, den Gong, die Trommel und die klagenden, gefälligen Töne mehrer Blasinstrumente. Ich kam bald nahe genug zu sehen was vorging, und erkannte auf den ersten Blick, daß es ein den Göttern dargebrachtes Opfer galt, nur um Vieles großartiger und imponirender als ich es bisher gesehen. Die Tafel stand auf offener Straße, und Alles war in großem, kostspieligem Maßstabe. Statt der kleinen Schüsseln wurden ganze Thiere geopfert. Auf der einen Seite der Tafel lag ein in üblicher Weise rein geschabtes Schwein, auf der andern ein abgehäutetes Schaf. Beide waren ausgenommen und auf jedem lagen Blumen, eine Zwiebel und ein Messer. Die übrige Tafel ächzte unter der Last der von der wohlhabenden Classe in China genossenen Leckereien, Geflügel, Enten, Fricassées, Obst, Gemüse und Reis. An dem einen Ende standen Stühle für die Götter und neben jeder Schüssel lagen die herkömmlichen Eßstäbchen. Eine Flut von Licht ergoß sich über das Ganze und der Weihrauch sendete seine duftigen Kräusel in die Luft. Zwischendurch spielte die Musik ihre beliebtesten, nationalen Klagmelodien, und Alles zusammen gewährte einen der seltsamsten Anblicke die mir zu Theil geworden."

Sollte der Verf. sich nicht geirrt haben, jedes dieser angeblichen Opfer für die Götter eins für die Geister gewesen sein? Es ist bekannte Thatsache, daß die Chinesen gegen ihre geschiedenen Lieben höchst aufmerksam sind, ihnen Geld und Geräthe (aus Goldpapier) senden und Gastmähler veranstalten genau wie das zuerst beschriebene. Dann gibt es auch ein eigenes öffentliches Todtenfest, zu welchem insonderheit diejenigen Geister eingeladen werden die keine lebenden Verwandten hinterlassen haben. Das wird jährlich ein mal des Nachts bei Lampenlicht und ganz in der vom Verf. zuletzt geschilderten Weise begangen. Daher des Ref. Zweifelfrage, zumal seines Wissens in keinem frühern Werke über China der Opfer für die Götter Erwähnung geschieht. Wenn übrigens der Verf. hieran allgemeine religiöse Bemerkungen knüpft, so erleiden auch diese insofern Modification, als sie nur den Buddhismus betreffen, die kleinste der drei bestehenden Sekten. Uebrigens muß es überraschen, daß der Verf. während seines dreijährigen Aufenthalts bei einem so fast durchgängig geschulten Volke wie das chinesische, in einem Lande das zur Zeit der öffentlichen Schulprüfungen so convulsivisch zuckt wie manches europäische zur Zeit der Landtagswahlen, nicht einen einzigen Chinesen überm Lesen angetroffen hat. Er hebt Das selbst als eine Merkwürdigkeit hervor. 23.

Bibliographie.

Skandinavische Bibliothek. Eine Sammlung schwedischer, norwegischer und dänischer Romane, Novellen, Sagen u. s. w. Herausgegeben von G. v. Leinburg. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Zwei Erzählungen von C. Winther. Als Anhang die schon bekannte Winther'sche Novelle: Der „Beichtstuhl". Aus dem Dänischen von G. v. Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 12. 10 Ngr.

Channing, W. E., Ueber Christus. Aus dem Englischen von A. Sydow. Berlin, J. Schmidt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Das Haus Tessin zur Zeit der Alleinherrschaft und der Freiheit. Aus dem Schwedischen von K. L. Kannegießer. 1ster Theil. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friederich, G., Maurerische Tempelbilder. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr.

Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking. Herausgegeben von K. F. Neumann. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Irmler, J. G. F., Die neue Gesinnungs-Verfassung, eine Regierung der göttlichen Vernunft, oder das neue Testament, aus dem Grundterte neu verteutschet und mit geschichtlich begründeten Einleitungen versehen. Leipzig, Thomas. 8. 2 Thlr.

Junius' Briefe. Deutsch von A. Ruge. 2te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klein, J., Vermischte Gedichte. Striegau, Hoffmann. 8. 12½ Ngr.

Ledderhose, K. F., Die Mission unter den freien Buschnegern in Surinam, und Rasmus Schmidt. Ein Gemälde aus der Missionsgeschichte der Brüdergemeine, für Jung und Alt. Heidelberg, K. Winter. 8. 6 Ngr.

Memoiren von Sophia Dorothea, Gemahlin Georg's I. Aus den geheimen Archiven von Hannover, Braunschweig, Berlin und Wien, mit einem Tagebuch über Gespräche zwischen berühmten Personen dieser Höfe. Zur Erläuterung ihrer Geschichte nebst Briefen und andern Urkunden. Sechs Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rault, J. P. B., Die Wahrheit des katholischen Glaubens dargestellt. Aus dem Französischen. Aachen, Cremer. 18. 17½ Ngr.

Reden und Redner des ersten Vereinigten Preußischen Landtages. Herausgegeben von R. Haym. 1ste, 2te Lieferung. Berlin, Duncker u. Humblot. Ler.-8. à 10 Ngr.

St. René Taillandier, Die gegenwärtige Krisis der Hegel'schen Philosophie. Mit einer kritischen Einleitung über die Bedeutung der letzten 12 Jahre in Deutschland, von H. Jellinek. Leipzig, Weller. 8. 11 Ngr.

Schefer, L., Achtzehn Töchter. Eine Frauen-Novelle. Breslau, Kühn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. 6ter Band: 21.—34. Zelle. — A. u. d. T.: Die gute alte Zeit geschildert in historischen Beiträgen zur nähern Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Denkart, vornemlich des Mittelstandes in den letzten 5 Jahrhunderten nach großentheils alten und seltenen Druckschriften rc. 1ster Band: Zur Geschichte hauptsächlich des Stadtlebens, der Kleidertrachten, Kirchenfeste rc. Aus Wilh. v. Reinöhls handschriftlichen und artistischen Sammlungen herausgegeben. Mit vielen Abbildungen auf 71 Steintafeln und 33 eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart. Leipzig, Expedition. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Selbstbiographie des Eugène François Vidocq, Chef der gefürchteten geheimen Polizei, welcher vorher Bäcker, Thierwärter, Lampenputzer, Marionettenspieler, Marinesoldat, Deserteur, Inspector, Zigeuner, Schmuggler, schwarzer Husar, Matrose, Galeerensclave, Ochsentreiber, Spion rc. war. Nach dem französischen Originalwerke bearbeitet von J. A. Michaelis. 2te bedeutend verbesserte Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Sacco. Gr. 8. à 5 Ngr.

Ueber Höhenrauch und ähnliche meteorologische Erscheinungen nebst Bemerkungen über das Wesen der Atmosphäre und deren Einfluß auf Leben und Gesundheit. Erlangen, Enke. Gr. 8. 4 Ngr.

Wolff, O. L. B., Poetischer Hausschatz des Auslandes. Uebersetzungen in den Versmaaßen der Originale. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 305. —— 1. November 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Taschenbücher für das Jahr 1848.

Erster Artikel.

Indem wir uns anschicken das bunte elegante Heer der Taschenbücher eine kritische Revue passiren zu lassen, können wir einige allgemeine Gedanken über Das was war und Das was noch werden mag nicht zurückhalten. Jeder weiß ja: wenn ein einzelnes Buch, etwa ein neuer Roman, uns in die Hand kommt, so denken wir mehr an seinen Verfasser, wie er sich seit der letzten Production wol entwickelt haben mag, oder auch was für eine neue Gestalt in unsers Dichterpantheon Vorhof eintreten wird. Wenn es aber nur eine große Flut ist die jedes Jahr zur bestimmten Zeit wiederkehrt und Neues und Altes an den Strand wirft, so schweifen unsere Gedanken gleich auf das Meer der Literatur, und kümmern sich etwas weniger um die einzelnen Wellen und Muscheln. Im deutschen Leben gibt es mancherlei verschiedene Jahresanfänge und Flutperioden: die literarische, die gesellschaftliche; hier und da folgt dann noch die kirchliche, auf die Sturmflut des Carneval die Ebbe des Aschermittwochs. Wir sind jetzt in der literarischen und unterhalten uns ein Vierteljahr vorher über die Gesellschaftslecture für 1848, wie man sich ebenso lang vorher über die Gesellschaften, Maskeraden — und muthmaßlichen Romane des Lebens unterhält, welche die neue Saison bringen wird. Und wenn die Saison vorbei ist, dann ist das Schicksal in beiden Sphären ein ziemlich ähnliches: mit dem Anfang des Sommers sind die Salons verödet, und die Taschenbücher werden nicht mehr gelesen. Ein Stück Leben ist consumirt — und wird vergessen.

Wenn man freilich so im Durchschnitt die literarischen Plaudereien und Romane ansieht, so könnte man sich über dies herbe Schicksal, dem sie gewöhnlich nicht entgehen, damit trösten: daß sie theils ebenso wenig wie die Conversationen und Romänchen der Gesellschaft länger als diese ihre Flutzeit dauerte conservirt zu werden verdienen, und daß es theils auch in der Schriftstellerwelt gastliche Menschen gibt, die aus Rücksichten oder aus angenehmer Gewohnheit in jeder neuen Saison ihr Schreibepult liberal wieder öffnen wie Andere ihre Salons. Man würde sich dann über diese resultatlose Wiederholung, über diesen steten Wechsel, aus dem keine Gestalten von Dauer sich retten, in dem Gedanken beruhigen: daß wir ungefähr, wie wir ohne den Zweck des Embonpoint essen und trinken, so auch fortwährend neue Unterhaltungsschriften und Unterhaltung mit neuen Menschen consumiren, ohne etwas Weiteres dabei zu wollen. Es gehört einmal so zum Leben, und weil wir keine Ansprüche machen, freuen wir uns desto unbefangener, wenn hier und da einmal unerwartet ein anziehender Geist, eine liebenswürdige Gestalt uns begegnet, zu der wir auch nach dieser Zeit gern wieder zurückkehren mögen.

Aber in den Stunden wo der Ernst der Gegenwart uns von allen Seiten so dringend nahe tritt und so mächtig ergreift, daß wir nach allen geistigen Kräften uns umschauen die irgendwie mit größerm oder bescheidenerm Erfolg an der Aufgabe der kämpfenden Welt arbeiten könnten; wo wir statt des Genusses der Gegenwart das Ziel der Zukunft im Auge haben, und an jedes Leben die Frage richten, ob es in seinem Kreise blos circulirt, oder sich zu diesem Ziel fortbewegt durch das Uebergreifen in die dem Centrum näher liegenden Kreise: da mögen wir uns doch selbst bei dem sonst indifferent erscheinenden Produciren nicht ganz mit jenem harmlosen Resultate beruhigen, weil wir fühlen, daß die ethischen Mächte gerade *unserer ernsten* Zeit mit ebenso viel Nothwendigkeit als Berechtigung das Gebiet des Harmlosen und Indifferenten mehr und mehr einengen, und jedes Leben durch irgend einen wenn noch so feinen Nerv mit dem großen Herzen der strebenden Welt zu verbinden suchen. Die vorzugsweise sogenannten Menschen der *Tendenz*, d. h. Diejenigen in denen der Wille zum Zweck einseitig

stark ausgebildet, und ein freier vernünftiger Blick auf das Gebiet des Lebens, des Wissens und der Kunst wenig cultivirt ist, übertreiben allerdings gewöhnlich in dieser Richtung, und sprechen jener Production entweder schlechthin alles Recht zur Existenz ab, oder versuchen ihr einen tendenziösen Charakter so gewaltsam aufzuprägen, daß sie mit ihm auch wieder Nichts für sich sein würde. Die künstlerische Production wird dabei natürlich am meisten mishandelt. Der schlechte Dienst den dieser gute Wille damit der Partei der Freiheit und Vernunft erweist, hat mich von jeher etwas geärgert. Unsere Sache steht gar nicht so verzweifelt, daß wir aus den schönen Locken der spielenden Phantasie Stricke für die Verräther zu drehen, oder jeden lyrischen Blumenstengel in einen Lanzenschaft umgewandelt zu wünschen brauchten. Wir wissen zu gut, daß den Gestalten unserer werdenden Poesie welche einst im Pantheon strahlen werden schon jetzt das Morgenroth des freien Lichts die Stirnen umschimmert, als daß wir die vielen guten Leute die ohne Prätension vor den Propyläen spazieren gehen, mit policeilicher Brutalität verjagen oder ungestüm zu unfruchtbaren Anstrengungen haranguiren sollten. Die Wissenschaft fodert eine unerbittlich strenge Zucht, aber das Reich der Kunst ist etwas freier, man muß da leben und leben lassen. Wer als Kritiker in ihm das Letztere nicht mit einiger Humanität zu gewähren versteht, wird sehr leicht in den Verdacht gerathen, daß er selbst nicht erprobt habe, wie schwer das energische intime Leben ist, da er sonst wohl wissen würde, daß Das, wie der Glaube, „nicht Jedermanns Sache" ist und sein kann.

Und ebenso würde es verdächtig oder bedenklich scheinen, wenn man etwa von vornherein sich den Taschenbüchern mit der Foderung entgegenstellen wollte: daß sie ihre Stoffe nur aus dem modernen Leben wählen sollten. Es könnte dann scheinen, als wäre dem für die Gegenwart exaltirten Kritiker unbekannt, wie sehr unserer Poesie noththut von neuem aus dem Geist und aus den Principien geboren zu werden; so sehr, daß z. B. im Drama (und auch in der Lyrik) eine neue Epoche mit einem Werk erobert werden kann welches ganz entlegen ferne Stoffe behandelt. Eben auf die Behandlung, auf die Entwickelung moderner Kunstprincipien kommt es an, und weder „Iphigenia" noch „Wallenstein" haben zu dem regeneratorischen Einfluß den sie damals übten moderne Stoffe nöthig gehabt. Doch freilich ist in der Taschenbuchsliteratur fast durchgängig die Form des Romans und der Novelle zu treffen, deren Theorie theils noch sehr im Argen liegt, und die theils überhaupt poetische Formen sind welche der Principienkritik und damit der Entwickelung der Kunst überhaupt ferner stehen als das Drama. Und aus diesem Grund hätte man freilich wol ein Recht den Taschenbüchern die Wahl zu stellen, ob sie sich selbst zur gänzlichen literarisch-poetischen Bedeutungslosigkeit verurtheilen, oder moderne Stoffe für ihre Productionen wählen und wählen lassen wollten. Früher steckte man die Taschenbücher mit sentimentalen Zwecken ein, jetzt liegen sie entweder auf dem Büchertisch, oder man führt die literarischen Producte in der Tasche zu quasipolitischen Zwecken; aber wer soll sich für ein historisches „Vielliebchen" interessiren, zumal wenn ihm der Zusatz „romantisch" deutlich genug sagt, daß er nicht Geschichte, sondern bloße Geschichten darin finden wird? Offenbar Diejenigen welche sonst nichts Vernünftiges anzufangen wissen.

Da greifen wir also lieber gleich nach dem von Ruge herausgegebenen Taschenbuch: „Poetische Bilder aus der Zeit", wenngleich es ohne Goldschnitt, Kupfer und Etui erscheint? Ich bin allerdings der Meinung, daß, wenn die blos ästhetischen Wagen gleichstehen, eine Production welche einen Stoff aus der Gegenwart künstlerisch geformt hat noch ein ethisches Verdienst außer dem ästhetischen vor einer andern voraus hat. Und ebenso wenn zwei Erzählungen gleich wenig taugen, werde ich doch lieber die aus dem modernen Leben gedruckt sehen als etwa eine aus dem mittelalterlichen; denn die letztere ist dann absolut werthlos, während die erstere doch noch immer Gedanken und Discussion anregen oder zu besserer Behandlung des etwa verpfuschten guten Stoffs reizen kann. Aber ich mag überhaupt nicht so ohne weitere Bestimmung von „modernen Stoffen" geredet wissen, es liegt etwas Aeußerlichkeit in dieser gewöhnlichen Foderung. Wenn der Sieg des neuen Lebens uns weiter Nichts bedeutete als die Einführung freier politischer und socialer Institutionen und etwa die Befreiung der Köpfe von religiös-romantischen Doctrinen, so wäre die Frage nach Dem was moderner Stoff für die Poesie ist, bald genug entschieden. Es handelt sich aber um Mehr, um eine Wiedergeburt des ganzen Lebens, welche sich in die feinsten Adern und Nerven verzweigt; und so ist es denn möglich in einer harmlosen Erzählung, wo es sich z. B. scheinbar blos um die Liebe oder den Haß zweier Herzen handelt, die modernen Conflicte bis in die intimsten Specialitäten darzustellen. Solchen Productionen wäre ich geneigt den Preis zuzuerkennen, weil sie die eingreifendsten und in gewisser Art am meisten in die rein menschliche Sphäre der Kunst erhobenen wären. Die im gewöhnlichen Sinn sogenannten „Zeitfragen" in Charakteren und Begebenheiten poetisch zu formiren, bleibt immer etwas mislich; und je gelungener eine solche Production ist, desto mehr würde ich bedauern, daß ihr so gleichsam der Stempel der Vergänglichkeit, des „Tönens und Verhallens in der Zeit", aufgedrückt wäre, wenn nicht eben unsere Zeit mit tausend hinreißenden Stimmen diese Resignation vom Einzelnen foderte.

Es ist noch ein Drittes denkbar, und gerade Dies werden wir wahrscheinlich in unserer Revue oft antreffen. Die Erzählung braucht keine Bedeutung in der oben angedeuteten Art der principiellen Intimität zu haben, d. h. es brauchen gerade nicht zwei innerste Nerven der alten und neuen Weltanschauung in Berührung gebracht, oder ein Problem des neuen Lebens zum Vor-

wurf gewählt zu sein; und doch kann sie unser Interesse in Anspruch nehmen, weil wir von ihr durch Ton und Färbung ganz in die Sphäre der Gegenwart versetzt werden, weil überhaupt irgend ein Theil des ganzen breiten Stoffs den die jetzige Bewegung erzeugt in Fluß gebracht, benutzt, verarbeitet ist.

Wir gehen noch weiter. Eine Production verdient schon Anerkennung, wenn sie blos gut geschrieben ist, wenn sie von künstlerischem Streben oder natürlicher Begabung für die Darstellung zeugt. Es ist zwar unangenehm, wenn ein formelles Talent der Indifferenz oder der Reaction gegen Vernunft und Freiheit dient (und unsere Literaturgeschichte kann solche Beispiele, unsere politische Geschichte solche Unannehmlichkeiten, höflich gesagt, aufweisen); aber unter allen Umständen, ob ein solches Talent und ein solches Streben indifferent oder reactionnair in ethisch-politischer Beziehung ist: jedenfalls ist ein Kampf bei welchem Geist, künstlerischer Sinn und Bildung vorausgesetzt sind, ehrenvoller und fruchtbarer als der gegen die uncultivirte Bornirtheit oder Despotie; und jedenfalls ist eine cultivirte Indifferenz empfänglicher für die Cultur der Freiheit als die Roheit. Wir erkennen jeden Zuwachs von Cultur als einen Fortschritt auch für die gute Sache an; denn ohne Cultur ist die Freiheit Nichts als ein brutales Kraftgefühl. Wenn also die Taschenbücherliteratur nur im Allgemeinen sich auf einer gewissen formellen Höhe der ästhetischen Bildung hält, wenn die unzähligen Unterhaltungsromane und Novellen nur gut geschrieben sind, so wird diese Kritik — Das ist das Resultat unserer Einleitung — nicht so rigoros sein, wegen eines für die Gegenwart oder für die Entwickelung der Poesie bedeutungslosen Inhalts den Stab über sie zu brechen.

Damit ist aber auch die Humanität am Ende. Den Pfuschern kann man zwar das Handwerk nicht legen, aber man kann sie wenigstens Pfuscher nennen.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte. Von Julius Tittmann. Erster Theil: Die nürnberger Dichterschule. Harsdörfer, Klaj, Birken. Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Göttingen, Dieterich. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es gehört für einen Mann von geschmackvoller Bildung viel Selbstüberwindung dazu, eine im Ganzen unerquickliche Entwickelungsperiode der Literaturgeschichte so gründlich zu durchforschen, daß er ein deutliches Bild derselben zu geben vermag. Und hat er sich einmal durchgearbeitet, so wird es ihm schwer fallen sich vor Ueberschätzung Dessen was er hier und da Erträgliches gefunden, und vor der Versuchung zu einer allzu ausführlichen Darstellung zu bewahren, wozu er in dem freudigen Bewußtsein sich nach so vieler Anstrengung eines so reichen Materials bemächtigt zu haben leicht verleitet werden wird. Hr. Tittmann hat diese schwierige Aufgabe in obengenanntem Buche mit Geist und Geschick gelöst. Zwar könnte wol hier und da noch Manches etwas mehr zusammengedrängt sein; aber der Literarhistoriker wird auch dieses Detailliren nicht übelnehmen und Hrn. Tittmann für einen schätzbaren Beitrag zur Literaturgeschichte dankbar sein, der ihn der unerfreulichen Mühe überhebt alle einzelnen zur Erkenntniß dieser Periode zu besichtigenden Quellen selber genau zu betrachten. Für den Zweck d. Bl. scheint es vollkommen genügend den Leser auf Das aufmerksam zu machen was er hier zu suchen hat. Ja Ref. glaubt es sogar dem Verf. und Verleger des Buches schuldig zu sein, sich auf eine dürftige Inhaltsangabe mit einigen gelegentlichen Bemerkungen zu beschränken, da ausführliche Relationen über den Inhalt solcher Bücher häufig den Leser zu der Ansicht verleiten, er brauche sich nun um das Buch selbst nicht weiter zu bekümmern. Dann ist es kein Wunder, wenn die Verleger bedenklich werden den Druck solcher Monographien zu übernehmen; und dennoch sind solche sehr nothwendig, wenn wir die Entwickelung unserer Literatur ordentlich wollen kennen lernen.

Nach dem Muster der italienischen Akademien und begeistert durch Anregungen der ersten deutschen 1617 entstandenen sogenannten Fruchtbringenden Sprachgesellschaft stiftete der gelehrte und vielseitig gebildete nürnberger Patricier Georg Philipp Harsdörfer mit Johann Klaj aus Meißen 1644 den Blumenorden an der Pegnitz, dessen Mitglieder „ihrer Mutterzunge mit reinen und zierzeigenden Reimgedichten und klugen Erfindungen ämsig bedient sein sollten". Das bedeutendste Mitglied neben den eben erwähnten Dichtern war der ein Jahr später aufgenommene Sigmund Betulius aus Wildenstein in Böhmen, der später geadelt unter dem Namen von Birken bekannt wurde. Tittmann erzählt ausführlich die Entstehung und die Eigenthümlichkeit des Ordens, und schildert sodann die ästhetischen Ansichten der Häupter desselben, welche freilich für die spätere Entwickelung keine große Bedeutung hatten. Dabei wird denn auch ausführlich von Harsdörfer's berühmter oder vielmehr berüchtigter Poetik gehandelt, von „dem poetischen Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen" ꝛc. (Nürnberg 1648), wobei jedoch zur richtigen Beurtheilung Harsdörfer's erwähnt werden muß, daß er dadurch Niemanden zum Poeten machen zu können glaubte, sondern blos zur Anleitung einen gedrängten vorläufigen Ueberblick Dessen geben wollte was dem Dichter zu wissen nöthig sei. Denn um ein Dichter zu werden seien nicht sechs Stunden, sondern sechs mal sechs Monate oder ebenso viele Jahre erfoderlich. Darauf geht Tittmann zu den einzelnen Gattungen der Poesie über, und bespricht an das Schäfergedicht anknüpfend die epischen Gedichte. Denn für die Schäferpoesie hatten die Dichter dieses Kreises eine besondere Vorliebe. Freilich diente sie im Geiste dieser Zeit vorzugsweise zur allegorischen Einkleidung der verschiedenartigsten Gedanken und Anschauungen und besonders zur Verherrlichung der Großen und Mächtigen, und war dabei so gelehrt und meistens so affectirt, daß sie von dem eigentlichen Charakter des Idylls ganz entfernt war. In Bezug auf die Schmeichelei gegen die Großen zeigen sich Harsdörfer und Klaj noch ziemlich gemäßigt, aber Birken erscheint als ein so gesinnungsloser und gemeiner Bettelsänger, daß man sich fast mit Ekel von ihm und von der Zeit abwenden muß in der ein so widriger Schmeichler Bedeutung und Einfluß gewinnen konnte. Neben der Schäferpoesie sind es vorzüglich erzählende Gedichte, die sich dem Roman nähern, didaktische Poesien und Satiren, in denen sich die epische Kunst dieser Dichter versuchte, ohne irgend einen bedeutenden Fortschritt in irgend einer dieser Gattungen zu machen, wenn man nicht das der Nüchternheit Opitz' entgegengesetzte Streben einer lebendigern Poesie, das hier wie überall sichtbar ist, aber freilich sehr oft in geschmacklosem Bombast und in alberner Spielerei zur Erscheinung kommt, als einen Fortschritt im Ganzen der Entwickelung betrachten will.

In der Lyrik, welche Tittmann sodann zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, findet man demnach im weltlichen und geistlichen Liede manche von innigem Gemüthe durchdrungene Stelle und manche lebendige Schilderung, aber auch viel

breites Geschwätz, viel gelehrte Reflexion, viel alberne Spielerei. So singt Klaj:

Lobt Gott, ihr Himmel schön polirt,
Gewölbt, gestirnet, verglasirt;
Lobt ihn in euerm blauen Thron
Mit himmelhohem Jubelton.

Besonders interessant aber sind die Bemerkungen über die dramatische Poesie. Ausführlich werden die seltsamsten Theorien der Nürnberger besprochen, nach denen die Freudenspiele sich an den Bürgerstand halten sollten, während die Trauerspiele die Geschichte der Könige und Helden darstellten. „Der Inhalt des Trauerspiels betrifft großer Herren unglücklichen Zustand, und es pflegt deshalb mit dem größten Jammer und Todesnoth zu enden." Hier waren sie also über Opitz nicht hinaus gekommen. Aber die Praxis war ein Fortschritt, der Keim einer neuen Entwickelung nach der trostlosen Verwilderung der vorhergehenden Zeit. Wir meinen hier Klaj's mit Musik begleitete dramatische Recitationen in der Sebaldskirche, die zwischen den alten Mysterien und den Melodramen unserer Zeit mitten inne standen. Diese werden ausführlich charakterisirt, und daneben wird erörtert was Birken in seinen „Allegorischen Balladen" und Harsdörfer für das Drama geleistet haben. Klaj wirkte hier am stärksten, doch er wie seine Freunde waren von dem Streben nach didaktischer Wirksamkeit zu sehr eingenommen, als daß sie ihre Kräfte auf eine für die Entwickelung der dramatischen Poesie gedeihliche Weise hätten benutzen können. In dem letzten Capitel endlich bespricht der Verf. der Nürnberger, besonders Harsdörfer's Verdienste um die Sprache und den Ausdruck in Prosa und Versen. Auch hier findet man ein erfreuliches Streben nach Lebendigkeit und sinnlicher Anschaulichkeit, das freilich oft in Ueberschwenglichkeit und Spielerei ausartete. Diese Spielereien der Nürnberger sind bekannt genug und oft genug in literarhistorischen Uebersichten als genügender Maßstab für ihre Beurtheilung benutzt worden. Wie z. B. bei Klaj:

Der kekke Lachengeck koakset, krakkt und quakkt,
Des Krüppels Krükkenstock krokkt, grakkelt, humpt und zakkt,
Des Gukkuks Gukken trotz dem Frosch und auch der Krükke
Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurz hier mein Reimgeflikke.

Wie wenig aber ein solcher Maßstab genügt, wird Jeder einsehen der sich mit den Pegnitzschäfern genauer bekannt gemacht hat, und Denen die dazu weder Zeit noch Lust haben, wird Tittmann's Buch diese Einsicht verschaffen, weshalb es Allen die sich für unsere Literaturgeschichte interessiren, angelegentlichst empfohlen werden kann. **K. G. Helbig.**

Notiz.

Religiöse Freidenker in England.

Das bibelgläubige England wird nachgerade auch aufgerüttelt aus seiner religiösen Beschränktheit durch nachdrückliche Stimmen die es zum Selbstdenken auffodern. Aus dem Kreise der Geistlichkeit selbst machen sie sich vernehmbar. Als eine solche Stimme kann die jüngst erschienene Schrift: „**A vindication of protestant principles. By Phileleutherus Anglicanus**", betrachtet werden, deren Verf. nicht nur wie er selbst gesteht ein Geistlicher der Hochkirche ist, sondern in dem man auch einen hohen Würdenträger derselben vermuthet. Wie schlimm es mit dem öffentlichen Geist und seiner Aufklärung in solchen Dingen heute noch in England bestellt ist, mag daraus hervorgehen, daß dieser „wahrheitliebende Anglicaner" es für nothwendig hält mit geschlossenem Visir seine Meinung zu verfechten, und daß er seinen Meinungsgenossen und seinen Gegnern eine ähnliche Handlungsweise anempfiehlt, damit erst das Publicum sich mit dergleichen Kämpfen vertraut machen und etwas Unbefangenheit in seinem Urtheil sich aneignen lernen möge. Jedoch müssen wir Deutsche, die an ganz andere Dinge auf diesem Felde gewöhnt sind, und Tag für Tag sehen wie Theologen, Philosophen, Philanthropen, Nationalökonomen, Socialisten u. mit dem „Bibelgotte grollen", Dasjenige was der denkgläubige Engländer vorbringt, für ziemlich schüchtern und verzagt halten, und es darf uns Niemand verdenken, wenn wir über das Staunen lächeln das selbst die freisinnigsten Journale jenseit des Kanals über die ungeheuere Kühnheit des anglicanischen Freidenkers äußern. Welche große wissenschaftliche Verwegenheit liegt denn darin wenn der Verf. unter Anderm bemerkt: „Von Denjenigen welche an die vollständige und buchstäbliche Eingebung der Heiligen Schrift glauben, wird die Wissenschaft im Allgemeinen, namentlich aber die philologische Wissenschaft mit Argwohn, wenn nicht gar mit Abscheu betrachtet, und um so mehr als diese Bibelanbetung mit einem gewissen Theil von Kirchenanbetung verbunden ist, indem die heiligen Urkunden nicht blos weil sie Gottes Wort sind verehrt werden, sondern weil die heilige Kirche aus ihnen ihre sacrosancten Dogmen hergeleitet. Die Newton'sche Naturwissenschaft kann die astronomischen Wunder des Alten Testaments nicht zulassen, und die Geologie hat die siebentägige Schöpfung in die Reihen der Legenden zurückversetzt; zur Vergeltung hat der Papst das Kopernikanische System in Bann gethan, und geistliche Forscher in der Geologie in England sehen sich zu jammernswerthem Schwanken und zu kläglichen Ausflüchten getrieben um ihren Charakter als orthodoxe Seelsorger zu bewahren. Aber der Philolog hat keine Hinterthüre. Er bestätigt offen die Folgerungen des Newton'schen Himmelskundigen und zeigt im Forschen, daß das sogenannte Wunder Josua's auf einer falsch ausgelegten Stelle eines alten Gedichts beruht. Er heißt den schüchternen Theologen nur muthig vorwärts gehen, weil philologisch untersucht die Bibel auf unser wißbegieriges Fragen nach dem Alter der Welt keine Antwort gibt. Auch gibt er sich nicht zufrieden mit dieser kritischen Behandlung der Bibel, sondern er hat trotz der kirchlichen Ueberlieferungen große Lust zu fragen, ob dies oder jenes Buch von der Person geschrieben wurde deren Namen es trägt, und ob es das Recht hat oder nicht in den kanonischen Büchern seine Stelle zu finden." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 306. — 2. November 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1848.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Nun wir uns einen Standpunkt gewählt haben, und uns auf die obigen Expositionen bei Gelegenheit beziehen können, wollen wir sehen was die literarische Flut uns bringt.

1. Urania.

Wir erhalten in diesem Jahrgang vier Erzählungen, zwei aus dem modernen Leben, von Therese von Bacheracht und von W. Alexis; zwei aus einer nicht allzu entfernten Vergangenheit, von Levin Schücking und W. Martell; doch sind auch die beiden letztern durch einige Fäden näher an unsern jetzigen Kreis von Interessen angeknüpft. Wir werden Das nachher erklären, und gehen jetzt gleich zur Besprechung des Einzelnen über.

Therese hat ihre Novelle überschrieben „Sigismund". Eine einfache ländliche Gegend breitet sich vor uns aus, und ehe die beiden Personen die im Reisewagen auf das Städtchen zurollen es erreicht haben, sind schon zwei ziemlich prononcirt widerstrebende Lebensanschauungen mit der Exposition verwebt uns vorgeführt. Wilhelm v. Born, ein junger Mann und weiter nicht viel, hat mit seiner Schwester Ida das kleine Gütchen ihrer Familie welches sie nach dem Tode ihrer Aeltern bewohnen auf einige Zeit verlassen, um in der Stadt Papiere und Acten zu einem für Beide gleich interessanten Geschäft in Ordnung zu bringen. Es ist nämlich gelungen einen langwierigen und drohenden Proceß um das Vermögen der Geschwister dadurch zu arrangiren, daß Ida sich mit Hrn. v. Rhode, ihrem Gegner, verlobt hat. Wenn die wenigen Geschäfte abgemacht sind, will Born mit ihr nach der Hauptstadt zurückkehren und die Heirath soll stattfinden. Der Abschied von der traulichen Einsamkeit, in der die Geschwister längere Zeit miteinander gelebt haben, erregt mancherlei Gedanken über das Vergangene und manche Aussichten in die Zukunft. Ida kann doch den Wunsch nicht ganz unterdrücken, daß die Motive zu ihrer Verlobung, so nothwendig sie auch sein mögen, auch freiere gewesen sein möchten; sie hatte auf eine Heirath aus Liebe gehofft.

Danke dem Himmel, daß du nur aus Freundschaft, nicht aus Liebe heirathest, entgegnete Born nicht ohne Heftigkeit. Die großen Erwartungen die du bei deinem excentrischen Charakter von einer Ehe aus Liebe hegen würdest, gingen doch nimmermehr in Erfüllung.

Der Wunsch sich Dem dem man gehört mit heißer Liebe hinzugeben, ist nicht excentrisch, entgegnete Ida.

Hier ist nun gleich das Thema berührt um welches sich die folgenden Ereignisse und Entwickelungen bewegen. In der kleinen Stadt finden sie ganz unverhofft Sigismund, einen Universitätsfreund Born's, aber in welcher Lage! Sigismund, der talentvolle, fast geniale junge Mensch, auf den sein Freund so große Hoffnungen gebaut hatte, der noch so jung ist, er erscheint bleich und abgearbeitet, er ist Lehrer am Gymnasium in diesem Neste geworden, und warum? weil er sich schon auf der Schule mit einem Mädchen verlobt hat, und von der Familie und seiner eigenen Gewissenhaftigkeit gedrängt wurde bald eine Stelle zu suchen. Die Anstalten zur Heirath werden schon gemacht. Born ist halb in Verzweiflung über diese Dummheit.

Du, mit deinen Aussichten auf Carrière, mit der Nothwendigkeit dich auf Reisen auszubilden, bei deiner Jugend! Das ist ja Wahnsinn, Das ist ein an dir selbst begangenes Verbrechen!

Sigismund ist zu ehrlich um zu behaupten, daß seine Braut ihm etwas Anderes sei als ein leidlich gutes Mädchen, das ihn liebt, das sein Glück auf diese Verbindung gebaut hat. Er ahnt sogar, daß sie vielleicht nicht zusammenpassen werden. Aber darf er, blos seiner eigenen günstigern Entwickelung wegen, ein Wesen des ihm versprochenen Glücks berauben? Soll er, der so viel von menschlicher Liebe und Hingebung geträumt, so oft an eine Wiedergeburt des Staats und der Gesellschaft gedacht hat, seine Selbstliebe geltend machen? Nein! Er hat unter der stolzen Maske der Freiheit den Egoismus erkannt, und bis die bessere Zeit kommt, will er wenigstens die Versuchung von sich weisen. Es ist Schicksal, ist Gottes Wille; das Individuum muß untergehen, das Recht aber aufs äußerste unterstützt werden. Nur aus dieser Aufopferung quillt Jedem und Allen die Kraft zur Wiedergeburt.

Sigismund hat nun mit der Wucht dieser Theorie auch die einst wol hochfliegendern Phantasien über seine

Leistungen und seine Zukunft niedergedrückt; er glaubt ruhig zu sein. Es ist fein und richtig von der Verf. angelegt, daß Sigismund eine zart organisirte Natur, etwas kränklich, scheu und poetisch ist, und daß er gleich nach der Universitätszeit abgeschieden in der kleinstädtischen Welt gelebt hat. Unter solchen Umständen entwickelt Alles was zu jener Entsagungstheorie neigt sich schnell und stark.

Aber er ist noch jung. Als er mit Ida zusammenkommt, als er zum ersten mal Verständniß und Sympathie findet, beginnt er jene Täuschung, jene Selbstüberredung einzusehen. Er lebt auf, er ist im Zwiespalt. Ida interessirt sich lebhaft für ihn — ihm fehlt gerade Das was auch sie vermissen wird; in weiblich großmüthiger Art denkt sie aber erst gar nicht an sich, sondern will für ihn handeln. Sie schreibt an ihren Verlobten; dieser verschafft durch seine Connexionen Sigismund eine Aussicht zu einer höhern Carrière. Sigismund aber schlägt es aus, er soll ja über acht Tage heirathen. (Wir haben hier zu tadeln, daß zu wenig motivirt ist.) Da fühlt sie, daß sie seine Freiheit und Entwickelung nur gewollt hat, weil sie ihn liebt. Beide schweigen trostlos; sie reist in die Hauptstadt ab.

Plötzlich erscheint er; er hat sich zum Leben entschlossen; er gesteht dem Freund seine Liebe. Unmöglich! Wir sind Bettler, wenn Ida ihre Verlobung rückgängig macht. Sigismund bricht und ergibt sich in sein Schicksal. Ida hat vorher an seinem Entschluß auch sich selbst aufgerichtet: Laß uns arm sein, mein Bruder, aber unsere Herzen frei! Als sie hört, daß Sigismund entsagt hat, läßt auch sie ihr Schicksal über sich ergehen.

Fünf Jahre sind vergangen. Sigismund ist niedergebeugt von dem drückenden Familienleben mit einer ordinairen Frau. Er hat sich als Schriftsteller ausgezeichnet, aber nie die Kraft gefunden dargebotene Gelegenheiten zu einem freiern Wirkungskreise zu benutzen. Ida hat sich von ihrem Manne scheiden lassen, als sie seine seine Brutalität nicht mehr ertragen konnte. Das Maß des Unglücks ist voll, und als die beiden innerlich nie Getrennten sich wiedersehen, schwillt das Leben, die Freiheit, noch einmal mit brausenden Wellen zu ihren Herzen. Genug entsagt! Sigismund geht nach Paris; Ida folgt ihm nach, sie werden sich sehen, miteinander leben. Sie findet ihn nicht, er ist in diplomatischen Aufträgen nach London. Langes, unendlich trübes Harren, Warten. Endlich nach London — auch da ist er fort. Nach Monaten, die an ihr gezehrt und verwüstet haben, ein Brief aus Deutschland von ihm. Seine Kinder sind gestorben, seine Frau ist allein — nun sind alle jene Wellen verronnen und die Entsagung ist fest für immer. Keine Versuche mehr, nur noch ein Seufzer nach baldiger Erlösung — der sich bald erfüllt.

In sehr gelungener Weise ist in dem Bruder Ida's eine nicht ungewöhnliche Stellung zu der Hauptfrage der ganzen Erzählung durchgeführt. Die Schilderung des Abends, wo dieser praktische Mann, der sich nicht ködern lassen, nicht heirathen, sondern sich amusiren will, fühlt, daß er alt und das Leben langweilig wird: diese Schilderung und die der Verlassenheit Ida's an einem Regentage in Paris gehören zu den psychologisch tiefsten welche Therese bisher gegeben hat. Wenn wir sagen, daß ihr Talent zu sehr in Einklang mit ihrem harmonischen ruhigen Herzen ist, und daß sie es darum nicht bis zur überwältigenden Leidenschaft bringt, so haben wir Dies nicht aus der vorliegenden Novelle erkannt; denn in ihr haben die beiden Hauptcharaktere jenen sanften Zug, für den das Talent der Verf. so angenehm befriedigend ausreicht. Sie haben aber auch mehr Kraft als die etwas unerfreulich kränklichen Gestalten in der Novelle „Interlaken", welche im vorigen Jahrgang der „Urania" erschien.

Für den ausgezeichnetsten Beitrag erklären wir unbedingt die folgende Novelle: „Die Flucht nach Amerika", von W. Alexis. Ihr Verlauf ist aber so spannend, alle Nerven sind in so zitternder Bewegung in dem erschütternden Wechsel von Furcht, Trostlosigkeit, Hoffnungssternen über dem Abgrund, neuen Verwickelungen, überraschenden Aussichten, scheinbaren Lösungen, daß wir nur mit wenigen Strichen skizziren können; der Raum gestattet uns nur den ungefähren Eindruck wiederzugeben. Ein Flüchtling, in einer kleinen Hafenstadt. Flüchtig vor Schande, Strafe, mit dem zarten Geschöpf das ihn liebt, das vielleicht ihm wieder entrissen werden kann, wenn er den Strand der Freiheit nicht erreicht. Ihm gegenüber der Rheder des einzigen abfahrenden Schiffs, der sein Geheimniß durchschaut und unerbittlich ist. Endlich gelingt es wunderbar, aber Angelika nimmt ein schreckliches Geheimniß mit an Bord, ein Geheimniß das sie belauscht hat, das sie in eine todtenähnliche Erstarrung geschreckt hat. Das Schiff ist hoch versichert und zum Untergang bestimmt, nur der Capitain und sein Sohn, welche die That ausführen sollen, wissen darum. Nun an Bord; Sturm, Meuterei, Mord; der Capitain und sein Sohn werden erschlagen, Angelika entdeckt der Mannschaft das Geheimniß — aber ist sie und Theodor nicht Mitwisser des verübten Mordes, und darf die Mannschaft, da jeden Augenblick ein Wachtschiff kommen und sie anhalten kann, die gefährlichen Zeugen am Leben lassen? Und wenn sie Alle sich nach Texas retten wollen — wird das gebrechliche Schiff halten? Nun Versuche zur Rettung; das zarte verwöhnte Kind des Glücks, in dieser Noth, über diesem Abgrund des Meers und der rohen gefühllosen Herzen, unter trunkenen Flüchen und wilden Begierden — wie sie redet und sinnt, die Herzen zu erweichen sucht, die Lippen zum Scherz und zur Traulichkeit zwingt; ihr Geist fieberhaft unerschöpflich Mittel und Wege zu erdenken, die Halbentschlossenen zu verwirren, zweifelhaft zu machen; und dann doch wieder Verzagen, hoffnungsloses Ergeben — die Momente verfliegen — laß uns zusammen sterben! Aber eins dieser Herzen ist gerührt von ihrer Güte, eine von diesen harten Händen, an der so mancher Tropfen Menschenblut geklebt hat, ist erzittert unter dem weichen Druck der zarten weißen Hand, erzittert bis ins Innerste.

Er conspirirt mit den Flüchtlingen; die Mannschaft wird trunken gemacht, er steuert rasch das Schiff an die Küste, — ein Lootsenboot — sie sind an Bord — sie sind gerettet! Ihr Retter sitzt im Gefängniß, er hat frei Alles bekannt, er will die Strafe für die alten und neuen Sünden leiden, sie lasten zu schwer auf ihm, seit er so manchen Tag auf jene reine weibliche Stirn geblickt, den Klang der unschuldigen edeln Stimme so oft gehört hat. Da ist auch der Mensch der Cultur, der Gesellschaft, der mit seinem Atheismus aller ethisch bornirten Gefühle längst ledig war und nur noch die glühend leidenschaftliche Liebe zu Angelika als Princip im Herzen trug, er ist erschüttert von all dem fürchterlichen Wechsel, den Abgründen von Schuld, Angst, Frevel, die sich vor ihm aufgethan haben. Die Flüchtlinge kehren in ihr Vaterland zurück, er will sein Verbrechen büßen, um keine Last auf der Seele zu haben.

Eine unvollkommene Skizze; man muß lesen! Man kann diese Erzählung aber nicht lesen wie andere, denn sie ist nicht geschrieben wie andere. So ausgezeichnet sie geschrieben ist, so schwer ist es eben diese Composition und diesen Stil zu charakterisiren. Es ist lyrisch, ist dramatisch; keine Beschaulichkeit, keine Ruhepunkte, und selbst die scheinbare Ruhe ist dumpf und schwül, Ruhe vor dem Sturm. Wir lesen nicht, wir leben mit, wir werden herausgerissen auf dies Schiff, diese Nußschale im Sturm, diesen Vulkan von Leidenschaften der über der Tiefe schwankt. Die Composition ist nicht novellistisch, sie ist musikalisch, sie wirkt wie Musik, und das Herz das sie vernimmt fühlt sich selbst auf den wilden Wellen in Höhen und Tiefen geschleudert. Modernes Blut schwellt die trotzigen Adern des rohen, verwahrlosten Schiffsvolks, moderne Eiseskälte ruht im Blick des verrätherischen Kaufmanns, des Verbrechers unter der Maske des conservativen Charakters; moderner Atheismus zuckt um die Lippen des jungen Flüchtlings, und doch in dieser Ruhelosigkeit, in diesem Toben des Gräßlichen und Fürchterlichen, in diesem Schlangenlauern des Unheimlichen, überall ein romantischer Zug, aber eine Romantik des Lebens und der Wirklichkeit, keine blasse Effecthascherei, sondern Leben, Laute des Sturms und der Wellen, Leben, so wirklich wie ein gräßlicher Fiebertraum. Man ist versucht sich mit der Hand über die Stirn zu fahren und zu sagen: ich habe wol nur geträumt!

Levin Schücking mit der Novelle „Die Schwester" führt uns wieder in die alte Welt, in welcher er sich seine Heimat zurechtgemacht hat. Freilich ist die gänzliche Rückkehr nicht möglich, und Keiner kann absolut aus der gegenwärtigen bösen Welt heraus. Eichendorff'sche Romantik flüstert an den alten Baumstämmen des Waldes, in dem das herkömmliche alte Schloß mit den obligaten Thürmchen, Zinnen, dunkeln Fenstern und abgebleichten Hautelissetapeten steht. Das paßt nicht zueinander, man schwärmte damals eben nicht auf diese romantische Art. Doch sans rancune! Wir haben eben blos gesagt was wahrscheinlich Viele beim ersten flüchtigen Durchblättern der Novelle denken werden; es ist aber nicht ganz so, sondern besser. Zuerst muß man loben, daß auf die Schilderung des Schlosses und der Ahnen gar nicht so viele fruchtlose Mühe (da sich doch Niemand mehr dafür interessirt) verwandt ist wie sonst wol. Dann haben wir auch im Stil weniger von jener — soll ich sagen Steifheit oder Unfreiheit? — gefunden, die in manchen frühern Productionen unangenehm berührte. Was aber die Hauptsache ist: diese Familiennovelle ist auf einem durchaus interessanten historischen Hintergrunde gezeichnet, und wir erhalten durch die verschiedenen Figuren in der That ein anziehendes und ziemlich vollständiges Bild aus jener Zeit und Gegend. Noch besser ist: daß die Heldin den ethischen Conflict zweier Principien in sich trägt und den Kampf auf eine ebenso vernünftige wie natürliche Weise endet.

Das Schloß steht nämlich im Moselthal, und Leonore's Vater, nachdem er Alles durchgebracht hat, sitzt in Trier im Gefängniß. Der Herr Baron war nach Mainz gegangen, hatte dort zur Zeit der cisrheinischen Republik die Carmagnole mitgetanzt, war von Paris in die Heimat geflohen und dort wegen seiner republikanischen Gesinnungen und Schulden verhaftet. Sein adelsstolzer Sohn hat indeß in Batavia durch eine plebejische Heirath sein Glück gemacht, und besucht mit seiner Holländerin das Schloß seiner Väter. Das, und alle Besitzungen, ist längst verkauft, aber seine Schwester Leonore, die man aus Freundlichkeit noch darin wohnen läßt, bringt die größten Opfer, um es möglich zu machen dem Bruder während des kurzen Besuchs diesen Umstand zu verheimlichen. Sie wilddiebt sogar einmal, und wird dabei von einem jungen kurtrierischen Revierförster sehr fein und human — nicht „abgefaßt". Der Bruder sieht die Wahrheit aber sehr bald ein, und als herzloser Aristokrat verräth er seine Schwester an Jemand, durch dessen Einfluß er in Trier unterstützt zu werden hofft, um den altadeligen Glanz wiederherzustellen. Dieser Jemand ist Son Altesse royale Monseigneur le comte d'Artois, der in der Nähe auf dem Schlosse Schönbornslust, wie bekannt, mit der Emigrantengesellschaft lebte. Er verliebt sich in Leonore; ihr royalistisches Herz wird einen Augenblick berauscht von den romantisch-tragischen, welthistorisch-erregenden Eindrücken dieses Hofes in partibus infidelium; ihr Bruder bahnt der Altesse die Wege. Aber nach und nach gehen dem deutschen Mädchen die Augen auf, und als endlich die Frivolität sich allzu nah an sie macht, wirft sie ihr ihre Verachtung ins Gesicht, sieht ein, daß diese vornehme Canaille ihr Schicksal hundertfach verschuldet hat, und flieht — flieht glücklicherweise in das Revier des hübschen Försters und lernt die deutsche Liebe kennen und würdigen. Ganz unterhaltend zu lesen; nur hätten einige romantische Einfälle etwas besser durch wirkliche Verhältnisse als wahrscheinlich motivirt werden müssen.

„Marie Remy", von W. Martell, ist eine Criminalgeschichte, welche zufällig ungefähr in derselben Gegend und Zeit spielt. Sie gewinnt durch mancherlei

Umstände ein höheres Interesse als dasjenige welches sonst überhaupt in dergleichen Geschichten für den Leser liegt. Zuerst ist es keine Mischung von Acten und Phantasie, sondern eine wirkliche Geschichte. Die Quellen des Verf. sind die Untersuchungsacten, Berichte eines Rechtsgelehrten und Mittheilungen einer mit Marie Remy bekannt gewesenen Dame. Das Ende ist im September 1798, und von den Richtern ist noch gegenwärtig einer am Leben: Hr. Generalprocurator Eichhorn in Berlin, der damals in Trier angestellt war. Sodann tritt die Geschichte jener Zeit epochemachend in den Proceß ein; das Todesurtheil über die Giftmischerin ist schon gesprochen, eine Instanz gibt es in Trier nicht mehr: da wird plötzlich das französische Gerichtsverfahren mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit eingeführt; durch einen glücklich entdeckten Formfehler wird das nach dem Inquisitionsverfahren gefällte Urtheil cassirt, und die ganze Sache nun öffentlich von vorn wieder verhandelt. Es scheint unmöglich die Angeklagte zu retten; so unmöglich, daß selbst der gutmüthige Leser nicht einmal zur Ueberzeugung von ihrer Unschuld gelangen kann; alle Beweise sprechen gegen sie, und sie selbst hat sich endlich als schuldig bekannt. Nun kommt aber bei der öffentlichen Verhandlung ein Moment nach dem andern ans Licht, bis endlich die Unschuld glänzend erwiesen ist. Wir können den Gang der Untersuchung nicht referiren, weil zu viele Wendepunkte darin sind, weil überhaupt die ganze Verhandlung einen so unmittelbar dramatischen Charakter hat, daß man sich wie von einem spannenden Schauspiel angezogen fühlt; natürlich aber treten die Effecte nur dann in ihrer Macht hervor, wenn man sich ganz au fait gesetzt hat, wozu wir Jeden einladen.

In einem kurzen Vorwort deutet der Verf. an, daß er auch durch das politische Interesse der großen juristischen Formfrage über das Gerichtsverfahren zur Mittheilung bewogen sei; diese Geschichte ist ein schweres Gewicht zu den vielen andern Beispielen, welche die Wage des Inquisitionsprocesses hoffentlich bald ganz vom Grund und Boden losreißen werden. Man könnte allerdings einwenden: auch trotz der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sei es doch nur vielen Zufälligkeiten zu danken, daß die Unschuld ans Licht gekommen sei. Das ist wahr, wir entsinnen uns kaum eines Processes, wo das Glück so überraschend oft auf die Spur der Wahrheit hilft. Betrachtet man aber die Art dieser Zufälligkeiten, so muß man vielmehr sagen, daß ohne die Oeffentlichkeit die Wahrheit hier wol unmöglich entdeckt wäre.

Die Erzählung ist fließend geschrieben im Allgemeinen, nur hier und da etwas zu geschmückt, zu ausgearbeitet. *)

132.

Literarische Notizen aus England.

Griechenland wie es ist.

„Zehn oder vierzehn Tage glaubt in der Regel, wer nach Griechenland reist, bei seiner Ankunft vollkommen genügend Alles zu verrichten was der Codex des Rennens durch die Sehenswürdigkeiten von ihm fodert. Er kann in dieser Zeit die Ruinen von Athen beäugeln, den Tempel des Jupiter bei Mondschein besuchen und vom Parthenon die Sonne aufgehen sehen, kann den Pentelikus ersteigen und seinen Zweck verfehlen, die Ebene von Marathon zu erblicken, kann nach Eleusis fahren und sich wundern, was in aller Welt aus den Ruinen geworden, oder nach Salamis und Lord Byron's Gedichte declamiren; und hat er dann über die wunderbare Erhaltung des Theseustempels sein Erstaunen geäußert, die welkende Schönheit des «Mädchens von Athen» bedauert, und von Leuten die entweder Nichts wissen oder nicht sagen was sie wissen, sich über die griechischen Zustände belehren lassen, reist er wieder ab und erinnert sich ungefähr, daß er viel Hitze und viel Staub gehabt, bunte Trachten und schöne Ruinen gesehen und in sehr ungemächlichen Wirthshäusern geschlafen hat." Der Engländer welcher in diesen Zeilen vorzugsweise auf seine Landsleute stichelt hat es anders gemacht. Er ist sieben Jahre in Griechenland gewesen und hat daher einigen Anspruch auf die Glaubwürdigkeit seiner diesfallsigen Mittheilungen, betitelt: „Wayfaring sketches among the Greeks and Turks, and on the shores of the Danube; by a seven years' resident in Greece" (London 1847). Sie sind den Griechen im Allgemeinen nicht günstig. Der Verf. kam zu ihnen als sie eben ihre Freiheit errungen. Der Moment war groß, der Verf. voll Enthusiasmus. Die Zeit hat seinen Eifer beträchtlich abgekühlt, die ersten Empfindungen beim Betreten des classischen Bodens sind matt und stumpf geworden, schmerzliche Wirklichkeiten haben die Stelle speculativer Träume eingenommen, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Volke die schönen Theorien vernichtet mit welchen der Verf. sich bei seiner Ankunft trug. Getäuscht aber, wie er sich gesehen, verachtet er deshalb nicht. Er liebt noch Griechenland ohne dafür zu schwärmen, und lobt die Griechen ohne sie zu rühmen. Dasselbe gilt von seinem Buche. Es ist zu breit um ohne Ausnahme gut zu *sein*, und in den praktischen Theilen zu poetisch.

Anekdote von Shakspeare.

Der Fleiß mit welchem der Herausgeber sämmtlicher „Works of Beaumont and Fletcher; the text formed from a new collation of the early editions: with notes and a biographical memoir; by the rev. *Alexander Dyce*" (11 Bde., London 1843—46) auch die beigefügten Biographien nach Möglichkeit zu vervollständigen gestrebt hat, wird schon einigermaßen daraus klar, daß er im Stande gewesen auf dem immer und immer wieder abgefegten Shakspeare-Felde eine neue und beglaubigte Anekdote „des süßen Schwans von Stratford" zu entdecken. Um die Zeit wo Beaumont als Dramatiker auftrat — muthmaßlich 1607 — lebte in London der Schauspieler und Mitbesitzer eines Theaters, Eduard Alleyn, Stifter des Collegiums God's-Gift in Dulwich mit der berühmten Gemäldegalerie. Eines Tags, während er von London abwesend ist, erhält seine Gattin einen Besuch, einen „hübschen jungen Menschen, recht gut angezogen". Er erscheint unter einem aristokratischen Namen, bittet um ein Darlehn von zehn Pfund und beruft sich auf seine Bekanntschaft mit Hrn. Alleyn und dessen Theatercompagnon, „dem andern großen Schauspieldirector". Frau Alleyn, eine ökonomische und vorsichtige Dame, ist zu dem Darlehn bereit, will sich aber erst erkundigen. Sie thut es und der befragte Theatercompagnon lobt sie, daß sie das Geld nicht gegeben, denn er kenne den jungen Menschen vom Hörensagen als einen liederlichen Strick. Der junge Mensch unterläßt wiederzukommen, und in ihrem nächsten Briefe erzählt Johanna Alleyn mit einiger Selbstzufriedenheit ihrem Manne die Geschichte. Sie hat erfahren, daß der Betrüger und Namensverfälscher kein Anderer gewesen als „Herr Shakspeare vom Globetheater".

16.

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 307. —— 3. November 1847.

Ueber das Verhältniß der Kunst zum gesellschaftlichen Fortschritt.

Sendschreiben an Herrn Professor Guhrauer zu Breslau.

Hochgeehrtester Herr!

Sie haben in der „Gesellschaft für vaterländische Cultur" zu Breslau eine Vorlesung „Ueber Goethe im Verhältniß zu Politik und Geschichte" gehalten, aus der Sie ein Bruchstück in der Zeitschrift „Minerva" abdrucken ließen. Der auch von Ihnen hochverehrte Kenner und Würdiger Goethe'scher Dicht- und Denkweise, der schon lange vor uns den richtigen „Sinn der Wanderer" traf, hatte die freundliche Gewogenheit mir jenes Bruchstück in die Ferne nachzusenden, das mir wol sonst, bei dem äußerst dürftigen Zusammenhange in welchem man draußen mit den heimischen Literaturerzeugnissen bleibt, ein Geheimniß geblieben sein möchte. Ich habe das Büchlein während meiner letzten Katastrophe getreulich mit mir herumgetragen, am Ufer der Nordsee manchen Blick hineingeworfen, und mich sehr häufig, theils übereinstimmend, theils polemisirend, mit Ihnen unterhalten. Indem ich es nun unternehme Ihnen meine Gedanken und Bedenken in einer gewissen Ordnung mitzutheilen, muß ich Sie dringend ersuchen mich nicht etwa als einen in seine eigenen Schriften verliebten Narciß zu betrachten, oder als einen stets bereiten Klopffechter, der auf jede Kritik mit einer Antikritik zu antworten das peinigende Bedürfniß fühlt, und jede wissenschaftliche oder literarische These zu einer Frage pro aris et focis erhebt. Im Gegentheil, unsere kritischen Zustände in Deutschland erscheinen mir der Art, daß man in sehr vielen Fällen wohl daran thut die theils blos persönlichen Motiven entsprungenen, theils mit bekannter Unwissenheit nach irgend einer Schablone zugeschnittenen Kritiken, Recensionen und Besprechungen zu ignoriren, und dafür im redlichsten Weiterarbeiten die wahre Kritik, nämlich das fortschreitende Bessermachen, zu erzeugen. Nicht also was Sie in beregter Vorlesung mir persönlich Schmeichelhaftes und Tadelndes gesagt haben, indem Sie den Ausgangspunkt Ihrer Besprechung gewissermaßen von meiner Schrift „Ueber Goethe vom menschlichen Standpunkte" nehmen, und mich der historisch-politischen oder Gervinus'schen Richtung entgegenstellen: nicht Das bewegt mich zu einem nähern Eingehen auf Ihren Standpunkt; sondern ich möchte gerade mit Ihnen zu einer Art von Verständigung kommen, weil wir uns in vielen Punkten so nahe berühren, weil mir die von Ihnen mit Geist und Gelehrsamkeit vertretene ästhetische Weltanschauung, Ihr ästhetischer Idealismus, die einzige Richtung zu sein scheint welche in Bezug auf Goethe noch ein Lanzenbrechen verdient. Und ich glaube mich um so weniger einem unfruchtbaren, für die Bewegung der Zeit unnützen literarischen Haarspalten hinzugeben, als Sie selbst unter der Hand die Frage zu einer allgemeinen gemacht, und vom Verhältnisse der Kunst zu Politik und Geschichte, oder wie ich mich ausdrücke, zur gesellschaftlichen Entwickelung geredet haben.

Nur ein einziges fait personnel, wie man in der französischen Deputirtenkammer sagt, habe ich mit Ihnen abzumachen; nachher wollen wir uns in den großen Strom der allgemeinen Bewegung tauchen, wo wir uns als Welle erheben, aber auch als Welle sinken. Sie nennen nämlich gleich anfangs mein Votum über Goethe ein „Votum der communistisch-socialen Schule". Wo ist diese Schule? Wer bildet sie? Wer ist der Schulmeister, und wer sind die Schüler? Sollten Sie vermöge einer petitio principii mir antworten: Das müsse ich selbst am besten wissen, so erwidere ich Ihnen, daß ich darüber in der allervollkommensten Unwissenheit bin, und daß ich kaum begreife, wie es Leute geben mag die den höchsten Grad von persönlicher Freiheit und Selbständigkeit — denn Das ist der Socialismus, wenn er irgend Etwas ist — auf ihre Fahne schreiben, und doch dabei die alten Vorstellungen von Herrschaft und Unterthänigkeit, von Parteiführer und Parteimasse, oder wie Sie zu glauben scheinen, von Schulmeister und Schuljungen nicht abzuthun vermögen. Indem man so die alte Welt bekämpfte, trüge man sie als Zopf mit sich herum. Ich für meine Person erkläre, daß ich bei aller Freude über den Fund Gleichdenkender und Gleichgestimmter, bei aller Anerkennung des Wahren und Richtigen was sogenannte Socialisten gesagt und gefunden haben mögen, nie daran gedacht habe weder Schuljunge noch Schulmeister zu sein, daß ich mir die absolute Unabhängigkeit im Forschen und Schreiben immer vorbehalten habe und vorbehalten werde, und daß ich, wenn ich die Selbständigkeit und wis-

senschaftliche Persönlichkeit nicht bis zu dem Punkte treibe, wohin es einer der größten Denker, Stilisten und Menschen, Lessing, gebracht hatte, Dies nur deshalb nicht thue, weil ich es einfach nicht kann, weil ich mir Vieles von Dem in der Breite sammeln muß was jener seltene Mann aus seiner eigenen Tiefe schöpfte. So sehr ich daher Ihrer so richtigen Ansicht bin, daß das 19. Jahrhundert nach einem „Umwege" wieder zu der socialen Auffassung „zurückkehre", welche nicht „das abstracte politische Recht", sondern das „Wohlsein des Individuums" bezweckt, so sehr muß ich mich wider die unfreiwillige Einstellung in eine „communistisch-sociale Schule" erheben. Wenn Sie demnach meine Aeußerungen über Goethe nicht als ein „positives", sondern nur als ein „negatives Argument" gelten lassen wollen, „um anzudeuten, daß jedes Urtheil über einen so universellen Dichter wie Goethe, welches sich an ein außerhalb des universellen Standpunkts liegendes Parteiinteresse lehnt, precair, vergänglich und gewärtig sein muß bei der ersten Niederlage der Schule oder Partei sogleich und für immer zu Boden zu fallen", wenn Sie nach aller Anerkennung meiner „Apotheose" Goethe's behaupten, sie habe für Sie „auch nur den relativ-historischen Werth, wie das wegwerfende Verfahren von Seiten der Liberalen": so haben Sie sich, wie mich dünkt, die Sache allzu leicht gemacht, und ich will Ihnen sofort zu beweisen suchen, wie die Niederlagen aller Schulen und Parteien der Welt die Schranke nicht aufheben welche der Kunst in ihrem Verhältniß zur gesellschaftlichen Entwickelung eigenthümlich ist, mit andern Worten: wie Ihr „poetisch-universeller Standpunkt" sich selbst widerspricht, wie selbst der ungeheuere Goethe einer Ergänzung bedarf, die nicht die Erfindung einer Partei oder Schule, sondern die im Wesen der Dinge, in der Natur der Menschheit selbst begründet ist.

Sie pflichten Varnhagen von Ense und mir bei, daß man, um Goethe's Stellung zur Menschheit und zur Politik richtig zu würdigen, auf das Zeitalter vor der Französischen Revolution zurückgehen müsse, Sie ergänzen mit vorzüglichem Scharfsinne unsere Andeutungen, indem Sie die Grenze zwischen den beiden Zeitaltern mit Kant ziehen; Sie führen Goethe's anterevolutionnaire Weltanschauung auf den gemeinsamen Boden zurück, auf dem auch Herder und Lessing, vereint mit Goethe, gestanden haben, und Sie setzen diesen Dreien den populairsten und größten Kantianer, Schiller, entgegen. Sie citiren die von Lessing angesichts des nordamerikanischen Freiheitskampfes adoptirten Worte: „Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth." Ferner das Herder'sche Glaubensbekenntniß aus „Tithon und Aurora" über die Verjüngung der Völker und Zeiten: „Wie geschieht diese? fragt Herder; durch Revolutionen. . . . Auch wenn wir vom Himmel diesen Begriff der Revolution auf die Erde ziehen wollen, kann er nichts Anderes als der Begriff eines stillen Fortgangs der Dinge, eine Wiederkehr gewisser Erscheinungen nach ihrer eigenen Natur, mithin des Entwurfs einer fortwirkenden Weisheit, Ordnung und Güte sein. Dagegen sind Revolutionen im neuern Sinne, sie entspringen von wem sie wollen, Zeichen der Barbarei, einer frechen Macht, einer tollen Willkür; je mehr die Vernunft und Billigkeit der Menschen zunimmt, desto seltener müssen sie werden, bis sie sich zuletzt ganz verlieren. Dann wird das Wort Revolution wieder in seinen reinen und wahren Sinn zurückkehren." Man möge daher lieber von Evolutionen, „Entwickelungen" reden. Dagegen sollte nach Kant der Mensch die Bedingung und das Gesetz seines Geistes nicht in der Natur, nicht in den von der Natur selbst gegebenen primairen Elementen des Staats, in der Familie, der Tradition, noch weniger in den allgemeinen kosmischen, tellurischen, klimatischen Gesetzen — wie Herder und Goethe wollten —, „sondern in der engern Brust, dem sittlichen Ideal, in der Freiheit und schließlich in der Zukunft, als der Sphäre der Verwirklichung der Idee des Guten und Rechten", finden. Sie bezeichnen endlich den Gegensatz zwischen dem vorkantischen Princip der Weltanschauung und dem durch Kant eingeführten Idealismus richtig mit den beiden Worten: Natur und Freiheit; Sie sagen: „Was Kant Schiller'n wurde, ward Goethe'n Spinoza"; kurz, Sie haben das vollständigste Bewußtsein über den Gegensatz von Substantialität und Subjectivismus, der als ewiger Streit durch die Geschichte der Menschheit hindurchgeht, und der dem gelehrten Herausgeber von Leibniz' Werken klarer geworden sein mußte als irgendwem, da sich die ganze Weltgeschichte am Gegensatz und Verhältniß von Leibniz zu Spinoza in der gründlichsten und vollständigsten Weise studiren und erfahren läßt.

Der Streit zwischen Natur und Freiheit, zwischen Materie und Geist, zwischen Sinnlichkeit und Gedanke ist die Grundthatsache jeder Psychologie, jeder Metaphysik, aller Geschichte, alles Werdens. Geben Sie mir nun zu, daß dieser Streit einmal ein Ende erreichen soll, daß diese Gegensätze Aussicht auf eine Synthese haben, so frage ich Sie: liegt die Synthese auf einer von beiden Seiten, oder liegt sie über beiden? Kann die Welt jemals allein von der Nothwendigkeit leben, oder allein von der Freiheit? Wenn die Nothwendigkeit Alles ist, wozu dann das Vermögen der Freiheit und Willkür im Menschen? Wenn die Freiheit allein die Schöpferin der Ordnung und des Glücks ist, weshalb kann die Freiheit nicht auch die Natur erschaffen, wozu braucht es einer Welt, die ohne den Menschen da ist? Glauben Sie aber nicht an die endliche Synthese der Gegensätze, sind Sie der Ansicht, die prästabilirte Harmonie sei entweder schon vorhanden, oder sie komme nie: so möchte ich wissen, wie diese Harmonie, oder auch nur die nothdürftige Existenz der Welt ohne ein ewiges Alterniren, ohne ein ewiges Ineinandergreifen von Natur und Freiheit, Nothwendigkeit und Idealismus, Spinozismus und Kantianismus denkbar wäre. Die Erfahrung, unser Aller höchste Lehrerin, hat doch gezeigt, daß der vorkantische Dogmatismus nicht ausreichte, daß weder Herder, noch Lessing, noch Goethe Schiller überflüssig machten, den

ich zwar, wie Sie wissen, auch nicht in usum irgend einer Constitution confiscirt sehen mag, der aber denn doch den Begriff der Freiheit, der Selbstbestimmung wie eine mächtige Fackel in die Herzen deutscher Jugend geworfen hat, und der gerade im gegenwärtigen Augenblicke wieder die besten Dienste leisten kann gegen die abschließende Substantialitätslehre vieler Socialisten. Mit Einem Worte, wenn der Kant'sche Idealismus von seichten Köpfen und banausischen Historikern entstellt, und bis zum Küchenrecept für den besten Wahlpoll erniedrigt worden ist, wenn wir das vollste Recht haben, angesichts solcher geistigen Homöopathie und Verdünnungspraktik wieder auf die vorrevolutionnaire Gediegenheit, auf die Goethe'sche Anschauung von der Natur zurückzukommen, so scheint mir daraus noch keineswegs zu folgen, daß in Lessing, Herder und Goethe alle Ingredienzien des menschlichen „Wohlseins" liegen, daß wir Kant und besonders Hegel, der bei allem Idealismus den Gegensatz beständig berücksichtigte und würdigte, einfach zu verabschieden hätten.

Goethe's Weltanschauung erklären Sie höchst treffend als „ein Aufgehen, sich Aufgeben in seiner individuellen Einzelheit an das Naturganze, das Alleins, ohne den mit der Idee der Freiheit gesetzten Dualismus des Endlichen und Unendlichen, in welchem das Leben des Menschen sich abarbeitet". Goethe mußte folgerichtig bei Spinoza eine unendliche Befriedigung finden, er mußte die „friedliche Wirkung" dankbar anerkennen die Spinoza in ihm hervorbrachte. Das Goethe'sche Ideal menschlicher Sittlichkeit und Denkart lag nothwendig in der „Uneigennützigkeit, Entsagung, Resignation"; er bekannte sich zum „passiven Gehorsam"; er sah in außerordentlichen Menschen Naturerscheinungen die „wie Feuer und Wasser wirken". Ich will Das in seiner ganzen Ausdehnung zugeben, wiewol sich allerhand dagegen erinnern ließe; ich will ferner einräumen, daß auf diesen Grundlagen der Tempel der Goethe'schen Kunst ruhte, daß die Goethe'schen Werke solchen Fatalismus, solche Resignation voraussetzten, um denkbar zu sein. Aber ich frage Sie und Jeden: was wird mit der Menschheit, mit der gesellschaftlichen Entwickelung bei dieser Religion der Kunst, bei diesem reinen Theorismus, bei dieser contemplativen Einseitigkeit, bei diesem förmlichen Quietismus angesichts der Aufgabe, das menschliche „Wohlsein" nicht nur zu denken und zu dichten, sondern auch zu verwirklichen? Es mag sein, daß der menschliche Gedanke sich häufig selbst überschätzt, daß der subjective Idealismus die fürchterlichen Gewaltthätigkeiten barbarischer Revolutionen zu verantworten hat; aber die Mohammedaner, welche das Kant'sche Princip radical leugnen, haben keine beneidenswerthe Geschichte erlebt, und ich finde es von der höchsten und lehrreichsten Bedeutung, daß Baruch Spinoza sein ganzes Leben hindurch kränkelte. Es scheint mir klar zu sein, daß die Kunst nicht die Weltgeschichte ist, daß das ästhetische Ideal, zeitlich und geschichtlich gesprochen, in einem gewissen Widerspruche mit dem Culturideale steht, wenn ich auch der Erste bin anzuerkennen, daß die höchste Cultur wieder die höchste Aesthetik sein muß und sein wird, wie die höchste Freiheit die höchste Nothwendigkeit, wie der höchste Gedanke das thatsächliche oder „gegenständliche Denken", welches Heinroth Goethe nachsagte, daß der richtige Standpunkt in Betreff Goethe's daher nicht mehr der „poetisch-universelle" sein kann, sondern der culturhistorisch-universelle, der rein menschliche, oder wenn Sie wollen, der metaphysische. Wir werden Das gleich bei Schiller's „Aesthetischer Erziehung" erläutern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Beschreibung der Cistercienser-Abtei Oliva. Von J. C. Kretzschmer. Danzig, Weber. 1847. 8. 1 Thlr.

Das Kloster Oliva, das als Pflanzstätte des Christenthums für ganz Ostpommern und als eine der ältesten geistlichen Stiftungen an der Ostsee von besonderer historischer Wichtigkeit ist, verdiente schon längst eine Monographie. Die erste, die uns im vorliegenden Werke zukommt, wird zwar auch den Anfoderungen der Geschichtsforscher zu genügen nicht im Stande sein, sie wird aber doch durch die meist aus handschriftlichen Quellen geschöpften Zusammenstellungen auf manche wenig bekannte historische Thatsache die Aufmerksamkeit hinlenken und überhaupt als historisches Material benutzt werden können.

Bis in die Zeit da den Ländern an der Ostsee von Deutschland her die erste Predigt des Christenthums zukam, geht die Stiftung von Oliva zurück; die Angaben über das Jahr der Gründung schwanken zwischen 1170 und 1178. Insbesondere war Oliva das erste Kloster in Pomerellen, d. i. in dem Ostseelande welches von der Grenze des eigentlichen Pommerns und den Marken östlich bis zur Weichsel reicht, und das eine Zeit lang von besondern Herzogen beherrscht ward. Subislaw, Herzog von Pomerellen, wird als Stifter genannt. Den Namen des Klosters „ad montem olivarum", abgekürzt Oliva oder Olivia, leitet man davon ab, daß die Mönche durch den reizenden, wegen seiner Aussicht weitberühmten Karlsberg bei Danzig, an dessen Fuße Oliva liegt, an den Oelberg bei Jerusalem, und durch einen daneben fließenden Bach an den Kidron erinnert wurden. Seine ersten Bewohner erhielt es aus dem pommerschen Cistercienserkloster Kolbatz bei Pyritz. Von Anfang an sahen diese die Ausbreitung des Christenthums für ihren Hauptberuf an, und von Oliva aus suchte Pater Christian das Missionswerk des Märtyrers Adalbert unter den Preußen fortzusetzen.

Von den mannichfachen Schicksalen die das Kloster während seines 661jährigen Bestehens erlitten hat, sei hier nur erwähnt, daß es 1243 und später von den Deutschen Rittern während ihrer Kriege mit dem Heerführer der heidnischen Preußen Swantopolk wiederholentlich geplündert, dann 1433 von den hussitischen Hülfstruppen des polnischen Königs Jagello eingeäschert und endlich von den Danzigern, als diese sich gegen den neugewählten König von Polen, Stephan Bathory, auflehnten, 1577 gänzlich zerstört ward, worauf aber Danzig von dem polnischen König genöthigt wurde 20,000 danziger Gulden zur Wiederherstellung des Klosters, das damals seine jetzige Gestalt erhielt, zu bezahlen. In dem blühendsten Zustande befand sich das Kloster, als es 1772 nach der ersten Theilung von Polen an Preußen fiel. Gleich nach der Besitznahme von Westpreußen foderte Friedrich II. sämmtliche geistliche Stiftungen in demselben auf ihm den Ertrag ihrer Güter anzugeben. Diese waren der Meinung, daß sie von dem Könige so behandelt werden würden wie die schlesische Geistlichkeit 1740, und daß ein Theil ihrer Einkünfte nach bestimmten Procentsätzen von ihnen würde eingefodert werden; sie gaben daher, damit sie nur Wenig zu zahlen haben möchten, den Ertrag ihrer Güter so gering als möglich an. Aber damit betrogen sie sich selbst. Denn als Friedrich II. eine Contribution von 50 Procent des Ertrags der Güter von den Stiftungen verlangte, und der

Oberpräsident Domhard, welcher die Organisation der neuerworbenen Länder leitete, den König darauf aufmerksam machte, daß die Stiftungen diese Abgabe nicht erschwingen könnten und zur Bedrückung der Unterthanen und zu Erhöhungen der Pacht ihre Zuflucht nehmen müßten, erließ der König unterm 1. November 1772 eine merkwürdige Cabinetsordre, in der es heißt:

„Ich gebe Euch auf Eure Anfrage vom 25. pr. hierdurch zur Resolution, wie Ich die 50 pro Cent Contribution von den geistlichen Besitzungen und liegenden Gründen, excl. derer geringen und Dorfs-Pfaffen, die auf dem bisherigen Fuß bleiben, dahin verstanden wissen will, daß solche, da die Geistlichkeit von derselben Bewirthschaftung Nichts versteht, von denen Kammern übernommen und gehörig administrirt oder verpachtet, denen Grundherrschaften aber, sie seien Bischöfe, Aebte oder Prälaten oder andere Vorgesetzte geistlichen Ordens, von dem reinen Ertrage nach Abzug aller Bau-Vergütigungs- und anderer Nebenunkosten, wie solche Namen haben, 50 pro Cent bezahlt werden sollen, wodurch denn alle Bedrückungen der Unterthanen von selbst aufhören und wegfallen. Wenn übrigens der östreichische Hof auch gleich die Geistlichkeit auf Pensions gesetzt haben sollte, so wird demselben Solches weit weniger ungleich gedeutet werden als mir, wenn ich diesem Principio folgen sollte, weil gedachter Hof von eben der Religion ist, Ich aber, von einer differenten Religion, schon in diesem Stück mehr Menagement zu observiren habe."

Es wurden demnach dem Kloster Oliva wie den übrigen Stiftungen Westpreußens die Güter abgenommen, diese in Domainenämter verwandelt, durch den Staat selbst bewirthschaftet, den Stiftungen aber nur 50 Procent des von ihnen selbst angegebenen Ertrags ausgezahlt. Hiernach erhielt Oliva an Competenz für den Abt 4708 Thlr. und für die Mönche 3505 Thlr., von seinen reichen Besitzungen behielt es nur die Grundstücke in der Stadt Danzig, darunter 10 Häuser, weil des Königs Arm dahin nicht reichte. Es sank nun sehr rasch, bald trat Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen ein, es ward nach 1804 kein Novize mehr aufgenommen, ja während der Kriegsjahre von 1807—15, welche dem Kloster überdies vielfache Leiden brachten, blieb die Competenz ganz aus, und so kam es, daß, als das Kloster am 1. October 1831 durch Friedrich Wilhelm III. aufgehoben wurde, nur noch fünf Mönche in demselben vorhanden waren, während es deren in seinem blühenden Zustande 40 gehabt hatte.

Von den 53 Aebten die dem Kloster vorgestanden haben, und die von aller Jurisdiction der polnischen Bischöfe befreit waren, wird der erste Dithard genannt, unter den spätern ist Lampertus Schlief merkwürdig, welcher 1557 wegen angeblicher Hinneigung zum Lutherthum widerrechtlicherweise von dem Generalcapitel der Cistercienser zu Boyeuse in Burgund seines Amts entsetzt wurde, doch nach dem Zeugnisse des polnischen Königs Sigismund August ein Mann von außerordentlicher Geisteskraft war. Die letzten Aebte, beide Prinzen von Hohenzollern, gehörten dem Orden der Cistercienser nicht an, sondern waren Weltgeistliche. Karl, Prinz von Hohenzollern, suchte, nachdem er Oberst in französischen Diensten gewesen war, eine Anstellung im preußischen Heer, Friedrich II. aber hielt ihn mehr zum Geistlichen als zum Krieger geeignet und ernannte ihn, noch ehe er die geistlichen Weihen erhalten hatte, zum Coadjutor des Bisthums Kulm; darauf verlieh er ihm die Abtei Oliva, später noch das Bisthum Kulm und Ermeland. Als dieser Prinz starb, folgte ihm 1803 als Abt von Oliva und Administrator des Bisthums Ermeland sein Neffe Prinz Joseph von Hohenzollern, der schon in der Jugend sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Er wurde aber erst 1833, nachdem von den bischöflichen Einkünften die Schulden seines Oheims und Vorgängers bezahlt worden waren, als Fürstbischof von Ermeland förmlich installirt und starb 1836.

Der Geschichte des wichtigen 1660 geschlossenen Friedens zu Oliva, welcher die gegenseitigen Verhältnisse der nördlichen Staaten Europas neu ordnete, ist in dem vorliegenden Werke ein besonderer Abschnitt gewidmet, in dem die bekannten Data aus den betreffenden Geschichtsbüchern leichthin zusammengestellt sind. Noch jetzt zeigt man in Oliva den Tisch auf welchem der Friede von den Bevollmächtigten unterzeichnet worden, und mannichfache Denkmäler im Kloster erinnern an denselben.

Auffallenderweise hat der Verf., der preußischer Regierungsrath a. D. ist, sein Werk dem gegenwärtigen Bischof von Kulm dedicirt, und sich in demselben doch so manchen starken Ausfall gegen das Klosterwesen erlaubt. Wir meinen, durch diese Dedication hat sich der Verf. einerseits selbst Schranken angelegt, sodaß er seine volle Ueberzeugung nicht immer hat aussprechen können, andererseits wird er einen katholischen Bischof in eine sehr peinliche Lage versetzt haben. 9.

Notiz.

Das Blut des heiligen Januarius zu Neapel und Puzzuoli.

Es ist noch keine zwei Jahre her, daß ein dunkler Ehrenmann, welcher sich wie ich glaube noch dazu einen Protestanten nannte, in den „Historisch-politischen Blättern" von Görres einen Bericht über das Flüssigwerden des Blutes des heil. Januarius in Neapel mittheilte und gestand, er habe sich überzeugt, daß sich die Sache so verhalte, und daß es kein Blendwerk des Pfaffentrugs sei. Man weiß nicht, soll man sich ärgern oder soll man lachen darüber, daß in Deutschland gegen Mitte des 19. Jahrhunderts unter den großen Fortschritten der Wissenschaft noch ein gebildeter Mensch und ein öffentliches Organ die Keckheit haben kann in allem Ernste mit solchem Aberwitz hervorzutreten, den man sich wol gefallen läßt wenn er von ein paar unwissenden italienischen Mönchen zum Besten gegeben wird, die ein paar Bajocchi durch solche Märchen von den Fremden zu erhaschen suchen. So erzählt ein englischer Reisender von seinem Besuch in dem Kloster der Kapuziner in Puzzuoli, wo gleichfalls ein wunderthätiger Stein aufbewahrt wird, der drei mal im Jahre das Blut des heil. Januarius ausschwitzt. Dieser Stein befindet sich unter einem eisernen Gitter in der Mauer eingefügt und wird außerdem gewöhnlich noch durch eine eiserne Thüre verschlossen. Die beiden Mönche welche die britischen Gäste herumführten, geriethen, als der Berichterstatter einen Zweifel darüber laut werden ließ, ob der Heilige auf diesem Steine auch habe enthauptet werden können, in einen erbaulichen Streit, indem der Eine behauptete, der Märtyrer sei auf seiner Ecke enthauptet worden, während der Andere die Meinung festhielt, man habe das Haupt desselben wie das Blut damit aufgefangen. „Auf welche Weise diese Frage entschieden wird", spottet der Brite, „ist vielleicht von geringfügiger Bedeutung, aber die Thatsache, daß solch ein Streit zwischen zwei Mönchen, den Wächtern und Aufzeigern des wundersamen Steins, entsteht, ist ein sehr sprechender Commentar über den Werth der traditionnellen Wunder." Der Stein, berichtet er weiter, von rauher Oberfläche und poröser Beschaffenheit, habe auf allen Seiten Tropfen getrockneten Blutes, sodaß er den Namen des schwitzenden Steins verdiene; diese Tropfen sollen aber in demselben Augenblick, wo das Blut des heil. Januarius in Neapel flüssig wird, gleichfalls in Fluß kommen. „Zwei eurer Landsleute", erzählte der eine Mönch den Reisenden, „stellten sich vor 14 Tagen, der Eine in Neapel, der Andere zu Puzzuoli, jeder mit genau gleichgerichteten Uhren auf, und erfuhren was ich euch jetzt erzähle. Am nächsten Tage wechselten sie die Plätze, indem der Eine von Puzzuoli nach Neapel, der Andere von da nach Puzzuoli sich begab; und der Erfolg war derselbe." „Was konnte ich", schließt der skeptische Engländer seine Erzählung, „auf alles Dies antworten? Mir blieb deshalb Nichts übrig, als die Heiligkeit des Märtyrers anzuerkennen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 308. —— 4. November 1847.

Ueber das Verhältniß der Kunst zum gesellschaftlichen Fortschritt.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Dieses großartige Werk, welches Sie so richtig gegen die historischen Misverständnisse in Schutz nehmen, bildet, wie Sie ebenfalls ausführen, und wie ich schon vor Jahren bewiesen zu haben glaube („Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter", Leipzig 1844), die wahre Vereinigung und Versöhnung der Schiller'schen Entwickelung mit der Goethe'schen, wie verschieden auch die Ausgangspunkte Beider gewesen sein mochten. Der historische Standpunkt hatte es sich einfallen lassen die ästhetische Erziehung als einen zeitlichen Durchgang zur politischen Freiheit zu betrachten, die deutsche ästhetische Erziehung, d. h. die schöne Literatur, für abgeschlossen zu erklären, und nun in Schiller's Namen die Nothwendigkeit der Politik zu proclamiren. Dagegen bemerken Sie, die ästhetische Erziehung Schiller's habe den ganzen Menschen umfaßt, und „Nichts weniger als eine wahre Metamorphose des ganzen modernen Menschen, des politischen wie des ästhetischen und religiösen", bezweckt, „eine sittlich schöne Wiedergeburt, welche, wird sie jemals vollendet, der politischen Wiedergeburt nicht etwa erst in abstracto den Platz ebnete, sondern sie ersetzte und in sich enthielte". Sie halten also mit Schiller die politische Wiedergeburt für ein bloßes Element, für einen integrirenden Theil der ästhetischen Wiedergeburt. Wie wollen Sie nun diese ästhetische Wiedergeburt bewerkstelligen, wie sollen wir aufhören unästhetische Menschen, ästhetische Proletarier zu sein? Was kann uns auch nur einen Schritt weit aus diesem Elende der Unschönheit hinausfördern? Schiller hat seine „Aesthetische Erziehung" im J. 1795 drucken lassen; Goethe hat bald ein Jahrhundert lang gewirkt: wo hat die Metamorphose des ganzen Menschen begonnen, wann wird und kann sie anfangen? Darauf, hochgeehrtester Herr, sucht man bei Ihnen vergeblich die mindeste Antwort, darüber geben Sie nicht die leiseste Andeutung, Das scheint Ihnen kaum einige Sorge zu machen. Sie meinen zwar am Schlusse Ihres Bruchstücks: wenn erst der deutsche Arbeiter Goethe's „Tasso" oder „Iphigenia" in die Hände nähme, dann wäre „eine sociale und politische Wiedergeburt" vollendet, „welcher die Politik und Geschichte des 19. Jahrhunderts so barbarisch klingen würde, wie uns das Faustrecht des Mittelalters". Aber ich gewahre zwischen Ihrem ästhetischen Ideal und Ihrer Prophezeiung von dessen Verwirklichung auch nicht das kleinste erklärende, fördernde Mittelglied; ich sehe zwischen Anfang und Ende nur eine große ungeheuere Kluft, die durch Nichts ausgefüllt wird als wieder durch — das ästhetische Ideal. Sie sprechen gerade wie die Männer der Bildung, welche das Problem des Proletariats durch Bildung, durch persönliche Reife, durch sittliche Kräftigung lösen wollen, welche das Shakspeare'sche Wort: „Reif sein ist Alles", sozusagen travestiren, und mit der größten Ernsthaftigkeit fortwährend auf dem Kopfe einhergehen. Oder heißt nicht, das Proletariat durch Bildung, durch Befreiung von innen heraus, wie Goethe sagt, frei machen wollen, heißt nicht, den geistig befreiten Menschen auch materiell befreien — den Thurm bei der Spitze und das Haus beim Dache beginnen, oder, um mich noch trivialer, aber zugleich noch schlagender auszudrücken, den Gaul beim Schwanze aufzäumen? Geben Sie mir nur einen Augenblick vorurtheilsloses Gehör! Was heißt Bildung mit andern Worten, was heißt ästhetische Erziehung? Gehen Sie so weit zurück in der Menschengeschichte als Sie wollen, finden Sie den „Spieltrieb" bethätigt bis zur wildesten Völkerschaft hinauf, so behaupte ich: diese wildeste Völkerschaft hat immer schon eine Periode durchgelebt wo sie noch wilder war, so wild, daß sie noch nicht „spielte", sich noch nicht schmückte, noch keinen Sinn für den „schönen Schein" hatte. Diese erste Periode des bloßen, wenn Sie wollen, des thierischen Bedürfnisses ist so wenig historisch als anthropologisch zu leugnen, sie gestaltet sich bei jedem Menschen der heute geboren wird zum constitutiven Elemente seines Daseins, selbst wenn er mündig und ein Producent auf eigene Faust geworden ist. Erst wenn das physische Bedürfniß jener Völkerschaften befriedigt war, wenn seine fortwährende Befriedigung nicht mehr die ganze menschliche Thätigkeit in Anspruch nahm, erst dann spielte der Wilde, fing er an sich ästhetisch zu erziehen. Bildung, ästhetische Erziehung setzen also nothgedrungen Befriedigung des Thiers in uns voraus, verlangen einen Zustand des Erwerbs und der Pro-

duction, der nicht mehr auf das verzweiflungsvolle Ringen mit der rohen Natur angewiesen ist, erfodern das Vorhandensein der Materie, an und in der die schöne Form doch einzig hervortreten und sich bewähren kann. Und Das ist wahr, nicht nur von einer Gesellschaft und Nation im Großen und Ganzen; gerade Sie müssen sich mit mir gegen die Abstraction von „Nationalreichthum" erklären, da Sie nicht wollen, daß „das Subject dem Staate als seinem Höhern vollkommen untergeordnet" sei; sondern Das ist wahr von jedem Einzelnen in der Gesellschaft, um dessen ganz persönliches „Wohlsein" es sich nach Ihnen wie nach mir handelt. Was würde nun wol Schiller, was würden Sie zu entgegnen haben, wenn man gegen den ästhetischen Gesellschaftsvertrag Dasselbe geltend machte was Schiller gegen den politischen Vertrag anführte: Das geht nicht, Das ist eine Unmöglichkeit, die Menschheit ist nicht reif für ein solches Ideal, wir müssen vor dem ästhetischen Staate noch ein anderes Stadium, als unerlaßliche Vorbedingung der schönen Persönlichkeit, durchlaufen; wenn man hinzufügte: Die Bildung setzt ein Gleichgewicht von Production und Consumtion voraus, welches erst erreicht und verwirklicht sein will, die ästhetische Erziehung fußt auf der Ordnung im Haushalte, auf der immer vorhandenen Arbeit für Jeden, denn nur durch die Bewältigung der Natur, durch die Arbeit eröffnet sich die Menschenseele der Empfindung des Schönen und Erhabenen, die schöne Persönlichkeit ist nicht denkbar ohne die Persönlichkeit überhaupt, Hungerleider und Drangsalsmenschen sind aber gar keine Persönlichkeiten; wenn man endlich damit schlösse: Und glaubt ja nicht etwa, wenn wir den ökonomischen Staat vollendet hätten, so käme die Reihe an den ästhetischen, der ökonomische Staat sei ein nothwendiger „Umweg", und die Theater würden plötzlich alle an Einem Tage erbaut, wenn erst die Production und die Consumtion Aller sich deckten; sondern der ökonomische Staat, die ökonomische Erziehung der Menschheit, sind „Nichts weniger als eine wahre Metamorphose des ganzen modernen Menschen, des ästhetischen wie des politischen und religiösen, eine sittlich schöne Wiedergeburt, welche, wird sie jemals vollendet, der ästhetischen Wiedergeburt nicht etwa erst in abstracto den Platz ebnete, sondern sie ersetzte und in sich enthielte?" Das ist „eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert! . . ." Könnten Sie sich mit Fug über einen Kritiker beschweren der auch Ihren „poetisch-universellen Standpunkt" von dieser Höhe herab als widerspruchsvoll, als einen, wo nicht gerade Parteipunkt, so doch Schulstandpunkt bezeichnete, dessen „Niederlage" vor der Entwickelung der Menschheit, vor der freien That der Nothwendigkeit oder der nothwendigen That der Freiheit als so sicher bezeichnet werden dürfte wie es nur je eine Niederlage gewesen?

Sie erklären sich gegen den Begriff des Fortschritts und der Perfectibilität, wie er von den französischen Encyklopädisten, vorzüglich von Condorcet, gelehrt worden, und der „auf der abstracten Vorstellung einer geradlinigen und gleichsam ruckweise verlaufenden Bewegung, in gleichmäßig steigender Progression des Vollkommenen, beruht" habe. Sie halten andere Linien als die gerade Linie für das Symbol der menschheitlichen Bewegung, und citiren die Stelle aus der Goethe'schen „Farbenlehre":

> Der Kreis den die Menschheit auszulaufen hat ist bestimmt genug, und ungeachtet des großen Stillstands den die Barbarei machte, hat sie ihre Laufbahn schon mehr als ein mal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend wo sie schon einmal durchgegangen.

Ja, setze ich hinzu, die Menschheit kehrt in jene Gegend zurück, aber bereichert, aber anders geworden, und gerade jener größere Reichthum, jene Modification, mit denen sie in dasselbe Zeichen zurückkehrt, ist der Fortschritt, ist ein Ruck, dessen Ideal es sein mag „sich bei steigender Vernunft und Billigkeit der Menschen" zuletzt ganz zu verlieren, wie Herder wollte, den wir aber wol noch ein paar mal als Ruck empfinden dürften. Hören Sie was der Philosoph der ökonomischen Erziehung im strengen Anschluß an die Goethe'sche krumme Linie aus der Spiralbewegung folgert:

> Die Menschheit kehrt auf ihrem Schlangenwege unablässig zu ihrem Ausgangspunkte zurück: ihre Fortschritte sind nur die Verjüngung ihrer Ueberlieferungen, ihre Systeme, scheinbar so entgegengesetzt, bieten immer denselben Inhalt dar, der nur von verschiedenen Seiten gesehen wird. Die Wahrheit in der Bewegung der Civilisation bleibt immer identisch, immer alt und ewig neu: die Religion, die Philosophie, die Wissenschaft übersetzen sich nur einander. Und Das gerade macht die Unfehlbarkeit der menschlichen Vernunft aus, Das sichert uns, mitten im Fortschritt, die Unwandelbarkeit unsers Wesens, Das macht die Gesellschaft zugleich unveränderlich in ihrer innersten Natur, und unwiderstehlich in ihren Revolutionen, und begründet, indem es unsern Gesichtskreis immer weiter zieht, und immer von fern die letzte Lösung sehen läßt, die Autorität unserer geheimnißvollen Ahnungen. (Proudhon, am Schluß der „Philosophie de la misère".)

Der Kreis den die Menschheit durchläuft ist also keine arbeitslose, sich von selbst machende Bewegung, sondern er ist wesentlich bedingt durch die That der menschlichen Freiheit, deren ewige Aufgabe es ist jene Bereicherung vorzunehmen, jenen Ruck zu vollbringen, ihre Vergangenheit ewig zu negiren, sollte auch bei dieser Negation nur eine Uebersetzung des frühern Inhalts zum Vorschein kommen. Nur der ganz abstracte Philosoph in seiner Dachstube, der Philosoph der wie der Nachtvogel nach dem Tage der That kommt, vermag „ebenso bejahend nach der Vergangenheit hinauf wie gegen die Zukunft hinaus" zu sein; denn der handelnde und wirkende Mensch weiß, daß die zukünftige Menschheit denselben Inhalt besser und reicher entfaltet als die vergangene, daß diese immer bessere und reichere Entfaltung die Bestimmung des Geschlechts ist, daß nur die Dichter, die ästhetischen Idealisten, sagen: „Alles wiederholt sich nur im Leben", oder: „Die Subordination ist das Moralische." Man braucht nicht an die geradlinige Bewegung Condorcet's zu glauben, um „im Heute immer den Feind", oder die Widerlegung, oder die richti-

gere Auslegung „des Gestern zu erblicken"; denn die absolute Identität des Gestern und des Heute würde uns nicht im Kreise herumführen, sondern den ganzen Kreis der Menschheit auseinanderfallen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde. Von Josef Rank. Wien, Tendler u. Comp. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anfangs beschäftigte die neuere deutsche Poesie sich mit der *deutschen* Nationalität, sodann aber mit der einzelner deutscher Volksstämme. Von Klopstock, der sich in grandiosen Bildern erschöpfte, um das Wesen des Deutschthums zu finden und zu bestimmen — z. B. in den Worten:

> Du gleichst der dicksten, schattigsten Eiche
> Im innersten Hain!
> Der höchsten, ältesten, heiligsten Eiche,
> O Vaterland! —

bis auf Immermann, Auerbach und Rank, auch nach dieser Seite hin, welche Entwickelung! Diese schöpften unmittelbar aus der Anschauung des Volkslebens, jener dagegen stellte nur ein Ideal, ja eine Abstraction hin. Im Mittelalter waren, wie schon die Erscheinungen des Papstthums, der Kreuzzüge, des Ritterwesens zeigen, alle nationalen Schranken zwischen den verschiedenen Ländern Europas durchbrochen, und das 17. und 18. Jahrhundert war keineswegs geeignet sie wiederherzustellen. Klopstock's Volksthum war daher etwas rein Literarisches. „Wenn der Beifall deines Augs die Jünglinge entflammt, da ist mehr Römertod drin als wenn dein Arm wirft", läßt er den Horst zu Siegmar sagen; aber glaubt man nicht an dieser Stelle eher in dem Briefwechsel zwischen Klopstock und Gleim zu lesen? Aus den Tiefen seiner Hermannsbegeisterung schöpfte Klopstock das Bild von der deutschen Nationalität das ihm vorschwebte; in den deutschen Urwäldern fand er ihre längstverwehten Spuren, und ein heiliger Schauder ging ihm durch Mark und Bein bei ihrem Anblick. Durch den Römerhaß seiner Cherusker zeichnete er in riesigen Umrissen den ungeheuern Haß und den Aufschwung vor der kurz darauf Deutschland erfüllte. Aber zur Erwerbung einer wirklichen, mehr als literarischen und poetischen Nationalität kam es durch diesen Aufschwung noch immer nicht. Die politische Schwärmerei die Klopstock in seinen Oden niedergelegt und die den göttinger Dichterbund beseelt hatte, wurde jetzt allgemein, jedoch nur unter den „Demagogen"; nur in Nebendingen gelang es die Volksthümlichkeit ins Leben einzuführen: die weißen Kragen, die deutschen Röcke standen in der Blüte, die langen Haare wuchsen wild, die deutschen Urbärte gediehen vortrefflich, und Jahn sah, daß Alles gut war.

Interessant ist nun das Verhalten der Romantiker zur Nationalität. Die Wichtigkeit des nationalen Elements für die Poesie entging ihnen nicht; aber sie verlegten die Stätte für welche sie die Schauer eines heimatlichen Gefühls erregen wollten nicht selten nach der Türkei; die Nationalitäten welche sie darstellten waren in der Regel Zigeuner, Kroaten, Magyaren und allenfalls Böhmen (wegen des in Böhmen vorherrschenden slawischen Elements), aber weder Klopstock'sche Cherusker, noch Immermann'sche Westfalen und Auerbach'sche Schwaben. Sie zogen also mit ihrer bekannten frivolen Willkür die Consequenzen jenes Strebens nach Nationalität, welches in Deutschland selbst noch immer ziemlich erfolglos geblieben war.

Wer dieses Verfahren kennen lernen will, dem empfehlen wir Clemens Brentano's „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter", wo in einem Wirthshause hart an der türkischen Grenze Kroaten, Zigeuner und „ungarische Nationalgesichter" so durcheinander laufen, daß dem Leser die Gänsehaut über den ganzen Leib fährt. Und um sein Grauen noch zu verstärken, sprengen draußen die zum Pestcordon gehörigen Szekler-Husaren auf und ab und rufen den Fremden die sich ihnen nahen, und von denen sie nie wissen können zu welcher Nation sie gehören, in verschiedenen Sprachen entgegen: „Was willstu, quid vis? Wo kommstu her, unde venis? An welchen Ort willstu, ad quem locum vis?" Endlich aber ergreifen sie die Flucht und schreien ebenfalls in verschiedenen Sprachen: „Cordonus est ruptus cum armis in manibus a pestiferatis loci vicini, der Cordon ist mit bewaffneter Hand von den Pestkranken des benachbarten Orts durchbrochen."

Hiermit war also die Darstellung des Nationalen in der Poesie losgelöst vom deutschen Patriotismus; sie stand nicht mehr im Dienste einer abstracten politischen Idee. Aber ebenso wenig hatten doch die Romantiker die menschliche Seite in der Darstellung des Nationalen erfaßt, Dies blieb vielmehr erst unsern neuesten sogenannten Dorfgeschichten vorbehalten. Ich will daraus den Romantikern um so weniger einen Vorwurf machen, als ich überzeugt bin, daß sie eben deshalb das Nationale gelegentlich am wahrsten dargestellt haben, und daß das rein menschliche Element welches in den Dorfgeschichten zum Vorschein kommt auf nichts Anderes als auf den Verfall der Nationalitäten im Leben hindeutet. Die ganze Poesie des Volkslebens zeigen sie uns noch einmal im Lichte der Humanität, und darauf beruht ihr ganzes Wesen. In der Art und Weise wie sie Dies thun, kommt jedoch noch eine große Mannichfaltigkeit zum Vorschein.

Immermann hat in den dorfgeschichtlichen Fragmenten (denn anders kann man es nicht nennen), die sich in seinem „Münchhausen" finden, die Aufgabe am gewaltigsten aufgefaßt, indem er neben den „Oberhof" den Schöppenstuhl gestellt, und neben den „Hofschulzen" das Schwert von Carolus Magnus gelegt hat. Er führt uns seine Bauern und namentlich die Hauptgestalt unter denselben zwar im Zustande behaglichen Daseins vor, weil dies von ihrem Wesen unzertrennlich ist; aber er läßt sie vom Standpunkte der Vergangenheit aus doch mit ihrem innersten Wesen und mit der tiefsten Nothwendigkeit ankämpfen gegen die Gegenwart. Den Hofschulzen mit seinem Femgericht ist der Leser genöthigt als eine Gestalt zu betrachten die aus der Geschichte zu ihm heraufsteigt, er ist ihm ehrwürdig, heilig. Durch dieses Ankämpfen gegen die Gegenwart wird die Stellung des volksthümlichen Elements zur Cultur auf eine viel bedeutendere Weise hingestellt als wenn die Volksthümlichkeit in gewisse Grenzen gewiesen ist, während übrigens der Pfarrer und der Schulmeister dafür zu sorgen haben, daß in den Hauptsachen der fortschreitenden Cultur Nichts vergeben werde: ein friedliches Nebeneinander von Gegensätzen, welches in der Wirklichkeit wol eine Zeit lang bestehen, aber doch keine innere Wahrheit haben kann. Und da der Hofschulze sich gewissermaßen mit *Bewußtsein* auf den *historischen* Standpunkt der neuen Zeit gegenüberstellt und dennoch, da jene Femgerichte in Westfalen noch jetzt existiren sollen oder doch noch kürzlich existirten, nicht aufhört selbst der Gegenwart anzugehören, so hat der Roman dadurch eine mystische Tiefe erhalten, welche das Wesen des Volksthümlichen in unserer Zeit poetisch so ziemlich erschöpft. Was hält mich denn ab die Tracht eines Bauern zu belachen, wenn ich nicht zu bedenken gezwungen bin, daß er sie so von den Vorfahren ererbt hat, und daß ein Theil seines Wesens darauf beruht sie nicht zu verändern? Und mich in ähnlichen Fällen zu dieser Betrachtung zu zwingen, möge der Schriftsteller dessen Volksroman ich lesen soll bei Zeiten auf Mittel sinnen, damit sein Buch nicht einen frivolen Eindruck auf mich macht. Und so hat Immermann den Leser gezwungen, indem er durch jenen glücklichen Griff die Wurzeln des Volkslebens in der Geschichte zeigt. Er scheint Dies auch gewußt zu haben, denn in dem Capitel wo der Leser mit gespannter Aufmerksamkeit den Bewegungen seines Helden folgt, welcher das verrostete Schwert Karl's des Großen auf dem Boden des Hauses sucht, und wo ihm die Bemerkungen des boshaften Orgelmannes: „Da liegt es auch nicht", „da bist du ja schon gewesen!" durch Mark und Bein gehen, hat der Dichter offenbar einen wohlverdienten Triumph dafür einernten wollen, daß es ihm gelungen ist uns jenen Zwang anzuthun.

Etwas Anderes hängt hiermit zusammen. Die Dichter der Dorfgeschichten nämlich stehen natürlich auf einer ganz andern, höhern Bildungsstufe als die Helden ihrer Erzählungen; diese gehören zu Dem was man «das Volk» nennt, und sie selbst zu den sogenannten Gebildeten. Da nun aber ihre Helden zugleich ihre Zeitgenossen sind und als solche vorgestellt werden (nur W. Alexis, dessen Leistungen eben deshalb nicht ganz hierher gehören, hat die nationalen Elemente der Mark durch historische Romane ausgebeutet, und ähnlich wenigstens mag es sich mit Levin Schücking verhalten, dessen in Westfalen spielende Romane wir leider noch nicht kennen): so kann es nicht fehlen, daß dieser nicht zu verhehlende Contrast zwischen der Bildung des Dichters, welcher doch immer den höhern Ständen angehören wird, und der des von ihm Geschilderten die künstlerische Wirkung störe, wie er denn sogar schon unmittelbar vom politischen Gesichtspunkte aus betrachtet eine traurige Erscheinung ist, von der die Alten und besonders die Griechen in ihrem harmonischen und für die Kunst so besonders günstigen Dasein keine Ahnung hatten. Und diesem Uebelstande wird ebenfalls vorgebeugt durch Beziehungen zur Geschichte, mag nun der Dichter die Form des historischen Romans selbst wählen, welche sicherlich die natürlichste ist für die Darstellung der Nationalitäten, oder wie Immermann nur jenen Duft historischer Ferne darüber ausgießen, welcher unter Anderm auch bewirkt, daß in den Augen des Lesers die Stellung des Dichters zu seinem Gegenstande angemessener erscheint.

Doch gibt es noch andere und zum Theil ganz entgegengesetzte Wege um Dies zu erstreben. Der Einzige der sie alle unversucht gelassen hat, ist wol A. Weill in seinen „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben", und in diesem Sinne nenne auch ich sie frivol. Frivol ist es, wenn in einem poetischen Producte die Bauern mit ihren kurzen Jäckchen und Höschen vor uns herumtanzen, blos um sich und uns zu amusiren. Die Poesie des Volkslebens fällt Einem nicht gleich so wie eine reife Frucht in den Schoos, wenn man aufs Land geht und hier und da einer hübschen Bauerndirne an die frischen Wangen klatscht; und mit einem Dutzend rothbäckiger Buben und Mädchen — und gäbe man auch noch eine Hebamme in den Kauf — läßt sich an und für sich noch keine Dorfgeschichte herstellen, vorausgesetzt daß man in ihr nicht überhaupt eine bloße Zwittergattung der Poesie erblickt.

Was nun Auerbach betrifft, so gestehen wir bei aller Verehrung die wir für seine Poesie hegen, daß wir auch bei ihm im Allgemeinen die eigentliche tiefere Begründung des nationalen Elements in seiner Stellung zur Gegenwart vermissen, und wer mit uns darin übereinstimmt, daß die tiefere Auffassung nationaler Elemente in einem Kunstwerke vorzugsweise nur durch historische Beziehungen an den Tag gelegt werden können, wird uns auch hierin Recht geben müssen. Von Frivolität aber kann bei Auerbach auch in diesem Sinne keine Rede sein, denn er führt uns das Volk fast überall in einem Zustande vor in dem es einer zeitgemäßen Entwickelung huldigt. Ein gewisses Verhältniß des nationalen Elements zur Gegenwart ist also immer vorhanden, wenngleich ihm im Ganzen die Vertiefung fehlen mag, die er ihm jedenfalls geben kann, sobald er speciell auf diesen Punkt sein Augenmerk richtet, wie er in seinem „Ivo das Hairle" und in der „Frau Professorin" gethan hat. Hier sehen wir bei Auerbach selbst einen Fortschritt in Bezug auf Immermann, oder wenigstens eine wesentliche Ergänzung desselben; denn in dem reinen Menschenthum der Gestalten des Ivo und der Lorle, welche aus der Cultur der Städte zu dem volksthümlichen Landleben zurückkehren, sehen wir in der That den Conflict zwischen Cultur und Nationalität bereits aufgelöst.

Noch anders verhält es sich wieder mit Josef Rank. Für ihn als einen Oestreicher war es von vornherein leichter den Leser zu befriedigen als für irgend einen Andern: er brauchte ja nur auf das eigenthümliche Interesse zu speculiren welches wir an Oestreich nehmen, er brauchte ja seine Leser nur am Kinn zu fassen und sie zu ö s t r e i c h e l n. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß ein Dichter der in Oestreich geboren wurde heutzutage zu beneiden ist. Wir reden hier nicht von den günstigen persönlichen Vorurtheilen die den östreichischen Dichtern entgegenkommen; nein, darum beneiden wir die östreichischen Dichter nicht, daß viele von unsern Kritikern ihnen, den „Fremden", den „Heimatlosen" gegenüber sich so sehr beeifern an den Tafeln des Ruhms den angenehmen Wirth zu machen; wol aber sind die Begabten unter ihnen (denn von diesen allein kann hier die Rede sein) um die für poetische Entwickelung so äußerst günstigen Verhältnisse in ihrem Vaterlande, auf dem der Schatten des deutschen Kaiserthums noch haftet, und wo mehr als ein Volk ein Traumleben führt, dessen politischem Erwachen man mit großer Spannung entgegensieht, in Wahrheit zu beneiden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Etwas über Portugal.

Es scheint eine vornehme Dame zu sein welche den englischen Büchermarkt mit dem Tagebuche ihres mehrmonatlichen Aufenthalts in Portugal und einigen Blicken nach dem südlichen Spanien bereichert hat: „Journal of a few months' residence in Portugal, and glimpses of the South of Spain; by a Lady" (2 Bde., London 1847). Was von ihrem Buche zu erwarten steht, möge das Urtheil über die Verf. im Juniheft des „Quarterly review" andeuten. Die Reisegesellschaft bestand aus vier Personen, einem Ehe- und einem Brautpaare. Die Verf. war Nummer Eins und das Urtheil lautet: „Le style fait la dame. Freundlich, bedachtsam und mild vereinigt sie mit einem ernsten Sinne heitere Laune und lebhafte Phantasie. Gleich einer Silberader zieht ein gesunder Ton durch ihre Erzählung, ohne beigemischte Affectation oder falsche Sentimentalität. Sie sucht nicht Unkraut wo Rosen blühen, und sieht auch nicht blos Wildniß von Braga bis Barcelona. Eine begünstigte Schülerin aus der Schule der Natur, strömt ihr durch alle Sinne reine Freude zu:

> The meanest floweret of the dale,
> The simplest note that swells the gale,
> The common sun, the air, the skies,
> To her are opening Paradise.

Immer nach dem Besten ausschauend hat sie kein Auge für Schlechtes, ein offenes Herz für jede Tugend. Ein unbewölkter Strahl des eigenen innern Sonnenscheins vergoldet jedes Misbehagen das, bei einer solchen Reise oft ermüdend für die eiserne Mannesnatur, mit unerschöpfter Geduld von dem Weibe hingenommen wird, welches, wie sie sich zierlich ausdrückt, «krank ihre heimischen Hügel gegen ein wärmeres Klima vertauschte, dem Vogel ähnlich der von Regen geplagt aus dem Walde hervorkommt um mit getrocknetem Gefieder kräftiger in die Heimat zurückzufliegen». Der Balsam des Südens hat die Fittiche der kranken Taube gestärkt. Sie hat glücklich den Weg zurückgefunden in ihr cumbrisches Nest, und aus den Federn herrliche Kiele geschnitten."

Lady Georgiana Fullerton,

Verfasserin von „Ellen Middleton", hat auch in Deutschland einen Namen und durch ihren zweiten Roman: „Grantley Manor, a tale" (3 Bde., London 1847) sich neuen Anspruch auf Beachtung erworben. Die Angel der Geschichte ist eine verheimlichte Ehe. Ein junges Mädchen, Tochter eines Engländers und einer Italienerin, heirathet in Italien einen dort reisenden Engländer. Weil sie aber Katholikin und sein Vater fanatischer Protestant ist, droht dem Gemahle Enterbung, wenn der Vater den Bund erfährt. Daher das Uebereinkommen, daß die Ehe verschwiegen bleiben und die junge Frau auch ferner bei ihrem Vater wohnen soll. Die daraus entstehenden Wirren bilden den Roman. Die Anlage ist offenbar gezwungen, aber die Ausführung läßt den Zwang vergessen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 309. —— 5. November 1847.

Ueber das Verhältniß der Kunst zum gesellschaftlichen Fortschritt.

(Beschluß aus Nr. 308.)

Daß es nun solche Identitätsmenschen gibt, Das ist nicht das Schlimme; im Gegentheil, sie sind nothwendig, sie repräsentiren die Menschheit nach der Seite der Natur, der Erhaltung, der Conservation; und wenn die Blume der Poesie aus ihren Herzen am herrlichsten und duftendsten entsprießt, so ist Das ein neuer Grund die Nothwendigkeit jenes Elements zu preisen. Aber nicht nur ginge die culturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit betteln, wenn es nur ästhetische Idealisten gäbe, sondern diese Idealisten sind auch unfähig ihre eigenen Ideale zu verwirklichen, sie widersprechen sich selbst. Goethe sagt über Winckelmann in einer der köstlichsten Stellen der menschlichen Sprache:

> Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Vortrefflich, das Vollgefühl der Existenz, der Mittelpunkt alles Erschaffenen zu sein, die ganze Natur in sich zu resumiren, Das also ist die menschliche Bestimmung. Wie kommt der Mensch zu dieser Bestimmung, wie nähert er sich ihr? Goethe, Schiller, Sie und auch ich antworten: Durch die Schönheit, durch die Bethätigung unserer gesammten Fähigkeiten als einheitlich wirkender. Die Schönheit aber entsteht immer erst jenseit des Nothwendigen, des Unentbehrlichen; je mehr wir also das Nothwendige und Unentbehrliche allgegenwärtig, Allen zugänglich machen, um so mehr erzeugen wir objectiv die Möglichkeit der Schönheit und subjectiv die Fähigkeit es zu genießen. Was aber sagt Goethe, als er über Winckelmann's Aufenthalt in Rom spricht? Er sagt:

> Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen, und Rom zu einer policirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht.

Man sage nicht, Das sei ein genialer Satz, den man nicht buchstäblich zu nehmen habe, Goethe wollte hier nur der Antike seine volle, enthusiastische Verehrung zollen. Nein, diese Genialität ist dem ästhetischen Idealisten wesentlich, die schöne Menschengestalt war ihm das wirkliche non plus ultra, und da jeder Idealismus fanatisch ist, so sehen wir hier den ästhetischen Idealisten Goethe kaltblütig ein ganzes Geschlecht opfern, um einen schönen Schatten zu erhalten. Die ökonomische Erziehung der Menschheit verlangt unerbittlich den Anbau der Campagna di Roma; die ästhetische Erziehung widersetzt sich. Pius IX. scheint das Messertragen in Rom doch endlich noch abzuschaffen, die 72 Cardinäle haben das Goethe'sche Gebot nicht erfüllt, und Goethe müßte, wollte er seinem Wort getreu bleiben, heute aus Rom wegziehen. Wenn aber die Frage wäre: ob bei einer Policirung Roms und beim nothwendigen Anbau des Agro romano keiner jener Schatten geschont werden dürfe, eine Frage die vielleicht eine für alle Parteien beruhigende Antwort zuläßt, so würde ich unbedingt, falls kein anderer Ausweg bliebe, die sämmtlichen Schatten opfern, und dem römischen Bürger Sicherheit, dem römischen Bauer Arbeit und Brot geben. Denn der Lebende, der Gegenwärtige hat Recht; und aus jedem Fortschritt in der Sicherheit der Personen, aus jedem neuen Triumph des Menschen über den Geiz und die Hartnäckigkeit der Natur entspringen ebenso viel neue Bedingungen der Schönheit; ja die wahre Schönheit, und Das muß gesagt werden, sollte man als der ärgste Barbar und Ketzer wider Griechenland und Rom verschrien werden, die gesunde Schönheit, die nährt und stärkt, muß im Zusammenhange bleiben mit der gegenwärtigen Arbeit des Volkes, muß sich an sein tägliches Sinnen, Trachten und Schaffen anlehnen, wie die Rebe an den Ulmbaum. Das Uebrige ist Studium Einzelner, Wissenschaft, Genialität, und — wie oft haben wir es erlebt! — Kränklichkeit und Faselei. Die ökonomische Erziehung der römischen Menschheit wird eines Tages

die Patricier, welche den ästhetischen Schild über die Campagna di Roma halten, entweder sanft ausquartieren, oder ihnen sagen, wie Mephistopheles im zweiten Acte des „Faust" zum Kaiser:

Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde gold'ner Kälber
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannst du dich selbst, kannst die Geliebte schmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Ja die „Bauernarbeit" erzeugt sogar die Schönheit und die wahre Majestät, die Selbstbeherrschung und freie Selbsterhaltung. Die Arbeit allein, die ökonomische Erziehung der Menschheit, kann und wird die Kluft füllen welche zwischen der heutigen Menschheit und der ästhetischen Menschheit liegt, und welche sich nun einmal durch keine Phantasien wie das Goethe'sche „Märchen" ausfüllen läßt. Alle diese Allegorien und Symbolisirungen von Weisheit, Schein, Gewalt, von der bildenden Kraft der Liebe, von dem erhobenen Tempel sind apokalyptische Ahnungen eines schönen Geistes und wohlwollenden Menschen: aber wo ist die Brücke zur Wirklichkeit, wo ist das Packende, wie das Volk sich ausdrückt? Der Alte mit der Lampe sagt zu seiner Frau, die sich über eine Schuld von Kohlhäuptern, Artischocken und Zwiebeln Sorge macht: „Gehe, und folge mir, alle Schulden sind abgetragen." Ich glaube, es wäre sehr zweckmäßig, wenn wir in Erwartung dieser wünschenswerthen Liquidation besagte Kohlhäupter, Artischocken und Zwiebeln einfoderten, und sie einstweilen Ihren schlesischen Webern zukommen ließen. Diese armen schlesischen Weber, wie warten und lauern sie doch so sehnsüchtig auf die ästhetische Erziehung; ich glaube selbst, sie haben einen sehr schlechten Geschmack — im Munde.

Auf der letzten pariser Kunstausstellung habe ich eine Beobachtung gemacht, die ich Ihnen mittheilen werde. Neben der Gemäldeausstellung gibt es auch eine Sculpturexposition. Die diesjährigen plastischen Arbeiten zeugten für mich von der überraschenden Wahrheit, daß die Franzosen endlich die Antike verstehen lernen; diese eigensinnig unplastischen Naturen begreifen besser und besser das Räthsel des Maßes im Maße aller Dinge, im Menschen. Ich will nicht behaupten, sie hätten einen einzelnen Rauch, einen einzelnen Thorwaldsen, einen einzelnen Schwanthaler; aber gewiß ist, daß sich in ihrer heutigen Sculptur die wesentlichen Vorzüge Rauch's, Thorwaldsen's, Schwanthaler's wiederfinden. Welche geschichtlichen Bedingungen gehören dazu, damit dieses Urtheil heute ausgesprochen werden kann! Welche sonderbare, unerwartete Entwickelung hat sich auf dem Grunde der Menschen und Dinge zugetragen! Eins der beiden Principien, die bisher abwechselnd die Menschheit und die einzelnen Völker leiteten und beseelten, hat hier offenbar in den Hintergrund treten müssen, um dem andern den Vortritt zu lassen. Das politische oder abstracte Freiheitsprincip ist in Frankreich vor Ermattung entschlummert; das andere, das ästhetische oder contemplative Princip hat seinem schlummernden Nebenbuhler den Fuß auf den Nacken gesetzt, wie Das sich immer wiederholen muß, bis die handelnde Menschheit beiden Principien zugleich Rechnung trägt, und sie in ihrer innigsten Verbindung in Thätigkeit setzt. Frankreich hat jetzt 80 Jahre lang im Namen des erstern dieser Principien gehandelt, im unaufhaltsamen Fortdrängen ist es die personificirte Bewegung von Europa geworden; es hat die Freiheit und Gleichheit aus der Erde stampfen wollen, wie Gott die Welt aus dem Nichts hervorrief; es hat die Vernunft, den Fortschritt, die Bewegung, den Geist, den Willen in die Hand genommen, und sich für den Messias der Völker erklärt. Wohin ist es gerathen? Was hat es vollbracht? Ist es noch Jemandem unklar, daß dieses vernünftige Land bereits beginnt eine historische Schule zu werden, daß der unverschämteste Stillstand und die ängstlichste Beobachtung der ersten Bürgerpflicht an die Stelle des Fortschritts und der Bewegung getreten sind, daß heute in ihm die Reaction herrscht, und eine widerliche Fatalität ihre Maschen über den Boden der Encyklopädisten gesponnen hat? Und diese Reaction, dieser Sieg des Stillstands sind nothwendig, sind unumgänglich gewesen zur Zeitigung einer Masse von Dingen, zur Befriedigung zahlloser Interessen des Landes; die Reaction war erfoderlich für den Frieden, und der Friede erfoderlich für die Industrie, für den Handel, für die Production. Die Revolution, das Vernunftrecht hält keinen Frieden, es muß Krieg führen, weil es des ewigen Sieges bedarf; es muß die Werke des Friedens zerstören, denn der Friede ist die Ruhe, der Stillstand, die Dauer. Die Revolution erzeugt keine edlere Blüte der Menschheit, keine Wissenschaft, keine Kunst; in dem einseitigen Fortstürmen auf der Bahn des Fortschritts, der Bewegung gedeihen die Pflanzen nicht, welchen fast mehr als die Sonne der Bewegung der befruchtende Thau der Ruhe nöthig ist; und wenn die meisten Gewächse im Sumpfwasser verfaulen, so verdorren sie dagegen an der unausgesetzten Hitze der Sonne. Was die französische Kunst und Wissenschaft im letzten Jahrhundert erzeugt hat, entstand unter Ludwig XV., unter dem ruhegebietenden Arme des Kaisers, und unter der Restauration. Und man wundert sich, daß die meisten Künstler und Gelehrten es mit der Macht halten, man denkt Das durch einige Ordensbänder und Gehaltzulagen zu erklären! Die französische Plastik blüht unter der Reaction der Julidynastie auf; darüber ereifern sich Alle die ein Abonnement auf die Revolution genommen haben; Das finden die Männer der abstracten Bewegung fatal, unausstehlich: es ist dennoch wahr. Die Männer der Bewegung müßten also entweder den Beweis liefern, die Kunst, die Wissenschaft seien entbehrlich für das Glück, für die volle Entfaltung der Menschheit; oder sie müssen das Princip der Freiheit, des Fortschritts, der Bewegung erweitern, vervollständigen, das gegentheilige Princip in ihren Dienst nehmen, und von dieser Höhe aus die Welt leiten.

Vor der Hand steht es fest: Frankreich liegt an den Ketten des Stillstands, und die französische Plastik ist im erfreulichsten Aufschwunge begriffen.

Die ästhetische Erziehung blüht also in Frankreich, und das politische Ideal ist einstweilen ausgesetzt. Das war nothwendig, richtig, also auch gut. Aber glauben Sie, alle diese ästhetische Erziehung werde das Land vor einer gründlichen ökonomischen Reform bewahren, lindere einen Augenblick den Nothstand des Volkes, so oft ihm auch von der Leinwand und aus dem Marmor das süße Geheimniß zugeraunt wird: „Alle Schulden sind abgetragen", oder wie Schiller sich ausdrückte:

Ausgestoßen hat sie jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit ...?

Und so will ich Ihnen denn zum Schlusse nicht verhehlen, daß, wenn bei der Betrachtung Goethe's von Parteistandpunkten die Rede sein soll, ich diese Parteistandpunkte erblicke: erstens in der historisch-politischen, von Ihnen so heftig befehdeten Richtung, und zweitens in Ihrem eigenen „universell-poetischen", oder besser ästhetischen Idealismus; daß man aber die größten Menschen und Dinge nur richtig beurtheilt, wenn man sich auf den wahrhaft menschlichen Standpunkt der Gesammtentwickelung stellt, von dem aus die wirkliche, reale, ohne Illusionen aufgefaßte Geschichte der Vergangenheit den untrüglichen Wegweiser für die Geschichte der Zukunft gibt, und zugleich in der ökonomischen Erziehung des Menschengeschlechts die immer gegenwärtige Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft schlägt. Die Kunst ist nicht der Ingenieur dieser Brücke, sondern vor der Hand nur einer der Pfeiler, auch etwa eine zierliche Balustrade für die schweißbedeckten Wanderer; sodann aber das absolute Ziel, der Schattenhain jenseit der Brücke, in welchem die glücklich angelangte Menschheit ihre Wiedergeburt und ewiges Auferstehungsfest feiert.

Wenn diese Weltanschauung, deren Bürgschaft außer von der Vernunft auch noch von den Kunstidealen, und namentlich von den Goethe'schen Werken geleistet wird, eine tendenziöse ist, wenn der Vorwurf der Tendenz, den außer Ihnen auch noch Hr. Düntzer meiner Schrift gemacht hat, sich nicht nur etwa auf den überlebendigen und unruhigen Stil, sondern auch auf den Inhalt bezieht, so weiß ich wahrlich nicht mehr, wo sich Gebrauch und Misbrauch des Wortes Tendenz trennen.

Sie aber, hochgeehrtester Herr und Gegner, sollen keinen eifrigern Leser Ihrer Erklärung der „Ausgewanderten", und in specie des „vertracten Märchens" finden als Ihren

ergebensten Diener

K. Grün.

Vom Ufer der Maas,
September 1847.

Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde. Von Josef Rank.

(Beschluß aus Nr. 308.)

Eine melancholische, eine elegische Stimmung ist daher über die ganze östreichische Poesie ausgegossen, und sie kommt auch in Rank's „Geschichten aus dem Böhmerwalde" zu Tage. Ob der Verf. sich nicht hat einen sehr günstigen Stoff entgehen lassen, indem er z. B. auf die Hussitenkriege gar keine Rücksicht nimmt und seine böhmischen Bauern ohne Weiteres katholisch sein läßt, ob er uns nicht noch ein viel tieferes Interesse hätte einflößen können, wollen wir nicht näher untersuchen; wesentlich verändert könnte der Eindruck aber nicht dadurch werden, denn jene elegische Stimmung welche Rank mit glücklichem Takte antecipirte würde auch dann das Resultat seiner böhmischen Geschichten bleiben, wenn er ihnen auf die angedeutete Weise einen tiefern Inhalt gegeben hätte, oder vielmehr sie würde dann erst als ein Resultat, als etwas Motivirtes erscheinen. Doch Dem sei wie ihm wolle, in keinem Falle steht Rank dem Volke gegenüber auf dem Standpunkte der Frivolität und des Amusement.

Um sich von dem Letztern zu überzeugen, braucht man nur einen Blick in seine Dorfgeschichten hineinzuwerfen. Es zeigt sich in denselben eine wunderbare Einheit des Dichters mit dem Volke, und dem bescheidenen, anspruchslosen, ja schüchternen Wesen welches man auch persönlich an ihm kennt gelingt es sich ganz hinter den Freuden und Leiden dieser Bauern zu verbergen. Er selbst tritt in seinen Erzählungen nicht auf, es müßte denn sein, daß irgendwo ein Besuch nöthig wäre, wo er dann wol selbst die Rolle des besuchenden „Vetters" übernimmt. Dann aber hält er fast den Athem an, um durch seine gebildete Persönlichkeit das Volksleben nicht zu stören; in der lauen Mainacht lauscht er unter der Decke des Lagers hervor welches die Tochter des Hauses ihm geräumt hat, und horcht hinaus in die Stille welche nur durch den Gesang der Burschen unterbrochen wird, die in Scharen durch das Dorf hin- und herziehen. Endlich singen sie nicht mehr und scheinen auseinander gegangen zu sein; da plötzlich kracht das Gebälk an dem Heuboden, auf dem das Lager des Dichters sich befindet; einer der Burschen ist, in der Meinung die Geliebte zu finden, an dem Holzwerke des Hauses emporgeklettert, bittet flehentlich um Einlaß, und stößt, da er keine Antwort und Erlaubniß erhält, klagend und zürnend ein Bund Heu, welches eine schadhafte Stelle in der Wand verdeckt, heraus um einzusteigen. In dem Augenblicke wo der Bursche seinen Irrthum bemerkt, hört man aus der Kammer der Aeltern ein schalkhaftes Kichern: denn dort ist das Mädchen noch wach geblieben in Erwartung der Dinge die da kommen sollen. Am andern Morgen aber will sie sich vor dem Dichter nicht sehen lassen, und ihr kleiner Bruder kommt mit der Nachricht zu Tische, sie stehe draußen unter dem Apfelbaum und schäme sich vor dem Vetter. Vater und Mutter sehen nun den Dichter fragend an; er gibt die gewünschte Aufklärung, und unter herzlichem Gelächter wird die Suppe gegessen.

Diese höchst charakteristische Begebenheit erzählte Rank in dem ersten Bande seiner Geschichten „Aus dem Böhmerwalde". Noch bezeichnender für sein ganzes Wesen ist dort unter dem Titel „Die Geschichte meiner Schwester" die Geschichte einer Gefallenen welche von ihrem Ungetreuen langsam zu Tode gequält wird. Auch diese Begebenheit wird ganz schlicht und in volksthümlicher Auffassungsweise erzählt; die Novelle ist ganz objectiv gehalten, und der Dichter, der wie man hier sieht selbst aus der Quelle getrunken hat aus der die Freuden und Leiden seiner Waldbewohner fließen, bleibt bei ihrem Vortrage ruhig und still wie immer. Ebenso wenig als ihn irgend eine Sitte in seiner Heimat in Verwunderung setzt, ebenso wenig setzt ihn ein Geschick das sich dort erfüllt in Schrecken, wie tief es auch seine Seele im Mitgefühl bewegen mag. So einfach ist das Menschenleben in diesen Wäldern, und so schön weiß Rank es darzustellen, daß der Schmerz immer als eine unmittelbare Folge des genossenen Glücks erscheint, weshalb man ihn gern und willig zu tragen hat.

Ein stilles und bewegtes Leben in dem Rank'schen Dorfe! „Es ist immer wie stilles Weinen in jedem Rauchfange", sagt der Schornsteinfeger, und freilich stirbt das Leid so wenig aus in den Familien dieser Bauern, als die Wogen der Lust jemals

dort verrauschen. Todesfälle bleiben ja nicht aus, auch daß Jemand in die „Fremde" geht kommt vor, und sehnsüchtig ruft man ihm nach: „Lebe wohl! leb' wohl! und schreib!" Aber Das ändert am Leben selbst Nichts, daß Jemand stirbt oder fortgeht. Allnächtlich zieht der Schwarm der Burschen singend durchs Dorf, und jedes Mädchen erkennt die Stimme ihres Liebhabers aus dem Chore heraus. Wenn es dann zwischen einem Burschen und einem Mädchen „anders steht", so werden die Nachbarn zusammengeladen um über die Verbindung zu berathen. Da kommt der Vater in das Haus des Burschen, festlich geputzt, glücklich und heiter nach allen Seiten grüßend und hier und dort unachtsam in einen Graben tretend; „oha!" sagt er dann immer vor sich hin und stampft sich die Stiefel rein, während er links und rechts heitere Antworten gibt wenn er aus der Ferne angerufen wird. Der Vater des Jünglings begrüßt die Gäste freundlich, man spricht Allerlei und Allgemeines hin und wieder, von Haus und Hof und Freund und Feind, bis nun der Brautvater etwas ernster und gemessener die eigentliche Sache zur Rede bringt, weshalb man denn beisammen sei. Nun läßt der Hochzeitstag nicht mehr lange auf sich warten; am Morgen desselben läuft ein dumpfes Brausen lebhafter „Dischkurse" durch die ganze Gegend, und findet in den umliegenden Wäldern, die frühlingsgrün oder herbstlich gefärbt und wehmüthig drein schauen, noch ein vielfaches Echo. Drinnen im Hochzeitshause hat denn sogar der Brautvater auf seine alten Tage noch einmal das Privilegium über den Strang zu schlagen, wovon z. B. det lebenslustige Hoofer in der ersten Erzählung der „Neuen Geschichten aus dem Böhmerwalde", welche „das Hooferkäthchen" heißt, folgenden ausgedehnten Gebrauch machte:

„Während des Hochzeitszuges nach der Kirche hielt sich Hoofer noch ziemlich feierlich, aber als es aus der Kirche wieder heimwärts ging, ließ er sich seine große Pistole geben und schoß der Art fürchterlich, daß es Allen das Gehör fast verschlug. Es war selten eine Hochzeit so lustig gefeiert worden, Hoofer's Saus und Leben trug nicht Wenig dazu bei. Als er nun gar beim Wettrennen plötzlich mit unter den jungen Burschen stand und eine Weile glücklich mit über die Wiese stürmte, da wurde die allgemeine Freude unbeschreiblich; aber auf halbem Wege verließ ihn doch die Kraft, und er mußte den Burschen, die pfeilschnell nach dem Ziele hinstürzten, im Schritte folgen. Mit Jubel und Musik zog man ihm die Strecke entgegen, und viele Stimmen riefen ihm zu: «Fifat, Hoofer, Ihr seid 's der erste Mann rundum!» In der Wirthsstube zog ihn aber Käthchen bei Seite und verwies ihm sanft lächelnd und verlegen sein zu viel Lustigsein. Hoofer hatte gerade ein Glas Bier in der Hand und rief: «Musikanten, wie der Hirt zum Dorf 'naus treibt!» Die Musik spielte eine gewisse Hirtenmelodie und endete als Hofer zu trinken begann mit einem betäubenden Tusch. Hoofer hatte ausgetrunken, ließ den blechernen Deckel klappen, zum Zeichen «daß alle Wasser gesunken und trocken Land da sei», und gab dem Wirthe das Glas hin; dann kehrte er sich zu Käthchen und sagte: «Was? was? Du hast deine Freud' nicht an deinem Vater? Du willst an mir herumcommandiren, wo ich mich losgesagt habe von dir?» Mit einem krähenden Jauchzer umschlang er dann Käthchen's Hals und rief: «Jetzt gleich wirst Eins herumfahren mit mir, oder ich verzeih dir's mein Lebtag nimmer!» Den Musikanten rief er: «Macht Eins auf, daß es alle Engel untereinander bringt, heut sind wir einmal schon aus der Ordnung, jetzt ist Alles Eins, jetzt ist halt Das gleich der Brauttanz», und nun half Käthchen's Erröthen und Sträuben Nichts, sie mußte ein paar male mit dem lustigen Vater herum, der wie ein Geisbock sprang und Räder schlug wie einst der Brauch gewesen war, und den verwunderten und lachenden Burschen zurief: «Ihr seid 's Alle nur Tröpf' gegen uns Alte, wir haben noch andere Kunststück' ausgeführt!» Dabei pleschte (klopfte) er mit beiden Händen die Waden, die Schenkel, die Brust und die Stirn im Takt hintereinander, und sprang mit gleichen Füßen durch einen Bogen seiner Arme und stand beim letzten Bogenstrich schnurgerade da. Alles schrie und lärmte Beifall. Hoofer führte sein Käthchen dem Schwiegervater zu und sagte: «Da prüft was ich Euerm Sohne für ein Tausendgewicht zubring', stampft auch einmal herum.»"

Nach der Hochzeit kommt allmälig die Zeit heran, wo man sich an die Ehe junger Leute gewöhnt, und zuletzt gar nicht mehr anders meint als sei das junge Paar von jeher verheirathet gewesen. Nachdem so die Blüte der Flitterwochen vom Stamme des Lebens abgefallen, ist es die reife Frucht des Hausfriedens welche man für die noch übrige Zeit des Erdendaseins am meisten wünscht.

„Ach (sagt ein junges Weib), die Leut' wissen nicht wie gut sie's haben könnten. Da ist wieder die Brennerlore, die trinkt heimlich Kaffee, und ihr Mann ist dahinter kommen. Das Feuer ist im Dach und wer löscht es wieder? Gar keine Red' nicht, daß die Lore vom Kaffee laßt, aber ihr Mann wird ihr keinen Kreuzer Geld für geben, und der Unfrieden ist fertig: es wird Sünd' und Mänklerei hinterm Rücken des Ehemanns geben. Getreid' wird verschwinden und Flachs und Obst und Leinwand, und Niemand wird wissen wohin. Und geschieht einmal ein Raub von fremder Hand im Hauf', es wird doch die Mutter «Kaffeelützl» die Diebin sein. Denk' aber die Schläg' von ihrem Manne sind dann nicht das Aergste, das Ausrichten von den eigenen Dienstboten ist noch viel schlimmer, und die Kinder müssen es dann von fremden Leuten erst recht nachdrücklich hören."

Während so im Dorfe Alles seinen gewohnten Gang geht, ist dafür gesorgt, daß auch Diejenigen welche in die Fremde ausgewandert sind dort nicht ganz unglücklich werden können. So z. B. als der wackere Friedel eben das Vaterhaus verlassen hatte, vernahm man draußen „ein Aufreißen und Zuschlagen von Holztruhen unterm Dache, ein Treppauf- und Treppablaufen, daß es schien, ein halb Dutzend Menschen wenigstens seien tumultuarisch auf den Beinen im Hause, obwol die Magd Annemarie allein da war"; wirklich machte sie ganz allein den Lärm, denn sie schickte sich an ohne Verabredung dem Sohne des Hauses in die weite Welt zu folgen, um ihn zu pflegen und zu hegen und später mit ihm einen eigenen Hausstand zu gründen.

Das Buch besteht aus vier Novellen, von denen wir der ersten in künstlerischer Hinsicht den Vorzug geben würden. Es wird eine Familie geschildert, welche der Oberknecht Friedel ganz richtig mit den Worten charakterisirt hat: „Andere sind oft im besten Frieden nicht so ruhig gewesen wie die da im größten Unglück still und ordentlich gewesen sind." Die Novelle „Der Irrker und sein Weib" eignet sich, wie schon die schönen echt volksthümlichen Ueberschriften der einzelnen Capitel („Ich habe Weib und Kind, so bin ich nicht ganz allein", „Ich hab' lange gewartet, kommt mein Weib?" „Man baue nur auf seine Schuldner!" „Der Zufall weiß oft auch was er thut", „Ein armer, armer Mann") zeigen, auch zur Lecture für das Volk.

Von Auerbach hat Rank seit dem Erscheinen seines ersten Bandes „Aus dem Böhmerwalde" gelernt in einer Reihe von Erzählungen mit derselben Localität und mit bestimmten Personen hauszuhalten, wie sich überhaupt im Vergleich mit jenen Skizzen ein sehr bedeutender technischer Fortschritt zeigt.

H. Pröhle.

Bibliographie.

Gerstäcker, F., Reisen um die Welt. Ein Familienbuch. 5ter Band. Leipzig, G. Wigand. 8. 24 Ngr.

Hocker, N., Gedichte. Köln, Lengfeld. 8. 15 Ngr.

Kirsch, K. W., Achtzehnhundert sieben und vierzig. Eine Dichtung. Leipzig. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller, W., Gedichte. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 310. —— 6. November 1847.

Spuren der Gottheit in der Entwickelungs- und Bildungsgeschichte der Schöpfung. Nach William Whewell's „Indications of the Creator", und der dritten Auflage der „Vestiges of the natural history of Creation", für deutsche Leser bearbeitet von A. Seubert. Stuttgart, Becher. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Während deutsche Naturforscher, unbekümmert ob ihre Forschungen mit religiösen Satzungen übereinstimmen oder nicht, ruhig den Weg verfolgen den ihnen die Wissenschaft vorzeichnet, oder in einzelnen Ausnahmen, wol gar wie noch neulich Vogt in seinen „Physiologischen Briefen", aus naturwissenschaftlichen Gründen die heiligen Wahrheiten zu annihiliren den Beruf zu haben glauben, thut sich in den Naturforschern jenseit des Meers gerade eine entgegengesetzte Tendenz in dieser Beziehung kund. Wie im Leben so auch in der Wissenschaft hält der Engländer an dem religiösen Elemente fest. Ihm genügt nicht sich nur äußerlich als strenger Anhänger der Gebräuche seiner Kirche zu zeigen, nebenbei aber und unabhängig davon auf wissenschaftlichen Gebieten seinen Forschungstrieb zu befriedigen: er will auch, daß Wissenschaft und religiöser Glaube Hand in Hand gehen, er sucht nach einem Einverständniß zwischen sinnlicher und übersinnlicher Welt, und sträubt sich gegen jeden Eingriff von Seite der Wissenschaft, der ihn im Besitze seiner religiösen Ansichten stören könnte.

Ein solches Streben am religiösen Glauben festzuhalten, und ihn womöglich mit wissenschaftlichen Forschungen in Einklang zu bringen, und dadurch noch mehr zu begründen, spricht sich in mehren neuern Werken englischer Naturforscher, namentlich auch in den bekannten „Bridgewaterbüchern", aus; auch das vorliegende Buch hat die gleiche Tendenz. Aber wir haben es hier nicht mit jener weichlichen und süßlichen Schriftstellerei zu thun, die sich nur in religiösen Gefühlen gütlich thut, und das Schwert der wissenschaftlichen Kritik nicht aus der Scheide zu ziehen wagt, um nur jenen Gefühlen nicht wehe zu thun. Zwar zeigt sich der Verf. durch und durch als Mann von religiöser Gesinnung, aber er steht auch ebenso fest auf wissenschaftlichem Boden, ja, die Wissenschaft steht ihm höher als der Glaube, namentlich da wo es sich um Gegenstände handelt, wo die wissenschaftlichen Ansichten nicht mit dem Buchstaben der Heiligen Schrift in Einklang zu bringen sind. Nur da wo uns die naturwissenschaftlichen Forschungen keine weitere Aufklärung mehr zu bieten vermögen, wo sich aus sinnlichen Erscheinungen keine Aufschlüsse ergeben, und es sich um Endzweck der belebten Schöpfung und um eine persönliche Einwirkung Gottes auf den Menschen handelt, fühlt sich der Verf. gedrungen sich dem Glauben anzuschließen, aber auch da nur, um ihn auf philosophische Weise zu bekräftigen, und ohne deshalb den Resultaten naturwissenschaftlicher Forschungen Etwas zu vergeben.

Der Verf. gibt uns in verständlicher Weise ein Bild der Schöpfung von der ersten Entstehung fester Kerne aus dem nebligen Stoffe durch alle verschiedenen Bildungsepochen hindurch bis zur Erschaffung des Menschen, indem er jeder dieser Epochen die ihr entsprechenden organischen Bildungsformen gegenüberstellt. Obwol durch einen engen Rahmen begrenzt, schließt doch dieses Gesammtbild Nichts von Bedeutung aus, und kann daher, insbesondere den Laien, manches ausführlichere geologische Werk entbehrlich machen; da indessen die hier behandelten Gegenstände in neuerer Zeit vielfältig auch in deutschen Werken besprochen worden sind, so unterlassen wir es in ein näheres Detail einzugehen, uns nur auf wenige einzelne Ansichten und Bemerkungen beschränkend.

Ueber den bunten Sandstein, der neuerlich wegen der in ihm bei Heßberg in der Nähe von Hildburghausen gefundenen eigenthümlichen Spuren urweltlicher Thiere die Aufmerksamkeit der Naturforscher vielfältig in Anspruch genommen hat, findet sich (S. 77) folgende nicht unwichtige Thatsache:

Tief unten am Grunde der kohlenstoffhaltigen Gebirgsart hat man Platten in einer großen Flächenausdehnung gefunden, und dabei jene eigenthümliche Corrugation oder Runzelung welche die zurücktretende Meeresflut an einem sandigen Strande hinterläßt, wenn die See nur wenig bewegt ist. Diese Rippenzeichen hat man nicht nur auf der Oberfläche gefunden, sondern leichte Umrisse davon zeigen sich auch an den untern Theilen darüberliegender Platten. Diese Erscheinungen deuten die Zeit an wo der zuletzt zu steinernen Platten gebildete Sand noch ein Theil der Küste eines Meeres aus dem kohlenstoff-

haltigen Zeitraume war, und, in wellenförmiger Gestalt von der Ebbe zurückgelassen, durch die Flut mit einem dünnen Lager frischen Sandes bedeckt wurde u. s. w.; genau so wie Dies heutigen Tages noch geschehen könnte. Gerippte Sandsteinflächen findet man in folgenden Gebirgsformationen: in denen des neuen rothen Sandsteins an mehr als einer Stelle in England; diese tragen noch dazu Eindrücke darauf gefallener Regentropfen, demnach von einem Regen aus jenem unendlich fernen Zeitalter in welchem der Sandstein gebildet wurde; in dem Greenhellsandstein, in der Nähe von Shrewsbury; hier war es sogar möglich die Richtung zu bestimmen woher der Regenschauer kam welcher die Eindrücke auf die sandige Fläche gemacht hatte, indem die Ränder der Zeichen an der einen Seite etwas erhaben sind, gerade wie Dies ein schief fallender Regen heutzutage an unsern Küsten bewirken könnte. Diese Facta sind ebenso interessant wie die Jahreszeitenringe an den zapfentragenden Bäumen von Craigleith, da sie eine Gleichheit zwischen manchen Naturprocessen der frühern und unserer eigenen Zeit beurkunden.

Zu weit scheint uns der Verf. (S. 116) in der Annahme zu gehen, daß auch die Bewohner anderer entfernter Weltkörper nicht nur eine allgemeine, sondern auch eine specielle Aehnlichkeit mit denen unsers eigenen haben mögen. Er folgert nämlich, daß, da die Materie ursprünglich in eine Masse verschwommen gewesen sei, deren einzelne Theile die Sphären sind, so müsse auch der unorganische Stoff überall als derselbe angenommen werden, obwol wahrscheinlich mit einigem Unterschiede im Verhältnisse der Bestandtheile der verschiedenen Weltkugeln, sowie mit einigem Unterschiede in den Bedingungen unter welchen sie entstanden. Sowol im Jupiter und Sirius wie hier müßten die vegetabilischen und die animalischen organischen Körper aus einer gewissen Anzahl von Elementen unorganischer Stoffe zusammengesetzt sein, und es sei daher beinahe gewiß, daß kraut- und holzartige Fasern, daß Fleisch und Blut die Bestandtheile der organischen Wesen aller der Sphären bilden die bis jetzt Sitze des Lebens seien. Gravitation, Elektricität, Wärme und Licht seien allgemeine Thätigkeiten, welche, wie sie auf Erden auffallende Beziehungen zu organischem Leben und Baue haben, auch in andern Sphären als solche Thätigkeiten betrachtet werden könnten. Wir begreifen in der That nicht, wie der Verf. bei seiner sonst so klaren Einsicht in die kosmischen Verhältnisse eine solche Ansicht damit in Uebereinstimmung bringen konnte. Abgesehen von der möglichen Verschiedenheit in den Verhältnissen der Bestandtheile der verschiedenen Weltkörper, welche ja auch der Verf. zugibt, läßt sich schon aus der verschiedenen Entfernung derselben von der Sonne, aus der verschiedenen Masse derselben voraussetzen, daß Organismen wie die welche unsere Erde bewohnen auf ihnen nicht fortkommen können. Wie sollten sie z. B. auf dem Saturn bestehen, wo unser Wasser augenblicklich in ewiges Eis erstarren; wie auf dem Mercur, wo unsere Metalle wie Wachs zerschmelzen würden; wie auf dem Saturn, wo 2600 und einige 90, und wie auf dem Uranus, wo gar 7000 Tage einen Frühling ausmachen, verhältnißmäßig aber auch die übrigen Jahreszeiten von gleicher Länge sind? Wie sollten Pflanzen und Thiere, gleich den unsern, auf dem Jupiter existiren können, wo wahrscheinlich das vorherrschende Element Wasser ist, wie auf dem Monde, wo es nach den Vermuthungen der Sternkundigen ganz daran gebricht? Wenn es daher auf den verschiedenen Weltkörpern wirklich organische Wesen gibt, was nicht in Abrede gestellt werden soll, so läßt sich wenigstens voraussetzen, daß sie von ganz anderer Natur und Beschaffenheit sein müssen als die welche unsere Erde bewohnen. Und wer möchte daran zweifeln, daß auch hier die Weisheit des Schöpfers den verschiedenen Weltkörpern eine ihrer Natur entsprechende Organisation angepaßt haben werde, wie Dies ja auch schon in Hinsicht auf die mannichfaltigen Theile und Zonen dieser Erde geschehen ist?

Auf S. 123 findet sich die etwas kühne Behauptung, daß die Erzeugung von Schalthierchen eine natürliche Operation sei, welche sehr gut durch künstliche Mittel nachgeahmt werden könne; denn wenn sich auch ein thierisches Product nachbilden läßt, so ist dies deshalb noch keine wirkliche Thierbildung. Jedenfalls aber ist das Factum selbst interessant genug um hier eine Stelle zu finden. Es heißt nämlich daselbst:

Eine derartige Incrustirung findet sowol an der Außenseite als der Innenseite eines Rades in einer Bleicheinrichtung statt, wo das baumwollene Tuch von dem zu seiner Reinigung angewendeten Kalke frei gewaschen wird. Durch die von dem Weber angewandte Beize erhält das Tuch den animalischen Stoff Gallert. Dieser und der Kalk bilden die Bestandtheile der Incrustirung ganz wie bei natürlichen Schalthieren. Bei dem zu Catrine in Ayrshire verwendeten Rade, wo das Phänomen zuerst mit dem Auge der Wissenschaft beobachtet wurde, erfoderte es zehn Jahre, um einen 1/10 Zoll dicken Ueberzug hervorzubringen. Diese Incrustirung trägt alle Merkmale der Schalthiere an sich: sie hat eine schönpolirte Oberfläche, einen bunten Farbenglanz, und beim Bruche eingeplättetes Gewebe. Die Untersuchung derselben hat sogar einiges Licht über den Charakter und die Bildungsweise natürlicher Schalthiere verbreitet. Die Platten aus welchen die ganze Substanz zusammengesetzt ist, bildeten sich nach und nach, und in gewissen Zeiträumen. Im Allgemeinen sind immer zwei anstoßende Plättchen durch ein dünnes, buntglänzendes Häutchen getrennt, dessen Dicke zwischen dem 1/3000000 bis 1/5000000 Theil eines Zolls schwebt, und alle die verschiedenen Farben von Blechplatten hervorbringt, welche der Dicke derselben entsprechen. Zwischen einigen von diesen Metallplatten existirt kein Häutchen, wahrscheinlich weil der Zeitunterschied zwischen ihrer Bildung zu kurz war, und zwischen andern bildete sich das Häutchen von ungleicher Dicke. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese buntglänzenden Häutchen sich bilden während das Wasserrad in der Nacht ruht, und daß, wenn kein Häutchen zwischen zwei Metallplättchen vorhanden ist, zwischen dem Trocknen oder Verhärten eines Plättchens und der Ablagerung eines zweiten ein Zeitraum verstrich der zu kurz war um die Bildung derselben zu gestatten (was vielleicht daher kam, daß das Werk den Tag über gehemmt wurde). Daraus hat man in Folge einer beharrlichen Nachforschung den Schluß gezogen, daß jene Perlmutterfarben, welche sich dem Wachse nicht mittheilen lassen, aus den glänzenden Häutchen entstehen die zwischen den Plättchen abgelagert sind; und Dieses hat zu dem weitern Schlusse geführt, daß das Thier wie das Rad periodisch von seinen Arbeiten bei Bildung der natürlichen Substanz ausruhe.

Von den Naturforschern nicht zu übersehen sind die Gründe welche der Verf. (S. 125 fg.) für die Generatio aequivoca anführt. Unter mehren wichtigen That-

sachen nur eine, die uns wenigstens bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Ein gewisser Crosse nämlich machte einige Krystallisationsversuche, indem er eine mächtige Volta'sche Batterie auf eine mit kieselsaurer Pottasche gesättigte Lösung wirken ließ, und erhielt dabei unerwartet eine unbekannte Insektenart in beträchtlicher Menge. Versuche mit salpetersaurem Kupfer hatten gleichfalls die Erzeugung von Insekten zur Folge. Entmuthigt durch die kalte Aufnahme seiner Versuche gab sie jedoch Crosse bald auf; aber einige Jahre später wurden sie von Weekes von Sandwich fortgesetzt, und zwar mit ganz gleichem Erfolge. Er wendete außer der ersten der oben erwähnten Substanzen noch eisensaure Pottasche an, da diese eine größere Quantität von Kohle, dem Hauptelement organischer Körper, enthält, und durch diese Substanz wurden die Insekten in vermehrter Anzahl erzeugt. Crosse hatte bei seiner mächtigen Batterie dieses Experiment in wenigen Wochen zu Stande gebracht, die ersten Versuche Weekes' dagegen erfoderten gegen elf Monate, woraus sich schließen läßt, daß die Elektricität bei diesem Experimente hauptsächlich mit im Spiele war. Die Veränderungen welche mit dem Fluidum vorgingen auf welches man einwirkte, waren in beiden Fällen merkwürdig und beinahe dieselben. In Weekes' Apparat wurde die kieselsaure Pottasche zuerst trübe, sodann milchig. Um den negativen Draht der Batterie, der in die Flüssigkeit getaucht wurde, sammelte sich eine Quantität gallertartigen Stoffs (also einer der proximaten, zunächst nach den Urstoffenden kommenden Stoffe, aus denen sich animalische Körper bilden). Weekes bemerkte nun, wie aus dieser Materie ein Insekt nicht sobald hervorkam, als es sogleich nach der Oberfläche des Fluidums stieg, und sich in einer dunkeln Ecke des Apparats zu verbergen suchte. Die von beiden Experimentatoren hervorgebrachten Insekten scheinen dieselben gewesen zu sein, nämlich eine Art Acarus, ein kleines, halb durchsichtiges und mit langen Borsten versehenes Thier, das man nur mit Hülfe des Mikroskops sehen kann. Einige dieser Insekten schienen bald nachdem ihre Existenz begonnen hatte ihre Gattung zu vermehren. Man sah sie bisweilen nach dem Fluidum zurückkehren um Nahrung zu holen, und hier und da fraßen sie auch einander auf. Bemerkt muß noch werden, daß Weekes alle nur ersinnlichen Vorkehrungen getroffen hatte, um die Möglichkeit einer Entwickelung der Insekten aus Eiern auszuschließen. Das Holz des Gestells war in einer bedeutenden Hitze ausgedörrt worden; ein glockenähnliches Glas bedeckte den Apparat, die atmosphärische Luft unter demselben wurde durch die Dämpfe ausgetrieben welche beständig aus der Flüssigkeit hervorstiegen, und für deren Ausgang eine Oeffnung am obern Theile des Glases so angebracht war, daß nur diese Dünste passiren konnten. Das Wasser war destillirt, und die Substanz des Silicats der Weißglühhitze ausgesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte eines deutschen Philosophen. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr.

Für die Verständigen wird der bloße Inhalt dieses Titels eben nichts Bedenkliches haben, wenngleich seine Wahl etwas tendenziös erscheint. Zwar hat Hegel, so mannichfach er sich auch in der Poesie versucht hat, doch eigentlich niemals einen ordentlichen Vers zu Stande bringen können, und in seinem Systeme ist unendlich mehr Ordnung und Rhythmus sogar als in seinen Gedichten, wenigstens soweit Rosenkranz sie in der Biographie mitgetheilt hat. Aber man braucht auch nicht gerade Philosophen von Fach zu meinen, man kann nur den Zweifelnden auf „Die Künstler" Schiller's verweisen: kein Philosoph wird es wagen die Philosophie, kein Dichter die Poesie zu leugnen in diesem herrlichen Werke, wo die Vermählung gefeiert wird von der Goethe sagt:

> Sei das Wort die Braut genannt,
> Bräutigam der Geist!

In einer so wohlwollenden Stimmung schlug Rec. obiges Buch auf, und war nicht unzufrieden gleich im Anfang das elegische Metrum zu finden, welches unstreitig durch seinen Schwung und Rhythmus sehr geeignet ist Dasjenige freundlich zu ersetzen was vielleicht in andern modernen Maßen als ein Mangel der Reflexionsdichtung hervortreten würde. Etwas Aehnliches läßt sich von der Form des Sonetts sagen; wer sie in seiner Gewalt hat, kann manche Schwächen damit zudecken und manchen Effect, der sonst dem bloßen, wenn auch noch so wahren und geistvollen Gedanken versagt sein würde, erreichen; denn weil man die Kunst wahrnimmt, achtet man nicht so streng auf die freie, an kein Maß gebundene Poesie. Sonette finden sich nun ebenfalls in ziemlicher Anzahl unter den Gedichten des deutschen Philosophen; sehen wir jetzt, ob er vielleicht Beides in verständiger Absicht oder zufällig gewählt hat.

Die Elegie ist an Arnold Ruge gerichtet; die burschenschaftliche Jugend, das Gefängniß, dann die publicistische Thätigkeit, das Alles ist wohl geeignet eine Elegie zu füllen. Doch erst gegen das Ende gelingt es dem Verf. in den rechten Ton zu kommen. Mit Bezug auf Ruge's Bestrebung, die Heroen unserer classischen Philosophie und Poesie wieder in den Kampf der Gegenwart zu führen, heißt es von dem Verhältniß derselben zu unserer Zeit:

> Jeglicher Wahn schließt, ohne Bewußtsein, Wolken vergleichbar
> Welche das strahlende Bild himmlischer Sterne umzieh'n,
> Heimlich die Wahrheit ein: so auch die ersehnten Gefilde
> Seligen Lebens das Reich unserer geistigen Welt,
> Welche mit hehren Gebilden und anmuthreichen Gestalten
> Ewig der schaffende Geist denkend und dichtend erzeugt:
> So auf Erden bereits, vorbildend die künftigen Zeiten,
> Ruft er den Himmel herab unserm bedrückten Geschlecht.
> Wahrlich, der Himmel der Kunst und des geisterbeschwörenden Wissens
> Glänzet mit Sonnen geziert, herrlich in leuchtender Pracht,
> Ueber dem wolkenbedeckten, gewitterbedroheten Deutschland;
> Fürchten die Wolken wir nicht, trinken wir freudig das Licht!

Freilich wird Niemand diese Verse verstehen der nicht einigermaßen mit der neuesten Entwickelung der Philosophie vertraut ist; und jener bekannte Ausspruch Goethe's fodert dieses Vertrautsein nicht sowol vom Dichter als vom Kunstkritiker. Aber doch ist Leben und Schwung in ihnen, und wenn der künstlerische Sinn hinzugekommen wäre, möchte hier die producirende Kraft wol genügt haben zu einem wirklich schönen Gedicht. Das ist aber der Mangel des jungen Philosophen; wir wissen nicht was er sonst etwa in der ästhetischen Kritik leistet, aber wo er selbst das Object derselben sein sollte, ist er wenig gewandt und scharfblickend. Es ist ihm sehr Ernst mit seiner Poesie, und auch außer diesem immer anerkennenswerthen Charakter derselben offenbaren sich in manchen Gedichten Züge von Harmonie und innerer Liebenswürdigkeit, die neben den himmelstürmenden und revolutionnairen Gedanken um so anziehen-

der sind. Aber er kann sich selbst nicht kritisiren, er weiß es nicht wenn seine Bilder schief, seine Verse holprig, seine Wendungen oft complet prosaisch sind; und Das ist dann um so bedenklicher, und wird um so strenger getadelt werden, da er eine nicht geringe Dosis von Selbstvertrauen besitzt. Er theilt ein Bruchstück einer unvollendeten „Rhapsodie", betitelt: „Der Pfarrer Johannes, oder der Tugendbund", am Schlusse des Buchs mit. Das ist nun, abgerechnet den Stoff und die schlechten Verse, Nichts als eine Nachahmung der „Luise" von Voß, an deren Vortrefflichkeit man auf eine dem Philosophen gar nicht günstige Art lebhaft erinnert wird; dabei ist er nichtsdestoweniger so frei uns dies, in der That schülerhafte, Product hinzustellen

> Zum Zeichen, daß die griech'sche Muse freundlich mir
> Der Liebe innigste Umarmung nicht versagt.

Wir glauben ihm gern, daß er in die griechische Muse verliebt ist, wir würden es auch hingehen lassen, wenn er mit Horazischer Bescheidenheit von einem spiritus tenuis Grajae camoenae redete; aber wenn er einmal geträumt hat, die Muse hätte ihn umarmt, so kann er von Andern nicht verlangen, sie sollten glauben, er habe schon Kinder mit ihr gezeugt.

Wir führen noch ein Sonett an, als Beispiel wie manchesmal die poetische Intention nicht übel ist, die klare Form aber nicht erreicht wird.

Mikrokosmus.

Wenn ich im milden Licht des Monds zuweilen
Gedankenvoll zur Abendstunde gehe,
Und ein gebroch'nes Herz, den Halbmond sehe,
So flüstert ihm mein Herz wie diese Zeilen:

Da Beide wir ein gleiches Schicksal theilen,
Ich auch im Dienste meiner Sonne stehe,
Thu' ich wie du; in mir zufrieden flehe
Ich nicht dem Licht der Hohen zu enteilen.

Du, liebes Herz, mit deinem schwachen Lichte
Bist nur Trabant der Sonne, welche oben
Gedankenstrahlend ich zum Himmel richte.

Müßt ihr die Harmonie des Alls nicht loben?
Des Herzens Mond sei denn, wie im Gedichte,
Von Sonnenstrahlen eures Haupts umwoben.

124.

Literarische Notiz aus Frankreich.

China.

Folgender vor einiger Zeit in Paris erschienene Reisebericht: „Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie, par *Aug. Haussmann*, attaché à la légation de Mr. de Lagrené", wird Freunden der Völkerkunde von Werth und Interesse sein. Seitdem China dem europäischen Handel geöffnet ist, nimmt die allgemeine Neugierde Alles was von diesem Lande erzählt wird, von dem man so lange nur unbestimmte und sehr unvollständige Begriffe haben konnte, mit einem lebhaften Interesse auf. Wenngleich auch Englands siegreiche Waffen den freien Eintritt in einige Häfen erkämpft haben, so haben sie leider den Widerwillen der Chinesen gegen Fremde bis jetzt nicht vermindert. Das auf dem Schlachtfelde leicht besiegte Himmlische Reich glaubt sich nicht weniger himmlisch, und fährt fort alle Barbaren Europas mit tiefer Verachtung zu betrachten. Der Reisende darf ebenso wenig wie sonst ins Innere des Landes eindringen, und er stößt fast immer noch auf dieselben Hindernisse wie früher, wenn er die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, die sehr wenig geneigt sind ihn einen unbescheidenen Blick in das Heiligthum ihres häuslichen Herdes werfen zu lassen, studiren will. Allerdings ist die Unkenntniß der chinesischen Sprache ein schwer zu überwindendes Hinderniß. Aber es ist weder das einzige noch das größte, und die Europäer haben offenbar noch viel zu thun, bevor es ihnen gelingen wird China etwas genauer kennen zu lernen. Der officielle Charakter Haußmann's, als der französischen Gesandtschaft attachirter Abgeordneter für den Handel, erlaubte ihm die chinesische Gesellschaft, in der Person der verschiedenen Würdenträger, welche beauftragt waren mit dem Gesandten de Lagrené zu unterhandeln, in Augenschein zu nehmen. Auch bietet sein Reisebericht ein besonderes Interesse dar, um so mehr, da er sich nicht blos auf China beschränkt, sondern sehr interessante Details über die verschiedenen Länder welche die Expedition auf ihrer großen, ihr durch ihre Instructionen vorgeschriebenen Rundreise erforschen sollte. Es war vorzüglich zu Kanton, wo Haußmann Gelegenheit fand die chinesische Bevölkerung mit Muße zu studiren. Er gibt ein merkwürdiges Gemälde von dieser so volkreichen und beweglichen Stadt mit ihren von einer thätigen Menge gefüllten Straßen, mit seinem Fluß, auf dem man 84,000 Böte zählt, ungefähr 300,000 Einwohner in sich fassend, welche ihr Leben in diesen schwimmenden Wohnungen zubringen, darin ihr Gewerbe treiben, ihre Geschäfte und ihre Vergnügungen concentriren. In diesem sonderbaren Lande hat sich die Civilisation in einem in mancherlei Hinsicht erstaunenswerthen Grade entwickelt, ohne dieselben Anfoderungen wie in Europa nach sich zu ziehen. Der arme Chinese wählt im Allgemeinen den öffentlichen Platz zu seinem Aufenthaltsorte. Da treibt er seine Profession, legt er seine Waaren oder die Insignien seines Metier aus, zieht er seine Kunden durch Rufen oder durch Inscriptionen und sinnbildliche Schildereien heran. Des Abends zieht er sich in elende Schlupfwinkel zurück, wo ein einziges feuchtes, finsteres und schlecht verschlossenes Stübchen oft einer zahlreichen Familie zu Küche, Speisezimmer und Schlafkammer dient. Seine Armuth ist ohne Zweifel groß, aber es scheint, daß der Formalismus einer Etikette, welche die kleinsten Details des Lebens umfaßt, dazu beiträgt dasselbe erträglich zu machen, oder wenigstens das Murren und Klagen zu ersticken. Die Sitten der untern Classen sind im Allgemeinen ziemlich mild. Wenn auch ihre Sprache grob ist, so sieht man sie selten sich durch Zorn zu gewaltthätigen Handlungen hinreißen zu lassen. Eine wenig zahlreiche Policei reicht hin um die Ordnung in der starkbevölkerten Stadt Kanton zu unterhalten, wo es mehr vielleicht als in irgend einem andern Theile des Reichs kühne Verbrecher gibt welche große Wachsamkeit nöthig machen. Bei der chinesischen Bourgeoisie ist es das Familienleben welches die Oberhand hat; die Bürger beschränken sich gern auf die stillen Freuden des Innern ihrer Wohnungen. Der Luxus der Reichen besteht hauptsächlich darin ihre Häuser zu verschönern und in denselben alle Zierlichkeiten und Bequemlichkeiten (comforts), welche ein barocker, aber sehr raffinirter Geschmack an die Hand gibt, zu vereinigen. Herr Haußmann beschreibt das prachtvolle Landhaus eines reichen Kaufmanns, welcher die französische Gesandtschaft mit edler Gastfreiheit bewirthet, und macht uns auch mit der bescheidenen und zurückgezogenen Lebensweise einer bürgerlichen Familie bekannt, bei der er mehre Wochen in Chusan logirte. Seine Bemerkungen tragen das Gepräge der Wahrheit, welches sehr geeignet ist Zutrauen einzuflößen. Er gibt einen schnellen Ueberblick der politischen Institutionen, der Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten, der bürgerlichen und der religiösen Gebräuche. Unser Reisender besucht nach und nach die verschiedenen chinesischen Häfen, welche durch den mit den Engländern neuerdings geschlossenen Handelstractat dem europäischen Handel geöffnet sind. Er gibt wichtige Belehrungen über die Hülfsquellen welche sie darbieten, und über die Wahrscheinlichkeiten für ihren künftigen Schwung. Nur zwei, der von Kanton und der von Changhâi, scheinen ihm bestimmt bedeutende Niederlagsplätze zu werden. Was die übrigen Häfen betrifft, so ist noch wenig Hoffnung vorhanden, daß sie sich heben werden, wenigstens so lange als die Chinesen sich von ihren Vorurtheilen gegen die Fremden nicht befreit haben. In einem zweiten Theile, der später erscheinen wird, gedenkt Haußmann von den Handelsfragen insbesondere zu handeln und alle Erläuterungen die er über diesen Gegenstand hat sammeln können darzulegen.

31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 311. —— 7. November 1847.

Spuren der Gottheit in der Entwickelungs- und Bildungsgeschichte der Schöpfung rc. Von A. Seubert.

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Eine besondere Beachtung verdient die jedenfalls sehr sinnreiche Hypothese des Verf. über die Entwickelung des Pflanzen- und Thierreichs. Alle die mit dieser Entwickelung verbundenen Erscheinungen wurden zuerst im Rathe der göttlichen Weisheit bestimmt, nicht nur um auf dieser Sphäre, sondern auf allen andern im Raume mit den nothwendigen Modificationen zu entstehen, und hier und überall unter der unmittelbaren Begünstigung der schaffenden Willenskraft oder Energie vom Ersten bis zum Letzten durchgeführt zu werden. Das kernartige Gefäß, die Grundform der ganzen Organisation müssen wir als den Vereinigungspunkt des Unorganischen und Organischen betrachten — als das Ende des Mineralreichs und den Anfang des Pflanzen- und Thierreichs, welche von da in verschiedenen Richtungen, aber in einer allgemeinen Parallele und Analogie ausgehen. Dieses kernartige Gefäß selbst ist der Typus eines reichen und unabhängigen Seins in den Infusionsthierchen, sowie der Ausgangspunkt des fötalen Processes jedes höhern Individuums, sowol in der animalischen als vegetabilischen Schöpfung. Es ist Dies eine Wesenform, von der wir Ursache haben zu glauben, daß sie durch elektrische Thätigkeit hervorgebracht, obschon vielleicht nicht zum vollständigen Leben befördert werde, und zwar im Albumen, einem jener Bestandtheile animalischer Körper, deren Zusammensetzung keine chemischen Eigenthümlichkeiten enthält welche die augenblickliche Erzeugung derselben im Laboratorium verböten. Mit Hülfe dieser Vorbegriffe gelangen wir zu der Annahme, daß der erste Schritt in der Schöpfung des Lebens auf diesem Planeten eine chemisch-elektrische Operation gewesen sei, wodurch einfache Keimgefäße hervorgebracht wurden. Nachdem der Verf. auf diese Weise gleichsam das erste punctum saliens der organischen Schöpfung gewonnen, verfolgt er das Vorrücken desselben zu complicirtern Wesenformen mittels des Zeugungsprocesses. Aber auch hier geht die Trennung der verschiedenen Geschlechter nur durch weitere organische Entwickelung vor sich. Alle Wesen sind auf einer gewissen Stufe des embryotischen Processes weiblich. Eine gewisse Anzahl von ihnen rückt nachher zur Männlichkeit vor. Ein eigentlicher Unterschied ist nicht vorhanden, und alle Unterschiede sind sämmtlich nur scheinbar. Aber auch auf den Charakter der Artenverschiedenheit hat die Entwickelung Einfluß. Menschliche Familien, Volksstämme oder Nationen steigen entweder von einer niedern Form zu einer höhern auf, oder sinken von einer höhern zu einer niedern herab. Endlich bewährt sich auch dieses Gesetz bei gewissen Classen von Monstrositäten. Ein menschlicher Fötus wird oft bei einem der wichtigsten Theile seiner Gestaltung unvollkommen entwickelt, verlassen. Das Herz kommt nicht weiter als zur Dreikammerform, sodaß es das Herz eines Amphibiums ist. Es gibt sogar Beispiele, daß dieses Organ bei der Zweikammer- oder Fischform stehen blieb. Auch glaubt der Verf. annehmen zu können, daß noch jetzt ein Uebergang von einer Art in die andere in irgend einem dunkeln Gebiete der Schöpfung, oder unter außerordentlichen Umständen stattfinden könne, und beruft sich hier auf das bekannte, jedoch von den Oekonomen Deutschlands mannichfaltig bestrittene Factum, daß, wenn Hafer, der zur gewöhnlichen Zeit gesäet, während des Sommers und Herbstes in abgemähtem Zustand erhalten, und den Sommer über unangetastet gelassen wurde, am Ende des folgenden Sommers eine dünne Roggenernte erschien. Obgleich sich der Verf. hierbei auf eine von ihm achtungswerth genannte Autorität bezieht, so können wir der Sache doch keinen rechten Glauben schenken. Wir haben nämlich eine ähnliche Erscheinung in Bezug auf die Digitalis purpurea beobachtet, die auf einmal in großer Menge, und als wäre sie vorher dahin gesäet worden, an einer Waldstelle erschien, die zuvor abgeschlagen worden war, während vorher ehe Dies geschah auch nicht ein Exemplar dieser Pflanze an dieser Stelle gesehen worden war. Wir erklärten uns aber die Sache so, daß wir annahmen, der Same derselben habe früher schon an dieser Stelle gelegen, und sei erst wieder zur Entwickelung gekommen, nachdem dazu die Bedingungen durch das Abhauen des Waldes gegeben worden seien. Auf ähnliche Weise kann es sich auch mit dem Roggen verhalten. Der Same desselben war von einer frühern Ernte auf dem Acker liegen geblieben, und schlug Wurzeln nachdem der später darauf gesäete Hafer abgemäht war.

Der Begriff den sich der Verf. demnach von dem Fortschritte des organischen Lebens auf der Erde bildet, ist der, daß der einfachste und uranfängliche Typus nach einem über das Gesetz der Lebenserzeugung erhabenen Gesetze dem zunächst über ihm stehenden Typus das Leben gab; daß dieser wieder den nächst höhern erzeugte, und so fort bis zum höchsten, wobei die Stufen des Fortschritts immer sehr klein waren, d. h. nur von einer Art zur andern führten, sodaß das Phänomen immer einen einfachen und bescheidenen Charakter trug. So war die Erzeugung neuer Formen, wie wir sie auf Seiten der geologischen Geschichte gewahren, nie etwas Mehr als eine neue Stufe im Progreß der Schwangerschaft, ein so einfaches, natürliches, und ebenso wenig von wunderbaren und auffallenden Umständen begleitetes Ereigniß, als das stillschweigende Wachsthum des Fötus einer gewöhnlichen Mutter von einer Woche ihrer Schwangerschaft zur andern. Dabei läßt es sich, dem Verf. zufolge, durchaus nicht denken, daß bei der Erzeugung jedes Einzelnen wieder eine besondere Handlung des Schöpfers stattgefunden habe. Wenn man vielmehr die organische Schöpfung als die Wirkung eines allgemeinen Gesetzes ansieht, so sehen wir selbst in den unvollkommenern oder rudimentairen Organen keine Mängel, sondern nur harmlose Eigenthümlichkeiten der Entwickelung, und interessante Zeugnisse von der Art und Weise wie dem göttlichen Schöpfer zu arbeiten beliebte.

Als physikalische Bedingungen welche hauptsächlich Einfluß auf die organische Entwickelung gehabt haben, werden zunächst Luft und Licht hervorgehoben. Man hat im Lichte ein Haupterfoderniß zur Entwickelung des individuellen Embryo gefunden. Als Dr. Milne Edwards unausgebildete Frösche in eine durchlöcherte Büchse that, und diese Büchse in die Seine versenkte, wobei das Licht die einzige Bedingung war die auf diese Weise entfernt wurde, so erreichten sie allerdings eine bedeutende Größe in ihrer ursprünglichen Form; allein sie erlitten die gewöhnliche Umwandelung nicht welche ihren reifen Zustand als Frösche bezeichnet. Der Proteus, ein Thier aus dem Froschgeschlechte, welches in unterirdischen Wassern lebt, wo kein Licht hinkommt, und das die Branchien nie in Lungen umwandelt, scheint durch eine ähnliche Ursache in der Entwickelung dieses Theils seiner Organisation aufgehalten worden zu sein. Einige arme Leute welche ihren Aufenthaltsort in den Zellen unter den Befestigungen von Lisle gewählt hatten, erzeugten eine so große Anzahl von gebrechlichen Kindern, daß man es für nöthig hielt einen Befehl zur Abschließung dieser Zellen zu geben.

Nicht minder beachtenswerth als die Abschnitte über die Entwickelungsgeschichte der Thiere ist der über die Anfangsgeschichte des Menschen. Der Verf. gibt zu, daß die erste menschliche Generation aus mehren Paaren bestanden, die jedoch an einer und derselben Stätte wohnten, daß sie aber, was den äußerlichen Charakter betrifft, bedeutend voneinander verschieden gewesen sein mögen. Nebenbei nimmt er aber auch an, daß es, jedem Einwurfe philologischer Natur zum Trotze, wenigstens noch eine andere Linie oder Quelle des Ursprungs, etwa in Afrika, gegeben habe, aus der ein in der Art identisches, obschon verschieden bezeichnetes Wesen hervorgegangen sei. Ebenso bestreitet er, daß wir Nichts von einer Civilisation wissen, die sich stets von selbst erzeugt habe, und daß diese immer nur einem Volke durch ein anderes mitgetheilt werde. Er erweist nämlich an einem auffallenden Beispiel aus Catlin's Werke über die nordamerikanischen Völkerstämme, daß die Civilisation allerdings bisweilen auf eine ganz unabhängige Weise in irgend einer Horde eines im Allgemeinen barbarischen Volkes entstehe. Mitten unter den Völkern welche das weite Gebiet des Nordwesten bewohnen, und ganz außer dem Bereiche eines Einflusses der Weißen, fand Catlin einen kleinen Stamm, der in einem befestigten Dorfe lebte, die Künste der Manufactur betrieb, Bequemlichkeits- und Luxusartikel erzeugte, und eine so merkwürdige Verfeinerung der Sitten erreicht hatte, daß man die Glieder desselben allgemein nur die höflichen und freundschaftlichen Mandanen nannte. Sie hatten auch eine mehr als gewöhnliche Eleganz in ihren Gestalten, und waren von einer Hautfarbe welche alle Abstufungen zwischen der ihrer Landsleute und einem reinen Weiß zeigte. Bis zu der Zeit wo Catlin sie besuchte war dies Volk im Stande gewesen sich und seine Besitzungen gegen die räuberischen Banden zu vertheidigen welche es von allen Seiten umgaben; aber bald nachher wurden sie von den Pocken befallen, welche sie sämmtlich bis auf einen kleinen Theil aufrieben, den dann die Feinde überfielen und bis auf den letzten Mann vernichteten. Auch in andern Länderstrichen, so z. B. in Afrika, bieten uns die Jolofs, Mandingos und Kafirs Beispiele dar, wo sich ein natürlicher und unabhängiger Ursprung der vorhandenen Verbesserung ebenso unleugbar annehmen läßt wie bei den Mandanen.

Des Verf. Ansichten zufolge ist es zur Civilisation durchaus nothwendig, daß ein Volk zahlreich sei, und auf einem engen Raume wohne; daß es in festen Wohnungen lebe, und keine heftigen äußern und innern Störungen zu erleiden habe, und daß ein beträchtlicher Theil desselben sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt sehe seines unmittelbaren Fortkommens wegen schwer und mühsam zu arbeiten. Selbst civilisirte Menschen zeigen, sobald sie nach einer ausgedehnten Wildniß versetzt werden, wo ein Jeder schwer und vereinzelt um die ersten Bedürfnisse des Lebens kämpfen muß, bald einen Rückschritt zur Barbarei. Zeuge davon sind die Ebenen von Australien, sowie die Hinterwälder von Canada und die Prairien von Texas. Es ergibt sich, daß alle bis jetzt bekannten Civilisationen in physisch beschränkten Ländern stattgefunden haben. Die von Aegypten entsprang in einem engen, auf beiden Seiten von Wüsten begrenzten Thale. Die griechische erhob sich auf einer kleinen, auf der einzigen Landseite von Gebirgen verschlossenen Halbinsel. Etrurien und Rom waren natürlich beschränkte

Gebiete, Civilisationen haben sowol am östlichen als am westlichen Ende des ältern Festlandes stattgefunden — China und Japan auf der einen, Deutschland, Holland, England und Frankreich auf der andern Seite beweisen dies —, während der große nicht bezeichnete Länderstrich dazwischen entschieden nur um Weniges vorgerückte Nationen zeigt. Dies kommt offenbar daher, daß das Meer in beiden Fällen der Weiterwanderung Grenzen gesteckt, und dadurch die Niederlassung und starke Bevölkerung hervorgerufen hat, was ja eben die zu einer socialen Verbesserung am meisten nothwendigen Bedingungen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Intorno alle zecche ed alle monete battute nel reame di Napoli da re Carlo VIII di Francia ragionamento di *Giovan Vincenzo Fusco.* Mit 7 Kupfertafeln. Neapel 1846.

Kurze Zeit nur währte die Besetzung Neapels durch Karl VIII. Beinahe ohne Widerstand zu finden war der junge König von den Alpen bis zum italienischen Süden gezogen; man sagte wol, die Franzosen hätten Nichts zu thun gebraucht als ihre Quartiere mit der Kreide zu bezeichnen. Ein König Neapels, der alte schlimme Ferdinand, war bei ihrem Nahen gestorben; ein zweiter, Alfons, vom Misgeschick zugleich und Volkshaffe geschreckt, und, nachdem er ein nicht unberühmter Kriegsmann gewesen, plötzlich ganz demoralisirt, dankte ab; der dritte, Ferrantino (Ferdinand II.), mußte dem Feinde weichen. Am 21. Februar 1495 zog König Karl in die Hauptstadt ein, am 24. Mai desselben Jahres verließ er sie, nordwärts gewandt, um sie nicht wiederzusehen. Während er am Taro durch das italienische Heer sich durchschlug, das, vom Markgrafen von Mantua geführt, ihm den Paß verlegte, zog der junge Aragonese in das wiedergewonnene Neapel ein.

Eine nicht unbedeutende Zahl von Münzen aus verschiedenen Städten des Reichs, welche außer der Hauptstadt Münzrecht besaßen, ist bis auf unsere Zeit gekommen. Die Sammlungen Fusco, Santangelo, Sangiorgio-Spinelli, das Museo Borbonico u. a. enthalten sie; die meisten sind Kupfermünzen, einige wenige von edlen Metallen. Leblanc im „Traité historique des monnaies de France" (1690), Vergara in den „Monete del regno di Napoli" u. A. haben einzelne derselben publicirt, die Mehrzahl aber ist inedirt geblieben. Die vorliegende Arbeit ist diesen französisch-neapolitanischen Münzen gewidmet, und die Sorgfalt womit der Verf. diese Denkmale einer fremden Occupation gesammelt, die Genauigkeit womit er dieselbe erläutert hat, verdient um so mehr Anerkennung, da zu gleicher Zeit die allgemeine Münzgeschichte Neapels in mehr denn einem Punkte aufgehellt wird, die politischen Verhältnisse auf geeignete Weise berücksichtigt und treffliche Abbildungen gegeben werden. Es ist nicht die erste Frucht dahingehöriger Studien des Verf. und seiner Angehörigen; von ihm selbst gibt es eine Schrift: „Ragionamento intorno alle monete dette Cinquine" (1845) und eine bei der neapolitaner Gelehrtenversammlung vorgelesene Abhandlung: „Sulla introduzione della moneta di rame nel regno di Napoli"; von Salvatore Fusco, seinem Vater: „Catalogo di monete del reame di Napoli e Sicilia" (in den Verhandlungen der Accademia Pontaniana, Bd. 4); von seinem Bruder Giuf. Maria Fusco: „Intorno ad alcune monete Aragonesi ed a varie città che tennero zecca in quella stagione" (Verhandlungen der Accademia Pontaniana, Bd. 5). Der Numismatiker sowol wie der Historiker, dem die Numismatik so oft Vorschub leistet, wird also diese Schrift willkommen heißen, und Letzterer an unbedeutenden Versehen keinen Anstoß nehmen, wenn z. B. Lautrac zum Herzog gemacht, Alexander IV. statt des VI. (mit Worten) genannt wird und Aehnliches.

Ferdinand I. von Aragon hat einen durch Treulosigkeit und Grausamkeit befleckten Namen in einer Epoche hinterlassen in welcher diese Eigenschaften unter den italienischen Regenten gäng und gäbe waren. Aber wie es ihm an Staatsklugheit und Talent nicht fehlte, so hat er viele weise Aenderungen getroffen, und überhaupt ein von Parteiungen aufs unglaublichste zerrissenes Land nach der völligen Besiegung der Anjou'schen Faction zu einem gesetzlichen Zustande zurückgeführt, welcher unter einem mildern und beliebtern Herrscher für die Zukunft die öffentliche Wohlfahrt hätte sichern müssen, wäre nicht 1494 durch jenen Orkan aus Frankreich Alles über den Haufen geworfen und einer Fremdherrschaft der Weg gebahnt worden, die beinahe zwei und ein halb Jahrhundert währte. Um das Münzwesen unter Anderm machte Ferdinand sich vielfach verdient, sowol indem er Einheit in dasselbe brachte und den Provinzial-Münzstätten das bei der Hauptmünze befolgte System vorschrieb, als indem er die kupferne Scheidemünze einführte, statt des bis dahin dort wie anderwärts üblichen schlechten und meist verfälschten Geldes. Diese Maßregel wurde 1472 ergriffen und man hat berechnet, daß sie eine sehr uneigennützige war, indem bei der Prägung dem Schatz sozusagen gar kein Vortheil erwuchs, da der Nominalwerth kaum den wirklichen Werth überstieg, während das Münzen des schlechten Geldes bedeutenden Gewinn abgeworfen hatte. Diesem System blieb auch König Karl bei seinen neapolitanischen Münzen treu, nur veränderte er die Silbermünzen, indem er statt der neuern aragonischen Coronati die Carlini einführte, wie sie auch früher mit als Alfonsini und Ferrantini bestanden hatten: eine Maßregel die mit seinem allgemeinen Abgabenerlaß zusammenhing, indem die Carlini um 10 Procent geringern Gehalt und Werth hatten als die Coronati, statt deren sie bei den Steuerzahlungen angenommen wurden.

Die zur Zeit König Karl's geprägten Münzen gehören folgenden Städten an: Aquila (Abruzzo ultra II), Chieti (Abruzzo cit.), Sulmona (Abruzzo ultra II), Capua (?), Neapel, Cosenza (Calabria cit.), Reggio (? Calabria ultra I), Ortona (Abruzzo cit.). Seit den Zeiten der Anjou hatte Aquila das Münzrecht und bewahrte es bis zur Regierung Karl's V. Diese Stadt war die erste welche beim Erscheinen des französischen Heers die Lilien auf ihre mächtigen Wälle pflanzte, worin die Mehrzahl der Abruzzesenstädte in Folge der heftigen Abneigung gegen das aragonische Regiment ihr folgte. Neue Gnaden und Privilegien wurden ertheilt; noch frisch war überdies bei den Aquilanern die Erinnerung an die Treulosigkeit welche 1485 Alfons, damals Herzog von Calabrien, geübt hatte, um diese fast wie eine Republik verwaltete Hauptstadt der Abruzzen um ihre alten Freiheiten zu bringen. Nochmals mußten die Bewohner sich wegen Erneuerung des Privilegiums an Friedrich, den Letzten der neapolitanisch-aragonischen Linie, wenden. Die Münzen zeigen sämmtlich das Lilienwappen, welches auf allen Münzen Karl's vorkommt, sodaß ich es hier ganz übergehen kann, und auf der Kehrseite die Adler mit dem Ankerkreuz und ein einzig mal mit dem Monogramm des Namens Jesu; die Inschriften sind: Carolus rex Francorum und Aquilana civitas. Eine Münze oder wahrscheinlicher ein Spielpfennig, wie man deren von Anjous und Aragonesen mannichfach findet, kommt vor mit Lilien und Adler und den französischen Umschriften: Charles. roi. de. frẽ und Cite. de. leigle. Die Hauptstadt der diesseitigen Abruzzen, Chieti, scheint dem Vorgange Aquilas bald gefolgt zu sein. Bei ältern Historikern findet sich die Beschreibung einer Silbermünze dieser Stadt mit dem französischen Wappen u. s. w. und dem Bilde des Schutzpatrons S. Justinus, dazu die Umschrift: Theate regis Galliae munere liber — eine Münze von der sich keine Spur mehr findet, die aber existirt haben mag (wie denn die meisten von edeln Metallen verschwunden sind) und an die gleichzeitig zu

Pisa geprägten erinnert. Die Münzen Chietis haben ein griechisches Kreuz mit Lilien an den Enden und die Umschrift: Teatina civitas. Besonderer Aufmerksamkeit werth sind die Münzen von Sulmona, einer Stadt von der es heißt, daß König Karl ihr an Einem Tage mehr Gnadenbezeugungen ertheilt habe denn alle frühern Souveraine zusammengenommen. In dem neuen Privilegium heißt es ausdrücklich, daß das Münzrecht ihr schon von König Renat und Herzog Johann von Anjou ertheilt worden sei. Hier finden wir einen Carlin mit den Umschriften Krolus. D. G. R. Francoru. Si. I. (d. i. von Sicilien und Jerusalem) und XPS. vin. XPS. reg. XPS. imp. (die königl. französische Devise des Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat, während die neapolitanischen Könige meist Bibelsprüche auf ihre Münzen setzten, so Tancred das Dextera Domini exaltavit me), in elliptischem Kreise, sodann die Siglen S. M. P. E., nämlich das Sulmo mihi patria est des hier geborenen Ovid, die Devise der Stadt, und auf dem Revers ein griechisches verziertes Kreuz, aus welchem die Lilien sprossen, auf den übrigen sulmonischen Münzen meist das Kreuz von Jerusalem. Die von dem Verf. der Stadt Capua zugeschriebenen Münzen zeigen das Ankerkreuz mit dem Krolus. D. G. R. Fr. Sic. Ie. und Pe. I. Pa. Can. So. Alb. Dux. Goldmünzen hat nur die Hauptstadt Neapel: man sieht auf ihnen entweder das Kreuz von Jerusalem oder das Lilienkreuz, und als Legenden das Christus vincit oder Per. lignum. s. Crucis. liberet. n. D. n. (nos Dominus noster). Zwei inedirte Silbermünzen sind gleichfalls von Neapel. Cosenza dürften die Münzen mit dem calabresischen Kreuz mit breiten Enden und der französischen Devise angehören, Reggio jene mit dem Kreuz mit geschweiften Enden. Interessant sind die von Ortona mit der Umschrift: Ortona. fidelis. Ri. oder R. F. (Regi oder Regi Francorum). Diese Bezeichnung wie der Umstand, daß Ortona in der neapolitanischen Münzgeschichte sonst völlig unbekannt ist, geben der Vermuthung Raum, daß hierbei ein besonderer Anlaß obwalten muß, welchen der Verf. wol nicht mit Unrecht in der Zeit des Abfalls der Städte beim Wiederauftreten Ferrantino's und der Vertheidigung Gilbert's de Montpensier (Vater des Connetable de Bourbon) sucht. König Ferdinand I. ertheilte einmal bei einer solchen Veranlassung der Stadt Amatrice in den Abruzzen das Privilegium Münzen mit der Inschrift Fidelis Amatrix zu schlagen, Ferrantino (Ferdinand II.) Brindisi ebenso mit dem Brundusina fidelitas. Außer den erwähnten gibt es noch einige Münzen Karl's VIII. die aus Como stammen, andere mit unsicherm, wahrscheinlich außerneapolitanischem Prägorte.

Daß die Münzen des französischen Königs größtentheils verschwanden, erklärt sich leicht. Die Zeit der Herrschaft war wie gesagt nur kurz: überaus groß war die Zahl wol von vornherein nicht. Ferrantino und sein Ohm und Nachfolger Friedrich scheinen die Absicht gehabt zu haben jene Münzen außer Cours zu setzen. In den Suppliken der Abruzzesenstädte um Erneuerung des Münzrechts findet sich auch die Bitte: die Münzen Karl's in Gebrauch zu lassen. So in der Supplik von Chieti: „Et como e dicto de supra in la dicta Cita e stata bactuta la Sicla et cognata multa quantita de monete de rame su larme francese se supplica V. M. se digne far valere et spendere dicte monete che altramente seria la disfazione de dicta cita per esser quella in grande numero et quantita in potere de dicti citatini." Und gab auch König Friedrich sein Placet regiae majestati mit dem Zusatz: Ad ejus beneplacitum, so wurde doch häufige Umprägung vorgenommen. Wir finden (und der Verf. theilt mehre derselben mit) eine Reihe dieser unvollkommen umgeprägten Karlsmünzen, die aus Ferrantino's kurzer Regierung noch mit dem Stempel Ferdinand's I., spätere mit jenem König Friedrich's, eine sogar mit dem Stempel Francisco's IV. von Mantua, Desselben der gegen Karl am Taro stand. Das Elend der Zeit ließ dann auch verschlechterte, ja falsche Kupfermünzen aufkommen. Das tragische Geschick jener beiden eines bessern Looses würdigen letzten Herrscher des aragonischen Seitenzweigs hat Ranke in seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften" belebt und anschaulich erzählt. Der eine von ihnen kam nicht einmal dazu eigene Münzen prägen zu lassen, nimmt man jene monnaie de circonstance von Brindisi aus.

Eine Auswahl von Urkunden ist dem werthvollen Buche beigefügt. Von besonderm Interesse für die Geschichte ist darunter das aus der Feder des bekannten Pontano geflossene Schreiben, welches Ferrantino am 27. Januar 1495 an seinen Gesandten bei der Pforte, Camillo Pandone, richtete, welcher Sultan Bajasid um Hülfe bitten sollte. „Messeo Camillo", heißt es, „durch früheres Schreiben haben Wir Euch vom Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, und um Beschleunigung des Zuges des Sandschak ersucht. Jetzt melden Wir Euch, wie Aquila das Banner des Königs von Frankreich aufgepflanzt hat, Sulmona auch und Popoli, und Alles verloren ist bis auf Celano. Die Feinde sammeln sich in großer Zahl die Pescara zu überschreiten und in Apulien die Steuer einzuziehen. Der König von Frankreich verließ Rom am 22. d. M. und zieht gen San-Germano, wo wir Mannschaft stehen haben, während ein Drittel seiner Truppen den Weg über Fondi eingeschlagen hat. Mit ihm ist der Cardinal von Valenza, Sohn des Papstes (Cesar Borgia), und der Bruder des Großherrn (der unglückliche Dschem), den der König in seiner Gewalt hat und im Gewahrsam zu halten denkt bis er das gegenwärtige Unternehmen ausgeführt haben wird. Dann wird er gegen den Großherrn ziehen. Ihr seht also wie die Sachen stehen und in welcher Noth wir uns befinden; beschleunigt darum die Angelegenheiten, damit der Sandschak komme. Ziehen die Truppen, so sorgt, daß sie sich beeilen; tritt Verzug ein, so macht Euch persönlich auf zum Sandschak, ja zum Großherrn. Eile ist nöthig, denn wir können nicht auf so vielen Punkten widerstehen; zögert die Hülfe, so kommt sie zu spät. Ihr kennt nun die Lage der Dinge, so sorgt denn, schaffet, eilet, geht, nein fliegt!"

Der arme Ferrantino! Keine Geschichtschreibung ist so beredt wie solche Documente. **A. v. Reumont.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 312. —— 8. November 1847.

Spuren der Gottheit in der Entwickelungs- und Bildungsgeschichte der Schöpfung x. Von A. Seubert.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Die Ursache der verschiedenen äußern Eigenthümlichkeiten der Menschheit glaubt der Verf. darin zu finden, daß die leitenden Charaktere der verschiedenen Menschenclassen einfach Darstellungen der verschiedenen Entwickelungsstufen des höchsten oder kaukasischen Typus seien. So durchläuft ihm zufolge das Gehirn, nachdem es die Reihe thierischer Umwandelungen vollendet hat, die Charaktere, in denen es im Neger, Malaien, Amerikaner und Mongolen erscheint, und endlich das eines Kaukasiers wird. Der Neger zeigt fortwährend den unvollkommenen Schädel, die hervorstehende untere Kinnlade, und die schwachen gebogenen Beine, welche das kaukasische Kind eine beträchtliche Zeit vor der Periode seiner Geburt hat. Der ursprüngliche Amerikaner zeigt dasselbe Kind, nur in einer der Geburt nähern Periode. Der Mongole ist Nichts als ein neugeborenes Kind, das nicht mehr weiter ausgebildet wurde u. s. w. Auch die Farbe macht er von der Entwickelung abhängig, insofern sie in dem Typus der am unvollkommensten hervortritt am tiefsten hervortrete; zunächst in dem Malaien, hierauf in dem Amerikaner, sodann in dem Mongolen, also genau in derselben Ordnung wie bei den verschiedenen Graden der Entwickelung. Es bedünkt uns indessen, als habe sich der Verf. hier von seiner Vorliebe für die Entwickelungstheorie zu weit führen lassen; denn immer möchte sich dabei die Frage aufdrängen: weshalb sind denn, auch die anatomischen Facta zugegeben, in welche indessen die Phantasie Mehr hineingetragen haben mag als sich wirklich darin findet, einzelne Volksstämme auf einer andern Entwickelungsstufe zurückgeblieben, andere nicht?

In den letzten beiden Abschnitten, geistige Einrichtung der Thiere und Endzweck und allgemeine Beschaffenheit der belebten Schöpfung, erhebt sich der Verf. zu einer höhern Anschauung der Dinge, und gibt dem Ganzen erst die nöthige Abrundung. Er geht von dem Satze aus: daß Freude der eigenthümliche Begleiter animalischer Existenz sei; eine gewisse negative Classe von Genüssen scheint sogar von den untergeordneten Geschöpfen noch in größerm Maße empfunden zu werden als von dem Menschen, wenigstens im Verhältnisse zu ihren absoluten Begabungen, indem ihre geistigen und körperlichen Verrichtungen weit weniger einer Störung fähig sind als die unsern. Wir sollten daher mit Recht erwarten die ganze Welt nach diesem Grundsatze eingerichtet zu sehen. Daß es nicht so ist, daß ein gütiges Wesen eine so große Beimischung von Uebel im Zustande seiner Geschöpfe gestaltet hat, erklärt sich aus der ganzen Einrichtung der Natur. Dort sehen wir die Gottheit in den erhabensten ihrer Werke nach bestimmten Gesetzen handeln, eine Anordnung die offenbar nur die hauptsächlichsten und ersten Resultate als gute erscheinen läßt, sich aber um Ausnahmen Nichts kümmert. Nun sind aber die mechanischen Gesetze so bestimmt in ihren Endzwecken, daß in diesem Gebiete niemals Ausnahmen vorkommen. Aber die Gesetze welche über Meteorologie, über Leben und Geist gebieten, sind nothwendigerweise weniger beschränkt, da sie eine große Mannichfaltigkeit gegenseitig aufeinander bezüglicher Resultate hervorbringen müssen. Da es ihnen überlassen ist unabhängig voneinander zu wirken, jedes nach seinem besondern Zwecke, und jedes mit einem weiten Kreise der Steigerungsfähigkeit, um eine Modification durch die damit verknüpften Bedingungen zu gestatten, so können sie nur allgemein wohlthätige Wirkungen haben. Oft muß ein Gesetz mit einem andern zusammengerathen, oft wird ein Gesetz im Uebermaße oder auf einen falschen Gegenstand wirken, und so ein Uebel erzeugt werden. Unter mehren Beispielen führt der Verf. eines an, welches dieses Verhältniß sehr deutlich bezeichnet:

Nehmen wir an, daß ein Knabe im Verlaufe der lebhaften, seinem Alter angemessenen Spiele einen Fall thut, der sein Rückgrat beschädigt, und ihn auf Lebenslang zum Krüppel macht, so haben hier zwei Dinge mitgewirkt: erstens die Neigung zu einer gewaltsamen Uebung, und zweitens das Gesetz der Schwere. Diese beiden Dinge sind im Grunde gut. Wenn sich die Knaben in muthige Unternehmungen und rauhe Spiele einlassen, so machen sie nur die ersten erfreulichen Versuche einer körperlichen und geistigen Energie, die ihnen als nothwendige Eigenschaften für ihr Auftreten auf einem Schauplatze gegeben ist, wo mancherlei Energien aufgerufen werden müssen, wo aber die Ausübung dieser Kräfte stets eine Quelle des Glücks ist. Durch die Schwerkraft werden alle beweglichen Dinge, unsern eigenen Körper mit eingerechnet, auf der Oberfläche der Erde erhalten. Wenn es aber geschieht, daß der spielende Knabe z. B. seinen Halt am Aste eines Baumes ver-

liert, und keine feste Grundlage unmittelbar unter sich hat, so wirft ihn das Gesetz der Schwere unerbittlich auf den Grund, und auf diese Weise beschädigt er sich. Nun war die Verletzung des Knaben kein ursprüngliches Ziel der Schwerkraft, aber die Schwerkraft konnte in diesem Falle nicht anders handeln, da ihre Natur eine allgemeine und unwandelbare ist. Das Uebel ist daher nur eine zufällige Ausnahme von Etwas was in der Hauptsache gut ist.

So geht dem Verf. aus dem ganzen Zwecke der natürlichen Gesetze klar hervor, daß wenigstens in Beziehung auf die gegenwärtige Sphäre von Wesen das Einzelwesen für den Schöpfer der Natur ein Gegenstand von geringerer Wichtigkeit ist. Ueberall zeigt es sich, daß die für die ganze Art getroffenen Einrichtungen vollkommen sind; dem Individuum ist es sozusagen überlassen unter der Menge der verschiedenen ihn betreffenden Gesetze sein Loos zu suchen. Wenn er weniger begabt ist oder Unheil ihn trifft, so weiß er wenigstens, daß Dies nicht aus Parteilichkeit gegen ihn geschieht. Das System hat die schöne Seite einer Lotterie, wo Jeder gleichviel Hoffnung hat den Preis zu gewinnen.

Obschon nun der Verf. bei einem Rückblick auf sein Werk zu der Ansicht fortschreitet, daß es nicht nothwendig sei Gott eine unmittelbare Oberaufsicht über die weltliche Oekonomie zuzutheilen; daß wir ihn vielmehr als ruhend in schweigender Betrachtung seiner Werke, ungetroffen und unbeleidigt durch unsere Schlechtigkeit, ohne Erbarmen mit unsern Leiden, zufrieden mit einem ewigen Kreislaufe solcher Dinge und Thaten wie wir sie beispielsweise auf der Erde sehen, und die, wie diese letztern, alle eines Fortschritts zur Besserung fähig sind, denken können, so fühlt er doch bei dieser Ansicht keine Beruhigung. Es lebt ein Mahner in uns, der behauptet, sie könne nicht die ganze Wahrheit enthalten. Wir schrecken unwillkürlich vor ihrem starren, isolirten Ernste zurück, und solche instinctmäßige Befürchtungen können nicht umsonst da sein, denn derartige Dinge sind nie umsonst da. Ein Etwas in unserer Natur sagt uns, daß der Schöpfer des Universums uns näher stehe, in einer vertrautern und verwandtern Beziehung zu uns sei als Dies nach einer Theorie der Fall sein würde die ihn nur als Schöpfer von Gesetzen darstellt u. s. w. Und so schließt denn auch dieser Naturphilosoph auf eine höhere Wahrheit, die uns nicht durch den Verstand, wol aber durch das Gefühl, wenn auch nur als der dämmernde Schein einer verhüllten Morgenröthe, zukommt, auf einen höhern Proceß im Laufe der Dinge, von dem dieses irdische Leben nur ein Bruchstück ist, auf eine Ergänzung und Verbesserung, die noch im Rückhalte liegt. 70.

Romanliteratur.

1. Sophie Arnould. Roman von Eduard Maria Oettinger. Zwei Theile. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Sitten- und Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert gibt die vorliegende Novelle, indem sie die berühmte Sängerin Sophie Arnould, jene Heldin der Bühne und der Liebe, eine schöne, liebenswürdige Frau, welche die Ehe verschmäht und in die Fußtapfen der Ninon de Lenclos tritt, dem Leser vorführt. Das Bild ist ins Komische schattirt, die Nebenfiguren carikirend; doch war das 18. Jahrhundert lebendiger, den Caricaturen günstiger als das jetzige, indem die Individualitäten sich ungestörter ausbilden konnten. Die Novelle beginnt mit Sophie Arnould's Taufe und läßt ahnen, daß sie nicht der ehelichen Liebe ihre Geburt verdankte. Als gefeierte Sängerin gestattete sie sich sieben Amants (für jeden Tag der Woche einen), welche sie auch nach diesen Tagen benannte. Da es meist historische Personen jener Zeit sind, führen wir sie mit Namen an: ihr Sonntag war der Graf Lauraguais, nachmaliger Herzog von Brancas; ihr Montag der Marquis de Vieuxbois, ein bejahrter Malteserritter; ihr Dienstag Doctor Sphynx, einer der reichsten Damenärzte; ihr Mittwoch Jan van der Slippen, ein steinreicher Holländer, großer Affenliebhaber; ihr Donnerstag Hr. Giuseppe Zavaroni, ein getaufter Jude und reicher Banquier; ihr Freitag war Viscount Clanricard, ein reicher excentrischer Engländer; ihr Sonnabend Friedrich Melchior Grimm, der bekannte deutsche Gelehrte und Freund Rousseau's, Diderot's und anderer Notabilitäten der französischen Literatur. Sie bezeichnete diese sieben Verehrer auch als ihre sieben Todsünden: Graf Lauraguais als den Neid, den Marquis Vieuxbois als die Feigheit, Doctor Sphynx als den Zorn, Jan van der Slippen als die Völlerei, Zavaroni als den Geldstolz, den Viscount Clanricard als die Verschwendung, Hrn. Grimm als den Geiz; und die Musterkarte von Verehrern wird auf sehr humoristische Weise bei ihren verschiedenen Visiten charakterisirt, indem dabei ein Licht auf das Leben und Wirken der Heldin geworfen wird. Von dem reichen Engländer erhält sie für ihr Strumpfband 10,000 Francs, die sie durch ihren Verehrer Grimm an den im größten Elend schmachtenden Rousseau sendet. Durch Grimm's Einfluß beim Herzog von Orleans, welcher Geld braucht, läßt sie Zavaroni's heißen Wunsch Baron zu werden erfüllen, und erhält dafür 100,000 Francs. Ihr Vater und Pflegevater stehen als Portier und Haushofmeister im Dienste der gefeierten Sängerin, und freuen sich des freundlichen Blicks den sie ihnen dann und wann zuwendet. Ihre Ansichten über Liebe und Ehe spricht sie im Geist jener damals so frivolen Zeit aus. „Liebe und Ehe", sagte sie einst, „sind zwei der schreiendsten Contraste die diese Welt der Gegensätze und Widersprüche aufzuweisen hat. Liebe ist eine himmelanstrebende Palme, welche die erquickendsten Früchte trägt; Ehe ist eine auf der Scholle fortkriechende Krüppelpflanze, die jede andere Blume um deren Blüte beneidet; Liebe ist eine wonnejauchzende Hymne, Ehe ein niederschmetterndes Requiem; Liebe ist ein lachender F-dur Accord, Ehe ein jämmerlicher B-moll Klang; Liebe ist ein schäumender Champagner, Ehe ein abgestandener Ciderwein; Liebe ist Leben, Ehe ist Tod." Diese ihre Ueberzeugung findet sie in ihrem Lieblingsverehrer dem Grafen von Lauraguais bestätigt. Er ist vermählt und vernachlässigt seine schöne Gemahlin um der Sängerin willen; auch verschmäht sie seine Hand als er Witwer geworden ist, und bleibt seine Maitresse. Sie wird Mutter eines Sohnes, bei welchem Rousseau und Grimm Pathen sind. Im 60. Jahr starb sie auf ihrem schönen Landsitz. Ueber das Ende der sieben Verehrer erfahren wir Alles was uns zu wissen frommt, und jeder neugierigen Frage der Leser wird zuvorgekommen. Das Charakterbild der Sophie Arnould gehört in den Rahmen der Zeit worin sie lebte; Das hat der Verf. auch wohl gewußt und diesen Rahmen mit allerlei buntem Schnitzwerk ausgestattet, wozu das Damals ein reichliches Material liefert. Die Bonmots der schönen witzigen Künstlerin mit einer Färbung jener malice blanche, die man den Geistreichen so gern verzeiht, werden angeführt, sowie auch Grabschriften aus der Sammlung Friedrich Melchior Grimm's, die er beabsichtigte unter dem Namen „Poesie der Leichensteine" herauszugeben. Gedichte und Gesänge von damals lebenden Dichtern sind eingeschoben, immer zu rechter Zeit, nie störend und hemmend. Anspielungen, Scherze,

wunderliche Benennungen damaliger Moden, flüchtige Hindeutungen auf damalige Zustände würzen die Erzählung und geben ihr ein eigenthümliches Interesse, welches durch den sich immer wieder geltend machenden Humor noch erhöht wird. Die vorliegende Novelle erinnert uns an zwei ähnliche Producte, welche vor Jahren Sternberg's Feder hervorrief, und denen er seinen schönsten Schriftstellerruhm verdankte: „Molière" und „Lessing", beide seine gelungensten Werke; das vorliegende steht diesen nicht nach.

2. Moderne Liebesgeschichten von L. von Arnsbach. Kassel, Hotop. 1847. Gr. 12. 1 Thlr.

Das ewig neue Thema der Liebe wird in verschiedenen Variationen dem Leser vorgespielt; sie tritt auf in ihrer Würde und in ihren Launen, welche letztern besonders im Gesellschaftsleben ihre Herrschaft bemerkbar machen. Man liebt und wird geliebt, und Niemand weiß warum. Man liebt nicht mehr und wird nicht mehr geliebt, und Niemand kann den Grund davon angeben. Jenes anmuthige Spiel der Seele, jener geistige Austausch der Gedanken, der verrätherische Blick, der dem gleichgültigen Wort einen tiefern Sinn verleiht, das Kommen, Gehen, Sichbegegnen, Sichfinden, alle jene unbedeutenden Begebenheiten die das Gefühl erzeugen und vom Gefühl Bedeutung erhalten, sind in den vorliegenden Novellen dargethan, auf psychologische Wahrheiten hinweisend, und nicht ohne den in jeder Menschenbrust schlummernden Amor errathen zu lassen, der immer bereit ist sein Spiel zu beginnen, und bei den Unbeschäftigten so leicht erwacht. Alle Wirren welche in Shakspeare's „Sommernachtstraum" durch den schelmischen Puck unter den Liebenden angerichtet werden, ereignen sich in diesen Novellen von selbst. Wie die liebliche Titania den Esel streichelt, so bewundert manche Schöne einen Mann den sie später nicht bewunderungswürdig findet. Die Liebe entsteht und verschwindet; es werden Opfer gebracht — unnöthige und nothwendige; doch bleibt die Liebe meist in den Grenzen der Tändelei, wo die Opfer der Entsagung noch gebracht werden können, wo die Leidenschaft nicht Alles überflügelt. Der Verf. hat das Menschenherz wohl studirt; er hat erkannt, daß es Menschen gibt welche nicht lieben, sondern nur geliebt werden können, daß die meisten Neigungen der Weltfrauen und Weltmänner aus Mangel an Beschäftigung entstehen; er verräth dem aufmerksamen Leser, daß, wie man oft recht gemeine Ingredienzien gebraucht um die edeln Weine zum Moussiren zu bringen, so auch die Liebe, dieser Champagnerschaum des Lebens, nicht immer von ästhetischen Motiven erzeugt wird. Die verschiedenen Liebesgeschichten werden von den Mitgliedern eines befreundeten Kreises erzählt und vorgelesen, und eine liebenswürdige Dame gibt die Moral derselben, indem sie diejenigen der handelnden Personen für die glücklichsten erklärt welche von ganzem Herzen ohne äußere Rücksichten lieben. Sie allein seien frei in ihrer hingebenden Liebe, sagt sie, während die Andern in der Kette der Selbstsucht schmachten: „Wer ist denn mächtiger und herrlicher, Der welcher eine Krone auszutheilen hat, oder Der welcher sie empfängt? Wer ist größer, Der mit vollen Händen Segen ausstreut, oder Der welcher ohne selbst Etwas zu haben und zu geben davon zehrt? Geht mir mit euerer äußerlichen Auffassung, mit euerer Verkehrtheit, die sich an den Schein hängt, unbekümmert um das Wesen! Allein den reichen, glühenden, lebendigen Herzen gehört die Welt! Wer nicht lieben kann, dem ist Nichts zu eigen, der geht kalt und freudlos als ein Fremder durch alle die Herrlichkeiten dieses Lebens, und ist ein Eigenthum Derer die glücklicher als er auch ihn in ihren großen Lichtkreis ziehen. Darum beugen wir uns vor allen Liebenden mit freudiger Andacht, und suchen wir zu werden wie sie."

3. Die Afrancesados. Historische Novelle aus dem Jahr 1814 von Sarmatus Peregrin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 3 Thlr.

Als König Ferdinand VII. aus der französischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, um den Thron von Spanien wieder einzunehmen, den sein Vorgänger Joseph bisher innegehabt, wurde der Anhang von dem Letztern, sowie Alle welche unter dessen Regierung oder unter den Cortes Stellen angenommen und Aemter bekleidet hatten, proscribirt. Vielen gelang es nach Frankreich zu flüchten und sich dem Haß ihrer Landsleute zu entziehen; aber auch Viele wurden eingekerkert und mit der Befreiung von fünf derselben beschäftigt sich der vorliegende Roman, welcher an der Küste Spaniens spielt, und dessen Held Master Newman, ein wackerer englischer Seemann, ist. Er besteht die verschiedensten Gefahren, zeigt bei allen Gelegenheiten Muth und Entschlossenheit, Umsicht und Verschlagenheit, worin er seinem Capitain sehr überlegen ist. Es entspinnt sich zwischen ihm und der spanischen Herzogin, deren Gemahl er befreit hat, eine zarte Neigung; Beide erkennen, daß der Befreite keineswegs ein Würdiger ist; dessenungeachtet führt Master Newman die begonnene Rettung bis zuletzt durch, wo er mit dem Befreiten im Boot verunglückt. Man findet ihn nach der Katastrophe wie er sich mit der einen Hand angeklammert hat an dem Tau des Schiffs, in der andern Hand ein Fragment vom Mantel der Herzogin haltend. Sie selbst aber hat in den Wellen den Tod gefunden. Während einer langen Krankheit liegt er in den wildesten Rasereien befangen, die sich auf die Ereignisse der von ihm so kühn geleiteten Rettung beziehen. Nachdem er zu sich gekommen, begibt er sich wieder an Bord seines Schiffs, und als er bei einer der größern Seereisen nach Jahren an die Stelle gelangt, wo die schöne Herzogin den Tod fand, sendet er ihr ein goldenes Etui nach, worin von ihrer Hand Mancherlei geschrieben steht. Daß diese Schriftzüge ein süßes ihn betreffendes Geständniß enthielten, läßt sich kaum bezweifeln nach der Rührung womit er sie liest; sie hatte ihm dieses Etui gegeben mit der Weisung es zu öffnen, wenn das französische Schiff sie selbst und den geretteten Spanier davongetragen habe. Ueber die seit Jahren von den Wellen Verschlungenen wird bei dieser Gelegenheit auch das Todtenamt auf dem Schiff gehalten. Die verschiedenen Charaktere sind gut und scharf gezeichnet, mit großer Vorliebe für die Engländer und mit Widerwillen gegen die spanischen politischen Verbrecher, besonders gegen den Herzog, welcher zu Meuchelmord und ziemlich zu allem Bösen bereit erscheint, und sogar aus Eifersucht Newman, seinem Retter, nach dem Leben trachtet. Die Herzogin warnt denselben. Die Abenteuer zu Wasser und zu Land sind sehr interessant und spannend, oft zu weitläufig vorbereitet, da Solches meistens durch Dialog geschieht; die langen Besprechungen sind zwar nöthig, um die verschiedenen Charaktere der handelnden Personen zu entwickeln, doch bedarf dieser durch Walter Scott uns vererbte Kunstgriff viel Genie und Talent, um nicht leicht zu ermüden, und im vorliegenden Werke wurde jenes Resultat nicht immer vermieden.

4. Das Geheimniß. Ein historischer Roman aus der Zeit Karl's I. von England. Von J. Satori (Neumann). Drei Theile. Danzig, Gerhard. 1847. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Bruchstücke der englischen und französischen Geschichte, welchen dieser Roman sich anschmiegt, sind klar und fließend mitgetheilt, zwar nicht ganz ohne Parteinahme, doch nur insoweit als eine warme Darstellung erfodert. Die Hinrichtung des Grafen Strafford durch seinen wortbrüchigen König, des Königs Karl Hinrichtung, Cromwell's sich entwickelnde Macht, seine erlangte Königswürde und sein Tod fallen sämmtlich in die Begebenheiten der vorliegenden Erzählung. Die Romanheldin ist die Enkelin des hingerichteten Strafford, ihr Vater glüht in Haß gegen den König, und als es dem Rachesuchenden gelungen ist ihn in seine Gewalt zu bekommen, befreit die Tochter den Gefangenen aus dem Thurm des väterlichen Schlosses; der junge Mann Robert Blown, welcher ihr beisteht ohne zu wissen wen er befreit, ist in Cromwell's Diensten; er verliert seine Stelle und wird der Geliebten dadurch noch ferner gerückt als es durch seinen niedern Stand schon der Fall ist. Die Rückkehr Karl's II. hebt diese Trennung

wieder auf. Daß Lord Strafford einst wider den König kämpfte und ihn gefangennahm, wird vergeben, weil die Tochter den König befreit, und für die sterbende Prinzessin sich stets gütig und theilnehmend bezeigt hat. Damit sie indeß ohne Kampf dem Geliebten in die Arme sinken kann, wird derselbe als das bei Seite geschaffte Kind eines Lords erkannt, und Nichts steht dem Glück mehr im Wege. Der Roman ist ganz gewöhnlicher Art und ohne höhern Werth, weder historischen nach poetischen; doch sind die erfundenen und benutzten Ereignisse glücklich aneinandergereiht und bilden ein recht unterhaltendes Ganzes, dem man trotz der hier und da etwas breiten Erzählungs- und Darstellungsweise gern folgt, und es willig geschehen läßt, wenn das bunte Gewirr der Begebenheiten Momente der Abspannung und Langeweile verscheucht. 46.

Bibliographie.

Borgia, Cäsar. Historischer Roman vom Verf. von Whitefriars ꝛc. Deutsch von M. B. Lindau. Drei Bände. Berlin, F. Bethge. Gr. 8. 3 Thlr.

Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué von Chamisso, Chezy, Collin, Eichendorff, Gneisenau, Heine, E. T. A. Hoffmann, Fr. Horn, Immermann, Jean Paul, Rückert u. s. w. Mit einer Biographie Fouqué's von J. E. Hitzig und einem Vorwort und biographischen Notizen von H. Kletke, herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Zwei Abtheilungen. Berlin, Adolf u. Comp. 1848. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Philosophische Bruchstücke von Fürsten A. W. Aus dem Französischen. Leipzig, Rein. Gr. 8. 20 Ngr.

Dahlmann, F. C., Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. 1ster Band. 3te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22⅔ Ngr.

Gallerie der Helden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Marschall Vorwärts! oder: Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher v. Wahlstatt. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Rauschnick ꝛc. Verbesserte und vermehrte neueste Auflage. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Grillwitzer, A., Die Segnungen und Weihungen der katholischen Kirche nach ihrem Geiste und Inhalte dargestellt. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 15 Ngr.

Hofmeister, A., Deutsche Romanen- und Novellen-Bibliothek. 1ster Band. — A. u. d. T.: Winter-Abende. Romantische Erzählungen aus Vergangenheit und Gegenwart. Ronneburg. 8. 1 Thlr.

Holdheim, S., Ueber die Autonomie der Rabbinen und das Princip der jüdischen Ehe. Ein Beitrag zur Verständigung über einige das Judenthum betreffende Zeitfragen. 2te vermehrte Auflage. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 1 Thlr.

Jung, A., Frauen und Männer oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der beiden Geschlechter, ein Seitenstück zu den Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit. Königsberg, Theile. Gr. 8. 1 Thlr.

Illustrirter Kalender für 1848. (3ter Jahrgang.) Jahrbuch der Ereignisse, Begebenheiten und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, Weber. Hoch 4. 25 Ngr.

— — für die deutsche Frauenwelt. Auf das Jahr 1848. 1ster Jahrgang. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 16 Ngr.

Köhler, L., Der Prinz aus dem Morgenlande. Aus der Chronik einer kleinen Stadt. Zwei Theile. Berlin, Quien. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lasaulx, E. v., Ueber den Entwicklungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. Vorgetragen am 25. Aug. 1847 in der K. Academie der Wissenschaften. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Die Lehre der heiligen Schrift und der christlichen Kirche von der heiligen Dreieinigkeit, vor der Vernunft bewahrheitet. Beitrag zur Grundlegung christlicher Philosophie. Colberg, Post. Gr. 8. 10 Ngr.

Leonhard, K. C. v., Dramatische Versuche. 1ster Band. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Matthaey, H., Deutsche Lieder. Winterthur, Literar. Comptoir von Hegner, älter. Gr. 16. 12 Ngr.

Militairische Mosaik, von einem activen Offiziere. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 18 Ngr.

Nieritz, Preußischer Volkskalender für das Schaltjahr 1848. Mit Originalbeiträgen von W. Alexis, F. Gerstäcker, L. Kalisch, G. Nieritz, K. Simrock. Mit vielen Holzschnitten. Berlin, Klemann. 8. 10 Ngr.

Perlen. Taschenbuch für 1848. Von R. Heller. Mit 5 Stahlstichen. 7ter Jahrgang. Nürnberg, Korn. 1848. 16. 2 Thlr. 5 Ngr.

Redslob, H. G., Von der religiösen Ueberzeugung. Ein Beitrag zur populären Religions-Philosophie. Karlsruhe, Bielefeld. 8. 12 Ngr.

Reichensperger, P. F., Die Agrarfrage aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie, der Politik und des Rechts und in besonderm Hinblicke auf Preußen und die Rheinprovinz. Trier, Lintz. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Reliquien aus dem Mittelalter. Geistlich und Weltlich. Beiträge nach Originalurkunden zur Erkenntniß und Würdigung christlicher Vorzeit. I. Das Kloster. — A. u. d. T.: Vitis Mystica. Christus der wahre Weinstock. Passionsbilder aus der Zeit und Schule des heiligen Bernhard von Clairvaux. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. Gr. 16. 17½ Ngr.

Reyher, K., Asträa ein Gedicht in 12 Gesängen. Berlin 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruge's, A., sämmtliche Werke. 3te Auflage. 1ster Band: Geschichte der neuesten Poesie und Philosophie seit Lessing, oder unsere Klassiker und Romantiker. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Mannheim, Grohe. 1848. 8. 1 Thlr.

Sagen des Eifellandes nebst mehren darauf bezüglichen Dichtungen: Gesammelt und herausgegeben von J. H. Schmitz. 1stes Bändchen. Trier, Lintz. 8. 10 Ngr.

Sommer, F., Die Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Nach den besten Quellen bearbeitet. Mit 31 Holzschnitten nach Zeichnungen von J. Kirchhoff u. A., geschnitten von E. Kretzschmar. Nebst einer Karte des Schlachtfeldes und einem Plane der Stadt Leipzig im Jahre 1813. Leipzig, E. Kretzschmar. Hoch 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stutterheim, R. v., Kriegszüge in Spanien während der Jahre 1835—1838. Mit 2 Plänen. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verett, K., Gedichte. Heidelberg, Fabel. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bastiat, M. F., Die Trugschlüsse der Schutzzöllner gegenüber der gesunden Handels-Politik. Aus dem Französischen. Mit einem Vorworte von C. Noback. Berlin, v. Schröter. 16. 15 Ngr.

Beantwortung der Einwürfe gegen die Mäßigkeits-Vereine. Schwerin, Kürschner. 8. 3 Ngr.

Feige, B., Der Pharaotisch, das fruchtbarste Erndtefeld für Tod und Teufel. Als supplementarische Beweisergänzung auf meine Broschüre: „Die wichtigsten Momente aus dem Leben eines Pharaospielers", nachgeliefert. 2te vermehrte Auflage. Altenburg. Gr. 8. 8 Ngr.

Hofferichter, T., Die kirchliche Bewegung. Briefe an seine Freunde. 1stes Heft. Breslau, Scholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Keilmann, J. G., Was kann einem Deutsch-Katholiken noch Religion sein? Eine Antwort auf diese Frage mit der Weltanschauung und Gotteserkenntniß eines Deutsch-Katholiken, in Predigten. Darmstadt. Gr. 8. 20 Ngr.

Mieroslawski's, v., Rede gehalten vor dem Criminal-Senat des Kammergerichts zu Berlin am 5. August 1847. Aus dem Französischen. Posen, Cohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 313. —— 9. November 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Fünfter und letzter Artikel.*)

91. Die vier Jahreszeiten. Von Elise Hasper. Berlin, Lüderitz. 1847. 12. 15 Ngr.

Thomson's classisches Werk hat die Verf. nicht studirt, leider ebenso wenig Adelung oder Grimm; denn das blaustrümpfliche Product beginnt mit dem Sprachfehler: Noch ruhet das liebliche Thal im Kleide des Winters verhüllet. Desto besser hat sie Ewald Christian von Kleist und seinen „Frühling" studirt, wenigstens der Form nach; die ominöse Vorschlagsylbe vor ihren ungraziösen Sechsfüßlern ist durch alle vier Gesänge obligat. Ein weiblich frommes Gefühl durchathmet das Ganze. Das ist aber auch Alles was sich zum Lobe dieses Versuchs sagen läßt.

92. Gedichte von Maria von Plessen. Schwerin, Kürschner. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.

haben wir bereits in Nr. 237 d. Bl. f. 1841 besprochen, und verweisen den Leser, der etwa sich nach ihrer Bekanntschaft sehnt, bei dieser zweiten, unveränderten Ausgabe auf jene Anzeige. Ein Gleiches thun wir hinsichtlich der

93. Gedichte von Franz Freiherrn von Gaudy. Herausgegeben von Arthur Müller. Berlin, Bethge. 1847. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es hat nämlich Hr. A. Müller Gaudy's sämmtliche Werke in 24 Sedezbänden herausgegeben, welche in Nr. 96 d. Bl. f. 1846 von einem andern Mitarbeiter genügend besprochen worden sind. Vorliegender neuer Abdruck dieser Gedichte wird den Freunden des zu früh verstorbenen Dichters wegen ihrer äußern und innern Gediegenheit gewiß höchst willkommen sein.

94. Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Von Gottfried Kinkel. Stuttgart, Cotta. 1846. 16. 15 Ngr.

ist ein besonderer Abdruck aus der vollständigen Sammlung der Gedichte dieses genialen, plastisch malenden Sängers, dessen wir in Nr. 364 d. Bl. f. 1844 mit gebührendem Lobe gedacht haben.

95. Heimatliche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner. Ausgabe letzter Hand. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

ist eine Ausgabe letzter Hand, verändert und vermehrt von einem wackern schweizerischen Dichter, den wir der Beachtung aller Freunde der Poesie noch heute ebenso empfehlen wie wir es bereits bei Gelegenheit der ersten Ausgabe dieser Lieder in der Beilage zu Nr. 120 im J. 1830 gethan haben.

96. Gedichte von Matthias L. Schleifer. Gesammtausgabe. Herausgegeben von K. A. Kaltenbrunner. Wien, Haas. 1847. 8. 2 Thlr.

Auch dieses nun vom irdischen Schauplatz abgetretenen Sängers haben wir in Nr. 232 d. Bl. f. 1842 als eines höchst gemüthlichen Dichters gedacht. Kaltenbrunner, sein Schwiegersohn (ebenfalls als Dichter nicht unbekannt), hat dem Verstorbenen dieses Denkmal gesetzt. Nicht unwillkommen war uns die voranstehende biographische Skizze; noch willkommener aber die Mittheilung von Schleifer's letztem Liede. Er fand nämlich kurz vor seinem Tode sein Lieblingsvögelchen todt im Käfig liegen und schrieb Folgendes nieder.

Wie die Sänger scheiden.

Mein Vöglein war mein Herzgespann,
Auch ich ihm zärtlich zugethan;
Wir liebten uns und sangen um die Wette.
Er sang in seines Käfigs Haft,
Ein Freier in Gefangenschaft —
Ich aus dem Dornenpfühl, dem Krankenbette.

Und wie ich ihn, er mich verstand, —
Wie er aus seiner Stäbe Wand,
Ein treuer Minstrel, mit Gesang mich grüßte!
Und wie mir das Gefühl zur Pein:
Er bleibt nun hinter mir, allein,
Verlassen, freundlos in des Lebens Wüste!

Tief trauert' ich, und — siehe da!
Des Sonntags heil'ger Dienst war nah',
Wo alle Frommen in die Kirche dringen;
Sie bringen, wenn am Hochaltar
Das Glöcklein schallt, ihr Opfer dar,
Ich kann nicht mit, ich kann kein Opfer bringen.

Da strahlt des Sonntags Morgenroth,
Da liegt mein armes Vöglein todt,
Mein Opfer in des Käfigs kühlem Sande!
Gott that's, der Alles wohlgethan;
Er nahm mein Opfer gnädig an,
Und ließ voraus ihn zieh'n zum Heimatlande.

97. Die Welt ein Epos. Von S. Brunner. Neue, umgearbeitete Auflage. Regensburg, Manz. 1846. 8. 20 Ngr.

Aus der Anzeige dieses didaktisch-lyrisch-polemischen Liedes, die wir in Nr. 239 d. Bl. f. 1845 machten, ließ sich nicht schließen, daß der Verleger den Verf. veranlassen würde eine neue, umgearbeitete Auflage davon zu veranstalten; wir lernen daraus, daß das Publicum häufig ganz anders urtheilt als der Recensent. Fruchtbar und productiv ist Hr. Dr. Brunner. Schon früher hat er die schöne Literatur durch ein Gedicht, „Der Babenberger Ehrenpreis", und einen Roman, mit Versen

*) Vergl. den ersten, zweiten, dritten und vierten Artikel in Nr. 28—31, Nr. 84—87, Nr. 141—144 und Nr. 206—210 d. Bl.
D. Red.

durchflochten, bereichert. Einen neuen Beweis von dieser seiner literarischen Polypragmosyne gibt er uns in folgendem Werk:

98. Der deutsche Hiob. Von S. Brunner. Regensburg, Manz. 1846. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dieser Hiob ist nicht etwa der alttestamentliche, arabische Emir, der uns die erste Theodicee in dichterischem Gewande geliefert, sondern kein Anderer als der ehrliche deutsche Michel, der hier von Herrn Brunner mit satirischer Ruthe gegeißelt wird. Ein Pelotonfeuer eröffnet in dem ohne Vorrede in die Welt geschickten Buche das Treffen, und dieses Guerrilla-Vorpostengefecht hat das Gute, daß es uns einen Ueberblick Dessen gibt was wir zu erwarten haben. Wir finden hier in zum Theil gallsüchtigen, zum Theil witzigen Expectorationen Betrachtungen über Zustände des modernen Germanenthums hinsichtlich des literarischen, politischen, religiösen und socialen Lebens. Ein guter Einfall ist es, daß er die Scene in Michel's Krankenstube verlegt, wo der arme Tropf mit der Schlafhaube auf dem Kopfe, geplagt von Langweile und in übler Stimmung, fiebert. Im Betreff der modernen Lyrik wird zunächst gezeigt, wie das sentimentale Gewinsel unserer einstigen erotischen Dichter antiquirt, und Industrie und materielle Interessen an dessen Stelle getreten seien, wie man wähne das Buch der Natur durchlesen und verstanden zu haben, wie es mit der Hegelei und dem Pantheismus stehe, und den Blaustrümpfen der neuesten Zeit wird Etwas abgegeben. Unter den Letztern kommt Bettina übel weg. Sie will den kranken Michel heilen und reicht ihm eine aus Runkelrüben bereitete Arznei, die aber ohne alle und jede Wirkung bleibt. Das versichert Michel selbst, doch kann es Bettina nicht begreifen; sie sagt von dieser ihrer Arznei, sie habe das Symbol der Engel, zerschnittene Lilienstengel, mit hineingekocht, und fährt dann fort:

Die Lieb' zu dir, o Michel mein!
Ist groß und unermessen,
Sodaß ich meine Weiblichkeit
Am Krankenbett vergessen,

Daß ich mich nicht im engen Kreis,
Im Frauenzimmer couschte,
Und in die Staatenmedicin
Und die Politik pfuschte u. s. w.

Weiter fährt sie unten fort:

Ja, daß der Michel wirklich krank,
Hab' ich erleben müssen,
Er spottet mein und liegt im Bett,
Er lag mir einst zu Füßen.

Vorbei ist meine schönste Zeit,
Ich kann sie nicht vergessen,
Wo ich zu Frankfurt als ein Kind
Bin auf der Schawell gesessen,

Wo ich noch bei der Mutter saß
Des Herrn Geheimrath Goethe,
Und ungenirt mit aller Welt
Getrieben mein Gespötte;

Wo wir, wie Ambros und Augustin,
Ein neu Te Deum sangen,
Und ich dem Liebsten, sie dem Sohn
Die Weihrauchfässer schwangen;

Wo ich gedichtet und musicirt
Statt Waschen und statt Kochen,
Und wo meine Nase voll Seligkeit
Den Handschuh Arnim's berochen;

Wo ich als wie ein Schmetterling
An blumigen Ufern irrte,
Und wie ein weiblicher Narciß
Mit meinem Bild coquettirte;

Wo ich, wie meine Katze, kühn
Mich auf den Bäumen wiegte,
Und sich der Lorber des Genies
Um meine Locken schmiegte;

Wo noch das Leben vor mir lag,
Wie eine Frühlingsaue,
Nicht wie ein öder Wintertag,
So wie ich jetzt es schaue!

Michel liest ihr tüchtig den Text wegen ihres literarischen Thuns und Treibens. Das greift aber den schwachen Mann so an, daß er zu deliriren anfängt und in diesem Zustande eine „Apotheose Goethe's" quasi ausspeit. Dieser Lobpsalm wird durch Börne's Erscheinung unterbrochen, auf dessen bleichgelbem Gesicht sich Berserkerwuth über Michel's Apotheose und seine Servilität überhaupt malt. Ueber Goethe und die ihn Bewundernden sagt er:

Wie Narren schrei'n sie ob seinem Genie,
Doch gab's einen größern Falschmünzer nie;
War nicht durch mehr als sechzig Jahr'
Ganz Deutschland des Alten gefoppter Narr?
Er stellte falsche Papiere aus
Auf ein fingirtes Handelshaus;
Er machte Wechsel auf sein Genie
Und sechzig Jahre galten sie!

(Dies ist bekanntlich wirklich ein Urtheil Börne's über Goethe; nur ist es hier gereimt.) Da wird aber Börne plötzlich vom Schlage gerührt, und der Grabhügel auf dem Père-Lachaise wölbt sich über ihm. Auf denselben setzt sich dann sofort Heine und jauchzt dem Todten in seiner Weise eine Nänie, die aber den Michel wenig erbaut. Heine ändert den Ton, wird aber von einem Chor humanistischer Philologen unterbrochen, die ihn einen barbarischen Scythen nennen, weil er der griechischen Dichtkunst göttliche Formen verschmähe. Aber Heine wehrt sich seiner Haut und schließt sein Plaidoyer mit den Worten (S. 68):

Wie kalte Schnecken bleibet ihr
Am Sarg von Hellas kleben,
Ihr seid nur Freunde vom griechischen Tod,
Wir: Freunde vom griechischen Leben.

Viel Dank für Studium und Fleiß,
Für Tag- und Nachtgeplacktheit,
Ihr Tröpfe, voll Humanität
Und voll von Abgeschmacktheit;

Freßt euch wie Würmer recht hinein
In griechische Scharteken,
Und schlaft zum Wohl der Menschheit ein
Und bleibt im Einband stecken!

Wie eine Blattlaus möget ihr
Ein ganzes Buch durchklettern,
So seht ihr nie den lichten Geist,
Und nur die dunkeln Lettern.

Jetzt wird der Schauplatz nach Berlin verlegt. Unter den Linden fallen die Hegelianer von der Rechten über Heine her. Dieser bleibt ihnen die Antwort nicht schuldig. Ueberdies wird ihnen von den Hegelianern zur Linken, die sich mit Heine für verbündet erklären, hart zugesetzt. Jetzt wiederum ziehen die „farblosen Kritiker" gegen Heine zu Felde, und fragen unter Anderm auch den bekannten Michel, was er von ihrem Streite halte, worauf derselbe erwidert:

Ihr großen deutschen Geister!
Ihr kritisirt nicht schlecht;
Ihr nennt einander Lumpen,
Und jeder von euch hat Recht!

Dafür nennt ihn Heine einen Flegel, und versichert die deutschen Kritiker, er wisse, sie begleiteten ihn stets, denn es

trage der Hund die Flöhe durch alle Welt mit sich. Nicht ohne Witz und Ironie sind Bettina's Apologien auf Monopol und Metropol (Berlin) der Intelligenz. So heißt es in einer Schilderung der Metropole (S. 103):

Aus uns'rer Mitte gehet
Der Zukunft Heil hervor,
Zu uns hebt jeder Deutsche
Die Hände hoch empor.

Und die Minervahalle
Gleicht einem alten Haus,
Da gehen die Gespenster
Wie Geister ein und aus!

Es kann ein Jeder poltern
Nach seiner Art und Weis',
Der Eine mächtig schreiten,
Der And're schleichen leis.

Der Eine ist ein Mucker,
Der And're Pantheist,
Der Dritte ist ein Lichtfreund,
Und Keiner ist ein Christ!

Bei uns ist wahrer Fortschritt,
Bei uns der Geist befreit,
Die Renner sind gesattelt,
Die Bahn ist glatt und breit.

Michel hat gegen diese Selbstlobsamkeit gewaltig Viel einzuwenden, und geräth mit Bettina darüber in Streit. Diese erbietet sich ihm in einem Schattenspiele an der Wand zu zeigen, daß sie Recht habe. Es zeigen sich folgende Nebelbilder: zuerst eine Wiege mit der Jahreszahl 1500; dann die Klosterpforte zu St.-Just in Spanien: ein Mönch geht hinein und legt eine Kaiserkrone vor der Thür nieder; endlich eine Klosterpforte zu Wittenberg: ein Mönch kommt heraus und wirft seine Kapuze weg. Die von Bettina herbeigerufenen ernsten und lustigen Räthe commentiren nun diese Bilder; doch finden sich in diesem letzten Theile des Buchs minder schlagende Stellen, und der dritte Rath recitirt eine Ballade, die herzlich matt ist. Die lustigen Räthe nach denen Michel verlangt erzählen ihm nun manches Neue und Piquante aus den Tagesblättern, von Beethoven's Todtenfeier zu Bonn, von Herrn Dr. Lißt, von Ronge und Consorten, von Gefängnissen nach pennsylvanischem System, von den Augustereignissen in Leipzig, vom Leu von Ebersol und von der Kirche der Zukunft. Das ist der Inhalt eines Buchs welches in unserer materiellen, poesielosen Zeit um so mehr Leser finden wird, als es Zeitideen und Zustände der Gegenwart unter die Loupe der Ironie legt. Von Poesie ist Wenig darinnen.

99. Junge Lieder von M. F. B. Leipzig, Schrey. 1847. 16. 10 Ngr.

Wahrscheinlich ein Erstlingsproduct; aber geschmückt mit der Frische der Jugend und dem Glanze der Phantasie. Liebe und Lenz geben natürlich den Stoff, und die zwei Nummern „Das Herz ist todt" und „Fahr wohl" sind das Beste der kleinen Sammlung im Sedezkleide.

100. Bunte Blüten. Gedichte von Ludwig Scharrer. Augsburg, Jenisch und Stage. 1846. 8. 21 Ngr.

Wenn der dem Boden des Scharfsinns entwachsene Scherz, der auf der einen Seite hier in etwas materieller Färbung erscheint, auf der andern aber an Castelli's leicht und anmuthig tändelnde Muse erinnert, schon den Dichter macht, dann ist der Verf. dieser Lieder ein solcher. Ein nicht kleiner Theil des Gedichte lesenden Publicums wird ihm Beifall zollen.

101. Gedichte von S. H. Mosenthal. Wien, Klang. 1847. 16. 26¼ Ngr.

Bach und Waldstrom.

Floß einst durch Rosenhecken
Ein Bächlein hell und rein;
Wol möcht' es sich verbergen,
Es war so winzig klein.

Als Dies der Waldstrom merkte,
Voll bittern Spotts er rief:
„Du brauchtest nicht zu fließen,
Das Meer wär' doch so tief."

Das Bächlein rollte weiter,
Und sprach in sanftem Ton:
„Ich tränke Ros' und Veilchen,
Und labe Manches schon."

Zwar bist du groß und mächtig,
Und ich bin schwach und klein,
Doch will ja auch das Veilchen
Von Gott getränket sein!

Wenn oft hinauf ich blickte
Zu jenen lichten Höh'n,
Wo deutsche Minnesänger
Und deutsche Dichter steh'n:

Dann schreckt' mich eine Stimme,
Die wie der Waldstrom rief:
„Du brauchtest nicht zu fließen,
Das Meer wär' doch so tief!"

Doch eine and're Stimme
Flößt' mir Vertrauen ein:
„Es will ja auch das Veilchen
Von Gott getränket sein!"

Wir wollen diese kleine Paramythie, die der bescheidene Verf. an die Spitze seiner Liedersammlung stellt, als eine treffende Selbstrecension betrachten, und gestehen ein, daß das Naß welches ihm die Hand der Camoenen aus Aganippe reicht, wirklich Veilchen und andere kleine Wiesenblumen nährt. Die Balladen empfehlen wir Tonsetzern zur Beachtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller's Recensionen.

Aus dem kürzlich erschienenen ersten Bande von „Schiller's Briefwechsel mit Körner" erhellt, daß Schiller um des lieben Geldes willen von 1788 an auf einige Zeit ein fleißiger Mitarbeiter an der damals noch nicht lange gegründeten und im besten Flor stehenden „Allgemeinen Literaturzeitung" war. Er beschreibt Körner am 29. Aug. 1787 die Anstalt, wobei er hinzusetzt: „Eigentlich ist doch eine recensirende Societät eine brutale und lächerliche Anstalt, und ich muß dir gestehen, daß ich zu einem Complot gegen diese geneigt bin. Vorher aber müssen sie mich in ihr Heiligthum führen." Am 7. Mai 1788 heißt es: „Ich habe nun zwanzig Stück Recensenda aus Jena erhalten, unter denen auch Goethe's Egmont sich befindet. Man war von meinen Recensionen sehr erbaut, obgleich man die wenigsten wird brauchen können, weil die Schriften schon ein und ein halb Jahr alt, und viele darunter schon vergessen sind." Unterm 12. Juni macht er dann Körner auf Befragen einige von seinen Recensionen namhaft: „Du willst wissen was ich recensirt habe; diesmal lauter Unbedeutendes — im Monat April und Mai: 1) Friedrich der Große. Ein Gemälde. S. 212. — 2) Dyanasore, oder die Wanderer. S. 204. 205. — 3) Encyklopädie von Hoff. S. 219. — 4) Beiträge von Eckartshausen. S. 216. — 5) Historische Nachrichten und Lebensjahre Friedrich's II. von Herzberg (in den literarischen Nachrichten vom Mai. S. 277.)."

Allerdings würden die Nachträgesammler sich sehr täuschen, wenn sie hier große Schätze vermuthen wollten. Mit der Beurtheilung von Goethe's „Egmont", der uns nach diesen Aufsätzen lüstern machen könnte, sind sie an Wichtigkeit nicht im entferntesten zu vergleichen. Am bedeutendsten auch dem äußern Umfange nach ist noch die Anzeige des auch jetzt noch bisweilen genannten

philosophischen Romans „Dya-Na-Sore, oder die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sam-Skritt übersetzt 1787.“ Sie lautet: „Oder vielmehr nicht aus dem Sam-Skritt übersetzt; denn einige Namen abgeändert läßt sich die Geschichte ebenso gut nach Aegypten oder nach China als nach Indien verlegen. Wofür also diese Einkleidung, die nicht nur durch Nichts unterstützt, sondern der beinahe auf jedem Blatte durch die gröbsten Versündigungen gegen die Sitten und das Costume von Indien widersprochen wird? Vier Söhne verlassen ihren Vater und ihre Heimat, um eine Wanderung zum Heiligthum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und gefahrvolle Reise durch menschenleere Wüsten, Abgründe, über steile Gebirge und reißende Ströme. Dieses gibt dem Verf. Gelegenheit ein schreckliches Naturgemälde auf das andere zu häufen, deren Monotonie unendlich ermüdend ist, obgleich die Beschreibungen selbst Dichtergeist verrathen. Die Reise wird, wie man leicht denken kann, den armen Wanderern höchst sauer gemacht. Bald hilft ihnen eine kaum leserliche Handschrift die sie von ungefähr finden, bald ein Eremit der sich ihnen in den Weg stellt; ein Greis schickt sie zum andern (weil das Herumschicken nun einmal Gebrauch ist), und so treten in dem Buche vier oder fünf solche Greise auf, die alle einander wie aus den Augen geschnitten sind, und auch so ziemlich das Nämliche sagen. Die ganze äußerst einförmige und schlecht gehaltene Fabel dient einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle, die ihr aber oft so gezwungen und oft wieder so lose angepaßt wird, daß sie weniger aufklärt als verdunkelt. Nichts beleidigt indessen mehr als die barbarische Durcheinandermengung des Abstracten mit dem Symbolischen, oder der Allegorie mit den philosophischen Begriffen die sie bezeichnen soll: in eben dem Augenblick, da uns der Weg zur Wahrheit als eine Wanderung vorgestellt wird, hören wir darüber von dem Wanderer als über eine abstracte Materie sprechen. Es fällt in die Augen, daß es dem Verf. überhaupt nur um ein Vehikel für seine Philosophie zu thun war; ob es paßte oder nicht, galt ihm gleich, und so entstand denn dieser Zwitter von Abhandlung und Erzählung, der durch eine fast durchaus metrische Prosa womöglich noch ermüdender wird.“ Gewiß ist diese Kritik Schiller's nicht unwürdig; doch viele Mühe auf die Ermittelung seiner anderweitigen, an Zahl vielleicht nicht unbedeutenden Beiträge zur „Literaturzeitung“ zu verwenden dürfte sie schwerlich Veranlassung geben. Die Kritik des „Egmont“ wird durch folgende Einleitung bei Gelegenheit einer Schiller übertragenen Anzeige von Goethe's Schriften (Band V, Göschen 1788) angebracht: „Dieser fünfte Band der Goethe'schen Schriften, der durch eine Vignette und Titelkupfer von der Angelika Kaufmann gezeichnet und von Lips in Rom gestochen, verschönert wird, enthält außer einem ganz neuen Stück «Egmont» die zwei schon längst bekannten Singspiele «Claudine von Villa Bella» und «Erwin und Elmire», beide nunmehr in Jamben und durchaus sehr verändert. Ihre Beurtheilung versparen wir bis die ganze Ausgabe vollendet sein wird, und verweilen uns jetzt blos bei dem Trauerspiele «Egmont», das auch besonders zu haben ist, als einer ganz neuen Erscheinung. Entweder es sind außerordentliche Handlungen“ u. s. w. Das Abgebrochene des Anfangs, das an dem Aufsatz, wie er in Schiller's Werke aufgenommen ist, auffallen muß, wird hierdurch erklärt und gemildert. 42.

Literarische Notiz.

Nachrichten von englischen Dichtern.

Der Name Howitt ist d. Bl. nicht neu. Howitt's und seiner Schwester literarisch bethätigte Streifereien durch Deutschland und ihre beiderseitige Hinneigung zu deutscher Literatur haben ihnen Sympathien erweckt, sie den in Deutschland bekanntesten englischen Schriftstellern angereiht. Schon Das würde die Erwähnung von Howitt's jüngstem Werke rechtfertigen, selbst wenn die zwei Bände: „Homes and haunts of the poets“ (London 1847), nicht Viel und Mancherlei brächten was Kenntnißnahme verdient. Der Gedanke an sich, ein Buch zu schreiben über die Orte wo Dichter „gelebt, geliebt und gelitten“, erscheint nicht zum ersten male in der Ausführung, dürfte aber von keinem Vorgänger besser verwirklicht worden sein. Howitt's Buch ist leichter als Geschichte, ernster als Dichtung, halb belehrend, halb anregend, also auch ein Buch für den Tagsgeschmack, und nebenbei typographisch und mit Holzschnitten so schön ausgestattet, daß es sich vollständig zum Liebesgeschenke eignet. Freie Meinungsäußerungen werden Beifall und Tadel finden — Das ein weiterer Vorzug — und kleine Irrungen des Verf. bemerkt werden oder nicht. Ungefähr 40 Dichter kommen zur Besprechung, davon drei Viertel aus dem vorigen und jetzigen Jahrhundert. Berühmtheit allein hat die Auswahl nicht bestimmt; es mußte sich auch von den Orten etwas Interessantes sagen lassen. Ebenso wenig hat sich der Verf. geographische Fesseln angelegt. Er reist nördlich nach Deeside, um von Byron's Knabenalter, und verliert sich in den Wildnissen Irlands, um von Spenser und Goldsmith zu erzählen. Mehre seiner besten Mittheilungen dankt er seinen Fußwanderungen in der Nähe der Orte wo seine Dichter gelebt und noch leben, wie es andererseits nicht überraschen kann, daß er oft an den Orten selbst die geringste Auskunft erhielt. In Marlowe traf er nur zwei Menschen die sich Shelley's erinnerten, einen Chirurg der ihn behandelt, und einen Krämer der noch eine Foderung an ihn hatte. Sonst wußten Beide Nichts von ihm. Unter den Meinungsäußerungen des Verf. zeichnet sich eine über Wordsworth aus, die ihm in England schwerer verziehen werden dürfte als in Deutschland, und deshalb eine stichhaltige Probe seines Freimuths ist. Er nennt Wordsworth's Poesie „eine poetische Quäkerei“. „Der Quäker glaubt, daß, wenn er in sich selbst versinkt, alle seine Gedanken und natürlichen Fähigkeiten ruhen läßt, der göttliche Geist über ihn komme, ihn anrege und belehre. Er soll nicht suchen, nicht streben, nicht forschen, er soll ruhig sein und empfangen. Und Das ist Wordsworth's Ansicht und Lehre von der Poesie. Ihm zufolge hat der göttliche Geist, welcher das Universum erfüllt, die ganze sichtbare Natur so geschaffen und gestaltet, daß wir in Ewigkeit sie zur Mahnerin und Lehrerin haben sollen.“ 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 314. —— 10. November 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Fünfter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 313.)

102. Bilder aus der Pflanzenwelt in drei Abtheilungen. Mit Vorwort vom Professor Dr. Lange. Zürich, Höhr. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die ansprechende Idee, die Pflanzenwelt zu einem Spiegelbilde des Göttlichen und Heiligen zu machen, und sich überhaupt im Gebiete der Pflanzen- und Blumenwelt mit betrachtendem Blicke zu ergehen, liegt jedem poetischen Gemüthe nahe, und ward erst kürzlich von Bauernschmitt (vergl. Nr. 144 d. Bl.), wiewol etwas grob materiell, ausgeführt. Der anonyme Verf. (richtiger Compilator) des vorliegenden starken Octavbands ward zweifelsohne von gleicher Idee belebt, und zugleich angetrieben solche Poesien zu sammeln und zusammenzustellen welche die überall grünende und blühende Pflanzenwelt abspiegeln und allegorisch deuten. So hat er, der mit Sylvan und Flora allerdings sehr befreundet, und in unsern Dichtern wohl belesen zu sein scheint, auch mit einem frommen Sinne begabt ist, aus mehr als vielleicht hundert deutschen Poeten, Poetinnen und Poetchen eine Anthologie veranstaltet, in welcher sich nur wenige Blumen von selbsteigener Zucht befinden mögen. Er beginnt in erster Abtheilung mit einer Symbolik der Pflanzen und Bäume, die er, wunderlich genug, in alphabetischer Ordnung, von der Allermannsharnischwurz an bis zur Zeitlose, uns vorführt. Zu loben möchte hier sein, daß der Sammler besonders solche symbolische Sprüche und Lieder gewählt hat welche bei der Deutung der Blumen nicht von einer bloßen Aehnlichkeit ausgehen, sondern das Wesentliche in der Erscheinung eines Gewächses als das Abbild eines wesentlichen Zugs in dem Geistesleben des Menschen erscheinen lassen. Die zweite Abtheilung gibt uns eine kleine Blumenlese aus verschiedenen Dichtern, und die dritte größere Blumengedichte, Parabeln, Legenden u. s. w. von Poeten aus früherer und jüngster Zeit. Ist nun auch nicht Alles von frischer Farbe und erquicklichem Dufte in diesem reichen Blumenstrauß, so ist doch der Sinn in welchem die Blumen für denselben gewählt und gebunden wurden echt und gediegen.

103. Gedichte von Karl Rick. Wien, Lechner. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Die ersten Nummern laboriren, trotz eines dem Verf. unleugbar beiwohnenden Fictionstalents, doch an einer gewissen Trockenheit, weshalb wir schon über die ganze Sammlung ein dictatorisches Damnamus aussprechen und sie beiseite legen wollten; — indessen, wie man denn nun einmal für südostdeutsche Poeten ein günstiges Vorurtheil hat, wir lasen weiter und stießen auf Manches was von der Wärme, Frischheit und Innigkeit der östreichischen Schöngeister Kunde und Zeugniß gibt. Wird nun auch hier und da die Form vernachlässigt, so übersieht man Das gern bei einem Versbünstler der folgendes kleine Gedicht schreiben konnte (S. 52):

Der Bijouteriehändler.

Schleifen von gar selt'ner Güte
Hab' ich feil in meinem Kram,
Hochflor, Rosa, Apfelblüte
Von Feinliebchens — letzter Scham.

Perlen auch vom reinsten Wasser —
Heißa, wie das strahlt und scheint —
All die Perlen, schöne Damen,
Meine Mutter hat sie geweint!

Auch gar feine Weberwaare!
Diese Gaze von Silber kauft!
Ihre Fäden — graue Haare,
Die sich mein Vater ausgerauft!

Zahlt die Schleifen mit ihrem Erröthen,
Zahlt die Perlen mit Thränen mir —
Schenkt meinem Vater versöhnende Stunden,
Dann nehmt all den Kram dafür!

Da liegen auch zwei Heftlein einer Anthologie aus südostdeutschen Poeten unter dem Titel:

104. Das östreichische Odeon. Herausgegeben von Ludwig Eckardt und Ernst Rose. Erstes und zweites Heft. Wien, Lechner. 1847. 16. 20 Ngr.

vor uns. In diesen sind enthalten Proben aus Karl Ziegler's (Carlopago), Ludwig August Frankl's, Ritters von Levitschnigg's, Karl Hugo's, Ludwig Foglar's, Ludwig Bowitsch's, Guido Süden's, Theodor Bakody's, Josef Novelly's, Friedrich Uhl's, C. Ranzoni's, Ludwig Gottfr. Neumann's, Franz Gernerth's, Friedrich Steinebach's, A. C. Wießner's, Skala's, Otto Prechtler's, J. A. Medi's, Ernst Rose's und Ludwig Eckardt's Gedichten. Eine gewöhnliche Buchhändlerspeculation.

105. Gedichte von Leonhart Wohlgmuth. Leipzig, Grunow. 1846. 16. 1 Thlr.

Schon der Prolog, in welchem dieser ebenso gewandte als gesinnungsvolle Sänger über das Wesen der Poesie überhaupt und das in unserer Zeit speciell sich ausspricht, erfüllt uns mit einem günstigen Vorurtheil. Wenn er nun in jenem Prolog gegen die Dichter der Gegenwart die das Plectrum zum Schwert machen zu Felde zieht:

Gar als Pallas keck gerüstet,
Tritt sie (die Poesie) auf mit Schild und Speer,
Stimmt ein Schlachtlied an und brüstet
Sich mit ihrem jungen Heer —

so zeigt er sich doch als ein Sohn seiner Zeit wenn er den Dichtern folgende mahnende Worte zuruft (S. 18):

An die Poeten.

Entrollt die Blätter unserer Geschichte,
An Wehen überreich und arm an — Wonnen!
Ihr Blut und ihre Thränen sei der Bronnen,
Aus dem wir schöpfen rauschende Gedichte.

Verscheucht den Wahn mit des Gedankens Lichte,
Erwecket neu das Schöne, das zerronnen,
Beleuchtet mit des Liedes hellen Sonnen
Der Zeitenuhr abrollende Gewichte.

Wenn wir den Modetempel niederhauen,
An unsrer Irmensäule neu erbauen
Germanias geschändete Altäre:

Ja, theure Brüder, dann sind wir Poeten,
Die ihrer Sendung wahre Bahn betreten,
Sind Helden mit des Wortes blanker Wehre.

Noch mehr bewährt er sich als ein der Zeitrichtung folgender in „Das hohe Lied" (S. 137), welches sich als Lied vom freien Geiste gerirt. Auch die ihm zunächst folgenden Lieder sind in ähnlichem Geiste geschrieben. In den „Minneliedern" tritt er als Zögling der echten Lyrik auf. Wir können uns nicht enthalten eines der kleinern als Probe mitzutheilen:

Fensterblume.

Mein Herz ist eine Fensterblume,
Vom Erdenwinter rings umstarrt,
Die auf den Blütenmai der Liebe
Vertrauensvoll und still geharrt.

Der Frühling hat es angelächelt
Aus deines Auges tiefem Blau,
Nun geht es auf ein Strahl der Sonne,
Ein Perlenmeer von Duft und Thau.

Dein Blick war ihm aus Psyche's Tempel
Ein Liebesevangelium:
Nun strömt's in Liedern und in Thränen
Hinüber in das Heiligthum.

In der Abtheilung „Schwangau", die uns auch epische Blüten bringt, bekundet er sich als Gebieter über das Wort, dem er Melodie einhaucht. „Die Harfe der Zeit" besingt historische Notabilitäten der frühern Zeit und der Jetztwelt, auch Zustände und Erscheinungen der letztern. Als das Gelungenste in letzterer Beziehung heben wir aus „Der Frühling" (S. 32). „Eine Fahrt nach dem Süden" gibt eine pittoreske Reiserelation. Als Perle dieses Abschnitts bezeichnen wir „Zwei Poeten" (S. 185), worunter er Tasso und den Grafen Platen versteht. Mit den lieblichen Liedern „Stillleben" überschrieben hätte er seinen Canzoniere schließen sollen, und nicht mit „Enttäuschung", einer elegischen Nänie, mit welcher er die Geliebte der Untreue anklagt. Gäbe es in unserer poesiearmen Zeit doch mehr solcher Sänger wie Leonhart Wohlgmuth!

106. Gedichte von August Wolf. Königsberg, Pfilzer und Heilmann. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Es fehlt dem Manne weder an zarten Gedanken, noch an sinniger Reflexion, noch an kernhafter Gesinnung, noch an melodischen Rhythmen; und dennoch erhebt er sich in unserer gesanglustigen Aera nicht über das Niveau, dessen durch encyklopädische Bildung reichgedüngten Boden die Dichter massenhaft entwachsen, um ihre Arme verlangend nach dem Lorber auszustrecken.

107. Gedichte von Heinrich Zeise. Altona, Blatt. 1847. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer den skandinavischen Norden, seine Skalden, Kämpen, Hünen, Sagen und wilde Naturscenerie liebt, wird in dieser Sammlung, namentlich im ersten Abschnitte: „Lieder aus dem Norden", volle Befriedigung finden. An diese Nordlandslieder schließen sich „Wald- und Haidegesänge" verwandtschaftlich an. Natürlich fehlen auch hier „Freiheitslieder" nicht, gekleidet in das Gewand der Zeit. Manches Freundliche und Gefällige ist in den kleinen Liedern.

108. Liebesgeschichten. Von Oswald Marbach. Leipzig, O. Wigand. 1846. 16. 21 Ngr.

Hr. O. Marbach hat als Aesthetiker und Kritiker zu viel Ruf, als daß d. Bl. durch Empfehlung des gegenwärtigen Büchleins zur Erhöhung desselben beitragen könnten. Es enthält „Tristan und Isolde"; „Riwalin und Blanscheflur"; zwei Novellen: „Der Pietist" und „Die Liebesprobe", und zum Schluß „Alte Lieder — neue Klänge" — Alles in der allbekannten Manier des geistreichen Verf.

109. Gedichte von F. Brunold. Berlin, Quien. 1847. 12. 22½ Ngr.

Hr. Brunold ist ein von uns in d. Bl. bereits einige male erwähnter Sänger des Frühlings und der Liebe, der sein Publicum auch unter jugendlichen Lesern und unter Componisten gefunden hat, die durch seine klangreichen Worte veranlaßt wurden denselben Melodien unterzulegen. Bei alle Dem wird die Nachwelt seinen Namen nicht nennen, und wenn die letzte Strophe eines kleinen Liedes lautet (S. 6):

Und wer hat denn dies Lied erdacht?
Ein Wanderbursche hat's gemacht,
Als er mußt' von der Liebsten zieh'n —
Der Wind fährt d'rüber hin —

so prognosticiren wir ihm mit seinen eigenen Worten, daß der Wind der Zeit über ein Kleines auch über diese Liedesblumen fahren wird, und sie bald ihre Stätte nicht mehr kennen werden, wie der königliche Dichter sich ausdrückt.

110. Rheinerinnerungen. Gedichte von Gustav Erhard. Dresden, Adler und Dietze. 1847. 8. 20 Ngr.

Ungeachtet der alte Grenzfluß mit seinen romantischen Umuferungen so oft bereits angesungen ist, daß man nachgerade geneigt wird Neuerscheinendes als crambe sexcenties cocta zu betrachten, so weiß doch dieser Reisende manchen dortigen Naturgebilden eine poetische Seite abzugewinnen, nicht selten freilich nur in Reimen. Selbst die von allen am vaterländischen Strom reisenden Poeten so grausam genothzüchtigte Lorelei tritt hier in erträglicher Toilette auf.

111. Gedichte von Theodor Oelckers. Leipzig, O. Klemm. 1847. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

In die vorläufigen Hindeutungen auf Das was einige neudeutsche Dichter und Dichterlinge dem Publicum darbringen, mischt sich nicht selten eine starke Dosis von Selbstgefälligkeit, gewürzt mit apologetischen Phrasen. Hr. Oelckers, der sich auf dem Gebiete des Romans und der Novelle dem Publicum schon als ein gefälliger und angenehmer Erzähler dargestellt hat, scheint in den beiden Sonetten die er gegenwärtiger Sammlung als Vorwort voranstellt eine ziemlich richtige Selbstrecension abgefaßt zu haben. Das zweite Sonett lautet nämlich:

Singt alle Welt auch stolz in diesen Tagen,
Ich singe was dem Innersten entfloh:
Ist es nicht groß, ist es doch echt, und so
Kann ich ein schlichtes Lied zu bringen wagen.

Das sind nicht Byron's noch Petrarca's Klagen,
Noch Lieder von dem alten Salomo,
Auch nicht die Mähren des Boccaccio,
Noch etwa gar des grauen Naso Sagen.

Doch lauscht' ich fern und nah' manch süßem Klang,
Den gern im deutschen Reim ich ließ erschallen;
Zwar tönt er häufig Wald und Haid' entlang,

Nur leider, ach, verstanden nicht von Allen:
Und darum übersetz' ich gern den Sang
Der Lerchen und der süßen Nachtigallen.

Nun aber übersetzt er nicht blos den Sang der Lerchen und der Nachtigallen, sondern er betritt auch hin und wieder den epischen Boden, und zwar gar nicht mit Ungeschick und wankendem Tritt. Hier weisen wir vorzugsweise vor allen Nummern auf „Dörflinger" (S. 90) hin, und bedauern nur, daß der Raum nicht gestattet das Lied mitzutheilen.

112. Poetisches Reisebuch von Emil Mecklenburg. Leipzig, O. Klemm. 1847. 16. 1 Thlr.

Dieses Product eines schreibseligen deutschen Touristen schließt sich in Format und Druck eng an das vorige Büchlein an. Ein Reisebuch mag es sein; aber, beim Himmel, kein poetisches, sondern ein recht prosaisch-triviales. Dieses Urtheil wollen wir belegen mit einem Pröbchen aus dem ersten Abschnitt: „Petersburger Nächte", deren der Verf. zehn durchschwärmt. Die zweite Nacht beginnt also:

Zur Sache nun zu kommen, sei's gesagt:
Sanct-Petersburg ist eine Stadt der Laster!
Dort wird beim Gottesdienst furchtbar gejagt
Auf einem ganz barbarisch schlechten Pflaster —
Merkwürdig, daß kein Pferd zu wiehern wagt —
Cigarren sind hier gut, doch schlecht der Knaster,
Nur rauchen auf der Straße nicht die Reußen,
Wie in Berlin die sittenreichen Preußen.

Die Städte gleichen sich wie Sohn und Vater,
Nur nicht im Jagen auf der Straße, während
Dem Gottesdienst (sic!); ich finde, wie Lavater,
Oft die Physiognomik (sic!) sehr belehrend:
Wolan, Berlin ist ein höchst frommer Kater (vortrefflich!!),
In stiller Andacht selig sich verklärend,
Der Tiger Petersburg ist in dem Stück
Noch hinter dem verwandten Blut zurück.

— — — — —

Was die Details betrifft, verweis' ich Sie
Auf von Custin's berühmtes Buch; ich steckte
Zwar nur die Nas' hinein und sagte: Fi!
Wonach es gleich im Anfang garstig schmeckte,
War Restauration und P . . . .; (wie fein!)
Doch kann es sein, daß mich der Anfang neckte.
Ich bitte: riechen Sie an dieser Blume
Russischen Duft, vermischt mit jungem Ruhme.

Höchst piquant ist (S. 20) die Parallele die zwischen Deutschland und Rußland gezogen wird. Man vergesse ja nicht sie zu lesen. Der zweite Abschnitt, hier Gesang genannt, hat die Ueberschrift „Meerfahrt", halb voll excentrischer, halb trivial-langweiliger Reflexionen. Ein dritter Gesang bringt unter dem ominösen Titel: „Deutsche Fetzen", Notizen und Bemerkungen über Hamburg, über die Elbe und Mecklenburg und über Leipzig, wo über Faust in Auerbach's Keller radotirt wird. Mit einem vierten Fetzen wird die Brühl'sche Terrasse zu Dresden behangen, mit einem fünften die Bastei in der Sächsischen Schweiz; der letzte wird an das Stadtthor von Frankfurt a. M. geklebt. Ein Anhang: „Fragmente aus der Schweiz", beschließt ein Opus das im Grunde aus lauter Fetzen zusammengesetzt ist, aber doch kein Ganzes werden will. Oft, recht oft redet der geistreich-witzige Tourist von seiner geliebten Persönlichkeit. So sagt er, um nur Einiges zur Kurzweil des Lesers auszuheben, von sich selbst (S. 141):

Ich werde zu poetisch, wie ich merke,
Und mich erschreckt beinahe selber schon
Des Dichterbelladonnengiftes Stärke. (Jawol, jawol!)

— — — — —

Ihr seht: phosphoriscirend ist mein Blut,
Und schon ein überschwänglich feiner Reiz
Setzt mich in die platonisch reine Glut.
Betont platonisch! denn ich treibe Geiz
Mit Allem was der Mensch aus Liebe thut.
Wie könnte sonst mir die Sächs'sche Schweiz
Im Bildniß einer kleinen Frau erscheinen,
Mit starkem Leib und üppig dicken Beinen?

Doch wir schließen unsern Bericht mit dieser feinen psychologischen Bemerkung die der Verf. über sich selbst macht; sie gibt uns zugleich einen Begriff von der ihm beiwohnenden Kunst Schlüsse zu machen.

113. Fliegende Blätter. Von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Voigt. 1847. 8. 15 Ngr.

Es verhält sich in der Innenwelt reichbegabter Dichter wie mit dem Nachsummen eines harmonischen Glockengeläuts in der Außenwelt. Der erhabene und liebliche Ton klingt lange in Ohr und Seele nach, und es scheint nicht selten als ob die Glocken insgesammt wieder in Bewegung gesetzt würden und von neuem anfingen zu läuten. So fühlt der Dichter die eigenen Gesänge in der Seele nachklingen, und unwillkürlich, wie durch eine geheime Macht bezwungen, setzt er den Sang fort. So mag es auch Hrn. v. Lengerke ergangen sein, den wir stets ebenso gern in den Hallen der Wissenschaft wie im Tempel der Musen gesehen haben, indem er hier seine oft in Bewegung gesetzten Glocken von neuem über die deutschen Gauen erklingen läßt. Einiges mag hier freilich wol aus einer Pultecke hervorgezogen und zusammengestellt sein, aber Vieles ward doch auch gewiß durch Zeitereignisse, Zustände und Lebenserfahrungen veranlaßt. Zur ersten Kategorie gehören die drei oder vier durch die Jubelfeier der Albertina im J. 1844 hervorgerufenen Feierlieder, die wir mit ebenso vieler Aufmerksamkeit und Freude gelesen haben wie das ausführliche panegyrische Gedächtnißwort an „Herder" (S. 53). Den Betrachtungen über religiöse und kirchliche Zustände der bewegten Gegenwart werden stets kleine Dosen von attischem Salz mit beigemischt, und sie laufen hin und wieder in eine anekdotenartige Spitze aus. Dahin gehört (S. 78):

Eine spanische Geschichte.

Zu dem Prior Satirurso
Kam der Pfarrer von Maforen;
Traf ihn in geheimster Zelle
In Gedanken tief verloren.

Domine! — so grüßt der Prior —
An dem Schweiß, so ich vergossen,
Werdet inne, daß soeben
Ein Problem sich mir erschlossen.

Habt Ihr je das heil'ge Dogma,
Dessen Tiefen so unendlich,
Der Dreifaltigkeit Geheimniß
Euch gemacht auch recht verständlich?

Würdigster! — so spricht der Pfarrer —
Weil Ihr fragt, ob ich's verstanden:
Immer kam beim Speculiren
Das Verständniß mir abhanden.

Spricht der Prior: Eure Einfalt
Der Belehrung sich erfreue!
Merkt: die Dreiheit ist nur Einer
Und in Einem sind die Dreie.

Stellt nun vor Euch zwo der Spiegel
Und ein Licht stellt mitten innen:
Eins der Lichte seht — und Dreie! —
Wird nun heller Euch zu Sinnen?

Würdigster! daß ich nicht wüßte!
— Spricht der Pfarr — verzeiht mir Blinden!
Kann ich bei der Lichte Einem
Doch die Pfeife nur entzünden!

Blöde Einfalt! — zürnt der Prior;
Doch nicht lang ist er betroffen:
Auf Verständniß darf am Hofe
Zu Madrid er sicher hoffen.

Ebenso ist es mit den Nummern die sich über modern-sociale und politische Verhältnisse verbreiten. Die Lieder verlieren keineswegs an Duft und Farbe wo sie das sentimentale Gebiet berühren. Brechen wir hier folgende lyrische Blüte (S. 124):

Der erste Schnee.

Es färbt der erste Schnee die erste Flur!
Noch dank' ich ihrer Blüten. —
Da altert winterlich Natur
Und kalte Stürme wüthen.

Ich labe mir die beff're Zeit:
Den letzten Schnee im März en. —
Da fühl' ich Frühlingsseligkeit
Zum voraus schon im Herzen!

Als weiß das erste Härchen war,
Da ward mir auch so wehe!
Doch fällt der letzte Schnee aufs Haar,
Dann ahn' ich Frühlingsnähe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Franz von Florencourt.

Zeitbilder von Franz von Florencourt. Zwei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1847. 8. 3 Thlr.

Die beiden vorliegenden Bände enthalten Aufsätze und Abhandlungen, denen wir bereits früher in den Zeitungen begegnet sind. Der Verf. hat um deswillen einen Gesammtabdruck jener journalistischen Aufsätze nochmals dem Publicum übergeben, weil er glaubt, daß der Moment auf den sie berechnet waren noch nicht völlig vorübergerauscht sei, und daß der eine oder der andere doch noch irgend eine Anregung hervorbringen könnte; ferner weil der Verf. wünscht, daß nicht immer einzelne abgerissene Theile seiner Thätigkeit dem Leser zu Gesicht kommen, und daß dieser sich nicht daraus ein Urtheil bilden möge. Obgleich Florencourt seine Stoffe mit einer gewissen ängstlichen Gewissenhaftigkeit bearbeitet, obgleich seine mannbare, entschiedene Gesinnung überall unverholen sich ausspricht und weder nach oben noch nach unten Rücksichten nimmt — eine Eigenschaft die nicht hoch genug angeschlagen werden kann —, so bringt seine ganze Darstellung doch nie so eigentlich einen vollen Eindruck hervor, und die Methode, von einem gewissen formellen Satze ausgehend und danach die ganze Entwickelung des lebendigen Stoffs behandelnd, macht nicht selten den Eindruck einer schulmeisterlichen Pedanterei. Florencourt setzt den eigentlichen Coefficienten des Lebens gegen seine juristische Formel hintan, die freie, frische und freudige Entwickelung wird ausgetrocknet unter den Strahlen dieser politischen Rechtmacherei. Es begegnet dem Leser gar oft, daß er da wo er erwartet auf die Bewegung und Entfaltung der großartigen Lebensmomente aufmerksam gemacht zu werden, nur juristische Formeln an sich vorübergleiten sieht, die zwar alle mit einer gewissen Schärfe ausgeführt sind, aber ihn immerhin nicht für den verlorengegangenen wahren Inhalt schadlos halten können. Solche Ausführungen wie sie sich in dem Aufsatze über die Fehler der hanoverschen Opposition und in den Bemerkungen zu der neuen preußischen Verfassung vorfinden, sind mit consequenter Logik durchgeführt, und wenn man von einer gewissen Wiederholung und Breite der Dialektik hier und da absehen will, lebendig und anregend geschrieben; aber nimmt man das todte formelle Recht, den Buchstaben denselben hinweg, so bleibt auch in der ganzen Ausführung Wenig übrig, worauf ein geistiges Auge, das über die Form hinaus nach dem wahren historischen Inhalt, der freien geschichtlichen Entfaltung des Lebens hindurchdringen möchte, ruhen könnte. Jedoch hat auch dieser Standpunkt in der Tagesliteratur seine Berechtigung, sodaß von allen Seiten und nach allen Richtungen hin der Gegenstand erschöpfend betrachtet werde, und wenn man denselben auch für sich nicht in Anwendung bringen möchte, so muß man doch denselben nicht geradezu verwerfen, jedoch auch nicht verkennen, daß er in seiner vollen Consequenz nur als einseitige Betrachtungsweise erscheint, die gar leicht zur Manier werden kann, und als solche verwerflich ist. Die Gesinnung und Denkweise Florencourt's liegt in diesen Aufsätzen klar zu Tage und ist nur rühmlichst anzuerkennen; dagegen ist auch nicht zu verkennen, daß die schulmeisterliche Methode nicht selten mit einem gewissen pedantischen Hochmuthe sich aufspreizt, die das Recht für sich in Anspruch nimmt Allem was außer ihr liegt tüchtig den Kopf zu waschen. Außer den beiden bereits oben erwähnten Aufsätzen über die Opposition in Hanover und die preußische Verfassungsfrage enthalten die beiden Bände Artikel über Lornsen, Schleswig-Holstein, über die preußischen Provinziallandtage im J. 1845, Bemerkungen über Niebuhr in zwei Abschnitten, sodann über Nationalbelohnungen mit besonderer Beziehung auf den Professor Jahn; ferner eine kleine Abhandlung über Preßfreiheit und Censur, einen Vortrag über die Einkommensteuer, und eine Revue der politischen Literatur der Gegenwart in Deutschland in den letzten fünf Jahren. Der Inhalt ist mannichfaltig und anregend, und manches wackere Wort wird darin ausgesprochen, sodaß das Werk mit Recht Anspruch darauf hat in einem größern Kreis gekannt zu werden. 93.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Touristen im Orient.

Die französische Literatur ist nicht weniger reich als die unserige an Reisewerken aller Art über die Länder des Orients, welche, Dank den erleichterten Communicationsmitteln! immer mehr und mehr von den Fluten der Reisenden überschwemmt werden. Unter den mancherlei Werken dieser Art welche die jüngste Zeit uns gebracht hat, verdient die anspruchslose Schrift von Charles Reynaud: „D'Athènes à Baalbek", einigermaßen hervorgehoben zu werden. Der Verf. will zwar nur den in immer größern Scharen nach dem Morgenlande drängenden Reisenden ein bequemes Reisehandbuch bieten, in dem sie auf die wichtigsten Punkte hingewiesen und mit den vortheilhaftesten Notizen versehen werden sollen; aber aus den kurzen Andeutungen welche ursprünglich beabsichtigt wurden, hat sich eine recht lesbare und ansprechende Reisebeschreibung ergeben, welche von Niemandem für den die zaubervollen Gegenden des Orients einigen Reiz haben unbefriedigt aus der Hand gelegt werden dürfte. Die Darstellung ist gefällig, die Urtheile tragen das Gepräge der Unparteilichkeit, und die Anordnung des reichen Materials gewährt ein lichtvolles, klares Bild der morgenländischen Zustände.

Prescott in Frankreich.

Die wegen ihres romanhaften Interesses so spannende und dabei doch durchweg quellenmäßige Arbeit Prescott's über die Eroberung Mexico's durch Ferdinand Cortez hat, nachdem ihr schon überall die gebührende Anerkennung zu Theil geworden ist, auch in Frankreich einen Bearbeiter gefunden. Amadée Pichot, der durch seine taktvolle Leitung der „Revue britannique", sowie durch selbständige Arbeiten über die englische Geschichte und Literatur vortheilhaft bekannt ist, hat sich der dankbaren Mühe unterzogen dieses treffliche Werk in die französische Literatur einzuführen. Seine gelungene Uebersetzung hat auch bereits in der französischen Journalistik anerkennende Beurtheilung gefunden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 315. —— 11. November 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Fünfter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 314.)

114. Gedichte von **Johannes Minckwitz**. Leipzig, Kummer. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

Diese lyrischen Ergüsse haben, wenn auch nicht in einem guten Sinne, der Alltäglichkeit farbloses Gewand abgestreift, sind mithin nicht wie so vieles Andere in diesem Bericht übers Knie zu brechen. Ihre Außergewöhnlichkeit besteht zunächst in der **Form** die ihnen gegeben wurde. Hr. Minckwitz ist nämlich ein leipziger Philolog, der sich, genährt durch die Milch der Alten, in ihre Sprache und Denkformen hineingelebt haben mag, wie er denn bereits in den J. 1837 und 1839 Euripides' und Aeschylos' Werke nachgedichtet und diese Classiker auch in lateinischer Sprache recensirt und illustrirt hat. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn er seine uns hier dargebotene lyrische Gabe in das antikmetrische Gewand kleidet. Seine Muse macht aber nicht blos auf dem lyrischen Gebiete Toilette à la Grecque, sondern auch auf dem dramatischen, indem er in einem fünfactigen Schauspiel: „Der sächsische Prinzenraub" (Leipzig 1839), seine Personen in sechsfüßigen Jamben, Tetrametern und Anapästen sprechen läßt. In demselben Costume mit welchem er dort Thalia bekleidet, läßt er in gegenwärtigem Buche Polyhymnia auftreten. Drei Viertheile seiner Gedichte sind antik gemessen, und etwa ein Viertheil ist in modernen Reimen, größtentheils in Sonettenform, abgefaßt. Seine Vorliebe für antike Formen rechtfertigt er also (S. 155):

> Vorurtheil blos ist's, Antikes und Neues zu scheiden:
> Beides, wofern nur schön, gleicht sich im Strahle der Kunst,
>
> Gleichwie die Sonne noch heut, wie vor Jahrtausenden, warm scheint,
> Gleichwie die Erde noch grün ist und der Himmel noch blau.
>
> — — — — — — — —
>
> Aber ich scheid' antiken Gesang und modernen: der letzte
> Wandelt, ein flüchtiges Bild flüchtiger Zeiten, vorbei.
>
> Furchtlos kleide, mein Freund, das Lied in die Weisen der Vorzeit,
> Welche der Kunst Urkraft über die Zeiten erhebt.
>
> Möge der Stümper modern blos pinseln und opfern dem Zeitgott,
> Möge der Stümper mit Spott nennen die Kunst Rococo.

Zuerst finden wir „Festgesänge" an hochgestellte Personen und Hymnen, welche Länder und Staaten besingen, größtentheils nach selbsteigen entworfenen prosodischen Metren. Mag Alles gut und richtig gemessen sein; aber schön klingt es nicht immer, und wenn der Verskünstler glaubt, seine Muse werde sich Verehrer im Publicum ersingen, so ist er im Irrthum befangen. Den Festgesängen schließen sich zwei Bücher „Oden" an, eine lyrische Form die Gedankenreichthum verlangt wenn sie heutigen Tags genießbar werden soll; den aber vermissen wir eben, weshalb wir recht viele überschlugen. Erst als wir uns zu der Sammlung viertem Theile, zu den „Vermischten Gedichten" durchgearbeitet hatten, wich die Langweile, und wir stießen, in gutem und bösem Sinne, auf mancherlei Piquantes. Mit der antiken Form nimmt ein Dichter, ist er auch nur Nachbildner, den Geist der Alten an, und über den hier wehenden **Geist** müssen wir ein Wort sagen. Es ist dieser kein anderer als der des verewigten Grafen Platen-Hallermünde. Diesen gedankenreichen Dichter hat der Verf. schon 1838 in einem literarisch-kritischen Werke: „Graf von Platen als Mensch und als Dichter", apotheosirt, und schwingt noch hier vor seinem Schatten in tiefster Ehrerbietung das gewaltige Rauchfaß, indem er ihn neben Goethe stellt. Wir wollen wegen dieser ausschließenden Vorliebe keinen Stein auf den Verf. werfen. Mußte doch Platen auf den philologisch gebildeten Mann wie Hr. Minckwitz ist durch seinen Gedankenreichthum und seinen sittlichen Ernst einen tiefern Eindruck machen als die Dichter der jüngsten Aera, die größtentheils in gedankenlosem Reimspiele nur läppische oder überspannte Gefühle zu Tage fördern, oder die, materiellen Zeitinteressen huldigend, sich wunderlichen Freiheitsträumen hingeben. In Bezug auf seine dichterische Persönlichkeit läßt sich Hr. Minckwitz in seinem ersten Epigramm also aus (S. 147):

Unabhängigkeit.

> Sentimental ist nicht mein Lied, auch mag es den Staat nicht
> Lenken: es sorgen dafür große Poeten der Zeit.
> Aber es wird Freimuth kund thun und behaupten und fodern
> Deutscher Gesinnungen Ernst, edel und männlich und scharf.

Diese Verse bekunden schon, daß Hr. Minckwitz seinen poetischen Werth überschätzt; aber zu förmlichem Selbstlobe wird sein Wort in einem abgedruckten „Prolog zum Prinzenraub" (S. 187). Dieses Stück ist eine Dedication an den jungen Prinzen Albrecht von Sachsen, und lautet also:

> Gemach verbleicht das Immergrün der Poesie!
> Bierbrauerei'n, Baumwollfabriken liebt das Volk.
> An Runkelrüben hangt es ganz mit ganzem Sinn,
> Statt Korn und Obst befaßt es sich mit Seidenbau,
> Damit das Land der Bäre seinen Pelz vertauscht.
> Legt Straßen über Zinnen die kein Fuß betrat,
> Und Eisenbahnen donnern durch das Blachgefild.
> Die Poesie nur leidet, sie verblüht indeß,
> Und wie die deutsche Treue wird sie seltener.
> D'rum scheint in diesem Zeitenraum ein gut Gedicht (Der Prinzenraub!)
> Ein unbezahlbar hohes Gut, der Schätze Schatz!
> Wer freundlich anhört dieses Lied, womit der Lenz
> Mich jüngst beschenkt hat, hoff' ich, wird des Liedes Freund;
> Wetteifer nur beflügelt meinen Geist hinfort,
> Und tausend Herzen neigen sich am heut'gen Tag,
> Den Haß vergessend, freundlich mir und wohlgesinnt.
> Wenn Sophokles die schönsten Leierklänge schlug,
> Wenn Aeschylos' erhab'ne Muse göttlich sang,
> Wenn Goeth' und Klopstock deutsche Kunst erneuerten
> Mit dir, o Lessing, Sachsens erstes Dichterherz;

Wenn Schiller, Tieck und Platen göttlich dichtete,
Der Schöpfer neuer Bahnen, der zu früh verstarb
Um seinen Tempel auszubau'n: so hab' ich heut
Der echten Dichtkunst Flagge glücklich aufgesteckt, (hört!)
Die immer schöner leuchten wird und lieblicher,
Wenn nicht ein Sturmwind allzu bald sie niederreißt.
Mein Prinz! des Sachsenlandes bester Edelstein!
Sobald du diesem Drama weihst den ersten Blick,
Worin ich deines Volkes Glanz und Ruhm gemalt,
Mit ernsten Farben, welche ganz der Mensch begreift
Dem Ein Besitzthum nicht entsteht, Erhabenheit:
So denke liebreich jenes Mannes der jüngst erschien
Im heitern Pillnitz und verbracht' am Elbestrom
Die wonnigen Junitage! Dieser ruft dich jetzt
In deines Ahnherrn Jugendzeit: er beut ein Bild,
Woran du deine junge Seele spiegeln kannst,
Daß ihre Klarheit nimmer trübt ein Zweifelhauch!
Geschichte lehrt nachstreben hellen Tugenden.
Mein Prinz, o sei beglückter als dein Ahn es war,
Sonst aber gleich' ihm, und du bist beneidenswerth!
Wofern die Zukunft meinem Blick sich heut' enthüllt,
So wirst du ruhmreich (sanfter Donner rollt, indem
Ich Dieses schreibe) wandeln durch gefährliche
Zeitläufte: doch vertraue deinem Sachsenvolk,
Das stets umfaßte deinen Stamm mit treuer Glut!
Und will's das Schicksal, knüpf' ich meinen Ruhm
An deine junge Krone: nimm das erste Werk.

Was sagt der Leser? Schmeckt Das nicht stark nach Selbstlob und noch obenein nach kriechender Schmeichelei, unwürdig jedes wahren Dichters? Vorzugsweise scheint sich auch Hr. Minckwitz auf seine Verskünstelei viel einzubilden; und dennoch gibt es mehr als eine Nummer die in metrischer Hinsicht völlig verunglückt ist. Vor Allem ist Dies der Fall mit dem Gedicht „Schicksal" (S. 182). Selbst mit seinen Herametern und Pentametern können wir uns nicht immer befreunden. Doch — viele Sünden macht er wieder gut durch folgendes Sonett, „Lebensregel" überschrieben, welches als ein Amalgama von Platen'scher und Minckwitz'scher Gesinnung und Sprache auftritt:

Nur immer vorwärts nach dem Höchsten schauen,
Und schon Vollbrachtes hinter sich vergessen,
Das Herz vor Freund und Feind zusammenpressen,
Und weder halb noch ganz auf Fremde bauen:

Sei meine Richtschnur durch des Lebens Auen;
Ihr will ich folgen bis des Grabs Cypressen
Mich kränzen einst, und Alle leicht ermessen,
Wie schwer der Sieg war über Nacht und Grauen!

Nach Hellas kunstgeschmückten Tempelzinnen,
Die keine Wolken oder Dünst' umschweben,
Will fort und fort ich frische Pfade sinnen,

Will nicht zur Linken noch zur Rechten beben;
Und flieht dereinst mein letztes Wort von hinnen,
So sei's der Dank für dieses schöne Leben.

Außer dieser duftenden Blüte tüchtiger Gesinnung heben wir noch hervor „Rückblick" (S. 193), wo uns Hr. Minckwitz, ohne in zu großem Selbstgefühl befangen zu sein, sein äußeres und inneres Leben zeichnet:

Ich ward geboren unter Feldbebauern,
Und meine Wiege war ein hartes Bette:
Ich trug der Armuth freundelose Kette,
Die schönste Jugend mußt' ich halb vertrauern.

Doch ging ich muthvoll meinen Pfad, den sauern,
Ja, mit den Besten strebt' ich um die Wette,
Und wußte fröhlich, eine grüne Klette,
Mich anzuklammern an der Künste Mauern.

So malt' ich Lieder, frisch wie Platen's Lieder,
Für den ich jenen edeln Streit geschlichtet,
Und schrieb der deutschen Kunst Gesetze nieder.

Ich habe Sophokles dem Volk gelichtet,
Gewagt den Flug mit Aeschylos' Gefieder,
Und nie die Fahne nach dem Wind gerichtet.

115. Charitinnen. Phantasiestücke und Humoresken, nebst einem lyrischen Album: im Sinne der Milde herausgegeben von Woldemar Nürnberger (M. Solitar). Landsberg a. d. W., Volger und Klein. 1847. 12. 1 Thlr.

Freilich dürfen wir uns hier eigentlich allein auf die Anzeige des lyrischen Albums beschränken, denn die Phantasiestücke und Humoresken sind in ungebundener Rede geschrieben; da letztere aber nun wirklich Phantasie und Humor offenbaren und nie ohne Grazie scherzen, so bleibe nicht unerwähnt, daß man sie, selbst mit den überreizten Geschmacksorganen unserer Zeit, nicht ohne Vergnügen lesen wird. Was das lyrische Album (einen etwas dürftigen Appendix) anlangt, so haben es nicht eben die Charitinnen geweiht, aber die Camoenen haben doch seinem Verf. gelächelt, d. h. es entbehrt nicht des poetischen Elements. Da die Charis hier überdies in einem Pflegergewande auftritt (des im Aeußern geschmackvoll erscheinenden Buchs Ertrag ist zu milden Zwecken bestimmt), so empfehlen wir sie um so mehr dem Publicum mit der Bitte, sich in irgend einer müßigen Stunde mit ihr zu befreunden.

116. Gedichte von C. F. Major. Leipzig, K. Tauchnitz. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Das erste Lied der nicht sehr reichen Sammlung wendet sich an des Verf. Braut. Diese ist aber nicht eine Jungfrau von Fleisch und Bein, mit Rosenwangen, schwellendem Busen und strahlenden Augensternen, sondern die Melancholie, und zwar die fromme, mittelalterliche, kopfhängerische Melancholie, die ehedem ihren Sitz in klösterlichen Mauern hatte, und heutiges Tags in den Betstuben der Pietisten mit heimwehkrankem Herzen klagt und betet. Welch ein echt orthodoxer Lutheraner Hr. Major sei, zeige sich aus einem Bruchstück, welches wir dem längern Gedichte „Luther auf dem Sterbebette" (S. 8) entnehmen:

Wir glauben All' an Einen Gott, den Vater,
An Jesum Christum, seinen ein'gen Sohn,
Den heil'gen Geist, den Tröster und Berather,
Ein Gott von Ewigkeit, Drei von Person.
Wir glauben, daß er seine Kirch' zum Hader
Mit Satans Reich gesetzt. Die Dornenkron'
Im treuen Kampf für Christi Leib erwerben,
Der Kirche Säulen, die im Tod nicht sterben. (?)

Wir glauben, daß im Abendmahle Alle
Den wahren Leib, das wahre Blut empfah'n;
Und daß der Herr, geboren in dem Stalle,
Den die Apostel an dem Kreuze sah'n,
Leibhaftig gegenwärtig ist beim Schalle
Des Wortes, das sie sollen lassen stah'n;
Daß Einer diesem Wort zum Leben glaubet,
Dem Andern seine Schuld die Krone raubet.

Wir lehren, daß Gerechtigkeit und Leben
Allein durch das Verdienst des Herrn und Christ
Dem Büßer um die Schuld umsonst gegeben
Und zugerechnet seinem Glauben ist;
Bekennen, daß Gerichte Gottes schweben
Am Himmel, weil der Herr die Zeiten mißt,
Daß der Aeonen Frist zu Ende eilet,
Und Gnade nur den großen Tag verweilet u. s. w.

In diesen unschönen Octaven geht es weiter und weiter, und es folgt eine Reihe anderer religiöser Gedichte in verschiedenen Formen und Rhythmen, die alle die Merkmale der An-

sicht eines strengsymbolgläubigen Mitglieds der preußischen evangelischen Landeskirche tragen. Bei alle Dem scheint es uns, als ob der Urborn jener eifernden Glaubenskraft doch nicht der wahren Herzenstiefe entstiegen sei, und viel Gemachtes, wir wollen nicht sagen Erheucheltes, sich beimische. In den Nummern wo er das selbstgewählte fromme Gebiet verläßt, wendet er sein pythisches Geschoß zunächst gegen die Moslemim, deren Hauptstadt, politische Verfassung und sittlichen Zustand er in sechs bis sieben descriptiven Stücken, vor Allem aber in „Wirrwarr in Byzanz" (S. 54) also schildert:

Ich wär' schon zufrieden in Konstantinopel,
Wenn nur die verfluchte Unordnung nicht wär':
Der deutsche Schreiner mit Hammer und Hobel, (sic!)
Der Grieche, Armenier, Türke, der Bär, (?)
Der Jude, der Perser, Tscherkessen, Franzosen,
Die Affen, Walachen, und schwarz wie die Nacht
Der Neger, und Weiber in Schleiern und Hosen,
Kameele und Esel, Italiens Tracht,
Dann Hunde mit Kühen im traulichen Bunde
Sich nährend vom Auswurf der Söldner im Reich,
Sie, Asiens Söhne, zur bösesten Stunde
Verrathen bei Allah! wie dünket Das euch?
Und Englands barbarische bläßliche Damen,
Amerikas Rechner, Peroten zumal,
Wie Blutegel saugend, wer kennt die Namen,
Wer nennet die bunte, verworrene Zahl? —
Wie schreit Das und tobet vom Morgen bis Abend,
Wie eifert's und geifert's, wie lüget's und schleicht!
Und wenn ich bei Nacht, mich im Bette erlabend,
Vergesse des Tages Verwirrung, so reicht
Mich blendend des Feuers laut heulende Flamme
Der Hitze des Tages die glühende Hand,
Und Blüten und Früchte verzehrt mit dem Stamme
Der Geist des Verderbers in Konstantin's Land.

Gegen Ende der Sammlung expectorirt sich Hr. Major als preußischer Patriot, und selbst der ersten preußischen Landessynode im J. 1846 widmet er ein Lied, ihr unmaßgebliche Regeln ertheilend — aber das Alles in fester Treue gegen die Verlobte, die fromme Melancholie. Die Proben zeigen schon, wie oft hier dem Reim und der Sprache Gewalt angethan wird.

Hierbei erwähnen wir eines andern Buchs von demselben Verfasser, betitelt:

117. Lebenserfahrungen eines Wanderers in Gedichten. Von C. F. Major. Leipzig, K. Tauchnitz. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Dem Leser sagt er:

Mein erstes Bändchen sprach von großen Dingen,
Das zweite, das ich biete, von ganz kleinen.

Wir sehen indessen nicht, daß uns in vorgenannter Arbeit etwas Großes und hier etwas Kleines geboten worden sei. Die fromme Verlobte spielt ja auch hier ihre Rolle und keineswegs besser. Die eingewebten Reflexionen nebst Dem was der Verf. auf einer Schweizerreise erlebte und sah mögen Veranlassung geworden sein, daß diesen mittelmäßigen Versen der obengenannte Titel gegeben ward.

118. Eine Sängerjugend. Dichtung von Ottomar Föhrau. Nebst einem Anhange: Das Pantun. Dresden, Adler und Dietze. 1847. 8. 25 Ngr.

Wir würden diese an sich unbedeutenden Productionen eines gering begabten Mannes keiner besondern Anzeige würdigen, wenn sie nicht zum Besten der nothleidenden Weber in der Oberlausitz gedruckt und veröffentlicht worden wären, und wir mithin der guten Absicht des Verf. Gerechtigkeit widerfahren lassen müßten. Noch ein zweiter Umstand gibt Veranlassung ein paar Worte über das Buch zu sagen. Es findet sich nämlich darin eine Dichtungsart, die wir in den Theorien über Poesie noch nie erwähnt fanden. Das Pantun wird sie hier genannt. Dieses ist, nach des Verf. Belehrung, ein kleines, malaiisches, sowol dem Inhalte als der Form nach gewissen Gesetzen unterworfenes Gedicht. Es besteht eigentlich aus einem Gleichnisse in vier Zeilen, von denen die beiden ersten das Bild, die beiden letzten die Anwendung enthalten. Bei vielen Pantunen geringern Werths ist jedoch der Zusammenhang zwischen den beiden Hälften des Gedichts nicht mehr erkennbar, wenigstens nicht für Europäer; denn Malaien wollen allerdings das Verhältniß zwischen Bild und Anwendung in allen Pantunen finden. Das Versmaß ist in unserer Bezeichnißweise, in seiner Grundlage, ein vierfüßig-trochäisches; jedoch treten oft Daktylen an die Stelle der Trochäen. Der Reim fällt auf eine Zeile um die andere. Oft klingen auch ganze Zeilen einander ähnlich. Der Verf. bildet nun auch sogenannte Pantunketten, und läßt mehre dem Inhalte nach zusammenhängende Pantune so ineinander greifen, daß allemal die zweite Zeile des Bildes und die zweite der Anwendung eines Pantuns mit der ersten Zeile des Bildes und der ersten der Anwendung des nachfolgenden Pantuns gleichlauten. Hier eines zur Probe:

Eine Manga von Patani ist,
Wenn sie reif, dem Hirsche nur ein Bissen —
Du bist Muselman und ich bin Christ,
Uns're Fehler gleich wir tragen müssen.

119. Versuche eines Scheintodten. Breslau, Epstein. 1846. 8. 1 Thlr.

Das Buch schließt sich seiner Tendenz und seinem ästhetischen Werthe nach genau an die vorgenannte Schrift an. Der Verf., wahrscheinlich ein Israelit, hatte früher nicht die Absicht diese Versuche zu veröffentlichen; als aber 1846 seine Vaterstadt Gutentag ein Raub der Flammen wurde, ließ er sie zum Besten der Abgebrannten drucken, und bestimmte des Erlöses eine Hälfte den sogenannten Pauvres honteux, die andere den Juden zum Aufbau einer neuen Synagoge. Der Titel ist gesucht und scheint unmotivirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kaukasus nach russischen Berichten.

Der Kaukasus und seine Bergbewohner von N. Danilewski. Moskau 1846.

Auf die Felsennester Kaukasiens sind jetzt die Blicke des gesammten Europas gerichtet. Vielleicht liegt dort der Wendepunkt der europäischen Politik, vielleicht gefährdet ihre Eroberung die Stellung mancher Hauptmacht, vielleicht verrückt sie den Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts. Ich brauche also wol keiner Entschuldigung wenn ich in einer deutschen Zeitschrift ein russisches Werkchen über den Kaukasus ankündige und, so weit es der Raum d. Bl. gestattet, näher detaillire. Hr. Danilewski verspricht gleich auf dem Titelblatte gar Vieles und Mannichfaltiges. Geschichte, Religion, Sprachen, Gesichtsformen, Tracht, Körperbau, Erziehung, Regierung, Gesetze, alterthümliche Gebräuche, Sitten, Lebensweise, Nahrung, Bildung und Handel der Rußland nicht unterworfenen Gebirgsstämme sollen in 187 Octavseiten ihre Besprechung erhalten. Ein kleiner Ueberblick soll uns in den Stand setzen zu urtheilen, ob der Verf. seine Aufgabe würdig gelöst. Jedenfalls wird er uns Deutschen manches Neue bringen, da diese Länder fast ganz Europa eine terra incognita sein müssen, und es den Russen ein Leichtes ist sich an den Quellen zu unterrichten und dem Publicum — natürlich wenn sie es wünschen — reinen Wein einzuschenken. Eine Uebersetzung dieses Buches könnte also um so mehr anempfohlen werden, als es doch auch viel Mysteriöses enthält, und die Romantik auf dem Elbrus und Kasbek gewiß eher zu Hause ist als in den eleganten Arbeitszimmern der französischen Romanciers.

Das Buch beginnt mit einer kurzen physisch-geographischen Skizze. Die kaukasische Gebirgskette erstreckt sich von der Anscheroner Halbinsel am Kaspischen Meere bis zur Festung

Anapa am Schwarzen Meere, also von Südost nach Nordwest. Die geringe Zahl sich weit ausbreitender Flüsse wie der von ihnen begrenzten Thäler und die daraus entstehende Unzugänglichkeit scheinen diese Berge von Natur aus zum Asyle kühner Wagehälse bestimmt zu haben. „Das Ritterthum lebt noch fort im Osten", sagt Marlinski, „nur besteigt der östliche Paladin nicht sein Pferd um verzauberte Prinzessinnen zu befreien, sondern um den Ersten Besten zu plündern. Der Räuber ist der Held asiatischer Märchen."

Die kaukasischen Gebirgsländer sind begrenzt: gegen Norden von den Flüssen Kuban, Lachtamüsh, Narsan, Malka und Terek; gegen Osten vom Kaspischen Meere und Daghestan; im Süden von der kaukasischen Gebirgskette und im Westen vom Schwarzen Meere. Die wichtigsten Gebirgsstämme sind: die kubanischen Tscherkessen, die Abasinzer oder Abchasen, die Karabadiner, die Swaneten, Ossetiner, Kumücken, Tschetschenzen, Awaren und Lesghiner. Manche sind Rußland unterworfen, haben aber ihre eigenen Stammhäupter, die meisten und zahlreichsten Stämme sind durchaus frei. Zu ihrer Unterjochung sind viele Festungen angelegt, als Redout-Kale in Mingrelien, Gagrü in Abchasien, Noworossiisk und Anapa in Tscherkessien. Diese Festungen stören nicht nur die Flußcommunicationen der Gebirgsbewohner, sondern schneiden sie auch vom Schwarzen Meere ab. Rußland besitzt auf dem festen Lande nur zwei nach Kaukasien führende Straßen: die militairisch-grusinische zwischen dem Terek und Aragwa, die direct nach Tiflis führt, und die Straße an den Ufern des Kaspischen Meers. Die Alten kannten diese Straßen unter dem Namen der Kaukasischen und Kaspischen Thore. Die Wassercommunicationen werden betrieben durch das Schwarze Meer in den Hafen Redout-Kale in Mingrelien, und das Kaspische Meer aus Astrachan an die Mündung des Flusses Kura. Im Innern der Berge werden die Communicationen nach dem Laufe der Flüsse hergestellt und auf zweiräderigen Wagen (Arba oder Araba) mit zwei Paar Ochsen bespannt vollbracht. Tiefer eindringende Gegenden können nur auf schmalen felsichten Pfaden von sehr geschickten Reitern mit augenscheinlicher Lebensgefahr besucht werden.

Unter der kaukasischen Gebirgskette sind ihrer bedeutenden Höhe wegen in Südwest besonders drei Berge zu erwähnen: 1) Der Elbrus (bei den Tscherkessen Dshga-Machua, der glückliche Berg, genannt), erhebt sich 18,500 F. über die Meeresfläche, also höher als der Montblanc. Die Bergbewohner sagen, daß auf seinem obern die Form eines Zuckerhuts habenden Gipfel der Geisterkönig (Dschin-Padischah) thront. An seinem Fuße entspringen die Flüsse Terek, Malka, Kuma, Kuban, Aragwa, Lijachwa, Rion und viele andere. 2) Der Kasbek oder Mkinwari, erhebt sich 16,500 F. über die Meeresfläche. An seinem Fuße entspringt der Pog oder Fenjuck. 3) Der Beschtau, bei den Griechen der Pentapolis, das Fünfgebirge, genannt. Am Fuße des vorzüglichsten Berges, des Metschuka, entspringen heiße Schwefelquellen. Der Beschtau bietet auch die meteorologische Erscheinung dar, daß er bei feuchter Witterung sich in einen Wolkenschleier hüllt.

Nun kommen beim Verf. strategische Bemerkungen und eine Detaillirung aller Flüsse und Waldungen des Kaukasus, die nachgelesen zu werden verdienen, da sie den gegenwärtigen Kriegsschauplatz genau beleuchten, und haltbare Daten zu einer etwanigen Prognose darbieten. Der Boden ist im Lande der kubanischen Tscherkessen sehr fruchtbar, aber meistens unbebaut; in Awarien sind die Bewohner so arm, daß sie wie die Gemsen auf steile Felsen klettern, etwas Erde hinauftragen und dort einige Handvoll Hirse säen. Die Viehzucht wird am meisten getrieben. Das Klima ist natürlich verschieden, je nach den Höhen oder Niederungen. In den Ebenen steigt die Hitze bis zu 48 Grad Réaumur. Es donnert sehr selten, vielleicht weil die elektrische Materie sich auf den Gipfeln der Berge entladet, und das Echo, auf den vielen Felsen sich vertheilend, selten die Niederungen erreicht. Man findet im Werke ein genaues Eingehen auf die Klimate und Fruchtbarkeit des Bodens, wie auch einen interessanten Ueberblick aus dem Gebiete des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs.

Nun folgt die Schilderung der bürgerlichen und politischen Verhältnisse der Hochländer, der noch ein Rückblick auf ihre Geschichte vorausgeht. Am Kuban sollen die Scythen und Sarmaten ihre Wohnsitze gehabt haben. 600 Jahre v. Chr. Geb. gründeten die Jonier und Aeolier dort Colonien. Im J. 115 v. Chr. waren diese Besitzungen dem Mithridates Eupator, und hernach abwechselnd den Alanen, Gothen, Hunnen unterworfen. Die Alanen sollen die Ahnen der jetzigen Hochländer sein. Im 6. Jahrhunderte schickte Rom seine Missionnaire ab, und 538 ward in Nikoztschiß ein Bisthum errichtet, das im 11. Jahrhundert in ein griechisches Erzbisthum verwandelt und nach Taman versetzt wurde. In demselben Jahrhundert gründeten die Russen dort das Tmutorakaner Fürstenthum. Beruhen vielleicht darauf ihre Ansprüche auf den Kaukasus, und haben sie nun ein historisches Recht die Hochländer als Insurgenten zu behandeln? Das Tmutorakaner Fürstenthum fiel von Rußland ab, und die Kaukasier widerstanden selbst der Riesenmacht der Mongolen, und zogen, wie sich unser Verf. ausdrückt, die wilde Freiheit der Sklaverei vor.

Im J. 1333 bekehrten Franciscanermönche Warsacht, den Fürsten der Tschichen, zur römisch-katholischen Kirche und gründeten, um dem griechischen Metropoliten in Taman entgegenzuwirken, dort ein Erzbisthum, und in Siba und Lukuka Bisthümer. Im J. 1484 widerstanden die kubanischen Stämme den Türken, die sich damals an den östlichen Ufern des Schwarzen Meers ausbreiteten, und den astrachaner Khanen. Dem krimer Khan Machmet-Gireï und seinen Nachfolgern gelang es endlich die Hochländer zu unterdrücken. Da baten diese den Zaren Iwan Wassiljewitsch den Grausamen 1559 um Hülfe, und dieser schickte Sazorogher unter Anführung des Fürsten Wischnewetzki, sowie 1565 ein russisches Heer unter dem Fürsten Iwan Daschkor. Der Letztere hatte sich eines bedeutenden Siegs über die Krimer zu rühmen. Aber nach Entfernung des russischen Heers fiel 1570 der Khan Schach-Abaß-Gireï in die Gebirgslande ein, sengte und brannte und zwang die Bewohner zur Annahme des mohammedanischen Glaubens. Im 17. Jahrhundert sollen viele Stammhäuptlinge wiederholt an die moskauer Zaren Abgeordnete geschickt haben um ihre Unterwürfigkeit zu bekräftigen. Im Anfange des 18. Jahrhunderts besiegten die Kabardiner die krimer Tataren, sodaß 30,000 auf dem Platze blieben und der Khan Kazlan-Gireï sich nur durch die Flucht rettete. Einen zweiten Einfall von Seiten der Krim verhütete 1720 auf Befehl Peter's des Großen der astrachaner Gouverneur Wolinski. Bald darauf schlugen die vereinten Kabardiner und kubanischen Tscherkessen die Krimer und tödteten den Seraskier Bachtagireï. Von dieser Zeit an hörten die Hochländer auf an die krimer Khane den auf ihnen lastenden Tribut von Jünglingen und Mädchen unter 20 Jahren zu entrichten. Im J. 1759 unterwarf sich der Gebieter Kleinkabardiens, Korina Kantschogin, Rußland, nahm den griechischen Glauben an und gründete die Stadt Mosdok. Dieses Ereigniß brachte die übrigen Volksstämme in Bewegung. Sie ergriffen die Waffen, und der General Medem besiegte unter Katharina II. 1771 die Kabardiner und Tscherkessen. Die Ottomanische Pforte bestätigte die Herrschaft Rußlands durch die Tractate von Kutschuk-Kainardschi und Jassy. Seit 1800, wo Grusien Rußland zufiel, dauert der Krieg mit den in den unzugänglichen Felsennestern hausenden Hochländern, und gegenwärtig ist der östliche Theil Kaukasiens der Schauplatz des hartnäckigen Kampfes einer kolossalen Macht gegen ein Häufchen, das in der örtlichen Lage und seinem Freiheitssinn vielleicht unbesiegbare Hülfsquellen besitzt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 316. —— 12. November 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Fünfter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 315.)

129. Lieder eines Schatzgräbers. Dichtungen von Moritz Deutsch. Altona, Blatt. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Dichtungen zerfallen in zwei Bücher, deren erstes uns „Erotisches", und zwar von der elegisch-sentimentalen Gattung, bringt, was auch den Verf. recht gut kleidet, und um so besser sich ausnimmt, da es nie an die gemachte Desperation in „den jungen Liedern" erinnert. Ueberraschende Bilder, anziehende Situationen, und die edle durchweg herrschende romantische Sprache der Romantik würden die Lieder der ersten Abtheilung weit über die alltäglichen Productionen der Schöngeister unserer Zeit erheben, wenn Hr. Deutsch darin immer auf den Flügeln echter Begeisterung aufschwebte, und man es den Ergüssen nicht allzu oft ansähe, daß sie Früchte einer forcirten poetischen Stimmung und öfter Gebürten des Verstands als des Gefühls und der Phantasie sind; denn Vieles verliert sich in die Sphäre jener spitzfindigen Verstand- und Witzgrübelei, wo uns das Herz total erkältet wird. Anders und besser ist es im zweiten Buche, „Vermischtes" überschrieben, wo der Verf., große Persönlichkeiten und Zeitereignisse und Zustände besingend, objectiver wird. „Börne" (S. 111) und „Bei Leipzig" (S. 116) heben wir hier hervor. Wo die Natur, für deren Reize er ein gar feines Auge hat, und in deren Gebiet er Symbole sieht die den Augen tausend Anderer entgehen, zu ihm redet, ist er am klarsten und gehaltensten, und von forcirter Stimmung kann da nicht die Rede sein. Wo er in romantischer Richtung Zustände, wechselnde Gefühle, aufglühende Affecte oder Traumgestalten malt, erscheint er in der That dem Manne gleich der in die Tiefe der Menschenbrust hinabsteigt, um deren unbekannte Schätze zu Tage zu fördern, und in dieser Hinsicht mag auch wol des Buchs Titel motivirt erscheinen. Wenn er auch nicht hin und wieder Motti aus Byron, Victor Hugo, Petrarca und Hariri einigen seiner Gedichte an die Spitze gestellt hätte, würde der kundige Leser doch bald wahrnehmen, daß der Dichter ein Zögling der Romantik ist, über deren Wesen er sich in einer mit Geist und Sachkenntniß, nur in stilistischer Hinsicht mit zu vielen Fragezeichen gespickten Vorrede ausspricht. Ganz einverstanden sind wir mit ihm, wenn er in derselben nachweist, daß das Romantische den Stempel des Unbestimmten in Ahnung, Wunsch und Sehnsucht trage, und die Formen des Raums und der Zeit von sich weise. Richtig scheint uns auch Das zu sein was über die Art und Weise gesagt wird wie dieser Charakter sich äußere und wodurch der Effect hervorgebracht werde. Nach seiner Ansicht nämlich „steht dem Romantiker, der es unmittelbar mit der Einbildungskraft zu thun hat, die Befugniß zu zwar seiner Phantasie nicht den Zügel schießen zu lassen, wol aber ihr jede vom einmal eingeschlagenen Wege wie immer abweichende Richtung zu gönnen, und sie über jede dazwischen liegende, wenn auch noch so ungeheuere Kluft unbedenklich hinwegkommen zu lassen, sobald Dies nur durch die im Verlaufe des Gedichts durch das Ideenverbindungsvermögen oder die mittlerweile rege gewordene Empfindung modificirte Anschauung hinlänglich gerechtfertigt ist."

Nach dieser freilich etwas schwer zu rechtfertigenden Theorie sind, außer einigen andern Stücken, drei Gedichte vorzugsweise in der Sammlung entworfen und ausgeführt, „Die Verwandelungen" im ersten Buche, in drei Nummern (S. 84); „Auf dem Meere" (Nr. II, S. 250) und „Oskar I." (S. 315) im zweiten Buche. In dem erstgenannten Stücke macht die Phantasie in der That gar gewagte Sprünge ohne vermittelnde Uebergangsbilder und Ideen. In dem Stück „Auf dem Meere" ist der Uebergang von einer Vorstellung zur andern doch wol allzu rasch und unvorbereitet, ein Vorwurf den wir auch dem letzten Liede der Sammlung, „Fluch der Poesie", machen möchten. In „Oskar" erscheint die Imagination wie berauscht und verzückt, sodaß es dem Leser Mühe macht ihre Bilder aufzufassen und zu deuten. Da nun der poetische Schatzgräber in der Vorrede von Erstlingen seiner Muse spricht, und er mithin wahrscheinlich noch jung ist, so möchten wir ihm den Rath geben, in den etwa noch in künftigen Tagen zu fertigenden Gedichten seine Phantasie doch ja zu zügeln, und damit er nicht dem ungeheuerlichen, nicht zu rechtfertigenden Hyperromanticismus des jungen Frankreichs verfalle, an das weise Wort eines alten classischen Dichters zu denken: „Est modus in rebus, sunt certi denique fines." Schon in dem von hohlen und vagen Exclamationen strotzenden Gedichte „Poesie" (S. 155) überschreitet er das Maß. Da läßt er sich also vernehmen:

> O Poesie! Du machst zum Gott hienieden,
> Wer dich im tiefsten Innern darf empfinden;
> Du bist ein Theil vom höchsten Geist geschieden,
> Dich irdischen Naturen zu verbinden;
> D'rum fühl' ich bald den tiefsten Himmelsfrieden,
> Und bald ergriffen mich von Erdenwinden;
> Ich darf im Geist das Unsichtbarste fassen,
> Hinein mich fühlen in die stummen Massen.
>
> O Poesie, du Dunst der Schmerzensflamme,
> Die brennend zehrt an unserm innern Leben!
> O edle Blume an gemeinem Stamme!
> O Düfte, die gebroch'nem Herzenskelch entschweben!
> O Perlenschatz, dem wüsten Erdenschlamme
> Bei Ebb' und Flut des Herzens übergeben!
> O Sternenpracht in Seelennacht zu schauen!
> O Thränenthau auf Blumen fremder Auen!
>
> O Demantzier aus tiefster Kluft, aus Gängen
> Die nie der Freude Sonnenstrahl erhellte,
> Und unter dumpfen, grabesöden Klängen
> Des Herzens schwerer Hammerschlag zerspellte!
> O weiches Moos das sich durch Fels muß drängen!
> O Schaum der Woge die am Stein zerschellte!
> Versöhnend Wiederbild von Lust und Qualen —
> O Friedensbogen, d'rin sich Sonn' und Wolke malen.

Solche gesuchte Gegensätze und schwülstige Bilder sind

völlig vermieden in folgendem kleinen, im Hauche echter Romantik schwimmenden Gedicht:

Die Dachspinne.

Du, Spinne, bist des Dichters Bild,
Und ob ich einst dir nachgetrachtet —
Ich bleib' gewogen dir und mild,
Weil gleiches Schicksal dich umnachtet.

Verstoßen bist du vom Palast,
Verjagt vom bürgerlichen Hause,
Und findest endlich Ruh' und Rast
In eines Dachs verborg'ner Klause.

Wenn rauhe Menschenhand zerreißt
Das Netz, das einsam du gewoben,
Ernenn'st du's wie des Dichters Geist
Traumschlösser, die in Nichts zerstoben.

Doch wenn der Leib sich blutig ritzt,
Muß, armes Thier, dein Netz ihn heilen,
Wie der Gedanken Netz benützt
Die Brust, durchbohrt von Schmerzenspfeilen.

Die hier mitgetheilten beiden Proben sind nach des Referenten orthographischen Grundsätzen niedergeschrieben; mit der Rechtschreibung des Verf. konnten wir uns keineswegs befreunden.

121. Sagen und Bilder. Dichtungen von Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Darmstadt, Ollweiler. 1847. 16. 25 Ngr.

Gewiß hat die gewogenste Camoene dieses Romanzensängers Hand geführt, als er aus dem reichen Sagenschatze des Volkes oder der Chronikschreiber seine Stoffe wählte, und wo sie von eigener Erfindung sein mögen, ist es mit Takt und prüfender Ueberlegung geschehen. Die eingestreuten lyrischen Sachen sind nur Sächelchen. An der Form möchten wir freilich Mancherlei aussetzen und rügen; doch ubi plurima nitent etc.

122. Rubin, ein Märchen, von Gisbert Freiherrn Vincke. Potsdam, Riegel. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

In der Anlage ist dieses Märchen so poetisch-sinnig, in der Ausführung so geschickt, der Witz darin ist so fein und die ganze Allegorie so deutsam, daß ein prosaischer Auszug seines Inhalts als ein fleischloses Skelett erscheinen würde, weshalb wir hier Nichts thun wollen als die Leser d. Bl. freundlichst einladen sich selbst damit bekannt zu machen, damit ihnen derselbe geistige Genuß bereitet werde der Ref. bei der Lecture desselben wurde. Hätten wir doch mehr Dergleichen!

123. Ossian, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es hat dem geschätzten Uebersetzer des bekannten Barden nicht gefallen seinem neuesten Werke eine literarisch-kritische Vorrede beizugeben, in welcher er sich etwa erklärt haben möchte, ob er aus Macpherson's englischer Uebertragung und Bearbeitung, oder aus dem gaelischen Original übersetzt, welche Grundsätze ihn in rhythmischer Hinsicht geleitet, und welche literarisch-kritische Hülfsmittel er bei seiner Arbeit zu Rathe gezogen und benutzt habe. Freilich fragt der blos Unterhaltung suchende Leser nach solchen Dingen gar nicht; auch mochte es Hr. Böttger für überflüssig halten über dieselben seine Ansichten und Principien darzulegen, da er sich den Ruhm eines tüchtigen und gewandten Uebersetzers des bisher für unübersetzbar gehaltenen Lord Byron bereits gesichert. Vergleichen wir nun vorliegende Uebertragung mit der bekannten Verdeutschung von Ahlwardt, so ergibt sich, oder scheint sich zu ergeben, daß er aus dem Englischen des Macpherson übersetzte, wie sich namentlich aus der Reihenfolge der Gedichte, die bei Ahlwardt eine ganz andere ist, bekundet. Hinsichtlich des Sylbenmaßes und des Baus des rhythmischen Perioden, der dem irischen Barden eigenthümlich ist, scheint er sich dagegen an das gaelische Original angeschlossen zu haben. In historischer und kritischer Beziehung ist durch vorliegende Uebertragung freilich Wenig oder Nichts gewonnen, denn auch die dem Buche angehängten Anmerkungen beschränken sich auf die allernothwendigsten sprachlichen und geschichtlichen Erläuterungen; desto mehr dagegen in ästhetischer, und da nach jener des Publicums größter Theil wenig fragt, so wird es der Uebersetzer gewiß der Mehrzahl der Leser recht gemacht haben, wie denn Ref. auch selbst den vorweltlichen irischen Natursänger in seinem neuen deutschen Costume mit Vergnügen angeschaut und ihn als einen alten lieben Bekannten freundlich begrüßt hat.

124. Gedichte von Friedrich Galle. Halle, Mühlmann. 1847. 8. 15 Ngr.

Nach cursorischer Durchsicht dieser von einem Landgeistlichen verfertigten Lieder, die das Lob Gottes mehren und sein Reich auf Erden fördern wollen, waren wir geneigt sie, da sie nicht eben des orthodoxen, wol aber des phantasiereich-mystischen Moments entbehren, ohne Weiteres in die Reihe derjenigen religiös-poetischen Producte unserer Zeit zu setzen die man fromme Reimereien nennt; als wir sie jedoch nach der Lecture in unserer Seele nachklingen ließen, um ein allgemeines, summarisches Urtheil über sie zu gewinnen, erstaunten wir, daß diese alles poetischen Schmucks entbehrenden, nicht selten zu platter Prosa sich hinneigenden Klänge einen so wohlthuenden Eindruck in unserm Gemüthe zurückließen. Diese Wirkung aber ist nichts Anderm zuzuschreiben als der kunstlosen, wir möchten beinahe sagen, apostolischen Einfalt, mit welcher der Verf. nicht eben singt, aber doch redet. Diese Einfalt tritt mit noch größerer Wirkung hervor in der zweiten Abtheilung, deren Lieder und kleine Gedichte sämmtlich aus lebendiger Beziehung zu einem bestimmten Kreise von Kindern hervorgegangen sind die vom Verf. in einer Dorfschule unterrichtet wurden. Mag auch vielleicht mancher Leser derselben diese Ansicht mit Ref. nicht theilen, so müssen wir sie in ihrer populairen, schmucklosen, kindlichen Weise den Lehrern, sowie Vätern und Müttern aus allen Ständen hiermit empfehlen, da sie zweifelsohne in unverdorbenen Kinderherzen viel Anklang finden werden.

125. Religiöse Gedichte von Wilhelm Tangermann. Köln, Schwann. 1847. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese dem Erzbischof Geissel von Köln dedicirten religiösen Gedichte nehmen einen viel höhern Schwung, haben größere mystische Salbung und mehr Klang und Duft als die vorigen eines nüchternen evangelischen Geistlichen. Man sieht und hört es ihnen in jedem Verslein an, daß sie aus den buntbemalten, mit Weihrauchdampf erfüllten Mauern einer römischen Basilika, innerhalb deren der Mariencultus in seiner ganzen Prachtfülle geübt wird, hervorgegangen sind. Augenblicklich enträuft ihnen das Chrysam, und sie verlieren an Duft und Glanz wo sie die kirchliche Sphäre verlassen. Gern stellten wir den Lesern eine Probe von ihres Verf. mystischer, eines Tauler würdigen phantastischen Träumerei vor Augen, und zwar in einer Nummer „Rosa mystica" überschrieben, wo die Schwärmerei den Gipfelpunkt erreicht zu haben scheint, flösse der Erguß nicht durch 43 Strophen dahin. Bei alle Dem findet sich hier Nichts von crassem Aberglauben oder unduldsamer Expectoration und Invective, nicht einmal der Heilige Rock zu Trier spielt eine Rolle darin; Grund genug, daß Klosterfrauen und weltliche Bräute Christi, Laien und Priester nach der Lecture dieses in einem schönen Aeußern auftretenden Büchleins greifen und den ihm entsteigenden Ambrahauch mit frommer Begierde einhauchen werden.

126. Geistliche Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Von Leonhard Meister. Chur, Grubenmann. 1847. 12. 10 Ngr.

In welcher Tonart diese Harfenklänge gespielt werden und welche Harmonie ihnen unterliegt, sagt der geistliche Sän-

ger im ersten Liede: „Dem Herrn geweiht", dessen zwei erste Strophen also lauten:

Hör' ich David's Harfen schallen
Und der heil'gen Sänger Schar,
Bleibt mein Lied ein schwaches Lallen;
Doch in Demuth leg' ich's dar.

Nicht zum Schwung von Assaph's Psalmen
Hebt sich dieser blöde Sang.
Gleich den schwachen Rankenhalmen
Lehnt er sich an Spitta's Klang.

Damit hat der Verf. sich selbst recensirt und überhebt uns der Mühe solches hier zu thun.

127. Gedichte von Jean Baptiste Berger. Koblenz, Blum. 1846. 16. 20 Ngr.

Ein geistlicher Amtsgenosse des Hrn. Langermann singt hier aus seiner rheinischen Pfarre, zwar in einem ebenso geschmackvollen Aeußern auftretend wie jener, aber mit minder geistigem Glanze und minder glühender Empfindung. Die erste Abtheilung enthält blos Marienlieder, deren bedeutenderes eine gedehnte Paraphrase des bekannten „Salve regina" ist. An dasselbe schließt sich in gleicher Behandlung „Des heiligen Bernardus Gebetbüchlein", welches beginnt: „Memorare, o piissima virgo", und in welchem auch die bei Langermann erwähnte Rosa mystica ihre Rolle spielt. Eine „Rosenkranzpredigt des heiligen Dominicus" schmeckt stark nach legendarischem Volksaberglauben. Die religiösen Lieder der zweiten Abtheilung haben uns mehr angesprochen, obwol sie auch wenig Poesie enthalten; aber sie reflectiren hier und da mit einer gewissen Herzlichkeit und einer Seelengesundheit die wir hier nicht zu finden glaubten. In der dritten Abtheilung: „Lieder vermischten Inhalts", legt unser poetischer Pfarrer Stola, Cingulum und Meßgewand ganz ab, und ergeht sich kecklich in dem Gebiet einer modernen heitern Lebenslyrik. Wir finden da Vaterlands-, Frühlings-, Sehnsuchts-, Reise-, Kunst- und Naturlieder; einige an Personen bei besondern Gelegenheiten, als an König Ludwig von Baiern, Preußens Friedrich Wilhelm IV., Bischof Arnoldi von Trier, Clemens Droste-Vischering u. A. Bei der Apostrophe „An die Recensenten" (S. 203) vergißt man ganz und gar, daß ein römisch-katholischer Geistlicher die Gedichte verfaßt und herausgegeben hat. Da er hier von sich selbst redet, und somit eine Federzeichnung seines eigenen Bildes entwirft, so lassen wir das kleine Stück hier abdrucken:

Hab' keine Zeit,
Unnütz, zum Streit!
Kurz, wahr und frei; d'rum wenig!
Es bleibt dabei,
Die Verslerei
Der Dichterlinge höhn' ich!
Mein Volk! Nur dir
Gehören wir,
Der Sänger und die Lieder;
Und allen Ruhm
Als Eigenthum
Bring' ich dir freudig wieder!
Ich bin zwar arm,
Daß Gott erbarm',
Hab' Nichts als meine Leier;
Doch freien Muth
Und rhein'sches Blut,
Dem Vaterlande theuer!
Katholisch, ha!
Versteht sich, ja!
Das bin ich, Leib und Seele;
Das dank' ich Gott.
Kein Witz, kein Spott
Macht, daß ich's je verhehle!
Du schöner Rhein,
Du Heimat mein,
Wie süß ist mir dein Namen!
Gott segne dich!
So bete ich,
So oft ich's fühle. Amen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Kaukasus nach russischen Berichten.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Die in den kaukasischen Bergen herrschende Religion ist die mohammedanische, und zwar die Sekte der Sunniten oder des Omar. Nur Wenige gehören den Schiiten oder der Sekte des Ali an. Spuren des Christenthums findet man noch in Kirchenruinen und Grabsteinen, die fast alle ein Kreuz aufweisen. Auch feiern die Tscherkessen noch jetzt viele christliche Feste, als die Sonntage, die sie Gottestage nennen, und Feiertage zu Ehren des Heilandes und der Mutter Gottes. Hr. Danilewski führt manche höchst interessante Ueberreste des frühern Glaubens wie des Heidenthums an. Der Donner, das Feuer, der Wald, das Wasser haben noch gegenwärtig besondere Gottheiten, die auf den Berghöhen gefeiert und wo ihnen Opfer dargebracht werden. Uebrigens üben Sitten und Gebräuche in den Hochlanden einen viel größern Einfluß aus als der Geist der Religion.

Die Nachrichten über die Sprachen der Hochländer sind ziemlich beschränkt. Gildenstett unterscheidet außer der armenischen noch sieben Dialekte: den tatarischen, abchasischen, tscherkessischen, ossetinischen, kistinischen, lesghinischen und grusinischen. Die tscherkessische ist eine Wurzelsprache und zerfällt in mehre Mundarten. In der Körpergestalt und Gesichtsform entsprechen die jetzigen Tscherkessen ganz der von Blumenbach gegebenen Beschreibung der kaukasischen Menschenrace, und die Tscherkessinnen können noch immer als Ideale classischer Formenschönheit dienen. Die andern Gebirgsstämme gleichen mehr oder weniger den Tscherkessen. Die Hochländer rasiren sich die Kopfhaare bis auf einen kleinen Schopf am Scheitel, wie auch den Bart, tragen aber Schnurbärte. Die Tracht der Gebirgsvölker wird im Buche ziemlich genau beschrieben und durch beigefügte Bilder veranschaulicht. Ich bemerke blos, daß Männer und Frauen sich fast gleich kleiden, nur daß die Männer nie weiße Kleider und rothe Mützen tragen. Nur die Frauen und nicht die Mädchen hüllen sich wenn sie ausgehen in einen langen Schleier (Fata).

Die Bauart ist bei den Hochländern höchst einfach, dem Naturzustande verwandt. Ihre Häuser (Sakli) bestehen aus vier Winkelpfeilern, die mit Baumzweigen zusammengeflochten und von außen und innen mit Lehm beklebt sind. Jedes Dorf (Aula) hat seinen Wartthurm auf einem Hügel. Im Innern der Häuser findet man bei Arm und Reich einen mit Matten oder Teppichen bedeckten Divan, und über demselben an der Wand Waffen und Pferdegeschirr. In einem andern Winkel liegen Matratzen, Kissen und anderes Hausgeräthe. Manche Stämme bauen ihre Häuser aus Stein, andere wieder aus Holz. Ich übergehe hier manche interessante Schilderung die nachgelesen zu werden verdient.

Bei der Erziehung befolgen die Hochländer einen Grundsatz der auch in Europa adoptirt werden sollte. Keine Mutter darf ihr Kind selbst erziehen, sondern gibt dasselbe in ein fremdes Haus, und nimmt wieder selbst fremde Kinder in Pflege. Es wird dadurch dem Verhätscheln der Kinder durch die übertriebene mütterliche Liebe und dem Hochmuthe der Kinder reicher Aeltern vorgebeugt, da diese bei armen Leuten erzogen dieselben von Kindheit auf achten lernen. Der Erzieher heißt Atalük, empfängt das Kind gleich nach der Geburt, übt über dasselbe bis zur Volljährigkeit Vaterrechte, während die wirk

lichen Aeltern es als eine Schande betrachten sich selbst nach seinem Befinden zu erkundigen oder bei einem höchst seltenen Besuche es zu liebkosen. Die Erziehung besteht im Reiten, Schießen und Uebung im Stehlen. Ein bei einem Atalük erzogener Fürstensohn darf nicht einmal, wenn er ertappt oder eingeholt wird, gezwungen werden das gestohlene Gut zurückzugeben, und wird blos um die Zurückstellung, die als Gnade angesehen wird, gebeten. Das Sprüchwort: „Kleine Diebe hängt man auf, große läßt man laufen", findet also auch bei den Hochländern seine volle Anwendung. Die Mädchen lernen Stickereien in Gold, Silber und Seide, Bänder flechten und Kleider nähen. An Feiertagen unterhalten sich Jünglinge und Mädchen mit Tanz und Wettrennen.

Die Regierungsform und die Gesetze finden im Hochlande ihre vorzüglichste Basis in der Sitte, im Herkommen. Es lassen sich, wenn ich die regierenden Fürsten ausnehme, die Hr. Danilewski als besondern Stand betrachtet, noch vier Stände annehmen, als: 1) der geistliche Stand, zu dem die Mullahs, Imans und die aus den Mullahs erwählten Richter (Kadis) gehören; 2) der Adel (Usdeneï), der sich in drei Classen mit verschiedenen Rechten theilt; 3) der bäuerliche Stand, der dem Adel oder unmittelbar dem Fürsten als Privateigenthum unterworfen ist; 4) die Unfreien (Jassüreï), Sklaven, die gekauft oder im Kriege gefangen werden. Viele Stämme haben Volksversammlungen, in welchen die Fürsten, Usdeneï und die Aeltesten dem Volke die Gesetze zur Entscheidung vorlegen. Die Macht der Fürsten wird von den Sitten und Religionsgesetzen im Zaum gehalten.

Fast kein einziger kaukasischer Gebirgsstamm hat irgend ein geschriebenes Gesetzbuch außer dem Koran aufzuweisen. Der letztere dient mit kleinen örtlichen Modificationen fast überall zur Richtschnur. Alle Vergehen können durch Geldstrafen oder Baranta aus Schafen, Pferden, Waffen oder Gefangenen bestehend gebüßt werden. Der Todtschlag wird bei den höhern Ständen nur durch die Blutrache gesühnt. Die Usdeneï können sich nach Willkür einen andern Fürsten und die Bauern einen andern Gutsherrn wählen, oder die Schlichtung ihrer Streitigkeiten einem Schiedsgerichte, aus benachbarten Fürsten, Adeligen und Volksältesten bestehend, überlassen. Hr. Danilewski führt noch ins Einzelne eingehend eine Reihe überlieferter und vom Volke heilig gehaltener Gesetze auf, welche die Ursprünglichkeit an der Stirne tragen und wol fähig sind trotz ihrer scheinbaren Willkür das Gefühl der Freiheit und Selbständigkeit lebendig zu erhalten.

Die Grundzüge der hochländischen Sitten sind: Gastfreiheit, Ehrfurcht vor dem Alter, Ausdauer in der Freundschaft, Unverbrüchlichkeit des gegebenen Wortes, Keuschheit in der Ehe, Rachsucht und Eifersucht. Die Gastfreundschaft ist eine natürliche Folge der ritterlichen Neigung der Hochländer auf Abenteuer auszugehen und fremde Gebiete zu betreten. Der Gast, er mag welchem Stande und welcher Nation immer angehören, er sei Tatare, Russe, Jude, wird, kaum daß er die Schwelle übertreten, als unantastbar betrachtet. Der Hochländer schlachtet, wenn ein Ausländer in sein Haus tritt, sogleich ein Schaf, kocht es und stellt es ganz auf den Tisch, wartet mit Bier oder ungegohrenem Weine (Tschichir) auf, nimmt aber selbst an dem Mahle keinen Antheil, sondern steht die ganze Zeit auf einem Stabe gestützt an der Thüre. Wer einen Gast beleidigt wird vom ganzen Dorfe gerichtet, und gewöhnlich mit gebundenen Händen und Füßen von einem hohen Felsen in den Fluß gestürzt. Nicht selten schließen Wirth und Gast ein Freundschaftsbündniß und werden Kunaki (Freunde), wo dann Einer für den Andern Alles zu opfern bereit ist. Oft sucht man sich aus politischen Gründen Kunaki zu erwerben, die man zu den beabsichtigten Zwecken benutzt. Auch bestehen bei manchen Gebirgsstämmen, ohne daß sie von irgend einem socialistischen oder communistischen System gehört hätten, sogenannte Brüdergesellschaften, aus Deserteuren und Vagabunden aller Nationen. Jeder vom Gesetze verfolgte Verbrecher erhält bei ihnen Schutz und Obdach, und wenn er auf den Koran schwört die Sitten und Gebräuche des Stammes zu beobachten, wird er als Mitglied der Gesellschaft, als Bruder aufgenommen.

Heirathen finden bei den Hochländern nur unter gleichen Ständen statt. Mesalliancen sind unbekannt. Für die Braut erhält der Vater Kalüm (Loskauf), aus Schafen, Pferden, Waffen, Gefangenen bestehend, wozu die Freunde des Bräutigams gewöhnlich beisteuern. Der Mann muß sich nach beendigten Feierlichkeiten in das Haus der jungen Frau schleichen und verdirbt seine und ihre Reputation, wenn ihn Jemand auf seinem geheimen Wege bemerkt. Ebenso verstohlen müssen sie fortwährend nach echt aristokratischer Manier ihre ehelichen Zusammenkünfte pflegen. Entführungen sind erlaubt, und der Vater der Braut hat nur das Recht den Kalüm zu fodern. Novellendichter würden da ihren schönsten Stoff einbüßen. Das Regiment führt der Mann, die Frau ist blos seine erste Arbeiterin, er ist Herr über Leben und Tod. Es gilt als unanständig, ja sogar beleidigend, daß ein Fremder sich nach dem Befinden der Frau oder Tochter erkundige. Uebrigens ist den Hochländern die Galanterie gegen das schöne Geschlecht nicht fremd. In Gegenwart einer Dame darf kein Mord, selbst nicht einmal die Blutrache ausgeübt werden. Entschleierte Frauen mit aufgelöstem Haar können sich zwischen die Streitenden werfen, und wen sie nur mit einem Finger berühren ist unantastbar, er steht unter dem Schutze einer höhern Macht.

Der Zweikampf, um eine Unhöflichkeit oder ein Schimpfwort zu rächen, ist an der Tagesordnung. Ich überlasse es Andern zu entscheiden, ob er eine alte Sitte oder eine Frucht der eingedrungenen Civilisation sei.

Das Capitel über die Speisen der Hochländer lasse ich unberücksichtigt, und bemerke blos, daß ein Carême oder Rumohr wol schwerlich Gelegenheit darin finden die materielle oder ästhetische Kochkunst zu bereichern.

Das Finanzsystem der hochländischen Fürsten ist höchst einfach und würde weder Peel noch Cancrin irgend einen Spielraum zu künstlichen Combinationen lassen. Die Einkünfte der Fürsten bestehen im Verkauf der Gefangenen, in seinen Stutereien und Schafheerden und im Tribut der Unterthanen. Die Verwendung ist willkürlich, da er weder Militair, Policei noch irgendwelchen Hofstaat zu besolden hat.

Am Schlusse des Buches folgt eine detaillirte Aufzählung aller kaukasischen Volksstämme mit ihren Haupt- und Nebenzweigen. 183.

Literarische Notiz.

Uebersetzung von Eylert's Werke.

Einige Züge aus dem wechselvollen und dabei so anspruchslosen Leben Friedrich Wilhelm's III. wurden dem französischen Publicum unmittelbar nach dem Tode des vielgeprüften Monarchen in einem ansprechenden Aufsatze welchen die „Revue de Paris" brachte von geschickter Hand vorgeführt. Aber ein abgerundetes Bild des Königs ist bis jetzt noch von keinem französischen Schriftsteller versucht, wie denn auch die deutsche Literatur noch keine genügende Biographie desselben Persönlichkeit aufzuweisen hat. Unter diesen Umständen wird eine gedrängte Bearbeitung der bekannten Eylert'schen Schrift, welche kürzlich zu Neufchatel die Presse verlassen hat, als ein angemessener Beitrag zur nähern Kenntniß der Lebensverhältnisse von Friedrich Wilhelm III. entgegengenommen werden. Nur zu billigen ist es, daß in dieser Uebertragung die endlosen Wiederholungen vermieden, und die breiten Ergüsse wohlmeinender Geschwätzigkeit möglichst zusammengedrängt sind. Der Bearbeiter — als solcher wird Dem. Chavannes angegeben — hat bei der Auswahl besonders auf solche Partien Rücksicht genommen welche als Beleg für das lebhafte Interesse das der verstorbene König den religiösen Bewegungen widmete dienen können. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 317. —— 13. November 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Fünfter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 316.)

128. Wallfahrt in Palästina. Von Julius Koßarski. Berlin, Simion. 1847. 8. 1 Thlr.

Der Verf., dem wir früher schon auf lyrischem Gebiete begegneten, ist nicht ohne Beruf und hinlängliche Begabung an diese poetische Reiserelation gegangen, und zeigt sich überall als ein guter Landschaftsmaler orientalischer Scenerie, wie als Völker- und Sittenmaler. Durch das Ganze zieht sich der dunkle Faden einer warmen Sympathie für Judas einstige Herrlichkeit und Größe und seine heutige Erniedrigung, sodaß wir überall auf Stellen stoßen wie:

> Memphis hat Pyramiden,
> Der Grieche — Stein und Erz;
> Nur Juda hat hienieden
> Zum Denkmal seinen Schmerz.

Mit leichtem, gewandtem Pinsel weiß er in diese Gemälde alttestamentliche Verheißungen Jehovah's, Großthaten des auserwählten Volkes, Wunder und Sage zu verweben. Am Libanon, am See Tiberias, zu Sebaste, Sichem, Gilboa, Jerusalem und im Thale Josaphat kommen ihm Visionen, schweben ihm Bilder einer großen Vergangenheit vor den Augen, und aus jeder Ruine, jedem Denkmal versunkener Herrlichkeit drängt eine Klagestimme, die er dem Jeremias, dem Jesaias oder dem Psalmisten abgelauscht; — nur für das Christenthum und seinen Stifter, der doch auf den classischen, von ihm besungenen Stätten wandelte, hat er keinen Laut, kein Gefühl, kein Wort. Ein einziges mal, und zwar nur in den angehängten Noten, geschieht einer neutestamentlichen Stelle aus dem Matthäus Erwähnung, die er eine unerklärliche nennt, obwol ihr Sinn ganz klar ist. In der durch rabbinische Phantasie reich angebauten jüdischen Sagengeschichte ist er trefflich bewandert; nehmen wir nun dazu, daß er einige male von den Juden als „von seinen Brüdern" redet, so läßt sich kaum noch zweifeln, daß er, seinem Glauben nach, diesem Volke angehört, mithin also Beruf genug hat seine Wallfahrt in das Land seiner Väter zu schildern, und zwar in diesen Blättern, die hoffentlich der Bekenner jeglichen Glaubens nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

129. Dem Herrn ein neues Lied. Religiöse Gedichte von Karl Steiger. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1846. 8. 20 Ngr.

Diese religiösen Lieder eines in der theologischen Welt bekannten schweizerischen Geistlichen, der durch Herausgabe seiner vielgelesenen „Wochenpredigten" seinen Autorberuf bewährt hat, blenden keineswegs durch glänzende Phantasie oder orientalische Bilderpracht, noch wiegen sie sich auf den Flammen jener Begeisterung wie sie dem Sohne des Amoz, oder Klopstock und Novalis entlodern. Aber sie übertreffen in ihrer geistreichen Auffassung des Wesens des Christenthums und in ihrer Gemüthlichkeit beiweitem die der vorgenannten fünf religiösen Sänger; und zwar in doppelter Beziehung zeichnen sie sich aus. Ein mal nämlich sind sie durchaus originell, und zweitens huldigen sie keiner Partei unserer auch in kirchlich-religiöser Hinsicht zerrissenen Zeit. Ihr Same ward von der Hand eines Heiligen Geistes in das Herz gestreut, und insofern tragen sie alle Merkmale der Theopneustie, ein Urtheil über welches freilich unsere orthodoxen Zionswächter das Anathem sprechen möchten. Da keimten, da wuchsen sie und trieben Blüten. Der Strom der sie tränkte war nie durch eine andere Dichterseele geflossen, ist mithin ohne allen Beigeschmack. Kein Schiboleth einer confessionnellen Partei tritt in ihre Sprache, kein Schulzwang und Sektenhaß tönt daraus irgendwie und irgendwo hervor, und er strömt diese Lieder dahin mit der wohlthätigen Wärme eines gläubigen Gemüths, das mit der Liebe Hand in Hand geht, und mit jener heiligen Geistesfülle wie sie dem Stifter des Christenthums eigenthümlich war. Zu Dieses Füßen scheint der Sänger allein gesessen zu haben; mit Dieses Augen schaut er die Natur, das Menschenleben, die Welt und göttliche Dinge an; von Dessen Hand läßt er sich zum Throne des allervollkommensten Geistes führen und von Ihm lernt er beten. Uebrigens tritt uns aus dem Dichter überall der Wochenprediger entgegen. Was er als ersterer in gebundener Rede singt, kündet er als letzterer in ungebundener, doch also, daß wir der ungebundenen große Vorzüge einräumen und der Prediger über dem Dichter steht. Um Geist, Ton und Form dieser Lieder zu erkennen, wird die Mittheilung eines derselben genügen. Es ist überschrieben: „Die Hand im Sand" (S. 117), und deutet auf die Erzählung im Evangelium des Johannes, C. 8, 1—11 hin:

> Längst schon hätt' ich wissen mögen,
> Was dort Christus hat geschrieben
> Mit der Hand in Sand hinein.
> Oft noch frag' ich die Erklärer,
> Forsche selbst und denk' und rathe,
> Was es möcht' gewesen sein.
>
> Antwort hab' ich nun bekommen,
> Klar, bestimmt, als ich gefraget
> Einsam, in der stillen Nacht.
> Ob ich wachte oder träumte,
> Weiß ich nicht, doch Dieses weiß ich,
> Daß ich nicht der Welt gewacht.
>
> Armer Mensch, so hieß es deutlich,
> Also gleichst du ganz auch Jenen
> Die dem Heiland dort sich nah'n,
> Wundersücht'gen, die erfragen
> Nur das Fremde, Ferne, Dunkle
> Und was And're still gethan!

Hast du Lust an Christi Worten,
O wie klare, göttlich große
Hörst aus seinem Munde du!
Willst du Menschen kennen lernen,
Was sie denken, fühlen, suchen,
Schau' dir selbst ein wenig zu.

Denen die aus Neugier fragen,
And're müßig, frech belauschen,
Ist sein Auge abgewandt.
Dem der Paul nur Schande wittert,
Aufwühlt, ausstreut, ist vergraben
Tief in Sand des Heilands Hand.

Aber doch, du sollst es wissen,
Was er schrieb, Beklagten, Klägern,
Weil es ja auch dich betrifft.
Wenig zwar hat er geschrieben
Auf das große Blatt der Erde,
Einzig eine Ueberschrift.

Und sie lautet: „Meine Schulden."
Mensch, es ist die ganze Erde,
(Seit der Sünde erstem Fluch)
Hier die hohe Wand des Felsen,
Dort des Meeres weites Sandfeld —
Dir ein aufgeschlagen Buch.

Oben an auf dies dein Tagbuch
Schrieb der Schöpfer „Meine Schulden".
Da sollst du zu jeder Zeit
Schreiben, lesen, prüfen, zählen
Deiner Sünden mächt'ge Summe,
Die um Rach' zum Himmel schreit.

Felder, Bäume nennen Posten
Die du jetzt noch nicht bezahlet.
Tausend Well'n in Strom und See
Nennen Gnad' die du empfangen,
Nicht verdankt und nicht vergolten
Brüdern angethanes Weh.

Willst du, Mensch, was Christus saget,
Wissen, richten, Rechnung führen,
Nenn' vorerst die eig'ne Schuld!
Steh' gebeugt vor ihm alleine —
Aufgerichtet, milden Blickes
Schenkt er dir dann seine Huld.

Einige andere klingen weicher; aber der denkende, scharfsinnige Rhetor tritt aus allen hervor.

130. Augusta. Lyraklänge aus der Geschichte. Von F. A. Oldenburg. Augsburg, Kollmann. 1846. 12. 20 Ngr.

Nachdem Hr. Oldenburg in der Vorrede eine zusammengedrängte Geschichte der Stadt Augsburg gegeben, auf ihre Vorzeit und Gegenwart hingewiesen, auch von ihrer Zukunft orakelt hat, wandelt er diese in bester Prosa einherschreitende Darstellung in gereimte Romanzen und poetische Erzählungen um, die er auf des Buches Titel Lyraklänge benamset, während sie doch, als zum Epischen gehörend, Tubaklänge genannt werden sollten. Da sie, wenn wir ihren ästhetischen Werth ins Auge fassen, nicht viel mehr sind als rhythmisirte und gereimte Erzählungen, ohne idealisirendes Moment, so läßt sich von dem Buche weiter Nichts rühmen als daß es ein Localinteresse haben mag, und von einem größern Publicum schwerlich beachtet werden wird.

131. Die Lyra an dem Spaten, vermischte Gedichte von G. F. Mäser. Dresden, Arnold. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Des ziemlich dicken Octavbandes Titel befremdet und flößt den Wunsch ein zu erfahren wer Hr. Mäser sei. Hinlängliche Auskunft darüber gibt das Vorwort an den Leser: „Die Lyra an dem Spaten" und ein „Poetischer Brief an Herrn Robert Schmieder", den Herausgeber der „Abendzeitung", in welchem der Verf. sich dem Wohlwollen der Vespertina empfiehlt. Anstatt nun beide erklärende Nummern in ihrer eigenthümlichen Sprache und ganzen Länge hier mitzutheilen, müssen wir uns begnügen dem Leser in einfach verständlicher Prosa zu erklären: Hr. Mäser ist seines Zeichens ein wahrscheinlich zu Elb-Florenz lebender Gärtner, wie sich sein Aufenthaltsort zu ergeben scheint aus dem langen Verzeichniß der Subscribenten, unter denen Sachsens Königsfamilie den obersten Platz einnimmt. Aus einer andern Stelle entnehmen wir, daß der Mann unbemittelt und von einer zahlreichen Familie umgeben sei, weshalb ihm denn hohe Gönner und Kenner gerathen haben mögen mit dem ihm verliehenen poetischen Pfunde im Bereich des deutschen Buchhandels zu wuchern, was er denn auch gethan und die Lyra neben seinem Spaten aufgehängt hat. Wohlweislich hat er nicht vergessen vor seine Gönner und Gönnerinnen in passenden Gelegenheitsgedichten ein hinlängliches Maß von Captationibus benevolentiae hinzuschütten. In der Anrede an seine Lieder bekundet er Bescheidenheit und gibt den poetischen Standpunkt auf welchem er steht in passenden, aus seinem Berufsleben entlehnten Bildern an.

132. Mauerschwalben. Gedichte von Karl Schramm. I. Langensalza, Bürger. 1847. 8. 15 Ngr.

Das Wort „Mauerschwalben" auf dem Aushängeschilde dieser kleinen Liedersammlung deuten wir also: der Verf. wünscht und will, daß sich seine Lieder, gleich den Mauerschwalben an hohe Häuser und Thürme, an die Herzen der Leser hängen und daselbst nisten sollen. Angenommen, daß diese Deutung die richtige sei, glauben wir dem Sänger prognosticiren zu können, daß seine Wünsche vielleicht in Erfüllung gehen werden. Er weiß die wechselnden Zustände der eigenen Brust so gut vor das geistige Auge zu stellen, der Liebe Lust und Weh so treu zu malen, und den Liedern einen so rhythmischen Fall und so gefällige Melodie zu geben, daß wir es nicht ungern haben wenn sie sich uns an das Herz hängen. Neben den jugendfrischen Wanderliedern thun Dies gewiß auch die „Rückblicke ins Burschenleben". Wenn wir nun aber auch dem Verf. jenes schmeichelhafte Prognostikon stellen, so läßt sich doch auf der andern Seite nicht in Abrede stellen, daß es in unserer liederreichen Zeit noch Tausende von Poeten gibt welche wohl befähigt und begabt sind ähnliche Mauerschwalben ausfliegen und auffliegen zu lassen. Die I auf dem Titelblatt deutet wahrscheinlich an, daß Hr. Schramm noch mehr solcher Sommervögel fliegen lassen will: — wer will es ihm wehren?

133. Rheinischer Liederkranz auf das Jahr 1847. Herausgegeben von B. Brach und W. Stens. Mit Beiträgen von E. M. Arndt, R. Delius, Friedr. Diez, E. v. Ernsthausen, W. Junkmann, G. Kinkel, J. Kreuser, Wolfg. Müller, G. Pfarrius, G. Schwarz, K. Simrock, L. v. St—y und Th. Thomas. Bonn, Henry und Cohen. 1847. 8. 1 Thlr.

Durch die im Mai und Juni d. J. auch am Rheine herrschende Noth kamen die beiden Herausgeber auf den Gedanken, durch die Veröffentlichung dieser Sammlung von Liedern, unter denen ein Drama von B. Brach in vier Aufzügen: „Benvenuto Cellini", sich befindet, auch ihr Scherflein zur Linderung derselben beizutragen. Aus der Gesellschaft der Beitragenden klingen einige Namen hervor die in den Hallen des deutschen Musentempels keinen übeln Klang haben; — wäre Dies aber auch nicht der Fall: die Kritik darf nie so engherzig und pedantisch sein, ihren gewöhnlichen Maßstab an Productionen zu legen die zur Erreichung milder Zwecke veröffentlicht werden.

Indem wir diesen Aufsatz schließen, blicken wir mit einer gewissen Wehmuth auf das vor uns in Massen daliegende, nun glücklich bewältigte Material — auf alle die gelben, grünen,

rothen, weißen und braunen Bände und Bändchen, auf alle die Sänger und Lyraspieler, die zum Theil klimpern und durchs Falset singen, zum Theil zwitschern und schwätzen, deren Einige Röcklein besetzt mit einer Goldtresse tragen, die ehedem von der vornehmen Welt in Paris crachat d'or genannt ward — die aber Alle ohne Ausnahme, bei all ihrer anscheinenden Bescheidenheit und Resignation, mit glühender Begierde nach einem Blatte aus Apollo's Lorber haschen. Mit Wehmuth, sagen wir, schauen wir auf die Menge; denn Jeder aus ihrem Kreise beansprucht das Recht vor dem kritischen Tribunal gehört, gewürdigt und gerichtet zu werden. Jeder verlangt unparteiische Prüfung von Richtern die alles Partei- und Cliquenwesen verabscheuen. Beim stürmischen Herandrängen dieser Massen ist es aber dem Richter nicht möglich Jeden vollkommen zu hören und zu würdigen und Jedem sein Recht zu geben — und Das ist nicht angenehm. Der Arme ermattet, weil er theils die Quantität des Stoffs nicht mehr zu bewältigen vermag, theils weil die Qualität desselben ihm alle Lust am Werke verleidet. Die immer kolossaler werdende Massenhaftigkeit unserer poetischen Literatur ermattet aber nicht blos den beurtheilenden Kunstrichter, sondern auch den Leser, auf welchen die singenden, schreienden, winselnden und seufzenden Poeten eindringen und ihn nöthigen, ihren unendlich oft aufgewärmten lyrischen Kohl von Wehmuth, Liebe, Natur, Kunst, Heimat, Wanderschaft und Grabesschauern in reichlichen Portionen zu genießen. Dadurch wird mithin auch das Interesse des Lesers lau; er geräth in eine gewisse Zerfahrenheit und Zerrissenheit, da er nicht weiß, wonach er zuerst greifen soll, und indem er hier und da kostet, geräth er in Gefahr sich den Magen zu verderben. Traurig, traurig!

Einen Theil des uns zugesandten Materials wollten wir anfänglich ganz unerwähnt lassen; doch späterhin entschlossen wir uns es mit Anführung der Büchertitel unter eine Rubrik zu bringen. In diese gehören jene Poeten deren Gedichte gerade nicht unter aller Kritik sind, sondern manches Beachtenswerthe und selbst Tüchtige darbieten, die aber bei dem nicht niedrigen Standpunkte der heutigen germanischen Intelligenz und bei der encyklopädischen Bildung unsers Zeitalters die Kunst Verse zu machen spielend erlernt, die beim Hingeben an diesen Dilettantismus in den Wahn verfallen, sie seien wahre Dichter, und nun das kritische Publicum keck herausfodern sie zu würdigen und ihnen womöglich Titel und Rang eines poetae laureati zu verleihen. In diese erste Classe gehören folgende zwölf:

134. Balladen und Lieder. Von —r—, S—h, C. Glitsch, A. W. von Wittorff, C. Stern. Dorpat, Kluge. 1846. 16.
135. Posthornklänge. Lieder von Hans Albus. Danzig, Gerhard. 1846. 16. 8 Ngr.
136. Romanzen und Lieder von Albrecht Gerstell. Braunschweig, Rademacher. 1847. 8. 20 Ngr.
137. Gedichte von Karl Grafen von Hülsen. Altenburg, Helbig. 1847. Gr. 8. 18 Ngr.
138. Gedichte von Max Janeiro. Tübingen, Zu-Gutenberg. 1847. 16. 8 Ngr.
139. Dichtungen von Ernst Stahl. I. Gießen, Bühl. 1846. 8.
140. Gedichte von Johann K. Ratzer. Brünn, Gastl. 1846. 16. 15 Ngr.
141. Lelin-Töne von J. Kurbi. Nordhausen, Köhne. 1847. 8. 15 Ngr.
142. Poetische Studien. Gedichte von F. M. Potsdam, Riegel. 1847. 8.
143. Lieder und Sagen. Von Jean Kern. Breslau, Kern. 1847. 8. 18 Ngr.
144. Gedichte von Albert Weinholz. Eine Probe. Berlin, Weinholz. 1847. 8. 10 Ngr.
145. Gedichte von Franz Werden. Berlin, von Schröter. 1847. 8. 15 Ngr.

Nun gibt es aber noch eine Secunda, in welcher Diejenigen sitzen die in Folge einer wunderlichen Einbildung sich für Dichter halten und nicht ruhen können, bis sie sich gedruckt sehen. In dieser haben wir folgenden Sieben ihren Platz angewiesen:

146. Blütenstaub. Poetische Versuche von Richard Longueville. Leipzig, Friese. 1847. 8. 20 Ngr.
147. Der Morgen. Ein Gedicht aus dem Leben und der Natur von Adam Hartig. Schwerin, Kürschner. 1846. 8. 6 Ngr.
148. Gedichte eines Ehepaares, herausgegeben von C. Lobeck. Berlin, Logier. 1846. Gr. 8.
149. Die sämmtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionnair wieder in Flehingen wohnt. Mit zwei Abbildungen. Karlsruhe, Creuzbauer und Hasper. 1845. 8. 1 Thlr.
150. Gedichte von Jakob Ziegler. Konstanz, Verlagsbuchhandlung zu Belle-Vue. 1847. 8. 15 Ngr.
151. Gedichte von Georg Moritzer. Wien, Gerold. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.
152. Einsame Stunden von Ernst Zündt, Freiherrn von Kenzingen. München, Finsterlin. 1847. 12. 20 Ngr.

54.

Geschichte Joseph's II. Von A. J. Groß-Hoffinger. Leipzig, Lorck. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Hr. Groß-Hoffinger besitzt eine wundersame Fertigkeit und Schnelligkeit im Bücherschreiben, und wendet dieselbe namentlich auf Oestreich an. Denn kaum war Franz II. gestorben, so war auch schon eine umfängliche Biographie desselben da, und trotzdem daß der Erzherzog Karl kaum sieben Monate todt ist, so ist doch Hr. Groß-Hoffinger bereits mit einem Buche über ihn fertig. Da nun in der Zwischenzeit kein östreichischer Erzherzog gestorben war, so mußte im Laufe des Jahres 1846 der Fürst Metternich sich von unserm Verf. beschreiben lassen, der sehr vornehm sein Buch „ein Staatsgutachten" nannte; die Theilung Polens wurde bei Gelegenheit der galizischen Unruhen in einem dicken Bande abgehandelt, es wurden Spaziergänge durch Wien mit Illustrationen in die Welt geschickt und nach dem Muster anderer Hauptstädte die geschlechtlichen Zustände der Kaiserstadt, Concubinat, Prostitution und andere Arten fleischlicher Vergehungen unter dem Titel „Das galante Wien" in zwei Bänden einem leselustigen Publicum dargeboten. Hr. Groß-Hoffinger scheint aber noch viel Zeit übrig gehabt zu haben, weil er überdies ein Leben Joseph's II. zu schreiben unternahm, und als die erste Frucht seiner Arbeiten im J. 1847 erscheinen ließ. Ob sich ein Citat in Menzel's „Neuerer Geschichte der Deutschen" (XII. 1, S. 34) auf das vorliegende Buch bezieht, wissen wir nicht. Die Seitenzahl wenigstens trifft nicht zu, wol aber die Sache.

Wer wollte nun leugnen, daß der Gegenstand ein sehr reicher sei, und daß die Behandlung desselben von der rechten Hand eine sehr befriedigende Ausbeute bieten könnte? Denn nicht leicht hat ein Fürst einen solchen Ueberfluß an Kraft und gutem Willen gehabt als Joseph II., nicht leicht in so wenigen Jahren, wo er ungebundene Hand hatte, so viel begonnen, gestürzt und gebaut, und so viel zurücknehmen müssen; nicht leicht hat einer bei den redlichsten Absichten sich so sehr die Unzufriedenheit der meisten seiner Staaten und Stände zugezogen, aber auch zwischen der alten und der neuen Zeit eine so schwierige Stellung gehabt als Kaiser Joseph II.

Zu einer solchen Lebensbeschreibung bedarf es nicht blos eines flüchtigen Durchlaufens der gangbaren Schriften von Core, Wraxall, Caraccioli, Pezzl und Ridler, und eines schnellen Zusammenschreibens aus ihnen, wie wir es in dem vorlie-

genden Buche wahrnehmen, sondern eines fleißigen Benutzens vieler zerstreuter Stellen über Joseph II., einer Beschaffung von Privatmittheilungen aus Wien oder andern östreichischen Städten, und endlich eines geübten Blicks für die Verhältnisse anderer Staaten. So viel wir sehen, sind von Hrn. Groß-Hoffinger diese Erfoderungen nur dem geringsten Theile nach erfüllt worden. Vielleicht war es ihm schwer ungedruckte Materialien zu erlangen, aber die Memoiren des vielgereisten Dutens, „Feßler's Rückblicke ins Leben", die Beiträge zur Geschichte Joseph's II. in Raumer's Gesandtschaftsberichten, in Hormayr's historischen Taschenbüchern und „Lebensbildern", in den Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler, endlich die Charakteristik des Kaisers von K. W. Böttiger in den zu Leipzig 1822 herausgegebenen Briefen oder in seiner „Weltgeschichte in Biographien", ja selbst Casanova's Schilderung von Wien zur Zeit Maria Theresia's und ihres Sohnes im dritten Bande seiner Memoiren, zu denen Barthold in seinem gelehrten Buche manchen zweckdienlichen Nachtrag geliefert hat — alles Dies und noch andere gedruckte Schriften hätten dem Verf. ohne Mühe zu Gebote gestanden, wenn das Sammeln und Ueberlegen seine Sache gewesen wäre. Wie hätte er z. B. bei einiger Benutzung der Pichler'schen Denkwürdigkeiten (I, 136—142) sagen können, daß Joseph's Jugend- und Familienleben nicht genug bekannt gewesen sei? Man sieht daher in seinem Buche nicht selten die Spuren ungleichmäßiger Behandlung oder einer auffallenden Hervorhebung unbedeutenden Beiwerks. Denn wer erwartete wol in einer Lebensbeschreibung des Kaisers Joseph Angaben wie die, daß bei seiner Vermählung der Schloßhof zu Schönbrunn von 200,000 Lampen erleuchtet gewesen sei, oder eine ungenaue noch dazu ganz überflüssige Angabe der Regimenter, welche im Feldzuge 1778 das Heer des Prinzen von Preußen gebildet hätten, oder die geographische Ausführlichkeit, daß Portici am Fuße des Vesuv liege und daß Kiew fast nur hölzerne Häuser habe, aber vergoldete Thürme und merkwürdige Höhlen; wer wollte es endlich nicht sehr pedantisch finden oder als Zeichen großer Nachlässigkeit in der Auswahl ansehen, wenn bei Karansebes (S. 293) bemerkt ist, daß dies der Ort sei, wo Ovid sein Leben geendigt hat, und daß man den Namen von dem Anfange einer seiner Oden (Cara mihi sedes) ableite? Die Philologen werden Hrn. Groß-Hoffinger für diese entschiedene Aufklärung eines mehr als ungewissen Orts unstreitig sehr dankbar sein, auch zum ersten male erfahren, daß Ovid Oden geschrieben hat. Aehnliche Fehler und Ausdrücke, wohin auch eine Anzahl falsch geschriebener Namen gehört, und Flüchtigkeiten in der Behandlung sind in dem vorliegenden Buche leider nicht selten. So möchten wol nicht alle Leser wissen, was die „Einfälle des Grafen Moritz von Sachsen", mit denen nach S. 34 Friedrich II. den Kaiser Joseph in Neiße beschenkte, für ein Buch gewesen sind, wogegen ein Mann wie Hr. Groß-Hoffinger, der ja das Leben des Erzherzogs Karl beschrieben hat, doch über die Verleihung des brillanten Sterns zum Maria-Theresia-Orden an Laudon, den nach ihm nur der Erzherzog Karl getragen hat, genauere Kenntniß hätte haben sollen als aus den Worten auf S. 305 hervorgeht.

Ueber den Inhalt des Buchs haben wir nur Wenig zu sagen, da es nichts Neues enthält und das Bekannte nicht überall gut gestellt ist, indem der Verf. die Thatsachen öfters durch sein Urtheil in einem falschen Lichte erscheinen läßt. Wo nun gerade die Quellen reichlich flossen, wie über die Josephinische Gesetzgebung, da sind viele Seiten mit Auszügen gefüllt; wo Das nicht der Fall war, da hilft sich der Verfasser mit unbedeutendem Beiwerk, wie in den oben angeführten Stellen. Uebrigens ist das ganze Buch eigentlich nur eine Lobschrift auf Joseph, alle Schattenseiten sind möglichst beschönigt, alle Feinde des Kaisers werden mit Verachtung behandelt. Von jeder dieser Eigenschaften nur ein Beispiel. Joseph's Absichten auf Baiern im J. 1778 und seine Arrondirungspolitik sind von dem Verf. ganz gerecht befunden, und die patriotische Thätigkeit der Herzogin Clemens von Baiern ist ein Spiel „fruchtbarer Intriguen" genannt. Ebenso wenig auffallend oder rechtswidrig erscheint dem Verf. Joseph's Plan, Baiern in Form eines Tausches gegen die Niederlande zu erwerben. Das Beispiel für die zweite Eigenthümlichkeit sind des Verf. Urtheile über Friedrich II. Der König heißt undankbar gegen Maria Theresia, deren Bitten einst ihm bei dem wüthenden Vater das Leben gerettet hätten (?), ferner „ein parteiischer Geschichtschreiber", der „Erzfeind von Oestreich", der „schwache Schmeichler Rußlands", und wird in einer Weise behandelt, wie wol jetzt kaum ein östreichischer Schriftsteller zu schreiben pflegt; seines großartigen Benehmens in den bairischen Angelegenheiten wird natürlich hier nicht gedacht, weil er gegen Joseph aufgetreten ist. Ebenso trägt Friedrich II. allein die Schuld der ersten Theilung von Polen, wobei Hr. Groß-Hoffinger versichert sich streng an die lautersten und zuverlässigsten Quellen gehalten zu haben. Aber welche sind diese gewesen? Hat der Verf. Dohm und Raumer, Schlosser und Wachsmuth, die nicht etwa blos die preußischen Interessen vertreten, zu Rathe gezogen? Polens Theilung ist nicht sowol eine Folge der völkerrechtswidrigen Politik Friedrich's II. gewesen, denn der König mußte an seine Selbsterhaltung denken, sondern sie war ein Ausfluß der Vergrößerungspolitik Katharina's II. und der Arrondirungspolitik Joseph's II., und wenn einmal einer Partei die vorzügliche Schuld aufgebürdet werden soll, so tragen wir noch kein Bedenken sie dem Kaiser von Oestreich beizumessen, der überhaupt viel zu unbedachtsam in die Plane Katharina's eingegangen war.

Die innere Thätigkeit Joseph's, wo sein Herz und sein Verstand zugleich walten konnten, ist am befriedigendsten geschildert, auch sind seine Verhältnisse mit dem Papst Pius VI. und seine Stellung der katholischen Kirche gegenüber meist gut auseinandergesetzt worden. Freilich schwankt der Verf. hier oft und weiß nicht, ob er sich für Aufklärung und Preßfreiheit oder für Reaction und patriarchalisches Regiment erklären soll. Daher meint er auch auf S. 325: die Zeiten der Revolutionskriege wären für Joseph nicht gewesen und er sei zur rechten Zeit gestorben. Lassen wir Dies jetzt unentschieden, so stimmen wir darin Hrn. Groß-Hoffinger gern bei, daß die ganze Größe Oestreichs auf dem „Piedestal" Joseph's ruht, und daß sein Geist noch immer mächtig in der östreichischen Monarchie bei allem Guten und Großen waltet. 20.

Bibliographie.

Agardh, C. A., Von der Zeitrechnung der Lebensgeschichte des Apostels Paulus und den Schwierigkeiten sie zu bestimmen. Aus dem Schwedischen von *A. G. Holm*. Stockholm. Gr. 8. 10 Ngr.

Beseler, G., System des gemeinen deutschen Privatrechts. 1ster Band. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Brauer, J. H., Das Missionswesen der evangelischen Kirche in seinem Bestande. Versuch einer Missions-Statistik. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Missions-Anstalten und Gesellschaften der evangelischen Kirche des europäischen Festlandes. 1ste Hälfte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 20 Ngr.

Erdmann, J. E., Grundriss der Psychologie. Für Vorlesungen. 3te, sehr veränderte Auflage. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1848. 45ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Horn, W. O. v., Die Spinnstube, ein Volksbuch für das Jahr 1848. 3ter Jahrgang. Mit 1 Stahlstich und vielen Holzschnitten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 12½ Ngr.

Schubert, G. H. v., Biographieen und Erzählungen. 1ster und 2ter Band. Erlangen, Heyder. Gr. 8. à 1 Thlr.

Supp, F., Kasuistik in und außer dem Beichtstuhle. Zwei Theile. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 318. —— 14. November 1847.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Germanische Race.

Unser Franzose macht sich besonders über den eigenthümlichen Nationalstolz der Deutschen lustig; und wiewol er in dieser Beziehung manches Wahre und Beherzigenswerthe sagt, so tritt doch auf der andern Seite auch seine flach-französische Anschauungsweise dabei zu Tage, der es nun einmal nicht möglich ist den Deutschen in seinem Wesen zu verstehen und die ethischen Motive desselben in ihrer Tiefe aufzufassen und zu würdigen. Er sagt:

> Wir Franzosen haben auch unsern Nationalstolz, aber derselbe gründet sich auf etwas Wirkliches und Reelles, nämlich auf unsere politische Einheit und unsere politische Macht. Vernünftigerweise läßt sich auch nur aus solchen wirklichen Gütern, aus solchem reellen Uebergewicht in Vergleich mit andern Völkern der Nationalstolz rechtfertigen; der Deutsche aber, der Nichts ist und Nichts hat, dem es an politischer Macht und Einheit fehlt, er hat wahrlich nicht Ursache auf eine im Grunde gar nicht vorhandene Nationalität stolz zu sein. Dieses beschämende Gefühl will er sich aber nicht eingestehen, er will wenigstens in seiner Einbildung groß und bedeutend sein, und da er auf keine vorhandene Güter stolz sein kann, so schafft er sich in seiner Einbildung ein Phantom, unterstützt es und schmückt es aus mit der ganzen phantastischen Träumerei und speculativen Gelehrsamkeit die ihm zu Gebote steht, und thut sich alsdann auf diese Illusion mehr zugute als nur irgend ein anderes Volk es auf seine reellste Wirklichkeit thun kann. Der Deutsche ist nicht stolz auf Das was er geworden ist — Das kann er leider nicht sein —, sondern er ist stolz auf Das was in ihm steckt, auf seine Anlage, auf seine ursprünglichen Eigenschaften, mit Einem Worte, auf seine Race. Mögen seine gegenwärtigen politischen Zustände noch so deplorabel sein, und mag man vergebens nach einem eigentlichen deutschen Volke in der Wirklichkeit suchen, er tröstet sich mit dem edlern Blute, was, seiner Ansicht nach, von Anfang der Welt an in ihm steckt, und blickt auf andere Völker, die durch Leistungen aller Art es zu Etwas gebracht haben, mit derselben Verachtung herab wie ein alter heruntergekommener Edelmann den reichgewordenen Roturier betrachtet.

Dieses das Urtheil welches unser Franzose in nuce über unsern Nationalstolz fällt. Die Erscheinungen die aus dieser Raceverehrung, wie er es nennt, hervorgehen, schildert er nun auf eine sehr ergötzliche und, man kann es nicht leugnen, auf eine oft treffende Weise. Namentlich geißelt er die Bestrebungen unserer Historiker, welche überall wo nur etwas Großes in der Weltgeschichte geschehen ist einen germanischen Ursprung wittern und dasselbe auf diesen zurückzuführen suchen. Wer einmal dahin gelangt ist die Vorzüge seiner Abstammung als ein Recht geltend zu machen, der kommt nothgedrungen auch dahin, daß er mit dem besten Gewissen von der Welt die Geschichte verfälscht. So könne sich in Deutschland die von Patriotismus strotzende und obendrein mit der Aufgabe, die Nation im Patriotismus zu unterrichten, betraute Schule nur sehr schwer die nöthige Urtheilsfreiheit in Bezug auf historische Schätzungen bewahren. Ihr Unterricht in Wort und Schrift ginge auf ein im voraus schon festgestecktes Ziel hinaus, und das Raceprincip, welches ihr zur systematischen Begründung ihres Patriotismus diente, mache jede Unparteilichkeit unmöglich. Denn um unparteiisch zu sein hatte dieses von vornherein angenommene Princip inconsequent werden müssen. Man müsse daher bei den deutschen Geschichtschreibern, sowol in Bezug auf Zusammenstellung der Thatsachen als auch auf die daraus gezogenen Folgerungen, sehr auf seiner Hut sein.

Es sei erstaunenswerth, wie sehr man dieses Raceprincip in Deutschland zu seinen Gunsten auszubeuten wisse; denn da die heutigen Deutschen sich einmal mittels desselben als die Repräsentanten und unmittelbaren Erben der germanischen Völker betrachteten, und da diese Völker nun über ganz Europa ausgebreitet wären, so ergebe sich das vortheilhafte Resultat, daß nun auch kein Land existire wo nicht irgend ein Erbtheil anzutreten wäre. Es könne demnach jedes Land so lange und insoweit als germanisch angesehen werden als es eben von Nutzen sei, und da der germanische Ruhm überall wo man ihn antreffe mit dem Ruhm der jetzigen Deutschen als identisch betrachtet werde, so käme er ihnen natürlich zugute. Der Franzose habe freilich nur seinen eigenen Ruhm in die Wagschale zu legen, aber der Deutsche pflücke sich seine Lorbern wo es ihm beliebe, in England, Holland, Schweden, ja sogar in Spanien und Italien. Die Angelsachsen seien Germanier, und deshalb sei auch der große Alfred von dem Könige von

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. [illegible]—[illegible] d. Bl. D. Red.

Baiern in die Walhalla aufgenommen. Die von Wilhelm dem Normann geführten Abenteurer, welche die Angelsachsen schlugen, seien wiederum Germanen gewesen, und sogleich vergesse man der geschlagenen Germanen, um sich den Triumph der siegreichen Germanen anzueignen. Als die Spanier von ihren Bergen herabgestiegen und die Mauren aus der Halbinsel verjagt hatten, da seien sie natürlich Gothen, also Germanen und also heutige Deutsche gewesen. Als die Holländer mit heroischer Ausdauer die Herrschaft der Meere erobert, sei Dieses natürlich wiederum nur zum Ruhme Deutschlands geschehen u. s. w. Mit Einem Worte: Nichts sei leichter als auf einem so ungeheuern Felde eine glückliche Wahl zu treffen. Ja, man gehe noch weiter und sei selbst demnach mit seinen Hülfsquellen keineswegs am Ende, wenn man zu dem Geständniß gezwungen sei, daß das eine oder das andere Volk welches man eben aufs Korn nehme nicht mehr als völlig germanisch betrachtet werden könne. Alsdann suche man nämlich die Eigenschaften zu ergründen durch welche es sich auszeichne und groß sei; und da müsse es denn sehr unglücklich zugehen, wenn man diesen seinen besten Theil nicht als germanischen Ursprung geltend machen könnte. Diese letztere Stellung sei offenbar noch viel vortheilhafter; denn mittels derselben sei man nun nicht gezwungen von einem Volke oder aus einem gegebenen Zeitraum Alles in Bausch und Bogen anzunehmen und aufzunehmen, das Schlechte wie das Gute, das Bewundernswerthe wie das Verwerfliche, sondern man könne sich nun das Recht der Auswahl vorbehalten.

Besonders schlimm kommt dabei unser alter Arndt weg und sein Werk über vergleichende Völkergeschichte; da die ununterbrochene Fortdauer der Eigenthümlichkeiten der germanischen Race und deren Ueberlegenheit über andere Stämme ihm gleich von vornherein als eine unbestreitbare und absolute Wahrheit gelte, so könne er natürlich auch nicht gewahr werden wie die Geschichte dieses Princip keineswegs bestätige. Und da komme ihm denn der glückliche Umstand zu Hülfe, daß alle europäischen Hauptnationen einen guten Theil germanischen Bluts in sich trügen. Dieses betrachte er nun als das edle Metall, welches von den felsigen Verbindungen, welche es im Laufe der Geschichte eingegangen sei durch eine genaue Analyse geschieden werden müsse. So komme er denn z. B. in Bezug auf Frankreich dahin, daß alle Tugenden der Franzosen germanischen, alle ihre Laster dagegen gallischen Ursprungs seien. Guyenne und Gascogne böten ein Gemenge gothischen und baskischen Bluts dar und fänden vor dem Verf. Gnade, weil sie von dem gallisch-römischen Element noch nicht zu sehr vergiftet wären; denn, sage er, das Volk sei in jenen Ländern von Herzen gut und liebenswerth. Noch besser stehe es mit Languedoc, wo sich, der Geschichte zum Trotz, das germanische Blut in einer großen Reinheit erhalten habe, und das germanische Herz und der germanische Geist ebenso sehr und vielleicht mehr als in irgend einem Theile Frankreichs hervorträten. Den Bewohnern von Languedoc, Enkeln der Westgothen, sei in einem hohen Grade das philosophische Element des Denkens, Forschens und Zweifelns, welche das deutsche Wesen constituiren, zu eigen. Anfangs habe er nicht einsehen können, warum die Languedocer so vorzüglich begünstigt wären, allein der Verf. sei so gütig gewesen es wie folgt nachzuweisen.

In Languedoc und in den burgundischen Alpen, sage er, seien die ersten Protestanten der neuen Gesellschaft erstanden. Wenn nun die Reformation eine Frucht bleiben solle welche nur der germanische Stamm treiben könne, so erhelle wie nothwendig es gewesen, daß die ersten Protestanten ein Zweig dieses Stammes gewesen seien. Zu demselben Zweck werde der Verf. später gewiß auch Böhmen germanisiren, nur durch ein umgekehrtes Verfahren. Die Languedocer seien Germanen, und deshalb seien sie von sinniger Natur und haben Protestanten werden können; die Böhmen seien von sinniger Natur und wären Protestanten geworden, nothwendigerweise also seien sie Germanen. Man sehe hieraus die Verfänglichkeit der Principien des Verf. und wie die Geschichte sich ihnen accommodiren müsse.

Die Dauphiné, das Gebiet von Lyon, das Herzogthum und die Grafschaft von Burgund bilden eine Art deutsches Frankreich. Man finde dort beinahe die deutsche Gutmüthigkeit und die deutsche Treue, und keine Auswüchse der gallischen Schwatzhaftigkeit und Flatterhaftigkeit; dort finde sich der Deutsche wie zu Hause.

Das nördliche Frankreich, die Picardie, Champagne, Artois, Lothringen seien dem Blute nach deutsch, und dieser Ursprung sei sogar in des Volkes physischer Beschaffenheit erkennbar; allein der Verf. habe hier das nationale Gefühl sehr stark entwickelt gefunden und zu seinem Leidwesen auf gute Franzosen treffen müssen, wo es, seinem Bedünken nach, nur hätte Deutsche geben dürfen. In seiner übeln Laune erkläre er nun, daß das Volk dieser Provinzen mehre Fehler der germanischen Natur übertrieben und von der französischen Anmuth und Geselligkeit sich Nichts anzueignen im Stande gewesen sei.

Die Normandie sei mehr als jede andere Provinz ein gothisches und germanisches Land, die Normannen hätten Alle die glänzenden Eigenschaften jener Kinder des Meers, die ihre Altvordern gewesen; allein unglücklicherweise gehörten diese Altvordern nicht zu den tugendhaftesten und philosophischsten der Deutschesten unter den Deutschen.

Die mit irischen und gaelischen verwandte und mit sächsischen Elementen vermischte Bretagne sei durch ihre Treue bemerkenswerth, und noch lebe der mannhafte Widerstand im Gedächtniß mit welchem sie der Republik gegenüber getreten sei.

Bis hierher gehe Alles gut, aber da seien noch Poitou, Le Berry, L'Isle de France, Limousin, Angoulême, La Touraine, Orléans übrig, lauter unglückliche Landstrecken, wo das gallisch-römische Element sich eingenistet, und von wo es seinen verhängnißvollen Einfluß auf

Frankreichs übrige Theile verbreitet habe. Während der Verf. die gewaltige Einwirkung welche Paris als Mittelpunkt ausgeübt anerkenne, behaupte er, daß das gallisch-römische Element sich um deswillen habe verbreiten müssen, weil das Centrum in dasselbe versunken gewesen. Indessen wäre die Nachbarschaft der Normandie nicht ohne Einfluß geblieben, allein die durch einen germanischen Zweig bevölkerte Normandie habe dem französischen Nationalcharakter nun das abenteuerliche und großsprecherische Wesen beigebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Paris.

Sonst hielten es hier zu Lande Privatpersonen von einigem Vermögen für eine Art von Pflicht Büchersammlungen wenigstens in den Fächern ihres Wissens und Geschäfts anzulegen. Jetzt geben die reichen Leute sehr wenig auf Bücher und noch weniger auf Büchersammlungen. Nur höchst selten trifft man bei einem der hiesigen Börsen- oder Finanzmatadore eine Bibliothek, und wo eine solche vorhanden, da scheint es, daß die Bücher wegen der luxuriösen Einbände und die kostbaren Einbände wegen der prachtvollen Bücherschränke angeschafft worden seien. Ich kenne hier Privatbibliotheken mit Bücherschränken die 6—8000 Fr. kosten, und worin die Bücher nicht halb so viel werth sind. Die Enge der Wohnungen in Paris, die Erinnerungen an die Revolution und der mehr als je auf das Praktische und Alltägliche gestellte Sinn der heutigen tonangebenden Pariser bringt diese immer mehr vom Sammeln literarischer Schätze ab. Die Majorate, welche in dem gleichfalls durch und durch praktischen England die Lust zum Sammeln erhalten, existiren nicht in Frankreich, und daher darf es uns nicht wundern, wenn wir hier die schönsten Büchersammlungen wieder von Denjenigen zersplittern sehen die sie selbst gestiftet hatten. Der wunderliche Charles Nodier, bekanntlich einer der stärksten Bibliomanen, einer von Denen die ein Buch verächtlich anblicken das in tausend Exemplaren gedruckt ist, aber mit Entzücken ein Opus betrachten — kaum wagen sie es mit Händen anzufassen — das nur in zehn sorgfältig numerirten Abdrücken existirt, Charles Nodier hat bei seinen Lebzeiten wenigstens drei mal seine Bibliothek verkauft und ebenso oft wieder frisch angelegt. Der unlängst verstorbene Aimé Martin, der eine wunderbar schöne Auswahl seltener Ausgaben von alten Dichtern, französischen Erzählern und annotirten Werken besaß, veräußerte kurz vor seinem Tode seine Büchersammlung an Hrn. Tripier. Ein anderer Sammler, Hr. Bordillon, hat vor einiger Zeit seine Handschriften und Ritterbücher versteigern lassen; der Fürst von Eßlingen hat neulich seine kostbare Sammlung alter Ritterromane losgeschlagen; Hr. Libri endlich hat nicht blos seinen Handschriften Lebewohl gesagt, die nach England gegangen und jetzt im Britischen Museum sind, sondern auch seine prächtige Büchersammlung von 25,000 Bänden unter den Hammer gebracht. Dieselbe enthält viele Unica, griechische und lateinische Incunabeln, alte italienische Bücher, Meisterwerke alter Buchbinderei ꝛc. Manche davon sind zu sehr hohen Preisen, zwischen 1000 und 1800 Fr., zugeschlagen worden.*)

Das einzige vollständige Exemplar, welches von den „Opera jucunda" des Alione d'Asti, 1521, bekannt ist, wurde zu dem enormen Preise von 1750 Fr. verkauft. Sonst gingen weg: das Katholikon, von Johann von Janua, Mainz 1460, für 1505 Fr.; die lateinischen Gedichte von Sannazaro, 1526, ein Foliant auf Pergamentpapier, für 1100 Fr.; zwei Ausgaben von Ariosto's „Orlando furioso", Mailand 1524, für 1480 Fr., und Venedig 1530 für 1530 Fr.; die Editio princeps der „Divina commedia", Foligno 1472, für 1325 Fr.; ein Exemplar auf Pergamentpapier von demselben Epos, aus der Druckerei des A. Paganini in Venedig, für 1110 Fr.; die „Novelle" von Morlino, Neapel 1520, für 1050 Fr.; die „Lettere di Bembo", Rom 1548, auf Velinpapier, 1105 Fr.; der „Decamerone", gedruckt in Florenz um 1483, für 1600 Fr. Von allen bibliographischen Seltenheiten der Libri'schen Sammlung wurde die „Lettera dell' isole che ha trovato il re d'Ispagna" verhältnißmäßig am theuersten bezahlt. Dieses Schriftchen von vier Blättchen, 1493 gedruckt, stieg bis zu 1700 Fr. Folgende Bücher gingen von 500 bis auf 900 Fr.: der Catull, Aldine, 1515, Grolier'sches Exemplar, 935 Fr.; der „Orlando furioso", Venedig 1524, 610 Fr.; das sehr seltene Werkchen Dante's: „De duobus elementis aquae et terrae", Venedig 1508, 635 Fr.; der Martial, Aldine, 1501, 700 Fr.; der Petrarca, Aldine, 1514, auf Velinpapier wie die vorige, 680 Fr.; „Ciceronis epistolae", Rom 1470, 700 Fr.; die „Epistolae Gasparini Pergamensis", das erste in Frankreich gedruckte Werk, 520 Fr.; Castiglione's „Il libro del Cortegiano", Venedig, Aldine, 1528, 519 Fr.; zwei Ausgaben des „Decamerone", Florenz, Giunti, 1516, 635 Fr., und Venedig 1525, 538 Fr.; die „Novelle" von Bandello, 1554—73, 805 Fr.; die Sammlung der „Volgari proverbi", von Cynthio degli Fabritii, 1527, 575 Fr.; die „Trabigonda", ein 1492 in Venedig herausgekommenes Rittergedicht, 580 Fr.; der „Orlando inamorato" von Bojardo, Venedig 1540, eine den Bibliophilen seither unbekannte Ausgabe, 760 Fr. Von den Elzevier'schen Ausgaben wurden bezahlt: der Cicero in zehn Bänden, Colbert'sches Exemplar, 401 Fr.; der Horaz von 1629, 84 Fr.; der Ovid von 1629, 64 Fr.; der Virgil von 1636, 70 Fr.; der Aulus Gellius von 1651, 50 Fr.; der „Decamerone" von 1665, 120 Fr.

Die in plattfranzösischer und plattitalienischer Sprache geschriebenen Bücher waren Gegenstand ziemlich lebhafter Concurrenz: der „Jardin deys musos provensalos", Aix 1628, ging auf 92 Fr.; und die „Obros" von Loys de la Bellaudière, Marseille 1595, auf 122 Fr. Ein kleines Gedichtchen im Dialekt von Brescia, „La Massera du be......", 1565, 109 Fr. Die Rittergedichte fanden heiße Liebhaber; aus dieser Classe führen wir an: die „Regina Ancroia", 1510, 430 Fr.; das „Libro de Galvano", Venedig 1508, 330 Fr.; der „Antheo gigante", von F. de Lodovici, Venedig 1524, 172 Fr.; ein Exemplar des „Girone" von Alamanni, welches Heinrich II. und der Diana von Poitiers zugehörte, 300 Fr.

Die Novellieri veranlaßten hitzige Treffen zwischen den auf ihren Besitz eifersüchtigen Liebhabern. Zwei Ausgaben der „Ciento novelle antiche", eine ohne Druckort und Datum, die andere zu Bologna 1525, 450 und 379 Fr.; die Sammlung von Masuccio, 1492, 159 Fr.; die von Sabatino, 1510, 180 Fr.; das dünne Bändchen von Brevio, Rom 1545, 149 Fr.; verschiedene kleine Novellen in Versen von vier bis sechs Blättchen wurden mit 80—120 Fr. bezahlt. Aus der sehr beliebten Kategorie der Schnurren und Schwänke sind zu erwähnen: die „Lettere facile", von Belando, Paris 1588, 93 Fr.; der „Alcibiade fanciullo", 1652, 257 Fr.; der „Tariffa delle puttane", 1535, 355 Fr. (Nodier'sches Exemplar, vor drei Jahren für 395 Fr. versteigert.) Wir nennen noch einige Werke verschiedener Fächer, welche der Wettstreit des Aufgebots ansehnlich hoch hinauftrieb: die sehr seltene Originalausgabe des „Dictionnaire" von Richelet, Genf 1680, 218 Fr.; die „Regina d'Oriente", ein kleines Rittergedicht von 10 Quartblättern, 160 Fr.; eine bisher unbekannte Ausgabe des ersten Decennale von Machiavelli, 12 Octavblätter, 261 Fr.; der „Timone" von Bojardo, 1500, 190 Fr.; die Editio princeps des Gedichts von Columella: „De cultu hortorum", 190 Fr.; die „Anthologia graeca" von Florenz, 1494, 285 Fr.; der Apollonius von 1496, 175 Fr.; der Musäus,

*) Vergl. eine Mittheilung über die Libri'sche Bibliothek in Nr. 192 d. Bl. D. Red.

Aldine, 1494, 395 Fr.; die erste Ausgabe des griechischen Textes der Aesopischen Fabeln (Mailand, um 1480), 250 Fr.; die Originalausgabe des Seneca (Neapel 1480), 320 Fr. Ein Buch von sehr geringem Werth („Apollinarii interpretatio psalmorum", 1552, 8.) ging auf 70 Fr., weil Montaigne es einst besessen und auf das Titelblatt seinen Namen geschrieben. Doch, ich will nicht weiter aufzählen; ich würde am Ende einen großen Theil des Auctionskatalogs durchgehen, und derselbe umfaßt über 3000 Artikel. Schließlich erwähne ich das „Heratelegium" von Pacificus Maximus (Florenz 1489), welches in der Nodier'schen Auction für 466 Fr. zugeschlagen, in der diesmaligen Versteigerung aber bis zu 570 Fr. hinaufgetrieben wurde. Bekanntlich ist diese Sammlung von mitunter mehr als freien Gedichten darum so sehr gesucht, weil sie, vor der Entdeckung Amerikas herausgegeben, eine Krankheit beschreibt, die viel Aehnlichkeit mit der Syphilis zu haben scheint.

Wenn durchgängig eine reichliche Production auf starke Consumtion, und diese auf starke Bedürfnisse — wirkliche oder eingebildete, immer aber doch vorhandene — schließen läßt, dann ist auch ein Rückblick auf die zahlreichen Ausgaben eines bändereichen Werks von Interesse. Die erste Ausgabe von Voltaire's Werken erschien im Jahre 1728 und enthielt in einem einzigen Duodezbande den „Oedipe", die „Henriade" und einige unechte Stücke. Eine zweite folgte 1732 in zwei Octavbänden. Zu jenen Stücken waren noch „Brutus" und der „Indiscret" hinzugekommen. Eine dritte Ausgabe ist von 1738 in drei Bänden, denen 1739 ein vierter mit Miscellen und einigen Capiteln aus dem „Siècle de Louis XIV" hinzugefügt wurde. Erst zwölf Jahre später erschien das letztere Werk ganz, wurde aber schon 1753 von Rom aus verboten. Von 1739 an, wo die vierte Ausgabe von Voltaire's Schriften erschien, folgten einander die vermehrten und verbesserten Auflagen ein Vierteljahrhundert hindurch fast Jahr für Jahr. Fréron meinte zwar, die 1763 erschienene Quartausgabe werde wol die letzte sein; seitdem aber sind diese Werke noch einige 20 mal, und von der ersten Ausgabe an gerechnet in Allem 50 mal aufgelegt worden. Unter den frühern Ausgaben ist die von 1777 die sorgfältigste und reichste; doch mußte noch Manches weggelassen werden, wie unter Anderm die Worte d'Alembert's vom 31. Jul. 1762: „Enfin le 6 du mois prochain la canaille parlementaire nous délivrera de la canaille jésuitique." Von dieser Ausgabe wurden 28,000 und gleichzeitig in Kehl von einer Ausgabe in 92 Duodezbänden 15,000 Exemplare abgezogen. Die Versuche der ältern Bourbons und ihrer Anhänger, den kirchlichen und feudalen Absolutismus möglichst zu restauriren, restaurirte auch das sehr gesunkene Ansehen des alten Spottphilosophen. Blos von 1817—24 erschienen in Frankreich 12 neue Ausgaben seiner Werke. Die neueste 51. Ausgabe ist von Beuchot besorgt. Sie besteht in 70 Bänden und ist in jeder Beziehung die beste aller bisher erschienenen, da der Herausgeber bei der Revision des Textes mit strengster Kritik verfahren, die einzelnen Schriften zweckmäßig geordnet und sie überall mit den zum Verständniß unentbehrlichen Anmerkungen und Einleitungen begleitet hat. Zwanzig Jahre waren diesen Vorarbeiten gewidmet, und wenn auch, was eben nicht wahrscheinlich ist, der Patriarch von Ferney seine welthistorische Rolle schon ganz ausgespielt hätte, so würden doch die Bemühungen des Hrn. Beuchot dankbar anzuerkennen sein, wäre es auch nur, daß er den gewaltigen Abgeschiedenen in ein anständiges Todtengewand eingehüllt hätte.

Es ist ein großes Glück für den Nachruhm eines classischen Schriftstellers, wenn ein Mann von kritischem Geschmack und Urtheil für ihn schwärmt und sich so ganz der Verherrlichung des Lebens und der Werke seines Lieblingsautors hingibt. Einen solchen Mann hat Lafontaine an Hrn. Walkenaer, Frau v. Sévigné an Hrn. v. Montmerqué, Montaigne an Hrn. Payen, Molière an Hrn. Aimé Martin gefunden; daher jene correcten, mit so vortrefflichem Commentar begleiteten Ausgaben, jene so genauen, umständlichen Lebensbeschreibungen, kurz, jene tüchtigen kritischen und bibliographischen Arbeiten, die den Ruf des Schriftstellers dem sie gewidmet sind womöglich noch vermehren. Hr. J. F. Payen arbeitet seit 30 Jahren an einer Ausgabe des Montaigne, von welcher eine ältere vorzügliche Abhandlung über den Verfasser der „Essais" und die verschiedenen Auflagen dieses Werkes sowie die kürzlich veröffentlichten „Documents inédits et peu connus sur Montaigne" (Paris 1847) das Gediegenste erwarten lassen. Wer den Molière in seiner ganzen Echtheit und Reinheit wiederfinden will, der muß ihn in der zum vierten mal aufgelegten vortrefflichen Ausgabe des jüngsthin verstorbenen Martin lesen. Die drei früher von Hrn. Martin besorgten Ausgaben empfahlen sich durch die von allen Commentatoren beigebrachten Anmerkungen, und durch den literarischen Gehalt derjenigen welche der Herausgeber selbst hinzuzufügen für gut befunden; diese letzte Ausgabe, sorgsam revidirt nicht blos nach den theilweisen Originalausgaben, sondern auch nach dem einzigen ungebundenen Exemplar der von Vinot und Lagrange publicirten Gesammtausgabe, gibt allein den wahren Text von Molière. Das bei der neuen Ausgabe zu Grunde gelegte Exemplar stammt aus der berühmten dramatischen Bibliothek des Hrn. v. Soleine, und seine Geschichte findet man in dem Auctionskatalog dieser Bibliothek vom Bibliophilen Jacob erzählt. Gegenwärtig besitzt es Hr. Armand Bertin, Eigenthümer des „Journal des débats" und einer kostbaren Büchersammlung, die, wenn auch nicht die schönste und zahlreichste, doch die gewählteste in ganz Paris sein dürfte. Man muß die Bücher oder vielmehr die Autoren sehr lieb haben, um so gute, correcte und lehrreiche Ausgaben zu bearbeiten. Hr. Martin hat den Molière erklärt als Literat, als Historiker, als Moralist, und ein kritisches Meisterstück als Gegenstück zu einem poetischen *Meisterwerke* geliefert. Nichts bleibt dunkel und unverständlich in den geringsten Sittendetails, in den tausenderlei piquanten Anspielungen, wovon es in den Molière'schen Lustspielen wimmelt. Da hat es sich die Verlagsbuchhandlung des Sacré Coeur de Jésus mit ihrer Editio emendata des Molière bequemer gemacht. Alle Liebesscenen sind in dieser sauber castrirten Ausgabe ganz weggeschnitten, und im „Tartufe" ist Alles ausgemerzt was nur irgend ein schlimmes Licht auf den Helden des Stücks werfen könnte, sodaß dieser Molière'sche Charakter von den neuesten Verlegern der Congregation weit, weit überholt ist.

89.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 319. —— 15. November 1847.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 318.)

Wer wollte nun leugnen, daß in allen diesen Spöttereien unsers Franzosen gar viel Wahres enthalten sei. Gar viele unserer Geschichtschreiber und Geschichtsphilosophen haben es bei einem gerechten Nationalstolze nicht bewenden lassen, sondern sie sind zu einer elenden parteiischen Lobhudelei übergegangen. Lächerlich ist es z. B. wenn Luden nachweist, daß die alten Deutschen gegen die Römer auch nicht eine einzige Schlacht verloren hätten. Wie sind denn die Römer bis in die Mitte von Deutschland gekommen? Lächerlich ist es überhaupt wenn die Deutschen, wie Das so häufig von unsern Schriftstellern geschieht, immer als der Inbegriff aller Vollkommenheiten geschildert werden. Wie kommt es denn, daß wir vermöge dieser Vollkommenheit, durch die wir alle Völker so hoch überragen, es bis jetzt noch immer nicht weiter gebracht haben? Es ist Dieses doch wol ein Beweis, daß bei allen unsern Lichtseiten auch große Schattenseiten vorhanden sind. Diese Uebertreibungen, vermöge deren wir die ganze Geschichte zu unsern Gunsten ausbeuten, und Alles was je Großes und Herrliches geschehen uns als das nothwendige Resultat reinern und bessern Bluts vindiciren, sie sind aber nicht nur lächerlich, sie sind auch schädlich und verderblich. Sie bewirken gerade das Gegentheil von Dem was man damit beabsichtigt. Sie schießen vollständig über ihr Ziel weg, indem sie das thatkräftige Selbstgefühl was sie erregen wollen in einen dummen und widrigen Hochmuth verwandeln, der bereits genug gethan zu haben glaubt um ruhig auf seinen Lorbern ausruhen zu können. Auch zeigt es ja die ganze Geschichte, daß ein hochmüthiges Volk immer ein tiefgesunkenes ist. Wer ist hochmüthiger z. B. als die Griechen oder die Türken? Die echte Tüchtigkeit thut sich nie selbst genug; je weiter sie kommt, desto mehr fühlt sie was ihr fehlt. Man durchgehe die ganze englische Literatur, und man wird auch nicht ein Beispiel von jenen bombastischen Prahlereien finden womit gerade unsere mittelmäßigsten Schriftsteller unsere Literatur durchspickt haben. Bei unsern großen Geistern freilich, bei Goethe, bei Kant u. A., die sich ihres Werths als Deutsche gewiß bewußt waren, findet man Dergleichen nicht. Unsere Uebertreibungen in dieser Beziehung also geben wir dem Spotte des Franzosen gern preis.

Aber bei alle Dem hat er doch im Grunde Unrecht und verschüttet das Kind mit dem Bade, indem seine Angriffe nicht blos gegen diese Uebertreibungen, sondern auch gegen die Sache selbst gerichtet sind. Denn wenn auch die nationalen Tugenden nichts Ewiges, über allen Wechsel der Zeit Erhabenes sind, die einmal für immer an der Race kleben und sich mit Nothwendigkeit fortpflanzen müßten, so ist doch auf der andern Seite gewiß, daß nicht blos körperliche, sondern auch geistige Anlagen sowol bei einzelnen Familien als bei ganzen Nationen viele Jahrhunderte lang forterben, und daß der Charaktertypus derselben lange Zeit ziemlich unverändert bleibt. Sind einmal erst gewisse sittliche Eigenschaften und Richtungen vorhanden, so pflanzen sie sich durch sittliche Pflege weiter fort, und bei der engen Verbindung zwischen Körper und Geist gehen diese sittlichen Anlagen selbst durch Zeugungen und physische Fortpflanzung auf die kommenden Generationen über. Daß ein Volk dieser angestammten Vorzüge, gleichviel ob sie schon zu großen Thaten geführt haben oder solche erst noch verheißen, sich lebhaft bewußt sei, Das ist keineswegs zu tadeln, oder man müßte denn das Bewußtsein seiner selbst verderblich finden. Unser Franzose will aber von einem solchen Selbstbewußtsein, auf blos innerliche Anlagen namentlich, gar Nichts wissen. Den Stolz auf die Zukunft findet er lächerlich. Er begreift nur den Stolz auf die gegenwärtige und zwar gänzlich äußerliche politische Errungenschaft, und da müßten wir Deutschen, wo es blos auf äußere Macht und Größe, auf klare ausgebildete Zustände ankommt, denn freilich gegen die Franzosen sehr zurückstehen. Aber ist der Schluß von tiefen innern ethischen Anlagen auf dereinstige größere Thaten und mächtigere Entwickelung denn ein so ganz falscher? Ist er nicht vielmehr in der Causalität der menschlichen Natur sehr wohl begründet? Und wenn es wahr ist, daß sich die Deutschen eine tiefere Gewissenhaftigkeit, eine innerlichere Anschauung von Gott und Welt, eine intensivere Anlage zum Verständnisse des Christenthums sich mehr erhalten haben als die Franzosen, sind sie als-

dann nicht zu der Hoffnung berechtigt, daß aus diesem fruchtbaren, wenn auch noch nicht so durchackerten und cultivirten Boden dereinst reifere und schönere Früchte in jeder Beziehung hervorgehen werden? Wir finden es freilich sehr natürlich, daß unser Franzose von diesem tiefern und heiligern Nationalstolze Nichts wissen will, und nur zählbare und meßbare Gegenstände der Eitelkeit und des Weltruhms als begründete Ursache des Nationalstolzes betrachtet wissen will, daß er nur die äußere Schale, nicht aber den innern Kern, den seine Augen ohnehin nicht erschauen können, in Rechnung zu stellen beliebt. Denn eine solche vergleichende Operation würde ein sehr unglückliches und verzweifeltes Resultat für ihn ergeben. Deutschland gleicht allerdings einer noch unreifen Frucht, die einstweilen noch sauer und herbe ist, die aber dereinst wie Alles was spät zeitigt ein edles und köstliches Gewächs verspricht. Frankreich aber gleicht einer frühzeitigen überreifen Frucht, die keine Fortentwickelung mehr in sich trägt und schon von innerer Fäulniß angegangen; oder jenem Sodomsapfel, der äußerlich in der schönsten Farbe prangt, inwendig aber voll Asche und Moder ist. Und uns will bedünken, daß die Zeichen dieser innern Auflösung in jüngster Zeit auch ziemlich sichtbar schon zu Tage getreten sind.

Reformation.

Auf gleiche Weise macht sich unser Franzose darüber lustig, daß wir Deutschen die Reformation mit allen ihren Folgen als unser alleiniges Verdienst uns zum Ruhme anrechnen. Ein mal sei es gewiß, daß die ersten reformatorisch-christlichen Ideen gar nicht von Germanen ausgegangen wären (wobei er auf die Albigenser und die Böhmen hinweist), und sodann lege man der deutschen Reformation des 16. Jahrhunderts auch viel ausgebreitetere Ideen unter als sie wirklich gehabt habe. Wenn man die Deutschen höre, so hätte Luther durch seine Reformation das Princip der unbedingten freien Forschung, des grenzenlosen Fortschritts, der unendlichen Entwickelung ausgesprochen, und zwar nicht nur auf religiösem Gebiete, sondern auch auf allen andern Gebieten des Lebens. Er sei mithin der eigentliche Schöpfer der neuern Zeit, von dem alle Aufklärung, alle Wissenschaft und alle politische Freiheit ausgehe. Dies sei aber ein großer Irrthum, zu dem uns ebenfalls wieder unsere Nationaleitelkeit verleite. Bei jeder historischen That müsse man wohl unterscheiden zwischen der Absicht die ihr zum Grunde gelegen habe, und zwischen den weitern Folgen die sich aus ihr entwickelt, und zwar theils ohne Bewußtsein des ersten Urhebers, theils sogar im entschiedensten Gegensatze zu seinem Willen entwickelt hätten. So sei es z. B. gewiß, daß die Kreuzzüge in ihren mittelbaren Folgen die Verhältnisse Europas umgestaltet hätten; aber Niemand werde dem Peter von Amiens den Ruhm dieser Resultate zuerkennen, indem dieser weiter Nichts als die Eroberung des Heiligen Grabes, die noch dazu misglückt wäre, im Auge gehabt hätte. Und ebenso wenig werde man z. B. auch Napoleon den Befreier Deutschlands nennen, wiewol sein Zug nach Rußland die Ursache davon gewesen sei. Wolle man das Verdienst einer historischen That richtig schätzen, so könne man nur ihre unmittelbare Tendenz wie sie der Vollbringer gedacht und gewollt habe in Anschlag bringen; und da stehe es denn fest, daß Luther keineswegs an jene weitern Consequenzen des unendlichen Fortschritts gedacht habe, an alles Das was sich jetzt in der Gegenwart rege und bewege, sondern daß er nur die allerbeschränktesten Absichten gehabt habe, einzelne Misbräuche im Kirchenwesen habe abstellen wollen, und zuletzt fast gegen seinen Willen zu einer Auflehnung gegen die päpstliche Autorität getrieben sei, aber nur um eine andere nicht weniger beengende Autorität an deren Stelle zu setzen, nämlich seine eigene. Selbst das Princip der freien Forschung habe er nicht einmal ausgesprochen.

Zuerst nun müssen wir unserm Franzosen wieder in einer Beziehung Recht geben. Es ist allerdings ein Irrthum, wenn man die Reformation Luther's mit dem Princip der Bewegung im Allgemeinen identificirt, und wenn man ihn gewissermaßen zum Vater aller neuen philosophischen Systeme und aller politischen Revolutionen macht. Wir wollen auch nicht leugnen, daß unsere deutschen Lichtfreunde, Hegelianer, Radicale aller Art in diesen albernen Irrthum verfallen und sich nicht entblöden bei ihren Bestrebungen sich auf Luther zu berufen. Es ist gewiß ein großer Unterschied zwischen der Protestation gegen den Papst und zwischen dem Protestiren gegen Alles und Jedes was historisch und moralisch in der Welt feststeht. Nicht den Protest gegen den Papst haben diese Leute im Auge wenn sie sich auf Luther berufen, sondern den Protest überhaupt. Eine ebenso abgeschmackte als unredliche Verwechselung, die wir der Geisel unsers Franzosen gar gern preisgeben, und die leider von einem großen Theile der Deutschen noch immer gedankenlos nachgesprochen wird. Aber Unrecht hat der Franzose darin wenn er glaubt, daß die Deutschen überhaupt sich diese falsche Auffassung ihrer Reformation angeeignet hätten. Der wissenschaftlich gebildete und sittlich ernste Theil unsers Volks nimmt die Reformation Luther's für weiter Nichts als was sie im 16. Jahrhundert wirklich gewesen ist und was Luther mit ihr beabsichtigt hat. Und zwar thut er Das keineswegs aus bescheidener Wahrheitsliebe, um sich nicht mit fremden Federn zu schmücken, sondern vorzugsweise deshalb, weil er weiß was er an dieser Luther'schen Reformation hat, und weil er keineswegs gewillt ist sich für dieses edelste Erzeugniß des germanischen Geistes einen misgestalteten Wechselbalg unterschieben zu lassen. Und hier stoßen wir auf die gänzliche Unfähigkeit unsers Franzosen die wirkliche Bedeutung der deutschen Reformation zu verstehen. In Dem was sie nicht ist hat er ganz Recht, aber der Schluß den er nun weiter zieht: „Weil sie Das nicht ist was frivole Unwissenheit ihr unterlegt, so ist sie überhaupt nicht viel", der würde allerdings für uns sehr auffallend sein wenn der Verf. nicht eben ein Franzose wäre. Es

kann uns hier nicht in den Sinn kommen die eigentliche Bedeutung der Revolution, unserm Verf. gegenüber, zu entwickeln; aber auf eine Seite derselben wollen wir ihn wenigstens hinweisen, weil eben in dem Mangel derselben die Unmöglichkeit liegt, daß er und seine Landsleute sowol unsere Reformation als überhaupt unsern Werth, unsern Charakter und unsere Zukunft verstehen könnten, auf eine Seite, deren Mangel alle wahrhaft sittliche Fortentwickelung der französischen Nationalität unmöglich macht und dieselbe mit einer baldigen Auflösung bedroht.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Achtzehn Töchter. Eine Frauen-Novelle von Leopold Schefer. Breslau, Kühn. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer vermag unter der Masse von Spreu die edeln Körner hervorzuheben! Wird es doch dem Leser hier recht schwer gemacht sie zu finden, so verworren, hochtrabend, mystisch ist Stil und Gedankengang. Man hört so oft sagen, daß Jean Paul veraltet sei; jetzt wo Alles so rasch dem Ziele zueilt und drängt und schiebt, vermag man die ewig hemmenden Gleichnisse, Reflexionen, Wortspiele und humoristischen Verdrehungen kaum mehr zu lesen, und Schefer ist ein Nachzügler von Jean Paul, nachdem er wahrscheinlich lange dessen Bewunderer gewesen ist. Wir bewundern auch gern und haben Jean Paul oft bewundert, und auch in dem vorliegenden Werk uns oft an geistreichen Wendungen und tiefen Wahrheiten erfreut; wir haben oft lächeln müssen über den Witz, oft Beifall zollen den so wohl skizzirten Charakteren: dessenungeachtet war es nicht möglich mit Vergnügen der Erzählung zu folgen, welche barock ist und in der barocken Form oft abstößt anstatt zu fesseln. Es ist ein verschrobenes, alle Natur verhöhnendes Ganze geworden, vom ersten Augenblick an als der Held des Buchs sich ein Gut kauft, in dessen Umgegend der Blitz nie eingeschlagen haben soll, und wo der Blitz vor seinen Augen eine der achtzehn Töchter des Gutsnachbars trifft, welche der Held zu heirathen beabsichtigt. Daß diese nackt in die Erde gegraben wird um sie wieder zu sich zu bringen, wobei den grabenden Männern die Augen verbunden werden, ist zwar sehr lebhaft dargestellt, doch zu geschmacklos um durch das Komische der Situation zu erfreuen. Der Vater der achtzehn Töchter ist unstreitig die interessanteste Persönlichkeit des Buches; in ihm wird die väterliche Liebe mit dem väterlichen Verstand schön verbunden. Die achtzehn Töchter sind als gelungene Erziehungen dargestellt, und als ein irischer Vater ihn mit sieben Töchtern besucht und ihn um Belehrung über seine Erziehungsmethode befragt, gibt er folgende von ihm als bewährt befundene Hausregeln: 1) Mutter und Vater müssen sich lieben, innig und gesund sein und Verstand haben! 2) Bei Tische darf nichts Unangenehmes des Hauses ausgethan werden. Essen ist ein wichtiges Werk. 3) Mutter und Vater dürfen in Gegenwart der Kinder sich nie widersprechen, daß Beide heilige Götterbilder bleiben. 4) Aeltern müssen in Zeiten der Leichtgläubigkeit der Töchter vorbeugen. 5) Wenn Vater und Mutter gegenwärtig sind, darf keins der Geschwister das andere tadeln oder loben. 6) Lehrstunde muß immer sein, besonders bei Gelegenheiten und Vorfällen, welche die Erfahrung der Jugend sind, um sie Urtheil zu lehren, und ihr das Rechte und Wahre dabei zu sagen. 7) Den Kindern muß man von Kleinauf die ganze reine Wahrheit sagen. Das vertragen sie neben den Mythen und Märchen aller Zeiten, sogar neben dem besten und herrlichsten Buche der Kinder: Grimm's „Haus- und Kindermärchen". Nach den Jahren der Phantasie und des Allesglaubens wächst dann das Wahre wie die Eiche über Blumen empor. 8) Die Kinder sollen ganz zeitig wissen: Jeder soll sich selbst glücklich machen, nicht blos den Andern. Liebe und Schönheit sollen keine Opfer sein. Schon Moses hat gesagt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; demnach soll Jeder auch sich selbst lieben und sich zu lieben verstehen. 9) Den Kindern muß man die Phantasie aufschließen, Alles als wirklich lebendig darstellen, um ihr Mitleid zu gründen, und die Liebe zu Mutter und Vater und Geschwistern Andern bei erfodernden Gelegenheiten angedeihen zu lassen, so weit und so gering Das auch nur möglich, ja auch nur nöthig ist — da Alle überall die Ihrigen haben und wirklich lieben was da Liebe zu heißen und zu sein verdient. 10) Jeder soll die Seinigen doch nur so gut und höflich wie Fremde behandeln. — Der Vater macht indeß an seiner geliebtesten Tochter eine traurige Entdeckung; sie ist verführt worden, und niedergedrückt von der Schmach flieht er den Kreis der siebzehn verheiratheten Töchter, und fügt zu den zehn Lebensregeln noch folgende zwei hinzu: 11) Auch die schwersten und größten Fehler halte bei deinem Kinde für möglich. Denn selbst gut sein läßt noch nicht sicher glücklich bleiben unter den Menschen! 12) Stehe deinem Kinde in jedem Unglück bei, verlaß es in keiner Noth, hilf ihm in jeder Schande. Der treffliche Vater kehrt indeß zu seinen Kindern zurück. „Ein Vater ist ein Sklave seiner Kinder", sagt er, „denn er ist wie das Kind vom Hause, wie in der Türkei." Die Apotheose der väterlichen Liebe schließt noch mit folgenden Worten, welche ein anderer glücklicher Vater ihm zuruft: „Ich sagte gleich, Der kommt wieder! In der Türkei, zur Pestzeit, wenn das Weib den Mann und der Mann das Weib geflohen, ja wenn Mutter die Tochter und Vater den Sohn verlassen haben, da bleibt die Mutter bei ihrem Sohn und der Vater erst recht bei der Tochter! Das ist Geschlechtsliebe, die reine Geschlechtsliebe. Und du hier! Du wolltest von achtzehn Töchtern entlaufen? Nicht von einer!"

2. 1809. Historischer Roman von Eduard Breier. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die vielgelesenen Romane des Verf. zeichnen sich durch die dramatische Darstellung der Ereignisse besonders vortheilhaft aus; dem wiener Volksleben hat er die Eigenthümlichkeiten abgelauscht, und versteht humoristische originelle Persönlichkeiten zu erfinden welche den Geist der Zeit, die Stimmung des Augenblicks, den Charakter der agirenden Classe sehr wohl repräsentiren. So der feige Egide Brenner, der durch die fortwährende Uebersendung eines Hasenfußes endlich in die Landwehr und in die Schlacht und sogar zu einem verzweifelnden Muth getrieben wird. Desgleichen seine bejahrte Verlobte, eine Trödelfrau mit ihrem sogenannten Majoratsherrn, dem ungezogenen Söhnchen Schöni. Die Liebesgeschichte an und für sich erhält Interesse durch die mannichfachen Verwickelungen und Gefahren welche eine zweideutige Person, ein aus Leichtsinn zum französischen Spion ausgearteter Deutscher, herbeiführt. Er hat sich in die eigene Schwester verliebt und verfolgt sie ohne sie zu kennen, sie die nach Wien kam um in ihm, ihrem einzigen Verwandten, ihren natürlichen Schutz aufzusuchen. Man vermag für diesen Helden kein Interesse zu fassen, da keine versöhnende Eigenschaft hervortritt. Der historische Theil des Romans ist beiweitem der größte. Der erste Theil, als „Der Landwehrmann" bezeichnet, gibt die Stimmung der wiener Bürger, und ist der gelungenste. Der zweite Theil führt den besondern Titel: „Wien und Aspern"; der dritte: „Wagram und das Attentat". Letzteres ist der Mordversuch des jungen Stapß auf Napoleon und dessen Hinrichtung; es werden die detaillirten Schilderungen der Einwohner von Wien und der Schlacht von Aspern mitgetheilt mit den vorangehenden Proclamationen Napoleon's und der verschiedenen Generäle, mit politischen Auseinandersetzungen, Aufstellung der Heere, nähern Bezeichnungen von Feldherren, Schlachtgewühl, Pulverdampf, Todtenzahl, und politische Resultate, lebendig im feurigen Franzosenhaß, im Geist der verschiedenen Romanpersonen welche dabei betheiligt sind, als Kämpfer, als Zuschauer, oder als Furchtbewegte. Napoleon, Rapp, verschiedene Erz-

herzöge treten als sprechende und handelnde Personen auf. Die Sterbestunde des Marschalls Lannes wird weitläufig beschrieben, sogar ein detaillirter Bericht des Arztes über dessen Leidenszustand beigefügt. Der Verf. hat Nichts obenhin behandelt, und jedem Ereigniß, selbst dem kleinsten, eine sorgfältige Ausführung gewidmet; oft möchte man mehre Seiten im Lesen überspringen. Unter den bedeutenden Personen die der Verf. uns handelnd vorführt ist auch Hofer. Er spricht sein gutes Tirolisch und zeigt sich in seiner treuherzigen Rolle mit dem langen Bart und dem kindlichen Sinn. Von Zeit zu Zeit wird der Leser auch zu ihm nach Tirol versetzt. Der vorliegende Roman hat sehr schöne, großartige Schilderungen. Manche historische Momente sind mit poetischer Auffassung wiedergegeben, unter Andern Napoleon's Besuch in der östreichischen Fürstengruft am 5. October 1809, Stapß' Verhör, Hofer's Tod, Napoleon's Abschied von Lannes u. a. m.; auch macht sich das Talent des Dichters geltend bei Schilderung der Flucht des Spions. Der Verf. versteht den Ereignissen Leben, dem Leser das Herzklopfen des Interesses zu geben, und wir sehen mit freudiger Erwartung seinem im dritten Theil angekündigten Roman: „Eine Maria Magdalena in Wien", entgegen.

3. Wildniß und Parket. Gesammelte Novellen von W. Fr. L. Messenhauser. Drei Theile. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1847. 8. 3 Thlr.

Mit viel Geist und Talent geschrieben. In der jetzigen Zeit, wo das gebildete Publicum sich so entschieden abwendet von der Novellenliteratur, mußte letztere ermatten und entarten, und es werden nur untergeordnete Geister sich derselben widmen. Es schreibt in der Regel nur die Novellen wer nichts Anderes schreiben kann; dazu braucht man nur gelebt und Romane gelesen zu haben, ernstere Studien sind nicht nöthig, und Das merkt man meist den Novellen auch an. Der Verf. der vorliegenden bildet eine Ausnahme von der Regel; eine gediegene Geistesbildung hat den Romanstoff ergriffen und bearbeitet. Die Erzählungen haben Stoff, die Bilder Farben, die Reflexionen Wahrheit, die Gedanken Tiefe, und über allen diesen Eigenschaften schwebt des Dichters höhere Auffassung und ergreift und beleuchtet sie mit dem sich zum Ideal emporschwingenden Flug, indem das Wahre, das Gute, das Schöne, das Edle der Welt Gottes hervorgehoben wird aus der selbst erschaffenen Welt, aus den erdichteten Gestalten und Begebenheiten. Die Begebenheiten sind meist einfach, die Gestalten lebendig geschildert, bestehend aus originellen, barocken, sündigen, liebenden, hassenden, lächerlichen u. s. w. Der erste Theil enthält zwei Novellen: „Der Gelehrte" und „Kein Brief"; der zweite bringt „Mylord und Graf" und „Der aufgedrungene Diener"; der dritte: „Die Familie des Mechanikus", „Der elegante Haushalt" und „Die gefährliche Braut". Als die gelungensten dieser Novellen erschienen uns „Der Gelehrte" und „Kein Brief". Den Gelehrten, den wir Deutschen uns meist im abgetragenen Schlafrock, mit den tiefen Falten auf der Stirn, dem gebeugten Gang und dem trockenen Wort denken, läßt der Verf. hier als Weltmann erscheinen, als Held im Salon und in der Liebe. Er bezaubert, fesselt, wird geliebt, er ist edel und geläutert, ein wahrer Held, dem Ruhm und Liebe zu Theil wird; die Liebe eines jungen Mädchens, das er immer Kind genannt, das sich ihm als Braut verlobt und trotz aller Anmuthungen des Vaters, trotz der sie umgebenden Verehrung eines jungen, reichen und vornehmen Freiers, trotz der Trennung von dem Geliebten und der anscheinenden Untreue desselben ihm ihre Treue bewahrt, nachdem er fest auf dieselbe gebaut und sie nie bezweifelt hat. Die Skizze dieser Erzählung ist unbedeutend, doch die Ausführung ist es nicht, und die Entwickelung des Charakters unsers Helden in seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Interessen, in seinem Lieben und Vertrauen, im Contrast zu Wesen und Bestrebungen anderer junger Leute ist reich an Interesse. Auch fehlt es der Erzählung nicht an Bewegung trotz der einfachen Begebenheiten; die eingelegten Gedichte des Gelehrten sind schön in Form und Gedanken. Trefflich ist auch die Novelle „Kein Brief". Ein junger Mann liebt ein junges Dorfmädchen; er war Commis im benachbarten Städtchen, und die Liebenden pflegten sich auf der Brücke zwischen beiden Ortschaften zu begegnen. Er geht nach Amerika um reich zu werden, sie kennt nicht seinen Namen, doch hat sie sich ihm verlobt ohne Wissen ihrer Aeltern, und er baut so fest auf ihre Liebe, daß er, nachdem er ihr in fünf Jahren nicht ein einziges mal geschrieben hat, doch fest überzeugt ist sie noch zu finden schön, treu und liebend. Sie hat fünf Jahre gewartet, ist täglich auf die Brücke gegangen in der Hoffnung ihn kommen zu sehen; die Sehnsucht ist in einen stillen Wahnsinn ausgeartet, und am Tag wo der Geliebte reich und liebeglühend wiederkehrt, hat sie sich ins Wasser gestürzt und ihrem Leben ein Ende gemacht. Diese einfache Geschichte ist durch verschiedene lebhaft geschilderte Scenen unterbrochen, Genrebilder welche das historische Bild umgeben. So der Soldat welcher der Heimat zueilt; er kann nicht schreiben, und doch sandte er zwei mal jährlich Briefe nach Hause, den Seinen die nicht lesen konnten. Auch seine Ankunft hat er gemeldet, damit die Freude des Wiedersehens schon voraus genossen werde. Er, der seiner Geliebten in fünf Jahren keinen Brief schrieb, ist Zeuge dieser Freude des Wiedersehens. Das Ehepaar Wimpel mit der Spielpartie, des Unterarztes Interesse für die arme harrende Geliebte auf der Brücke und seines Weibes Eifersucht liefern ebenfalls originelle Charakterfiguren. Im dritten Theil ist noch „Die Familie des Mechanikus" hervorzuheben als eine Galerie der verschiedensten Genrebilder. Frau Mathilde Haßling mit ihrem Lieblingspudel, Hr. Weißspitz mit seiner Vorliebe für Vögel, Hr. Egel, der schlecht gelaunte Protector der armen Luise Mailberg, die drei Brüder Ostermann, wovon zwei auf sehr verschiedene Weise mauvais sujets sind, der wahnwitzige Mechanikus Mailberg und sein mishandelter Sohn: alle diese Personen sind trefflich geschildert, ihre resp. Eigenthümlichkeiten stets zur rechten Zeit in die Erzählung sich einwebend, sie fördernd und ihrer nothwendigen Entwickelung sie zuführend. 46.

Literarische Notiz.

Nach Central-Amerika.

In Zeitungen eingerückte „Abschiede" beweisen, daß auch Central-Amerika ein Einwanderungsplätzchen für Deutsche ist, und Denen die Lust haben zu folgen sei zuvor ein nützliches Buch empfohlen: „Travels in Central America; being a Journal of nearly three years' residence in the country. By *Robert Glasgow Dunlop*" (London 1847). Das Buch ist das Vermächtniß eines Todten. Während es in London gedruckt wurde, war der Verf. in seinem 32. Jahre zu Guatemala den dortigen Fieberanfällen erlegen. Das Vermächtniß aber ist ein dankenswerthes und reicher als es sich nennt. Es berichtet nicht blos die Kreuz- und Quergänge des Verf. in jenem Lande, sondern gibt auch in gedrängter Kürze eine Geschichte desselben und eine aufs Praktische gerichtete Abhandlung über Producte, Klima und Bevölkerung. Das Ganze ist real, alles Ideale und Speculative vermieden. Der Verf. hat sich glücklicherweise nicht auf Buchmacherei verstanden, seine Beobachtungen schlichtweg niedergeschrieben und eingesammelten Thatsachen nur so viel Raum gewidmet als er bedurfte sie wahr und deutlich hinzustellen. Seine Reisen gingen namentlich längs den Gestaden des Stillen Meers zwischen Guatemala und dem Golf von Nicoya mit Abstechern ins Innere; die Schilderung aber bietet wenig Lockendes in seine Fußstapfen zu treten, und wenig Aufmunterung sich dort anzusiedeln. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 320. —— 16. November 1847.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 319.)

Die deutsche Reformation hat nämlich die innere Wahrheit und Gewissenhaftigkeit, der äußern Convenienz und Werkheiligkeit gegenüber, wieder in ihre Rechte eingesetzt. Wir bedienen uns hier absichtlich keiner theologischen Ausdrücke, weil der Franzose sie noch weniger verstehen könnte; und wir wollen hier auch nicht diese ursprünglich rein religiöse Frage verfolgen, sondern nur deren nachwirkende Folgen auf den sittlichen und wissenschaftlichen Charakter des Volks. So wie sich nämlich die Rechtfertigung durch den Glauben zu der Rechtfertigung durch göttliche Werke auf religiösem Gebiete verhält, so verhält sich das Handeln aus innerer Liebe um des Gegenstands selbst willen zu dem Handeln um des äußern Scheins der Convenienz und der Mode willen. Es ist der Gegensatz von Innerlichkeit und Aeußerlichkeit. In einer Zeit wo die Welt in äußere Werkheiligkeit versunken war, ging die Reformation Luther's wieder auf die innern Motive zurück und führte diese bis auf ihre letzte religiöse Grundwurzel, auf den Glauben. Da aber auf diese Weise die Innerlichkeit in religiöser Beziehung wieder zum Durchbruche kam, so mußte sie sich auch wol auf allen andern davon abhängigen Gebieten des Lebens wieder mehr geltend machen; und so hat denn unsere ganze Charakterentwickelung, unsere Sprache und Literatur, unsere Kunst u. s. w. wieder mehr diese Richtung auf innere Wahrheit und Freiheit genommen, in der eben jene unerschöpfliche Zukunft liegt auf die wir hoffen, und von der wir schon oben gesprochen haben. Goethe spricht Das sehr bezeichnend aus indem er behauptet, daß der größte Dichter der neuern Zeit, dessen Weltanschauung uns Allen bis in die feinsten geistigen Poren gedrungen ist, daß Shakspeare nur als Protestant in einem protestantischen Lande Shakspeare hätte werden können. Die Einkehr in sich und in das eigene Gewissen, Das ist die praktisch-sittliche Folge der Reformation gewesen, und wir maßen uns gewiß keines ungerechten Ruhms an wenn wir behaupten, daß die germanische Race zu dieser größern Innerlichkeit und Wesentlichkeit immer vorzugsweise hingeneigt habe, namentlich im Gegensatze zu der romanischen Race; und daß daher ein Luther im 16. Jahrhundert auch nur unter uns und nicht unter den Slawen, und nicht unter den Franzosen entstehen und diese tief eingreifende Wirkung hervorbringen konnte. Wenn unser französischer Verf. Huß in dieser Beziehung den Größern nennt und ihn über Luther stellt, so ist Das ebenfalls wieder ein Beweis, daß ihm jedes innerlichere Verständniß fehlt. Uebrigens wird es unserm Manne vielleicht komisch klingen, wenn wir ihn darauf aufmerksam machen, daß jener Versuch einer poetischen Reformation in Frankreich, den sie den Romanticismus nennen, und durch welchen man sich nun seit 40 Jahren vergeblich abmüht die französische Literatur wieder etwas zu verjüngen und zu vertiefen, weiter Nichts ist als eine, wenn auch zu spät kommende und ohnmächtige Rückwirkung jener Innerlichkeit, die durch die Reformation gerettet worden. Und — doch wozu uns bemühen dem Blinden von Farben zu sprechen, die er ja doch nicht sehen kann.

Wir übergehen das Capitel in welchem der Verf. von der deutschen Philosophie spricht. Auch hier beobachtet er in der Breite sehr verständig, deckt viele unserer Lächerlichkeiten und Absurditäten auf, ohne daß es ihm wiederum gelingt in den eigentlichen innersten Kern einzudringen. Dagegen können wir uns nicht enthalten seine Vergleichung der deutschen Universitäten mit denen Frankreichs hier noch mit wenigen Worten zu besprechen.

Universitäten.

Wir wollen uns bemühen die wesentlichen Gedanken des Verf. in Kürze zusammengezogen hier wiederzugeben.

Seiner politischen Zerstückelung verdankt Deutschland, daß seine Hauptstädte bis heutzutage eine specielle Physiognomie haben. Jede Bürgerschaft einer herrschaftlichen Residenz verschönte dieselbe mit Liebe und, ohne sich groß um ein entferntes Vorbild zu kümmern, nach ihren eigenen Ideen und Geschmack; die Residenz war das Vaterland. Jeder Fürst that desgleichen, und so finden sich in Deutschland alle Schätze, die bei uns fast ausnahmsweise in Paris concentrirt wurden, an hundert verschiedenen Orten vertheilt. Da nun für einen jeden dieser besondern Mittelpunkte gefodert war, daß er mindestens in Betreff aller wichtigen Momente sich selbst genügen

konnte, daß er nicht blos einen Theil von Dem besitze was unentbehrlich, vielmehr Alles was nothwendig war, so galt es, um dieses Ziel zu erreichen, alle Anstrengungen zu verdoppeln. Es brauchte z. B. ein protestantischer Staat vor Allem eine vollständige Universität; er mußte eine solche fürs Land und im Lande haben. Die Schule konnte in Deutschland zwar wegen ihres durchgehends übereinstimmenden allgemeinen Geistes und Lebensprincips als eine Einheit angesehen werden; da aber die verschiedenen Staaten voneinander unabhängig waren, so glaubte fast jeder eine unabhängige Universität haben zu müssen. Auf die Weise hatte jede Universität eine besondere Existenz und bis zu einem gewissen Punkt einen besondern Charakter, während durch den Verkehr der Gelehrten unter sich, durch die häufigen Berufungen der Professoren von einer Universität an die andere der Schule einmüthiger Geist sich erhielt und seine Herrschaft über die Lutherische Wissenschaft von Heidelberg unweit des Rheins bis nach Dorpat im Innern der russischen Ostseeprovinzen sich ausdehnte. Noch jetzt kann ein Professor von Tübingen nach Dorpat, von Heidelberg nach Göttingen oder überall hin wo Deutsch gesprochen wird berufen werden; während bei uns selbst in dem letzten Gesetzentwurf über den Secundairunterricht ein Gelehrter von Genf, von Chambery oder von Brüssel als Professor nicht anerkannt werden würde, und die Franzosen aus beschränktem Nationalgeist eine Mauthlinie gegen die Wissenschaft aufrichten, und den Gelehrten fragen, nicht was, sondern woher er es bringt. Die große Anzahl von Universitäten, die um Etwas zu sein alle vollständig organisirt sein mußten, erfoderte eine im Verhältniß stehende große Anzahl Professoren, wodurch sich wie durch die Ehe der Geistlichen eine zahlreiche Classe bildete die von und für die Wissenschaft lebte, und die Sitten, Gewohnheiten und das Herkommen des Gelehrten gleich einem Erbtheil hütete. So ergänzte sich die Schule durch sich selbst, und wenn bei ihr darum Kastengeist und Standesvorurtheil erwuchsen, so wurden diese durch das ihrer Thätigkeit offene große Feld gemildert und dadurch andererseits eine stärkere und lebenskräftigere Verfassung gewonnen.

Noch jetzt zählt das eigentliche Deutschland an zwanzig Universitäten, die fast ohne Ausnahme alle Gebiete die dem Menschengeist geöffnet sind umfassen, bei denen die Zahl der Professoren für jeden einzelnen Zweig der Wissenschaft viel größer als bei uns ist. Jedes Fach ist durch mehre ordentliche Professoren vertreten, von denen die berühmtern sehr hoch besoldet sind. Den ordentlichen Professoren sind außerordentliche beigegeben, deren Besoldung weit geringer ist, und die theils von den Honoraren ihrer Zuhörer, theils von ihren Gehalten als Lehrer an Gymnasien oder andern Lehranstalten, oder auch von den Ergüssen ihrer Feder leben. Diesen schließen sich endlich die Privatlehrer (Privatdocenten) an, die keinen Gehalt beziehen und nur in Folge eines bestandenen Examens das Recht haben an den Universitäten öffentliche Vorlesungen zu halten; wie die Uebrigen beziehen sie aus diesen eine im Verhältniß zu ihrer Zuhörerzahl stehende Honorarquote. Diese letztern Lehrer bilden gewissermaßen eine Pflanzschule für die Besetzung der obern Classen; ihre Probezeit ist lang und manchmal sehr mühsam, und sie müssen einen Rang in der Wissenschaft erringen wenn sie dieselbe überstehen wollen. So wird z. B. ein ausgezeichneter, ordentlicher Professor durch höhere Gehalte oder andere Vortheile von Heidelberg nach Berlin berufen; ein außerordentlicher Professor in Tübingen wird ordentlicher Professor in Gießen, und ein Privatdocent der sich an seiner Universität hervorgethan gewinnt eine Stellung als außerordentlicher Professor an einer andern Hochschule.

Der unmittelbare Vortheil der sich aus dieser trefflichen Organisation ergibt liegt darin, daß die studirende Jugend an jeder Universität die Mittel eines mannichfaltigen Unterrichts und einer allseitigen Ausbildung findet. Ein Student der Rechte besucht die Vorlesungen über Geschichte, Geographie, Philosophie, alte und neue Literatur, ebenso der Studirende der Medicin. Auf diese Weise füllen sie ihre Zeit ohne Ueberdruß aus und ohne ihre Geisteskräfte durch die ausschließliche Beschäftigung nach einer einzigen Seite hin zu verengen. Der Fachmensch, der nie etwas Anderes kennen lernte als sein Fach, wird leicht handwerksmäßig, sofern er sich nämlich sein Fach nur in beschränktem Maße angeeignet hat.

An der Universität zu Berlin, die als Beispiel gelten mag, werden Vorlesungen gehalten über das ganze Gebiet der Theologie, über Rechtswissenschaft, Medicin, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaft, Nationalökonomie und Kameralwissenschaft, ferner über technische Wissenschaften, wie Ackerbau, Thierheilkunde, Technologie u. s. w., ferner über Geschichte und Geographie, Philologie und die alten Classiker, endlich über alle neuern Sprachen.

Es gibt neun große Abtheilungen des allgemeinen Unterrichts, und eine jede von ihnen zerfällt wieder in Unterabtheilungen, wobei Professoren von verschiedenen Rangstufen concurrirend wirken. In dem Verzeichniß über die Vorlesungen im Winterhalbjahr von 1843—44 sind 36 Vorlesungen über Theologie, 32 über Rechtswissenschaft, 38 über Heilkunde, 32 über Philosophie, 16 über Mathematik, 34 über Naturwissenschaften, 22 über Staats- und Finanzwirthschaft, 11 über Geschichte und Geographie, 51 über Philologie aufgeführt. Fast alle berühmten Namen Berlins befinden sich in der Liste der Professoren verzeichnet, und in dem großen Universitätsgebäude, das nie ganz leer wird, ist Alles voller Beseelung und Leben, die Lehrer wie die Schüler.

Haben die Franzosen etwas Dem Aehnliches aufzuweisen? In Paris werden die Vorlesungen der verschiedenen Facultäten fast zu denselben Stunden und an verschiedenen Orten abgehalten, sodaß selbst Derjenige den Liebe zum Studium befähigen würde den Verlockungen des äußern Lebens zu widerstehen, doch nicht Unterricht aus mehren Quellen schöpfen könnte. Selbst in Paris fehlt dem Unterricht Plan und System, selbst dort sind

die Elemente desselben, an denen es übrigens in mehrfacher Hinsicht ganz gebricht, nicht miteinander verbunden. Wo hört man bei den Franzosen die verschiedenen Unterrichtsgegenstände, den einen neben dem andern vortragen, um sich gegenseitig unterstützen, anspornen und abklären zu können? Liegt es nicht auf der Hand, daß fast alle französischen Facultäten keinen andern Endzweck zu haben scheinen als eine Thatsache ihrer veralteten Existenz zu sein? Frankreich hat sieben theologische Facultäten, von denen fünf ein wahrer Ueberfluß sind, weil die katholische Theologie in den großen Seminarien gelehrt wird, und fast kein Priester daran denkt eine theologische Facultät zu besuchen. Es hat ferner neun Rechtsfacultäten und drei für Medicin, neun für Philosophie und sieben für schöne Wissenschaften, die allesammt in verschiedenen Städten zerstreut sind, sodaß diese beiden letztern in der Wirklichkeit nur dazu dienen Grade zu verleihen, die man ebenso gut auf eine andere Art erwerben würde. Besançon, das weder eine Facultät für Rechtswissenschaft noch für Medicin besitzt, hat eine solche für die schönen Wissenschaften, von der die Mehrzahl seiner Bewohner gewiß kaum eine Ahnung hat. In Aix, das eine Rechtsschule hat, fehlt eine theologische Facultät. Warum ist die Zahl der Facultäten zwischen den verschiedenen Unterrichtsfächern so ungleich? Welche Absicht lag bei der Wahl der verschiedenen Städte in denen man sie errichtete zum Grunde? Ist der geringste Anschein einer systematischen Ordnung vorhanden, die man dabei verfolgen wollte? Oder von einem planmäßigen Ziele, dessen Erreichung vorschwebte? Diese magern und elenden Facultäten (jene für Rechtskunde und Medicin hierbei ausgenommen) füttern einige Professoren, deren amtliche Stellung jeden Wetteifer und jede Thätigkeit unmöglich macht, und die ihre Zuhörer oft bezahlen müssen.

Der Gelehrtenstand hat übrigens außer der Aufgabe des mündlichen Unterrichts die weitere, durch neue Forschungen unablässig das Gebiet der Wissenschaften anzubauen und auszudehnen. Einerseits ist derselbe in Deutschland viel zahlreicher als in Frankreich; er hat eine vollendetere Organisation und selbständigere Stellung, wodurch ihm eine größere Thätigkeit und eine erhöhtere Schaffungskraft verliehen ist. Durch den langen Einfluß den er auf die Nation ausgeübt hat, und durch die allgemeine und philosophische Natur seines Unterrichts ist es ihm anderntheils gelungen sich auch außerhalb der Schule ein Publicum heranzubilden, das an seinen Arbeiten ein reges Interesse nimmt, und dessen beständige Aufmerksamkeit ihn ermuthigt und unterstützt. Von dem Lehrstuhl herab werden den jungen Leuten alle Richtungen gezeigt die dem Menschengeiste offenstehen; je nach der natürlichen Anlage und den Umständen äußerer Lebensverhältnisse wählen sie nun die Bahn welche sie anspricht und auf die Dauer zusagen zu wollen scheint. Wenn die Mehrzahl auch nicht selbst producirt, so wird sie sich doch wenigstens einiger Materien bemächtigen, in jedem Falle aber sie liebgewinnen lernen. So gibt es in Deutschland an zwanzig verschiedenen Orten, und zumal da wo eine Universität besteht, gleichsam wissenschaftliche Pflanzstätten, die alle, welcher Art ihre Studien auch sein mögen, darauf zählen können überall urtheilsfähige Leser zu finden, und daß ihre Stimme, obwol sie aus einer kleinen Stadt ertönt, in dem ganzen Vaterlande eine Zuhörerschaft haben wird.

Von einer solchen Lage der Dinge ist man in Frankreich sehr weit entfernt. Wenn sich hier die Wissenschaft in die Provinz verirrt, so verschmachtet sie in Folge mangelnden Wetteifers, ja sogar in Folge mangelnder Hülfsmittel deren sie zu ihren Forschungen bedarf, bis sie inmitten der allgemeinen Gleichgültigkeit und Misachtung untergeht. In einer kleinen Stadt, in einem Flecken des nördlichen Deutschlands sind viele wichtige Werke erschienen, die in der zweiten Stadt Frankreichs keinen Verleger gefunden haben würden. Man muß also nach Paris gehen; Dies können aber nicht Alle; auch handelt es sich oft um ganz andere Dinge als die Wissenschaft, wenn man dahin berufen werden will. Ist ein Gelehrter aber zu Paris, und besitzt er die Kraft dem Strudel zu widerstehen, ohne durch Neigung und Bedürfnisse in das Eintagsleben verstrickt zu werden, wie viel Schwierigkeiten hat er nicht dann noch weiter zu überwinden? Wie soll er ein Publicum finden, wenn der Gegenstand seines Strebens rein wissenschaftlich ist, und es keinen Haltpunkt gibt durch den er sich mit den Interessen und Leidenschaften des Publicums verknüpfen läßt? Und wenn wirklich ein Publicum für ihn vorhanden ist, wie soll er sich ihm bei dem ewigen Lärmen hörbar machen? Wie den Haufen der dreisten und gewandten Leute durchbrechen, welche die Gebieter des öffentlichen Ringplatzes sind?

Es mag dieses Capitel über die Universitäten, welches wir hier im Auszuge gegeben haben, ein Beweis davon sein, wie scharf und unparteiisch der Verf. zwischen den französischen und deutschen Zuständen vergleichende Beobachtungen anzustellen weiß, so lange es sich mehr um auf der Oberfläche liegende Resultate als um die tieferliegenden ethischen Momente handelt. Auch was er sonst über unsere deutschen Sitten, über unser Familienleben, über unsere Vorurtheile u. s. w. sagt, bringt uns gar viele Verschiedenheiten des deutschen Lebens von dem französischen, deren wir uns früher nicht recht bewußt waren, zur lebhaften Anschauung, sodaß wir nicht leugnen können von dem Buche mannichfaltige Belehrung und noch mehr Anregung zu weiterm Nachdenken erhalten zu haben. Wir fügen noch den Schlußsatz des Buchs hinzu, welcher am besten den würdigen und wohlwollenden Ton ausspricht in welchem das Ganze gehalten ist:

Zum Schluß wünsche ich, daß ich in Allem was ich über zwei große Völker gesagt, niemals den rechten Ton verloren habe; jedenfalls würde Nichts meiner Absicht fremder sein, denn es scheint mir, daß eine Nation, wäre sie selbst unglücklich und niedergedrückt, immer ein Anrecht auf Ehrfurcht hat, und daß sie bloßzustellen niemals etwas Anderes als eine andere Art sie zu beklagen sein darf.

Deutschland scheint mir nicht allein der Bewunderung, son-

dern auch der lebhaftesten Sympathie würdig. Was mich betrifft, so liebe ich der Deutschen Sitten und Gewohnheiten, und ich befinde mich bei ihnen wie zu Hause, wie Herr Arndt in Burgund und im lyoner Lande.

In Betreff Frankreichs begreife ich nicht wie man sich in einer Weise gehen lassen kann in welcher Einige vor uns sich unterfangen haben es zu behandeln. Paul Ludwig Courier nennt uns ein Volk von Bedienten, und ein berühmter Publicist hat neuerdings diesen Ausdruck aufgewärmt. Es ist mir rein unmöglich ähnlichen Urtheilen Geschmack abzugewinnen, deren Ungerechtigkeit noch empörender erscheint als ihre Unverschämtheit. Ich liebe mein Vaterland von ganzem Herzen, nicht blos weil es mein Vaterland ist, sondern weil es in Allem und im vollsten Maße als der Liebe würdig vor meiner Seele steht, weil ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß es nirgend mehr edelsinnige Gefühle und edelmüthige Herzen als in Frankreich gibt.

F. von Florencourt.

Bibliographie.

Abeken, H., Amerikanische Negersklaverei und Emancipation. Nebst Mittheilungen über Colonisation, mit besonderer Rücksicht auf Brasilien. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, B., Vollständige Geschichte der Parteikämpfe in Deutschland während der Jahre 1842—46. 3ter Band. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr.

Erdmann, K., Populäre Geschichte und Charakteristik der Bibel überhaupt und der einzelnen biblischen Schriften insbesondere für Gebildete aus allen Ständen nach den Resultaten der historischen Kritik übersichtlich zusammengestellt. Neustadt a. d. O., Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Goltz, B., Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart. An den modernen Stichwörtern gezeigt. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 22½ Ngr.

Gottschalk, F., Die Feldzüge Friedrich's des Großen im siebenjährigen Kriege. 1ste Abtheilung. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 1 Thlr.

Hahn, K. A., Mittelhochdeutsches Lesebuch oder Uebungen zur Mittelhochdeutschen Grammatik. Mit Anmerkungen und einem Glossarium. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr.

Mädler, J. H., Untersuchungen über die Fixstern-Systeme. 1ster Theil. Die partiellen Systeme. Mitau, Reyher. Gr. Fol. 8 Thlr.

Partonopeus und Melior. Altfranzösisches Gedicht des 13. Jahrhunderts. In mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bruchstücken nebst begleitenden Auszügen des französischen Gedichts, geschichtlichen Nachweisungen und Wörterverzeichnissen herausgegeben von H. F. Maßmann. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Satori, J., Agraffia und Fatime, oder: die Folgen der Schuld. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit des Königs Siegmund III. von Polen. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Schasler, M., Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt's aus seinem Werke: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts in systematischer Entwickelung dargestellt und kritisch erläutert. Berlin, T. Trautwein. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schmid, H., Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt. 2te Auflage. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. H. v., Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 4ter Band. 2te Abtheilung. 2te Auflage. Erlangen, Heyder. 8. 15 Ngr.

Schulze, W., Die Jesuiten. Dem deutschen Volke zum Spiegel, zum Zügel, zum Riegel geschildert. 2te, sehr vermehrte Auflage. Magdeburg, Baensch. 8. 3 Ngr.

Sommer, J. G., Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Für 1848. (Neue Folge. 1ster Jahrgang.) Mit 1 Stahlstich. Prag, Calve. 8. 15 Ngr.

Tholuck, A., Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens. Band IV. — A. u. d. T.: Zeitpredigten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle gehalten. 2te verbesserte Auflage. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Deutscher Volks-Kalender für 1848. Herausgegeben von L. Schweitzer und J. Stein. 4ter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Breslau, Trewendt. 8. 12½ Ngr.

Katholischer Volks-Kalender für 1848. Mit Beiträgen von H. Bone ꝛc. herausgegeben von W. Tangermann. VIII. Jahrgang. Cöln und Neuß, Schwann. 12. 10 Ngr.

Niederrheinischer Volks-Kalender auf das Schaltjahr 1848. Herausgegeben von Roderich Benedix. 13ter Jahrgang. Mit Steinzeichnungen. Wesel, Bagel. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Beiträge zur Charakteristik des ersten vereinigten Landtages im preußischen Staate. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Catenhusen, C. F. W., Unsere Missionsfreude. Predigt über Ev. Matth. 8, 11. 12. am 31. Aug. 1847 zu Dresden gehalten. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Dohna, Graf zu, Die freien Arbeiter im Preußischen Staate. Leipzig, O. Wigand. 8. 12 Ngr.

Die Berlin-Stralsunder Eisenbahn. Eine Stimme aus Neu-Vorpommern zur Zeit des Vereinigten Landtages in Berlin, nebst einigen Beilagen. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin. (II.) Das Untersuchungsverfahren nach den von dem Pairshofe zu Paris veröffentlichten Actenstücken. Aus dem Französischen. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 8. 15 Ngr.

Friedländer, A., Gegen die Todesstrafe. Ein Wort an die zur Berathung des Strafgesetzbuchs zusammentretenden ständischen Ausschüsse Preußens. Brilon. Gr. 8. 5 Ngr.

Möller und Uhlich. Beleuchtung des Möller'schen Schriftstückes Nr. VII. der amtlichen den Prediger Uhlich in Magdeburg betreffenden Verhandlungen. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Pauperismus und die Volksschule. Ein ernstes Wort über eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit. Leipzig, Barth u. Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rost, Friedrich Körner als Kritiker. Oder Umtriebe auf dem Gebiete der pädagogischen Kritik. Ein Wort der Rechtfertigung für das Gothaische Gymnasium illustre und dessen Director. Gotha, Gläser. Gr. 8. 4 Ngr.

Schulze, F. H., Die Magazinirung. Grundzüge eines neuen auf Gegenseitigkeit zwischen Producenten und Consumenten gegründeten Aufspeicherungssystems. Mit 1 Tabelle. Leipzig, Spamer. 8. 12½ Ngr.

Seybt, O., Was bringen wir heute, nach überstandener Noth und wiedererlangtem Segen? Predigt am Erntedankfeste 1847. Bautzen. Gr. 8. 4 Ngr.

Sybel, H. v., Ueber das Verhältniß unserer Universitäten zum öffentlichen Leben. Rede, gehalten zur academischen Feier des Geburtstages S. K. H. des Kurfürsten am 28. Juli 1847. Marburg, Bayrhoffer. Gr. 8. 3 Ngr.

Ventura, J., Trauerrede auf Daniel O'Connell, gehalten in Rom. Deutsch von W. Reithmeier. München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wülffing, F., Die Stellung der Vertreter des Gouvernements und der Conservativen in Staat und Kirche auf dem Preußischen Landtage. Breslau, F. Aderholz. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 321. —— 17. November 1847.

Geschichte Roms vom Anfange des ersten Punischen Kriegs bis zum Ende des Punischen Söldnerkriegs, aus den Quellen geschöpft und dargestellt von Karl Haltaus. Erster Band. Leipzig, F. Fleischer. 1846. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. des vorliegenden Werks erkennt in den ersten Worten der Vorrede die Großartigkeit des Niebuhr'schen Buchs in seinem ganzen Umfange an, verhehlt sich nicht die Schwierigkeiten welche mit der Fortsetzung eines solchen Unternehmens verbunden sind, und glaubt, daß man wegen einer solchen Vermessenheit die Kritik gegen ihn mit Hochmuth und persönlicher Leidenschaft üben werde. Sein Urtheil über Niebuhr hat uns erfreut und mit einem guten Vorurtheile erfüllt; denn Nichts ehrt die jüngern Schriftsteller mehr als die Achtung vor den Heroen ihrer Wissenschaft, wo sich Hr. Haltaus also in Bezug auf Niebuhr an Rein, Becker, Rubino und Osenbrüggen anschließt, während P. v. Kobbe's ungerechtes Urtheil nur ihm selbst nachtheilig geworden ist, und Gervinus' geringschätzige Worte ein Beweis eigener Ueberschätzung sind, wie sie aus seinen „Grundzügen der Historik" nicht selten hervorleuchtet. Daß Hr. Haltaus die Schwierigkeiten der Abfassung einer römischen Geschichte nach Niebuhr wohl eingesehen hat, rechnen wir ihm ebenfalls gern zum Lobe an. Denn nicht leicht ist es einem Geschichtschreiber so gut gelungen als Niebuhr, das hellste Licht über alle Gegenstände seines Buchs zu verbreiten und Gründlichkeit mit Anschaulichkeit in einer römischen Geschichte so zu vereinigen, daß man wohl erkennt, der Verfasser sei ein praktischer Staatsmann gewesen und ein verständiger, wohl belesener Philolog: zwei Eigenschaften die Niebuhr selbst (m. s. Lieber's „Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit G. R. Niebuhr", S. 86) als nothwendige Erfodernisse zur Abfassung einer römischen Geschichte betrachtet hat. Die letztere Eigenschaft kann sich auch ein anderer Schriftsteller, ein Schulmann (diesem ehrenwerthen Stande gehört Hr. Haltaus an) erwerben, aber die erstere war der Gunst der Verhältnisse zuzuschreiben unter denen Niebuhr zum Jüngling und Mann gereift war. Er erinnert hier an die großen Schriftsteller des classischen Alterthums. Wie sie hatte er auch mit eigenen Augen gesehen und in seiner Welt mitgewirkt; auf solchen Grundlagen konnte dann tüchtige Gesinnung und geistige Befähigung den festen Bau vollendend aufführen dessen wir uns in Niebuhr's „Römischen Geschichte" erfreuen.

Unser Verf. fürchtet endlich ungünstige Tadler seiner Bestrebungen zu finden, namentlich unter den Philologen, oder Solche die den höchstmöglichen Maßstab an seine Leistungen legen. Diese Bescheidenheit steht Hrn. Haltaus, der sonst in Angelegenheiten seines Fachs laut mitzusprechen pflegt und, wie man uns versichert hat, zu der Partei der Reformers gehört, recht wohl an, um so mehr da seine Befürchtung hier eine eitle ist. Denn eifriges und kritisches Quellenstudium, Fleiß in der Verarbeitung seines Stoffs, verbunden mit umsichtiger Benutzung der bereits vorhandenen Schriften über den ersten Punischen Krieg, Sorgfalt in allen Gegenständen der Verfassung und des öffentlichen Lebens, Streben nach Anschaulichkeit in Schilderung der Oertlichkeiten, Schlachten und Belagerungen sind Eigenschaften welche ihm nur eine vorgefaßte Meinung streitig machen kann. Am meisten entfernt er sich im Stil von seinem Muster. Niebuhr ringt fast immer mit der Sprache, sein Stil ist daher sehr ungleich, bald voll der schleppendsten, ungelenkesten Wendungen, bald ergreifend, wo der Gegenstand ganz den Verf. erfüllt, oft sehr schön und der besten Alten würdig. Hr. Haltaus dagegen bewegt sich gern mit Leichtigkeit, aber es ist zu viel Wohlredenheit und Wortprunk in seiner Schreibart, zu viel Glätte, und daher wird er öfters weitläufig, ermüdend und hat Wiederholungen nicht vermeiden können, wie z. B. bei den Betrachtungen nach der Schlacht bei Tunes oder bei den Schlußbemerkungen, welche, mit Ausnahme Dessen was über Siciliens neue Verfassung gesagt ist, nur Dasselbe wiedergeben dessen die Leser sich bereits aus der ausführlichen Einleitung erinnern werden. In dieser Beziehung möchten wir die kräftige und gewandte Schreibart Becker's in seinen „Vorarbeiten zu einer Geschichte des zweiten Punischen Kriegs" der des vorliegenden Werks vorziehen. Seinem Verfasser aber wünschen wir bessere Kraft und Rüstigkeit als dem schon frühe unheilbar erkrankten Becker, mit dessen Tode sehr schöne Hoffnungen für die römische Geschichtschreibung zu Grabe getragen worden sind.

In der Einleitung sind es drei Hauptpunkte, Kar-

thago, Sicilien und Rom, in ihren vorangehenden innern und äußern Entwickelungen, bei denen Hr. Haltaus auf 106 Seiten verweilt hat. In Beziehung auf Karthago, dessen Gründung und steigende Macht geschildert ist, sagt der Verf.: es sei durchaus einseitig sich die Karthager als blos speculirende, friedfertige Kaufleute zu denken, oder anzunehmen, daß sie nur eine beschränkte, engherzige Krämerpolitik gekannt hätten. Allerdings ist materielles Handelsinteresse der Haupthebel der innern und äußern karthagischen Politik gewesen, aber ein kriegerischer Sinn ist ihnen nicht abzusprechen, der freilich wieder durch Handelsinteressen vorzugsweise geweckt wurde. Dann aber verfolgten sie auch die ausgedehntesten Entwürfe, und setzten alle Kräfte des Staats in Bewegung, wie die Handelsrepubliken des Mittelalters und in der neuern Zeit Venedig, Genua und die Niederlande. „Die Kaufleute Karthagos", sagt Hr. Haltaus ganz richtig, „waren ebenso wenig Krämer als jene Kaufleute an der Zuydersee oder die an der Themse, welche die Herrschaft Indiens an sich rissen." Ihre Unternehmungen auf Sicilien veranlassen den Verf. zu historischen Blicken auf das Hellenenthum in Sicilien und den Kampf der Tyrannen und Städte theils untereinander, theils mit Karthago, theils mit den mamertinischen Söldnern, ferner auf das Auftreten des Pyrrhus und die Betheiligung Roms bei diesen Händeln. „An seiner gediegenen Einheit", sagt der Verf., „gingen die naturkräftigen Völker Italiens zu Grunde, und nach ihnen die reichen und gebildeten Hellenen Italiens sammt der zu Hülfe gerufenen macedonisch-griechischen Taktik." Was bei dieser Gelegenheit über den römischen Nationalcharakter und die jeden Einzelnen beherrschende Idee des Staats und seiner Majestät von Hrn. Haltaus geschrieben ist, kann gerade nicht auf Neuheit Anspruch machen, ist aber doch hier an seinem Platze.

Die erste Periode des Kriegs reicht von dem Uebergange der Römer nach Sicilien bis zur Erbauung der ersten römischen Flotte. Zuerst beschäftigt den Verf. das Hülfegesuch der Mamertiner an die Römer, welches er auf acht Seiten in rechtlicher, sittlicher und politischer Beziehung etwas zu umständlich beleuchtet. Nach den beiden ersten Rücksichten mußte es abgeschlagen werden; aber Rom fühlte schon damals seinen Beruf zur Weltherrschaft, und die Aussicht auf den Besitz Siciliens war zu lockend. So ward also durch einen förmlichen Volksbeschluß das Gesuch der Mamertiner angenommen und der Bund mit blutbefleckten Missethätern geschlossen, „eine ewige Schande für Rom, welche auf keine Weise durch Gründe der Politik gerechtfertigt werden kann". Weiter loben wir noch in diesem Abschnitte die Darstellung Hiero's gegen Folard's Ansicht. Hiero's Anschließen an Rom entstand nicht aus Verpflichtung, sondern aus innerer Nöthigung und freier Entschließung; seine Politik mußte dieselbe sein, wenn er nicht unter dem Racheschwerte Karthagos fallen wollte, und seine Hülfe war auf der andern Seite den Römern ebenfalls bei mehren Gelegenheiten sehr ersprießlich. Die Beschreibung der siebenmonatlichen Belagerung Agrigents durch die Römer zeigt die Gewandtheit des Verf. in solchen Erzählungen im besten Lichte. Recht wohl gerathen ist auch durch Hülfe neuerer Reiseberichte die Schilderung der Stadt Agrigent, wobei wir gleich der ähnlichen, farbenreichen Schilderungen der Städte Panormus, Lilybäum und Messana in den folgenden Abschnitten gedenken wollen.

Die zweite Periode des Kriegs umfaßt die Zeit von der Erbauung der ersten römischen Kriegsflotte bis zur Versetzung des Kriegs nach Afrika. Das erstgenannte Ereigniß bezeichnet Hr. Haltaus als ein Ergebniß der Nothwendigkeit, aber auch als ein wesentliches Moment in der Geschichte Roms, wobei er den Polybius widerlegt, der von den Römern gesagt hat, daß sie bis zu jener Zeit weder mit einem langen noch mit einem kleinen Ruderschiffe das Meer betreten hätten. S. 191 lesen wir:

> Ist es schon an sich undenkbar, daß ein Volk das an einem großen Strome und in der Nähe eines Meeres wohnte von Seewesen und Schiffsbau gar keinen Begriff gehabt habe, da bekanntermaßen selbst die wildesten Völker wenigstens Canots haben und Meister im Rudern sind: so läßt sich doch auch aus Dem was wir aus der römischen Geschichte vor den punischen Kriegen in Betreff des römischen Seewesens wissen, mit Sicherheit der Schluß ziehen, daß die Römer dasselbe nicht blos kannten, sondern sich auch frühzeitig, wenigstens am Ende der Königszeit, demselben gewidmet haben.

Er erwägt ferner, daß bis dahin alle Kriege der Römer nur Landkriege gewesen waren, und schließt mit der Bemerkung:

> Die Alten nahmen bei ihrer Geschichtschreibung mehr auf Kriege und kriegerische Maßregeln als auf die stillen Geschäfte des bürgerlichen Lebens Rücksicht: es ist daher kein Wunder, daß von dem Seewesen des größten kriegerischen Volks im Alterthume nur Wenig aus den ältesten Zeiten uns vorliegt.

Eine ganz ähnliche Bemerkung über den dem Herodot gemachten Vorwurf, daß er über die Handelsverhältnisse geschwiegen habe, lesen wir jetzt in Ukert's „Geographie der Griechen und Römer", Bd. III, Th. 2, S. 258. Nachdem die über die frühere Schiffahrt der Römer sprechenden Stellen durchgegangen sind, wird die Erbauung der Flotte und die Einübung der Ruderknechte beschrieben und die Mängel gerügt, daß sie von frisch gehauenem Holze und überhaupt schwerfällig waren. Diesem Mangel halfen die Enterbrücken (manus ferreae, harpagones) ab, durch diese erfochten die Römer ihren ersten Seesieg zwischen Mylä und den Liparischen Inseln. Der letztere Theil des Abschnitts enthält die Angriffe der Römer auf Corsica und Sardinien, wo sie am Schlusse der Periode die Oberhand hatten.

In der dritten und reichhaltigsten Periode wird der Krieg der Römer in Afrika beschrieben. Die Landung in Afrika und Versetzung des Kriegs unter die Thore von Karthago war in Rom beschlossen, der Seesieg der Consuln Atilius Regulus und Cädicius zwischen Heraklea und dem Berge Eknomus öffnete ihnen den Weg, und ungehindert landeten sie am Hermäischen Vorgebirge. Clupea ergab sich, während Karthago in der größten Bestürzung war, unzählige Städte und Ortschaften, müde des puni-

schen Jochs, thaten Dasselbe, die Numidier drangen plündernd in das karthagische Gebiet ein. In dieser trostlosen und hoffnungslosen Lage sandte der Rath von Karthago Gesandte mit Friedensvorschlägen an den römischen Proconsul Regulus. Von ihm, der gewöhnlich als ein Abbild römischen Heldensinns und edler Einfachheit dargestellt wird, hat schon Niebuhr (III, 689) in wenigen Zeilen geurtheilt, daß er ein sehr überschätzter Charakter gewesen sei, und Hr. Haltaus an drei Stellen mit einiger Weitschweifigkeit dieselbe Ansicht aufgestellt; am richtigsten sagt er noch von ihm, daß das außerordentliche Kriegsglück seinen sonst schlichten und ehrbaren Charakter mit Stolz und Uebermuth erfüllt habe. Die von Regulus gestellten überaus harten Bedingungen verwarfen die Karthager und übertrugen „in ihrer verzweiflungsvollen Begeisterung" dem Xanthippus, einem Lacedämonier, der ihnen einen griechischen Söldnerhaufen zuführte, den Oberbefehl gegen Regulus. In der Schlacht bei Tunes, deren Beschreibung Hrn. Haltaus sehr gelungen ist, besiegte er seinen stolzen Gegner, nahm ihn selbst gefangen und brachte die Römer um alle Früchte ihres afrikanischen Feldzugs. Ihn aber traf, nachdem er kurze Zeit der Abgott Karthagos gewesen war, Undank, Neid und Verleumdung; der Fremdling ward den Karthagern lästig, und er verließ bald ihre Stadt. Die Sagen über seine fernern Schicksale hat Hr. Haltaus sorgfältig erörtert. Ihren Sieg konnten aber die Karthager nicht verfolgen, denn sie standen, wie der Verf. sich ausdrückt, auf einem glühenden Boden, d. h. sie hatten mit einheimischen Feinden zu viel zu thun, und als sie zum Angriffe übergingen, waren sie unglücklich. Ebenso verloren sie die große Seeschlacht am Hermäischen Vorgebirge. Trotz dieser Siege aber wollten doch die römischen Consuln Afrika verlassen, namentlich aus Mangel an Lebensmitteln, und beschlossen gegen den Rath meereskundiger Steuerleute längs der nach Afrika zu liegenden Küste Siciliens hinzusegeln, um die Seestädte in Furcht zu setzen und sie zum Anschluß an Rom zu bewegen. Sie büßten diesen Entschluß durch den furchtbaren Orkan welcher sie an der Küste von Camarin traf: 284 Schiffe gingen zu Grunde, 100,000 Menschen verloren ihr Leben, die Reichthümer Afrikas wurden von den Wellen verschlungen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur polnischen Literatur.

1. *Mikolaja Krzysztofa Radziwila* pielgrzymka do ziemi świętéj. Tłomaczona przez X. A. *Wargockiego*. Breslau 1847.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts war der Fürst Nikolaus Radziwill, Wojewode von Wilna, das Haupt der reformirten Kirche Lithauens. Von seinen vier Söhnen, die sämmtlich zur katholischen Kirche übertraten, unternahm der eine, Nikolaus Christoph, Fürst von Nieswierz, 1582—84 im Glaubenseifer und um ein Gelübde das er bei einer gefährlichen Verwundung gethan hatte, in Begleitung mehrer Personen eine Wallfahrt nach Jerusalem. Eine Beschreibung dieser Pilgerreise erschien zuerst 1601 in lateinischer Sprache und erst später (1617) in polnischer. Von dieser letzten Ausgabe liegt in dem oben angeführten Werke ein neuer Abdruck vor, und wol verdiente dasselbe der Gegenwart in erneuter Gestalt vorgeführt zu werden, zumal es fast einzig in den frühern Literaturperioden Polens dasteht. Die Reise ging über Venedig, Cypern, nach Jerusalem, zurück über Tripolis, Kairo, Alexandrien, Venedig. Die Beschreibung, aus vier langen Briefen des Fürsten bestehend, spricht ebenso wol durch einen schlichten, christlich frommen Sinn an, wie sie durch Erinnerung an die mit solchen Reisen früher verbunden gewesenen Gefahren Interesse erweckt. Die Gegenden um Jerusalem, die Eigenthümlichkeiten Aegyptens werden ausführlich dargestellt. Auf seiner Rückkehr wurde Fürst Radziwill bei Loretto von Räubern überfallen, welche ihn aller kostbaren Andenken die er von seiner Reise mit sich brachte beraubten. Mit welchem Ernste der fürstliche Pilger diese seine Wallfahrt unternahm, ist schon daraus ersichtlich, daß er sich in dem Pilgerkleide das er auf der Reise getragen hatte begraben ließ. Uebrigens ist schon 1603 in Mainz eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes von L. v. Borkau erschienen. Noch mag erwähnt werden, daß Fürst Nikolaus Christoph Radziwill Derselbe ist der im Eifer für den katholischen Glauben große Summen aussetzte, um die auf Veranstaltung seines Vaters in Brzesc in Lithauen gedruckte polnische Bibelübersetzung aufkaufen und verbrennen zu lassen.

2. Dzieje Rzeczypospolitéj Polskiéj z pierwszéj połowy szesnastego wieku przez *J. Moraczewskiego*. Posen 1847.

Der Verf. dieses bedeutenden Werkes, J. Moraczewski, gehört zu den thätigsten und tüchtigsten Literaten die Polen gegenwärtig aufzuweisen hat. In dieser „Geschichte der polnischen Republik während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts" hat er sich zur Aufgabe gestellt diejenige Periode des polnischen Volkslebens darzustellen in der die Elemente der Verfassung Polens zuerst zur Entwickelung gelangten; es ist also recht eigentlich eine Geschichte des polnischen Staats, die uns vorliegt, und da eine solche erst von Wenigen (Roepell's Werk umfaßt bis jetzt nur die ersten Zeiten der Piasten) versucht worden ist, so konnte es nicht fehlen, daß hier viele bisher unbeachtet gebliebene Seiten des polnischen Nationallebens herausgekehrt und neue Aufschlüsse über die gegenseitigen Verhältnisse der Staatsgewalten gewonnen sind. Der letzterschienene vierte Theil schließt mit der Geschichte der Zeit der beiden Sigismund, der größten Monarchen Polens während des 16. Jahrhunderts, das Werk ab. Als Probe der Betrachtungsweise des Verf. übersetzen wir Einiges aus seiner Darstellung des Verhältnisses des polnischen Preußens zu Polen unter Sigismund I.:

„Im Mittelalter wurde, wie in ganz Europa so auch in Polen, die Vaterlandsliebe anders aufgefaßt und äußerte sich anders als jetzt. Sie bestand vornehmlich in der Anhänglichkeit an die besondern gesellschaftlichen Verbande, wie die der Ritterschaft, die Innungen, Geschlechter u. s. w. Jede dieser Verbindungen beruhte auf Privilegien, auf Gesetzen, welche der Herrscher sanctionnirt und verbürgt hatte; und so wurden diese Privilegien, die Jedem seine gesellschaftliche Stellung im Lande sicherten, zu den hauptsächlichsten Grundlagen der Vaterlandsliebe, auf dem Privilegium waren gewissermaßen alle patriotischen Thaten, Gedanken und Gefühle des Einzelnen basirt. Eine Folge dieser unbegrenzten Anhänglichkeit an die Gerechtsame der einzelnen Stände war, daß, wenn ein polnischer Herr zu einem Bischof, Senator oder Beamten in Preußen erhoben wurde, er die preußischen Interessen mit eben dem Eifer gegen die polnischen Reichstage und Landschaften vertheidigte wie ein eingeborener Preuße. Im Mittelalter bestand dazu die Ausübung des Regiments nicht wie jetzt in einem fortwährenden Herniederfließen von Befehlen und in fortwährendem Berichterstatten nach oben hin, der König stand vielmehr nur nach gewissen beschränkenden Grundgesetzen an der Spitze des Landes, die Herren ebenso an der Spitze der Provinzen und Umkreise, und entschieden in vorkommenden Fällen nach den Formen welche Gesetz oder Gewohnheit vorschrieb, bei neuen Angelegenheiten nach ihrem Gutdünken, bis auf einem Reichstage oder auf andere Weise eine neue Bestimmung getroffen worden war. Die gesetzgebende Gewalt war zugleich die vollziehende. In Preußen war es der Bischof von Ermeland dem die Administration des

Landes hauptsächlich zufiel, in seiner Vertretung der Bischof von Kulm und die Senatoren. Wenn nun auch unter diesen Herren ein Pole sich befand, so bestand er, um seine Gerechtsame und sein Ansehen zu wahren, doch immer darauf, daß Preußen als eine für sich bestehende Landschaft angesehen werden müsse, welche nur wie ein Föderativstaat zu Polen gehöre. Der niedere Adel Preußens, die Städte und Stände, die meist Deutsche waren, behaupteten ebenso eine besondere Landschaft zu bilden, weil sie die polnischen Beamten und mit ihnen das Eindringen des polnischen Elements fürchteten. Den großen Städten, wie Danzig, Elbing, Thorn, kam es, indem sie ihre Selbständigkeit gleichfalls zu sichern suchten, besonders darauf an von den Abgaben welche die Kriege Polens mit sich führten befreit zu bleiben. Dagegen nun sah der polnische Adel das durch Industrie und Handel blühende Preußen für eine willkommene und ergiebige Hülfsquelle an, und wollte dasselbe durchaus für einen integrirenden Theil Polens angesehen wissen, der, durch König Kasimir dem polnischen Reiche einverleibt, alle Lasten mit dem übrigen Polen zugleich zu tragen habe. König Sigismund verschob die Entscheidung dieses schwierigen Streits, weil ihm nach der Maxime divide et impera die Beherrschung eines Polens, das nur ein aus mehren besondern Landschaften bestehender Bundesstaat wäre, leichter dünkte. Sonach war das Verhältniß Preußens zu Polen unter Sigismund noch ziemlich locker."

Sonst schildert Moraczewski Sigismund I. als Denjenigen der alle Jagellonen an Verstand, praktischem Sinn, Ausdauer, Einfachheit und Ansehen übertraf, uhd dem allein es zu danken, daß Polens Bedeutung während seiner dreißigjährigen Regierung zusehends sich hob. 9.

Milton's Blindheit.

Unter den Werken die specielle physiologische Fragen behandeln, verdienen die vor kurzem in England erschienenen „Practical remarks on near sight, aged sight and impaired vision", von W. W. Cooper, rühmende Erwähnung. Darin nimmt der Verf. Bezug auf die Blindheit Milton's, und theilt das Schreiben des Dichters an den Athener Leonard Philaras in der Uebersetzung mit. Da es Wenigen bekannt sein wird, und in mehr als einer Beziehung von Interesse ist, so mag es in Folgendem seine Stelle finden: „An Leonard Philaras, den Athener. Ich bin stets der griechischen Literatur inständig zugethan gewesen, besonders aber der Ihres Athen; auch habe ich nie aufgehört die Ueberzeugung zu hegen, daß diese Stadt mich einst reichlich für meine warme Theilnahme daran entschädigen werde. Der alte Genius Ihres berühmten Vaterlandes hat die Erfüllung meiner Ahnung begünstigt, indem er mich mit Ihrer Freundschaft und Achtung beschenkt hat. Obwol ich Ihnen blos aus meinen Schriften bekannt war, und wir durch eine so große Entfernung voneinander geschieden wurden, begrüßten Sie mich doch im schriftlichen Wege zuvorkommend, und als Sie unerwartet nach London kamen und mich sahen, der nicht mehr sehen konnte, so erweckte mein Misgeschick, das von Niemandem mir fernere steigende Bewunderung zuzieht, Manchen vielleicht selbst zu geringschätzigen Blicken veranlaßt, Ihre zärtlichste Theilnahme und Gewogenheit. Sie wollten nicht, daß ich die Hoffnung aufgeben solle mein Gesicht wiederzuerlangen, und benachrichtigten mich, daß Sie zu Paris einen vertrauten Freund, den Dr. Thevenot, besäßen, der hauptsächlich in Augenkrankheiten berühmt sei, und den Sie wegen mir zu Rathe ziehen würden, wenn ich Sie in den Stand setzen wollte demselben die Ursachen und die Symptome des Leidens vorzustellen. Ich werde thun was Sie wünschen, damit es nicht den Anschein gewinne als weise ich jene Hülfe zurück, die mir vielleicht durch den Himmel geboten worden ist. Es ist nun wie ich glaube zehn Jahre her, wo ich bemerkte, daß mein Gesicht schwach und trübe wurde; zu derselben Zeit ward ich von den Schmerzen in den Eingeweiden und Verdauungswerkzeugen nebst Blähungen geplagt. Des Morgens, sobald ich nach meiner Gewohnheit zu lesen anfing, befielen mich augenblicklich heftige Augenschmerzen, die jedoch nach einiger körperlicher Bewegung aufhörten. Wenn ich in eine brennende Kerze sah, schien sie mir wie von einem Regenbogen umgeben. Nicht lange nachher wurde der linke Theil des linken Auges (dessen Sehkraft ich einige Jahre früher verlor als die des andern) ganz verfinstert, was mich hinderte die Gegenstände auf dieser Seite zu unterscheiden. In meinem rechten Auge hat nun seit etwa drei Jahren das Gesicht allmälig und fühlbar abgenommen; einige Monate bevor es völlig verloren ging, schien Alles worauf ich mein Auge richtete, auch wenn ich regungslos stehen blieb, vor mir hin und her zu schwanken. Ein dichter wolkiger Dunst schien sich auf meiner Stirn und meinen Schläfen festzusetzen, der gewöhnlich eine Art einschläfernden Drucks auf meine Augen hervorbringt, besonders nach Tische bis gegen Abend, sodaß ich mich oft der Stelle des Dichters Phineas in den «Argonauten» erinnere:

> Betäubung, tiefe, hüllt die Schläf' ihm ein,
> Im Gehen schwankt er taumelnd hin und her,
> Im Ruh'n liegt wie im Rausch er sprachlos da.

Ich darf nicht zu bemerken vergessen, daß, als ich das Gesicht auf dem linken Auge noch besaß, sobald ich mich aufs Bett warf, gewöhnlich ein Lichtstrom unter meinen verschlossenen Augenlidern hervorstürzte. Später als mein Gesicht täglich schwächer wurde, wurden auch die Farben immer undeutlicher, und brachten im Innern einen gewissen krachenden Ton hervor; gegenwärtig aber ist jede Art von Färbung sozusagen erloschen, Nichts als Finsterniß, oder eine mit dunkelgrauen Streifen vermischte Finsterniß ist um mich her verbreitet. Aber die Dunkelheit, worin ich fortwährend sowol bei Nacht als bei Tag versunken bin, scheint sich dem Weißen mehr als dem Schwarzen zu nähern, und wenn das Auge in seiner Höhle hin und her rollt, gewährt es wie durch eine Spalte einen Lichtschimmer. Wenn nun auch Ihr Arzt einen Hoffnungsstrahl anzünden könnte, so mache ich mich doch darauf gefaßt, daß die Krankheit völlig unheilbar ist; auch erinnere ich mich oft, daß, wie der Weise sagt, Tage der Finsterniß uns Beiden beschieden sind. Die Dunkelheit die ich erleide, weniger niederdrückend als die des Grabes, ist, Dank der besondern Güte der Gottheit! unter den Beschäftigungen mit Literatur und theuern Freundschaftsbezeigungen verflossen. Aber wenn, wie geschrieben steht, der Mensch nicht allein von Brot lebt, sondern von jedem Worte das aus Gottes Munde kommt, warum sollte sich nicht Jemand in Beraubung des Augenlichts ergeben, wenn Gott seinen Geist und sein Gewissen so reich mit Augen ausgerüstet hat? Da er so väterlich für mich gesorgt hat, da er so gnädig mich bei der Hand führt und mich des Weges leitet, will ich, sintemal es sein Wille, mich eher über meine Blindheit freuen als darob trauern. Und, mein theuerer Philaras, was auch der Erfolg sein möge, ich sage Ihnen mit nicht geringerm Muthe und Fassung Lebewohl als wenn ich die Augen eines Luchses hätte." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 322. —— 18. November 1847.

Geschichte Roms 2c. Von Karl Haltaus. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 321.)

Der Ausgangspunkt der vierten Periode, welche mit dem Verluste von Agrigent für die Römer anhebt, ist die Belagerung von Lilybäum. Die Römer, ungebrochenen Muths, hatten eine neue Flotte ausgerüstet und eroberten, fast unter den Augen der karthagischen Landmacht, Panormus, den wichtigsten Platz der Insel, den Hasdrubal mit einem großen Heere späterhin vergeblich zu erstürmen suchte. Der Consul Metellus leistete ihm den mannhaftesten Widerstand und bekam auch mehr als 100 Elefanten in seine Gewalt, welche seinen Triumph in Rom verherrlichten. Der Krieg ward jetzt nur Landkrieg in Sicilien, denn die Römer hatten zu viel Unglück durch die Stürme erlitten; dagegen war ihr Muth durch den Sieg bei Panormus ebenso gewachsen als der der Karthager gesunken war. Diese suchten daher um Frieden nach, und glaubten einen billigen Frieden um so eher zu erlangen, wenn sie den gefangenen Regulus ihrer Gesandtschaft als Vermittler mitgäben. Wie sich Regulus dieses Auftrags entledigt hat, ist bekannt. Hr. Haltaus hat ihm eine Rede in den Mund gelegt, um Abwechselung und Interesse in die Auseinandersetzung der Sachlage und Beweggründe zu bringen. Wir wollen Dies gerade nicht tadeln, indem sich Hr. Haltaus hier gewissermaßen in der Lage der alten Geschichtschreiber befunden hat; auch diese hatten die ursprünglichen Reden nicht mehr von denen sie berichten wollten, und sie mußten diese daher selbst dichten; daß sie es auf solche Weise gethan wie sie gethan, ist das größte Zeugniß ihres Berufs. Ueber die That selbst sagt der Verf., daß Regulus nach der Höhe unserer moralischen Begriffe nicht habe anders handeln können, in Rom aber habe sein Auftreten die größte Bewunderung erweckt und Jahrhunderte noch im Munde des Volks fortgelebt. War Dies nun der Fall (und dafür sprechen unverwerfliche Zeugnisse), so ist die That auch nicht, wie unser Verf. (S. 355) urtheilt, ein bloßer Beweis von Schroffheit und Kälte des Charakters, sondern von Festigkeit und Entschlossenheit, die das Volk nicht einem Jeden in Rom zutraute, die also mehr war als jene Vaterlandsliebe wie man sie bei einem jeden Römer damals vorauszusetzen berechtigt war. Die nun folgende Untersuchung über Regulus' letzte Schicksale und Tod leitet der Verf. mit der Bemerkung ein, daß viele berühmte Gelehrte eine Ehre darin suchten berühmte historische Thatsachen zu verdächtigen und als Lügen gänzlich fallen zu lassen. Er selbst aber könne sich Denen nicht anschließen welche die Erzählung für ein Märchen erklären, er glaube vielmehr mit Nieuport und Niebuhr, daß Regulus keines natürlichen Todes gestorben, sondern von den rachsüchtigen Karthagern auf eine grausame Weise vom Leben zum Tode befördert worden sei (ein, beiläufig gesagt, sehr unpassender Ausdruck); welche Martern dabei aber angewendet sind, ist Nebensache. Ebenso urtheilt auch der von Hrn. Haltaus nicht angeführte Schlosser („Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur", II, 1, S. 421): „Sein Name lebte im Munde des Volks, und die Erzählung von seiner Strafe in Karthago ist bei der bekannten Grausamkeit des Volks nicht unwahrscheinlich."

Die letzte, fünfte Periode von der Belagerung Lilybäums bis zum Frieden zwischen Rom und Karthago trägt den eigenen Charakter, daß wir Nichts von großen Schlachten erfahren, sondern daß sich alle kriegerischen Unternehmungen fast nur um die Besetzung, Belagerung oder Vertheidigung weniger Ortschaften im Westen Siciliens bewegen. Eine große Hartnäckigkeit ist aber auch der Charakter dieser Kämpfe, von deren erstem, die Belagerung von Lilybäum, Hr. Haltaus mit Recht behauptet, daß sie das Meisterstück damaliger römischer Belagerungskunst gewesen sei, wie er denn selbst auch bemüht gewesen ist die einzelnen Wechselfälle dieses Kampfes mit Klarheit und Ordnung auseinanderzusetzen. Während desselben erlitt der Consul Claudius Pulcher durch eigene Vermessenheit die große Niederlage zur See bei Drepanum, sein Nachfolger Junius erlitt am Vorgebirge Pachynum durch Stürme großes Unglück, und die Römer glaubten wiederum vom Seekriege gänzlich abstehen zu müssen, während außer Lilybäum und Drepanum ganz Sicilien in ihrer Gewalt sich befand. Karthago dagegen war sehr erschöpft und namentlich durch die wiederholten Aufstände der Söldner im Innersten erschüttert. Da erstand ihnen in Hamilkar mit dem Beinamen Barkas (d. h. Blitz) ein neuer tüchtiger Feldherr, ein militairisch-

politischer Charakter erster Größe, für den wir den gebrauchten Ausdruck: „er sei das glänzendste Meteor im ersten Punischen Kriege gewesen", nicht würdig genug finden. Auf dem Berge Herkte, dem jetzigen Monte-Pellegrino, behauptete er sich drei Jahre lang gegen die Römer und schleuderte Verderben aller Art auf sie herab. Dadurch hoben sich die Angelegenheiten Karthagos wieder auf der Insel, der Seekrieg ruhte fast ganz; denn die Römer hatten fünf Jahre lang keine Flotte, bis endlich reiche Privatleute eine solche erbauten, und der Consul Lutatius Catulus mit ihr am 10. März 242 den großen Sieg über den Kathager Hanno bei den Aegatischen Inseln erfocht. Jetzt war der Krieg entschieden, Hamilkar erhielt unbeschränkte Vollmacht zur Abschließung eines Friedens, und that Dies unter Bedingungen die für Karthago allerdings hart genug, aber doch von den Römern so gestellt waren, daß sie den unglücklichen Staat nicht auf das Aeußerste brachten.

Ein Anhang behandelt Roms Verhältnisse zu Karthago während des Punischen Söldnerkriegs. Die Einzelheiten dieses Kriegs, dem an Grausamkeit und Ruchlosigkeit keiner in jener Zeit gleichgekommen ist, und in dessen Führung und Beendigung Hamilkar Barkas sein großes Feldherrntalent bewährt hat, sind sorgfältig von Hrn. Haltaus zu einem Ganzen verbunden worden. Daran schließt sich die Besitznahme Sardiniens durch die Römer, eine Handlung „abscheulicher Politik" nach unserm Verf. Wir wollen es nicht in Schutz nehmen, daß die Römer den punischen Söldnern Hülfe gegen die Sarden leisteten, aber Hr. Haltaus durfte nicht sagen, daß Karthago in seinem guten Rechte gefährdet worden sei. Vielmehr konnte Karthago, obschon es sich übervortheilt sah, die Rechtmäßigkeit jenes Schritts nicht bestreiten, da die Römer den wenngleich dunkeln Buchstaben des Friedensvertrags für sich hatten.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit der innern Geschichte Roms während des ersten Punischen Kriegs. Die dürftigen Nachrichten über den Census und die Reduction des Kupfergeldes, über die damaligen Staatsämter, die öffentlichen Spiele und Feste sind gut zusammengestellt; eine besonders ausführliche Besprechung ist der Reform der Centuriatcomitien, der dadurch bewirkten Abänderung der alten Servianischen Verfassung und der damit zusammenhängenden Entwickelung des römischen Staatslebens zu Theil geworden. Wir überlassen die Beurtheilung dieses Gegenstandes den rein philologischen und historischen Zeitschriften, da er für den Zweck d. Bl. nicht geeignet ist.

Eine Beilage handelt von den Enterbrücken der Römer zur Berichtigung und Widerlegung der von Freinsheim, Folard und Niebuhr aufgestellten Ansichten. Hr. Haltaus hat den betreffenden Abschnitt des Polybius, der in andern Stellen von ihm hart getadelt worden ist, mit einem genauen Commentar begleitet und sich alle Mühe gegeben recht deutlich zu werden, auch in Gemeinschaft mit einem Freunde sich ein besonderes Modell nach seiner Ansicht anfertigen lassen. Die allerdings dunkle Sache wird durch diese neue Untersuchung, der eine bildliche Zugabe von Nutzen gewesen wäre, unstreitig gewinnen.

In den Anmerkungen unter dem Texte sind einzelne interessante Gegenstände und Ausdrücke besprochen worden, wie die griechischen Schiffsnamen bei Polybius und die Ableitung des Worts provincia. Wir hätten gewünscht, daß auch manche wichtige Stellen, besonders aus Appianus und Zonaras, die nicht gleich allen Lesern zur Hand sind, vollständig in den Anmerkungen abgedruckt wären, wie etwa aus dem letztern der Friedensvertrag zwischen Rom und Karthago.

20.

Die spanische Thronfolge und spanische Heirathen.*)

Am 3. Juni 1660 wurde die Infantin Maria Theresia, Tochter Philipp's IV., Königs von Spanien, mit dem jungen Könige von Frankreich Ludwig XIV. vermählt. Dieser entsagte für sich selbst und seine Nachkommen allen Erbfolgerechten auf den spanischen Thron, erhielt aber dagegen das Versprechen einer mäßigen Mitgift, die jedoch auch nur zum Theil ausgezahlt wurde. Seiten des jungen Königs war es eine bloße politische Convenienzheirath. Sein Herz gehörte der Maria Mancini, der Nichte des Cardinals Mazarin; dieser Minister aber, dem die Geschichtschreiber zu wenig Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, zog Frankreichs Interesse der Erhebung seiner eigenen Familie vor, und zeigte, daß „Diamanten und nicht Herzen Trümpfe im Spiele der Politik sind". Mehrfach sind schon die Folgen dieser Heirath beschrieben worden, die Leiden eines liebenden und treuen Weibes, dazu verurtheilt Zeuge der unverheimlichten Treulosigkeiten eines herzlosen und selbstsüchtigen Gemahls zu sein; uns ist hier nur die Aufgabe gestellt die politischen Folgen einer Verbindung zu schildern welche, obgleich vor fast 200 Jahren geschlossen, doch immer noch einen bemerkbaren Einfluß auf die diplomatischen Verhältnisse der deutschen Staaten zeigt.

Vierzig Jahre nach derselben erwählte Karl II. von Spanien, Witwer und kinderlos, den Prinzen Leopold von Baiern zu seinem Nachfolger; kaum war aber diese Wahl bekannt gemacht worden, als dieser Prinz in ein frühes Grab sank. Wäre die französische Verzicht für gültig erachtet worden, so würde das Successionsrecht auf den spanischen Thron an das Haus Oestreich verfallen sein, und die Lästerchronik sagt, daß der Kaiserhof kein Bedenken trug, nicht ganz fleckenlose Mittel anwendete sich eine so glänzende Erbschaft zu sichern. Man sagte, daß die schöne Königin von Spanien, deren Verlust Gesundheit und Verstand ihres überlebenden Gatten geschwächt habe, von östreichischen Emissairen vergiftet worden, und der bairische Prinz ähnlichen Umtrieben unterlegen sei. Verdacht dieser Art, den man auf der andern Seite König Karl sorgsam beibrachte, machte diesen natürlich nicht geneigt mit warmem Interesse auf die Ansprüche der östreichischen Linie zu blicken, machte dagegen es ihm wünschenswerther seine Krone einem der Enkel der Infantin Maria Theresia zu hinterlassen, trotz einer Entsagung, die er dadurch daß die stipulirte Mitgift nicht vollständig bezahlt worden für ungültig geworden hielt.

In dieser zweifelhaften Lage wendete er sich an Papst Innocenz XII., der, so wie er, wegen unheilbarer Krankheit auch dem Grabe nahe war. Ein Gewissensfall wurde vom sterbenden Könige dem sterbenden Papste vorgelegt. Des Papstes Antwort auf diese feierliche Berufung war: daß die Kinder der französischen Dauphine die einzig echten und legitimen Erben der spanischen Monarchie seien.

*) Nach Cooke Taylor.

Karl aber fragte nicht blos den Sterbenden, sondern auch den Verstorbenen um Rath. Einen Monat vor seinem Tode machte er seinen Entschluß bekannt die sterblichen Ueberreste seines Vaters, seiner Mutter und seiner angebeteten ersten Gemahlin, der unglücklichen Maria Luise von Orleans, zu besuchen und zu schauen. Vergebens stellten ihm seine Leibärzte vor, wie nachtheilig ein solcher Anblick auf seine schon tief erschütterte schwache Gesundheit wirken würde, es wurde der Befehl gegeben Alles dazu vorzubereiten; und kaum erfuhr der König, daß Alles dazu in Ordnung, als er von dem Cardinal Ponto Carrero und dem Grafen von Montery unterstützt sich erhob und den Gewölben zuwandte, wo die modernden Ueberreste seiner Vorfahren ruhten.

Der Weg zu dem Mausoleo der spanischen Könige geht auf Stufen in langer Strecke hinab, und ist in einem schweren und düstern Baustile überwölbt. Nur schwach beleuchteten ihn die Fackeln welche die Diener trugen, und ihr Dampf vereinte sich mit der Finsterniß um den schwachen Monarchen zu durchkälten und zu entmuthigen, dessen zitternde Knie und mangelnder Athem deutlich anzeigten, daß auch er in kurzer Zeit und für immer denselben Weg werde hinabgetragen werden. Da öffnete sich die Grabeshalle endlich, erleuchtet durch 20 silberne Lampen. Auf jedem Sarkophage befand sich die Statue oder das Wappen des Mitglieds der Königsfamilie das darin ruhte. Indem Karl vorwärts schritt, war er genöthigt oft innezuhalten und sich auf den Cardinal lehnend zu stützen, der allein während dieses schauerlichen Auftritts Selbstbeherrschung behielt, bis des Königs Beichtvater, vor einem Sarkophage stehen bleibend, von welchem man den Deckel abgehoben hatte, mit einer vor Rührung fast kaum hörbaren Stimme sagte: „Sire, Sie wollen Philipp IV. von Spanien noch einmal sehen: hier liegt er vor Ihnen."

Staunen und Schrecken bemächtigte sich der Anwesenden als sie den schwachen Karl plötzlich aufrecht stehen sahen, und ihn den Todten feierlich beschwören hörten ihm ein Zeichen der Billigung zu den Vorkehrungen die er wegen seines Reichs getroffen habe zu geben. Bei den Ermahnungen seines Beichtvaters rief er mit schwacher Stimme aus: „Ich demüthige mich selbst vor Gott!" und nachdem er die kalten Ueberreste liebend und ehrfurchtsvoll umarmt, verlangte er nach dem Grabe seiner Mutter geführt zu werden.

Hier zeigte der König noch größere Rührung und beschwor die Mutter um Vergebung, daß er jemals daran gedacht das Scepter Spaniens einer Familie zuzuwenden welche sie gehaßt habe. Darauf küßte er die fleischlosen Wangen des Gerippes und wankte zu dem letzten und theuersten Gegenstande seines traurigen Besuchs, den modernden Resten der liebenswürdigen und geliebten Maria Luise von Orleans.

Wir müssen der Phantasie des Lesers die Ausbrüche von Schmerz, die schmerzlichen Ausrufungen und das herzzerreißende Gestöhn überlassen, das Karl's schwachen Körper erschütterte als er die Zerrüttung erblickte welche „der Verwesung zerstörender Finger" an den Reizen verübt in welchen sein jugendliches Herz geschwelgt hatte. Die Umstände ihres Todes traten so plötzlich und lebendig vor seine Seele, daß die Phantasie einen Augenblick lang die Vernunft übermannte und er mit schauerlichem Geflüster fragte: „Wer sprach hier von Gift?" Den Cardinal, den Grafen und den Beichtvater ergriffen Besorgniß, und sie drangen in ihn sich zu entfernen. Sie beschwuren ihn die Wohnungen des Todes nicht mit Worten oder Gedanken der Sünde zu entweihen, und während sie so in ihn drangen, sank der Monarch, aus ihren Händen sich mit einem Aufschrei losreißend, ohnmächtig in ein neben ihm offenstehendes Grab. Es war sein eigenes! Die Mitanwesenden trugen ihn von dort jetzt hinweg, aber nach einem kurzen Monate ward es sein bleibender Aufenthalt.

Dieser merkwürdige Auftritt entschied das Schicksal des östreichischen Hauses. Mutter und Gattin schienen vom Grabe aus gegen dasselbe gewirkt zu haben. Die nothwendigen Formalitäten zu Anerkennung des Herzogs von Anjou als Erben der spanischen Monarchie wurden vollzogen, und nach Karl's Tode ward er als Philipp V. von Spanien von allen europäischen Höfen mit Ausnahme des wiener anerkannt und zu Madrid unter dem allgemeinsten Volksjubel proclamirt. Zwei Jahre später stand ganz Europa in Waffen, um ihn wieder von seinem Throne herabzustoßen!!

Der Utrechter Friede beendete 1713 den Erbfolgekrieg, und bei dieser Gelegenheit wurden feierliche Verzichtleistungen Seiten der französischen und spanischen Bourbonischen Häuser ausgestellt, um die künftige Vereinigung beider Monarchien zu vermeiden.

Im Frühlinge 1711 starb der Sohn Ludwig's XIV., der Dauphin von Frankreich, als Opfer der Blattern, und wurde ohne Gefolg auch nur eines Trauerwagens zu Grabe gebracht. Sein ältester Sohn und Nachfolger als Dauphin, der Herzog von Burgund, und dessen Gemahlin starben bald nachher unter Umständen welche großen Verdacht einer Vergiftung veranlaßten, und 16 Tage nach der Beerdigung des Herzogs wurden dessen beiden Söhne, die Herzöge von Bretagne und Anjou, von einer Krankheit unter sehr gefährlichen Symptomen befallen. Der ältere starb und die Genesung des Herzogs von Anjou wurde fast allgemein dem Gebrauch eines Gegengifts zugeschrieben welches sich die Herzogin von Ventadour für ihn vom Herzoge von Savoyen verschafft hatte. Der Herzog von Berri, der zweite Sohn des ersten Dauphin, war das nächste Opfer. Sein Tod war so schnell, daß der allgemeinste Verdacht entstand und sich gegen den Herzog Philipp von Orleans richtete, der im Fall des Aussterbens der directen Linie der nächste Erbe des französischen Throns war. Man glaubte so allgemein an seine Schuld, daß das Volk auf den Straßen ihn insultirte und er eine Sicherheitswache im Palais royal aufstellen mußte.

Zwei Parteien standen am Schlusse der Regierung Ludwig's XIV. sich an dessen Hofe gegenüber, die Prinzen von Geblüt, welche durch die Häuser Orleans, Condé und Conti repräsentirt wurden, und die natürlichen Söhne Ludwig's, die er hatte legitimiren und zu dem Range von Prinzen erheben lassen. Letztere wurden durch den Einfluß der Madame de Maintenon unterstützt, welcher des Königs Beichtvater Letellier beistand. Diese Dame hoffte durch ihre Hülfe als Königin von Frankreich anerkannt zu werden, und der Priester das Interesse der Jesuiten, deren Orden er angehörte, dadurch zu befördern. Die Gesundheit des Königs war schwankend, der nächste Erbe desselben, der Herzog von Anjou, ein Kind, und man kämpfte auf der einen Seite um die Regentschaft dem Herzog Philipp von Orleans als sein Erbrecht zu erhalten, und auf der andern, um sie für den Herzog von Maine, den ausgezeichnetsten der legitimirten Prinzen, zu gewinnen. Nur mit Mühe konnte man Ludwig, der durch diese uneinigen Factionen hin und her gezogen wurde, dazu bewegen ein Testament zu machen, worin er den Vorsitz im Regentschaftsrathe dem Herzog von Orleans übertrug, der Partei der legitimirten Prinzen aber eine entschiedene Majorität darin einräumte.

Philipp von Orleans stand bei Ludwig's XIV. Ableben in seinem 52. Lebensjahre. Von seiner Mutter Elisabeth Charlotte von Baiern hatte er einen großen Antheil Stolzes geerbt, zu dem sich die glänzendern Eigenschaften eines Bourbon gesellt hatten. Seinen Bildern nach war er klein, mit hohen Schultern und dickem Nacken, die zarte Schönheit seiner Züge ersetzte aber wieder diese Fehler der Gestalt. Sein Benehmen war angenehm, seine Unterhaltung anziehend. Er besaß ausgebildeten Geschmack für Literatur, verbunden mit leidenschaftlicher Vorliebe für Experimentalwissenschaft, vorzüglich Chemie. Die Zeiten der Alchemisten waren noch nicht vorüber. Philipp glaubte noch fest an den Stein der Weisen, und sein Eifer diese und andere mysterieuse Geheimnisse der Natur zu erforschen war eine der Ursachen, warum ihn die Pariser für einen Adepten im Vergiften hielten. Er war zugleich der ausschweifendste und fleißigste Staatsmann. Die Orgien seines Hauses waren ebenso maßlos als die Arbeiten in seinem Cabi-

net ernst und streng. Von den Auftritten des wüstesten Lebens, die denen des Tiberius Nichts nachgeben, ging er mit unnachahmlicher Geschicklichkeit zu den schwierigsten diplomatischen Verhandlungen über. In der Religion gehörte er zu der herzlosesten Schule des Zweifels. Er gehörte zu der ausschweifenden Aristokratie, welche das Christenthum um deswillen zu verachten affectirte, weil Christus nicht von hoher Geburt und die Apostel arme Fischer gewesen. Aber obgleich er Nichts von der Offenbarung wissen wollte, war er doch in anderer Hinsicht der abergläubigste Mensch. Er setzte volles Vertrauen in Alchemie, Astrologie, Nekromantie und alle andern Ausgeburten der Wahrsagerei, sodaß einer seiner Gefährten zu sagen pflegte, er schenke Quacksalbern das Vertrauen das er regelmäßigen Aerzten versage.

Die Herzogin von Orleans war eine natürliche Tochter Ludwig's XIV. Diese Vermählung war dem Stolze von Philipp's Mutter sehr entgegen, und als sie zuerst hörte, daß dieselbe in Vorschlag sei, gab sie ihrem Sohne in Gegenwart des Hofes eine Ohrfeige. Philipp war seiner Mutter unterthänig, bekümmerte sich nicht um seine Gemahlin und hing so sehr an seiner Tochter, daß die Lästerchronik ihrem Vertrautsein den Flecken der Strafbarkeit anhing.

Irreligiös und verworfen, dabei aber so weit davon entfernt den Heuchler zu spielen, daß er einen elenden Stolz darein setzte seine Untreue öffentlich zur Schau zu tragen, bildet es eine der sonderbarsten Eigenheiten seiner merkwürdigen Geschichte, daß er mittels der Religion und Gesetze eine unumschränkte Herrschaft zu erringen strebte. Er erklärte sich selbst zum Patron des Jansenismus und der Freiheiten der gallicanischen Kirche, und zog dadurch einen großen Theil des Klerus, einen noch weit größern aber der Laien an sich, die der Oberhand welche die Jesuiten sich unter der letzten Regierung angemaßt hatten müde waren.

Das Parlament, das seinen Gegnern ergeben zu sein schien, war dennoch die erste Macht die er auf seine Seite brachte. Unter dem organisirten Despotismus Ludwig's XIV. war diese Körperschaft ganz auf ihre richterlichen Functionen beschränkt gewesen, und hatte selbst nicht mehr die Macht gehabt gegen die Einregistrirung der königlichen Edicte Vorstellungen zu machen. Es bestand aus dem ältesten Adel, den Oberhäuptern des Klerus und den angesehensten Gerichtsbeamten, die aus den Advocaten dahin befördert worden. Seine Mitglieder brüsteten sich damit, daß sie ihrer Bestimmung nach die drei Classen der Generalstaaten repräsentirten, und immer hofften wenigstens Etwas von den Freiheiten und Privilegien welche das englische Parlament besaß für sich zu gewinnen. Da bot ihnen unerwartet der Herzog von Orleans Mittel und Wege an ihren Ehrgeiz zu befriedigen, indem er ihrem richterlichen Ausspruche die wichtige Frage unterlegte: ob er nicht vermöge seiner Geburt durch alte Gesetze und Institutionen des Reichs zur Regentschaft berechtigt sei? Die Aufstellung einer solchen Frage hieß zugleich es anerkennen, daß Frankreich eine Constitution besitze, und indem er sie der Entscheidung des Parlaments unterwarf übertrug er factisch dieser Behörde die höchsten legislativen Functionen in Gestalt richterlicher Auslegung. Hätte sich das Parlament wirklich durch die testamentarischen Verfügungen Ludwig's XIV. für gebunden gehalten, so würde es demgemäß erklärt haben, daß seine eigenen Functionen dem königlichen Willen und Meinen unterworfen wären, entschied es sich aber zu Gunsten des Herzogs von Orleans, so sicherte es seine eigene volle Autorität. Unter solchen Verhältnissen konnte seine Entscheidung nicht lange zweifelhaft bleiben. Der Herzog von Orleans ward als Regent seinem Rechte der Geburt nach anerkannt.

Nach dieser Entscheidung war das Verlesen des königlichen Testaments eine bloße Farce. Es geschah aber doch, lediglich deshalb um alle seine Bestimmungen beseitigt zu sehen. Man erklärte, daß der Oberbefehl über die Armee und die Haustruppen einem Regenten wie einem Souverain zustehe; der Regentschaftsrath wurde zwar nach dem Verlangen des verstorbenen Königs beibehalten, dessen Gewalt aber durch die Erklärung vernichtet, daß der Regent ihm so viele andere Mitglieder zugesellen könne als er für zweckmäßig zur Berathung über die Regierungsangelegenheiten halte. Mit andern Worten: er konnte sich einen solchen Rath einrichten wie es ihm gefiel.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Keine Reisebeschreibung,

sondern ein religiöses Tendenzbuch ist das unter dem Titel: „From Oxford to Rome; and how it fared with some who lately made the journey; by a companion traveller" (London 1847). Der blaue Faden der durch das Buch läuft, oder vielmehr der Rocken — für die Einen mit gutem Flachs, für Andere mit schlechtem Werg — von welchem der Verf. die Fäden seiner religiösen Gesinnung abspinnt, sind zwei Erzählungen, muthmaßlich Fiction. In der ersten tritt ein junger Geistlicher zur römischen Kirche über und stirbt, zwar mit sehnsüchtig rückwärts blickendem Auge, aber doch im Schooße der Alleinseligmachenden. In der zweiten folgt die Schwester des Bruders Beispiele weniger freiwillig als weil in der Häuslichkeit bedrückt, und stirbt nach reuiger Rückkehr zur schottischen Kirche. Wirkliche Reisen von Oxford nach Rom sind allerdings eingelegt, nur geben sie dem Buche kein Recht auf das Wort Reisebeschreibung. Seinen literarischen Werth anlangend, erscheint der Verf. weder als geübter Schriftsteller noch als tiefer, logischer Denker, verräth aber angeborene Beredtsamkeit und inniges Gefühl, und zeichnet sich unter den theologischen Polemikern — denn in gewissem Sinne ist sein Buch polemisch — ebenso entschieden als vortheilhaft dadurch aus, daß kein unfreundliches Wort und kein Satz seiner Feder entschlüpft ist worauf eine Anklage absichtlicher Ungerechtigkeit gegründet werden könnte.

James' jüngster Roman.

So lange G. P. R. James die Feder zu führen vermag, scheint für Romanesser Hoffnung vorhanden alle drei oder vier Monate frische Waare zu erhalten, und zwar nicht für englische Leser allein, auch für deutsche, indem laut Buchhändler-Versicherung „die Sachen von James selbst in jetziger flauen Zeit immer noch am besten gehen". Sein neuestes Product nennt sich: „Russell; a tale of the reign of Charles II." (3 Bde., London 1847). Der Teig ist ziemlich der alte, aber nicht zu leugnen gut geknetet und gesund ausgebacken. Er besteht, wie natürlich zu einem Gebäck aus der Zeit Karl's II., in liederlichen Herren und liederlichen Damen, proscribirten, verkleideten Cavalieren, gewissenlosen Vätern, leichtfertigen Müttern, ungehorsamen Söhnen, freiheitliebenden Töchtern, ehrlicher Dienerschaft und Verräthern. Die Begebenheiten sind ebenfalls ziemlich vom alten Schlage, aber wieder nicht zu leugnen gut eingemengt, das Ganze mit Einem Worte ein mundendes Gebäck. 16.

Zur Alterthumswissenschaft.

Unter dem bescheidenen Titel „An archaeological index to remains of antiquity of the Celtic, Romano-British, and Anglo-Saxon periods" hat Hr. John Yonge Akerman eine übersichtliche Geschichte oder ein Compendium der im Titel genannten Alterthümer herausgegeben. Sie umfassen die in den Grabmälern aufgefundenen Waffen, Werkzeuge und die Zierathen der Stämme welche Britannien inne hatten, von den ersten Tagen der Geschichte bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts, wo man die heidnische Begräbnißweise völlig aufgab. Jedes dieser Alterthümer ist mit der größten Genauigkeit im Allgemeinen und in seinen einzelnen Theilen und Kennzeichen beschrieben, auch sind die Gegenstände selbst durch Abbildungen veranschaulicht. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 323. — 19. November 1847.

H. C. Andersen.

1. H. C. Andersen's gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Leipzig, Lorck. 1847. 8. Jedes Bändchen 10 Ngr.
2. Gedichte von H. C. Andersen. Deutsch von H. Zeise. Kiel, Näck. 1846. 12. 18¾ Ngr.
3. Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht, auf einer Fußreise nach Amack. Von H. C. Andersen. Ins Deutsche übertragen und mit einem biographischen Lebensbilde des Verfassers eingeleitet von Le Petit. Hamburg, Gobert. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Andersen ist jetzt ein Mann von 42 Jahren, dem Anscheine nach kaum aus den Jünglingsjahren hinaus; ja, wenn man seine Lebendigkeit oder besser seine physische und psychische Beweglichkeit ins Auge faßt, glaubt man, er sei eben erst in das Alter der Hoffnungen und Thorheiten eingetreten. Und doch schon ein Dichter der weit den kleinen Kreis seines nächsten Vaterlandes mit seinem Ruhme überflogen, den Deutschland adoptirt hat, der in Frankreich gekannt und in England geliebt wird; ja neuerdings haben in ihrem neuerwachten normannischen Nationalgefühl seine schwedischen Vettern ihn recipirt als den Ihren, als einen Nationalnormannen, und der ins Deutsche, Englische, Französische und vielleicht noch weiter hin übersetzte Däne ist, auf diesem Umwege und mit den Recommendationsbriefen des Auslandes in sein Vaterland zurückkehrend, denn auch endlich dort als Dichter anerkannt worden.

Das Sprüchwort: „Der Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande!" ist dadurch nicht aufgehoben; denn daß ein Mann sich erst im Auslande einen Ruf verschaffen muß, damit man an ihn in seiner Heimat glaube, ist eine Erscheinung welche auch anderwärts vorkommt. Aber wir in Deutschland meinten, es sei ein gewisser Eigensinn der Dänen, gerade diesen ihren bei uns so gefeierten Landsmann nicht anerkennen zu wollen, vielleicht daß es gerade um deswillen geschehen, weil er in Deutschland so beliebt und geliebkost worden. Indessen thun wir hierin den Dänen Unrecht, wenn wir jetzt den Gesammt-Andersen, wie er sich uns hier gibt, ins Auge fassen, und besonders den Schlüssel den er uns durch seine Selbstbiographie in die Hand drückt. Das Mystische, was ihn bis dahin für Manche umgab, fällt damit fort, aber auch zugleich der Zauber des Naiven, und indem wir uns in die Stelle seiner dänischen Landsleute versetzen, werden wir, wenn nicht geneigt wie sie zu urtheilen, doch befähigt uns in ihre Seele hineinzudenken, als sie über Andersen so urtheilten wie geschehen ist, ohne noch anzunehmen, daß eine besondere Böswilligkeit dabei zum Grunde gelegen hat.

Andersen's Selbstbiographie: „Das Märchen meines Lebens", welches die gesammelten Werke beginnt, ist eine treffliche Arbeit, besonders im ersten Bande ein Cabinetsstück von Zierlichkeit, Gemüthlichkeit und poetischer Auffassung der allergewöhnlichsten Dinge; kurz, eine Handhabung der Gegenstände welche den Meister verräth. Es schließt sich den vielen Biographien der Art an welche wir über das Jugendleben berühmter Männer besitzen die eine kleine und harte Jugend durchzukämpfen hatten, bis sie zu Anerkennung und Bedeutung gelangten. Wir besitzen deren sehr viele in Deutschland, und nur beiläufig nennen wir „Anton Reiser" von Moritz, Jung-Stilling, Karl von Holtei's „Vierzig Jahre", Eckermann's kurzer Abriß seiner Jugendgeschichte, „Der alte Heim" (der berühmte berliner Arzt, von seinem Schwiegersohn Keßler geschrieben); ohne der Phantasiewerke der Art zu gedenken die Jean Paul uns in seinem „Fibel's Leben" und Anderm liefert. Ein Franzose könnte solche Bücher nicht schreiben, kaum auch ein Engländer — seine rein aufs Praktische gerichtete Natur hinderte ihn daran —, von den romanischen und slawischen Nationen ganz zu geschweigen. Es ist die Aufgabe des deutschen Geistes, so die Kleinfäden eines bedrängten Jugendlebens zu zergliedern, ohne sie des poetischen Dufts und Leims zu entkleiden, so das Heiligthum des Hauses, des Familienlebens, der Kinderspiele mit Pietät hinzustellen, und an die Erscheinung des Unbedeutendsten den Gedanken an das Ewige und Große zu knüpfen. In dieser gemüthlichen Sphäre ist uns eben vielleicht nur unser dänischer Vetter gleich; wir sind aus derselben Erziehung hervorgegangen, und wenngleich für das Leben anders gebildet, halten uns doch vielfache Bande gleicher geistiger Anschauungen zusammen, weshalb die deutsche und die dänische Literatur durch so viele Jahre vereint Arm in Arm gegangen ist. Andersen nun hat in dieser Biographie in der geistvollen, gemüthlichen Kleinmalerei Alles geleistet was man von

einem deutschen Schriftsteller nach solchen Vorgängen zu erwarten berechtigt gewesen wäre, ja im Technischen, in der glänzend weichen Skizzirung und Ausmalung übertrifft er noch seine Vorbilder; denn er gehört der jüngern Schule an, welche kurz anknüpfend, epigrammatisch scharf die Bilder hinwirft, und Das spricht natürlich heut mehr an als die episch breite Art unserer Väter. Dies hinsichts der Form. Gehalt und Inhalt sind da, denn es ist ein Buch was aus der Gemüthswelt hervorging und in der lebendigen Wirklichkeit seine erste Nahrung fand, wenn auch sein Leben an poetischer und philosophischer Tiefe weit zurücktreten muß gegen das Jugendleben eines Moritz („Reiser") und Jung-Stilling, und an psychologischer Wahrheit und Reichthum der Begebenheiten gegen die Holtei'sche Biographie, die an Selbstbekenntnissen alle dagewesenen Confessionen übertrifft. Aus Holtei und Moritz kann man unendlich Viel lernen, aus Andersen's Lebensmärchen aber nicht mehr als wie ein feinfühlender Sinn mit Takt aus dem Allergewöhnlichsten einer dürftigen Haushaltung jedes Körnlein, jeden Lumpen herauspickt, um ihm in der Sonne eine rosige Beleuchtung zu geben, und damit möglicherweise einige Bedeutung. Eine Gefühlswonne, ein Reiz nach Poesie und Auszeichnung girrte und prickelte auch an der Wiege des jungen Dänen; aber mächtig schwellende Gedanken wie in Moritz, eine tiefe religiöse Sehnsucht und Anschauung wie in Jung-Stilling, einen Sturm und Drang nach einem Ziel, wenngleich einem verfehlten, wie bei Holtei, suchen wir hier vergebens. Aus Gedanken können Bilder hervorgehen, die so fertig und geschickt gemacht sind, daß der Gedanke aus dem sie entstanden auf den ersten Blick nicht erkannt wird; aber wenn man sie zerlegt, tritt er doch in seiner ursprünglichen Kräftigkeit heraus. Dies kann man hier nicht sagen; es sind sehr hübsche Bilder, höchst anziehende, aber sie scheinen wie die Frostblumen auf dem Fenster entstanden. Wenn man daran haucht, bleibt nicht viel, d. h. allerdings ein lieblicher Eindruck, aber kein Gedanke der unter jeder Formgebung sein Recht behauptete. Es ist nur eine Gestalt welche ein Gerippe hat, ein Etwas was zurückbleibt, wenn auch Fleisch, Farbe, Duft abgewaschen und verschwunden sind: Das ist die Gestalt des Vaters, dessen ewiger Wandergeist, dessen Sehnsucht nach dem Süden in eine dänische Schneiderstube in einem entfernten Städtchen einer abgelegenen Insel eingesperrt ist. Und die Sehnsucht hat solche Macht, daß sie endlich die Ketten sprengt, und der Schneider wird — Soldat, um — frei zu werden.

Beiläufig sei hier Etwas bemerkt. Wir lobten die Art und den Dichter, aber wir möchten hinzufügen: von der Art haben wir nun bald genug. Ja es ist ein erfreuliches Zeichen in unserer Zeit, daß solche gemüthliche Stillleben aus der beschränktesten Wirklichkeit noch Anklang unter unserm blasirten Lesepublicum finden; aber weil sie gefallen, vervielfältige man sie nicht bis ins Unendliche. Wenn jeder junge Mensch der eine Art Bedeutung errungen sich gemüßigt fände sein Jugendleben zu beschreiben, und wie er durch alle mögliche Qualen und Verkennung zu dem Bischen gelangt was er erreicht hat, wo sollte Das hinaus! Bilder werden sich in jedem Leben finden, aber um zu ihrer ästhetischen Erscheinung ein Recht zu gewinnen, gehört ein Gedanke der unbewußt diese Bilder durchdringt.

Auch in Andersen's Lebensmärchen ist er da, wir möchten ihn indeß nicht gern so nackt und bar aussprechen. Andersen ist ein so gemüthlicher Dichter, er war einmal was man nennt ein so lieber Junge, und er ist jetzt ein so trefflicher Schriftsteller, dessen Bücher nach Verdienst allgemeine Verbreitung haben, daß man über seine Schwächen zwar nicht hinweggehen darf, sie aber auch nicht muthwillig wie Schlagschatten in den Vordergrund stellen soll. Andersen hatte kaum wie das Küchlein die Eierschale durchpickt, als er schon ausflatterte, d. h. er war kaum in Dänemark zu einiger Bekanntheit gelangt, und die ersten Gedichte waren hier und da ins Ausland gedrungen, als er selbst ausflog, entzückt wie ein Kind über Alles was er sah, hörte, noch mehr, wenn Jemand im Auslande ihn schon kannte. Mit dieser Erfahrung, auch mit Stammbuchblättern aller Berühmtheiten, gleichsam als Attest, daß er bei ihnen gewesen, von ihnen gesehen und approbirt worden, kehrte er entzückt nach Dänemark zurück, und wies die Testimonia seiner eigenen wachsenden Berühmtheit vor. Wenn Das noch nicht helfen wollte, reiste er wieder ins Ausland, und wieder und wieder, und kehrte immer bekannter, berühmter zurück, bis dann das eigene Vaterland ihm den Zoll der Bewunderung nicht mehr versagen konnte. Nun reist er noch immer, getragen von seiner wohl und sauer erworbenen Berühmtheit, und wer verdenkt es ihm, daß er sich herzlich darüber freut? Im Gegentheil, es ist einer der hübschesten Züge in seinem Charakter, eine Bürgschaft der Echtheit, der Dauerkraft seiner Natur, daß er sich noch immer freuen kann, daß er nicht blasirt ward, noch immer wie als Jüngling empfänglich für Lob und Tadel. Aber wer könnte fodern, daß er noch ganz und gar Derselbe geblieben sein sollte, der Andersen von Damals, welcher in etwas unbehülflicher Haltung und Kleidung vor Jubel umhersprang, wie ein frohes Bauerkind das zum ersten mal in die Hauptstadt geführt wird; und nun ein Mann, übersetzt in alle Sprachen, gefeiert wo er erscheint, ein Lion der Mode, um den die Gesellschaften sich reißen, der vorlesen muß, über dessen Vorlesungen selbst Die entzückt scheinen müssen die bei jeder Vorlesung gähnen, denn es ist Mode entzückt zu sein, über den die Uebersetzer sich streiten wer ihn am richtigsten traf, und er spricht das Urtheil, den Fürsten und Könige an ihren Hof ziehen, und der jetzt im modernsten Frack mit Königsorden des Inlandes und des Auslandes geschmückt, und mit Glacéhandschuhen über seinen ehrlichen Händen durch die Straßen geht.

Wenn ein solcher Dichter nicht eitel wäre, Das wäre fast eine Verirrung der Natur. Die Königsorden und die Hofeinladungen ganz bei Seite gesetzt, schon der Bewunderung des schönen Geschlechts zu widerstehen, von

Denen auf Händen getragen zu werden denen der arme, linkische Junge früher nur ein Gegenstand des Spottes und Gelächters war, setzte eine Selbstverleugnung voraus die man von keinem Menschen, geschweige denn von einem Dichter fodern soll. Daß er aber bei diesem so seltenen und verdienten Glücke die Dichternatur, die frische gemüthvolle Anschauung der Dinge, das Dichterherz sich rein erhalten hat, ist ein Wunder der Natur, welches sich nicht oft wiederholt. Wir abstrahiren hier gänzlich von seinem persönlichen Erscheinen, das, so weit wir es aus der Ferne betrachtet, nur den Eindruck machte einer unendlich freudigen, mit sich selbst und auch mit der Welt zufriedenen Natur, und einem noch immer kindlichen Gemüthe — was kalten Verstandesmenschen für Eitelkeit gegolten haben mag —, wir reden nur von der Eitelkeit die aus seiner Selbstbiographie vorleuchtet. Zwar nicht mit der bewunderungswürdigen Offenheit eines Karl von Holtei enthüllt er uns im ersten Bande die Mysterien seiner ersten Jugend, aber er verschweigt Nichts hinsichts Armuth, Verachtung, ehelicher Zwieträchtigkeit seiner Aeltern; und noch kläglichere Blicke läßt er uns in seine zweite Jugendgeschichte thun: wie er als Betteljunge nach Kopenhagen kommt und, nach unserm Sprüchwort, wie die Kuh vorm neuen Thore, vor jeder Thüre steht, an die er klopft, und aus der, wenn er fortgewiesen ist, ein Hohngelächter ihm nachschallt. Einen großen Theil dieser Jugendgeschichte kannten wir schon früher. Andersen hat auch das Glück Biographen gefunden zu haben während er noch lebt, ja sie beschrieben schon sein Jugendleben ehe er noch zu seiner eigentlichen Berühmtheit gelangt war! Der gewandte Franzose Xavier Marmier, der sich in unsere deutschen Zustände so leicht hineingelebt hatte, und sie ebenso leicht den Franzosen wiedergab, war der Erste der uns Etwas aus Andersen's Märchenleben mittheilte. Es war mit einer französisch piquanten Würze angerichtet, also noch märchenhafter als die Wirklichkeit; z. B. läßt er uns das Ehebett der Andersen'schen Aeltern dergestalt aus einem gräflichen Trauerkatafalk zusammenzimmern, daß noch das schwarze Tuch mit den Flecken der Wachslichter daran zu sehen ist! Indessen blieb doch die Wirklichkeit märchenhaft und im Anfang poetisch genug, und die Misere seines Eintritts und ersten Aufenthalts in der Residenz konnte von keinem Dichter kläglicher und lustiger geschildert werden als von dem welcher sie selbst erlebt hat. Von Dänen welche in jener Zeit in Kopenhagen lebten wissen wir, daß die Erscheinung des langen, ungeschickten Jungen, der überall anklopfte und, scheinbar ohne alle Ansprüche und Beruf, Alles werden wollte, Sänger, Schauspieler, Tänzer, Dichter, Gelehrter, dessen gute Menschen nur aus Mitleid sich annahmen, eine Art Stadtbegebenheit war. Einer schob ihn dem Andern zu, und Niemand erwartete, selbst nach ernsten Versuchen, daß Etwas aus ihm werden könne. Daß man, als nun Etwas aus ihm wurde, noch immer daran zweifelte daß es Etwas sei, liegt in der menschlichen Natur; auch in der gelehrten, er konnte ja nicht einmal correct schreiben als er schon drucken ließ! Als nun die Anerkennung von außen kam, gedachte man noch immer mit Lächeln der ersten Erscheinung Andersen's. Ein Respect vor ihm konnte nicht erwachsen; er ward auch noch als berühmter Schriftsteller von den Seinen geschulmeistert. Man mochte eben nur ein glückliches Impromptu erkennen, ein aufflackerndes Licht, welches ohne gründliche Bildung wieder verschwinden werde. Wie schwer wird es in jedem Familienkreise ein Individuum anzuerkennen welches man als Dümmling von Kindheit auf betrachtet, und nun sich auf eigene Hand irgendwie hervorthut. Die Familie betrachtet ihn noch lange Zeit als Dümmling, und vielleicht auch Die draußen nicht viel besser welche solche Ehre ihm erweisen; denn sie zu Hause kennen ihn besser. Ist es nicht so in der Schule, ja in allen Lebenskreisen? Taucht in der Literatur, Kunst, im Militair ein Gestirn auf, so wundert sich Niemand mehr darüber als seine vorigen Kameraden, die ihn aus den Augen verloren hatten; es heißt: „Das ist ja Der der Dies und Das that, und Das und Dies nicht wußte; Das muß seine eigene Bewandtniß haben wenn der Mehr sein will als wir!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die spanische Thronfolge und spanische Heirathen.

(Beschluß aus Nr. 322.)

Philipp von Spanien, der nächste Verwandte des Thronerbens von Frankreich, war sehr empört als er die Entscheidung des Parlaments erfuhr. Sollte der letzte Wille des verstorbenen Königs beseitigt werden, so war seine Ansicht, daß die Regentschaft dem Rechte nach und trotz aller utrechter Entsagungen ihm übertragen werden müsse. Er fühlte, daß wenn er hier übergangen werde Dies ihn factisch von aller möglichen Gelangung auf den Thron Frankreichs ausschließe, dessen präsumptiver Erbe er doch dem Rechte der Geburt nach war. Der Herzog von Maine und die legitimirten Prinzen konnten daher auf Spaniens Macht und Reichthum bei ihrer Opposition gegen den Regenten rechnen, und so fand es denn auch seinerseits der Herzog von Orleans für nöthig sich durch eine fremde Allianz zu verstärken. Die englische Thronbesteigung des Hauses Hanover war ein parlamentarisches Verleihen des Königthums mit Ausschluß des legitimen Erben. Georg I. war König wie Philipp von Orleans Regent durch die Entscheidung des Parlaments. Jakob Stuart war für den einen ausgeschlossen wie Philipp von Spanien für den andern übergangen. So führte Gleichheit der Verhältnisse zu „einem herzlichen Einverständnisse" zwischen den Höfen von St.-James und dem Palais royal, und von da an hat eine Art erblicher politischer Verbindung zwischen den Whigfamilien Englands und dem Hause Orleans stattgefunden. So war denn Ludwig's XIV. ganze Politik, sowol einheimische als auswärtige, umgestoßen. Die Sache der Stuarts, für welche er solche Opfer gebracht hatte, war aufgegeben. Die protestantische Thronfolge in England, welche er mit allen seinen Kräften über den Haufen zu werfen gestrebt, wurde absichtlich von seinem Nachfolger aufrecht erhalten. Spanien, das er mit Frankreich zu identificiren gehofft hatte, wurde als eine feindliche Macht behandelt, und die Engländer, welche so lange für Erbfeinde angesehen wurden, galten jetzt als die geschätztesten Verbündeten. Konnte es eine größere Satire auf Das geben was man „die voraussehende Weisheit der Staatsmänner die den Utrechter Vertrag unter-

zeichneten" nannte? Ludwig's XIV. System war von der Erdoberfläche verschwunden ehe sein Leichnam in derselben begraben ward. Man darf sich nicht wundern, daß unter solchen Verhältnissen seine Beerdigung geringe Aufmerksamkeit erregte. Der Tag derselben war für die Pariser in eben demselben Maße ein heiliger Tag wie der von Georg IV. für die Bewohner Londons. Man las in der „Leydener Zeitung" (den „Times" der damaligen Zeit): daß die Begleiter und Escorte des Leichenzugs mehr als ein mal bei den Garküchen und Weinschenken auf der Straße nach St.-Denis anhielten und es sich wohlschmecken ließen. In Paris circulirten Spottgedichte und Scherzreime auf sein Angedenken, und in mehren befanden sich bittere Anspielungen darauf, daß er befohlen sein Herz in der Kirche der Jesuiten aufzubewahren. Nur Massillon ließ der Erinnerung an den allmächtigen Monarchen Gerechtigkeit widerfahren, als er mit gefalteten Händen am Kopfende des Sarges stand, und das feierliche Schweigen unterbrechend seine unvergleichliche Leichenrede mit dem Ausruf begann: „Meine Brüder! Gott allein ist groß!"

In Schottland brach der Aufstand von 1715 aus. Jakob Stuart, den seine Anhänger Jakob III. nannten, bereitete sich vor sich in irgend einem Hafen der Bretagne einzuschiffen, um zu seinen Partisanen zu stoßen. Lord Stair, der englische Gesandte in Paris, der vom Regenten von allen diesen Bewegungen in Kenntniß gesetzt ward, bildete eine Verschwörung jenen auf der Reise durch Frankreich zu ermorden. Sieben entschlossene Männer unter Anführung eines schottischen Offiziers Namens Douglas, Oberst der irländischen Garde, postirten sich zu Rouencourt, durch welches der gefürchtete Prätendent kommen mußte, und beabsichtigten seinen Wagen sobald sie ihn erblickten anzufallen und den Mord zu vollbringen. Man weiß nicht wie dieses Complot von Madame de L'Hopital, der Postmeisterin zu Rouencourt, entdeckt wurde, und zu Ehren des Regenten wollen wir annehmen, daß er ihr einen Wink gab, es stehe in ihrer Macht Jakob Stuart zu retten. Sobald daher die Verschworenen nach Rouencourt kamen, sendete sie einen Courrier ab, um den Prätendenten auf seiner Reise aufzuhalten und ihn heimlich nach ihrem Landhause zu bringen, wo Mittel zu seiner Sicherstellung vorbereitet worden waren. Zugleich gab sie der Policei Nachricht vom Erscheinen verdächtiger Fremden in Rouencourt, und es scheint auch als wären einige derselben festgenommen worden; denn es finden sich in den französischen Archiven Auszüge aus einem in dieser finstern Sache angestellten Gerichtsverfahren des Hrn. de Rongault, Policeichefs in Rouen. Jakob blieb zwei Tage in seinem Versteck und entfloh dann als Abbé verkleidet an die Seeküste.

Die Unterdrückung des Jakobitischen Aufstandes von 1715 und die harten Strafen welche die Minister Georg's I. über Diejenigen verhingen welche daran Theil genommen hatten, führten zu einem engern Anschließen der Höfe von Frankreich und England. Beide, verbunden mit Holland, schlossen eine Tripleallianz gegen Spanien, und Jakob Stuart verlor seine Heimat zu St.-Germain. Ein kurzer Augenblick romantischen Glanzes vergoldete noch die unglücklichen Lebenstage des alten Ritters: seine Vermählung nämlich mit der Enkelin von Johann Sobieski, dem Retter Europas, eine Vermählung aus welcher, wie Alberoni hoffte, eine doppelte Königslinie entspringen werde, um die Throne von Polen und England einzunehmen. Spanien bewaffnete sich um seine Sache aufrecht zu halten, und um die sonderbaren Verwickelungen jener Zeit noch zu vermehren, befehligte das Heer welches bestimmt war die Anstrengungen Spaniens zu Gunsten Jakob Stuart's zu überwachen, dessen natürlicher Bruder, der Marschall Herzog von Berwick.

Dieses „herzliche Einverständniß" mit England dauerte aber nur so lange als es zur Unterstützung der Orleans'schen Regentschaft nöthig war. Es wurde von Philipp von Orleans damals so wie jetzt von Ludwig Philipp von Orleans für eine spanische Heirath, und um die Aehnlichkeit noch auffallender zu machen, für eine Montpensier'sche Heirath aufgegeben. Die Entlassung Alberoni's von seinem hohen Posten in Madrid schützte den Frieden Europas. Philipp von Spanien trat in freundschaftliche Beziehungen zu seinem Cousin Philipp von Orleans, und um ihre neugeschlossene Freundschaft zu bekräftigen, wurde der junge König von Frankreich einer Infantin, welche damals erst zehn Jahre alt war, verlobt, und des Regenten vierte Tochter, die Herzogin von Montpensier, ward die Gemahlin des Prinzen von Asturien, des spanischen Kronerben. So wurde die Anordnung Ludwig's XIV. nur auf einige Zeit aufgegeben, um dann noch vollständiger und vollkommener erneut zu werden. Die Montpensier'sche Heirath bahnte den Weg zu dem Familienvertrage.

Nach dem Ende der Regentschaft trat das Ableben des Herzogs von Orleans so schnell ein, daß wir noch einiges Nähere über den ungewöhnlichen Schluß dieses ungewöhnlichen Lebens hinzufügen müssen. Seine letzte Geliebte war die Herzogin von Phalaris, eine junge Dame von 19 Jahren, die ihn leidenschaftlich liebte, obgleich er nahe an 50 stand. Sie war seine Gefährtin bei den Morgenarbeiten in seinem Cabinet ebenso wie bei den Abendgenüssen seiner Salons. Sie soll ebenso sein Geheimschreiber wie seine Geliebte gewesen sein, und Politik und Diplomatik in der Hoffnung studirt haben ihm darin beizustehen. Daß sie sich bemühte seiner Gewohnheit unmäßiger Genußsucht Einhalt zu thun, ist factisch. In dem kalten Winter 1723 begann der Herzog Symptome fieberhafter Anfälle zu zeigen. Sein Leibarzt Chirac, der ein etwas rauher und barscher Mann war, besuchte ihn am 29. November, und da er seinen nervösen Zustand, seine blutunterlaufenen Augen und verfallenes Ansehen bemerkte, rief er: „Blut lassen, Blut lassen, königliche Hoheit! Und gleich!" Der Herzog lächelte und antwortete, indem er auf den Küchenzettel eines seiner epikuräischen Gastmähler zeigte: „Nur nicht gleich, lieber Doctor! Ich habe jetzt nicht Zeit mich unter Ihre Pflege zu stellen. Kommen Sie aber Montag wieder, lieber Mann, und da wollen wir sehen." Montags am 2. December kam der Doctor wieder, machte wieder seine blutdürstige Foderung und ward wegen eines lockenden Küchenzettels abermals zurückgewiesen. Der Herzog ersuchte ihn morgen wiederzukommen, denn das heutige Diner war von Alles übertreffendem Luxus. Der Herzog dinirte auch auf die verschwenderische Art wie angeordnet worden, und begab sich dann mit der Herzogin von Phalaris in ein Nebenzimmer, das von den berühmtesten Künstlern jener Zeit aufs kostbarste geziert worden war. Philipp drückte ein Gefühl von Schläfrigkeit aus und warf sich in einen Lehnsessel. Die junge Herzogin zog einen Stuhl an seine Seite, löste ihr Haar und legte ihr Köpfchen auf seine Knie. Schon war sie ein wenig eingeschlummert als eine schwache Bewegung des Herzogs sie veranlaßte zu ihm aufzublicken. Hier sah sie, daß ihm das Haupt auf die Brust gesunken war und der Tod schon die Augen gläsern gemacht hatte. Sie zog an der Klingel, aber Niemand erschien; sie rief und Niemand antwortete. Jetzt eilte sie voll Schrecken die Treppe hinab und fand endlich einige Diener im Vorzimmer. Sie stürzten mit ihr zurück zu ihrem Herrn. Man versuchte einen Aderlaß, wendete Reizmittel an, aber Alles vergebens. Er war todt. 78.

Notiz.

Das „Athenaeum" meldete vor kurzem, daß eine Dame bei dem Schatzamte um die Erlaubniß nachgesucht, in ihrem Besitz befindliche amerikanische und französische Nachdrucke solcher englischer Werke welche des Copyright theilhaftig sind zu ihrem eigenen Gebrauche einführen zu dürfen, da sie dieselben als ihr zugehörige und liebgewordene Gegenstände auch ferner zu besitzen wünsche. Das Schatzamt hat hierauf entschieden, daß, sobald Jemand von dem Inhaber des betreffenden Copyright die schriftliche Genehmigung dazu beibringen kann, dergleichen Nachdrucke gegen Erlegung des Bücherzolls ausgeliefert werden dürfen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 324. —— 20. November 1847.

H. C. Andersen.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

Aber Andersen war nun geworden was er ist, er hatte sich durchgerungen, es war ein fait accompli, und nun mußte man ihn gelten lassen. Das wird auch so in Dänemark der Fall sein; aber ob die Anerkennung durch seine Selbstbiographie, nämlich den zweiten Band, der begreiflicherweise hinter dem ersten an Interesse zurücktritt, nicht einige Beeinträchtigung leidet? Ein Dichter der solche europäische Zustimmung sich erworben hat, müßte auf sich selbst fest dastehen, etwas stolz oder gleichgültig dagegen, ob noch ein Kreis im Leben ist wo er nicht anerkannt wird. Er konnte auf seinen Lorbern ruhen, und brauchte jetzt wenigstens nicht mehr die Certificate seiner Anerkennung aus der Tasche zu ziehen, um sie fortwährend seinen alten Bekannten vorzuhalten und zu sprechen: Seht, so ward ich da gefeiert, so dort recensirt! Leider aber besteht ein großer Theil des zweiten Bandes seiner Autobiographie aus solchen Antikritiken; er kämpft noch fortwährend mit seinen alten Schulkameraden und Schulmeistern, und statt sich zu einer freien europäischen Anschauung der Dinge durchgerungen zu haben, hat er es noch immer mit seinem kopenhagener und dänischen Publicum zu thun, indem er als Advocat in eigener Sache ihm seine Unbilligkeit vorstellt, noch jetzt spröde, zurückhaltend oder unbillig gegen ihn zu sein. Das spricht vielleicht für seinen patriotischen Sinn, Denen aber welchen es möglicherweise eine Lust ist seinen Muth zu dämpfen oder den wackern Dichter zu hänseln, gibt er willkommene Nahrung zu einem neuen Vorwurf der Eitelkeit. Und hierin können wir nicht als sein Vertheidiger auftreten. Alle Erscheinungen, Begegnisse beziehen sich und erhalten für ihn die rechte Wichtigkeit durch ihre Beziehung auf sein Ich. Menschlich ist auch Das: wer sich mit seinem verspotteten Ich so durchgekämpft hat, freut sich dasselbe endlich zur Geltung gebracht zu sehen; aber der Dichter in der höhern Bedeutung des Wortes läßt es endlich in seinen Schöpfungen aufgehen, wenigstens so aufgehen, daß er nicht bei jeder Scene mit dem Finger darauf hinweisen wird: Seht, Das bin ich! Von ethischer Seite kann man Holtei's Memoiren sehr viel vorwerfen, aber in jener Beziehung ist er gerade das Gegentheil von Andersen. Die Kritik hat ihn oft verdrossen, und härter als unsern Dänen mitgenommen, er läßt es sich aber nicht wieder verdrießen, er legt vielmehr Panzer und Kleidung vor ihr ab, um sich ganz nackt ihr bloßzugeben. Es bleibt, consequent durchgeführt, die beste Waffe.

Andersen erscheint in seiner objectiven Thätigkeit auf drei Feldern, als Tourist (Reisebeschreiber), als Novellist (Romandichter) und als Märchendichter, unbeschadet seiner Eigenschaft als Liederdichter, von denen ein Theil übrigens mit dieser letztern Thätigkeit zusammenfällt. Auf seine Reisen wollen wir ihn hier nicht verfolgen. Reisen gehört zu seinem Leben, sagt sein anderer Biograph, Reiseluft ist seine Lebensluft. Er ist oder war ein königlich dänischer Reisender, d. h. er erhielt, nach der besondern dortigen Einrichtung, ein Reisestipendium auf mehre Jahre, um fremde Länder aufzusuchen. Die befähigtesten jungen Männer in verschiedenen Studienfächern werden damit begünstigt, und das kleine Dänemark hält noch so viel von der Poesie, daß es auch seine Dichter auf diese Weise auszeichnet und ausschickt. In Deutschland wird diese Einrichtung nicht nachgeahmt werden, und wer weiß, wenn sie nicht schon bestände, ob sie jetzt noch in Dänemark würde eingeführt werden. Es könnte wol umgekehrt die Zeit kommen, wo Regierungen sich genöthigt fänden Prämien und Pensionen für Die auszusetzen welche sich überwinden nicht zu reisen. Uebrigens ist Andersen ein Reisender der Viel ausbeutet, die reine Beobachtung der Objecte und die reine objective Darstellung ist aber weniger seine Sache; er muß das Gesehene verarbeiten und mit seinem Ich amalgamiren, kurz, er muß dichten.

Als Romandichter fand er zuerst Theilnahme in unserm Vaterlande, und zwar durch seinen „Improvisator", der von L. Kruse unter dem schwerfälligen Titel: „Jugendleben und Jugendträume eines italienischen Dichters" verdeutscht ward. Der Dichter selbst ist mit dieser Uebertragung unzufrieden; wir erinnern uns nicht inwiefern mit Recht, da es zu lange Zeit her ist, seit wir die Kruse'sche Uebersetzung lasen. Aber, wenn sie wirklich eine mislungene gewesen wäre, so spricht es für den ursprünglichen Werth der Dichtung, daß sie auch in dieser schlechten Hülle so allgemein gefiel. Später erhielten wir Uebersetzungen seiner beiden andern Romane: „Nur ein Geiger" und „O Z", die gleichfalls Anerkennung

fanden, und mit jenem ersten Roman noch heute zur Lieblingslecture unsers Publicums gehören.

Nachdem wir diese drei Bücher, auf welche sich Andersen's Thätigkeit als Romandichter zur Zeit beschränkt, noch ein mal zusammen durchgelesen, stellt sich unser Urtheil anders als nach der ersten Lesung des „Improvisator", wo der Eindruck dem leichten süßen Rausche nach einem feurigen moussirenden Weine glich. Mit kurzen, schlagenden, anmuthigen Strichen, mit glänzender Farbe, die Luft und Meer im Sonnenschein widerspiegelte, malte er uns dort Italien. Wonne und Weh, Erde und Himmel, Gedanke und That, Alles war Licht, ein schöner Erguß des Gefühls. Ein reicher Geist schien mit den Gegenständen zu spielen, und weil er es ebenso wollte, sie nur anzutippen. So stetig fliegen die Vögel in der sonnigen Luft schnell hinweg über die Gegenstände, damit sie keinen schwarzen Schatten darauf werfen. Und doch welche tragische Handlung, welche tiefe Auffassung der menschlichen edlern Leidenschaften, Bestrebungen und Enttäuschungen lag, mehr als angedeutet, in der Geschichte der Sängerin Annunziata. Wir meinten, wenn der Dichter gewollt, hätte es in seiner Macht gestanden ein tiefes, durchgreifendes, gedankenvolles Gemälde voll plastischer Klarheit zu liefern, es erschien als ein Guß, wo der Dichter sich nur selbst des tiefen Eingehens enthalten, und nur in seinem Willen läge es, bei solchen Mitteln den erschütterndsten, tief in das Leben eingehenden Roman zu schreiben.

Dieser Meinung sind wir nach der Vergleichung der drei Romane nicht mehr. Zu einem Roman, als wahres Kunstwerk gedacht, gehört mehr als ein Vogelflug durch sonnige und schattenreiche Gegenden, es gehört dazu ein ernster Gedanke, der tief Wurzel geschlagen hat in dem erwählten Boden. Aus diesen Wurzeln muß der Stamm emporsprießen, der dann starke Aeste, krausverschlungene Zweige, anmuthig spielendes Blätterwerk treiben mag; aber alle Theile müssen organisch aus Stamm und Wurzel kommen. Diese Wurzelbasis fehlt Andersen's Romanen, es fehlt der eine Gedanke aus dem sie geboren sein müssen um mehr zu sein als Spielwerk. Ihn zu verstecken, oder so plastisch ihn aufgehen zu lassen in Stamm und Blätter, in Fleisch und Blut, in blühendes Bildwerk, daß der gewöhnliche Leser ihn nicht bemerkt, und nur an den vorgeführten Erscheinungen sich ergötzt, ist zwar Aufgabe des echten Dichters, aber davon ist hier nicht die Rede. Das was wir in die Hände bekommen, mit Augen sehen, ist die Hauptsache; man glaubt wol zu bemerken, daß der Dichter es gefühlt, daß dieser Stamm da sein müsse, aber nachdem der Maler lustiges Buschwerk auf die Leinwand warf, wird es ihm schwer Stiele und Stämme anzusetzen, und aus den Büschen einen Wald zu machen. Mehr oder minder sind alle diese Romane Mosaikarbeit, der geistige Faden, der Grundgedanke der nachher hineingesetzt wird ist dürftig; er hält nicht das Uebrige zusammen.

Nirgend ist Dies sichtlicher als in Andersen's berühmtestem und beliebtestem Romane „Nur ein Geiger". Der erste Theil ist ein Meisterstück von Filigranarbeit, es ist sein eigenes Jugendleben. Indem er nachher das „Märchen seines Lebens" schrieb, hat er sich nur abgeschrieben, und wir sind oft in Zweifel, was psychologisch wahrer, was besser ist, die Wahrheit oder die Dichtung? Das Charakterbild der Mutter wird uns weit deutlicher aus dem Romane, auch das des Vaters gewinnt dort durch manche charakteristische Züge. Tiefe kindliche Gemüthlichkeit, echte Poesie durchhaucht beide Bilder, das Original und die Copie. Aber mit dem Ende des ersten Theils scheint der Dichter selbst mit seiner Begeisterung, seiner Erfindungskraft zu Ende. Sein fortgesetztes eigenes Leben ist weit poetischer als das seines Doppelgängers, von dem er sich in Kopenhagen trennt. Er läßt ihn fallen, weil er damit Nichts mehr anzufangen weiß, und springt zu seiner Jugendgespielin Judith über, die zweifelhaften Ursprungs, halb gewiß jüdischen, zur andern Hälfte halb gräflichen halb normännischen, und damit zugleich das Kind ist einer blasirten Aristokratie und verbrecherischen Urkraft. Judith's Charakter ist vortrefflich angelegt, auch geschickt durchgeführt; aber die mächtige Blutader fehlt ihr, die uns mit Annunziata's Leiden und Freuden fortreißt. Judith ist eine vortrefflich gezeichnete und gefärbte Gestalt, aber keine Person, kein menschliches Wesen geworden für das wir uns interessiren. Freilich, kann der Dichter uns antworten, Das war auch meine Intention, sie trägt den Fluch der Schuld in sich, und durch ihre Handlungsweise läßt sie ihn fortwuchern, in allem ihrem Glücke kann sie Niemand beneiden. Aber mitfühlen soll man doch mit ihr, da ihre Natur eine ursprünglich edle, warmblütige ist. Und hier waren Momente gegeben ihr inneres Seelenleben sich entfalten zu lassen, z. B. nach der Entdeckung ihres Jugendfehlers, ihrem blasirten Manne gegenüber. Ueberhaupt welche psychologischen Erzminen liegen in dem ganzen glücklich erfundenen Verhältnisse! Als halbes Kind beging sie jene Extravaganz, sie wird glücklich vertuscht, sie liebt, wird glückliche Gattin, lebt in Glanz, und — erwachte zur Selbsterkenntniß. Welche hochtragischen Kämpfe ihres innern Seelenlebens ließen sich da denken, welche tragischen Conflicte. Was hätte ein ernster Dichter, der diesen Vorwurf zur Hauptsache gemacht, daraus entwickeln können! Andersen läßt es beiläufig geschehen, und — womit füllt sich der Roman, der so still und lieblich anfing? Mit Reiseabenteuern? Das nicht eigentlich; mit einer politisch-ästhetischen, künstlerischen Reisebeschreibung nach Wien, Rom, Neapel, Paris. Lauter Tableaux mit glänzenden, brillanten Farben, piquant, geschickt aufgetragen, französische Malerei à la Gudin, Watelet, Alexander Dumas. Aber wie kommen, fragt die ästhetische Kritik, diese Beschreibungen des lustigen wiener Lebens, der Kunstreitergesellschaft, der deutschen Künstlerfeste in Rom, der Julirevolution, die Kritiken, ja ausführlichen Beschreibungen, ja Scene für Scene Detaillirung jetzt längst vergessener pariser Theaterstücke in den beschaulichen Gemüthsroman, der so still und lieblich auf der Insel Fünen anfing? Alle Scenerien die

er vorbringt möchten zum Gang der Geschichte als Contraste gehören, wir wollen Das zugeben; aber die Art wie er sich ins Detail vertieft ist weder nothwendig, noch künstlerisch, noch ästhetisch. Wir wissen keine andere Auslegung als: der Dichter hat den Roman füllen wollen, und im Augenblick nichts Besseres gewußt; also verschmähte er es auch nicht Komödienzettel abzuschreiben. Seine Leser würden sie gern lesen, Das wußte er im voraus; denn die Sache an sich war interessant, und nicht alle Kopenhagener und Dänen waren so glücklich wie er, nach Wien, Rom und Paris reisen zu können und die geschilderten Gegenstände in natura zu sehen. Damit, am Rande gesagt, wollen wir übrigens kein Verdammungsurtheil gegen die Reiseromane an und für sich ausgesprochen haben. Wir besitzen vortreffliche aus alter Zeit, von Engländern und Deutschen; aber das Genre gehört vielleicht einer Zeit an, wo das Reisen noch eine Seltenheit war, und gewiß nicht dahin, wo die Anlage des Romans etwas ganz Anderes erwarten ließ. Zum Schluß wird dann eine nothdürftige Verbindungsbrücke von Paris nach der Insel Fünen gebaut. Judith und ihr Gatte der Marquis reisen, man weiß nicht recht weshalb, nach Dänemark, und kommen just an als der Held des Romans, Judith's treuer Liebender (nicht Geliebter), als armer Geiger in die Gruft gesenkt wird. Es ist ein schöner Zug treuer Liebe, daß der arme Geiger alle seine Ersparnisse gehäuft hat, um sie als Vermächtniß der Geliebten zu hinterlassen, von der er vermuthet, daß sie eine arme, heruntergekommene Seiltänzerin oder Komödiantin sei, während sie, eine in Glanz und Fülle, nur an Seelenfrieden darbende französische Weltdame, ihn vergessen hat. Aber was ist denn nun der Sinn von so vielem gehäuftem Apparat aus den flimmernden Modeschätzen aller Welt; denn einen Sinn, eine Moral will der Dichter ausgesprochen haben? Ein Weib soll nicht extravagiren in ihren Gefühlen und Gelüsten, und sich nicht emancipiren von der Sitte, sonst wird sie, bei allem scheinbaren Glück, innerlich unglücklich? Ganz schön. Aber wird der Geiger glücklich, der sich als Mann bescheidet allen Gelüsten zu entsagen und, seine Talente vergrabend, als Dorfgeiger verkümmert? Eine solche Resignation soll doch nicht Moral sein! Will Andersen denn stillschweigend auf sich hinweisen als das Medium tenuere beati?

(Der Beschluß folgt.)

J. N. Craigher's Erinnerungen aus dem Orient. Triest, Favarger. 1847. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist um der Religion willen die Reise eines Katholiken nach Jerusalem, nach den christlich heiligen Oertern. Was einst Kreuzzug der Völker gewesen ist Reise der Einzelnen geworden. Noch bewegt Das Vieler Sinn was jenen schlichten protestantischen Reisenden, dessen offenen und klaren Verstand Niemand für geringe achten wird der gelesen hat: „Jonas Korten's, ehemaligen Buchhändlers zu Altona, Reise nach dem weiland gelobten nun aber seit 1700 Jahren unter dem Fluche liegenden Lande" u. s. w., was diesen, sagen wir, ergriffen, wenn er erzählt: „Schon in meinem zwanzigsten Jahre, als ich auf einem Dorfe Bockdorf nahe bei Dresden Kinder unterrichtete, kam ich bei Lesung der Schrift auf die besondere Stelle im 5. Buch Mose Cap. 29 vom 22. Vers bis zu Ende, wo diese merkwürdigen Worte stehen: Es würden Fremde aus fernen Landen kommen, und sehen was der Herr an diesem seinem abtrünnigen Lande und Volke gethan u. s. w. Diese Worte gaben mir damals schon einen Eindruck als ein Gottes-Wort, und ich ging von selbiger Zeit an mit dem Gedanken um das Land selbst zu sehen an welchem Gott die Größe seiner Güte und seines Ernstes besonders geoffenbart." Was jenes Bewegende jedoch eigentlich ist, ob Gottes Wort oder eine aufsteigende Hitze der eigenen Phantasie, können wir hier nicht untersuchen, geschweige entscheiden; genug, daß so manches große Werk entstanden, wie man gewohnt ist diese Bezeichnung zu geben.

Zu den großen Werken indeß gehört das vorliegende Buch nicht. Es enthält vorwiegend artige Landschaftsschilderungen in dem behaglichen Erzählungstone eines wohlhabenden, zufriedenen Mannes. Aber auch das Einfache mit Geschmack ist anziehend; dies Urtheil mag dem Buche gegeben werden. Die Tour ist die gewöhnliche zwischen den Ruinen der Pyramiden und von Baalbek, und inmitten mohammedanischer Gebete die christliche Kirche, wohin der Verf. wenigstens die Anstalten in Jerusalem gerechnet hat, lebendig zu sehen.

Auch Hr. Craigher hat Betrachtungen anstellen müssen darüber, daß zum Schaden Deutschlands keine geregelte Handelsverbindung zwischen ihm und China ist. In der That, man kann darüber eigene Gedanken haben. Warum wird die directe deutsche Schiffahrt, hoffnungslos neben England vorbei, nach Westen gedrängt? Nur Venedig und Triest können die Häfen seiner erfolgreichen directen Schiffahrt sein; nach Osten hin beflügele sich der deutsche Kiel, da liegt noch Vieles brach, da ist noch Viel zu erobern, und nur herrschend macht man Handelsgeschäfte gut. Daß der deutschen Eisenbahnen und Kanäle natürlicher ausmündender Fluß die Donau ist, kann bei aufmerksamer Betrachtung der Karte wenigstens nicht ganz geleugnet werden. Nicht umsonst dachte Karl der Große an den Ludwigskanal, nicht umsonst entstand die erste deutsche Eisenbahn bei Nürnberg, und nicht umsonst ist Baiern ein Hochland. Warum also schwebt der östreichische Adler nicht über dem Halbmonde, wie er es könnte wenn er es wollte? O daß das Haus Oestreich an Deutschland gedenken möge, jetzt, wo es nicht gilt eine gefährliche, blutige Schlacht bei Aspern zu schlagen, sondern um mit einer unschuldigen aber vermögendern Feder in der Hand einen Handelstractat zu unterzeichnen; wie viel lauter würde der Ruf ertönen: „Hoch lebe das Haus Oestreich!" 79.

Das sich selbst erkennende Sachsen.

Die Handschriftensammlung einer süddeutschen öffentlichen Bibliothek enthält den überschriftlich genannten größern Aufsatz, worin ein Ungenannter, der zur Zeit des Kurfürsten Friedrich August III. lebte, die damaligen innern Zustände Sachsens ziemlich ausführlich schildert. Daß er sehr warm für sein Vaterland fühlte, und sich daher in der Lobesspendung zu weit erging, weshalb seine Schilderungen nicht selten ein Lächeln erregen, that seiner Wahrheitsliebe keinen Abbruch. Wir wollen von Beidem hier eine kleine Probe mittheilen, eine solche die zur literarischen Unterhaltung Etwas beitragen dürfte.

Nachdem der Verfasser eine physikalische Beschreibung des Sachsenlandes vorangehen ließ, schreitet er zur Schilderung seiner Bewohner, von denen er sagt: „Was die Bewohner Sachsens betrifft, so gehen die Meißner unstreitig allen andern Sachsen, ja allen deutschen Stämmen weit vor. Sie sind sehr artig, vornehmlich die in den großen Städten als Dresden, Leipzig u. s. w. wohnen; daneben bescheiden, von angenehmer Rede und sehr gefällig. Ihre Sprache führt den Scepter der

übrigen deutschen Dialekte, sie ist sehr lieblich, wohllautend, fließend, wort- und sinnreich. Das Laster der Flatterie wird gar nicht stattfinden, wenn die sächsische Mundart wie in Meißen so in den vornehmsten Städten und am kurfürstlichen Hof geredet werden wird. Die Sachsen sind ferner sehr sinnreiche und gelehrige Köpfe, sie sind großmüthig, tapfer, und sehen sich gern auf Ehrenstufen gesetzt, sie lieben die freien Künste, Musik, Gesang und alles galante Wesen, sind klug, verschmitzt und wissen im Nothfalle sich zu verstellen. Ihr Frauenzimmer streitet an Schönheit, annehmlichem Wesen und manierlicher Aufführung mit dem englischen selbst um den Vorzug, sonderlich excellirt in diesen Stücken dasjenige so Dresden und Leipzig hervorgebracht, obwol die übrigen Städte ihrer Töchter auch sich nicht schämen dürfen, und das ganze Land mit vielen irdischen Engeln angefüllt zu sein scheint. Jedoch muß das leipzigische Frauenzimmer bei denen Ausländern Dieses sich nachsagen lassen, nämlich, daß es am verliebtesten von allen wäre, und der Himmel mit solchen Herzen es begabet habe, welche nach der Männerconversation jederzeit das sehnlichste Verlangen tragen. Ob Dieses wahr, werden die Leipzigerinnen am besten sagen und erweisen können."

„Das Lob welches der gesammten Nation wegen ihrer Tapferkeit und heroischen Thaten zukömmt, ist alt, und mit den Sachsen ganz unfehlbar geboren. Die vorigen Zeiten erzitterten vor ihrem Namen. Thüringen, England und Italien wissen noch von denen Wunden zu sagen die ihre Anführer und Herzoge ihnen geschlagen haben. Ihr Ruhm durchstrahlet die ganze Welt, und dauert noch bis Dato. Um von neuern Zeiten zu sprechen, werden Hungarn, Morea, Dalmatien und der Rheinstrom sattsam von ihrer Tapferkeit reden, und obgleich der Schwedisch-polnische Krieg daran Etwas hat mindern wollen, so ist doch durch die Action bei Kalisch alle empfangene Makel wieder ausgetilgt worden. Zwar bemühen sich Einige denen bisher gerühmten Tugenden einige Fehler beizumischen, und die Sachsen eines hochmüthigen, unbeständigen und falschen Hümeurs zu beschuldigen. Wiewol nicht zu leugnen, daß man von diesen Lastern Viele nicht freisprechen kann, und diese den Schweden gleichen die einen Bürger kaum der Rede würdigen, und fast nie anders als von der Bürgercanaille sprechen, so gibt es doch wieder Andere welche wissen, daß hinter dem Berge auch Leute reiten, und aus eben dem Zeug wie sie geformt sind. Obige mögen übrigens wohl consideriren, daß der Bürger Fleiß, ihre Müh' und Arbeit den Fürsten und das Land erhalten, sintemalen es bei denen von Adel grande mode geworden wenig zu studiren, desto mehr aber zu brutalisiren. Die so in Bedienstung stehen, legen die Arbeit auf die Schultern der Bürger, die guten Tage aber und reichen Einkünfte auf die ihrigen. Es ist ein großes Unglück für jedes Land und alle Zeiten, wenn ein Cavalier glaubt, sein Adel bestehe darin, daß er von guten Hunden, erjagtem Wild, gehabten Debauchen mit dem Weibsvolk, von Duellen und andern dergleichen rauhen Qualitäten einen Discurs zu führen wisse, dagegen aber meint, um Staats- und gelehrte Sachen sich zu bekümmern gehöre zu seinem Charakter ganz und gar nicht, und wären Dieses Dinge die selbigen nur verdunkelten. Von dieser thörichten Meinung kommt es, daß die meisten Adeligen ihre Reisen ohne Nutzen anstellen, daher kommt es aber auch, daß sie sich für die Staatsbedienung so schlecht qualificiren. Welchen Nutzen soll der Fürst und das Land von Leuten gewarten die dafür halten, daß, um sich vor andern Menschen zu distinguiren, nothwendig sei erzählen zu können: wie viel sie zu Paris à la Bassette verspielet, was der König an dem oder einem andern Tag für ein Kleid getragen, wie viel Wölfe der Dauphin au bois de Vincennes geschossen, was der Sprach- und Tanzmeister gekostet (wovon doch Viele blutwenig mit nach Hause bringen), wie der Weg zwischen Orleans, Blois und Lyon ausgesehen, welche Cortegiane in Rom zu finden, und was ihre Unterhaltung kostet, wie oft sie zu Venedig mit einer Maitresse auf der Gondel herumgefahren, wie sie selbe in der Opera splendid entretenirt, wo in Florenz und Neapel die besten Weine zu haben, welche von den wälschen Köchen bereiteten Gerüchte den Gaumen am meisten kitzeln u. s. w."

Diese Sittenschilderung malt der Verf. im Folgenden noch weiter aus, und geht dann zur Darstellung der damaligen ständischen Verfassung über, wovon er ein sehr klägliches Bild entwirft, indem er behauptet, die Stände träten nur zusammen um die ungereimteste, den besten Absichten der Regierung entgegenstrebende Opposition zu machen. Er rechnet ferner vor, welche ungeheuere Summe dem Lande die weitwendigen, uneinigen und fruchtlosen Verhandlungen kosten, und schließt seine, unstreitig wohlgemeinte, und wie es scheint ganz richtig aufgefaßte Darstellung mit Reformvorschlägen, welche selbst in die Territorialverhältnisse eingreifen. **M. Koch.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Pascal's Aberglaube.

Wenn gerade oft die bedeutendsten Männer mit launenhaften Schwächen, wie sie den Leuten gewöhnlichen Schlags kaum verziehen werden, behaftet sind, so scheint es fast als habe der Schöpfer in dieser Schranke eben ihren Zusammenhang mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur deutlich vor Augen stellen wollen. Wie oft zeigt sich nicht, daß der Blick solcher Männer deren Geist sich mit der wunderbarsten Freiheit regt, durch die Befangenheit des lächerlichsten Aberglaubens wenigstens theilweise getrübt und verwirrt wird. Ein schlagendes Beispiel solcher Schwäche, welche ein sonderbarer Widerspruch in der menschlichen Natur zu sein scheint, sehen wir an Pascal. Dieser Denker, der von der strictesten aller Wissenschaften, der Mathematik, ausgehend, den Gesichtskreis nach allen Richtungen hin erweiterte, hatte wie man weiß seine Stunden wo sein klarer Geist von den Wolken des Aberglaubens wie umflort wurde. Die Schärfe seines Blicks schien ihn dann zu verlassen, und indem er sich und seine eigene geistige Kraft aufgab, verirrte er sich in das nebelhafte Gebiet der abgeschmacktesten Vorurtheile. Wir erhalten jetzt in folgender Schrift: „L'amulette de Pascal", von F. Lélut, einen Versuch diese Eigenthümlichkeit Pascal's historisch und psychologisch zu erklären. Das Amulet um das es sich hier handelt besteht in einem wirren Geschreibsel, welches der Verfasser der „Provinciales" einst in einer Anwandelung krankhafter Verzückung aufs Papier geworfen hatte, und durch das derselbe sich, ähnlich wie die Orientalen mit ihrem Abracadabra, gegen die Einwirkung geisterhaften Spuks zu sichern glaubte. Lélut versucht es, diese Aeußerung kindischen Aberglaubens, die sich bis zum Tode Pascal's — derselbe legte sein vermeintliches Schutzmittel nie von sich — hinzieht, mit frühern ähnlichen Erscheinungen im Leben des Philosophen in Zusammenhang zu bringen, und so diese Thatsache, die allein stehend noch seltsamer erscheinen würde, durch die Darlegung früherer Erlebnisse und körperlicher Einflüsse psychologisch zu erklären.

Die Pflichten der Soldaten.

So glänzend und ausgezeichnet die militairische Laufbahn in den Zeiten des Kriegs ist, so unerquicklich erscheint sie im Friedenszustande. Der Soldat selbst wird sich dann seiner Stellung selten klar bewußt, und indem er dem Civilstande seiner kostspieligen Erhaltung wegen als eine drückende Last erscheint, fehlt es für ihn nicht an widerwärtigen Conflicten mancherlei Art. Die Pflichten welche den Krieger überhaupt, besonders aber in Zeiten des Friedens beleben müssen, in einfachen, lebendigen Zügen zu zeichnen, ist die Aufgabe welche A. C. Dutheil sich in einer vor kurzem erschienenen Schrift gestellt hat. Sie führt den Titel „Les devoirs du soldat", und erstreckt sich über die gesammte Stellung des Militairstandes. Die Ideen welche darin niedergelegt sind tragen das Gepräge der Sachkenntniß, und müssen als ebenso gesund wie wohlmeinend bezeichnet werden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 325. —— 21. November 1847.

H. C. Andersen.

(Beschluß aus Nr. 324.)

Vielleicht hat seiner Zeit die Kritik es Andersen vorgehalten, daß er im Vaterlande anfing und im Auslande sich verflüchtigend aufhörte; er wollte es wieder gut machen im Romane „O Z". Der wurzelt allerdings auf dänischem Boden, es wird nur gelegentlich gereist, weil es doch sein muß, und die Auszügler par excellence bekommen sogar gelegentliche Seitenhiebe. Der Held lebt in seinem und für sein Land, und bebaut zuletzt sein Feld. Wir mögen glauben, daß dieser Roman in Dänemark vielen Anklang findet, für uns bleibt Manches darin fremd. Der Baum steht nicht fest gewurzelt, nicht auf Seeland, nicht auf Fünen, nicht auf Jütland. Es ist ein Moos das seinen Samen über die Belte nach allen drei Inseln und Halbinseln vom Hauch der Lüfte tragen läßt; es schießt überall leicht Wurzel, und treibt bunte hübsche Flechten, wir als Ausländer finden uns aber nirgend recht zu Hause. Es ist ein socialer Roman, aber wir werden ruhelos umhergeführt, bald in die gesellschaftlichen Kreise der Hauptstadt mit ihrem Kunstsinn, ihrer Verfeinerung, ihren sittlichen Mysterien, bald in das Landjunkerleben einer Aristokratie die im Verlöschen scheint, bald in die jütländischen Haiden, unter Fischer, Zigeuner und Kleinstädter; endlich nehmen die kopenhagener Studentenkreise und Lustbarkeiten einen ungebührlich überwiegenden Raum ein. Alle einzelne Bilder sind sauber, nett gehalten, gewiß treue Copien der Wirklichkeit, so treu, daß man glauben möchte, der Portraitist könne davon Unannehmlichkeiten gehabt haben; denn Vieles ist nicht erfunden, es muß so gesprochen worden sein, so sich ereignet haben. Aber bei aller poetischen Gabe Andersen's, wir werden nicht recht warm; der lichte nordische Himmel scheint zu kalt auf See, Land und Buchenwald. Mit aller Anschaulichkeit führt er uns durch das braune Haidemoor Jütlands, wir sehen die verwehten Wege, die Strandvögel, die Dünennatur, wir kehren mit ihm in die Fischerhütten ein, wir schrecken vor den am Feuer lagernden Zigeunerhorden auf, aber wir möchten nirgend verweilen. Scott verstand die Kunst uns im duftenden Haidekraut seiner Hochlandshaiden ein Lager zu bereiten wo wir gern ausruhten. Aber Andersen selbst zwingt sich nur, in Scott'scher Vorliebe, hier zu weilen, ohne seine vom Vater ererbte Natur verleugnen zu können, er ist ein Zugvogel; daher seines Geigers Vorliebe für die Störche. Unter Menschen ist ihm wohl, aber unter denselben Menschen hält er es nicht zu lange aus. Wie abgeklatscht von der Natur sind die Scenen des kleinstädtischen Lebens in der kleinen jütländischen Hafenstadt. Diese Menschen müssen alle gelebt haben, wo nicht noch leben. Ja, vor Jahren freuten wir uns unter ihnen, Wochen, Monate lang; nun wurden wir Andere, sie scheinen uns auch anders, und ein Tag dünkt uns schon zu viel in dem Einerlei. Und ist die Gesellschaft in der bürgerlichen Familie in Kopenhagen eine andere? Die lieben, geschwätzigen, neugierigen, kichernden Mädchen, braucht man erst nach Dänemark zu reisen um sie zu suchen? Diese Clauren'sche oder Frederike Bremer'sche Kunst das Alltagsleben zu nuanciren hätten wir kaum in dem Dichter Andersen vermuthet. Und mit wie kurzen, scharfen Rissen wirft er in der Geschichte der Hutverwechselung zwischen Vater und Sohn einen Schlagschatten in dieses gemüthliche Bild bürgerlicher Ehrbarkeit. Alles Einzelne, wie gesagt, trefflich, und vielleicht für Die welche das dänische Leben kennen noch trefflicher; aber der Roman- und der Gedankenfaden ist noch dürftiger als der in „Nur ein Geiger". Erst kurz vor dem Schluß kommt einige Handlung hinein, die uns wenn nicht fortreißt, doch fesselt, bewegt, rührt. Andersen muß fliegen, er kostet, koset, er ist auch mit Wenigem zufrieden; aber er ist kein Baumeister der auf tiefgelegten Fundamenten ein großes Haus aufführt.

Im „Improvisator" scheint er es zu sein. Italiens Lüfte, Düfte, Farben haben ihn berauscht, in einem Hauch, Guß hat er das reizende Luftbild aufgeführt, es ist ihm in seinen Hauptzügen gelungen; wenn wir aber näher das Glas anlegen, ist doch auch so viele Mosaikarbeit, so viel nicht aus der Wurzel Gewachsenes, sondern Hinzugetragenes, willkürlich Eingesetztes. Andersen's Rival, und später Freund, Henrik Hertz (dessen „König René's Tochter" jetzt in Deutschland das Glück und das Publicum Andersen's theilt), sagte zu ihm in Rom: „Ihr Unglück ist, daß Sie Alles haben müssen drucken lassen, das Publicum hat Ihnen Schritt für Schritt folgen können, ich glaube, daß selbst ein Goethe in Ihrer Lage Dasselbe hätte erleiden müssen." Er lobte sein

Talent die Natur aufzufassen und in wenigen anschaulichen Zügen Genrebilder zu geben. Dieses Urtheil ist freilich nicht erschöpfend, aber es bringt vieles Licht in Andersen's Erscheinung. Der Kampf mit den Verhältnissen einerseits, andererseits die früh angeregte außerordentliche Bewunderung und Theilnahme hinderten ihn mit sich selbst ins Klare zu kommen, sich selbst zu setzen, zu prüfen was er könne, nachzuholen was ihm fehlte. Dort mußte er schnell schaffen, nach allen Seiten hin, um zu leben; hier fühlte er sich dazu angetrieben der Liebe und Bewunderung die ihm entgegenkam auch seinerseits Das zu bieten was sie liebte und bewunderte, ein buntes glänzendes Allerlei. Die Gedankenwelt ist Andersen nicht verschlossen, er hatte aber nicht Zeit genug mit Ernst sich in ihr zu vertiefen, und wenn er es gethan hätte, würde er Die nicht mehr so befriedigt haben welche ihm mit ihrer Theilnahme entgegenkamen. Statt tiefe Schachte zu treiben in dem Bergwerk das ihm zu Gebote stand, um reiche, gediegene Metalllager auszubeuten, schiffte er ämsig und lustig in den hellen Adern umher die zu Tage lagen. Statt große historische Gemälde zu liefern, ward er ein glücklicher Genremaler.

Mit Glück hat er sich überall versucht wo er auftrat, das heißt ein Glück was vom eigenen Geschick und Talente mit bedingt wird. Glück auch in den Titeln, was für einen Schriftsteller in der schönen Literatur heut von großer Wichtigkeit ist. Nur sein gelungenstes, abgerundetstes Werk, der „Improvisator", führt den bescheidensten. „Eines Dichters Bazar" ist für die Reisebilder welche er bringt ein fast zu mercantiles Aushängeschild, ein „Bilderbuch ohne Bilder" glücklicher für die reizenden Märchen gewählt die es enthält. Von diesen und seinen Gedichten zu sprechen wäre nun unsere Aufgabe, nachdem wir aber seiner Thätigkeit als Romandichter einen zu großen Raum gewidmet, müssen wir uns das Thema Andersen als Märchendichter für ein anderes mal aufsparen. Die Stimme des Publicums scheint aber bereits ein Urtheil gefällt zu haben, dem wir beitreten: daß Dies das Feld ist auf welchem unser Dichter eigenthümlich und ganz zu Hause ist. In wessen Händen, von den Kindern bis zu den Hochgebildeten und Hochgebildetseinwollenden, sind nicht Andersen's Märchen! Es ist ein Ton, eine Sprache die jedes Gemüth anspricht, es ist des Dichters frischer kindlicher Sinn, seine Gabe den Hauch des Lichts aufzufassen wie das Daguerreotyp, und ihn ebenso zart wiederzugeben. Es ist die Mitgift seiner Natur, daß er die Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt von ihrer sentimentalen wie von ihrer naiven Seite zu betrachten weiß, und daß er im Humoristisch-Naiven nicht die Gefühlsschwärmer, und im Sentimentalen nicht die Ironiker verletzt. Dies ist ein Takt den nicht Jeder erworben hat. Er weiß Maß zu halten, er erweckt nicht Spott, nicht Widerspruch durch Paradoxien, durch Sophismen, durch Extravaganzen. Er schwimmt fort auf dem großen Strom, von seinen Wellen getragen, aber sich frei haltend über seinen Strudeln und Wirbeln. Auch seine Märchen leiden so wenig als seine Romandichtungen an Gedankenschwere, aber an sinnreichen Wendungen, an einer belehrenden Moral fehlt es ihnen ebenso wenig.

Ein Dichter mit seinen Mitteln hätte Mehr werden können! — von wie vielen Dichtern sagt man Das nicht; aber es sind in der Regel solche welche sich der Gunst der Menge erfreuen. Wären sie Das was man von ihnen verlangt, wären sie gründlicher, ernster, correcter geworden, so früge es sich sehr, ob dieses Mehr ihnen mehr Freude und Bewunderer verschafft hätte. Dies ist nun eine Frage deren Beantwortung von dem Geschmack eines Jeden abhängt, ob er dem großen Publicum zu gefallen oder die Zustimmung der Kenner sich zu erwerben für besser hält. Andersen ward in seiner Bahn durch die Verhältnisse hineingerissen. Ob er würde tauschen wollen, wenn eine Fee aus seinen Märchen ihm die Wahl frei stellte zurückzukehren zu seiner Jugend, zu einer glücklichern natürlich, um fleißig und ordnungsmäßig zu lernen, und ordnungsmäßig studirend aufs neue nach dem Dichterlorber zu ringen? Ob er dafür aufgäbe die Gunst der Völker und der Könige, den Beifall der Frauen, den Ruhm der über Europa und das Atlantische Meer hinaus bis an die Grenzen der Cultur gedrungen ist? Denn man liest ihn, die englische Uebersetzung seiner Werke, in wohlfeilen Volksausgaben durch ganz Nordamerika.

Wir haben es nur mit der Erscheinung wie sie ist zu thun; ein junger Mann ist er ein Mann des Volkes (in dem Sinn wie es keinem Verhältniß unserer Literatur zum Publicum möglich ist) geworden. Dieser Erfolg hat sein Recht für sich; die Kritik hat kein Recht daran zu mäkeln. Aber auch von einem sittlichen Seitenstandpunkt aus gesehen ist dieser Erfolg erfreulich, wenn man die Mehrzahl der Werke und Schriftsteller betrachtet welche in letzter Zeit eine europäische Popularität erworben haben. Daß ein Andersen mit seiner zarten, sittlichen, poetischen Geistesrichtung, mit seiner Gemüths- und Gefühlsstimmung da einen allgemeinen Anklang finden konnte, wo man glaubte, daß nur noch „Mysterien", „Ewige Juden", „Grafen Monte-Christo" und Dergleichen die Steinhaut des Materialismus der die Welt beherrscht erweichen, und Poren zum Eindringen finden können, ist ein Zeichen, daß es mit der Empfänglichkeit der Massen für das Bessere etwas besser steht als wir wähnten. Daß Andersen an den Höfen der Könige mit besonderer Gunst aufgenommen wird, ist leicht erklärlich: er ist ein Dichter der sich von den politischen Ideen entfernt hält, solche Dichter, jetzt so selten, muß man festhalten; daß er aber mit seiner sentimentalen Ader vorzugsweise bei der Masse anspricht, ist ein wohl zu beherzigendes Zeichen, daß diese Richtung im Volke, wenigstens im deutschen, nicht so ausgegangen ist als man uns zu beweisen sich müht. Und merkwürdig, daß gerade von Dänemark aus ein Dichter die Rechte der Sentimentalität in der Literatur vindiciren muß!

7.

Zeitgedichte.

1. Polenlieder von Reinhold Jachmann. Leipzig, Friese. 1846. 8. 5 Ngr.
2. Carnevals-Lieder der Hutfreunde in Berlin, nebst einem Anhange: Zopf und Hut, romantisches Schauspiel von A. Weinholz. Berlin, Weinholz. 1847. 12. 5 Ngr.
3. Sonettenkranz den Mitgliedern des I. Vereinigten Landtags gewunden von A. Weinholz. Leipzig, Koffka. 1847. 8. 4 Ngr.
4. Deutsch-katholische Glockentöne. Ein Sonettenkranz von Josef Pirazzi. Offenbach, Heinemann. 1847. 8. 8 Ngr.
5. Piesecke der Mann der Revolution, oder die Schreckensscenen der berliner Apriltage. Bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von W. E. M. Leipzig, Koffka. 1847. 8. 5 Ngr.
6. Rom spricht aufs neu! Von K. E. Tenner. Gießen, Ricker. 1847. 8. 2 Ngr.
7. Dies gilt den Pfaffen! Zeitgedichte von Heinrich Hutten. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 8 Ngr.

Auf dem flüchtigen Fuß der Verse hat heutzutage schon mancher ernste, zeitbewegende Gedanke sich aufgemacht, um in lichtem, heiterm Gewande gefälliger und annehmbarer vor die Augen des Volkes zu treten. Unsere Zeit bietet so manche Bewegung in geistiger wie materieller Beziehung dar, und hat dagegen hinwiederum doch so wenig eigentliche Thatkraft, daß man sich nicht wundern darf, wenn die verschiedensten Ideen statt in der Praxis zur That sich zu entfalten, in die Literatur sich werfen und auf literarischem Wege sich Geltung zu verschaffen suchen, so unerquicklich und trostlos eine solche Erscheinung im Ganzen genommen auch immerhin sein mag, da gar oft von Poesie in solchen Producten keine Spur vorhanden ist, und man vergeblich unter der Spreu nach dem Weizenkörnlein sucht.

Jachmann legt auf das Grab des geopferten Polenvolkes aufs neue poetische Kränze; ein großer Theil seiner Gedichte ist lesenswerth, es weht in ihnen ein edles mannbares Gefühl, das vorzugsweise in einzelnen Gestalten uns lebendig vor die Augen tritt, und dem größten Theil der Gedichte einen mehr epischen als lyrischen Charakter verleiht. Ein wohlgelungenes Gedicht ist namentlich S. 16 die verbannte Polin, das wir zugleich als Probe hier mittheilen wollen:

> Wie einst an Babels Wassern das Volk der Juden saß,
> Und Zions Herrlichkeiten in Thränen nicht vergaß,
> Durch seine düstern Reihen nur leises Seufzen ging,
> Indeß an Trauerweiden verwaist die Harfe hing:
>
> So baut der alte Pole mit seiner Tochter sich
> Am fernen Eisgestade ein Hüttchen kümmerlich;
> Den Sohn seit Warschaus Sturze sein Auge nicht mehr sah —
> Deckt ihn der Polen Erde, der Sand von Afrika?
>
> Das Mädchen trägt nach Hause des Reisebündels Last;
> Wie anders als sie wohnten im heimischen Palast!
> Und an des Niemens Ufern, von Wäldern rings umkränzt,
> Sie auf dem stolzen Zelter im Jagdschmuck oft geglänzt!
>
> Als sie in prächt'gen Sälen, mit Blumen schön geschmückt,
> Oft im Masurkatanze der Männer Aug' entzückt!
> Jetzt weint sie viel im Stillen, denkt sie an alles Dies,
> Indeß ein heit'res Antlitz sie stets dem Vater wies.

Weinholz theilt in seinem „Carneval der Hutfreunde" Lieder mit die zur Carnevalszeit in einer berliner Gesellschaft gesungen wurden. Ref. weiß nicht welches Recht dergleichen zufällige Producte auf eine eigentliche literarische Besprechung haben, da er sie nur als für einen kleinen Kreis von Bekannten gedichtet ansehen kann, die eben zufrieden sind was ihnen der gesellige Verseкünstler bietet. Ref. wird deshalb von ihnen Nichts weiter bemerken, als daß die Verse hart und schwer sind, und daß man der ganzen Narrenlustigkeit und dem Faschingshumor Berlins die Treibhauspflanze ansieht. In dem im Anhange mitgetheilten „romantischen Schauspiele" wird die Germania aus den Händen des Grafen Finster von Wahn sowie seiner Vasallen, dem Pietismus, der Intoleranz und dem Aberglauben, durch den verwegenen Ritter Gedanke mittels der Philosophia, Historia, Liberalismus u. s. w. befreit. Das Ganze ist ziemlich fadenscheinig und gedankenarm. Besser sind Weinholz' Sonette, die er den Mitgliedern des Vereinigten Landtags gewunden hat, obgleich der Verf. selbst bekennt, daß er mit der Form im Liede streiten müsse. Er feiert in den ersten Sonetten zunächst den Marschall Vorwärts, den Alten Dessauer und Stein, welchen Letztern namentlich mehre Gedichte verherrlichen. S. 7 heißt es von ihm:

> Du schautest in die Zeit mit ernster Strenge;
> Ein weiser Arzt, so hattest du erkannt,
> Daß in des Volkes Fleisch ein tiefer Brand,
> Der gerne weiter bis zum Herzen dränge.
> Du machtest es von seinem Siechthum frei,
> Von seiner Schlaffheit, seiner Michelei,
> Und schufst es so zum Freiheitskampf geschickt.

Pirazzi's „Deutsch-katholische Glockentöne" enthalten in einzelnen Sonetten eine Geschichte des Deutsch-Katholicismus, sowie die Hauptumrisse des neuen Glaubens; wenige dieser Gedichte, mit Ausnahme der acht ersten, erheben sich zur poetischen Färbung, da sie größtentheils zu referirend historisch-dogmatisch sind, und nur selten ein unmittelbar bewegtes Gefühl sich ausspricht. Der Gedanke, die Reflexion drängt sich überall hervor, und wer diese Sonette mehr praktisch auffaßt, der hat allerdings in reiner netter Fassung die Grundzüge des Deutsch-Katholicismus. In den ersten Gedichten dagegen, wo der Verf. im reinen Gemüthsleben steht, den innern Uebergang aus der alten zur neuen Kirche, die Jugenderinnerungen schildert, weht ein ganz poetischer Hauch; so ist unter diesen besonders das erste, in welchem der Verf. die Noth schildert mit welcher äußerlich die neue Gemeinde zu ringen hat, die ohne Glockenklang in alten Gebäuden und auf dem Felde sich versammeln muß um sich geistig zu erbauen, hervorzuheben:

> Noch hört man sie von Thürmen nicht erschallen,
> Noch stumm für uns sind ihre eh'rnen Zungen,
> Noch sind sie nicht für uns im Chor erklungen,
> Still müssen wir zu unsern Tempeln wallen.
> Auch diese finden wir oft nur in Hallen
> Wohin noch nie ein frommes Wort gedrungen,
> Worin kein Christenlied je ward gesungen,
> Die, alt und morsch, oft drohen einzufallen.
> So tönt statt Glocken denn ihr, meine Lieder,
> Und ruft herbei die gläubige Gemeinde,
> Weit trag' euch der Begeisterung Gefieder!

„Piesecke der Mann der Revolution" ist ein Product das, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, nicht gehauen und nicht gestochen ist. Wo liegt der Ernst und wo der Scherz? fragt man vergebens. Es werden in einzelnen dramatischen Scenen Gegenstände aus den berliner Aprilaufständen behandelt, die in ihrem Ursprung und Verlauf keineswegs zu so schlechten Witzen wie sie in diesem Gedichte gemacht sind Anlaß gegeben haben; man wird jedoch aus dem Ganzen nicht klar, wer der Gegenstand der Verspottung sein soll, die armen verhungerten Voigtländer oder die öffentlichen Verhältnisse welche diese Noth bedingen. Das Gedicht trägt das Motto:

> Da werden Weiber zu Hyänen,
> Und treiben mit Gendarmen Scherz!
> Nicht achten sie der Bäcker Thränen:
> Weit ist ihr Magen, eng ihr Herz!
> Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
> Sich alle Bande frommer Scheu,
> Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
> Und voller wird die Stadtvogtei:
> Gefährlich ist's den Leu zu wecken —
> Verderblich ist des Tigers Zahn —

> Jedoch, wer schildert wol den Schreck
> Wenn sich die Kürassiere nah'n!

Tenner's „Rom spricht aufs neu!" enthält in sechs kleinen in Vers und Reim gebrachten Sätzen die Grundsätze der römisch-katholischen Kirche und jedesmal eine Kritik dazu; das Ganze hat keine Bedeutung. Statt weiterer Auseinandersetzung diene das zweite Gedicht als Probe:

> Aufs neu spricht Rom aus seinem Dom:
> „Ich bin allein der Hirt der Erde,
> Dem Gott verliehen hat die Gnade
> Allzeit zu leiten seine Heerde
> Nach seinem Wort auf rechtem Pfade."
> Und bei dem Wort zeigt die Geschichte
> Ein Bild mir aus dem Vatican,
> Das nimmermehr vom ew'gen Lichte,
> Das nur von Lüge zeugen kann.

Hutten schwingt in kecken Versen die Peitsche des Spotts über alles Pfaffenthum, er ist Feind jeglicher in Glaubensdogmen eingeengten Kirche, er will ein Ketzer bleiben, in der Ketzerei nur das Wahre, Gute und Schöne suchen; es ist ein allgemeiner Pantheismus, der in diesen Gedichten gegen jede positive Religion reagirt. Hutten singt S. 64:

> Gebt lieber alle Kirche auf
> Als daß ihr euch noch zwängt und drängt,
> Da euer Herz ja doch vollauf
> Nicht mehr am alten Plunder hängt.
>
> Ihr betet auch wenn ihr recht schafft,
> Ihr singet auch wenn ihr recht denkt,
> Ihr ehret Gott wenn ihr mit Kraft
> Euch ganz ans thät'ge Leben hängt.
>
> Das ist das Ende von dem Lied,
> Und's Lied vom Ende, das wird sein:
> Wer Gott nicht allenthalben sieht,
> Fängt in der Kirche ihn nicht ein.

93.

Notizen aus England.

Die witzige Antwort.

Die englischen Schriftstellerinnen scheinen sich in neuerer Zeit besonders geschichtlicher und hauptsächlich biographischer Studien zu befleißigen. Unter den vielen Werken dieser Gattung die in den letzten Jahren von dieser Seite veröffentlicht worden sind, ist eins der letzten die „Memoirs of Viscountess Sundon, Mistress of the Robes to Caroline, consort of George II. By Mrs. *Thompson.*" Die Heldin dieser Memoiren war die Tochter eines unbekannten Landedelmanns und mit dem Verwalter der Güter des berühmten Herzogs von Marlborough, einem gewissen Robert Clayton, vermählt. Als Georg I. den Thron bestieg, kam sie durch die Bemühungen der ihr befreundeten Herzogin von Marlborough an den Hof, und auch ihr Gatte rückte durch gleiche Gunst aus der unbedeutenden Stellung die er inne hatte zu höhern Aemtern empor. Je unbedeutender der Letztere an Gaben war, desto verschlagener und gewandter war seine Frau, die keine Gelegenheit vorbeigehen ließ ihren Einfluß und ihr Ansehen zu mehren. Sie wurde bald bei der Prinzessin von Wales, zu deren Kammerfrau sie ernannt war, die bevorzugte Günstlingin, und bewahrte sich diese Gunst auch, nachdem Letztere durch die Thronbesteigung Georg's II. Königin geworden, bis zu deren Tod. Die Herrschaft welche sie über die Königin ausübte war so groß, daß selbst der allmächtige Minister Robert Walpole sie zu fürchten begann. Ja sie war sich ihrer Macht dergestalt bewußt, daß sie dem genannten Staatsmann den Vorschlag machte mit ihm gemeinschaftlich das Britische Reich zu regieren. Horace Walpole, der Sohn Sir Robert's, erzählt in seinem bekannten Geschichtswerk, daß Ersterer dies Anerbieten auf die höflichste Weise abgelehnt, indem er der Hintertreppenpolitikerin für die Ehre gedankt, sich ihrer Gunst empfohlen, aber hinzugefügt habe: er halte Niemanden als den König und die Königin geeignet das Königreich zu regieren. Ihr unbeschränkter Einfluß auf die Königin soll sich auf ein Geheimniß der Königin, in dessen Vertrauen die Hofdame war, gestützt haben und wohinter Sir Robert Walpole endlich gekommen sein will. Dieses Geheimniß war, daß die Königin einen Bruch hatte, wovon außer ihrer deutschen Amme, dem König und Mrs. Clayton bis zu ihrer letzten Krankheit Niemand Etwas erfuhr. Dies große Staatsgeheimniß verschaffte denn auch ihrem Gatten die Würde eines irischen Pairs in seiner Ernennung zum Viscount Sundon. Horace Walpole gibt in seiner boshaften Weise Winke, in welcher Art die Hofdame ihren Einfluß benutzte. Er erzählt unter Anderm, daß er kurz nach ihrem Tode zu ihrer Freundin Lady Pomfret geäußert, daß sie natürlich sehr reich verstorben sein müsse. Die Lady entgegnete etwas leidenschaftlich, ihre Freundin habe nie Geld genommen. Horace Walpole erwähnte dieser Unterredung gegen seinen Vater, welcher ihm lächelnd erwiderte: „Nein, sie nahm nur Juwelen." So sei die Stelle des Lord Pomfret als Oberstallmeister der Königin von ihr mit ein Paar Diamanten-Ohrringen, 1500 Pf. St. an Werth, gekauft worden. Diesen Schmuck habe sie einst bei einem Besuche im Hause ihrer frühern Gönnerin, der Herzogin von Marlborough, getragen, welche Letztere als sie fort war zu Lady Mary Wortley äußerte: „Wie kann das Weib die Unverschämtheit haben in diesem Bestechungskleinod umherzugehen?" Die witzige Lady Mary versetzte hierauf: „Madame, wie würden die Leute erfahren können wo Wein verkauft wird, wenn nicht ein Zeichen herausgehängt würde."

Englischer Spott über deutsche Loyalität eines Wirths.

Ein englischer Reisender, der auf einem Ausflug von Wien nach den Traunfällen im letzten August kurz vor dem Könige von Preußen in Gmünden eintraf und im Goldenen Schiff daselbst einkehrte, wo der Monarch absteigen sollte, veröffentlichte in einem englischen Blatte eine ziemlich ergötzliche Schilderung seines Aufenthalts in dem genannten Hotel. Er fand die Hotelwirthschaft bei seiner Ankunft in der größten Bewegung und Spannung, da sie jeden Augenblick den König erwartete. Die gewöhnlichen Reisenden wurden alle in die Hinterzimmer geschoben. Das Benehmen des Wirths erschien dem Engländer besonders drollig. Bei seinem Hin- und Herrennen nahm er ein sehr wichtiges Ansehen an. Lange vor der bezeichneten Stunde der Ankunft des Königs hatte er sich in seinen besten Anzug geworfen und zwei Wachskerzen auf ungeheuern alten Leuchtern in der Hausflur aufgepflanzt. Mit fieberischer Spannung erwartete eine Musikbande das Eintreffen des hohen Gastes, und die ganze Inwohnerschaft des Hotels schien vor Aufregung ganz außer sich (seemed half crazy with excitement). Als die Stunde herankam, stürzte der Wirth hin und wieder zum Hause hinaus und theilte seine Zeit zwischen ängstlichen Fragen und der Besorgung der rasch niederbrennenden Wachskerzen. Es schlug zehn Uhr und Se. Majestät kam nicht. „Da ich müde war", fährt der Erzähler fort, „so verfügte ich mich zu Bett, konnte aber nicht schlafen; denn gegen 11 Uhr kündigte Pferdegetrapp und das Kommen und Gehen stiegenauf und stiegenab die Ankunft des Königs an. Es mag ehrenvoll sein mit dem Königthum unter einem Dach zu wohnen, aber es ist nicht immer comfortable, und Dies war ein solcher Fall. Die ganze Nacht über war das Hotel in einer solchen Unruhe, daß es fast unmöglich war in Schlaf zu kommen. Wie Se. Majestät dabei fuhr weiß ich nicht. Als ich des Morgens mein Gemach verließ, drang mir ein gewaltiger Weihrauchgeruch entgegen, welcher den ganzen Vorsaal erfüllte: — ein seltsames Compliment, dachte ich, für einen protestantischen König!" 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 326. —— 22. November 1847.

Briefe aus Indien. Von W. Hoffmeister. Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von A. Hoffmeister. Mit einer Vorrede von Karl Ritter, und sieben topographischen Karten. Braunschweig, Westermann. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dies ist eine ausgezeichnete literarische Erscheinung, worauf die gebildete deutsche Lesewelt nicht eifrig genug aufmerksam gemacht werden kann. Ref. gewährt es eine große Freude hier unverholen aussprechen zu können, daß er das Buch durch und durch höchst interessant gefunden habe, daß es gerechten Anspruch machen darf unter den gediegensten, allgemein bewunderten indischen Reisewerken einen hohen Ehrenplatz einzunehmen. Das will bei der reichen Fülle von englischen, französischen und deutschen Reisebeschreibungen über Indien, womit wir besonders in den letzten zehn Jahren so sehr gesegnet sind, außerordentlich viel sagen. Aber so erheiternd interessant auch das Werk von Anfang bis zu Ende ist, so versetzt es seine Leser dennoch in eine wehmüthige, in eine stark erschütternde rührende Stimmung. Dies ereignet sich ein mal bei dem ersten Aufschlagen, und dann noch bei dem letzten Schließen des Buches. Das allgemein gekannte und viel beklagte Schicksal des liebenswürdigen, hoffnungsvollen jungen Verf. tritt gerade bei diesen beiden Momenten lebhaft in den Gedankenkreis des gefühlvollen Lesers und erweckt ernste Reflexionen. Es ist hart für die hinterbliebenen Angehörigen, Freunde und Gönner des so innig geliebten, reich begabten Wanderers, ihn gerade da auf ewig von sich gerissen zu sehen, wo er ihnen nach mehr als jahreslanger Trennung aus weiter Ferne den jubelnden ersten Anfang zur endlichen Heimreise entgegenrufen will. Es ist hart für die Wissenschaft ein so entschiedenes Talent für Weltreisen mit all seiner gründlichen Vorbildung gerade da schon zertrümmert zu sehen, wo es die allererste reife Frucht seines Geschicks, seiner Ausdauer und seines Fleißes zur Ernte darreichen will. Doch wir wollen um der Vortrefflichkeit des Buches willen das ernste Bild über des Verf. Unglück nicht zu scharf und zu lange ins Auge fassen.

Der erste Brief ist zu Athen geschrieben; er meldet die Abreise von Triest, das Eintreffen in Ancona, gibt dann eine kurze Beschreibung der Insel Korfu und deren Bewohner, erwähnt das Zusammentreffen des Prinzen Waldemar von Preußen mit dem Herzoge von Cambridge und alle daraus fließende Partien, und gibt zuletzt noch eine ausführliche Schilderung der Stadt Athen und ihres königlichen Hofs. Der zweite Brief ist von Kairo datirt; er berichtet die Ueberfahrt nach Alexandrien, und gibt ein Bild von dieser Stadt und ihrem Bewohnern, bespricht die Weiterreise nach Kairo und den Aufenthalt in dieser Stadt. Ein dem Tagebuche entlehnter Nachtrag zu diesem Briefe gibt ausführlichen Bericht über einen Ausflug zu den Pyramiden. Der dritte Brief kommt von Madras, und bringt schon mehr wie die vorhergehenden eine ins Einzelne gehende Beschreibung der Insel Ceylon; er erzählt viel von Gebirgstouren, Jagdpartien nach Elefanten und anderm Wild, von botanischen Excursionen, von der Zimmtcultur, Kaffeeplantage, von den wilden Eingeborenen. Der vierte Brief kommt schon aus dem Innern des indischen Festlandes, aus Patna, gibt aber noch eine Fortsetzung der Beschreibung Ceylons, besonders die der Besteigung des Adamspiks. Der fünfte Brief, ebenfalls von Patna datirt, stattet Bericht ab über die Reise von Ceylon nach Madras, nach Kalkutta und Patna. Der sechste Brief kommt von Kathmandu, der Hauptstadt des am Himalaja gelegenen Königreichs Nepaul; in ihm wird eine Reise in die Gebirge und der Blick auf den Dhawalagiri, den Bergriesen der ganzen Welt, beschrieben; auch werden Mittheilungen gemacht über die Bergbewohner, über die Empfangsfeierlichkeiten bei dem englischen Residenten und dem Rajah. Der siebente Brief ist zu Delhi geschrieben; er gibt Bericht über die Reise von Kathmandu nach dieser weltberühmten Stadt, und beginnt mit der Beschreibung einer Tigerjagd in Sigaulih; dann bespricht er die Wohnungen der Engländer, das Volksleben, die Tänzerinnen, die Moscheen, die königlichen Grabmäler, Gärten und Paläste zu Aude, beschreibt die Empfangsfeierlichkeiten bei einem vom Könige gegebenen Frühstücke, die Thierkämpfe, und mehre andere Lustbarkeiten welche dem Prinzen zu Ehren veranstaltet waren. Dann werden Mittheilungen über die Weiterreise gemacht, Agra und Delhi mit ihren Einwohnern, Palästen und Tempeln beschrieben. Der achte Brief kommt von dem Ruhepunkte Pauali Danda einer

großen Gebirgsreise in der Himalajakette. Der neunte Brief enthält von Mukba aus eine Fortsetzung dieser Wanderung über Gebirge und Thal. Im zehnten Briefe, der von Tschini aus geschrieben ist, wird die Weiterreise durch den vergeblichen Versuch nach Tübet vorzudringen erst etwas verzögert, dann aber rüstig ausgeführt. Der elfte Brief ist zu Simlah, einer englischen Gesundheitsstation, geschrieben; er gibt den Beschluß von der Beschreibung der dreimonatlichen Bergreise. Der zwölfte, ebenfalls zu Simlah geschriebene Brief ist eine bloße Fortsetzung des vorhergehenden; in diesem wird aber das endlich geglückte Ueberschreiten der Grenze Tübets mitgetheilt. Der dreizehnte Brief ist von keinem bestimmten Orte aus geschrieben; er enthält den Feldzug gegen die Sikhs, eine Beschreibung der englischen Armee, die Schlacht bei Mutki, bei Ferozschah; er ist mit einem Schlußwort des Herausgebers versehen, worin der Tod des Verf. mitgetheilt wird. Diesen Briefen ist noch ein naturwissenschaftlicher Anhang beigegeben, der aus einem an Alexander v. Humboldt angefangenen Schreiben über die geographische Verbreitung der Conifernen am Himalaja besteht, dann noch Bemerkungen über die Vegetation des Himalaja und über die Vögel dieses Gebirgslandes enthält. Den Schluß machen einige Tabellen über Temperatur und Höhen für die wichtigsten Orte der ganzen Reise.

Schon aus diesen Angaben einiger Hauptpunkte des Inhalts erkennt man eine starke Abweichung von den seit vielen Jahren Mode gewordenen indischen Vergnügungsreisen. Auch hat die ganze Anlage und Durchführung der Reise durch die heitere jugendliche Frische, durch eine wahrhaft deutsche Färbung und Charakterfestigkeit eine für uns Deutsche ungemein wohlthuende Gründlichkeit und fesselnde Eigenthümlichkeit erhalten. Die Zahl der ursprünglich deutschen Reisewerke über Indien ist noch sehr klein. Ganz vorzugsweise zeichnet sich das Buch aus durch eine freie, unbefangene, klare und wahre Schilderung der innern Zustände des so hoch gepriesenen glücklichen Landes, wo englische Macht und Herrlichkeit immer mehr und mehr wächst, und indische Ohnmacht und indischer Flitterprunk von Jahr zu Jahr stärker in die Augen fällt. Wer kann auf solche Zustände blicken ohne eine Thräne im Herzen zu empfinden über das offenbare Hinsterben einer einst so großen Nation. Das ist eine von den schön gereiften Früchten englischer Größe, englischer Hochherzigkeit, englischer Ehrenhaftigkeit in der Bewahrung und Beschirmung der Völkerrechte. Das ist die eine von den schön gereiften Früchten englischer Seemacht, welche im Unmuthe über die den Indianern angethanen völkerrechtlichen Unbilden durch die Handel treibenden übrigen europäischen Staaten nicht eher zu Ruhe kommen konnte, als bis sie das so viel beneidete und besungene reiche, freie Paradies der Welt unter ihren alleinigen großen Schutz gebracht hatte. Wer kann England nicht preisen! Wer will Anstand nehmen Indiens Glück zu rühmen, da es jetzt so friedlich einig geworden, zu einer einzigen großen englischen Colonie vereinigt worden ist. Das Bischen Uneinigkeit im Norden wird unter der eindringlichen Sprache englischer Kanonen auch bald zur friedlichen Stille gebracht worden sein. Ja, ja, England ist eine gewaltige Macht, eine Achtung gebietende Nation! England ist ein stolzes Volk, aber es hat ein Recht, ein von der ganzen Welt anerkanntes Recht auf diesen Stolz. Indien, diese unaussprechlich reiche Schatzkammer der ganzen Natur, ist dem eisernen Willen der triumphirenden stolzen Söhne Albions unterthan!

Wir wollen nun einige specielle Mittheilungen aus dem Buche zur Unterhaltung bringen. Auf der Insel Ceylon machten die Reisenden eine interessante nähere Bekanntschaft mit Major Rogers, dem weltberühmten, geschicktesten und kühnsten Elefantenjäger, und sie hatten wiederholt Gelegenheit an dieser ebenso gefahrvollen als großartigen Jagd Theil zu nehmen. Unser Verf. sagt:

Alle Morgen, ehe die Nacht der Dämmerung gewichen war, brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und gingen den Elefanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind, und waren gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang naß bis auf die Haut. Wenn die Eingeborenen die Nähe der Elefanten witterten, was sie mit einem besondern Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indeß ich und die Bedienten auf dem Hauptplatze blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elefanten hört man schon auf eine halbe englische Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm als ob eine Lawine über einen Wald hinstürzte. Das verhängnißvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Tone aus einer zersprungenen Trompete nicht ungleich, läßt der Elefant in dem Augenblicke ertönen wo er sich wendet um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wenn der Augenblick der Gefahr da war. Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem sehr coupirten und felsigen Terrain, wo es von Elefanten lebte, größere Gefahr lief als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es links und rechts, hinter uns Trompetenton, und vor uns wühlte schon der Kopf eines mächtigen Thiers durch das dichte Gebüsch. Wir standen auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elefantenschütze, Major Rogers, bei uns war. Er sprang mitten zwischen die Elefanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, ins Ohr, ebenso rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn wie umgeblasen; die andern eilten davon als sie ihre Gefährten krachend im Gebüsche versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte wie zwei ferne Kanonenschüsse. Seit der Zeit hatte ich genug von der Elefantenjagd gesehen, und suchte lieber unter irgend einem Vorwande zu Hause zu bleiben. Am nächsten Tage tödtete Major Rogers ein Elefantenweibchen, welches im Fallen ein neben ihm laufendes Junges erdrückte, also zwei auf einen Schuß. Außerdem war erst ein junger Elefant erlegt, aber viele angeschossen. Der Prinz selbst war einmal in augenblicklicher Gefahr gewesen von einem drei mal in den Kopf geschossenen wüthenden Elefanten erreicht zu werden. Durch einen neuen Schuß wurde zum Glück der Elefant zum Fallen gebracht. Am Tage vor unserer Abreise von Galbocka wurde vom Grafen v. D. ein großer Elefant geschossen, und weil es streitig war welche Kugel für die tödtliche angesehen werden sollte, und wem der Schwanz, die übliche Trophäe der Elefantenjäger, gebühre, machte ich mich mit dem Grafen auf, um den Leichnam zu untersuchen. Still und lautlos ritten wir die engen Pfade, als kaum die

Sonne aufgegangen war. Unser brauner Führer stand häufig still und horchte; dann bog er vom Wege ab, um uns nicht mit einer großen Heerde in Berührung zu bringen. Wir mußten weite Umwege machen um den Platz zu erreichen wo der Koloß gefallen war. Hier lag er neben einem kleinen Wasser, um und um der Boden roth von geronnenem Blute. Am Rüssel und dem Maule, den einzigen antastbaren Theilen, sahen wir die Spuren von den Klauen und Zähnen der blutdürstigen Chittas (Leoparden). Leider hatten sie sich schon vor unserer Ankunft entfernt. Der Elefant, obwol er für einen ganz ansehnlichen gehalten wurde, maß vom Scheitel bis zur Sohle doch nur etwa acht Fuß; so sehr täuscht man sich in Betreff der Größe. Er hatte nur ganz kurze, gerade Stoßzähne, deren einen wir nach unsaglicher, anderthalbstündiger Arbeit ablösten, wobei wir mit Schweiß und Blut so bedeckt wurden, daß wir eher den Wilden als civilisirten Europäern glichen.

Die Briefe gewinnen ganz besonders dadurch an Interesse, daß sie Mittheilungen eines Reisegefährten des ersten deutschen Fürsten enthalten welcher die indischen Höfe besucht. Der Glanz der Aufnahme des Prinzen bei einigen der indischen Könige ist gewaltig groß. Wir geben hier Einiges von der Beschreibung des festlichen Empfangs am Hofe des Königs von Aude zu Lucknow. Es war am 27. März 1845.

Schon um 9 Uhr warteten wir im besten Staate auf den Sohn des Königs, welcher den Prinzen in Empfang nehmen sollte. Er kam nicht, statt seiner die Nachricht, daß er sich nicht ganz wohl befände, und seine Ankunft sich noch etwas verzögern würde. Es verlautete, er habe etwas zu viel Opium genommen. Eine halbe Stunde verstrich nach der andern. Endlich erhob sich ein Lärm im Hofe und Gartenraum. Seine Hoheit erschien, begleitet vom Minister, einem langen hagern Manne mit verschmitztem Gesichte. Der Prinz war sehr blaß, seine Augen rollten unstät und seine steifen Wangen hingen schlaff herab. Zu diesem verlebten, ausdruckslosen Gesichte nahm sich der hohe Goldturban höchst unpassend aus, welcher fast wie die Krone Karl's des Großen in dem Kartenspiel gestaltet war. Perlen, Rubinen und Smaragden glänzten daran, und eine Agraffe, von Diamanten blitzend, hielt den Paradiesvogelstrauß über der Stirn. Eine Prachtrobe von Goldbrocat, Perlenschnüre um den Hals, Ohrringe mit Diamanten, im Gürtel von der feinsten Delhiarbeit, goldstoffene Beinkleider und goldbesetzte Schnabelschuhe vollendeten seinen prachtvollen Aufzug, in welchem der dicke Herr am Arm des hagern, ebenfalls kostbar gekleideten Ministers sich nur schwerfällig und langsam fortbewegte.

Die hierauf folgende theatralische Begrüßung und die Ueberführung der Gäste zur Tafel in silbernen Palankinen wollen wir uns hinzudenken.

Die große Tafel war schon gedeckt, und bald erschien mit gravitätischem Anstande Se. Majestät der König, umgeben von seiner goldglänzenden Begleitung. Sein Eintreten wurde von verschiedenen Officianten mit heller Stimme ausgerufen. Der König ist ein großer stattlicher Mann von ungeheuerer Corpulenz; in seinem Anzuge glich er ganz seinem Sohne, nur war derselbe noch prächtiger und reicher an Diamantenschmuck. Ein anderer seiner Söhne war mit ihm eingetreten, an Wuchs ihm ähnlich, aber noch corpulenter. Die Physiognomie der Herrscherfamilie drückte mehr Gutmüthigkeit als Schlauheit aus, wenn überhaupt in einer solchen Fettmasse der Charakter zum Vorschein kommen kann. Wie anders sahen die Portraits der Vorfahren aus, auch die des Vaters und Großvaters vom jetzigen Könige. In ihren Zügen zeigte sich noch Kraft und Energie, während diesen Gesichtern nur der Stempel des behaglichen Genusses und Wohllebens aufgedrückt ist.... Mir gegenüber saßen drei kleine, allerliebste Jungen, die jüngern Prinzen, denen man den Appetit und die Lust anmerkte die vor ihnen stehenden Speisen anzufallen. Auch schienen ihnen die schweren Goldturbane ebenso lästig zu sein als die gezwungene Mäßigkeit. Der König dagegen war in der heitersten Stimmung. Er legte dem Prinzen selbst vor und zeigte die Feinheit der indischen Zuckerbäckerei, welche den Backwerken oft die seltsamsten Formen gibt. Es kamen Blumentöpfe auf den Tisch, an denen Blumen, Zweige, Blätter, Erde, selbst die Topfscherben zu genießen waren, und aus einer kleinen Pastete, die er dem Prinzen überreichen ließ, flogen beim Abbrechen der Spitze ein paar kleine, niedliche Vögel heraus, welche scherzhafte Ueberraschung den wohlbeleibten Herrn in ein herzliches Lachen versetzte.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an Molière.

So Viel hat Molière gedichtet, so Viel Gutes hat er gedichtet, so Viel ist über ihn geschrieben worden, und so Wenig weiß man doch von seiner Persönlichkeit in den ersten 40 Jahren seines Lebens! Er selbst hat gar Nichts über sein Leben und Wirken hinterlassen; Niemand wird sich rühmen können eine Zeile von seiner Hand zu besitzen die darüber einen Aufschluß gäbe, und ebenso wenig finden sich Nachrichten über ihn in den Schriften seiner Zeitgenossen. Selbst Autographen und Bildnisse von ihm mögen äußerst selten sein. Die einzigen spärlichen Notizen welche man besonders aus seinem frühern Leben hat, theilten die ersten Herausgeber seiner Werke, Lagrange und Vinot, in der Vorrede mit, 1682, also neun Jahre nach seinem Tode; aber die erste sogenannte Biographie von ihm kam erst 1705 von einem Herrn Gallois le Grimarest heraus, und war so unzuverlässig, daß Boileau, einer der vertrautesten Freunde Molière's, meinte: „daß sie nicht das Lesen verdiene, nicht einmal Das sei richtig was die ganze Welt von ihm wisse!" d. h. was noch der alte Boileau und seine ebenso alten Freunde wußten, aber mit ihnen zu Grabe gegangen ist, weil sie nichts Näheres hinterlassen haben. Und doch ist diese Lebensbeschreibung von Grimarest wol 30 mal gedruckt, selbst von Voltaire 1734 herausgegeben, sowie von allen andern spätern Biographen mehr oder weniger benutzt und ausgeschrieben worden. Die genannte erste Gesammtausgabe von Molière's Werken gab Wenig über sein Leben; sie mag äußerst selten geworden sein, und so griff Jeder der Etwas von dem berühmten Mann wissen wollte nach Grimarest. Erst jetzt hat A. Bazin in der „Revue des deux mondes" (Juli 1847) einen kritischen Versuch gemacht die Ereignisse des ersten Komikers der neuen Zeit, was seine ersten 40 Jahre betrifft, festzustellen, und da diese Zeitschrift in Deutschland nicht sehr verbreitet ist, mag der Artikel Jedem dem die Geschichte der Bühne und Molière's von Werth ist bestens empfohlen und das Wesentliche daraus hier nicht unwillkommen sein.

Geboren ward Molière am 15. Januar 1622 in Paris, wo sein Vater, Poquelin, Hoftapezierer und zwar wirklicher, d. h. mit 300 Fr. angestellt war. Die Stelle war erblich und mit dem Amte eines Kammerdieners wenigstens nominell verbunden. Man sieht daraus, wie auch Molière häufig als Kammerdiener Ludwig's XIV. bezeichnet werden konnte. Als Erstgeborenen hatte er ihm schon 1637, als er erst 15 Jahre alt war, die Stelle zusichern lassen. Ob er sie selbst verwalten oder verpachten oder einem Andern verkaufen wollte, stand in seinem Willen. Da es neun solcher Hofdiener gab, so war in keinem Falle viel Arbeit, wol aber immer ein hübscher Gewinn mit dem Aemtchen verbunden. Seine Schulbildung erhielt der junge Jean Baptiste Poquelin in Clermont und, 20 Jahre alt, studirte er die Rechte, allein drei Jahre später (1643) mag er zum Theater gegangen sein. „Es hatten sich", sagen Lagrange und Vinot, „mehre Söhne angesehener Familien, durch ihn verleitet, zu einem Théâtre illustre vereint." Namentlich wa-

ren die Gebrüder Bejart und ihre Schwester dabei, die sich später als Schauspielerin wie als Gattin Molière's einen allgemein bekannten Namen erworben hat. Indessen Poquelin hat keinen Ruf in den Annalen des französischen Theaters. Man kennt nur einen Molière. Warum veränderte er seinen Namen? Warum nahm er gerade diesen an? Jeder der die Bühne betrat pflegte das Erstere zu thun, was ja bis in die neueste Zeit noch oft geschehen ist. Damals suchte man vornehmlich oft durch einen wohlklingenden Namen zu gefallen; es gab einen Floridor, einen Bellerose. Poquelin nannte sich Molière, weil ein Romanschreiber dieses Namens einige zwanzig Jahre früher allgemein berühmt gewesen war. Das Théâtre illustre machte in Paris jedoch schlechte Geschäfte; es verließ 1646 die Hauptstadt und ging in die Provinz. Dörfer und Städte, wo Einnahme zu hoffen war, wurden besucht. Molière und Dufresne werden als Directoren genannt. In Nantes besagt ein Protokoll vom 23. April 1648, daß Hr. Molière mit seinen Komödianten und der Truppe des Hrn. Dufresne unterthänigst (très-humblement) die Rathsherren ersucht hätte auf dem Theater ihre Komödien aufführen zu dürfen, und habe der Rath beschlossen, wie die Truppe besagter Komödianten es erlangen solle das Theater bis kommenden Sonntag, 26. April, zu besteigen (monter). Erst 1653 wird Molière's Laufbahn licht- und ruhmvoller. In Lyon erscheint er mit seinem ersten Lustspiele „L'étourdi". Vielleicht daß er sich schon mehrmals versucht hatte, denn das Lustspiel ist ein niedliches Intriguenspiel; allein für uns gilt es als das erste seiner Werke, weil wir kein früheres kennen. Wir finden ihn dann in andern namhaften Städten von Languedoc; das Théâtre illustre wird allmälig illustre, denn man verschreibt bereits die Gesellschaft bald da, bald dorthin, und drei Jahre später (1656) wird von Molière das zweite Stück: „Le dépit amoureux", aufgeführt. Zeit hat er sich genug genommen, jedoch wieder etwas Niedliches geliefert. Allmälig muß der Ruf der Gesellschaft nach Paris selbst gedrungen sein. Auf Anrathen seiner Freunde zieht sie über Grenoble und Rouen sich so nahe hin, daß sie 1658, vielleicht durch Vermittelung des Prinzen Conti, mit welchem Molière die Schule in Clermont besuchte, und der sich seiner stets freundlich erinnert zu haben scheint, in die Dienste des einzigen Bruders von Ludwig XIV. genommen und ihr ein Saal im alten Louvre eingeräumt wird, wo sie am 24. October 1658 vor dem ganzen Hofe die erste Vorstellung gab. Es war der „Nicomède" von Pierre Corneille, und hinterdrein folgte eine Posse: „Le médecin amoureux." Zwei Tage darauf verließ der Hof die Stadt; ein todter Walfisch und ein mächtiger Riese zogen mehr an als die neue Gesellschaft, welcher jedoch gestattet war mit der italienischen eines Herrn Torelli abwechselnd im Palast des Petit Bourbon zu spielen.*) Erst 1659 gewann sie festen Fuß; theils trat ein tüchtiger, berühmter Komiker zu ihr über, Jodelet (Spaßmacher), so von seinen Rollen genannt**), der als Zierde des schon bestehenden Haupttheaters galt; theils trat Molière mit seinen „Les précieuses ridicules" (zum ersten male am 18. Nov. 1659) auf, welche unendlichen Beifall fanden, „mehr als der «Oedipus» des Corneille, die «Cassandra» des Bois Robert, der «Nero» von Gilbert rc.", wie ein damaliger Kritiker, Loret, berichtet, der darüber klagt, daß ihm die Vorstellung 30 Sous kostete, aber sich auch freut, weil er für 10 Louisdor gelacht habe. Es war das erste seiner Stücke welches Molière gedruckt sah; nicht etwa, daß er es hätte drucken lassen, sondern weil Jemand dadurch Gewinn zu machen hoffte (20. Jan. 1660). Statt einen Proceß deshalb anzufangen, schrieb er noch eine anonyme Vorrede dazu. Jodelet starb im März 1660, aber Molière's Theater hatte nun gewonnen. Das Lustspiel „Le cocu imaginaire", wo Molière die Hauptrolle, den Sganarelle, spielte, um aus den Mascarilles, den komischen jungen Bedienten, herauszutreten, erlebte 40 Vorstellungen hintereinander. Noch schien ein Schlag die Kasse zu bedrohen. Das Palais Bourbon wurde niedergerissen; ein neuer Raum im Louvre ward angewiesen, doch nicht so schnell hergestellt wie man hoffte. Die Gesellschaft spielte bis dahin in den Häusern der Großen. Am 26. Oct. 1660 gab sie vor dem kranken Cardinal Mazarin „L'étourdi" und „Les précieuses ridicules". Ludwig XIV. stand hinter dem Stuhle des Cardinals und ließ Molière 1000 Thlr. auszahlen. Erst am 20. Jan. 1661 war das neue Schauspielhaus vollendet, und Molière's Ruhm als Schauspieler wie als Dichter stieg fortwährend bis zu seinem frühen Tode 1673.

So viel nach A. Bazin, und namentlich Lagrange und Vinot, womit auch ein „Abrégé de la vie de M. Molière" übereinstimmt, das einer netten Ausgabe seiner Werke (4 Bde., Amsterdam 1704) vorausgeht, welche Ref. besitzt, vorausgesetzt daß es nicht wörtlich die Notizen der genannten Zeitgenossen Molière's wiedergibt. 88.

*) Es gab damals bereits zwei Theater: das Théâtre des Marais und das italienisch-komische. Molière's Gesellschaft als die dritte mag daher anfangs eine ebenso schwierige Stellung in der Kunst wie in Hinsicht der Einnahme gehabt haben.

**) In solcher Art bekam Mancher einen Theaternamen. Außer Jodelet war z. B. ein anderer Komiker, Turlupin, berühmt. Unter den Italienern zeichnete sich späterhin zu Molière's Zeit der Scaramuccio aus. Der eigentliche Name von ihnen Allen verlor sich allmälig, wie z. B. noch im vorigen Jahrhunderte zu Wien der berühmte Laroche fast nur als Kasperle bekannt war.

Literarische Notiz aus England.

Cooper's Robinsonade.

Das neueste Werk des amerikanischen Novellisten Cooper führt den Titel „Mark's Reef; or, the crater. A tale of the Pacific", und ist eine Art Robinsonade, worin der Verf. es darauf angelegt zu haben scheint seine staats- und volkswirthschaftlichen Grundsätze auseinanderzusetzen und praktisch zu erläutern. Der Held der Erzählung Mark Wollaston rettet sich mit seinem Freunde und Gefährten Bob Betts bei dem Schiffbruche des Rancorus, auf welchem sie dienen, auf ein unbewohntes Felsenriff, welches durch scharfsinnige Pläne und rastlose Arbeiten zu einem bequemen Wohnsitz für Beide einzurichten unserm Mark gelingt. Ein Naturereigniß, ein Erdbeben, veranlaßt durch den Ausbruch eines feuerspeienden Berges auf dem kleinen Felseneilande, hebt rund um dasselbe her ein ziemlich umfangreiches Land aus den Fluten empor, und eröffnet dadurch dem Unternehmungsgeiste und der Thatkraft des Gescheiterten neuen Spielraum. Er bebaut das Land, weiß es nach und nach mit zahlreichen Abenteurern zu bevölkern, und wird so Oberhaupt und Gesetzgeber eines kleinen Staats. Als solcher ruft er eine Flotte ins Leben, führt mit den Wilden in der Nähe Kriege und besiegt sie, schließt Verträge und ahmt mit Einem Worte im Kleinen nach was anderswo im Großen geschieht. Aber es widerfährt ihm auch was dem Städte- und Staatengründer häufig geschehen ist: der Undank seiner Untergebenen vergilt ihm; sie werden widerspenstig, wollen sich seine Alleinherrschaft und Bevormundung nicht mehr gefallen lassen; endlich entkleiden sie ihn seiner Dictatorschaft und gründen ein freies Gemeinwesen. Der abgesetzte Dictator, tief gekränkt über solche Undankbarkeit, kehrt mit seiner Familie in sein Vaterland, nach Bristol in den Vereinigten Staaten zurück; aber auch dort läßt ihn die Erinnerung an Das was er verloren, wie seine Unternehmungslust nicht ruhen. Er rüstet in Handelsunternehmungen ein Schiff nach dem Sitze seiner frühern Herrschaft aus. Nach langer und beschwerlicher Fahrt gelangt er in die Gewässer seiner vulkanischen Insel; aber das Eiland ist nicht aufzufinden. Er muß sich endlich überzeugen, daß dieselbe Ursache welche einst sein Land aus dem Meere hervorgehoben, Erdbeben und Ausbrüche des Kraters, dasselbe sammt der undankbaren Bevölkerung und ihrer neugebackenen Republik wieder unter den Meeresspiegel versenkt hat. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 327. —— 23. November 1847.

Briefe aus Indien. Von W. Hoffmeister. Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von A. Hoffmeister.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Wir wollen nun die Freuden der Tafel, welche zuletzt sehr luxuriös mit Eis schloß, nicht weiter verfolgen, und dafür uns anschicken die berühmten indischen Thierkämpfe mit anzusehen welche der König zur allgemeinen Belustigung seiner Gäste veranstaltet hatte. Von einer hohen mit Gitterwerk sorgfältig geschützten Galerie saß ein elegant geputzter Kranz von Herren und Damen, und blickte mit gespannter Erwartung in die Tiefe auf den Kampfplatz.

Man erblickte dort sechs gewaltige Büffel, nicht von der zahmen Race, sondern kräftige Abkömmlinge des Arnibüffels aus den Bergen, bis zum Rücken wol 4½ Fuß hoch, mit mächtigen weit ausgeschweiften Hörnern von 3—4 Fuß Länge. Da standen sie auf ihren plumpen kurzen Füßen, und bliesen unter heftigem Schnauben den Athem aus den weit vorgestreckten Nasen, als ob sie Etwas von der herannahenden Gefahr ahneten. Welche mächtigen Thiere, welche ungeheuere Kraft in dem breiten Nacken! Wenn dabei nur nicht solche Dummheit aus ihren Augen sähe. Ein Klappern von Stöcken und der Schrei verschiedener thierischer Stimmen wurde gehört, welchen die Büffel mit dumpfem Gebrüll beantworteten. Plötzlich stürzte aus einer geöffneten Seitenthür ein gewaltiger Tiger hervor, wol 10—11 Fuß lang und 4 Fuß hoch. Ohne langes Besinnen fuhr er mit einem weiten Sprunge zwischen die Büffel, von denen er einen der stärksten, mitten zwischen den gefährlichen Hörnern hindurchschlüpfend, im Nacken mit Klauen und Zähnen packte. Das Gewicht des Tigers zog den Büffel fast nieder; es entspann sich ein gräßlicher Kampf. Unter Stöhnen und Brüllen schleifte der Büffel seinen mächtigen Gegner auf dem Kampfplatze umher, während die andern Büffel mit ihren spitzen schweren Hörnern ihm gefährliche Hiebe austheilten, um ihren Gefährten zu befreien. Tiefe Stille herrschte unter dem Publicum. Alle Zuschauer sahen mit gespannter Erwartung dem Ausgange dieses Kampfes zwischen dem Tiger und den Büffeln, und dem Schicksale einiger unglückseligen Affen entgegen, welche, gleichsam zum Spotte zu Zeugen des blutigen Auftritts gemacht, mit unbeschreiblicher Angst zuerst von ihren Bäumen herabsahen, dann aber, als diese durch die Hörner der Büffel erschüttert wurden, wie todt herabfielen, und auf allen Vieren ausgestreckt mit der größten Resignation ihr Ende erwarteten, ohne das Geringste für ihre Rettung zu thun. Zwei andere Tiger von etwas kleinerm Wuchse wurden jetzt mit vieler Mühe hineingetrieben, während das Ringen noch fortdauerte. Sie waren jedoch nicht zu bewegen irgend einen Angriff zu versuchen, sondern drückten sich nach Art der Katzen an den Wänden herum, wenn die Büffel, welche noch immer rücksichtslos mit den Hörnern auf ihren Gegner einhieben, sich ihnen näherten. Der große Tiger hatte jetzt einen Rippenstoß erhalten der ihn von seinem Sitze lüftete, er stürzte herab, und kroch feig in eine Ecke, wo er, von dem durch den aufgerissenen Nacken wüthend gemachten Büffel verfolgt, verschiedene Stöße hinnehmen mußte, bei welchen er nur schmerzlich das Maul verzog, ohne die geringste abwehrende Bewegung zu machen. Neue Kämpfer erschienen nun auf der Arena. Zwei Bären verschiedener Art von Himalaja wurden mit großer Anstrengung auf den Kampfplatz gezerrt, gerade in den Winkel in welchen sich der Tiger zurückgezogen hatte. Mancher Klauenhieb, manche harte Ohrfeige wurde hier gewechselt unter heftigem Knurren und Brüllen. Blut floß von allen Gesichtern. Während alle drei im fürchterlichen Gemetzel begriffen waren, erneuerte der verwundete Büffel, der unterdessen mit einem der halbtodten Affen sich beschäftigt hatte, seinen Angriff, verarbeitete sie alle zusammen in einem Haufen, und ließ nicht eher ab, als bis ihm ein kräftiger Klauenhieb ein großes Stück Fell von der Nase gerissen hatte. Nun trat eine allgemeine Erschöpfung ein; der erste Tiger lag wie todt und zog schreckliche Gesichter, die andern hinkten lahm gestoßen aus einer Ecke in die andere; auch die Bären verhielten sich vollkommen ruhig, sobald sie nicht mehr die spitzen Stöcke der Thierwärter in ihren Rippen fühlten.

Auf dieses erste Schauspiel folgte noch eine Reihe anderer. Von einer zweiten Tribune sah man dem Kampfe von Schafböcken, Antilopen, Elefanten, Wachteln, Rebhühnern und andern Thieren zu. Alles, selbst Esel und Kameele, wird hier zum Kampf abgerichtet; doch blieb der Elefantenkampf das Großartigste von Allem. Neben diesen Thierkämpfen zeigten Gaukler, Fechter, Ringer und Tänzer ihre wunderbare Kunstproduction. Diese königlichen Belustigungen dauerten sehr lange ununterbrochen fort, bis zuletzt das Gähnen des Königs ein Zeichen zum Aufbruch gab. Des andern Tags ward eine Jagdpartie veranstaltet. Die Gesellschaft ritt früh auf Elefanten aus. Der König nahm persönlich Theil; er hatte seine hochbeinigen Jagdleoparden, Jagdluchse vorausgeschickt, um seinen hohen Gästen alle verschiedene Arten der da zu Lande üblichen Jagden zu zeigen. Doch lobt unser Verf. die Rückfahrt auf dem Gumty in des Königs prächtigen Gondeln als das Schönste. Das deutsche Herz schlug mächtig in Erinnerung an die Heimat, und es ertönte Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" aus voller Brust zwischen Amjud Ali Schah's Rosengärten.

Die Reisenden gehen von hier aus in die Gebirge

des Himalaja, woraus sie nach mehrmonatlichen sehr beschwerlichen Strapazen zurückkehrten, als eben die Sikhs 36,000 Mann stark unweit Ferozepur über den Sutledsch gegangen waren. Sie sind unwillkürlich mit in das Kriegsgetümmel hineingezogen. Wie heldenmüthig der Prinz Waldemar für die englische Fahne gestritten, ist bekannt genug, aber nicht weniger die Treue womit ihm sein junger Leibarzt, unser Verf., anhing. Er schrieb am 20. Dec. 1845 von Mutki aus:

Morgen rückt die Armee nach Ferozepur vor, und ich bin überzeugt, daß wir gut durchkommen, da noch neue Verstärkungen an Truppen angelangt sind. Auf baldiges Wiedersehen!

Das waren seine letzten der Heimat zugedachten Worte. Es kam am 21. December zu einer blutigen Schlacht. Der Herausgeber, wahrscheinlich ein Bruder des verstorbenen Verf., sagt:

Die englischen Truppen griffen, in geschlossenen Gliedern vorrückend, den Feind an; das mörderische Gewehr- und Kartätschenfeuer brachte sie zum Stehen. Da ritt der Generalgouverneur Lord Hardinge selbst vor die Fronte, um sie zum Vordringen anzufeuern. Der Prinz begleitete ihn, umgeben von seinen Reisegefährten. An der Seite des Prinzen reitend, den er in dieser äußersten Gefahr nicht verlassen wollte, wurde Dr. Hoffmeister dort von einer Kartätschenkugel getroffen, die in die Schläfe eindrang. Er sank vornüber zu Boden. Der Prinz sprang augenblicklich vom Pferde und richtete ihn auf; aber das Leben war schon entflohen.

Schließlich wollen wir noch des Vorworts Ritter's erwähnen. Es enthält eine sehr günstige gediegene Beurtheilung des Werkes, und eine ehrenwerthe Charakteristik des jungen Verstorbenen.

Das Vorwort des Herausgebers schließt eine kurze Lebensbeschreibung des Verf. in sich. Es ist aus einer sehr warm theilnehmenden Feder geflossen. 123.

Romanliteratur.

1. Die Nachtmahlsbrüder in Rom. Ein Roman von Ernst Willkomm. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hat unsern Nachbarsvölkern abgelernt was dem großen Publicum frommt, und an der Aufnahme des „Ewigen Juden" den Geschmack der deutschen Leser studirt. Er entwickelt vor den Augen der Leser feingesponnene Jesuitenintriguen. Die Nachtmahlsbrüder vereinigen sich am Todestage Loyola's, und die Emissaire berichten aus verschiedenen Ländern die Resultate ihres Wirkens und Handelns; Polen scheint ihnen besonders am Herzen zu liegen, und man entdeckt, daß die neueste polnische Revolution hauptsächlich das Werk der Jesuiten war, welche auch in der Propaganda zu Paris ihre geheimen Machinationen geltend machen. Die Zustände Polens vor der Revolution werden in verschiedenen fesselnden und anregenden Bildern dem Leser vorgeführt: der rohe, übermüthige Adel, welcher das Volk misbraucht und drückt; das grollende, sich unbehaglich fühlende Volk, welches zur Empörung reif ist und durch jesuitische Ränke aufgewiegelt wird gegen die Regierung, um den Unterdrückern bei ihrem Aufstand zu dienen. Daß es gegen die Herren sich erhebt, erscheint den jesuitischen Berechnungen entgegen. Die Zeit dieses so gefürchteten Ordens ist vorüber; sogar in den Romanen ziehen sie jetzt den Kürzern, und sehen ihre Pläne vernichtet. In den Jesuiten der vorliegenden Theile sind die verschiedenen Abstufungen verschiedener Jesuitengrundsätze dargestellt: der General mit den großartigen Plänen, dem rücksichtslosen Handeln und Gebieten; der untergeordnete, blind gehorchende Bruder und der sich im Innern gegen diesen Gehorsam Empörende. Auch die unbewußten Werkzeuge in ihren Händen lernt man kennen: den zur Unthätigkeit neigenden Tomasso, welcher die Fremden beobachten, behorchen und über sie berichten muß; junge Polen, deren unreifer Patriotismus oder deren Vergnügungssucht man benutzt zur Förderung der geheimen Pläne; schöne Polinnen, die man begeistert für das Vaterland, und Bauern, welche aufgehetzt werden zum Instrument der Rache. Die Werkstätte der Intriguen in Rom wird mit Localkenntniß geschildert; der junge Maler Lodovico Sembronowski lebt dort sein Künstlerleben mit der schönen Römerin, seiner Geliebten und später seiner Frau; er ist in Deutschland erzogen, und gehört einer polnischen Familie an welche in früherer Zeit bei polnischen Revolutionen compromittirt war. Die übrigen Mitglieder derselben werden in ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten dargestellt, und vervollständigen die Musterkarte der polnischen Charaktere welche die letzte Revolution in Anregung brachten. Stanislaus Sembronowski kann als ein Typus der leichtfertigen, genußsüchtigen, grundsatzlosen, nicht patriotischen Polen gelten, während Michael Sembronowski den um sein Vaterland trauernden darstellt. Das Vermögen des Letztern hat die Habgier der Jesuiten gereizt, und um ihn der Kirche zu gewinnen wird ein wohl abgerichteter Priester, ein polnischer Bauerssohn von Geburt, unter angenommenem Namen zu ihm gesandt. Dieser verführt die Tochter des Grafen und treibt sie zum Wahnsinn; zur Strafe dafür wird er nach einstimmigem Urtheil der Nachtmahlsbrüder entmannt; die Ehre der Kirche soll gerettet werden, und der entrüstete Vater soll erkennen, daß der Jesuit nicht im Stande war die Schandthat zu vollführen, er soll einen Andern für den Schuldigen halten. Daß der also Gemishandelte dem Jesuitenorden entsagt, daß er flieht, und in Galizien unter den versammelten Bauern den letzten Tropfen der Wuth in den zum Aufruhr gefüllten Becher gießt, ist zwar recht dramatisch und lebendig dargestellt, doch nicht ganz wahrscheinlich motivirt. Es muß indeß immer auf den Leser einen großen Effect hervorbringen, die Scenen die er noch kürzlich in der Zeitung las jetzt im Roman unter bekannten Räumen, von bekannten Gestalten aufführen zu sehen. Der lebendig gebratene Gutsbesitzer Koluki, der Bauer welcher seine Tochter und deren vornehmen Verführer vom Thurme herab auf die Sensen der Bauern schleudert, das Angstgeschrei der Belagerten, die Wuth der Stürmenden, die ganzen Schrecknisse eines Rache suchenden rohen Volkes sind mit lebhaften Farben geschildert. Auch Michael Sembronowski kommt mit seiner Tochter in dem wilden Aufstand um, doch sein Testament ist gerettet. Trotz aller Intriguen der Jesuiten ist es in den Händen Lodovico's geblieben, und setzt ihn, den armen Verwandten, als Erben ein. Der abtrünnige Jesuit wird todt gefunden in seinem Zimmer, man meint durch Gift. Wir können den vorliegenden Roman nur loben und anempfehlen als spannend, fesselnd, und mit allem dem Materiale ausgestattet dessen der Romanleser bedarf um sich in die Unterhaltungslecture zu vertiefen und zu vergessen. Doch auch der denkende Leser wird sich gefesselt fühlen durch Episoden und Reflexionen und Betrachtungen über bestehende Zustände und Verhältnisse. So folgendes Gespräch des Jesuitengenerals mit Lodovico über die Deutsch-Katholiken in Deutschland:

„Sie fragen, ob sich noch eine zweite Sekte gebildet habe? Noch eine zweite? Lieber Gott, was will Das sagen. Nein, Lieber, so billig lassen Ihre Landsleute nicht mit sich handeln! Ich kann zwar nicht mit apodiktischer Gewißheit sagen, so und so viele Sekten gibt es in Deutschland, wenn ich aber spreche, es wird bald so weit kommen, daß jede Familie eine Sekte für sich ausmacht, so glaube ich nicht gar zu weit von der Wahrheit abzuweichen. In der Kunst sich zu zersplittern sind die Deutschen wahrhaft groß zu nennen!" — — —

„Ueberzeugt von der unzerstörbaren Kraft und Dauer meiner Kirche, kann mir das Nagen einiger Mäuschen an den

Riesenquadern dieses von Gott gegründeten Baus höchstens ein mitleidiges Lächeln ablocken. Man läßt die Mäuschen sich abarbeiten bis die Zähne stumpf werden, und sie unverrichteter Sache von dem hoffnungslosen Unternehmen ablassen. Nein, Das ist es nicht was mich an Ihrem Vaterlande interessirt, mein Augenmerk richtet sich auf die mancherlei politischen Reibungen, die freilich mit den kirchlichen und religiösen Wirren vielfach in Verbindung stehen." — — —

„— — Die Deutschen bringen es zu keiner Revolution, nur in ganz kleinen Revolutiönchen spielen sie verunglückte Variationen auf das große Thema welches Umsturz alles Bestehenden heißt. Sie zeigen sich auch bei dergleichen Affairen als ein Volk aus lauter einzelnen Stammfamilien zusammengesetzt, ja sie revolutioniren geradezu blos familienartig, was denn keine andere Folge hat als Schwächung der nationalen Kraft, Verwilderung des Volkseigensinns und festeres Anziehen der Zügel von Seiten des Fürsten! Glauben Sie mir, mein Freund, der Deutsche als Person ist in der Regel ein ganz achtungswerther Mann, die Deutschen als Nation aber können andern Völkern wahrhaftig keine Bewunderung einflößen. Wir Italiener dürfen zwar auch nicht stolz sein auf unser modernes Leben und Treiben, allein mehr Nationalgefühl, mehr Nationalstolz als die Deutschen haben wir doch!"

„Lassen Sie meine Landsleute in Ruhe, Monsignore, versetzte Lodovico. Um sie ganz ihren Verdiensten nach zu schätzen muß man sie genau kennen. Sie können nun einmal nicht leben ohne mit sich selbst krakelend zu zanken, zu streiten. Im Grunde ist dies immerwährende Geplänkel aller Deutschen gegen Alle doch nur ein Zeichen herzinnigster Liebe, und das Gute hat es doch noch immer gehabt, daß in alle Winkel dieses großen Landes eine Fülle von Bildung und Gesittung dadurch verbreitet worden ist wie keine andere Nation sie aufzuweisen hat."

Auch einzelne politische Reflexionen, die freilich Parteistimmen sind und Parteistimmen gegen sich hervorrufen können, wirken anregend, indem sie zur Beistimmung oder Erwiderung veranlassen.

2. Feldblumen von M. Norden. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1847. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Viel Unnatur in Charakteren und Verhältnissen. Die erste Novelle bewegt sich in der neuesten Zeit. Jenny Lind singt in Frankfurt, und im Salon eines reichen Banquiers spricht man davon. Man spricht auch noch über manches Andere, und wen die gewöhnliche Unterhaltung eines sehr gewöhnlichen Kreises zu erfreuen vermag, der kann mit Vergnügen die ersten Seiten lesen. Sehr ungewöhnlich sind aber die Ereignisse. In den höhern Ständen ein verführtes Mädchen, deren Verführer ein Schuft ist; der Sohn, ebenfalls ein Schuft, bestiehlt auf sehr ungeschickte Weise den Vater. Ein Fremder — welcher als Ehrenmann geschildert wird, und unschuldig auf dem Spielberg gesessen hat — gibt dem jungen Manne den Rath jene Schlechtigkeit zu vollbringen, wodurch ein Anderer in Verdacht kommt. Alles Dieses ist so plump und ungeschickt angelegt, so wenig wahrscheinlich im ganzen Zusammenhange, sowie auch in den Einzelheiten, daß man kaum begreift wie in jetzigen Zeiten bei den großen Ansprüchen der Lesewelt man eine solche Novelle bieten kann, wenn man nicht auf ein ganz ungebildetes Publicum gerechnet hat, welches noch halb auf den Stufen der Unmündigkeit steht, und der Caricatur von Schlechtigkeit bedarf um angeregt zu werden. Eine zweite Novelle: „Der Weber von Langenbielau", spielt auch in der neuesten Zeit, und gibt Scenen aus dem so oft beleuchteten, so viel besprochenen Weberaufstand. Die Weber sprechen wie auf dem Theater, und die Weberinnen wie die ersten Heldinnen, während die reichen Fabrikherren sich so schuftig, feig, geizig und grausam zeigen als man es nur immer wünschen kann, um die Tendenzen des Communismus als Nothwendigkeit geltend zu machen. Als ob die Zustände in ihrer ganzen einfachen Wahrheit nicht tragisch genug wären, muß man sie noch auf Kothurnen abspielen sehen. Nach diesen beiden Novellen hatte Ref. die Lust verloren die dritte: „Der Flottenoffizier", auch vorzunehmen; dagegen gewährte ihm „Das Bad Kissingen" Vergnügen, als eine gründliche, ausführliche Beschreibung jenes jetzt so besuchten Badeorts und dessen Umgebung. Dieser Aufsatz eignet sich ganz für ein Journal, und hat wol auch schon ein solches bereichert. Was der Verf. gesehen hat gibt er gut wieder, nur in der romantischen Ausschmückung ist er nicht glücklich; so „befindet er sich in der Botenlaube, und blickt in das Thal wo die Stadt Kissingen als heiterer, farbenschillernder Punkt zu seinen Füßen liegt. Lebendig wogt die buntscheckige Menge zur Abendpromenade. Dort wandelt mit graziösem Schritt eine Schönheit des Tages dahin, lose den Fächer schwingend, Huld und Lächeln der Schar der Anbeter spendend, mit wohlstudirter Coquetterie die Courmacher anlockend und abstoßend." Das scheint doch für die Entfernung zu scharfsichtig, und es wäre zu wünschen, daß der Verf. uns die Adresse des Künstlers gäbe welcher ein so die Menschenkenntniß förderndes Werkzeug wie seine Lorgnette sein muß verfertigt hat.

3. Novellen von Karl Borromäus Cünzer. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegenden Novellen sind sehr ausführlich erzählt, reich an Schilderungen von Toiletten, Schönheiten, Zuständen und Lebensmomenten, welche Ref. mit Vergnügen las. Unangenehm berührt es ihn, daß die Verwickelungen im Verlauf der beiden ersten Novellen sich hauptsächlich auf ein Misverständniß gründeten, daß eine gewisse Unklarheit in der Gefühlswelt der Frauen dabei vorherrschend ist, welche nicht für die dargestellten Frauen zu interessiren vermag. Das Interesse wird durch Nebendinge gefesselt, oft durch Unbedeutendes hingehalten, und der rechte Kern woran Verstand und Gemüth sich halten können fehlt. Solche Novellen sind blos gegen die Langweile, doch nicht für eine recht lebendige Unterhaltung zu empfehlen; da es indeß viele Menschen in der Welt gibt welche sich viel und oft langweilen, so werden die vorliegenden Bände ihre Leser finden.

4. Von Altenburg nach Paris, von Wilhelmine Lorenz. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1847. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine harmlose Reisebeschreibung ohne Abenteuer, ohne kühne Reflexionen, ohne die gewöhnlichen Indiscretionen der beliebtesten Reisenden; eine einfache Schilderung des Gesehenen, und dadurch für Reiselustige eine Anleitung des zu Sehenden mit Hinweisung auf Geschichte und Verhältnisse der Vorzeit. So kann das vorliegende Büchlein als Wegweiser für Diejenigen dienen welche mit Nutzen reisen wollen, und die Verf. ist mit Nutzen gereist, wohl vorbereitet und mit regem Interesse. Von interessanten Menschen erfährt man indeß Nichts. George Sand war zwar in Paris, doch die Verf. schreibt: „Das Wenige was ich von dieser Schriftstellerin gelesen, hatte mich durch sein unsittliches, unweibliches Wesen so empört, daß ich sie verachtete." Das vorliegende Büchlein ist für Frauen geschrieben, für reisende Frauen, und wird wol immer gleichen Werth behalten, da es nicht zeitbewegt ist, und sich weder geistreiche noch kühne Betrachtungen über Politik und Religion, Landtage oder sonstige Momente des jetzigen Augenblicks erlaubt. 46.

Bibliographie.

Auerbach, B., Der Gevattersmann. Volksbuch für 1848. 4ter Jahrgang. Mit 33 eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Westermann. 8. 4 Ngr.

Brinckmann, C. H. L., Das Gewohnheitsrecht im gemeinen Civilrechte und Civilprocesse und die Handelsusancen. 1ster Theil. Das Gewohnheitsrecht im gemeinen Civilrechte und Civilprocesse. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 15 Ngr.

Bührlen, F. L., Philosophie eines Dilettanten. Stuttgart, Müller. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Δός μοι που στῶ, oder das Abhängigkeitsverhältniss der vier kanonischen Evangelien untereinander. Nachgewiesen vom Standpunkte des Glaubens. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Thlr.

Fischer, K. P., Grundzüge des Systems der Philosophie oder Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. 1ster Band. Die Grundzüge der Logik und der Philosophie der Natur. Erlangen, Palm. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fournier, A., Predigten über die christliche Glaubenslehre. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gastell, J., Kritische Uebersicht der herrschenden Theorien über die Constitution der organischen Verbindungen. Zürich. Gr. 8. 5 Ngr.

Höfken, G., Vlämisch-Belgien. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Iduna, Taschenbuch für 1848. 28ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Jordan, G., Erinnerungen an Roßstall's Geschichten und Sagen. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 2 Ngr.

Lauriani, A., Schneller Ueberblick der Geschichte der Romänen. Leipzig, Michelsen. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, Minister des Innern der Helvetischen Republik. Herausgegeben von F. Wydler. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lewald, Fanny, Italienisches Bilderbuch. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Marcard, H. E., Ein Literatenleben. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 7½ Ngr.

Mundt, T., Dramaturgie, oder Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst. 1ste Lieferung. Berlin, Simion. 8. 10 Ngr.

— — Allgemeine Literaturgeschichte. 2te, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1ste Lieferung. Berlin, Simion. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nante im Club. Politisches Possenspiel in unzähligen Bildern. Erstes und Zweites. Leipzig, Naumburg. 8. 2½ Ngr.

Oettinger, E. M., Narrenalmanach für 1848. 6ter Band. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 2 Thlr.

— — Teufeleien. 1ster Band. Mit 77 Karikaturen. Ebendaselbst. Gr. 16. 1 Thlr.

Peipers, E. P., Die Anthropologie oder die Wissenschaft der Erfahrung. Der positiven Dialektik 2ter Theil. Düsseldorf, Bötticher. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rink, H., Die Nikobarischen Inseln. Eine geographische Skizze mit specieller Berücksichtigung der Geognosie. Copenhagen, Klein. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roß, H. W., Johannes und Marie. Ein ländliches Gedicht. Bremen. 8. 1 Thlr.

Schweigger, J. S. C., Ueber das Elektron der Alten und den fortdauernden Einfluss der Mysterien des Alterthums auf die gegenwärtige Zeit, nebst einem Anhang über einige neuere Gegenstände angewandter Naturwissenschaft. Greifswald, Koch. Gr. 8. 12 Ngr.

Tabor, K. A., Die Geschichte des Gräflich Aldenburg-Bentinck'schen Erbfolgestreites in einem Umrisse. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Tasso's, T., befreites Jerusalem übersetzt von J. D. Gries. 7te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Töpffer's, R., gesammelte Schriften. Vollständige deutsche Ausgabe. 3tes Bändchen. — A. u. d. T.: Genfer Novellen. 3tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 8. 15 Ngr.

— — Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildnisse des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1848. Neue Folge. 10ter Jahrgang. Mit dem Bildnisse F. v. Raumer's. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8 Thlr. 15 Ngr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lecture. 38ster Jahrgang. 1848. Wien, Riedl's Wwe. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Volks-Kalender für 1848. Herausgegeben von K. Steffens. Berlin, Simion. 8. 12½ Ngr.

Volks-Kalender für Israeliten auf das Jahr 5608. (1848.) Herausgegeben von K. Klein. 7ter Jahrgang. Breslau, Kern. 12. 12½ Ngr.

Wangenheim, F. T., Der letzte Sachse. Historische Novelle. Halberstadt, Lindequist u. Schönrock. 8. 26¼ Ngr.

Xenien. Uebersetzung aus dem Lateinischen von Anthelion. Weimar, Hoffmann. Lex.-8. 5 Ngr.

Ungarische Zustände. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Ammon, C. F. v., Zwei Predigten am Constitutionsfeste und Erntedankfeste des Jahres 1847 bei dem evangelischen Hofgottesdienste in Dresden gehalten. Dresden, Walther. Gr. 8. 6 Ngr.

Bardeleben, Sendschreiben an die Herren Landtagsabgeordneten der Provinz Preußen, welche die Wahlen der Ausschußmitglieder vollzogen haben. Leipzig, Biedermann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Blöde, G., Carl Otto Strehle, der am 28. Juli 1847 zu Dresden hingerichtete Mutter- und Schwester-Mörder. Eine psychologische Darstellung, von dessen Vertheidiger. Leipzig, Blum u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Euler, K., Ueber die Aufnahme des Turnwesens durch den Staat. Karlsruhe, Groos. Gr. 8. 5 Ngr.

Franz, F. T., Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Herrn Jesu Christi. Ein Beitrag zur Verständigung und Einigung der Christen. Landau, Kaußler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jellinek, H., Die Täuschungen der aufgeklärten Juden und ihre Fähigkeit zur Emancipation mit Bezug auf die von der Preußischen Regierung dem Vereinigten Landtage über die Juden gemachten Propositionen. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Krummacher, F. W., Antrittspredigt, gehalten den 5. September 1847 vor der Dreifaltigkeitsgemeinde in Berlin. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Paulus in Athen. Predigt, gehalten zu Berlin am 22. Aug. 1847. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Programm der Opposition. Nachtrag zu der 1sten Auflage der Schrift: „Ungarische Zustände." Leipzig, Brockhaus. 12. 4 Ngr.

Riedl, A., Mein Austritt aus der römisch-katholischen Kirche und meine Flucht aus Oesterreich. 2te Auflage. Breslau, Schulz. 8. 5 Ngr.

Souchon, A. F., Zwei Predigten. Gehalten am Sonntag Palmarum und am heiligen Osterfeste. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 4 Ngr.

Strauß, V., Das christliche Bekenntniß und die lehramtliche Verpflichtung; mit nächster Beziehung auf des Hrn. Dr. Jul. Müller's Schrift: „Die 1. Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens und die kirchlichen Bekenntnisse." Halle, Mühlmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Vilmar, J. W. G., Protestantismus und Christenthum. Eine Erklärung gegen des Hrn. Prof. Dr. Heinrich W. J. Thiersch Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Gehorsamste Vorstellung und Bitte der jüdischen Mitglieder des Oberraths, betreffend das Verhältniß des jüdischen Glaubensbekenntnisses zur bürgerlichen Gleichstellung. An die hohe Landes-Regierung zu Schwerin. Schwerin, Kürschner. Gr. 4. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 328. —— 24. November 1847.

Allgemeine Literaturgeschichte. Von Theodor Mundt. Drei Bände. Berlin, Simion. 1846. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Im vorigen Jahre gab ich in Nr. 186 u. 187 d. Bl. mein Urtheil über Gräße's „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte" ab, und schon wieder liegt eine vollständige Bearbeitung derselben umfassenden Wissenschaft, von dem allezeit und zu allen Dingen schreibfertigen Hrn. Theodor Mundt in drei Bänden vollendet, vor mir. Von den Lesern d. Bl. werden sich zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch sehr wenige jener vorjährigen Recension erinnern; ich muß aber dennoch an sie anknüpfen, schon deshalb, damit ich beide Herren Literarhistoriker mit gleichem Maße messe und nach keiner Seite hin irgendwelcher Parteilichkeit beschuldigt werden möge.

Eine Vergleichung der beiden genannten Herren und ihrer Werke gibt folgendes Resultat: Hr. Mundt besitzt mehr Geschmack und wol auch mehr Urtheil über literarhistorische Perioden und Persönlichkeiten als Hr. Gräße, dieser aber ganz unendlich mehr Kenntnisse, Fleiß und Gründlichkeit als Hr. Mundt. Hr. Gräße hat zwar keine Literaturgeschichte im höher wissenschaftlichen Sinne, aber eine brauchbare, reichhaltige und meist zuverlässige Zusammenstellung des literarhistorischen Materials geliefert; Hr. Mundt dagegen steht entschieden auf dem Standpunkte des dilettantischen Raisonnement oder des raisonnirenden Dilettantismus. Er hat den an sich ganz löblichen Vorsatz, die allgemein anziehenden und werthvollen Resultate seiner Wissenschaft in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form vorzutragen, die Wissenschaft zu popularisiren. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man die Wissenschaft um die es sich handelt im Ganzen und im Einzelnen wirklich beherrscht, daß man ihr ernste Studien gewidmet habe; dazu hat aber ein Schriftsteller der jährlich so und so viel Bände über mancherlei sehr verschiedene Gegenstände in die Welt schickt natürlich keine Zeit. Daß Hr. Mundt eigene Forschungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte wenig oder gar nicht angestellt hat, ist insofern ein Uebelstand, als nur die eigene Forschung einen Begriff von den Schwierigkeiten einer Wissenschaft gibt. Doch könnte man von dieser Foderung wol noch absehen, nicht aber von der Foderung, daß der Literarhistoriker mit den Arbeiten anderer Forscher möglichst vollständig vertraut sein muß. Eine absolute Vollständigkeit freilich wird er hierin nie erreichen, und Hr. Gräße äußert deswegen mit großem Rechte: „daß das ganze Leben eines Menschen nicht hinreicht, um nur einigermaßen dem Ideale einer Literaturgeschichte möglichst nahe zu kommen." Dergleichen Sorgen aber macht sich Hr. Mundt um so weniger, je weniger es ihm einfällt seinen Blick weiter als auf die allgemein gangbarsten literarischen Hülfsmittel auszudehnen. Und so hat er denn die Zahl der unnützen Compendien wieder um eins vermehrt, welches eine reine Compilation ohne allen selbständigen und wissenschaftlichen Werth ist. Schade um Hrn. Mundt's unleugbares Talent und seine schriftstellerische Gewandtheit! Wäre er seit dem Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn so vorwärts geschritten wie er seit mehren Jahren zurückgegangen ist, dann könnte man ihn jetzt gewiß zu unsern bedeutendsten Schriftstellern rechnen!

Die Entstehung von Hrn. Mundt's „Allgemeiner Literaturgeschichte" ist folgende: Derselbe hat laut Vorwort an der berliner Universität in mehren Semestern Vorträge unter dem Titel einer „Philosophie der Literatur" gehalten. Während es ihm bei jenen Vorträgen vorzugsweise nur darauf ankam die geistigen Entwickelungsmomente der Literatur oder vielmehr das literarische Völkerleben in seinem großen ideellen Zusammenhang darzustellen, hat er in der gegenwärtigen Ausführung, die für das größere Publicum bestimmt ist, zugleich dem literarhistorischen Charakter der Behandlung nachgestrebt. So zerfällt also das ganze Buch in zwei nebeneinander herlaufende Theile: in einen allgemeinen, sogenannten philosophischen, welcher die geistige Entwickelung der Völker im Großen und Ganzen schildern und erklären soll, und in einen speciellen, welcher die einzelnen, durch jene allgemeine Entwickelung hervorgerufenen Schriftsteller und ihre Werke zu verzeichnen hat. Ueber die Ausführung beider Theile werde ich weiterhin Einiges sagen, vorläufig will ich hier nur bemerken, daß ein irgend genügendes gegenseitiges Durchdringen beider Theile blos in wenigen Abschnitten des Buchs stattfindet.

Da Hr. Mundt auf dem Titel seines Buchs eine allgemeine Literaturgeschichte verheißt, so verlangt man mit Recht, daß keine Zeit und kein Volk in der-

selben über Gebühr weder vernachlässigt noch bevorzugt erscheine. Einige Ungleichheit in der Bearbeitung wird natürlich nie fehlen und gern entschuldigt werden. Auch Hr. Mundt hat gefühlt (I, VII), daß seine Arbeit im Ganzen wie im Einzelnen an dieser Ungleichartigkeit leide. Man müsse aber bei einem solchen Buch schon von vornherein ein wenig auf das Wohlwollen der Leser rechnen können, ohne welches sich eine Arbeit dieser Art weder unternehmen noch vollenden lasse. Nach meiner Meinung darf sich das Wohlwollen der Leser durchaus nicht weiter erstrecken als es durch die Tüchtigkeit der Arbeit verdient wird; es muß also geprüft werden, wie weit sich die eingestandene Ungleichartigkeit in der vorliegenden Arbeit erstrecke. Der erste Band enthält nach einer allgemeinen Einleitung auf 142 Seiten die orientalische, auf 118 Seiten die altgriechische, auf 29 Seiten die altrömische Literatur, endlich auf 17 Seiten das gesammte Mittelalter oder, wie Hr. Mundt sagt, „die Idee des Mittelalters". Mich will es doch gar sehr bedünken, als ob auf diese Art das Maß der Ungleichartigkeit welche entschuldigt werden kann merklich überschritten werde. In Betreff des Mittelalters heißt es (S. 321):

Die Darstellung der mittelalterlichen Literatur selbst, welche hier nicht in unserm Plan liegt, hat mit genauer kritischer Sichtung der mannichfachsten Gruppen und Kreise, die sich auf den verschiedensten Völkergebieten verzweigen, den verschlungensten Organismus zur Anschauung zu bringen, der nur in ausführlicher Darlegung aller seiner einzelnen Erscheinungen und zugleich in einer Reproduction des Stoffs welcher durch alle Sagen- und Dichtungskreise hindurchgeht für die Auffassung lebendig werden kann.

Ich kann in den eben angeführten Worten nur das Bekenntniß finden, daß es Hrn. Mundt der Mühe zu viel gewesen sei diese allerdings schwierige Arbeit über sich zu nehmen, und gewiß kann ihn Niemand zwingen sich einer solchen Mühwaltung zu unterziehen; aber man kann verlangen, daß sich ein Buch nicht mit dem Namen einer allgemeinen Literaturgeschichte brüste, welches für das ganze Mittelalter nur 17 Seiten Raum hat. Der zweite Band behandelt auf 572 Seiten das 16., 17. und 18. Jahrhundert, wobei allerdings vielfach in das Mittelalter zurückgegriffen, S. 115 z. B. eine Episode über die Nonne Rhoswitha, richtiger Hroswitha, eingeschaltet ist, die man an dieser Stelle gewiß nicht sucht. Der dritte Band endlich stellt auf 474 Seiten das 19. Jahrhundert oder „Die Literatur der Revolutionsperiode" dar, und es sind darin 26 Seiten mit Madame Dudevant und Lamennais angefüllt. Hr. Mundt sucht in der Vorrede die überwiegende Berücksichtigung der neuern Zeit dadurch zu rechtfertigen, daß seine Arbeit nicht eine Relation über die Geistesschätze der Vergangenheit, sondern vielmehr ein an den Entwickelungskämpfen der Gegenwart sich lebendig betheiligendes und zur Orientirung darin dienendes Werk sein wolle. Dies kann man im Princip wol billigen, aber deswegen muß eine Literaturgeschichte doch immer eine Literaturgeschichte bleiben und nicht das bloße Vehikel werden, mittels dessen man sein subjectives Meinen über die Literatur der Gegenwart an den Mann bringt. Und wenn Hr. Mundt diesen seinen Vorsatz in der That klar und fest im Auge hatte, wozu dann jene Ausführlichkeit in der Besprechung des Orients, welcher ohne alle Nachwirkung auf unsere Zeit und unser Volk ist? Wozu die weitläufige Darlegung der satirisch-polemischen Literatur im 16. Jahrhundert, welche nur ein temporaires und streng wissenschaftliches Interesse hat, aber freilich nach Flögel's „Geschichte der komischen Literatur" recht leicht hergestellt werden konnte? Die Vertheilung des Stoffs ist also von der Art, daß sie den Titel des ganzen Buchs Lügen straft; und nicht viel besser sieht es mit der Verarbeitung desselben aus.

Fassen wir zunächst den allgemeinen, angeblich philosophischen Theil des Buchs in das Auge, so findet sich in demselben allerdings manches treffende, selbst geistreiche Wort; auch ist ja bekanntlich kein Buch so schlecht, daß nicht der klügste Mann noch Manches daraus lernen könnte. Im Ganzen aber ist von wirklich literarhistorischer Einsicht gar wenig hier zu finden. Nehmen wir, nach stillschweigender Verbesserung einiger Druckfehler, folgenden Satz aus der Einleitung (I, 2):

In diesem Sinne, in welchem unsere Zeit ihre eigenste Richtung auf die Freiheit der Persönlichkeit hat, werden wir auch die Literatur, als den wahrhaft concreten Ausdruck dieser persönlichen Freiheit des menschlichen Geistes, zu erkennen haben.

Also weil *unsere* Zeit die angegebene Richtung hat, so sollen wir dieselbe auch in allen vergangenen Zeiten aufsuchen? Und wie verträgt sich das eben Angeführte damit, daß Hr. Mundt nicht das Leben und die Entwickelung Einzelner, sondern das literarische *Völkerleben* zu schildern beabsichtigt? Ich kann hieraus nur schließen, daß sich Hr. Mundt seiner Aufgabe und seines Zwecks durchaus nicht mit der erfoderlichen Klarheit bewußt gewesen ist. Und ein ähnliches inhaltloses Hin- und Wiederreden, ein Haschen nach scheinbar glänzenden Einfällen, ein Anhäufen von hochklingenden Schulphrasen, Das ist es was Hr. Mundt für eine Philosophie der Literatur auszugeben wagt; von einer eingehenden Erklärung der geschichtlichen Vorgänge, von scharfer, klarer und lebensvoller Zeichnung einzelner Zeiten, Völker und Männer finden sich nur wenige Spuren. Einige Stellen aus verschiedenen Theilen des Buchs mögen beweisen, daß vorstehendes Urtheil nicht zu hart ist: der Abschnitt über Aegypten endigt, an eine Beschreibung der Pyramiden anschließend, mit folgenden Worten (I, 44):

Hier webt sich Kunst und Natur zu einer seltsamen Hülle ineinander, um inwendig ein Dasein zu fassen, welches sein Unendliches, zu dem es hier entrückt erscheint, nur wieder als eine neue geheimnißvolle und unzerstörbare Endlichkeit aufzeigt. So ist die Pyramide die einfache Grundgestalt und Concentration des Symbols überhaupt, wie es das Weltbewußtsein auf dieser Stufe der Zeiten ausdrückt.

Nachdem Hr. Mundt von mehren Angriffen auf Luther, namentlich von Cochläus' „Bockspiel" gesprochen hat, fährt er fort (II, 74):

In einem höhern Geiste läßt sich jedoch auch dies neue Dionysische Weltelement auffassen und zugestehen, welches in der protestantischen Weltbildung Luther's in der That aufgegangen zu sein schien, und worin uns der Luther welcher Den für einen Narren erklärte sein Leben lang der nicht liebte Wein, Weiber und Gesang, als der neue christliche Dionysos erscheinen kann, als diejenige befreiende und lösende Geistesmacht welche die Griechen in ihrem Dionysos als den Gott des Uebergangs aus hartem und dunklem Geisteskampfe zu milden, schönen und freien Lebensformen angebetet haben. Und wie der alte griechische Dionysos in seinem Gefolge die attische Tragödie hatte und das ganze Zaubergeleite schöner und inniger Menschheitscultur und Geistesfreiheit, die hinter ihm sich nun ewig blühend durch alle Zeiten hindurchschlingen, so sehen wir auch hinter Luther ein solches Geistesgefolge sich hinziehen durch die Zeiten bis auf uns, das ganze Geistesgefolge der neuern Literatur und Wissenschaft, die ihre protestantische Geburt niemals werden verleugnen können, und ihrem innersten Grundwesen nach protestantisch sind. . . . Das Heirathen, welches namentlich in der Hochzeit Luther's von der ganzen damaligen Zeit wie eine große und entscheidende Weltbegebenheit aufgenommen wurde, gehört auch in diese Reihe Dionysischer Momente, welche den Sieg der freien Weltlichkeit und Vernunft in diesem Jahrhundert als einen protestantischen bezeichnen sollten.

Ich mache mich anheischig mit gleicher Leichtigkeit und namentlich mit gleichem Nutzen für das literarhistorische Studium nachzuweisen, daß Luther der moderne Zeus, der moderne Herakles, die moderne Athene und die moderne Aphrodite ist. Der dritte Band beginnt folgendermaßen:

Die Revolution ist der Mythus der neuen Zeit. Ihn deuten und die in ihn eingegrabenen Widersprüche versöhnen, heißt die alte Sphinx in den Abgrund schleudern und den freien Menschen auf den Thron der Menschheit setzen. Der Strom der Revolution in allen seinen Krümmungen und Windungen zieht sich durch das Gebiet des geistigen Völkerlebens, welches wir jetzt betreten, und wie der Jordan in alter Zeit der heilige Strom gewesen, mit dessen Wassern die christliche Erlösung der Menschheit getauft worden, so ist die Revolution der Jordan der neuen Zeit, aus dem getauft worden sind alle ihre Bestrebungen und Entwickelungen, die Taufe der politischen Erlösung, die in ihren wahren Segen zu erheben, das heißt, mit der christlichen Erlösung in Eins zu gestalten, die innerste Geistesbewegung unserer Zeit ausmacht.

Ich kann nicht umhin Dergleichen für theils müßiges, theils geradezu sinnloses Geschwätz zu halten.

Waren die jetzt mitgetheilten Stellen allerdings besonders ausgesuchter Art, so müssen sie doch wol jedes unbefangene Urtheil darüber aufklären, was von literarhistorischen Auseinandersetzungen zu halten ist in denen solche Dinge vorkommen. Ich kann mich also jetzt noch zu einigen Einzelheiten und der Ausführung des Buchs im Einzelnen wenden. Ich bin dabei weit entfernt von der Anmaßung ein selbständiges Urtheil über die Literaturen aller Zeiten und aller Völker fällen zu können; wo ich dies aber in Anspruch nehmen zu können glaube, da habe ich Hrn. Mundt's Angaben unvollständig, ungeordnet, vielfach fehlerhaft gefunden. Zum Beweise müssen hier freilich einzelne wenige Beispiele genügen, da eine Anhäufung specieller Notizen in d. Bl. wenig an ihrem Platze sein würde.

In der Literatur der alten Völker, namentlich der Griechen, sind der allgemeine und der specielle Theil durchaus nicht ineinander verschmolzen: auf kurze und unbedeutende Einleitungen folgen dürre Aufzählungen und Charakteristiken einzelner Schriftsteller und ihrer Werke, von dürftigen bibliographischen Notizen begleitet. Lobend ist jedoch dabei anzuerkennen, daß, dem Zwecke des Buchs gemäß, die bessern Uebersetzungen ziemlich regelmäßig angegeben sind. Die neuesten Forschungen sind oft, z. B. bei Homer, nicht berücksichtigt; von dem Homerischen „Margites" ist wie von einem uns erhaltenen Werke die Rede (I, 202). Fast ganz übergangen ist die Zeit des verfallenden Hellenenthums: war auch Plutarch allenfalls zu entbehren, so verdiente doch Lucian jedenfalls einer Erwähnung; und Dasselbe gilt von dem ersten Auftreten des Romans im Abendlande, von den griechischen Erotikern. Von Cäsar's wichtigem Buche über den Bürgerkrieg ist keine Rede; ungenau ist die Angabe über den Zustand in welchem die „Jahrbücher" des Tacitus auf uns gekommen, und so finden sich zahlreiche Ungenauigkeiten, die zum Theil als Druckfehler, freilich sehr schlimmer Art, betrachtet werden können, wenn z. B. (I, 95) von persischer statt prosaischer Literatur gesprochen wird und beim Mimnermos (I, 220 fg.) der Beiname des Dichters und der Name seiner Geliebten falsch angegeben sind.

Etwas fleißiger und gründlicher, sonst aber in gleicher Manier, ist der zweite Band gearbeitet. Als Beispiel unbilliger Bevorzugung erwähne ich Das was (S. 127—130) über das Form- und Formelwesen der Meistersänger unter Aufzählung einzelner Gesangweisen gesagt ist; diese Ausführung hätte nur dann einen Sinn, wenn vorher wenigstens ebenso vollständig über die Grundlage des Meistergesangs, über Minnegesang gesprochen wäre, aber freilich bot hier der alte Wagenseil eine gar zu schöne Gelegenheit zur Benutzung dar. Die einzelnen deutschen Literaturerscheinungen, namentlich die des 17. Jahrhunderts, sind in bunter Unordnung durcheinander geworfen; ob es bei den Literaturen anderer Völker besser hiermit bestellt ist, muß ich gründlichern Kennern derselben zu entscheiden überlassen. Der zweite Abschnitt dieses Bandes, „Wissenschaft und Literatur als Oppositionsmächte in Deutschland", dürfte so ziemlich als das Beste des ganzen Buchs anzuerkennen sein. Wenngleich ich auch hier nicht jede Einzelheit unterschreiben möchte, so ist doch namentlich das über Erasmus und Hutten, vielleicht etwas zu ausführlich, Gesagte von Interesse. Dagegen fehlt es auch diesem Bande wieder nicht an vielen einzelnen, aus Nachlässigkeit entstandenen Fehlern: so wird (S. 457) Lessing's Geburtstag falsch angegeben; höchst lächerlich ist (S. 360) aus Gottlob Regis' Uebersetzung des Franz Rabelais gemacht: „Meister Franz Regis, der Arznei Doctor, Gargantua und Pantagruel." Etwas mehr als Nachlässigkeit ist es wenn S. 66 steht: „Man darf annehmen, daß bis zum J. 1000 n. Chr. die verschiedenen deutschen Mundarten keine so große Abweichung dargeboten haben." Hr. Mundt sollte doch Etwas von dem Gegensatze zwischen Althochdeutsch und Altniederdeutsch, er sollte überhaupt aus dem Bildungs-

gange aller Sprachen wissen, daß sich nur im Jugendalter derselben verschiedene Mundarten bilden. Eine besondere Sorgfalt und gründliches Eingehen sollte man bei der Geschichte der philosophischen Bestrebungen erwarten: auch ist ihnen in der That Platz genug eingeräumt, nur steht nicht viel zur Sache Gehörendes auf denselben; S. 279 z. B. ist von Spinoza's schlechtem Schlafrock die Rede, nur wenig aber von dem gewaltigen Inhalte seiner Lehren. Aehnlich steht es mit den besonders ausführlich bedachten Männern Jakob Böhme und Leibniz, von dessen weltlicher Thätigkeit mehr gesprochen wird als von seiner wissenschaftlichen.

Ueber den dritten Band endlich glaube ich mich hier um so kürzer fassen zu können, da ich derartiges Raisonnement über die Literatur der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart durchaus nicht als einen Beitrag zur Literaturgeschichte, kaum als eine Vorarbeit dazu anzusehen vermag. Als Beispiel der auch hier herrschenden Confusion möge dienen, daß G. Forster in dem Abschnitte „Die nationalen und reactionnairen Bewegungen in Deutschland 1806—16", W. v. Humboldt in dem noch spätern Abschnitte „Die sociale Literatur in Deutschland" untergebracht ist. Wie gewaltig Dudevant und Lamennais, von denen fast allein einzelne Werke zergliedert sind, hier hervortreten, habe ich schon oben erwähnt; in einer Tendenz- und Parteischrift wäre Das ganz in der Ordnung, nicht aber in einer „Allgemeinen Literaturgeschichte".

Es ist ein großes Glück, daß wir in der Behandlung der Literaturgeschichte endlich den Standpunkt der todten und massenhaften Gelehrsamkeit überwunden haben, der diese Wissenschaft so lange beherrschte und bedrückte; fortan sollen literarhistorische Werke nicht mehr oder wenigstens nicht ausschließlich mehr gelehrte Werke sein, aber Werke der Gelehrsamkeit müssen sie immer bleiben, d. h. ihre Verfasser müssen im Besitze einer ebenso umfassenden als gründlichen Gelehrsamkeit sein, müssen aber zugleich die schwere Kunst verstehen auf solchem Grunde übersichtliche, klare und lebensvolle Bilder von dem geistigen Bildungsstande ganzer Völker und einzelner hervorragender Männer zu entwerfen. Nicht zu dulden aber ist ein absprechender Dilettantismus, der im Fluge dicke Bände mit einem glänzenden Firniß schreibt, ohne die Aufgabe begriffen zu haben, an deren Lösung er sich leichtsinnig oder anmaßlich wagt. Und es ist die Pflicht jedes Mannes der es mit dem Ernst der Wissenschaft ehrlich meint, die Ausgeburten jenes Dilettantismus als Das zu bezeichnen was sie sind; denn sie gehören einer Richtung an welche sich immer mächtiger auf den Markt des Lebens drängt und uns, wenn sie den Sieg davontrüge, um die theuersten Errungenschaften unsers Volksgeistes bringen würde. Möge Hr. Mundt künftig Romane und Betrachtungen über die Fragen des Tages schreiben: diese werden ein gewisses Interesse haben, weil sie die Farbe einer Partei tragen die nun einmal vorhanden ist, also auch ein Recht auf Beachtung hat. Von wissenschaftlichen Aufgaben aber möge er sich so lange fern halten, bis er sich durch ganz andere als seine bisherigen Vorbereitungen das Recht erworben hat auf diesem Gebiete mitzusprechen.

W. M. Passow.

Noch einige Bemerkungen zur Chronologie der Schauspiele des Jakob Ayrer.

In Prutz' „Literarhistorischem Taschenbuche" (Jahrgang 1847) habe ich gegen Tieck nachgewiesen, daß die meisten Stücke Ayrer's gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschrieben worden sind. Nur für den „Julius redivivus" ließ ich dort Tieck's Angabe stehen, daß diese Komödie 1610 geschrieben sein müsse, weil Eobanus Hessus dort („Opus theatr.", Bl. 105) also spricht:

> Das Trucken man erfunden hat
> Zu Maintz in der fürnemben Stadt
> Als nach Christi des Herrn Geburt
> Vierzehenhundert Vierzig zehlt wurd
> Hans Guttenberg derselbig hieß
> Der das erste Buch trucken ließ
> Vor Hundert und Siebentzig Jahren.

Nun habe ich aber durch die Güte des Hrn. Dr. Mayer, der früher beim nürnberger Archive angestellt gewesen, folgende Notizen über Ayrer erhalten, welche er in jenem Archive gefunden hat: Jacobus Airer Licentiat wurde am 13. Oct. 1593 zum Burger in Nürnberg aufgenommen und zahlte 10 Fl. Stattwerung. 26. Martii 1605 (starb) der Erbar Jacob Ayrer der Elter publicus Notarius und der Gerichten procurator, im Heugäßlein.

Demnach ist das Todesjahr Ayrer's in der „Encyklopädie" von Ersch und Gruber, so viel ich mich erinnern kann, richtig angegeben, und der „Julius redivivus" muß früher geschrieben sein. Der scheinbare Widerspruch zwischen der oben angeführten Stelle aber und dieser urkundlichen Notiz läßt sich leicht durch die Annahme lösen, daß das zum Druck bestimmte Manuscript des „Julius redivivus" 1610 aufgezeichnet, und die Zahl nach der von 1440 bis dahin verflossenen Zeit verändert oder blos die Zahl bei der Vorbereitung zum Druck im J. 1610 corrigirt worden ist. Diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß die dem 1618 herausgegebenen „Opus theatricum" angehängten Fastnachtspiele, wie am Ende dieses Werks zu lesen ist, schon 1610 gedruckt worden sind. Jedenfalls waren die Trauerspiele und Komödien in diesem Jahre auch schon zum Druck vorbereitet, der jedoch durch irgend ein Hinderniß verspätigt wurde. Auch ist es möglich, daß die angeführte Zahl im „Julius redivivus" für eine Aufführung geändert, und so in das zum Druck bestimmte Manuscript gekommen wäre. In welcher Beziehung übrigens dieses Stück zu dem von Gottsched („Nöthiger Vorrath" u. s. w., II, 121) erwähnten angeblich Ayrer'schen „Julius redivivus" vom Jahre 1585 steht, habe ich nicht ermitteln können.

K. G. Helbig.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 329. —— 25. November 1847.

Rußland und die Russen.

Nach Tourgueneff von J. Venedey.

I.

„Rußland und die Russen!" Die paar Worte liegen wie ein dunkler Schatten in dem Gemüthe jedes Denkers der einen Blick in die Zukunft Europas hineinzuwerfen sucht. Wer sagen könnte was „Rußland und die Russen" sind, der würde der Welt einen großen Dienst leisten. Hr. v. Tourgueneff in seinem Werke hat Dies versucht; und uns selbst ist in demselben Rußland in mancher Beziehung klar geworden. Die Thatsachen in den drei Bänden des russischen Publicisten haben uns manche Frage gelöst die wir bisher vergebens an alle Schriftsteller stellten die sich an diesen Riesenstoff gewagt hatten. Wie diese Thatsachen in uns eine festere Ansicht über Rußland hervorriefen, wie sie vielfach die Unbehaglichkeit vor dem dunkeln Schatten, vor dem Schreckrufe: „Rußland!" in uns zerstörten, so möchten wir dieselbe auf die deutschen Denker und Politiker übertragen. Das ist die Absicht der folgenden Darstellungen.

Hr. v. Tourgueneff selbst aber war in deutscher Schule erzogen worden. Er hat Dies mit den meisten Russen, ja mit Rußland gemein. Die Rückwirkung der Deutschen auf Rußland und der Russen auf Deutschland ist in diesem Verhältnisse begründet; und daher wollen wir selbst, wie auch Hr. v. Tourgueneff, diese deutsche Einleitung in die russischen Zustände vorherschicken.

Der „Reichsfreiherr" v. Stein war der Lehrer, der Führer des russischen Publicisten auf dem ersten Theile seiner öffentlichen Laufbahn. Es ist schwer großer Männer Freund zu sein ohne von ihnen in gewisser Beziehung erobert zu werden. Hr. v. Tourgueneff nennt Stein den „größten Deutschen seit Luther", und wir dürfen daher ohne Furcht Hrn. v. Tourgueneff herabzusetzen sagen, daß ein Funke dieses Geistes in ihm gezündet. Er machte an Stein's Seite den Feldzug von 1813 und 1814 mit, war in seiner Gesellschaft auf dem Wiener Congresse.

Es ist bekannt, mit welcher ruhigen Einfalt und doch so durchgreifenden Entschiedenheit v. Stein überall auftrat, wie er stets unablässig seinem Ziele zustrebte, und wie er mit dem Adlerblicke des Genies dasselbe aus weitester Ferne erkannte. Er war der Marschall Vorwärts im Staatsrathe. Er ahnte und wollte schon 1812 was jetzt erst nach und nach zum Volksbewußtsein und auch zum Volksbedürfniß in Deutschland wird. Die Befreiung Deutschlands von dem Joche der Fremden war ihm nur ein Mittel, nur ein Anfang zu einer neuen Gestaltung der Dinge in Deutschland. Es ist Das bekannt, aber es ist gut einen neuen Zeugen über diese Denkweise Stein's anzuführen. Hr. v. Tourgueneff sagt über die Pläne Stein's im J. 1812:

> Hr. v. Stein wollte vor Allem, daß die verschiedenen deutschen Staaten zweiter Classe, anstatt zugelassen zu werden sich einfach den großen Mächten anzuschließen, in die Allianz nur unter großen Bedingungen aufgenommen werden sollten, die geeignet gewesen wären die zukünftige Reorganisation des alten deutschen Staatskörpers, auf einer dem Gesammtwohl und der Gesammtsicherheit entsprechenden Grundlage, zu verwirklichen. Aber gleich zu Anfang, d. h. gleich bei der Aufnahme der ersten dieser Mächte zweiten Ranges in die Coalition, schwand die Hoffnung eine so weise Vorsicht herrschen zu sehen. Der Minister der das östreichische Cabinet lenkte scheint bei der Unterschrift des Vertrags über den Anschluß Baierns an die Verbündeten keineswegs an die zukünftige Zeit des deutschen Volks gedacht zu haben.

Hr. v. Tourgueneff ist als Freund und Schüler Stein's natürlich sehr strenge gegen den Fürsten v. Metternich; er sagt einfach: „Der gute und böse Genius Deutschlands waren hier verkörpert, der erste in Hrn. v. Stein, der letzte in dem Fürsten v. Metternich."

Nach seinem Zeugnisse suchte die östreichische Politik dem bürgerlichen und militairischen „Vorwärts", die in Stein und Blücher für Deutschland vertreten waren, überall den Weg zu verrennen. Am Rhein angekommen, wollen die Oestreicher hier stehen bleiben, und werden nur mit Noth und Mühe von den Russen und Preußen mit fortgezogen; Stein, Blücher, Gneisenau sind die Treiber und Führer zugleich. Hr. v. Tourgueneff schiebt natürlich den Kaiser von Rußland mehr in den Vordergrund; aber die Art und Weise wie Alexander später sich bei jeder Gelegenheit lenken ließ und zuletzt der östreichischen Politik vollkommen anheimfiel, deuten schon darauf hin, daß er auch zu andern Zeiten eher der Gelenkte als der Lenker war. Die Absetzung Napoleon's sollte nach Hrn. v. Tourgueneff zuerst von allen Staatsmännern jener Zeit in dem Kopfe Stein's festgestanden

haben. Und ebenso scheint Stein auch den entscheidenden Anstoß gegeben zu haben der die Alliirten zum Vorrücken nach Paris veranlaßte. Hr. v. Tourgueneff erzählt:

Das Hauptquartier der alliirten Monarchen war in Bar-sur-Aube. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen verließen eines Abends diese Stadt, um selbst vorzurücken. Der Kaiser von Oestreich mit seinem Hauptquartier, der Fürst Hardenberg, der Baron v. Stein, die zum Hauptquartier gehörten, blieben zurück. Auf einmal verbreitete sich um 1 Uhr Nachts allgemeine Bewegung in der Stadt, man klopft an allen Thüren, man gibt aller Welt den Befehl sich auf den Marsch zu begeben und augenblicklich dem Kaiser von Oestreich nach Chatillon und Dijon zu folgen. Ich lief in aller Eile zum Hrn. v. Stein, und dachte mir ihn sehr unzufrieden über diesen unerwarteten Contretemps zu finden. Wie groß war nicht meine Ueberraschung, als ich um 2 Uhr Morgens in sein Zimmer trat, ihn vollkommen angekleidet fand und sah wie Freude sein schönes Gesicht überstrahlte. Ich konnte mich nicht enthalten ihn zu fragen was ihn so froh stimme. „Was?" antwortete er, „Das ist das größte Glück das uns begegnen konnte. Der Kaiser Alexander, von Metternich und den Oestreichern befreit, wird nach Paris gehen, wird frei sein zu handeln, wird handeln und Alles wird ein Ende nehmen!" Nie werde ich diese prophetischen Worte vergessen, die damals bei mir den tiefsten Eindruck hervorriefen.

Das war der Blick des „Staatsraths Vorwärts"!

Auf dem Wiener Congreß fand Hr. v. Tourgueneff den Baron v. Stein wieder, und es verletzt heute unser Gefühl tief genug, wenn wir von dem russischen Publicisten hören, daß Stein in Wien die preußische Uniform, aber zugleich die russische Cocarde getragen. Dieser russische Beigeschmack wurde in Preußen so vorherrschend, daß er schon auf dem Wiener Congreß als Gegensatz ein geheimes Bündniß zwischen Oestreich, Frankreich und England hervorrief. Die russische Cocarde Stein's ist hier in gewisser Beziehung symbolisch. Er selbst büßte bald genug am meisten für dieses zu feste Anschließen an Rußland; denn Rußland selbst und die nach dem Frieden in Rußland wieder herrschenden Grundsätze machten bald auch den Bestrebungen Stein's und seiner Schüler in Preußen ein Ende. Rußland dachte in Wien ebenso gut wie England nur an sich. Und deswegen verlangte es ganz Polen, und ließ wieder zu, daß Preußen nicht ganz Sachsen erhielt, wodurch es eine abgerundete Macht geworden wäre, sondern sich mit den Rheinprovinzen begnügen mußte, wodurch man es eher zu schwächen als zu stärken hoffte. Und es ist auffallend genug, daß gerade diese beiden Punkte von ganz entgegengesetzter Wirkung sein sollten als die hohen Politiker hofften. Nur in Bezug auf Polen scheint Stein ebenfalls klarer als alle andern Rathgeber Rußlands gesehen zu haben. Pozzo di Borgo war mit ihm über die Gefahr der Wiederherstellung eines Theils von Polen als ein getrenntes Königreich einverstanden. Stein aber ging weiter und sprach sich nicht nur verneinend über Polen aus.

Er trug deswegen nicht auf die einfache Einverleibung des Herzogthums (Warschau) in das Kaiserreich an. Er wollte in ihm eine getrennte Verwaltung herstellen, und verlangte vor Allem Municipalinstitutionen. Er sah, daß das neue Gebäude wie der Kaiser es aufführte ohne Grundlage war und beim ersten Anstoße einzustürzen drohte. Er wollte dagegen, obgleich er den Polen die Constitution verweigerte, ihnen alle Vortheile sichern die mit einer solchen Stellung verträglich sind. Provinzialstände hätten dann noch mit Nutzen eingerichtet werden können.

Genug, er wollte wie in Preußen von Grund auf bauen. Und Das war es was Rußland nicht wollte. Ob es dem Kaiser Alexander mit der polnischen und den Hoffnungen einer russischen Constitution je Ernst gewesen, ist sehr zu bezweifeln, wie unbedingt auch Hr. v. Tourgueneff daran glauben machen möchte. Was Stein voraussah und voraussagte, daß das Polenkönigreich und diese Constitution ohne Grundlage im Volke und in den Grundinstitutionen beim ersten Anstoße zusammenfallen werde, war vielleicht Nichts weniger als eine Drohung, sondern eher eine Hoffnung, eine vorhergesehene Folge für Rußland. Genug, es geschah was Hr. v. Stein vorausgesehen: Rußland zernichtete nicht nur die Constitution, sondern auch das Reich Polen, und — Hr. v. Tourgueneff beweist uns dann so wahr und schlagend als möglich, daß von da an und gegenwärtig und wol für immer Polen Rußlands Geschick bedingt, indem es das unübersteiglichste Hinderniß für jede durchgreifende Reform in Rußland ist, und ebenso Rußland in jedem Kriege, nach welcher Seite hin es sich auch wenden mag, gefährdet.

Die Staatsklugheit, die sich in der Art wie sie Polen behandelte verrechnete, that einen ebenso klugen Fehlgriff Preußen gegenüber. Sie fürchtete Preußen zu stark zu sehen wenn ihm ganz Sachsen anheimfalle, und so erhielt Preußen die Rheinprovinzen. Ich glaube kaum, daß heute Preußen, abgesehen von aller moralischen Unmöglichkeit eines solchen Tausches, die Rheinprovinzen gegen ganz Sachsen herausgeben würde. So viel ist heute aller Welt klar, daß Preußen, durch die Rheinprovinzen zum Grenzwächter Deutschlands geworden, ein Ansehen und eine moralische Macht in Deutschland erlangt hat die es ohne die Rheinprovinzen nie erlangt haben würde. Am wunderbarsten ist, daß Frankreich und Rußland sich hier die Hand gaben. England allein sah klar, daß Preußen ein Gegengewicht gegen Frankreich bieten könne, aber ahnte denn freilich wieder nicht, daß gerade hierdurch Preußen dereinst auch England aus Deutschland vertreiben helfen werde.

Der Ernst mit dem Stein an die Wiedergeburt Polens in derselben Art wie er Preußen wiederherstellen geholfen hatte dachte, beweist sehr klar, daß er nicht zu den Politikern die in Wien die Oberhand genommen paßte. Der biedere, tapfere, kräftige, tiefblickende und ernstwollende Mann war nicht fein genug um die Kunstsprünge politischer Talentaffen mitmachen zu können. Er entschied das Geschick Napoleon's durch die Landwehr und die Städteordnung und ebenso durch seinen Rath in Bar-sur-Saune, aber in Wien war er überflüssig.

Der Kaiser von Rußland gab sich die schmeichelhafteste Mühe Hrn. v. Stein zu veranlassen in russische Dienste zu treten. Er machte ihm alle möglichen, höchst großmüthigen Anerbietungen, versprach ihm für sein Leben ein gesichertes

Vollkommen seines Ranges würdig, und übergab ihm den ersten Orden des Reichs. Stein nahm nur diese letzte Auszeichnung an; er schlug die andern aus, indem er hinzusetzte, daß er zu alt sei um die Sprache des Landes und das Land selbst zu studiren, und daß er ohne diese Kenntniß dem Lande nicht nützlich sein könne.

Die russische Cocarde ist schon des Guten überflüssig genug, und wir freuen uns, daß das echt deutsche Herz, das in Stein's Brust schlug, ihn verhindert hat die Anerbietungen des Kaisers von Rußland anzunehmen. Hr. v. Tourgueneff verlangt mit Begeisterung ein Denkmal für Stein; und es ist doch gut, daß wir nicht nöthig haben es — wie anderswo für ein paar tüchtige Männer Deutschlands neuerer Zeit — auf einem russischen Kirchhofe errichten zu müssen. Rußland that das Seinige dazu, und Preußen half nach — „nur Stein selbst sorgte dafür, daß der größte Deutsche seit Luther!" nicht etwa zufällig in Sibirien begraben liegt.

In seinem dritten Bande aber setzt unser russische Publicist selbst Stein eine Art Denkmal. Wir ziehen das vor, und so wollen wir ihm helfen es wenigstens auf einem deutschen Zeitungskirchhofe aufzustellen. Wir können überdies aus dieser Würdigung unsers großen Reformators durch den russischen Publicisten noch manche Lehre für die Gegenwart ziehen. Er sagt:

Als Hr. v. Stein das große Werk der Wiedergeburt Preußens übernahm, sah er bald, daß unter den Hindernissen die sich einer durchgreifenden und nachhaltigen Reform widersetzten man vor Allem die Eifersucht, den Haß, von dem die verschiedenen Classen des Volks, eine gegen die andere, beseelt waren, zernichten müsse. In allen Plänen die er schuf, um Preußen für eine bessere Zukunft vorzubereiten, deutete er die schädlichen Folgen an die jene Eifersucht und jener Haß nach sich zogen, und legte stets den größten Nachdruck auf die Nothwendigkeit sie auszurotten. Inmitten aller Hindernisse von denen er umgeben war, bewahrte er stets den Glauben an das Werk das er unternommen. Indem er eine Grundinstitution seines Landes nach der andern angriff, reformirte er sie alle. Ueberall setzte er an die Stelle einer veralteten und verfaulten Vergangenheit eine neue Gestaltung der Dinge voller Lebenskraft. Die theilweisen Reformen sollten sich mit der Zeit ordnen und ein harmonisches Ganze bilden. Es war ihm nicht vorbehalten dies Ganze zu vollenden; aber er machte, daß man es herausahnete, er hat es klar durch seine logische und mächtige Sprache angedeutet. Mit Einem Worte, er hat es vorbereitet. In einem sehr kurzen Zeitraume — um so kürzer, wenn man die Bedeutung der errungenen Ergebnisse bedenkt — haben Hr. v. Stein und die andern Reformatoren die ihm zur Seite standen mehre von den Reformen durchgeführt, die, trotz aller Hindernisse die man ihrer schließlichen Entwickelung entgegenstellen könnte, die Richtung entscheiden die ein Volk nehmen muß. Ueberdies wurden die Keime anderer Reformen, nicht weniger entscheidend, überall von diesem außerordentlichen Manne in den Boden seines Volks gelegt. Hr. v. Stein ist Urheber und Vorbereiter aller neuen Institutionen die heute den Ruhm des Volks und der preußischen Regierung bilden. Auch der Zollverein ist eine Idee Stein's. Er hat die Emancipation der Ackerbauer proclamirt; ihm verdankt man die Organisation der Städte, die dem Municipalleben des preußischen Volks einen neuen Aufschwung gegeben hat, und deren Geist weit über die Grenzen von Preußen hinausreicht, und ganz Deutschland mit der Hoffnung auf eine schöne Zukunft erfüllt. Unter Stein fand die Militairorganisation statt, die das preußische Volk unbesiegbar gemacht hat, eine Organisation die so viele Länder nachgemacht haben oder nachmachen zu wollen scheinen. Alles Das sollte durch die Herstellung einer breiten und wahren Volksvertretung gekrönt werden. Bis jetzt wurde ihm diese Krone noch nicht aufgesetzt, aber alle andern Theile des Gebäudes stehen aufrecht. Man hat Staatsmänner nützliche Reformen durchführen sehen, man hat Andere gesehen die welche angedeutet und vorbereitet haben; aber ich suche vergebens in der Geschichte der neuern Staaten einen Staatsmann der solche durchgreifende Reformen, zugleich so nützlich und so fruchtreich in ihren nächsten und fernsten Ergebnissen wie die deren Urheber der merkwürdigste Mann ist den Deutschland seit Luther und Friedrich II. gehabt, unternommen, vollbracht oder so vorbereitet hat, daß sie ungefähr unabweisbar wurden.

Zum Schlusse fodert dann der russische Publicist alle seine Landsleute die es gut mit ihrem Vaterlande meinen auf dem Beispiele Stein's zu folgen, und den Bau von unten auf anzufangen. Wir Deutschen sehen endlich die Hand an die Krone, an die Wölbung des Baus legen; aber diese selbst wird nicht fertig sein, bis in der That eine „breite und wahre Volksvertretung" als Kuppe nicht nur Preußen, sondern ganz Deutschland unter Dach und Fach gebracht hat. „Auf diesen Stein will ich mein Haus bauen, und alle Mächte der Welt sollen es nicht erschüttern."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Bild einer Coquette.

In der neuesten Schrift des bekannten englischen Arztes und Physiologen Dr. Millingen: „Mind and matter", worin man Dergleichen kaum zu finden erwarten sollte, stößt man auf eine Schilderung der Coquette. Millingen theilt die menschlichen Leidenschaften in zwei Kategorien, in die der menschlichen Natur ursprünglich anhaftenden, die instinctiven, worunter er Selbstliebe, Furcht, Zorn, Eifersucht und Gefallsucht (Coquetterie) begreift, und in die erworbenen, wohin er Ehrgeiz, Freundschaft, Bigoterie und Fanatismus rechnet. Von der letztgenannten der ersten Kategorie entwirft er folgende treffende Skizze: „In ihrer Unterhaltung nimmt die Gefallsüchtige ein zerstreutes Aeußere an, und obwol jeder Ausdruck wohl überlegt ist, wünscht sie sich doch den Schein zu geben, daß ihre Worte Ergebniß augenblicklicher Eingebung seien, und daß Nachdenken ihr eine allzu anstrengende Beschäftigung dünke. Ob sie den Kopf oder die Hand bewegt, den Fuß oder den Fächer rührt, immer telegraphirt sie: Seht auf mich! Wie sie von einem Bewunderer zu dem andern fliegt, so eilt sie von einem Buch auch zu einer andern Veröffentlichung, von welcher gerade gesprochen wird. Auf diese Weise sammelt sie einen Vorrath von oberflächlichen Ideen, welche sie in kleinen Beträgen im gesellschaftlichen Austausch auszuwechseln weiß. Ohne Geist, gilt sie für ein tüchtiges Weib, dessen hauptsächlichster Vorzug in der Kunst besteht die Gedanken Anderer in das bunte Gewand ihrer eigenen seltsamen Begriffe einzukleiden. Maniérée in jeder Handlung, selbst im Schlaf, ist sie abwechselnd höchst sorgsam in dem Anputzen ihrer Person, oder höchst nachlässig in ihrem Anzug, je nach der Eigenthümlichkeit Desjenigen den sie in ihr Netz zu ziehen sucht, oder des Kreises in dem sie zu strahlen beabsichtigt. Eine ihrer größten Vollkommenheiten in der Kunst zu gefallen und zu überraschen ist die, mittels ihres durchdringenden Blicks zu errathen was Jemand sagen will bevor er spricht, und auf solche Art eine Antwort in Bereitschaft zu halten ehe er zu Ende ist. Die Gönnerin zu spielen ist ihre Lust, deshalb ist sie immer dienstwillig; Gönnerschaft zieht Verpflichtung nach sich, und Verpflichtung ist gewissermaßen das Zugeständniß der Ueberlegenheit, und Nichts kann dieses Ge-

fühl der Verpflichtung lästiger machen als die merkliche Absicht von ihrer Seite, es möge den Anschein gewinnen als ob sie euch verpflichtet wäre für die Gelegenheit ihr Gunst erzeigen zu können. Die Gesellschaft einer solchen Frau muß anziehend sein, denn sie regelt ihre convenances mit großer Kunst; ihr Bemühen geht darauf hinaus die Gesellschaft worin sie sich bewegt zu egalisiren, und sie rühmt sich die Rangstufen um sie her zu ebenen. Eine Gefallsüchtige dieser Art wird den Witzigen und Weisen hinreichend zu thun geben; denn selbst die Weisheit ist nicht ausgeschlossen von ihren Bemühungen. Sie wird auch den Gecken sich gefallen lassen, aber dann verkünden ihre Augen und ihre Lippen und ihre Nase und ihre Wangengrübchen der Gruppe in ihrer Umgebung die Lächerlichkeit des geschmeichelten Thoren. Diese Gefallsüchtige ist selten eifersüchtig; sie fürchtet sich aus Grundsatz vor der Eifersucht, denn diese nachgrübelnde Leidenschaft entdeckt, indem sie nach Fehlern sucht die sie zu entdecken wünscht, gute Eigenschaften welche sie nicht zu finden begehrt. Ehrerbietige Liebe verschmäht sie; um ihr zu gefallen muß die Liebe Wünsche kundgeben. Ihr Streben ist Effect hervorzubringen. Sie wird nicht aufhören euch ihrer Liebe zu versichern, bis sie ein Anderer liebt. Treue würde all ihren Reiz verlieren, würde sie nicht piquanter gemacht wenn gewürzt durch Treulosigkeit." 12.

Bibliographie.

Alt, H., Der christliche Cultus, mit ausführlichen Inhaltsverzeichnissen und Registern. 2te stark vermehrte und erweiterte Ausgabe. I. Abtheilung. 1stes Heft. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Beneke's neue Seelenlehre nach methodischen Grundsätzen in einfach entwickelnder Weise für Lehrer bearbeitet von G. Raue. Bautzen, Weller. 8. 22½ Ngr.

Biedermann, K., Unsere Gegenwart und Zukunft. 8ter Band. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Borchardt, S., Die Wechsel-Duplicate und Copien praktisch dargestellt, nebst Bemerkungen über den Entwurf einer Wechsel-Ordnung für die Preußischen Staaten vom J. 1847. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Buddeus, A., Halbrussisches. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 4 Thlr.

Corso. Sammlung deutscher Original-Novellen der beliebtesten Schriftsteller. 1stes Bändchen. Berlin, Cohn u. Comp. 8. 15 Ngr.

Diez, Kath. und Elisabeth Grube, geb. Diez, Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rheine. 1ster und 2ter Theil. Düsseldorf, Schaub. 8. 2 Thlr.

Ernst, L., Die Minnesinger als politische und sociale Parthei an einer Auswahl ihrer Lieder dargestellt. Güstrow, Opitz u. Comp. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Friedemann, F. T., Paränesen für studirende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten. 1ster Band. 3te Auflage. Braunschweig, Meyer sen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Göhren, Caroline v., Robert. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gräffer, F., Neue Wiener-Localfresken; geschichtlich, anecdotisch, curios, novellistisch ꝛc., ernst und heiter, alte und neue Zeit betreffend. Linz, Eurich u. Sohn. 8. 1 Thlr.

Granger, S., Das Evangelium im Angesichte des Jahrhunderts. Eine historische Prüfung der christlichen Lehre. Aus dem Französischen. Leipzig, Kori. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Greve, J. F., Die Bekehrung Pauli. Eine biblische Betrachtung. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 6 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 5ter Band. Der dreizehnte November. — Uriel Acosta. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hassenkamp, F. W., Hessische Kirchengeschichte seit den Zeiten der Reformation. 1ster Band. 1stes Heft. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Krasiński, Iridion. Nach dem Polnischen bearbeitet von Polono-Germanus. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Lützower. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, L. Schlesinger. 8. 3 Thlr.

Maier, A., Commentar über den Brief Pauli an die Römer. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Preis, J., Jacotot's Universal-Unterricht als naturgemäß und nachahmungswerth dargestellt und erläutert. 3ter vielfach vermehrter und verbesserter Abdruck. Lissa, Günther. 8. 10 Ngr.

Rekowski, F. W. F. v., Die Frauen von Culm. Historisch-romantisches Gemälde. Drei Bände. Altenburg, Helbig. 8. 3 Thlr.

Schulze, W., Sarmatische Lebensbilder. Novellen aus Rußlands und Polens Geschichte. Magdeburg, Baensch. Gr. 12. 1 Thlr.

Sostmann, Wilhelmine, Die Perle von Nantes. Geschichtlicher Roman. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wihl, L., West-östliche Schwalben. Mannheim, Hoff. 12. 15 Ngr.

Wippermann, E., Steht die Grafschaft zu Waldeck unter hessischer Lehnsherrlichkeit? Eine staatsrechtliche Deduction. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Offene Antwort auf das offene Schreiben vom Hrn. Dr. Schnelle auf Buchholz von einer Volksstimme. Hamburg. Lex.-8. 2 Ngr.

Baumgartner, J., Die Postunterhandlungen zwischen den schweizerischen Kantonen und dem österreichischen Kaiserstaate. St. Gallen, Scheitlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Confirmationsfeier J. D. des Fürsten Georg Victor und des Prinzen Wolrad Melander zu Waldeck und Pyrmont in der Kirche zu Arolsen am 4. Juli 1847. Arolsen, Speyer. 8. 7½ Ngr.

Dörfler, E., Dämmerlicht der Wahrheit. Berlin, Braune. Gr. 8. 7½ Ngr.

Freund, W., Dr. Rupp und die freie evangelische Gemeinde in Königsberg. Ein Zeugniß für die alte evangelische Freiheit wider die neue. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Gespräch zwischen zwei Eisenbahnarbeitern über die Mecklenburgische Eisenbahn. Lübeck. 8. 3 Ngr.

Halbheit und Consequenz. Zwei Worte an die Deutschkatholiken. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller, F., Ursachen und Wirkungen der deutschen Auswanderungen im 19. Jahrhundert. Rudolstadt, Froebel. Gr. 8. 12 Ngr.

Nachklänge aus den Erzählungen des Verf. der Ostereier, C. v. Schmid. Eine Festgabe zu dessen 80. Geburtstage den 15. August 1847. Dargebracht von J. W. Augsburg, Wolff. 8. 9 Ngr.

Philippson, L., Ansprache an die israelitischen Gemeinden Preußens insonderheit der Provinz Sachsen über das die Verhältnisse der Juden betreffende Gesetz vom 23. Juli 1847. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Raspe, C. G. H., Zur Erinnerung an J. F. Besser. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Saalschütz, J. L., Predigt bei Eröffnung der in der Synagoge zu Königsberg sonntäglich stattfindenden Andachtsstunden gehalten. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Ngr.

Sporschil, J., Kritische Beleuchtung der Reformvorschläge der schriftstellerischen Gegner der österreichischen Regierung. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 25 Ngr.

Uhlich's Suspension so wie die Verkehrtheiten in den kirchlichen Kämpfen unserer Tage. Von einem protestantischen Theologen. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 330. —— 26. November 1847.

Rußland und die Russen.

(Fortsetzung aus Nr. 329.)

II.

Die persönlichen Erlebnisse eines halbwegs bedeutenden Menschen, den das Geschick und sein Beruf veranlassen in das öffentliche Leben seines Landes thätig mit einzugreifen, sind für die Würdigung dieses Landes und seiner Zustände in der Regel fast ergiebiger als selbst durchgreifende allgemeine Darstellungen. Jene nehmen in dem Einzelnen in gewisser Beziehung Fleisch und Bein an; wir sehen die Zustände auf den Menschen wirken, die Institution in ihrer Berührung mit den Leuten lebendig werden. Deswegen haben wir Nichts dagegen, daß Hr. v. Tourgueneff sein Werk „Rußland und die Russen" mit seinen eigenen Erlebnissen anfange, und folgen gern diesem Plane.

Er kam mit grünen Hoffnungen nach Rußland zurück. Deutsche Universitäten, englische Lehrjahre, die ersten Wanderjahre an der Hand eines Stein hatten eine feste Grundlage in die Gefühls- und Denkweise des jungen Staatsmanns gelegt. Er hatte in Europa Viel gesehen, und hoffte von dem Erlernten Manches in Rußland verwenden zu können. Der Kaiser Alexander selbst schien überdies Hrn. v. Tourgueneff berufen alle die schönen Hoffnungen verwirklichen zu helfen. Hatte doch Alexander bereits vor dem Zuge durch Europa mit den europäischen Ideen geliebäugelt; im Kampfe gegen Napoleon stellte er sich neben Stein, und Alles was er that und sprach schien zu bekunden, daß er vollkommen den Ideen einer europäischen und freisinnigen Regierungsweise gewonnen sei. War er es ja vor Allem der den Polen eine Constitution gab, eine Constitution, so „freisinnig", daß selbst Hr. v. Stein vor dem Zuviel warnen zu müssen glaubte. Hr. v. Tourgueneff ist noch heute überzeugt, daß damals Alexander den europäischen Freiheitsideen und der constitutionnellen Regierungsweise mit Leib und Seele ergeben war.

Aehnlich wie auf Hrn. v. Tourgueneff wirkten dieselben Ursachen auf viele andere Russen. Es gab nach dem Kriege und in Folge der Berührung mit Europa in Rußland eine nicht unbedeutende Anzahl freisinnig denkender Männer. Eine Zeit lang ließ Alexander sie ruhig ihren Weg gehen, und schien denselben ebenfalls in Ernst einzuschlagen. Es gab anfangs kein Spionensystem, und erst später soll, nach Hrn. v. Tourgueneff, Rußland dasselbe nach den Einflüsterungen des Kaisers Franz und des Fürsten von Metternich eingeführt haben. Im J. 1818 versprach Alexander noch in Warschau, bei der Eröffnung der polnischen Kammern, auch eine Constitution für Rußland. Aber während er so freisinnig sprach und versprach, erhielten die Polen neben ihrer Constitution und ihren Kammern einen Vicekönig, den Großfürsten Konstantin, und einen kaiserlichen Commissar, Hrn. Nowosilzoff, die unabhängig über aller Constitution und allen Kammern standen; und ungefähr thaten was sie wollten. Die polnische Constitution, ohne Grundlage in einem Volke von rechtlosen Knechten, war somit auch ohne Dach und Fach, die erst mit einer verantwortlichen Regierung und Verwaltung hergestellt sind.

Dennoch scheint diese bodenlose und kuppellose Constitution die echten Altrussen geschreckt zu haben, und so trat denn in ihrem Namen und an ihrer Spitze ein Orloff auf, und verwahrte sich und die echt russischen „Herren" gegen jede constitutionnelle Absicht des Kaisers. Eine solche „Protestation" in Rußland muß eine eigene Bedeutung haben wenn sie ungestört abläuft. Hätte Jemand gewagt für die Constitution und gegen die Alleinherrschaft des Kaisers in derselben Art zu „protestiren", so würde er sehr bald in Sibirien Gelegenheit gefunden haben über den Gegensatz, der zwischen beiden Protestationen und der Stimmung auf die sie in dem Herzen des „freisinnigen" Kaisers stießen lag, nachzudenken. Trotz der Protestation des alten Adels ließ der Kaiser dennoch ruhig an dem Projecte einer Constitution fortarbeiten. Die einzelnen Capitel wurden Alexander vorgelegt, und er verhandelte sie selbst mit seinen Räthen. Eines Tages kam man an das Wahlgesetz. Gewisse Wähler sollten die Deputirten der Volkskammer ernennen. Alexander frug: „So könnten sie ja ernennen wer ihnen eben gefiele, Panine z. B.?" Der Artikel wurde sogleich ausgestrichen, und die Wähler erhielten in dem „Projecte" das Recht drei Leute vorzuschlagen, aus denen der Kaiser Einen zu wählen habe. Als ob die kaiserliche Frage dadurch ihre Bedeutung verloren; als ob es nicht drei Namen im Reiche geben könne die dem Kaiser ebenso unangenehm klängen wie der Panine! Ein andermal wurde die Verantwort-

lichkeit der Minister verhandelt. Der Kaiser wollte sie verantwortlich wissen. Der Minister antwortete: „Aber wenn nun ein Minister sich weigerte eine Ukase zu unterschreiben, soll sie dann nicht in Vollzug gesetzt werden?" „Gewiß", antwortete der Kaiser, „jede Ukase ist Gesetz auch ohne diese Formalität."

Diese Scrupel scheinen auch in Rußland bald die Oberhand gewonnen zu haben; nach und nach war immer weniger von der Constitution die Rede, zuletzt zeigte sich, besonders Polen gegenüber, daß die liberalen Gelüste des Kaisers zu Ende waren. Schon früher, ehe Dies bekannt wurde, hatte sich eine Gesellschaft gebildet die auf größern Ideenumschwung in Rußland hinarbeitete. Sie war geheim, so geheim wie die Intrigue der Komödie; sie hieß Société de l'union publique, und befaßte sich mit dem Lesen „guter" Bücher und der Verhandlung von allerlei ökonomischen und politischen Fragen. Aber die erste aller Lebensfragen, die Abschaffung der Sklaverei, gehörte nicht zu denen welche die Gesellschaft sich gestellt hatte. Hr. v. Tourgueneff, der bald Mitglied der Gesellschaft wurde, suchte dieselbe für diese Frage zu gewinnen. Es gelang ihm nur bei einzelnen Mitgliedern, aber er sagt nicht, daß diese seinem Beispiele gefolgt und ihre Bedienten emancipirt hätten. Aus der ganzen Schilderung des Hrn. v. Tourgueneff geht hervor, daß die Gesellschaft Nichts mehr und Nichts weniger war denn eine Art politischer Kränzchen ohne feste Absichten, ohne feste Grundsätze, ohne allen Ernst und alle Bedeutung. So erklärt es sich von selbst, daß sie sehr bald, nachdem es überhaupt nicht mehr von oben herab angedeutete Mode war liberal zu sein, in sich zerfiel und sich ohne äußere Zuthat auflöste. Ein Versuch sie wiederherzustellen blieb ohne Erfolg.

Hr. v. Tourgueneff selbst suchte sich ein anderes Feld zur Verwirklichung seiner Reformansichten, und besonders zur Betreibung der Abschaffung der Sklaverei, die für ihn der Anfang aller andern Reformen sein muß. Er lieh seine ganze Thätigkeit seinem Berufe im Staatsrathe. Wir werden an einer andern Stelle darauf zurückkommen; hier nur so viel, daß alle seine Bestrebungen ohne Erfolg blieben.

Müde und matt ob des nutzlosen Strebens foderte endlich Hr. v. Tourgueneff einen Urlaub zu einer Badereise. In England traf ihn die Nachricht über den Tod Alexander's, die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus und die Emeute die dieselbe begleitete. Die nächsten Tage belehrten ihn, daß er in den Hochverrathsproceß gegen die Verschwörer mitverwickelt sei. Er wurde vorgeladen sich in Rußland vor Gericht zu stellen, hielt es aber natürlich für klüger abzuwarten was da kommen werde, und wurde dann wirklich am Ende zum Tode verurtheilt. Die Abwesenden haben stets Unrecht, aber in Rußland auch oft die Anwesenden. Sehr viele Leute die nicht schuldiger waren als Hr. v. Tourgueneff selbst wurden verurtheilt und das Urtheil vollstreckt. Rührend sind die Episoden die Hr. v. Tourgueneff von den Frauen der Verurtheilten erzählt, von denen mehre freiwillig ihre Paläste verließen, um ihren Gatten in die Hütten der sibirischen Wüste zu folgen. Es sind diese Züge die erhebendsten in dem ganzen Werke das uns über „Rußland und die Russen" hier vorliegt. Sie sind die lichtvollsten unter den seltenen Lichtstreifen. Wir möchten daraus eine gute Hoffnung für die Zukunft ziehen; ein Volk das tüchtige Frauen hat erzieht in diesen einen Keim besserer Zeiten.

Ueber die Hochverräther, als deren Chef Hr. v. Tourgueneff officiell dargestellt wurde*), weiß natürlich dieser nur Wenig zu sagen. Pestel hatte mit zu der Société de l'union publique gehört. Er hatte dieselbe in seinem Umkreise wieder angeregt, versuchte auch Hrn. v. Tourgueneff wieder für sie zu gewinnen, doch ohne ihm directe Aufschlüsse zu geben. Aus den Unterhaltungen über diese vagen Bestrebungen aber schloß er, daß die neuen Führer der Gesellschaft zum Communismus hinneigten. „Ein Grundsatz der Theorie Pestel's und seiner Freunde war: das Grundeigenthum in gewisser Beziehung zum Gemeingut für alle Welt zu machen, und seine Ausbeutung durch die oberste Staatsbehörde zu ordnen." Es ist auffallend genug hier die Russen der europäischen Bewegung den Rang ablaufen zu sehen. Doch erklärt sich Dies vielleicht wieder sehr natürlich. Ja, wenn der Communismus überhaupt möglich ist, wenn er irgend eingeführt werden kann, so wird Dies nur in einem Lande und bei einem Volke wie das russische sein; das heißt bei einem Sklavenvolke! Communismus und Aufhebung der Individualität sind gleichbedeutend, ohne persönliches Eigenthum ist auch keine persönliche Freiheit möglich. Nur in Rußland, wo das Volk, wo die Masse weder Eigenthum hat noch eine Person ist, würde Communismus stattfinden können; nur hier ist ein Boden für diese Treibhauspflanze der menschlichen Phantasie. Und so findet er wirklich bereits hier statt, wie wir später sehen werden.

Das sind die russischen Erlebnisse unsers Verf. Vergoldetes Spielzeug kaiserlicher Liberalitätsideen, nutzloses Streben für jeden wahren Fortschritt, vor Allem für die Emancipation der Sklaven, Bündlerwesen ohne Boden in der Gesellschaft und in den Verhältnissen, Anklage und Urtheil ohne Gericht und ohne Gesetz, kaiserliche Allmacht in der Regierung und demagogische Bodenlosigkeit in den Bestrebungen der Freunde des Besserwerdens —: Das sind die Hauptergebnisse die uns das Leben des russischen Publicisten liefert.

Sehen wir ob die allgemeinen Schilderungen über Rußland und die Russen diesen engen Kreis zu vergrößern im Stande sind.

---

*) „Une brute savant" vertheidigte dieses Urtheil in dem gelesensten deutschen Blatte und brachte die russische Verschwörung mit den deutschen Demagogen in Verbindung. Die Entrüstung des Verleumdeten ist gerecht, aber die der Deutschen darf noch größer sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Orientalische Poesie.

1. Sagen aus dem Orient. Nach den Quellen bearbeitet von M. Letteris. Karlsruhe, Macklot. 1847. Lex.-8. 1 Thlr.

Kein Zweig der Literatur hat von jeher in allgemeinern Kreisen weniger Berücksichtigung gefunden als die spätere Literatur der Juden. Wir sind gewohnt blos in den Schriften aus der Blütezeit der israelitischen Nation, in den Psalmen, in den Propheten des Alten Testaments, abgesehen von dem religiösen Inhalte, eigenthümliche, echte Poesie zu suchen; die spätern Jahrhunderte erscheinen uns als eine Zeit dürrer, trockener Verstandesbildung, in welcher durch Einschnüren in enge Gesetzesformen jeder freiere Trieb des Gefühls und der Einbildungskraft im Keime erstickt wurde. Wir erstaunen gewissermaßen wenn wir hören oder vielleicht auch sehen, daß dessenungeachtet von Zeit zu Zeit frische lebendige Zweige aus dem anscheinend todten Stamme hervorgesproßt sind, daß hebräische Lieder und Gesänge auch aus den Zeiten des Mittelalters, bei aller Abhängigkeit von den alttestamentlichen Vorbildern, einen fortlebenden poetischen Sinn in dem von so vielen Fesseln gedrückten jüdischen Volke beurkunden. Wer hätte aber geglaubt, daß sogar im „Talmud" noch Poesie zu finden sei, daß in dieser formlosen Sammlung kleinlicher Bestimmungen, spitzfindiger Begriffszergliederungen, pedantischer Erörterungen ein Dichter Stoff zu einer Bearbeitung finden könnte wie sie uns Hr. Letteris in der vorliegenden Sammlung darbietet? Freilich die Form mußte diesen „Sagen aus dem Orient", diesen dem „Talmud" entnommenen Legenden und Parabeln von dem deutschen Dichter erst gegeben werden; er mußte diese rohen aber kostbaren Edelsteine von dem Schlamme aus dem er sie hervorgeholt erst reinigen, er mußte sie schleifen und einfassen, um sie vor unsern Augen schimmern und in ihrem wahren Werthe erscheinen zu lassen; und daß Hr. Letteris sich dabei als ausgezeichneter Künstler gezeigt hat, ist nicht zu leugnen.

Der Raum erlaubt uns nicht eine oder die andere dieser Sagen dem Leser als Probe vorzulegen; wir können nur den Inhalt einiger derselben andeuten. Voll hoher Poesie ist die schöne Erzählung Nr. 3 „Von dem verschwundenen Bräutigam". Während die Hochzeitgäste versammelt sind, und die Braut sehnsüchtig ihres Geliebten harrt, geht dieser aus der Stadt nach dem Gottesacker, um hier der Sitte gemäß das Grab des verstorbenen Freundes zu besuchen. Dieser hatte in der Stunde der Trennung versprochen ihm einst wieder zu erscheinen, um ihm Aufschluß über die Geheimnisse des Todes und der Ewigkeit zu geben. Auf dem Grabe des geliebten Freundes erwacht die Sehnsucht nach dieser Aufklärung; der Freund naht als schwebendes Lichtbild im Himmelsglanz, und warnt vergebens vor der vermessenen Neugier. Der Bräutigam fleht:

> O lös' dein Wort, erleuchte den dunkeln Lebensgang,
> Und laß mich schauen, fühlen, wie Licht die Nacht bezwingt,
> Der Geist, entpuppt, befreiet, sich durch die Welten schwingt —

und er entschwebt mit dem Freunde ins Schattenreich.

> Doch was er da gesehen faßt keine Menschenbrust — —
> Und er erwacht und zittert und ist sich kaum bewußt,
> Noch schwimmt die Erd' wie Nebel vor seinem Angesicht,
> Sein Aug' ist noch geblendet vom hellen Himmelslicht.
>
> Ein Augenblick nur schien es der leicht beschwingten Zeit,
> Und noch durchzuckt ihn mächtig der Traum der Ewigkeit,
> Er sammelt die Gedanken, die Himmelslust verschlang,
> Bis er die Spur gefunden von seinem Erdengang.
>
> Er denkt der heut'gen Feier, der theuern holden Braut,
> Daß schon das Fest begonnen, daß eben sie getraut;
> Nun steht es vor ihm helle — er rafft sich schnell empor,
> Und eilt zur Stadt zurücke und schreitet durch das Thor.

Aber Alles ist still und öde, verschlossen ist sein Vaterhaus, durch halbverfallene Gassen irrt er umher, und findet zuletzt an der Stelle wo er zur Erinnerung an die Hochzeitsfeier einen Palmeris eingesenkt, einen alten mächtigen Palmbaum. Entsetzt tritt er in die Synagoge unter die Versammlung der des Gesetzes Beflissenen, fragt nach seiner Braut, erzählt den Erstaunten was ihm geschehen, bis zuletzt ein Greis den lange Vermißten erkennt, und ihn von der Trauer und dem Tode seiner Aeltern und seiner Braut unterrichtet.

> Es sind wol siebzig Jahre seit jener Wundermär,
> Und nun kommst du zur Heimat wie aus dem Grabe her.
>
> Nicht blos dein Glück, dein Leben hast du im Traum versäumt,
> Den Fall auch deines Volkes hast ruhig du verträumt —
> Jeschuruns Helden starben, und Zions Tempel fiel,
> Ein Raub Barbarenhorden zu blutig grausem Spiel.

Der Jüngling jammert über das verträumte Leben, wehklagend wirft er sich wieder auf dem Grabe seines Freundes nieder; siehe da ertönt leiser Gesang, er vernimmt die sanfte Stimme seiner Braut, das tröstende Wort seines Freundes, der ihm Heil und Seelenruhe von Gott erfleht.

> Er wendet sich zum Himmel mit fleh'ndem Angesicht,
> Sein Aug' erglänzt vor Wonne zum letzten mal — und bricht.

Auf dem talmudischen Gesetze, nach welchem der Mann verpflichtet ist nach zehn Jahren einer unfruchtbaren Ehe sich von seiner Frau scheiden zu lassen, beruht die rührende Erzählung Nr. 11: „Das kostbare Geschenk", von der Frau die, im Schmerz über die Trennung von ihrem geliebten Gatten, sich von ihm als Zeichen der Liebe Das was ihr das Schönste und Kostbarste schien zum Geschenk versprechen läßt, und dann gleich den Weibern von Weinsberg den Gatten selbst in ihr Vaterhaus bringt.

In der Erzählung Nr. 8: „Der Kampf der Weisen", streiten Rabbinen über einen dunkeln Lehrsatz; Gründe und Gegengründe können zu keiner Entscheidung führen, bis endlich ein Rabbi durch Wunderzeichen seine Ansicht geltend zu machen sucht.

> Doch die Andern: Lieber bringe
> Den Beweis der dir gebricht;
> Du beweisest Wunderdinge,
> Aber noch die Wahrheit nicht.

Und als endlich auf das Flehen des Rabbi eine Stimme aus dem Himmel die Wahrheit seines Ausspruchs bekräftigt, entgegnet Rabbi Josua:

> Nicht durch Engel wird geschlichtet
> Was man lehrt an diesem Ort;
>
> Nicht im Himmel sind die Lehren,
> Sie hat uns Gott, uns ertheilt,
> Licht dem Menschen zu gewähren,
> Der in Nacht und Irrthum weilt;
>
> Nicht ward Himmlischen gegeben
> Unser göttliches Gebot;
> Uns erleuchtet es im Leben,
> Uns verkläret es im Tod!
>
> Nicht so leichthin wird gebrochen
> Des Gesetzes Flammenwort:
> „Was die Mehrzahl ausgesprochen
> Sei die Wahrheit hier und dort!"
>
> Keinem Machtspruch wird gelingen
> Zu ertrotzen sich Bestand;
> Wunder können nicht erzwingen,
> Was nicht faßlich dem Verstand.

Sollte Dieses wirklich talmudisch sein?

Auf die 13 aus den Rabbinen geschöpften Sagen, denen einige zum Verständniß archäologischer Anspielungen nothwendige Anmerkungen beigegeben sind, folgen noch „West-östliche Blätter", eine Sammlung freier, meist lyrischer Dichtungen (mit Ausnahme der drei letzten Stücke), die „einen leichten, anspruchlosen Uebergang von den orientalischen zu den abend-

ländischen Weisen gewähren" sollen, und manches Ansprechende enthalten.

2. Festkränze aus Libanons Gärten. Aus dem Syrischen. Von P. Pius Zingerle. Zwei Abtheilungen. Villingen, Förderer. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk läßt sich dem vorhergehenden höchstens insofern an die Seite stellen, als sein Inhalt auf dieselbe Gegend des Orients hinweist aus welcher jenes entsprossen; sonst erlaubt es so wenig in Hinsicht auf seinen Zweck als auf seinen poetischen Gehalt eine Vergleichung. P. Zingerle, welcher schon eine Sammlung von Nachbildungen syrischer Gedichte aus dem Ferialbrevier der Maroniten unter dem Titel „Harfenklänge vom Libanon" (Innsbruck 1840) herausgegeben, bietet in diesem Werke frommen katholischen Christen das Beste aus dem Winter- und aus dem Sommertheile des im 17. Jahrhundert in Rom gedruckten syrischen Festbreviers. Sein Hauptzweck ist: zur Beförderung der Andacht und Erbauung dem frommen Leser ansprechende Gebete, Betrachtungen und Herzenserhebungen für die verschiedenen kirchlichen Feste in die Hände zu geben. Die mitgetheilten längern und kürzern Stücke, theils in Prosa theils in Versen, beziehen sich in der ersten Abtheilung auf die Feste des Herrn, auf die Marien- und Heiligenfeste in der Zeit vor und nach Weihnachten; in der zweiten Abtheilung auf die Feste von Ostern bis Pfingsten. Um den Mangel des — nicht im Druck erschienenen und daher dem Bearbeiter nicht zugänglichen — Frühlings- und Herbsttheils einigermaßen zu ersetzen, fügt er aus andern syrischen Quellen einige auf die Feste dieser Jahreszeiten bezügliche Andachten hinzu. Viele Stücke dieser Sammlung sind aus der Feder des heiligen Ephräm, des heiligen Jakob von Sarug und anderer Heroen der syrischen Kirche geflossen. Die Gebete in Prosa sündigen aber nur zu oft gegen das Gebot Christi: „Ihr sollt nicht viele Worte machen." In manchen ist mehr Wortgetändel als wahre innige Andacht, wie z. B. in dem „Friedensgebet" (I, 47), und der Geist der orientalischen Kirche, dessen Glaube mehr Verstandes- als Gefühlssache ist, waltet überall vor. Die Gedichte enthalten zum Theil Umschreibungen biblischer Erzählungen oder Legenden, theils in Reime, theils in Verse ohne Reime gebracht, zum Theil lyrische Ergüsse. Wenn P. Zingerle behauptet, die syrische Poesie, die immer als ganz unbedeutend verschrien worden sei, biete viel Schönes, Edles, Erhabenes dar, so wird man Dieses, bei dem vielen poetisch Unbedeutenden was diese Sammlung enthält, nur in beschränktem Maßstabe zugeben können, und wenn es erlaubt wäre aus der Uebersetzung auf das Original zu schließen, auch annehmen müssen, daß die syrische Poesie vieles Geschmacklose und Nachlässige enthält. Man lese z. B. „Das Wunder der Menschwerdung" (I, 42):

Ich staune ob Maria's Schoos!
Wie war der enge Raum so groß,
Und faßte, trug, o Höchster, dich
Der wandellos verkleinert sich?

Die ganze Schöpfung war zu klein,
Zu schränken deine Größe ein,
Hättest von unserem Geschlecht
Du sterblich Fleisch nicht angelegt.

Oder die vierte Strophe (II, 21):

Unser Geschlecht, verderbt so sehr,
Umbildetest du neu und hehr,
Vereintest durch dein Kreuz so schön
Die Himmlischen und Irdischen.

Oder auch die Legende von der Tochter der Herodias (II, 79):

Salome zog wol schön geschmückt
Zum Tanze auf den See,
Den hartgefror'nen. Kaum erblickt
Das Eis sie, da, o weh!
Ergrimmt es ihr, die frech geraubt
Dem Täufer sein ehrwürdig Haupt.

„Eil', Königstochter, zu entflieh'n!
Hörst du? Schon kracht das Eis!"
Umsonst ruft zur Erschrock'nen hin
Das Wort der Schauer Kreis:
Rings spaltet sich erzürnt das Eis
Zur Rach' auf göttliches Geheiß.

Die Arme sinkt ins feuchte Grab,
Und (gräßlich anzuseh'n!)
Das Eis trennt strafend ihr herab
Das Haupt geziert so schön.
Bleich schwimmt es auf dem See herum
Und Alle steh'n vor Schrecken stumm.

Doch findet sich auch manches Hübsche und Ansprechende, wie z. B. „Die Erscheinungsnacht" (I, 173):

In dieser Nacht
Ruh'n still die Quellen,
Es wogen sacht
Und schweigend nur des Meeres Wellen,
Und die Geschöpfe steh'n
Erstaunend da, sie seh'n
Des Schöpfers Sohn aufgeh'n.
Den Bergeshöhen allen
Soll heut' der Ruf erschallen:
„In dieser Nacht
Ruh'n still die Quellen."
Dem Herrn sei Preis gebracht;
Denn sieh, es wogen sacht
Und schweigend nur des Meeres Wellen.

„An den heiligen Schalito" (II, 124):

Glorreicher Zeuge sage mir:
Wie war im Kampf zu Muthe dir,
Daß du die Peinen nicht gemerkt?
Was hat so mächtig dich gestärkt?
„Ich fühlte nicht des Feuers Glut,
Ich fühlte nicht der Schmerzen Wuth:
Denn wer der Welt gestorben ist
Und nur in Gott als wahrer Christ
Sein Leben hat, o der erträgt
Die Qualen alle unbewegt,
Und singet, froh und still das Herz,
Preis seinem Herrn im höchsten Schmerz."

Einige der aufgenommenen Lieder würden auch in evangelischen Gesangbüchern nicht am unrechten Orte sein, z. B. „Das Gebet für die Kirche" (II, 47). Der Herausgeber erkennt übrigens selbst an, daß er der Form seiner Uebertragungen nicht immer die gehörige Sorgfalt zugewendet hat, indem er am Ende der zweiten Abtheilung noch einige „sorgfältiger bearbeitete Lieder Ephräm's" anhängt, die denn auch wirklich Anspruch auf größere Kunstfertigkeit machen. Als besonders schön empfehlen wir das Lied, betitelt: „Furcht vor dem Gerichte" (S. 174), und das „Morgen- und Abendlied" (S. 178). 108.

Literarische Notiz.

Ein in italienischen Blättern veröffentlichtes Schreiben des Signor Carlo Guzzoni degli Ancanana an den Chevalier Salvator Betti meldet die Entdeckung einer noch nicht veröffentlichten Lebensbeschreibung Fra Girolamo Savonarola's von Fra Serafino Razzi verfaßt. Die Handschrift soll auch einige Gedichte des berühmten Reformators enthalten, die seinen Dichterberuf erkennen lassen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 331. —— 27. November 1847.

Rußland und die Russen.

(Fortsetzung aus Nr. 330.)

III.

„Rußland und die Russen"? Hr. v. Tourgueneff antwortet auf die Frage im Allgemeinen in einer sehr beredten Stelle:

Die größte Wohlthat Gottes ist das Gefühl der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Achtung vor dem Leben und der Würde des Menschen. Wenn man darüber nachdenkt, so wird man finden, daß gerade diese Gefühle es sind welche die wahre Civilisation von der Barbarei unterscheiden, wie geordnet, geschniegelt, geziert, übertüncht und glänzend diese auch sein mag. Alles kann erlernt, nachgeahmt werden, Alles — nur diese Gefühle nicht. Es ist schwer sich einzubilden wie weit die Abwesenheit dieser gesellschaftlichen Verbesserungen, selbst bei den Leuten die sich für civilisirt halten und die es in gewisser Beziehung sind, geht. Die Idee der Gerechtigkeit und der Billigkeit ist ihnen kaum bekannt; die Verachtung jedes natürlichen Rechts tritt hier an die Stelle der Achtung für die Würde, für das Leben selbst der Menschen. Die Abwesenheit der wahren Civilisation geht hier so weit, daß Leute die sonst ganz ehrlich, wohlwollend für ihre Mitmenschen, ja sogar eifrig in der Ausübung einzelner guten Werke sind, oft ohne es zu ahnen die gröbsten Vergehen und Verbrechen, die anderswo jede ehrliche Seele empören würden, begehen. Der Tadel, offen oder stillschweigend, der jeder niedrigen Handlung, jeder entehrenden That, gegen wen, von wem und einerlei unter welchen Umständen begangen, folgt; der öffentliche Tadel, der so niederdrückend ist, daß er in civilisirten Ländern oft zum Selbstmorde führt; die allgemeine Entrüstung, die eine so strenge und zugleich so heilvolle Bürgschaft der öffentlichen Moral ist — alles Das ist vollkommen unbekannt in Rußland. Ein Ehrenmann, ein tugendhafter Mensch ist unfähig sich auf eine ähnliche Weise selbst herabzuwürdigen; aber er gebietet seiner Entrüstung nicht nur Stillschweigen, sondern er erröthet nicht seine freundschaftlichen Verhältnisse mit einem Menschen der sich des Schnödesten schuldig gemacht hat fortzusetzen. Kann die Tugend in großer Achtung stehen, wo das Laster nicht auf gleich große Verachtung stößt?

Es würde schwer sein eine schlagendere Schilderung des Zustands der Barbarei im Allgemeinen, sowie der Rußlands insbesondere zu geben.

Das ist Rußland. Aber die Russen? Hr. v. Tourgueneff schildert die verschiedenen Stände, den Adel, die Geistlichkeit, die Bürger und die Bauern. Aber man sucht vergebens in allen nach einem eigenthümlichen Geiste und Streben, die den Mann im Menschen, die „Person" in den Individuen zu bekunden im Stande wären.

Der Adel ist nur dann Etwas, wenn er als solcher Rechte hat oder wenigstens haben will, besitzt oder in Anspruch nimmt; denn selbst Letzteres gibt Leben, ruft ein reges Streben, Kraftaufwand und geistige Bethätigung hervor. Aber in Rußland ist der Adel Nichts, und strebt auch nicht danach Etwas zu sein. Das einzige Recht der Adeligen als solcher ist die Wahl der untern Gerichtsbehörden durch adelige Wahlversammlungen. Und an diesen Versammlungen nimmt der Adelige nicht in Folge seines Adels, sondern erst wenn er auch in Staatsdienst getreten ist, Theil. Der Adel selbst gibt keine Stellung im bürgerlichen oder besser gesellschaftlichen Schachzellchen Rußlands; denn diese Stellung weist nur die Rangordnung an in der jeder Russe, vom Fürsten bis zum Marktschreier herab, seinen Platz hat. Und der Adel hat das Bewußtsein dieser Gestaltung vollkommen in sich aufgenommen.

Die Adeligen Rußlands sehen alle Tage Leute die aus der untersten Classe hervorgegangen sind in die Reihe des Adels eintreten, alle Stufen der Militairhierarchie ersteigen, oft sich als Chef der Regierung oder Generale an ihre Spitze stellend. Der im Dienste erworbene Rang hat den Vorschritt vor dem den die Geburt gibt. Das sieht fast so aus als ob der Zufall der Geburt dem Verdienste weichen müsse. Ein Adeliger, ein Fürst der auf der Leiter des Ranges tiefer steht, gehorcht ohne Bedenken einem Manne des Volks der bis zu einer höhern Stufe vorgedrungen ist, und dieser befiehlt jenem so ohne Umstände, als ob er gar nicht daran denke, daß ein Abstand zwischen ihnen stattfinde. Man wird eingestehen, daß ein so constituirter Adel weit verschieden ist von dem Feudaladel, der aus der Eroberung hervorging und seinen Ursprung aus den weitesten Zeiten herleitet.

Es ist dagegen eigentlich nicht viel mehr zu sagen; aber es beweist Dies nur, daß eben kein Adel mehr besteht. Wäre es wirkliches Verdienst das Rang gäbe, so würde die Sache nur um so lobenswerther erscheinen. Aber es ist nur der Rang.

Das Verdienst, das überall seine Bedeutung hat, das selbst in einzelnen Ländern, wie in Frankreich, auf der höchsten Stufe der Gesellschaft steht, das Verdienst bedarf in Rußland, um die Achtung der Masse zu erhalten, des Glanzes eines Ranges. Daher kommt es wol auch, daß man in Rußland weniger auf Reichthum sieht, und daß das Verdienst so wenig geachtet ist. Die Erfahrung jedes Tages beweist, daß die Gunst des Fürsten das Eine wie das Andere ersetzen kann. Deswegen ist man denn auch dazu gekommen diese Gunst über Alles zu erheben, sodaß man endlich in der unverdientesten Bevorzugung weder eine Uebervortheilung noch eine Ungerechtigkeit, sondern einfach einen glücklichern Zufall sieht.

Ist es hiernach noch nöthig die Richtigkeit des Adels als solchen zu beweisen? Der Stand ist ohne Grundlage, die Menschen aber begnügen sich damit was die Gunst des Kaisers ihnen zugesteht.

Nach dem Adel kommt überall die Geistlichkeit, wenn von dem Einflusse der einzelnen Stände in einem Staate die Rede ist. Die griechisch-russische Kirche bildete durch ihre Synodalorganisation eine Mittelstufe zwischen der katholischen Auffassung des römischen Papstabsolutismus und der Abhängigkeit der protestantischen Bischöfe vom Fürstbischof-Monarch. Sie beruhte zugleich auf der Gleichheit der Bischöfe. Im Grundsatze kennt die russische Kirche kein anderes Oberhaupt als Christus selbst. Aber in der That gestaltet sich dies Alles anders. Der Kaiser sieht sich ungefähr als den Papst seiner Kirche an, und was noch schlimmer, auch die Geistlichkeit selbst und Volk haben sich mehr und mehr an diesen Gedanken gewöhnt. Die hohe Geistlichkeit ergibt sich darein, daß der Kaiser de facto alle Bischöfe ernennt, und gestand ihm von jeher den Kelch, den nur die Geistlichen erhalten, zu. Daher denn der Glaube, daß der Kaiser selbst Geistlicher sei. Einer wollte in diesem Glauben eines Tages Messe lesen, und der Bischof konnte ihn nur dadurch davon abhalten indem er ihm sagte, daß er nur als Bischof Messe lesen könne, und daß um Bischof zu sein man unverheirathet sein müsse, daß also der Kaiser erst seine Frau, die er liebte, aufgeben müsse. Die Anekdote ist nicht recht klar, denn der Kaiser brauchte nur zu antworten, daß er als gemeiner Geistlicher Messe lesen wolle. Das Cölibat ist nämlich ein Zwangprivilegium der Bischöfe, während Niemand gewöhnlicher Geistlicher werden kann der nicht vorher geheirathet hat. Es ist nicht ganz leicht sich die Ursache dieses Widerspruchs zu erklären. Die Ehe der gemeinen Priester zieht diese in den Kreis des gewöhnlichen Alltaglebens herab, macht sie zu Bauern neben Bauern, zu Schwager und Gevatter ihrer Nachbarn. Sie verarmt die kümmerlich ernährten Priester, und da diese mit ihrer Nahrung und Besoldung auf ihre Gemeinde angewiesen sind, so führt die Noth sie dazu ihr Recht mit allen Mitteln einzutreiben die ihnen zu Gebot stehen; Schwager und Bruder, Frau und Kinder müssen dazu helfen. Die Folge kann nicht ausbleiben, der Geistliche ist weder geliebt noch geachtet, weder vom Volke verehrt noch von den höhern Classen geschätzt. Er hat nicht den entferntesten gesellschaftlichen Einfluß. Aber auch keinen religiösen. Er ist weder in der Schule noch in der Kirche der Lehrer des Volks. Es gibt überhaupt gar keine Schulen für das Volk. Das ist sehr radical. Aber die Christenlehre, der Predigtstuhl? Auch dafür ist gesorgt. Die Religionssprache ist nicht die Volkssprache. Die Geistlichen predigen und lehren in einem slawonischen Dialekt, den sie mit Mühe erlernen, und dessen Literatur alte Mönchschroniken sind, und den somit kein Bauer versteht.

Die höhere Geistlichkeit aber, die Bischöfe dürfen nicht verheirathet sein. Es hat Dies wahrscheinlich keinen politischen Grund in seiner Entstehung. Die Folge aber ist doch ziemlich wahrscheinlich, daß auf diese Weise verhindert wird, aus der hohen Geistlichkeit und ihren Familien nach und nach eine Art Aristokratie der Geistlichkeit zu bilden. Die Geistlichen die zu Reichthum und Ansehen gelangt sind verschwinden, erneuern sich von Zeit zu Zeit; die Geistlichkeit die mit dem Volke in Berührung kommt ist in gewisser Beziehung beständig, pflanzt sich fort — in ihrer Unwissenheit, ihrer Roheit, ihrer geistigen Nutzlosigkeit und in der Misachtung, die Hoch und Niedrig ihr hinabreicht und hinaufreicht.

Es lohnt kaum der Mühe vom Bürgerstande zu sprechen. Er zählt unter allen Millionen Russen in den verschiedenen Beschäftigungen des Kaufmannstandes und der Industrie nur 1,300,000 Menschen. Die Regierung gibt diesem Stande Vorrechte. Die Handelsleute sind vom Militairdienste befreit, die Fabriken sind „protegirt" wie nirgend in der Welt. Alles ohne größern Erfolg. „Wenn es im Lande eine Classe des Volks gibt die weniger Charakter als die andere hat, eine Classe die jedem Aufschwunge zu einer moralischen oder intellectuellen Verbesserung fremd bleibt, die ganz besonders vom Geiste des Servilismus geleitet ist: so ist Dies unbedingt die der Handelsleute." Die Industrie wird überall zum Besten der Großen und Reichen durch — Sklaven betrieben. Dies eine Wort genügt.

Wir wollen das Gute nicht überspringen. Hr. v. Tourgueneff hebt besonders hervor, wie zur Osterzeit die Handelsleute viele Schuldgefangene freikaufen, und wie Speculanten diesen altherkömmlichen Mildthätigkeitsgebrauch benutzen, sich ins Schuldgefängniß stecken lassen um zu Ostern von den Handelsleuten freigekauft zu werden. Das ist gewiß sehr lobenswerth.

Wir kommen endlich zum Bauernstande, oder besser zu den Bauern, denn Stand ist an und für sich gleichbedeutend mit Rechten für die Gesammtheit, von denen in Rußland nicht die Rede ist. Es gibt freie oder unfreie Bauern, oder besser — da das Wort frei in Rußland etwas Anderes bedeutet als in ganz Europa — Bauern die nur der Willkür der Regierung, und solche die zugleich der ihrer Herren anheimgefallen sind. Hr. v. Tourgueneff führt uns die einzelnen Abtheilungen dieser großen Classe eine nach der andern vor. Vorerst kommen die freien Eigenthümer, odnodvortzi. Sie sind der Kopfsteuer und dem Kriegsdienste unterworfen. Einzelne haben selbst wieder Sklaven. Hr. v. Tourgueneff handelt sie in 25 Zeilen ab. Beweis genug, daß sie nicht viel zu bedeuten haben; denn Hr. v. Tourgueneff ist ein zu eifriger Bauernfreund um die einzigen „freien" Bauern-Eigenthümer in Rußland mit Stillschweigen zu übergehen, wenn von ihnen irgend etwas Bedeutendes zu sagen wäre. Ihre Zahl beläuft sich auf 1,400,000. Dann folgen die Kosacken. Aber sie waren einst frei, und es hieß vor Zeiten: „Jetzt bin ich ein Kosack!" wenn ein russischer Sklave emancipirt wurde. Sie hatten Rechte, Gesetze, eine Gemeindeorganisation und gar ein auf freie Wahl begründetes Volks-

[illegible]. Peter I. und Katharina II. nahmen ihnen ihre Freiheit und führten die Sklaverei unter ihnen ein. Noch 1840 wurden sie des Eigenthumsrechts beraubt, der „freisinnige“ Alexander führte gar das Militaircoloniewesen — die höchste Stufe der disciplinirten Sklaverei — unter sie ein. Der „freisinnige“ Alexander suchte in den ersten Jahren seiner Regierung eine Classe freier Ackerbauer herzustellen, aber es blieb ungefähr beim guten Willen. Es war der Regierung nicht Ernst, und so stieß sie auf allerlei Hindernisse, die sie keine Lust zeigte zu besiegen. Die Zahl der freien Arbeiter die aus diesem Versuche hervorging, soll sich auf 70,000 Mann belaufen, Einen auf die Million. Ungefähr ebenso viele freie fremde Colonisten (84,000) gibt es in Rußland.

Hinter dieser Abtheilung „freier“ Bauern kommt dann eine zweite, die eine Mittelstufe und einen Uebergang zu den wahren Sklaven bildet. Hier finden wir zuerst die Bauern der Krone. Hr. v. Tourgueneff sagt von ihnen: „Sie sind so frei als man es überhaupt in Rußland sein kann.“ Und wir glauben es gern; denn wenn sie auch kein Grundeigenthum besitzen können, wenn sie auch Kopfsteuer zahlen müssen, und der Kaiser und seine Unterlinge sie auch nach Lust und Laune wie die Bäume aus einem Grund und Boden in den andern versetzen können, so haben sie doch das Recht bewegliches Eigenthum zu besitzen, und sind um so besser behandelt als ihre Zahl groß ist, und selbst der Sklavendruck sich vermindert, jenachdem die Zahl Derjenigen zunimmt die ihn zu tragen haben. Die Kronsklaven sind am besten daran, nach ihnen kommen die Sklaven der Reichen und Mächtigen; am unglücklichsten sind diejenigen die ihrer drei, vier einen Herrn und seine Familie nähren müssen. In frühern Zeiten verschenkten die Kaiser oft ihre Krongüter nebst den Kronbauern an Solche die sich ihre Gunst gewonnen hatten. Der „freisinnige“ Alexander aber nahm sich vor nie seine Bauern zu „verschenken“. Und deswegen werden sie heute nur in Arenda, in zwölfjährige Pacht und Nutznießung gegeben. Die Folge ist natürlich, daß heute der Nutznießer gar kein Interesse mehr hat das Land und die Menschen zu schonen, da er sie doch nach zwölf Jahren wieder abtreten muß. Man kann sich die Möglichkeit denken, daß zwischen dem Herrn und Sklaven, die miteinander aufgewachsen, die für ihr Leben von ihren Vätern und für ihre Kinder aufeinander angewiesen sind, eine Art Familienverhältniß, Schonung und Milde von der einen, Achtung und Anhänglichkeit von der andern Seite eintreten. Aber bei einem in zwölfjährige Nutznießung oder Pacht gegebenen Sklaven fällt auch diese letzte Möglichkeit einer in der Natur und im Interesse begründeten Milderung der Sklaverei weg. Außer diesen Abtheilungen halbfreier Sklaven der Krone gibt es endlich noch eine Menge Sklaven die zu besondern Staatsdiensten verpflichtet sind. Die Hauptserie dieser Classe sind die Postbauern. Sie haben die Pflicht alle Reisenden nach gewissen Terminen, koste es was es wolle, fortzuschaffen. Hr. v. Tourgueneff schildert ihre Lage herzergreifend. Ein einziges Wort genügt hier. Er behandelte die Postsklaven die ihn beförderten menschlich. Plaudernd mit einem solchen hörte er diesen ihm ganz gerührt darüber, daß er keine Hiebe erhalten, sagen: „Nur die Faulen prügeln uns nicht durch!“ Hr. v. Tourgueneff setzt hinzu: „Und wenn man sich dann diese Leute ansieht, wenn man sie sprechen hört, welchen Verstand, welchen Scharfblick, welchen guten Willen sie zeigen euch zu dienen! Man verliert Nichts sie anständig zu behandeln; sie fahren euch ebenso rasch, rascher selbst aus Erkenntlichkeit für eure Höflichkeit als aus Furcht vor Züchtigung.“ Sie sind zugleich so ehrlich, daß ein Diebstahl seit Menschengedenken nicht vorgekommen ist.

So kommen wir zur unbedingten Sklaverei, zur unendlichen Masse des russischen Volks. Es ist Sklaverei im vollen Sinne des Worts die auf diesen Unglücklichen lastet, Sklaverei bis zu der letzten Rechtlosigkeit hinab die der Fluch dieser Institution je zu irgend einer Zeit und irgend einem Lande nach sich zog, wenn man das gesetzlich anerkannte Recht der willkürlichen Niedermetzelung, das einst im Alterthume herrschte, ausnimmt. Alexander selbst glaubte, daß in seinem Reiche Menschen nicht mehr verkauft werden dürften. Als er dennoch einem solchen Falle begegnete, empörte sich sein besseres Gefühl, vielleicht nur sein Stolz, und er sprach seine Misbilligung aus und fragte bei seinen Räthen an: ob Das gesetzlich in Rußland erlaubt sei? Man kann erstaunt sein über diese Frage, denn man muß „Kaiser“ von Rußland sein, um an „Gesetze“ in Rußland zu glauben. Noch auffallender ist, daß der „freisinnige“ Kaiser nicht ohne Umstände gesagt: „Bei meinem Zorne und den sibirischen Bergwerken soll kein Mensch mehr in den Grenzen meines Reichs verkauft werden!“ Anstatt Dessen fragte er ganz constitutionnell bescheiden seinen Staatsrath: ob Dergleichen nach russischen Gesetzen stattfinden dürfe? Und der Staatsrath suchte Jahre lang in den Gesetzen, fand nicht, daß es gesetzlich verboten, und schloß daraus, daß es somit nicht gegen die russischen Gesetze sei. Die praktische Folge des kaiserlichen Scrupels war, daß heute nach diesem Ausspruche des Staatsraths selbst halbwegs gesetzlich erlaubt erscheint was bis dahin nur stillschweigend geduldet war. Es ist das eins der schlagendsten Beispiele, welchen Weg die Verbesserungsanflüge — denn zu Absichten und ernstem Willen ist es dort bis jetzt nie gekommen, und wir fürchten aus später zu entwickelnden Gründen, die wir ebenfalls in Tourgueneff's Buch fanden, daß es auf der Bahn die Rußland gegenwärtig geht nie dazu kommen wird — einschlagen. Es genügt uns hier vorerst die Thatsache, daß in Rußland der Sklavenhandel noch bis heute gesetzlich und thatsächlich besteht.*) Hr. v. Tourgueneff sagt:

Dennoch sind die russischen Sklaven keine Neger. Sie ha-

*) Das aber verhindert Rußland nicht seine Kriegsschiffe in Gemeinschaft mit England und Frankreich zu bewaffnen, um dem Sklavenhandel der Neger entgegenzuarbeiten. Ein ebenso auffallender Gegensatz besteht darin, daß nur Russen und keine Fremden in Rußland Sklaven sein dürfen.

ben nicht vollkommen das Ansehen (pas complètement l'air) eines Sklaven. Es bleibt ihnen ein Rest von Menschenwürde, und sie wissen sich „respectiren" zu machen.

Er setzt hinzu:

In Rußland gleicht jeder Bauersklave eher einem Pächter; er hat seine Hütte, seine Pferde, seine Kühe, seine Schafe. Der Stand der Tagelöhner ist beinahe unbekannt in den russischen Dörfern. Der allerärmste Knecht hat ein Stück Land, das er selbst bebaut.

Eine bestimmte Classe von Ackerbausklaven zahlt eine Art Rente (Obrok); die Hälfte dieser zahlen die Rente in Geld. Sehr viele haben ihren Herrn nie gesehen, und können von Glück sprechen wenn Dies so selten als möglich der Fall ist. Sie sind in der Regel nüchtern, fleißig, ehrbar, regelmäßig und haben ein gutes Aussehen und einen schönen Körperbau.

Oft werden diese Obroksklaven reich und sind nicht selten hochbedeutende Fabrikbesitzer. Die Eitelkeit der „Herren" verhindert in der Regel ihre Emancipation, wenn sie auch noch so viel Geld für dieselbe bieten. Es gibt Einzelne die sie für Hunderttausende von Rubeln erkauft haben. Die reichen unter den Obroksklaven haben in der Regel wieder selbst Sklaven, die dann rechtmäßig auch dem Sklavenherrn gehören. Weit unter diesen Obroksklaven stehen die Corvéesklaven.*) Sie arbeiten drei Tage für ihren Herrn, drei für sich. Je reicher der Herr ist, desto besser steht sich der Sklave. Oft aber vermiethen diese Herren sie zu Tausenden für alle möglichen Arbeiten, Wegebauten, Kanalausgrabungen, wo sie dann der mitleidlosesten Ausbeutung, der herzzerreißendsten Strenge anheimfallen. Eine besondere Plage, eine „Pest", wie Hr. v. Tourgueneff sich ausdrückt, sind die in neuerer Zeit entstandenen Tuchfabriken, welche die Sklaven zum Besten der Herren betreiben. Hier werden die „Seelen" noch ganz anders überarbeitet wie die freien „Hände" in England. Die Behandlung der Sklaven im Allgemeinen ist gegenwärtig schlechter als in frühern Zeiten.

In frühern Zeiten zeichneten sich die Mitglieder des hohen Adels die historische Namen trugen durch die wohlwollende Art aus mit der sie ihre Sklaven behandelten. Ich fürchte sehr, daß Dies nicht mehr der Fall ist; die Kinder gleichen in dieser Beziehung ihren Vätern nur wenig.

Wir kommen endlich zu den Haussklaven. Sie sind in großer Menge vorhanden. Wer ein Vermögen von 10—15,000 Francs besitzt, hat oft bis 50 Sklaven, die reichsten Familien ihrer bis 500. Der Dienst wird um so schlechter versehen, je mehr Sklaven dazu vorhanden sind. Das aber liegt meist nicht am guten Willen, sondern an der Institution der Haussklaverei selbst. Ein englischer, ein deutscher Bedienter nützt seinem Herrn meist mehr als zehn Sklaven dem ihrigen in Rußland.

*) „Ich habe auf den Gütern meiner Familie beobachtet, daß die Arbeiter die den Corvées unterworfen waren erbärmlich und gebrechlich aussahen, während die Bauern eines benachbarten Dorfs, die Obrok zahlten, in Mehrzahl kräftig und schön aussahen. Sie bilden gleichsam zwei verschiedene Racen." Diese Bemerkung ist von Interesse und spricht für Diejenigen die in der Race überhaupt eher etwas Erworbenes als etwas rein Ursprüngliches sehen.

In Petersburg gibt es eine besondere Corporation von Sklaven zu der Stelle von Cassiers, und es ist kaum je ein Fall vorgekommen, daß ein solcher seinen Brotherrn, an den er durch seinen Sklavenherrn vermiethet worden, um einen Pfennig betrogen hätte.

Das ist die Reihenfolge der verschiedenen Arten von Sklaven in Rußland: — sie bilden das russische Volk.

Wir sind oft auf einzelne Züge gestoßen die bekunden, daß der höhere Funke in diesen Sklaven nicht ganz erloschen. Sie sind in der Regel ehrlich, arbeitsam, gutmüthig. Die Demoralisation wirkt auf sie selbst lange nicht so tief als auf die Herren. Wer mit Russen umgegangen, wird sehr bald, wenn sie sich gehen lassen, unter der glänzendsten äußern Politur doch die innere Roheit oft genug zu ahnen Gelegenheit gehabt haben. Ihre familiaire Sprache ist meist voller Sprüchworte, und diese Sprüchworte bekunden in der Regel in ihren schmuzigen Bildern und ihren gemeinen Ausdrücken eine durchgreifende innere Roheit. Es heißt in Frankreich: „Frottez un Russe et vous trouverez le Cosaque!" Der Ausdruck ist nicht richtig, denn der Kosack ist vielleicht der edelste Russe den es gibt. Aber wahrer ist, daß, wer in das innere Wesen eines Russen hineinsieht, sehr bald den „Sklavenherrn" herausfinden wird.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueberhaupt zernichtet auch materiell die Sklaverei in Rußland wie anderswo die Herren mehr als die Sklaven.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Cobden und die Ligue.

Wir haben früher bereits in d. Bl. ein umfassenderes Werk über die großartigen Bestrebungen Cobden's, der jetzt zur Ausbreitung und Förderung seiner Ideen durch Europa gepilgert ist, angeführt, und dem Verf. desselben, dem bekannten Nationalökonomen Bastiat, das Lob der Planmäßigkeit ertheilt. An diese Darstellung reiht sich jetzt eine neue, kürzlich erschienene Schrift an, welche das gleiche Thema behandelt. Sie rührt von einem wegen früherer Leistungen auf demselben Felde gleichfalls vortheilhaft bekannten Schriftsteller, J. Garnier, her, und führt den Titel: „Richard Cobden, les ligueurs et la ligue, précis de l'histoire de la dernière révolution économique et financière en Angleterre." Der Zweck den Garnier bei Abfassung seines Werkchens verfolgt hat geht dahin: durch eine klare Entwickelung der Sachlage und der durch die Ligue in Anregung gebrachten Ideen der durch Cobden verfochtenen Sache auch in Frankreich eine möglichst umfassende Verbreitung zu verschaffen. Daher ist denn auch die Darstellung kürzer und volksgemäßer als die welche Bastiat in seiner oben erwähnten Schrift gewählt hat.

Mythologisches Wörterbuch.

Das bekannte mythologische Wörterbuch von Jacobi, in dem zuerst die geistvollen Forschungen Otfried Müller's auf eine durchgreifende Weise benutzt wurden, ist vor kurzem auch ins Französische übersetzt worden. Der Bearbeiter, Th. Bernard, hat sich aber mit einer bloßen Uebersetzung nicht begnügt, sondern das reiche Material für französische Leser umgeschmolzen, und durch Berücksichtigung der Götterlehre aller bekannten Völker das deutsche Werk um ein sehr Beträchtliches vermehrt.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 332. —— 28. November 1847.

Rußland und die Russen.

(Fortsetzung aus Nr. 331.)

Die Sklaven sind sicher in Rußland durchgreifend nicht nur besser als die Herren, sondern sogar in vieler Beziehung edle und gute Menschen. Einzelne Thatsachen die Hr. v. Tourgueneff anführt sind dafür schon halbwegs eine Bürgschaft. Aber was noch mehr dafür spricht, ist die Liebe, die innere Achtung mit der Russen oft von ihren Sklaven sprechen. Auf meinen Fahrten lernte ich einen Russen, den sehr bald Alle mit denen er in nähere Berührung kam lieb gewinnen mußten, kennen. Ich sprach oft mit ihm über sein Land, ich ahnete auch in ihm die Trostlosigkeit ein Sklavenherr zu sein; aber noch klarer wurde es mir oft aus der Art wie er von diesen Sklaven sprach, daß sie aus edelm Stoffe sein mußten. Die Liebe die ihnen Hr. v. Tourgueneff widmet hat dies Gefühl in mir nur noch mehr belebt. Jedes Wort das er über sie fallen läßt trägt den Charakter einer rührenden, schwermuthvollen Anhänglichkeit zu diesen unglücklichen Geschöpfen. Gleich auf den ersten Seiten seines Werks sagt er:

> Ja, ich liebe diese guten russischen Sklaven, und bis auf ihren heiligen Bart, der sie noch auszeichnet, ist Alles an ihnen für mich Gegenstand der Achtung.... Es gibt nur eine Anerkennung die mir schmeicheln könnte, Das ist die der Sklaven, wenn je sie erkennen könnten welche lebendige Theilnahme ich für sie hege.

Stein, der Staatsrath Vorwärts, nannte Hrn. v. Tourgueneff die Ehrlichkeit selbst; und wen solche Leute lieben und achten, der wird durch diese Gefühle selbst zu einem Gegenstande der Achtung und Liebe. Die russischen Sklaven müssen ein biederer, ein guter Menschenschlag sein, und bestände dafür nur Ein Zeugniß wie das vorliegende, es würde genügen ihnen wohlzuwollen.

Leider aber genügt es nicht sie zu freien Männern zu machen. Man forscht vergebens in dem Werke des Hrn. v. Tourgueneff nach Spuren und Zeichen die hoffen lassen könnten, daß in den Sklaven selbst der Keim der Befreiung erwache. Nichts deutet darauf hin. Die Sklaverei in Rußland ist nicht alt und wird alle Jahre schlimmer; sie ist nicht alt, und scheint dennoch bis in das Herz, bis in die tiefste Gefühlsweise der russischen Sklaven gedrungen zu sein. Es schaudert Einen bei dem Abgrunde der sich vor dem Seelenblicke öffnet, wenn jener arme Postrusse, ein riesenhafter Pferdebändiger, sagt: „Nur die Faulen prügeln uns nicht!" Diese Art scheint in die ganze Auffassungsweise übergegangen zu sein. Ihre Sprache ist bereits die des Sklaven und, da die Sklavenherren unwillkürlich bei ihren Ammen, Gespielen, Bedienten in die Schule gehen, die von ganz Rußland.

> Die edeln Gedanken, die erhebenden Gefühle welche die Vertheidigung der geheiligten Rechte der Menschen einflößen, oder die das Nachdenken über die moralischen und politischen Wahrheiten erfindet; die freien, die wahren Ergüsse des Vertrauens und der Freundschaft welche die Seele durchglühen und zu allen Handlungen der Milde und der Bruderliebe stimmen; der Aufschwung zum Schönen, zum Erhabenen, der den Geist über die Regionen in denen die materiellen Interessen herrschen erhebt: — alle diese Elemente, die so mächtig zur moralischen Veredelung des Menschen beitragen, müssen in der Sprache fehlen in der weder der Gedanke noch das Wort frei sind. Und so sage ich es aus der Tiefe meines Herzens: eine meiner ergreifendsten Betrübnisse war stets, meine Muttersprache nur zum Ausdrucke der schlechten Leidenschaften des Menschen dienen zu sehen und erkennen zu müssen, daß ihr die Worte fehlen um auszusprechen was an Güte, Mitleiden und Seelengröße im menschlichen Herzen verborgen liegt.

Man kann nicht schöner einen so edeln, und nicht wehmüthiger einen zugleich für jeden Russen so schmerzlichen Gedanken ausdrücken.

Hr. v. Tourgueneff gibt dann einzelne Beispiele der Sklavensprache. Petitionniren heißt: „Die Stirne gegen die Erde schlagen." Der niedere Russe sagt nicht von dem höherstehenden: „Er ißt", sondern: „Er geruht zu essen, er geruht zu schlafen" (isvolit kouchat, isvolit potchivat). Dieser Ausdruck ist den Sklaven so zur Gewohnheit geworden, daß sie ebenso sagen: „Er geruht zu fallen, er geruht krank zu sein" u. s. w. Es gibt in Rußland nicht nur freundschaftliche Diminutive, sondern auch verächtliche, demüthigende für die Sklaven. Ja die Sprache selbst ist oft überflüssig; der Herr pfeift, und der Sklave kommt herangerennt wie der Hund. Die Herren selbst sagen dann dem Kaiser gegenüber nicht: „Ihr treuer Unterthan", sondern einfach: „Der treue Sklave Euerer Majestät." Im Sprüchworte heißt es: „Obgleich es dir widerstrebt, sei stets bereit es zu thun", oder auch: „Ein geprügelter Mensch ist zwei nicht geprügelte werth."

Zwei Sprüchworte, die Hr. v. Tourgueneff anführt, bekunden freilich halbwegs auch einen andern Geist.

Der Haussklave, an den Bauersklaven denkend, sagt: „Der Bauer arbeitet wie ein Bauer, aber er setzt sich zu Tisch wie ein Herr.“ Oft sagt er gar: „Der Vogel ist gut aufgehoben in seinem goldenen Käfige, aber doch noch besser auf dem grünen Ast.“ Es sind ergebene Seufzer guter Menschen, — kein Fluch des empörten Mannesherzens! Und uns scheint es als ob diese beiden Sprüchworte auch das ganze Wesen des russischen Sklaven zu bezeichnen im Stande wären. Es kommen in Hrn. v. Tourgueneff's Werk an mehren Stellen Scenen des Widerstands der Sklaven gegen das Unrecht der Herren vor. Als man die Dörfer mit Gewalt in Militaircolonien umwandelte, merkten die Bauern bald, daß auf diese Weise ihre Lage noch unendlich trostloser werde. Viele verloren die Geduld, aber Keiner empörte sich; Alle die Entschlossenheit zeigten ließen sich ruhig zu Tode prügeln. Die Reformen des „liberalen“ Alexander's in Kleinrußland riefen ähnliche Scenen hervor, und auch hier ließen sich oft Vater und Sohn nebeneinander bis zum letzten Hauche ruhig knuten. Es gehört eine wunderbare Seelenkraft zu einem solchen Entschlusse und zur Durchführung dieser grausigen Selbstverurtheilung, zum Hinnehmen dieses Todeskelchs, den der sich selbst Verurtheilende tropfenweise leert. Aber es ist doch nur die Seelenkraft des — Sklaven, des Menschen der vergessen gelernt hat daß er ein Mann ist, und daß es eine Art gibt als Mann zu sterben. „Duldender Widerstand“ ist die höchste, edelste Waffe des Bürgers, dem eben das Gesetz zur Grundlage dient, und der in der Hinweisung auf das Gesetz selbst allen seinen Mitbürgern ein lebendiges Beispiel zur Wahrung des Gesetzes wird. Aber wo das Gesetz aufhört, da gilt nur noch der Mann. Der Sklave der geduldig leidet und stirbt ist ein Sklave, kein Mensch — wie die Alten sagten. Wo der Geist in ihm erwacht, bricht er die Kette und zerschmettert mit ihr seinem Herrn das Haupt; wo aber trotz des Geistes der innern Empörung der Sklave nur zu duldendem Widerstande kommt, da ist er ein Märtyrer, dem jenseits eine Palme blühen wird, aber kein sich selbst freisprechender Mensch.

Nur eine Scene erzählt Hr. v. Tourgueneff die einen andern Charakter hat. In einer Militaircolonie metzelten die Soldatensklaven ihre Offizierherren ohne Mitleiden nieder — und ließen sich dann ebenfalls ruhig niederhauen. Ist Das eine erste Schwalbe?

Die ganze Schilderung des Hrn. v. Tourgueneff wird am Ende nur den Eindruck machen, daß die russischen Sklaven gewiß der Freiheit würdiger sind als viele freie Völker, aber vielleicht theilweise gerade deswegen schwerlich so bald frei werden. Sie sind gute, biedere, herzenstreue Menschen, wie zu Sklaven geschaffen, Sklaven bis in ihre tiefste Herzensstimmung hinab. Aber wenn es dort oben eine Weltregierung gibt, so wird der Lenker für sie sorgen!

IV.

Schon oft in den vorhergehenden Schilderungen stießen wir auf Thatsachen und Erscheinungen die beweisen, daß die Zustände denen wir in der Gegenwart Rußlands begegnen früher anders und besser waren. Ein etwas tieferer Blick in die Geschichte dieser Zustände aber wird sehr bald den vorurtheilsfreien Beobachter belehren, daß ganz Rußland und alles Russische, so weit es heute lebendig aus dem Volke hervortritt, dem Untergange mit raschen Schritten entgegengeht, daß Rußland trotz allen äußern Glanzes und aller materiellen Macht in vollkommener Decadenz begriffen ist, und alle Reformen die bis jetzt versucht wurden diese Decadenz nur gefördert haben.

Die Geschichte Rußlands beginnt für Europa mit der Einwanderung der Germanen; Normannen, Warenger dringen bis an die Ostgrenze Europas vor, und bringen wie anderswo den Völkern die sie besiegen ihre neues Leben gebenden Gewohnheiten und Gesetze. Volksgerichte, Anklage- und Urtheilsgeschworene waren der Mittelpunkt dieser Gesetze. Sie wurden die Ursache, daß sehr bald einzelne, durch sie wiedergeborene Gemeinden zu einer hohen Stufe der Freiheit und des Wohlstandes gelangten. Die Republiken der Städte Pskow und Nowgorod erinnern an die Macht und das Ansehen der hanseatischen Städte.

Diese Epoche germanischer Freiheitssprößlinge auf dem slawischen Lebensbaume wurde durch die Einwanderung und Eroberung der Mongolen unterbrochen und in gewisser Beziehung beendigt. Eine wilde, rechtlose Barbarenherrschaft trat an die Stelle der nach und nach sich entwickelnden Folgen der Freiheit und Arbeitsthätigkeit germanischer Art. Die Mongolen behandelten das Land stets wie ein erobertes, beherrschten es aus der Ferne, saugten es mit dem Schwerte in der Hand aus; aber sie scheinen nicht im Stande gewesen zu sein, nicht daran gedacht zu haben durch Institutionen und geordnete Zustände in dem Boden des Volkslebens feste Wurzeln zu fassen. Ohne solche kann aber jede Eroberung nur eine vorübergehende sein, und wirklich erhoben sich die Besiegten endlich wieder und errangen bald von neuem ihre Selbständigkeit, indem sie die Statthalter und Vertreter ihrer fernen Herrscher austrieben. Ein Jahrhundert der Unterdrückung war zwar nicht im Stande gewesen die germanischen Institutionen vollkommen zu zernichten, denn die Spuren des Geschworenengerichts und der germanischen Gemeindeauffassung reichen bis weit in die Zeiten nach der Vertreibung der Mongolen hinein; aber diese Unterdrückung scheint genügt zu haben um den Geist zu zernichten, ohne den selbst die freiesten Institutionen nur todte Formen sind, und nach und nach als solche hinfaulen und in sich selbst zerfallen.

Ueberall anderswo sehen wir, daß die Völker die endlich die Fesseln der Eroberung sprengen, die die erobernden Eindringlinge wieder austreiben, durch diese Anstrengung selbst geläutert, rasch zu neuer innerer Selbständigkeit und größerer Volksfreiheit gelangen. Wenigstens ist Dies bei allen europäischen Völkern der Fall gewesen, so weit die Geschichte reicht. Die höchste Blüte Roms beginnt mit der Vertreibung der Gallier; die

Gallier selbst gehen aus der Eroberung Roms mit neuer Lebenskraft hervor. Spanien erstarkt zu höherm Selbstbewußtsein in seinem Kampfe gegen die Mauren; England legt die felsenfesten Grundsteine seiner Freiheit im stillen Kampfe der besiegten Sachsen gegen die eingedrungenen siegreichen Normannen; Frankreich geht als eine mächtige und gewaltige Monarchie aus dem Kampfe gegen die eingedrungenen Engländer hervor; Deutschland erwachte aus seinem Jahrhundertschlafe durch die Niederlagen und Demüthigungen die das glänzende Kaiserthum Napoleon's ihm brachte.

In Rußland tritt vollkommen das Gegentheil ein. Die Mongolen hatten die germanische Aristokratie in Rußland besiegt, aber ohne eigene Organisationsinstincte waren sie nicht einmal im Stande gewesen die Institutionen die sie vorfanden zu verdrängen, durch andere zu ersetzen, oder gar aus dem Zustande der Gewaltsunterdrückung in eine Art Rechtsunterdrückung, in organisirte Knechtschaft oder Sklaverei überzugehen. Die siegreichen Unterdrückten hatten nach der Vertreibung der Mongolen ungefähr dieselbe bürgerliche Organisation die vor ihrer Einwanderung bestanden hatte. Die eigentliche Decadenz, die gesetzliche Unterdrückung beginnt erst mit der Wiedererlangung der nationalen Unabhängigkeit.

Der Befreier Rußlands, der Besieger der Mongolen, ist zugleich der Begründer der Sklaverei in Rußland. Im J. 1593 erließ er ein Gesetz, das jeden Bauer an die Scholle auf der er wohnte fesselte. Die Bauern waren bis jetzt freie Arbeiter gewesen, von nun an waren sie gefesselte Sklaven. Als Ursache dieses Gesetzes ist angegeben, daß Boris Ghodunow, der Urheber desselben, auf diese Weise eine regelmäßigere und leichtere Heeresverfassung habe herstellen wollen. Wunderbar ist nur, daß die Bauern sich mit diesem Grunde begnügten; denn wie unsinnig er auch ist, so ist er nicht gehaltloser als die Gründe der Sklaverei anderswo.

Mit diesem Gesetze beginnt eine neue Epoche für Rußland und alle Völker die nach und nach unter seine Herrschaft geriethen, mit ihm in irgend nähere Berührung traten. Der Befreier Rußlands legte den Grundstein eines Systems das bis auf den heutigen Tag stets im Fortschritte begriffen ist, und jeder Fortschritt auf dieser Bahn ist ein Schritt weiter zum Untergange, zur Zernichtung des Volks.

Kaum ein paar Jahre später mußte dies System erweitert werden; denn Sklaverei ist ein Krebsschaden der nach und nach den ganzen Leib ergreift, wie klein auch anfangs der Ursprung der Krankheit erscheinen mag. Viele der Bauern die man an die Scholle fesseln wollte waren geflüchtet. Deswegen wurde jetzt ein Gesetz erlassen das dem Grundbesitzer das Recht gab sie fünf Jahre lang verfolgen und zurückfodern zu können. In demselben Jahre (1597) wurde ein weiteres Gesetz erlassen, das den Lohnarbeitern die sich contractmäßig, unter der Bedingung sich gegen Herausgabe des Lohnpreises wieder freikaufen zu können, zu Diensten verdungen hatten das Recht dieses Vorbehalts absprach. In demselben Jahre erklärte ein weiteres Gesetz alle Hausknechte und Diener die während sechs Monaten bei demselben Herrn gewesen waren für ewige Hausknechte, sie und ihre Nachkommen.

So durchdrang die neue Institution in ein paar Jahren alle Volkszustände und umfaßte bald die ganze Masse aller Arbeiter. Im Wesen war diese Sklaverei anfangs nur eine Fesselung an die Scholle, wenigstens für die Bauern. Aber der Keim der eigentlichen Sklaverei lag schon darin, daß auch Haussklaven möglich waren, und alle Bedienten zu solchen gemacht wurden. Nach und nach ging dieser Charakter der eigentlichen Sklaverei auf die ganze Masse der Schollenknechte über. Nach dem Gesetze des Zars Boris konnte der Eigenthümer des Bodens den an ihn gefesselten Knecht nicht zu seinem persönlichen Sklaven machen, und ebenso wenig das Land ohne den Knecht und den Knecht ohne das Land verkaufen. Es war Das in Europa die Mittelstufe des Uebergangs der Volksmasse aus dem Zustande der Sklaverei des Alterthums in den der bürgerlichen und persönlichen Befreiung. In Rußland wurde dieser Zustand die Uebergangsstufe aus der Freiheit in die reine Sklaverei.

Alles was den an die Scholle gefesselten Menschen von dem Sklaven wie wir solche heute in den russischen Bauern vor uns sehen unterscheidet, wurde später nach und nach zernichtet. Wie Das geschah? Wer die Ketten der unglücklichen Bauern geschmiedet, und wie aus einer Knechtschaft, die ungefähr der des Mittelalters gleichkam, eine Sklaverei, ungefähr ebenso hart als die Sklaverei des afrikanischen Negers, wurde? Das sind Fragen welche die russischen Geschichtschreiber sich wohl gehütet haben zu beantworten. (II, 99.)

Es ist Das auch kaum nöthig. Es geht den Institutionen wie allem Lebendigen. Der Keim entwickelt sich, wächst und trägt am Ende Früchte. Die Sklaverei war die Frucht des Keims den Boris in den Boden der russischen Volkszustände legte. Hr. v. Tourgueneff sagt sehr wahr, daß Stein mit der Bauernemancipation und der Städteordnung eine Bahn eingeschlagen die Preußen und Deutschland nothwendig zu einem bestimmten Ziele führen mußte. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Reform des Zars Boris, nur daß das Ziel der vollkommene Gegenfüßler dessen ist auf das die Reformen Stein's hinarbeiteten. Uebrigens begegnen wir gelegentlich den Spuren des Fortschritts auf dieser Bahn selbst unter den glänzendsten Herrschern Rußlands, den glänzendsten — und die gerade ihren höchsten Glanz darin suchten, daß sie sich den Schein europäischer Freisinnigkeit gaben.

Peter I. legt den Grundstein zur Zernichtung der Kosackenfreiheit. Katharina II., die Freundin Voltaire's, die glänzende Nachahmerin der „philosophischen" Politik eines Friedrich II., führte die Sklaverei noch im J. 1783 ganz auf dieselbe Weise in Kleinrußland unter die freien Kosacken ein, wie Dies der Zar Boris 200 Jahre früher in Großrußland thun konnte, nur daß sie schon we-

niger Umstände zu machen brauchte, und einfach erklärte, daß Jeder für immer und ewig dort leben solle, wo er in dem Augenblicke in dem sie ihre Ukase erließ wohnte. Wir haben gesehen wie Alexander die ganz unschuldige Veranlassung wurde, daß heute der Menschenverkauf, der Sklavenhandel in gewisser Beziehung gesetzlich begründet ist. Einer der größten Fortschritte aber auf der Bahn der Sklaverei, den vielleicht Rußland seit dem großen „Befreier und Reformator" Boris erlebt hatte, wurde gerade unter dem „freisinnigen" Kaiser Alexander gemacht.

Die Militaircolonien sind eine Steigerung der Sklaverei, eine Steigerung eines Zustandes über den hinaus bis jetzt die Geschichte nicht reichte, die Phantasie der Menschen nicht griff. Wenn es wahr ist, daß der Zar Boris in bester Absicht, um stets seine Bauern als Soldaten unter der Hand zu haben, sie zu Schollensklaven machte: so wurde der Kaiser Alexander durch ein ganz ähnliches Gelüste zu einem ganz ähnlichen Mittel geführt. Der Glanz des Kriegs hatte das enge Hirn des Kaisers Alexander verwirrt. Er wollte den Waffenruhm auch im Frieden, den Kriegsglanz auch in den Zeiten der Ruhe genießen. Und so vermehrte er nach dem Frieden das Kriegsheer. Das war eine Last für den Staatsschatz, und da der Staatsschatz eben auch des Kaisers Schatz ist, so dachte er daran diese Last auf die Schultern Anderer zu schieben. In der Regel wohnten und wohnen die russischen Soldaten bei den Bürgern und Bauern; sie machen wenig Umstände; das beste Haus ist ihnen das liebste, und es gibt welche in den kleinern Städten die ihr Eigenthümer nie bewohnt hat und nie bewohnen wird, weil ihn ein Colonel oder Hauptmann ausgetrieben.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Oft sind übrigens die Bewohner der Dörfer und kleinen Städte so arm, daß die Soldaten eher für sie als sie für die Soldaten sorgen helfen.

Auch literarhistorische Urtheile.

Es sollte ein mal für alle mal Gebrauch sein, daß die Frauen als Schriftstellerinnen nur namenlos aufträten. Wenn sie sich einmal vor das Forum der Oeffentlichkeit stellen, kann von ihren Werken nicht geschwiegen werden, ja der Kritiker ist verpflichtet, wo ihm Etwas in die Hände kommt das ihm verkehrt und verderblich scheint, mit größter Entschiedenheit dagegen zu verfahren und sich an keinerlei Rücksicht binden zu lassen. Wie aber soll ein Mann von halbwegs guter Erziehung sich entschließen über eine entschieden schlechte, geistlose und irreleitende Schrift aus der Feder einer Dame auf dieselbe Weise die Zuchtruthe zu schwingen, wie er sie einem Manne gegenüber gebrauchen würde? Diese Betrachtungen werden in uns durch eine Broschüre angeregt, die unter dem Titel:

Rousseau, Goethe, Byron, ein kritisch-literarischer Umriß aus ethisch-christlichem Standpunkte von Elise von Hohenhausen. Kassel, Hotop. 1847. 8. 12 Ngr.

erschienen ist. Daß die großen Männer des vorigen Jahrhunderts dem Maßstabe einer obligaten Christlichkeit unterworfen werden ist nichts Neues, und es würde lächerlich sein wollte man sich darüber ereifern; auch ist diese Auffassungsweise als gänzlich beseitigt zu betrachten, seitdem Vilmar, selbst ein strengchristlich gesinnter Mann, sich in seiner Literaturgeschichte gegen eine solche Auffassung erklärt hat. Aber niemals hat sich mit dieser Lebensansicht eine solche Kleinbürgerlichkeit, Beschränktheit und Philisterhaftigkeit in der Besprechung bedeutender Persönlichkeiten und ihrer Werke verbunden wie in dem vorliegenden Schriftchen. Ueber Rousseau's „Emile" heißt es in Bezug auf Sophie: „Eine christliche Ehefrau würde um jeden Preis sich den Verführungsversuchen eines unsittlichen Mannes entzogen haben, und hätte nicht aus falscher Scham und falschem Stolz ihrem Gatten den Hergang der Sache verschwiegen." Beste Frau! Hört denn ein Christ auf ein Mensch zu sein? Sollte Das so ganz ein falscher Stolz sein wenn eine Ehefrau nicht sagen mag, daß sie von einem Fremden Gewalt gelitten? Und was vermag endlich das Christenthum gegen einen Schlaftrunk? Weiter: „Werther ist der einzige Sohn seiner Mutter, aber kein guter Sohn, obgleich ihre ganze Hoffnung. Nie schreibt er an sie, vertraut ihr Nichts, läßt sie nur durch seinen Freund grüßen. Der religiöse Indifferentismus hatte damals schon in Deutschland alle heiligen Gefühle vernichtet." „In neuerer Zeit versichert man, Goethe habe bei der Schilderung Werther's die Tagebücher des jungen Jerusalem benutzt. Es erscheint Das sehr glaublich wenn man erwägt, daß Goethe erst 22 Jahre alt war als er «Werther» schrieb, daher unmöglich aus eigener Lebensbeobachtung solche Charaktere schaffen konnte." „Wundern muß man sich doch sehr darüber, daß bis dahin Ottilie, mit der Eduard oft von seiner Liebe zu ihr spricht, ihn nicht zurückweist, ja sogar eine heimliche Correspondenz mit ihm anfängt. Das Lesen vieler Romane (!), ein lauer Religionsunterricht in der Pension müssen bei Ottilien vorausgesetzt sein; aber sie war doch kürzlich confirmirt, hatte doch die Zehn Gebote gelernt, und konnte sich unmöglich so ganz ohne Kampf und Gewissen ihrer Liebe für Eduard hingeben." Ist man je einer solchen Auffassung begegnet? Man gibt einer Dame nicht zu erkennen, daß man sie nicht für jung hält, sonst würden wir die Verf. fragen: ob sie es denn gänzlich vergessen habe wie es in einem jungen Herzen aussieht? Der Abschnitt über Goethe schließt mit den Worten: „Was Englands Carlisle über Walter Scott sagt, läßt sich gewissermaßen auch auf Goethe anwenden: «Das kranke Herz wird hier keinen Balsam finden, das wunde zagende Herz keinen Führer, das heroische, das in allen Menschen liegt, keine göttliche, erweckende Stimme.» Die letzten Augenblicke Goethe's sind der Welt genug bekannt. Er starb ohne eine Hoffnung auf Erlösung und Unsterblichkeit kund zu geben, in den Armen seiner Familie zu Weimar." Steinigt, steinigt! Doch nein, er hat sich selbst gerichtet! O ihr Christen, die ihr euch vor Andern so nennt, wann werdet ihr lernen die Vorschrift, daß ihr eure Feinde lieben sollt, auch auf Die anzuwenden die euch, insofern ihr Christen seid, nicht als Feinde, nicht einmal als Gegner gegenüberstehen, sondern euch nur wie billig ist ruhig euern Weg wandeln lassen?

42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 333. —— 29. November 1847.

Rußland und die Russen.

(Fortsetzung aus Nr. 332.)

Nach dem Frieden von 1815 dachte Alexander daran die Organisation und Unterhaltung seines Heers ein wenig mehr zu „ordnen". Aus diesem Gedanken entstanden die Militaircolonien. Die Sache ist sehr einfach: Die Bauersklaven wurden Soldaten und blieben zugleich Bauersklaven.

Die Districte und Gemeinden (die zu Militaircolonien gemacht werden) hören auf der bürgerlichen und ortlichen Gerichtsbarkeit unterworfen zu sein, und fallen ausschließlich dem Kriegsgericht und der Kriegsverwaltung anheim. Um die Soldaten zu colonisiren beginnt man damit sie in die Bauerfamilien zu vertheilen. Da es im russischen Heere viele Soldaten gibt die ihre Frauen zu Hause gelassen haben, so ließ man diese kommen, um sie mit ihren Ehemännern in der Colonie zu vereinigen. Die Töchter der Bauern, die heirathsfähig waren, wurden gezwungen die Soldaten die man in das Haus ihrer Aeltern legte zu heirathen. In einem Dorfe fand man kein besseres Mittel um diesen Befehl auszuführen als die Namen der Soldaten in einen Czako zu thun, und die Mädchen zu zwingen jede einen herauszuziehen; sie wurde dann die Gattin Desjenigen dessen Namen sie in dieser Heirathslotterie gezogen hatte. So war die Familie des Colons hergestellt. Der colonisirte Bauer oder der Militaircolon blieb in gewisser Beziehung wie vorher der Chef der Familie; er versah nur außerdem noch einen Theil des Kriegsdienstes. Der colonisirte Soldat, der so sein Schwiegersohn geworden war, mußte ihm bei seiner Ackerarbeit helfen, und zugleich wie vorher alle Soldatendienste thun. Die Kinder der Coloniebauern sowie die der Soldaten waren der Militairobrigkeit verfallen.

Es werden Schulen eingerichtet, und in den südlichen Provinzen sogar höhere wissenschaftliche Schulen.

Alle Arbeiten, sowol der Bauern als der Soldaten, wurden gemeinschaftlich betrieben und standen unter der unmittelbaren Leitung der Offiziere der colonisirten Truppen. Die Ernte wurde in die Magazine der Colonie gebracht. Jede freie Arbeit, jede individuelle Industrie wurde verboten. Wir haben gesehen, daß die Bauern der Krone, die Obrokbauern, die Benutzung der Länder die der Gemeinde gehörten hatten, daß man ihnen ein fast unbeschränktes Recht des Hin- und Herziehens zugestand, dessen sie sich oft bedienten, um in der Fremde zu arbeiten. Alle diese Privilegien wurden dem Coloniebauer entrissen. Man fesselte sie an die Erde, in einer viel gehässigern Weise als selbst die Knechte der Grundeigenthümer. Die Militairbehörde mischte sich in die unbedeutendste Einzelheit ihres häuslichen Lebens.

Das ist Communismus, Das ist Organisation der Arbeit! Wer will bezweifeln, daß es verkehrt ist, wenn die ganze Organisation aller gesellschaftlichen Verhältnisse rein und allein auf dem Eigennutze beruht? Wer fühlt und sieht nicht, daß die Gesellschaft die Mittel suchen, finden und organisiren muß, um die Zernichtung der Massen im Interesse der Einzelnen zu verhindern, um zu verhindern, daß das Capital die Arbeit aussaugt? Aber nur die lebendige Menschenliebe wird diese Mittel finden, wer sie in einer Form, in einem todten System sucht, wird auf Zustände stoßen wie die geschilderten.

Diese Militairphalanstères verfehlten überdies ihren Zweck vollkommen. Das thatsächliche Ergebniß war, daß in ihnen stets eine ganze Familie zur Erhaltung eines einzigen Soldaten dient. Das genügt um sie vom national-ökonomischen Standpunkte zu beurtheilen. Vom humanen, vom menschlichen Standpunkte aus aber sprechen die russischen Sklaven selbst ihr Urtheil.*) Sie hatten Grausen ihren Zustand als gewöhnliche Sklaven mit dem des Soldatensklaven zu vertauschen. Dieser Schrecken ging so weit, daß die Bauern die sich zur Colonisation bestimmt glaubten augenblicklich aufhörten zu arbeiten. Dazu genügte oft die zufällige Durchreise des Kaisers, wenn die Bauern sich einbildeten, daß der Kaiser gekommen, um sich die Gemeinde anzusehen und colonisiren zu lassen.

Der Widerstand von Seiten der Bauern war stark, muthig — aber negativ. Diejenigen die der Kaiser mit ihrer Colonisirung beauftragt hatte, zeigten ihnen die Tortur und den Tod als unausbleibliche Folge ihrer Hartnäckigkeit; die Unglücklichen wählten Tortur und Tod, aber widerstanden bis ans Ende.

In diesen Colonien selbst aber scheint endlich sogar die Geduld des russischen Sklaven seine Grenze gefunden zu haben. Die einzige Spur einer wirklichen Empörung, der wir in Hrn. v. Tourguenff's Werk begegnen, finden wir in einer solchen Colonie.

Eine dieser Empörungen ereignete sich unter der gegenwärtigen Regierung; sie hatte die Niedermetzelung aller Offiziere zum Zwecke. Die Empörer traten vor diese hin und erklärten ihnen, daß man entschieden habe sie zu tödten, und daß sie sich auf den Tod vorzubereiten hätten. Und dann tödteten sie dieselben mit unbegreiflicher Ruhe. Diejenigen Offiziere

*) Hr. v. Tourgueneff sagt überdies: „Die Einrichtung der Militaircolonie stieß auf eine allgemeine Misbilligung. Ich habe nie ein einziges Individuum gefunden das sie gutgeheißen hätte."

die sich durch ihre menschliche Behandlung die Achtung der Colons gewonnen hatten, wurden nicht weniger niedergemacht. Man tödtete sie indem man sie beklagte, indem man den strengen Befehl der jede Ausnahme verbot bejammerte.

Das ist die Geschichte der Sklaverei in Rußland. Wir beschließen sie mit dieser Scene. Es liegt in ihr eine grausenhafte Ahnung verborgen. Das Maß scheint voll zu sein; ob sein Ueberlaufen die Russen zu bessern Zuständen führen wird, kann nur die Zukunft lehren.

V.

Die Sklaverei ist die Grundlage der russischen Zustände. Wir haben gesehen wie dieselbe sich Schritt für Schritt verschlimmert hat, wie die Fäulniß der durchgreifendsten Menschenentwürdigung in ihr immer mehr um sich greift. Es wäre ein Wunder, wenn bei einer solchen Gestaltung der Dinge die höhern Stockwerke des Staatsgebäudes sich kräftig und heilsam hätten entwickeln können. Dies Wunder, diese vollkommen der Natur widersprechende Folge ist in Rußland nicht eingetreten. Wol aber ganz naturgemäß das Gegentheil. Die Fäulnißentwickelung, die man in der Sklaverei beobachtet, ist auch in allen andern Theilen der Gesellschaft nicht zu verkennen.

Der Adel war noch nach dem Untergange der mongolischen Herrschaft sehr mächtig, ja durch das aristokratische Element, das jede Eroberung und auch die mongolische geschaffen hatte, nach der Wiederbefreiung Rußlands wahrscheinlich mächtiger als vorher. Alle diese Macht, alle Rechte wurden nach und nach zernichtet.

Der Ursprung der russischen Aristokratie verliert sich im höchsten Alterthum. Die Würde der Bojaren ist vielleicht älter als selbst die der Fürsten.... Aber nachdem das mittägliche Rußland in Lithauen verwandelt worden war, nachdem Moskau anfing groß zu werden auf Kosten der Nachbarländer, nachdem die Zahl der apanagirten Fürsten sich vermindert hatte, während zugleich die Macht des Souverains gegenüber dem Volke immer schrankenloser wurde, verlor auch die Würde der Bojaren ihre altherkömmliche Bedeutung. (III, 374.)

Rußland wurde ein eroberndes Land, und wie überall zerstörte die Eroberung die Freiheit der Eroberer. Es ist Das ein göttliches Vergeltungsrecht, von dem die Geschichte keine Ausnahme aufzuweisen hat.

Peter I. legte die letzte Hand ans Werk. Wo Menscheneitelkeit einen Menschen den „Großen" nennt, da kann der denkende Geschichtsforscher fast zum voraus sicher sein, daß er auf eine „Gottesgeißel" stößt. Der große Russenzar fand die Aristokratie schon so geschwächt, daß er ohne viel Mühe, ja, mit Ausnahme der Strelitzen, selbst ohne viel Gewalt den ganzen Rechtsboden des russischen Adels zerstören konnte. Er zernichtete die altherkömmliche Gerichtsbarkeit, in der die Quelle aller Rechte des Adels lag; er zernichtete sie ohne etwas Neues an ihre Stelle setzen zu können. Von da an herrschte denn vom letzten Sklaven hinauf bis zum höchsten Adeligen „Gleichheit vor — der Knute".*)

Das Ranggesetz das eingeführt wurde hob dann auch gesetzlich die letzten Reste einer eigentlichen Adelsinstitution auf. Wir haben die alles Adelswesen zersetzende Bedeutung dieser Rangordnung anderswo gesehen.

Die Kaiserin Katharina II. hatte Mitleiden mit dem russischen Adel, und erließ dann von neuem ein Gesetz, das man mit Stolz „La charte de la noblesse" nennt, und das keinen andern Ersatz haben sollte und hatte als den Adel in den gewöhnlichen Fällen und in den täglichen Ereignissen vor der Knute zu schützen. Aber der Geist eines selbständigen Wesens, das Gefühl des Rechts, der höhern Menschenwürde als höherer Standesgenossen war und blieb zernichtet. Wie jeder russische Adelige sich demüthig vor dem geliehenen Machtworte eines emporgekommenen Sklaven beugt, so zittert seine Seele zusammen vor einem Augenbrauzucken der kaiserlichen Allmacht. Es kommen Beispiele zum Belege dieser Ansicht in jedem Werke über Rußland vor. Hr. v. Tourgueneff erzählt mehre; die Art wie alle Bestrebungen für bessere Zustände in Rußland scheitern bekundend haben sie sämmtlich den Charakter dieses Seelenlebens der russischen Großen. Die Fürsten Woronzoff und Menschikoff hatten ebenfalls aus dem Kriege freisinnigere Ideen mit nach Hause gebracht. Der Kaiser selbst geberdete sich ja so europäisch-freisinnig, so französisch-liberal. Die beiden tapfern Fürsten dachten denn an die Emancipation der russischen Sklaven. Sie wollten dem Kaiser alle Ehre dieser Maßregel zukommen lassen, und so sollten der Kaiser und die Regierung die hohe Leitung bei ihrem Plane haben. Sie begannen damit, daß sie ihre hochadeligen und seelenreichen Freunde um sich vereinigten, und gemeinsam mit ihnen ein Schriftstück abfaßten, in dem sie erklärten, daß sie ihre Sklaven freigeben würden. In einer ersten Audienz mit dem Kaiser hatten die beiden Herren mit Seiner Majestät sich über die Emancipation der Sklaven beredet, und fanden ein geneigtes Ohr. In einer zweiten Audienz legten sie ihren gemeinsamen Plan und ihre vereinigte Erklärung vor. Der Kaiser zog die Augenbrauen zusammen und fragte kalt und strenge: „Wozu diese Vereinigung?" Und diese Frage war das Todesurtheil ihres Plans. Es war nicht mehr die Rede von demselben.

Diese eine Anekdote genügt vollkommen, um im Beispiele den Geist zu schildern der hier herrscht.

Die russische Geistlichkeit und ihre Institutionen bieten dasselbe Schauspiel dar; sie war auf eine sehr freisinnige Synodaleinrichtung gegründet, fand in ihrem Patriciat einen schützenden Vereinigungspunkt, und in ihrem Kirchenvermögen eine thatsächliche selbständige Macht. Peter der „Große" hebt das Patriciat auf; seine Nachfolger werden die „Fürstbischöfe" der Kirche, die jetzt alle Bischöfe ernennen. Katharina II. confiscirte die Kirchengüter, wodurch denn die höhern Geistlichen thatsächlich für ihren Unterhalt auf die Regierung angewiesen sind. Der Geist der Kirche und der Geist ihrer Priester ging auf diesem Untergangswege ebenfalls Schritt für Schritt mit. Christliche Duldung gegenüber allen andern Religionsansichten liegt schon im Wesen jeder Synodalkirche, und war auch das

*) Hr. v. Tourgueneff braucht diesen schlagenden Ausdruck bei Gelegenheit der Aufhebung dieser Gleichheit durch Katharina II.

[illegible] der russischen. Was aus diesem Wesen unter den Zarpäpsten geworden, weiß heute Jeder. Die Katholiken in Polen, die Protestanten in den deutschen Provinzen, die unirten Griechen in Groß- und Kleinrußland, die Juden im ganzen Reiche werden heute gleichsam mit der Knute wiedergetauft.*) Den Geist des russischen Priesterthums selbst aber bekundet am besten eine einzige Bemerkung. Es handelt sich von einer Institution, von der Theilnahme der Geistlichkeit an der Gerichtspflege.

Sollte man glauben, daß das Gesetz es wagt den heiligen Einfluß der Religion zu Hülfe zu rufen, um den angeklagten Verbrechern das Geständniß zu entreißen? Wenn der Angeklagte leugnet, so schickt man ihm einen Priester, beauftragt, ihn zum Geständniß des Verbrechens dessen er angeklagt ist zu bewegen. Das Gesetz befiehlt Dies, und es findet alle Tage statt. (II, 332.)

Der Krebsschaden der Sklaverei hat naturgemäß und folgerecht alle Theile des ganzen Staatskörpers angesteckt. Die Krankheit ist nicht zu leugnen; gelähmt stehen alle Stände neben ihren niedergetretenen Rechten. Sehen wir uns die Krücken an, die Institutionen und die Regierung, die oft selbst den lahmen Völkern erlauben mit den gesunden halbwegs Schritt zu halten.

Die Institutionen der Germanen waren theilweise aus der tatarischen Eroberung gerettet worden. Noch Zar Michael, der Stifter der gegenwärtigen Dynastie, sowie sein Sohn Alexis (der Vater Peter's I.) riefen ihre Großen zusammen, um mit ihnen eine „Beredung", ein Parlament über die bedeutendsten Angelegenheiten des Staats zu halten. Seit Peter I. kommt natürlich so Etwas nicht wieder vor. Es ist zwar das Wort Senat bis auf den heutigen Tag in Rußland zu Hause, und man sieht in ihm oft eine Art Gespenst, das die „kaiserlich russische Allmacht durch Erdrosselungen mäßigt", wie ein geistreicher französischer Publicist sich ausdrückte; aber es ist eben nur ein Gespenst, nur ein europäisches Märchen. Der Senat war einst mächtiger als heute, obgleich nie mächtig; heute ist er Nichts mehr als ein stummes Gericht höherer Instanz. Der Staatsrath ist eine Art Commission zur Vorbereitung und Ausarbeitung neuer Gesetze und Reformen der alten; aber seine Ansichten müssen mit denen der regierenden Minister übereinstimmen, wenn sie angenommen werden sollen. Ein Recht hat er nicht, in der Regel stimmt er von selbst mit den Ansichten des Ministeriums und des Kaisers überein; wo der seltene Fall eintritt, daß er anders denkt als diese, überhebt sie eine Ukase, die den Streitpunkt ohne Umstände entscheidet, der weitern Mühen. Hr. v. Tourgueneff erzählt mehre dieser Art. Die Gerichtsverfassung ist vielfach die freisinnigste Institution in ganz Rußland, die untern Gerichte sind wählbar. Es wird in dem Werke nicht recht klar, ob Dies ein Rest der alten Freiheit Rußlands ist. Aber selbst hier hat in der neuern Zeit eine Art Fortschritt in der Bahn die Rußland überall wandert stattgefunden. Früher wählten auch die Bauern die Richter der Policeigerichte mit, gegenwärtig nur noch die Adeligen. Die Verwaltung ist eine einträgliche Maschine, die Schnappsabgabe ist das Hauptrad derselben; Zölle, Stempel, Einregistrirung sind die Nebenräder.

Der Mittelpunkt alles Seins, das Haupt, das Gehirn des ganzen Körpers, ist die kaiserliche Macht. Wir haben gesehen wie krank der Körper ist, kann dabei das Haupt gesund sein?

„Alles gehört Gott und dem Kaiser!" heißt ein russisches Sprüchwort; und es ist ganz natürlich, daß die „Weisheit auf der Straße" in Rußland Gott und den Kaiser ungefähr auf dieselbe Stufe stellt. Der Kaiser ist so allmächtig wie Menschen sich die Allmacht thatsächlich verwirklicht nur immer vorstellen können. Was er will ist Gesetz; wo er mit dem Finger winkt, gehorchen Millionen; vor seinem Zorne zittert die halbe Welt. Und diese Allmacht ist ohnmächtig wie alle Menschenallmacht überall. Hr. v. Tourgueneff sagt nichts Neues wenn er mit Geist und Klarheit beweist, daß je mächtiger ein Monarch in den Institutionen seines Landes erscheint, er desto beschränkter in der Anwendung dieser Allmacht ist. Wir haben gesehen wie Alexander zusammenfuhr als er einem öffentlichen Sklavenmarkte begegnete, und wie nutzlos sein Wunsch war, daß Dergleichen in seinem Reiche nicht vorkommen solle. Die Sache kam noch ein anderes mal zu den Ohren des Kaisers, und er verbot, daß in Zukunft in seinem Reiche auch nur das Wort des Verkaufens der Sklaven je ausgesprochen werden dürfe. Und die russischen Sklavenbesitzer gehorchten dem Befehle, das Wort „verkaufen" wurde verbannt, und an seine Stelle trat ein anderes Wort: „Sklaven leihen" heißt es heute.

Man erzählt sich wie Peter I. einmal gesagt haben soll, daß er, sobald er alle Hindernisse die seinem Willen und seinen Absichten im Wege ständen aufgeräumt, dann die öffentlichen Zustände Rußlands auf Recht und Freiheit begründen werde. Die „Großen" haben mitunter solche geheime Absichten; Napoleon nahm ähnliche für sich in Anspruch; Alexander, der Grieche, war offenherziger wenn er sagte, daß er am Ende seiner Eroberungen ausruhen und Kohl pflanzen werde.

Wenn es aber wahr ist, daß Peter I. diese Absicht gehabt, so würde das Fehlschlagen derselben eben nur die Ohnmacht der menschlichen Allmacht zeigen. Er konnte zerstören, aufzubauen war ihm nicht gegeben. Von Peter dem Großen an behielt diese Allmacht ununterbrochen denselben Charakter. Die Kaiserin Anna versprach sogar vor ihrer Thronbesteigung den russischen Großen eine Constitution. Es wurde viel darüber hin und her verhandelt; aber kaum war die Kaiserin gewählt, so platzte auch die Seifenblase fast ohne daß man den Windzug merkte der sie zerstörte. Ein Skla-

*) Selbst Hr. v. Tourgueneff ist nicht frei von dieser Intoleranz. Nachdem er sehr schön für Toleranz im Allgemeinen gesprochen, glaubt er die katholische Religion dennoch ausnehmen zu müssen. Das geschieht am grünen Holze. Als ob Toleranz mit Ausnahmen nicht eben pure Intoleranz wäre!

venvolk, Sklavenherren — und eine Constitution — heißt das Feuer mit dem Wasser, das Leben mit dem Tode verehelichen wollen. Von der Kaiserin Anna aber geht der Constitutionsgedanke in den russischen Zuständen um. Die Kaiserin Katharina II. hatte ebenfalls liberale Anflüge, sie führte auch einzelne Reformen ein, sie hob wie wir gesehen die „Gleichheit vor der Knute" für die Adeligen auf, sie führte Reformen im Gerichtswesen und vielfach auch die Wahl der Richter wieder ein. Aber der Volkswitz war damals noch klüger und hellsehender als selbst in der neuesten Zeit. Die Constitutionshoffnungen und Redensarten kamen auf die Bühne, in einer Scene wurden die Großen zusammenberufen um über die Constitution zu berathen. Unter diesen war auch ein schlichter Tatar. Er fragt: „Wenn wir eine Constitution haben, wird es dann auch noch Ukasen geben?" Der vortragende Minister antwortet mit Würde: „Versteht sich von selbst!" Worauf der Tatar erwidert: „Wozu brauchen wir dann eine Constitution und Kammern?" und unter dem Beifallklatschen des belustigten Publicums abgeht.

Wenn man diese Scene bedenkt, und daß sie bereits zu Katharina's Zeiten volksthümlich auf der Bühne geworden war, so könnten Einem allerlei Zweifel über den Ernst des Constitutiongeredes bei ihren Nachfolgern aufstoßen. Hr. v. Tourgueneff aber glaubt steif und fest an den guten Willen Alexander's, und wir wollen nicht mit ihm rechten.

Alexander war unstreitig der „liberalste" von allen russischen Kaisern, und sicher Derjenige der das Meiste dafür gethan hat diesen Schein zu gewinnen. Er fing damit an, daß er einen Mann zum Minister wählte der voll von den liberalsten Ideen der Zeit war. Speransky mußte den Kaiser nicht nur über alle liberalen Institutionen belehren, sondern ihn sogar in die geheimen Gesellschaften und Kenntnisse der Freimaurer und Illuminaten einweihen. Zuletzt bat sich der Kaiser gar einen constitutionnellen Reformator von seinem liberalen Minister aus. Und als dieser Plan ungefähr fertig war — wurde Speransky auf einmal nach Sibirien geschickt. Noch heute weiß Niemand recht weswegen. Eine ganz ähnliche Geschichte hatte unter Katharina stattgefunden, nur weiß und sagt man von ihr, daß sie ihrem Minister absichtlich sein Geheimniß abgelockt, um ihn dann um so sicherer und rascher unschädlich zu machen. Wir haben keine thatsächlichen Gründe zu glauben, daß hier Alexander eine Art Erbpolitik befolgt habe, und mögen selbst von einem Kaiser aller Reußen das Schlimme nicht glauben wo es nicht klar bewiesen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Radscha Suma oder der Häuptling von Hindostan. Indisches Sittengemälde von Hermann von der Sieg. Siegen, Kogler. 1846. 12. 1 Thlr.

Es ist schwer zu entscheiden, ob das vorliegende Buch mehr als eine Schilderung der Sitten und Gebräuche der Völker in Vorderindien anzusehen sei, oder ob man sich mehr an den Kunstcharakter der Erzählung, also an das Buch als Roman zu halten habe. Diese Entscheidung ist um so schwerer, da weder die Schilderung der Gebräuche umfassend und gründlich ist, und nur selten die gewöhnlichsten Aeußerlichkeiten, wie man sie in kurzer Zeit aus einer beliebigen Reisebeschreibung zusammenlesen kann, verläßt, sich immer auf denselben Plätzen umhertreibt, und da der Verlauf der Erzählung so wenig Interesse weder in Charakteren noch Situationen darbietet, daß man mit Mühe und Anstrengung nur durch dieses Buch sich hindurcharbeiten kann. Es ist doch in der That sonderbar, zu welchen Stoffen ein Theil unserer Romanschreiber greift! Der heimische Boden genügt nicht mehr, die alten Ritter- und Räuberromane genügen nicht mehr, die Burgzinnen, das Verließ, die schweren Humpen, die Feme, der Burgpfaff u. s. w.: — Das sind abgenutzte und matte Motive, man schreitet nach Indien unter die wilden, Menschenopfer bringenden Stämme, unter die Thugs, deren Gottheit Bowanhee die Vernichtung des Menschengeschlechts fodert, man schildert wie diese Männer ihr Opfer umgarnen, bis sie endlich das verhängnißvolle Würgtuch demselben über den Kopf werfen; Tiger und giftige Schlangen, Schakale und wilde Elefanten sind dann der Hintergrund zu solchen grausamen, widerlichen Schilderungen. Das wirkt, denkt man, Das ist neu, und so schreibt man Romane. Der Inhalt des vorliegenden Buches dreht sich vorzugsweise um die Feindseligkeiten der beiden Stämme Suma und Sauwa; der Anführer der Sauwas hat die Tochter des Häuptlings der Sumas, Radscha Suma, geraubt, um sie den Göttern zu opfern als Dank dafür, daß sie ihm nach langer kinderloser Ehe endlich einen Sohn geschenkt haben. Der Anführer der Sumas, der anfangs den Räuber nicht kennt, zieht nun im Lande umher, um denselben zu entdecken und sich an ihm zu rächen. Menschenopfer und Racheschwüre sind die Motive welche diese Erzählung tragen. Der Verf. selbst sagt in der Vorrede, daß so manche vorkommende Begebenheiten, so manche Aeußerung oft so kühn, so auffallend, so überraschend seien, daß man weniger im Reiche der Wirklichkeit als auf dem Gebiete der Phantasie ihren Ursprung entdecken könne; der Verf. macht darum auch auf Belehrung keinen Anspruch, „da eine kühne Romantik hin und wieder vorherrscht". Die arme Romantik muß doch bei jeder Uebertreibung, bei jeder Unwahrscheinlichkeit zu Gevatter stehen! Der Verf., dessen wahrer Name Hermann Bellebaum ist, hat außer diesem Buche noch einen „Harold", einen „Zigeunerkönig", ein „Räuberthal" geschrieben, Werke die schon dem Titel nach seine ganze Thätigkeit charakterisiren und genug Gründe zum Verdachte darbieten in ihm nur einen Speculanten auf den schlechten Geschmack schlechter Leihbibliotheken zu finden. 93.

Literarische Notiz aus England.

Die Bank von England.

Unter den vielen Schriften die durch die gegenwärtige Geldkrisis in England über das Bank- und Geldwesen an das Tageslicht treten, zeichnet sich die „History of the bank of England, its times and traditions" von John Francis durch die grenzenlose Suffisance aus womit ihr Verf. sich als einen unbedingten Bewunderer der Bank von England zu erkennen gibt. Die Anbetung des „Goldenen Kalbs" beurkundet sich besonders in der Art und Weise wie anderer höherer Bestrebungen und der Männer die sich denselben weihten gedacht wird. So bemerkt Hr. Francis: „Ein Mann, mit Namen Thomas Payne, besaß einen gewissen Grad eben nicht beneidenswerthen Rufs" — darunter ist aber der berühmte Verf. von „The rights of man" verstanden. Noch merkwürdiger in dieser Hinsicht erscheint, daß er Cobbet's, dieses geistreichen Beleuchters der Frage des öffentlichen Credits, mit keiner Sylbe gedenkt. Freilich war der Mann Demagog und Plebejer, und hatte vor den bloßen Geldsäcken sehr wenig Respect. Darum straft ihn der Sykophant der englischen Bank mit Stillschweigen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 334. —— 30. November 1847.

Rußland und die Russen.

(Beschluß aus Nr. 333.)

So lange Speransky in Gnaden stand, waren alle russischen Großen sehr liberal, und die Mehrzahl ließ sich in die Maurerlogen aufnehmen. Die gezwungene Auswanderung Speransky's nach Sibirien aber gab ihnen zu denken, die Liberalität zog sich in ihr Schneckenhaus zurück, und die Freimaurerei verfiel vollkommen in sich selbst. Später wiederholte sich auch diese Erfahrung. Während des Befreiungskriegs wurde der Kaiser wieder sehr liberal. Es ist fast eine zweite Aufführung der Speransky'schen Scenen, nur mit andern örtlichen Decorationen und andern Schauspielern für die Nebenrollen. Der Kaiser Alexander war in Paris sogar so liberal, daß er nicht nur mit Mad. Krüdener betete, sondern auch den Franzosen eine ganz leidliche Constitution sicherte. In Wien war er fast ebenso liberal für Deutschland und besonders für Polen.

Es könnten Einem bei dieser zweiten, durch mehre neue Tableaux (um den technischen Kunstausdruck der pariser Meister anzuwenden) vermehrten und verbesserten Aufführung allerlei Scrupel aufstoßen. Die absolutistischen Monarchen haben meist die Ansicht, daß eine constitutionnelle Regierung eher geeignet sei ein Volk zu schwächen als es zu stärken. Es würde nicht schwer sein diesen Irrthum zu beweisen: England genügte als Beleg des Gegentheils, und auch der Einfluß den Frankreich seit 1830 auf die europäischen Zustände ausübt; von Nordamerika gar nicht zu reden. Doch ist hier nicht der Ort diesen Irrthum des Absolutismus zu bekämpfen; die Veranlassung zu diesem Irrthum war die polnische „Republik". Es ist uns Menschen sehr schwer oft die Ursache der Wirkungen die wir beobachten zu erkennen; Polen war schwach, ohnmächtig und eine constitutionnelle Regierung, eine monarchische Republik. Und da schlossen die „Klugen": „Polen ist schwach, weil es eine constitutionnelle Regierung hat, eine Art Republik ist", und aus diesem sehr weisen Schlusse gegen sie dann einen noch weisern, und sagten: „Republiken und constitutionnelle Regierungen sind schwach."

Diese Ansicht war so allgemein anerkannt bei den Feinden und Theilern Polens, daß sie, absolute Mächte, die armen Polen zwangen eine Republik, ein constitutionnelles Königthum zu bleiben, und jede Aenderung in Polen, die eine „weniger freie" Regierung hätte einführen können, vertragsmäßig untersagten.

Diese Ansicht herrschte 1815 höchst wahrscheinlich noch in vielen Köpfen der „klügsten" deutschen und russischen Staatsmänner in Paris und Wien. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man Frankreich und Polen durch die Constitutionen nicht gerade zu stärken glaubte; es ist sicher, daß Rußland, Oestreich und Preußen nur für ihre Nachbarn so „liberal" dachten und handelten, wie sie von jeher für Polen handeln und denken zu müssen glaubten.

Nach dem Frieden zeigte sich Alexander auch in Rußland selbst noch eine Zeit lang ebenso liberal wie er sich in Paris und Wien benommen hatte. Im Wesentlichen blieb es zwar bei den „guten Absichten" des Kaisers; überall wo diese zur That werden sollten, stießen sie auf allerlei unübersteigliche Hindernisse. Die Freunde des Fortschritts wurden nach und nach entmuthigt, abgenutzt — wie Dies dann mit Hrn. v. Tourgueneff selbst der Fall war; die Ungeduldigen theilten das Geschick Speransky's; die Klügern, die Feinern sattelten um und wurden — Minister oder Dergleichen.

Wir haben keine Data die uns zu behaupten berechtigen, daß Alexander seine „Liberalität" nur zum Aushängeschild benutzt; aber so viel ist gewiß, daß die einzige Radicalreform die er vorgenommen hat die Einführung der Militaircolonien ist. Hatte er keine andere Absicht als freisinnig zu scheinen, so ist ihm Dies halbwegs gelungen. Sollte dieser Schein dazu dienen Polen, Deutschland, Frankreich zum Besten Rußlands zu schwächen, so hat sich die freie Politik des Kaisers getäuscht. Deutschland und Frankreich gingen erstarkt aus dieser Feuerprobe hervor; Preußen fühlt heute, daß sie ihm zur Läuterung unerlaßlich ist. Polen ist zwar untergegangen, aber die Art wie es zum letzten male von Rußland erobert wurde, hat den Eindruck der russischen Siege gegen Napoleon zernichtet, und zugleich Polen wol für immer — wir theilen hier vollkommen die sehr schlagend durchgeführte Ansicht unseres braven russischen Publicisten — zu einem Hinderniß gegen alle durchgreifende Verbesserungen in Rußland, zum wundesten und stets das Herz offen legenden Fleck des russischen Reichs

gemacht. Hat aber Alexander in allem Ernst freisinnigere Gefühle gehegt und sie auf Rußland anzuwenden die Absicht gehabt, so erklärt sich der schwarze Schatten der am Ende seines Lebens sich auf sein Gemüth gelegt von selbst, und beweist dann mehr als Alles die Ohnmacht der kaiserlichen Allmacht in Rußland. *)

VI.

Hr. v. Tourgueneff schließt sein Werk mit einem umfassenden Reformationsplane für Rußland und nennt denselben „Pia desideria". Wir sind vollkommen mit ihm einverstanden wenn er vorerst und vor Allem die Emancipation der Sklaven fodert, wenn er ohne sie überhaupt keine Reform, kein Besserwerden für möglich hält. Die Sklaverei zerfrißt Rußland und alles Leben in diesem unglücklichen Land; sie hat den Adel, die Geistlichkeit, Handel und Wandel und auch die Macht der Kaiser selbst zerstört, so weit Dies möglich war; sie wird so fortarbeiten so lange sie fortbesteht.

Die weitern Reformen die Hr. v. Tourgueneff vorschlägt sind ungefähr sämmtlich den englischen, den französischen und den preußischen öffentlichen Zuständen entlehnt. Und nicht nur die Russen können aus diesem Theile seines Werks Vieles lernen. Er will Rußland zu einer constitutionnellen Regierung erheben. Wir wünschen, daß in Rußland sein Rath möglich wäre, daß er befolgt würde und die besten Früchte trüge. Wir bezweifeln Eins und das Andere, doch fühlen wir nicht den Beruf hier unsere Zweifel näher zu entwickeln. Es ist Das eine russische Angelegenheit; überdies würde unsere Stimme gewiß kaum dorthin dringen wo sie von unmittelbarem Nutzen sein könnte.

Auch in Bezug auf die äußere Politik hat Hr. v. Tourgueneff seine Pia desideria. Er ist zu verständig, zu praktisch, um ein Panslawist zu sein. Er sieht überdies in Polen ein ewiges Hinderniß gegen den Panslawismus und auch eine Warnung für alle Slawen. Seine Pia desideria gehen vielfach darauf hinaus, daß Rußland die Türkei wegnehmen und dort ein neues russisches Reich begründen müsse. Hr. v. Tourgueneff sagt: „Rußland muß, damit seine Civilisation sich kräftiger entwickeln kann, mehr Seeküsten haben." Er führt Genua, Venedig, Holland, Portugal und England an, und glaubt, daß die Seeküsten diese zu mächtigen, blühenden und strebenden Städten, Staaten und Völkern gemacht haben. Die ganze Welt ist von Seeküsten umgeben, und doch gab es nur wenige Städte wie Venedig, Genua, wenige Staaten und Völker wie die Hollands und Englands. Und Das kommt einfach daher, weil noch sonst Etwas dazu gehört als Seeküsten um reich und mächtig zu werden, und zwar kräftige, freie, strebsame, selbstwollende, arbeitrüstige Menschen, „hardworking people", wie der Engländer sagt. Und wo es solche hartarbeitende freie Männer gibt, da sind am Ende die Seeküsten nicht gerade so unumgänglich nöthig. Zum Beweise mögen die italienischen und deutschen Städte des Mittelalters, und am Ende selbst Pskow und Nowgorod dienen. Und Rußland? Ist es civilisirter und wahrhaft blühender seit es das Baltische Meer, die Ostsee und das Schwarze Meer befährt?

Die russische Nation soll ihren „Ueberfluß an Kräften, Bevölkerung, Industrie und Reichthum" von Rußland nach der Türkei übertragen. Ueberfluß an Kräften, Bevölkerung, Industrie und Reichthum — in Rußland? Das ist ein wunderlicher Widerspruch gegen alle Thatsachen die Hr. v. Tourgueneff anführt, ein Widerspruch gegen jede Zeile in seinem Buche.

Hr. v. Tourgueneff sagt weiter: „Wie viel würde nicht Europa gewinnen, wenn die Türkei unter «einer aufgeklärten wohlwollenden, großmüthigen Macht» stände?" Es wird Das kein verständiger Mensch leugnen; aber er setzt hinzu: „Tel que nous l'avons dépeint plus haut!" Man weiß nicht recht was man dazu denken soll. Unser russische Publicist fährt fort und sagt: „Alle civilisirten Völker müssen Frankreich in Afrika und England in Indien Glück wünschen." Es ließe sich darüber streiten; doch habe ich dazu hier nicht Lust. Aber dann setzt er hinzu: „Und ebenso muß jeder Freund des Besserwerdens seine Zustimmung geben, wenn Rußland Konstantinopel und die Türkei wegnimmt." Wahrlich, Alles was wir über die Türkei wissen ist Sonnenschein gegen Das was er uns über Rußland sagt. Die Völker unter den Russen werden Sklaven, die unter den Türken erstarken nach und nach zur Freiheit, zur Selbständigkeit, zu Cultur, Handel und Industrie. Beweis: Griechenland, die Moldau, die Walachei u. s. w. Rußland soll im Oriente „die Civilisation und die Völkerselbständigkeit" verbreiten. Doch genug. Nur noch eine Stelle unsers Verf.:

> Ich habe die Armuth bei verschiedenen Völkern gesehen; aber der Arbeiter dem ich einst auf offenem Felde im Norden Englands begegnete, trug den Kopf hoch und foderte kein Almosen; er hatte seit einiger Zeit keine Arbeit, seit zwei Tagen kein Brot, und dennoch war es nicht Mitleid allein was er einflößte. Jener andere Arbeiter dem ich in dem Westen von Glasgow begegnete, und der mir die verschiedenen Monumente und selbst die Geschichte seiner Stadt erklärte, war einfach gekleidet, sprach wie ein Mann der nicht ohne Wissen ist, und erst gegen das Ende unserer Unterhaltung erfuhr ich, daß er schon lange nicht mehr in seiner Fabrik arbeite, und daß er sich in den Straßen ergehe, in Erwartung des Tages, wo er gezwungen sein werde Steine auf der Landstraße zu hauen.

Das ist das Holz aus dem man die Leute macht die berufen sind andere Welttheile wiederzugebären, wenn dazu überhaupt Jemand so recht berufen ist. Hr. v. Tourgueneff fährt fort:

> Ich habe das grausenhafte Elend der irländischen Bauern gesehen, ihre Kothhütten, ihre nackten Stuben, alles Dessen beraubt was das Leben erträglich macht. Ich habe auch in Frankreich, an den Ufern des Meers, arme Fischer gesehen, denen ihr Gewerbe nicht immer das tägliche Brot für ihre Kinder sichert. Wolan! — das Schauspiel all dieses Elends, wahrlich schmerzlich genug um die Vorsehung anzuklagen,

*) Alle Reformen Katharina's II. blieben ohne irgend einen thatsächlichen Erfolg. Alexander sprach auch oft von Unterrichtsverbesserungen, gab sich Mühe genug zu diesem Ende — Alles nutzlos; der nächste Tag zerstörte was der vorhergehende geschaffen.

ist Nichts im Vergleiche zu dem Schauspiele das ein russischer Bauer und von Allem ein russischer Soldat bietet.

Hr. v. Tourgueneff! Und Das sollen die Civilisatoren der Türkei sein? Frottez — et vous trouverez le Russe — selbst unter den schönsten, edelsten Gefühlen. Es ist Das nur eine russische Verirrung unsers Verf., und es thut uns leid sie so rügen zu müssen, noch mehr leid daß er sie nicht gefühlt und wie so viel anderes Russisches besiegt und unterdrückt hat.

Vielleicht aber ist Dies für einen Russen kaum möglich. Man sagt, die russische Armee schmachte nach Krieg; und wahrlich, es ist nicht schwer sich Dies zu erklären, wenn man Hrn. v. Tourgueneff's Werk gelesen hat. So schmachtet der Gefangene nach seiner Freiheit. Diese Sehnsucht ist Natur, und sie wird bei den Völkern zur Auswanderungslust, wenn sie hoch genug stehen und frei genug sind sich selbst zu leiten; sie wird bei Barbaren zur Eroberungssucht. Die Russen wurden oft auf Konstantinopel angewiesen, der Gedanke: „Dort blüht unser Arkadien!" liegt wahrlich in jedem echten Russenherzen. Und deswegen wird wol Rußland früh oder spät, trotz aller Politiker Europas, seiner Sehnsucht folgen und die Türkei überziehen, vielleicht Konstantinopel erobern und besetzen.

Und — wahrlich, es wird ein Glück für Europa sein wenn Dies bald geschieht! Ich weiß sehr wohl, welche hochverrätherische politische Ketzerei ich hier ausspreche. Die officiellen und nicht officiellen Politiker träumen oft ganz poetisch, wie nüchtern sie auch sonst in der Regel sind. Ein solcher Traum Vieler, sehr Vieler ist die zukünftige commercielle und politische Weltherrschaft Konstantinopels. Kein Mensch kann wissen was die Zukunft in ihrem Schoose trägt; aber die Vergangenheit belehrt uns, daß Konstantinopel, selbst als die römischen Kaiser von dort aus halb Europa, Asien und Afrika thatsächlich beherrschten, weil sie die Erben Roms waren, nie eine Weltbedeutung erlangen konnte. Die ganze Geschichte beweist, daß zum Handel vor Allem Arbeit gehört, und daß der Orient nur zeugt, aber nicht schafft. Die ganze Geschichte hat kaum ein Beispiel aufzuweisen, daß der Süden den Norden, wenn auch mitunter überzogen, je beherrscht und gemeistert habe. Rom selbst bildet nur eine scheinbare Ausnahme, denn seine Eroberungen waren südlich, und seine Macht begann zu weichen, sehr bald sich zu brechen, als es auf die Gallier und gar auf die Germanen seines Nordens stieß.

Rußland ist in Petersburg Europa gefährlich; es würde in Konstantinopel sehr bald seine europäische Bedeutung verlieren. Hr. v. Tourgueneff will uns in gewisser Beziehung trösten und beschwichtigen wenn er uns sagt, daß die Eroberung Konstantinopels die russische Macht ihres Mittelpunkts berauben, daß nach dieser Eroberung Rußland dieselbe hauptsächlich dazu zu verwenden haben werde die neue Besitzung zu schützen; daß es sehr lange dauern werde, ehe es die gehofften Vortheile aus Konstantinopel und der Türkei ziehen werde. Wir theilen diese Ansicht vollkommen, ja, wir gehen einen Schritt weiter: Wir sind überzeugt, daß von dem Tage an, wo Rußland in Konstantinopel herrscht, es vollkommen an seinem Ziele angekommen sein und seine Macht sich unmittelbar zersplittern wird. Und deswegen wünschen wir Rußland Glück zur Reise nach Konstantinopel in der festen Hoffnung, daß der „Weg nach Konstantinopel" aus Europa hinaus und nicht nach Europa hineinführt.

Das sind die Lehren die wir in dem tüchtigen Buche eines edeln Mannes gefunden haben. Ja, hätte Rußland auch nur ein paar solcher Leute — natürlich in Rußland, im Ministerrathe —, ich glaube, Rußlands Geschick und auch unser Urtheil über Rußland würde ein anderes sein. Wir würden glauben, daß wir uns getäuscht, hoffen, daß all die Hoffnungen eines so edeln Mannes möglich wären. Aber Hr. v. Tourgueneff ist Flüchtling, zum Tode verurtheilt, und wir fürchten — nicht durch Zufall. Die organische Natur wirft aus was ihr feindlich ist. Und deswegen ist ein Flüchtling wie dieser, ein zum Tode verurtheilter Verbrecher wie Hr. v. Tourgueneff — ein Todesurtheil gegen Zustände wie die russischen, gegen Menschen wie die die dort möglich sind und die Verhältnisse lenken. Sie folgen ihrer innern Natur: „Verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!"

Amerikanischer Humbug.

Ein amerikanisches Blatt, der „Boston Atlas", erzählt folgendes Märchen: Während der jüngst in London gestorbene Thierbändiger Carter in Paris einmal seine Vorstellung gab, sprach man in den dortigen Cirkeln von einem Amerikaner welcher jenem auf allen seinen Reisen nachfolgte, und nie in einer seiner Vorstellungen fehlte. Er war ein Millionnair und blasé, den nichts Anderes als die Hoffnung, den Thierbändiger endlich einmal von den wilden Bestien zerrissen zu sehen, zu dessen Schatten machte. In London ging er einst in einem der vornehmsten dortigen Clubs mit mehr denn zwanzig Personen Wetten ein: daß Carter kein anderes Ende nehmen würde als dasjenige was er so sehnsüchtig erwartete. Die Wette des Amerikaners ward mit den Unterschriften aller Betheiligten in die Register des Clubs eingetragen. Der Gesammteinsatz welchen er gegen seine Gegner leistete belief sich auf die außerordentliche Summe von 60,000 Pf. St. Diese Summe ließ die Wette sehr wichtig erscheinen, aber nicht dieser Umstand war es der des Amerikaners Theilnahme an dem Schicksal des Thierbändigers fesselte; nicht die anderthalb Millionen Francs die auf dem Spiele standen veranlaßten ihn der Fährte Carter's auf Schritt und Tritt zu folgen. Das zu verlierende oder gewinnende Geld war ihm Nebensache; ihn interessirte blos die Thatsache. Er würde gern den Einsatz haben fahren lassen, wenn er nur die Wette gewonnen hätte. Ueberzeugt, daß Carter unter dem Gebiß eines Löwen oder Tigers verbluten müsse, wünschte er Nichts als dieser Katastrophe beiwohnen zu können. Diese Hoffnung allein hielt ihn ans Leben. Dieser einzige Gedanke beherrschte sein ganzes Dasein: die Erwartung Zeuge zu sein, wie der Mann von eigenen wilden Thieren zerrissen werden würde. Diese Neugier, diese Sehnsucht war bei ihm zur Leidenschaft, zur fixen Idee geworden. Zehn Jahre hindurch folgte er dem Thierbändiger mit einer Ausdauer die

durch Nichts zu entmuthigen war. Seine Postchaise zog hinter den unförmlichen Wagen her welche die Thiere Carter's einschlossen. Er wohnte in denselben Gasthöfen mit diesen fürchterlichen Gästen. Er war gegenwärtig wenn die Tiger und Löwen gefüttert wurden, wenn Carter sie abrichtete und wenn er seine Vorstellungen gab. Er versäumte nicht eine der letztern; stets erschien er dabei im ersten Rang, um die Katastrophe so nahe als möglich betrachten zu können. Zu diesem Zweck trug er noch ein scharfes Opernglas bei sich, sodaß nicht eine Bewegung der Bestien ihm entgehen konnte. Carter kannte ihn wie den Beweggrund wohl der den Sonderling an seine Fersen heftete; auch nahm er die Sache nicht übel, da er großmüthigen Sinnes war und seine lange Gewöhnung ihn gleichgültig gegen die blutdürstigen Gelüste des Gethiers in jeder Gestalt gemacht hatte. Sobald er seine Vorstellungen begann, warf er gewöhnlich dem in seiner Loge befindlichen Amerikaner einen lächelnden Blick zu, welchen dieser mit einem Ausdruck des Auges zu erwidern pflegte der zu sagen schien: „Siehe zu, ob es diesmal nicht geschieht." War die Vorstellung vorüber, so sah man den geduldigen Amerikaner sein Opernglas einstecken und hörte, wie er sich beim Entfernen mit den Worten tröstete: „Nun, da kann es das nächste mal geschehen." Manchmal machte er diese Aeußerung so laut, daß Carter sie hören mußte; der großmüthige Thierbändiger antwortete auf diesen naiven Wunsch nur mit einem Lächeln. Während seiner langjährigen Erwartung zeigte der Amerikaner nur ein einziges mal eine Art Aufregung. Es war im vorigen Jahre, wo einer der Lieblingslöwen Carter's, uneingedenk des Unterrichts in Gesittung die er von seinem Gebieter erhalten, demselben seine Zähne und Klauen ein wenig fühlen lassen wollte. Zwar ließ es bei dieser Gelegenheit der Amerikaner an Nichts fehlen, um das Thier durch Blicke, durch Bewegungen und Zurufe in diesem Versuche zu ermuthigen, aber dem Thierbändiger gelang es trotzdem das Thier zur gewöhnlichen Ruhe und Unterwürfigkeit zurückzubringen. Nichtsdestoweniger gab dieser Vorfall der Hoffnung des Amerikaners neue Spannkraft. Da erfuhr er, daß Carter gefährlich erkrankt sei; unverweilt eilte er zu den berühmtesten Aerzten Londons, er versprach ihnen goldene Berge, wenn sie seinen Thierbändiger retten würden: Alles vergeblich, Carter starb. In Verzweiflung, nicht wegen der verlorenen Wette, sondern wegen der getäuschten Hoffnung Zeuge des Martertodes Carter's sein zu können, schoß sich der Sonderling im Park St.-James eine Kugel durch den Kopf.

12.

Bibliographie.

Historische Aktenstücke über das Ständewesen in Oesterreich. I. Leipzig, Jurany. Lex.-8. 15 Ngr.

Bourdaloue, L., Sämmtliche Werke. Aus dem Französischen. 1ster Band. — A. u. d. T.: Gedanken über verschiedene Gegenstände der Religion und Sittenlehre. 1ster Theil. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Bruch, F., Philosophische Studien über das Christenthum. Aus dem Französischen übersetzt von F. T. Frantz. Mannheim, Hoff. Br. 8. 24 Ngr.

Friedländer, S., Geschichte des Israelitischen Volkes. Von den ältesten bis auf die neueste Zeit. Für gebildete Leser aus allen Ständen. Mit Stahlstichen und Karten. 1stes Heft. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 15 Ngr.

Glümer, Charlotte v., Novellen. Zwei Bände. Halberstadt, Frantz. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Anna Ansbach und die emancipirten Weiber. Aus der Gegenwart. Zwei Theile. Altenburg, Helbig. 8. 2 Thlr.

Deutscher Jugendkalender für 1848. Mit vielen Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Dresdner Künstlern. Herausgegeben von H. Bürkner. Leipzig, G. Wigand. 4. 15 Ngr.

König von Anderbeck. Ein Buch für das deutsche Volk. 3te bis zu König's Tode fortgeführte Auflage von „Wanderung durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche". Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 20 Ngr.

Mallefille, F., Don Juan's Memoiren. Roman. Deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster Band. 1ste Hälfte. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 9 Ngr.

Marr, W., Der Mensch und die Ehe vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit. Nebst einem Anhange: Zur Charakteristik des deutschen Liberalismus. I. Die Republik Karl Heinzens. II. In eigner Angelegenheit. Leipzig, Jurany. 1848. 8. 1 Thlr.

Michelis, E., Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben. Münster, Regensberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neander, A., Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel als selbstständiger Nachtrag zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 4te, verbesserte und vermehrte Auflage. 2ter Band. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. Zwei Bände 4 Thlr.

Pauer, F., Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika nach erfolgtem Anschluß der Republik Texas. Mit besonderer Beziehung auf Deutsche Auswanderer. Bremen. 8. 25 Ngr.

Rosenkranz, K., Studien. 5ter Theil. Reden und Abhandlungen: Zur Philosophie und Literatur. 3te Folge. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, Brauns. 8. 1 Thlr.

Schults, A., Gedichte. 2te, stark vermehrte Auflage. Magdeburg, Baensch. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wuttke, H., Polen und Deutsche. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Biel, G., Briefe an einen Freund, welcher von der Kirchenscheu befallen war, geschrieben und auf Verlangen des Freundes hier zusammengestellt und der Oeffentlichkeit übergeben. Saalfeld, Niese. 1846. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bräuhäuser, J., Vorschläge und Plan zur Aufbringung eines Anlehens zu $3\frac{1}{2}$ p. Ct. für das Königreich Bayern durch eine für die Unterthanen höchst wohlthätig wirkende Verbindung der Sparkassen und Lotterie resp. durch ein Lotterie-Anlehen mit Loosen von geringem Betrage. Den Hohen Kammern der Stände des Reichs gewidmet. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Brenske, K. F., Der Philosoph und das Ordinationsformular der Generalsynode. Berlin, Braune. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Funck, F., Theobald von Praslin und Fanny Sebastiani. Ein Versuch zur Aufklärung der Mordgeschichte. 2te Auflage. Frankfurt a. M. Gr. 8. 2 Ngr.

Horarik, Rede über die Bedeutung des christkatholischen Concils in Berlin. Vorgetragen einer christkatholischen Gemeinde am 20. Juni 1847. Glogau, Flemming. 8. 3 Ngr.

Die Prozeß-Verhandlungen gegen Ernst Dronke vor dem Zuchtpolizeigericht zu Koblenz am 10. April und 6. Mai 1847. Zur Charakteristik der neuen Erscheinung eines Tendenz-Processes und die Unterziehung eines Ausländers wegen im Auslande ausgeübter straflosen Handlungen unter die Strafbegriffe der preußischen Gesetze. Leipzig, Jurany. Lex.-8. 12 Ngr.

Röbling, E. W., Die Brot- und Holznoth und Nahrungslosigkeit, drei Lebensfragen unserer Zeit nebst Vorschlag zur Gründung allgemeiner Wohlfahrts- und Lebensversicherungs-Vereine. Mühlhausen, Danner. Gr. 8. 4 Ngr.

Scheidtmann, G., Der sogenannte Kornwucher und die Noth der Zeit. 2te Auflage. Düsseldorf, Schaub. 1846. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schultheis, J., Sendschreiben an seinen Kollegen, den Hrn. Buchbindermeister Adam Henß zu Weimar, als Antwort auf sein Sendschreiben an den Hochwürdigen Hrn. Bischof von Fulda bezüglich seines diesjährigen Hirtenbriefes gegen die Deutschkatholiken. Mainz. 1846. Gr. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 335. —— 1. December 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Ueber Friedrich Hebbel als dramatischen Dichter.

Schon manches Decennium ist vorübergeeilt, seit Schiller und Goethe durch ihre Schöpfungen das deutsche Drama zu einer vorher nicht gekannten Höhe führten und das gesammte Vaterland gleichmäßig erhoben und begeisterten. Der Einfluß dieser Dramen und die Wirkungen die sie hervorriefen sind auch heute noch keineswegs verschwunden; aber der dramatische Thron ist seit dem Tode jener beiden Männer leer geblieben, und vergebens hat die Nation bis jetzt auf einen neuen Liebling der Muse gewartet, dem sie den Ehrenplatz überweisen möchte. Zwar hat die jüngste Zeit nicht unbedeutende Talente aufwachsen sehen, Männer die der Athemzug der Gegenwart lebendig angehaucht hat, wie Karl Gutzkow, der durch sein „Urbild des Tartufe" und „Zopf und Schwert" eine bedeutende Begabung für die Komödie gezeigt, in seinen Tragödien aber, in „Patkul", „Pugatscheff" und namentlich „Uriel Acosta" nur sehr schwächliche Producte geliefert hat; Heinrich Laube, der ebenfalls das komische wie das tragische Fach angebaut hat, dessen Werke aber alle im Großen und Ganzen mehr Erzeugnisse eines reflectirenden Verstandes denn einer lebensfrischen, reich aus dem Innern strömenden Phantasie sind. Wenn aber auch beide Männer, wie wir schon bemerkten, ihre Wurzeln in den Boden der Gegenwart treiben, so kann doch von ihnen nicht behauptet werden, daß sie das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes, Das was dasselbe erhebt und unterdrückt, was es in seiner innersten Tiefe bewegt, peinigt und entzückt, in ihren Dichtungen erfaßt oder gar zum Gegenstande eines sei es nun tragischen oder komischen Kunstwerks gemacht haben. Aus diesem Grunde können auch diese Dichtungen bei allem Talent im Einzelnen auf eine nachhaltige Wirkung schwerlich rechnen: die Woge des Tags hat sie herangeflutet und mit ihr werden sie vorüberbrausen. Einen viel glücklichern Griff nach dieser Seite hin hat Robert Prutz gethan, der in seinem „Moritz von Sachsen" einen echt tragischen und dabei national-deutschen Conflict zum Gegenstand dramatischer Behandlung gemacht hat. Schade nur, daß die Charaktere so übermodernisirt sind, und daß man keinen Karl V. und keinen Moritz von Sachsen, sondern durch den Mund dieser Schattengestalten immer nur den Dichter seine eigenen Zeitideen entwickeln hört.

Eine neue Aera, glauben nun Viele, sei für die dramatische Kunst mit dem Manne angebrochen dessen Würdigung der nachfolgende Aufsatz gewidmet ist, mit Friedrich Hebbel. Und man muß in der That gestehen, wenn man die Werke dieses Mannes von der „Judith" bis zum „Diamanten" herunter genauer ansieht, daß hier ein mehr als gewöhnliches Talent vorliege, das sich nur über seine Mängel, die blos Auswüchse einer zu großen Kraft sind, klar zu werden braucht um sie abzulegen und seiner Zeit etwas Aehnliches zu werden was Schiller und Goethe der ihrigen waren. Und was ist es denn nun was Hebbel in so hohem Grade auszeichnet? Nichts weniger als das klarste und vollständigste Bewußtsein über die Foderungen seiner Kunst und der Zeit, eine mächtig und frisch aus dem Innern sprudelnde Schöpferkraft, eine bei aller Einfachheit fesselnde und spannende Composition und eine Consequenz in der Entfaltung der Charaktere die, mag man auch über die Anlage denken wie man will, eisern zu nennen ist. Dieser seltene Verein von Vorzügen wird nun aber durch einen einzigen Mangel dermaßen in Schatten gestellt, daß wenn Hebbel der vielfachen Warnungen zum Trotz nicht bei Zeiten einlenkt er sich absichtlich um den Lorber bringen wird.

Unsern heutigen Dichtern genügt es durchaus nicht mehr, daß ein Kunstwerk den Anfoderungen die eine gesunde Aesthetik an seine Gattung stelle entspreche; nein, es muß auch modern sein! Ist denn Dies aber ein Fehler? Falsch verstanden allerdings. Freilich wird jedes echte Kunstwerk sich auch ankündigen als ein Kind

seiner Zeit, der wahre Dichter wird durch dasselbe zeigen, daß er nicht blos in der Gegenwart vegetirt, sondern lebt, d. h. daß er sie wirklich verstanden hat. Was ihm aber das Herz bewegt davon wird auch sein Werk Zeugniß geben. Aber, diese vielleicht gereiftern, einer fortgeschrittenern Zeit als die dargestellten Charaktere angehörigen Ideen müssen organisch mit dem Stücke verwachsen, organisch aus dem Zusammenhange des Ganzen hervorgegangen sein; sie dürfen nicht Etiquetten gleichen, die man beliebig jeder Flasche aufkleben kann, noch dürfen die Charaktere von lebendigem Wesen zu bloßen Sprachrohren des Dichters werden. Schiller's „Maria Stuart" wird kein Mensch für ein Product von 1587 halten, noch den „Tell" für eine Tragödie aus dem 14. Jahrhundert; beide Stücke sind modern, aber das Moderne geht nicht wie ein anachronistischer Riß durch das ganze Gemälde. Ebenso pulsirt in allen Tragödien von Sophokles der Pulsschlag der Perikleischen Zeit; aber wen hätte Dies im „Oedipus", in der „Antigone" je störend berührt? Dies kommt aber allein daher, weil der große Dichter sein gereiftes Kunstbewußtsein organisch mit den geschilderten Situationen zu verschmelzen gewußt hat. Wenn dem Dichter Dies nicht gelingt, wenn er zwischen beiden Seiten einen Bruch läßt, wenn seine Ideen zu der geschilderten Zeit im absoluten Contraste stehen, sodaß eigentlich nur ein edles Reis auf einen wilden Stamm gepflanzt wird, so bleibt Dies immer eine unkünstlerische und unbefriedigende Erscheinung. Nach dieser Seite hin sind die modernen Ideen der Krebsschaden der dramatischen Kunst.

Von dieser falschen Sucht modern zu sein ist auch Hebbel in einem hohen Grade angesteckt. Hört man ihn theoretisch über diesen Punkt sprechen, so möchte die Sache leidlich scheinen. Er sagt z. B. in der Vorrede zu seiner „Genoveva":

> Uebrigens ist ein jedes Drama nur so weit lebendig, als es der Zeit in der es entspringt, d. h. ihren höchsten und wahrsten Interessen zum Ausdruck dient, und auch ich hoffe, trotz der aus dem Mythen- und Sagenkreise entlehnten Stoffe, in meiner „Genoveva" wie in meiner „Judith" der Zeit, wie ich sie in Bedürfniß, Richtung und Bewegung auffasse, ein künstlerisches Opfer gebracht zu haben.

Aber seine eigene Praxis steht mit dieser Theorie in Widerspruch. Durch alle seine Dichtungen geht Hebbel's Zeitbewußtsein wie ein gellender Anachronismus hindurch, die Reden und Charaktere seiner Personen stehen, wie wir in den einzelnen Stücken nachweisen werden, im absoluten Widerspruch mit Ton und Charakter der geschilderten Zeit und der Situationen. Die meisten seiner Personen sind Alles, nur nicht Das was sie sein sollen, sie scheinen uns an einer krankhaften, modernen Ueberreiztheit zu leiden, sie sind, wie sich neulich ein geistreicher Aesthetiker ausgedrückt hat, zu sehr „gepfeffert und gesalzen" um eine echt künstlerische Wirkung hervorzubringen, und das Alles aus der leidigen Sucht, der Zeit einen Tribut zu zahlen. Diese allgemeinen Behauptungen wollen wir jetzt durch eine genauere Analyse der einzelnen Werke zu begründen suchen.

In seiner „Judith" hat der Dichter die bekannte biblische Erzählung von der Ermordung des Holofernes, des Feldhauptmanns Nebukadnezar's, durch Judith, zum Gegenstand dramatischer Behandlung gewählt. Die Erzählung wie sie vorliegt ist ihrem ganzen Stil nach epischer Natur, namentlich ist der Schluß in der Bibel durchaus undramatisch. Wie streng sich auch der Dichter im Einzelnen an die Züge der Sage gehalten hat, so ist es ihm doch gelungen ein Gemälde voll echt dramatischen Lebens vor unsern Blicken zu entrollen. Dies hat er besonders durch seine talentvolle, erfindungsreiche Aenderung des Schlusses der Erzählung erreicht. Nach dem „Buch Judith" geht die Heldin ins Lager des Holofernes, schmeichelt sich durch allerhand Kunstgriffe bei ihm ein, ersieht sich den günstigsten Moment wo Holofernes berauscht eingeschlafen ist, tödtet ihn und wird, während die Assyrer in Verwirrung fliehen, jubelnd von den Ihrigen empfangen, bei denen sie hochgeehrt im spätesten Alter stirbt. Diese letzten Züge konnte der Dichter für seinen Zweck unmöglich gebrauchen, weil sie durchaus episch, aber weder dramatisch noch tragisch sind. Tragisch wird eine Handlung erst dadurch, daß das Individuum welches sie vollbringt, obgleich das Pathos das ihn zu der That treibt ein sittlich berechtigtes ist, doch gerade durch diese That ein anderes, sittliches Recht verletzt und dadurch in Schuld geräth. Weil das Pathos ein berechtigtes ist, so kann das Individuum andererseits der Schuld nicht entgehen, dieselbe wird eine nothwendige, und es ist daher nach Hegel's schönem Ausdrucke die Ehre tragischer Heroen, schuldig sein zu wollen. Daß gerade sein Recht seine Schuld wird, und daß es diese Schuld mit seinem Untergange büßt, Das ist der tragische Angelpunkt. Antigone bei Sophokles hat ihr berechtigtes Pathos in der Befolgung der ewigen, ungeschriebenen Gesetze der Götter; diesen gehorchend will sie den geliebten Bruder selbst gegen den Willen und das Gebot des Herrschers bestatten. Was ihr Recht ist, wird dadurch Unrecht, daß es die Grundfesten des Staats untergräbt; diese Schuld, die ihre Ehre war, büßt sie mit dem Tod. Kreon andererseits, den energischen Herrscherwillen und das Recht des Staats vertretend, frevelt dadurch gegen die Satzungen der Götter. Tasso im Goethe'schen Stück hat als Dichter ein Recht im Reiche der Ideale und der Träume zu leben; daß er sich dadurch aber der positiven Wirklichkeit ganz entfremdet, gegen alle Convenienz und hergebrachte Sitte verstößt, ist in der Dichtung die große Schuld die er auf sich ladet, wie auf der andern Seite Antonio Montecatino, mehr praktischen Grundsätzen huldigend, einer magern, blos verständigen Lebensrichtung anhangend, absichtlich gegen das Recht der Phantasie und den Dichter im „Tasso" verstößt. Jeder tragische Conflict verlangt aber eine künstlerische Lösung. Diese besteht einfach darin, daß die Individuen, indem sie die Schuld ihres einseitigen Rechts mit ihrem Untergange büßen, zugleich die Berechtigung des entgegengesetzten Princips anerkennen, und daß so aus dem Conflict einseitiger Gegensätze

die absolute Idee als die höhere Einheit siegreich hervorgeht.

Wenden wir Dies auf die „Judith“ an, so konnte der Dichter nur dadurch in den Stoff ein tragisches Interesse hineinbringen, wenn er die That seiner Heldin zugleich in ihre Schuld umschlagen ließ, und zwar so: Judith vor Holofernes geführt wird eingeschüchtert durch seine Erscheinung, von Bewunderung ergriffen über sein männliches, kriegerisches Wesen. In diesen innern Bewegungen fühlt sie ihren Vorsatz wankend werden, sie verzweifelt an seiner Vollbringung. Da aber fängt die Begier des vom Wein erhitzten Holofernes an sich an den Reizen der Judith zu entflammen, es dünkt ihm eine Schande, daß sie unberührt unter den Assyrern einhergeht, und die bis dahin jungfräuliche Judith muß seiner Lust zum Opfer fallen. Schwankend, mit aufgelöstem Haar sehen wir sie nach diesem Ereigniß hereinstürzen, jede Fiber an ihr bebt: Rache, Rache an dem schändlichen, hohnlächelnden Räuber ihrer Ehre ist jetzt die einzige Empfindung die ihre Seele durchglüht; in diesem Paroxysmus haut sie das Haupt des Holofernes herunter. Worin nun in dieser Auffassung des Dichters das Hochpoetische und zugleich Tragische besteht, wird am deutlichsten werden, wenn wir folgende Stelle aus dem sich der That unmittelbar anschließenden Gespräch zwischen Judith und ihrer Begleiterin Mirza hersetzen:

Judith. — — — Es ist eine Heldenthat, denn Jener war Holofernes, und ich — ich bin ein Ding wie du! Es ist mehr als eine Heldenthat; ich möchte den Helden sehen den seine größte That nur halb so viel gekostet hat wie mich die meinige.

Mirza. Du sprachst von Rache. Eins muß ich dich fragen. Warum kamst du im Glanz deiner Schönheit in dies Heidenlager? Hättest du es nie betreten, du hättest Nichts zu rächen gehabt!

Judith. Warum ich kam? Das Elend meines Volks peitschte mich hierher, die dräuende Hungersnoth, der Gedanke an jene Mutter die sich ihren Puls aufriß um ihr verschmachtendes Kind zu tränken. O, nun bin ich wieder mit mir ausgesöhnt. Dies Alles hatte ich über mich selbst vergessen!

Mirza. Du hattest es vergessen; Das also war's nicht was dich trieb, als du deine Hand in Blut tauchtest!

Judith (langsam, vernichtet). Nein — nein — du hast Recht — Das war's nicht, — Nichts trieb mich als der Gedanke an mich selbst. O, hier ist ein Wirbel! Mein Volk ist erlöst, doch wenn ein Stein den Holofernes zerschmettert hätte — es wäre dem Stein mehr Dank schuldig als jetzt mir! Dank? Wer will den? Aber jetzt muß ich meine That allein tragen und sie zermalmt mich!

Mirza. Holofernes hat dich umarmt. Wenn du ihm einen Sohn gebierst: was willst du antworten wenn er dich nach seinem Vater fragt?

Judith. O, Mirza, ich muß sterben, und ich will's.

Fragen wir uns nun, wo in dieser Wendung das Tragische liege, so können wir es in nichts Anderm suchen als in der Verwechselung der Motive zu der That. Die That war das nothwendige, berechtigte Pathos der Judith, diese That mußte ihre Schuld werden; sie wird es, indem sie, statt im Interesse der Rettung des Vaterlands vollbracht zu werden, zu einer egoistischen Privatrache herabsinkt. Es ist unglaublich, daß viele Kritiker, Dies nicht fühlend, gerade diesen Punkt angefochten, und was das selbständige Verdienst des Dichters war, ihm zum Tadel angerechnet haben. Mit Recht hat sich Hebbel in der Vorrede zu seiner „Maria Magdalena“ (S. XLI) auf das entschiedenste gegen derlei Vorwürfe verwahrt: eine Stelle die auch deshalb wichtig ist, weil sie zugleich beweist, mit wie klarem, künstlerischem Bewußtsein Hebbel schafft. Sie heißt:

Man hat mir die „Judith“ fast auf den Kopf gestellt, man hat mir namentlich das Moment worin ihr ganzes Verdienst liegt, die Verwirrung der Motive in der Heldin, ohne die sie eine Katze, wenn man will, eine heroische geworden oder geblieben wäre, und die Ableitung der That aus eben dieser Verwirrung, die nur dadurch eine tragische, d. h. eine in sich des welthistorischen Zwecks wegen nothwendige, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen seiner partiellen Verletzung des sittlichen Gesetzes vernichtende werden konnte, zum Vorwurf gemacht, mir also geradezu die Tugend zur Sünde angerechnet.

Doch das Stück ist noch an andern Vorzügen reich, die wir herauszuheben dem Dichter schuldig sind, ehe wir die Mängel aufdecken.

Was uns zunächst wohlthuend in demselben begegnet, ist der Plan und die Entwickelung. Beide sind so einfach, klar, scheinen mit solcher Nothwendigkeit aus der Idee des Ganzen hervorzugehen, alle Effecte werden mit so wenigen Mitteln bewirkt, daß das ganze Werk nach dieser Seite hin einen antik-plastischen Charakter trägt. Gleich die Exposition des ersten Acts wirft ein helles Licht über das Ganze, wie derselbe überhaupt von ganz eigenthümlicher Schönheit ist, und es dünkt uns ein durchaus unbegründeter Tadel, wollte man einen Compositionsfehler darin erblicken, daß der Dichter die Heldin des Stücks in diesem Acte weder erscheinen noch ihrer mit einem Worte Erwähnung geschehen läßt. Dieser erste Act nämlich spielt in dem Lager des Holofernes; in wenigen, scharf abgegrenzten Umrissen hat der Dichter uns hier das Gemälde eines übermüthigen, frechen, durch unzählige Siege zu abstracter Selbstvergötterung getriebenen, von keiner Bildung gemäßigten Eroberers gezeichnet. Dieser Holofernes ist ein Scheusal wie nur je die Erde eins trug, und doch ist sein Platz in der Tragödie ein berechtigter; denn Holofernes ist ein ganzer Charakter, kein Franz Moor, sondern ein Richard III. Der Dichter hat ihn mit so vielen positiven Zügen, Muth, Energie, Thatkraft, Eroberungs- und Herrschertalent ausgestattet, daß man ihm eine gewisse Achtung und Anerkennung nicht versagen kann. Ein Mann der halb Asien unterworfen, der Hunderttausende durch die Macht seines Willens und seiner Persönlichkeit wie Gliederpuppen lenkt, der durch den bloßen Klang seines Namens Libyen und Mesopotamien zur Unterwerfung zwingt, muß eine mehr als gewöhnliche Erscheinung sein. Wenn dieser willensstarke Mann der Schlachten und der Siege sich entschließt das Volk welches sich ihm zuletzt unterwerfen würde von der Erde zu vertilgen, wenn wir ihn dann aufbrechen sehen gen Bethulia, so zittern wir für das winzige, arme Volk der Hebräer, das sich diesem Strome in den Weg legen will. Wenn

dann im zweiten Act die Belagerung der Stadt im vollen Gange, die Noth in derselben auf dem höchsten Gipfel ist, wenn der Dichter in dieser Lage, wo Alle verzweifeln, seine Heldin mit dem Entschluß hervortreten läßt: in das Lager des Holofernes zu gehen um ihn zu ermorden, mit welcher Furcht und welchem Mitleiden, zugleich mit welcher Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir dies so entschlossene Weib mit der riesigen Erscheinung die der erste Act uns gezeigt hat vergleichen! So hat der Dichter seiner Heldin gleich einen Grad von Interesse gesichert, ihr Erscheinen gleich zu einem so bedeutsamen gemacht, wie es auf andere Weise höchstens durch Umwege zu erreichen war. Was demnach auf den ersten Blick als Mangel in der Composition erscheinen konnte, erweist sich vielmehr als eine eigenthümliche Schönheit.

Was die sprachlich-formelle Seite unserer Tragödie angeht, so läßt sich von ihr mit Recht behaupten, daß sie durchweg der adäquate Ausdruck des Gedankens ist. Hebbel's Sprache ist ruhig, einfach und vermeidet absichtlich den Effect, dabei ist sie jedoch prägnant, kernig, derb; nicht durch Prunk und Zierath blendet sie, sondern sie ergreift und reißt hin eben durch ihre Ruhe und eine in sich feste, plastische Gediegenheit. Wenn das ganze Stück diesen Eindruck hervorbringt, so ganz besonders der Dialog kurz vor und nach der That der Judith. Diese Scenen sind der Glanzpunkt der ganzen Tragödie, „das leuchtende Auge des Gebäudes“ nach einem Pindar'schen Ausdruck.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Deutschen über Galizien. Breslau, Max u. Comp. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.

Daß der Verf. dieser Briefe ein Deutscher ist, der, ohne Nebenrücksichten zu nehmen und sich davon leiten zu lassen, nur die reine Wahrheit, nur seine feste Ueberzeugung ausspricht, glaubt man den Briefen selbst auch ohne weitere Versicherung. Der Zweck dieser zwölf Briefe vom Januar und Februar 1847 war: die Ereignisse in Galizien im J. 1846 darzustellen und ein treues Bild dieser merkwürdigen Begebenheit nach eigener Anschauung oder nach redlicher Prüfung der dem Verf. zu Theil gewordenen Nachrichten zu entwerfen. Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Galizien fand er sich in den Stand gesetzt die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen; „von den jüngsten Ereignissen“, sagt er, „bin ich entweder selbst Zeuge gewesen, oder ich habe doch durch authentische Actenstücke Kenntniß davon erlangt; aber — die geheimen Triebfedern und Verzweigungen der Revolution kenne ich nicht.“ Vor Allem fühlte sich der Verf. verpflichtet die Regierung gegen die theils völlig grundlosen, theils höchst übertriebenen Anklagen zu vertheidigen die von vielen Seiten her gegen sie erhoben und namentlich auch in einzelnen Druckschriften gegen dieselbe aufgestellt worden sind, und er konnte es dabei nicht unterlassen den Grund dieser Reibungen und Vorwürfe weniger in der Unkenntniß der Verhältnisse und Thatsachen als in dem bösen Willen zu suchen, der heutzutage so gern und fast principmäßig gegen die Regierungen, auch die wohlmeinendsten und erleuchtetsten, in die Schranken tritt. Aber dabei verfährt der Verf. nicht etwa einseitig und parteiisch, im Interesse der Regierung; im Gegentheil unterdrückt er auch den freimüthigen Tadel nicht, wo er ihn glaubt aussprechen zu müssen, ohne ihn jedoch in unanständiger und leidenschaftlicher Weise vorzubringen, indem er ihn vielmehr mit Gründen und durch Thatsachen ohne zu verdächtigen unterstützt. Namentlich sucht der Verf. zu beweisen, daß die Rechtmäßigkeit des Besitzes von Galizien unabhängig ist von der Frage über die Theilung Polens, ferner, welche Sorgfalt die Regierung vom Augenblicke der Besitznahme an und fortwährend dem Loose des Landmanns gewidmet. Weder an redlichem Willen noch an Eifer habe es der Regierung und ihren Behörden gegen den Druck der Gutsherren, gegen die Tyrannei und die Willkür des galizischen Adels gefehlt; aber es sei dem Uebel nur durch Umgestaltung des ganzen Verhältnisses abzuhelfen gewesen. Was die Regierung in Bezug auf das Unterthanenverhältniß und in andern Beziehungen für das Land gethan, wird hier im Wesentlichen kurz zusammengestellt, und es gewährt diese Zusammenstellung eine gute und feste Grundlage bei Beurtheilung der Revolution in Galizien im J. 1846, ihrer Ursachen und Zwecke. Der Verf. bezeichnet das ganze Unternehmen geradezu als ein seiner ganzen Natur nach tollkühnes, als einen wahnsinnigen Insurrectionsversuch, dessen Charakter übrigens absolut demokratisch gewesen sei, mit panslawistischer Tendenz und offenbarer Steigerung zum „crassesten Communismus“, woraus allein die schauderhaften Details sich erklären lassen, die nur unter solchen Umständen möglich waren. Die Geschichte des Aufstandes in den einzelnen Kreisen enthält Vieles was aus den Zeitungen von Damals her bekannt ist, aber die Darstellung des Verf. sucht Manches in jenen Zeitungsnachrichten zu berichtigen. Dem gesunden Sinne des Landvolks läßt derselbe volle Gerechtigkeit widerfahren; dagegen tritt er der Verleumdung, als habe die Regierung mit Hülfe der Bauern eine Contrerevolution bewirken wollen, und mit kalter, berechnender Grausamkeit deren Zwecke verfolgt, mit Entschiedenheit entgegen, während er im Uebrigen die Maßregeln der Regierung gegen den wahnsinnigen Revolutionsversuch als ungenügend bezeichnet. Von neuem zeigt es sich übrigens auch hier, wie wenig der Parteigeist es verschmäht selbst ganz grundlose Erdichtungen zur Erreichung seiner unlautern Zwecke sich zu erlauben. In der Hauptsache wird hier den bisherigen Bestrebungen der polnischen Revolutionsmänner mit Bezug auf das Wort Friedrich's des Großen: „Die Polen sind stets bereit ohne Gründe eine Partei zu ergreifen oder zu verlassen, und sich durch die Folgewidrigkeit ihres Betragens in die übelsten Lagen zu stürzen“, aufs neue die Maske abgezogen.

I.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 336. —— 2. December 1847.

Ueber Friedrich Hebbel als dramatischen Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 335.)

Aber vielleicht wird man sich wundern, daß wir bisher mit keinem Worte der Charaktere erwähnten; doch diese Partie gehört nach unserer Meinung in den zweiten Theil, zu dem wir jetzt übergehen, zu den Schwächen dieses Stücks wie der Hebbel'schen Muse überhaupt. Es liegt in dem eben Gesagten kein Widerspruch mit einer früher von uns gemachten Bemerkung, welche die eiserne Consequenz in der Entfaltung der Charaktere lobte; wir fügten schon damals hinzu: Möge man über die jedesmalige Anlage der Charaktere denken wie man will. Aber gerade diese Anlage ist der Punkt auf den sich hauptsächlich unser Tadel richten wird.

Um die Untersuchung nicht ins Endlose auszudehnen, betrachten wir blos die zwei Hauptpersonen des Stücks, Holofernes und Judith. Wir waren oben bemüht eine kleine Skizze von dem Charakter des Holofernes zu geben. Wer diese Züge im Sinne hat, wird sich nicht wenig wundern, wenn er mit einem male diese nur blutiges Handeln und Thatkraft athmende Kriegerseele zu einem ganz im modernen Sinne reflectirenden Raisonneur herabsinken sieht, wenn in dem Augenblick wo er den Befehl seines Herrn im Lager ausrufen lassen muß: „Es ist kein Gott außer Nebukadnezar!" er in Reflexionen ausbricht wie folgende:

> Wol fühlt' ich's längst: die Menschheit hat nur den einen großen Zweck, einen Gott aus sich zu gebären; und der Gott den sie gebiert, wie will er zeigen, daß er's ist, als dadurch, daß er sich ihr zum ewigen Kampf gegenüberstellt, daß er all die thörichten Regungen des Mitleids, des Schauderns vor sich selbst, des Zurückschwindelns vor seiner ungeheuern Aufgabe unterdrückt, daß er sie zu Staub zermalmt und ihr noch in der Todesstunde den Jubelruf abzwingt?

Es wird Einem absonderlich bei diesen Worten zu Muthe, man glaubt Max Stirner und seinen „Einzigen" sprechen zu hören, aber nicht den Assyrer Holofernes. Ganz ähnlich ist es mit den folgenden, in übertriebener Weise modernen Worten, wenn Holofernes zu dem Priester sagt: „Es ist kein Gott als Nebukadnezar. Dir befehl' ich die Gründe dafür aufzufinden. Jeden Grund bezahl' ich mit einer Unze Goldes, und drei Tage hast du Zeit", und wenn der Priester hierauf erwidert: „Ich hoffe dem Befehl zu genügen." Wer hierin eine Spur antiken Gepräges findet, dessen Scharfsinn müssen wir bewundern, bedauern aber ihm nicht folgen zu können. Das ungesunde, reflectirende Element im Holofernes tritt später noch viel schroffer hervor, und bläst ihn, namentlich in der Tirade über Leben und Tod (S. 77), zu einem zungendreschenden Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts auf, ebenso wie die ganze Expectoration über seine Mutter (S. 80—81) nie aus dem Herzen eines Holofernes kommen, sondern ihm höchstens durch das Sprachrohr eines Franz Moor eingeblasen sein kann. Wir wollen die Stellen nicht vermehren, das Gesagte reicht aus Hebbel's unselige Manie, modern sein zu wollen, zu beweisen; wir zeigten, wie in seinem Holofernes der radicalste moderne Sophismus und die seichte Verstandesaufklärung des 18. Jahrhunderts wie in einem Schmelztiegel zusammengegossen sind.

Ein gelungenes Seitenstück zu diesem Assyrer, der statt eigenen, naturkräftigen Haarwuchses die moderne Philosophenperücke trägt, ist Judith selbst. Auch sie hat moderne Philosophie studirt, und Goethe's „Faust" scheint ihre Lieblingslecture gewesen zu sein. Das Dogma von der Endlichkeit alles Irdischen, das einmal in der Zeit beginnend auch einmal wieder aufhören muß — denn Alles was entsteht ist ja werth daß es zu Grunde geht — ist ihr ganz geläufig (a. a. O., S. 33). Dem Manne der sich um ihre Hand bewirbt gibt sie den Auftrag den Holofernes zu tödten, und als er entsetzt davor zurückbebt, als er von der bloßen Vorstellung übermannt in die Worte ausbricht: „Ich sah ihn nie, aber ich sehe ihn", antwortet sie gefaßt: „Ich auch, mit dem Antlitz das ganz Auge ist, gebietendes Auge, und mit dem Fuß vor dem die Erde die er tritt zurückzubeben scheint. Aber es gab eine Zeit wo er nicht war, darum kann eine kommen wo er nicht mehr sein wird!"

Nur noch einen kleinen, ganz an französische Turniere aus der galanten Zeit Ludwig's XIV. erinnernden Zug wollen wir hervorheben. Ephraim, der unglückliche Freier Judith's, schildert ihr wie seine von ihr nicht erhörte Liebe ihn fast zum Selbstmord getrieben hätte: „Ich schliff es (das Messer) den Tag an dem du mich hohnlachend von dir stießest, und wahrlich, ständen jetzt

die Assyrer nicht vor dem Thor, so stäke es schon in meiner Brust!“ Judith antwortet mit der zierlichsten Coquetterie: „Gib her (sie sticht nach seiner Hand, die er zurückzieht). Pfui! Du wagst von Selbstmord zu reden und zitterst vor einem Stich in die Hand.“ Nur zwei Worte dürfen geändert werden, um diese Stelle mit Fug und Schick in „Mademoiselle de Belle-Isle“ oder ein ähnliches Stück übertragen zu können.

So viel, um aus diesem Stücke unser früheres Urtheil über Hebbel's Manie, modern sein zu wollen, zu beweisen. Daß eine solche Art Kunstwerke zum Spiegel der Zeit zu machen eine falsche Richtung ist, weil sie mit dem Gepräge des Ganzen in Widerspruch steht und dadurch alle künstlerische Illusion aufhebt, scheint uns in die Augen springend zu sein, und mit Bedauern müssen wir dem Dichter zugeben was er in einer früher citirten Stelle gesagt hat: daß er sowol in diesem Werke wie in den spätern der Zeit ein Opfer gebracht habe; mit Bedauern, sagen wir, weil uns dies Opfer nicht, wie Hebbel meint, ein künstlerisches, sondern gerade das Gegentheil davon zu sein scheint.

Wir beschließen die Kritik dieses Stücks, indem wir noch verschiedene Schwächen, die mehr das Einzelne betreffen, hervorheben. Dahin rechnen wir zunächst die ganze Geschichte von der ersten Ehe der Judith. Nicht nur, daß sie einen von der übrigen Tragödie grell abstechenden, übertrieben phantastischen Charakter trägt, auch ihre organische Bedeutung und ihr Recht in der Tragödie würde sich, nach unserer Meinung, nur sehr schwierig und sophistisch rechtfertigen lassen. So erscheint ferner der Entschluß der Judith im zweiten Act den Holofernes zu tödten durch Nichts in dem Vorangegangenen motivirt. Die Plötzlichkeit mit der er in Judith's Seele feststeht ist um so befremdender, da sie noch kurz vorher die Ankunft des Holofernes wie ihn selbst mit Spott und Hohn betrachtete (a. a. O., S. 32, 34, 35 und dagegen S. 27, 28, 29).

Eine kleine Uncorrectheit ist dem Dichter untergelaufen wenn er Judith in der berührten Weise den Plan des feigen Ephraim, Hand an sich selbst zu legen, verspotten und gleich danach von einem solchen Poltron die Ermordung des Holofernes fodern läßt. Namentlich aber streift es an das Lächerliche, wenn nach allem Vorangegangenen Judith auf die Frage der Mirza: „Konntest du's denn erwarten, daß Ephraim deinem Befehl gehorchen werde?“ antwortet: „Von Einem der Hand an sich selbst gelegt, der dadurch sein Leben herrenlos gemacht hatte, durft' ich's erwarten.“

Mit einem Worte müssen wir endlich noch die Volksscenen berühren. Hebbel liebt es sehr zu individualisiren, in einzelnen Zügen sich den Geist des Ganzen abspiegeln zu lassen. Dies ist ein hoher Vorzug wenn diese Züge künstlerisch mit dem Ganzen verwoben sind, es wird zum Mangel wenn sie als Episoden sich nur äußerlich an die Grundidee anlehnen. Ist gleich dies Letztere namentlich in der „Genoveva“ wie wir sehen werden der Fall, so bietet doch auch „Judith“ schon Proben davon. Die Volksscenen sind meist voll individuellen Lebens und erwachsen aus der ganzen Collision, aber sie enthalten doch Züge über die man sich nur schwer Rechenschaft geben wird; wir erinnern nur an die Episode des Samuel. Auch das übersalzene Moderne fehlt hier nicht. Dazu rechnen wir namentlich den überreizten, ungesunden Witz wie er sich in der Unterhaltung der beiden Bürger (S. 51) kundgibt, den wir in einer Zeit solcher Noth wie sie die Stelle schildert für unmöglich halten. Zwar ist es eine bekannte psychologische Thatsache, daß in Momenten der Verzweiflung sich gerade der Humor geltend macht, aber nie ein fader und flacher Witz. Hierher gehören auch die Gespräche zwischen den beiden Priestern und der unglücklichen Mutter. Die Reden des ersten Priesters tragen durchweg den Charakter brutaler Blasirtheit; wer diesen Menschen und jene beiden Bürger sprechen hört, muß nothwendig auf den Gedanken kommen, daß sie bei Heinrich Heine ihre Schule durchgemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ganganelli, Papst Clemens XIV. Seine Briefe und seine Zeit. Vom Verfasser der „Römischen Briefe“. Berlin, A. Duncker. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ganganelli hat seinen Namen in der Geschichte verewigt durch Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Das war eine That und keine, wenn nämlich That bedeutet was sich selbst trägt, was aus persönlichem Zweck und diesem angemessenem Willen hervorgegangen ist, wie Julian's des Abtrünnigen Christenverfolgung, Friedrich's II. Einbruch in Schlesien, Napoleon's Kaiserwürde, Alleinherrschaft griechischer Kirche in Rußland — dagegen Vieles was in der Menschenwelt geschieht, oder das Meiste, zwar durch Entschluß zu Stande kommt, der von den größten Folgen sein kann, aber einen solchen den Verhältnisse der Dringlichkeit unausweichlich herbeiführen. Unselbständige Menschen erkennen diese Dringlichkeit in ihren nächsten Umgebungen, Fürsten in dem Ansinnen ihres Hofs — zu Bartholomäusnächten, Juliordonnanzen, Päpste in ihren Cardinälen, Nepoten —; selbständigere erwägen die Gesammtbeschaffenheit ihrer Stellung, die daraus sich ergebende Folge, und thun was sie unabhängig von Diesem für sich lieber unterließen; Eigensinnige folgen ihrem Kopf allein. In diesem Sinne läßt sich vielleicht die Wiederherstellung der Jesuiten mehr eine That nennen als deren Aufhebung. Von den Gegnern der Jesuiten ist Ganganelli deshalb wegen Freisinnigkeit und Einsicht über die Verderblichkeit der Gesellschaft Jesu übermäßig gepriesen, von den Gönnern des Ordens wegen Unbesonnenheit und schlechtem Papstverständniß übermäßig getadelt worden, und er that doch nur was er nicht lassen konnte (compulsus feci), gleichwie der Herausgeber vorliegender Briefe richtig bemerkt: „Er war ein Werkzeug Das ins Werk zu setzen was nicht von ihm ausging, wovon er eine mehr äußere als innere Nothwendigkeit erkannte, was er aber nicht abzuwenden vermochte.“ Ueberhaupt soll man bei Zuständen der Kirche von Päpsten nicht eine Reformation an Haupt und Gliedern erwarten, wie das 16. Jahrhundert sich dachte; sie können Misbräuchen abhelfen, Orden stiften und aufheben, die ursprüngliche Regel derselben herstellen, Cölibat einführen und abschaffen, müssen aber dabei dem Geist des ihnen überlieferten Katholicismus treu bleiben, welcher seit der Kirchenversammlung von Trient feste Haltung gewonnen; sie werden die Verehrung eines Heiligen Rocks nicht gerade befördern, doch Reliquien und Heilige billigen, welche die Andacht der Gläubigen verstärken,

wie denn ein Vorgänger Ganganelli's, der gelehrte Benedict XIV., ein geschätztes Werk über Kanonisation geschrieben und Heilige gemacht hat. Es gibt für weltliche Fürsten und Päpste ein Fahrwasser, aus welchem die Letztern am wenigsten weichen dürfen ohne auf Untiefen zu gerathen, die durch den Weltsinn des stets in der Christenheit verhüllt schlummernden Unglaubens leicht zum Schiffbruch führen.

Schon über ein Jahrhundert war gegen Jesuiten gelärmt, in Frankreich von Dominicanern und Jansenisten; die Lehre der Letztern erhielt feste Gestalt, die vortrefflich geschriebenen „Lettres provinciales" machten ungeheuere Wirkung, die moralische Haltung dieser Religionspartei erwarb ihr Zustimmung und Bewunderung im Gegensatz zur jesuitisch schwankenden. Ludwig XIV. gerieth mit dem Papst in Irrungen, wenngleich Pater Lachaise und Tellier ihn für die Jesuiten stimmten, und diesen die Bulle Unigenitus von Rom zu Hülfe kam; unter Ludwig XV. herrschte ein liederlicher, spöttischer (Voltaire), dogmatischer (Rousseau) Unglaube; in Italien war das Ansehen der Päpste gesunken. In Paraguay fanden Portugal und Spanien bei politischen Anordnungen von den Jesuiten Widerstand, Pombal's reformirender Despotismus scheute keine Maßregeln, er beschloß eigenmächtig die Aufhebung des Ordens in allen portugiesischen Ländern, confiscirte dessen Güter, schickte die Ordensglieder nach Italien (1759). Ludwig XV. verordnete, daß die Gesellschaft Jesu nie in seinen Landen mehr stattfinden solle (1764), wogegen Clemens XIII., Ganganelli's Vorgänger, vergebens durch Bullen sich wehrte. Dieser Papst war es der bei den Anfoderungen Frankreichs, die anfänglich nur Veränderung der Ordensverfassung bezweckten, standhaft aussprach: Sint in Francia, ut sunt, aut non sint. Der königliche Staatsrath in Spanien beschloß (1767), daß Jesuiten aus der spanischen Monarchie verbannt sein sollten; in einer Nacht wurden alle Jesuitenhäuser überfallen, und die Jesuiten dem Papste zugeschickt. Dasselbe geschah in demselben Jahre in Neapel und Sicilien, selbst der Herzog von Parma und Piacenza folgte (1768) diesem Beispiel, und als der Papst dem kleinern Fürsten besser widerstehen zu können glaubte, verlangten die Bourbon'schen Höfe Gesammtaufhebung des Ordens. So war die Lage, welche der Herausgeber seiner Briefe in der Einleitung entwickelt, als Clemens XIV. den Heiligen Stuhl bestieg. Gerechtigkeit und Christlichkeit nicht, mehr Rache und Eigennutz hatten diese Bestürmungen hervorgerufen und gewaltsam durchgeführt.

Ganganelli (geb. 1705) hatte seine Bildung bei Jesuiten erhalten und war diesen nicht feind; aus einem Franciscanerkloster zum Cardinal und Oberhaupt der Kirche geworden, suchte er ein gutes Vernehmen mit den Bourbons und den andern Mächten herzustellen, nahm Beatification vor, gab den Jesuiten Indulgenzen für ihre Missionen, unterhielt freundliche Verbindung mit Philosophen und Literaten, machte Pombal's Bruder zum Cardinal — vergebens. Auf neues Andringen bewog Bernis den Papst sich eine Frist zu erbitten, aber die Nothwendigkeit der Aufhebung des Jesuitenordens einzuräumen. Das war nicht fein und gewandt gehandelt, wie Bernis selbst schrieb. Clemens fiel in Gewissenszweifel und klagte, er sei nicht für den Thron geboren. Er flehte buchstäblich den spanischen Botschafter um Erbarmen; man warf ihm vor, er breche sein Wort. Auch die Römer schrien über Brotmangel und wünschten einen andern Papst. In der Kirche El Gesu läuteten die Glocken (21. Jul. 1773) zur Verkündigung der Octave vor dem Feste des heiligen Ignatius; Ganganelli fragte nach der Ursache, und als er sie vernommen, rief er: „Ihr irrt, die Glocken läuten nicht für die Heiligen, sondern für die Todten." Von demselben Tage ist das Breve der Aufhebung; schon im Sept. 1774 starb er, und sprach: „Ich weiß warum." Die Sage von seiner Vergiftung hält der Herausgeber grundlos, beruft sich auf die Zeugnisse des päpstlichen Beichtvaters, der Aerzte und zahlreicher Zeitgenossen, auch auf Friedrich II., der in einem Briefe an d'Alembert die Sache leugnet.

Vorliegende Briefe sind zuerst etwa anderthalb Jahre nach des Papstes Tode durch Caraccioli zu Paris erschienen, und man hat an ihrer Echtheit gezweifelt. Der Herausgeber stimmt dem Urtheil Ranke's bei: sie seien, wenn auch mit einigen Einschaltungen, echt, und zeigten eine sich gleichbleibende Gesinnung. Diejenigen von 1740—59 vor der Cardinalswürde sind die bedeutendsten.

Und wie zeigt sich in ihnen der Mann? Als ein kirchlich gläubiger, milde denkender katholischer Geistlicher, der aus der Bibel, apostolischer Lehre, den Kirchenvätern und der Tradition seine Überzeugung gebildet. Er erblickt im Christenthum den Höhepunkt aller Philosophie; die Kirche ist ihm sein Weltall, sie besteht in der Brust jedes Gerechten, begann mit der Welt, ist untrüglich. Der Katholik hat zwei Klippen zu vermeiden: zu viel und nicht genug zu glauben. Culturmittel der Menschen ist gesunde Philosophie, auch die Grundlage der wahren Religion; denn der Glaube stützt sich auf die Vernunft. Deismus führt zum Atheismus; niemals hat man so wenig Religion gehabt, und so viel davon gesprochen als in unserer Zeit. Religion ist nicht Wissenschaft, sondern Liebe zu Gott; sie drückt uns zu Boden haften wir an Kleinigkeiten; wer die Kirche wahrhaft liebt, schließt mit dem Irrthum und der Schlaffheit keinen Frieden, aber er läßt sich gegen Fehlende nicht durch Leidenschaft und Haß hinreißen. Gegen übermäßigen Heiligendienst, abergläubigen Reliquiendienst muß der Klerus wachen, indem er die tridentinische Lehre festhält. Unser Jahrhundert liebt nicht die scholastischen Spitzfindigkeiten, doch gibt es eine positive Art Theologie vorzutragen; die Vertheidiger des Glaubens mußten sich der syllogistischen Form bedienen, die aber ausartete, indem man Alles erklären wollte und Nichts beantwortete, um Alles zu beantworten, die Scholastik als einen Dornenzaun zur Abhaltung von Verheerungen aufrichtete, welches an sich zweckmäßig ist. Ungeachtet eines Anflugs von Mystik zeigt sich eine Abneigung vor mystischen Schriften, und Ganganelli empfiehlt ohne Rückhalt die Muratori'schen und andere gelehrte Bücher.

Vom Priesterthum, dem Episkopat, dem Papstthum, herrscht die erhabenste Vorstellung, sie sind das Licht der göttlichen Weisheit auf Erden, Rom bleibt das Centrum der Wahrheit und Einheit. Er räth Keinem zum Klosterleben; es gibt für jedes Ding ein Ja und Nein; bei aller Achtung für Einsiedler von Karthause und Latrappe ist eine kleine Zahl derselben hinreichend; tiefe Einsamkeit welche nach außen hin kein Lebenszeichen gibt ist ein Grab, der heilige Antonius bekämpfte Arianer, überzeugt, daß man der Religion und dem Staate mehr durch Werke als durch Beten helfen müsse. Nicht des Gebets Worte machen das Verdienst desselben, Arbeit ist Cultus.

„Mit diesen religiösen Ansichten", sagt der Herausgeber, „stehen auch Ganganelli's philosophische Meinungen, seine Urtheile über Welt und Leben, über Geschichte und Literatur, über die verschiedenen Nationen und Länder (Poesie der Deutschen ist ein Feuer welches glänzt, die der Franzosen ein Feuer welches Funken sprüht, die der Italiener ein Feuer welches versengt, die der Engländer ein Feuer welches schwarz anlaufen macht) in Verbindung. Diese Urtheile sind gesund, wohlwollend, vorurtheilsfrei, und wenn er die Philosophie seiner Zeit schildert, welche die sogenannte Humanität an die Stelle der Liebe gesetzt habe, während sie auf Vernichtung des Christenthums ausgehe; wenn er vor der bloßen Aeußerlichkeit des Christenthums warnt; wenn er den Geist der literarischen Kritik und das Ueberwiegen der Eleganz, die ihm neben der Schönheit wie das Diminutiv eines Hauptworts erscheint, über die vormalige großentheils schwerfällige Gründlichkeit charakterisirt; wenn er die Vorzüge und Nachtheile großer Büchersammlungen und übermäßiger literarischer Productionen auseinandersetzt, die Weisheit der Alten rühmt, die uns immer wieder beschäme, wenn wir etwas Neues gesagt zu haben glauben: so kann man in den meisten Dingen ihm nur bei

stimmen. Er sagt es wiederholt, er sei kein Gelehrter: statt in die Wissenschaft sich zu vertiefen, habe er sie nur gekostet; er habe nie die Möglichkeit gekannt dem Vollgenuß eines eindringlichen Studiums sich hinzugeben. Aber wie reich und mannichfaltig sind die Kenntnisse des bescheidenen Franciscanerbruders!"

Wenn nun der persönlich gewiß liebenswürdige Mann, dem die dreifache Krone nur Sorge und Reue brachte, längst im Grabe ruht, so hat der von ihm ins Grab gelegte Orden keine Ruhe darin gefunden, sondern ist erstanden, um fortwährend viel Reden und Zerwürfniß in der Welt zu veranlassen. Jesuitismus, d. h. die in und durch die Gesellschaft Jesu wirksame Macht, ist in ihrer Einheit, Beweglichkeit, zweckmäßigen Formwechselung ein meisterhaftes Werk großen Verstandes, und da sie einmal vorhanden, in dem irdischen Diesseits unsterblich, wie das Papstthum welchem sie dient. „Religion drückt uns zu Boden" — nicht blos, „wenn wir an Kleinigkeiten haften", wie Ganganelli sagt, sondern auch im Großen und Ganzen — jedes Gebet, der Bitte, der Hoffnung, des Trostes, fällt vor Gott auf die Knie; der Andacht Haustugend ist Demuth. Sie wird zum Gehorsam, sobald ein beglaubigter Diener des Höchsten Gottes Willen verkündet, und die christliche Kirche spricht darum im Namen ihres Stifters als eine durch christliche Jahrhunderte fortgesetzte und befestigte Autorität. Mit dieser Macht im Hintergrunde wirkten die Jesuiten durchgeführter wie andere geistliche Orden als herzkundige Beichtväter, feine Höflinge, gewandte Gelehrte, methodische Erzieher, ausgezeichnete Missionnaire, als Grundbesitzer, Handelsleute im großen Stil u. s. w., ohne daß eine strenge Ascese oder selbst moralische Starrheit ihren Einfluß hinderte; ja sie wußten nach Bewandtniß die Kräfte des Ruhms, der Gewinnsucht, der Rache, sogar sinnlich heidnischer Spielereien zu gebrauchen, mithin Allen Alles zu sein. Gefunden und bewährt in der Anwendung verschwindet ein solches Geheimniß der Herrschaft nicht im Bewußtsein der untergehenden und wiederkommenden Menschengeschlechter, es ist ein Erbstück für alle Zeiten, und Nicolai's eigenthümliche feine Witterung konnte dasselbe einst spüren, während das sich selbst beleuchtende Jahrhundert keine Jesuitenkleidung sah, und Erinnerungen weder auffrischte noch auffrischen wollte. Am vollsten und vollendetsten zeigt sich die Gewalt des Princips und seiner Mittel bei neuwerdender, noch nicht anders gelenkter bürgerlicher Gesellschaftsbildung, bei farbigen Indianern, welche sich „Leute die nicht denken" nennen, in Paraguay oder sonst unter Völkern des Anfangs; schwächer und verhüllter bei Völkern des Fortgangs, am schwächsten bei schon fortgegangener, in bestimmter Richtung aufgewachsener Generation, bei „Leuten welche denken und viel denken". Gedanken sind zollfrei, sagt das Sprüchwort, und der Jesuitismus legt Zölle an und Schlagbäume. Die französische Revolution, welche diese umstürzte, hat man durch Aufhebung des Jesuitenordens vorbereitet gehalten, und in der That, obgleich beide Herrschaft wollten, waren Princip und Mittel entgegengesetzt, wie rohe Gewalt und langsam befestigte Seelenlenkung, wie ungebundene Massenkraft und mit Ueberlegung erwogene Felder- und Grenzaufsicht; darum, weil Gedachtes, Planvolles höher steht als wildes Gebahren, jene Revolution gleich einem Sturme vorübergehend, das Jesuitengeheimniß, trotz aller Schwächung und Verdecktheit, bleibend in der Menschenwelt. Wahre Geistesfreiheit mit dem Vernunftmaß echter inwendiger Religion und Sittlichkeit sind beiden fremd. 24.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Militairwesen in der Schweiz.

Wenn die Einführung des Schießpulvers überhaupt die Art und Weise Krieg zu führen von Grund aus verändert hat, so muß Dies ganz vorzüglich in der Schweiz der Fall gewesen sein, wo lange Zeit schon der persönliche Muth und die Geschicklichkeit, die bei der ältern Kampfweise mehr hervortreten konnten, sich so mächtig entwickelt hatten. Es gewährt jedenfalls ein großes Interesse diese Einwirkungen der neuen Methode zu verfolgen, wie wir sie in einer vor kurzem erschienenen Schrift, welche von der Einführung der Artillerie in der Schweiz und von der Entwickelung derselben handelt, dargestellt finden. Dieser beachtenswerthe Beitrag zur gesammten Kriegsgeschichte („Aperçu historique sur l'introduction et le développement de l'artillerie en Suisse") rührt von einem sachverständigen Manne her, dem Oberstlieutenant der Artillerie J. Massé, der keine Mühe gescheut hat das betreffende Material in möglichster Vollständigkeit zusammenzutragen. Dessenungeachtet ist es nicht gelungen genau den Zeitpunkt zu bestimmen, wo die Kanonen zuerst in der Schweiz zur Anwendung gekommen sein mögen. So viel steht indessen fest, daß sie selbst und ihr Gebrauch, wie aus bestimmten Documenten hervorgeht, im J. 1378 bekannt waren. Im J. 1380 hatte die Stadt Basel bereits mehre Feuerschlünde aufzuweisen, und zehn Jahre später wurde — wie actenmäßig nachgewiesen wird — von den Behörden dieses Orts ein eigener Kanoniermeister (maître canonnier) in Sold genommen. Nun folgten auch die andern Cantons bald diesem Beispiele, obgleich es ziemlich lange dauerte, bis der unabhängige Schweizersinn sich an die mörderische Waffe, bei deren Handhabung der persönliche Muth mehr in den Hintergrund trat, vollständig gewöhnt hatte. Ein anderes Werk von nicht geringerm Interesse, welches der nämliche Verf. vor kurzem veröffentlicht hat, ist der „Essai historique sur les diverses enceintes et fortifications de la ville de la Genève". Genf hat gewiß schon sehr früh, wahrscheinlich schon als die Stadt im Besitze der Römer war, seine Festungswerke gehabt, obgleich uns genauere Nachweisungen hierüber fehlen. So viel wissen wir indessen, daß es um das Jahr 500 vom burgundischen Könige Gundbald mit vertheidigungsmäßigen Mauern umgeben wurde. Später wurden, da seine Stellung als unabhängige Stadt es fortwährenden Angriffen aussetzte, neue Arbeiten zur Erhaltung und Ergänzung der vorhandenen Vertheidigungswerke nothwendig, bis endlich die immer wachsende Zunahme der Bevölkerung zur Erweiterung und Durchbrechung der ältern Linien zwang. Massé gibt in seinem mit zahlreichen Karten und Plänen versehenen Werke ein klares Bild dieser Umwandelungen, welche außer dem allgemein historischen Interesse für das Studium der Fortificationslehre einen reichen Stoff bieten.

Die Religion durch die Philosophie bewiesen.

Diejenigen für welche irgend eine fremde Autorität in Sachen der Religion lauter spricht als die eigene innere Stimme, erhalten in folgendem Werke: „La religion prouvée par la philosophie", von J. Seiler, eine reiche Auswahl von Belegstellen zur Bekräftigung der in der Bibel niedergelegten Wahrheiten. Der Verf. sucht durch seine wohlgewählten Citate darzuthun, daß die hervorragendsten Geister aller Zeiten und aller Völker, oft unbewußt oder nur von dunkler Ahnung getrieben, auf eine bewunderungswürdige Weise mit den Grundwahrheiten der Religion übereinstimmen, sodaß die Stimmen der Anfeindung vor dieser Einhelligkeit schweigen müssen. Er hat seinen Stoff in drei Abschnitte zerlegt, von denen der erste das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele behandelt, der zweite sich auf die Sittlichkeit des Lebenswandels bezieht; im dritten bildet die beseligende Gewalt der Religion und die unerschütterliche Vortrefflichkeit des Christenthums das Thema. In einem besondern Anhange werden die Widersprüche zu beseitigen gesucht welche vom gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft aus gegen die geologischen und anderweitigen Angaben der Genesis über die Entstehung der Welt erhoben werden könnten. Der Gedanke einer solchen Zusammenstellung ist zwar nicht eben neu; aber wir müssen es dem Werke Seiler's nachrühmen, daß es was Vollständigkeit betrifft von keinem seiner Vorgänger übertroffen wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 337. — 3. December 1847.

Ueber Friedrich Hebbel als dramatischen Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

In seiner zweiten Tragödie hat der Dichter die rührende Legende von der Genoveva behandelt. Begegnen wir auch in diesem Stück einem großen Theil der Vorzüge die wir früher der Hebbel'schen Muse nachgerühmt haben, so scheint es uns doch in jeder Hinsicht ein schwächeres Product als „Judith", überhaupt als das schwächste unter Hebbel's dramatischen Dichtungen; denn nicht blos sind alle schon sonst gerügten Mängel hier gehäuft, sondern noch neue den schon berührten hinzugefügt.

Zuerst könnten wir mit dem Dichter über den Titel seiner Tragödie rechten; warum nannte er sie Genoveva und nicht Golo? Genoveva ist nur die zweite, nie handelnd, sondern nur leidend auftretende Person, die, wie wir noch zeigen werden, gar kein tragisches Interesse beanspruchen kann; der eigentlich handelnde Held, der Lebensnerv der Tragödie ist Golo. Verlangen wir auch in dem Titel kein Inhaltsverzeichniß, steht sogar Nichts im Wege einem Stück einen Nichts bedeutenden Titel zu geben, wenn es nur dadurch von andern unterschieden wird, so sollte sich doch, nach Lessing's treffender Bemerkung im 29. Stück der „Dramaturgie", der Dichter wohl bedenken seinem Stück einen verführischen Titel zu geben, einen Titel der unsere Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt richtet.

Die ganze Tragödie trägt einen entschieden christlichen Charakter, die handelnden Personen haben sämmtlich specifisch-christliche Elemente in sich. Wir wollen die Belegstellen hier nicht ausschreiben, sie bieten sich fast auf jeder Seite. Am entschiedensten Christin ist aber die vermeintliche Heldin des Stücks, nicht ihre Thaten: ihre Leiden und ihre Ergebung interessiren uns, und so möchte es denn scheinen als ob Lessing's im zweiten Stück der „Dramaturgie" ausgesprochene Erwartung hier in Erfüllung gegangen wäre, nämlich: daß die erste Tragödie die den Namen einer christlichen verdiene, d. h. ein Stück in welchem einzig der Christ als Christ uns interessire, noch zu erwarten sein dürfte. Aber die Fragen die der alte Meister gleich danach thut müssen auch wir als Maßstab an unsere Tragödie legen. „Ist ein solches Stück aber wol möglich? Ist der Charakter des wahren Christen nicht etwa ganz untheatralisch? Streiten nicht etwa die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die seine wesentlichsten Züge sind, mit dem ganzen Geschäft der Tragödie, welche Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen sucht?" Jawol! Und Dies beweist wieder Genoveva recht deutlich: sie handelt nicht, sie leidet nur und leidet ganz unschuldig, ihr Leiden rührt uns, rührt uns bis zu Thränen; „doch diese Thräne ist keine von denen die das Trauerspiel erregen will". Denn soll wirklich eine tragische, nicht blos traurige und niederschlagende Stimmung hervorgebracht werden, so dürfen nach Schiller's schönem Ausdruck unsere Thränen nicht dem Leiden, sondern nur des Geistes tapferer Gegenwehr fließen. Alles Dies hat der Dichter wohl empfunden, und darum ist auch nicht Genoveva, sondern Golo, der, zwar Christ, uns jedoch nicht als solcher, sondern als handelnder Charakter interessirt, Held der Tragödie geworden.

Dieser Punkt drängt uns zu einer wichtigen Frage, nämlich: was ist der tragische Conflict und somit die Idee der Tragödie? Wir erinnern daran, daß das Tragische auf seiner höchsten Stufe, wo es als sittlicher Conflict erscheint, auf dem Kampfe zweier berechtigten Mächte beruht, die nur dadurch, daß sie ihr Pathos einseitig, d. h. auf Kosten des Andern, geltend machen, in Schuld und Untergang gerathen. Wäre die Idee des Tragischen auf dieser Stufe in der Tragödie verwirklicht, so könnte der Conflict nur zwischen Genoveva und Golo stattfinden; indeß wir deuteten schon an, daß Genoveva durchaus nicht handelnd in das Getriebe des Stücks eingreife, sie duldet nur, sie macht kein Pathos auf Kosten eines entgegenstehenden geltend, sie bleibt daher ohne alle Schuld, mit Einem Worte, sie ist unfähig eine tragische Figur zu sein. Wie sie aber ohne Schuld, vielmehr absolut im Recht, so ist ihr gegenüber Golo absolut im Unrecht, nur ein Frevler. Wir hätten demnach in dem Stücke weiter Nichts als schnöde Unterdrückung krystallreiner Tugend durch gemeines Verbrechen und zuletzt Bestrafung desselben. Dies kann nun zwar zu höchst traurigen und kläglichen Situationen führen, tragisch aber wirkt es nie.

Doch wir thun dem Dichter Unrecht wenn wir

glauben, was so ersichtlich Jedem in die Augen springt solle er nicht auch gefühlt haben. Es wurde schon angedeutet, der wahre Held der Tragödie sei Golo — wie, wenn der tragische Conflict nicht zwischen zwei berechtigten, sittlichen Mächten entschieden würde, sondern von dem Dichter einzig und allein in die Brust Golo's verlegt wäre? Dies ist freilich eine niedrigere Stufe des Tragischen als die früher entwickelte, aber doch immer eine berechtigte, zugleich eine Stufe aus deren Schoos die herrlichsten Kunstwerke hervorgegangen sind. Wir wollen ihr Wesen an einem Beispiel deutlich machen; wir wählen die „Eumeniden" des Aeschylos. Orestes hat seinen Vater Agamemnon durch Mörders Hand verloren, ihm fällt die Rache dieses Todes anheim, sie ist für ihn eine heilige Pflicht; aber der Mörder war die eigene, schwer gereizte Gattin, die Mutter des Orest. Zwischen der entsetzlichen That des Muttermordes oder der Untreue gegen den freventlich erschlagenen Vater bleibt ihm die bange Wahl. Vater und Mutter haben ein gleiches, unantastbares Recht auf die Liebe Orest's, wie derselbe dennoch auch entscheide, immer verletzt seine That ein heiliges Recht und treibt ihn zu einer todeswürdigen Schuld. Es ist bekannt wie Aeschylos diesen herben Conflict mehr in harmonischer, sich mehr dem modernen Schauspiel annähernder Weise gelöst hat; die eigentlich tragische Lösung eines derartigen Conflicts kann aber nur die sein, daß das Individuum, von seinem Pathos für das eine Recht hingerissen, die Verletzung desselben wirklich an dem andern rächt, und die Schuld die es dadurch wiederum auf sich ladet mit seinem Tode bezahlt. In dieser Weise entwickelt sich dieser Conflict z. B. in der Seele Karl Moor's, in dieser Weise ist er behandelt und gelöst in der „Erdennacht" von Raupach.

Welches ist nun der Kampf der in der Seele Golo's vor sich geht? Offenbar kein anderer als der zwischen Liebe und Treue, Treue gegen den Herrn, der ihn mit Wohlthaten überschüttet, ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt, Liebe gegen dessen Weib; die eine kann nur auf Kosten der andern erkauft werden. Golo entscheidet sich für die Liebe und wird verschmäht. Jetzt sinnt er auf die abscheulichsten Mittel, um durch Gewalt zu erreichen was in Güte ihm versagt ward; so wird er in ein Meer der Niederträchtigkeit gerissen, aber die Wellen schlagen ihm über dem Kopf zusammen, die entsetzlichen Folgen seiner verabscheuenswerthen That treiben ihn zu einem gräßlichen Tod.

Haben wir aber hier wirklich einen tragischen Conflict? Wir müssen diese Frage entschieden verneinen! Wo ist hier in diesem Kampfe zwischen Liebe und Treue ein Recht, wo ein sittliches Pathos? Diese Liebe Golo's, zu der ihn Nichts von Genoveva's Seite ermuntert, für die er Nichts gethan was ihm ein Recht darauf geben könnte, die ganz unerwidert bleibt, ist eine verbrecherische, unsittliche, das Individuum, das von ihr getrieben das heilige Recht der Treue mit Füßen tritt und zuletzt gegen seine eigene Liebe wüthet, ist eine gemeine Seele, die uns nur verletzen, sittlich demüthigen, den Adel der menschlichen Natur vergessen machen kann. Nicht aber mit solchen hat es die Tragödie zu thun, weil sie nur die Stimmung des Gräßlichen, nie des Erhabenen erzeugen. Wie von dieser Seite betrachtet die Tragödie uns nur Verbrechen zeigt die vor ein Criminalgericht aber nicht vor das Forum der ästhetischen Kritik gehören, so würde andererseits, falls Golo das Panier der Treue ergriffen, diese zu seinem Pathos machte, gar kein Conflict, weder ein tragischer noch überhaupt ein dramatischer, zu Stande kommen, das Ganze wäre gar Nichts, nirgend Gelegenheit zu einer sittlichen Schuld, nirgend auch nur eine Spur von That. Wir mögen uns demnach wenden wie wir wollen, nie werden wir erhärten können, daß Hebbel's „Genoveva" eine Tragödie, nie daß hier ein dramatischer Kampf entschieden werde. Das Ganze ist Nichts mehr als eine dialogisirte Sage, und bleibt als solche nicht blos hinter den Anfoderungen der Tragödie, sondern auch weit hinter der rührenden Einfalt der alten Legende zurück.

Auch in dem Schluß der Tragödie können wir nur einen Compositionsfehler erkennen. Wenn der Dichter seine Genoveva in dem Augenblick wo der Todesstoß sie treffen soll das Herz ihres Mörders erweichen läßt, dieser nun aber aus Furcht vor der Strafe seines Herrn ihr das Versprechen abnimmt sich niemals wieder in derselben Gegend zu zeigen, ihren Namen abzuthun und in den ödesten Höhlen der Wildniß zu leben, und sie darauf im Gebüsch verschwindet, so ist denn doch diese Ungewißheit über das fernere Schicksal der Heldin ein häßlicher Fleck in dem Bilde. Doch halt! der Dichter hat ja diese Ungewißheit schon früher beseitigt: er sendet uns am Schluß des vierten Acts einen Geist aus der Erde, der pathetisch das Schicksal Genoveva's prophezeien muß. Danach erfahren wir, daß Genoveva in sieben langen Jahren dulden wird was ein Mensch nur dulden kann; daß dann aber die Zeit der Prüfung aus sein wird, daß die Krone ihrer harrt und sie still eingehen wird zur ewigen Herrlichkeit. So ist denn freilich alle Ungewißheit geschwunden; aber daß eine solche Art der Composition nichts Anderes heißt als den Gegenstand von dem Boden der (dramatischen) Handlung auf den der (epischen) Begebenheit versetzen, ihm alles dramatische Leben nehmen, braucht wol nicht erst bewiesen zu werden.

Auch die letzten Gespräche zwischen Siegfried und Golo entbehren des rechten Lebens und berühren durch ihre Sentimentalität nicht angenehm, außerdem erregen sie noch gegen Siegfried den Verdacht einer geistigen Beschränktheit; denn daß er an den verschiedensten Anzeichen, die selbst dem plumpsten Diener Verdacht erregen, nicht merkt, daß Etwas „faul im Staat von Dänemark", daß Golo's geistige Zerstörung von ihm im harmlosesten Sinne gedeutet wird, daß er denselben sogar zu seinem Erben und zum Pfalzgrafen einsetzt, grenzt ans Unglaubliche; daß endlich „Golo's Selbstverstümmelung am Schluß so wenig den tragischen Donner verstärkt, als der poetischen Gerechtigkeit genug thut", darin sind wir mit dem Dichter vollkommen einverstanden.

Hebbel's Vorliebe, das Große und Ganze im Kleinen sich spiegeln zu lassen, durch Episoden der Entwickelung gewisse Schlaglichter aufzusetzen, ist schon oben bei der „Judith" berührt. Recht auffallend und grell tritt Dies in der „Genoveva" hervor, wo der Dichter durch drei Episoden, die äußerst lose mit dem Ganzen zusammenhängen, eben dies Ganze zu individualisiren gesucht hat. Er meint zwar selbst in der Vorrede: Wer die Idee des Stücks aufgefaßt hat, der wird nicht fragen: Was soll der Jude? Was soll Fatime? oder gar: Was soll der Tolle? Jedoch scheint es uns nicht sowol darauf anzukommen, daß die Genannten mit dem Ganzen zusammenhängen, als vielmehr wie sie damit zusammenhängen, d. h. ob der Zusammenhang ein in der Sache begründeter, organischer sei oder nicht. Ist die Bedeutung des Juden keine andere als in wenigen prägnanten Zügen ein Bild des damaligen Weltzustandes zu geben, in welchem die christliche Liebe in der Form zelotischer und brutaler Intoleranz gegen Andersgläubige aufzutreten pflegte, der Christ den Menschen erstickte und so der Fanatismus der Barbarei Thor und Thür öffnete — war ferner mit der Schilderung eines solchen Weltzustandes der Boden gegeben auf dem eine so ungeheuere That wie die Golo's erwachsen konnte, so müssen wir freilich die feine Intention des Dichters so zu motiviren anerkennen; aber die Ausführung derselben bleibt hinter dem Gewollten zurück, die Episode ist hineingeschneit, man streiche sie und man wird für den Zusammenhang und die weitere Entwickelung Nichts vermissen. Dies ist der beste Beweis, daß sie weiter Nichts als ein pannus assutus, qui late splendet.

Viel schwächer ist die zweite, die Erzählung des Ritters Tristan von der Fatime, ein Liebesabenteuer, vorgetragen in usum Delphini, eine moralische Gardinenpredigt für Golo, daß es groß und edel sei sich selbst zu überwinden, die ältern Rechte Anderer zu ehren und nicht zu begehren seines Nächsten Weib. Woher aber Tristan zu diesem moralischen Excurs kommt, was ihn bestimmt gerade dem Golo die Nutzanwendung seiner Geschichte zu überlassen, darüber wird man sich aus dem Stücke selbst schwerlich Auskunft holen.

Endlich was soll der tolle Klaus? Eine symbolische Ungestalt ohne alle dramatische Berechtigung, wenn anders man sie nicht darin finden will, daß er es am Schlusse ist der den einen Mörder Genoveva's tödtet, den andern einschüchtert und so Genoveva's Rettung möglich macht. Doch wozu mußte Dies gerade ein Toller thun? Wir wissen darauf keine Antwort, und die Stellung des Tollen als dramatischer Person scheint uns mehr als problematisch; indeß wir nannten ihn schon oben eine symbolische Erscheinung, und dahinter scheint uns die Absicht des Dichters mit diesem Wesen versteckt zu liegen. Wer gleich das erste Auftreten des Tollen ins Auge faßt, wo er sich mit dem geschliffenen Jagdmesser verwundet, um zu zeigen, daß er es gut geschärft, und auf die Rede des Dieners Konrad achtet: „Wer gibt dem Tollen auch zum Schleifen wol sein Messer?" dem wird die scharfe Kritik nicht entgehen die in diesem Allen auf dem unbesonnenen Verfahren Siegfried's liegt, sein Weib einem Golo anzuvertrauen, wie andererseits das tolle Sichherumbeißen des Klaus mit dem Phylax, was als eine That bezeichnet wird die nicht Jeder thut, offenbar eine Anspielung auf das rasende Unternehmen Golo's ist die Zinne des Thurms zu umwandeln. Doch was sollen alle diese trivialen Züge und Bemerkungen, die Jeder sich selbst machen kann? Werden sie uns je die Erscheinung des tollen Klaus dramatisch rechtfertigen?

Zum Schluß noch ein Wort über einzelne Charaktere. Was bei der Judith getadelt wurde, gilt auch hier wieder in vollem Maße. Golo ist neben seinem specifisch christlichen Bewußtsein ein ganz moderner Sophist; mit dialektischer Schärfe grübelt er aus, daß die Gegensätze identisch sind, daß Selbstverachtung noch ein Sichachten ist, ein Asyl der Eitelkeit worin sie Keiner sucht. Ebenso schreiend sind Reflexionen wie folgende:

> Ein Mord! Was ist ein Mord? Was ist ein Mensch?
> Ein Nichts! So ist denn auch ein Mord ein Nichts!
> Und wenn ein Mord ein Nichts ist, dien' er mir
> Als Sporn für Das was wen'ger als ein Mord
> Und also wen'ger als ein Nichts noch ist.

Spuren ganz moderner Sinnesart tragen auch der alte Drago, namentlich in der Stelle wo er darüber raisonnirt wie schön es sei in der Welt nöthig zu sein, und wie er es ohne dies Gefühl nicht aushalten würde; dann namentlich die alte Margarethe, eine höchst abenteuerliche Figur, aus deren Munde wir namentlich am Schluß des vierten Acts Reflexionen vernehmen die für ihre Zeit und ihr Bewußtsein ans Unglaubliche grenzen. Die Berechtigung dieser ganzen Gestalt in der Tragödie möchte sich außerdem schwer nachweisen lassen, sie ist nur mit negativen Zügen ausgestattet, und ihre durchtriebene Bosheit erregt in uns nur das Gefühl des Crassen und Gräßlichen. Dies Letztere hat der Dichter überhaupt nicht gespart, des Uebertriebenen und Maßlosen ist reiche Fülle. Dazu rechnen wir den Uebergang Golo's von christlicher Denkweise in den gröbsten Atheismus, seine sinnlosen Liebeserklärungen und Verfluchungen der Genoveva, namentlich seinen überpfefferten Monolog im letzten Act, als er in seine Schreibtafel die Rechtfertigung Genoveva's einschreibt; dahin rechnen wir die Schilderung der sämmtlichen Dienerschaft, die trotz aller christlichen Demuth das raffinirt niederträchtigste Gesindel ist, und uns das ganze Gemälde im Lichte namenloser Bosheit erscheinen läßt, die durch keine Thatkraft gehoben wird. Auch die Geister- und Hexenscenen am Schluß des vierten Acts sind von Uebertreibung und Ueberreiztheit nicht frei, und dienen nur dazu den Schlagschatten der auf das Bild fällt noch zu verstärken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Memoiren eines deutschen Arztes. Von ihm selbst erzählt. Erstes bis fünftes Heft. Breslau, Trewendt. 1846. 8. 25 Ngr.

Mancher Krämer, wenn er sieht daß sein Nachbar mit irgend einem neuen Handelsartikel gute Geschäfte macht, weiß

nichts Eiligeres zu thun als den gesuchten Artikel auch herbeizuschaffen, um das Verlangen des Publicums danach so viel als möglich auszubeuten, und den Gewinn mit dem Nachbar zu theilen. Daß manche Autoren und Buchhändler in der neuern Zeit den gleichen Weg eingeschlagen, haben wir noch jüngst an den vielen Nachahmungen der bekannten „Mystères de Paris" gesehen, und auch die hier vor uns liegenden „Memoiren" sind ein neuer Beleg dazu. Sie sind offenbar den „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes" nachgebildet, ein Buch dem man bei allen seinen Fehlern wenigstens das Verdienst nachrühmen muß, daß es mit Geist und Gefühl geschrieben ist. Es ist deshalb auch viel und gern in Deutschland gelesen worden, und sicherlich würde noch ein zweites und drittes mit gleicher Theilnahme gelesen werden, wenn es einem erfahrenen und geistreichen Arzte gefallen sollte aus dem Schatze seiner Lebenserfahrungen ähnliche geist- und gemüthvolle Bilder, woran es in dem Leben eines viel beschäftigten Arztes nie fehlt, vor den Augen des Lesers aufzustellen.

Da hat sich nun aber, wie es scheint, ein junger Praktiker aufgemacht, und uns in saft- und kraftloser Weise Schilderungen von einigen der von ihm beobachteten, keineswegs Interesse erweckenden Krankheitsfälle zu geben, welche sich zu den von dem englischen Arzte entworfenen Zeichnungen verhalten wie Aepfelwein zu Champagner, oder wie Cichorien zu gutem Mokkakaffee. Es sind drei Krankengeschichten, die eines Hypochondristen, einer Schwindsüchtigen und eines an Säuferwahnsinn Leidenden, die hier von ihm aufgestellt werden, eine langweiliger als die andere. Alles ist auf die kleinlichste und trivialste Weise ausgemalt, sodaß der Leser jeden Löffel Arznei der den Kranken eingegeben, jedes Senfpflaster das ihnen aufgelegt wird u. s. w., mit zu genießen bekommt. Auch an den nervenerschütternden und haarsträubenden Scenen und Redensarten à la Sue fehlt es nicht.

Wir wünschen dem Verf. eine einträgliche Praxis, damit er künftig der Lust sich ferner auf diesem Wege der Schriftstellerei zu ergehen entsage, und die Drohung die in dem Titelzusatz: erster Band, liegt, nicht wahr mache. 70.

Notizen aus England.

Eine Scene aus Shelley's Leben.

Das von seinem Verwandten und Jugendgefährten, Thomas Medwin, herausgegebene „Life of Percy Bysshe Shelley" (2 Bde.) theilt eine Menge interessanter Charakterzüge dieses reichbegabten Dichtergeistes mit, dessen unglückliches Loos zum großen Theil jenem christlich-fanatischen Wesen zur Last fällt das in England trotz aller im Uebrigen vorgeschrittenen Bildung noch seinen Spuk treibt, und selbständiges Denken und kühnes Zweifeln in religiösen Dingen mit gesellschaftlicher Aechtung belegt. Wie außerordentlich reizbar das Nervensystem des Dichters war, geht aus vielen der in der Biographie erzählten Vorfälle hervor, nirgend aber deutlicher als aus folgendem Ereignisse, welches beweist, daß seine Einbildungskraft manchmal sich bis zu fixen Ideen steigerte. Nachdem Shelley in Caernarvonshire in Wales sich auf dem Lande niedergelassen hatte, und einstmals um Mitternacht in seine Studien versunken zu ebener Erde in seinem Zimmer saß, glaubte er ein Geräusch am Fenster zu vernehmen, und bemerkte, als er sich umsah, wie einer der Fensterladen langsam geöffnet wurde, und ein mit einer Pistole bewaffneter Arm zum Vorschein kam. Die Mündung war auf ihn gerichtet, der Hahn gespannt. Der Schuß versagte. Shelley, mit dem persönlichen Muthe der ihn auszeichnete, stürzte hinaus um den Thäter zu entdecken und zu ergreifen. Als er im Begriff stand durch das Außenthor am Ende eines Ganges, das in den Garten führte, zu treten, fand er sich dem Meuchelmörder plötzlich gegenüber, der auf ihn anschlug, wobei ihm die Waffe zum zweiten male versagte. Später beschrieb er seinen Gegner als einen kurzen, gedrungenen und starken Mann. Shelley, obwol schmächtig von Wuchs, und großen Anstrengungen nicht gewachsen, hatte doch Augenblicke wo er außerordentliche Kraftäußerungen entwickeln und dieselben alle auf einen Punkt zu richten vermochte. Bei dieser Gelegenheit geschah Dies, wodurch die Ungleichheit zwischen ihm und seinem Gegner sich auszugleichen schien. Es war gleichsam ein Kampf zwischen dem Stofflichen und dem Geistigen, zwischen intellectueller und thierischer Kraft. Nachdem Beide lang und anstrengend miteinander gerungen hatten, erklärte sich der Sieg für den Dichter; der Angreifer, welcher Dies fühlte, entrang sich jedoch seinen ihn umschlingenden Armen, warf sich zu Boden und verschwand in den Gesträuchen. Am Tage darauf machte Shelley über diesen Anfall Anzeige beim Ortsgericht. Dieser Mordversuch machte in der ganzen Gegend das größte Aufsehen, da weit und breit seit vielen Jahren kein derartiges Verbrechen, nicht einmal ein bloßer Einbruch vorgekommen war. Eine Lösung des räthselhaften Ereignisses war nirgend aufzufinden; und die allgemeine Meinung vereinigte sich deshalb dahin, daß das Ganze Nichts gewesen sei als ein sehr lebhafter schrecklicher Traum, dessen Gegenstand durch die erhitzte Einbildungskraft des Dichters das Gewand der Wirklichkeit angenommen hatte. Die wilde Gegend, die Einsamkeit des Platzes, die tiefen metaphysischen Studien in welchen Shelley damals vertieft war, die unglücklichen häuslichen Verhältnisse in denen er lebte, endlich die Nichts weniger als gesunde Lecture deren er zu jener Zeit pflog —: alles Dies zusammen mochte dazu beigetragen haben seinen natürlichen Hang zu Traumgesichten zu einer solchen außerordentlichen Sinnestäuschung zu steigern, sodaß sich wol annehmen läßt, die Ansicht der Gerichtsperson, eines gewissen Maddock, der das schreckliche Ereigniß für einen Traum erklärte, sei die richtige gewesen.

„Der Narrengott regiert die Welt."

Welch Geschrei erheben die Sittenprediger und die Sachwalter des Proletariats über die Einnahmen einer Jenny Lind, oder dieser oder jener berühmten Tänzerin! Aber was für Lumperei ist Dies gegen Das was der berühmte sogenannte General Tom Thumb durch die Naturgabe seiner außerordentlichen Gestalt ohne Zuthat aller Kunst sich erworben hat. In einer Zeitung hat sein Schreiber darüber berichtet. Ist nur die Hälfte Dessen wahr, so hat dieser kleine Bursche Europa durch sein Kommen, Gesehen- und Bewundertwerden verhältnißmäßig ebenso gebrandschatzt wie der große Corse. Alles in Allem soll ihm nämlich seine zierliche Kleinheit seit seinem Auftreten in Europa 150,000 Pf. St., d. i. über eine Million Thaler, eingetragen haben. In Gold würde diese Summe 3678 Pfund, also das 178fache des Eigengewichts des Zwergs ausmachen; in Silber würde es eine Masse von 46,375 Pfund bilden. Diese und noch eine Menge anderer Vergleiche zwischen dem ungeheuern Geldhaufen und dem winzigen Däumling, dem man sie in die Taschen gesteckt, hat sein Geheimschreiber angestellt und mit einem gewissen Stolze der Welt verkündigt. Besser hätte er jedenfalls gethan auszurechnen, wie viel Schulen man durch diese Summe zu bauen und einzurichten, wie viel Schullehrer zu dotiren, wie viel Acker Land urbar zu machen, wie viel brotlosen Händen lohnende Beschäftigung zu geben im Stande gewesen wäre. Aber der „weiche öde Große", wie Jean Paul jene geistesverschrobene Kaste nennt, die immer an etwas Absonderlichem, mag es noch so unbedeutend und gehaltlos sein, ihr abgestumpftes und übersättigtes Gefühl zu schärfen sucht, wirft, statt an jene Dinge zu denken, mit vollen Händen das Gold für dergleichen Narrenteidinge weg, und beweist dadurch nur auf welcher beispiellos niedern Stufe wahrer Herzens- und Geistesbildung und echten Seelenadels er steht. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 338. —— 4. December 1847.

Ueber Friedrich Hebbel als dramatischen Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 337.)

Wir kommen zu der vielbewunderten und vielgetadelten „Maria Magdalena". Den Inhalt des Stücks dürfen wir wol jetzt als genugsam bekannt voraussetzen, da er durch die meisten Blätter die Runde gemacht hat. Wichtiger ist die Frage nach der Idee des Stücks. Daß der tragische Conflict zwischen der gefallenen Klara einerseits und ihrem Vater, dem in dogmatisch-engherzigen Begriffen von Sittlichkeit ergrauten Meister Anton, vorgehe, wird wol ohne Widerspruch behauptet werden können. Klara stellt uns die ganze Gattung jener unglücklichen Geschöpfe dar die in die Gewalt eines Mannes gerathen der ihre Schwäche zu benutzen gewußt hat, nun dem schonungslosen und hartherzigen Verdammungsurtheil der Welt verfallen, in Verzweiflung und Tod gestürzt werden. Meister Anton ist der Repräsentant jenes Weltzustandes auf dem die Sittlichkeit nicht nach ihrem innern Werthe, die Schuld nicht nach der vernünftigen Lage der Sache beurtheilt wird, sondern wo der Mensch, in abstracten, ein mal für alle mal feststehenden Formeln festgekeilt, den freien Standpunkt eines unparteiischen Beschauers verloren hat und das allgemein Menschliche nur durch die so gefärbte dogmatische Brille betrachten kann. Zu welchen fürchterlichen, herzzerreißenden Collisionen es nothwendig führen muß, wenn Zustände wie die geschilderten gegeneinander rücken, davon liefert selbst unsere Gegenwart noch täglich Beispiele. Einen solchen Conflict hat auch Hebbel in seiner „Maria Magdalena" künstlerisch zu behandeln versucht, und wenn er dabei den Mangel solcher engherzigen, socialen Zustände hat aufdecken wollen, in denen die Opfer der Gesellschaft von eben dieser letztern kalt und lieblos ausgestoßen werden, statt daß sie sich liebreich ihrer Gefallenen annehmen und sie dadurch wieder aufrichten sollte, nach dem Vorbilde Christi, der ja auch der großen Sünderin *) vergab, weil Keiner frei von Sünde sei: so werden wir dem Dichter zugeben müssen, daß er hier wirklich seiner Zeit ein künstlerisches Opfer gebracht hat, sollte sich selbst herausstellen, daß über dieser symbolischen Tendenz der eigentlich künstlerische Gesichtspunkt verloren gegangen sei.

Und leider ist Dem in der That so, wie sich deutlich ergeben wird, wenn wir den dargestellten Conflict näher ins Auge fassen. Tragisch, zeigten wir schon oben, ist ein Gegenstand erst dann, wenn zwei gleichberechtigte Mächte miteinander in Kampf gerathen, in welchem sie das Relative und Particulaire ihres Pathos abzustreifen genöthigt sind, um durch ihren Untergang den Sieg der ewigen, absoluten Gerechtigkeit zur Erscheinung zu bringen. Liegt nun aber ein solcher Conflict in unserer Tragödie vor? Keineswegs! Wir haben zwar schon zugegeben, daß Meister Anton, Klara's Vater, ein echt tragischer Charakter sei, weil er mit energischer Consequenz das einseitige Recht formeller Sitte, das Recht des Herkommens, das grau vor Alter und ihm darum göttlich, geltend macht; dies sein Recht wird in der Tragödie seine Schuld. Dagegen fließt in Klara's Adern auch nicht Ein Tropfen tragischen Bluts, Nichts ist in ihrem Schicksal und Wesen was sie zu einer tragischen Heroin stempelte. Sie hat ihre jungfräuliche Ehre verloren; Das ist ihre Schuld in der Tragödie, alle schrecklichen Folgen dieses Fehltritts brechen auf sie herein, treiben sie in Tod und Verzweiflung. Soll hierin etwas Tragisches liegen, so muß diese Schuld aus einem berechtigten Pathos hervorgegangen sein, die Schuld darf nichts Anderes sein als das einseitig geltend gemachte Recht. Wo ist aber davon eine Spur in dem Schicksal Klara's? Sie sündigt nicht weil sie es für eine Ehre hält schuldig zu sein, sie sündigt aus Schwäche und falsch verstandener Ehre, ihr Fehltritt mag verzeihlich sein, aber sittlich berechtigt ist er nun und nimmermehr; ihr Schicksal kann demnach im höchsten Grade kläglich und bedauernswerth erscheinen, aber tragisch ist es nicht. Nach dem Gesagten muß die kürzlich von einem Beurtheiler aufgestellte Ansicht befremden, als ob Klara's Recht eben das allgemein menschliche sei, das Recht das auch der tiefgefallene Sünder noch in Anspruch nehmen darf, das Recht auf menschliche Beurtheilung und, wenn man will, christliche Nächstenliebe. Diese Ansicht darf sich zu ihrer Vertheidigung nicht auf die oben entwickelte Idee des Stücks stützen; denn es kommt gerade darauf an, daß diese Idee sich als das Resultat eines künstlerisch gelösten, tragischen Conflicts darstelle, die Wahrheit der

*) Bei Lukas 7, 37—50, die man nach einem alten Irrthum mit der Maria Magdalena identificirt, und woher auch der Name unserer Tragödie genommen ist.

aufgestellten Idee muß aus der Spannung der beiden berechtigten Gegensätze wie der Schlußsatz aus den Prämissen hervorgehen; wer aber aus der gleichsam als fertig aufgenommenen Idee die Berechtigung der Gegensätze nachweisen will, begeht eine petitio principii. Außerdem ist aber jenes allgemeine Menschenrecht, das Klara nach dieser Ansicht beanspruchen darf, in der That weiter Nichts als eine mitleidige Concession die man ihrer Schuld macht, das Recht ist nicht das mit Bewußtsein geltend gemachte Recht eines sittlichen Pathos, das wegen seiner relativen Geltung in Schuld führt. Nicht also das Recht ist das Erste und aus ihm folgt die Schuld, sondern die Sache verhält sich gerade umgekehrt: nicht aus Stärke, sondern aus rein menschlicher Schwäche wird eine Schuld begangen. Dies ist das erste Glied, und der Gedanke, daß wir Alle ja auch nur Menschen, also auch schwach, also vielleicht derselben Schuld fähig, der Gedanke, daß der Gefallene ja auch ein Mensch, also unser Bruder, also ein Recht auf unsere Nachsicht und Schonung hat, bildet dann das zweite Moment. So und nicht anders liegt die Sache; wir können darin durchaus nichts Tragisches sehen, das Stück erscheint uns nur als eine dialogisirte, bestimmte sociale Gebrechen der Zeit treffend und sinnig schildernde Novelle, keineswegs aber als eine Tragödie.

Nächst diesem gewaltigen Misgriff trifft das Stück was das Ganze angeht noch ein anderer bedeutender Tadel. Hebbel sagt in der Vorrede (S. XLII): das bürgerliche Trauerspiel sei bisher

> aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen zusammengeflickt worden. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor; denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein wie der Tod mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten; sobald man sich mit einem: Hätte er (30 Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wol gar noch ein: Wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32 hinzufügt) oder wäre sie (ein Fräulein gewesen u. s. w.) helfen kann, wird der Eindruck der erschüttern soll trivial, und die Wirkung, wenn sie nicht ganz verpufft, besteht darin, daß die Zuschauer am nächsten Tag mit größerer Bereitwilligkeit wie sonst ihre Armensteuer bezahlen oder ihre Töchter nachsichtiger behandeln; dafür haben sich aber die resp. Armenvorsteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatische Kunst.

Ganz richtig, nur Schade, daß was der Kritiker so scharf entwickelt der Dichter nicht zu gebrauchen verstanden hat. Auch seine „Maria Magdalena“ leidet an demselben Gebrechen, dem Mangel innerer Nothwendigkeit. Hätte Meister Anton sein Capital von 1000 Thalern nicht anderweitig verausgabt, hätte er seine Tochter damit ausgestattet, so wäre es dem Schreiber Leonhard nie eingefallen seine verführte Braut sitzen zu lassen; aller Familienjammer wäre nicht gekommen, Beide hätten sich geheirathet, und wenn sie nicht gestorben wären, lebten sie heute noch.

Aus der von uns entwickelten Idee läßt sich ohne große Schwierigkeit ein Streitpunkt entscheiden der oft über dieses Stück erhoben worden ist: Ist demselben der Vorwurf der Unsittlichkeit zu machen oder nicht?

Wer in den Geist der Dichtung eingedrungen, wer die von uns aus dem Stücke deducirte Idee als die wahre anerkennt, muß gleichzeitig in dem reinen Humanismus derselben ihre sittliche Berechtigung finden; Humanität und Sittlichkeit sind sich nothwendig fodernde Begriffe. Sollte sich aber die Sache nicht anders gestalten, wenn wir auf das primum movens des ganzen Stücks sehen, auf den Fall Klara's? Auch Dies, ein heftiger Streitpunkt der Kritiker, verdient wol eine nochmalige Untersuchung, besonders da davon die Erledigung unserer Hauptfrage abhängt.

Ein Mädchen das seine Tugend verliert wird nach dem Urtheile der die Motive nicht kennenden Welt immer als unsittlich verurtheilt werden. Daß ein solches Urtheil, selbst in der strengsten Form, immer ein relatives Recht hat, wer wollte Das bestreiten? Aber eben weil dies Urtheil nur ein relatives, abstractes, so ist darum das Opfer welches es trifft vor dem Forum der concreten Vernunft noch kein verurtheiltes. Die Vernunft prüft und erwägt alle Gründe, die ganze Lage der Sache, danach fällt sie ihren Richterspruch; und bei dieser Prüfung mag sich denn häufig wol das Resultat ganz anders stellen als man erwartet hat, Vernunft und Welt nicht selten in einen scharfen Conflict kommen, es wird eine vernünftige Weltanschauung Viel verzeihen können was eine befangene, engherzige als unsittlich verdammt. Wir sind demnach zwar weit entfernt jeden Fall eines Mädchens als berechtigt zu vertheidigen, wir meinen nur, daß er häufig bei genauerer Kenntniß der Sachlage aus höhern Rücksichten verziehen werden kann als die Welt ihn verdammt.

Walten denn nun bei Klara's Fall solche Rücksichten ob? Wir wollen sehen. Die Gründe aus denen sich Klara dem Leonhard ergibt sind seltsamer Art; wir haben sie nie ohne Befremden lesen können. Klara hatte eine Jugendliebe, den Secretair; derselbe zog auf die Universität, ließ lange Nichts von sich hören, Spott und Hohn brach von allen Seiten gegen Klara los, daß sie noch an ihn denke, daß sie glaube, Kindereien seien ernsthaft gemeint gewesen. Dazu kamen die Ermahnungen der Mutter: Halte dich zu deines Gleichen! Hochmuth thut nimmer gut! Der Leonhard ist doch recht brav, Alle wundern sich, daß du ihn über die Achseln ansiehst. Dazu Klara's eigenes Herz. Hat er dich vergessen, zeige ihm, daß auch du stark genug bist von ihm zu lassen. Mit Einem Wort, sie willigt in eine Verbindung mit jenem Leonhard, den sie gar nicht liebt, später sogar verabscheut. Um diese Zeit kehrt Friedrich in die Heimat zurück, Klara sieht ihn, er sie, ein Augenblick genügt um die mühsam verhaltene Glut in Beiden zur hellsten Flamme wieder anzufachen. Leonhard merkt Dies; seine Braut hat Vermögen, so Etwas verliert man nicht gern an einen Andern, er sagt:

> Sei's wie's sei, mich überlief's, und ich dachte: noch diesen Abend stell' ich sie auf die Probe! Will sie mein Weib

werden, so weiß sie, daß sie Nichts wagt. Sagt sie Nein, so —

Und wie denkt nun Klara selbst über ihren Fall, was war ihr Beweggrund dazu? Sie sagt zu Leonhard:

> O, du sprachst ein böses, böses Wort als ich dich zurückstieß und von der Bank aufsprang. Der Mond, der bisher zu meinem Beistand so fromm in die Laube hineingeschienen hatte, erlosch kläglich in den nassen Wolken, ich wollte forteilen, doch ich fühlte mich zurückgehalten, ich glaubte erst, du wärest es, aber es war der Rosenbusch, der mein Kleid mit seinen Dornen wie mit Zähnen festhielt, du lästertest mein Herz, und ich traute ihm selbst nicht mehr, du standest vor mir wie Einer der eine Schuld einfodert, ich — ach Gott!

Die Hauptstelle sind aber die Worte die sie dem Secretair erwidert als er sagt: „Du liebst mich? noch immer mich? Klara, ich hab's geahnt als ich dich draußen im Garten sah!" Sie heißen:

> Hast du? O, der Andere auch! Und er trat vor mich hin! Er oder ich! O, mein Herz, mein verfluchtes Herz! Um ihm, um mir selbst zu beweisen, daß es nicht so sei, oder um's zu ersticken wenn's so wäre, that ich was mich jetzt —

Auf diese Stellen, namentlich die letztere, gestützt, hat man behauptet, Klara's Fehltritt sei nicht die verzeihliche Folge erhitzten Bluts, sie thue was sie thut mit klarem Bewußtsein, sie handele berechnet, überlegt. Demnach sei ihre That eine durch und durch unsittliche, folglich das ganze Stück, das daraus entstehe, ein unsittliches. Wir glauben aber bewiesen zu haben, daß die Idee und Tendenz des Stücks eine sittliche sei, wir glauben auch beweisen zu können, daß die Motive dieses Falls nicht unsittlich sind, das Wort nicht in dem begrenzt-conventionnellen, sondern im vernünftigen Sinne genommen.

Es gibt gar keine That an die der Mensch nicht einen Gedanken knüpft, ganz ohne alle Ueberlegung geschieht Nichts. Auch ein Mädchen das aus Liebe und erhitzter Leidenschaft sündigt, überlegt vor ihrem Fall Hunderterlei; Hunderterlei drängt sich in die Reflexion einer Secunde zusammen und wird in dem Taumel der Sinne fortgerissen. Auch unsere Klara überlegt vor ihrem Fall, und da sie nicht aus Leidenschaft, aus erhitztem Blute fehlt, so überlegt sie natürlich ruhiger, besonnener als Solche in denen die Sinnlichkeit gährt. Wir geben demnach Zweierlei zu: 1) Klara fällt nicht aus hingebender Liebe, 2) ihr Schritt ist ein überlegter, berechneter — aber „folglich ist derselbe ein unsittlicher", dieses Folglich folgt für uns keineswegs. Denn unsittlich wird eine That immer erst dadurch, daß für einen scheinbar guten Zweck gemeine Mittel angewendet werden, oder umgekehrt edle Mittel zu einem gemeinen, verwerflichen Zweck, z. B. daß das Gute nur aus Rücksichten der Nützlichkeit gethan, wie etwa in der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit und Wiedervergeltung, oder endlich gemeine Mittel für einen gemeinen Zweck. Alle drei Beziehungen finden aber auf Klara's That keine Anwendung; denn der Zweck den sie mit ihrer Ueberlegung verbindet ist kein anderer als: sich selbst und Leonhard zu beweisen, daß sie den Secretair nicht mehr liebt, oder wenn es doch so wäre, diese Liebe zu ersticken und aus ihrem Herzen zu reißen. Wo liegt in diesem Zwecke nun die geringste Unsittlichkeit? Wir erblicken darin ein nobles Motiv. Es paßt demnach gewiß auf Klara's That nicht die zweite Kategorie, Anwendung edler Mittel für einen gemeinen Zweck. Es paßt aber auch nicht die erste Kategorie, gemeine Motive zu einem guten Zweck, denn in unserm Falle sind die Motive ganz von dem Zweck beseelt; ist dieser aber nicht unsittlich, wie könnten es die von ihm bestimmten Motive sein? Hiernach widerlegt sich der dritte Punkt von selbst. Wir müssen sonach den Vorwurf der Unsittlichkeit auf das entschiedenste zurückweisen. Aber ist der Fall Klara's und seine Stellung in dem Stücke damit schon gerechtfertigt? Keineswegs!

Unsittlich freilich ist der Fall und Alles was daraus folgt nicht, aber psychologisch unmöglich. Man denke sich nur: ein Mädchen ist einem Manne verlobt den sie eher verabscheut als liebt, sie trägt eine Jugendliebe im Herzen, die nur mühsam niedergehalten wird. Eben hat dieselbe durch den Anblick des zurückgekehrten Geliebten neue Nahrung erhalten, eben ist sie durch die Ueberzeugung noch nicht vergessen zu sein zur hellen Flamme aufgelodert, und in eben dem Augenblicke als der ungeliebte, ihr gleichgültige Bräutigam mit Vorwürfen vor sie hintritt, in eben demselben Augenblicke soll sie sich auf seine Foderung ihm hingeben, um ihm, um sich selbst die Lüge zu beweisen, daß sie ihn liebe und den Andern, wirklich Geliebten nicht! Wenn Dies möglich, wenn Dessen ein Mädchen fähig ist, dann ist es ebenso gut möglich, daß der Nordpol den Südpol küßt, daß Feuer und Wasser sich friedlich miteinander gatten. Diese psychologische Unmöglichkeit ist nun der Grundstein der das ganze Gebäude trägt; wir zeigten schon oben an der 1000 Thaler-Geschichte, daß ihm der Kitt der Nothwendigkeit gebreche, jetzt zeigt sich auch das Fundament als morsch, was Wunder, daß es keinen Käufer findet!

(Die Fortsetzung folgt.)

Eurich, der Priester der Gothen, von Alexandro Herculano. Aus dem Portugiesischen übersetzt von G. Heine. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 12. 20 Ngr.

Den Hauptstoff dieses Romans bilden die Heldenthaten des Gothenpriesters Eurich inmitten jenes großen weltgeschichtlichen Dramas, der Eroberung Spaniens durch die Sarazenen, welches der Verf. ziemlich treu der geschichtlichen Ueberlieferung uns darstellt. Wir sehen wie die Feinde des christlichen Glaubens den Berg Calpe, der nach ihrem Anführer Djebel el Tarek Gibraltar genannt wurde, besetzen; wir erhalten eine Schilderung der entscheidenden Schlacht bei Xeres de la Frontera, die durch den Verrath des Erzbischofs Oppas von Sevilla und des Grafen Julian, der Brüder des verstorbenen Königs Witiza, sowie der Söhne desselben, Ebbas und Sisebut, für die Christen verloren ging; wir werden hingeführt in die Berge Asturiens, wohin die tapfersten Gothen unter Pelagius zu fortgesetztem Kampfe mit den Ungläubigen sich retteten. Sonst mag wol bisweilen ein Talent sich vergeblich abmühen an einem unfruchtbaren, undankbaren Stoffe; die Wahl dieses Gegenstandes aber, welcher von den Romandichtern bisher noch

fast gar nicht benutzt worden ist, muß eine höchst glückliche genannt werden, und wenn dem Verf. seine Arbeit mislungen sein sollte, so läge die Schuld lediglich an ihm.

Man vermißt zunächst eine für die Charakteristik der damaligen Zeit nothwendige Darstellung des sehr entarteten, von seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit weit abweichenden Christenthums. Auch hätte eine Schilderung der hinalternden, schon vor der Ankunft der Araber in innerer Auflösung begriffenen gothischen Herrschaft nicht fehlen dürfen. Mit Beidem würde dann ein Gemälde des frisch aufblühenden, kräftig pulsirenden Lebens der arabischen Stämme, mit ihrem gewaltigen religiösen Schwunge, der sie zu kriegerischen Thaten fortriß, einen gewiß sehr interessanten Gegensatz gebildet haben. Welcher Vortheil aber aus einer Gegenüberstellung und geistvollen Zeichnung des Mohammedanismus und Christenthums zu ziehen gewesen wäre, davon hätte der schöne Roman von Mistreß Bray: „The Talba, or the Moor of Portugal", den Beweis liefern können. Vielleicht würde die Bekanntschaft mit demselben den Verf. auch bewogen haben, die Eroberer Spaniens, die er sich der Geschichte zum Trotz nur als blutdürstige, der gröbsten Sinnlichkeit fröhnende Barbaren gedacht hat, in anderm und zwar günstigerm Lichte erscheinen zu lassen. Es ist sehr zu bedauern, daß jene wie wir glauben so wesentlichen, zur richtigen Auffassung der Zeit welche geschildert werden sollte so bedeutungsvollen Momente nicht in die Darstellung aufgenommen worden sind. Es hätte dadurch für die Geschichte eine breitere Grundlage gewonnen werden können. Wir wollen indessen absehen von Dem was an Umfang und Vollständigkeit dem Gemälde zu fehlen scheint, und nur dieses wie es uns eben vorliegt ins Auge fassen. Indem wir nun auch hier das Mangelhafte und Ungenügende anzuführen gedenken, glauben wir zuvor erwähnen zu müssen, daß wir allerdings auch mancher gelungenen Schilderung, manchem gut gewählten Bilde, manchem hübschen Gedanken begegnet sind.

Der Uebersetzer spricht sich in der Vorrede dahin aus, daß der Verf. ganz besonders beabsichtigt habe die Ehelosigkeit der Priester als ein unnatürliches, verwerfliches Institut darzustellen, und meint eben in diesem Grundgedanken die Andeutung einer Richtung finden zu müssen welche bei der Beurtheilung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse Portugals nicht ohne Bedeutung wäre. Daß Dem wirklich so sei, dürfte um so weniger bezweifelt werden, da der portugiesische Verf. jene Idee seinem Freunde, Hrn. Heine, wol selbst als den Grundgedanken des Ganzen bezeichnet haben mag. Wir könnten dieser Tendenz gewiß unsern Beifall nicht versagen, nur will es uns so vorkommen, als hätte es dazu einer ganz andern Darstellung und Beweisführung bedurft. Aus dem Umstande allein, daß jenes Gesetz der Ehelosigkeit den Untergang Eurich's und den Wahnsinn seiner geliebten Hermengard herbeiführt, scheint die Verwerflichkeit desselben mit nichten hervorzugehen. Die Annahme des Cölibats enthält aber auch für die damalige Zeit einen Anachronismus, welchen man in einem Romane der sich sonst der Geschichte ziemlich eng anschließt nicht billigen kann. Doch wir wollen dabei nicht länger verweilen. Wenn wir die Vorrede nicht misverstehen, so ist der Uebersetzer in diesem Punkte mit uns einverstanden.

Eine eigentliche, naturgetreue Charakterzeichnung ist in dem ganzen Buche nicht anzutreffen. Sogar das Bild der Hauptperson, des Gothenpriesters selbst, ist so unbestimmt, so ins Nebelige verschwimmend, hat so wenig Anspruch auf Wahrheit und innere Wahrscheinlichkeit, daß der Leser unmöglich für ihn erwarmen kann.

Was die Erfindung betrifft, so ist diese schwach und deutet keineswegs auf eine schöpferische Phantasie. Keine Spur jener Mannichfaltigkeit von Charakteren und Ereignissen, jener sinnreichen Verkettung beider, welche uns in manchen Romanen der Neuzeit so sehr überrascht. Die Darstellung krankt nicht selten an Breite, die Sprache an Schwulst und Ueberladung. Um es mit Einem Worte zu sagen: als ein Lebenszeichen der portugiesischen Literatur mag das Werk einige Beachtung ansprechen, nur nicht um seines innern Werths willen.

Ueber die Uebersetzung können wir uns kurz fassen. Da uns indessen die portugiesische Urschrift nicht zur Hand ist, so haben wir jene nur nach dem Eindrucke zu beurtheilen welchen sie als etwas deutsch Geschriebenes auf uns gemacht hat. Wir müssen es frei heraussagen, daß man sich mit solchen Uebersetzungen an der Muttersprache versündigt. Der Satzbau ist im höchsten Grade schwerfällig und schleppend, der Ausdruck oft völlig undeutsch. So geschieht es denn, daß der portugiesische Roman durch die Schuld des Uebersetzers uns Deutschen in noch ungünstigerm Lichte erscheinen muß als es bei den bedeutenden Mängeln desselben in einer bessern Uebersetzung der Fall sein würde.

M. Wittich.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Jules Janin.

Wir haben den unermüdlichen König des Feuilleton, den in allen Farben schillernden Jules Janin zuletzt bei der undankbaren Arbeit verlassen, ein vielgerühmtes, jetzt aber nur noch wenig gelesenes Werk von Richardson durch unmotivirte Verkürzungen, nichtssagende Zusätze und willkürliche Veränderungen für den Geschmack des modernen Lesepublicums zurechtzustutzen. Das jüngste Werk mit dem dieser leichtfertige Schriftsteller hervortritt, „Le gateau des rois", lehnt sich an eine neuere Erscheinung der englischen Literatur, die er jetzt besonders auszubeuten beflissen ist. Offenbar ist nämlich Janin, der gegen Andere oft so streng, gegen sich stets so nachsichtig erscheint, bei der Composition seines „Le gateau des rois" durch die Lecture der kleinern Boz'schen Sachen angeregt, wie man aus vielen kleinen Wendungen, die aber die Feinheiten der Dickens'schen Feder beiweitem nicht erreichen, ersehen kann. Er nennt sein Machwerk „symphonie fantastique", und glaubt gewiß in dieser anspruchsvollen Bezeichnung, welche an den haut-goût der romantischen Zeit erinnert, einen Deckmantel für das wirre Durcheinander in Anlage und Ausführung gefunden zu haben. Man kennt schon die Janin'sche Manier, die sich in bunten Gedankensprüngen, im antithesenreichen Satzbau, in einer Anhäufung spielender Bilder, in endlosen launenhaften Ergüssen gefällt. Fast nie aber hat er sich in dieser seiner Weise, die von einigen neidischen Kritikern auf das ergötzlichste nachgebildet ist, zu gleicher Höhe wie hier erhoben. Vergebens sieht man sich hier nach einer gewissen Einheit des Plans wie nach Abrundung und Begrenzung der Ausführung um. Alles läuft bunt durcheinander, ohne daß auch nur irgend eine klare Gestalt, eine fesselnde Scene oder ein schärfer ausgeprägter Gedanke aus dem phantastischen Phrasenspiel, welches auf die Dauer fast unerträglich wird, hervorträte.

Die religiösen Corporationen in Frankreich.

Der lebhafte Kampf den in Frankreich namentlich die Jesuiten entflammt haben, um sich in den Besitz ihres frühern, verloren gegangenen Einflusses durch einen neuen muthigen Anlauf zu setzen, hat die öffentliche Aufmerksamkeit plötzlich wieder auf die religiösen Corporationen gerichtet. C. Dutilleul benutzt diese Stimmung, um mit einer „Histoire des corporations religieuses en France" hervorzutreten, die, obgleich sie möglichst ruhig und unparteiisch gehalten ist, dem Zeitinteresse eine größere Beachtung verdanken kann. Man kann dem Verf., der keinen Anspruch auf wesentlich neue Forschungen macht, das Lob nicht versagen, daß es ihm gelungen ist das bekanntere Material auf eine zweckmäßige Weise zu verarbeiten, und daß er, ohne sich offen auf eine der feindlichen Seiten zu stellen, eine ziemlich consequente Unparteilichkeit eingehalten hat. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 339. —— 5. December 1847.

Ueber Friedrich Hebbel als dramatischen Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 338.)

Es ist noch ein Wort über die Charaktere zu sagen. Von der strengen Consequenz in der Durchführung derselben ist Meister Anton wieder ein neuer Beweis. Alles ist aus einem Guß, da ist nichts Gemachtes noch Gesuchtes, alle seine Handlungen wachsen organisch wie die Blätter und Zweige einer Pflanze aus dem Samenkorn, aus dem einmal aufgestellten Princip hervor. Und trotzdem wird Einem bei diesem Charakter nicht geheuer. Es gibt auch in der Consequenz ein Zuviel, und das Uebermaß ist alle mal vom Uebel. Solch ein Uebermaß ist es aber, wenn die Consequenz geradezu bis zum Brutalen, Unmenschlichen geht. Das Schöne muß überall in der Kunst das letzte Kriterium abgeben; sollte der Dichter in der Entwickelung eines Charakters zu einem Punkt kommen, wo die Consequenz mit der Schönheit in Conflict käme, so würde er gerade in der sinnigen Lösung dieses Conflicts die beste Gelegenheit haben seinen künstlerischen Beruf zu zeigen. Hebbel hat den Zwiespalt nur vernichtet, nicht gelöst, er hat die eisernste Consequenz als sein Panier erhoben und die Schönheit dadurch verscheucht. Ein Vater der Consequenz genug besitzt, einem Sohn dem er nicht hold, weil er andere Ansichten hat als er, wenn dieser Sohn wegen Diebstahls ins Gefängniß geworfen, später aber als unschuldig befunden und freigelassen wird, beim Wiedersehen so zu begegnen wie Meister Anton thut: „Dir hätt' ich Etwas abzubitten, aber wenn ich dir's verzeihe, daß du heimlich Schulden gemacht hast, und sie noch obendrein für dich bezahle, so werd' ich mir's ersparen dürfen!" und wenn dieser Sohn die Heimat verlassen, als Matrose in die weite Welt gehen will, ihm weiter Nichts zu sagen hat als: „Ich brauche dann den Gesellen den ich für dich eingestellt habe nicht wieder abzulohnen, was ist's denn weiter?" ein Vater, meinen wir, der diese Consequenz besitzt, mag für den reflectirenden Verstand eine interessante Erscheinung sein, in der Kunst aber ist er ganz unbrauchbar, weil ein solcher Charakter widernatürlich, unmenschlich ist. Wir können ihm nicht nachfühlen, er ist für uns verloren, er ist aber ebenso für die Kunst verloren; denn ihre Aufgabe ist es gerade, überall das wahrhaft Menschliche, und nur das wahrhaft Menschliche, welches mit dem Göttlichen identisch ist, zur Erscheinung zu bringen. Bis zu welchem Extrem aber die Consequenz des Meisters Anton entartet, davon ist sein Benehmen am Schluß, wo er den Tod der Tochter erfährt, ein recht grelles Beispiel. Alles Vatergefühl ist in ihm erloschen, brutale Härte spricht aus jedem seiner Worte, und mit der Phrase: „Ich verstehe die Welt nicht mehr", schließt wie mit einer gellenden Dissonanz ohne alle Versöhnung das Stück. Nur das Gefühl der Zerrissenheit, kein ästhetisches Vergnügen, keine Erhebung nimmt man mit. Dieser Punkt ist in seiner Craßheit um so entschiedener zu tadeln, als Hebbel sich geradezu über eine schließliche, sogenannte Versöhnung wie sie unsere Aesthetiker fodern lustig macht, da nach ihm die Tragödie es mit dem „durchaus Unauflöslichen" zu thun hat.

An Uebertreibungen und Cruditäten sind aber auch die andern Charaktere nicht arm. Leonhard ist nicht etwa ein blos berechnender Verstandesmensch, sondern eine ganz nichtswürdige Bestie, blos mit negativen Eigenschaften ausgestattet und darum unpassend für die Tragödie. Noch viel mehr hat sich der Dichter aber bei der Zeichnung Karl's vergriffen. Offenbar war es seine Absicht in ihm den sich von der starren Fessel des Herkommens auch emancipirenden Arbeiter der Neuzeit darzustellen; aber was für ein Ungeheuer hat er da producirt? Wer die Emancipation blos darin sieht, Sonntags während der Kirche Kegel zu schieben, darüber zu spotten wenn die Andern regelmäßig Donnerstags im Winter Kohl, im Sommer Kalbfleischsuppe essen, keine Thräne zu vergießen wenn die Mutter stirbt, aber den Gerichtsdiener, der Einen auf der Kegelbahn arretirt und nicht den letzten Wurf thun läßt, todtschlagen zu wollen: der ist ein erbärmlicher Wicht. Gottlob, in dieser Weise emancipirt sich der moderne Handwerker nicht!

Auch die Schilderung Klara's ist von widerlich Uebertriebenem nicht frei; wir erinnern nur an die zweite Scene des dritten Acts. Nicht daß Klara Leonhard, an den sich ihre verzweifelnde Seele klammert, bittet sie zu heirathen, ist es was wir tadeln, sondern die aller Weiblichkeit und Menschlichkeit hohnsprechende Art und

Weise wie sie es thut. Man höre nur eine Stelle unter zehn und urtheile selbst:

Heirathe mich! Wenn du mich schlägst, weil dein Hund nicht bei der Hand ist, so will ich eher meine Zunge verschlucken als ein Geschrei ausstoßen, was den Nachbarn verrathen könnte was vorfällt. Heirathe mich — ich lebe nicht lange. Und wenn's dir doch zu lange dauert, und du die Kosten der Scheidung nicht aufwenden magst, um von mir loszukommen, so kauf Gift auf der Apotheke, und stell's hin als ob's für deine Ratten wäre, ich will's, ohne daß du auch nur zu winken brauchst, nehmen und im Sterben zu den Nachbarn sagen, ich hätt's für zerstoßenen Zucker gehalten!

Diese Phrasen sind selbst dem Unmenschen Leonhard zu stark, denn er antwortet: „Ein Mensch von dem du dies Alles erwartest überrascht dich doch nicht wenn er Nein sagt?" und der gebildete Leser oder Zuschauer sollte sich nicht dadurch verletzt fühlen?

Wie kommt es nun, daß trotz aller gerügten Mängel dies Stück doch eine solche Berühmtheit erlangt hat? Das Factum ist allerdings sehr auffallend, aber doch erklärlich. Ein mal hat dazu der glückliche Griff mitgewirkt den der Dichter in der Wahl seines Stoffs gethan hat. Das Familiendrama wird in Deutschland in jeder Gestalt sein Publicum finden, denn „wir Deutschen sind das Volk der Gemüthlichkeit, der Häuslichkeit, der Familienidylle". Sehr richtig sagt daher Prutz:

Es ist wahr, daß im deutschen Drama bisher hauptsächlich nur die Sphäre des Familienlebens zur Darstellung gekommen ist, und daß in der That zur Stunde Iffland und Kotzebue der vollkommenste dramatische Ausdruck unsers Lebens sind. Die Hauptsache bleibt immer: wie weit ein Mann und ein Werk sich zum Organ seiner Zeit zu machen verstanden hat, und wie viel oder wenig sich der Geist des Jahrhunderts in ihnen offenbart. Und da können wir nicht umhin Iffland und Kotzebue, trotz ihrer handgreiflichen ästhetischen Mängel, sogar weit über die gloriosesten Namen der Romantik zu setzen. Denn „Die Jäger", „Der Herbsttag", „Die deutschen Kleinstädter" u. s. w. gehen doch wenigstens auf die Zustände des deutschen Lebens ein.

Der Stoff und die in denselben hineingewebte, schon oben von uns lobend hervorgehobene Idee sind es hauptsächlich die dem Stücke so viele Freunde erworben haben, nächstdem aber auch die frappante und strenge Charakteristik, und endlich die reiche Fülle von Einzelschönheiten, die auf allen Seiten ausgebreitet liegen, und deren jede Kunde gibt von einer hochbegabten Dichterbrust.

In seinem letzten Werk hat sich Hebbel dem Komischen zugewendet; sein „Diamant", eine Komödie in fünf Acten, ist deshalb schon insofern eine interessante Erscheinung, als er uns eine ganz neue Seite seines künstlerischen Genius zeigt. Da das Stück bisher wenig bekannt geworden, auch in Zeitschriften noch nicht ausführlicher besprochen worden ist, so geben wir zur richtigen Würdigung der nachfolgenden Beurtheilung zunächst den Inhalt des Stücks selbst an.

Als Kaiser Rothbart Lobesam nach Italien zog, um Mailand zu zerstören, folgte ihm auch der Ahnherr des in der Komödie herrschenden Königs. Dieser ritt eines Abends neben dem Kaiser, ins Gespräch vertieft, einher, als plötzlich Beiden eine Jammergestalt entgegentrat. Es war ein verstümmelter Soldat. Aus hohlen Augen blickend und statt der Hand den Stumpf des linken Arms erhebend, sah er den Kaiser an; mit der rechten Hand hielt er mühsam den Stab fest auf den er sich stützte, weil das Bein ihm fehlte. Friedrich winkte ihm auf die Seite zu gehen, aber der Soldat warf sich statt zu gehorchen quer vor die Pferde. Friedrich ritt gelassen über ihn weg und setzte das Gespräch fort, der Ahnherr, schaudernd, nahm einen Umweg. Plötzlich stand die Gestalt wieder vor ihnen, aber verwandelt, riesig und wild; sie griff dem Kaiser in die Zügel und rief ihm das Wort Kalikydnos zu, dann wandte sie sich zu dem Ahnherrn und sprach: „Du hast gezeigt, daß du ein Mensch geblieben bist, nimm diesen Diamanten zum Lohn! So lange er bei deinem Hause bleibt, ist das Glück dir und deinen Nachkommen treu; dem Letzten deines Stammes werde ich selbst ihn wieder abfodern!" Von jeher war es nun in dem Königshause Sitte, daß die älteste Prinzessin ihn bewahrte; als die Tochter des regierenden Königs, ein hysterisches, durch und durch überspanntes Mädchen, denselben erhielt, ging ihr, wie sie selbst sagt, von dem Diamanten ausströmend ein Todesschauer durch die Seele, und jeder Blutstropfen, gefrierend und langsamer dahinrollend, ließ sie fühlen: sie sei die Letzte ihres Stammes. Von der Zeit an dachte sie nur an den Geist der ihr das Pfand wieder abfodern würde, und an ihren eigenen Tod. So einst Abends allein im Garten sitzend, in Gedanken wieder mit dem Geist beschäftigt, sah sie auf, und der Geist stand vor ihr in der Gestalt eines hülfeflehenden verstümmelten Kriegers, welcher der beschriebenen Erscheinung Barbarossa's ähnlich sah. Von Entsetzen überwältigt, wirft sie ihm bewußtlos den Diamanten hin, spinnt sich immer mehr in ihren Wahn hinein und glaubt zuletzt gar, sie sei schon gestorben. Dies fällt gerade in eine Zeit wo ein benachbarter Prinz um ihre Hand wirbt. Dieser will die schöne Braut, der Vater die Tochter nicht um diese Grille verlieren, Beide glauben nicht an den Spuk, man vermuthet einen ungeheuern Betrug; jedoch läßt man denselben auf sich beruhen und setzt eine halbe Million als Preis aus für Den der den Stein wiederbringt, außerdem versichert man vollständige Amnestie.

Der Geist, ein verhungerter Soldat mit Stelzfuß, hat sich unterdeß mühsam zu dem Bauer Jakob geschleppt und ist dort verschieden; vorher hat er noch gesagt, daß man nach seinem Tode bei ihm Mehr finden würde als man dächte, und hatte dabei auf seine Brust gedeutet. Man fand den Diamanten. Jakob ist kein Kenner, doch bald kommt ein Jude, Benjamin, der den Stein sieht, lüstern danach wird und auch wirklich einen Thaler dafür bietet. Der Bauer merkt Unrath und will ihn nur für 100 Thaler losschlagen; doch ehe sie noch Handels eins werden, wird Jakob von seiner Frau abgerufen, um nach den Hühnern zu sehen. In der Abwesenheit verschluckt der Jude den Stein und ent-

wicht. Mit dem Stein im Magen schweift er Tage lang umher, ißt Pfefferkuchen und trinkt Wasser; umsonst! Er wird den Stein nicht wieder los. Von den heftigsten Schmerzen getrieben, begegnet er in einem Walde dem pfiffigen, gaunerischen Doctor Pfeffer. Dieser treibt den Juden durch allerhand verfängliche Fragen in die Enge, Jakob, der den Juden verfolgt, findet sich auch zur rechten Zeit ein, das Verbrechen Benjamin's liegt am Tage, er wird zum Richter des Dorfes geschleppt. Dieser, Herr Kilian mit Namen, ist hinsichtlich der Klugheit auch nicht die Zierde seines Standes, seine Habsucht stachelt aber seinen Scharfsinn; er hat das königliche Mandat wegen der halben Million gelesen, ob der Jude den rechten Stein hat oder nicht, gilt gleichviel, er verordnet, daß Doctor Pfeffer ihm den Bauch aufschneiden soll. Dieser ist sehr bereit dazu, denn auch er möchte so gut wie der Richter unter irgend einer Form die halbe Million verdienen. Der Jude in der Todesangst versteckt heimlich die Marterinstrumente. So lange bis aus der Stadt neue herbeigeholt sind, wird er ins Gefängniß gesetzt. Hier wandelt nun den Schließer Schlüter auch die Lust nach der halben Million an; durch allerhand Schreckbilder sucht er den Juden zum Selbstmord zu treiben, um ihm dann den Bauch aufzuschneiden und sich in den Besitz des Steins zu setzen. Als er Dies nicht erreicht, entschließt er sich mit dem Juden zu entfliehen, um ihn unterwegs umzubringen. Während er sich im Walde dazu anschickt, bittet der für sein Leben besorgte Jude einen Augenblick beiseite treten zu dürfen; er lehnt sich gegen einen Baum, dann nach kurzer Pause übergibt er an Schlüter den Stein, den er, nach seiner Aussage, soeben von sich gegeben hat. Es scheint vom Dichter absichtlich im Dunkeln gelassen zu sein, ob der Jude den Stein wirklich los wird, oder ob Schlüter blos den ersten besten Kiesel erhält; wir übergehen diesen Punkt jedoch hier, da wir später noch einmal genauer davon handeln müssen. Schlüter eilt mit seiner Beute froh davon.

Unterdeß ist der Bräutigam der Prinzessin, auf seinen Streifereien die er unternommen um den Stein vielleicht wieder aufzufinden, auch in das Dorf des Richters Kilian gekommen; mit Verdruß vernimmt er die Entweichung des verdächtigen Juden, man setzt ihm sogleich nach und erwischt ihn glücklich, aber — leider ohne den Stein. Schlüter ist mittlerweile, von einem Jäger als Wilddieb verfolgt, von Todesangst getrieben, auf dem Schauplatz wieder angelangt; er gesteht, daß er den Stein hat, und verspricht ihn auszuliefern, wenn man ihm seine Untreue im Amte vergeben will. Jubelnd überreicht Jakob dem Prinzen den Stein, dieser steckt ihn unbesehen ein, eilt damit an den Hof, wohin er Jakob ihm folgen heißt. Die Prinzessin ist genesen sobald sie den Stein wieder hat, man eilt zur Vermählung; Jakob erhält die halbe Million.

Aus dem voranstehenden trockenen Inhaltsverzeichniß wird es freilich schwer sein sich eine Vorstellung von der komischen Kraft zu machen die der Dichter in dieses Werk gelegt hat; jede Situation, jede Scene ist voll der komischsten Bezüge, die bei der Aufführung erschütternd auf das Zwergfell wirken müßten. Und doch wird eben das Stück als Ganzes ebenso wenig auf der Bühne beim Publicum Glück machen wie es beim Lesen die Ansprüche der Kritik befriedigen kann. Der Grund davon liegt in der, wie uns scheint, ganz verfehlten Idee und Anlage des Stücks.

Das Wesen der Komödie läßt sich am besten erkennen, wenn man sie gerade als die Kehrseite der Tragödie faßt. Während diese aus dem Conflict berechtigter, aber einseitiger Gegensätze den Sieg einer absoluten Wahrheit herleitet, so thut Dies die Komödie mehr indirect, indem sie sich Gegensätze herauskehren läßt die in sich unwahr und unberechtigt sind, indem sie die Thorheit in den mannichfachsten Formen sich breitmachen und scheinbar ein absolutes Recht für sich in Anspruch nehmen läßt. Sie treibt die Gegensätze bis zur Spitze des Widerspruchs, auf der die Thorheit ihres angenommenen Scheins beraubt und nur in ihrer ursprünglichen Machtlosigkeit, in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle aufgedeckt wird. Der Effect den ein solches plötzliches Zerfallen eines falschen Scheins, der gleich einer Seifenblase sich erzeugt und plötzlich in sein Nichts zergeht, hervorbringt, ist das wohlthuende Erzeugniß des Komischen. Wohlthuend ist dieser Effect um so mehr als er bei der wahren Komödie sich durchaus in der Region des Harmlosen halten muß; denn nur Thorheiten darf die Komödie geißeln, nur fixe Ideen auf Lachen erregende Weise auflösen, niemals darf sie uns substantielle Interessen als gefährdet zeigen, weil da die Heiterkeit und die frohe Laune aufhört. Thorheiten und Gebrechen mögen wir gern verspottet sehen, gegen Verbrechen aber reicht keine Komik mehr aus, da muß die Justiz eintreten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Nach den besten Quellen bearbeitet von Franz Sommer. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von J. Kirchhoff und Andern, geschnitten von E. Kretzschmar. Nebst einer Karte des Schlachtfeldes und einem Plane der Stadt Leipzig im Jahre 1813. Leipzig, Kretzschmar. 1847. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine treue und gut geschriebene Erzählung der Völkerschlacht bei Leipzig, die in geschickter Auswahl das Allgemeine mit dem Besondern zusammenstellt, wird nicht blos ein Bedürfniß für Geschichtsfreunde sein, sondern auch ein Denkmal der glücklichsten Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft. An Material hierzu fehlt es nicht, und es war ein glücklicher Gedanke des Predigers Moritz Jani bei Leipzig alle mündlichen Ueberlieferungen älterer Leute aus den Schlachttagen zu sammeln und zu einem Ganzen zu verarbeiten. Mochten schon die ersten Hefte (die spätern haben wir nicht gesehen) an einer etwas breiten und gedehnten Darstellung leiden, so war doch hier ein für die spätere Zeit sehr schätzbarer Stoff zusammengetragen. Von einem ähnlichen Gesichtspunkte ist der Verf. obiger Schrift ausgegangen, und hat durch Benutzung der al-

gemein zugänglichen Quellen, der Schlachtberichte und einiger Schriften mithandelnder Zeitgenossen ein lesbares Buch verfaßt, aus dem allerdings manche gangbare Irrthümer entfernt sind, neue Aufschlüsse aber oder Erwähnung der Großthaten einzelner Gemeinen oder Subalternoffiziere nur sehr sparsam vorkommen, vielleicht eigentlich nur auf S. 69, wo die Kühnheit zweier preußischen Tirailleurs bei Möckern verdiente Erwähnung findet. Daß Hr. Sommer nach seiner Aussage Jahre lang gesammelt hat, wollen wir seinen Versicherungen glauben, aber ein Einwohner von Leipzig hätte doch für seine Erzählungen, sofern sie die Stadt selbst betrafen, die reichhaltige Schilderung Rochlitz', die zu der Auswahl aus seinen Schriften abgedruckt ist, benutzen sollen, sowie Kölle's Aufsatz im ersten Bande der „Deutschen Pandora". Sehr nutzbare Stoffe haben ferner Kretzschmar im ersten Theile seines Buches: „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben", besonders über die Thaten des 19. Oct. geliefert; Steffens im siebenten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" über die Schlacht bei Möckern; General v. Hofmann in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Feldzugs von 1813", und Hauptmann v. Rath im ersten Theile seiner „Geschichte Napoleon's", die beiden Letztern besonders in Feststellung der militairischen Gesichtspunkte. Die Einzelheiten, welche in K. G. Jacob's „Zwei Reden zur Feier des 18. Oct." (Halle 1843) gesammelt sind, hat Hr. Sommer ebenfalls nicht gekannt, dieselben auch nicht durch die anziehenden Einzelheiten im ersten Theile von Rahden's „Wanderungen eines alten Soldaten" vervollständigt. Unter den Quellen durfte der hierher einschlägige Abschnitt aus Kohlrausch's „Deutscher Geschichte" nicht vergessen sein. Wir haben noch immer kein besseres und abgerundeteres Stück zum Vorlesen bei Schul- und andern Volksfesten.

Anlangend die Illustrationen und Bildnisse in dem vorliegenden sauber gedruckten Buche, so ist ihr Kunstwerth sehr verschieden; so z. B. das Bild König Friedrich Wilhelm's III. nicht ähnlich. Mit der Auswahl können wir uns nicht zufrieden erklären: neun Bilder französischer Feldherren, drei Bilder preußischer, zwei Bilder russischer, zwei östreichischer und ein schwedisches! Das ist doch ein ungerechtes Verhältniß, über das wir aber jetzt keine Worte verlieren mögen. Kein Prinz Eugen von Würtemberg und Sacken bei den Russen (dafür der Heerverderber Benningsen), kein Kleist, kein Prinz August oder Borstell bei den Preußen, kein Bianchi und Colloredo bei den Oestreichern!

Die Illustrationen sind nach dem Umfange des kleinen Raums, auf welchen so viel zusammengedrängt werden mußte, gut ausgefallen: die meisten derselben kannten wir bereits aus der „Illustrirten Zeitung" vom J. 1846 (Nr. 172). Aus derselben Zeitung (Nr. 187) war die Erzählung über die Erscheinung des Kaisers Alexander auf dem Markte zu Leipzig am 19. Oct. 1813, und sein Benehmen gegen den König von Sachsen zu vervollständigen, wenigstens das dort Mitgetheilte in Hrn. Sommer's Anmerkung auf S. 130 zu prüfen.

Eine zweckmäßige Zugabe ist der „Führer auf den Schlachtfeldern von Leipzig", welche durch den am 19. Oct. 1847 auf der Erhöhung zwischen Liebertwolkwitz und Probstheide errichteten gußeisernen Obelisk eine neue Auszeichnung und Erinnerung erhalten haben, und der gut ausgeführte Plan der Stadt Leipzig nebst ihrer Umgebung. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Barthélemy's Anrede an den Papst.

Die politischen Gedichte Barthélemy's haben bei aller rhetorisirenden Gewandtheit doch nur eine kurze Lebensdauer. Der Poet selbst kann sich Dies eigentlich nicht verbergen, denn wie oft hat er nicht, indem er durch eine kühne Schwenkung zum feindlichen Lager überging, seine poetische sowie seine politische Vergangenheit preisgegeben, und Das was er gestern noch mit lebhaftem Pathos feierte heute schon vernichtet. Wenn wir dessenungeachtet auf eine Production aus seiner Feder, welche schon einige Monate alt ist, zurückkommen, so geschieht Dies, weil sie durch die Zeitverhältnisse wiederum einiges Interesse erhalten hat. Es ist Dies eine Begrüßungsepistel an den Papst („Au Pape, par Barthélemy"). Man kann sich schon denken welche Gesinnungen der Dichter, der jetzt bekanntlich wieder zu seinem frühern Radicalismus zurückgekehrt ist, dem Oberhaupte der katholischen Christenheit unterschiebt. Wir wollen den Enthusiasmus nicht verkümmern mit dem er die ersten Aeußerungen der päpstlichen Mildthätigkeit begrüßt, indem er voll Pathos sagt:

> La grande voix de Rome a traversé les monts;
> Nous y joignons la nôtre et nous te proclamons
> Pontife des chrétiens! La France te salue:
> Un doux rayon descend sur ta couronne élue;
> Les présages sont bons; ils prophétisent mieux
> Qu'un tonnerre grondant à gauche dans les cieux,
> Qu'un aigle déployant son immense envergure;
> Sous des signes meilleurs ton règne s'inaugure;
> L'Evangile de paix, du haut du Vatican,
> S'associe aux pardons du rivage toscan,
> Et, des bords tibérins aux flots adriatiques,
> Sème le jubilé des péchés politiques.

Wenn Barthélemy aber mit der Versicherung

> La foi de Rome pousse à la démocratie

sich der Hoffnung hingibt, der Papst werde den communistischen Ideen allen erdenklichen Vorschub leisten, so dürfte er sich doch in seinen Voraussetzungen geirrt haben. Wir lassen hier noch eine Probe der demokratischen Gesinnungen welche der Dichter in seinen klangvollen Versen niedergelegt hat folgen:

> Il est temps de prouver que, toujours la première,
> L'Église a sur le monde exhaussé la lumière,
> Que l'Evangile, pris au sens matériel,
> Est fait pour ici-bas autant que pour le ciel,
> Que la plus belle charte octroyée à la terre
> Lui vient de l'homme-dieu, qui naquit prolétaire.

Populaire Geschichtswerke.

Wir wollen der übertriebenen Nationaleitelkeit der Franzosen keineswegs das Wort reden; aber anerkennungswerth bleibt es jedenfalls, daß selbst berühmtere Schriftsteller es nicht verschmähen durch gewandtere, ansprechendere Behandlung der Nationalgeschichte auf eine Belebung des nationalen Gefühls hinzuwirken. Daß dabei viel eitles Wortgepränge, viel einseitiges Gerede und viele marklose Speculationen auf patriotische Sympathien mit unterlaufen, versteht sich von selbst. Unter den zahlreichen Schriften welche mit überwiegender Berechnung auf das patriotische Selbstgefühl neuerdings herausgegeben sind, verdient folgendes vor kurzem begonnene Sammelwerk: „Patria. La France ancienne et moderne, morale et matérielle", besondere Berücksichtigung. Die Verfasser der einzelnen gut ineinandergreifenden Abtheilungen — wir nennen aus der großen Liste der Mitarbeiter nur Ricard, Felix Bourquelot, die beiden Lalanne, Louandre und Bergé — haben im Ganzen den richtigen Ton getroffen. In leichter, gefälliger Darstellung werden alle wichtigern Punkte der Nationalgeschichte, die alten wie die modernen Zustände an uns vorübergeführt. Die hier und da etwas sprunghafte, scenenartige Anordnung thut dem Interesse des Ganzen keinen Abbruch. Mehr die pittoreske Partie wird in einem andern Werke: „La France au 19me siècle", gleichfalls aus gemeinsamem Zusammenwirken verschiedener beliebter Schriftsteller hervorgegangen, vorzugsweise berücksichtigt, indem hier besonders das landschaftliche Interesse überwiegt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 340. —— 6. December 1847.

Ueber Friedrich Hebbel als dramatischen Dichter.

(Beschluß aus Nr. 339.)

Hebbel hat einen Prolog zu seinem „Diamant" gedichtet und in demselben das Wesen der Komödie klar und bestimmt ausgesprochen. Er sagt:

> Ich soll die höchste Harmonie
> In den verzerrtesten Gestalten,
> Die Gottesschrift im Wurm entfalten!
> — — Ich soll die Welt
> In Dem was sie befangen hält,
> In ihrem eigentlichsten Tichten,
> Ja, durch dies Tichten selbst, vernichten;
> Ich soll, wohin kein Schicksal reicht,
> Den Zufall führen, daß er zeigt,
> Wie, wenn der Mensch so sehr verstockt,
> Daß er den Funken nicht mehr lockt,
> Der Blitz in sein Metall noch schlägt
> Und durch sein Gold ihn selbst erlegt.

Wir müssen dem Dichter zugeben, daß er dem hier entwickelten Gedanken in seinem Werke Leben gegeben hat, wir müssen ihm aber entgegentreten wenn es sich um die nach diesem Gedanken verarbeitete Idee des Stücks handelt. In demselben Prologe steht darüber Folgendes:

> Ich seh' an einem Edelstein
> Des ird'schen Lebens leeren Schein
> Und alle Nichtigkeit der Welt
> Phantastisch-lustig dargestellt.

Die fixe Idee und Thorheit also, die in diesem Stücke komisch aufgelöst werden soll, ist „des irdischen Lebens leerer Schein, alle Nichtigkeit der Welt", der Wahn. Alles Dies bedeutet der Diamant; derselbe ist also kein wirklicher Diamant, sondern ein rein symbolischer und nicht einmal ein Symbol für etwas Bestimmtes und Concretes, sondern ein Symbol für reine Abstractionen. Der Dichter hat nicht diese oder jene bestimmte Schrulle und Thorheit im Sinn, er zielt nicht auf diesen oder jenen concret ausgesprochenen Wahn — er geißelt den Wahn im Allgemeinen, alle Nichtigkeit der Welt, d. h. die Nichtigkeit als solche, die Nichtigkeit in abstracto. In dieser Idee liegt nun das doppelt Tadelnswerthe, ein mal daß die Kunst es durchaus nicht mit Abstractionen und Allgemeinheiten, sondern mit dem bestimmten, concreten Einzelnen zu thun hat, zweitens daß der Dichter den Boden der Wirklichkeit ganz verlassen hat, und zur Verlebendigung seiner abstracten Idee genöthigt gewesen ist in das Reich des Nebulosen, Phantastischen, Märchenhaften überzuspringen. Man begreift an einem Mann wie Hebbel, der in allen seinen Dramen der Zeit ein künstlerisches Opfer zu bringen gesonnen ist, einen so unverzeihlichen Misgriff nicht; denn vom „Diamant" bis zum „Gestiefelten Kater" ist kaum noch ein Schritt. Nein, will das Drama in Wahrheit ein nationales und zeitgemäßes sein, so muß es anders zu Werke gehen, und mit Fug und Recht dürfen wir hier an Rötscher's schöne Bemerkung erinnern:

> Aus demselben Geist der das deutsche Volk seiner politischen Trägheit entreißen wird und zur Eroberung der praktischen Güter treibt, aus demselben müssen auch seine dramatischen Dichter und die Regeneration des Theaters hervorgehen. Während nun die Tragödie unsers Vaterlandes die directe Darstellung des Siegs der Freiheit und der Versinnlichung der großen Factoren des historischen Geistes zu ihrem Inhalt haben muß, hat das Lustspiel die Aufgabe, die verkehrten Richtungen und Zustände der Gegenwart, die Verirrungen und Schiefheiten unserer socialen Verhältnisse, besonders die Ungereimtheiten in welche ein engherziges Bekämpfen und Unterdrücken der freien Regsamkeit in Wort und Schrift verwickeln, zu komischen Contrasten zu verarbeiten. Dadurch würde es gleichfalls als eine befreiende Macht in die socialen Zustände der Gegenwart eingreifen und zu einem von jeder Spießbürgerlichkeit entfernten nationalen Lustspiel erwachsen.

Wie die ganze Idee, scheint uns nun auch in der Anlage Das verfehlt, daß die Personen um deren Schicksal es sich in der ganzen Komödie handelt, nämlich die Prinzessin und das königliche Haus, ganz in den Hintergrund gedrängt sind und nur als Prolog und Epilog zu Anfang und am Schlusse erscheinen. Freilich hat der Dichter dadurch auch das phantastische, märchenhafte Element seines Stücks gleichzeitig in den Hintergrund gedrängt und der Realität einen breitern Boden gewonnen; aber müssen wir Dies auch anerkennen, so rechtfertigt es die mangelhafte Anlage keineswegs.

Was das Einzelne angeht, so hätten wir neben vielem Schönen und Vortrefflichen, wodurch der Dichter seinen unbestreitbaren Beruf zum Komischen bewiesen hat, doch auch über viele Punkte mit ihm zu rechten, die wir jedoch nur andeutungsweise hervorheben wollen.

So können wir gleich die im Prologe von der Muse ausgesprochene Ansicht nicht theilen, als ob der Bauer

Jakob die Hauptperson des Stücks sei, indem sie nach unserer Meinung der Jude Benjamin ist, der nicht nur während des ganzen Stücks im Besitze des Steins ist und alle Andern in Bewegung setzt, sodaß er mit dem Diamanten im Leibe gleichsam der Centralkörper für die übrigen Planeten wird, sondern auch unleugbar die mit der größten komischen Kraft ausgestattete und behandelte Figur ist.

Ebenso scheint uns die abenteuerliche, phantastische Person der Prinzessin ganz verfehlt; denn ihre eine ganze Familie und ein ganzes Land in ernstliches Unglück stürzende Albernheit kann durchaus nur beklagenswerth, aber nicht komisch wirken. Ganz in ähnlicher Weise heißt es das Maß des Komischen überschreiten, wenn man allen Ernstes daran geht dem Juden den Stein aus dem Leibe zu schneiden; es mag wol das Benehmen des geängsteten und gepeinigten Juden für Manchen etwas Lächerliches haben, aber Dies ist doch mehr oder weniger ein Lachen der Roheit, und dabei wiederholt sich im vierten Act ganz dieselbe Geschichte noch ein mal.

Den Bauer Jakob, der das Stück hindurch über Elend und drückende Noth klagt, der kaum Etwas zu beißen und zu brechen hat, möchten wir fragen, wie er plötzlich zum Schluß in den Besitz des Thalers kommt, den er aus der Tasche zieht, um zu vergleichen, ob er dem König ähnlich sehe oder nicht, worüber er noch als Junggeselle eine Wette eingegangen. Wir würden diese Kleinigkeit nicht hervorheben, wenn sich nicht darin eben eine falsche Sucht nach Charakteristischem ausspräche, falsch, weil sie nur das Bestreben zeigt auf die Lachmuskeln zu wirken — „man merkt die Absicht, und man ist verstimmt".

Doch wir wenden uns von diesen Einzelheiten zu einem Punkt bei dem Allgemeineres zu berühren ist. Wo bleibt der Diamant in der Komödie? Wir deuteten schon oben an, der Dichter scheine diesen Punkt absichtlich dunkel gelassen zu haben, obgleich wir dafür keinen rechten Grund anzugeben wußten. Es scheint zwar auf den ersten Blick Alles natürlich, der Jude gibt den Stein von sich, Schlüter steckt ihn ein, tritt ihn an Jakob ab, dieser an den Prinzen, der damit zu der Prinzessin eilt, welche ihn begeistert anstarrt und gesund wird; allein andere Aeußerungen machen doch diese Ansicht wieder schwankend, so die Aeußerung des Juden, als Schlüter mit dem Stein fortgelaufen ist:

> Ist Das der Stein? Esel! Weiß den Diamanten nicht vom Kiesel zu unterscheiden und geht doch mit ihm davon!

Dann später die Aeußerung Schlüter's:

> Hast du mir wirklich den echten Stein gegeben? Du stehst mir viel zu ruhig da. Ich verstehe mich nicht auf Diamanten, der Bauer Jakob ebenso wenig, und der vornehme Herr steckte den Diamanten in die Tasche ohne ihn auch nur anzusehen. Hast du nicht als ich dich allein ließ einen nichtsnutzigen Kiesel aufgerafft und mich damit angeführt? Der ganze Handel kommt mir jetzt verdächtig vor. Erst läufst du anderthalb Tage herum und kannst den Stein nicht loswerden, und dann glückt's auf einmal. Hund, ich glaube, du lachst hinter uns Allen her.

Indessen auch diese Gründe fallen wieder in Nichts zusammen wenn man dagegen bedenkt, daß man bei Hofe doch den Diamanten wol ansehen und dem Herrn Jakob nicht einen Kieselstein mit einer halben Million bezahlen wird, daß namentlich die Prinzessin ihn wirklich lang und breit betrachtet; falls sie nun nicht auch blödsinnig geworden ist, mußte sie den Irrthum merken und der ganze Spaß wäre misglückt. Hierzu kommen aber noch die unzweideutigsten Aeußerungen des Juden selbst, worin er den Verlust des Steins bedauert:

> Was ist mir nun das Leben! Bei Gott, ich wollte, ich hätte mich von ihm umbringen lassen, dann müßte er doch wieder daran glauben und hätte Nichts von seinem Reichthum! War ich je versucht Hand an mich selbst zu legen, so bin ich's jetzt! Ich will mich so lange in ein Gebüsch legen, bis die ganze Welt weiß, daß der Bauer mit seiner halben Million zurückgekehrt ist. Aber dann u. s. w.

So müssen wir denn doch wol annehmen, daß zum Schluß der Wunderstein wieder an den rechten Herrn zurückkommt; aber auch darin glauben wir einen Fehlgriff zu sehen, von dem wir noch schließlich sprechen wollen.

Uns scheint nämlich dieser Schluß des Lustspiels etwas sehr gewöhnlicher Natur: ein Stein, der in irgendwelcher Beziehung von hoher Bedeutung, kommt abhanden, man gibt sich fünf Acte hindurch alle mögliche Mühe denselben wieder zu schaffen; Dies gelingt, man heirathet sich. Wir finden in diesem Schlusse etwas erstaunlich Mattes und Nüchternes, etwas so ganz der platten Heerstraße des Alltäglichen Folgendes. Nach unserer Meinung aber wäre die Idee der Komödie noch viel entschiedener und prägnanter hervorgetreten, wenn der Jude den Stein im Leibe behielte und der Prinzessin ein falscher untergeschoben würde. Denn ein mal würde sich darin eine weit größere Kraft des Komischen zeigen, wenn in der Person des Juden das verkehrte Tichten und Trachten aller Derer in seiner Nichtigkeit aufgezeigt würde die nach Schätzen jagen und diese ängstlich zu hüten suchen, deren Besitz ihnen eher zum Schaden als zum Vortheil gereicht; andererseits würde aber auch das Nichtige menschlichen Wahns und menschlicher Thorheit auf viel wirksamere Weise aufgelöst werden, wenn sich der ganze Hof dahin vereinigte durch Unterschiebung eines falschen Steins statt des rechten den Wahn und die Thorheit der Prinzessin zu heilen.

So weit ist die Hebbel'sche Muse in ihrer Entwickelung gekommen; müssen wir in dem Uebergang von der Behandlung mythischer Stoffe in der „Judith" und „Genoveva" zur „Maria Magdalena" in das Gebiet lebendiger Wirklichkeit einen bedeutenden Fortschritt in der Entwickelung unsers Dichters anerkennen, so können wir den Rückschritt den er in seinem „Diamant" ins Reich des Phantastischen und Märchenhaften gemacht hat nur ernstlich beklagen und zum Schluß den sehnlichen Wunsch aussprechen, er möge doch ja auf der in „Maria Magdalena" eingeschlagenen Straße fortschreiten, vornehmlich aber möge er sich daran gewöhnen Maß zu halten und eine weise Selbstbeschränkung

zu üben; denn ist es gleich ganz richtig was neulich einer seiner Beurtheiler geäußert hat: „Dieser Mann aus Holstein steckt mit seinen Dichtungen in einem deutschen Urwald, der noch nicht gelichtet. Man muß sich zu ihm durch Gestrüpp Bahn brechen, ist aber dann belohnt durch große Blicke in eine noch unverbrauchte Naturwelt", so ist ebenso richtig was derselbe Kritiker in etwas unklarer Weise sagt, daß wir in Hebbel's Werken nicht selten einer menschlichen Unzulänglichkeit und Unnahbarkeit begegnen, womit nichts Anderes gemeint sein kann als daß Hebbel's Werke Erscheinungen sind die in allzu naturwüchsiger Kraft an vielen Stellen über das eigentliche Maß des Menschlichen und somit über die schmale Grenze des Schönen herausgehen. *Τὸ μέτρον ἄριστον.*

R. Vollmann.

Der hunderteinundfunfzigste Psalm.

Während die politischen Zeitungen den unter neapolitanischer Herrschaft lebenden Süden Italiens seit geraumer Zeit als einen gährenden Vulkan darzustellen lieben, auf dessen Boden allenthalben hier erstickende Dämpfe, dort lichte Flammen emporschlagen, erzählt uns ein englischer Reisender im „Athenaeum" von seinen Ausflügen in die Umgegend des lieblichen Sorrento mit einer Harmlosigkeit, als wären damals (im September d. J.) in diesem Lande nicht die mindesten Anzeichen von Unruhe, politischem Luftzuge oder gar ausbrechendem Sturme vorhanden gewesen. Er weiß blos von malerischen Gegenden zu berichten, oder die in Klosterbibliotheken aufgefundenen literarischen und antiquarischen Schätze zu beschreiben; sowol Räuber als Aufständische sind für ihn nicht vorhanden. In dem altersgrauen, höchst romantisch gelegenen Corpo di Cava besuchte er das Dreieinigkeitskloster der Benedictiner, welches seiner schönen Lage, seines Alters, seines Reichthums und seiner literarischen Schätze wegen berühmt ist. Er machte daselbst die Bekanntschaft der Geistlichen denen die Obhut der Klosterbibliothek anvertraut war, die ihn sehr zuvorkommend aufnahmen und ihm alle Merkwürdigkeiten zeigten. Er widerspricht dem verbreiteten Irrthum, daß die Franzosen bei der Besetzung Neapels einen Theil der Handschriften des Klosters vernichtet oder weggeführt hätten. Die Bibliothekare hätten ihn versichert, daß zwar Manches verloren gegangen sei, aber schon vor Jahrhunderten während der innern Erschütterungen und Bürgerzwiste. Das Kloster besitzt 24,000 pergamentene Handschriften, zum großen Theil aus authentischen Urkunden bestehend, die höchst wichtiges Material zu einer Geschichte der longobardischen Herrschaft in Italien liefern würden. Die älteste Handschrift, eine Dotationsurkunde, ist vom J. 793; eine andere von 1030 ist unterzeichnet Ego Rogerius; das Kloster wird darin von genanntem König mit einem Gute belehnt. Auch ein Codex der longobardischen Gesetze ist handschriftlich aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts in dem Kloster vorhanden. Vor Allem wurde aber die Aufmerksamkeit des Reisenden von einer Bibel aus dem 8. Jahrhundert in Anspruch genommen, die auf das trefflichste abgeschrieben war, und merkwürdigerweise 151 Psalmen enthielt, also einen mehr als die kanonische Anzahl ist. Als literarische Merkwürdigkeit wird dieser Psalm mitgetheilt. Er lautet:

Hic Psalmus proprie scriptus in David cum pugnaret adversus Goliam solus.

Pusillus eram inter fratres meos
Et adolescentior in domo patris mei
Pascebam oves patris mei
Manus meae fecerunt organum
Et digiti mei aptaverunt psalterium
Quis adnuntiavit Domino meo ipse Dominus
Ipse hominum exauditor
Ipse misit angelum suum et tulit me de ovibus patris mei
Et unxit me in misericordia unctionis suae
Fratris autem mei boni et magni
Et non fuit beneplacitum in eis Domini
Exivi obviam alienigenae
Et defutavit me in simulacris suis
Ego autem evaginato ab eo ipsius gladio
Amputavi caput ejus
Et abstuli opprobrium a filiis Israel.

Hinsichtlich dieses Zusatzpsalms theilt die „Church and state gazette" mit Bezugnahme auf den Bericht des „Athenaeum" nach den „Notes on the psalms" des Dr. Adam Clarke Folgendes mit: In der syrischen Uebersetzung, der Septuaginta, der äthiopischen und arabischen Uebersetzung findet sich ein hunderteinundfunfzigster Psalm, in dem hebräischen Text, in der chaldäischen Bearbeitung und der Vulgata fehlt er; auch in der angelsächsischen Uebersetzung ist er nicht zu finden, obwol Calmet das Gegentheil behauptet hat. Erwähnt wird dieser Psalm von Apollinaris, Athanasius, Euthymius, Vigilius Tappensis und dem heiligen Chrysostomus. Weder von der griechischen noch von der lateinischen Kirche ist er je für kanonisch anerkannt worden. Sicherlich ist er jedoch sehr alt; er steht im „Codex Alexandrinus" und in den in Paris und London herausgegebenen Polyglotten. Zwar wird der griechische Text dieses Psalms für den authentischsten gehalten, jedoch befinden sich im syrischen und arabischen Text Ausdrücke die erst den ganzen Sinn erkennen lassen.

26.

Bibliographie.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Gesammelte dramatische Schriften. 2ter Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 12. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hegel, C., Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. 2ter Band. Mit einem Anhange über die französische und deutsche Städteverfassung. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heinzen, K., Ueber Musik und Kunst. Leipzig, Weller. 1848. 3 Ngr.

Hopf, A., Die Revolution unter den Communisten oder Bruder Hobelspahn im Communisten-Nest. Eine sociale Komödie. Charlottenburg, Bauer. 8. 5 Ngr.

Horn, U., Gedichte. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1848. Herausgegeben von J. F. Castelli. 26ster Jahrgang. Mit Stahlstichen. Wien, Tendler u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Huschke, P. E., Ueber den Census und die Steuerverfassung der früheren Römischen Kaiserzeit. Ein Beitrag zur Römischen Staatswissenschaft. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. 1790—1830. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. 1ste bis 3te Lieferung. Tübingen, Osiander. Gr. 8. à 15 Ngr.

Klemm, G., Freundschaftliche Briefe. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. 6ter Band. China und Japan. Mit 8 xylographischen Tafeln Abbildungen. — A. u. d. T.: China das Reich der Mitte. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Thlr.

Koenig, H., Die Clubisten in Mainz. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Künßberg, H., Wider und über die Advocaten-Moralistik. Eine Schutzschrift. Ansbach, Gummi. Gr. 12. 8 Ngr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. 1ster Band. 2te Hälfte. Bonn, König. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Laube's, H., Novellen. 2te Auflage. 6ter Theil. — A. u. d. T.: Reisenovellen. 6ter Theil. Mannheim, Hoff. 16. 9 Ngr.

Lenau, N., Faust. Ein Gedicht. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Melville, H., Omoo oder Abenteuer im stillen Ocean, mit einer Einleitung, die sich den „Marquesas-Inseln" anschließt und Toby's glückliche Flucht enthält. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Zwei Theile. Leipzig, Mayer. 8. 2 Thlr.

Memoiren aus dem Leben und Wirken eines Arztes, herausgegeben von J. Buchner. — A. u. d. T.: Fragmente aus den hinterlassenen Schriften des Hofraths Hahnemann. Mit 3 lithographirten und colorirten Tafeln. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meynert, H., Fata Morgana. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke. Drei Bände. Leipzig, Melzer. 8. 3 Thlr.

Miraflores, Memorias zur Geschichte der ersten 7 Jahre der Regierung der Königin Isabelle II. Uebersetzt aus dem Spanischen von L. Starklof. Zwei Theile. Leipzig, Vereins-Verlagsbureau. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Die Tochter einer Kaiserin. Roman. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1848. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Müller, J., Predigten. 1ster Band. — A. u. d. T.: Das christliche Leben, seine Entwickelung, seine Kämpfe und seine Vollendung, dargestellt in einer Reihe von Predigten. 3te verbesserte Auflage. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, W., Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1848. 14ter Jahrgang. Berlin, Wilhelmi. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neumann, H., Der Arzt und die Blödsinnigkeitserklärung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 12 Ngr.

Pölitz, K. H. L., Die Verfassungen des teutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Fortgesetzt von F. Bülau. 1ste, 2te und 3te Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr.

— — Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. 2te, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. 4ter Band. Herausgegeben von F. Bülau. 1ste Abtheilung, die Verfassungen des teutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Reinhold, C., Gesammelte Novellen und Erzählungen. 1ster, 2ter Band. Bremen, Schlodtmann. 8. 3 Thlr.

Reise-Fragmente aus Nord und Süd, gesammelt in Europa und Aegypten durch L. v. H. 1ste Abtheilung. Der Norden. Breslau, Gosohorsky. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

Rollett, H., Frische Lieder. Ulm, Stettin. 1848. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Sack, K. H., Ueber Christenthum, Kirche und Bekenntnißschriften. Erinnerung an alte Wahrheiten zur Widerlegung alter und neuer Irrthümer. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 5 Ngr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet. Für das Jahr 1848. Mit Illustrationen von L. Weißer und Hohenstein. Stuttgart, Franckh. Br. 8. 16 Ngr.

Steinmeyer, F. L., Zeugnisse von der Herrlichkeit Jesu Christi. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Jos. Frhr. v. Hormayr. 37ster Jahrgang der gesammten und 19ter der neuen Folge. 1848. Mit Kupfern und Plänen. Berlin, Reimer. 8. 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. 9ter Jahrgang. (1848.) Mit dem Bildnisse F. von Raumer's. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1848. Herausgegeben von E. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tesche, W., Walowna. Novelle. Breslau, Kern. 8. 25 Ngr.

Deutscher Volks-Kalender. 1848. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit 120 Holzschnitten. 14ter Jahrgang. Mit Anhang: Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 12½ Ngr.

Deutschkatholischer Volks-Kalender für das Jahr 1848. Herausgegeben von H. Rau. Heidelberg, Groos. 12. 10 Ngr.

Gemeinnütziger Volks-Kalender für das Jahr 1848. 8ter Jahrgang. Mit dem Anhang: Das Buch der angenehmen Unterhaltung und nützlichen Belehrung. Neuhaldensleben, Eyraud. 10 Ngr.

Wagner's, J. J., kleine Schriften herausgegeben von P. L. Adam. 3ter Theil. Ulm, Stettin. Gr. 8. 1 Thlr.

Waitz, G., Deutsche Verfassungsgeschichte. 2ter Band. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Ziegler, L., Jagd-Kalender für 1848. Ein Jahrbuch für Jäger und Naturfreunde, mit besonderer Berücksichtigung der Forst- und Landwirthschaft. Hannover, Kius. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Differentialzoll-System nach den bei mehreren Nordseestaaten Deutschlands zur Erörterung gekommenen Vorschlägen für die Errichtung eines deutschen Schiffahrts- und Handels-Vereins. Neue unveränderte Auflage mit beigefügtem Abdruck der Vorschläge selbst. Hamburg, Herold. Hoch 4. 10 Ngr.

Hofferichter, T., Das Patent vom 30. März, die Bildung neuer Religions-Gesellschaften betreffend, gegenüber den Forderungen der Zeit. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 6 Ngr.

Johannsen, J. C. G., Erntepredigt. Am 15. Sonntag nach Trinitatis 1847 zu Kopenhagen gehalten. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 4 Ngr.

Kniewel, T. F., „Wo kein evangelischer Christenglaube, da ist auch keine echte Samariterliebe." Predigt über Lukas 10, 23—37., gehalten am 13. Sonntage nach Trinitatis den 29. August 1847 zu Danzig. Danzig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lucae, F., Ermordung der Herzogin von Praslin. Nach den Berichten der „Gazette des Tribunaux". Nebst allen Actenstücken und einer Zeichnung der Localitäten. Frankfurt a. M., Oehler. Gr. 8. 10 Ngr.

Marr, C. H., Offene Antwort auf: Offenes Sendschreiben des Joh. Jos. Süß, katholischen Priesters rc., an Hrn. Abgeordneten v. Beckerath, betreffend dessen Amendement: „Soll die Ausübung der ständischen Rechte an keinerlei Art von religiösen Bekenntnissen gebunden sein?" Crefeld, Funcke u. Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Nazionalkirche. Ein Wort an das Zürcher Volk über Kirchenverfassung. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Polenprozeß, öffentlich verhandelt vom 2. Aug. 1847 an vor dem Criminal-Senat des Königl. Kammergerichts zu Berlin. Authentischer Bericht eines dabei fungirenden Beamten. 1stes Heft. Berlin, R. Liebmann. 8. 5 Ngr.

Richter, G., Die Abhülfe des Nothstandes unserer Volksschullehrer-Bildung. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 6 Ngr.

Trenck, A. v. der, Die Freudenernte nach der Thränenaussaat. Predigt über Ps. 126, V. 3. 5. 6. am 5. Sept. 1847 als am Erntedankfeste zu Neukirch am Hochwalde gehalten. Bischofswerda. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weichsel, F. F., Ansprache an Uhlich's Freunde über die für ihn und die bedrängte Glaubens-Freiheit zu nehmenden Schritte. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wolff, G., Zwei Predigten. Parchim, Hinstorff. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 341. —— 7. December 1847.

Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Manheim, Bassermann. 1847. Gr. 8. 14 Ngr.

Wie sehr auch eine jetzt fast vergessene Fraction der modernen Kritik es fortwährend hervorgehoben hat, daß sie über Strauß längst hinaus sei: dennoch bleibt nicht nur die Thatsache feststehen, daß Strauß zuerst nach Hegel's Tode zu einer allgemeinen Bewegung der denkenden Geister unserer deutschen Welt den Impuls gegeben hat, sondern diese Wirkung ist auch nicht blos das Verdienst des von ihm gegebenen kritischen Stoffs. Vielmehr muß man seine persönliche Thätigkeit mit um so größerer Anerkennung aus dem Nebel einer „Selbstbewegung der Kritik" retten und hervorheben, je mehr er durch die Formirung des Stoffs, durch die ihm ganz allein gehörende Darstellung, jene glänzende Erfolge errungen hat. Wir schlagen den durchdringenden Scharfsinn, vor welchem die Gegner sich oft kaum zu retten wußten, nicht gering an; aber er durchdrang mit ihm ein Material das denn doch von Jahrhunderten fleißiger und gelehrter Arbeit zusammengetragen war, und dieser Sinn war geschärft und erregt von dem großen Philosophen seiner nächsten Vergangenheit. Hingegen die Darstellung, die künstlerische Durchdringung und Verarbeitung des Stoffs, bleibt stets das persönliche Verdienst. Man kann namentlich in unserer Zeit, wo so Viele unbewußt oder halb bewußt über den verlorenen Gehalt eines Princips, einer Weltanschauung sich mit den übriggebliebenen Formen täuschen und am liebsten in ästhetischen Feldzügen mit Poesie und Kunst die abtrünnigen Gemüther für die Anerkennung jener Formen oder gar jenes Gehalts wiedererobern möchten, nicht genug praktischen Werth auf jene classische Darstellung legen durch welche Strauß glänzt. Sie ist in dem ernsten Kampf der Gegenwart die spiegelnde Rüstung welche die Gegner blendet schon ehe die Angriffswaffe sie erreicht; der Kampf wird geadelt, indem das humane Princip nicht wie ein Sklave der sich wild empört, sondern wie ein Freier der in sich die Kraft des Siegs trägt, in die Arena tritt. Schönheit als lyrische Poesie, als Leidenschaft des dichterisch erregten Herzens, kann man auch einzelnen Kämpfern für die alte Weltanschauung nicht absprechen; Classicität ist aber nicht nur ästhetisch betrachtet etwas Höheres als diese lyrische Schönheit, sondern ganz vom praktischen Standpunkte aus ist großes Gewicht auf sie zu legen, und beide Rücksichten rechtfertigen es wohl, wenn wir bei dem kleinen Hefte mit welchem Strauß wieder hervorgetreten ist länger verweilen als es, oberflächlich angesehen, für seinen Umfang passend erscheinen könnte.

Mit Recht sprachen wir der Classicität der Darstellung ein praktisches Verdienst um die gute Sache zu, im Gegensatz zu der viel häufiger sich findenden lyrischen Leidenschaft, welche die kämpfenden Herzen auf beiden Seiten inspirirt. Denn diese erreicht theils den Zweck der Aufklärung und Kritik weit unvollkommener, theils dient sie nur dazu die voreilige Leidenschaft zu den Thaten welche unmittelbar auf das Ideal gehen zu entflammen, und die Geschichte hat uns genugsam gezeigt, wie sehr, wenn diese Thatenlust entfesselt ist, das Ideal von dem aufgewühlten Staub des Kampfs umhüllt und der Weg zu ihm weitab verfehlt wird. Vor solchen Erfahrungen werden nur zu oft auch Diejenigen die das Ideal vielleicht eben am reinsten in sich tragen, und gerade weil sie das höchste Ziel haben, bedenklich und zweifelnd, ob den Kräften die gegenwärtig noch durch unsere politisch unfreien Zustände vielfach gebunden sind voller Spielraum durch freie Institutionen gegeben werden dürfe, ohne die Errungenschaft unserer Cultur zu gefährden, oder enger gesagt, ohne den ethischen, gesetzlichen Sinn, der sich selbst mäßigt und beherrscht, auf eine Probe zu stellen der sie ihn noch nicht gewachsen glauben. Das Resultat, zu welchem sie (falls sie es ernstlich und nicht als bloße freundliche Sympathie mit dem humanen Princip meinen) dann gelangen, ist dies: daß jene Befreiung nicht zu wagen sei, bevor nicht der gebildete Kern der Nation ganz gewonnen, die denkenden Geister vollständig aufgeklärt, und überhaupt die Herrschaft jenes Princips im Reiche der Wissenschaft und Kunst zum Siege gelangt sei. Sie erinnern dabei nicht mit Unrecht an die genialen, ja prophetischen Gedanken mit welchen Schiller in seiner „Aesthetischen Erziehung des Menschengeschlechts" eine verwandte Anschauung des Wegs zum humanen Ideal so classisch dargestellt hat.

Von diesem Standpunkte aus, dem seine Berech-

tigung nicht abzusprechen ist, zeigt sich der Werth der classischen Form bei der Behauptung und Vertheidigung des Humanismus im vollsten Lichte. Denn der Charakter derselben ist eben jene gewünschte Ruhe und Selbstbeherrschung; aus dem leidenschaftlichen Ungestüm ist sie befreit zu dem weiten sichern Ueberblick, dem die Hindernisse und die Mühe der geschichtlichen Entwickelung nicht entgeht. Wie sie in dieser Ruhe die Gewißheit des Siegs schon in sich trägt, so ist sie vor jeder andern Form geeignet durch ihre Unbefangenheit, durch ihre objective Gerechtigkeit gegen die mehr oder weniger zurückgebliebenen und feindlichen Standpunkte und Entwickelungen, endlich durch das ästhetische Interesse welches jeder gebildete Mensch, abgesehen von seinen Tendenzen, an ihr nehmen muß, die Geister zu gewinnen und auf der Bahn jenes Siegs rasch und fest voranzugehen.

Die classische Form zwingt die Gegner auch wider ihren Willen den Handschuh aufzunehmen, sie verbreitet ihren Inhalt am weitesten, denn sie läßt sich nicht übersehen, nicht ignoriren. Sie zieht auch Diejenigen welche sonst dem Gebiete jenes Inhalts ferner stehen in das Interesse mit hinein, und veranlaßt so eine allseitigere, gründlichere Durcharbeitung der Principien. Für eine theologische Streitschrift, für eine historische Abhandlung würden sonst vielleicht nur die Gelehrten der betreffenden Fächer sich interessiren; aber wie die „Streitschriften" und die „Friedlichen Blätter" von Strauß durch ihre Classicität sich das gebildete Publicum in weiten Kreisen gewannen, so kann es auch nicht fehlen, daß dieser Vortrag über Julian weit hinaus über die Gelehrtenwelt anregen und wirken wird. Wer ihn gelesen hat und sich nicht für ihn interessirt, verurtheilt sich selbst als einen uncultivirten Menschen, der ohne Geschmack für schöne Darstellung bedeutender Gedanken ist. Man wird von mehr als einer Seite über ihn zürnen, sich erbittern, ihn hassen — aber ignoriren läßt er sich nicht. Es ist eine wissenschaftliche Abhandlung, und doch zugleich ein politisches Pamphlet von der einschneidendsten Schärfe für unsere unmittelbarste Gegenwart. Wir sagen nicht einmal: man muß verstehen zwischen den Zeilen zu lesen. Denn theils sind die betreffenden Hinweisungen und Anwendungen ganz offen ausgesprochen, und theils ist ohne alle Anspielungen, blos durch die meisterhafte Entwickelung der geschichtlichen Principien welche an Julian und in seiner Zeit zur Erscheinung kommen, ein unbefangen objectives Bild hingestellt, in welchem der echte und tiefe historische Sinn überall den so ganz verwandten Charakterzug moderner Gestalten wiedererkennt. Eine nähere Deutung ist ebenso überflüssig wie sie aus gewissen Rücksichten unthunlich wäre, und es ist einer von den Triumphen dieser Darstellung, daß sie, obwol sie tiefer und schneidender verletzt und vernichtet als hundert revolutionnaire Plumpheiten, dennoch unangreifbar ist. Dieser Vortrag kann nicht confiscirt und verboten werden, denn man würde durch einen solchen Act erklären, daß man selbst sich als schuldig und getroffen erkenne.

Es ist nicht gesagt wo und auf welche Veranlassung dieser Vortrag gehalten ist; indeß hat Strauß das Publicum in dem Eingang hinreichend charakterisirt. Es gereiche ihm zur Beruhigung, sagt er, daß kein Mitglied in diesem Kreise sich befinde welches vor dem Apostaten ein Kreuz schlage und einen innern Schauder entweder wirklich empfinde, oder doch pflichtschuldig äußern zu müssen glaube; er habe also Unbefangene vor sich, welche dem zu begründenden Urtheil über Julian mit keinem Vorurtheil voraneilen oder in den Weg treten würden.

Von hieraus macht sich ganz natürlich der Uebergang zum Gegenstande; das Urtheil über Julian scheine seine eigenthümlichen Schwierigkeiten zu haben. Entgegengesetzte Urtheile können uns freilich nicht in Verwirrung bringen, wenn wir ihre Quelle in entgegengesetzten Gesichtspunkten der Urtheilenden entdeckt haben. Das ist es also eben nicht. Aber wenn wir im Gegentheil Julian von Denen gelobt sehen die ihn auf ihrem Standpunkt eigentlich schelten müßten, von Jenen aber getadelt deren Denkart er doch befreundet scheint, so muß man allerdings genauer zusehen, wenn man nicht selbst in die Irre gerathen will.

Der Knoten ist hiermit geschürzt und die Spannung erweckt, man interessirt sich für die Lösung dieses wunderlichen Problems. Strauß führt nun einige der hauptsächlichsten Urtheile an, und in diesen Urtheilen charakterisirt er auf eine meisterhafte Art zugleich die verschiedenen Standpunkte welche man zufolge der principiellen Entwickelung des Bewußtseins von Julian's Zeiten bis in unsere Tage dem Princip des Apostaten gegenüber eingenommen hat. Man entdeckt diese Zusammenfassung erst, wenn das letzte Wort dieses Referats über die verschiedenen Historiker ausgesprochen ist; sie wird nicht angekündigt, sondern vollzogen.

Zuerst werden wir in die alte Welt geführt, wo sich die Gegensätze noch einfacher und untermischter gegenüberliegen. Es verwundert uns also nicht, wenn Gregor von Nazianz alle Menschen- und Engelzungen zum Jubel über den Sturz des Drachen-Julian's Tod auffodert, und Libanius dagegen in seiner Leichenrede ihn als Beistand und Genossen der Götter anredet; denn natürlich muß der Apostat des neuen Christenthums dem eifrigen Christen ebenso schwarz wie der Wiederhersteller des alten Götterdiensts einem der letzten Heiden glänzend erscheinen.

Anders ist es aber in der neuern Zeit. Gottfried Arnold, der Verfasser der „Kirchen- und Ketzergeschichte", ist sichtbar günstig für Julian gestimmt, er nimmt fast seine Partei gegen die Christen, er zweifelt, ob Julianus die Christen, oder diese Julianum verfolgt haben. Wie kommt gerade dieser Pietist dazu? Strauß erklärt es sehr einfach aus der Sympathie mit allen (wie die Pietisten) von einer Orthodoxie unterdrückten Secten, aus Haß gegen die Orthodoxen seiner Zeit, in denen er die des 4. Jahrhunderts wiedererkannte. Der Gegensatz zwischen freier und duldsamer Gemüthsreligion und

herrschsüchtiger Buchstabenkirche erscheint Arnold als die Hauptsache, daher seine Vorliebe für den toleranten Heiden Julian.

Damit aber hat die Magnetnadel, welche sich bisher einfach und unverrückt dem Pole des Christlichen zugekehrt, und folgerecht dem Julian als heidnischem Pol abgekehrt zeigte, bereits eine Störung erlitten; es ist eine neue Kraft als Factor eingetreten, welche sie ins Schwanken bringt. Oder eine neue Kraft ist es insofern noch nicht, als es nur ein Gegensatz innerhalb des Christlichen selbst ist, der jetzt mit vorschlagender Wirkung heraustritt.

Strauß führt uns weiter in das 18. Jahrhundert und zeigt uns ein auffallendes Gegenstück an Gibbon; der versteckte Gegner des Christenthums begegnet dessen offenbarem Widersacher mit weit mehr Kaltsinn als wir es erwarten sollten. Zwar erkennt Gibbon die ausgezeichnete Begabung Julian's als Menschen, seine Tapferkeit als Kriegers und Tüchtigkeit als Regenten; aber er will ihn nicht als einen philosophischen Monarchen gelten lassen, der sich mit unparteiischer Duldsamkeit bemüht habe das theologische Fieber seiner Zeit zu stillen, sondern Julian's Tugenden scheinen ihm nicht natürlich genug, und sein Verstand durch die Ansteckung mit abergläubischen Zeitvorstellungen geschwächt, die ihn auch in seinem Handeln als Regenten häufig über die Grenze der Klugheit und Gerechtigkeit fortreißen.

Man sieht, hier ist der einst so schroffe Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum schon völlig neutralisirt; beide stehen als unfreie Geistesformen, als Aberglaube und Schwärmerei, auf der einen Seite; der heidnische Schwärmer ist nicht besser und nicht schlechter als der christliche, da Beide von freier vernünftiger Denk- und Handlungsweise gleich weit entfernt sind.

Indem Strauß von dem britischen Historiker zu Schlosser übergeht, macht er darauf aufmerksam, wie bei des Letztern Sympathie für das praktische Christenthum das ungünstige Urtheil über Julian ebenfalls auffallend erscheinen muß, da ihn doch eigentlich die Antipathie gegen das Bischofs- und Synodenchristenthum der Konstantinischen Zeit günstig für Den stimmen mußte der dem Christenthum, ohne es zu unterdrücken, nur jene der praktischen Religiosität so verderbliche weltliche Herrschaft entzog. Aber nein! Schlosser kann die Eitelkeit und das Declamatorische nicht leiden, er spürt die Künstelei der ganzen Richtung heraus, und was Julian nicht schon selbst schlimm gemacht hat, Das verderben im Urtheile Schlosser's vollends seine Umgebungen, die Hofphilosophen und Staatssophisten, die er in seine Nähe berief.

Hier stellt sich demnach die Sache so: Nur einfach und wahr! Nur nichts Gemachtes und Gespreiztes! Selbst die elendesten Predigten christlicher Kirchenväter sind insofern Schlosser lieber als des kaiserlichen Sophisten und seiner Lehrer kalte, gekünstelte Declamationen. Jenen Männern ist's doch einfältiger Ernst, sie vergessen sich in der Sache für welche sie poltern, während dieser immer nur bei sich und den schönen Worten ist, welche er über die Sache zu machen weiß, die so glücklich war sein Talent für sich zu gewinnen. Eben deswegen haben auch Männer der erstern Art die Welt umgekehrt, während die Bemühungen Julian's und der Seinigen spurlos im Sande zerronnen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Tendenzliteratur.

1. Die deutschen Pharisäer. Vom Verfasser des „Deutschen Gespenstes". (Klencke.) Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1847. 8. 5 Thlr.

Es läßt sich nicht verkennen, daß Klencke's neues Buch mit zu den bessern Erscheinungen der neuern Literatur gehört, noch weniger läßt sich aber vergessen, daß „Die deutschen Pharisäer" gegen das „Deutsche Gespenst" gehalten einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben, indem die Charaktere, welche in dem frühern Romane theilweise noch zu sehr die Eierschale der Reflexion und Abstraction an sich trugen, in vorliegendem Werke zu lebendigern, concretern Gestalten herausgebildet sind. Klencke zeichnet in einer sich ergänzenden Stufenleiter von den untersten Schichten der Gesellschaft bis hinauf zu ihren vornehmsten Repräsentanten eine Reihe von Charakteren, die unter dem Vorwande der Frömmigkeit, der Sittlichkeit die gemeinsten Thaten vollbringen, die mit dem äußern Schein, den ihre jedesmalige Stellung ihnen gibt, oder den sie trefflich zu heucheln vermögen, den schnödesten Egoismus, die feigste Gesinnung und Niederträchtigkeit des Geistes bemänteln, und unter Lug und Trug nach ihrem Ziele des äußern materiellen Wohllebens hinarbeiten. Eine peinliche Unruhe und Unbehaglichkeit befällt uns oft bei der Lecture dieses Romans, wenn diejenigen Menschen die der freien Sittlichkeit huldigen, dem Wohle des Staats aus edler Gesinnung ihre Kräfte weihen, fortwährend von der ineinandergreifenden Intrigue ihrer Gegner, der Pharisäer, gedrängt, gestoßen und in die mislichsten Lagen versetzt werden. Diese Unbehaglichkeit wird um so stärker, als man nur zu sehr die Gestalten des gewöhnlichen Lebens wiederfindet, und von einem Zustand verfolgt wird dem man in der Kunst wenigstens entfliehen möchte. Diese Wahrheit des Romans ist zwar einestheils ein Vorzug, aber auch wieder ein Fehler, der schon durch den peinlichen Eindruck den er bei der Lecture erzeugt, sich hinlänglich offenbart, da die Kunst die rauhe Wirklichkeit zu verklären hat, und vor Allem nie ihre Aufgabe: zu erheben, zu erheitern, vergessen darf. Wie arm stünde es um das Leben, wenn man die letzte Zuflucht einem durch die Schicksale müdgehetzten Gemüth, das erhebende Gebiet der Kunst, dadurch noch verleiden wollte, wenn es in derselben auch nur die Pein und Qual des Lebens, denen es entfliehen will, wiederfindet! Das eben ist ein Umstand den wir dem Verf. als Fehler anrechnen, daß die Charaktere in keiner rechten innern Harmonie stehen, daß die Pharisäer das Leben der Edeln beherrschen, störend auf ihre Wirkungskreise einwirken, daß ihr Element zu stark überwiegt und sie nur erst gegen das Ende in den nöthigen Schranken durch ihre Gegner gehalten werden. Die Wahrheit ist zu nackt, zu empirisch; daher entsteht die Unruhe, das Unbehagen, mit denen man über die einzelnen Situationen hinwegeilt, ohne zur Freude an der Darstellung und dem geistigen Genusse an den Charakteren gelangen zu können. Sieht man jedoch von dem reinkünstlerischen Standpunkte ab und faßt mehr den socialen Zweck des Verf. ins Auge, so läßt sich nicht verkennen, mit welcher frappanten Wahrheit die einzelnen Figuren aus allen Kreisen der gegenwärtigen Gesellschaft gezeichnet sind, und daß Jeder das klare Bewußtsein empfängt, wie durch eine von oben begünstigte religiöse Muckerei, eine an der Tagesordnung sich befindende Beamtenheuchelei, wie durch ein System das offen jeglicher freien Entwickelung des Geistes, jedem Fortschritte mit unseligen Hindernissen in den Weg tritt, das gesammte öffentliche sowie Privatleben untergraben, von einem heillosen Giftstoffe inficirt wird, der noch schadhaft nachwirken wird wenn schon längst der freie Strom einer freiern Zeitentwickelung diesen Sumpf des todten Stillstandes, diese stagnirenden Gewässer des faulen, schlechten Geistes hinweggespült hat. Diesen Eindruck wird Jeder aus dem Romane empfangen, und Dies wäre zunächst seine große praktische Bedeutung, um dessentwillen wir die vollste Verbreitung dem Buche wünschen müssen. Die

Anlage des Buches ist umsichtig, der Fortschritt in der Entwickelung klar und ruhig, nach allen Seiten hin finden die Richtungen des modernen Lebens ihre Vertreter, die verschiedenen Stände ihre Repräsentanten, und das Ganze wird von einem hohen sittlichen Ernste getragen und belebt, der ebenso entschieden bei Uebertreibungen auf der liberalen Seite sein scharfes Urtheil fällt, als er die Vergehen und Schandthaten der Reaction an den Pranger stellt. In dem „Deutschen Gespenst" waren es mehr die Fragen noch welche die Zeit bewegen, das Princip welches zur Entscheidung kam, welches in den Subjecten handelte; hier dagegen sind die Individualitäten die Träger und Erzeuger der Handlung, darum ist der Eindruck auch lebendiger, die Bewegung frischer und kräftiger. Aber hier wie dort hat der Verf. verschiedene allgemeine Fragen und Bestrebungen, in denen seine Charaktere gehalten sind, weiter ausgeführt und mit einem praktischen Scharfblicke die Lösung der Gegensätze gezeigt. Vorzüglich hat er diese Fragen in den eingestreuten Gedichten erörtert, die wir jedoch weniger als Poesie denn als in Versen netter und schärfer gefaßte Theorien anerkennen. Wir theilen hier zum Schlusse eine Stelle aus einem größern Gedichte mit, das für den Pharisäer Rabe Veranlassung war den edeln Pfarrer Warner auf Amtsentsetzung anzuklagen (III, 41):

> Wer im kirchlichen Concile
> Uns will gießen eine Form
> Für die christlichen Gefühle
> Nach der diplomat'schen Norm —
> Ach! der hat noch nicht verstanden
> Was des Volkes Herz erfüllt —
> Nein! es will nicht neue Banden!
> Nein, aus freien Himmelslanden
> Will es Freiheit hehr und mild!
> Nicht wie die Parolbefehle
> Im Soldatenregiment
> Passet auf die gläubige Seele
> Das Gebot auf Pergament;
> Jedes Herz hat seinen Glauben,
> Seinen Gott und seinen Lohn —
> Was dem Einen keck wir rauben,
> Ist des Andern schönster Glauben,
> Unser Fortschritt scheint ihm Hohn.

2. Menschen und Priester. Eine Geschichte von George Hesekiel. Zwei Bände. Leipzig, Naumburg. 1847. 8. 2 Thlr.

Referent, der bereits mehrfach die Schriften Hesekiel's in d. Bl. besprochen hat, gesteht, daß er auch in dem vorliegenden Werke durchaus keine Besserung und keinen Fortschritt zu gewahren im Stande ist; dieselbe Oberflächlichkeit in der Anlage und Ausführung, dieselbe Uebertreibung in Situationen sowie Charakteren, dieselbe Sucht durch abenteuerliche Ereignisse zu spannen, das Interesse aufrecht zu erhalten durch äußerliches Hereinziehen von Fragen des Tages wie in den frühern Werken, ohne auch nur einen Anflug von Poesie und Kunst durchschimmern zu lassen. Die Werke Hesekiel's, dessen Production sich fortwährend überstürzt, werden daher auch nie über die Sandfläche der gewöhnlichen Tagesliteratur hinausragen, und vielleicht nur in Leihbibliotheken ein kümmerliches Dasein sich fristen können. Das vorliegende Werk, dessen erste Abtheilung in Mexico, dessen zweite in Ostindien, und dessen dritte in England spielt, behandelt das Treiben der Jesuiten und Pietisten gegenüber den freien menschlichen Bestrebungen; jedoch hat die eigentliche Geschichte des Romans, oder wenn man will, das Abenteuer, diese Grundidee oftmals ganz in den Hintergrund gedrängt; das Interesse an den Personen wird nicht durch die Idee die sie vertreten angeregt, sondern nur matt wach gehalten durch die äußerlichen Intriguen und Handlungen in denen sie sich bewegen. Durch das Auseinanderlegen der Scenen in die drei Welttheile entsteht gleich vornherein eine eigenthümliche Spannung, und der Verf. sieht sich zu den äußerlichsten, oberflächlichsten Mitteln hingedrängt, um seine handelnden Personen von einem Schauplatze auf den andern zu versetzen, oder er muß sie ganz fallen lassen, wenn er sie nicht in Mexico mir Nichts dir Nichts in ein Schiff packen und nach Bombay fahren lassen will. Der Roman ist ohne eigentlichen Schluß; man steht zwar am Ende, fragt aber mit Recht, ob solche Charaktere es werth waren, daß man sie einen so weiten Weg begleitet hat, und ob vor allen Dingen irgend eine bestimmte erhebende Anschauung und Idee uns nach der Lecture übrig geblieben ist. Die Antwort wird verneinend lauten. Die Ausführung ist ungemein flüchtig und die Schilderung der Geschlechtsverhältnisse widerlich gemein und roh, sodaß es scheint, da bereits in den frühern Werken Hesekiel's derselbe Umstand gerügt wurde, als seien solche Darstellungen mit Bewußtsein und voller Absicht hingestellt, um dem verdorbenen Geschmacke ungebildeter Leihbibliothekenleser einen sinnlichen Kitzel, eine triviale Freude zu bereiten. Geschichten wie I, 18 und 105 u. s. w. gehören nicht in die Literatur, Geschichten die, wenn sie auch äußerlich verschleiert, mit schönen Redensarten zugedeckt sind, doch immerhin nur für eine entnervte und entsittlichte Nation genügen können, von denen aber der deutsche Geist sich mit Entschiedenheit abwenden wird. Der Stil des vorliegenden Buchs entspricht ganz seinem Inhalte: er ist auf eine merkwürdige Weise aufgeputzt mit spanischen und englischen Redensarten, alle Pflanzen und Thiere des amerikanischen und ostindischen Landes sind bunt zusammengestellt, sodaß die Schilderung oft eine wahre Musterkarte der Zone ist. Beispielshalber wollen wir eine Stelle mittheilen, um nicht länger bei einem Buche zu verweilen das so wenig erquickliche Momente darbietet (II, 90): „... Da ertönt das heuchlerische Gewinsel des Schakals, da kämpft der Leopard mit der wilden Katze, seiner schlimmen Base, um ein blutig gerissenes, unter den Fängen der Raubthiere noch zuckendes Schaf; da treiben Affen aller Art ihre wunderlichen Spiele, bis sie das heisere Gebrüll eines Tigers, hundertfach vom Echo wiederholt, in sicheres Dickicht zurückschreckt; dort wiegt sich die Riesenschlange satt und faul auf einer Cedernfichte, und hier wälzt sich das Rhinoceros wollüstig in einem stinkenden Bache; Büffel suchen eine frische Quelle und das scheue Reh fliegt über eine Lichtung abgestorbener Stämme; dann wieder hört man ein dumpfes Rauschen u. s. w." Gegen solche Schilderungen und die Beschreibung des Kampfs mit den Tigern in der Goldschlucht (II, 101) sowie die Tigerjagd (II, 74) und die wundersame Rettung sind alle Kraftscenen des „Rinaldo Rinaldini" nur Kindereien. 93.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 342. —— 8. December 1847.

Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß.

(Beschluß aus Nr. 341.)

Den Schluß dieses Referats machen zwei Theologen unserer Zeit, und allerdings wundern wir uns nach so manchen scheinbar in sich widerstreitenden Urtheilen nicht mehr, wenn wir Ullmann und Neander günstig für Julian gestimmt finden. Sie suchen so viel als möglich seine Maßregeln gegen die Christen zu entschuldigen und von seinem Standpunkte aus begreiflich zu machen; ja, namentlich Neander gesteht ihm wahre Religiosität zu. Und doch ist Neander über den Grundfehler Julian's gar nicht verblendet, er exponirt es vortrefflich: wie jede neue Wahrheit versprengte Boten vor sich herschickt, so versuchen Einzelne auch die schon unmöglich gewordenen Zustände zu conserviren durch irgend eine Würze, ein Salz das sie dem Verfaulten beimischen — bei Julian die neuplatonische Philosophie. Hier hat Strauß nun den vernichtendsten Uebergang gefunden, indem er zu der vortrefflichen Exposition des „romantischen Theologen" unmittelbar die Lösung jener Widersprüche fügt und die eigenen Waffen gegen ihn kehrt. Jawol, fährt der Verf. ganz ruhig fort:

> Wir kennen diese Verquickung des Alten und Neuen, zum Behuf der Wiederherstellung oder bessern Conservirung des erstern, vorzugsweise auf dem religiösen, doch auch auf andern Gebieten, aus unserer nächsten Nähe gar wohl, und sind gewohnt sie **Romantik** zu nennen. So hat man romantische Dichter jüngst Diejenigen genannt welche die verblichene Märchenwelt des mittelalterlichen Glaubens als tiefste poetische Weisheit zu erneuern strebten; philosophische Romantiker sind uns Jene welche der kritisch entleerten Philosophie den Inhalt, den sie denkend nicht zu produciren wissen, durch phantastisches Einmengen religiösen Stoffs zu verschaffen suchen; der romantische Theolog — und Dies sind sie heutzutage, wenn nicht in hervorbringender, doch in aneignender Weise, alle — müht sich durch ästhetische und philosophische Zuthaten den abgestandenen theologischen Kohl wieder genießbar und verdaulich zu machen; romantische Politiker sehen in der Wiedererweckung des mittelalterlichen Feudal- und Ständewesens das einzige Heilmittel für den modernen Staat; ein romantischer Fürst endlich wäre Derjenige der, wie unser Julian, in den Vorstellungen und Bestrebungen der Romantik aufgenährt, dieselben durch Regierungsmaßregeln in die Wirklichkeit zu übersetzen den Versuch machte.

Nun ist die Lösung gefunden; denn da Julian alle wesentlichen Merkmale der Romantik hat, trägt Strauß mit Recht kein Bedenken Dies gewöhnlich nur innerhalb der christlichen Welt gebrauchte Wort auch auf ihn anzuwenden und ihn als den heidnischen Romantiker zu betrachten. Nachdem er in jener echt classischen Weise die Zuhörer gleichsam selbst das Räthselwort hat finden lassen, erklärt er das Einzelne und wendet sich zur Exposition der Julian'schen Romantik. Wir begreifen nun den Widerwillen des unromantischen Schlosser und das Wohlwollen der romantischen Theologen, welche Fleisch von ihrem Fleische wittern; Julian ist zwar kein Christ, aber ein Romantiker.

Strauß gruppirt nun die Aehnlichkeiten in dem Charakter in antithetischer Weise mit untermischten Daten und beweisenden Facten aus Julian's Leben. Diese Antithesen bilden sich wie von selbst. Dem Julian erscheinen die Christen welche seine Götter nicht anerkennen gerade ebenso als Atheisten und Gottlose (ein stehender Vorwurf in seinen Schriften) wie den jetzigen Romantikern Diejenigen welche dem Glauben an den christlichen Gott entsagt haben. Daß aus dieser neuen Gottlosigkeit etwas für Leben und Sitte Ersprießliches hervorgehen könne, ist ihm ebenso undenkbar, als es den Anhängern des Alten unter uns geläufig ist von dem staats- und sittenverderblichen Einfluß der neuern Philosophie zu sprechen; endlich weiß er mit großem Selbstgefühl dem sich von gestern datirenden Christenthum den jahrtausendlangen Bestand der ehrwürdigen Religion der Väter entgegenzusetzen.

An einzelnen frappanten Beispielen wird sodann gezeigt, wie in dem Romantiker, welcher stets mehr als er es weiß von der neuen Zeit in sich hat, immer zugleich der Rationalist steckt; Julian's Heidenthum ist nicht mehr das Homer's; die ihm anstößigen Mythen erklärt er rationalistisch, die ganze Götterlehre sucht er durch Philosophie zu stützen und als Vernunft zu erweisen. Am schlagendsten werden die Beziehungen und Vergleiche da, wo zu der Regierung Julian's und seinen Maßregeln übergegangen wird. Wir verkennen dabei nicht, daß, obwol lauter Facta den Grund bilden, doch die Gruppirung und vielleicht auch der ganz moderne Ton des Verf. erst das volle Licht darüber ausgeblitzt haben.

Julian betrachtet von Anfang an die kirchliche Restauration als seine Grundaufgabe, er sucht den Priester-

stand zu heben, er warnt die Priester vor ungeeigneter Lecture, vor dem Studium der atheistischen Philosophensysteme. Für das Judenthum hat er, obwol das Ausschließende desselben ihm zuwider ist, doch wegen des Alters und der ehrwürdigen Strenge des Cultus namentlich gegenüber der modernen Sittenlosigkeit, eine große Neigung, er hebt die frühern Bedrückungen auf und tolerirt es.

Auf sein Geheiß sollte der alte weit und breit berühmte Tempel zu Jerusalem sich aus seinen Trümmern wieder erheben: der Kaiser selbst wies bedeutende Summen dazu an, und aus allen Theilen des Reichs flossen die Beiträge der Gläubigen zusammen; ein eigener Baucommissair in der Person des gelehrten Ministers Alypius war aufgestellt und förderte das Werk: da hemmte, wie es heißt, ein schreckliches Wunder dessen Fortsetzung; ein überflüssiges Wunder, da der Umschwung der Dinge nach dem Tode Julian's dem romantischen Dombau von selbst ein Ende gemacht haben würde.

Die Menschen mit offenbarer Gewalt und Verfolgung zum Beitritt zu der restaurirten heidnischen Kirche zu zwingen, wie es unter frühern Kaisern wol geschehen war, verschmähte Julian wie bekannt; aber Strauß hat die Quellen seiner Geschichte so gründlich studirt, daß er doch mehre Beispiele davon anführt, daß Julian einen (nach eines Kirchenvaters Worten) gelinden Zwang wol anwandte; auch wird uns eine offenherzige Cabinetsordre an einen Präfecten mitgetheilt:

Es ist nicht mein Wille, daß die Galiläer getödtet oder widerrechtlich mishandelt werden sollen; aber Das finde ich in der Ordnung und will es hiermit anbefohlen haben, daß denjenigen Personen und Städten welche dem Glauben der Väter treu geblieben sind ein Vorzug eingeräumt werde.

Demgemäß besetzt er die ersten Hof-, Staats- und Kriegsämter vorzugsweise mit Altgläubigen; außerdem verbietet er den Christen, daß keiner Rhetorik, Grammatik und alte Literatur öffentlich lehren dürfe, — ein Verbot das von den heidnischen Zeitgenossen getadelt, von modernen christlichen Schriftstellern gewissermaßen in Schutz genommen wird, weil Julian von seinem Standpunkte aus mit Recht die Urkunden seiner Religion nicht von einem Bekenner der das Heidenthum zerstörenden Religion erklären lassen wollte.

Vor Allem hat der romantische Fürst eine mystisch hohe Vorstellung von der Würde und dem Beruf des Herrschers, er glaubt dem letztern nur mit göttlichem Beistand genügen zu können.

In der Wirklichkeit freilich zeigt sich als der Inspirationsherd unter dessen Einflüssen der romantische Fürst handelt vielmehr eine menschliche Schule; er ist der Adept einer Schulweisheit welche, vom Strome der forttreibenden geschichtlichen Entwickelung abgekehrt, ja ihm widerstrebend, ihr Wesen treibt, bis es ihr gelingt durch ihren hochgeborenen Schüler einen vorübergehenden Einfluß auf die Wirklichkeit zu gewinnen. Zur Regierung gelangt ist es einer der ersten Acte des romantischen Prinzen, seine Lehrer und Vorbilder an seinen Hof zu berufen. Mit diesem Schulmäßigen in der Bildung Julian's hängt auch Das zusammen, daß er sich gern reden hörte, und jede Gelegenheit benutzte wo eine Rede anzubringen war; sein eitles Haschen nach dem Beifall des Publicums hat schon Ammian gerügt. Damit steht nicht in Widerspruch, daß der romantische Kaiser, wenn ihm, wie in Antiochien, die Gewinnung des Publicums entschieden misglückt war, diesem sofort verstimmt den Rücken kehrte, der Stadt seine allerhöchste Ungnade zu erkennen gab; auch die bekannte Wendung fehlte ihm nicht, wenn er bei der Bevölkerung auf unerwarteten Widerstand stieß, daß nur eine schlechte Minorität sich den Namen der Gesammtheit anmaße. Ueberhaupt zeigte sich der gekrönte Romantiker zwar eigensinnig, aber doch nicht fest.

Wir können dem geistreichen Vortrage nicht weiter in die Einzelheiten folgen, aber der Leser wird überrascht sein in den kleinsten Zügen, ja sogar in ganz zufälligen und äußerlichen Eigenthümlichkeiten die merkwürdigsten Anlässe zu Vergleichungen zu finden die für Geschichte, Politik, Psychologie — und für unsere Gegenwart gleicherweise interessant und bedeutend sind. Und nachdem nun das romantische System des heidnischen Kaisers bis in die feinsten Spitzen durchgeführt und fortwährend zugleich mit allen seinen spätern Pendants vernichtet ist, hebt Strauß zum Schlusse noch eine ganz neue Seite hervor: es ist als wenn er nach vollständig erfochtenem Siege nun erst das Triumphlied anstimmte. Denn Julian, trotz seiner Romantik, trotz seines vergeblichen Strebens und seiner Fehler, Julian steht doch noch weit über der modernen Romantik; denn was er erneuern wollte, war das schöne Griechenthum, das gewaltige Römerthum. Antike Geistesfreiheit setzte er dem gefoderten blinden Glauben gegenüber, sein Leben war kriegerisch tüchtig, Einfachheit und Mäßigkeit herrschten im grellen Abstich zu dem Prunk und der übermäßigen Verschwendung früherer und späterer Zeiten am Hof; er hatte endlich Sympathien für die alten republikanischen Formen und verbat sich den Titel Herr und die Schmeicheleien; so ist auch sein Tod würdig und gefaßt.

Und nun, da das ganze Bild vor uns ausgebreitet ist im Lichte der Vergangenheit und Gegenwart, da alle principiellen Muskeln und Nerven in seinen Tendenzen und in den Urtheilen über ihn uns aufgezeigt sind, resumirt Strauß und kehrt zu dem Punkt von wo er ausgegangen ist: zu der Ungewißheit und Verschiedenheit der Urtheile, zurück, um das Ganze classisch abzurunden. Wir erkennen jetzt, warum wir wechselsweise von Julian angezogen und abgestoßen sind.

Uns Söhnen der Gegenwart, die wir vorwärts streben und den neuen Tag, dessen Morgengrauen wir spüren, heraufführen helfen möchten, ist Julian als Romantiker, dessen Ideale rückwärts liegen, der das Rad der Geschichte zurückzudrehen unternimmt, zuwider, und in dieser Hinsicht, formell gleichsam, finden wir uns zu seinen christlichen Gegnern hingezogen, welche damals das neue Princip des Fortschritts und der Zukunft vertraten. Aber materiell ist Dasjenige was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten versuchte mit Demjenigen verwandt was uns die Zukunft bringen soll; die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind. In dieser Hinsicht, auf den Inhalt seiner Ideale und Bestrebungen, fühlen wir uns, trotz aller Verzerrung in der sie bei ihm erscheinen, zu Julian hingezogen, von seinen Gegnern aber abgestoßen, aus welchen das Princip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens zu uns

spricht, das in seinen letzten Nachwirkungen zu überwinden unsere Aufgabe und unser Pathos ist.

Wir können uns am Schluß den Wunsch nicht versagen, daß wir öfter in den Stand gesetzt würden kurze und classische Producte zu besprechen, statt der voluminösen und innerlich unförmigen, welche leider noch von der Flut des literarischen Marktes fortwährend gebracht werden. 124.

Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Von Michael Sachs. Berlin, Veit u. Comp. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die ersten Jahrhunderte nach der Vertreibung der Juden wurden von den Rabbinern ausschließlich dem Sammeln der von den Vätern überlieferten Gesänge und Gebete gewidmet. Dann aber fühlte man allmälig das Bedürfniß (um mit den Worten des Hrn. Dr. Sachs zu reden, der den größten Theil seines Buchs mit gelehrten Abhandlungen über die geschichtliche Entwickelung der religiösen Poesie der Juden füllte) die grandiosen Umrisse in denen das Wort der Propheten sich genügte sorgsamer zu detailliren, und die lapidaren, überwältigenden Züge in denen sie ihr Schauen hingestellt in eine lesbarere Currentschrift umzusetzen, die gewichtigen Barren die sie aus heiligen Tiefen heraufgeholt zu verarbeiten, zu Gefäßen für den Gebrauch zu formen und zu verwenden. Es bildeten sich zunächst stehende Gebete für den Tempeldienst, und allmälig umwand die religiöse Dichtung mit ihren Ranken und ihrem Laubwerke die einfachen Bestandtheile dieses Gebets. Damals war noch immer Asien der Schauplatz des jüdischen Geisteslebens. Ein an sich unscheinbares, für die Geschichte des Judenthums und den Gang seiner Entwickelung aber überaus folgenreiches Ereigniß löste die Verbindung der europäischen Juden mit Asien und seinen Schulen, und namentlich war es die Pyrenäische Halbinsel, wo von dieser Zeit an ein freies, selbständiges wissenschaftliches Streben unter den Juden begann. Philosophie und Dichtung, Astronomie und Mathematik, Sprachkunde und Exegese, Naturwissenschaft und Medicin wurden eifrigst studirt, besonders aber fühlte man sich zu den Griechen und speciell zu Aristoteles hingezogen. Gleichzeitig aber entstand erst jetzt die eigentliche religiöse Poesie: „sie ward das Organ für das Seelenhafte, Innige, Unmittelbare, für Das wovon sich der Kopf keine Rechenschaft zu geben vermochte, was vielleicht vor dem Richterstuhle des logischen Verstandes Geltung und Bedeutung verloren hatte, aber dennoch mit lebendigster Kraft das Gemüth durchdrang, und unvertilgbar in allen Revolutionen sich behauptete." Fast alle Denker jener Richtung waren auch Dichter, und keiner von den bedeutendsten Dichtern jener Schule war der philosophischen Bildung untheilhaft geblieben.

Derjenige Dichter dessen Poesien Sachs am zahlreichsten übersetzt hat ist R. Salomo ben Jehudah Gabirol. Wie überhaupt im jüdischen Volke eine unverwüstliche Lust liegt gen Himmel zu rufen und Gott zu loben und zu preisen, sodaß, wie es nach einer Notiz in den Sachs'schen Abhandlungen den Anschein gewinnt, die übliche Gebetordnung gleichsam als Maß für die überschwenglichen Loblieder der Gottheit auftritt, und sodaß schon der Talmud die Häufung der Bezeichnungen für die Gottheit ausdrücklich misbilligt, so sprudelt besonders aus Gabirol's Brust eine unerschöpfliche Quelle des Lobes und Dankes hervor. Er wird nicht müde sich wie ein Kind zu verwundern über Himmel und Erde, über den Mond und die Sterne, die er sämmtlich bei Namen ruft, über sich selbst, über seine Augen und Ohren und über seinen Mund. „Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel" — diese Worte könnte man als Motto über seine Poesien schreiben. Gegenüber einem so tiefreligiösen Gemüthe, oder wie wir soeben uns ausdrückten, diesem unverwüstlichen Triebe zu loben und zu danken gegenüber können selbst in einem vom reichsten Wissen befruchteten Geiste keine Zweifel irgendwelcher Art aufkeimen, und es findet sich davon in Gabirol ebenso wenig als in den nachfolgenden Dichtern irgend eine Spur; und sollte ja einmal ein solcher in ihm aufsteigen, so weiß er selbst ihn mit heiliger Einfalt zu widerlegen. Wundert er sich darüber, daß es im Leben oft dem Guten böse und dem Bösen gut ergeht, so wendet er sich zu Gott und spricht zutraulich:

> Dein der Lohn, den du den Frommen beschieden und aufgespart,
> Du sahst, daß er gut war: drum hast du ihn aufbewahrt.

Es zeigt sich übrigens in den Gedichten Gabirol's nicht allein, sondern auch in denen seiner Nachfolger, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, eine vollendete Einheit von Glauben und Wissen, welche uns hier, wo sie ganz naturwüchsig auftritt und keineswegs als das Resultat vorangegangener Kämpfe erscheint, wahrhaft in Erstaunen setzen muß, und die wol für das Judenthum charakteristisch sein mag, dessen Gelehrte (wir haben auch hier Hrn. Dr. Sachs im Auge, dessen Vorrede zu dem uns vorliegenden Buche einige Aehnlichkeit haben mag mit Schelling's Vorrede zu Steffens, insofern wir darin Herzensergießungen über einige entferntere Gegenstände finden) noch jetzt nach Jahrtausenden den Versuch ihre Religion mit dem Zeitbewußtsein in Einklang zu setzen mit Geringschätzung als etwas Ueberflüssiges zurückweisen. Neben der naivsten Glaubensäußerung liegt oft friedlich in diesen Poesien ein kecker Gedanke, der jeden Augenblick mit ihr in Kampf treten könnte. Der Einfluß der katholischen Religion ist an manchen Stellen dieser von den spanischen Rabbinern gesungenen Lieder unverkennbar, aber gleichzeitig überrascht uns mitten unter den terminis technicis der alleinseligmachenden Kirche wol eine abstracte philosophische Wendung, welche an Aristoteles erinnert. Ein gewaltiger Contrast, wie denn an den bezeichneten Stellen auch der Contrast zwischen Judenthum und Katholicismus schon an und für sich schlagend und überraschend hervortritt. So findet sich z. B. S. 58 und 59 eine Klage von R. Isaak ibn Giat über den „Holden", der den Sänger verlassen hat, worin sich unter Anderm die schönen Worte finden:

> Er spaltete vor mir die Flut zu Stücken,
> Enthüllt' im Glanze sich vor meinen Blicken,
> Und sprach sein Wort mich zu beglücken.
> Es zog mein Freund in mein Gemach bei meiner Glöcklein Hallen,
> Bei meines Weihrauchs Wallen.

Wenn schon hierin Anklänge an den Katholicismus unverkennbar sind, so erinnern einige andere Verse dieses reizenden Gedichts in Ton und Haltung fast an die Spielereien der Klöster, wo die Nonnen das Bild des Jesuskindleins auf den Knien wiegten. Bedenkt man nun aber, daß der jüdische Rabbiner für das Jesuskindlein Niemand anders substituirte als den in der Regel von uns als zornig gedachten Gott des Alten Bundes selbst, dessen Dauer „die Geschöpfe der Höhe und Tiefe bezeugen müssen, wenn sie sinken ins Leere", und dessen ist „die Kraft, haltend die Welt überm Nichts", vor dem „kein Herz würdig schauen kann", so wird man sich über diese Kühnheit in der That eines gewaltigen Eindrucks nicht erwehren.

Das eben bezeichnete Gedicht gehört schon gewissermaßen zu den Buß- und Versöhnungsliedern, welche uns überhaupt unter den von Sachs übersetzten Poesien von besonderm poetischen Werthe zu sein scheinen. Stimmte ein Luther, wenn er zu Gott um Gnade rief, im Gefühle seines in der Weltgeschichte Epoche machenden Sündenbewußtseins wol kräftigere Lieder an, so wüßten wir hingegen kaum ein Volk das unter seinen religiösen Poesien so liebliche und rein lyrische Ergüsse aufzuweisen hätte wie das Gedicht von dem bereits erwähnten Isaak ibn Giat „Zum Schlußgebete des Versöhnungstages", welches beginnt:

> Die Taube (Israel) sucht, da schon sich neigt der Tag,
> Den Schatten Gottes sehnsuchtsvoll am Abend,

ein Gedicht von Gabirol:

Mein Gott, ich weiß, daß Denen die zu dir flehen
Als Fürsprach fromme Thaten vorausgehen,

und ein anderes von R. Bechai ben Josef, welches die Juden auffodert sich „aus der Verwüstung" loszumachen:

Wie Vögel eilet,
Wie Hirsche unverweilet!

Nahe verwandt mit diesen Bußgesängen und oftmals in dieselben übergreifend (z. B. in den Worten:

Vergiß die Kränken, deine Ahnen,
Und mach' dich auf und weine Tag und Nacht)

sind diejenigen Lieder welche sich direct auf das Geschick der Juden in der Verbannung beziehen. Wer auf dem Bendemann'schen Bilde die Juden gesehen hat, wie sie ihre Köpfe, worunter selbst der Kopf eines Jeremias, im Schoose verbergen, nur Der wird sich von der Tiefe des Schmerzes der sich in diesen Liedern ausspricht eine Vorstellung machen können. Dem Leben der meisten von Sachs uns vorgeführten Dichter fehlte es nicht an Begebenheiten durch welche sie stets von neuem an die Lage ihres Volks erinnert wurden. Den Glücklichsten und Heitersten unter ihnen zog eine unwiderstehliche Sehnsucht auf gefahrvollen Wegen nach Jerusalem. Einen Andern, den hervorragendsten unter den ältesten spanischen Synagogendichtern, läßt die Sage von einem maurischen Edelmann, der ihm seine süßen Lieder neidete, erschlagen werden. Fast Allen aber fehlte es nicht an Verfolgungen, und R. Mose ben Esra schreit zu Gott:

O du dem offenbar der Menschen Handeln,
O rufe Heil den traur'gen Zionsstraßen!

Und Jehudah:

Deinen Jünger, deinen Freund,
Israel, der dir's so treu gemeint,
Der im Traume
Hoch im Himmelsraume
Eine Leiter that erschauen —
Da fasset ihn ein heilig Grauen,
Und er sprach das Wort:
Wie furchtbar ist der Ort!
Wie so fromm sein Herz,
Als er dich rief im Schmerz —
Gedenke seiner Nachgeblieb'nen,
Der aus der Heimat Ausgetrieb'nen,
Die so lange deine Strafgerichte tragen.

H. Pröhle.

Bibliographie.

Held, H. v., Geschichte der drei Belagerungen Colbergs im siebenjährigen Kriege. Herausgegeben und Preußens-Kriegern und Bürgern gewidmet von seinem Sohne. Mit 2 Karten. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Heyne, C. T., Geschichte Napoleon's von der Wiege bis zum Grabe in Wort und Bild. Bearbeitet nach den anerkannt besten Quellen der deutschen und französischen Literatur. 4te Stereotyp-Auflage. 1ste Lieferung. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 16. 4 Ngr.

Küttlinger, F., Revision der Untersuchungen über die wirthschaftlichen Grundlagen des Rechts. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 6 Ngr.

Lenz, G., Studien und Kritiken im Gebiet des preußischen, römischen und deutschen Rechts. Beiträge zur Gesetzrevision. Greifswald, Herwig u. Droysen. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Max, Charakterbilder der französischen Revolution. Cloots. Hebert-Babeuf. Leipzig, Weller. 1848. 8. 6 Ngr.

Meißner, A., Ziska. Gesänge. 2te Auflage. Leipzig Herbig. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nordmann, J., Aurelie. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Quitzmann, E. A., Deutsche Briefe über den Orient. Stuttgart, Müller. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Rahden, W. Baron v., Wanderungen eines alten Soldaten. 2ter Theil. Mit 1 Karte. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schoppe, Amalie, Die Edelfrau von Kellingdorfen. Historischer Roman. Drei Theile. Jena, Luden. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Smidt, H., Schleswig-Holstein. Romantische Skizzen und Sagen. 2ter und 3ter Band. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 15 Ngr.

Thöl, H., Entwurf einer Wechsel-Ordnung für Mecklenburg, nebst Motiven. Im Auftrage der Großherzogl. Schwerinschen Landesregierung verfaßt. Rostock, Stiller. Gr. 8. 25 Ngr.

Allgemeiner Volks-Kalender auf das Schalt-Jahr 1848. Mit 6 Stahlstichen. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. 8. 10 Ngr.

Wiggers, J., Die kirchliche Bewegung in Deutschland. In einer Reihe von öffentlich gehaltenen Vorträgen dargestellt. Rostock, Leopold. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Kossak, E., Ein Deputirter. Fliegendes Blatt für das Landtags-Album. Mit Illustrationen von W. Scholz. Potsdam, Janke. Gr. 8. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Philadelphia. Predigt gehalten am 13. September 1847 als am Jahresfeste des christlichen Männer-Kranken-Vereins in Berlin. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lehmann, geb. Emilie Wuttge, Glaubensbekenntniß der emancipirten Frau Rittmeister. Königsberg. 8. 6 Ngr.

Der Polenprozeß. Prozeß der von dem Staatsanwalte bei dem Königl. Kammergerichte als Betheiligte bei dem Unternehmen zur Wiederherstellung eines polnischen Staates in den Grenzen vor 1772 wegen Hochverraths angeklagten 254 Polen, verhandelt im Gebäude des Staatsgefängnisses bei Berlin. Herausgegeben von G. Julius. 1ste Lieferung. Berlin, Hayn. Imp.-4. 10 Ngr.

Rauch, A., Schicksale und Zustände der Bayerischen Presse. Ein Wort an Bayerns Landtag. Bamberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Thilo, B., Predigt über 1. Korinth. Kap. 2, V. 1—5. Gehalten zu Tangermünde am 7. Juni 1846. Tangermünde, Döger. 8. 2½ Ngr.

— — Von dem verderblichen Laster der Habsucht. Predigt über 1. Buch der Könige, Kap. 21, V. 1—16. Gehalten zu Tangermünde am 20. Juni 1847. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

Geordnete Uebersicht der Verhandlungen des 1. Preußischen Vereinigten Landtages, gehalten in Berlin 1847. Im vollständigen Auszug gefaßte Zusammenstellung der Verhandlungen über Propositionen und Petitionen, der während des Landtages ergangenen Königl. Bescheide und des Landtags-Abschiedes, zugleich mit einem Register der behandelten Gegenstände, einem Verzeichniß der Mitglieder des Landtages und deren Stimmabgaben ꝛc. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Ventura, J., Trauerrede auf Daniel O'Connel gehalten zu Rom. Mit der Vorrede und den Anmerkungen des Verf. deutsch von J. Müleisen. Tübingen, Buchh. Zu-Guttenberg. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Wesselhöft, E., Schulrede und Examen am Todestage Luther's, d. 18. Febr., Predigt zum 300jährigen Ehrengedächtniß desselben an seinem Begräbnißtage, Dom. Estomihi, den 22. Febr. 1846, Predigt am Gedenkfest des westphälischen Friedens, Dom. XII. p. Trin. 1847, gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 343. —— 9. December 1847.

Aus den Papieren einer Verborgenen. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Man soll nicht vergleichen wo man genießen sollte. Ein schönes Wort, gegen das zu handeln man jedoch oft durch Die selbst die uns den Genuß bereiten wollen gereizt wird. S. 202 sagt die Verborgene:

Tiefe Blicke hat Goethe gethan, wenigstens in die Wahrheit der Sünde. Aber als gehörte er einer andern Geistesregion an, stellt er sich über das Reich des Lichts und der Finsterniß, und es ist als hätte er es nicht nöthig sich für eins von Beidem zu entscheiden. Er erzählt wo die Perle im Acker liegt, geht dann kalt weiter, und fährt fort mit den Träbern der Welt zu handeln.

Mit diesen handelt die Verborgene nicht; sie gibt uns in dem vorliegenden Buche zuvörderst eine lange Reihe von Gedichten, deren Gegenstände aus den höhern Gebieten, in denen des Menschen Geist und Empfindung sich bewegen, genommen sind. Es sind aber Gedichte; und somit ist wol eine Vergleichung mit Gedichten erlaubt. Halte man dagegen andere Sammlungen von Gedichten, Sammlungen gleichen Umfangs — wir möchten Goethe's „Divan" vorschlagen, in welchem jene Dichterin gewiß viele Träbern finden wird —, welche Mannichfaltigkeit! welches bunte Leben! da wir doch, bei aller Achtung vor jenen, uns des unbehaglichen Gefühls welches die Eintönigkeit erzeugt nicht erwehren können. Wir wollen hiermit keineswegs diese Gedichte tadeln; es sind sehr zarte, anmuthige, herzliche, wahrhaft fromme darunter; und wenn wir manchmal an Sprache und Form Anstoß nehmen, so wird die Kritik eben durch die Innigkeit derselben entwaffnet, wozu denn die Erwägung kommt, daß sie von einer Frau verfaßt sind; auch gehören wir nicht zu Denen die (nach dem Vorwort S. IX) das Wort 1. Tim. 2, 12 der Bekanntmachung solcher Poesien entgegenrufen möchten. Wir sprachen nur von der Monotonie der Gedichte, die ihren Grund in der religiösen Richtung der Verf. hat. Sie ist dieselbe die wir in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" („Wilhelm Meister's Lehrjahre") finden; und damit sei unsere Achtung vor derselben ausgesprochen. Aber diese häufige Hinweisung auf die Sünde, das Gesetz, den Glauben, das Kreuz hat in einer so umfassenden Sammlung etwas Ermüdendes; wirklich, wir hätten Etwas von jenen Träbern darin gewünscht, freilich in dem Sinne worin Goethe über diese, wie sie sich in seinem „Divan" finden, spricht:

> Was ich Ird'sches denk' und sinne,
> Das gereicht zu höherem Gewinne —

Worte, ohne deren Beherzigung wir überhaupt auf den höhern Begriff von der Kunst Verzicht leisten müssen.

Daß manches anmuthige, aus tiefer Empfindung hervorgegangene Lied unter der großen Zahl sich findet ist bemerkt worden. Wir nennen hier unter mehren den „Abend am Zürichsee", wo die Natur zu einem reizenden Bilde der Liebe wird:

> Hoch auf der Alpen breitem Gürtel thronen
> Die kühnen Gletscher aus der Urwelt Schoos;
> Sie tragen ihre silberhellen Kronen
> In königlicher Höhe kalt und groß.
>
> Doch schmiegt sich rosig Licht, wie zarte Liebe,
> An die krystall'nen Riesenschädel an.
> Wo wär' die Schöpfung der es ferne bliebe?
> Es überströmt wo's nicht erweichen kann.

Ferner das kleine „Strom und Blüte" überschriebene Gedicht:

> Was das Herrlichste sei,
> Blüten im duftigen Mai,
> Oder der bläuliche Strom?
> Schöner, ach schöner die Flut;
> Denn mit mahnendem Blick
> Strahlt sie den Himmel zurück.

Wir weisen auf die „Reifende Aehre" hin; und noch gar manche Lieder könnten wir aufführen die unser günstiges Urtheil bestätigen würden. Sie würden zugleich darthun, daß die Dichterin im Dichten um so glücklicher ist, je enger sie ihre Gedanken an die Natur knüpft.

Wir haben oben eine Vergleichung angestellt, wozu ein Wort der Verborgenen uns reizte; und Dies möge uns entschuldigen. Wenn aber diese Vergleichung, die nur in Bezug auf die ganze Sammlung angestellt wurde, zum Nachtheil der letztern ausfiel, so freut es uns eine andere, ihr günstigere machen zu können. Goethe's schöner Seele ist schon gedacht; an sie werden wir oft durch die Verborgene erinnert, sie ist ihr verwandt. Dieselbe christliche Ansicht, nein, nicht Ansicht, dasselbe Leben, Weben und Sein in dem Heiland, dasselbe in allen seinen Einzelheiten von Christenthum durchdrungene Leben, dieselbe Wirksamkeit

in christlicher Liebe. Alles Dieses spricht sich lebendig in dem zweiten Theile unsers Buchs, in den „Auszügen aus Tagebüchern und Briefen“ aus. Ob die Toleranz der Verborgenen gegen Menschen anderer Ansicht der jener schönen Seele gleich sei, Das müssen wir mehr hoffen als wir es zu behaupten im Stande sind.

Die Verborgene wollte so verborgen sein, daß der Herausgeber ihres Buchs über ihre Persönlichkeit, ihre Verhältnisse, ihre Bekanntschaften Etwas mitzutheilen nicht gewagt hat. Einiges hätten wir, besonders in Hinsicht auf die „Briefe aus der Schweiz“, die ein vorzügliches Interesse haben, gewünscht. Sie berühren die kirchlichen Bewegungen im J. 1839, und machen uns mit einem Geistlichen bekannt der, ohne Orthodoxer oder Pietist zu sein, die Sache des einfachen, und doch tiefen, des liebevollen, und doch strengen Christenthums führt gegen den Rationalismus, vielmehr Radicalismus, der nimmermehr eine Kirche schaffen oder erhalten wird; mit einem Geistlichen, aus dessen Seele die schönen Worte geschrieben zu sein scheinen (S. 289):

> Wer dem Göttlichen ein besonderes Gebiet anweisen will, abgesondert neben andern geistigen Erscheinungen, der kennt es noch nicht; wer glaubt, das Göttliche schließe das Irdische aus, der misversteht es noch; Das thun sehr oft die Pietisten, und verwirren dadurch schwache Gewissen.

Die Schilderung der Wahl dieses Mannes, der eben kein anderer ist als der Gatte Derjenigen die diese Briefe schreibt, zum Pfarrer in einem schweizerischen Städtchen, diese Wahl, aus dem Leben genommen, stellt das Treiben der Menschen und Tagesblätter die hinter jedem christlichen Streben Pietismus und Obscurantismus wittern lebendig, doch ohne Uebertreibung und Anfeindung, dar; wie sie dagegen eine ernste Mahnung an Die enthält die in starrem Festhalten an dem Buchstaben durch diesen den gewaltigen Geist bändigen zu können wähnen. Wie bei solchen Wahlen auch Menschliches mit unterläuft, finden wir ebenfalls in dem Briefe, worin berichtet wird, wie die Schreibunfähigkeit eines Gemeindeglieds, das dem Minderbegünstigten seine Stimme zugedacht hat, benutzt wird diese dem Begünstigten zuzuwenden. Wenn wir Dies, den begleitenden Umständen nach, eher für einen Scherz, der mit dem Unwissenden getrieben wird, als für eine pia fraus halten dürfen, so möchten wir es doch auch, mit der Schreiberin des Briefs, „nicht erfreulich“ nennen.

Rührend ist die Erzählung, „Karoline v. H.“ überschrieben, das Bild einer Frau die, vom echten, thätigen Christenthum durchdrungen, ein schwergeprüftes, wechselvolles Leben mit einer durch Liebe starken Seele durchführt; ein Beweis, was das Christenthum vermag, wenn dessen einfache Lehren That und Wahrheit werden.

In dem von frommen, oft geistreichen Gedanken vollen Tagebuche der Verborgenen lesen wir (S. 211):

> Zartheit im Umgang ist eine schöne Eigenschaft stiller Herzen; ohne Sammlung hat man weder Zeit noch Ruhe zu bemerken was Andern wohl oder wehe thut, was sie wünschen oder fürchten. Zerstreute Menschen verletzen ohne es zu wissen, oder vielmehr, weil sie es nicht wissen. Unzartheit Anderer muß man schweigend tragen, weil man selbst unzart wird wenn man sie rügt.

Mit Sicherheit können wir annehmen, daß das Leben der trefflichen Frau die Dieses schrieb ein lebendiger Ausdruck jenes Wortes war und ist. Leider sind es heutiges Tages nicht blos die zerstreuten Menschen welche verletzen. Das Verletzen ist bei der gegenwärtigen Aufregung im Gebiete der Religion und Politik, selbst der Kunst, eine nur zu häufige Erscheinung; und nicht allein wir Deutschen haben zu klagen:

> Wo man in Deutschland beugt das Knie
> Dem liberalen Gotte,
> Da wird der Spott zur Poesie,
> Die Poesie zum Spotte.

Im Unmuth über Betrachtungen dieser Art thut die Lecture solcher Mittheilungen wie die bezeichneten wohl; sie haben etwas Beschwichtigendes; wir werden auf Tugenden aufmerksam gemacht und für sie gestimmt, die, geräuschlos und nicht glänzend, doch das eigentliche Glück von vielen Tausenden machen, Tugenden die vor den lauten Stimmen des Tages mehr und mehr verschwinden; wir fühlen, daß es dem Deutschen nicht ziemt in den von einer fremden Nation ausgegangenen, unter andern verbreiteten Ton einzustimmen und ihn fortzupflanzen. Da gilt nicht das Wort der Verborgenen: „Unzartheit Anderer muß man stillschweigend tragen“, wie es wol der Frau geziemt. Es sollten Männer sich vereinigen gegen dieses Unwesen anzukämpfen; und wenn das Christenthum, der Sinn des Demüthigen, der gegen die Pharisäer donnerte, als Schutzwehr gegen dasselbe, als Tilgung dieses Feindes sich erweisen wird, wie es durch wahrhaft fromme Männer Dieses vermag, dann wird es einen seiner schönsten Triumphe feiern.

Wir glauben im Obigen Das was uns das angezeigte Buch achtbar macht angedeutet zu haben. Wir gingen von einem Worte der Verborgenen über Goethe aus, und schließen mit der Bemerkung, daß der Dichter wol zu dieser schönen Seele gesprochen haben würde wie er den Oheim zu jener andern, die uns als Gleichniß bei unserer Betrachtung gedient hat, sprechen läßt.

Angehängt sind dem Buche einige Compositionen von Liedern die sich in ihm finden; „sie machen“, wie der Herausgeber sagt, „keinen andern Anspruch als der musikalische Ausdruck des Gefühls der Dichterin zu sein“.

84.

Beiträge zur französischen Geschichte. Von Karl Georg Jacob. Leipzig, Vogel. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wir haben uns bereits mehr als ein mal mit dem Inhalte dieses Werkes beschäftigt; wir kehren aber dessenungeachtet mit Vergnügen abermals zu demselben zurück. Denn Das was dieses Werk bietet hat seine Anziehungskraft ebenso wol in der guten Darstellungsweise als in der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Studien aus denen es hervorgegangen ist. Es gehört zu denjenigen geschichtlichen Specialwerken aus denen man nicht nur gern, sondern auch etwas Tüchtiges lernt. Und wie eifrig, man darf sagen, wie gewissenhaft der Verf. bemüht gewesen sei der Geschichtswissenschaft einen guten Dienst zu leisten, mag eine kurze Mittheilung über die Entstehung des Werkes beweisen. Die sämmtlichen Monographien nämlich, welche das Ganze bilden, sind früher bereits in

„Historischen Taschenbuch", theils in der „Minerva", theils im „Literarischen Zodiakus" erschienen. Aufgefodert von seinen Freunden das Zerstreute, das eine so verdiente Anerkennung gefunden habe, zu einem Ganzen zu vereinigen, unterzog der Verf. sich dieser Aufgabe unter der Bedingung, die er sich selbst auferlegte: nicht nur die schon benutzten Quellen noch einmal durchzugehen, sondern auch die neuen Schriften zu Rathe zu ziehen die seit der ersten Veröffentlichung seiner Monographien erschienen seien. „Ich darf aber versichern", sagt der Verf., „daß ich hierbei mit Treue und Gewissenhaftigkeit verfahren bin. Denn es ist keine Seite ohne mehrfache Veränderung im Ausdruck, Fassung und Inhalt geblieben, und es sind alle einschlägigen Schriften, die ich mir nur immer habe verschaffen können, benutzt worden; wo eine solche fehlen sollte, da liegt die Schuld der Nichtbefragung weniger in einem Fehler von meiner Seite als in den Umständen, unter denen, trotz aller mir bewiesenen Gefälligkeit unserer vaterländischen Bibliotheksvorstände, Diejenigen immer leiden werden die nicht an den bücherreichen Orten Deutschlands wohnen." Dieses Verfahren, von den Grundsätzen einer gesunden und geübten Kritik unterstützt, die in dem vorliegenden Falle einen um so höhern Werth hat, weil die französische Memoirenliteratur seit der Revolution und über dieselbe der historischen Kritik mehr als eine bedenkliche Seite darbietet, hat der Geschichte rücksichtlich einzelner Erscheinungen und Persönlichkeiten auf dem bewegungsvollen Gebiete der ersten französischen Revolution ein Buch verschafft dem sich der Geschichtschreiber jener merkwürdigen und in einzelnen Theilen für die Geschichtschreibung so schwierigen Periode in den betreffenden Fällen mit einer gewissen Zuversicht anvertrauen darf. Wer sich mit jener Periode auch nur einigermaßen speciell beschäftigt hat, wird die obwaltenden Schwierigkeiten ebenso zu würdigen wissen als den Werth eines Buches welches dieselben zu überwinden, Bewahrheitetes zu schaffen und auf diese Weise den Faden der Ariadne, der durch jene historischen Irrgänge zu führen bestimmt ist, nicht nur zu verlängern, sondern auch zu befestigen sich bemüht. Doch sehen wir jetzt was uns der Verf. in seinen Beiträgen bietet, und knüpfen wir daran unsere Bemerkungen.

„Ueber den Charakter und den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich." Diese Monographie erschien zuerst im neunten Jahrgange der Ersten Folge des „Historischen Taschenbuch". Wir sind schon damals in dem Falle gewesen die Aufmerksamkeit der Leser auf dieselbe hinzulenken, und dürfen Dies jetzt um so mehr für unsere Pflicht ansehen, da sie bedeutend an Umfang gewonnen hat; sie nimmt überhaupt unsers Bedünkens den ersten Platz in der vorliegenden Sammlung ein. Man sieht recht deutlich, daß der Verf. mit besonderer Vorliebe an die Arbeit gegangen ist, und daß der Patriotismus an dem Gelingen derselben einen nicht unwesentlichen Antheil habe. Indem wir uns aber auf das frühere Urtheil beziehen, was wir bereits in d. Bl. nicht nur über den Verf., sondern auch über Antoinette, über ihre Stellung, über ihre Schuld und über ihr Unglück abgegeben haben, können wir jetzt um so kürzer sein. Die unglückliche Königin ward ein Opfer der Verdächtigung, des bis zum Fanatismus gesteigerten Hasses gegen das Königthum, der Schwäche des Königs, dem sie als Schild zu dienen suchte, weshalb sie mehr hervortrat als man einer Königin, einem Weibe, einer Ausländerin zu verzeihen geneigt war. Einige frühere Unklugheiten oder Uebereilungen, hervorgegangen zum Theil aus jugendlicher Unerfahrenheit oder Leidenschaftlichkeit, trugen der Unglücklichen vermöge der obwaltenden außerordentlichen Verhältnisse die bittersten Früchte. Wie wenig sie sich aber einer wirklichen Schuld bewußt war, geht insbesondere aus dem Umstande hervor, daß sie bis zu ihren letzten Augenblicken ihrer Hoheit und Würde nicht vergaß; und sowol deshalb als weil sie auch die Gefühle und die Sorgen einer Mutter von der Furchtbarkeit und den Schrecknissen ihres Schicksals nicht überwältigt werden ließ, hat sie sich die Theilnahme und Achtung der Geschichte für immer gesichert. Tief empört war außer Andern ihr Zeitgenosse Edmund Burke über die Gewaltthätigkeiten die der Unschuldigen widerfuhren. Er schrieb 1790 in einem Briefe Folgendes: „Ich sage Euch, daß die Erinnerung der Lage in welcher ich die Königin von Frankreich im J. 1774 sah, und der Contrast zwischen jener blendenden Erscheinung, jenem Glanze und jener Schönheit der eine Nation ihre Huldigung zu Füßen legte, und den abscheulichen Scenen von 1789, welche ich beschrieb, mir Thränen entlockte und mein Papier benetzte. Diese Thränen kamen wieder in meine Augen so oft ich auf die Beschreibung zurückblickte; sie mögen wiederkommen. Ihr glaubt dieses Factum nicht, Ihr glaubt nicht, daß Dies meine wahren Gefühle sind, sondern daß Alles affectirt ist, oder wie Ihr Euch ausdrückt, offenherzige Narrheit. Mein Freund, ich sage Euch, es ist wahr, und wird wahr sein wenn Ihr und ich nicht mehr sind, und wird bleiben so lange als es Menschen gibt mit natürlichen Gefühlen." In dieselbe französische Revolution, aber auf ein anderes Gebiet derselben versetzt uns die zweite Abhandlung:

„Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen." Auch diese Abhandlung, die außer dem rein historischen Interesse zugleich ein psychisches und nationales darbietet, vermag den Leser im hohen Grade zu fesseln, sowol um der Charaktere und Erscheinungen willen die sie demselben vor die Seele führt, als auch um der Darstellung willen in welche sie eingekleidet ist. Sehr wahre, historisch völlig begründete Bemerkungen über die sociale Stellung und den Einfluß der Frauen auf die Politik des französischen Hofs in verschiedenen Zeiten enthält die Einleitung zu dieser Monographie. Wir finden dieselben so belehrend und den Gesichtspunkt der Sache so richtig aufgefaßt, daß wir nicht umhinkönnen die betreffende Stelle hier mitzutheilen: „Man kann behaupten, daß in keinem Lande der Welt der gesellschaftliche Zustand der Frauen so angenehm ist als in Frankreich. Man beschäftigt sich vorzugsweise mit ihnen, sie werden als Lieblingskinder der Gesellschaft mit Nachsicht behandelt und mitunter verzogen, sie leiten die Vergnügungen derselben und tragen viel zu ihrem Glanze bei, indem sie ohne der Gesellschaft ihre Kraft zu nehmen durch Grazie und volle Anwendung ihrer geistigen Fähigkeiten sich in dem goldenen Kreise eines durchaus geehrten Daseins bewegen. Aber eben diese Huldigung und Dienstleistung der Männer, welche die französischen Frauen von jeher als ein Recht angenommen haben, war es auch welche sie häufig über die naturgemäßen Grenzen hinausgeführt und ihnen einen nur zu bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten ihres Vaterlandes gegeben hat. Daher sehen wir seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts unter Franz I. und seinen Nachfolgern eine förmliche Regierung der Frauen; dem Einfluß der schönen Gabriele d'Estrees auf Heinrich IV. hielt nur Sully's Klugheit und Gerechtigkeit die Wage, und nach seinem Tode hatten die Intriguen Maria's von Medici und der Marschallin d'Ancre das freieste Spiel. Richelieu's starker Arm hielt freilich sowol den König Ludwig XIII. als die vornehmen Frauen von allem Einflusse auf sein Herrscheramt fern, aber während Ludwig's XIV. Minderjährigkeit trat die weibliche Macht um so dreister hervor. Die Zeit der Fronde gewährt das anschaulichste Bild einer auf Cabalen und persönliche Einmischung der Frauen gegründeten Herrschaft. Trotz aller Tapferkeit in den Schlachten dieser Zeit, trotz des antiken Charakters eines Molé und des kriegerischen Glanzes eines Condé und Turenne hat das Ganze doch häufig nur das Ansehen eines großen Intriguenstücks an einem fürstlichen Hofe, und selbst Bürgerkriege erscheinen als bloße Miniaturbilder, wenn der große Condé als Diener der gekränkten Eigenliebe einer Herzogin von Longueville auftritt, und die Kanonen der Bastille auf Franzosen abgefeuert werden, weil die Herzogin von Montpensier erfahren, daß Mazarin ihre ehrgeizigen Heirathspläne hintertrieben hatte. Sobald aber dieser über seine und Anna's von Oestreich Feinde gesiegt hatte, änderte sich die Lage der Dinge, und es ist von jetzt an sowie unter Ludwig's XIV. Herrschaft, wenigstens in der ersten Jah-

ren, kein vorherrschender Einfluß der Frauen sichtbar. Aber schon von der Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs an, ja noch früher, stand der Staat und dessen gefürchteter Selbstherrscher unter der Gewalt der Maintenon, die bei aller anscheinenden Demuth, Bescheidenheit und Abneigung gegen weltliche Dinge gewöhnlich schon lange vorher mit den Ministern Rath gehalten hatte, wenn Ludwig sich im Staatsrath ihrer züchtigen Zurückhaltung freute, die sie kein Wort früher sprechen ließ als sie gefragt war. Und jene Entscheidungen führte sogar nicht selten ihre Dienerin Nanon Babbien herbei, die über die Gebieterin ebenso viel vermochte wie über Voltaire seine alte Bonne und über Molière seine Köchin. Die Regierung Ludwig's XV. — um von der Verwaltung des Herzogs-Regenten gar nicht zu sprechen — hat ihre Perioden nach der Herrschaft seiner Maitressen. Nach des Cardinals Fleury Tode setzten Frauen die Minister ab, ernannten die Marschälle, unterhielten Intriguen mit den auswärtigen Höfen und wechselten Briefe mit den Kaiserinnen Europas; je älter der König ward, um so unverschämter und lästerlicher ward das Weiberregiment. Mit Ludwig's XVI. Thronbesteigung ward es reiner und sittlicher in Frankreich; Marie Antoinette ist mit Unrecht eines bedeutenden politischen Einflusses angeklagt worden. Sie mischte sich in Politik und Staatsverwaltung, weil sie dazu gedrängt, ja vom eigenen Gemahl dazu veranlaßt wurde, und nur der Haß der Revolution gegen das gestürzte Königshaus konnte ihre gütige Gesinnung und ihren Eifer für das wahre Wohl Frankreichs in einem solchen Grade verdächtigen, daß eine so reine Seele mit der moralischen Verdorbenheit einer Pompadour oder Dubarri auf dieselbe Stufe gestellt wurde." Wie tief die französische Revolution in das sociale Leben des französischen Volkes eingedrungen ist, wie sie alle Leidenschaften selbst der widerlichsten oder entsetzlichsten Art aufgeregt, auf der andern Seite aber auch Tugenden zu entwickeln Gelegenheit gegeben hat, die wie wohlthuende Lichtstreifen in der gräßlichen Nacht erscheinen welche die Revolutionswuth über Frankreich brachte: Das zeigt die skizzirte Geschichte der französischen Frauen in jener Zeit der Thränen und Noth. Zugleich offenbart sich aber auch das Bestreben der französischen Frauen der durch die Revolution zur politischen Macht im Staate herandringenden Classen, die Rolle zu übernehmen welche die der gestürzten Aristokratie gespielt hatten, und in gewisser Beziehung hinter ihren Männern nicht zurückzubleiben. Die Erscheinung erhält ihre Erklärung durch die sociale Stellung der französischen Frauen, durch ihren von der Natur bedingten Nationalcharakter und durch die Stärke der Eindrücke welche die Revolutionszeit in allen Gemüthern hervorbrachte. Wir müssen unsere Leser auf die Monographie selbst verweisen, um die soeben gemachten Bemerkungen durch die sprechendsten Beispiele begründet zu sehen. Auch dürfen wir es mit voller Ueberzeugung aussprechen, daß keiner der Leser unbefriedigt davongehen werde. Erwähnen wollen wir nur noch, daß der Verf. die berühmte Frau Roland billiger und wie wir glauben gerechter beurtheilt als Dies Schlosser in dem ersten Bande des „Archiv für Geschichte und Literatur" gethan hat.

Indem wir über die dritte Monographie: „Die Herzogin von Abrantes aus ihrem Leben und aus ihren Büchern", nur so viel bemerken, daß es auch hier der Verf. verstanden hat Das herauszuwählen was von besonderm Interesse ist, und Dies in einer Darstellungsform zu thun, daß der Lesende gefesselt wird, ja nicht ohne die regste Theilnahme für eine Frau bleiben kann welche die herrlichsten Tage des Kaiserreichs sah, dessen Sturz noch 23 Jahre überlebte und von der glänzendsten Höhe des Glücks zu der tiefsten Armuth herabsank ohne das Gleichgewicht der Seele je völlig zu verlieren — wenden wir uns zur letzten Abhandlung: „Die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastadt am 28. April 1799."

Gleich als habe auch Deutschland seinen Beitrag liefern sollen zu der Geschichte der empörenden Thaten welche das benachbarte Frankreich an seinen eigenen Bürgern beging: es sah auf seinem Grund und Boden einen völkerrechtswidrigen Mord begehen, den keine Sophistik zu entschuldigen sich je unterfangen wird, und der heute noch in der Brust jedes rechtschaffenen Deutschen den gerechtesten Unwillen, den tiefsten Abscheu zu erregen vermag. Und „wer sollte nicht wünschen, daß, was sich im Dunkel der Nacht so blutig entladen hat, an das Sonnenlicht der Wahrheit gezogen werden möchte, und daß der Name des Mannes genannt werden könnte der eine so frevelhafte That veranlaßte"! An Schriften, an Verdächtigungen — sie reichen sogar bis in die höchsten Kreise Oestreichs hinauf —, an versuchten Beweisführungen hat es weder gleichzeitig noch später gefehlt; aber das Schuldig hat noch über Niemand mit völliger Sicherheit und Ueberzeugung ausgesprochen werden können; und sollte es je möglich sein, so darf wenigstens unsere Zeit aus leicht erklärbaren Gründen die Verwirklichung dieser Möglichkeit nicht erwarten. Unser Verf. findet es nach den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln wahrscheinlich, daß der Angriff nicht den Persönlichkeiten, sondern nur den Papieren derselben gegolten habe. Nun hatte derselbe aber einen blutigen Ausgang. Und gleichwol sind die Mörder, die Szekler Husaren, niemals zur Untersuchung und verdienten Strafe gezogen worden. Wer nun hat diese recht wohl bekannten Mörder mit seinem Schilde gedeckt? Der östreichische Unterfeldherr? Durfte dieser solch einen Frevel wagen ohne Befehl oder wenigstens ohne Gutheißung des Oberfeldherrn, des Erzherzogs Karl? Oder war dieser gar nicht ins Geheimniß hineingezogen und nachher beschwichtigt worden? Die Geschichte schweigt. „Mögen wir solche Zeiten in Deutschland unter keiner Gestalt wiederkehren sehen!" 73.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 344. —— 10. December 1847.

Betrachtungen über die sittlichen Elemente des Kriegerstandes. Von Alexander Freiherrn von Forstner. Berlin, G. Reimer. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verf. geht in seiner Schrift zunächst von der Ansicht aus, daß die Erfüllung der in der allgemeinen Staatsbürgerpflicht enthaltenen Wehrpflicht, zumal während des Friedens, wo sie sich auf eine mehr oder minder nothdürftige Erlernung des Waffendienstes beschränkt, an und für sich noch keinen besondern Kriegerstand schaffe, sondern daß nur solche Staatsbürger als einem besondern Krieger- oder Soldatenstande angehörig zu betrachten wären, denen die Unterweisung der Wehrpflichtigen im Waffendienste, oder ihre eigene erhöhte Fortbildung in demselben zur vorherrschenden Beschäftigung oder zum eigentlichen Lebensberufe gereiche. Ebenso zergliedert der Verf. die Besonderheiten dieses also vorausgesetzten Kriegerstandes, mit steter Hinweisung darauf, daß der Krieger nie aufhöre im vollen Wortsinne Staatsbürger zu sein und zu bleiben, und seine ganze Wirksamkeit überhaupt lediglich zur Erfüllung sittlicher Staatszwecke gereichen solle, weshalb er auch nur in dem Maße in seinen staatsbürgerlichen Rechten und Freiheiten beschränkt werden solle, als Dieses durch die eigenthümlichen Besonderheiten des Waffendienstes streng und unvermeidlich erfodert werde. So sehr nun Ref. selbst von der Ansicht durchdrungen ist, daß der Kriegerstand nur in dem Maße seinem wahren Ideale sich nähere, je ausschließlicher solcher die Vertheidigung des Vaterlandes zum Zwecke seines Daseins habe; und obgleich er eben deshalb dem Freimuthe und der Unerschrockenheit, der streng consequenten Logik des Verf. gewiß alle gebührende Anerkennung zollt: so kann er doch nicht leugnen, daß seiner Ansicht nach die von dem Verf. gewonnenen Schlußfolgerungen in ihrer Anwendung auf das wirkliche Leben sich vielfach gar übel bewähren möchten, indem der Verf. die Verhältnisse des Kriegerstandes und des Kriegerlebens fast durchgehends allzu abstract in der Art und Weise eines gelehrten Mathematikers aufgefaßt haben dürfte. Einem solchen aber kann es unter Anderm leicht begegnen, daß er, trotz tiefer Erkenntniß in den Gesetzen der Rotation, der Centrifugalkräfte und des Falles tropfbar flüssiger Körper, doch vergebens sich abmühe eine ganz ordinaire oberschlächtige Mühle in Gang zu bringen, weil die der praktischen Wirklichkeit angemessene Rücksichtnahme auf die Reibung in den Zapfenlagern eine andere ist als die hierfür aufgestellten Formeln der Theorie angeben.

Wie sehr die Tendenz völlig abstracter Anschauungsweise bei dem Verf. vorherrsche, dürfte aus folgenden auf das Gerathewohl entnommenen Beispielen erhellen. Wenn nämlich der Verf. darauf hinweist, wie die Erheischung von Gelöbnißeiden sehr leicht misbraucht werden könne, und wie die Treue Desjenigen der nur um deshalb treu ist, weil er eidlich gelobt hat nicht untreu werden zu wollen, der wahren sittlichen Grundlage entbehre, so mag er darin vollkommen Recht haben; wenn er aber daraus folgert, daß mithin *jeder* Gelöbnißeid und namentlich der *Fahneneid* überflüssig und selbst *unsittlich* erscheine und in Wegfall zu bringen sei, so dürfte Dieses, ohne die handgreiflichsten Uebelstände im Gefolge zu haben, nur etwa in Utopien zur praktischen Anwendung zu bringen sein. Dergleichen Schlußfolgerungen mögen überhaupt logisch sehr richtig sein, sie erscheinen praktisch aber gar oft geradezu unvernünftig. So z. B. ist es gewiß ebenfalls sehr wahr, daß ein *blos* aus Furcht vor Strafe erwiesener Gehorsam in *sittlicher* Beziehung offenbar eben wol sehr wenig Werth hat; gleichwol wird aber doch Niemand im Ernste behaupten wollen, daß deshalb alle Strafen als *überflüssig* und *unsittlich* abzuschaffen wären. Es wäre Dieses trotz aller Logik doch gerade ebenso unvernünftig als wenn man in umgekehrter Weise argumentiren würde: daß bei eidlich gelobtem Gehorsam *jedes* Vorkommniß absichtlichen Ungehorsams zugleich auch einen Meineid in sich fasse und als solcher bestraft werden müsse, weshalb *demgemäß* also auch z. B. vorschriftswidriger Anzug, Vernachlässigung auf Posten u. s. w. mit der Strafe des Meineides zu ahnden wären. Nicht minder wird man die Bemerkung des Verf. zwar sehr treffend finden, daß die den Schildwachen auferlegte Verpflichtung der Erweisung von Ehrenbezeigungen gar wenig mit der Unterstellung vereinbar sei, daß solche, als im Namen des Fürsten, resp. des Gesetzes und des Dienstes aufgestellt zu betrachten wären, weil in dieser Beziehung vielmehr gerade umgekehrt es viel angemessener erachtet

werden müsse, den Schildwachen Ehrenbezeigungen zu erweisen; wenn aber der Verf. zugleich ferner argumentirt: „daß sogenannte Ehrenposten überhaupt nicht mit der sittlichen Anerkennung der Menschenwürde (!!!) zu vereinbaren wären, weil keinem Menschen, geschweige denn einer todten Sache, wie z. B. einer Fahne oder Standarte, dadurch Ehre erwiesen werden könne, daß ein oder mehre Menschen sich unausgesetzt unter völligem Nichtsthun an deren Aufenthaltsorte anwesend befänden" u. s. w., so erscheint uns eine solche puritanische Nüchternheit, namentlich in Bezug auf die Fahne, als Symbol treuen Zusammenhaltens in Noth und Tod und als Erinnerungszeichen rühmlicher Vergangenheit denn doch allzu sehr neben der ominösen Philosophie hinzustreichen, welche sich in dem berüchtigten Landwehr-Liede in den Worten offenbart:

Die Fahne, die besteht aus zehn Ellen Taft,
Und ist gar bald wieder angeschafft.

Eine Vergleichung der in vorliegendem Schriftchen laut gewordenen Ansichten mit den in Nr. 242 und 243 d. Bl. besprochenen Grundsätzen des Verf. des Werkchens „Von einem deutschen Soldaten" möchte es vollends recht klar machen, wohin es führt, wenn man dem einfachen natürlichen Menschenverstande nach irgend einer Richtung hin Gewalt anthut, sei es durch poetische Ueberschwenglichkeit, zersetzenden Skepticismus, oder geradehin durch gewaltthätige Willkür. Man gestatte uns in dieser Beziehung beispielsweise die Lehre von der Pflicht des unbedingten Gehorsams und die dadurch bedingte Stellung der Untergebenen zu ihren Vorgesetzten in nähere Erörterung zu ziehen.

Daß ohne strengen augenblicklichen Gehorsam keine drei, geschweige denn 300,000 Mann in Ordnung zu halten sind, und noch weniger damit irgend ein Kriegszweck zur Erfüllung gebracht werden kann, leuchtet wol Jedem ein dessen natürlicher Verstand nicht umnachtet ist, und wird durch die Geschichte in unzähligen Beispielen nachgewiesen. Daß dieser Gehorsam innerhalb sehr weiter Grenzen ein völlig unbedingter sein muß, Dieses wird durch einiges Nachdenken und durch den Rückblick in die Geschichte aller Völker und aller Zeiten sich als unerlaßlich darstellen. Nicht minder wird aber der gesunde Menschenverstand dennoch unmöglich zugeben können, daß diese Gehorsamspflicht über alle Grenzen hinaus bis zu einem völligen Abstractum auszudehnen sei, indem dadurch dem also Gehorsamspflichtigen geradezu sein Menschenthum mit allen seinen unveräußerlichen Rechten und Pflichten geraubt, und er mit einem willenlosen und erkenntnißlosen Thiere auf eine Stufe gestellt werden würde. Eine solche Lehre einer völlig und über alle Grenzen hinaus unbedingten Gehorsamspflicht zu propagiren, muß mithin als ebenso unsittlich wie unvernünftig bezeichnet werden; ebenso wenig kann es fehlen, daß solche am Ende nur dazu führt eine Reaction zu erzeugen, denn Druck erzeugt Gegendruck, Das ist ein in der physischen wie in der moralischen Welt gleich gültiges Naturgesetz. Sonach darf man sich denn auch nicht wundern, wenn in der Neuzeit, nachdem nur allzu lange an die Untergebenen Anfoderungen gestellt wurden welche billigerweise und vernünftigerweise nicht zu erheischen waren, nunmehr auch an die Vorgesetzten Ansprüche erhoben werden welche ebenfalls nicht zu erheischen sind. Vor Allem ist es die Classe der Regimentscommandeure, an die in der Neuzeit von verschiedenen Seiten her Anfoderungen in moralischer, wissenschaftlicher, technischer, taktischer, gesellschaftlicher und der Himmel mag wissen in was sonst noch für Beziehungen gemacht werden, daß dem Ref. die Haut schaudern würde, wenn er zu befürchten hätte, daß er solchen dereinst noch selbst gerecht werden müßte. Da er jedoch glücklicherweise hierüber vollkommen beruhigt sein kann, indem er vollgültige Ursache hat zu glauben, daß bezüglich seiner im Buche des Schicksals sich ad marginem bemerkt finde: „Der soll mir auf Erden auch nie Mehr als Lieutenant werden", so glaubt er diese Verhältnisse mit um so größerer Unbefangenheit erörtern zu können.

Um jedoch die heutzutage statthabenden Disciplinarverhältnisse ganz und völlig in ihrer Tiefe zu erfassen, sei es Ref. erlaubt einen kurzen Rückblick bis auf die Zeit der Errichtung der stehenden Heere zu thun. Wenn die Begehrlichkeit der lieben frommen Lanzknechte und anderer Soldatenscharen des 16. und 17. Jahrhunderts, nach reichlichem Solde, ihre nicht zu zügelnde Raubgier, ihre oftmals bethätigte Unzuverlässigkeit u. s. w. endlich dazu geführt hatten, durch Errichtung stehender Heere sich fügsamere Werkzeuge zur Kriegsführung u. s. w. heranzuziehen, so war es wol natürlich, daß der zu Anfang des 18. Jahrhunderts immer schroffer hervortretende Despotismus es sehr in seinem Interesse fand, auf diese neue Schöpfung die vollendete Gesinnungslosigkeit und Gleichgültigkeit jener Söldner, hinsichtlich der Sache wofür oder wogegen solche kämpften, eben wol in jeder Weise zu übertragen. Außerdem führte die Nothwendigkeit, die meist nur aus der Hefe des Volks entnommene Mannschaft durch eiserne Strenge in Zucht und Banden zu halten, immer mehr zu großer disciplinarischer Roheit und Barbarei, zumal die rasch zunehmende Vergrößerung der stehenden Heere und der hierdurch immer mehr anwachsende Geldaufwand einen starken Antrieb gab den Sold auf das Allernothdürftigste herabzusetzen, und die einst reichliche Verpflegung in eine systematische Hungerleiderei umzuwandeln; was denn natürlich andererseits wieder ungemein dazu beitrug zur Desertion zu verleiten. Außerdem war im Laufe der Zeiten das einstige Ritterthum immer mehr zu einem kläglichen Junkerthum zusammengeschrumpft, und es ward mithin der Stand der Befehlshaber in den stehenden Heeren für dieses Junkerthum immer mehr und mehr die vorzüglichste Zufluchtsstätte gegen Hunger und Langeweile. Hätte jedenfalls schon allein die fast allgemein statthabende Zusammensetzung der gemeinen Mannschaft aus theilweise gewordenem und sonst heimatlosem Gesindel es schwierig gemacht demselben eine andere Ausbil-

dung als die einer mechanischen Dressur zuzuwenden, so war auch die Erziehung des größten Theils jener adeligen Junker so sehr vernachlässigt, daß sie selbst in der Mehrzahl nur einer rein mechanischen Thätigkeit fähig waren. Sonach war es wol natürlich, daß Zopf- und Kamaschenthum unter der Devise von propreté und égalité auf das üppigste emporwachsen mußte, zumal auch noch eine übel verstandene Auffassung der Feuertaktik zu dem Minutismus, d. h. zu dem Bestreben antrieb möglichst oftmals in der Minute zu laden und zu feuern, eine solche Fertigkeit aber nur durch eine automatenhafte Dressur und diese nur durch eine barbarische Disciplin zu erzielen war. So erschienen denn die stehenden Heere zu Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich was die Infanterie anlangte, als wohl eingeprügelte, von allem Denkvermögen völlig gereinigte Schießmaschinen; denn man gab sich — wie in den „Militairischen Briefen eines Verstorbenen" sich unübertrefflich ausgedrückt findet — damals nicht die einfältige Mühe die Soldaten über ihr Benehmen vor dem Feinde belehren zu wollen, sondern man begnügte sich damit sie für bezeigte Unwissenheit tüchtig durchzuprügeln.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Römisch und Deutsch. Roman von Luise Otto. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 1847. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es ist bekannt, daß eine Idee welche erst nur Philosophen angehörte endlich auch in das Volk eindringt. Es braucht oft Jahrzehnde, oft aber Jahrhunderte dazu ehe der Vererbungsproceß sich vollendet; doch vererbt wird die Idee, sei es nun in der einen oder in der andern Form. Kein Stand, keine Bildungsstufe ist ausgeschlossen aus dem Reich der Ideen, und die Wahrheit macht sich geltend früher oder später, wie der Sonnenstrahl bis zum fernsten Pol dringt. Solches ist nun auch der Fall mit dem Neu-Katholicismus. Die Idee einer Ablösung von der Mutterkirche war längst reif in den Köpfen der Gelehrten und Belesenen, ehe sie in die Literatur überging. Die Philosophie besprach und beleuchtete sie zuerst; dann kam die Polemik, die sie der Menschheit durch Journalartikel und Flugschriften anschaulich machte; jetzt geht sie in die Romanliteratur über, und der vorliegende Roman sollte eigentlich „Römisch-Katholisch und Deutsch-Katholisch" heißen, da sich das Interesse blos um diese Religionsfrage bewegt. Also auch Damen treten jetzt auf und kämpfen für die Sache der jungen Kirche. Die Verf. des vorliegenden Buchs kämpft nun mit einigem Fanatismus, und ist entschieden Deutsch, indem sie das Römische mit dem ganzen Haß der schwächern Partei schildert und angreift. Da fehlt es nicht an dem verworfenen Priester, der zügellos in seinem Lebenswandel mit dem verhaßten Jesuitengrundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige, Missethaten fördert, Intriguen anspinnt und leitet, Lügengewebe entwirft und Grausamkeiten übt, um der Kirche Seelen und Reichthümer zuzuwenden. Da findet man auch den jungen Priester voll heiligen Eifers für die Kirche, der im Abscheu vor den Lehren und Thaten seiner Vorgesetzten, und hingerissen von der Wahrheit des offenen Sendschreibens Ronge's an den Bischof Arnoldi (welches im Roman ganz mitgetheilt wird), sich veranlaßt fühlt dem alten Glauben zu entsagen, und sich dem Neu-Katholicismus zuzuwenden, dem er als Priester dient. Noch andere Priester und Helfershelfer der Priester werden dargestellt, von dem Gedankenlosen im alltäglichen Schlendrian und sinnlichen Genüssen sich mästenden, bis zum Schurken welcher Freude am Schlechten findet. An Verführern der beichtenden Unschuld fehlt es auch nicht, und die Kirche ist immer bereit das Laster des Einzelnen zu beschützen um der Glorie der Kirche willen. Der ganze Roman gibt ein Bild von dem heillosen Treiben und Manoeuvriren der Priester und dem Kampf dagegen. Die zwei Helden, Graf Arthur und Ernestus der junge Priester, sind beide Kinder verführter Mütter, und der Priester Valentinus ist Beider Vater; die Mütter sind gestorben in Weh und Reue. Die Intriguen der Geistlichen gehen hauptsächlich dahin eine junge Protestantin zu verfolgen, und Gabriele, die Geliebte seines Sohnes Arthur, ins Kloster zu bringen, oder an einen katholischen Mann zu verheirathen. Die junge Protestantin ist Johanna Lind; sie blättert in einem Journal und liest folgende Zeilen, welche ihr aus der Seele geschrieben sind:

„Zufall, ich bete zu dir. Ich bitte dich nicht blos um das tägliche Brot und die Vergebung der Sünden, nein, laß mich verhungern oder köpfen, wenn du mir nichts Besseres bringen kannst. Aber um etwas Anderes bitte ich dich, das die Christen in ihrem Vaterunser vergessen haben: laß mich mitunter einen Menschen, einen ganzen Menschen finden, einen Menschen der nicht unverständig ist vor Gefühl, und nicht gefühllos vor Verstand; der sich seiner Menschlichkeit nicht schämt, und nicht schamlos ist vor Roheit; der nicht zu civilisirt ist zur Lebenslust, und vor Lebenslust nicht flach; der Geist hat ohne charakterlos, und wahr ist ohne einfältig zu sein; der praktisch genug ist um mit dem Quark des alltäglichen Lebens unzufrieden zu sein, aber auch vernünftig genug um keinen Utopien nachzujagen; der romantisch genug ist um Sinn für die Ritterlichkeit des Geistes und Charakters zu haben, aber auch gesund und klar genug um kein vorzeitlicher Romantiker zu sein; der Materialist ohne gemein, und innerlich frei ist ohne frivol zu sein; der Natur ist durch und durch und doch nicht ungenießbar von Natur; der die Flügel schwingt vor Lust nach dem Idealen und doch kein Phantast ist vor Idealität. Weißt du keine Männer zu finden, so führe mich zu Weibern, aber nicht häßlich laß sie sein und nicht vornehm."

Diese Worte charakterisiren die interessante Dame als eine der neuern Richtung angehörende, welche nach der rein menschlichen Bildung als nach der höchsten strebt, und im Glauben und Hoffen sich gelöst hat von dem Schlendrian der bestehenden Kirche, und die den eigenen Weg eingeschlagen im rationellen Christenthum: sie liebt einen jungen protestantischen Geistlichen, sie werden neu-katholisch, sowie auch Arthur und dessen Geliebte, Beide aufgeklärte Katholiken. Alle finden sich in Ronge's Gottesdienst zusammen und hören mit dem Leser eine Ronge'sche Predigt an, welche die Verf. wol von ihm selbst gehört haben mag. Noch andere bekannte Gestalten begegnen sich in dieser Kirche, unter Andern ein geistreicher Maler, welcher mehr dem philosophischen als rationellen Christenthum angehört; ein Fabrikherr, der seinen Fabrikarbeitern die Wallfahrt zum Rock von Trier untersagt hatte, und durch die Chicane der römischen Kirche veranlaßt wird mit ihnen in die neu-katholische überzutreten, welche sich liebend wölbt über die frommen Brüder verschiedener Bildung, verschiedenen Glaubensgrades und verschiedenen politischen Standpunkts, welche auf verschiedenen Wegen zum selbigen Ziel gelangt sind. Da erlebt man denn einzelne Scenen auf Ronge's Rundreise durch Deutschland, welche bald einem Triumphzug, bald einem Märtyrerabenteuer gleicht, indem er bald von einer jauchzenden, jubelnden, verehrenden Menge, bald von Zischen und Steinwürfen eines fanatischen Pöbels begleitet wird. Auch die Auffassung der Gebildeten, die Freunde der Fortschrittspartei, die Zweckessen der Liberalen, kurz die Ereignisse der jüngsten Zeit sind geschildert.

Nachdem wir hiermit die Farben des Romans bezeichnet haben, wollen wir auch in wenig Worten des Ganzen und der romantischen Entwickelung desselben erwähnen, welche beide un-

terhaltend und fesselnd sind. Die Charaktere der Hauptpersonen sind scharf bezeichnet, der Held ist edel, die Heldin echt weiblich, die Begebenheiten werden geschickt herbeigeführt, die Reflexionen sind anziehend und wohl begründet, die Wahrheit in geeignete Form gekleidet. Wäre der Fanatismus nicht, welcher alles Aussöhnende der katholischen Kirche ausschließt, wären nicht hier und da große Längen und Breiten, bei Gelegenheiten welche des umständlichen Details nicht werth sind, so würden wir den vorliegenden Roman unbedingt empfehlen können. Wir thun indeß Solches auch ohnedem, da wir gewiß auf ein großes Publicum rechnen können welches Weitläufigkeiten zu überschlagen versteht, und in diesem Augenblick dem antikatholischen Fanatismus von ganzer Seele beistimmt.

2. Der Mörder Wallenstein's. Historischer Roman von C. Herloßsohn. Drei Theile. Leipzig, Reichenbach. 1847. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Leser erkennt leicht in diesem Roman ein Kind der Feder welche „Wallenstein's erste Liebe" und „Die Piccolomini" hervorrief. Es ist dieselbe Art und Weise der geschichtlichen Auffassung, dasselbe thätige Eingreifen der Nebenpersonen bei Beleuchtung der historischen Momente, bei Entwickelung der romantischen Begebenheiten; auch werden dieselben Charaktere in demselben Wirthshause aufgeführt, mit denselben Befürchtungen und Hoffnungen, mit der gleichbegründeten Theilnahme an den Begebenheiten. So kann dieser dreitheilige Roman als eine Fortsetzung der zwei frühern gelten. Die Hauptperson, welche alle Triebfäden des Romanenräderwerks in Bewegung setzt, ist Gräfin Terzki; sie welche im Schmerz um Wallenstein's Schicksal starb und als todt in der Gruft der Ahnen beigesetzt ward, mußte durch die Liebe eines Adoptivkindes wieder auferstehen, um unter dem Namen einer Frau von Milota die grausamste Rache an Wallenstein's Mördern zu nehmen. Für jeden der Mörder ist ein anderer Unglücksplan entworfen, und da sie alle im Lauf der Zeit sterben mußten, da die Geschichte von ihrem siechen Alter und mehr oder minder schmerzlichen Tode berichtet, hat der Verfasser mit dichterischer Phantasie die verschiedenen Leiden und Todesarten derselben mit der Rache des auferstandenen Weibes in Verbindung gebracht, durch sie die Qualen der Reue vermehrt, die Schmerzen des Todes erhöht. So mußte der General Walter Deveroux seine Braut, die Tochter des Grafen Buttlar, verlieren, weil sie von seiner Verfolgerin in Kenntniß gesetzt ward, daß seine Hand mit Wallenstein's Blut befleckt ist; und als der verzweifelnde Deveroux Gift nimmt, führt Gräfin Terzki ihm die Geliebte zu, und läßt ihn in der Todesstunde an die Möglichkeit ihres Besitzes glauben. Dem Feldmarschall Lesley erscheint Gräfin Terzki als Gespenst, und in der Brautnacht hat sie über das Ehebett den rothen Teppich gebreitet in welchen Wallenstein's Leiche geschlagen ward. Auch das ihr mit inniger Liebe ergebene junge Mädchen soll ein Werkzeug ihrer Rache werden, und Silvio, Piccolomini's Neffen, zu Liebe entflammen um ihn zu Grunde zu richten. Der Liebende wird mit verbundenen Augen zu dem schönen Mädchen geführt, und nachdem er bei seiner Grafenehre geschworen sie die Seine zu nennen, wird ihm Beil und Schwert und die Apparate der Tortur als ihr Erbtheil, sie als die Tochter des Henkers von Prag vorgestellt, worüber er wahnsinnig wird. So unerfreulich nun auch die sich immer wieder erneuenden Bilder der stets thätigen Rache eines Weibes sind, so werden doch so viel spannende und interessante Momente dadurch herbeigeführt, daß der Leser sich nicht abzuwenden vermag. Von Zeit zu Zeit werden die Ereignisse auf rein geschichtlichem Schauplatz kurz und lebendig vorgeführt; ein Ueberblick der Politik, eine Schilderung der Stimme des Volkes, ein Schimmer des Geistes der Zeit, ein Gemälde der Gegend, der Stadt, der alten Gebäude oder sonstigen Räume, welche die Geschichte bezeichnet, durch irgend eine große That geheiligt oder geschändet hat. Jesuitenintriguen fehlen nicht um dem Roman eine zeitgemäße Würze zu geben; der Aberglaube jener Zeit macht sich auch hier und da geltend, und so liefert der vorliegende Roman ein buntes Gewebe wohlverschlungener Fäden, deren letzte Entwickelung ein glückliches Paar in Hispagnolas Bergen ist: es ist die Pflegetochter der Gräfin als glückliche Gattin des geliebten Spaniers. Die Rachgierige hat nach gesättigtem Racheburste die Hände der Liebenden zusammengefügt, und ist dann selbst weich und mild an der Bahre Wallenstein's gestorben, des einzigen Menschen den sie je geliebt.

3. Erzählungen aus dem Bergischen. Von Walter Tesche. Zwei Theile. Pesth, Heckenast. 1847. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Zwei Erzählungen: „Der Kohlentreiber" und „Der Ausgestoßene", sind sehr spannend erzählt, doch voll unnatürlicher Ereignisse. Die erste Erzählung ist eine Douanengeschichte aus Napoleon's Zeiten: Bestechung des Vorgesetzten der Douaniers, grausame Mishandlung der Douanenwächter, Roheit der Schmuggler, Schlechtigkeit der sich dadurch Bereichernden. Der Leser wird in steter Spannung gehalten, indem der junge Douanenoffizier in einen Kohlensack gesteckt ward und wahrscheinlich ermordet ist. Der Held und Geliebte der schönen Klotilde wird dieses Mords verdächtigt, und die Braut, um ihn zu retten, ist auf dem Punkt dem wahren Mörder die Hand zu reichen, als derselbe entlarvt wird, indem man den jungen Douanenoffizier nebst seinen auf gleiche Weise mishandelten Gefährten in Kohlensäcken steckend in den Salon bringt, wo sie vor der vereinigten Verlobungsgesellschaft durch ihre Aussagen den jungen Mann freisprechen und den wahren Verbrecher entdecken. Die zweite Erzählung bringt die Abenteuer eines schönen Fräuleins, welches, vom Geliebten verlassen, von der Mutter aus dem Hause gestoßen, bei einer einfachen Bauernfamilie durch des Kutschers Protection untergebracht wird. Sie tritt unter verändertem Namen bei einer andern reichen Bauernfamilie in eine dienende Stellung, und zeigt außerordentliche Sachkenntniß in allen ländlichen und häuslichen Wirthschaftsangelegenheiten, Niemand ahnt ihren wahren Stand; zuletzt heirathet sie den jungen reichen Bauer, indem sie nicht wieder in die große Welt zurückkehren will, die ihr so weh gethan hat. Sowol die Heldin als deren Freundin, sowol ihre Mutter als ihre Verehrer, sämmtliche auftretende Personen, sowol auf dem Maskenball als auf dem Lande, bei allen Verhältnissen sind voll Unnatur und romantischer Verzerrung; dessenungeachtet ist die Erzählung spannend. 46.

Notiz.

Quid pro quo.

Vor einer Reihe von Jahren glaubte die Münzverwaltung in England Verfälschungen der Goldstücke durch Platina auf die Spur gekommen zu sein. Um die Verfälscher zu entdecken wendete sich dieselbe an die russischen Handelshäuser in London welche dieses Metall in England einführten, und suchte dort zu erfahren, ob alles von ihnen gelieferte Metall in ehrenhafte Hände käme. Man erhielt die Antwort, daß nur einer ihrer Kunden, ein ältlicher Herr, welcher dann und wann ihnen bedeutende Quantitäten dieses edeln Metalls abkaufe, seinen Namen nicht genannt habe. Der Bevollmächtigte der Münze hat nun, wenn diese Person zu gleichem Zwecke sich wieder dort einstellen sollte, dieselbe in eine Unterredung zu verflechten und dem Münzamt einen Wink zukommen zu lassen. Dies geschah. Als der Bevollmächtigte des Münzamts aber, in der Erwartung einen wichtigen Fang zu thun, auf dem Comptoir eintraf, so fand er zu seiner großen Ueberraschung seinen Freund, den berühmten Chemiker Wollaston, im Gespräch mit dem Kaufmann begriffen; er war dorthin gekommen, um seinen gewöhnlichen Bedarf an diesem Metall daselbst einzukaufen, welches er nach seiner damals noch geheim gehaltenen, jetzt längst bekannten Erfindung hämmerbar machte. Natürlich endigte der Auftritt mit herzlichem Lachen aller Betheiligten. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 345. —— 11. December 1847.

Betrachtungen über die sittlichen Elemente des Kriegerstandes. Von Alexander Freiherrn von Forstner.

(Beschluß aus Nr. 344.)

Unter solchen Verhältnissen erfoderte die Befehlsführung in den untern und mittlern Graden wenig Geistesgaben, und wenn zwar buchstäblich in den Reglements bemerkt war, daß ein ganz dummer Mensch niemals Offizier werden solle, so schloß Dieses natürlich noch lange nicht aus, daß sehr dumme Menschen selbst hohe Befehlshabergrade erreichen konnten. Die Tradition in fast allen deutschen Garnisonsorten, sowie z. B. die Erinnerung des Generallieutenants v. Wachholz, des Grafen Henkel von Donnersmark u. A. geben dafür Belege in Hülle und Fülle. Wie dieses System, durch den französischen Revolutionskrieg in seinen Grundfesten erschüttert, 1805 und 1806 schmählich zusammenbrach, welche neue Aera von 1807—13 für eine zeitgemäßere und vernunftgemäßere Umwandelung des Kriegerstandes stattfand, wie solche 1813—15 erprobt ward, muß als bekannt vorausgesetzt werden. Daß während jener thatenreichen Zeit viele Schlacken ausgeschieden, und namentlich die große Mehrzahl der unfähigen Befehlshaber in den höhern Sphären beseitigt wurden, ist ebenfalls bekannt; aber alle Schlacken der Vorzeit auszuscheiden, dazu hätte es überhaupt nicht blos einer dreijährigen Periode von Siegen, sondern vielleicht eines erneuten Dreißigjährigen Kriegs mit seinem Wechsel von Glück und Unglück bedurft. Und somit kann auch nicht bezweifelt werden, daß in den mittlern und untern Graden gar mancher sehr beschränkte Kopf zurückblieb, daß mancher Mohr Mohr blieb oder sich höchstens zum Mulatten bleichte, während eine gute Zahl jener feurigen, strebsamen Geister, aus denen, wenn sie abgeklärt, tüchtige Commandeure werden, nach beendigten Feldzügen sich noch gar zu weit in den untern Graden zurück befanden, und daher gar bald aus zunehmendem Ueberdrusse an den Friedensmühen des Kriegerlebens, wenn irgend möglich, aus den Reihen des Kriegerstandes ausschieden, oder auch wol darin zu Grunde gingen. Die Erinnerungen Rhaden's, W. Alexis', des Freiwilligen des ostpreußischen National-Cavalerieregiments u. A. geben hierfür hinreichende Belege.

So geschah es denn, daß allmälig im Verlaufe der Jahre eine nicht unbedeutende Zahl solcher halbgebleichten Mohren der Vorzeit auf dem gemächlichen Wege der Anciennetät zu den mittlern und selbst höhern Befehlshaberstellen hinaufrückten, wozu sie jedoch ihrer ganzen Individualität nach um so weniger paßten, als der zunehmende totale Umschwung aller socialen Verhältnisse auch das auf allgemeine Wehrpflicht und mithin auf Volksthümlichkeit basirte Heereswesen nothwendig mehr oder minder mit berühren mußte. Wird ein langjähriger Friede unter allen Umständen auf die Erhaltung eines echt kriegerischen Geistes stets einen mehr oder minder narkotischen Einfluß ausüben, so war es doppelt schlimm, daß mit gänzlichem Vergessen der Lehren der Vergangenheit sowie mit gänzlichem Verkennen der Heischungen der Gegenwart durch eine unglückselige Hinneigung hoher Häupter für Parademarsch und Zubehör des Zopfthums neuere Phase ins Leben gerufen und zur üppigsten Blüte gezeitigt wurde. War es nun naturgemäß, daß die beschränktern Köpfe unter den höhern und mittlern Befehlshabern sich diesem Treiben mit voller Seele hingaben, so war es eben wol in der Natur der Dinge begründet, daß auch die Klugen, aber Ehrgeizigen hierfür gar bald nicht mindern Eifer an den Tag legten, nachdem sie nämlich ausgewittert hatten, daß gut ausgeführte Parademärsche zu Sprossen einer Jakobsleiter sich zu gestalten vermöchten, auf der über den Rücken indolenter Vorderleute hinweg in das Himmelreich des Generalats zu gelangen sei. Da nun aber durch dieses Paradewesen die ohnedies schon durch die kurze Dienstzeit knapp zugemessene Zeit zu einer zweckentsprechenden — und doch auch nicht ganz und gar aufzugebenden — kriegerischen Ausbildung der gemeinen Mannschaft noch mehr beschränkt ward, so konnte Diesem nur durch eine immer mehr gesteigerte Thätigkeit abgeholfen werden, wodurch aber nothwendig zuletzt eine offenbare Dienstüberbürdung der Subalternen erzeugt werden mußte. Nun war es aber der Uebel größtes, daß fast in gleichem Maße mit den sich immer mechanischer gestaltenden Dienstfunctionen der Subalternen und mit ihrer zunehmenden Dienstüberbürdung zugleich auch die Ansprüche an ihre wissenschaftliche Ausbildung gesteigert wurden. Ward es hiernach für den jungen Adepten des Kriegerstandes, nachdem er in dem von Jahr zu Jahr enger gestellten Siebe wissenschaftlicher Prüfung den gleichmäßig gestei-

gerten Grad nothwendig erachteten wissenschaftlichen Feingehalts erprobt hatte, zum seltsamen Contraste, wenn er, noch voll von alpdrückenden Reminiscenzen an Parabel und Ellipse, Integral- und Differentialrechnungsexempel u. s. w., in das Regiment gestellt, Tag für Tag keine andere praktische Wirksamkeit fand, als durch milliardenfaches Wiederholen von Eins und Zwei den Takt des zur entsprechenden Ausübung des Parademarsches unentbehrlichen Schulschritts anzugeben, oder mußte er aus der mit Ajaxgrimm und Stentorstimme während des Exercirens im Regiment von dessen Chef täglich und stündlich wiederholten Erinnerung: „Wollen die Himmelsacramenter wol das Gewehr besser anfassen!" nothwendig folgern, daß hierin das Hypomochlion der taktischen Praktik gesucht werde: so ward es schon zum Conflicte, wenn er das Lächeln nicht zu bemeistern vermochte, als nach geendigter Herbstübung der Bataillonscommandeur im Kreise der versammelten Offiziere mit tiefbekümmerter Miene in die wehmuthsvolle Klage ausbrach: „Und endlich, meine Herren, läßt auch das Gewehrtragen in allen Compagnien des Bataillons, vorzugsweise aber in der elften Compagnie, noch sehr viel zu wünschen übrig."

Gleichwol erhielt sich der Stand der Dinge geraume Zeit hindurch noch in ganz leidlicher Lage. Trotz alles Raisonnirens über Dienstplackerei u. s. w. hatte die nicht im Kriege gewesene Minderzahl doch lange hin gegen alle die Feuertaufe genossenen ältern Offiziere eine große innere Pietät. Dann auch genoß die sogenannte Wissenschaftlichkeit den ganzen blendenden Reiz der Neuheit, und gewährte großen Trost über das Unerfreuliche des täglichen Lebens. Es herrschte darin bald ein förmlicher Wetteifer unter den einzelnen Regimentern. Hatte das zweite Regiment zwei Historiker und einen Metaphysiker aufzuweisen, so rühmte sich das dritte Regiment eines Chemikers und zweier Naturphilosophen; Poeten und Kunstästhetiker liefen nur so nebenbeiher. Die militairischen Zeitschriften wimmelten von Abhandlungen. Wer nicht geradezu zu den ordinairen Schlachtschützen gezählt werden wollte, mußte im 27. bis 28. Jahre wenigstens eine solche Abhandlung geschrieben haben. So schrieb denn wer schreiben konnte wacker darauf los, der Eine über die Paradoxen beim Rekrutenexerciren, der Andere über das Krippenköcken u. s. w., und wer nicht schrieb — nun der suchte die Zeit mit Courmachen oder auch wol mit Schuldenmachen todtzuschlagen. Alle aber hofften von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr auf Krieg. Als aber Jahr um Jahr dahinschwand ohne daß es Krieg gab, die Pietät gegen die im Kriege Gewesenen immer mehr abnahm, weil sich thatsächlich schon bei bloßen Manoeuvres u. s. w. sehr unzweideutig kundgab, daß die Kriegserinnerungen der Meisten ganz und gar verlegene Waare geworden; als überhaupt den ältern in den Subalterngraden weder eine ihrem gereiftern Lebensalter, geschweige denn ihren Hoffnungen entsprechende Lebens- und Dienststellung zu Theil ward, der Pedantismus eines immer mehr mechanischen Dienstzwangs immer drückender wurde, und während von obenherab hin und wieder eine offenbare Verhätschelung des gemeinen Mannes stattfand, gegen die Subalternoffiziere mehr und mehr eine selbst in ihre Privat- und rein bürgerlichen Angelegenheiten tiefeingreifende, in vielen Fällen tiefverletzende befehlshaberische Willkür geübt ward: — da mußte sich natürlich die allgemeine Misstimmung von Tag zu Tag vermehren und somit nothwendig auch hin und wieder offenbare Conflicte erzeugen. In der sogenannten guten alten Zeit war freilich wol jene befehlshaberische Willkür eine nicht mindere, und die Grobheit mit welcher sie geübt wurde offenbar eine noch weit größere gewesen; aber der Bildungsstand zwischen den Befehlenden und Gehorchenden war im Allgemeinen der nämliche, und somit fiel auch der hauptsächlich aufregende Contrast zwischen der in der Gegenwart oft so grell hervortretenden Unwissenheit des Befehlenden gegen das Besserwissen des Gehorchenden hinweg. Zudem fand vordem der Untergebene darin ein ungemein dienliches Mittel sich seines Unmuths über von seinem Vorgesetzten erduldete Unbilden alsbald zu entschlagen, daß er seinerseits wieder seinen Untergebenen eine reichliche Libation von Fuchtelhieben verabreichte, zumal er sich hierdurch zugleich auch bei jenem wieder in Gnaden zu setzen vermochte; welches Mittel jedoch, Dank sei es dem Himmel, mit Ausnahme hin und wieder geübter heimlichen Knüffe und Püffe, gänzlich unanwendbar geworden war. In welcher Art und Weise das Lautwerden dieser innern Misstimmung und Verbissenheit durch die auf alle Literaturerzeugnisse geübte Aufsicht langehin unter dem Daumen gehalten wurde, darüber hat Ref. in Nr. 80 d. Bl. bereits einige Fingerzeige gegeben. Indessen begnügte man sich hiermit nicht, sondern es sollte in Rede und Schrift auf Erweckung und Erhaltung eines guten Geistes hingewirkt werden. Abgesehen von der lächerlichen Ungeschicklichkeit mit der Dieses in einzelnen Fällen durch Einzelne versucht ward, mußte die Schroffheit mancher hierbei aufgestellten, der gesunden Vernunft Hohn sprechenden Behauptungen nothwendig dazu führen nur noch mehr zur Opposition anzureizen, und deren Durchbruch und somit jenen Zustand herbeizuführen der sich aus so vielen Erscheinungen der Militairliteratur der Gegenwart erkennen und entnehmen läßt.

Diese vielfach leider sehr unerfreulichen und sogar nicht ganz ungefährlichen Zustände würden nun allerdings am schnellsten und sichersten dadurch beseitigt werden können, wenn mindestens bis zum Regimentscommandeur herab alle höhern Befehlshaberstellen durch Männer besetzt würden die sich nicht blos durch vollendete kriegerische Ausbildung, sondern auch durch Geistes- und Gemüthsreichthum auszeichneten und sich daneben als vollkommene Gentlemen erwiesen. Da aber eine solche Heischung offenbar nicht einmal durch Fortunatus' Wünschhütlein zu verwirklichen sein würde, so muß man sich der Hoffnung zuwenden, daß mittels guter militairischer Institutionen ein Theil jener bestehenden Uebelstände zu beseitigen, und namentlich auch minder geistig begabte, aber von redlichem Willen und ehrenhafter Gesinnung beseelte

Männer befähigt werden dürften der Befehlsführung in diesen Sphären in befriedigender Weise vorstehen zu können. Insofern ist Ref. daher auch ganz mit dem Verf. des vorliegenden Werks einverstanden, daß a) durch klare, den innern Dienst auf die einfachsten Formen zurückführende, den Untergebenen nicht blos Pflichten, sondern auch Rechte und namentlich Rechtsschutz gegen befehlshaberische Willkür bezüglich seiner rein bürgerlichen Verhältnisse gewährende allgemeine Dienstvorschriften; b) durch vernunftgemäß einzig und allein auf die Heischungen des Kriegs Bezug nehmende Ausbildung des einzelnen Mannes, sowie der verschiedenen Abtheilungen in allen Waffen, sowie endlich c) durch bessere Gestaltung der Strafrechtspflege und durch Beseitigung des unheilvollen Grundsatzes: daß der Untergebene gegen den Vorgesetzten unbedingt stets Unrecht behalten müsse, neben vermehrter innerer Tüchtigkeit der Truppen an sich auch die Freudigkeit am praktischen Dienste ungemein befördert, und wo sie erloschen sein sollte, wieder neu erweckt werden würde, indem dadurch neben Ausgleichung manchen Zwiespalts zwischen dem Raisonnement der gesunden Vernunft und der thatsächlichen Wirklichkeit auch die hin und wieder stattfindende Dienstüberbürdung sich sehr ermäßigen würde.

Was dagegen vielfache Einzelheiten betrifft, welche der Verf. in den Abschnitten über Dienst, Disciplin, Strafrecht ꝛc. als nützlich oder durch die Sittlichkeit (!) geboten anempfiehlt, so kann sich Ref. damit keineswegs ebenso einverstanden erklären. In dieses Einzelne näher einzugehen verbietet jedoch der Raum. Ref. beschränkt sich daher auf die Bemerkung, daß, was namentlich die bevorwortete Berechtigung der Untergebenen betrifft, in gewissen Fällen gegen bestimmte Befehle und Anordnungen suspensive Einwendungen erheben zu dürfen, Dieses nur allseitig zum größten Unheil ausschlagen würde. Ein vernünftiger Commandeur wird nämlich ohnehin schon eine in geeigneter Weise erfolgende Remonstration gegen eine in irriger Voraussetzung getroffene Anordnung entsprechend würdigen, ein unvernünftiger Commandeur aber durch ein solches seinen Untergebenen eingeräumte Veto wahrhaftig nicht vernünftiger gemacht werden. Kräftige Commandeure dürften, wenn solche einmal wegen einer von ihnen begangenen Uebereilung (selbst der Beste ist nicht frei von schwachen Stunden) mittels dieser Berechtigung öffentlich sich blamirt fänden, zur Rachsucht gereizt, schwache Commandeure aber vollends zum schwankenden Rohre gemacht werden, und mithin nur eine heillose Verwirrung und ein förmliches Advocatentreiben erzeugt werden. Ueberhaupt so sehr der Verf. auch vollkommen Recht hat, daß wildes Toben, zorniges Fluchen, zurückstoßende Härte, rauhes Wesen, gemüthlose Dienststrenge und befehlshaberische Willkür u. s. w. Nichts weniger als preiswürdige Universalmittel sind um wahren Dienstgehorsam zu erzielen, sondern ernste aber wohlwollende Belehrung meistentheils viel sicherer zum Ziele führe: so ist es doch aber auch nicht minder wahr: „Der Krieg ist ein roh gewaltsam Handwerk, es kann mithin auch in der Kriegsübung und im Waffendienst gerade auch nicht Alles und alle Zeit mit den Fingerspitzen und mit Glacéhandschuhen angefaßt werden. Ein herzhaft fröhliches Donnerwetter und Himmelschwerenoth ist hin und wieder ebenso wenig vom Uebel, als wenn einmal ein Capitain einem stößigen Böcklein oder einem gar zu indolenten Bullenkalbe qua Compagniepapa eine tüchtige Maulschelle applicirt." Vor Allem vergesse man nicht, daß die Subalternen wahrhaftig auch nicht alle sind wie sie sein sollten, sondern daß, abgesehen von verbissenen Raisonneurs, denen selbst der liebe Gott Nichts zu Danke machen kann, leider gar vielfach ein höchst bedauerlicher Sybaritismus und Dandysmus und ganz besonders eine recht widerwärtige dünkelvolle Halbwisserei unter denselben angetroffen wird, weshalb es nicht minder noth thut, auch nach unten hin frische Quellen der Abklärung und des Ersatzes hinzuleiten. In dieser Beziehung verdient nun die Foderung des Verf.: „Die wissenschaftlichen Ansprüche an die Offizier-Aspiranten lieber Etwas zu ermäßigen, dagegen aber mehr auf Geistesfrische und natürlichen Verstand zu achten, und vorherrschende Talente und Fähigkeiten irgend einer Art als Ausgleichung von Mängeln in den vorgeschriebenen Fächern gelten zu lassen", um so mehr alle Aufmerksamkeit, als der Verf. 20 Jahre lang Mitglied einer Prüfungscommission war und als solches an 7000 junge Männer ihre Prüfung bestehen sah.

Das hier aus vorliegendem Werke zur Sprache Gebrachte wird es begründen, wenn Ref. die Lecture desselben nur für reifere Männer als paßlich erachten kann, für solche aber, und namentlich für Männer aus den höhern Militairgraden, als recht nutzbringend bezeichnen zu dürfen glaubt, weil, wo der Verf. Recht hat — und Dieses ist recht häufig der Fall — Dieses sehr klar und sehr überzeugend an den Tag tritt; bezüglich Desjenigen aber wo er offenbar zu weit geht, nicht zu befürchten ist, daß die höhern Militairgrade hierfür eine übermäßige Empfänglichkeit beweisen möchten.

M. von Ditfurth.

Zur Rechtfertigung Schiller's.

In dem ausführlichen Bericht über K. Grün's Schrift über Schiller in Nr. 99—106 d. Bl. von Richard Morning wird (Nr. 103) von dem Recensenten in Bezug auf den „Taucher" zwar der unstatthafte Wunsch Grün's: „daß wol die Stimmung der Königstochter nach dem Untergang des kaum Angelobten noch in einer Strophe habe bedacht werden können", mit treffender Ironie zurückgewiesen; dagegen gibt ihm derselbe — zu meinem nicht geringen Befremden — den Anfang der herrlichen Ballade preis, der, drückt er sich aus, „ziemlich prosaisch und hölzern (!) ist, und in dem sich die von einem Könige edeln Rittern für ein so gefahrvolles Unternehmen gebotene Belohnung höchst komisch ausnimmt"!! Zum ersten mal wird ein solcher Tadel und in solcher Manier gegen die Ballade ausgesprochen, und mag so manchen Leser unangenehm berührt haben. Um es mit Einem Worte zu sagen: des Recensenten Ausstellung beruht auf einem völligen Misverständnisse, einem gänzlichen Verkennen der Intention des Dichters. Nicht der goldene Becher nach seinem materiellen Werthe sollte die Ritter oder Knappen zu dem gefährlichen Wagstück anfeuern, sondern der Ruf der Ehre, der Todesverachtung. Der Becher ist hier nur Sym-

bol eines rein geistigen Motivs. Dies liegt schon in dem Ausruf des Königs:

Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Wer daher den Becher wiederbringt, beweist damit vor Allem, daß er bis in die Tiefe gelangt ist. Noch deutlicher aber tritt es zum Schlusse hervor, da der König bei der zweiten Auffoderung, den Bitten seiner Tochter der Prinzessin spottend, diese selbst als Preis setzt, wenn der Knappe zum andern mal den Becher ihm wieder zur Stelle schaffen würde. Was die Ehre, was ein Königreich nicht vermocht, Das vermag allein die Liebe:

Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Dieser Stufengang höherer geistiger Motive von Ehre und todesverachtendem Muthe zur Liebe wirkt um so mehr, als er an dem Contraste eines schlichten Edelknechts gegen die „edeln" Ritter sich steigert. Was kein Ritter wagt, Das wagt der Knappe; und wenn es heißt:

Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundernd schauen —

so denkt Niemand an den Becher und Stoff aus welchem er gemacht ist, so wenig als der Knappe. Jenes rein moralische oder vielmehr romantische Motiv hält uns durch das ganze Gedicht in Spannung, und mit dem höchsten Grade derselben endigt das Gedicht. Um den dramatischen Anfang der Ballade, den Schiller auch sonst liebt, zu erklären, muß man sich den König in erhöhter, leidenschaftlicher Stimmung denken, welchem der Zufall einen goldenen Becher in die Hand führte, den er aber weniger als Lohn denn als Ziel eines ungeheuern Unternehmens, welches den Lohn in sich hat, in den Abgrund schleudert.

Diese durchaus geistige und romantische Haltung und Wirkung der auch von Goethe mit Recht bewunderten Ballade tritt dann besonders klar hervor, wenn man die rohe Fabel welche Schiller benutzt hat dagegen hält, was der treffliche Valentin Schmidt („Balladen und Romanzen deutscher Dichter", Berlin 1827) aus dem Schatze seiner seltenen Belesenheit und Gelehrsamkeit näher ausgeführt hat. Hier, bei dem sogenannten Fisch Nicolas (Colan), nach der spanischen Erzählung des Feyjor, war es allerdings die gemeine Habsucht die ihn das erste mal wegen eines goldenen Bechers, und das andere mal wegen einer mit Goldstücken gefüllten Börse in den Abgrund trieb, von wo er nicht wieder heraufkam — während Schiller seinen Helden mit allen Reizen der Jugend, der Gestalt und des Edelmuths ausschmückt, und durch den Zusatz der Königstochter seine That in das Reich des Ungewöhnlichen erhebt, oder, wie Schmidt sich ausdrückt, die Ballade aus der historischen Zeit in die Märchenwelt versetzt. Eine feine Bemerkung Schmidt's ist auch, daß Schiller durch den Vers:

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein rc.

den Ton des echten Volksdichters getroffen hat, indem er sich oder vielmehr das Volk redend einführt. Zugleich dient es als Steigerung des Motivs und bereitet das Gemüth auf das Höchste vor.

Unser Zeitalter nennt sich das der materiellen Interessen: wollen diese auch in die Poesie eindringen? 116.

Bibliographie.

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden von K. v. K. Drei Bändchen. — A. u. d. T.: Sagen und Mährchen. 1ster Theil. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.

Hinkel, K., Allgemeine Aesthetik für gebildete Leser. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Köberle, J. G., Der neue Thurm zu Babel oder Ahasver und seine Gesellen. Zwei Bände. Leipzig, Kößling. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Luden, H., Rückblicke in mein Leben. Aus seinem Nachlasse. Jena, Luden. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Malortie, C. E. v., Der Hannoversche Hof unter dem Kurfürsten Ernst August und der Kurfürstin Sophie. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mann, F., Populäre Vorlesungen über Natur und Geist, abgehalten vor einem gebildeten Publikum zu Nürnberg im Wintersemester 1847. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 15 Ngr.

Marlin, J., Geschichten des Ostens. 1ster bis 3ter Theil. — A. u. d. T.: Attila. Drei Bände. Pesth, Heckenast. 8. 4 Thlr.

Mäurer, G., Herzensergießungen. Leipzig, Weller. Gr. 16. 24 Ngr.

Montemont, A., Neue Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren von 1837—1847 nach den verschiedenen Theilen der Erde ausgeführt oder veröffentlicht. Enthaltend: die Beschreibung der besuchten Gegenden, deren Sitten, Gewohnheiten, Regierungsformen, Cultus, Productionen, Industrie, Handel rc. Aus dem Französischen von W. B. 1ster Band. Reisen um die Welt und nach der Oceanie. 1stes Heft. Nordhausen, Fürst. 1848. Gr. 12. 6 Ngr.

Mühlböck, R., Friedrich der Schöne von Oesterreich oder Mansuro's Warnungsspruch an der Denkmalssäule Spinnerin am Kreuz bei Wien. Ein historisch-romantisches Gemälde. Zwei Theile. Mit 2 Abbildungen. Wien, Mausberger. 12. 8 Ngr.

Preßler, M. R., Das Normalgymnasium, eine dem Boden der forst- und landwirthschaftlichen Pädagogik entsprossene, im Geiste rationeller Menschen- und Berufsbildung entwickelte und im Interesse aller höhern Fachschulen dargestellte Theorie einer zeitgemäßen Umgestaltung des humanistischen Unterrichtswesens. 1stes Buch: Ideen. Leipzig, Arnold. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.

Reed, A., Martha. Andenken an eine einzige und geliebte Schwester. Eine, christlichen Jungfrauen gewidmete, freie Uebersetzung aus dem Englischen. 2te durchgesehene Auflage. Essen, Bädeker. 8. 1 Thlr.

Schlözer, K. v., Russlands älteste Beziehungen zu Scandinavien und Constantinopel. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmidt, J. H., Ueber barmherzige Schwestern. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Besser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schwenck, K., Literarische Charakteristiken und Kritiken. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Voigt, F. S., Geschichte des Pflanzenreichs. 1ste Lieferung. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Volksbücher. 39. Der Märkische Eulenspiegel, d. i.: Seltsame und kurzweilige Geschichten von Hans Clauert in Trebbin. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, O. Wigand. 8. 2½ Ngr.

— — 40. Der wegen seiner kurzweiligen Possen merkwürdige Schlesische Rübezahl oder der schalkhafte Berggeist. Von O. L. B. Wolff. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

— — 41—43. Der weise Ritter. Merkwürdige und anmuthige Geschichte des Herzogs Herpin von Bourges und seines in der Gefangenschaft gebornen Sohnes Löwe, welcher später durch Gottes Rathschluß König von Sicilien wurde. Von O. L. B. Wolff. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

— — 44. Anmuthige Geschichte von Prinz Gerbino und Prinzessin Rosina. Von O. L. B. Wolff. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

— — 45. Der lustige Kirmeßbruder. — Der lustige Cavalier Hans Guck in die Welt mit seinen wohlgemeinten und fleißig gesammelten Scherzreden. Von O. L. B. Wolff. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 346. —— 12. December 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Dritter und letzter Artikel.*)

39. Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Michael Beer. Zweite mit einem Anhang vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1847. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Es ist wunderbar, wie in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, seitdem „Struensee" von M. Beer erschien und gefiel, sich unsere Vorstellungen von dem Ernst der historischen Tragödie und unsere Foderungen an diese verändert und gesteigert haben. Eine so naive, fast kindlich unschuldige Auffassung der tragischen Materie wie in diesem gepriesenen Stücke niedergelegt ist würde heute kaum noch Gnade vor der Kritik finden, gewiß nicht zur Geltung gelangen. Das Stück ist voll der trefflichsten Rhetorik, die Sprache ist blühend und schön, Das was man gewöhnlich poetischen Hauch nennt ist vielfältig über Charaktere und Situation verbreitet; allein die Motive der handelnden Personen sind so aus dem Kreise unschuldvollster Poesie, so idyllisch, so erfahrungslos hingestellt, daß sie das Stück, so weit es ein Stück wirklichen Lebens darstellen soll, völlig vernichten und in sich zerstören. Es bleibt Nichts übrig als ein poetisches Phantasiebild, ohne allen Anspruch auf Wahrheit. Von diesem Charakter des Stücks überzeugen uns sofort die allerersten Scenen. In der fünften des ersten Acts treffen die beiden Gegner des mächtigen Günstlings, Köller und Ranzau, zusammen; sie erkennen sich, und mit einem Vertrauen über das wir die Augen zudrücken wollen theilen sie sich ihren Haß und ihre Absichten sofort mit. Sehen wir die Motive zu Beidem näher an, so finden wir den Oberst Köller zu jedem Aeußersten entschlossen, warum? Weil Struensee mit ihm ein und dasselbe Mädchen geliebt und diese Geliebte verlassen hat! Erinnert schon Dies beinahe an Geßner und seine Schäferspiele, so ist der Staatsmann Graf Ranzau, Minister in der intriguensüchtigsten Epoche der Geschichte, vollends ein schuldloses Kind. Struensee hat sich seines Glücks überhoben, er steht auf dem Gipfel einer angemaßten Macht, und was hat Ranzau mit ihm zu schaffen? Er will ihm die rings drohende Gefahr vorstellen und ihn auffodern sein Scepter niederzulegen, es ihm abzutreten. Nun wahrlich, dieser Staatsmann ist ein Kind aus dem Lande der Unschuld; so glaubensvoll, so unerfahren, daß er sagen kann:

> Er entsage... Wie? Ward er nicht in Nacht
> Geboren? Hat vorbedeutend ihn das Schicksal
> Nicht auf des Lebens niedern Weg gestellt?
> Er kehre wieder in das alte Dunkel,
> Verzicht' auf Amt und Würden — und ich biete
> Mich zum Vermittler an...

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 169—171 und Nr. 262—266 d. Bl. D. Red.

> Wir sichern ihm in ferner Einsamkeit
> Ein sorgenlos, ein fluchentlad'nes Leben u. s. w.

Man muß ein in seinen Gegenstand bis zum letzten Haar vertiefter Poet sein um nicht zu erkennen wie übel die Wahrheit bei solcher Auffassung fährt. Kann ein Mann wie Ranzau ernsthaft glauben, ein Mann wie Struensee werde auf seine bloße poetische Ermahnung hin das Ziel seines Lebens fallen lassen und sich selbst vernichten? Nimmermehr! In diesen Bezügen hat das Zeitalter Fortschritte gemacht; dergleichen unschuldvolle Schwachheiten sind in den historisch und psychologisch ausgetieftern Arbeiten Gutzkow's, Laube's, Prutz' nicht mehr möglich. Allein, kein Gewinn ohne Verlust! Die jugendliche Glut, die Fülle poetischen Schmucks, der Schmelz und der Reiz eines unbewußten Ergusses ist freilich auch über dieser wachsenden Erkenntniß großentheils verloren gegangen, und wir haben, wollen wir Wahrheit der Motive und jugendliche Glut zusammen antreffen, immer wieder auf Schiller zurückzukommen, den Liebling der Natur wie der sinnenden Muse! In derselben Art sind in diesem Stück fast sämmtliche Hebel der Handlung falsch und unrichtig angebracht, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der poetisch viel schwächer ausgestattete „Struensee" von Laube in dieser Beziehung einen unendlichen Vorsprung vor diesem ältern Rivalen gewinnt. Was dort die Intention bewirkt, thut hier der völlig naive Zufall. Hiervon jedoch abgesehen, welch ein Unterschied zwischen der prosaischen nüchternen Arbeit Laube's und dieser warmen, in allem Schmuck der Dichtersprache glänzenden, gedankenreichen Dichtung Beer's, in der sich wie eine Schnur fehlerloser Perlen Gedanke an Gedanke reiht, und die den poetischen Reichthum unsers Idioms zur schönsten Darstellung bringt! In der That, wir kennen kaum ein deutsches Drama, das in so tadellosem Maß und Fülle die deutsche Dichtersprache, die Harmonie, den Wohllaut, den Rhythmus unserer Muttersprache, die Fülle ihrer Bilder und Bildungen, den poetischen Glanz ihrer Wendungen so vollkommen ausgäbe wie dieser „Struensee", der von dieser Seite her gewiß zu den Muster- und Meisterstücken unserer Dramaturgie zu zählen ist. Eine wahrhaft köstliche Episode dieser Art ist der Preis Shakspeare's im Munde der Königin Mathilde, im Eingang des zweiten Acts:

> . . Ich denke,
> Der Fürst der Dichter meines Englands hat
> So tief ins Herz der Könige geschaut,
> Daß er in seiner Kön'gin Nähe nur
> An seinem Platz — bei seines Gleichen war.
> Wie Ihr mich staunend anblickt, liebe Gräfin!
> Der Frevel wider alle Majestät
> Ist nur in meinem Mund zu dulden — nicht?
> Doch sprach ich's aus und wiederholen würd' ich's,
> Wenn meine fürstlichen Genossen alle
> Vor mir versammelt wären. Diesem Shakspeare
> Liegt wie ein aufgeschlag'nes Buch das Herz

Der Völker und der Kön'ge vor. Blickt hierher —
Hier steht die Wahrheit wie ein ew'ges Licht . . . .
Und gleicht das Schicksal jener Nichte Englands,
Der holden Blanca von Castilien, nicht
Dem Loos der Fürstentöchter aller Zeiten?
Wie schildert er so rührend und so wahr
Die süße Trauer der bescheid'nen Blüte!
Vom mütterlichen Stamme losgerissen
Schwankt sie in neuen sturmbewegten Pflichten.
Kaum kennt ihr junges Herz den mächt'gen Laut
Des Willens und der Wünsche, und sie muß
Entscheiden für das Leben. Sie besiegelt
Mit ihrem Herzblut schmähliche Verträge
Und folgt, da ihn ihr Auge kaum erblickte,
Dem fürstlichen Gemahl zur fernen Heimat.
Wer weiß, zu welcher trauervollen Zukunft,
Wer weiß, mit wie viel sie bejammert,
Daß ihre Mitgift eine Krone war! . . .

Weiterhin ist eine Huldigung Friedrich's des Großen nicht minder schön ausgesprochen. So treffliche Redeform, eine so klingende, warme, wohllautende Sprache finden alle Handelnde in diesem Stück. Das Gespräch zwischen Ranzau und Struensee im ersten Act, wo jener sagt:

Und dennoch ist's nicht Euer Vaterland,
Euch klingt das Murmeln dieser Ostseewelle
Nicht wie ein Wiegenlied der Kinderzeit u. s. w.

das Gespräch zwischen Vater und Sohn Struensee, zwischen Detlev und diesem sind Muster des dramatischen Dialogs. Doch nicht hierin allein ist der Preis dieser Dichtung zu setzen. Das poetische Interesse der Handlung selbst — von dem historisch-psychologischen Inhalt abgesehen — ist sein größtes Verdienst. Wie es uns fesselt, so beruhigt und befriedigt es uns auch. Kein Wunsch, daß der Eine oder der Andere sich anders zeige, steigt bei uns auf. Der Held wie seine Gegner, Juliane wie die liebliche Mathilde, der Kampf gegen die Verschwörung wie die unendliche Zartheit in dem Verhältniß der Königin zu dem Helden, alle diese Beziehungen gewinnen uns Zustimmung, Beifall ab, und die Kritik kommt nicht zu Worte. Wie steht diesem Genuß gegenüber Laube's classisch sein sollender Struensee da? In seiner halb romantisch, halb antik geformten Gestalt weckt er den Widerspruch, die Kritik erst auf, und stört, nüchtern und tendenzvoll wie er sich zeigt, den Genuß ohne den Verstand zu befriedigen. Was die nüchterne Wohlerwogenheit leisten kann, hat sie geleistet! Lassen wir aber dies erfolglose Ringen nach Abschluß und Befriedigung nur fallen: der rechnende Dichter hört auf ein Dichter zu sein; denn wo das Schöne nicht als freier Erguß ohne Cirkel und Maßstab hervorquillt, wird die Berechnung es wahrlich nicht finden. Frei ist die Gabe der Muse; Gedanke und Gedicht müssen aus einem Zeugungsact des Geistes hervorgehen: nicht nach- und hintereinander können sie geboren werden.

40. Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Eduard Hobein. Schwerin, Kürschner. 1847. 8. 15 Ngr.

Es ist wirklich nicht gut zu erklären wie irgend ein Kunsterfahrener auf den Gedanken kommen könne den würdigen Ulrich v. Hutten zum Helden einer Tragödie zu erwählen; wir würden Dies kaum Frau Birch-Pfeiffer zugute halten. Von Allem was die tragische Kunstform von ihrem Stoff begehrt bietet das Leben Ulrich's v. Hutten geradehin Nichts dar. Was sehen wir in der That hier anders als einen Mann dem Geistesfreiheit ein theures Gut ist, der dafür wo er kann mit Worten kämpft, redlich, offen, ohne Falsch; der ferner Sickingen's Freund und Helfer bei seinen Bestrebungen für Reichsfreiheit ist, der sich hierdurch Haß und Verfolgung zuzieht, und der endlich thatenlos, enttäuscht, gebeugt über verlorene Hoffnungen, im Exil zwar, doch im Arm der Freundschaft sanft entschläft. Ist Dies nun tragisch und kann dies Alles einen tragischen Stoff hergeben? Gewiß nicht; denn in dieser an sich betrübten Geschichte fehlt es gänzlich an derjenigen Concentration des Willens und des Charakters die eine tragische That zu erzeugen im Stande ist. Rechnen wir nun hinzu, daß dem Verf. von der tragischen Form nur ein sehr unvollkommenes Bild vorschwebt, und Vers und Sprache wenig von dem poetischen Glanz aufweisen können der nicht selten den Mangel wesentlicher Eigenschaften verhüllt, so bleibt eben nur eine von den Arbeiten übrig an denen die deutsche Dramaturgie leider so großen Ueberfluß hat, und die ihrer Bedeutung, indem sie sie verflachen, tiefe Wunden schlagen. Die Charaktere dieses Stücks haben weder in der Geschichte noch in der Phantasie einen festen Boden; ihre Glieder schlottern, ihr Umriß ist unsicher, sie bewegen sich mechanisch wie die Figuren eines Puppenspiels. Dieser Erzbischof von Trier, Hutten's Feind und Prototyp der Finsterlinge, bringt es nicht weiter in seinem Haß der Aufklärung als daß er ruft:

. . . Wie die Angst mich packt,
Wenn ich es denke, daß sie enden könnte,
Daß jene geist'ge Macht — die feste Kette,
Die siegreich selbst das Schwert des Herrschers,
Des weltlichen, umschlang — zerbrechen könnte
Ein frech Jahrhundert, dem Nichts heilig ist.

That und Gesinnung, welche die Tragödie machen, fehlen an dieser Seite wie sie auch an der andern fehlen; denn auch Hutten zeigt sterbend Reue darüber, daß er den schlimmen Feind „gehaßt" habe. Und so bleibt fast Nichts poetisch und anregend in diesem Stück als das Bild der Freundschaft zwischen Sickingen und Hutten, dessen Darstellung dem Verf. durch einige gefällige Züge geglückt ist. In allem Uebrigen gehört er offenbar zu den Lernenden.

41. Johann und Kornelius de Witt, oder das Ewige Edict. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen aus der Zeit Ludwig's XIV. Von Elise von Hohenhausen. Kassel, Hotop. 1847. 8. 12 Ngr.

Auch diese Arbeit — wiewol es hier an einem Tragödienstoff nicht gebricht — ist zu den verunglückten zu rechnen. Was hat die Zeit Ludwig's XIV. zunächst mit dem Fall der de Witt zu thun? Wie unklar ist die Zeit, wie verworren die Sache aufgefaßt für welche die de Witt blutig untergingen! Wie willkürlich und am Ende doch wie matt ist ihr Heldenthum begriffen und dargestellt! Man vernimmt sich ja kaum aus dem sachlichen Zusammenhang, und der poetische ist völlig pfadlos. Es bewährt sich an diesem Stücke wieder, welche Mühe auch begabte Frauen haben sich selbst ein dramatisches Gemälde zu construiren. Indessen enthält das Drama doch ein zwar nur episodisch behandeltes, aber unleugbar poetisches Element, es ist Dies die Liebe Paula's, der Tochter Johann de Witt's, zu dem Prinzen von Oranien. Diese Fiction, wirkungsvoll an sich und gut durchgeführt, hat offenbar die ganze Anlage des Stücks beherrscht und vielleicht überhaupt den Entstehungsgrund zu demselben hergegeben. In diesem Fall ist der Verf. nur der Vorwurf zu machen, daß sie sich überhaupt auf die politische Bühne hinauswagte, anstatt der bürgerlichen und familienhaften Auffassung der Sache entschieden treu zu bleiben, womit sie vielleicht eine gute bürgerliche Tragödie zu Stande brachte. Sie verließ aber diesen Standpunkt, sie wollte eine politische, eine Art von Freiheitstragödie schreiben, und hat nun ein Unding ins Leben gerufen. Schade um die lieblichen Scenen zwischen Paula und Frau de Witt, Paula und dem Prinzen am Schluß des Stücks und um einige gefühlvolle Monologe, die sich nun in dem verkehrten Ganzen verlieren, während sie an rechter Stelle geglänzt haben möchten. Denn völlig verkehrt sind die beiden Brüder, vorzüglich aber der Admiral, aufgefaßt, den man fast für wahnsinnig zu halten in Versuchung geräth; völlig sinnlos ist das Treiben der Louwensteiner, völlig deutungslos das Verhalten des Prin-

zen. Ueberall geht das Specielle einer bestimmten politischen Situation in allgemeinen Redensarten unter. Dagegen stellt sich das Allgemein-Menschliche in dem Verhältniß zwischen Paula und dem Prinzen unwillkürlich in den Vordergrund, recht wie zum Beweis, welcher Sphäre der Poesie dichtende Frauen unwandelbar treu bleiben sollten. Und so prägt sich auch der Geist des ganzen Stücks in der Schlußscene nach dem Fall der de Witt ganz richtig als ein Kampf der Herzen aus. Der Prinz sagt:

> Wie, Paula, bin ich Schuld denn an dem Tode
> Johann de Witt's? Ich wollte ja ihn retten!
> Soll ich nun die unschuld'ge Schuld entgelten (!)?
> Sei du gerecht, Geliebte! Ach, vielleicht
> Ist es die Nachwelt nicht, wirft meinen Namen
> Zu de Witt's Mördern. Sei du die Meine,
> Dann sieht die Nachwelt, daß ich ohne Schuld ...
> O, selbst Chimene auch, die Spanierin,
> Gab liebend endlich ihrem Eid sich hin,
> Doch fiel ihr Vater durch Rodrigo's Hand....

worauf Paula mit der Nothwendigkeit zu entsagen antwortet, und das Stück in einer kurzen Scene endet, welche zeigt, daß das Volk nun alle Bande des Gehorsams gebrochen hat. Die angeführte Probe thut dar wie wenig Sorgfalt auf Sprache und Vers hier verwendet sind, was einer Dichterin mit Recht noch weniger wie einem Dichter zu verzeihen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Entwickelung des Christenthums in den hessischen Ländern bis zu deren Theilung 1567, mit besonderer Berücksichtigung der hessischen Kirchenverfassung. Von **B. Denhard**. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Es thut wahrhaftig in unserer Zeit noth, daß man zuweilen nach dem Gange und der Entwickelung der christlichen Lehre im Laufe der Zeiten zurückblickt, daß man die Grenzlinien bezeichnet innerhalb welcher der Strom des Christenthums segnend in die Herzen der Völker sich ergoß, daß man die Uebergangspunkte, die Entwickelungsstufen zu erkennen sucht welche dasselbe durchlaufen hat; es thut wahrhaftig noth, um es kurz zu sagen, daß man die Geschichte der Entfaltung des Christenthums fortwährend vor unsern Augen entrollt, um in der Gegenwart den Halt nicht zu verlieren, der uns über die Sandbänke des reactionnairen Pietismus und Ultramontanismus sowie durch die Strudel des Alles auflösenden Atheismus sicher zu leiten im Stande ist. Eine Geschichtsforschung die durch die harte Schale der äußern Ereignisse nach dem innern Kern, dem Grundgedanken, zu dringen versucht, wird eben dadurch daß sie uns gewissermaßen von dem starren Factum, der todten Formel befreit, um so heilsamer auf den Leser und Denker wirken, als sie ihn daran gewöhnt stets die Ereignisse ihrem innern Zusammenhange nach anzuschauen, ihn die Nothwendigkeit des Organisch-Gewordenen begreifen lehrt und den Blick frei und offen macht, um die Richtpunkte zu entdecken nach welchen die Gegenwart hinzusteuern hat. Die Theologen haben durch ihre dogmatischen Streitigkeiten und philologischen Spitzfindigkeiten so sehr dem einfachen schlichten Manne und dem Gefühle seiner Brust den Weg verrammelt, daß sie nur schwer durch das verworrene Gestrüpp der sich kreuzenden Ansichten hindurchdringen können; sie haben durch das Streben, das Christenthum als eine außer der geschichtlichen Entwickelung liegende Größe anzusehen, als ein Gegebenes, in seinen Formen Unveränderliches zu fixiren, es dahin gebracht, daß so mancher strebsame Kopf der die Verketzerung fürchtet lieber von diesem Felde ganz sich fern hält, und die Hauptsache gethan zu haben meint wenn er nur persönlich mit sich ins Reine gekommen ist. Die Theologen ziehen das Facit, schließen die Bücher, indeß eine freiere Auffassung der Weltgeschichte ihre Blätter fortwährend für jede Entwickelung, jeden Fortschritt offen erhält und dadurch die Verknöcherung des Lebens und seiner Erscheinungen verhindert. Nur dadurch daß uns die Geschichte in den Stand setzt einzusehen, wie in allen Jahrhunderten fortwährend die freie menschliche Vernunft sich wesentlich an der Entwickelung der christlichen Lehre betheiligte, wie selbst in den finstersten Zeiten einzelne Männer auftraten, und gegen die von außen hergebrachte Autorität ankämpften, werden wir das wahre und einzige Princip aller geschichtlichen Entfaltung begreifen lernen, den Gedanken nämlich, daß alle und jegliche Einrichtung in Staat und Kirche, als den beiden Grundbahnen der menschlichen Entwickelung, fortwährend unter dem Coefficienten der nach Freiheit strebenden Menschenvernunft stehe, und daß diese sonach berechtigt ist ihre frühern Stufen immer wieder zu höhern aufzulösen. Werden und Entfalten sind die Pole des Lebens, der Tod aber ist die Stabilität, die Auflösung. Die Geschichtschreibung also, die uns in den Stand setzt einzusehen, wie unsere gegenwärtigen Zustände nur das Resultat einer allmälig sich bildenden und veränderlichen Thätigkeit des menschlichen Geistes sind, wird uns vor dem starren Buchstaben bewahren, sie wird uns zeigen, daß keineswegs die Aufgabe der Gegenwart darin besteht, mit allen Kräften an die einmal gewordene Vergangenheit sich fest und unabänderlich anzuklammern, sondern auf dem Boden des Gewordenen die neuen Ideen ihre Kraft erproben zu lassen; denn die Zeit ist der beste Prüfstein für den Werth der Gedanken.

Der Verf., der im vorliegenden Buche die Entwickelung des Christenthums in den hessischen Ländern nachgewiesen hat, wird sich ein um so größeres Verdienst in seinem Vaterlande errungen haben, als man in demselben — wir meinen vorzugsweise jedoch nur das Kurfürstenthum — mit einer starren und harten Consequenz jede freiere Richtung in der Kirche zu ersticken sucht, als man wenig Hehl daraus macht, wie protestantischer Pietismus Hand in Hand mit katholischem Ultramontanismus geht, und wie beide ihr Zetergeschrei über jeden Andersdenkenden erschallen lassen, ja wo man sogar den Deutsch-Katholiken ein anständiges Begräbniß verweigert, dieselben an die Wände der Friedhöfe als Verbrecher einscharren läßt, und wo man in frommem Bekehrungseifer sogar an China denkt! Der Verf. wird sich ein um so größeres Verdienst erworben haben dadurch, daß er in seinem Buche nachgewiesen hat, wie gerade die hessische Kirche vorzugsweise in allen ihren Verfassungen die sie im Laufe der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angenommen stets dem christlich-deutschen Geiste, wie er sich in jeder Zeitepoche ausgebildet, den reinsten Ausdruck gegeben hat. Es wird dadurch die Parallele, die sich ergibt wenn man die gegenwärtigen Verhältnisse mit jenen frühern vergleicht, um so mehr die Ueberzeugung uns aufdringen, daß Hessen von seinem eigenen Geiste abgefallen und seiner Sendung untreu geworden ist, und es wird dieses Buch Viel bewirkt haben, wenn es den Lesern die Ueberzeugung beibringen kann, daß das gegenwärtige System nicht allein dem Volksstamme als solchem fremd und widerwärtig, sondern auch ein Abfall am allgemeinen deutschen Geiste ist, der seine Befriedigung nicht mehr in den alten Formen finden kann, die nur für ihre Zeit genügen konnten. Mit Recht sagt daher auch der Verf. (S. 386): „Gewiß, wer die ganze Sachlage der damaligen religiösen und kirchlichen Bedürfnisse und Verhältnisse im Großen und Ganzen sowie im Einzelnen erwägt, dem muß die hessische Kirchenordnung von 1566 als die reinste Form erscheinen in welcher der christliche Geist des deutschen Volks zu jener Zeit seine Ideen von Gott und dem Verhältniß des Menschen zu ihm ausgeprägt und gestaltet hat. Sie ist der wahrste Ausdruck der religiösen und kirchlichen Ansichten und Bedürfnisse ihres Volks und ihrer Zeit."

In der Einleitung hat Hr. Denhard in allgemeinen Umrissen die Idee von Staat und Kirche entwickelt; er weist nach, wie

der Mensch sich fühlt und weiß in zwei Verbindungen, ein mal zu einer unsichtbaren Grundkraft, wodurch der Mensch und Alles was ihn umgibt bedingt wird, das andere mal zu den sichtbaren Geschöpfen seiner Art, zu seinen Nebenmenschen. Aus dem Gefühle der ersten Verbindung entsteht die Idee der Religion, oder der Urgedanke der Abhängigkeit und des Bedingtseins des Sinnlichen von dem Uebersinnlichen. Aus dem Bewußtsein aber des Zusammenhangs des einzelnen Menschen mit der ganzen Gattung und ihren Individuen entwickelt sich die Idee des Rechts oder des Verhältnisses des Menschen zum Menschen. Beide Ideen nun, um Wesenheit und Bedeutung zu erlangen, objectiviren sich in der Kirche mit ihren Lehrsätzen und Gebräuchen einerseits, und im Staate mit seinen Gesetzen und Einrichtungen andererseits. Die Verschiedenartigkeit der Völker bedingt nun aber die verschiedene Gestaltung dieser beiden Erscheinungen; daher stellen sich die verschiedenen Religionen der alten Völker, der Heiden sowol als der Juden, als aus der besondern Eigenthümlichkeit dieser Völker erwachsen, und mit dem ganzen Volksleben in engster Verbindung, man möchte sagen, Verschmelzung dar. Da nun aber die Beziehung aller Völker und aller Menschen zu Gott in ihrem tiefsten Grunde nur eine ist, so gibt es auch nur eine religiöse Wahrheit; daher verkündigte sich auch das Christenthum als eine allgemeine Religion für alle Völker und alle Zeiten. Allein dieser abstracte Gedanke widerlegte sich durch die Geschichte selbst wieder, das Christenthum verband sich mit dem Nationalen, obgleich es anfänglich die verschiedenen Volksthümlichkeiten aufgelöst hatte. Jüdische, ägyptische, griechische und römische Elemente verschlangen sich in ihren Lehren und Gebräuchen in vielfacher Mischung. Bald jedoch trat der römische Bischof an die Spitze dieser Entwickelung. Die Förmlichkeit und das Gepränge des römischen Wesen's wurden zu wesentlichen Stücken des Gottesdienstes. Schon früher aber war das Christenthum in seiner mehr allgemeinen Form, noch ohne römische Ausprägung, zu den Germanen gekommen, und hatte in ihren tiefen Gemüthern Wurzel gefaßt. Die Germanen zertrümmerten das weltliche weströmische Reich, allein die römische Kirche schloß sich an dieselben an, weil sie des weltlichen Schutzes bedurfte, und aus dieser Verbindung erwuchs der geistlich-weltliche Staat, das römische Kaiserthum deutscher Nation mit zwei Oberhäuptern, dem Kaiser und dem Papste. Nebeneinander und ineinander wurden dann Staat und Kirche in ihren Einrichtungen und Anordnungen aufgebaut. Der Staat wurde durch und durch römisch-kirchlich; aber auch die Kirche nahm in dem Lehnswesen germanische Einrichtungen in sich auf. Bald jedoch löste sich diese friedliche Verbindung, es entstand ein Jahrhunderte hindurch geführter Kampf zwischen Papstthum und dem Kaiser, der endlich in der Reformation durch das erwachte religiöse Volksbewußtsein sich entschieden löste, aber zugleich auch dem Kaiserreiche den Todesstoß versetzte, und an die Stelle der deutschen gesammten Nation die einzelnen Stämme mit souverainen Herrschern erschuf. Schon längst aber vor der Reformation hatte sich in einzelnen Stämmen eine Reaction gegen die römische Färbung des Christenthums ausgebildet, bis diese zu einer eigenthümlichen Gestaltung, dem Protestantismus, gelangte.

Das getreueste Bild dieser Erscheinungen bietet die Geschichte des Christenthums in Hessen dar, dessen Darstellung der Verf. in seinem Buche nun versucht hat. Dasselbe zerfällt in vier Bücher: das erste umfaßt den Zeitraum von der Einführung des Christenthums bis zum Anfange der Reformation; das zweite geht von der Einführung der Reformation in Hessen bis zur Homberger Synode 1526; das dritte beschreibt die Entwickelung und Ausbildung der hessischen Kirche bis zur zweiten hessischen Kirchenordnung von 1537; daran reiht sich das vierte Buch, welches von da bis zur letzten Kirchenordnung und dem Tode Philipp's des Großmüthigen geht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Marmier.

Man hat dem schreibseligen X. Marmier, und gewiß mit Recht, den Vorwurf ungründlicher Composition und literarischer Leichtfertigkeit gemacht. Wie es scheint will er bei seinem neuesten Werke: „Du Rhin au Nil, souvenirs de voyage" betitelt, diesem Tadel dadurch begegnen, daß er dem eigentlichen Texte seiner Reiseerzählung eine lange Litanei von Werken voranschickt welche er bei seiner Darstellung zur Herbeischaffung des nöthigen Materials benutzt haben will. Ob es ihm gelingen wird hierdurch seinen Lesern einen bessern Begriff von Gründlichkeit einzureden lassen wir dahingestellt. Daß er es übrigens ganz gut versteht aus vorhandenen Quellen Stoff zu einem neuen Werke, wie er deren schon eine beträchtliche Anzahl hat von Stapel laufen lassen, zu ziehen, haben wir selbst sowol schon mehr als ein mal nachzuweisen Gelegenheit gehabt. Wenn wir unser Urtheil über seine jüngste Publication in Kürze zusammenfassen sollen, so müssen wir gestehen, daß sie nicht schlechter und nicht besser als die frühern, welche wir aus dieser leichten Feder erhalten haben, sein dürfte. Gefälligkeit der Darstellung, ein leichtes, oberflächliches, aber für den gewöhnlichen Lesebedarf allenfalls genügendes Raisonnement über Dinge und Personen, eine gewisse Geschicklichkeit in Abrundung und Anordnung solcher Scenen wie sie sich dem flüchtigen Touristen bieten: alles Das ist bei Marmier im reichlichen Maße zu finden; nur möchten wir freilich an ihn die freundliche Mahnung ergehen lassen keinen höhern Anspruch zu erheben, und sich nicht den Anschein zu geben als könnten seine Werke in einer ernstern Literatur Platz finden. Ein so weiter Rahmen wie der ist den er in seinem „Du Rhin au Nil" spannt — Tirol, Ungarn, die Donauländer, Syrien, Palästina, Aegypten sollen hier in ihren landschaftlichen, ethnographischen und politischen Beziehungen unsern Blicken vorgeführt werden! —, läßt sich nicht nach Beobachtungen von wenigen Wochen auf eine würdige Weise ausfüllen.

Labitte's kleine Schriften.

Schon kurz nach dem frühen Tode des jugendlich strebenden Gelehrten Ch. Labitte hatten wir mit dem Ausdrucke unsers Schmerzes über das Verlöschen dieser vielversprechenden Kraft auf das Erscheinen einer Sammlung der kleinen hinterlassenen Schriften Labitte's, deren Besorgung der bekannte Sainte-Beuve übernommen hatte, vorläufig hingedeutet.* Diese werthvolle aus zwei Bänden bestehende Sammlung ist uns erst vor kurzem in die Hände gekommen, sodaß wir sie nur nachträglich den Literaturhistorikern, für die ihr Inhalt von besonderm Interesse sein dürfte, durch Hervorhebung derjenigen Artikel welche uns besonders beachtenswerth scheinen empfehlen können. Labitte ging bei seiner literarischen Thätigkeit vom Studium der lateinischen Literatur aus, auf dessen Pflege er durch seine amtliche Stellung besonders hingewiesen war. Sein Aufsatz über Varro, der in der vorliegenden Auswahl enthalten ist, zeugt von der Gründlichkeit und Planmäßigkeit seiner Forschungen. Daß er aber namentlich auch in den ältern Theilen der romanischen Literaturen sehr bewandert war, dafür bürgt sein Artikel „La divine comédie avant Dante", der mit einer auch ins Deutsche übertragenen Schrift von Ozanam über die Philosophie Dante's verglichen werden mag. Mehr historisches Interesse nehmen seine Beleuchtung der „États de la Ligue" und seine Charakteristik des abenteuerlichen Publicisten Gabriel Naudé, dessen Name besonders durch Ch. Nodier wieder aufgefrischt ist, in Anspruch. Unter denjenigen Nummern welche sich auf eine eingehendere Behandlung der neuern, insbesondere französischen Literatur beziehen, heben wir die Artikel über Maria Joseph Chénier, Michaud, Raynouard und Saint-Marc Girardin als besonders werthvoll hervor. Man findet hier Mehr als in dem seichten Raisonnement welches von den französischen kritischen Journalen aufgetischt zu werden pflegt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 347. —— 13. December 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 346.)

42. Robert Bruce. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Karl Ludwig Kannegießer. Berlin, Mylius. 1847. 8. 10 Ngr.

Es mag wol reichlich ein Dutzend deutscher Tragödien dieses Stoffs geben, den die immer rührige deutsche Dramaturgie in vorzügliche Affection genommen zu haben scheint. Einem so alten Stoff eine neue Gestalt abzugewinnen, wie hier geschehen, ist nicht leicht, und wenn diese Gestalt unverkennbar classische Züge an sich trägt, Kunststudium und Begabung auf gleiche Weise zur Schau stellt, so, denken wir, können wir uns einer solchen Reproduction eines bekannten tüchtigen Stoffs wol erfreuen. Streng genommen ist es auch gar nicht Robert Bruce auf dem das eigentliche dramatische Interesse des Stücks beruht, sondern vielmehr seine Schwester Isabella, in welcher der Verf. ein schönes Ideal weiblicher Selbstaufopferung, Milde und echter Frömmigkeit uns zur Anschauung bringt. Die romantischen und heroischen Begebenheiten, deren fast mythischer Träger der Held ist, finden sich zwar in dem Drama wieder und sind, wie namentlich sein Erscheinen mitten unter seinen Feinden und Verderbern in Schloß Attornish, höchst wirkungsvoll dargestellt; allein der eigentliche Inhalt des Stücks ist die Liebe und die Aufopferung Isabellens für den Geliebten Ronald und die treue Edites, seine Braut. Mit der Bevorzugung dieses Elements erhielt das ganze Drama von vornherein einen reflectiven Charakter, den es treu bewahrt und auf Kosten des heroischen zur Geltung bringt. Offenbar haben Dichter und Leser bei dieser Umgestaltung des Stoffs gewonnen. Der Dichter stieg, am Aeußerlichen nicht befriedigt, in die Tiefen der Herzen hinab, und der Leser erhielt ein Gedankendrama anstatt einer bloßen Rittergeschichte voll Kampf und Lärmen. Daß dem Dichter der Begriff und das Vorbild des Classischen in Form und Ausdruck vorschwebte, werden Diejenigen welche ihn kennen von selbst annehmen; jede seiner Scenen beweist aber, daß es ihm mit dieser Arbeit wirklicher und tiefer Ernst war. Plan und Charaktere sind nach gereiften Studien entworfen, die Scenenfolge ist sorgfältig erwogen, die Sprache warm und belebt, mannichfach und reich, und mit äußerster Sorgfalt ist Ausdruck und Vers behandelt. So ist dies Stück in seiner Gattung — nämlich in dem gemischten classisch-romantischen Stil, der seine rechte Würdigung in der Dramatik noch erst finden soll — vortrefflich ausgefallen und verdient es über der Flut zu schwimmen, die es freilich wie so manche andere achtenswerthe Leistung zu verschlingen droht. Am liebenswerthesten tritt der Geist dieser Dichtung im dritten Act hervor, wo Isabella, dem Widerstreit der Liebe zu entfliehen, zu Mona, ihrer alten Pflegerin, ins Kloster flüchtet. Ein gedankenreicher Dialog leitet diesen Act ein. Frauenloos und Klosterleben werden hier in schönen Gedanken charakterisirt. So sagt Isabella:

Wir Frauen sind doch unglückliche Geschöpfe —
Nicht dürfen wir ans Werk mit Hand anlegen,
Wir müssen uns gedulden, und die Furcht,
Die kaum von der Geduld sich trennen läßt,
Ist eine Doppelfeindin, läßt das Herbe
Der Zukunft uns voraus empfinden,
Und schwächt die Kraft, am Holden, das das Schicksal
Uns endlich gönnt, recht innig Theil zu nehmen.

Mona.

Ihr sprecht ein wahres Wort! Hier wohnt der Frieden!

Isabella.

Gewiß? Für dich vielleicht! Für mich? Ich zweifle!
Fried' ist doch Wohlsein durch Befriedigung.
Und Euer Klosterleben — g'nügt es mir?
Ich trage Wünsch' im Herzen — unerfüllte. . . .
Ihr setzt die Seligkeit ja in die Ruhe,
Und solch ein Leben scheint mir fast ein halbes.
Euch fehlt die Mannichfaltigkeit — Ihr liebt
Das Einerlei, der höhere Genuß
Gilt Euch nur wenig und gewährt Euch wenig.

Mona.

Ja freilich, Weltlichkeit gedeiht hier nicht.
Doch ist denn Himmlisches nicht mehr als Ird'sches?

Isabella.

O Schwester Mona — — hast du je geliebt? . . .
O, du bist zu beneiden, liebe Mona.
Dir ist die Ruhe, wenn nicht angeboren,
Doch anerzogen. Nicht wie Andere
Gingst du ins Kloster: nein, du fandest hier
Dich, wie der erste Mensch im Paradies,
Und keine Schlange hat dich d'raus vertrieben.

In der Zeichnung Edites' sind, wie in den Gesprächen der Helden und Krieger und in der launigen Figur des Seneschal Owen, sehr erkennbare Shakspeare'sche Studien wahrzunehmen: mit diesen aber, wie ein Drama auch sonst beschaffen sei, ist immer auf Theilnahme der Kunstverständigen zu rechnen. Wir können dies Stück daher nicht blos den Lesern empfehlen, sondern glauben auch, daß gut besetzte Bühnen an demselben für ihr Repertoire eine geschmackvolle und lohnende Erwerbung machen werden.

43. Der Teufel zu Lübeck. Ein Fastnachtschwank von Heinrich Kruse. Berlin, Reimarus. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie wunderbar reich und mannichfaltig ist doch die deutsche Kunstform! Welcher andern Literatur könnte es einfallen auf ein mal mitten aus den sprachlichen Formen der Jetztzeit in ihre Anfänge zurückzugreifen und sich dieser ersten Gestaltungen zu bemächtigen, um mit ihnen einen echten Kunsteffect darstellen zu wollen, wie Dies dem deutschen Poeten möglich ist und wie es beispielsweise hier geschieht. In der Sprache und in der Auffassungsweise des Hans Sachs gibt Kruse hier einen Schwank, eine Sage, so poetisch, so geistreich und so ge-

fällig, wie Dies eben in keiner andern Form möglich wäre; denn Gestalt und Umriß passen so zu dem Inhalt, daß dieser in jeder andern Fassung mehr oder minder fremd, gewiß aber minder effectvoll hervortreten müßte. So aber ist ein Gedicht entstanden, d. h. ein verdichteter Gedanke, der genau die ihm allein zupassende Form gefunden hat, unübertragbar in irgend eine andere Sprache oder Gestalt. Diese eigenthümliche Freiheit unsers Literaturgeistes ist in Wahrheit nicht genug zu würdigen, nicht hoch genug anzuschlagen: sie steht uns durchaus allein zu, wenigstens in solcher Ausdehnung, und selbst Griechen und Römer haben sie uns zu beneiden. Die Sage von dem Teufel in Lübeck, der einen Maler mit allen möglichen Verheißungen versucht, daß er ihn gefällig und schön darstelle, und als dieser ihn abweist, ihn als Dieb erscheinen und verdammen läßt, darauf aber, als dieser ihm gelobt hat ihn [illegible] zu malen, statt ferner hängt — ist an sich geistreich und allerliebst. Der Verf. hat diesen Stoff, wie schon angedeutet, mit der treffendsten Wirkung ausgeführt, und das kleine launige Gedicht liest sich aufs wohlgefälligste, von den ersten Worten des frommen Malers:

> Wenn man so schaffet vor sich hin,
> Ist Einem still und froh zu Sinn,
> Ist Einem halb, wie Gott das „Werde"
> Einst sprach zu Himmel, Meer und Erde —

bis zu dem Schlußsatz hin:

> Des Papstes Mütze goldumlaubt
> Mal' ich dem Teufel auf das Haupt;
> Denn die gefällt ihm gar zu gut.
> Ich geh' ans Bild mit Dank und Glut;
> Denn auch die heil'ge Jungfrau, wißt,
> Holdselig d'rauf zu sehen ist.
> Ihr häng' ich's auf in Sanct-Marien!
> Und wenn dahin die Fremden ziehen
> Und sehen selbst, wie Satana
> Steht in der heil'gen Mütze da:
> So halten sie's für kein Gedichte
> Und glauben wirklich die Geschichte.

Man möchte das ganze zierliche Poem abschreiben, eine wahre kleine Perle in ihrer Art. Nur Eins noch, das zeigen kann wie der Poet auch episodisch andere Motive einzuweben weiß.

> Er wollt' mit schnödem Gold mich rühren;
> Doch wär' auch nicht die Religion,
> Ich dürft' es nicht, als Maler schon.
> Es soll ja nicht die freie Kunst
> Verkaufen, wie 'ne Maid, die Gunst,
> Soll niemals schmeicheln um Gewinnst,
> Steht ja in ew'ger Wahrheit Dienst.
> Sie kommt von Gott, der Sonne rein,
> Ist uns ein lieblich' Dämmerschein;
> Wie's Lämpchen flimmt am Hochaltar,
> So ist sie heilig, ganz und gar.

Der Verf. könnte uns eine Sammlung so trefflicher Korallen geben; wir würden sie dankbar empfangen, sofern sie nur den Geist dieses Gedichts athmeten.

44. Jolantha, die Königstochter. Lyrisches Drama von Henrik Hertz. Aus dem Dänischen von Harald Thaulow. Altona, Blatt. 1847. 12. 9 Ngr.

Erhebt sich dies schöne Gedicht seinem Inhalte nach auch nicht über die Sphäre eines schönen Idylls, und macht es auch wenig Anspruch auf dramatische Wirkung im engern Wortsinne, so kommt man doch immer mit Vergnügen auf seine reizende Gedankenwendung und seine übrigen dichterischen Schönheiten zurück. Wir haben eben diese bereits ausführlicher erörtert und können daher hier nur von den sprachlichen Vorzügen der Uebertragung sprechen. In dieser Beziehung ist diese Bearbeitung bis jetzt wol unübertroffen und solcher Art, daß es nicht möglich sein möchte in Ton und Wortfügung den Charakter und die Freiheit eines Originals treuer nachzuahmen. So unmöglich die Sache auch ist welche die folgenden Verse ausdrücken, wie schön ist Bild und Sprache in der Rede mit welcher Jolantha die Mittheilung des Vaters, daß ihr das Augenlicht fehle, beantwortet:

> Ach Vater, wundersam ist deine Rede
> Und unerfaßlich! Wie? Das Weltgebäude
> Wie es entronnen aus des Schöpfers Hand,
> Das hab' ich nicht gekannt? 's ist mir verschlossen?
> Wie kannst du Das doch sagen! Kann' ich denn
> Nicht meinen Schöpfer durch das Weltgebäude?
> Hat nicht des Windes Macht und mildes Wehn,
> Die Tageswärme hier in unserm Thale
> Und die Beschaffenheit und Kraft der Erde
> Gewächse aller Art hervorzutreiben,
> Hat nicht Metall, Gestein, des Flusses Rauschen
> Mich meinem Schöpfer täglich nah' gebracht?
> Und hab' ich nicht durch dich und all' die Lieben,
> Die mir so werth sind, einzuseh'n gelernt,
> Was unser Schöpfer mit der Welt gemeint?
> Ich bin ja selbst ein Ausdruck seines Willens,
> Wohin ich mich auch wende, überall,
> In And'rer Rede, meinem eig'nen Wesen,
> In der Gedanken großen Folgenreihe,
> In Allem höre ich dieselbe Stimme,
> Und Alles zeugt von Gott und seiner Welt.

45. Beiträge zur deutschen Bühne. Von Johann von Plötz. Dritter Band. München, Franz. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die dramatischen Arbeiten des Verf. sind als leichte, geschmackvolle und mit großer Bühnenkenntniß entworfene Leistungen stets willkommen. Gänzlich Verfehltes kommt niemals aus seiner Feder, dagegen zeigt sich wenig Mannichfaltigkeit und geringer Reichthum in der Erfindung bei ihm, und alle seine Arbeiten stehen in einer unverkennbar nahen Verwandtschaft zueinander. Der vorliegende Band bringt uns eine Jugendarbeit: „Die Familie Starkenburg", Trauerspiel in drei Aufzügen, das halb der Sturm- und Drangperiode, halb dem Müllner-Houwald'schen Genre, wie es im „Bild" und in der „Schuld" ausgeprägt ist, angehört. Diese Gattung ist völlig antiquirt, und wir hoffen auch, daß kein Reiz von Vers und Sprache im Stande sein werde dieses Petrefact wieder zu beleben, dessen innerer Organismus nunmehr für durchaus lebensunfähig, falsch und unsittlich erkannt worden ist. Die Tragödie des Egoismus ist eine Unmöglichkeit: es ist nicht mehr thunlich einen Charakter ohne allen moralischen Halt der Wuth sinnlicher Leidenschaft hingegeben zum Helden einer tragischen Dichtung hinzustellen. Wir lassen dies Stück, obwol warm und sprachgewandt geschrieben, fallen. Gefälliger ist der Gedanke in dem Lustspiel „Benjamin Konstant oder die Deputirten in Krähwinkel", in vier Aufzügen; eine gute Parodie des sprechseligen Treibens unserer Zeit, der Oeffentlichkeits- und der Vereinswuth unserer Tage, in der die Benutzung bekannter Kotzebue'scher Charaktere sich ganz gut ausnimmt. „Dumm und Gelehrt" endlich stellt ein Schubladenstück dar, in welchem eine Braut als Gänschen und als Blaustrumpf zwei verhaßte Freier zierlich abführt; mancher Bühnencelebrität gewiß eine willkommene Erscheinung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Entwickelung des Christenthums in den hessischen Ländern ec. Von W. Dehnhard.

(Beschluß aus Nr. 316.)

Das Christenthum begann unter der Herrschaft der Merovinger bei den Chatten Wurzel zu fassen. Zuerst war es Ru-

bentius, der von Trier bis in die Lahngegenden vordrang und das Christenthum verkündigte: er gründete das Bethaus in Dietkirchen; dann kam wahrscheinlich unter der Regierung des Königs Siegbert von Austrasien der heilige Goar aus Aquitanien in die Niedergrafschaft Katzenellnbogen am Rhein. Unter dem fränkischen Könige Dagobert (622) wurde die christliche Lehre in Hessen und Thüringen weiter verkündigt; jedoch standen die Verkünder noch in keinem Abhängigkeitsverhältnisse zu dem römischen Bischofe und lehrten unabhängig von den Satzungen desselben. Wenn man auch nicht annehmen kann, wie Dies Lorinel in seinem Buche „Die Unitarier in Ostfranken" thut, daß die verkündigte Lehre dem Arianismus verwandt gewesen sei, so läßt sich jedoch mit Bestimmtheit nachweisen, „daß die erste Auffassungsweise des Christenthums in Thüringen und Hessen die Unterordnung unter den römischen Bischof, die Messe, den Mönchsstand, die Ehelosigkeit der Geistlichen und die Verehrung der Heiligen nicht gekannt habe. Ihr waren ferner der Glaube an das Fegefeuer und die Erlösung der Seelen aus demselben durch fromme Gaben, das Speiseverbot an bestimmten Tagen oder die Fasten, gewisse Taufgebräuche, sowie die Tonsur der Geistlichen fremd." Erst Bonifaz betrieb die Bekehrung der Chatten unter den römischen Formen und unterordnete die junge Kirche dem römischen Papstthum. Bonifaz mußte bei dem Empfange der bischöflichen Weihe einen schriftlichen Eid ablegen, daß er, so wahr er das Gericht Gottes fürchte, dem römischen Papste als dem Oberhaupt der christlichen Kirche stets treu und hülfreich sein, und sich von Allen die den römischen Verordnungen entgegenhandeln trennen, sie bekämpfen und in Rom anzeigen wolle. Jedoch lebte in jener Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl von Geistlichen und selbst Bischöfen welche das Christenthum in einer abweichenden Form lehrten, und diese gegen die von Bonifaz aufgedrängte römische Form vertheidigten. Der Verf. zieht aus dieser Erscheinung den Schluß: „daß sich schon bei der ersten Verkündigung der christlichen Lehre in römischer Form ein Widerspruch gegen die Form erhoben hat — ein Streit und Kampf der im Reformationszeitalter in sein zweites Stadium tritt, aber schon mit der Begründung der römisch-christlichen Lehre in Deutschland beginnt." Der Verf. geht hier offenbar zu weit, indem er auf Thatsachen Gewicht legt die nicht allein in Deutschland, sondern auf der ganzen Erde, wo das Christenthum verkündet wurde, erschienen und die in der Natur der Sache selbst lagen; das Papstthum hat erst allmälig seine Macht begründet und nach verschiedenen Seiten den Widerspruch der sich ihm entgegenstellte zu beseitigen gehabt; allein dieser Widerspruch selbst ging nicht aus denselben Motiven hervor wie solche der Reformation zu Grunde lagen, sondern nur und allein aus der schwankenden und erst sich bildenden Lehre selbst, die ihre Sätze erst allmälig diesem Widerspruche gegenüber feststellte. Es ist jedenfalls zu viel Gewicht gelegt auf diese einzelnen Erscheinungen, und die Zusammenstellung mit der Reformation gewissermaßen sogar unhistorisch; denn wenn man diese Vorboten der Reformation so weit hinausschieben will, so könnte man mit demselben Rechte behaupten, daß die Reformation so alt wie das Christenthum selbst sei, ja man könnte sogar aus der Geschichte der ersten Jahrhunderte noch weit größere und bedeutendere Erscheinungen hervorheben, die im Widerspruch mit der römischen Lehre und dem Papstthum stehen. Wir sind übrigens längst von der Ansicht abgekommen, als sei die Reformation blos das Werk Luther's und seiner Freunde: die Spuren des Widerspruchs gegen die römische Herrschaft tauchen zu allen Zeiten und bei allen Völkern hervor, es ist eine zusammenhängende Kette, die sich blos in der Reformation zum letzten Knoten vereinigte. Der Verf. hat diese Spuren des erwachenden protestantischen Geistes überall aufgesucht und hervorgehoben, jedoch legt er mitunter ein zu großes Gewicht auf die vereinzelte Erscheinung und vindicirt diese vorzugsweise für Hessen, während sie ebenso in andern Theilen des deutschen Vaterlandes auftreten.

Auf sehr anschauliche Weise hat Denhard die weitere Fortbildung des Christenthums in Hessen dargestellt, die Kämpfe geschildert die zwischen der geistlichen und weltlichen Macht eintraten, bis endlich diese von jener sich befreite. Das Urtheil des Verf. beruht auf gründlichen historischen Studien; die Darstellung selbst ist übersichtlich und klar und weiß stets aus dem verworrenen Zustande ein einfaches wahres Bild von der Zeit uns zu gewähren. Die Hauptkraft der Darstellung sammelt sich in der Schilderung des Reformationszeitalters; der Verf. weist nach, wie gleich vornherein ein doppeltes Streben in der Reformation sich kundgab. Das eine wollte eine starke Regierung gestalten, welche mit Kraft und Nachdruck die in einer Auflösung begriffenen Glieder umfasse; das andere wollte das Vaterland von jedem auswärtigen und fremdartigen Einflusse, besonders dem überwiegenden des Papstes, befreien. Der Verf. hat nicht allein mit großer Gründlichkeit die Linien gezeichnet innerhalb welcher in Hessen die Reform weiter ging, sondern er hat, wie Dies der Natur der Sache nach nicht anders möglich war, auch sehr treffende Streiflichter in das weitere Feld der gesammten deutschen Geschichte fallen lassen, die als Folie für die einzelne Erscheinung im Hintergrund sich hinzieht. Denhard sagt (S. 88): „Der Reichstag zu Nürnberg ist einer der denkwürdigsten in der ganzen Reformationsgeschichte; denn auf ihm tritt die Reaction des deutschen Geistes gegen die Ausartung der römisch-katholischen Kirche und des Papstthums uns als eine That der noch ungetrennten Gesammtnation am ungetrübtesten und entschiedensten entgegen. Schon seiner Zusammensetzung nach war dieser Reichstag wie fast kein anderer nach ihm geeignet rein deutsche Interessen zu vertreten. Die kaiserliche Gewalt wurde auf ihm von dem zu Worms eingesetzten Reichsregiment, welches auf rein nationaler Grundlage beruhte, geübt. Dann hatte sich damals noch keiner unter den deutschen Reichsständen öffentlich für die neue Lehre erklärt, Keiner war als entschiedener Gegner derselben aufgetreten, alle handelten daher hier gemeinsam für des gemeinsamen Vaterlandes Wohl." Bei den spätern Reichstagen wurde freilich dieser Boden verlassen, da die Fürsten einsahen, daß sie keine gemeinschaftliche Umgestaltung der deutschen Kirche zu erringen vermochten, und sie betraten deshalb die Bahn auf welcher, wie der Verf. sagt, sich leider das deutsche Leben oft gestalten mußte, d. h. sie versuchten durch die Ausprägung der Stammeseigenthümlichkeit die Entwickelung des Nationallebens zu ersetzen. So entstand die Territorialentwickelung die in ihren Folgen bis in unser Jahrhundert hinein bestanden hat, und deren Auflösung oder vielmehr Aufhebung wieder zum Allgemeinen, dem Nationaldeutschen, Aufgabe unserer Zeit bleibt. Der Landgraf Philipp von Hessen war es vorzugsweise der zuerst jene Idee mit Lebendigkeit ergriff und die Reformation auf eine gesetzmäßige Bahn brachte. Der Verf. weist daher (S. 166) mit Recht auf den Unterschied hin der zwischen der hessischen und kursächsischen Reformation bestand. In Sachsen begannen die wittenberger Theologen das Reformationswerk durch ihre Lehre; die Gemeinden und einzelne Geistlichen verwirklichten diese Lehre, was oft nicht ohne Gewaltthätigkeiten abging, und die kursächsische Regierung ließ es geschehen. In Hessen dagegen ging Alles auf gesetzliche Weise von statten. Der Landesfürst selbst mit Zuziehung der Geistlichkeit und der weltlichen Stände nahm die evangelische Lehre an und ordnete die Verfassung der Kirche. Denhard hat mit großer Gründlichkeit und Umsicht den Verlauf der Reformation geschildert, und die Hauptphasen die sie in Hessen von der Homberger Synode an bis zur Kirchenordnung von 1537 durchlief klar und übersichtlich herausgehoben; nur will es uns scheinen, daß er oft zu lange und zu breit bei den einzelnen Verhandlungen und Streitigkeiten verweile, und daß eine größere Zusammenfassung der Thatsachen unbeschadet der Gründlichkeit dem Werke von Nutzen gewesen wäre. Es gilt Dies vorzugsweise von der Schilderung der verschiedenen Kirchenordnungen, und scheint ursprünglich auch nicht im Zwecke des Verf. gelegen zu haben.

Nicht genug kann jedoch die Ansicht des Verf. über die Reformation, die er (S. 369 fg.) klar und schlicht hinstellt, in unserer Zeit wiederholt werden, und wir fügen deshalb die ganze Stelle hier zum Schlusse an: „Bald darauf im J. 1560 starb der edle, nur zu weiche und nachgiebige Melanchthon, von Kummer über die Verfolgungen seiner Feinde niedergebeugt. Diese gegenseitigen Verketzerungen und Anfeindungen der protestantischen Theologen zeigen aber klar, wie sehr man den eigentlichen Geist der das deutsche Volk zur Reformation hintrieb verkannte, als man die religiösen Ansichten und die freie Forschung in der Bibel, die einzige rechtliche Grundlage des Protestantismus, in neue Wortformen bannte. Mit Recht hatten die Homberger Synodalbeschlüsse die Aufstellung neuer Glaubensnormen außer der Bibel untersagt, damit nicht der neue Irrthum ärger sei als der alte. In diesem Geiste hatte anfänglich Philipp mit richtigem Takte die Unterzeichnung der Augsburgischen Confession verweigert..... Kaum aber war die Augsburgische Confession von der Partei des Wortglaubens errungen, so begnügte man sich auch mit ihr nicht mehr; neue Erklärungen derselben wurden verfaßt, damit nur Niemand einen andern Sinn damit verbinde als den von dieser starren Partei beliebten, und diese sollten wieder als heilige Glaubensnormen gelten, von deren unbedingter Annahme die Seligkeit abhänge. So sehen wir das große Werk des deutschen Geistes, die Reformation, schon in demselben Jahrhundert in welchem sie begonnen unter den Händen der Theologen verkümmern; die freie Geburt eines hochstrebenden Geistes, einer tief begeisterten Zeit wird von neuem mit der drückenden Fessel des Worts- und Autoritätsglaubens belastet. Viele edle Söhne dieses Geistes und dieser Zeit erliegen dem Kummer oder der Schwere der Verfolgungen." Ein Blick von diesen Zuständen in unsere Zeit wird uns nothwendig die Ueberzeugung aufdrängen, daß noch Vieles auch für uns zu thun ist, und daß wir der Reaction gegenüber an dem Grundprincip der Reformation, der freien Forschung, unerschütterlich festhalten müssen. 134.

Literarische Notizen aus England.

Schwedischer Hochzeitgebrauch.

In den vor kurzem erschienenen „Rambles in Sweden and Gotland; with etchings in the wayside. By *Sylvanus*" gedenkt der Verf. eines im Norden herrschenden Hochzeitgebrauchs, wobei er, sei es aus Misverständniß oder aus Laune, die Farben etwas grell aufgetragen und die Thatsachen etwas ins Zerrbild verzogen zu haben scheint. Jedenfalls ist der Brauch nicht so seltsam und außerordentlich wie der britische Waldgeist ihn zu betrachten den Anschein hat. Es ist nur die etwas eigenthümlich gestaltete Brautschau, wie sich dieser Brauch in der kindlichen Einfalt so vieler Völker findet, und dessen Spuren sich bis auf den heutigen Tag und selbst in die verfeinerten Kreise hinauf verfolgen läßt, dem aber endlich die allen unnöthigen Ceremonien von Herzen grame Cultur, die alle Welt beleckt, völlig den Garaus machen wird. Sylvanus erzählt: er habe in Schweden der Hochzeit eines Geistlichen beigewohnt, bei der nach dort üblichem Brauch das Brautpaar unmittelbar nach der in der sechsten Abendstunde vollzogenen Trauung sich an ein mit einer Anzahl Kerzen hellerleuchtetes Fenster setzen und dort bis gegen elf Uhr verweilen mußte, um sich von der davor versammelten Menge begaffen zu lassen. Das Anrecht dieser letztern auf diese seltsame Gefälligkeit der Brautleute soll so groß sein, daß man, wenn sich Braut oder Bräutigam länger vom Fenster entfernen als man unten es für schicklich hält, durch anhaltendes Rufen sie förmlich vorfodert. Vornehm so wenig wie Gering dürfen sich von diesem Brauch ausschließen. „Die Dame", erzählt der Engländer, „war sehr bräutlich gekleidet und schien, wie mir vorkam, äußerst standhaft im Feuer, indem sie keinen Augenblick unter den vollen Ladungen der Bewunderung die sie auszuhalten hatte erbebte, dagegen ihrerseits die Straße zur Erwiderung mit beredten Blicken bestrich, während der neugefestete Pastor kaum vermocht werden konnte an die Front zu treten, obwol er zu wiederholten malen vorgefodert wurde; augenscheinlich war er zaghafterer Natur als seine muthige Hälfte." „Ich muß als bescheidener Mann gestehen", fügt der Reisende hinzu, „ich ging nach Hause ohne mich der Sünde schuldig gemacht zu haben meines «Nächsten Weib zu begehren», deren Geschmack dem qualmenden Glanz einer öffentlichen Beleuchtung den Vorzug gab vor dem bleichen aber bezaubernden Lichte des süßen und einsamen Honigmonats."

George Cruikshank's neuestes Werk.

Bisher hatte George Cruikshank seinen geistreichen Griffel nur dem Spottbilde in Bezug auf die Thorheiten der Mode und des gesellschaftlichen Lebens gewidmet und den leichten Erzeugnissen der schöngeistigen Literatur den Witz und die Laune seiner Künstlerbegabung geliehen. Jetzt hat er angefangen sich ein höheres Ziel zu wählen und in die Fußtapfen Hogarth's als Sittenprediger mit der Radirnadel zu treten. In acht Blättern hat er die Geschichte der „Flasche" geliefert. Held und Heldin seiner Geschichte in Bildern hat er sich unter den Proletariern ausersehen: einen Arbeiter und dessen Weib. Auf dem ersten Blatte wird die Flasche zum ersten male zum Vorschein gebracht, und der Mann veranlaßt seine Ehehälfte auch einmal „einen Schluck zu nehmen"; auf dem zweiten sieht man den Arbeiter wie er wegen Trunkenheit aus der Arbeit entlassen ist und seine Kleider zu dem Trödler schickt um die Flasche wieder füllen zu können; das dritte Blatt zeigt, wie das Ehepaar gemeinschaftlich Trost in der Flasche sucht, während der größere Theil ihrer Habe gepfändet wird; auf dem vierten erblickt man Beide mit den Kindern auf der Straße betteln, als unzertrennlichen Gefährten die volle Flasche mit sich führend; die fünfte stellt sie aufs neue dar in dem Augenblick darin Trost suchend, wo ihr jüngstes Kind vor Kälte, Hunger und Elend stirbt; das sechste Blatt führt jene entsetzlichen Streitigkeiten und grausamen Mishandlungen des Weibes vor, welche die unausweichlichen Folgen des häufigen Gebrauchs der Flasche sind; auf dem siebenten tödtet der Mann im Zustande trunkener Wuth sein Weib mit dem Werkzeug all ihres Elends; und auf dem achten und letzten sieht man den schrecklichsten und letzten Triumph der Flasche: Mutter und Säugling auf der Bahre, Sohn und Tochter in Verbrechen und Laster versunken auf der Straße, und den Vater als Tollwüthigen im Irrenhause. Die acht Blätter, auf denen die verschiedenen Stufen der Trunksucht mit Meisterhand dargestellt sind, werden für einen Schilling, einen Drittelthaler, verkauft und bilden auf diese Weise eine Abhandlung für das Volk als Warnung gegen den Trunk, viel ergreifender und wirksamer als sie irgend eine Schrift liefern oder ein Dutzend Predigten an das Herz legen könnte.

Walisische Sprachforschung.

Die unter dem Namen Eisteddfod bekannte Versammlung der Gesellschaft für walisische Sprache, Dichtkunst- und Alterthumskunde wird im Herbste 1848 zu Abergavenny abgehalten werden. Die Königin hat den Thronerben, den Prinzen von Wales, zum Beschützer dieser Gesellschaft ernannt. In dieser Eigenschaft wird er die Preise zu vertheilen haben. Die Preisaufgabe besteht in der besten kritischen Abhandlung über die Geschichte der walisischen Sprache und Literatur von der Zeit Gruffodd'ap Cynan's (und Merlin's) bis zu der Gruffydd Llwydd's (und Gwilym Ddu's), belegt mit Beispielen und Proben der ausgezeichnetsten Dichtungen jener Periode, sowol in der Ursprache als in englischer oder lateinischer Uebersetzung. Der ausgesetzte Preis beträgt 25 Guineen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 348. — 14. December 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 347.)

46. Gesammelte dramatische Schriften von Charlotte Birch-Pfeiffer. Erster und zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1847. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mit den Schriften der Frau Birch-Pfeiffer befindet sich ein gewissenhafter Kritiker wirklich in Verlegenheit. Nach dem allgemeinen ästhetischen Bildungsgrade der Verf., wie er aus ihren Arbeiten sich deutlich darstellt, sollten diese Arbeiten eigentlich noch viel schlechter sein als sie sind. Frau Birch-Pfeiffer besitzt aber ein außerordentliches Geschick der Aneignung guter und wirksamer dramatischer Motive, die sie von Andern entnimmt, oft vervollkommnet oder doch neu aufputzt. Mit diesem Talent, das ihr unverkennbar beiwohnt, bekleidet und versteckt sie die innere Nichtigkeit ihrer Entwürfe und täuscht so nicht blos oberflächliche Leser und Zuhörer, sondern besticht selbst ein ernsteres und strengeres Urtheil. Sie gibt uns nach dem gewöhnlichen Bühnenverhältniß ganz wirksame Scenen und erfindet dramatische Auftritte voll Effect. Man kann z. B. ihre „Günstlinge" nicht ohne Spannung, ohne einen gewissen dramatischen Genuß sehen: und doch müssen wir uns bei näherer Prüfung überzeugen, daß Alles in dem Stück hohl, naturwidrig, unzulässig ist, daß Handlung und Charaktere im vollsten Widerspruch stehen, daß fast jede Gedankenreihe darin falsch und unstatthaft ist. Hier ist Gesetz und Praktik im größten Auseinanderfallen, und Dies eben begründet die Verlegenheit, deren wir oben gedachten, für das gewissenhafte kritische Urtheil. Ihre wirklich seltsamen dramatischen Arbeiten sind nun gesammelt, und es liegen bereits zwei Bände derselben vor. Hoffen wir wenigstens, daß der Sammlung eine verständige Auswahl vorangehen werde, und daß solche Sachen wie „Zwingli's Tod" und „Der Glöckner von Notre Dame", hier nicht zum zweiten mal die Presse beschäftigen und die Typen abnutzen mögen. Im ersten Bande erscheinen: „Die Marquise von Villette", Originalschauspiel in fünf Acten, „Elisabeth", historisches Drama in fünf Aufzügen, und „Simon", Schauspiel in fünf Acten, nach einer Erzählung von Tieck. Das erste dieser Stücke ist durch zahlreiche Bühnendarstellungen bekannt, und vermag Das was wir über das unverkennbare Talent der Verf., in einem gegebenen Stoff das dramatisch-wirksame Element herauszufinden und bühnengerecht zu beleben, im vollsten Maße zu belegen. Das Stück ist durchaus gefällig und unterhaltend, und da es von den gewöhnlichen Geschmackswidrigkeiten der Birch-Pfeiffer'schen Arbeiten ziemlich frei ist zu den besten Leistungen der Verf. zu rechnen. „Elisabeth", in Versen geschrieben, die eine etwas frauenhafte Structur haben, stellt in zahlreichen effectvollen dramatischen Auftritten die jungfräuliche Königin am Hofe ihrer Schwester, der „spanischen" Maria, dar. Beide Frauen lieben natürlich denselben Helden, und eben dies Verhältniß begründet den dramatischen Knoten. Innere Wahrheit ist hier nicht zu suchen; aber die Führung der Handlung ist geschickt und anziehend. Hier und da zeigt sich sogar eine Spur von Witz, wie er bei Damen selten genug ist. Das Schauspiel „Simon" endlich ist eine Verirrung, der Charakter des Helden eine Unmöglichkeit ersten Ranges, das Ganze der Handlung fabelhaft, innerlich unwahr und überdies trivial — mit Einem Wort ein Stück wie es **nicht** sein soll. Im zweiten Bande finden wir: „Rubens in Madrid", Schauspiel in fünf Acten, ein Stück das gern gesehen wird, dem wir jedoch keinen Geschmack abgewinnen können, am wenigsten in den Stellen, wo die Verf. die Kunst preisen oder sich als Kennerin zeigen möchte. Das Stück enthält ein paar Tausend Verse zu viel, es wäre concentriter besser ausgefallen. Das Originalschauspiel „Mutter und Tochter", in vier Acten, stößt durch die äußerste Naturwidrigkeit zurück, obwol auch hier wieder wirksame Scenen vorkommen, und das Drama „Nacht und Morgen" in fünf Acten, nach dem bekannten Bulwer'schen Roman, ist ein ganz ungenießbares, auf allen möglichen Irrwegen verlorenes Stück, ad modum des „Vampyr" und „Galeerensklaven".

Die Verf. ist in Costumeanweisungen und Andeutungen für den Darsteller unerschöpflich, und damit oft so glücklich unser herzliches Lachen zu erregen.

47. Dramatische Versuche. Von K. Cäsar von Leonhard. Erster Band. Stuttgart, Schweizerbart. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Versuche in der That, und nicht eben sehr glückliche. Zwar ist auch hier ein gewisses Geschick scenischer Gruppirung nicht zu verkennen; allein die andere Foderung, welche mit Recht an den Dramaturgen gestellt wird, daß er mit einer an sich klaren dramatischen That, die er fortschreitend vor uns entfaltet, unsere Theilnahme fessele, läßt der Verf. unerfüllt. Die Scenen springen die eine über die andere hinweg und verwirren so das dramatische Gemälde bis zum Unverständlichen. Dies geschieht besonders im „Carlo Frontoni", Drama in fünf Acten nach Cooper's bekanntem Roman, in solcher Art, daß es fast unmöglich wird den dramatischen Zusammenhang des Stücks zu durchblicken. Dabei ist die Charakterzeichnung völlig vernachlässigt und die Sprache in ihrer rhapsodischen Gestalt wenig geeignet zum Weiterlesen anzureizen. Etwas besser ist „Das Fräulein von Scudery" nach Hoffmann's genialer Erzählung, obgleich auch hier der Schluß verworren und effectloser erscheint als er sein könnte. Gut sind nur die einleitenden Scenen, welche Denjenigen der die Erzählung nicht kennt allerdings in nicht geringem Grade spannen müssen. Das Originaltrauerspiel „Thomas Wentworth, Graf v. Strafford", gibt endlich eine sehr misrathene Darstellung eines trefflichen tragischen Stoffs, der nur aus dem Speciellhistorischen in das Welt- und Menschengeschichtliche übersetzt zu werden braucht um sich als höchst wirkungsvoll zu erweisen. Allein freilich fehlt dem Verf. eben derjenige poetische Hebel, mittels

dessen eine solche Uebertragung bewirkt wird, und wir können ihm daher nur rathen von Versuchen — ohne Erfolg lieber abzustehen.

Rachegöttin — Das ist dein Werk —

sagt König Karl am Schluß des letzten Stücks. Kann ein christlicher König wie Karl es war solche heidnische Ausdrücke brauchen, und obenein am Schluß einer Tragödie, der wo möglich den ganzen Gedanken derselben verklären und poetisch berechtigen oder begründen soll?

48. Ein Duell. Trauerspiel in fünf Acten von F. A. * * *. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 25 Ngr.

Trivialer und geschmackloser Witz in den launigen Partien und verbrauchte Sentimentalität in den gefühlvollen Scenen, endlich eine Handlung die darin besteht, daß der Vater den Liebhaber seiner Tochter, den Actuarius Felix, wegen vermeintlicher Beleidigung derselben fodert, todtschießt und dann über den Leichen seiner Kinder — denn auch Anna hat sich erstochen — zusammensinkt: — alles Dies kann für diese Arbeit, die sich in den Grenzen einer Schulaufgabe bewegt, keine Theilnahme erwecken. Es wäre ein Misbrauch des Worts Poesie, wollte man anführen, daß von dieser Göttergabe auch nur eine Spur in dem Stücke anzutreffen ist, das daher besser ungedruckt geblieben wäre.

49. Der Günstling, oder keine Jesuiten mehr! Originallustspiel in vier Acten von C. Schubar. Berlin, Fernbach jun. 1847. 8. 1 Thlr.

Launige, reiche, geschmackvolle Erfindung, dadurch besonders wirkungsvoll, daß sie uns bis zum letzten Augenblick hin den entgegengesetzten Ausgang erwarten läßt den sie in der That nimmt. Es ist Dies eine Form des Lustspiels die der neuesten Zeit angehört, die von den Franzosen entlehnt, besonders durch Gutzkow bei uns eingebürgert, in der That einen Fortschritt im Technischen der Komödie bewährt, von dem jedoch zu wünschen steht, daß er nicht etwa typisch werde und bei dem der Misbrauch nahe liegt. Der Inhalt des Stücks ist kurz der: daß die Jesuiten sich einmal verrechnet haben, indem sie den jungen Frontun als eine künftige Stütze für sie am Hofe Ludwig's XV. eingeführt haben; denn Frontun gefällt der allmächtigen Marquise Pompadour und stürzt durch sie das Jesuitenregiment in Frankreich. Zu diesem Ende verschürzen sich Intrigue auf Intrigue nach Art des „Ein Glas Wasser" oder „Bertrand und Raton". Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Cumulation von Intriguen ein lebhaftes Interesse beiwohnt; indeß diese Gattung fällt doch eigentlich aus dem Kunstgebiet hinaus, vollends jetzt, wo schon eine große Anzahl von Vorbildern dafür vorhanden ist. Die Arbeit ist zu leicht, die Kunstfoderung wie sie an das echte Lustspiel zu stellen ist kann mit so leichter Mühe unmöglich befriedigend erfüllt werden. Charakteristische, psychologische Begründung der Handlung müssen dabei zu kurz kommen. Hiervon abgesehen ist das Stück allerdings sehr unterhaltend und sehr wirksam; nur scheint die Nichtigkeit der königlichen Person (Ludwig's XV.) doch etwas allzu grell herausgestellt zu sein, sowie denn auch Pater de Sacy an etwas übertriebener Zeichnung laborirt. Wer den Jesuiten im Ideal zeichnen will, strenge doch ja alle Geisteskräfte an der höchsten Gewandtheit und Feinheit Herr zu bleiben; ein einziger grober Pinselstrich verdirbt sofort das ganze Gemälde, und indem Pater de Sacy der Marquise den selbstgeschriebenen Brief an den König abdringt und eine Lüge beschwört, hört er auf ein Jesuit zu sein. Die Diction ist nicht die beste; sie erscheint zuweilen steif und ungelenk und macht fast den Eindruck einer schwerfälligen Uebersetzung.

50. Kyneburga, oder das Kloster in Irland. Romantisches Drama von Edmund Lobedanz. Kiel, Räck. 1847. Gr. 16. 18 Ngr.

Ein guter Stoff ist hier gut benutzt, wenn auch die Ansichten die der Verf. in einer philosophischen Einleitung über dies Drama darlegt wenig mit dieser Arbeit zu thun haben, und überhaupt so transscendentaler Art sind, daß sie alles poetische Vermögen fast auszuschließen scheinen. Ein Dramatiker welcher sich die Aufgabe stellt: „die volle Totalität des Ansich der Menschennatur zum bewußten Fürsich herauszumeißeln", scheint uns zum dramatischen Dichter keinen besondern Beruf zu besitzen, und wir hätten, nachdem wir in der Vorrede diese und andere unverdauliche Sachen gelesen, kaum geglaubt von dem Verf. ein so genießbares und anmuthiges Drama zu empfangen als er uns in diesem Stücke gibt. Das Ganze der Handlung ist im hohen Grade romantisch und wird von scharf, um nicht zu sagen, von grell gezeichneten Charakteren ausgeführt. Abt Hedda, ein wilder, rachеglühender Geist, bringt die schöne Kyneburga in seine Gewalt, nutzt sie als Werkzeug seiner Rache, verliert aber das Spiel an Alf, den englischen Wikinger, den Kyneburga liebt, während sie von dem glühenden Torgar geliebt wird. Das Ganze stellt den Sieg der Milde und Demuth über die Härte und den Stolz dar, die sich bis zur Gottesleugnung verirren müssen und dann fallen. Dies ist das Schicksal Torgar's, über dessen Leiche Alf die guten Verse spricht:

> Und du, der mühevoll zum Ziel gestrebt,
> Du irrtest, denn man zwingt das Schicksal nicht!
> Du hättest wol ein bess'res Loos verdient;
> Doch wehe dir, bei edlem hohem Geist,
> Bei einem Herzen das von Liebe schwoll,
> War dir der wahren Demuth Tugend fremd.
> So dienten deine hohen Gaben nur
> Dem eig'nen Ich, das stolz sich stets erhob.
> Schon glaubtest du das Schicksal zu besiegen,
> Da traf es dich mit seinem mächt'gen Schlag,
> Zu früh frohlockend mußt du unterliegen.
> Und keine Werke folgen jetzt dir nach.
> „Nur wer ins eig'ne Herz zum Kampfe steiget,
> Darf hoffen, daß sich Gott ihm gnädig zeiget."

Hierin ruht die Lehre und der Grundgedanke des Stücks; denn auf gleiche Art wie Torgar fällt jedes selbstsüchtige Streben fern vom Ziele, und das Heldenthum siegt in Gestalt von Demuth und Selbstverleugnung. Poetisch wie der Gedanke ist auch die Ausführung; Sprache und Vers stehen der Intention würdig zur Seite, sodaß wir, trotz einer zurückschreckenden Vorrede, hier ein lobwürdiges und von dichterischer Begabung zeugendes Drama vor uns haben, das uns auf fernere Leistungen des Autors begierig macht. Gegen das Drama „Des Bildschnitzers Tochter", das wir in Nr. 170 d. Bl. besprochen, ist hier ein fühlbarer und mächtiger Fortschritt geschehen, obwol dem Verf. noch immer in Sachen des Geschmacks und bei der Wahl seiner Bilder gute Prüfung und Vorsicht anzuempfehlen bleibt. Verse wie S. 97 z. B. Hedda spricht:

> Mein freudeckles Herz fühlt sich erfrischt.
> Die Katze lauert lange auf die Maus
> Wenn sie ein Loch entdeckt . . .

dürfen nicht vorkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire philosophique du règne de Louis XV, par le comte *de Tocqueville*. Zwei Bände. Paris 1847.

In Nr. 261 d. Bl. wird dieses Werk mit einigen Worten erwähnt, die obgleich anerkennend dennoch nicht hinreichen den Werth und die Bedeutung desselben herauszustellen. Das Buch des Grafen Tocqueville ist nach der einstimmigen Meinung aller urtheilsfähigen Personen eines der gediegensten Geschichtswerke die im Laufe dieses Jahres in Frankreich erschienen, und deshalb glauben wir wird es unsern Lesern willkommen sein wenn wir sie näher damit bekannt machen. Eine kurze aber reichhaltige dramatische Erzählung der politischen Ereignisse wäh-

rend der Regierung Ludwig's XV. dient in diesem Buche einem Gemälde von den moralischen und socialen Zuständen Frankreichs in der Zeit vom Tode Ludwig's XIV. bis zum Tode seines Nachfolgers zur Einfassung. Kein Element dieser so verwickelten Zustände hat der Verf. vernachlässigt: er beschreibt die Begebenheiten und beurtheilt die Menschen, stets den von ihm eingestandenen Zweck, die große Revolution zu erklären welche das 18. Jahrhundert schließt, im Auge behaltend. Hr. v. Tocqueville war um so mehr berechtigt sich diesen Zweck vorzusetzen, als er selbst noch einige Ueberbleibsel des im J. 1789 gestürzten Systems gesehen hatte. Denn der Ref. in Nr. 261 irrte sich als er behauptete: unser Verf. sei derselbe Hr. v. Tocqueville welcher sich durch sein Werk über Nordamerika bekannt gemacht hat. Letzterer ist der Sohn des Verf. der „Histoire philosophique du règne de Louis XV".*) Er sagt mit Recht: „Um den Ursprung des neuen Zustandes der Dinge wohl zu begreifen ist es nützlich, ich möchte sagen nothwendig, Etwas von dem alten Regime gesehen zu haben. Nach einer Revolution welche so viele Existenzen erschütterte, so viele Leidenschaften anregte, bietet das Greisenalter dem Schriftsteller Vortheile der ein Gemälde von der Zeit die der seinigen nahe liegt entwerfen will. Mit der Zahl der Jahre wächst seine Kenntniß des menschlichen Herzens. Den Dingen welche die Welt bewegen fremd geworden, betrachtet er sie ohne Leidenschaft, beurtheilt er sie mit Unparteilichkeit. Seine Vorurtheile verschwanden vor der gewaltigen Macht der Begebenheiten, und indem er die Feder ergreift hat er keinen andern Zweck als der Wahrheit huldigend die Menschen zu belehren."

Wenn aber diese Theilnahmlosigkeit des Alters an dem Treiben der Welt gleichbedeutend wäre mit Mangel an Einbildungskraft und kalter Gefühllosigkeit des Herzens, dann würden wir keinen Anstand nehmen ihr die Lebhaftigkeit der Jugend vorzuziehen. Glücklicherweise hat Hr. v. Tocqueville seine Erfahrung nicht mit so theuern Opfern bezahlt, und die Antwort eines jeden seiner Leser auf die Frage die er am Schlusse des Buches aufwirft: „Wird dieses Buch, am Abend des Lebens verfaßt, Etwas von jener Energie bewahrt haben welche die Gegenstände belebt und ihrer Darstellung Reiz verleiht? Der Leser möge entscheiden" — kann er mit Ruhe abwarten.

Das Werk zeichnet sich vorzüglich durch die meisterhaften Schilderungen hervorragender Persönlichkeiten, durch den Reichthum an Anekdoten, die bei weiser Auswahl die ausdrucksvollsten Züge historischer Gemälde sind, und durch jenen wehmüthigen Ernst aus, der der Beschreibung einer Zeit so wohl ansteht in welcher der Geist Stürme, die Lust schreckbares Unheil säete. Wir heben folgende Stelle heraus, in welcher uns das Ende des Cardinals Dubois geschildert wird: „Gott ist geduldig, weil er ewig ist. Er hatte die Erhebung des frechen Günstlings, des schamlosen Typus einer Epoche der Entartung zugelassen. Kaum aber hatte der Ehrgeizige den Gipfel der Macht erreicht, als sein Herz von Höllenqualen gefoltert wurde. Die Last der Arbeiten deren er sich unterzog erschöpfte seine Kräfte; seine Neider und an ihrer Spitze die Minister unter seinen Befehlen erschwerten ihm mit schlauer Berechnung seine Stellung. Ermattung und Unruhe bemächtigen sich seiner, Furcht vor der Zukunft nagt an seinem Herzen. Schriften die man nach seinem Tode gefunden hat zeugten von der Aufregung seines Gemüths, und von den finstern Visionen welche seinen Geist verwirrten. Der Gedanke, bald der Größe entsagen zu müssen der er Alles opferte, erfüllt ihn mit unbeschreiblicher Angst. Mit Entsetzen fühlt er die Annäherung des Todes. Dubois litt an einem innerlichen Geschwüre. Er wollte zu Pferde steigen um einer Truppenschau beizuwohnen, und sich an den Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen zu weiden die dabei seiner als ersten Ministers harrten. Diese Befriedigung einer kindischen Eitelkeit verschlimmerte seinen Zustand. Symptome des Krebses zeigten sich, und eine Operation ward für nöthig erachtet. Als man ihn hiervon benachrichtigte, brach er in die furchtbarste Wuth aus. Auf Zureden des Herzogs von Orleans unterwarf er sich nichtsdestoweniger der Operation, die aber nicht nur ohne glückliches Resultat war, sondern vielmehr sein Ende beschleunigte. Auf die Bemerkung der Umstehenden, es sei Zeit sich mit dem Himmel zu versöhnen, kannte seine Wuth keine Grenzen mehr. Dieser Ausbruch erschöpfte seine letzten Kräfte, und noch ehe der Priester, den man herbeiholen ließ, erschien, war er verschieden."

Das war das Ende dieses Ministers. Gewandtheit in den Unterhandlungen, Festigkeit im Rath, Raschheit im Handeln kann man ihm nicht absprechen; aber er wollte Alles zu gleicher Zeit thun, und verlor sich meist in den Details ohne die Geschäfte entwirren zu können. Oft sah man ihn ganze Haufen von Briefe, ohne sie gelesen zu haben, ins Feuer werfen. Roh und ungezogen wie er war setzte ihn der geringste Widerspruch in den heftigsten Zorn, und wie ein Rasender rannte er in solchen Augenblicken durch sein Cabinet. „Haltet Euch noch einen Commis, um statt Eurer zu schmähen und zu fluchen", sagte ihm sein Secretair bei dem er sich über Mangel an Zeit beschwerte. Das Mistrauen welches seine Unredlichkeit einflößte, und die Verachtung mit der er bedeckt war, schadeten am meisten seiner Verwaltung. Nach seinem Tode freuten sich die Franzosen von dem entehrenden Joche das man ihnen auferlegt hatte befreit zu sein. Der Herzog von Orleans benutzte ihn, aber er liebte ihn nicht. Als am Tage der Operation ein Gewitter heraufzog, rief er aus: „Siehe da ein Wetter, das meinem Taugenichts den Garaus machen kann", und als er kurz darauf die Verbannten zurückrief, schrieb er an Rocé: „Reviens, mon ami, morte la bête, mort le venin."

Mit folgenden Worten zeichnet Hr. v. Tocqueville den Regenten: „Wir haben den glänzenden Eigenschaften des Herzogs von Orleans Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber es gibt einen verdienten Vorwurf der ewig auf seinem Andenken lasten wird: er corrumpirte die Nation, und erniedrigte sie in den Augen des Auslandes. Die Franzosen konnten ihm seine egoistische Unterwürfigkeit unter den Willen Englands und die Schwächung Spaniens nicht verzeihen. Den Gehorsam und die Ruhe Frankreichs verdankte er der Festigkeit des Cardinals Dubois, und den von Ludwig XIV. eingeführten Gebräuchen der Subordination. Seine Vertrauten beweinten ihn wegen seiner gefälligen Güte, aber das Volk nahm die Kunde von seinem Tode mit Gleichgültigkeit auf. In seinem raschen Hinscheiden glaubte man die Hand Gottes zu erkennen, der dem Schuldigen keine Zeit zur Reue lassen wolle. Die beiden Parteien welche die Kirche spalteten beschuldigten ihn, die eine der Lauheit, die andere der Tyrannei. Das Heer war unzufrieden, weil er zu schwach war um dem Verdienste Geltung zu verschaffen. Viele Bürger warfen ihm den Verlust ihrer Ersparnisse, den Ruin ihres Vermögens vor. Vor den Erinnerungen an die verführte Sittlichkeit und das zur Schau getragene Laster verschwanden die Klagen um seinen Tod. Die folgenden Generationen, welche die zu seiner Zeit gesäeten Früchte ernten sollten, beurtheilten den Herzog von Orleans nicht minder streng. Indem dieser Fürst die Sitten der höhern Classen des Staats corrumpirte, untergrub er deren Ansehen und bereitete ihren Sturz."

Wir beschränken uns auf die Anführung dieser Stellen, und sehen jetzt wie Hr. v. Tocqueville den Titel seines Buches „Histoire philosophique du règne de Louis XV" rechtfertigt. Der Staat, so wie ihn Ludwig XIV. durch seine innere Politik geformt hatte, war nicht mehr Er, aber er war immer der

*) Im Monat December 1793 vereinigte ein und derselbe Kerker Hrn. v. Malesherbes, seine Tochter und seinen Schwiegersohn, den Präsidenten Rosanbo, den Sohn und zwei Töchter dieses Letztern, seine zwei Schwiegersöhne, die Herren Tocqueville und Chateaubriand. Von dieser ganzen Familie verschonte die Guillotine blos Hrn. v. Tocqueville und seine Frau.

König, sich, seinem Volke gegenüber, auf einen glänzenden Adel und eine reiche, ergebene Kirche stützend. Das war die Verfassung die er Frankreich hinterließ, eine Verfassung die, was man auch sagen mag, jedenfalls ein kunstvolles Werk war, weil sie ihren Schöpfer fast um ein ganzes Jahrhundert überlebte, obgleich sie sich von der ersten Stunde an allen Krankheiten, deren Keim sie in sich trug, und die sich alsbald entwickelten, ausgesetzt sah. Die Bedingung der Dauer eines solchen Regime war die Achtung der öffentlichen Meinung; denn darin bestand eben seine Größe, daß die öffentliche Meinung seine Seele war: König, Adel und Kirche schöpften ihre Gewalt nur aus einem rein moralischen Ansehen. Sobald das Königthum sich an sich selbst versündigte, der Adel seine Vorrechte nur zu frechen Ausschweifungen benutzte, und der Klerus durch die Immoralität seiner Würdenträger den Altar schändete, war es um das System geschehen, und das Gebäude Nichts mehr als ein schwankendes Gerüst. Dieses dreifache Unglück traf ein unter Ludwig XV. Allerdings war es durch die vorhergehende Regierung vorbereitet worden, aber die Würde welche Ludwig XIV. selbst in seinen Ausschweifungen begleitete, setzte der allgemeinen Verbreitung der bösen Sitten einen wenn auch nur künstlichen Damm. Mit dem Regenten und seinem Dubois zunächst, dann mit Ludwig XV. spreizte sich das Laster am Fuße des Throns und auf dem Throne selbst.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Der Geistersee der Indianer in Nordamerika.

Ein amerikanischer Reisender gibt in dem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika kürzlich erschienenen Buch „A summer in the wilderness, embracing a canoe voyage up the Mississippi and around the Lake superior" eine Beschreibung des sogenannten Spirit lake, welchen die prosaischen Yankee aus Ideenassociation insgemein „Rumsee" getauft haben, während die Franzosen ihn Mühlensee nennen. In der Sprache der Ureinwohner, der Tschippewäher, heißt er Minssagaigoming, d. i. geheimnißvoller Geist. Seine Form ist beinahe rund zu nennen; im größten Durchmesser mag er gegen 20 englische Meilen breit sein. Die Gestade sind ziemlich niedrig, aber auf das üppigste mit Eichen, Zuckerahorn und Tamarinde bewachsen. Das Wasser ist seicht, aber sehr klar und kalt. Der Grund besteht aus Sand; Fische der mannichfaltigsten Gattung finden sich darin in Ueberfluß. Mitten im See liegen drei sehr kleine Felseneilande. Unter den Indianern geht nun die Sage, dieser See sei ein Geist, welcher diejenigen Personen denen er zugethan sei zu sich nehme, und sie entweder einige Tage bei sich behalte, oder aber dann und wann ihnen die Rückkehr gar nicht gestatte; daher stammt denn auch der Name des Sees. Der Reisende erzählt in Bezug auf diese Sage einzelne Vorfälle, von denen die Indianer behaupteten, daß sie sich wirklich ereignet hätten. So habe einst ein Indianer welcher mit seiner Familie eine Nacht am Ufer des Sees zugebracht, als er gerade auf seinem Kahne weiterzufahren im Begriff gestanden, bemerkt, daß sein einziges Kind, ein kleines Mädchen, verschwunden war. Man hatte die Kleine noch wenige Minuten vorher in der Nähe des Kahns am Gestade Steine auflesen gesehen. Sechs Tage hindurch wurden vergebliche Nachsuchungen nach dem Kinde angestellt. Am siebenten Tage endlich, wo man schon alle Hoffnungen aufgegeben die Verlorene aufzufinden, und der unglückliche Indianer sich bereits anschickte seine Reise fortzusetzen, erblickte man plötzlich das Mädchen an derselben Stelle am Ufer. Sie las wie damals Kiesel aus dem Sande, und zeigte sich als man sie fand so unbefangen als wenn Nichts vorgefallen wäre. Auf Befragen erzählte sie: eine sehr schöne Frau habe sie nach einer schönen Gegend mit sich genommen, wo sie eine Menge prächtiger Sachen gesehen und sehr glücklich gelebt habe. Ein anderes mal wurde bei einem Haufen Indianer, die gleichfalls in der Nähe des Sees ihr Lager aufgeschlagen, ein schönes junges Mädchen vermißt, worüber Freunde und Verwandte der Schönen laute Klage erhoben, da man vermuthete, sie sei im Wasser umgekommen. Nach drei Wochen, und nachdem man sie unter ihrem Stamme längst unter die Todten gezählt, erschien sie plötzlich in der Wohnung ihres Vaters in Begleitung zweier schönen und großen Hunde, und beantwortete die neugierigen Fragen damit, daß sie erzählte: sie sei von einer alten Frau nach einer Insel gebracht worden, wo man ihr die beiden Thiere zum Geschenk gemacht, und ihr befohlen habe sich auf eine lange Reise vorzubereiten. Ferner erzählten die Indianer, daß einstmals ein kleiner Knabe am Ufer des Sees verloren gegangen sei, von dem man außer seinem hoch oben in einem Baume aufgefundenen Bogen keine Spur habe auffinden können. Endlich schreiben die Tschippewäher auch das Verschwinden der hochbetagten Mutter ihres vornehmsten Häuptlings dem Walten des geheimnißvollen Geistes zu, indem diese Frau bei einem Zuge dieses Stammes vor ihren Augen plötzlich unsichtbar geworden sein soll. 12.

Irisches Leben.

„Es scheint, die Menschen sind der irischen Fragen und der Bücher über Irland nachgerade müde." So beginnt im Septemberhefte des „Quarterly review" die Anzeige einer Sammlung irischer Lebensskizzen: „Paddiana; or, scraps and sketches of Irish life, present and past; by the author of A hot-water cure" (2 Bde., London 1847). Dann heißt es weiter: „Wir müssen uns also die Freiheit nehmen unsern Lesern zu sagen daß, wenn sie einem natürlichen Vorurtheile erlauben sich zwischen sie und «Paddiana» zu stellen, sie gegen sich selbst sehr unfreundlich handeln. Das Buch ist eine Seltenheit — voll Humor und unbefleckt von Gemeinheit. Der Verf. hat unstreitig ein Herz; aber in seinem Buche schreit Nichts und winselt Nichts. Echter Humor bedingt Scharfsinn. Deshalb muß jedes wahrhaft humoristische Buch Stoff zum Nachdenken und zu ernsthaften Gedanken bieten. Das ist hier der Fall, und wir genügen unserm bescheidenen Zweck und einer angenehmen Pflicht, indem wir einer Feder echten Talents unsere Huldigung zollen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 349. —— 15. December 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

51. Verworfene Schauspiele. Herausgegeben von Ludwig Foglar. Pesth, Heckenast. 1847. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Dem Herausgeber ist der Gedanke gekommen, eine Sammlung solcher guten Dramen zu veranstalten welche aus irgendwelchem Grunde von den Bühnendirectionen zurückgewiesen wurden. Die Sammlung kann groß werden: wir Alle kennen die Anzahl von Hindernissen welche sich oft gerade der Darstellung der besten, der poesiereichsten Dramen entgegenstellen, und zu deren Besiegung es oft einer mehr als herculischen Kraft und Ausdauer bedarf. Diese Hindernisse sind jedoch natürliche, unabwendbare, und wir können den Zorn des Herausgebers in seiner geharnischten Vorrede gegen sie daher weder loben noch theilen. Sie bilden, wie schon gesagt, eine Grenze der Production, und Grenzen sind allen Kunstproductionen nicht blos nöthig, sondern auch nützlich. Dem wahren Talent sind sie blos ein Schärfungsmittel, und es ist nicht wahr, daß es um ihretwillen dahin gekommen sei, daß Derjenige der im deutschen Vaterlande ein Trauerspiel vorzeigt in den Verdacht der Sinnverworrenheit gerathe, wie der Herausgeber sagt. Er liefere, wie hier geschehen, nur Neues und Gutes, so wird man ihm, ganz im Gegentheil, dankbar und förderlich sein.

Und in der That enthält diese Sammlung gleich in ihrem ersten Theile ein Stück, ein fünfactiges Trauerspiel in Versen, dem wir sehr geneigt sind den Preis unter allen verwandten Erscheinungen des Jahres zu ertheilen. Es ist der „Walter von Kastelen" des Herausgebers, ein Stück, durch und durch poetisch und von entschiedener Begabung für das Drama zeugend, das wir mit stets wachsendem Beifall und mit wahrem dichterischen Genuß durchlesen haben. Daß dies Trauerspiel von einer östreichischen Bühnendirection zurückgewiesen werden mußte, liegt auf der Hand: einer der Mörder Kaiser Albrecht's von Habsburg kann nicht als Held auf einer Bühne des Kaiserstaats auftreten; ja, es verbirgt sich in dem Stoffe Etwas das überhaupt jede Darstellung peinlich, vielleicht unzulässig machen muß, wir meinen die martervolle Hinrichtung, die dem Helden bei dem leisesten Verrätherworte stets droht. Nichtsdestoweniger stellt diese Arbeit eine der reichsten, poesievollsten und schönsten Tragödien dar die wir kennen. Der Gang der Handlung ist einfach und groß. Walter v. Kastelen, einer der Verschworenen gegen Kaiser Albrecht, aber rein von seinem Blute, denn er nahm am Morde nicht Theil, tritt als Flüchtling, zu jeder Buße bereit, bei Aichspalter, dem Reichskanzler, der sein alter Lehrer war, auf, um Rath flehend. Der weise Kanzler, der Rachgier der kaiserlichen Witwe und Tochter Agnes fremd, weist ihn auf büßende Thätigkeit hin, und da sein Freund, Graf Heinrich v. Luxemburg, zugegen ist und eben zum Zuge gegen Neapel rüstet, so empfiehlt er ihn diesem als Begleiter. Seine Warnung aber ist: büßend Nichts für sich zu suchen, in Demuth jeden Lohn seiner künftigen Verdienste abzuweisen; nur so sühne er seine Schuld. Graf Heinrich v. Luxemburg, ein herrlicher, meisterhaft gezeichneter Charakter, vertraut dem jungen Begleiter seine Tochter Sophie an; die Herzen entbrennen in Liebe. Nun folgt Verschuldung Walter's und Katastrophe. In dem Augenblick wo der bescheidene Graf v. Luxemburg die Nachricht empfängt, daß er zum Kaiser des verwaisten Reichs erwählt sei, läßt Walter sich zu seinem Eidam erkiesen. Die Pflicht der Buße ist gebrochen; ein Wort der halb wahnsinnigen Konstanze, Witwe des hingerichteten von der Wart, verräth ihn, sein Schicksal ist erfüllt; er verleugnet sich mit einem Schwur und stirbt nun zu den Füßen der Königin Agnes, Albrecht's grausamer Rächerin, vom eigenen Dolch durchbohrt. Schon das Skelett der Handlung ist groß und schön: trefflich aber ist die Durchführung des Gedankens, daß der Schuldige zur Buße, nicht zum irdischen Glück bestimmt sei, trefflich die Zeichnung der Charaktere des Kanzlers, des armen, bescheidenen Grafen, den so unerwartet die höchste Weltwürde krönt, des innerlich kämpfenden Walter, der herrlichen Sophie, deren Liebesglück so neu, so poetisch aufgefaßt ist. Es mangelt uns hier an Raum die Schönheiten dieser Dichtung im Einzelnen hervorzuheben; wir müssen uns begnügen sie dem Leser zum eigenen Genuß zu empfehlen. Wir wollen nur auszeichnen die trefflichen Scenen wo Walter den Ring Sophiens empfängt und zurückgibt, die Scene wo der Graf den Streit zwischen Walter und Dupholb, dem Richter von der Wart's, vor den Reichsgesandten entscheidet:

> Wer einer That sich rühmet als gerecht,
> Der zeige, daß er sie zu jeder Zeit
> Und überall, zu Niemands Schimpf und Gunst,
> Ja selbst mit Opfern, mind'stens ohne Dank,
> Um ihretwillen so gewollt, geübt.
> Sonst wär' es Tugend, wenn den Mann ein Balken,
> Den Balken dann die Welle rettend trägt,
> Verdienst am Egel wär' es, da er uns,
> Sich nährend, zur Genesung hilft vom Schmerz.
> Der Vogel der am Fruchtbaum Raupen tödtet,
> Der Blitz der in die Räuberhöhle schlägt,
> Sie wären alle wunderbar gerecht u. s. w.

Die Scene endlich wo der Kaiser sich dem Kanzler versöhnt, mit den Schlußworten:

> Ein Streit ist Freunden wie ein Strom den Ufern,
> Was sie zu trennen scheint — verbindet sie.

Der schönen Bilder, glücklichen Wendungen, poetischen Gemälde gibt es unzählige in diesem Stück, dessen Glanz jedoch nicht allein in der Diction wurzelt, in dem kein Wort zu viel und keins zu wenig steht, und in dem sich Nichts zu tadeln findet als einige — zu lange Verse. Wie schön drückt gleich im Eingang Walter seinen Entschluß aus.

Kanzler.

> Zu welchem Guten fühlest du noch Kraft?

Walter.

> Ruhmwürdiges zu thun, auf Ruhm verzichtend,
> Für Schwache stark zu sein, den Dank vermeidend,
> Und ruhmlos selber, And'rer Ruh' zu schirmen.

Dann üb' ich freilich nur was meine Pflicht —
Doch mehr glaubt auch der Beste nie zu thun.
So gelte was an Andern Tugend heißt
Bei mir als Buße, denn ich will ja büßen.

Doch, wie es uns auch schwer fällt, wir müssen uns von dieser Arbeit trennen, die beste Leistung der dramatischen Muse des Jahres 1847, eine Erquickung nach den langen kritischen Leiden des Referenten. So ausgezeichnet wie diese sind die übrigen Gaben dieses Theils nicht. Levitschnigg's Trauerspiel in fünf Acten: „Löwe und Rose", den letzten Kampf Granadas feiernd, ist unstreitig auch ein verdienstvolles Stück; allein es wirkt weniger als ein freier poetischer Erguß, wie es auch glücklicher Intention entspringt. Die Absicht geht auf eine poetische Schilderung des Verfalls welcher den Untergang der Maurenherrschaft zur Folge hatte, der Halbheit Boabdil's, der hier unmännlich, dort grausam erscheint, und der Auflösung in Parteiinteressen. Diesem Verfall gegenüber erheben sich zwei heroische Seelen, Tarik, der jüngere Bruder Boabdil's — der Löwe von Granada —, und Leila, seine Geliebte — die Rose —, die sich mit Verachtung von dem unmännlichen König abwendet, um sich dem letzten Helden ihres Volks zu widmen. In dieser Handlung fand sich poetischer Stoff genug vor um durch fünf Acte auszureichen; doch ruht die Poesie mehr in der Sprache und dem Ausdruck als in dem Conflict der Charaktere und in der Situation, die einfach ist. Es fehlt daher an sogenannten schönen Stellen nicht, wie z. B.

Abenhamat.

O schmäht die Liebe nicht, die letzte Rose,
Die Eva auf der Flucht dem Himmel stahl,
Die schöne Sonne unsers längsten Tages,
Nach dem es Nacht für lange Zukunft wird —
Dies Muttermal, geprägt ins Herz des Menschen,
Zum Pfand, daß Engel seine Brüder sind;
Und daß ich Nichts von ihrem Ruhm verschweige,
Der einz'ge Spiegel, den die Gottheit kennt.

worauf Tarik erwidert:

Du flötest schön, ich aber meine trocken,
Daß selbst das beste Weib ein Unglück sei.

Aus dieser Antwort wie aus dem ganzen Gedichte möchte wol hervorgehen, daß der Dichter mehr zum Lyriker als zum Dramatiker berufen sei. Die selbstgefällige Breite, die Neigung zu beschaulicher Reflexion, die Malerei der Subjectivität beschädigen das dramatische Object hier überall, und einzelne gute Gedanken wie: „Dein Auge flammt wie ein gefang'ner Blitz" können den Schaden nicht ersetzen.

Die beiden andern Gaben dieses Theils: „Der goldene Boden, oder Bureau und Boutique", Lustspiel in zwei Acten von K. Arnold, und der „Blaustrumpf", Lustspiel in vier Acten von dem Herausgeber, sind im Vergleich zu den vorstehenden Arbeiten unbedeutend. Das letztere besonders bietet kaum einen nicht schon bekannten Zug der komischen Muse dar, und steht neben dem Lobe das wir dem Trauerspiel desselben Autors ertheilen mußten ziemlich abkühlend da.

52. John Ford's dramatische Werke. Nach dem Versmaße des Originals übersetzt und mit erklärenden Noten versehen von M. Wiener. Erster Band. Mit einem Vorworte von L. Tieck. Berlin, Simion. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit wirklicher Freude begrüßen wir das Unternehmen, die dramatische Hinterlassenschaft eines der Epigonen Shakspeare's dem deutschen Publicum zugänglich zu machen, dem Publicum, das doch unter Allen die meisten echten Freunde dieser Muse enthält. Das altenglische Theater, bis zum Schluß der Bühnen unter dem Puritaner-Regiment, verbindet sich durch eine gewisse unverkennbare Solidarität, durch Eigenschaften die allen seinen Jüngern angehörig sind, die ein zusammenhängendes Ganze bilden, in dem Shakspeare zwar als die Perle und der Meister dasteht, keineswegs jedoch so einsam und ohne Beispiel und Zusammenhang mit den Vor- und Nachlebenden als die Unkunde gewöhnlich annimmt. Bei allen Poeten dieser Periode ist vielmehr dasselbe Streben nach Charakteristik, derselbe Vorwurf, eine große und seltsame Begebenheit in einer Handlung auszubilden, ohne alle störende Kleinmalerei, überflüssige Sentenzen, unnützes Nebenwerk unser Interesse für eine große oder wunderliche That ganz gefangen zu nehmen. An diesem Streben nehmen Johnson, Fletcher, Marston, Massinger, Green, Marlow, ebenso wie Ford, Webster, Rowley und Heywood theils vor, theils nach Shakspeare, der in ihrer Mitte steht, auf gleiche Weise Theil. Später, mit Webster vielleicht schon, stellte sich jene Neigung zum Tragikomischen heraus, die in das Ernste und Tragische das Ungehörige einzuführen versuchte, und aus der die spätern übeln Gewohnheiten der englischen Dramatik entsprangen, und welche Addison zur gänzlichen Umwandlung der Scenerie Veranlassung gaben, indem er vor ihnen Zuflucht suchte in nüchterner Classicität. In J. Ford's Arbeiten sind diese Unarten noch nicht hervorgetreten: er war für das Komische ohne Talent. Der Uebersetzer gibt uns hier nun das vorzüglichste unter den Trauerspielen Ford's: „Das gebrochene Herz", das, wie Tieck sagt, sich besonders durch den erhabenen Schluß an die vorzüglichsten Malereien echt tragischer Situationen würdig anreiht. Seine übrigen Hauptwerke: „Tis a pity", „Perkin Warbeck" und das merkwürdige Schauspiel „Die Hexe von Edmanton", werden wol die nächsten Bände liefern. „The broken heart" erschien 1629, also ziemlich am Ende jener großen Epoche, die Shirley und Overbury (mit seinem „Albertus Wallenstein") schlossen. Wie nahe standen doch damals Bühne und Leben zueinander, so nahe, daß die staatskluge Elisabeth kein Bedenken trug ihren eigenen Vater von englischen Schauspielern dargestellt zu sehen!

Der Uebersetzer schickt in einer Vorrede eine lesenswerthe Geschichte der englischen Bühne voraus. Von den zahlreichen Manuscripten Ford's wurde ein Theil durch den Koch Warburton's in Pasteten verbacken; ein anderer Theil, fünf Stück, fehlen noch. Von „Das gebrochene Herz" sagt der Dichter selbst im Prolog:

Was hier Erdichtung scheint, Das hat in Tagen,
Wo jung die Welt noch war, sich zugetragen.
Faßt ihr den Stoff nur auf mit rechten Blicken,
Wird euch der Schmerz darin vielleicht entzücken.

Das Stück spielt in Sparta. Kalantha, König Amyklas' Tochter, mit Ithokles vermählt, hat ihren Gatten verloren; die Noth des Staats zwingt sie die Bewerbung Nearch's von Argos anzunehmen. Alle Welt, der sie ihren Schmerz verbirgt, wird von ihr getäuscht; in dem Augenblick wo sie Nearch's Gattin werden soll, verlobt sie sich ihrem todten Gemahl und stirbt am gebrochenen Herzen. Das Stück schließt indem der von ihr selbst gedichtete Todtengesang ausgeführt wird. Groß, einfach, tragisch fürwahr!

Laßt mich lächelnd sterben,

sagt Kalantha zum Schluß.

Ihr Herr'n! Eure Augen
Hab' ich mit Gaukelkünsten arg getäuscht!
Wenn eine Nachricht schnell die and're jagte,
Von Tod, und Tod und Tod! so tanzt' ich fort.
Doch traf es tief, traf hier und blitzesschnell...
Nun, laßt mich lächelnd sterben!

Und so genug von diesem echten Trauerspiel; mögen Die es lesen die den Sinn der wahren Tragödie vergessen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire philosophique du règne de Louis XV, par le comte de *Tocqueville*.

(Beschluß aus Nr. 348.)

Man muß in dem Buche des Hrn. v. Tocqueville die Schilderung jener scandalösen Gebräuche lesen, welche ihre Herrschaft über alle höhern Schichten der Gesellschaft ausbrei-

ten. Der Verf. hat wohl daran gethan, die Details mit denen er uns bekannt macht von jenem Reize zu entkleiden mit dem die französischen Schriftsteller nur allzu gut das Laster zu schmücken wissen. Mit kräftigen Zügen entwirft er ein Gemälde von der empörenden Entartung jener Epoche. Am traurigsten ist zu sehen wie die Corruption sich des jungen Königs bemächtigt, um die wenigen großmüthigen Gefühle in ihm zu ersticken welche die strafbare und stupide Leitung seiner ersten Erzieher noch verschont hatte. Auf die egoistische Gewandtheit des Cardinals Fleury, der den jungen Fürsten hätte retten können, fällt die ganze Verantwortung dieser verfehlten königlichen Existenz. Und diese erste Erziehung Ludwig's, welchen Jammer! Und die Hälfte jener Sorgfalt die der Herzog von Beauvilliers seinem Vater widmete, hätten einen großen Fürsten aus ihm gemacht, aber Villeroi war sein Beauvilliers. Man urtheile nach der piquanten Erzählung eines Türken, Mehemed Effendi. Der Gesandte der Hohen Pforte war dem jungen Könige vorgestellt worden. „Sobald er mich mit seinem Gouverneur bemerkte, eilte er auf mich zu. Einige Freundschaftsversicherungen waren der Gegenstand unserer Unterhaltung. Er war entzückt unsern Anzug und unsere Dolche zu beschauen. Der Marschall (Villeroi) fragte mich: «Was sagt Ihr zu der Schönheit meines Königs? Er ist erst elf und ein halbes Jahr alt. Wie gefällt Euch sein Wuchs? Bemerkt vor Allem, daß dies seine eigenen Haare sind.» Und bei diesen Worten drehte er den König herum, und ich betrachtete, sie streichelnd, die bis auf den Gürtel herabfallenden Haare des Königs. «Auch sein Gang ist sehr schön», fügte der Marschall hinzu. «Gehet einige Schritte», sagte er zum Könige. Und der König spazierte mit der majestätischen Haltung eines Rebhuhns bis in die Mitte des Saals. «Gehet jetzt rascher», befahl der Marschall, «um zu zeigen mit welcher Leichtigkeit Ihr laufen könnt.» Und der König fing an durch das Zimmer zu laufen" u. s. w.

Auch der Klerus stürzte sich ohne zu erröthen in den Strudel der Immoralität. Es schien als ob er sich zur Aufgabe machte Haß und Verachtung auf die Kirche zu ziehen, und der Hof bot ihm die Gelegenheit dazu. Die reichen Pfründen wurden ohne Berücksichtigung des Verdienstes vergeben, und die schamloseste Entsittlichung bemächtigte sich des Episkopats, das unter Ludwig XIV. noch viele würdige Prälaten zierten. „Ein unmoralischer Klerus ist immer unduldsam; er glaubt die Liederlichkeit seiner Sitten durch die Strenge seiner Dogmen verbergen zu können; er wird hart, weil er nicht christlich genug ist." Keine Epoche beweist die Wahrheit dieser Worte des Hrn. v. Tocqueville mehr als das 18. Jahrhundert. Die Verfolgungen der Jansenisten und Reformirten sind bekannt.

Es versteht sich von selbst, daß unser Verf. es nicht zu untersuchen vernachlässigte, wie jene Ursachen der Zerstörung der monarchischen Gesellschaft auf den öffentlichen Geist wirkten, und er hat aus ihnen den heftigen Charakter und den fruchtbaren Einfluß der Literatur des 18. Jahrhunderts erklärt. Er zeigt uns diese, wie es ihr ohne Mühe gelingt Haß und Verachtung auf Institutionen zu ziehen welche durch die Laster gerade derjenigen Stände und Personen entehrt wurden deren Mission es war sie zu vertheidigen, indem sie sie ehrwürdig in den Augen des Volks machten. Diese Erklärung flößt aber unserm Verf. keine Nachsicht gegen die Philosophen des 18. Jahrhunderts ein. Er belastet sie mit einer doppelten und feierlichen Anklage. Indem sie, meint er, die Nation in ihren Schriften herabsetzten, verloren die Franzosen die Achtung vor sich selbst, und statt das Volk aufzuklären haben sie es demoralisirt. Deshalb habe die Revolution ihren ursprünglichen Zweck, das Menschengeschlecht zu verbessern, verfehlt. Was den ersten Theil dieser Anklage betrifft, so ist man versucht die Vertheidigung der Philosophie zu übernehmen, wenn man in dem Buche unsers Verf. selbst sieht, bis zu welcher Stufe moralischer Armseligkeit Frankreich hinabgesunken, und daß es ihm unmöglich war seine Wunden selbst zu heilen. Ungerecht ist es aber die schlechte Erziehung der Franzosen des 18. Jahrhunderts der Philosophie vorzuwerfen. Wer trägt die Verantwortlichkeit für die moralische Erziehung eines Volkes, und von wem hatten die Philosophen selbst ihre Erziehung erhalten? Hr. v. Tocqueville hat selbst auf diese Frage mit ebenso großer Unparteilichkeit als großem Scharfsinn geantwortet, indem er den schlechten Geist denuncirte der den Klerus beherrschte, und die Sittenlosigkeit der Prälaten der Kirche. Und dennoch nimmt unser Verf., nicht zufrieden mit diesen zur Erklärung der Leichtigkeit mit der Unglaube und Irreligiosität ihr Gift in der Gesellschaft verbreiteten mehr als hinreichenden Gründen, keinen Anstand die Reformation für den Unglauben der sich des Volks bemeisterte verantwortlich zu machen: „So lange die Reformation streitend (militante) war, hat sie das religiöse Princip vielmehr befestigt als erschüttert, auf beiden Seiten klammerte man sich an die Ueberzeugungen für die man sein Leben einsetzte; als aber der Friede auf den Lärm der Waffen gefolgt war, theilte sich die Reformation in eine Menge von Sekten, die alle die Organe des Himmels und der Ausdruck der Wahrheit zu sein vorgaben. Aus diesem Chaos mußte der Zweifel hervorgehen, und aus diesem der Unglaube."

Es ist nicht unsere Absicht diese katholische Argumentation zu widerlegen; wir bemerken nur, daß, wenn Hr. v. Tocqueville in dem Gesagten Recht hat, die irreligiösesten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts aus dem Schoose der reformirten Kirche hervorgegangen sein müßten. Zur Ehre des Protestantismus aber muß man gestehen, daß Dies nicht der Fall ist; denn jene Masse von Feinden die, Voltaire an der Spitze, auf das Christenthum losstürzten, hatte zum größten Theil in den Jesuitencollegien die Waffen mit denen sie kämpften geschmiedet, während fast alle Schriftsteller die gegen die gottlosen Doctrinen des Jahrhunderts protestirten und in die Schranken traten der Partei der Reformation angehörten. Rousseau selbst verdankte dem Calvinismus seinen Spiritualismus, den er mit so vielem Uebergewicht dem Materialismus der Feinde der Religion entgegensetzte. Die Euler, Haller, Abauzit, Charles Bonnet waren ebenfalls nicht im Schoose der römischen Kirche geboren. Es ist mit Einem Worte zu bedauern, daß selbst Hr. v. Tocqueville sich dieses alten, oft widerlegten Irrthums von den sogenannten natürlichen Folgen der Reformation nicht erwehren konnte.

Es ist auch zu bedauern, daß Hr. v. Tocqueville jene andere Meinung auf Treu und Glauben angenommen hat, daß nämlich Bayle der Vater des Voltaire'schen Skepticismus, und besonders daß ihm letzterer von der Reformation überkommen ist. Es wäre gut diese Frage gründlich zu untersuchen, und Hr. v. Tocqueville wäre der Mann dazu gewesen; aber Das ist eben die schwache Seite seines Buches: der Einfluß der Literatur ist nicht genug nach der eigenen Ansicht des Verf. geschildert, er glaubt zu sehr an das Urtheil seiner Vorgänger. Wie trefflich auch die Stellen sein mögen die der Verf. anführt, es ist zu bedauern, daß er auf diese Weise sich entbunden glaubt selbst zu schreiben und zu forschen: ein Bedauern das übrigens nur ehrenvoll für einen Schriftsteller ist, und das gewiß in den Augen unserer Leser jene trefflichen Worte rechtfertigen werden welche das vorliegende Werk schließen. Wir ziehen es vor sie in der Sprache des Originals hier anzuführen:

„Ainsi le mouvement provoqué par diverses causes se propageait. Les philosophes, à force de déprécier la nation dans leurs écrits, avaient rendu les Français honteux d'eux-mêmes. Toutes les diverses parties de la nation semblaient d'accord pour la destruction de l'ancien ordre social. Il était visible que d'importants changements auraient lieu à une époque indéterminée, mais dont le terme ne pouvait pas être très-éloigné, et c'est à l'approche d'une tempête qui ébranlera l'État jusque dans ses fondements, que l'orgueil philosophique cherche à s'exalter en attaquant le

ciel. Par lui le frein de la conscience est brisé, et le grand nom de Dieu, qui eût modéré la violence des passions que toute révolution suscite, se trouve effacé. Aussi, à la conquête légitime de la liberté, succédera bientôt le combat à outrance des vanités, où celles du plus grand nombre, devenues victorieuses, se souilleront impitoyablement du sang des vaincus. D'autres peuples feront des changements politiques semblables aux nôtres, mais ils se préserveront des mêmes violences, parce que ces peuples auront conservé des sentiments religieux.

„Louis XV laisse la royauté ternie. A sa mort le peuple se réjouit, les gens éclairés se félicitent. Les vices du souverain avaient creusé dans les coeurs une plaie incurable. Ni les vertus de Louis XVI, ni la gloire acquise par la guerre d'Amérique, ni la France relevée au premier rang, ni l'amour du roi pour son peuple, ni les institutions libérales qu'il concède ne pourront cicatriser cette plaie, et la souillure de la couronne ne sera lavée que par le sang du juste montant au ciel par les degrés de l'échafaud."

An einer Uebersetzung des Werkes ins Deutsche wird bereits gearbeitet. 125.

Der Lappenkorb von Gabe Schneider aus Westfriesland, mit Zuthaten aus Nordfriesland. Bearbeitet und herausgegeben von K. J. Clement. Mit einem illuminirten Titelbilde und vier Abbildungen. Leipzig, Engelmann. 1847. 12. 2 Thlr.

Dieser „Lappenkorb" ist nach der Vorrede des Herausgebers ein in Westfriesland beliebtes Volks- und Hausbuch der Gebrüder Halbertsma. Der Schneider Gabe Pibes, welcher Veranlassung zu diesem Buche gab, ist dem deutschen Eulenspiegel verwandt. Was er aus seinem „Lappenkorb" ans Licht zieht sind jedoch, wie man von einem modernen, krüppelhaften Schneider auch erwartet, weniger grobe Satyr- und Witzlappen als die derben Nasenstüber und Faustschläge des alten deutschen Vagabunden. Die westfriesische Sprache, nur noch auf dem Lande in Friesland lebend, wird mehr und mehr durch fremde Einflüsse verdrängt, und damit muß auch in Leben und Sitte jener ursprüngliche Kern ausarten der einem Volke die Festigkeit des Eigenthümlichen, die gesunde Farbe selbständigen Daseins verleiht. Es ist daher ein Verdienst zu sammeln was in einem solchen Volke lebt in Sang und Sage, in Spruch und Rede, in Glauben und Wissen, in Arbeit und Rast, in Brauch und Sitte; auch ist es ein Verdienst des Begabten in solcher dem Untergange nahen Sprache dem Volke sein Eigenthum lieb und werth zu erhalten. Indessen ist weder durch das Eine noch das Andere eine Rechtfertigung der Uebersetzung in eine andere Sprache unbedingt gegeben. Der Uebersetzer hat es für gut gehalten den „Lappenkorb" auch innerhalb der deutschen Grenzen einzuführen, weil er „weder ausschließlich auf ein bestimmtes Volk noch ein bestimmtes Publicum in der Lesewelt berechnet, sondern, für den Menschen überhaupt gemacht, ein allgemein volksthümliches Werk ist, und Alt und Jung, Gelehrt und Ungelehrt, Vornehm und Gering darin finden was ihnen angenehm und nützlich ist". Gut! Allein abgesehen davon, daß Dem schon die Ausstattung und in Folge derselben der Preis des Buchs manche Grenzen setzen wird; abgesehen davon, daß der Deutsche sich zu einem Buche wol nicht besonders hingezogen fühlen dürfte welches ihn nur unter einem verdächtigen Spitznamen (Poep) kennt und verächtlich auf ihn herabblickt, weil geringe Leute, nämlich die sogenannten Hollandsgänger, sich in den friesischen Marschen knapp, elend behelfen, um vom erworbenen Tagelohn möglichst Viel nach Hause zurückzubringen: so ist es doch eigen, daß wir in den Geschichten, Märchen, Anekdoten u. s. w. größtentheils sehr alten Bekannten begegnen. Sie sind vielleicht Uebersetzungen aus dem Deutschen und nun zurückübersetzt. Dergleichen können wir näher haben. Noch weniger ansprechend ist der poetische Theil des Buches. Die Gedichte sind nicht Eigenthum des Volks, sondern werden ihm fix und fertig in den Mund geschoben; und dergleichen gemachte Verse sich noch übersetzen zu lassen ist ziemlich überflüssig. Wir haben überdem selber Ueberfluß an gemachten Gedichten. Mehr Anerkennung nimmt das letzte Drittel des Buchs, die Zugabe des Uebersetzers, die uns nach Nordfriesland führt, in Anspruch. Sie werden so gleich Deutsch geschrieben sein. Außer den ansprechenden Fahrten und Abenteuern einiger Seeleute, unter denen Hark Ulws von der Insel Amram mit Recht voransteht, nehmen wir als dankenswerthe Gabe die „Nordfriesischen Sinnsprüche und Sprüchwörter", ferner die „Märchen, Sagen und Reime" entgegen. Die Sinnsprüche und Sprüchwörter sind zuerst Nordfriesisch gegeben, und der Uebersetzung da wo der Spruch, wie Das meistens überall der Fall ist, ein Bild hinstellt, der Sinn desselben angefügt. Das Alles gehört dem Volke unmittelbar an, und gewährt einen nicht trügenden Blick in sein Leben und Thun; zugleich ist damit Stoff zu weitern Forschungen geboten. Möge der Verf. ferner solche Gaben bringen, sie werden stets willkommen sein. 18.

Bibliographie.

Dina, Jugendblüthen. Dichtungen. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Düringsfeld, Ida v., Margarethe von Valois und ihre Zeit. Memoiren-Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Thlr.

Esquiros, A., Paris, oder die Wissenschaften, öffentliche Anstalten und die Sitten im 19. Jahrhundert. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Freytag, G., Dramatische Werke. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Valentine. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr.

Raymann, B., Poetische Bilder aus dem Leben Friedrichs des Großen, eingerahmt. Marienwerder. 8. 10 Ngr.

Roßhirt, C. F., Ueber das französische, rheinische und badische Civilrecht, über dessen Studium und Vortrag. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 10 Ngr.

Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend. Bearbeitet von mehreren Sachkundigen. Mit 4 Abbildungen. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scharff von Scharffenstein, H., Gedichte. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. Ler.-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verworfene Schauspiele. Herausgegeben von L. Foglar. Pesth, Heckenast. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Scherr, J., Bildersaal der Weltliteratur. Aus dem Literaturschatz der Morgenländer (Inder, Chinesen, Hebräer, Araber, Perser, Türken), der Alten (Hellenen und Römer), der Romanen (Provençalen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen), der Germanen (Engländer, Deutschen, Niederländer, Isländer, Schweden, Dänen), der Slaven (Böhmen, Serben, Polen, Russen), der Magyaren (Ungarn) und der Neugriechen, ausgewählt, systematisch geordnet, von der ältesten bis auf die neueste Zeit fortgeführt, mit Anmerkungen und einem literarhistorischen Katalog. 1ste Abtheilung: Das Morgenland. Hellas und Rom. Die Troubadours. Italien. Spanien und Portugal. Frankreich. Stuttgart, Becher. 1848. Ler.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schimko, J. G., Der Weltenbau, seine Entstehung und wunderbaren Harmonien. Populär dargestellter Inbegriff der vorzüglichsten astronomischen Entdeckungen. Mit 1 lithographirten Tafel. Wien, Gerold. Gr. 8. 20 Ngr.

Schumann, A., Die Unsterblichkeitslehre des Alten und Neuen Testaments. Biblisch-dogmatisch entwickelt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 350. —— 16. December 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 349.)

53. Komus. Cyklus beliebter Possen. Von G. Räder. Erster Band. Leipzig, Koffka. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Sprung ist weit von Ford's soeben besprochenen Stücke zum „Weltumsegler wider Willen" und zum „Artesischen Brunnen", welche den Inhalt dieses Bandes bilden, und doch ist mehr Kunstverwandtschaft zwischen diesen anscheinend so fernliegenden Geisteserzeugnissen als zwischen je zwei Erscheinungen aus der Schicht die das Mittelgut hervorbringt. Auch in den Possen des Schauspielers Räder ist ein gebrochener Strahl des göttlichen Funkens wieder zu erkennen: kecker Witz, eine eigenthümliche Weltanschauung, freilich in umgekehrter Form — nach welcher die Menschheit auf den Köpfen steht —, immer aber Geist, während das echte Mittelgut weder Keckheit noch Geist, sondern eben nur conventionnelle Bilder zu zeigen pflegt. Allerdings ist Räder noch kein Raimund, bei dem der Witz poetisch und die Weltverkehrung genial war; allein er ist auf dem Wege, und einige Lieder, wie der Matrosenchor im ersten Stück und das Quodlibetduett im zweiten, erinnern wirklich an Raimund und sein poetisches Salz. Die Stücke sind übrigens in der That beliebte Possen, sie sind im Charakter und sind an lachstoffhaltigen Einfällen reich genug.

54. Wolff's Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1846. Fortgesetzt von A. Heinrich. Elfter Jahrgang. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auch diese Sammlung von Notizen für Bühnendirectoren und Bühnenfreunde, Theaterpersonalien aller Art, Anekdoten, Nekrologe, Jubiläen und Aehnliches enthaltend, kann als ein nützliches Hülfsbuch bezeichnet werden. Ein Verzeichniß z. B. von sämmtlichen seit dem J. 1802 auf der berliner Bühne dargestellten neuen Stücken dürfte nicht leicht irgendwo sonst anzutreffen sein. Das Lustspiel „Doctor Robin", in einem Act, ist ein bekanntes gutes Stück. Unter den Biographien sind die der Schröck, Beschort, Bethmann, Ehlers und vor Allen Gerle lesenswerth, der Almanach wird daher sein Publicum finden.

55. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1848 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Fünfundzwanzigstes Bändchen. Dresden, Arnold. 1848. 12. 1 Thlr.

Eine altgewohnte und stets gern aufgenommene Jahresgabe, in der geschmackvolle Wahl und gute Uebertragung fremder Bühnenerzeugnisse herkömmlich ist, und für deren Werth es spricht, daß es unter allen wachsenden Jahresgaben dieser Art wol die einzige ist die ihr Alter auf 25 Jahre, also bis zur vollen Majorennität gebracht hat. Das Lustspiel in zwei Acten von Scribe: „Das Salische Gesetz", gehört zwar an sich zu den schwächern Arbeiten jenes dramatischen Proteus, indeß füllt es doch eine Stunde angenehm aus und empfiehlt sich durch fließenden und belebten Dialog. Interessanter und werthvoller erscheint jedenfalls eine Komödie des Duca di Ventignano, der unter dem Namen Cipriani die italienische Bühne mit einer Reihe beliebter Lustspiele — welche etwa die Mitte einnehmen zwischen Goldoni's regelrechten Komödien und Gozzi's genialen Possen — bereichert hat, und der mit Nota und Federici rivalisirt. „Der Plagegeist" („Il seccatore") ist auf allen Bühnen Italiens, von Neapel, dem Wohnsitz des Autors, bis Venedig mit dem größten Beifall gegeben worden, und er verdient diesen auch diesseit der Alpen. Bei der Bearbeitung dieses heitern Scherzes mußte auf italienische Sitten Rücksicht genommen werden, der Schauplatz mußte Italien bleiben, wenn nicht ein großer Theil der feinen und geschmackvollen Satire verloren gehen sollte. Dies Dilemma ist gut gelöst. Von dem Vergnügen welches uns diese Bearbeitung einer echt italienischen Komödie gewährt hat, können wir nicht besser Zeugniß geben als indem wir den Verf. dringend auffodern, auf diesem Boden ferner nach so heitern und anmuthigen Früchten zu forschen wie diese ist, und uns diese dann durch seine Uebertragung anzueignen, wie er uns Dies denn auch verheißt.

56. Frédéric, Prince royal de Prusse. Tragédie en cinq actes et en vers. Par *J. F. Tassart*. Hamburg, Herold. 1847. Gr. 8. 24 Ngr.

Endlich haben wir nach so viel Mühsal, vom Original zur Uebersetzung herabsteigend, sogar noch von einer in Deutschland edirten französischen Tragödie Rechenschaft zu geben, in der wir den König Friedrich Wilhelm I. in den volltönigen Versen Racine's lange Reden und köstliche Monologe halten hören sollen. Die Sache ist ungemein komisch. Wir können uns in der That von dem sonderbaren Eindruck kaum Antwort geben den es auf uns macht, diese völlig naturwidrige Sprache in dem Munde von Personen anzutreffen die unserer Ueberzeugung nach eine so ganz andere sprechen müßten. Dieser Eindruck ist etwa dem zu vergleichen den es machen müßte den Platon oder Cicero sich im berliner Rante-Dialekt ausdrücken zu hören. Nichts beweist mehr als ein solches Stück die völlig verschiedene Kunstauffassung des Deutschen und des Franzosen im Drama des höhern Stils. Das was für uns nächst der Handlung die Hauptsache bilden würde, die Charakteristik der Handelnden, davon findet sich nun hier auch nicht eine Spur, nicht einmal ein Versuch von Zeichnung. Dagegen treffen wir auf volltönige Phrasen vom Staatswohl rc. ohne Ende und auf eine vollständige Coulissenhandlung, ohne Rücksicht auf Wahrheit und Leben — kurz, auf ein Schemen ohne alle Wirklichkeit. Genieße Das wer da mag, uns erscheint selbst die Sprache mangelhaft. Zu lächeln aber haben wir, wenn wir den soldatischen König sich in folgendes Selbstgespräch verlieren sehen.

> Ah! qu'un coupable fils est un fatal présent!
> Si celui qui l'a fait ne veut point le reprendre,
> C'est un don que ma main est exposée à vendre.

> Je verrai le rebelle et j'oublierai le fils,
> Qui chaque jour m'outrage et qu'en vain je punis.
> Sans cesse de l'État il hâte la ruine,
> Ma vie est en danger, car ma haine la mine.
> Si j'écoutais, Fureur! l'avis de tes transports,
> J'accomplirais des faits qu'on prendrait pour des torts. . .

Zum Schluß ruft der arme König, der weder im Leben noch in der Kunst irgendwo Boden hat, dann aus:

> Je suis un roi barbare, indigne d'être père!

womit der Vorhang fällt.

Auch wir nehmen hiermit von dem Leser Abschied.

19.

Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben. Von Ernst Wilhelm Martius. Leipzig, Voß. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist immer etwas Besonderes um einen neunzigjährigen Schriftsteller, noch weit besonderer aber einen solchen zugleich heitern und zufriedenen Sinnes zu finden. Die vorliegende Schrift nun gibt uns das Bild eines in sich selbst stillvergnügten Greises, dessen nähere Bekanntschaft gemacht zu haben Niemand bereuen wird der nicht allein in der Gegenwart Anreiz und Befriedigung zu finden glaubt, sondern auch in die Vergangenheit gern einkehrt. Freilich gehört unser Verf. nicht zu den eigenthümlichen Gestalten deutschen Lebens die im vorigen und in diesem Jahrhunderte auf dem öffentlichen Schauplatze eine große Bedeutung hatten, auf die gesammte Nation einwirkten und deren Theilnahme in hohem Grade sich aneigneten. Hr. Martius, der Vater des berühmten Reisenden und Naturforschers Karl von Martius, war kein Edelmann, kein reicher Grundbesitzer, kein hochgestellter Beamter, er war vielmehr von schlichten Aeltern im bürgerlichen Mittelstande geboren, seine Ausbildung war auf die eines Geistlichen berechnet, und nur die besondere Neigung zum Apothekerstande ließ ihn zu einem Geschäfte übergehen das für den Sohn einer Predigerfamilie ungewöhnlich schien. Er wuchs nun in den beschränkten, abhängigen Verhältnissen der Lehrlinge und Gehülfen fünf Jahre lang auf; aber gute Schulkenntnisse, Anstelligkeit und Rührigkeit des Geistes erwarben ihm bald Liebe und Achtung, und verhalfen ihm zu bessern Stellen in Strasburg, Regensburg, Wetzlar, Mainz und Erlangen, bis er endlich eine feste Stellung in der letztern Stadt einnahm, in der wir ihn als einen ehrenwerthen, braven Mann sehen, der sein Geschäft schwungvoll betreibt, in wissenschaftlichen Dingen rüstig fortschreitet, und dem gesammten Stande nicht blos durch wichtige Erfindungen, sondern auch durch Beseitigung alter Misbräuche, wie 1796 durch die Aufhebung der Neujahrsgeschenke an die Aerzte und an das Publicum, eine höhere bürgerliche Achtung verschafft hat. Indem der Verf. es nun unternahm seine Denkwürdigkeiten am Schlusse eines langen Lebens aufzuzeichnen, hat er Dies mit Redlichkeit und Wahrheitsliebe gethan, ohne Leidenschaft, mit sittlichem Ernst und freundlicher Milde; er möchte ums Himmels willen Niemanden verletzen, er gedenkt mit Vorliebe des Guten das er wahrgenommen hat, er wendet sich vom Schlechten ab und ist hierin so ganz das Gegentheil seines fränkischen Landsmanns, des Ritters von Lang. Aber das Hauptverdienst des Buches ist, daß wir in ihm ein Werk vor uns haben in welchem sich, wie in einem noch höhern Maße in den ähnlichen Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler, die französische Revolution und die großen Wandelungen des 19. Jahrhunderts im häuslichen Kreise einer gebildeten Familie des Mittelstandes abzeichnen, und uns die Ansichten und Gesinnungen eines solchen Würdigen mitten unter jenen Weltbegebenheiten darstellen. Es ist wohlthuend die Ordnung und Ruhe wahrzunehmen welche als die Göttinnen des Hauses überall, mitten unter den gewaltigen Stürmen der Außenwelt, walten, und das gleichmäßige Festhalten an erprobten Einrichtungen, ohne daß Martius ein fortwährender Lobredner und ein starker Verehrer des Alten gewesen ist. Er selbst aber nennt als den größten Segen in seinem Leben ein unerschütterliches Gottvertrauen und eine lebendige Zuversicht von unserer Fortdauer nach dem Tode. „Nicht Allen", sagte der fünfundachtzigjährige Greis am Tage vor seiner goldenen Hochzeit (12. Februar 1842), „wird es so wohl auf dieser Welt. Darum bin ich aber auch so ruhig und gefaßt von hier abzuscheiden, daß, wenn der Herr mich noch in der künftigen Nacht vor der goldenen Hochzeit abrufen will, ich mit Freuden dazu bereit bin."

In den Mittheilungen des Verf. über den Apothekerstand finden wir zunächst ein von unserer Zeit sehr verschiedenes Bild. Als Martius, 14 Jahre alt, als Lehrling 1771 in die Hofapotheke seines Oheims und Taufpathen zu Erlangen eintrat, hießen solche junge Leute „Er" oder „Ihr", bekamen keine Servietten und silberne Löffel bei Tische, durften sich nicht pudern, mußten meistentheils mechanische Arbeiten, im Winter in ungeheizten Räumen, verrichten, stoßen, Wurzeln schneiden, Lerchenschwamm pulvern u. dgl. m., mit der Schürze ausgehen, und nie das Haus verlassen außer in den Frühstunden des Sonntags, um die Kirche zu besuchen. Nach beendigter Lehrzeit konnte das bisherige Subject sich pudern lassen, einen Degen tragen, und im Rocke mit vergoldeten Knöpfen, mit weitschößiger Weste und in Beinkleidern von recht greller Farbe einhergehen. Aber auch die Provisoren und Gehülfen blieben noch manchem Zwange unterworfen: in den unserm Verf. sehr wohlgesinnten Häusern zu Regensburg und Kaufbeuern mußte er an Winterabenden in den gemeinschaftlichen Wohnzimmern sich mit der Anfertigung von Kapseln oder Räucherkerzen beschäftigen, am Sylvestertage von den Aerzten ein Douceur annehmen, wenn er sie im Namen seines Principals beglückwünschte, wochenlang im Hause bleiben und sich mit einem Gehalte von 50—60 Fl. begnügen, wozu noch ein Dukaten am neuen Jahre kam. An andern Stellen setzt Hr. Martius sehr gut auseinander, weshalb in seiner Jugend die Apotheker als pedantische Sonderlinge, ja oft als Adepten und Charlatans angesehen worden sind, nennt mit großer Anerkennung mehre würdige Standesgenossen jener Zeit, und gibt endlich eine anziehende Nebeneinanderstellung der frühern und jetzigen Apotheker, sowie eine belehrende Uebersicht des Umschwungs den die Pharmacie während seines langen Lebens genommen hatte. Hierher gehören auch die Belehrungen über mancherlei Geheimmittel in den ältern Apotheken nebst den Ordinationen und Recepten der Aerzte aus Martius' frühern Lebensjahren, von denen einige Beispiele angeführt worden sind zum deutlichen Beweise der dabei gebrauchten großen Anzahl von Vegetabilien und mancherlei Stoffen aus dem Thierreiche, welche die Stelle der heutigen weit einfachern Arzneimittel vertreten. Höchst dankenswerth endlich ist die Mittheilung der Arzneiformeln Cagliostro's, die unsers Wissens noch nirgend mit dieser Zuverlässigkeit angegeben worden sind. Seine Verschreibungen waren Tisanes purgatives, Pommade pour le visage, Pilules stomachiques, Électuaire pectorale avec de la manne u. s. w., von denen Hr. Martius meint, daß sie praktische Kenntnisse und Geschicklichkeit gezeigt hätten, und daß dem berühmten Wunderthäter, der in Strasburg höchst uneigennützig ärztlichen Rath und Arzneien ertheilt habe, eine geschickte Anwendung der chemischen Technik der Metalle nicht abzusprechen gewesen sei. Dasselbe habe sich auch an der von ihm Oleum sacchari benannten, höchst concentrirten Süßigkeit gezeigt.

Mit den geschilderten Eigenthümlichkeiten eines einzelnen Standes der „Neunundneunziger" oder der „Goldgrubenleute", wie die Apotheker im vorigen Jahrhunderte hießen, stehen nun die allgemeinen Sittenschilderungen aus Martius' Jugendzeit im engen Zusammenhange. Seine Beschreibungen der Kleidung für Männer und Frauen, die Bemerkungen über die kirchliche Dunkelheit in den katholischen deutschen Ländern, über die gezwungenen Werbungen, „eine wahre Krankheit des alternden deutschen Reichs", seine Ueberblicke über die Freimaurerei,

[illegible] die Sitten; aus dem Leben der verschiedenen Stände verdienen alle Aufmerksamkeit. Bei Gelegenheit des großen Glanzes und mildthätigen Sinnes durch welchen der Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis als kaiserlicher Principal-Commissarius in Regensburg im besten Andenken geblieben ist, finden wir zweckmäßige Bemerkungen über einen Theil der obengenannten Gegenstände. Das Verhältniß der Großen und Mächtigen zum gemeinen Volke bestand mehr in einer gewissen patriarchalischen Obsorge; Niemand dachte daran, daß es anders werden könnte; der Ständeunterschied war zwar schroff, aber Jeder ehrte den Andern; die Abgaben wurden nicht mit Strenge eingetrieben und die Unterthanen beklagten sich nicht darüber; die Innungen waren, namentlich in den Reichsstädten, angesehen und mächtig. Im Handel und Wandel stand der Credit gleichmäßiger und fester; Capitalisten liehen oft ihre Capitalien an Landleute und kleinere Bürger aus; es galt das altdeutsche Vertrauen; man sah noch in den Kalendern die Notiz: „Heute habe ich an den Nachbar mit dem rothen Käppchen 80 Fl. geliehen"; größere Summen wurden von den Fürsten und Reichen selten in fremden Banken, am meisten bei der Landschaft niedergelegt. Die Moralität, sagt der Verf., war im Ganzen nicht größer als jetzt; grobe Verbrechen kamen zwar häufiger vor, und wurden öfters mit dem Tode bestraft, aber dafür waren auch andere Vergehen selten, z. B. die unehelichen Geburten, wodurch denn auch die Gemeinden und die Regierungen weniger in Verlegenheit gesetzt wurden. Der Umgang der jungen Männer und Mädchen hielt eine glückliche Mitte zwischen Fröhlichkeit und Ehrbarkeit, und nur selten hatten die Aeltern ein allzu großes Vertrauen zu beklagen, welches sie ihren Töchtern geschenkt hatten. Gesellige Vereinigungen und Unterhaltungen waren von einer ganz andern Färbung als jetzt, die Politik blieb bis zur französischen Revolution aus dem Gesprächskreise fast ganz ausgeschlossen, Karten-, Kegel- und Billardspiel ergötzten die Gesellschaft, Tanz und Spiel die jungen Leute, die Liebhaberconcerte standen in schönster Blüte. Und als der Professor Klüber 1788 den ersten sogenannten Club in Erlangen zusammenbrachte und die Gesellschaft die Stiftung durch ein Mittagsessen feierte, kostete das Gedeck 24 Kreuzer, wozu jedes Mitglied den Wein, wenn es welchen trinken wollte, selbst mitbrachte. Von den öffentlichen Vergnügungen hat uns Hr. Martius die Beschreibung der großen Thierhetzen in Regensburg hinterlassen, was um so dankenswerther ist, weil dieses allerdings ziemlich rohe Volksvergnügen gänzlich aufgehört hat.

Alle diese von uns nur kurz angedeuteten Erscheinungen des öffentlichen und geselligen Lebens finden in den Schilderungen des Hrn. Martius aus seinem Aufenthalte in Koburg, Kaufbeuern, Regensburg, Dillenburg, Wetzlar, Strasburg, Mainz und Erlangen während der J. 1756—91 vielfache Bestätigungen. Von da ab umfaßt die Erzählung vorzugsweise Erlangen und die Zustände der Stadt und Universität unter der preußischen und bairischen Regierung. Insofern aber persönliche Denkwürdigkeiten sich besonders auf die innern Verhältnisse beziehen, so darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die vorliegenden Schilderungen des auf das beste geordneten Hauswesens des Verf. in sich begreifen: sein eheliches Glück, das Gedeihen wackerer Söhne, die Abwechselung von Arbeit und Vergnügen, und das erfreuliche Zusammenleben mit den jüngern Hausgenossen, Lehrlingen und Kostgängern, unter denen angesehene Namen, als die eines Nees von Esenbeck, Wangenheim, Tscharner, Hagenbach und des Kunstsammlers Bertram, erscheinen. Alles Dies muß den wohlthuendsten Eindruck auf Leser zurücklassen deren Sinn sich für die stillen Verhältnisse einer gebildeten bürgerlichen Familie offen erhalten hat.

Aber nicht blos die allgemeinen Verhältnisse fesseln in dem vorliegenden Buche unsere Aufmerksamkeit, sondern auch die Schilderungen einzelner Zeitgenossen und mancher Zustände die uns schon fast entrückt liegen. In der erstern Beziehung nennen wir vorzugsweise die sehr gelungenen Schilderungen einiger erlanger Professoren, der Mediciner und Naturforscher v. Delius, Isenflamm, Hildebrandt, Esper, Schreger, Loschge, v. Wendt und v. Schreber. Delius war ein gelehrter aber sehr hochmüthiger Mann, der einst dem Minister v. Hardenberg, als dieser ihn aufforderte sich doch zur Hülfe in seinem Laboratorium eines Studenten zu bedienen, erwiderte: „Nehmen mir Ew. Excellenz nicht übel, Das verstehen Sie nicht: wenn ich Jemand erst ein Ding in die Hände geben soll, so thue ich es lieber selbst." Derselbe Mann, Comes palatinus und Präsident der Akademie der Naturforscher, schoß einst bei einer Disputation zum Belege einer Behauptung aus einem Gewehre mit einem Stückchen Talg durch ein Bret. So harmlos waren die Beschäftigungen der Chemiker in der damaligen Zeit! Von Hildebrandt und Esper wird nur Gutes und Liebenswürdiges erzählt; der Letztere dürfte in seiner Gewohnheit alle Sonntage Morgens ein Stück aus dem Neuen Testamente in der Ursprache zu lesen wenige Nachfolger unter den heutigen Medicinern haben. Wendt erscheint vor uns „im Hofrocke und in seidenen Strümpfen", als ein glücklicher, angenehmer Arzt, der im stattlichen Wagen zum Krankenbesuche ausfuhr, aber auch nie verschmähte selbst in die Wohnungen der Noth und des Elends hinabzusteigen. Die Krone aller Schilderungen aber ist die des Naturforschers v. Schreber. Zu dem Bilde dieses gravitätischen, gemessenen, aristokratischen Professors, der die verschiedenartigste Gelehrsamkeit in sich vereinigte, aber vor der leichtesten chemischen Operation zurückbebte, und den unser Verf. am 2. November 1810 zum letzten male „im langen scharlachrothen Mantel mit weißem Fuchs verbrämt" erblickte, scheint Goethe dem Verf. die Farben geliehen zu haben. Ueberhaupt ist das Leben einer kleinen deutschen Universität aus dem vorigen Jahrhundert durch viele einzelne Züge in seiner Sonderbarkeit und Ehrenhaftigkeit in dem Buche des Verf. aufgefrischt worden, zu denen er durch seine Stellung als Apotheker und Angehöriger der Universität, später sogar als Docent der Pharmacie, die beste Gelegenheit gehabt hat. Die Feierlichkeit mit welcher die Leichname der Selbstmörder erst ehrlich gemacht und dann dem anatomischen Theater überliefert wurden, ist ein sprechendes Zeugniß jener alten Zustände; und die Auszeichnung welche Wendt denjenigen Klinicisten welche ihre Krankengeschichte in elegantem Latein ablasen bewilligte, indem sie ihn bis an den Wagentritt begleiten und in den Wagen hineinhelfen durften, dürfte jetzt wol nur belächelt, wenn nicht verspottet werden.

Außer von Erlangern theilt uns Hr. Martius manchen andern Charakterzug ausgezeichneter Männer mit, von denen wir hier nur den Arzt Sömmerring, den Mineralogen Werner, die Chemiker Fikentscher und Trommsdorff nennen wollen. Mit besonderer Anhänglichkeit verweilt er bei den Gliedern des ausgestorbenen ansbach-baireuthischen Fürstenstammes, namentlich bei der Markgräfin Sophie Karoline Marie; nicht minder lebhaft tritt die Anhänglichkeit der fränkischen Unterthanen an das preußische Königshaus in einzelnen Stellen hervor. Aus der bairischen Zeit bewegt ihn vorzugsweise die Erinnerung an den König Max Joseph; aber bei der Ständeversammlung, bei der Eröffnung des Donau-Mainkanals und andern gemeinnützigen Anstalten verweilt Hr. Martius ebenfalls mit sichtlicher Freude, auch in diesen Stücken nicht blos ein Lobredner der alten Zeit. Dies zeigt sich auch in allen Stellen, wo er die mit der französischen Revolution eingetretenen Umwandelungen bespricht und die wichtigen Weltereignisse, deren Zeuge er gewesen war, die Durchzüge fremder Truppen, und die Last der Einquartierungen vor seinen Lesern vorübergehen läßt. Wir hatten, meint er, in den Kriegszeiten Viel zu thun und auch manchen Vortheil von dem vermehrten Gebrauche der Arzneien. Aber mit Unmuth wies er den Antrag eines französischen Regimentsarztes in der Kuirassierdivision d'Espagne zurück: die Rechnungen, welche für die Kranken in derselben gestellt wurden, nach ihrem beiderseitigen Vortheile einzurichten.

Wir dürfen übrigens unser Buch nicht entlassen ohne der

gelehrten Thätigkeit seines Verf. noch einige Worte gewidmet zu haben. Hr. Martius, auch in der Beschränktheit der Dienstjahre immer wissenschaftlich angeregt, machte sich bereits 1784 durch seine Anweisung die Pflanzen nach dem Leben abzudrucken vortheilhaft bekannt, beschäftigte sich dann in seinen Mußestunden mit der Verfertigung von Abgüssen geschnittener Steine und Glaspasten, und ist endlich mit zwei regensburger Aerzten, Hoppe und Stallknecht, im Mai 1790 der Begründer der regensburger Botanischen Gesellschaft geworden, die seit mehr als fünf Decennien in schönster Blüte besteht. Wie nun alle diese und andere wissenschaftliche Arbeiten mit den Geschäften seines Berufs stets in enger Vereinigung geblieben sind, mag man in dem Buche selbst nachlesen. Außerdem ist der Verf. auch der Erste gewesen der das unter dem Namen des Opodeldoc bekannte Heilmittel in gleicher Güte als in England verfertigt hat, und seinen chemischen Kenntnissen verdankt man bedeutende Verbesserungen an den Streichzündhölzchen, die „zwar sehr bequem, aber nicht minder gefährlich sind".

„Es ist immer merkwürdig", schreibt uns soeben ein im Fache der Memoirenliteratur ausgezeichneter Kenner und Schriftsteller, „die Welt einmal aus dem Lebenslaufe eines Apothekers heraus zu betrachten, und der Mann ist dabei recht tüchtig und geschickt, sodaß er Beifall und Anerkennung verdient." Beides wird Hr. Martius auch in diesem Artikel finden; seine deutsche Tüchtigkeit hat uns mehr als ein mal an den deutschen Apotheker in Goethe's „Hermann und Dorothea" erinnert, im Gegensatze zu der traurigen Compilation eines französischen Buchmachers, die unter dem prahlenden Namen der „Memoiren eines kaiserlichen Apothekers" über den Krieg in Spanien vor Jahren in die Welt geschickt worden ist. 20.

Bibliographie.

Dresdner Album zur Unterstützung der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge, im Voigtlande und in den Weberdörfern der Oberlausitz. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bauer, E., Das deutsch-katholische Glaubensbekenntniß in 10 Predigten, gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 15 Ngr.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 4ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Mississippi, Licht- und Schattenseiten des transatlantischen Lebens. 2ter Band. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Mazzini, A. L., Italien in seinen Beziehungen zur modernen Civilisation. Aus dem Französischen. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 20 Ngr.

Mephistopheles im Hof-Frack und in der Blouse. Eine Reihe skizzirter Schilderungen aus dem socialen und politischen Leben der Gegenwart. Mit 9 Illustrationen. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Metzl, H., Staniza. Historische Erzählung aus den Kriegen der Serben mit den Türken 1813. Wien, Schmidt u. Leo. Gr. 8. 8 Ngr.

Morstadt, C. E., Polemisch-humoristische Leuchtkugeln in das deutsche Privatfürstenrecht. 1ster Wurf. Bekämpfung von Heffter's Irrlehren über Gewissensehe, heimliche Ehe und Mantelkinds-Erbrecht. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 20 Ngr.

Movers, F. C., Phönizische Texte erklärt. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Das Opferwesen der Karthager. Commentar zur Opfertafel von Marseille. Nebst einer lithographirten Tafel. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 25 Ngr.

Münch, E., Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg. Fortgesetzt von C. B. A. Fickler. 4ter Band. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 2 Thlr.

Nordisches Novellenbuch. Herausgegeben von A. Lippert. 3ter Band: Tarantas. Vom Grafen Sollogub. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Pfyffer, K., Beleuchtung der Ammann'schen Untersuchungsmethode und Betrachtungen über das Strafrechtsverfahren überhaupt. Zürich, Orell Füßli u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Pösl, F., Das Leben des heiligen Philippus Neri, Stifters der Congregation des Oratoriums in Italien. Regensburg, Pustet. Gr. 12. 21 Ngr.

Schlegel, F. v., Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1812. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 2ter Abdruck. Zwei Theile. Wien, Klang. Gr. 8. 2 Thlr.

Schöne, F. G., Schulreden gehalten am Friedrichs-Gymnasium zu Herford, nebst einer Abhandlung über die Rolle des Kreon in Sophokles' Antigone. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 22½ Ngr.

Schulze, R. P., Das Laster des Branntweintrinkens durch das Gesetz abzuschaffen. Ein Vorschlag. Bautzen, Helfer. 8. 9 Ngr.

Sternau, C. O., Neues Mährchenbuch. Mit Originalzeichnungen von G. Osterwald. Köln, J. G. Schmitz. 1848. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der heiligen Theresia von Jesu Schriften, zur Erbauung und Betrachtung für alle auf der Bahn des Heils wandelnde und Gott suchende Christen. Sechs Bändchen. 3te Auflage. Augsburg, Schlosser. 16. 20 Ngr.

Thommes, J. H., Anthenorus, oder der Sieg des Kreuzes. Historisches Gemälde aus der römischen Kaiserzeit und Christenverfolgung. Nach Originalquellen bearbeitet mit Bildern der Gegenwart aus Rom und Latium, Neapel rc. und mit erläuternden Anmerkungen. Zwei Bände. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Una. Novelle von ***. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vincke, E. Freih. v., Die Patrimonial- und Polizei-Gerichtsbarkeit auf dem Lande in den östlichen Provinzen des preußischen Staats. 2te Auflage. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 10 Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1848. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. 11ter Jahrgang. Mit Bildern. Stuttgart, Belser. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Moll, K. B., Das Eintreten Christi in sein Volk an den Wendepunkten seiner Geschichte. Predigt über Joh. 20, 19—23, am Tage des ersten Zusammentretens der vereinigten Stände des Königreichs Preußen, den 11. April 1847 zu Stettin gehalten. Stettin, Weiß. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, A. F., Welche Bedeutung hat es für uns, daß in den Aposteln ungelehrte Laien die Lehrer der Welt geworden sind? Predigt am Stiftungsfeste der königl. Sächs. Landesschule zu Grimma den 14. Sept. 1847 gehalten. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Paulsen, Rede bei der kirchlichen Feier der Jahresversammlung des Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Landes-Vereines der Gustav-Adolf-Stiftung, gehalten in Altona den 18. Juni 1847. Altona, Blatt. Gr. 8. 4 Ngr.

Peters, H. H., Der Kammerjunker Friedrich Erich Valentin von Berger zu Glücksburg, k. Hebungsbeamter rc., nebst und von seinem vormaligen Privat-Comtoirgehülfen vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gestellt. Kopenhagen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reden bei der Einführung des Hrn. Pastor Feldner gehalten in der evangelisch-lutherischen Kirche zu Elberfeld. Am 18. April 1847. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 5 Ngr.

Scherrer, J., Das Gericht Gottes. Predigt über 1 Petri IV. 15—19. Gehalten den 18. April 1847 in Wattwil. St.-Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 351. —— 17. December 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Dritter und letzter Artikel.*)

16. Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Ngr.
17. Bilder und Sagen aus der Schweiz. Von Jeremias Gotthelf. Sechs Bändchen. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 1842—46. 8. 3 Thlr. 3¾ Ngr.
18. Schleswig-Holstein. Romantische Skizzen und Sagen. Von Heinrich Smidt. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
19. Norwegische Volksmärchen, gesammelt von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Deutsch von Friedrich Bresemann. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
20. Der Pentamerone, oder das Märchen aller Märchen von Giambattista Basile. Aus dem Neapolitanischen übertragen von Felix Liebrecht. Nebst einer Vorrede von Jakob Grimm. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
21. Indische Sagen. Von Adolf Holtzmann. Zweiter und dritter Theil. Karlsruhe, Holtzmann. 1846. 8. 2 Thlr.
22. Der Pilgerzug nach Mekka. Morgenländische Sagen und Erzählungen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1847. 8. 15 Ngr.
23. Volkssagen aus Vorarlberg, gesammelt von J. F. Vonbun. Innsbruck, Wagner. 1847. 16. 9 Ngr.
24. Lithauische und preußische Volkssagen, nach zum Theil unbenutzten Quellen poetisch bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von F. Becker, C. Roose und J. G. Thiele. Königsberg, Samter. 1847. 8. 15 Ngr.
25. Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau. Gesammelt und herausgegeben von Eduard Fiedler. Dessau, Fritsche. 1847. 8. 25 Ngr.
26. Hausschatz der Volkspoesie. Sammlung der vorzüglichsten und eigenthümlichsten Volkslieder aller Länder und Zeiten in metrischen deutschen Uebersetzungen. Besorgt und herausgegeben von O. L. B. Wolff. Leipzig, O. Wigand. 1846. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.
27. Sagen und Legenden der Stadt Magdeburg und Umgegend von W. A. Relßieg. Zwei Theile. Magdeburg, Quednow. 1847. 8. 2 Thlr.

Nr. 16. Wie die Dichter der romantischen Schule überhaupt in neuester Zeit gar viele theils verschuldete, theils unverschuldete Kränkungen haben erleiden müssen, so ist ihnen auch — ebenfalls theils mit, theils ohne ihre Schuld — das herbe Loos geworden, daß ihre großen und unbestreitbaren Verdienste um die Wiederbelebung der Märchen, Sagen und Volkslieder wo nicht gänzlich vergessen, doch vielfach angezweifelt, geschmälert und gegen die Verdienste späterer Arbeiter auf diesem Gebiete, namentlich gegen die freilich nicht minder bedeutenden Leistungen der Gebrüder Grimm in Schatten gestellt sind. Man lese die Vorrede irgend eines beliebigen hierherschlagenden Werkes, oder die Anzeige eines solchen, oder sonst eine dies Feld berührende Abhandlung: — die Namen der Gebrüder Grimm werden, wenn sie nicht gar Pathenstelle versehen oder als huldreiche Gönner das ganze ihnen ehrfurchtsvoll dedicirte Werk unter ihre Flügel nehmen müssen, stets mit großen Lettern am Eingange prangen, und dort stets so sicher und unzweifelhaft zu finden sein, wie einstmals die Namen der Musen am Eingange eines Heldengedichts oder wie die Captatio benevolentiae in den ersten Zeilen eines Bittgesuchs; während die Namen eines Tieck, Arnim, Brentano, Fouqué, Hoffmann, Novalis u. A. entweder gar nicht oder nur beiläufig, höchst selten aber mit der ihnen gebührenden Anerkennung und Hervorhebung erwähnt werden, sodaß also den Romantikern als Wiederentdeckern der alten Märchenwelt fast Dasselbe begegnet ist was dem Colombo als dem Entdecker der neuen wirklichen Welt, nämlich das Schicksal, das von ihnen dem Dunkel entrissene Kind nicht nach sich, sondern nach dessen späterm Pflegevater benannt zu sehen.

Ich habe schon oben angedeutet, daß sich die Romantiker diesen Undank zum Theil durch eigene Schuld zugezogen haben. Namentlich darf ihnen mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß es ihnen bei der Aufsuchung und Behandlung der Sagen und Märchen an der gehörigen Pietät und Gewissenhaftigkeit gefehlt hat; daß sie religiöse Mythen, kirchliche Legenden, Heldensagen, historische Traditionen u. s. w. mit den bloßen Ausgeburten der Phantasie und des Aberglaubens, den Ammenmärchen, Schwänken, Spuk- und Gespenstergeschichten u. s. w. kritiklos in einen Topf geworfen haben; daß sie nicht bemüht gewesen sind tiefer in die den Sagen und Märchen zum Grunde liegende Symbolik einzudringen, und in den, isolirt betrachtet, oft unsinnigen Gebil-

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. [illegible] — [illegible] und Nr. [illegible] — [illegible] d. Bl. D. Red.

den derselben einen innern, den Geist befriedigenden Zusammenhang aufzusuchen; kurz, daß sie mit dem Stoff, statt sich ihm mit Ernst und Besonnenheit hinzugeben, nicht selten ein, wenngleich geistreiches und geniales, doch willkürliches und nur zur Befriedigung des subjectiven Gelüstes dienendes, zuweilen selbst kindisches Spiel getrieben haben. Wenn man jedoch noch weiter geht, und ihnen namentlich auch Das zum Vorwurf macht, daß sie die Sagen und Märchen nicht, wie es jetzt meistentheils geschieht, blos aufgesucht, gesichtet, gesammelt, und sie ganz so wie sie aus dem Munde des Volks oder aus alten Chroniken und Volksbüchern geschöpft werden, ungemodelt und unverändert wiedergegeben, sondern nicht selten nach ihrer Idee neu gestaltet, und sie überhaupt zu Gegenständen künstlerischer Verarbeitung gemacht haben: so heißt Das zu Gunsten des wissenschaftlichen Standpunkts ganz und gar den ästhetischen verleugnen oder die Behauptung aufstellen, daß die natürliche Production auch auf dem Gebiete des Schönen entweder überhaupt, oder wenigstens in diesem Kreise desselben höher stehe als die künstlerische, wogegen wir im Namen der gesammten Kunst und der künstlerischen Märchendichtung insbesondere auf das ernstlichste protestiren müssen. Die Natur producirt genau genommen gar nichts Schönes, sondern nur Dinge oder Erscheinungen, deren Qualitäten wir innerhalb unserer Idee zur Qualität der Schönheit zusammenfassen. Das Schöne ist also nicht Erzeugniß der Natur, sondern des reproducirenden Geistes. Wenn aber dagegen eingewandt werden sollte, daß ja bei der Zusammensetzung der die Idee des Schönen erweckenden Qualitäten zu einem Dinge auch der Natur selbst bereits die Idee des Schönen vorgeschwebt habe, und daß mithin nicht nur das Ding als solches, sondern auch als ein Schönes ihr Werk genannt werden müsse, so ist dagegen zu erwidern, daß man mit dieser Vorstellungsweise bereits über den Begriff der Natur, sofern dieselbe im Gegensatz zum Geist gedacht wird, hinausgeht und sich in den Begriff der Gottheit verliert, in welchem, als der Indifferenz von Natur und Geist, allerdings das Naturschöne wie das Kunstschöne seine letzte Erklärung findet.

Wenn wir also an den unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgegangenen Producten, an dem Natürlichen, Naiven, Naturwüchsigen, einen besondern ästhetischen Gefallen finden, so ist es, streng genommen, nicht das natürliche Object als solches, was uns behagt, sondern unser subjectives Anschauen, Umgestalten und Hinüberspielen desselben in eine höhere Sphäre, in der wir es mit unserer Idee Eins und identisch fühlen. Unser Genuß ist mithin nicht sowol ein eigentlich ästhetischer, d. h. passiver oder receptiver, als vielmehr ein künstlerischer, d. h. activer oder productiver; wir nehmen nicht den Gegenstand als einen bereits an sich schönen in uns auf, sondern wir machen ihn uns erst schön, werden an ihm selbst zu Poeten und Künstlern, und eben nur daran haben wir unsere Freude. Wenn aber Dem so ist, wenn Jeder der sich beim Genuß des Naturschönen mit klarem Bewußtsein belauscht zugeben muß, daß er an dem Reinnatürlichen eben nur darum ein besonderes Behagen findet, weil er mit idealisirender Selbstthätigkeit mehr heraus interpretirt als factisch darin liegt — mit welchem Rechte darf alsdann der Dichter, der Künstler getadelt werden, der vermöge seines poetischen Dranges sich getrieben fühlt, jene Idealisirung des Naturschönen die bei den übrigen Menschen eine rein innerliche verbleibt thatsächlich aus sich heraustreten, und zum wirklichen Kunstwerk mit fester Gestalt und bestimmter Gliederung, durch welches die im Naturschönen verhüllte Idee zur klaren Anschauung gelangt, concresciren zu lassen? Freilich raubt er durch eine solche Umschmelzung des Naturschönen im Schmelztiegel der künstlerischen Phantasie dem reproducirenden Geiste bis zu einem gewissen Grade das Vergnügen sich den mehr oder minder unausgebildeten Stoff nach eigenem Gutdünken zurechtzumachen; aber wenn ihm daraus mit Recht ein Vorwurf gemacht werden darf, dann verdient gerade derjenige Künstler der uns in seinem Kunstwerke die Ideen der Schönheit am vollendetsten und entschiedensten zur Erscheinung bringt am heftigsten getadelt zu werden; ja dann ist nicht nur die künstlerische Verarbeitung der Sagen, Märchen und Volkslieder, sondern auch die der historischen Ereignisse, der Lebensmomente, der gesellschaftlichen Entwickelungen, der Naturerscheinungen u. s. w., kurz die gesammte Kunst als ein Unsinn, als eine mit sich selbst in Widerspruch stehende Thätigkeit anzusehen, und es ist mithin in dem obgedachten Sinne nicht blos über die Romantiker, sondern geradezu über alle Dichter und Künstler der Stab zu brechen.

Will man sich zur Annahme dieser Schlußfolgerung nicht entschließen, so wird man eingestehen müssen, daß jene neuerdings so oft gehörte und beliebte Phrase, daß die Sagen, die Märchen und Volkslieder in ihrer ursprünglichen, natürlichen Gestalt schöner seien als die vollendetste, künstlerischste Verarbeitung derselben, eben Nichts als eine bloße Phrase, Nichts als eine auf jener Verwechselung des reinästhetischen und künstlerischen Genusses beruhende Selbsttäuschung ist. Freilich finden sich scheinbar unter jenen außerhalb des Kunstgebiets liegenden Productionen auch manche die gar keiner Verschönerung mehr fähig sind, ja, die in ihrem Effect Alles überbieten was je die Kunst hervorgebracht hat; aber sehen wir diese genauer an, so finden wir, daß ihre vollendete Schönheit eben ganz auf denselben Bedingungen beruht welche den Kunstschöpfungen zum Grunde liegen, und daß sie mithin, wenn auch ihr Schöpfer unbekannt ist, wenn sie sich auch unter die naturwüchsigen Volksdichtungen verloren haben, ebenso gut einem künstlerischen Genius entsprungen oder von einem solchen gestaltet sein müssen, wie diejenigen Kunstwerke deren künstlerischen Ursprung wir nachzuweisen vermögen. Uebrigens finden sich in dem gedachten Literaturgebiete Erscheinungen von so vollendeter Bildung verhältnißmäßig nur sehr wenige; beiweitem die meisten derselben sind noch in einem unfertigen Zustande, ihre Schönheit ist nur eine elementarische, sporadische, und sie drücken das Bedürfniß

einer Umbildung nach dem Gepräge einer selbstbewußten Idee selbst in sich aus. Und wie sollte es bei der muthmaßlichen Entstehung und Fortpflanzung derselben auch anders sein. Die tiefsten und inhaltreichsten derselben, namentlich die religiösen Mythen, verdanken ihren Ursprung nur dunkeln und mystischen, wo nicht verworrenen oder falschen Vorstellungen von Gott und der Welt, und sind daher von Anfang an mehr unsichere, schwankende Ahnungen als feste bestimmte Anschauungen; im Laufe der Zeit aber haben so viel verschiedene und einander widersprechende Phantasien und Hände daran gearbeitet, daß selbst jene unsichern, dunkeln Ahnungen oft kaum noch daraus wieder zu erkennen sind. Wie ist es möglich, daß dergleichen Gebilde an und durch sich selbst befriedigen? Noch weniger ist Dies von den profanen Sagen zu erwarten. Oder soll man annehmen, daß z. B. ein Lied welches auf die Frage: „Wer hat denn das Liedlein erdacht?“ gemeinhin selbst antwortet: „Drei besoffene Soldaten auf der Wacht!“ tiefer von der Idee des Schönen durchdrungen sei als ein in reinkünstlerischer Begeisterung geschaffenes? Das hieß doch in der That nicht nur der Kunst, sondern dem ganzen Menschengeiste Hohn sprechen, und wir werden also wol annehmen dürfen, daß jene Bevorzugung der Volksdichtung vor der künstlerischen Poesie selbst von Denen die sie gewöhnlich im Munde führen nicht so gar ernstlich gemeint ist, und daß auch die den Romantikern wegen der von ihnen beliebten Verarbeitung des Sagen- und Märchenstoffs gemachten Vorwürfe mehr im Interesse der Partei als der Aesthetik erhoben worden sind.

Eine andere Frage ist freilich die: ob gerade die Romantiker in der besondern Art und Weise der Verarbeitung den rechten Weg eingeschlagen, ob sie dazu die nöthige Befähigung besessen, ob sie wirklich den der Volkspoesie entlehnten Stoff verklärt, gehoben, veredelt, kurz der Idee des Schönen näher gerückt haben, oder ob sie nicht vielleicht umgekehrt willkürlich, nachlässig oder ungeschickt damit verfahren sind, und sich bei der Umgestaltung zugleich eine Verunstaltung desselben haben zu Schulden kommen lassen. Es leuchtet ein, daß hierauf nicht wohl in Bausch und Bogen zu antworten ist, indem die Aufgabe nicht nur von den verschiedenen Dichtern der Schule, sondern auch in den verschiedenen Dichtungen eines und desselben Autors sehr verschieden und mit sehr verschiedenem Erfolge gelöst ist. Im Allgemeinen muß jedoch anerkannt werden, daß sie fast sämmtlich gerade für die Märchendichtung und Sagenverarbeitung von dem eminentesten, entschiedensten Talent begabt gewesen sind, daß sie fast alle dazu nothwendige oder wünschenswerthe Qualitäten: eine von Reichthum strotzende und lebendige Phantasie, eine innige Vertrautheit mit dem gesammten sagen- und märchenhaften Material, eine tiefeindringende Naturanschauung, eine ausgebreitete Kenntniß des Menschenherzens und des Weltlebens, eine außerordentliche Zartheit und Kindlichkeit der Empfindung, einen kecken, derben, zu jeder Zeit frisch sprudelnden Humor, eine bewunderungswürdige Handhabung der Sprache in gebundener wie in ungebundener Rede, kurz die Kunst einer nach Umständen ebenso schmeichlerischen als schlagenden Darstellung besessen haben, und daß ihnen eigentlich nur eine Qualität nicht in hinreichendem Maße zu Gebote gestanden hat, nämlich die Fähigkeit, sich beim Gebrauch aller dieser Talente mit der gehörigen Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung zu Gunsten des Objects zu mäßigen und zu beschränken.

Was aber von den Romantikern als Märchendichtern überhaupt gilt, Das gilt insbesondere auch von dem Verf. der vorliegenden Märchen, wie denn in der Literatur über Clemens Brentano das Urtheil festgestellt ist, daß er zu denjenigen Dichtern der romantischen Schule gehört in welchen sowol die Tugenden wie die Fehler derselben zur vollkommensten Evidenz gelangen. So heißt es in einem von dem Herausgeber Guido Görres geschriebenen, im Ganzen treffenden, nur allzu sehr katholisirend-apologetischen, und nach barmherziger Schwesterschaft schmeckenden Vorworte über ihn:

> War je Einer, so war Clemens Brentano ein geborener Märchendichter, und schon von der frühesten Jugend an fühlte er sich zu dieser heimlichen und geheimnißvollen Welt fern dem Markte in stiller Waldeinsamkeit hingezogen. Seine Vorliebe für alles Volksmäßige, wie sie sich in der Sammlung der Volkslieder zum Wunderhorne kundgab, erfreute sich auch an den Gebilden dieser dem Gemüthe des Volks entsprossenen Naturpoesie, die er, wie er es in seinem Märchen von dem Murmelthier gethan, als das arme verstoßene Stiefkind, das seinen Schmerz den Nachtigallen klagte, und von Frau Lurelei getröstet wird, der hoffärtigen, neidischen, classischen Kunstpoesie, der zänkischen Murra, gegenüberstellte. In dem Schnürlieschen hat er uns ein ähnliches Bild vor Augen gestellt: hier ist es die verzwickte, vertrackte Mademoiselle Zephise la Marquise de Pimpernelle, die das arme Schnürlieschen mit ihrer Schnürbrust in den Sarg bringt, dem die milde, versöhnende Gestalt Liebseelchens nachfolgt. Mit den Volksliedern sammelte er daher auch aus dem Munde des Volks, und wo er sie sonst fand, seine Märchen.

Trotz dieser wol von ihm selbst überschätzten und gegen die Kunst sich ungerecht erweisenden Vorliebe für die poetischen Gebilde des Volks begnügte er sich jedoch bei den Märchen mit einer blos wiedergebenden, ungeschmückten Mittheilung derselben nicht, sondern als ein schöpferischer Dichter bekleidet er sie, wie die wunderbare Frau Lurelei auch an dem armen Murmelthier gethan, mit dem leuchtenden Sternenkleide seiner Poesie, nachdem er sie in dem Jungbrunnen seiner Phantasie gebadet. Der Herausgeber fährt fort:

> Und auch hierin sagte seinem die Ungebundenheit liebenden Geiste die Märchenwelt mit ihren überraschenden Entwickelungen und ihren Wundern, die sich an keine Gesetze binden, ganz besonders zu. Hier in diesem Reiche fühlte er, dem die Wirklichkeit schon oft in Märchengestalt erschienen, sich König und Meister; denn die wunderbare Zauberin, die Phantasie, hatte ihm als Pathengeschenk den Ring Salomonis in die Wiege eingebunden, und er durfte ihn, wie Gockels kleine Gackeleia, nur an dem Finger herumdrehen und sprechen:
>
> Salomon, du weiser König!
> Dem die Geister unterthänig,
> Füll' mir eilig den Pokal
> Mit der reinsten Quelle Strahl,
> In der Felsen Herz entsprungen,

Durch der Erde Brust gedrungen,
Durch der Blüten Duft geschwungen,
Von der Nachtigall besungen,
Von der Sterne Licht gegrüßt,
Von des Mondes Strahl geküßt;
Gib zum Labsal durst'gen Zungen
Ein Glas Wasser, bitt' dich d'rum!
Ringlein! Ringlein! dreh' dich um.

Da stand der hochgefüllte Pokal mit dem wundervoll duftenden Lichtwasser vor ihm, und die welken Blumen die er damit besprengte lebten und blühten neu auf, und erfüllten Alles mit dem lieblichsten Dufte.

Aber war die Märchenwelt einerseits das Element in welchem sich der Dichter am liebsten und leichtesten bewegte, so bot sie ihm, wie Görres selbst zugestehen muß, andererseits auch eine gefährliche Klippe dar, die er nicht immer glücklich umschiffte.

Hier wo der Springwurzel die Felsen sich öffnen, wo das Tischchen Deckdich den Hungrigen speist, der Knüppel Ausdemsack den Bösewicht züchtigt, und man nur die Siebenmeilenstiefeln anzieht, um an jeden Ort hinzueilen, lag die Versuchung zu nahe sich eben gänzlich gehen zu lassen. Und so sehen wir ihn denn auch nicht selten wie er gleich einem Kinde jeder Blume, jedem Schmetterlinge nachspringt, jeden Seitenpfad einschlägt durch Disteln und Dornen, bis die Hände den wilden Strauß nicht mehr fassen können, und er sich in der grauen Oede wiederfindet. Haben seine Märchen uns mitten in einen blühenden Zaubergarten geführt, so tritt uns da plötzlich irgend ein knöcherner Cisio Janus entgegen, der nicht wanken und weichen will; der Dichter, sein Talent misbrauchend und den Faden immer feiner ins Endlose ausspinnend, verliert sich in überkünstliche Witz- und Wortspiele, Allegorien und symmetrische Wiederholungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der Familienarzt.

Einen beachtenswerthen Versuch, neben der Sorge für leibliches Wohl auch die geistigen Beziehungen des Familienlebens auf wissenschaftlich klare Weise zu behandeln, erhalten wir in der vor einiger Zeit erschienenen Schrift: „Hygiène des familles, ou du perfectionnement physique et moral de l'homme, considéré particulièrement dans ses rapports avec l'éducation et les besoins de la civilisation moderne", von Fr. Devay (2 Bde.). Das Verhältniß des Menschen zur Beschaffenheit der Atmosphäre, die Einwirkung der Nahrungsmittel auf den Gesundheitszustand des menschlichen Organismus, die mancherlei Regeln und Rücksichten welche wir bei der Feststellung einer bestimmten Lebensordnung zu beobachten haben, die materiellen Bedingungen des ehelichen Lebens — alles Das wird auf eine ernste und würdige Weise, welche von der leichtfertigen Darstellung gewöhnlicher Hand- und Hülfsbücher abweicht, abgehandelt. Daneben aber findet auch der Einfluß der Leidenschaften, die Genüsse sowie die schädlichen Einwirkungen der Lecture, die anregenden und abspannenden Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens, die mit jeder einzelnen Stellung verbundenen Besonderheiten, die Religion in ihrem unbezweifelten Verhältniß zum ganzen innern Menschen eine angemessene Berücksichtigung. In Bezug auf die einzelnen Punkte welche hier aufgestellt, und meist sehr gründlich erörtert werden, wollen wir hier nicht streiten; nur so Viel darf wol nicht unerwähnt bleiben, daß Devay bei Beleuchtung der Einwirkung welche die verschiedenen Glaubensformen ausüben, der katholischen Religion eine größere regelnde und beseligende Kraft als den übrigen beimißt.

Rußland.

Die schon überreiche Literatur über die russischen Verhältnisse ist vor kurzem um ein Werk vermehrt, das sich in seiner Tendenz sowie in der Ausführung von Dem was in Betreff Rußlands jetzt gewöhnlich in die Welt geschickt wird sehr wesentlich unterscheidet. Der Verf. des anziehend geschriebenen Werkchens „Une année en Russie", Henri Mérimée, ging nach dem Norden Europas, nicht um im stolzen Prophetentone über Zustände und Personen abzusprechen, sondern in der Absicht, durch ein treues Studium sich eine einigermaßen gründliche Kenntniß der russischen Sprache und Literatur zu erwerben. Das Werk, ein Resultat seiner gelegentlichen Beobachtungen, verräth die vorurtheilsfreie Hingebung, die er zur Erreichung seines Zwecks mitbrachte. Statt eine bestimmte Ansicht über die fremden Verhältnisse, wie so viele flüchtige Touristen es zu thun lieben, mitzubringen, läßt er ruhig die Dinge wie sie sich ihm darbieten auf sich wirken. Daher kommt es denn wol, daß er immer eher geneigt ist die vorgefundenen Institutionen in ihrer historischen Berechtigung gelten zu lassen, statt in das leere Geschrei solcher Scribenten einzustimmen welche ohne alle Befähigung die wahre Sachlage zu würdigen sich in verdammenden, feindseligen Urtheilen ergehen. Wir bemerken schließlich noch, daß der Verf. die briefliche Form gewählt hat, und der bekannte Saint-Marc Girardin die Mittelsperson ist die er zwischen sich und das Publicum stellt.

Das Concil zu Trient.

Eine unparteiische Geschichte des Trientinischen Concils ist gerade in diesem Augenblicke, wo innerhalb der römischen Kirche so mancherlei Ideen welche auf jener normgebenden Kirchenversammlung zur Sprache kamen wieder aufgerüttelt sind, eine recht zeitgemäße Erscheinung. Wir wollen es deshalb nicht unterlassen auf die vor kurzem veröffentlichte „Histoire du Concile de Trente" von L. F. Bungener (2 Bde.) mit einigen Worten aufmerksam zu machen. Es ist Dies eine klare, unparteiisch gehaltene und dabei selbst auf die einzelnen Streitpunkte gründlich eingehende Darstellung der Discussionen zu Trient, welche sich über einen Zeitraum von 18 Jahren hinerstreckt, und in ihren wesentlichen Punkten dem Katholicismus die Gestalt gegeben haben in der er noch heutigen Tages besteht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 352. —— 18. December 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 351.)

Auch noch auf eine andere der Märchenpoesie auf der einen Seite ebenso günstige als auf der andern Seite gefährliche Eigenschaft des Dichters macht uns der Herausgeber aufmerksam, nämlich auf Brentano's Neigung, mit erregbarem Sinn die Dichtung und das Leben, die phantastische und die reale Welt immerfort miteinander zu verweben und ineinander spielen zu lassen. Wenn nämlich diese Eigenschaft den Dichter einerseits in Stand setzte seinen luftigen Schöpfungen eine festere Unterlage zu geben, sie mit beziehungsreichen Anspielungen, humoristischen Episoden und ironischen Seitenblicken auszustatten, und sie dadurch auch für Diejenigen interessant zu machen die sich mit der reinphantastischen Welt nicht zu befreunden vermögen: so verführte sie ihn andererseits nicht selten sich von momentanen, vorübergehenden Eindrücken des wirklichen Lebens bestechen zu lassen, und in die Dichtung mit welcher er gerade beschäftigt war auch völlig fremdartige Elemente willkürlich und gewaltsam einzuschmuggeln, oder gar den ursprünglichen Plan derselben danach zu drehen und zu wenden, sodaß ein und dasselbe Werk oft mehre Umarbeitungen und Umgestaltungen zu erleiden hatte, dabei alle Einheit und Harmonie einbüßte, und zuletzt ein ganz Anderes und viel Complicirteres wurde als worauf es ursprünglich berechnet und angelegt war.

Die erste Ausarbeitung dieser Märchen fällt nach der Mittheilung des Herausgebers in die männlichen Jugendjahre des Verf., und sie waren ursprünglich bestimmt den Kindern Savigny's und Schinkel's zur Unterhaltung zu dienen. Oft aufgefodert und mehrmals entschlossen sie in einer Sammlung herauszugeben, ist er doch nie damit zu Ende gekommen, und so sind sie — jedoch mit Ausnahme des „Märchen vom Myrtenfräulein", welches in dem Jahre 1827 ohne sein Wissen und Wollen in einem Journal abgedruckt wurde, und des „Märchen von Gockel und Hinkel", welches er 1838 in einer von der hier mitgetheilten ursprünglichen Gestalt desselben bedeutend abweichenden Bearbeitung selbst veröffentlichte — bis zum Erscheinen der vorliegenden Sammlung ungedruckt geblieben. Diese Sammlung, die ihrem Inhalte wie ihrem Umfange nach — sie umfaßt nicht weniger als 70 Bogen — unbedingt als eine der werthvollsten Bereicherungen der Märchenliteratur anerkannt werden muß, bringt uns im Ganzen 15 verschiedene Märchen; diese stehen jedoch nicht völlig vereinzelt und selbständig da, sondern bilden zusammen zwei Hauptgruppen, innerhalb welcher die einzelnen Erzählungen, ähnlich wie die Märchen der „Tausend und Eine Nacht", wie die im „Pentamerone" des Basile, und die in Tieck's „Phantasus", bald enger, bald lockerer durch ein sie alle umschließendes Märchen zusammengehalten werden, wobei jedoch zu beklagen ist, daß der Verf. weder die eine noch die andere Gruppe völlig zum Abschluß gebracht hat.

Die erste dieser Gruppen ist eine künstliche Verwebung und künstlerische Ausspinnung mehrer Rheinsagen, unter denen namentlich die vom Mäusethurm und die von der Lurelei den Kern- und Mittelpunkt bilden. Es gehören dazu „Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf", „Das Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf", „Das Märchen vom Murmelthier" und „Das Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag", woran sich ohne sichtbare Verbindung auch noch „Das Märchen von dem Witzenspitzel" und „Das Märchen von dem Myrtenfräulein" anreihen. Als Eingangsmärchen der zweiten Gruppe dient „Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen", welches ganz und gar dem Einleitungsmärchen im „Pentamerone" entspricht; die daran sich anschließenden Märchen sind: „Das Märchen von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen", „Das Märchen von Gockel und Hinkel in seiner ursprünglichen Gestalt", „Das Märchen von Rosenblättchen", „Das Märchen von dem Baron von Hüpfenstich", „Das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen", „Das Märchen von dem Dilldapp oder Kinder und Thoren haben das Glück bei den Ohren", und zwei Fragmente, nämlich: „Das Märchen von Kanandithchen" und „Das Märchen von Schnürlieschen". Von diesen Märchen, die in ihren Grundzügen sämmtlich auf Volkssagen beruhen, und von denen mehre, z. B. das vom Schulmeister Klopfstock, das von Gockel und Hinkel, das vom Baron von Hüpfenstich u. a., zunächst dem schon öfter erwähnten „Pentamerone" — man vergleiche darin „Li cinco figlie", „La preta de lo gallo"

„Lo polece" u. s. w. — entlehnt zu sein scheinen, in der Kürze einen Auszug zu geben, ist bei dem außerordentlichen Reichthum des Inhalts und der oft ziemlich verwickelten Anordnung des Stoffs unmöglich. Kaum minder schwer läßt sich angeben, welche unter ihnen auf einen höhern oder geringern Werth Anspruch zu machen haben, da sie ziemlich alle mit denselben Vorzügen und denselben Fehlern behaftet sind. Der reichste und am kunstvollsten verarbeitete Stoff ist jedoch jedenfalls in den beiden ersten, zusammen ein Ganzes bildenden „Märchen von Müller Radlauf und dessen Ahnen" niedergelegt: denn in ihnen finden wir außer den Sagen welche den eigentlichen Kern der Erzählung bilden eine Reihe der verschiedenartigsten, scheinbar unvereinbaren Mythen und märchenhaften Elemente, z. B. Züge von Aktäon und von Barbarossa, von Picus dem Sohne des Saturnus, und dem Picus von Mirandola, von Ikarus und dem Vogel Phönix, von Prometheus und von Berthold Schwarz u. s. w., mit großer Kunst zu einem zwar bunt und phantastisch, aber doch leicht und gefällig sich zusammenfügenden Ganzen, das in allen Farben glitzert und aus allen Tonarten spielt, vereinigt. Außer diesen beiden Märchen dürfte das von Gockel und Hinkel, zumal in der hier gebotenen ursprünglichen, von manchem störenden Beiwerk befreiten Gestalt, das einzige sein welches neben andern Vorzügen auch den einer vollendetern künstlerischen Abrundung besitzt. Der Werth aller übrigen beruht mehr im Einzelnen als im Ganzen, und zwar vorzugsweise in den komischen und humoristischen Partien. Zwar zeugt auch das Zarte und Liebliche, das Sinnige und Elegische von einer bewundernswürdigen Kunst der Darstellung; aber hier und da vermißt man doch daran jene nie ermattende Frische, jene unverwüstliche Sprungkraft, jene unerschöpfliche Originalität, die im Genius unsers Dichters lebendig wird, sobald er sich auf dem Gebiete des Humors und der Laune bewegt. Freilich geht es hierbei auch ihm wie allen Humoristen, nämlich daß er kein Maß und Ziel weiß, daß er sich einerseits ins Bizarre und Tolle, andererseits ins Kindische und Reinunsinnige verliert, daß er seinem subjectiven Uebermuth das Object opfert, und daß er seinen Witz auch da aufschießen läßt, wo er als Unkraut das Wachsthum des Weizens erstickt; aber selbst diese Auswüchse, diese Schmarotzertriebe sind oft von unwiderstehlicher Wirkung, und erweisen sich wie ein tüchtiger Schnupfen, wie ein kräftiger Ausschlag, wie ein hitziges Fieber, je üppiger sie sind, um so unzweifelhafter als erfreuliche Zeugen von der Vollsaftigkeit und Kräftigkeit einer sich selbst regenerirenden, ihre Krankhaftigkeit selbst austobenden Natur. Von besonders frischem Humor sind in der Regel die Eingänge der Märchen, z. B. der „Vom Schneider Siebentodt":

Eines Morgens wollte es in Amsterdam gar nicht Tag werden, die Heringsfischer guckten alle Augenblicke zum Fenster hinaus, ob die Sonne bald aufgehe, daß sie auf den Fang fahren könnten. Die Seelenverkäufer machten wol zwanzig mal den Laden auf um nach der Morgensonne zu sehen, weil sie die Seelen heraus zum Verkauf hängen wollten; denn sie nehmen sich in der Morgensonne sehr schön aus, und singen dann: „Wach auf, mein' Seel', und singe!" wodurch sie Käufer herbeilocken. Aber immer blieb es dunkel. Die Käfighändler liefen auf die Straße und guckten nach dem Himmel; aber dunkel blieb es, und kein Mensch wußte wie er dran war. Nun war gerade blauer Montag, an dem die Schneider sich zu belustigen pflegen; aber sieh' da! es wollte der Tag nicht blau werden, und die edeln Gesellen krochen unzählige mal an die Dachfenster und sahen, ob der liebe blaue Montag nicht anbrechen wollte. Da aber doch alle Uhren schon auf 11 Uhr Mittags standen, wurden die Leute fast rasend vor Angst; sie liefen auf den Gassen hin und her, und stießen mit den Köpfen gegeneinander daß es puffte. Nun war da auch ein Zahnarzt und Hühneraugenverschneider; der wollte von der Versammlung der Menschen seinen Vortheil ziehen. Er spannte seinen Schimmel in seine Kalesche, hing einige Laternen daran, legte seine Geräthschaften vor sich, und fuhr auf den Buttermarkt mitten unter das wehklagende Volk. Ebenso machten es die Seelenverkäufer, sie machten ihre Boutiquen auf, hingen ihre Seelen an Nägeln heraus, stellten Laternen dazu, und verkauften da manche Seele, die schon sehr abgetragen oder schmuzig war oder ein garstiges Loch hatte, in der Dunkelheit noch für eine ganz gute saubere Seele. Andere Seelenverkäufer aber hielten es für besser im Dunkeln einzukaufen; sie liefen auf dem Buttermarkt herum und schrien: „Keine Seelen, keine Seelen zu verhandeln? Lustig! lustig! Wer sich noch einen guten Tag machen will, der verkaufe seine Seele um ein paar gute Stüber und gehe ins Wirthshaus, und trinke sich eine Courage; denn die Welt geht unter, die Sonne ist gestern abgereist und kommt nicht wieder" u. s. w. Dazwischen schrie der Zahnbrecher wieder: „Wer noch sein Zahnweh, seine Hühneraugen los werden will, der komme heran! Stück für Stück einen Stüber! Jetzt geht die Welt unter und da kömmt Heulen und Zähneklappern, da sind gute Zähne nöthig; munter! munter heran! In einer halben Stunde machen wir Alle die Boutiquen zu!" Durch das Geschrei der Seelenverkäufer und des Zahnbrechers stieg die Angst des Volks aufs Höchste. Manche ließen sich die Zähne ausbrechen, eine unzählige Menge verkauften ihre Seelen um ein Spottgeld, und liefen wieder zu den Buden, und hofften sich bessere einzuhandeln; aber da bekamen sie immer noch schlechtere. Nun ritten endlich die Generalstaaten auf den Markt und befahlen, von jeder Seele die verkauft würde müsse ein Stüber abbezahlt werden fürs Armen- und Narrenhaus, und befahlen zugleich, man solle die Judenseelen billiger geben, weil sie erst müßten eingeweiht werden; sodann sagten sie hinzu: „Getreue Bürger der guten Stadt Amsterdam! Wir waren soeben in der Judenstadt, und haben ihren Rabbinern befohlen gegen die Erlaubniß am Rathhause vorübergehen zu dürfen, zum allgemeinen Besten und zur Vernichtung der nun bereits um sechs Stunden zu langen Nacht ihren langen Tag der guten Stadt Amsterdam zum Geschenk zu machen; aber das hartnäckige Volk will Nichts zu unserer Stadt Besten thun, sodaß wir uns gezwungen sehen gewaltsame Mittel anzuwenden, und ihnen den langen Tag mit gewaffneter Hand abzunehmen. Wir fodern also eine werthe Bürgerschaft auf eine Partie tapferer Leute zu diesem Zwecke abzusenden, die Judenschule zu erbrechen, den langen Tag bei den Ohren zu erwischen und zu uns auf das Rathhaus zu führen." Zur Ausführung dieser Heldenthaten entschließen sich die Schneider; aber trotzdem daß sie für Schneiderseelen Matrosen- und Soldatenseelen einhandeln, wobei sie für neun mal neunundneunzig nur neunzig erhalten, werden sie vom Sündenbock der Juden zurückgeschlagen. Diesen Sündenbock wissen sie jedoch mit List in einen Keller einzufangen, rücken darauf mit Hülfe von Schweinen abermals gegen die Judengasse, und erfechten einen vollständigen Sieg. Nun erbrechen die Schneider die Judenschule, in der es zu ihrem Erstaunen ganz helle war; denn da saß der lange Tag, so lang er war, mit Zopfband an einem Pfeiler angebunden, und hatte ein großes Stück Matzkuchen in den Händen, an dem er aß, und sang mit vollem Munde ein

hebräisch Lied. Er hatte einen himmelblauen Rock an, unten herum mit lauter Zimpeln behängt, und sang wie eine Nachtigall. Die Schneider zögerten nicht lange, nähten ihm Hände und Füße zusammen, banden ihm Stricke um die Beine, und schleppten ihn, indem sie sich alle vorspannten, nach ihrer Herberge. Als sie durch die Straßen von Amsterdam den himmelblauen Tabelang schleppten, ward es helle, und die Mittagssonne trat plötzlich über dem Rathhause hervor u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur. Von Heinrich Hübsch. Stuttgart, Cotta. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieses wichtigen Buchs hatte schon vor 20 Jahren über die Frage geschrieben: Wie sollen wir bauen? Seitdem haben sich durch Reisen und Ausübung der Kunst seine Gedanken über diesen Gegenstand vertieft und verdeutlicht, und er verspricht ein größeres Werk über denselben, dem das gegenwärtige Buch als Vorläufer dienen soll. Dieses zerfällt in drei Abtheilungen: 1) allgemeinere Aesthetik der Architektur, 2) historische Betrachtung der verschiedenen Bauarten, 3) Anwendung auf die lebende Kunst. Die erste Abtheilung berührt zunächst das Verhältniß der Architektur zu den übrigen schönen Künsten und die ästhetische Nothwendigkeit der einheitlichen Richtung und engen Verbindung mit der Sculptur und Historienmalerei. Die Architektur stellt zwar nicht so direct wie die letztern das Innere des Menschen dar, dient aber in keinem geringern Sinne den idealen Interessen, wobei jedoch die Utilitätsarchitektur ebenso von der höhern Architektur zu unterscheiden ist wie die Genremalerei von der (höhern) Historienmalerei. Die vollständige Schönheit lebt dialektisch in der Vereinigung zweier entgegengesetzter Pole, der geistigen Charakteristik und des sinngefälligen Formalismus, welche sich beide in der Kunstgeschichte sehr bestimmt auseinanderlegen. Die höhere Architektur ist monumentale Darstellung der größern, abgeschlossenen, den öffentlichen Idealinteressen dienenden Räume. Dieser Zweck wird durch das Mittel der Construction erfüllt, woraus die absolute Gliederung der charakteristischen, architektonischen Elemente an dem Steinbau hervorgeht, welche sich sofort durch die Zwischengliederung organisch ausbilden und durch die gefällige Zergliederung und Verzierung vollenden. Der Baustil stellte immer den allen verschiedenen gleichzeitigen Gebäuden eines Volkes oder vielmehr eines Länderstrichs gemeinsamen Baucharakter oder Formalismus dar. Er zeigt in weitester Sphäre drei Hauptbildungen: das mehrschiffige Innere, die offene Halle und die geschlossene Façade, deren specielle Gestaltung hauptsächlich aus den vier Momenten des Religionscultus, des Klimas, der constructiven Technik und der Formentradition hervorgeht, und sich mit deren theilweiser Aenderung weiter entwickelt, jedoch keineswegs in einer nach allen Seiten nothwendigen Progression, sondern mit mancherlei Willkürlichkeiten vermischt. Das traditionnelle Moment spielt bei der formalen Entwickelung eine Hauptrolle, was die Architektur vorzugsweise zu einer historischen Kunst macht. Und so knüpft sich denn die Frage über den Baustil der Gegenwart unerlaßlich an ein kritischhistorisches Studium der frühern unsern Culturkreis berührenden Bauarten an.

Die Darstellung welche der Verf. von diesen gibt ist äußerst belehrend, theils durch die lichtvolle Art mit welcher er, auf die concreteste Sachkenntniß gestützt, vom bereits allgemein anerkannten Gesichtspunkte z. B. den innern Widerspruch der römischen Architektur ausführt, theils durch ihm eigenthümliche Ansichten. Diese beziehen sich besonders auf drei Punkte. Erstlich nimmt er eine eigene nachromanische Bauart an, welcher er diejenigen Bauwerke zurechnet durch welche man den Uebergang von der romanischen zur germanischen geschehen läßt. Diese nachromanische Bauart ist nach seiner Darstellung eine in Folge orientalischer Einflüsse eingetretene Entartung der romanischen. Zweitens bekämpft er auf das entschiedenste den germanischen oder gothischen Stil, und zwar nicht nach altmodischer Weise von dem Standpunkte eines angeblich reinern Geschmacks, sondern von dem Begriffe der Architektur selbst und namentlich der statischen Verhältnisse aus. Er erkennt seinen ätherischen Charakter an, bestreitet aber einerseits Das was man an ihm gepriesen, nämlich 1) daß er vorzüglich für unser nordisches Klima gestaltet, 2) daß er die kühnste und vollendetste Ausbildung der Gewölbconstruction, 3) daß er der vollkommenste architektonische Ausdruck des Christenthums und eine innerlich nothwendige und höchste Entwickelungsphase der nachromanischen Bauart sei, und sucht andererseits folgende Vorwürfe gegen ihn zu begründen: 1) er verwandelt die Kirche in ein Glashaus, 2) in einen Thurmbau und schmückt 3) die architektonischen Großformen wieder mit sich selbst aus, womit er, wie mit der Verbannung aller Wandflächen, die die Folge von 1 ist, die Sculptur und Malerei fast ganz aus ihrem Bereiche verbannt. Außerdem werden noch viele technische Einzelheiten getadelt, es wird z. B. bewiesen, daß im kölner Dom zum Widerstand gegen den Seitenschub des Mittelschiffgewölbes sechs mal so viel Materie angewandt sei als nöthig wäre, worin denn doch Nichts weniger als Kühnheit liege. Endlich faßt Hr. Hübsch die italienische Bauart, welche sich am Ende des Mittelalters unter dem Einflusse der sogenannten gothischen ausbildete, und die man gewöhnlich nur als eine Abart der letztern betrachtet, als einen eigenthümlichen Baustil auf, den er dem gothischen sogar vorzieht.

Aus diesen historischen Voruntersuchungen ergibt sich nun dem Verf. die Antwort auf folgende Weise. Unsere Zeit ist noch immer eine antik-romantische, das heißt, sie beruht auf zur Hälfte christlichen, zur andern Hälfte griechisch-römischen Bildungselementen. Es wird folglich auch unsere Architektur eine solche sein müssen, die das tiefere Charakteristische, das dem Alterthume fehlt, durch die Formenbildung des letztern darstellt. Nun gibt es in der Vergangenheit zwei Baustile, bei denen es hierauf abgesehen ist, der soeben genannte altitalienische und der Renaissancestil. Aber beide lösen die Aufgabe nur halb. Die altitalienische Architektur weiß das Charakteristische nicht völlig unter die Form zu bändigen, weshalb sie eben bisweilen ins Gothische verfällt, und die Renaissance hält das innere Formprincip, welches wir von den Alten aufzunehmen haben, nicht fest, sondern verfällt sehr bald in materielle Nachahmung des Antiken, in Reproduction der einzelnen antiken Formen. Es wird sich also unsere Architektur gleichsam zwischen beide in die Mitte stellen, beide dem Principe nach zu verschmelzen haben. Und Dieses wird nach der Ansicht des Verf. um so entschiedener das Richtige sein, da die Sculptur und Malerei zu ihrem großen Segen diesen Weg längst eingeschlagen haben: sie sind von dem Studium der italienischen Kunst gerade an der Stelle, wo dieselbe sich an und in Rafael von innen heraus zu einer Aufnahme des Antiken entwickelte, ausgegangen. Wobei dann zugleich in Betracht kommt, daß die auf solche Weise zu Stande gebrachten Gebäude in der That die erfoderlichen Räume für jene wahrhaft monumentale Malerei und Sculptur, die bei dem Gebäude das selbst für monumental gelten will wesentlich sind, darbieten würde.

Wie man nun auch von diesem Ergebniß denken mag, gar sehr beachtenswerth ist es jedenfalls, und zwar theils darum, weil hier ein Mann vom Fache spricht, theils wegen der Ruhe mit welcher der Verf. bei der Darstellung und Begründung seiner Ansichten einer ganzen Anzahl von gangbaren Vorurtheilen auf den Grund leuchtet. Ich nenne nur diese beiden: erstens daß es auf einen ganz specifisch deutschen oder überhaupt nationalen Kunststil ankomme. Der Verf. zeigt, daß es einen solchen nie gegeben habe, daß immer im ganzen westlichen Europa im Allgemeinen ein und derselbe Stil geherrscht habe, sowie denn überhaupt die Architektur eines bestimmten geistigen Ausdrucks nicht fähig sei; und zweitens, daß der zu erfin-

bende Stil ganz und gar den Geist der Gegenwart aussprechen solle, was doch bei monumentalen Werken an sich schon ein Misstand sein würde, und namentlich deshalb nicht ausführbar sei, weil wir selbst schwerlich unbefangen anzugeben wissen werden, was in der vielfach verwirrten und krankhaften Gegenwart der substantielle Kern sei.

Indessen so nützlich das Buch des Hrn. Hübsch durch Wegräumung von dergleichen ungehörigen Anfoderungen und durch Verbreitung einer unbefangenen historischen Auffassung werden kann, zur Befriedigung des Bedürfnisses welches uns drückt scheint es mir nur wenig beitragen zu können. Und zwar Das aus keinem andern Grunde als weil es eben ein Buch ist.

Wie sollen wir bauen? Eine solche Frage zu thun war unserm allweisen Jahrhundert aufbehalten. Eine jede andere Zeit hat eben gebaut wie es ihr gefiel, und ihr gefiel eben nur was sie baute. Das Mittelalter zerstörte nicht nur die Werke des Alterthums ohne alles Leidwesen, sondern es vollendete auch seine eigenen Werke aus einer frühern Periode mit der größten Unbefangenheit so, wie es eben jetzt Gebrauch und Mode war; und ebenso erklärte die Renaissance das Mittelalter ganz ruhig für abgeschmackt und widmete sich Dem was sie einmal für das Rechte hielt aus ganzer Seele; selbst das Rococo hielt in solcher Selbstzufriedenheit sich allein für schön. Dagegen sind wir als die Spätgeborenen gänzlich blasirt; wir kennen Alles, wissen Alles zu schätzen, aber halten Alles für erschöpft; unser Bauen ist eine ganz gelehrte Beschäftigung, und unser Genuß am Gebauten ein gelehrter Genuß; die griechischen und mittelalterlichen Gebäude, die wir nebeneinander aufführen, sind echt oder nicht echt — darauf läuft Alles hinaus. Daneben faseln wir von tiefem Gehalte, von Christlichkeit oder Nichtchristlichkeit, und möchten von Allem was wir hervorbringen gleich Schwarz auf Weiß vor uns haben, welche Stelle es im Absoluten einnimmt; denn der gesunden Farbe der Entschließung ist in jeder Beziehung des Gedankens Blässe angekränkelt. Und so ist es nicht blos in den höhergebildeten Kreisen, auch im Volke ist jeder Funke einer frischen Unmittelbarkeit des Kunstsinnes erloschen; man gehe etwa in eine Ausstellung von Plänen zur Wiederherstellung einer abgebrannten Kirche — Ref. hat es gethan — und höre die Urtheile über das Einzelne an: nicht der unbefangene Sinn und das gesunde Auge urtheilen, sondern man bringt irgend halbverstandene Reflexionen über die alleinige Kirchlichkeit des Gothischen, oder über die Geschmacklosigkeit desselben u. s. w., die man irgendwo aufgefischt hat, zu Markte.

Es ist also Nichts weniger als eine Antwort auf jene Frage, wessen wir bedürfen, sondern die ganze Frage sollte nicht geschehen, sie ist selbst so wie sie geschieht ein krankhaftes Symptom, und jede Antwort welche man auf sie gibt dreht sich nur gerade wieder in demselben Kreise der Reflexion und altklugen Bewußtheit herum, welcher eben zu durchbrechen wäre. Oder mit andern Worten: es könnte uns gar Nichts helfen, wenn man uns einen Stil nennte der wirklich ganz und gar für uns geeignet wäre; denn ein Stil ist nicht blos schon dann für ein Volk oder eine Zeit geeignet wenn er es blos ist, sondern es gehört wesentlich dazu, daß das Volk Dies in ihm anerkennt, und sich in ihn hinein oder vielmehr ihn aus sich herausfühlt. Und eben diese Fähigkeit, uns auf solche gesunde Weise von etwas Vorhandenem befriedigt zu fühlen, haben wir verloren. Wir bedürfen zunächst gar nicht eines Baustils, denn wozu sollte er uns dienen, sondern eines **Stilgefühls**, Bau- und Architektursinns, aus welchem sich dann, ist er einmal da, schon ein Stil entwickeln wird, sei er nun ein neuer oder ein alter; denn darüber wird der Volksgeschmack sich, wenn er einmal entschieden haben wird, von der altklugen Reflexion weiter nicht dreinreden lassen.

Was ist nun unter diesen Umständen zu **thun**? Wenig. Das Einzige wovon Heil zu erwarten ist das **Leiden**, das Abwarten, das θεὸν πάσχειν.

In einer ganz ähnlichen Lage, wie jetzt die Architektur in ganz Europa, war vor 100 Jahren die deutsche Poesie. Wie sollte man dichten? Man griff herum nach den Italienern, Franzosen, Engländern; Das half Alles Nichts, die Sache war ganz einfach die, daß man die Fähigkeit verloren hatte bei sich selbst heimisch zu sein, worauf alle Dichtung beruht. Das wußte man auch zuletzt ganz gut, ebenso gut wie wir jetzt in Bezug auf die Architektur wissen woran es liegt. Herder sagte es den Leuten, aber wessen Gedichte sind weniger die wirkliche Auflösung des Räthsels als Herder's, welche Gedichte gleichen mehr der todten gelehrten Baukunst unserer Tage? Man konnte es nicht erschwingen, der Mensch kann Alles, nur Nichts **machen**, keinen Grashalm, viel weniger sich selbst. Da kam Goethe und schlug die Saite der Natur an, und seitdem ist uns geholfen. Ebenso muß es in der Baukunst gehen. Es muß ein Genie aufstehen; ein solches wird dann aus den gewöhnlichsten Bestandtheilen, die uns Allen täglich vor Augen liegen, etwas Neues erwecken, welches das Wunder vollbringt, nicht nur Allen zu gefallen, sondern sogar Allen die Fähigkeit wiederzugeben an Etwas Gefallen zu finden. Oder mit Einem Worte: nur ein Werk kann uns retten, nicht eine theoretische Untersuchung, die, welches auch ihr Inhalt sein möge, in diesem Falle als solche vom Uebel ist. Darum rede man nicht, sondern man versuche, wie Das Hr. Hübsch allerdings nicht unterlassen hat.

Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt uns nun endlich Thaten seh'n.

42.

Notizen aus England.

Standhafte Liebe.

Capitain Medwie erzählt in seiner bereits erwähnten Biographie Shelley's eine Episode aus dessen Leben, die in Etwas an eine ähnliche Erscheinung in der Schriftstellerlaufbahn Jean Paul's mahnt, nur daß in letzterm Falle die von dem Dichter ohne sein Wissen und Willen Bezauberte ein Mädchen, dort eine junge, hübsche, verheirathete Dame von vornehmer Herkunft war. Das Lesen der „Queen Mab" hatte Letztere dermaßen in Begeisterung für den Dichter Shelley gesetzt, daß sie, als er eben sich zu einer Reise nach dem Festlande anschickte, ihn besuchte und ihm erklärte, sie wolle alle ihre Verhältnisse abbrechen, ihm durch die Welt folgen und ihm ihr bedeutendes Vermögen zubringen. Obwol es dem Dichter gelang sie auf freundliches Zureden für den Augenblick von ihrem Vorsatz abzubringen, so reiste sie ihm doch später nach dem Festlande nach, verfolgte seine Spur in die Alpenthäler, und war ihm ohne daß er es wußte allenthalben nahe. Wenn er z. B. am Genfersee Wasserpartien machte, erschien sie nachdem er abgefahren am Ufer, und verfolgte durch ihr Fernglas den Geliebten mit dem Auge so weit er ihr sichtbar blieb. Nach seiner Zurückkunft nach England, nachdem er sich längst von ihr vergessen glaubte, erfuhr er von ihrer unerschütterlichen Beständigkeit. Noch einmal folgte sie ihm auf den Continent nach. Auf dem Wege von Rom nach Neapel wohnte sie einmal in einem Hotel mit ihm und traf in letzterer Stadt mit ihm am gleichen Tage ein. So viel Ergebenheit verfehlte endlich ihres Zwecks nicht; in Neapel fanden sie sich, die Dame erzählte ihm alle Einzelheiten ihrer Irrfahrten um seinetwillen; und in Neapel — starb sie!

Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London wurde einstmals von Wilhelm IV. auf das dringende Anliegen eines wissenschaftlichen Träumers zur Prüfung und Untersuchung eines Systems aufgefodert, wonach die Planeten Nichts sein sollten als das Zurückstrahlen der Sonne vom Eise des Nordpols, und worin dargethan wurde, daß Nichts mit Nichts multiplicirt Eins gibt. Die Königliche Gesellschaft mußte sich wirklich zu dieser Prüfung verstehen und erstattete Bericht darüber; es begreift sich leicht wie derselbe ausgefallen sein mag.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 353. —— 19. December 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Nicht minder ergötzlich ist der Anfang des „Märchen vom Barone von Hüpfenstich“:

In dem ehrlichen Lande regierte der König Haltewort, ein sehr guter, aber noch viel strengerer Herr, dann und wann auch sehr grob. Er hatte sehr viel zu thun, denn er hielt Wort, und seine Vorfahren waren so vielversprechende Herren gewesen, daß er alle Hände voll hatte für sie Wort zu halten, besonders da einer manchmal das Gegentheil vom andern versprochen hatte. Aber Das machte ihn nicht irre. Er hielt immer recht wacker zu Wort. Sonst kümmerte er sich um Nichts, und war gar nicht neugierig; denn er fürchtete immer, er möchte ein neues Versprechen erfahren das er halten müsse, und Das wäre ihm fatal gewesen. Dieser gute König hatte eine Tochter die sehr neugierig war, und überall mit ihrem Näschen voran dran sein mußte. Sie war so neugierig gewesen zu wissen wie es in der Welt aussähe, daß ihre Mutter ihr noch gar nicht die Wiege zurecht gemacht hatte, als das Kind schon vom Himmel herab der Frau Mutter entgegenhüpfte, worüber die gute Königin, die gern Alles in der Ordnung hatte, vor Schrecken starb, indem sie ihr Töchterlein ans Herz drückte und sprach: Mein Kind will wissen wie es auf der Welt aussieht, drum muß ich sehen wie es im Himmel aussieht. Möge die Woche um die du zu frühe gekommen bist dir einstens treue Dienste leisten. Nach diesen Worten starb die Königin, und die umstehenden Frauen zeigten dem herbeigerufenen Könige den Tod der Königin und die Geburt seiner Tochter an. Der König fragte vor Allem: Wie lauteten die letzten Worte meiner Gemahlin, damit ich sie ihr halten kann, da sie selbst gestorben ist. Da sagte die älteste Hofdame: Sie sprach: Mein Kind will wissen . . . So soll die Prinzessin heißen, sprach der König, sie soll Prinzeß Willwischen heißen, weil sie die sterbende Mutter so angeredet. Nun ließ er sich noch die übrigen Worte der Verstorbenen sagen; aber da war Nichts beizuhalten, nur daß die Woche um die sie zu früh gekommen ihr große Dienste leisten solle, Das konnte er nicht recht begreifen, und nahm sich vor viel darüber nachdenken zu lassen. Nun ließ er die gute Königin ins Grab, und das Kind Willwischen in die Wiege legen. Eine große Sorge hatte der gute König jetzt, die plagte ihn sehr: er hatte seiner Gemahlin versprochen, er wolle, wenn sie vor dem Kinde sterbe, Mutterstelle an ihm vertreten. Wie er Das machen sollte wenn er Wort halten wollte wußte er nun gar nicht, er ließ auch darüber stark nachdenken. Und siehe da! nach einer halben Stunde kam der Hofnachdenker herein und sprach: Ihro Majestät! haben Sie Etwas heraus? Der König sagte: Haben Sie Etwas? Der Nachdenker sagte: Ihro Majestät, ich habe Nichts heraus! Und der König sagte: Ich habe auch Nichts. Da sagte der Nachdenker: Da haben wir also alle Beide Nichts heraus! Und nun gingen sie wieder frisch ans Nachdenken. Nach einigen Stunden kamen sie ebenso zusammen und gingen ebenso auseinander. Nun hätten die Hofdamen dem Kinde gern eine Amme gegeben; aber Haltewort gab es nicht zu und sagte, er wolle schon Wort halten und selbst Mutterstelle vertreten.

Bei der Leichtigkeit womit der Dichter gerade den Scherz und die Laune handhabt, ist es nicht zu verwundern, wenn sich eine ungeheuere Heiterkeit, ein unverwüstlicher Humor als Grundton durch die ganze Sammlung hindurchzieht, und wenn selbst das Rührende und Ergreifende unter seinen Händen einen komischen Beigeschmack erhält. So günstig Dies zu einer andern Zeit vielleicht aufgenommen wäre, so wenig, fürchten wir, ist es nach dem Geschmacke der jetzigen, die sich viel zu tief in die ernsten Lebensfragen versenkt hat als daß sie an reinen Phantasmagorien und Spielereien der Laune, sie mögen so geistreich sein als sie wollen, Befriedigung zu finden vermöchte. Zwar ist ihr die witzige und humoristische Einkleidung eines Stoffs vielleicht unter allen die willkommenste; aber sie gilt ihr doch immer nur als Einkleidung, der Stoff selbst hingegen als die Hauptsache; und wo sie einen solchen vermißt oder wo sie jene Einkleidung an rein luftige, außerhalb des wirklichen Lebens schwebende Objecte verschwendet sieht, da weiß sie selbst den glänzendsten Aufwand von Witz und Humor nicht sonderlich zu würdigen. Nun finden sich zwar auch unter den humoristischen Ergüssen Brentano's nicht selten Anspielungen auf das wirkliche Leben, ja selbst auf Personen; aber diese Anspielungen beziehen sich in der Regel auf jetzt vergessene Objecte oder anders gewordene Zustände, sodaß von ihnen schwerlich eine große Wirkung zu erwarten ist. Daher besorgen wir fast, daß diese Märchen jetzt nicht so allgemeinen Anklang finden werden als sie den bezeichneten ästhetischen Vorzügen nach verdienen, und daß es den Lesern in ihrem phantastischen Bereiche kaum anders gehen wird als den Leuten im Reiche des Königs Talisqualis oder dem Lande Soso, in welchem man sich gerade darum, weil Alles darin lustig herging, weil allen Unzufriedenen der Landtrost Herzwasverlangstdu je-

den Wunsch erfüllte, weil alle Schwermüthigen und Betrübten aus dem Lande herausgekitzelt wurden, und weil das Weinen darin bei Todesstrafe verboten war, unglücklich und unzufrieden fühlte, sodaß man sich darin heimlich auf eine stille Thräne, auf einen tiefen Seufzer, auf ein leises Ach, auf einen sehnsüchtigen Blick wie anderwärts auf einen Löffel Suppe zu Gaste lud; ja wir befürchten, es werden sich die meisten der jetzigen Leser in des Dichters allzu harmloser Märchenwelt so unbehaglich und fremdartig berührt fühlen, daß sie nur eine kurze Zeit darin aushalten, und sich je eher je lieber aus derselben herauskitzeln lassen.

Einen recht schroffen Gegensatz hierzu bilden die unter Nr. 17 aufgeführten „Bilder und Sagen aus der Schweiz" von Jeremias Gotthelf. Zwar stimmt Gotthelf mit Brentano darin überein, daß er die Märchen und Sagen nicht um ihrer selbst willen, nicht in einer wissenschaftlichen Absicht herausgibt, sondern um eigene Ideen darin zur Darstellung zu bringen, und daß er sie mithin nicht in ihrer volksthümlichen, traditionnellen Gestalt, sondern in künstlerischen Verarbeitungen mittheilt. Während aber Brentano hierbei durchaus auf dem poetischen, ästhetischen Standpunkte steht, läßt sich Gotthelf vorzugsweise von ethischen Tendenzen leiten. Jener will ergötzen, und wirkt durch die Art wie er ergötzt vorzugsweise auf den feinern, sublimirtern Geschmack jener Cirkel in denen sich die Dichter der romantischen Schule so gern zu bewegen pflegten; dieser will bessern und richtet sein Augenmerk vorzugsweise auf die niedern Volksclassen, oder auf das Volk im Großen und Ganzen, gehört also auch als Sagenerzähler in die Classe der Volksschriftsteller, unter denen er vermöge seiner anderweitigen Productionen neben Auerbach, Rank u. A. schon seit einer Reihe von Jahren anerkanntermaßen einen der ersten Plätze einnimmt. Ganz so gelungen wie seine Schilderungen des häuslichen Lebens sind jedoch diese seine Sagenbehandlungen nicht. Zwar die kürzern derselben: „Die schwarze Spinne", „Der Ritter von Brandis", „Das gelbe Vöglein und das arme Margrithli" sind, weil im Tone seiner Dorfgeschichten gehalten, von ergreifender und eindringender Wirkung; die längern dagegen: „Der Druide", „Der letzte Thorberger" und „Die Gründung Burgdorfs", welche eine historische Unterlage haben, leiden an einer nebelhaften, düstern Darstellung, aus welcher die Bilder und Gestalten nur in unsichern Umrissen und verschwimmenden Farben hervortreten. Von desto lebendigerm und tieferm Eindrucke dagegen ist „Geld und Geist oder die Versöhnung", freilich ganz und gar keine Sage, sondern eine schlichte Dorfgeschichte, als solche aber von so ungewöhnlichem Werth, daß wir ihr hier, da sie sich einmal unter die Sagen verloren, eine Besprechung nicht versagen können. Die Erzählung füllt ziemlich drei Bändchen und zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, von denen namentlich die erste als eine tiefeindringende Schilderung der Gemüthswelt und des Seelenlebens hervorgehoben werden muß.

Der Verf. beginnt mit der Beschreibung einer wohlhabenden Bauerfamilie zu Liebiwyl im berner Gebiet. Christen, der Bauer, hat eine behagliche Natur; wenn er einmal in der Arbeit ist, thut es ihm selten Einer zuvor; aber es kostet ihm viel Mühe ehe er daran geht. Er kommt selten dazu zur rechten Zeit sein Feld zu bestellen. In der Mitte der Woche damit anzufangen fällt ihm selbst beim schönsten Wetter nicht ein, denn Das hat sein Vater und Großvater nicht gethan; wenn aber den nächsten Montag das Wetter nicht sehr günstig ist, so wartet er ruhig noch eine Woche ab. Manche Kuh steht im Stalle die wenig Milch gibt, und für welche der Metzger schon Viel geboten hat; aber weil sie ihm im Laufe der Zeit lieb geworden, kann er sich nicht von ihr trennen, und um keinen Preis ist sie ihm feil. Gefällig ist er gegen Jedermann, nur Geld gibt er nicht gern, reißt sich überhaupt schwer los von Dem was er einmal hat, und ist daher auf Borger und Bettler nicht gut zu sprechen. Ganz anders ist darin Ammeli, seine Frau. Sie läßt so leicht keinen Armen unerquickt und unbeschenkt fort; Kleider gibt sie fast vom Leibe, Trank und Speise so viel man will, und selbst Geld schlüpft ihr durch die Finger wenn sie solches gerade im Sack hat. Auch sonst ist sie das gerade Gegentheil von ihrem Manne. Couragirt geht sie an Alles, und an den Fingern bleibt ihr Nichts kleben. Sie ist stets rührig und geschäftig, thut gern Alles rasch ab, und dreht sich drei mal um während Andere ein mal Dies thun. Trotz dieses Gegensatzes sind Mann und Frau in der Hauptsache einig; Beiden ist daran gelegen so gut als möglich ihr Gut zu verwalten und ihre Kinder zu erziehen, Beide sind gutmüthig und Beide haben Nachsicht mit des Andern Schwächen. Zwar fällt es Ammeli zuweilen schwer aufs Herz wenn Christen das schönste Wetter ungenutzt vorübergehen läßt oder sonst nicht vom Flecke zu bringen ist; und umgekehrt ärgert sich Christen wenn er sieht, wie Ammeli manches Scherflein, das sauer verdient sein will, an die Bettler verthut. Aber wenn sich auch am Tage ja einmal eine kleine Spalte zwischen ihnen bilden will, der Abend gleicht Alles wieder aus: denn da beten sie vor Schlafengehen laut das Vaterunser miteinander, und wenn da die Stelle kommt: „Vater, vergib mir meine Schulden wie ich vergebe meinen Schuldnern", so klingt ihnen Das stets wie eine Stimme Gottes, ihre Herzen schließen sich auf, Jedes nimmt seine Schuld auf sich, Jedes bittet dem Andern ab, in süßem Frieden schlafen sie ein, und mit neugestärktem Herzen und mit neuer Liebe wachen sie auf. So haben sie schon 30 Jahre in Glück und Eintracht miteinander gelebt, und auch ihre drei Kinder sich wohl und glücklich dabei gefühlt. Da plötzlich tritt ein äußerer Unglücksfall störend dazwischen. Christen muß sich als reicher Bauer dazu verstehen das Amt eines Gemeindevogts zu übernehmen, versteht aber Nichts von den Geschäften, verläßt sich ganz auf einen falschen Rathgeber, und wird von diesem trotz der Warnungen seiner Frau um 5000 Pfund betrogen. Aus diesem Ereigniß schießt auf einmal der Same der Zwietracht zwischen

ihnen auf. Ammeli kann es nicht lassen ihrem Mann Vorwürfe darüber zu machen, die dieser um so gereizter aufnimmt, als er selbst über den Vorfall höchst ärgerlich ist. Er will, daß durch Ersparungen der Verlust wieder gedeckt werden soll; seine Frau aber gibt nach wie vor den Bettlern, und reizt ihn dadurch auch ihr wiederum Vorwürfe zu machen, die diese gleichfalls mit größerer Empfindlichkeit hinnimmt, und wiederum neue Vorwürfe wegen Langsamkeit, Unentschlossenheit u. s. w. dagegen setzt. Eine kurze Zeit wird die gegenseitige Misstimmung noch im Zaume gehalten; eines Tages aber, als Christen wiederum eine unnütze Kuh nicht verkaufen will, und Ammeli wieder Geld an eine arme Frau gibt, kommt dieselbe zum offenen Ausbruch, und Abends, als Christen das Vaterunser betet, stimmt Ammeli, zum ersten mal während ihrer Ehe, nicht in dasselbe ein. Da wird auch der Mann verstockt, und unterläßt ihr, wie sonst immer, eine gute Nacht zu wünschen. Darüber ist ihrerseits wieder Ammeli empfindlich, sie verharren Beide im Schweigen, Jeder will, der Andere soll sein Unrecht bekennen, und eine Versöhnung kommt nicht zu Stande. Am folgenden Abend, wo Ammeli laut hätte beten müssen, unterläßt sie es ganz, und so zieht sich die Zwietracht immer weiter und weiter hin, sie werden gegeneinander immer gereizter und verstockter, arbeiten sich einander entgegen, bemistrauen einander, sagen sich einander Bitterkeiten, thun miteinander wüst, klagen und beschweren sich übereinander zunächst nur gegen die Kinder, sodann gegen die Dienstboten, zuletzt sogar gegen Fremde, sie streuen den Samen der Zwietracht auch zwischen die Kinder, kurz, treiben es nach und nach so weit, daß aus dem Hause des Glücks und der Eintracht eine Stätte der Unseligkeit und des Unfriedens wird. Wie sich Dies allmälig ausbildet, welche Gedanken und Empfindungen dabei in den Herzen der Familien vorgehen, von welchen außern Anlässen sich die innern Misstimmungen entladen u. s. w., Das ist vom Verf. zwar etwas umständlich, aber mit so viel Wahrheit und Treue geschildert worden, daß man erkennt, wie der Verf. die Seele in ihren geheimsten Falten und innersten Regungen belauscht, und sich mit allen Bezügen und Conflicten die im Familienleben vorzukommen pflegen auf das innigste vertraut gemacht hat. Und mit nicht geringerm Effect weiß er nach der Schilderung des wachsenden Haders auch die Rückkehr zum Frieden, die Süßigkeit der Versöhnung auszumalen. Zwar das Motiv von welchem der Verf. Anwendung macht, nämlich eine Ammeli's Gewissen rührende Predigt, ist ein wenig verbraucht, und schmeckt ein wenig nach pastoralischer Selbstgefälligkeit; aber hinterher die Wirkung der Predigt auf Ammeli's Gemüth, die allmälige Erweichung ihres Herzens, die immer stärker in ihr werdende Sehnsucht nach Herstellung des alten Friedens, ihre anfängliche Verzagtheit, ob auch wol Christen ihrem ersten Schritte völlig entgegenkommen werde, die Regungen der falschen Scham, und die endliche Ueberwindung derselben, ihr erster Versuch Christen wieder liebreich zu behandeln, der Eindruck davon auf Christen's Gemüth, der seinerseits durch die zu Herzen dringende Friedseligkeit eines schönen Sonntagsmorgens gleichfalls erweicht und umgestimmt ist, und endlich die völlige, rückhaltloseste Wiedervereinigung Beider im Abendgebet, welches Ammeli zum ersten mal wieder laut betet, und in welches Christen aus vollem Herzen einstimmt — alles Dies ist so lebendig, so hinreißend und dabei so einfach und natürlich gezeichnet worden, daß es gewiß Niemand ohne die tiefste Rührung lesen kann, und daß es nothwendig in Allen die etwa in ähnlichen Verhältnissen leben, deren Herz gleichfalls dem Geist der Zwietracht verfallen ist, das Verlangen nach Versöhnung, und die Bereitwilligkeit die eigene Schuld reumüthig und demuthsvoll zu bekennen, lebendig machen muß.

Nicht ganz so eindrucksvoll, weil sich mehr in der Schilderung äußerer Lebensverhältnisse bewegend, jedoch gleichfalls mit Wärme und Erfolg sittlichen Zwecken dienend, ist die zweite Abtheilung der Erzählung, worin eine Episode der ersten Abtheilung weiter ausgesponnen wird; und wenn daher irgend eine Schrift ihres ethisch wirkenden Charakters willen den Volksschriften-Vereinen empfohlen werden darf, so ist es diese Dorfgeschichte, zumal da sie sich über Verhältnisse und Bezüge erstreckt welche die Grundlage des ganzen geselligen Lebens bilden. Nicht ganz so hoch können wir ihren ästhetischen Werth anschlagen. Nicht selten verliert sie sich allzu sehr ins Didaktische, hier und da zeigt sie das Leben mehr als zulässig in seiner realen Nacktheit, namentlich aber fehlt es ihr an einer dem echten Kunstwerth durchaus nothwendigen proportionalen Gliederung. Der Verf. hat Dies selbst gefühlt, und sucht sich deshalb in einem Schlußworte zu rechtfertigen. Er sagt dort:

> Die Leute sind manchmal wunderlich, klagen bald über Kürze, bald über Länge; theilweise ist es mir schmeichelhaft, theilweise wol peinlich. Es läßt sich Holz nach Schuhen messen, Copistenarbeit nach der Seitenzahl; aber wie lang sein Kind werden wird, weiß kein Vater, und wenn dasselbe über Gebühr auswächst, ein Mädchen z. B. über sechs Schuh hinaus, so wird kein Vater zu finden sein der das natürliche Wachsthum künstlich oder gewaltsam hemmt, unten oder oben abhaut. Freilich mögen Körpertheile zu kurz oder zu lang sein; aber wo ist der Vater der vollständiges Ebenmaß in seiner Gewalt hat, und wo ist der Vater der Verkürzungen und verunstaltende Verlängerungen immer richtig erkennt? Erkennen es doch die Leser selbst nicht; denn wenn man ihnen das Urtheil überließe, wo abzuschneiden, wo zuzusetzen sei, so würden sie vielleicht nach langem Reden darin einig werden, das Ding sein zu lassen wie es von Anfang gewesen.

Diese Rechtfertigung ist aber sehr schwach. Die natürliche Zeugung freilich hat ihr Werk nicht in der Gewalt; eine Dichtung ist aber keine natürliche, sondern eine künstlerische Production, ein Künstler aber darf sich in keinem Betracht sein Werk über den Kopf wachsen lassen: denn die Kunst soll sich eben dadurch über die Natur erheben, daß sie frei und selbstbewußt ihren Stoff zu beherrschen, und den Foderungen der Idee gemäß zu gestalten versteht. Trotz dieser ästhetischen Mängel werden jedoch Schriften wie die vorliegende ihre Wirkung nie verfehlen, und wenn auch der Kopf ihres Verf., wie

er selbst sagt, ungeordnet, unorganisirt ist und Allerlei treibt, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, dessen wilde Triebe nicht gezähmt und geregelt worden — so ist er doch nicht nur durch sein religiöses Gemüth und seine sittlichen Tendenzen, sondern auch durch seinen psychologischen Tiefblick, und als scharfer, lebendiger Zeichner innerer und äußerer Zustände wie Wenige zum Volksschriftsteller berufen, und es steht daher zu wünschen, daß sich seine Befürchtung, es werde die Zeit des Schaffens bald für ihn vorüber sein, nicht erfüllen, sondern daß der Herbst seines Lebens zum Besten des Volks noch recht segensreiche Ernten und erquickende Früchte tragen möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lyrisches.

Unter den zahllosen poetischen Sammlungen welche über Nacht an allen Orten und Enden aufschießen, haben wir eine gefunden deren Werth uns den matten Productionen des Tages gegenüber so bedeutend erscheint, daß wir es nicht unterlassen wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf zu richten. Es sind Dies die ansprechenden aber anspruchslosen „Impressions et souvenirs" von Frau Damaris-Laurent. Statt sich, wie so viele moderne Poeten es lieben, im Streite eines entnervten Gesellschaftslebens zu gefallen oder sich durch die verzerrten Tendenzen der Gegenwart aufzustacheln, sucht sie Stoff und Anregung zu dichterischen Ergüssen in den reinen Bildern der Natur und in der eigenen, für alles Schöne und Große empfänglichen Seele. Besonders glücklich ist die Dichterin in der Zeichnung ländlicher Scenen, in der Abspiegelung solcher Eindrücke wie sie der Frühling, das bunte Gewirr der lebendigen Natur, und ansprechende idyllische Scenen auf unser Gemüth machen. Dessenungeachtet hält sie sich von der Monotonie der rein descriptiven Gattung fern. Die Bilder der Außenwelt scheinen ihr nur insofern der dichterischen Behandlung würdig, als sie zur Offenbarung einer innerlichen Gedankenwelt dienen, deren bewegende Kraft eine wahre, tiefe Frömmigkeit ist. Alle äußern Erscheinungen leiten ihre Gedanken zum Schöpfer und verwandeln sie in religiöse Betrachtung und Gebet, wie sie selbst es dichterisch ausdrückt:

Ces parfums doux à respirer
Qui s'échappent du sein des roses
Avec le vent, prompt à s'en emparer,
Des bois que le printemps se complait à parer,
S'envolent vers celui de qui vient toutes choses.

Ces accents vaporeux pleins de charme et d'amour
Qu'il exhale dans le mystère,
Le rossignol à Dieu les envoie à son tour,
En les unissant chaque jour
A l'universelle prière.

— — — — — — — —

L'âme, ce don mystérieux
Que Dieu nous fait avec la vie,
Retourne à lui d'un vol silencieux;
Dans la création tout émane des cieux,
Et tout aspire à la même patrie.

Die Zerrissenheit der modernen Verhältnisse und die Vertreter dieser Zerrissenheit müssen ihr in solcher Stimmung traurig und verächtlich erscheinen. Deshalb redet sie zu den blasirten Weltstürmern in begeisterten Worten:

Troupe repoussante et bizarre,
Ivre de tabac et de vin,
A l'allure ignoble et barbare,
A l'esprit orgueilleux et vain;

Qui donc, de ta marche indomptée
Arrêtant les honteux écarts,
Jeunesse impie et révoltée,
Viendra briser tes étendarts?

— — — — — —

Fuyez! fermez à la lumière
Vos yeux stupides et hagards,
Fermez vos coeurs à la prière
Qui s'élève de toutes parts.

Pour vous en vain le ciel étale
Ses richesses et ses attraits;
Pour vous en vain la terre exhale
Son parfum matinal et frais.

C'est en vain que dans le bocage
Les oiseaux proclament le jour;
Votre âme insensible, sauvage,
Est sourde à ces doux chants d'amour.

Dormez donc, aveugles victimes,
Abandonnez-vous au sommeil;
Dormez sur le bord des abîmes
Jusqu'à l'heure du grand reveil.

Der Protestantismus in Frankreich.

Die Geschichte des Protestantismus in Frankreich ist eine Aufgabe welche bis jetzt immer noch keine befriedigende Lösung gefunden hat, ja wir können wol hinzufügen, die in diesem Augenblicke noch nicht einmal vollständig gelöst werden kann. Zwar fehlt es nicht an einzelnen beachtenswerthen Vorarbeiten, an einzelnen rühmlichen Monographien, welche aus dem umfassenden Stoffe besondere Abschnitte herausgreifen; aber doch gibt es noch so viele unerörterte Punkte, so viele wichtige Momente, in Bezug auf die uns die Quellen fast ganz im Stiche lassen, daß ein vollständiges Bild von den verschiedenen Phasen welche der Protestantismus in Frankreich durchlaufen hat immer noch nicht gezeichnet werden kann. Crottet fühlt diese Unmöglichkeit recht wohl, indem er darauf dringt erst ein erschöpfenderes Material ans Licht zu fördern. Die Documente welche sich auf diesen Theil der französischen Geschichte beziehen sind so zerstreut, und zum großen Theil so wenig zugänglich, daß schon eine bloße Zusammenstellung des Bekannten, eine Aneinanderreihung des quellenmäßig Feststehenden eine sehr dankenswerthe Arbeit wäre. Nun hat aber der ebengenannte Gelehrte in seiner „Petite chronique protestante de France" viel mehr geleistet, indem er zu den bereits früher veröffentlichten Thatsachen eine reiche Fülle neuer, noch ganz unbekannter Documente hinzugefügt hat, wie er sie sich nur in Folge ausdauernder Nachforschungen zu verschaffen im Stande war. Seine Chronik welche mit dem Jahre 1509 beginnt und, da sie bis auf das Ende des 16. Jahrhunderts geht, einen sehr wechselvollen Zeitraum umfaßt, bietet die Resultate seiner gründlichen Studien in anspruchslosester Form. Sie soll nur eine Vorarbeit sein, und dem künftigen Geschichtschreiber der protestantischen Bewegungen ein möglichst reiches Material bieten. Daß sie Dies wirklich thut, daß sie des Neuen und Unbekannten unendlich viel gibt, zeigt schon selbst ein flüchtiger Blick. Aus den zahllosen Belegstücken, welche theils vollständig, theils im Auszuge beigebracht werden, fließt sogar für solche Ereignisse welche wie die blutige Bartholomäusnacht längst der Geschichte verfallen sind, neues Licht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 354. — 20. December 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Nr. 18. Hat Gotthelf die Sagen der Schweiz für sittliche Zwecke verarbeitet, so beutet Smidt die schleswig-holsteinschen Sagen für politische Tendenzen aus. Zwar sagt er in der Vorrede zu seinen Lesern: „Ich biete ihnen poetische Gaben. Das schließt schon von vornherein (?) jede Politik aus. Von Politik wird in diesem Buche Nichts zu finden sein"; aber diese Worte sind wol kaum anders gemeint als der Titel der „Unpolitischen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben: denn wenn der Verf. vorzugsweise solche Sagen zusammenstellt, und sie so bearbeitet, daß überall herauszulesen ist wie die Dänen zu allen Zeiten Schleswig-Holstein an sich zu reißen und zu unterdrücken gesucht haben, wie sich umgekehrt der Holsteiner von jeher gesträubt hat das dänische Joch zu tragen, und wie sich der freie Landmann in den beiden Ditmarschen gegen die Macht der dänischen Herrscher aufgelehnt hat, wenn dabei an den Holsteinern vorzugsweise die edeln, ehrenvollen, Sympathie erweckenden, an den Dänen dagegen besonders die unedeln, beschimpfenden, haßerregenden Züge hervorgehoben werden, und wenn es der Verf. selbst an Anspielungen auf die neuesten Ereignisse keineswegs fehlen läßt, z. B. in „Klaes Lembeke" den Passus einflicht: „In Dänemark ist's aber Sitte, wenn der Mannsstamm ausstirbt, vererbt alles fahrende Gut auf die Frau, die an des Mannes Stelle tritt. Den Dänen aber gefällt diese Sitte so gut, daß sie dies Recht auch über Jütland hinaus, jenseit der Eider möchten in Anwendung bringen, es betreffe nun ein Altantheil oder ein „Herzogthum", so gibt er uns damit, wie er sagt, freilich nur den wahren und ungeschminkten Ausdruck der Empfindungen die den zwischen Elbe und Eider wohnenden und in seiner Unabhängigkeit täglich mehr bedrohten Landmann beseelen; aber es ist doch ein solches Verfahren trotz der Ablehnung des Verf. zugleich auch ein künstlich zusammengestelltes und wohl berechnetes Erregungsmittel, um die Sympathien der deutschen Landsleute neuerdings zu wecken und zu steigern. Wir meinen, der Verf. hat sich dieses Zwecks nicht zu schämen, und hätte in der Vorrede offen damit herausgehen können, ohne seinem Buche damit anderswo als bei der dänischen und dänisch gesinnten Policei, die ihm ohnehin nicht gewogen sein wird, einen Schaden zu thun.

Geschöpft sind die hier erzählten Sagen fast sämmtlich aus der Müllenhoff'schen Sammlung, deren in der Vorrede mit voller Anerkennung als eines nationalen Ereignisses gedacht wird. Die Bearbeitung zeugt von der dem Verf. eigenen Gewandtheit, zufolge welcher er mit Geschick und glücklichem Erfolg die interessantesten und hervorstechendsten Züge der Sage zu Hauptmomenten und Wendepunkten in der Erzählung zu benutzen verstanden hat. Zu einer höhern poetischen Darstellung erhebt sie sich jedoch nicht, und scheint überhaupt für den Geschmack Derer berechnet die das Fleisch lieber gekocht als gebraten, und vor demselben gern eine daraus gekochte Suppe essen. Unter den längern und ernstern Stücken, die vorzugsweise dem patriotischen Zwecke dienen, sind besonders „Herzog Alf", „Klaes Lembeke" und „Von der schwarzen Margarethe" zu nennen; unter den kürzern und scherzhaften wirkt besonders „Der liebe Gott und der Teufel" recht ergötzlich, und zeugt von dem derben Volkshumor, der sich, ohne frivol zu werden, selbst mit dem lieben Gott einmal einen Spaß erlaubt.

Nr. 19. Die von Asbjörnsen und Jörgen Moe schon vor mehren Jahren begonnene Sammlung norwegischer Volksmärchen gehört, obwol noch unvollendet, nach dem Urtheil gründlicher Kenner, z. B. der Gebrüder Grimm, zu den schätzenswerthesten Märchensammlungen. Völlig neue, allein dem Norden angehörige bietet sie zwar nur wenige; vielmehr sind die meisten derselben nur Variationen jener allgemein bekannten Märchen die sich unter allen Nationen wiederfinden, z. B. der Märchen von „Aschenbrödel", von „Tischlein, Tischlein, decke dich", von „Blaubart", vom „Gestiefelten Kater", vom „Kleinen Däumling", vom „Sneewittchen", vom „Meisterdieb" u. s. w., aber nichtsdestoweniger haben sie eine bald mehr bald minder eigenthümliche Färbung, und sind mit einer Masse von besondern, dem Boden, dem Klima und dem sonstigen Charakter des Nordens entsprechenden Zügen ausgestattet. Das böse Princip in denselben,

welches zuletzt von einem jüngsten Königssohn gewöhnlich überwunden wird, bildet in der Regel der ungeschlachte, boshafte Riesengeist Troll, eine den Drachen der südlichen Märchen entsprechende Figur; doch auch der christliche Teufel findet sich hier und da schon, namentlich in denjenigen welche mehr den Charakter von Schnurren und Schwänken als von eigentlichen Märchen tragen, deren im Ganzen nicht wenige, und zum Theil recht ergötzliche mitgetheilt werden. Eingeführt wird diese Sammlung durch ein Vorwort von Tieck, worin sich derselbe nicht enthalten kann über den Umschwung des Geschmacks in Rücksicht auf die Märchen und Sagen einige Worte fallen zu lassen, und leise auf den geringen Dank hinzudeuten der ihm als einem der ersten und hauptsächlichsten Förderer dieses Literaturzweigs zu Theil geworden ist. Er sagt darin:

Vor 50 Jahren etwa waren bei vielen ernsthaften, selbst gebildeten Leuten die Märchen, Erzählungen von Feen und seltsamen Erscheinungen, von Gespenstern und Geistern in üblem Ruf. Die Geschichten der Tausend und Eine Nacht genossen bei poetischen Gemüthern einige Achtung, sie waren wenigstens von den Leihbibliotheken nicht ausgeschlossen. Die Erzählungen meiner Mutter Gans waren über ganz Europa verbreitet, doch nur in den Händen der Kinder. Einige Jahre früher hatte unser deutscher Musäus seine humoristischen Volksmärchen fast als stärkendes Mittel in die damals überflutende weichliche Sentimentalität hineingeworfen, und sie fanden allgemeinen Beifall, den sie auch bis jetzt sich erhalten haben, obgleich das poetische Element dieser alten Volkssagen und Dichtungen nicht selten durch Anspielungen auf ganz moderne Dinge und zu prosaische Zustände verfinstert ist. Man rechnete aber diese exotischen Pflanzen und Blumen nicht zur eigentlichen Literatur, und als ich 1796 meine Versuche in dieser Art herausgab, und uralte Geschichten in ein anderes Gewand kleidete, wurde ich von vielen meiner Freunde und Wohlwollenden sehr ernsthaft getadelt.

So schreibt der greise Dichter, und wenn er hinzufügt: „Wie hat sich seitdem diese Gegend der Bücherwelt verändert! Eine ganze reiche Literatur dieser Märchen ist entstanden und aus allen Ländern der Erde zusammengetragen!“ so hat er mit dem darin verschwiegenen Vorwurf zwar ganz Recht, aber er scheint dabei nicht in Anschlag zu bringen, daß doch das jetzige Interesse für Märchen ein ganz anderes ist als welches er damals für dieselben in Anspruch nahm, ja er scheint nicht zu merken, daß er sich mit den Zeiten selbst geändert hat, und die Sache jetzt anders ansieht als damals. Denn wenn er im erwähnten Vorwort unter Anderm auch Folgendes schreibt:

Viele von diesen Volks- und Kindermärchen sind durch Tradition und viele Jahre verwandelte und verderbte epische Gedichte, und es ist interessant und rührend überraschend, wenn von Zeit zu Zeit im verschütteten Grunde der alte Baum noch grünend wiedergefunden wird den gedächtnißlose Jahre in ein unkenntliches Sträußchen zusammengetrocknet haben. Ergeht man sich in diesen Forschungen, so wird unser Sinn endlich verwirrt und schwindelnd, weil bei zu genauer Untersuchung Indien und Frankreich, Deutschland und Italien mit Island und dem Norden zusammenfließen. Alle Völker, alle Kinder haben sich von je an größern und kleinern Märchen ergötzt, Kinder selbst haben manche erfunden, oder die sie hörten auf ihre Art nachgeahmt, alte und junge Frauen haben diese auf ihre Art wieder umgebildet, und so findet der Suchende jetzt in allen Ländern zum Theil dieselben Sagen wieder, mehr oder minder vom Klima, dem Süden oder Norden gefärbt.

so sieht man deutlich, daß sich auch bei ihm das wissenschaftliche Interesse an die Stelle des rein ästhetischen gedrängt hat, und daß sie jetzt ganz andere Empfindungen und Gedanken in ihm erwecken als in jener Zeit, da er sie in seinem „Phantasus“ und in seinen Dramen bearbeitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne par *André-Louis Mazzini*. Zwei Bände. Paris 1847.

Vor mehren Jahren hat der Verf., einer der anerkannten Führer der unter dem vorigen Pontificat in Italien versuchten und gescheiterten Bewegungen, seine Ansichten über Vergangenheit und Zukunft seines Vaterlandes in mehren Zeitschriften ausgesprochen. Wir erinnern uns sehr wohl seiner damaligen Auffassungen; er behauptete, daß unter dem Niveau allgemeinen Drucks Italien sich vereinfache und vereinige, daß das Werk der Gleichheit dort stille aber sichere Fortschritte mache, von dem ehemaligen Hasse der verschiedenen Ort- und Landschaften wenig Erhebliches mehr vorhanden sei, und der seit 50 Jahren in der italienischen Literatur lebendige, Alles durchdringende Gedanke eine unwiderstehliche Wirkung für die Sache der Einheit und Befreiung ausübe. Weder in jenem Drucke also noch in jenem Hasse, und auch nicht im geistigen Stillstand sei das Hinderniß des Gelingens aller bisherigen Anstrengungen zu suchen; ebenso wenig in der päpstlichen Macht, da weder 1821 noch 1831 auch nur ein einziger Priester sich gegen den Volksaufstand zu erklären gewagt habe. Die wahre Ursache sei gewesen, daß die Führer der Bewegungen die Volkskraft, aus Furcht vor ihr, nicht aufgerufen haben, daß das Princip der Einheit nicht an die Spitze gestellt worden, daß überhaupt kein Princip vorhanden gewesen, und die Fahne der Erhebung ohne Inschrift geblieben sei.

In dem Buche welches wir vor uns haben erklärt Mazzini Alles früher von ihm über sein Vaterland Geschriebene als nicht vorhanden; er verleugnet es formell als „flüchtige Manifestation einer Periode unvermeidlicher Krisis und Uebergangs, welche er bitter bedauert“. Obgleich seine religiösen und politischen Principien im Wesentlichen dieselben geblieben, so haben doch, sagt er, seine Ideen und Ueberzeugungen seit zwei Jahren große Revolutionen erfahren. Durch Nachdenken und Erfahrung sei er dahin gekommen sich seiner Täuschungen bewußt zu werden und gar vielen Systemen und Theorien den Rücken zu kehren. Man wäre versucht hiernach zu glauben, daß er jetzt seine Betrachtungen fest an das Thatsächliche anlehnen, und für dieselben geschichtliche Grundlagen aufsuchen werde; aber es geschieht im Gegentheil, daß er das historische Moment als etwas Untergeordnetes erkennen, sich einzig der erhabenen Leitung der allgemeinen Idee, der Wissenschaft, der absoluten Wahrheit anvertrauen, und keiner andern Tradition unterwerfen will als der des allumfassenden, Alles bestimmenden Gedankens. Dieser Gedanke ist ihm das Evangelium. Vor dem Evangelium, im Alterthume, sei die Idee unter der Herrschaft der empirischen Formen der äußern Welt gewesen, und keine feste auf sichern Grundlagen ruhende Ordnung der Dinge habe sich bilden können. Erst durch das Evangelium sei „das geistige Princip, das innere subjective Princip der Ursache und der Ordnung, im Gegensatz zu dem äußern objectiven der Natur und Gewalt“ in die Welt gebracht worden. Wie Christus gesagt habe, daß die Sünde dann werde überwunden sein, wenn die Menschheit nach langer und schmerzlicher Büßung von neuem die harmonische und absolute Ordnung seines Daseins wiedergefunden haben werde, so bestehe in diesem Wiederfinden die

Aufgabe der Geschichte, deren Zweck kein anderer sei als die vollständige Entwickelung des Geistes zu seiner absoluten Form.

Nach dieser allgemeinen Einleitung gelangt der Verf. zu seinem eigentlichen Gegenstand, Italien. Um das große Problem der Freiheit und Unabhängigkeit dieses Landes richtig zu fassen, muß man, sagt er, „zu der logischen und historischen Quelle des öffentlichen Rechts, des Gedankens und der Civilisation Italiens" aufsteigen. Wir wollen in so wenig Worten als möglich des Verf. Ansicht über dies große Problem mittheilen. Sie wird als von einem der entschiedensten und thätigsten ehemaligen Revolutionnairs ausgehend für viele Leser Interesse haben.

Seine Meinung ist, daß in ganz Italien noch heute in den wesentlichsten Stücken etruskisch-pelasgische und griechisch-römische Ueberlieferung fortlebe. In diesem Sinne sei das italienische Volk traditionnell und conservativ par excellence; es liebe die geistige Unbeweglichkeit, und eigne sich deshalb vorzüglich zur Auffassung der Wahrheit nach der Weise des katholischen Dogma und Kirchenthums. Wer daher dort eine nackte Glaubens- und Denkform, die sich nicht an die Kirche anschließt, und wer andere Sitten als rein bürgerliche und andere Institutionen als monarchische in Italien einführen wolle, der unternehme ein unlogisches und vermessenes Werk. Religiöse und demokratische Freiheit wie man sie in Frankreich versteht wäre für Italien Verderben und Untergang. Ueberhaupt müsse sich Italien für den Augenblick mit dem Status quo begnügen (I, 65) und nur auf Förderung intellectuellen Fortschritts, legaler und friedlicher Verbesserungen bedacht sein. Erst wenn der Tag kommt, an welchem der Geist der Entwickelung der französischen Revolution, welchen der Verf. an einer andern Stelle seines Buchs mit dem Geiste des Evangeliums identificirt, über ganz Europa gekommen sein wird, erst an diesem Schreckenstage volksthümlicher Reaction und demokratischer Wuth werde auch Italien aufstehen, und „vielleicht" eine große und wichtige Rolle auf der Weltbühne zu spielen haben. Bisher sei es durch die Kirche gehemmt und niedergehalten worden; denn die Kirche „ging niemals über die empirische, individuelle, plastische Form hinaus welche der logische Realismus der katholischen Doctrin dem Gedanken vorschrieb, und die intellectuelle Synthese dieses Realismus, durch welche die ästhetisch-repräsentative Entwickelung der Idee sehr begünstigt ward, widerstrebte unbesiegbar aller innern und vernünftigen Analyse, sowie allen reinen philosophischen Gedankenformen, mithin aller freien Untersuchung und moralischen und politischen Erhebung". Dagegen begünstigte sie durch ihren eben beschriebenen Charakter die Entfaltung des Schönen, durch welche Italien im Mittelalter „der vollkommenste endliche und wahrnehmbare Ausdruck des Absoluten und Unendlichen" gewesen. Da aber die Kirche dem Fortschritte ihrer Natur nach widerstrebe, so sei für Italien kein Heil, als bis es sich entschlossen haben werde die Bande die es an das Rom der Päpste und Cäsaren historisch gefesselt halten zu lösen. Der italienische Liberalismus, sagt der Verf., ist weder vom Geist der Freiheit noch der nationalen Unabhängigkeit beseelt, der Adel weder constitutionnell noch reformistisch, die Mittelclasse lau und zaghaft und ohne Einfluß auf das niedere, meist dem Klerus, den Fürsten und dem Adel ergebene Volk. Ohne den Einfluß der östreichischen Politik einerseits und der französischen Revolution andererseits würde Italien nicht einen einzigen Schritt vorwärts gethan haben. Wenn es verstanden hätte sich der Ideen dieser Revolution zu bemächtigen, und wenn der turiner Hof den Vorschlägen der französischen Republik und selbst Napoleon's Gehör gegeben und sich an die Spitze der italienischen Bewegung gestellt hätte, statt sich zum Vasallen Oestreichs zu erniedrigen, so würde Italien sich regenerirt haben. Aber nach dem Falle Napoleon's beging die nationale Partei zwei unheilbare Fehler, erstens die Unabhängigkeit früher zu erstreben als die Einheit und Freiheit, und zweitens die abgenutzte und retrograde Freiheit ehemaliger Zeiten, nämlich die katholische, wiederherstellen zu wollen. Wenn man aber die wahrhafte Freiheit wolle, müsse man die Kirche negiren, wie die Reformation und die Wissenschaft sie negirt haben. Italien wird aber dieses Ziel nicht früher erreichen als bis die Ideen des Fortschritts durch das Feuer des analytischen, negativen und auflösenden Kampfes des Liberalismus und der Revolution hindurchgegangen sind. Erst müssen sich die Eroberungen des Geistes aller ihrer endlichen und abstracten Elemente entkleiden und ihre concrete und unendliche Realität gewinnen, ehe Italien sie brauchen könne. Das charakteristische Genie und die besondere Mission eines Volks in der allgemeinen Bewegung des Gedankens und der Geschichte besser zu analysiren als er hier gethan, ist, sagt der Verf., schwer, wo nicht unmöglich (II, 204). Indeß sei ein Autor doch oftmals wider seinen Willen zu dem Wunsche genöthigt Leser zu finden welche den guten Willen haben nicht nur ihn zu verstehen, sondern auch ihn ein wenig zu errathen.

Bei dieser Gelegenheit gedenkt Mazzini einiger der hervorragendsten Märtyrer der Sache Italiens; er spricht von Pellico, Gonfalonieri, Maroncelli, Berchet. Ueber Letztern sagt er: daß, wenn ein Schriftsteller, so wie Berchet gethan, einen Souverain öffentlich Verräther und Tyrann genannt habe, er dann um keinen Preis mehr vor den Folgen und den Verbindlichkeiten seiner Stellung zurückweichen dürfe. Jede politische Partei welche sich dem corrumpirenden Einfluß einer kalt berechnenden Großmuth preisgebe werde ihrer Mission untreu und corrumpire den Einfluß jeder Meinung und jeder politischen Sache.

Er kommt auch auf die Revolutionen von Neapel und Piemont der Jahre 1820 und 1821 zu sprechen, verweilt aber nicht lange bei ihnen, sondern eilt der neuesten Zeit zu, um zu untersuchen ob seit 1830 dem italienischen Liberalismus gelungen sei Raum zu gewinnen. In dieser Absicht prüft er die italienische Journalistik, gibt der in Florenz erscheinenden Zeitschrift „L'antologia" das Zeugniß für den Aufschwung des liberalen Patriotismus nicht Wenig gethan, aber wegen der kleinlichen Eitelkeit der Italiener dennoch nicht Viel gewirkt zu haben; spricht in ähnlichem Sinne von einem genueser und einem livorneser Blatte, und nachdem er die Julirevolution als das Ereigniß charakterisirt hat durch welches die Grundsätze von 1789 definitiv in ihren politischen Institutionen der meisten Staaten Europas lebendig geworden, wirft er die Frage auf: wie weit das Vertrauen der italienischen Regierungen und Bevölkerung in die Rathschläge des Tuileriencabinets gehen könne, und welches das Verhältniß der italienischen Conservativen zu den übrigen Parteien sei. „Alle politischen Kämpfe und Parteien Italiens, von Dante bis Machiavelli und von diesem bis Alfieri, liefern den strictesten Beweis, daß unsere sämmtlichen Dichter, Reformatoren, unsere sämmtlichen Philosophen niemals begriffen haben, daß das Princip der Gewalt und des Rechts logisch auf die fortschreitenden Umbildungen des Geistes und der materiellen Interessen der Völker, sowie der allgemeinen Vernunft und der socialen Form der Menschheit gegründet werden müsse. Kein Schriftsteller, weder vor noch nach Vico und Romagnosi, ist mir bekannt der die Theorie des Fortschritts streng wissenschaftlich zu formuliren verstanden." In neuester Zeit ist, fährt der Verf. fort, eine reformistische, historische Partei in Italien aufgetreten, welche durch friedliche und allmälige Entwickelung die Revolution neutralisiren will, und zwar das Dogma von der nationalen Souverainetät als heilig und unantastbar obenan stellt, dennoch aber das demokratische Princip der Volkssouverainetät hartnäckig verwirft. An der Spitze dieser Partei nennt Mazzini den Abbé Gioberti und den Grafen Balbo. Jener habe den Fehler zugleich Aristokrat und Revolutionnair, Philosoph und heftiger Katholik sein zu wollen; dieser aber versehe es darin, daß er von Oestreich ein freiwilliges Verzichten auf Italien erwarte. Diese Reformisten also seien Träumer. Ebenso befinde sich die constitutionnelle Partei auf falschem Wege, weil sie in der Masse des

italienischen Volks keine Grundlage habe. Diejenige Schule welcher die Zukunft gehöre, sei die demokratische. Sie allein habe das Vermögen die gesunden Theorien des modernen Rechts, des Rechts nach dem Evangelium, in ihrer Integrität und vollkommenen logischen Reinheit aufrecht zu erhalten.

Dies ist in kurzer Zusammenfassung der wesentliche Inhalt des allgemeinen Theils der vorliegenden Schrift. Man wird aus diesem Abriß hoffentlich im Stande sein die Bedeutung derselben zu erkennen. Wir wollen nun auch versuchen von demjenigen Theile des Buches welcher bestimmte und gegenwärtige Verhältnisse behandelt Rechenschaft zu geben. Mazzini's Ansichten über die neueste Wendung der Dinge in Italien ist folgende:

Den ersten Anstoß zu der jetzigen Bewegung hat der Hof von Turin gegeben. Die Jesuiten, bisher an diesem Hofe allmächtig, haben diesen Einfluß verloren; das Gemüth des Königs von Sardinien ist umgewandelt, und zwar in Folge des Gioberti'schen Buchs wider die Jesuiten, worin diese ehrwürdigen Väter mit einer bisher niemals gegen sie gebrauchten Waffe, nämlich mit ihrer eigenen, mit dem Princip der katholischen und päpstlichen Suprematie, angegriffen werden. Aber Piemont ist ein secundairer Staat, und als solcher abhängig, und wenn er eine Systemsänderung vornehmen wollte, würde er alle Vertreter des Alten in Europa wider sich haben. Ueberdies ist der König von Sardinien vermöge seiner Erziehung als durchaus dem Zeitgeiste feindselig zu betrachten, und in seinem Lande herrscht Feudalsitte und Kastenwesen. Im besten Falle ist also von Sardinien Förderung der materiellen Wohlfahrt und patriotisches Liebäugeln mit dem übrigen Italien, aber für die eigentliche Freiheit Nichts zu erwarten. Nur aus Furcht vor der Revolution hat der König Karl Albert das Hülfsmittel ergriffen sich durch Vorschub der jetzt so verbreiteten, durch Quinet, Michelet und Gioberti aufgeregten Jesuitenfeindschaft beliebt zu machen, und eine Stütze bei Denjenigen zu suchen die ebenso sehr als er selbst die Volksfreiheit verabscheuen, und nur eine neue Aristokratie gründen wollen zum Schutz des Throns und der Kirche und aller geizigen und egoistischen Interessen. Möglich aber, daß aus diesem Zwittersystem ein wirklicher Fortschritt erzeugt werde, und daß eine Regierung wie die piemontesische, wenn sie geschickt zu reformiren versteht, sich noch lange erhalte.

Auf Piemont also ist nicht zu rechnen, und es gibt für Italien überhaupt keine andere Wahl, sagt der Verf., als sich gegen Oestreich auf Frankreich zu stützen. Für sich selbst vermag es Nichts; das Papstthum zwingt es zum Stillstand.

Was ist nun das Papstthum heute nach der Thronbesteigung Pius' IX.? Mazzini sagt, das Papstthum könne nicht heraus aus den Bedingungen seines historischen Daseins. Wer vom Liberalismus des römischen Hofs spricht, ist ein Schwätzer, ein Thor oder ein Heuchler; wer von Feindseligkeit des Papstes gegen Oestreich redet, versteht nicht, daß der Heilige Stuhl ohne die Stütze Oestreichs umfallen muß. Der Papst kann innerhalb seiner Staaten reformiren, kann mit Milde herrschen, aber über die bürgerliche Ordnung, die individuellen Rechte und die rein materiellen und äußerlichen Interessen hinaus werde kein Papst je ein Werkzeug weder der Freiheit, noch der Civilisation, noch des Fortschritts sein. Wie die Kirche ihre Dogmen ohne Beweis noch Erörterung, so schreibt der souveraine Papst seine Gesetze vor ohne Controle zu gestatten. Die Freude der von Pius IX. Amnestirten war, sagt der Verf., für die Sache der Freiheit Italiens ein verderblicher Schlag; denn sie enthielt das Geständniß, daß die frühern Erhebungen Verbrechen gewesen, wofür die Patrioten nur zu Füßen des Heiligen Vaters Vergebung erhalten könnten. Alle Gemäßigten müßten, eben weil sie gemäßigt sind, gleich dem Verf., jene kindische Freude der Italiener, jene Trunkenheit und Ueberschwenglichkeit womit die Reformen des jetzigen Papstes dort aufgenommen worden bitter beklagen. Der Papst ist einer der eminentesten Menschen der Gegenwart, aber ungeachtet seiner Ueberlegenheit doch nur eine Autorität, eine Macht, eine Uebergangsformel. Indeß selbst die Täuschung, der die Massen in Italien sich jetzt hingeben, ist der Entwickelung des Fortschritts dieser „unwissenden und abergläubischen Classen, die völlig unfähig sind sich zu dem abstracten Begriff der Ideen und Dinge zu erheben", ausnehmend günstig. So lange man aber nicht neue Principien proclamiren und dem Volke, der Nation neue Rechte einräumen wird, so lange werden Italiens Unabhängigkeit und Freiheit leere Worte, Theorien bleiben, Hoffnungen und Träume und nichts Anderes. Italien, sagt der Verf., ist das Land der Synthese, des äußern Absoluten, das der reinen Analyse und contradictorischen Innerlichkeit widerstrebt. Deshalb werde Italien erst eine thätige Rolle übernehmen können wenn der Widerspruch zwischen den zwei Welten der Vergangenheit und Zukunft durch den Widerspruch selbst, d. h. durch die Erschöpfung der Revolution, werde aufgehoben sein. Dann wird das Evangelium, die Wahrheit, wie der Verf. sagt, auf der Erde wohnen; „Idee und That, Religion und Wissenschaft, Freiheit und Autorität, speculatives und angewandtes Denken, innere und äußere Welt, Logik und Geschichte" werden sich in eine lebendige Ordnung zusammenfassen, welche den Beweis enthalten wird für die absolute und concrete Identität des Endlichen und Unendlichen und für die dialektische Versöhnung des Guten und Bösen, der Natur und des Geistes, Gottes und der Menschheit.

Dies sind im Wesentlichen die Gedanken welche sich in dem Buche Mazzini's niedergelegt finden. Sollte der Verf. die Erfahrung machen sich in seiner Beurtheilung der besondern Zustände seines Vaterlandes hier und da getäuscht zu haben, so wird er sich auf den allgemeinen Theil seiner Schrift zurückziehen können, dessen Richtigkeit oder Unrichtigkeit erst in einer sehr entfernten Zukunft zur Prüfung gelangen wird. Wenn einigen unserer nüchternen Leser die Meinungen des Verf. nicht überall klar geworden sind, so werden dafür manche moderne Schriftsteller, welche in Europa über Freiheit und Evangelium, Geist und Natur, Göttliches und Menschliches schreiben, die Genugthuung haben in dem Autor dieses Buchs einen ihrer Geistesverwandten zu erkennen. 62.

Literarische Notiz.

Satirisches Werk.

Die Verderbtheit der Dienstboten scheint in England ein ebenso stereotypes Thema in der Unterhaltung der Frauenwelt zu sein als sie diesseit des Kanals eine unerschöpfliche Quelle keineswegs anziehender Herzensergießungen des verheiratheten Theils des schönen Geschlechts bildet. Ein paar englische Schriftsteller, die Brüder Mayhew, haben es unternommen diese specielle Lästersucht der Schönen gegen ihre minderbegünstigten Mitschwestern zu geisseln. Die Schrift worin Dies geschieht führt den Titel: „The greatest plague of life: or, the adventures of a lady in search of a good servant. By one who has been «almost worried to death»." Die Verfasser wollen darin zeigen, daß die Lösung der großen gesellschaftlichen Frage, die Besserung der Dienstboten allein von den Dienstherrinnen abhange, und daß eine gute Herrin einen guten Dienstboten mache. Diese ziemlich einseitige Auffassung der Frage wird in dem Werke mit großem Talente, aber mit ebenso beißendem als oft verletzendem Spotte durchgeführt. Die Heldin der Erzählung welche ihre Geschichte zum Besten gibt ist die Frau eines Advocaten, die ihre Wirthschaft mit einem Dienstmädchen beginnt, nach und nach dieselbe dergestalt vergrößert, daß sie acht dienende Geister nöthig hat, und damit endigt, daß nicht eine zu ihrer Verfügung steht. Die Erzählung ist reich an ergötzlichen, mit großem Humor dargestellten Scenen; George Cruikshank hat zwölf dieser letzten mit seinem Meistergriffel in dem Werke beigegebenen Skizzen veranschaulicht. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 355. —— 21. December 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 354.)

Nr. 20. Die uns hier vorliegende Uebersetzung von Basile's „Pentamerone", sowie die Beschaffenheit des Originals selbst können wir nicht kürzer und besser charakterisiren als wenn wir Einiges aus der von Jakob Grimm dazu geschriebenen Vorrede mittheilen. Zunächst spricht sich der gedachte Gelehrte folgendermaßen über die Uebersetzung aus:

Den „Pentamerone" des Basile, der die volle Eigenthümlichkeit des neapolitanischen von der gemeinen italienischen Schriftsprache bedeutend abweichenden Dialekts an sich trägt, zu verdeutschen, war nichts Leichtes. Kostet es schon Mühe, in den Sinn dieser fast morgenländisch heißen und sprudelnden Bilder, Gleichnisse, Wortspiele, Kosewörter, Schelten und Flüche einzudringen, so entspringt noch weit größere Schwierigkeit, wenn sie wiedergegeben werden sollen in einer Sprache deren Fügsamkeit dennoch ungeschickt scheint diesen Bombast in all seiner natürlichen Zier und Anmuth neu zu gebären. Unser heutiges Deutsch und unsere Zeit sind viel zu gesetzt dafür; ein Fischart mit der Sprache und Sitte des 16. Jahrhunderts, wenn ein solches Buch an ihn gekommen wäre, hätte es vermocht kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und in damals noch unverpönten Worten und Ausdrücken, die neben der Zucht auch das Unzüchtige, neben dem Reinen auch das Schmuzige arglos nennen, das gegebene Vorbild zu erreichen, ja zu übertreffen. Ich hatte dem Uebersetzer, an dessen gründlicher Einsicht in den Urtext Niemand zweifeln wird, gerathen lieber alles Anstößige niederzuhalten, und begreife, daß es ihm bedenklich erschienen sein muß der Treue und Vollständigkeit abzubrechen; aber die Wörter und Wendungen, die uns heute gemein dünken, wenn sie auch genau den gebrauchten italienischen entsprechen, sind darum roher und härter als diese geworden, weil wir andere Begriffe von Anstand hinzubringen, und ein in Neapel damals unschuldiges trattenemiento de li peccerille unsern Frauen und Kindern unnahbar ist.

Hierauf kommt er auf Basile selbst zu sprechen, indem er ihn mit Boccaccio, dem Dichter des „Decameron", sodann mit Straparola, seinem Vorgänger im Märchenerzählen, zusammenstellt. Der erste Vergleich fällt natürlich zu Gunsten des Florentiners, der letzte hingegen zu Gunsten unsers Dichters aus. Zwar tadelt er — und vielleicht hätte dieser Tadel noch schärfer ausgesprochen werden können — seine Diction als schwülstig und überladen, gibt jedoch zu, daß die außerordentliche und, wenn man sich in sie eingelebt habe, wirklich anziehende Darstellung auch vielfach erfreuen und ergötzen könne. Er fährt fort:

Wie unerschöpflich ist z. B. der Bilderwechsel, mit welchem auf allen Blättern Tagesanbruch und Sonnenuntergang geschildert werden; man kann solche Redensarten oft an unrechter Stelle und herbeigezogen finden, fast immer werden sie sinnreich und an sich zutreffend erscheinen. In den anmuthigsten, mannichfaltigsten Gleichnissen wird das Rauschen und Murmeln, unserer Sprache sonst das Klingen oder Klingeln der Bäche, das tiefe Dunkel der Waldesschatten und das Singen der Vögel ausgedrückt; mitten in orientalischem Schwung überraschen leise und getreue Naturbelauschungen. Die Rede fließt über von Gleichnissen, Wortspielen, Sprüchen, Reimen, denen unsere Sprache meistentheils sich nicht gewachsen fühlt, und auch hier, wie in guten Märchen allenthalben, kehren da wo die Erzählung auf wesentliche und entscheidende Momente gelangt ist, einfache, aber unnachahmliche Reime wieder, welche die Spannung des Vortragenden und zugleich des Hörers fesseln.

Im Nächstfolgenden läßt er sich über den wissenschaftlichen Werth der Märchensammlungen überhaupt aus, und macht hierbei wiederum die wol zuerst von ihm ausgesprochene, und seitdem von vielen Gelehrten adoptirte und weiter verfolgte Idee geltend, daß sie die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen, und von ursprünglicher Verwandtschaft seien. Er sagt:

Wie zwischen den Sprachen aller europäischen Völker überall größere oder geringere Berührung waltet, so schlägt auch ein allgemeiner Grundlaut dieser epischen und mythischen Elemente an, die gleichwol jedem Volke auch in eigenthümlicher Besonderheit zuerkannt werden dürfen, und man muß es geständig sein, daß ihre Einstimmung wie ihre Vielgestaltigkeit der Forschung gleichen Vorschub leisten.

Hiernächst wendet er sich wieder den vorliegenden Märchen zu, und charakterisirt die in ihnen liegenden mythischen Elemente, von denen er sagt, daß sie auf zwei einfache Reihen übernatürlicher Wesen zu beschränken seien. Das milde und gütige Princip sei stets weiblich und heiße fata, das feindliche und böse theils weiblich, theils männlich, und würde uorco oder uorca genannt. Die fata entspreche der weisen Frau, der uorco dem wilden Mann oder Riesen. Bemerkenswerth sei die Abwesenheit aller christlichen Gestalten; weder von der Mutter Gottes noch von Engeln oder Teufeln sei darin die Rede. Die Namen fata und uorco leitet er aus dem Lateinischen, und stellt namentlich den letzten mit orco, orcus, Französisch ogre zusammen. Zugleich erinnert er an einige Altweiber- und Kindermärchen bei den alten

Classikern, z. B. an die Erzählung von „Amor und Psyche" bei Apulejus, mit dessen Anfang allerdings Basile's Märchen „Lo Catenaccio" auffallend übereinstimmt, während sich ein charakteristischer Zug aus der zweiten Hälfte desselben in „Lo Turzo d'oro" wiederfindet.

Im Folgenden geht Grimm noch näher auf den mythischen Gehalt einiger besondern Märchen über, indem er sie mit den Märchen anderer Völker zusammenstellt. Zunächst bespricht er das Märchen „Sole, Luna e Talia", und weist nach, daß es in der Eddasage von Brunhild und Sigurd wurzle, und eine Variation von „Dornröschen" und dem französischen Märchen „La belle au bois dormant" sei, trifft also hierin mit Albert Schott und dessen Deutung der walachischen Märchen zusammen, nur daß Dieser, wie wir in unserm ersten Artikel bereits mitgetheilt haben, noch weiter geht, und auch die Grundzüge antiker Mythen, z. B. von Persephone, von Perseus u. s. w., darin wiederfindet. Auf ähnliche Weise spricht Grimm noch über „Le sette Cotenelle", das er mit den „Märchen von den drei Spinnerinnen" vergleicht, und über „Gagliuso", eine Variation des „Gestiefelten Kater", und schließt endlich mit Hervorhebung eines in zwei Märchen des „Pentamerone" (4, 9 und 5, 9), sowie in vielen andern Märchen und Sagen, z. B. in den Märchen von Sneewittchen und von Machandelbrom, in der Dichtung von „Parzival", ja sogar in einer mongolischen Erzählung wiederkehrenden Zugs, welcher darin besteht, daß Blutstropfen welche in Schnee oder Milch fallen in dem die Farbenverbindung Anschauenden den Wunsch erwecken, daß er irgend einen geliebten Gegenstand, Weib oder Kind, von gleichen Farben besitzen möchte. Wie die Wiederkehr dieses Zugs in den einander entlegensten Gegenden zu erklären? Wir glauben, daß Grimm Recht hat wenn er eine mittelbare, traditionnelle Verbreitung in Abrede stellt, und vielmehr annimmt, es seien dergleichen Züge unmittelbar der menschlichen Brust entquollen, und namentlich der hier besprochene nichts Anderes als der epische Ausdruck für die den Dichtern aller Völker geläufige Vergleichung der Schönheit mit Schnee und Blut. Und nach gleichen Principien dürfte überhaupt wol die oft höchst wunderbare Uebereinstimmung der ursprünglichen, vor aller historischen Kenntniß liegenden Schöpfungen des menschlichen Geistes, namentlich der Sprachen und Sagen, zu erklären sein.

Nr. 21. Aus dem ersten Theile dieser „Indischen Sagen" haben wir bereits im zweiten Artikel dieser Uebersicht ausführlichere Mittheilungen gemacht; über den zweiten Theil aber, der eine freie deutsche Bearbeitung der den Grundstoff des „Mahabharata" bildenden Heldensage vom Untergange der Kuruinge enthält, hat in Nr. 204 d. Bl. bereits der Ref. über orientalische Literatur berichtet, sodaß uns nur über den dritten Theil noch einige Worte zu sagen übrig bleiben. Dieser enthält wie der erste wieder mehre Episoden aus dem „Mahabharata" und zwar folgende vier: „König Nal", „Fischma's Geburt", „Aschtawakra" und „Das Schlangenopfer". Der Uebersetzer gibt uns dazu eine Vorrede, worin er sich namentlich über die erste dieser Sagen und über das Verhältniß seiner Bearbeitung zu den beiden ältern von Rückert und Bopp ausspricht. Es heißt darin:

> Die Dichtung von König Nal ist ohne Zweifel nicht nur eine der schönsten, sondern auch der besterhaltenen Sagen des indischen Alterthums. Sie gehört in die Zahl der wenigen welche so glücklich waren dem zerstörenden und aller Poesie verderblichen Einfluß des Wischuismus zu entgehen. Diesem Umstand verdanken wir es, daß die tiefpoetischen Grundzüge der Sage nicht verwischt sind. Aber dennoch ist auch diese Dichtung weit entfernt uns in ursprünglicher Reinheit vorzuliegen; sie ist vielfachen Veränderungen und Erweiterungen ausgesetzt gewesen, und es bedürfte erst im Großen und Kleinen einer langwierigen kritischen Arbeit, ehe der Sanskrittext eine Gestalt erhielte in der er geradezu übersetzt zu werden verdiente. Diese kritische Arbeit mußte natürlich einem künftigen Herausgeber des Textes überlassen bleiben; es mußten aber für meinen Zweck die wichtigsten Ergebnisse derselben gleichsam zum voraus errathen werden. Ich befand mich etwa in der Lage eines Malers der ein vortreffliches altes Gemälde, das aber durch die Zeit und mehr noch durch unverständige und ungeschickte Auffrischungen gelitten hat, und fast unkenntlich geworden ist, copiren soll. Er wird sich nicht entschließen können die geschmacklosen Zuthaten und die grellen Töne des übermalenden Verbesserers, der das altmodische Bild für den Geschmack der Zeit herausputzen wollte, mit Fleiß und Treue wiederzugeben, sondern er wird das echte Werk des Meisters, wie er es, von den erhaltenen Zügen auf das Ganze schließend, sich vorzustellen vermag, in seiner Copie nachzubilden suchen, wennschon er sich gestehen muß, daß, wenn es gelänge das Original selbst von jeder spätern Verunreinigung zu säubern, und in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen, wahrscheinlich sich ergeben würde, daß er sich in vielen Stücken geirrt habe. So gebe auch ich gern zu, daß in meinen Nachbildungen indischer Gedichte nicht alle Züge mit dem Urbilde übereinstimmen werden, wenn es einmal der Kritik gelungen sein wird dieses in seiner echten Schönheit wiederherzustellen; glaube aber immerhin, daß vorerst meine Nachbildungen eine richtigere Vorstellung der Urbilder geben als es eine wörtliche Uebersetzung der Texte wie sie jetzt vorliegen thun würde.

Im Folgenden sucht er nun die von ihm für gut befundenen, sehr bedeutenden Abweichungen vom Original näher zu begründen, und aus dem Geiste des Ganzen zu rechtfertigen. Die Entscheidung hierüber muß natürlich einer gründlichen kritischen Untersuchung vorbehalten bleiben; wir können hier nur sagen, daß der Uebersetzer zwar von einem richtigen ästhetischen Takte geleitet zu werden scheint, daß er aber trotzdem in seinen Umbildungen, besonders aber in seinen Ausmerzungen der ihm verdächtig erschienenen Stellen, gerade weil der Standpunkt der heutigen Kritik noch gar zu unsicher ist, viel zu weit gegangen ist, und wol kaum den Wünschen der für indische Literatur sich interessirenden Leser mit einer nicht viel mehr als die Hälfte des jetzigen Originaltextes wiedergebenden Uebersetzung entsprochen hat, zumal da man manche aus frühern Uebersetzungen bereits bekannte Partien des Gedichts, z. B. sogleich den Anfang mit der uns nicht nur nicht anstößig oder überflüssig, sondern sogar sehr schön und die Einmischung der Gänse zweckmäßig vorbereitend erscheinenden Erzählung von Nala's und Damajanti's Schönheit, und der dunkel in ihnen schlummernden Liebe, nur sehr ungern vermissen

wird. Andererseits ist freilich wieder nicht zu leugnen, daß das Gedicht in dieser Verkürzung ein wohl abgerundetes und symmetrisch gebautes Ganzes bildet, und durch Einfachheit und Gedrungenheit des Stoffs, sowie durch einen überall gleich rüstigen Fortschritt der Handlung in seinem Totaleindruck gewonnen hat. Durch eine gleiche Rüstigkeit und Munterkeit empfiehlt sich auch die Diction dieser Uebersetzung, und wenn sie hier und da durch prosaische, nüchterne Wendungen beleidigt, und überhaupt in genialer, poetischer Behandlung der Sprache hinter der Rückert'schen zurückbleibt, so zeichnet sie sich dagegen vor jener durch größere Treue und Enthaltsamkeit, sowie durch eine engere Anschmiegung an den Versbau des Originals aus. Während nämlich die Grundform der indischen Sloka folgende zu sein scheint:

⏑ –́ | ⏑ –́ | ⏑ –́ | –́ – ‖ ⏑ –́ | ⏑ –́ | ⏑ –́ | ⏑ –́

ist die Uebersetzung nach diesem Schema gearbeitet:

⏑ –́ | ⏑ –́ | ⏑ –́ | ⏑ ⏑ –́ ‖ ⏑ –́ | ⏑ –́ | ⏑ –́ | ⏑ –́

so jedoch, daß statt der Jamben überall außer im ersten, fünften und achten Fuße auch Anapästen und Spondäen zugelassen werden, und die erste Hälfte nicht selten hyperkatalektisch erscheint. Zur Probe wollen wir die bekannte Stelle mittheilen in welcher Damajanti dem Asokabaume, d. h. dem Baume Leidlos, ihr Leid klagt, und zur Vergleichung die Uebersetzungen von Bopp, Rückert und Meier hinzufügen:

H o l t z m a n n.

So staunend um sich schauend erblickte
die Holde einen Asokabaum.
Ach! rief sie, in dem Walde dort
glänzt glückverheißend, knospenreich
Ein lieblicher Asokabaum.
Asoka, Schmerzlos, Kummerfrei,
Sei, was du heißest, mache mich
von Schmerzen los, von Kummer frei.
So sprechend ging sie um den Baum,
die Hände faltend, rechts herum.
Und siehe, alle Knospen zumal
entfalteten der Blüten Pracht.
Und Damajanti, im Herzen beruhigt,
zog stillvertrauend weiter fort,
Gelangte bald zum Ende des Walds
und kam in eine große Stadt.

B o p p.

And'rer Gegend genaht demnach,
Mit thränenunterdrücktem Laut,
Klagt sie, die Augen voll Zähren,
Vor einem Leidlos-Baume dort.
Dem schönsten Baum im Forste nahend,
Dem Baume Leidlos in Blütpracht,
Knospengeziert, dem anmuth'gen,
Der von Vögelgesang umtönt:
„Ach, dieser Baum, wie glückselig
Mitten in diesem Walde hier!
Mit Blumen reich bekränzt strahlt er,
Wie ein glücklicher Bergfürst!
Mache leidlos mich schleunigst,
O Leidlos du, so schön zu schauen!
Hast du, Leidlos, den furchtlosen
Fürsten allhier geseh'n vielleicht?
Nalas genannt, den Feindtödter,
Der Damajanti lieben Mann?
Von Nischadha den Machthaber,
Hast meinen Liebsten du geseh'n,
Gehüllt in einz'gen Kleids Hälfte,
Mit jugendlichem, zartem Leib,
Von Noth gequält, den Muthvollen,
Diesem Walde genahet hier?
Daß leidenfrei ich geh'n möge,
O Baum Leidlos, Dies mache du!
Sei werth des Namens, Baum Leidlos!
Leidlos, weil du das Leiden tilgest."
Nachdem sie so den Baum Leidlos,
Die Betrübte, umwandelt hat,
Einem furchtbaren Land nahte
Die schöngliedrige Königin.

R ü c k e r t.

Damajanti, die herzbetrübte,
Gattensuchende, schmerzgeübte,
Fand irrend in des Waldes Schoos
Den Baum mit Namen Kummerlos;
Kummerlos, so den Menschen bekannt,
Doch in der Göttersprach Asoka genannt.
Dem walddurchblühenden Asoka
Nahte die Gattin des Punjasloka,
Dem blütengesproßbekrönten,
Waldvogelgesangdurchtönten.
Mit dem herrlichen Kummerlosen
Fing die Bekümmerte an zu kosen:
„Beglückter Baum in Waldesmitte,
Der du ragest nach Königssitte,
Von vielen Kronen behangen,
Von keinem Kummer umfangen!
Mir fiel ein schweres Kummerloos;
O Kummerlos, mache mich kummerlos!
Hast du, o blühender Asoka,
Hier nicht geseh'n den Punjasloka,
Den Damajantigatten, Nal,
Den Nischaderfürsten, meinen Gemahl?
Mit halbem Gewand umfangen,
Das er von mir empfangen,
Ob, wenn den Blick er senket
Auf das Gewand, er denket
An Die die's ihm geschenket,
Asoka, sage mir Dieses blos,
Damit ich gehe kummerlos.
So schade niemals dir ein Böser,
O Kummerloser, Kummerlöser!"
So die Gattin des Punjasloka
Im Kreis umwandelnd den Asoka,
Von dem ein Gesproß sie pflückte,
Und sich die Locken schmückte.
Dann gab sie ihm den Abschiedsgruß:
„Gram, Kummer, Sorge, Noth, Verdruß
Trag' ich in meinen Sinnen,
Wie im Haare dein Laub, von hinnen;
Du aber bleibst hier, kummerfrei!
Wenn nun mein König kommt vorbei,
Asoka, sollst du zu ihm sagen:
Der Gram ward hier hinweggetragen,
Damit mein König in deinem Schoos
Kummerlos ruh', o Kummerlos!"
So zum Asokabaum gesprochen,
Die Königin ging mit Herzenspochen,
Das holde Frauenbildniß
Hinweg in ödere Wildniß.

M e i e r.

Dann weg sich wendend klagt sie
Mit thränengedämpftem Laut,

Die Augen voller Zähren,
Vor einer Linde traut;
Klagt vor dem blühenden Baume,
Dem schönsten wol im Wald,
Dem knospengeschmückten, der wonnig
Vom Vogelsange schallt:

„Ach dieser Baum, wie selig
Er mitten im Walde glänzt,
So wie ein glücklicher Bergfürst,
Mit Blumen reich bekränzt!
O mache lind mein Leiden,
Du Linde, lieblich schön!
O, hast du nicht den König,
Den kühnen, hier geseh'n?

Den Feindvertilger Nala,
Ach, meinen Gatten traut,
Von Nischadha den Herrscher,
Hast du ihn nicht erschaut?
Dem nur ein Kleid, ein halbes,
Umhüllt die zarte Gestalt,
Den Muth'gen, Nothgequälten,
Der nahte diesem Wald?

Daß Lind'rung ich erlange,
O Linde, Das gewähre!
Linde, weil Leid du linderst,
Mach deinem Namen Ehre!"
Nachdem sie so die Linde
Umwandelt, Damajante
In eine and're Wildniß
Betrübt hinweg sich wandte.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Literatenleben. Eine Erzählung von H. E. Marcard. Halle, Mühlmann. 1847. 8. 7½ Ngr.

Es mag eher Gegenstand einer satirischen Darstellung sein nachzuweisen, wie Talentlosigkeit, wenn sie sich in die Literatur wirft, eine klägliche Erscheinung darbietet, als daraus allen Ernstes eine Erzählung zu machen, die von dem Geburts- und Wohnhause unsers Helden mit allem Detail anhebt, denselben über seine Lehrjahre hinaus bis an sein frühes Ende begleitet. Es mag heutzutage ein um so verdienstlicheres Werk sein die Schattenseiten eines solchen Literatenlebens recht grell und stechend hervorzuheben, als sich gar viel Talent- und Gesinnungslosigkeit in allen Zweigen des literarischen Lebens breitmacht, und ein Treiben hier und da zu Tage kommt das an eine wahre Freibeuterei erinnert. Allein von diesem Standpunkte hat der Verf. die Sache nicht angeschaut. Er schildert den Sohn einer wohlhabenden altbürgerlichen Familie, die mit großer Breite ausgemalt wird, als schon frühe altklug und überreif. Nach dem Tode seines Vaters bekam er einen Stiefvater, der die Neigung des Knaben zum gelehrten Stande begünstigte. Wilhelm ward Student, sodann Schriftsteller, und fand in Dr. Hirschfeld, einem jungen Mann jüdischen Glaubens, einen Freund, „der", wie der Verf. sagt, „auf gleicher Höhe des philosophischen Narrenthums stand". Wir tragen nicht Lust das Büchlein seinem ganzen Inhalte nach zu zergliedern, jedenfalls bleibt gewiß, daß der Verf., wenn er die ernste satirische Seite wirklich herausheben wollte, dazu nicht Kraft und Geschick genug besaß, und daß er keineswegs Erscheinungen wie die Neu-Hegel'sche Schule so oberflächlich und mit hausbackenen Ansichten bei Seite schieben durfte, und daß er vor Allem tiefer und gründlicher die Bedingungen der gegenwärtigen literarischen Erscheinungen hätte auffassen müssen; wenn er dagegen nur eine einfache, gewöhnliche Erzählung liefern wollte, so muß man zugestehen, daß ihm Dies vollkommen gelungen ist, ja daß er das Gewöhnliche bis zum Faden glücklich hinauf oder herunter gebracht hat. 93.

Literarische Notiz aus England.

Zukunft der nordamerikanischen Freistaaten.

Nach ausführlicher Besprechung eines der dankenswerthesten neuen Werke über Amerika: „The progress of America, from the discovery by Columbus to the year 1846. By *John Macgregor*" (2 Bde., London 1847), schließt der betreffende Artikel im Octoberhefte des „Edinburgh review" folgendermaßen:

„Je weiter die Herrschaft der Föderation um sich greift, und je höher die Zahl der Localinteressen und der Bevölkerungen in ihren Grenzen ansteigt, desto unwahrscheinlicher wird es, daß ein einzelnes Localinteresse das allgemeine Wohl bedrohen, Zwistigkeiten einzelner Theile die Sicherheit der Union gefährden können. Sie hat den Stürmen commerzieller Bedrängniß und hat den Ausschweifungen commerziellen Muthwillens widerstanden, ist nicht geschwächt worden durch den in langem, müßigem Frieden gewucherten Parteigeist, und scheint Nichts zu befürchten zu haben von den zweifelhaften Erfolgen eines Angriffs- und Eroberungskriegs; denn Kriege gleich denen der Karthager von gemietheten Heeren und eifersüchtig überwachten Feldherren geführt bringen muthmaßlich weder einen Cäsar noch einen Napoleon hervor. So fernhin menschlicher Scharfsinn zu blicken vermag, haben die Wolken sich verzogen welche den Morgen des jungen Freistaats trübten. Keine politische Gefahr steht bevor die nicht schon eingetreten und besiegt worden, deren Umfang amerikanische Staatsmänner nicht absehen und gegen welche sie sich nicht schützen können. Dennoch füllt die wechselvolle Gegenwart das Gemüth des besonnenen Beobachters mit Besorgniß, und während er das mächtige Gebäude amerikanischer Größe staunend und bewundernd betrachtet, scheut er sich auf dessen Dauerhaftigkeit Berechnungen zu gründen. Geräuschlos und heimlich nagt im Innern ein Wurm an den stärksten Institutionen. Sollte der nordamerikanische Freistaat in unsern Tagen zerfallen — und wer für Menschenwohl fühlt wird die Katastrophe abgewendet wünschen —, dürfte es nicht geschehen in Folge von Eroberung oder Niederlage, von Glück oder Unglück nach außen, sondern von moralischer Schwäche nach innen. Die Corruption der administrativen Theile einer Regierung ist eins von den Uebeln welche jahrelang ruhig ertragen werden, bis sie zum Mechanismus der Gesellschaft zu gehören scheinen, wider welche aber früher oder später der öffentliche Unwille sich plötzlich auflehnt und im Mismuth über das verfaulte Gebälk das ganze Gebäude niederreißt. Es steht nicht Fremden zu die wirkliche Größe und Nähe solcher Gefahr für die Institutionen eines Landes zu ermessen. Sie können nur die Angaben eingeborener Beobachter vergleichen und wägen, und indem sie Das thun, müssen sie immer noch die Uebertreibungen sowol des ehrlichen Patrioten als des getäuschten Parteimannes stark berücksichtigen und in Abzug stellen. Auch möchten wir ungern den finstern Ahnungen Ausdruck geben, deren wir uns nicht würden erwehren können, wollten wir die Beschreibungen Seiten der Amerikaner selbst vom dermaligen Wirken einiger der wichtigsten Theile ihres Systems für buchstäblich wahr halten. Denn der Tag welcher dieses ungeheuere Gebiet sich zerstückeln sehen wird in unabhängige und widerstreitende Staaten, ein Ebenbild, nur mit reichern Mitteln und wilderer Entschlossenheit, von dem wechselseitigen Hasse der elenden Republiken spanischer Herkunft — obschon unterdrückte Nachbarn und politische Gegner diesen Tag herbeigeführt haben mögen —: er wird auf Generationen hinaus den Fortschritt Amerikas und dadurch den Fortschritt des Menschengeschlechts hemmen in seiner weitesten und freiesten Thätigkeit." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 356. —— 22. December 1847.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Nr. 22 ist eine Zusammenstellung von Erzählungen und Märchen, welche sämmtlich vom Verf., der als Märchendichter bereits bekannt ist, mehr oder minder selbständig erfunden zu sein scheinen. Die Haupterzählung, in welche die übrigen Geschichten eingeschachtelt sind, und nach welcher das ganze Buch „Der Pilgerzug nach Mekka" benannt ist, entbehrt durchaus der märchenhaften Elemente, steht überdies mit den in dasselbe eingelegten Märchen in gar keinem innern Zusammenhange, und liegt mithin gänzlich außer dem Gebiete dieses Artikels, kann aber auch überhaupt auf keine näher eingehende Würdigung Anspruch machen, da sie außer einigen beschreibenden Partien, die sich durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit empfehlen, von keinem besondern Werthe, namentlich von sehr dürftiger Erfindung, schwachem Interesse und sehr lockerm Gefüge ist. Der eigentlichen Märchen werden darin drei erzählt. Im ersten derselben: „Abugosch, der Policeiminister", wird mit scheinbar harmloser Laune, jedoch nicht ohne schalkhafte Beziehung auf unsere Preß- und Gedankenpolicei erzählt, wie ein Policeiminister über seinem Eifer, in welchem er selbst die in den Heiligen Nächten frei verkehrenden Geister der policeilichen Aufsicht unterwerfen will, zum Esel, und als solcher von den Geistern gezwungen wird selbst bei einem Diebstahl aus des Khalifen Schatzkammer behülflich zu sein, was ihm beinahe den Hals gekostet hätte. Das zweite Märchen: „Die Geschichte vom Einarm", welches bereits in d. Bl. besprochen ist, stellt sich als eine phantasiereiche Verwebung abendländischer und morgenländischer Märchenmomente dar, und ist insofern nicht unpassend einem Franken in den Mund gelegt. Das dritte Märchen: „Das Zauberroß", ist wie die übrigen gut erzählt, in seiner Erfindung aber unbedeutend.

Nr. 23. Mit Ausnahme einiger weniger sind alle Stücke dieser kleinen Sammlung im vorarlbergischen Dialekt geschrieben, in welchem nach dem Vorworte des Verf. einerseits das Allemannische in Verbindung mit dem Allgäuisch-Schwäbischen und dem Tirolisch-Bojarischen, andererseits das Burgundische die Hauptbestandtheile bilden. Wie sehr die Sagen durch solche mundartliche Einkleidung an Naivetät, Volksthümlichkeit und ursprünglichem Colorit gewinnen, ist bekannt. Daher machen auch die vorliegenden, obwol die meisten derselben überall wiederkehrende sind, einen eigenthümlichen und frischen Eindruck. Als Beispiel folgende Kleinigkeit: „A mol sind a paar Knecht in Kilknerwald g'ganga, ga a dörri Tanna fella. Wia sie aber afohan z'schrota, kont an Feng dor da Wald hergloffa ond set:

> Jch bin grad nett jetz sö vel Jahr scho alt,
> Ass Nodla hot dia Tanna do im Wald;
> Drum sind so guat, ond thuat miar sie net fella,
> Sos könnt' ich jo mi Alter nümma zella."

Die Sprache ist nicht überall so leicht zu verstehen als hier; darum erscheint es sehr zweckmäßig, daß der Herausgeber ein kurzes Verzeichniß von Worterklärungen beigefügt hat. Zum Verständniß des Vorstehenden wird die Bemerkung genügen, daß die Fenggen, von denen man nur im Landgericht Montavon weiß, für „wildi Lüt" gelten, am ganzen Körper mit struppigen Haaren bedeckt, sodaß nur an den Wangen die Fleischfarbe kümmerlich durchschimmert. Die von ihnen erzählten Züge entsprechen denen die anderwärts von den Zwergen, Klakautermännchen, Koboldten und Unterirdischen erzählt werden.

Nr. 24. Die hier gebotenen „poetischen Bearbeitungen" lithauischer und preußischer Volkssagen sind eigentlich Nichts als ziemlich poesielose Versificationen, die noch dazu an gar vielen Härten, Längen, Breiten und sonstigen Eigenschaften leiden, durch welche die Verse ebenso unschmackhaft für den Gaumen als unverdaulich für den Magen gemacht werden. Da der Stoff zu denselben größtentheils aus Karl's „Danziger Sagen" und aus den „Provinzialblättern" entlehnt ist, so kann ihnen auch vom Standpunkte des Sammlers aus kein besonderer Werth zuerkannt werden.

Nr. 25. Der Inhalt dieser Sammlung zerfällt dem Titel gemäß in zwei Haupttheile, nämlich in Volksreime und Volkslieder. Der erste Theil ist in Vergleich zu den engen Grenzen innerhalb welcher der Herausgeber gesammelt hat vorzugsweise reichhaltig ausgefallen. Man findet darin den größten Theil der über ganz Deutsch-

land, und selbst über die deutschen Grenzen hinaus verbreiteten Reime in bald mehr bald minder eigenthümlichen Variationen wieder, und außerdem auch wol Einiges was gerade diesen Gegenden besonders angehört. Trotz dieser Reichhaltigkeit haben wir auch Manches vermißt, z. B. das in der Gegend von Gröbzig bekannte Spottlied auf ein altes Pferd: „Ich reiste 'mal nach Könnern" u. s. w. Die Anordnung der Reime ist eine durchaus natürliche, nämlich der Reihenfolge der Lebensalter entsprechend. Demnach sind in folgender Ordnung aufgeführt: I. Wiegenlieder; II. Spiele zur Unterhaltung kleiner Kinder, z. B. „Ein Schweinchen schlachten" u. s. w.; III. Reime zur Uebung des Gedächtnisses und Verstandes, und zwar A) Häufungsreime, z. B. „Der Bauer schickt den Göpel aus" u. s. w., B) Räthsel, z. B. „Klimpermann und Klappermann" u. s. w.; IV. Spiele, und zwar A) Reime zum Abzählen, z. B. „Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du" u. s. w., B) die Spiele selbst, z. B. „Es fuhr ein Bauer ins Holz" u. s. w., vorzugsweise reich ausgestattet; V. Natur, z. B. Nachahmungen der Thierstimmen, Anreden an Thiere, z. B. „Maikäfer, flieg!" u. s. w.; VI. Erfahrungs- und Klugheitssätze, namentlich Wetterreime, z. B. „Mai kalt, Juni naß füllt Scheuer und Faß"; VII. Spottreime, z. B. „Der Schneider und die Laus" u. s. w.; VIII. Vermischte Reime, z. B. „Heile, heile Kätzchen", von denen die meisten wol unter den genannten Rubriken unterzubringen gewesen wären. Viele dieser Reime erscheinen hier schon in ganz anderer Gestalt als in welcher sie wenige Meilen von den Ortschaften wo sie gesammelt sind gesprochen und gesungen werden. Der Herausgeber gibt bei vielen derselben selbst die ihm bekannt gewordenen Varianten an, theilt ähnliche oder verwandte Reime aus andern Gegenden und andern Völkern, namentlich aus England und Schottland nach Halliwell's und Chambers' „Nursery rhymes" mit, und fügt hier und da zurechtweisende Noten bei, welche wie die Einleitungen zu den einzelnen Abtheilungen, worin er sich unter Anderm auch über die Bedeutung dieser Volksreime im Allgemeinen ausspricht, und die Beschäftigung der Wissenschaft mit denselben rechtfertigt, den Beweis liefern, daß er den Gegenstand vom rechten Gesichtspunkte aus betrachtet, weshalb wol zu wünschen wäre, daß er sich einer womöglich ganz Deutschland umfassenden Sammlung der Volksreime unterziehen, und den freilich höchst verworrenen und fast unübersehbaren Stoff so übersichtlich als möglich zurechtlegen möchte. Der zweite Theil der Sammlung, die Volkslieder, ist minder reichhaltig; jedoch enthält auch er eine Reihe gerade der beliebtesten Volkslieder in neuen Variationen, die freilich sich nicht selten nur als Verstümmelungen und Corruptionen darstellen.

Nr. 26. Nachdem sich O. L. B. Wolff um die Literatur der Volkslieder schon durch seine „Halle der Völker", durch seine „Braga" und durch seine Sammlungen und Uebersetzungen altfranzösischer, niederländischer, italienischer und sonstiger Volksdichtungen verdient gemacht hat, bietet er hier dem Publicum einen nach Art seiner sonstigen „Hausschätze" zusammengestellten „Hausschatz der Volkspoesie", der so reichhaltig und von solchem Umfange ist, daß wir fürchten, es wird sich die größere Masse des Publicums, welche an diesem Gegenstande nicht gerade ein wissenschaftliches Interesse nimmt, eher dadurch zurückgeschreckt als angezogen fühlen. Volkslieder sind wildwachsende Waldfrüchte, und diese müssen wir an Ort und Stelle selbst pflücken oder sie müssen uns in kleinen Spenden, womöglich von schöner oder lieber Hand, geboten werden, wenn sie uns den vollen, unmittelbaren Genuß gewähren sollen. In großen Ladungen zu Markte gebracht, und neben den Producten der Kunst feilgeboten verlieren sie fast all ihren Reiz, und haben nur für Solche Werth die sie zu verkochen, einzumachen oder sonst künstlich zuzubereiten gedenken. Jenes Goethe'sche

> Ach, wie traurig sieht in Lettern
> Schwarz auf Weiß das Lied mich an —

paßt auf kein Lied mehr als auf das Volkslied, und der Herausgeber der vorliegenden Sammlung gesteht Dies selbst zu wenn er in der Einleitung zu derselben *sagt*, das Volkslied müsse g e s u n g e n werden wenn *es wirken* solle. Welche Wirkung aber kann er sich hiernach von einer 32 Bogen starken, höchst eng gedruckten Sammlung versprechen, die doch einzig und allein für das Lesen berechnet ist? Im großen Publicum also, für welches die Arbeit eigentlich bestimmt ist, dürfte sie wol kaum einen genügenden Anklang finden und Wenig dazu beitragen den Geschmack an Volksliedern neu zu beleben und weiter auszubreiten; wol aber wird sie allen Denen willkommen sein die, wenn auch nur als Dilettanten, ein wissenschaftliches Interesse daran nehmen, und einen Genuß daran finden die ursprünglichsten und allgemeinsten poetischen Regungen, so roh und ungebildet sie an und für sich sein mögen, durch alle Völker und Zeiten zu verfolgen, und aus den überall wiederkehrenden Zügen ebenso klar das Allgemeinmenschliche, wie aus den unendlich mannichfaltigen Variationen und Nuancirungen dieser Züge das Charakteristische und Eigenthümliche der verschiedenen Zeiten und Nationen herauszulesen. Dilettanten dieser Art gewährt dieser „Hausschatz" in der That eine höchst reichhaltige Uebersicht, namentlich über die Volkslieder der europäischen Völkerschaften, wogegen von denen der außereuropäischen Nationen im Ganzen nur karge Mittheilungen gemacht sind.

Der Herausgeber ordnet die Lieder zunächst nach den Stoffen, und theilt sie danach in Liebeslieder, Braut- und Hochzeitlieder, Tanzlieder, Jäger- und Hirtenlieder, Soldaten- und Kriegslieder, geistliche Lieder, Klagelieder, Scherz- und Spottlieder, Lieder verschiedenen Inhalts, Romanzen und Balladen, historische Lieder, Räuberlieder, Fabellieder, Mythen-, Geister- und Zauberlieder und Nationallieder. In jeder der auf dieses Eintheilungsprincip gegründeten 15 Hauptabtheilungen führt er dann in Unterabtheilungen die Lieder der einzelnen Völker auf, voran die deutschen, sodann in nicht überall

gleicher Reihenfolge die niederländischen, die britischen und schottischen, die skandinavischen, die französischen, spanischen und portugiesischen, die italienischen, die neugriechischen, die böhmischen und mährischen, die polnischen und lithauischen, die russischen, die bulgarischen, die serbischen, die finnischen und zuletzt die außereuropäischen. Diese Anordnung hat Das für sich, daß man die Lieder gleichen Inhalts von allen Völkern beisammen hat; aber es fragt sich, ob es nicht noch angenehmer wäre sämmtliche Liedergattungen einer und derselben Nation beieinander zu haben. So wie es einmal ist, erscheint manches Zusammengehörige, z. B. die zu einem Sagenkreise gehörigen Lieder, auseinandergerissen, und zwar nicht selten ziemlich willkürlich, da manches Gedicht das unter den Romanzen und Balladen steht ebenso gut unter den historischen, mythologischen oder erotischen Liedern, oder sonst ein anderes anderswo stehen könnte. Es ist sonach nicht ganz leicht über die getroffene Auswahl ein Urtheil zu fällen. In den meisten Abtheilungen scheint eher zu Viel als zu Wenig geboten zu sein; nur den historischen und mythologischen Liedern, besonders den deutschen, ist eine größere Vollständigkeit zu wünschen; auch hätten wol die Scherz- und Spottlieder noch reicher ausgestattet werden können, und den Studentenliedern, den Handwerksburschenliedern, den Volks- und Kinderreimen, den Tisch- und Trinkliedern, und so noch manchen andern Schöpfungen der Volkspoesie wären wol besondere Rubriken einzuräumen gewesen. Jedenfalls wäre es auch dankbar aufgenommen, wenn der Verf. über den Charakter, die Quellen, die Verbreitung u. s. w. der verschiedenen Volkslieder kurze Fingerzeige beigefügt, und sich nicht blos mit einer allgemeinen Uebersicht der Literatur und der Angabe der Uebersetzer begnügt hätte. Auch hätte wol die Kritik etwas strenger gehandhabt werden sollen.

Nr. 27 ist eine reichhaltige und mit Fleiß zusammengetragene, aber wegen der Weitschweifigkeit und Niedrigkeit der Darstellung eine für Leser von gutem Geschmack ungenießbare, und wegen kritikloser Zusammenstellung auch für den Forscher nicht unbedingt brauchbare, wenigstens nicht zuverlässige Sammlung. 48.

Reliquien. Erzählungen und Dichtungen von A. F. Bernhardi und dessen Gattin Sophie Bernhardi. Herausgegeben von deren Sohne Wilhelm Bernhardi. Mit einem Vorworte von Varnhagen von Ense. Drei Bände. Altenburg, Pierer. 1847. 8. 2 Thlr.

Das Vorwort — oder eigentlich vielmehr der Brief Varnhagen's von Ense an den Herausgeber über das von diesem beabsichtigte Unternehmen — faßt nicht nur mit großer Gewandtheit alle Momente zusammen die ein Gewicht in die Wagschale der öffentlichen Gunst für diese Sammlung abgeben können, sondern es nimmt auch im Allgemeinen einen ganz richtigen Standpunkt ein. Ref. hat nie mit Denen übereinstimmen können welche (z. B. bei Gelegenheit der in jüngster Zeit wieder so reichlich von den kleinsten Quellen ausströmenden Goethe-Literatur) jetzt die Zeit gekommen glauben, wo endlich einmal genug gesammelt und aufgehäuft sei von den Reliquien welche uns das Bild einer vergangenen Zeit oder die Erscheinung bedeutender Persönlichkeiten bis in die kleinsten Details und Bezüglichkeiten erklären und vergegenwärtigen sollen. Allerdings scheint es auf den ersten Blick als wenn die Veröffentlichung von Goethe's Schreibbüchern nicht viel mehr Interesse für uns haben könnte als etwa die Aufbewahrung von Schiller's Weste in Gohlis. Aber wer einmal den echten poetisch-historischen Sinn hat, findet doch einen Gewinn darin, wenn er durch jene lateinischen Exercitien, die so ganz in jene Zeit gehören, Den welcher sie schrieb zu den ersten Anfängen seines Werdens begleiten kann; und selbst das Princip der Schiller'schen Weste möchte ich in Schutz nehmen. Oder ist die Tracht, die Mode denn so ganz bedeutungslos für den innern Charakter einer Zeit? Und wie wir uns schon jetzt das Zeitalter des großen Ludwig ebenso sehr an den nachgeahmten Aeußerlichkeiten des Lebens wie an den Poesien der damaligen Dichter vergegenwärtigen, würden wir in ähnlicher Weise nicht vielleicht manchen Rest von Steifheit in unsern classischen Dichtungen uns besser erklären können, wenn wir etwa in einem Nationalmuseum sämmtliche Costumes die Goethe oder Schiller getragen haben mit Muße beschauen könnten? Wer möchte die Andeutungen darüber in „Wahrheit und Dichtung" entbehren? Wer hat sich nicht ein mal für jene strasburger Toilette interessirt die Goethe in so engen Zusammenhang mit seiner innern Entwickelung bringt?

Wir stimmen also im Allgemeinen ganz mit Varnhagen von Ense überein wenn er diese sammelnde Thätigkeit lobt. Er freut sich, daß „reifer Sinn und vaterländisches Gewissen" die Thorheit jenes allzu raschen Jugendmuths nicht haben aufkommen lassen, welcher an unsern Vorfahren vorübergehen zu können meinte; indeß sei neben den mancherlei löblichen Arbeiten über eine frühere Periode doch noch Vieles und Großes zu thun übrig. Besonders beklagt er, wie wenig bisher für die romantische Schule geschehen sei. Wo findet man eine genügende Darstellung F. v. Schlegel's? Wo eine Schilderung des Einflusses den Schleiermacher als Mensch und Schriftsteller ausgeübt hat?

Wir stimmen mit dem geehrten Vorredner auch ferner darin überein, daß es nicht genügt blos die Häupter jener Schule darzustellen, sondern er verlangt mit Recht, daß auch ihre Freunde und Genossen in das Bild des Lebens aufgenommen werden müssen, wenn dasselbe den wahren Eindruck geben soll. Für Wackenroder, sagt er, dessen Gefühls- und Sinnesart so einflußreich wurde, ist noch Nichts geschehen, für Fouqué Nichts, für Achim von Arnim und Brentano Wenig!

Aber wir können nicht verhehlen, daß wir jene Thätigkeit in einem andern Sinne für fruchtbringend halten als Varnhagen von Ense es thut. Er betrachtet sie wesentlich nur, indem sie gute mit Unrecht vergessene Leistungen wieder zugänglich machen soll, damit die junge Generation Antrieb und Muth zu neuen Productionen daraus schöpfe; oder sein Interesse ist, wenn er selbst nicht so recht an diese Wirkung glauben sollte, ganz objectiv das eines Sammlers von irgendwie bedeutenden und interessanten Gegenständen. Diese Thätigkeit ist aber wesentlich nur eine Vorarbeit (und eine sehr dankenswerthe) für die Historiker welche die Geschichte der Vergangenheit von dem Standpunkte der modernen Zeit aus betrachten, und die Entwickelung, Vereinigung, Trennung der Principien der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens darstellen wollen. Von Nutzen kann jedes Sammelwerk sein, von Einfluß auf unsere Zeit aber nur solche Darstellungen welche jene alten Fäden bis in die Gegenwart verfolgen, und statt des blos objectiven, das heißt, indifferenten Interesses an den Leistungen und Erscheinungen vielmehr ihre principielle Bedeutung hervorheben. Die Principien jener romantischen Schule beherrschen mit mehr oder weniger Modificationen, oft in den wunderlichsten modern angestrichenen Masken, noch einen großen Theil unsers gegenwärtigen Lebens; noch auf keinem Gebiet

sind sie gründlich überwunden, und die Ursache davon ist allerdings zum großen Theil: weil sie noch viel zu wenig in ihrem Ursprung und ihrem ganzen Charakter erkannt sind. Seitdem die Macht der alten Hegel'schen Schule gebrochen ist, hat freilich die Kritik ihre Fackel einmal über jene ganze Gruppe geschwungen, und die Hauptzüge sind in der richtigen Beleuchtung, wenn auch etwas grell, hervorgetreten; aber der eine verwandte Zug ist noch nicht auf allen Gesichtern ausgespürt, und die Beobachtungen sind noch nicht gründlich und vollständig genug ins Einzelne durchgeführt, als daß das kritische Urtheil schon so weit in das gegenwärtige Bewußtsein aufgenommen wäre, wie Dies durchaus nothwendig ist wenn die echten modernen Principien in ihrer Freiheit von den alten Schranken die Energie des neuen Lebens entwickeln sollen.

Eine der interessantesten Beobachtungen in diesem Sinne ist ohne Zweifel: wie die versuchte Wiederherstellung der alten Weltanschauung doch ursprünglich von einem Freiheitsprincip ausging. Zwar kommt für alle jene jugendlichen Titanen der Moment, wo nach der stolzen Flut die Ebbe eintritt, und die Wellen sich allgemach in die alten Schranken zurückziehen; aber doch lassen sich zwei Gruppen unter den Romantikern sondern: ein Theil verirrt sich ganz in die rauschenden Wälder und geht für diese Welt verloren; Andere, die von Anfang an der Wissenschaft näher standen als der Poesie, haben wenigstens für die wissenschaftliche Entwickelung ihre Bedeutung, und verdienen unsere Anerkennung. In diesem Kreise, dessen Erster Fichte ist, dem dann Schleiermacher folgte, hat auch Bernhardi gestanden, und die Philologen wissen seinen Einfluß auf die Bearbeitung der Sprachwissenschaft mit Recht zu schätzen. Aber auch an dem kritisch-ästhetischen Verdienst seiner Freunde hat er seinen Antheil. Wenn man gerecht sein will — und einige neueste Urtheile über die Romantiker scheinen eben nicht diesen Willen zu haben —, so muß man nicht vergessen, daß es doch immer eine Schule war welche der philisterhaften Pfuscherei nicht nur entgegentrat, sondern auch namentlich durch ihre Vertretung Goethe's fortwährend das Publicum aus den Kotzebue-Clauren'schen Regionen zu befreien und zu heben gewirkt hat. Diese Männer vertraten das Interesse der Cultur, und die Verirrungen und Verrücktheiten sind nur einem Theil zur Last zu legen.

Varnhagen von Ense schildert Bernhardi in seinem Umgang, und namentlich in seiner wissenschaftlichen und ästhetisch-kritischen Thätigkeit mit einigen Strichen. Einiges davon heben wir heraus:

„Ich würde Ihnen zu Ihrem Buch einen schönen Beitrag anbieten können, hätte ich in frühern Jahren den Vorgängen des Tages gleiche Aufzeichnung gewidmet wie ich es wol in spätern gethan. Wie viel mal haben wir, wenn unser Freund Chamisso dem Wachtdienst oblag, die Stunden der nächtlichen Stille mit ihm zusammen verlebt, in heitern Gesprächen und strengen Studien, in frischer Luft und tiefer Selbstprüfung! Uns in Wissenschaft wie an Alter und Erfahrung überlegen war dann Bernhardi unser freudiger Vormann, Lehrer zugleich und Gefährte, sprudelnd von Witz und Laune, Kenntnisse mittheilend und Gesinnungen anregend; die wichtigsten allgemeinen Fragen, und die engsten persönlichen Verhältnisse wurden hier ohne Scheu besprochen, in rückhaltlosem Vertrauen machte jede Wahrnehmung sich Luft, und Luft und Begeisterung der Jugend ließen hier im engen Raume der Wachtstube sich Vieles frei und sicher entfalten was nachher am nüchternen Tage weder das Schulamt noch der Kriegsdienst so ganz hätte vertreten mögen. Von allem Diesen ist mir ein tiefer und lebhafter Eindruck, aber leider nur im Allgemeinen verblieben; das Einzelne ist aus der verdüsternden Nebelhülle, mit welcher sich die unbewachte Vergangenheit so schnell bedeckt, nicht mehr genügend heraufzubeschwören."

„Verschieden von diesen Unterhaltungen, schärfer und gemessener, jedoch gleichfalls von Witz und Laune durchflochten, waren diejenigen welche Bernhardi mit Fichte zu haben pflegte; auch bei diesen war ich oft gegenwärtig, meist nur als stiller Zuhörer, wenn die tiefsten Fragen der Philosophie dialektisch behandelt wurden, die Sprachwissenschaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und Staatswesen sich gleicherweise der Prüfung des Gedankens wie der Geschichte unterwerfen mußte. War in solchen Erörterungen Fichte der unerschütterlich Feste und Einfache, so glänzte Bernhardi durch reichern Stoff, den er stets mit Anmuth und oft in überraschenden Schlagwörtern zu entfalten oder zusammenzufassen verstand, sodaß Fichte nicht selten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte. Von solcher lebendigen Geistesmunterkeit geben freilich die Schriften nur einen schwachen Abglanz. — —"

Ganz das Urtheil des Ref.! Nur zwei Erzählungen in diesen „Reliquien" sind im Stande das Interesse zu erregen, nämlich die „Geschichte eines Mannes welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen" und „Sechs Stunden aus Fink's Leben". Man sieht sehr deutlich, daß ein Mann von Geist und Witz sie geschrieben hat, aber jener romantische Leichenhauch, der keine Leidenschaft aufkommen läßt, der jener nur wesentlich kritischen und nicht wesentlich productiven Zeit und Schule so eigenthümlich ist, fröstelt uns auch aus ihnen an. Die höchste Gestalt zu der es gebracht wird, ist ein geistreicher Mensch, der über die Gemeinheit und Thorheit der Andern kalt lächelt, und seine Verachtung unter feiner, nur dem Wissenden bemerkbarer Ironie im Umgang mit ihnen verbirgt. Nirgend Pathos, nichts Herzbewegendes, Dichterisches. Man könnte im eigentlichsten Sinne jenen alten Titel: „Belustigungen des Verstandes und Witzes", darüber setzen. Von neuem fühlt man lebhaft das blos Cliquenmäßige dieser ganzen ästhetischen Richtung, den Charakterzug der ganzen Romantik, welche es nicht auf die Nation, sondern nur auf „Kreise" abgesehen hatte. Selbst tüchtige Naturen, wie Bernhardi erscheint, bannte sie in diese Kreise; und politisch hatte sie nur so ungeheuere Erfolge, weil sie eben die höchsten „Kreise" eroberte.

124.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 357. —— 23. December 1847.

Goethe und seine Werke. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebrüder Bornträger. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Je mehr sich gewisse, stereotyp gewordene, von Tausenden nachgesprochene, von Wenigen geprüfte und durch Männer von so gewichtigem Ansehen, wie Gervinus, vertretene Vorurtheile zwischen das deutsche Volk und seinen größten Dichter drängen, ihm die Liebe und Achtung der Deutschen, deren Wesen sich in keinem Dichter edler und reiner dargestellt hat, zu entreißen, um so erfreulicher ist es, wenn ein Mann von so umfassender Bildung, von so tiefem, durchdringendem Blicke, von so freier, tüchtiger Gesinnung, wie wir Rosenkranz seit lange kennen, ein reines, ungetrübtes Bild des Dichters nach seinem ganzen Leben und Wirken vor uns aufzurollen und den Beweis zu liefern unternimmt, wie wir in Goethe ein so schönes, in sich abgerundetes Menschenleben voll reinster Bildung haben wie es nur in Deutschland unter dem Zusammenflusse wunderbar günstiger Umstände möglich war, wie wir in ihm einen Dichter besitzen der alle Tiefen des deutschen Herzens und Geistes mit leichtester Klarheit entfaltet hat, dessen sinnige Weisheit nicht allein Natur und Kunst umfaßte, sondern alles Wohl und Wehe der Menschheit warm und innig durchempfand. Freilich hat auch Goethe seine verwundbare Achilles-Ferse, auf welche seine Gegner mit halbgeschlossenem Auge, das ihnen die hohe Heldengestalt des Dichters verdeckt, immerfort zielen, als gälte es die Ehre der Deutschen ihren größten Dichter zu Boden zu werfen; freilich war auch Goethe nicht frei von allen menschlichen Schwächen und Gebrechen, die ihn zuweilen irre führten; freilich zeigen nicht alle seine Werke dieselbe Meisterschaft der Kunst, dieselbe Tiefe und Vollendung: — aber die Hauptvorwürfe mit welchen man ihn abzuthun pflegt: er habe kein Herz für sein Volk gehabt, er sei kein Deutscher gewesen, er habe seine Freiheit der Hofgunst geopfert, er habe kalt und gefühllos an der Erhebung des Vaterlandes keinen Antheil genommen, die höchsten Interessen der Menschheit seien ihm fremd geworden — diese Vorwürfe beruhen auf der einseitigsten Verkennung. Und wenn man ihm seine weniger gelungenen oder weniger bedeutenden Werke vorrückt, so tragen diese doch alle das unleugbare Siegel der sinnigen Anschauung Goethe's, und sind in ihrer Art nicht ohne Verdienst, was Diejenigen ganz verkennen welche sich mit eingelernten Phrasen, deren Stammbaum man hoch hinauf verfolgen kann, gegen sie zur Wehr setzen, und mit ergötzlicher Naivetät dem Dichter vorplanen, daß er noch Dies und Das hätte leisten sollen.

Solchen Vorurtheilen tritt Rosenkranz mit dem entschiedensten Glücke entgegen, dessen Schrift, indem sie den ganzen Goethe in seinen verschiedensten Beziehungen, besonders aber als Dichter, betrachtet, und seine bedeutendsten Werke in ihrem wahren Werthe darstellt, einen wesentlichen Fortschritt in der Würdigung des Dichters bezeichnet. Die blinde Verehrung Goethe's ist vorüber; auch die blinde Befehdung wird nicht lange mehr vorhalten. Das Buch von Rosenkranz ist ein bloßer Abdruck seiner im verflossenen Winter zu Königsberg vor Männern aus allen Ständen „in den düstern Räumen eines großen, niedrigen, Nichts weniger als ästhetischen, von Stalllaternen spärlich erhellten Auditoriums" gehaltenen Vorlesungen, wie er sie nach dem Vortrage niedergeschrieben. Diese Form hat der Schrift eine große Frische und Lebendigkeit gegeben; doch hat die den Vorlesungen bestimmte Zeit den Verfasser genöthigt manche Punkte ganz kurz zu berühren, von denen einige, wenn er denselben eine weitere Erörterung geschenkt hätte, ihm selbst in einem etwas andern Lichte erschienen sein dürften. Manche auf den Augenblick berechnete Bemerkung hätte beim Abdrucke, ohne dem Werthe der Vorlesungen Eintrag zu thun, unterdrückt werden können. Hr. Rosenkranz beruft sich freilich auf das Beispiel eines Cousin und Villemain, welche ihre Vorlesungen sogar mit den Bemerkungen über die Wirkungen die sie bei den Zuhörern gehabt, mit den wiederholten applaudissements und on rit abdrucken ließen.

Unter den neuern Darstellungen Goethe's hebt Rosenkranz mit Recht die von Hillebrand hervor, der durch Streben nach Analyse die meisten andern überrage. Aber bei aller für die Literaturgeschichte Hillebrand's fast unverhältnißmäßigen Ausführlichkeit der Entwickelung Goethe's kann diese doch nicht als allseitig erschöpfend gelten. Sehr wahr urtheilt Rosenkranz über Gervinus:

> Wer überträfe ihn an Kenntniß? Wer vermöchte ihm die Ursprünglichkeit des Urtheils abzusprechen? Wer würde nicht von seiner frischen, regsamen, treffenden Schreibart gefesselt? Und doch muß ich unumwunden bekennen, daß Gervinus mich

in Ansehung Goethe's nicht befriedigt. Er behandelt ihn nicht historisch genug. Er beurtheilt ihn nach praktischen Postulaten, welche dem patriotischen Enthusiasmus des Kritikers Ehre machen, und in welchem ich gern mit ihm sympathisire, die ihn aber gegen den Dichter mit Vorurtheilen erfüllen, und nur zu oft gegen ihn ungerecht werden lassen. Gervinus hat sich Goethe's zweiter Lebenshälfte gegenüber in theoretische Abstractionen vernistet, die seinen klaren Blick trüben. Namentlich hat er die Contrastirung mit Schiller viel zu weit getrieben.

Die Schrift zerfällt in einen allgemeinen, einleitenden, und einen besondern, Goethe nach seinen einzelnen Lebensperioden behandelnden Theil. Zunächst wird der moralische Rigorismus Menzel's, den Strauß in seiner beschränkten Einfältigkeit aufgezeigt hat, dann der patriotische Börne's, der den nationalen Patriotismus mit der Idee der Freiheit verwechselte, und endlich der kirchliche von Hengstenberg kurz charakterisirt, und der eigene Standpunkt in der Beurtheilung Goethe's beschrieben, der das Ergebniß aller bisherigen Kritik in sich aufnehmen soll. Wörtlich heißt es:

Die Kritik Goethe's muß jetzt folgende Punkte vereinigen: erstens die Einsicht in den Gang der allgemeinen Geschichte; zweitens die Einsicht in die Art und Weise wie der Einzelne nach seiner Eigenthümlichkeit mit ihr in Wechselwirkung tritt; drittens den Begriff der einzelnen Werke selbst, in denen das Individuum sich seiner Individualität entäußert.

Ferner:

Wir Deutsche waren zuerst Heiden. Nachdem wir aus Heiden zu Christen geworden, mußten wir aber auch gebildete Menschen werden. Wahrhaft gebildete Menschen, sans phrase, sind aber nur die Hellenen gewesen. Wie wir das Christenthum ernst genommen, und es bis zum Aeußersten getrieben, wovon die Reformation eben den Beweis ablegte, so auch trieben wir das Griechenthum aufs Aeußerste. Es galt aber seine Heiterkeit, seine maßvolle Schönheit mit der Tiefe der christlichen Universalität und der Stärke der germanischen Innigkeit zu vereinigen. Diese lebendige Einheit sowol in subjectiver als in objectiver Hinsicht ist Goethe. Diese Einheit ist der allgewaltige Zauber mit welchem er uns beherrscht und, eine große Periode unserer Geschichte abschließend, doch noch zu neuen Schöpfungen die Keime legt. Wolfram's „Parzival" wendet sich zum mysteriösen Occident zurück. Goethe's Perspective ist die Westhemisphäre Amerika, und selbst der griechisch klingende Name jener räthselhaften Makarie in den „Wanderjahren" ist nur ein Anagramm des Wortes Amerika. (Ein leeres Wortspiel, das wir fast nicht höher setzen können als die tolle Ableitung des Namens Jarno von Ja und Nein (no) nebst dem den Widerspruch andeutenden R.) Allein wir brauchen nicht auszuwandern, werden wir belehrt. Wenn wir nur wahre Menschen werden, dann dürfen wir überall ausrufen: Hier oder nirgend ist Amerika! Da ist Goethe's Credo.

Die Bedeutsamkeit der äußern Verhältnisse Goethe's, daß er in Frankfurt geboren, einer Reichsstadt welche, eine mäßige Unabhängigkeit ihrer Bürger nährend, durch die Kaiserkrönung den Blick auf die ganze deutsche Geschichte hinlenkte, daß er in Leipzig und Strasburg, zweien die vollkommensten Contraste bildenden Städten, studirte, daß er in Weimar, welches für ihn als Westfranken nichts unmittelbar Fremdes war, die für seine geistigen Bedürfnisse günstigste Stellung fand, alles Dies wird kurz, aber treffend hervorgehoben:

Weimar besaß in Wieland den Repräsentanten der süddeutschen Art, hinüberspielend in die französische Grazie, und in ihre relative Verfälschung der Antike. Schiller fand sich später ergänzend hinzu. Herder wurde der Typus der norddeutschen Art, ohne gerade in Klopstock's trockene Feierlichkeit zu verfallen, sondern mehr dem Ton des Volksliedes geneigt. Lessing, der Repräsentant der kritischen Stimmung und Reflexionspoesie der wendischen Ebene, in Kamenz geboren, in Berlin, Breslau, Hamburg, Wolfenbüttel lebend, blieb jenseit dieses Kreises. In ihn trat Goethe als der Mitteldeutsche, der für den christlich-skandinavischen Klopstock, den gallisch-antikisirenden Wieland, und den tiefen, allein oft hypochondrisch scharfen Herder, den er nach Weimar nachzog, gleichviel Sympathie in sich trug.

Das Bedauern, daß Goethe an den weimarer Hof gekommen, der schädlich auf seine Person gewirkt, und seinem ganzen Leben eine falsche Richtung gegeben, ein Bedauern welches besonders Gervinus mit der einseitigsten Schärfe herausgestellt hat, vor Allem in seiner Schrift „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel", theilt Rosenkranz keineswegs, vielmehr zeigt er treffend, daß die Stellung in Weimar für Goethe eine große Gunst des Schicksals gewesen. Hier hätte noch besonders das Verhältniß innigster Freundschaft und Liebe zu dem edelsten deutschen Fürsten, Herzog Karl August, hervorgehoben werden sollen, in welchem sich der junge, durch die leidenschaftliche Liebe zu Lili unglückliche, in den tiefsten Grundlagen seines Wesens aufgerüttelte und erschütterte Dichter ganz wiederfand. Wie rührend klagt er noch in einem um Weihnachten 1775 an den Herzog geschriebenen Briefe über seine verlorene Liebe! Wie sich die Verhältnisse und das ganze Wirken Goethe's gestaltet haben würden, wenn er als Lili's Gatte in Frankfurt geblieben wäre, oder statt nach Weimar zu gehen die Reise nach Italien ausgeführt hätte, ist eine ebenso nutzlose als unsichere Speculation, die wir gern den Freunden solcher Schuldisputationen und rhetorischen Declamationen überlassen. Daß aber die Stellung in Weimar *in jeder Beziehung* für Goethe's Entwickelung höchst vortheilhaft wirkte, kann nur Derjenige leugnen der aus unserm Dichter gern einen Mann der politischen Bewegung machen will, die seinem Wesen durchaus fremd war.

Das Verhältniß Goethe's zur Natur, Kunst, Philosophie und Literatur, worüber zum Theil so ganz verschrobene Ansichten verbreitet sind, wird einsichtsvoll besprochen. In Bezug auf Goethe als Naturforscher hätte Rosenkranz auf die treffliche Darstellung von Carus in der kleinen classischen Schrift „Goethe. Zu dessen näherm Verständnisse" verweisen können, in der Einzelnes in ein helleres Licht gesetzt sein dürfte. Gegen Gervinus bemerkt Rosenkranz treffend, daß Goethe nur deshalb da wo es galt die Principien seiner Kunstauffassung zu entwickeln hinter Andern zurückstand, weil er zu sehr Dichter war, sodaß sich ihm das Allgemeine sofort individualisirte. Die Bemerkung: wenn irgend Etwas unserm Dichter in der Aneignung des Antiken hinderlich gewesen, so liege Dies wol in der in den Jünglingsjahren durch Winckelmann und Lessing eingesogenen Vorstellung der Ruhe des Götterideals als einer selbstgenügsamen,

nach außen unbewegten, ist jedenfalls nur in sehr beschränktem Sinne wahr, und die geistvolle Deutung Feuerbach's vom vaticanischen Apoll, auf die sich Rosenkranz hier besonders bezieht, darf keineswegs als eine unumstößliche gelten, wird vielmehr von bedeutenden Archäologen in gerechten Zweifel gezogen.

Ueber Goethe's Verhältniß zur Philosophie hört man einen so besonnenen Kenner und Pfleger der Philosophie wie Rosenkranz mit ganz besonderer Theilnahme:

Als eine wesentlich intuitive Natur besaß er einen praktischen Apriorismus. Sein Denken war, wie er es selbst nannte, ein gegenständliches; denn sich als Subject sowol von dem Object als von den besondern Operationen seines Auffassens und Combinirens zu unterscheiden war ihm bei der Freiheit von sich selbst, bei der Achtung gegen die Objectivität, und bei seiner Kunst der Selbstbeobachtung etwas ganz Geläufiges. Diese Haltung im Erkennen, die er einmal ein Handeln der Intelligenz mit Ironie nannte, war an sich vollkommen philosophisch; allein die Art und Weise sein Erkennen darzustellen war es nicht. Hier hatte für ihn als Dichter ganz nothwendig die Anschauung das Uebergewicht.

Ueber Goethe's Verhältniß zu Spinoza und Kant, sowie über seinen vielgescholtenen Pantheismus gibt Rosenkranz die gründlichste Auskunft. Mit Recht bemerkt er:

Der moderne Dichter kann ohne Reflexion, ohne philosophische Bildung zu keiner sonderlichen Wirksamkeit gelangen. Durch sie wird er freilich nicht zum Dichter, ohne sie aber auch nicht. Das Talent muß ihm angeboren sein.

Endlich wird auch der von Goethe gefaßte, jetzt ganz geläufig gewordene und verwirklichte Gedanke einer Weltliteratur richtig gewürdigt, wobei Rosenkranz der schiefen Auffassung Arndt's in dem Aufsatze „Lasset euch nicht verführen! oder die Weltliteratur" hätte Erwähnung thun können.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Majorats-Urkunde. Novelle von Walter Tesche. Breslau, Kern. 1848. 8. 20 Ngr.

Der reiche Majoratsherr von Firmenstein will seine einzige Tochter mit dem Besitzer eines zweiten Majorats von Firmenstein vermählen, um beide Majorate zu vereinigen. Die Tochter liebt Hugo, ihren Vetter, des Vaters Mündel, und der großmüthige Oheim findet sich bewogen bei der Mündigkeitserklärung desselben die etwanigen Ansprüche an das Majorat durch eine Abtretung bedeutender Allodialgüter abzulösen. Zuletzt findet sich, daß dieser Hugo eigentlich rechtmäßiger Besitzer des Majorats ist, indem der Oheim durch eine Mesalliance seine Rechte darauf verscherzt hat. Der sonst so rechtliche Mann ist also seit Jahren wissentlich im unrechtmäßigen Besitz des bedeutenden Vermögens gewesen. Er allein kannte die Majorats-Urkunde nebst Anhang, welche Documente er selbst in Verschluß hatte, und keines der übrigen Familienglieder hatte sie gesehen; der zwergige Geheimschreiber mußte sie erst entwenden, um das Glück des liebenden Paars nicht durch die Dazwischenkunft des zweiten Majoratsherrn zu trennen. Nach Einsicht dieser wichtigen Documente, deren Inhalt Hugo der versammelten Gesellschaft verschweigt, erhält er die Hand der Geliebten und dankt dem hochherzigen Oheim dafür. Der Flecken der Mesalliance und die daraus entspringenden unlautern Handlungen werden durch die Verbindung der einzigen Erbin mit Hugo verdeckt, und dieser kommt nach dem Tode des Oheims in den Besitz des Majorats. Ref. konnte nicht recht verstehen, warum so viel Wesens gemacht wurde um so uninteressanten Stoff, dessen Nebenumstände auf geschraubte, uninteressante Weise erzählt sind. Man stößt bei den betheiligten Personen nur auf Unnatur und erkünsteltes Wesen. Gräfin Olimpia und der Geheimschreiber Arbogast, sowie der die Fohlen hütende Knabe sind Gestalten welche dem Marionettentheater entlehnt zu sein scheinen. Das einzige Ereigniß im ganzen Buch, die Verunglückung des Wagens worin der zweite Majoratsherr ankommt, ist in der Entwickelung gänzlich unnöthig, der Freier hätte ebenso gut ruhig anfahren können; daß Hugo ihm auf unglaubliche Weise das Leben rettete, dem im zurückrollenden Wagen Befindlichen die Hand reichte, und ihn rasch heraus und auf sein Pferd zog, gleicht beinahe einem Kunstreiterkunststück, und charakterisirt den Helden als einen kräftigen Mann und geschickten Reiter, der einzige Charakterzug den wir von ihm erhalten.

2. Die Frauen von Kulm. Historisch-romantisches Gemälde. Von F. W. F. von Rekowski. Drei Bände. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 3 Thlr.

Das erste Capitel bringt einen gedrängten Abriß der Geschichte vom J. 1240—44 des Preußenlandes, als die deutschen Ordensritter dort hausten, und dem Herzog Suantepolk von Pomerellen, ihrem Grenznachbar gegen Westen, feindselig gegenüberstanden. Der Sohn dieses Herzogs, Mestwin, ist der Held des vorliegenden Romans. Er ist in die Gefangenschaft des Ordens gerathen, und wird auf Ehrenwort unter dem Namen Ottomar im Ordenshause Kulm beherbergt. Von dort aus spinnt er ein Liebesverhältniß mit Ina, der Tochter des Schultheißen Reineck von Kulm, an, und wirbt um die Bürgerstochter, ihr Hand und Herzogskrone bestimmend. Sie aber verunglückt auf der Ueberfahrt über die Weichsel, als sie den gefangenen Fürstensohn nach Zarlowitz begleiten soll, um ihm dort angetraut zu werden. Vor den Augen des Liebenden schlägt der Nachen um der sie trägt; er stürzt sich ihr in die Fluten nach, die Ordensknechte reißen ihn am Mantel zurück, jedoch der Verzweifelnde springt noch ein mal in den Strom und wird erst nach mehren Minuten wieder gerettet. Es gelingt ihn ins Leben zurückzubringen, „aber er war nicht mehr Mestwin, der hochherzige, für alles Edle und Erhabene glühende Jüngling, nein, es war ein Anderer, dem von seiner hohen Würde Nichts weiter geblieben als sein Name und sein Anspruch auf den Thron seines Vaters". Der Verf. hat mit großer Gründlichkeit jene Zeit studirt, und das Hauptinteresse der vorliegenden Bände ist die genaue Schilderung der damaligen Sitten und Gebräuche, die umständliche Darstellung der Räumlichkeiten, das sorgsame Eingehen in Geist und Tendenz des Mittelalters, dem sogar einzelne Worte und die ganze schwerfällige Haltung des Vortrags entlehnt wurden. Die handelnden Personen passen auch in den gewählten Roman, sie sind theils durch die Geschichte verewigt; Gestalten wie z. B. Dietrich von Bernheim, Eberhardt, der Provisor des Ordenshauses, Berthold von Nordhausen u. A. m. sind chronikgetreu geschildert. Auch die Nebenfiguren werden kräftig charakterisirt, wenn sie auch nicht lebten, so konnten sie doch gelebt haben; so „Hipp der Wolf", Mestwin's treuer Diener, und Käthe, die abergläubische, halbwahnsinnige Dienerin der schönen Ina. Auch einige Bewohner Kulms sind gut geschildert; die Tapferkeit der Frauen aber, welche den Männern beistehen im Kampf gegen den feindlichen Herzog für die Sache der deutschen Ordensbrüder, erhalten, da das Resultat nicht den Sieg bringt, nicht gehörige Wichtigkeit um den Titel zu motiviren. Das Hauptereigniß verschwindet unter Nebenereignissen, welche mit gleicher Sorgfalt und mit gleichem Aufwande in der Schilderung dargestellt sind. Die Frauen selbst als einzelne Erscheinungen treten auch als Charaktere auf. Von Ina, der Heldin, erfahren wir nur das Costume und ihre Liebe. Elma, deren ältere Schwester, tritt lebhafter hervor, und in ihr scheint der Muth und die Entschlossenheit ihrer Mitbürgerinnen dargestellt zu sein.

3. Robert. Roman von Karoline von Göhren. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Gesellschaftsroman wie nur eine Frauenfeder ihn ins Leben rufen kann. Robert von Walsroda, ein Stern in geselligen Kreisen, glücklich in Liebesverhältnissen, verabschiedet seine Maitresse und heirathet eine reiche Cousine, indem es ihm gelingt in derselben den Glauben an seine Liebe zu erwecken. Sie ist nicht hübsch und versteht den frivolen jungen Mann nicht zu fesseln, er führt ein Leben voll Zerstreuung, beginnt Liebesverhältnisse und ergibt sich dem Spiel; er bricht das ergebene Herz seiner Gattin. Reue nagt an seiner Seele, sein Gewissen läßt ihn für die begangenen Fehler büßen, er ändert Lebensweise und Ansichten; eine Erbschaft setzt ihn in den Besitz großer Güter, und er findet in der Erzieherin Therese Blum alle Eigenschaften die er bei seiner Gemahlin für wünschenswerth hält. Seine Leidenschaft wird erwidert, doch nach der Verlobungsfeier erhält er Papiere welche die Braut als seine eigene Tochter bezeichnen, als die Tochter seiner einstigen Maitresse, die er verstieß als er sich verheirathete. Die Unglückliche hatte sich selbst den Tod gegeben in Verzweiflung über die Trennung von ihrem Robert. Der Lauf dieser Erzählung bringt den Leser in verschiedene Kreise und er betritt dieselben an der Hand einer gebildeten Leiterin; er lernt die verzerrten Gestalten der großen Welt kennen, ihm enthüllt sich das Getriebe der Leidenschaft und das Gewebe der Eitelkeit. Amusirte, intriguirende, verblühte und blühende Frauen werden geschildert, unter den Männern Spieler, Künstler, Offiziere u. s. w.; das ganze Material zu der Gesellschaftsmosaik steht der Verf. zu Gebote. Die größte Liebe und Sorgfalt wandte sie aber einer Schriftstellerin zu, Ottilie von Wiegand, deren Weg der Autorschaft sie mit all den Blüten und Dornen des Lebens einer Dichterin ausschmückt. Alle Zweifel welche die für Honorar schreibende edle Seele von Zeit zu Zeit bestürmen, alle Freuden und Leiden welche das Schaffen und Weben des Geistes begleiten, werden dabei erwähnt, und wenn Ottilie von Wiegand auch im vorliegenden Roman nur eine Nebenfigur darstellt, so erringt sie doch die volle Aufmerksamkeit des Lesers. Auch der Pfarrer Rustorff hat großen Anspruch auf das Interesse. Er gehört der neuern Zeit an, ist Mann des Fortschritts und der freiern christlichen Auffassung; er ist auf dem Gute eines noch an der vergangenen Zeit hängenden Edelmanns, und hat eine Neigung zu dessen Tochter gefaßt, die er mit Robert von Walsroda verloben muß. Im Schmerz darüber vertauscht er seine Pfarre mit einer andern. Adele nun, die unschöne, unglückliche Frau Robert's, ist eine echt weibliche Erscheinung, mit tiefem Gefühl, edler Lebensauffassung, weicher Seele und voll unendlicher Liebe. Ihr wendet sich das ganze Interesse des Lesers zu, und als sie am Ende des ersten Theils das Leben aushaucht, unter dem Kuß ihres reuevollen Gatten, begreift man gar nicht, wie noch ein ganzer Theil mit dessen Schicksalen und Erlebnissen auszufüllen sei; es gelingt indeß. Er weint am Grabe der Gestorbenen und der Pfarrer Rustorff hält ihm eine wohlverdiente Strafpredigt, er bricht das Verhältniß mit der coquetten Gräfin Holm, welche ihn während seiner Gattin Leben zur Untreue und auf eine italienische Reise verlockt hatte; das Kind versorgt er, dann befolgt er den Rath der liebenswürdigen Freundin seiner Frau, der Ottilie von Wiegand, und geht auf Reisen. In Dresden, wo er Therese zum ersten mal sieht, begleitet der Leser ihn auf seinen Gängen, folgt ihm in das Atelier des Professors Vogel von Vogelstein und betrachtet mit ihm die Bilder jenes Meisters; eine umständliche, geistreiche Beschreibung derselben ist gegeben. Auch in das Theater wird der Leser geführt, und sieht ein Ballet an, worin Fanny Cerito tanzt und wo die Geliebte sich wiederfindet; am andern Morgen ist sie indeß wieder verschwunden. Alle Nachforschungen sind vergebens, sie gehört zu der Familie eines Forstmeisters von Waldensee, welcher Wiedertäufer ist und wegen der Chicane um seines Glaubens willen die Gegend verlassen hat. Ganz ohne Anspielung auf die religiösen Wirren der Jetztzeit kann jetzt kein Frauenroman erscheinen, doch wird hier der Gegenstand nur flüchtig berührt. Bald darauf wirft man einige Blicke auf die Jugendfreunde Robert's, deren munteres Wesen beim Restaurant den ersten Theil begann, und nachdem man die verschiedenen Veränderungen an deren äußerm und innerm Leben beobachtet hat, begleitet man Robert auf seine Güter, in deren Nähe der Wiedertäufer Waldensee mit Familie und mit Therese wohnt. So kommt denn der Schluß herbei und der tragische Moment tritt ganz unerwartet ein. Robert erliegt diesem Einschreiten der Nemesis, er wird wahnsinnig, und der Anblick seiner Tochter, die ihn pflegen will, führt Anfälle der Raserei herbei. In Breslau wird Robert den Händen eines geschickten Arztes übergeben. Das Unglück schien die Kraft seiner Seele, die Krankheit die Kraft seines Körpers gebrochen zu haben. Seit Theresens Anblick ihm keine gewaltsame Erschütterung verursacht, war er theilnahmlos für Alles, und Nichts vermochte ihn aus dem düstern Traume aufzurichten der all seine Geisteskraft lähmte. So besucht ihn die Freundin Ottilie von Wiegand; er stirbt von ihr gepflegt und ward an Adele's Seite begraben. Auf seinem Grabe aber beten seine beiden unehelichen Kinder und nehmen sich vor: „nicht zu ruhen und zu rasten und Gutes zu stiften, damit der Fluch von ihren Häuptern genommen werde."

46.

Bibliographie.

Abraham und Abraham's Kinder. Von dem Verfasser des Raemann. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 25 Ngr.

Album für Liebhaber-Theater. 5tes Heft. Mit einer Anleitung zu einer richtigen Auffassung und Darstellung der Rollen herausgegeben von W. Bernhardi. Schkeuditz. Gr. 12. 7½ Ngr.

Andersen, H. C., Neue Mährchen. Aus dem Dänischen von Le Petit. 2te Auflage. 1ster Band. Mit 8 Bildern von Speckter. Hamburg, Kittler. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Barthold, F. W., Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft. Sitten, Geschmacksbildung und schöne Redekünste deutscher Vornehmen vom Ende des XVI. bis über die Mitte des XVII. Jahrhunderts. Berlin, A. Duncker. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. I. 1ster und 2ter Band. — A. u. d. T.: James Harris, erstem Earl von Malmesbury, Tagebücher und Briefwechsel, während seines Aufenthaltes als Gesandter an den Höfen von Madrid, Friedrichs des Großen, Katharinens II. und im Haag ꝛc. Herausgegeben von seinem Enkel. Ins Deutsche übertragen von A. Kretzschmar. 1ster und 2ter Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 1848. Br. gr. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Dieselbe. II. 1ster Band. — A. u. d. T.: Italien in seinen Beziehungen zur Freiheit und modernen Civilisation, von A. L. Mazzini. 1ster Band. Ebendaselbst. 1848. Br. gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buch für Winterabende. Hannoverscher Volkskalender auf 1848 von M. Honek. 7ter Jahrgang. Mit Beiträgen von K. Andree, L. v. Arentsschildt, Em. Geibel ꝛc. Mit Holzschnitten, nach Originalzeichnungen von Prof. Oesterley und A. Evers, von E. Obermüller. Hannover, Helwing. 8. 10 Ngr.

Crousaz, A. v., Handbuch der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit; in Verbindung mit verschiedenen, besonders geographischen, allgemein geschichtlichen und militairischen Erläuterungen. Zur Lektüre, Schul- und Selbst-Unterricht; zunächst für die Aspiranten des Offizierstandes. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Danilewski, N., Der Kaukasus. Physisch-geographisch, statistisch, ethnographisch und strategisch. Mit Portrait des Fürsten Woronzoff. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 358. —— 24. December 1847.

Goethe und seine Werke. Von Karl Rosenkranz.
(Beschluß aus Nr. 357.)

Im zweiten Hauptabschnitte des Buches wird das dichterische Wirken Goethe's nach seinen verschiedenen Perioden mit vieler Einsicht und reinem Gefühle besprochen. Rosenkranz unterscheidet drei Hauptperioden in der Entwickelung Goethe's:

> Er war eine Natur, und zur klarsten, allseitigsten Auffassung der Natur vorzüglich ausgerüstet; allein er mußte sich erst durch den Wust der Cultur durcharbeiten, ehe er sich und die Natur erkannte.

Wie aber Goethe sich zuerst von der Cultur zur Natur durcharbeitete, so schritt er von dieser zum Ideal, endlich vom Ideal zur Idee fort. Goethe gehörte zu den frühreifen Kindern; in seinen ersten Productionen in Leipzig zeigt sich etwas Altkluges, das uns beängstigt, obgleich schon in einzelnen die schöne reine Natur hervorbricht. Dem jungen Genius, der sich meist an die überkommenen Formen in strenger Nachahmung hält, sind noch die Flügel gebunden, die nach der glücklich überstandenen Krisis im älterlichen Hause zuerst in Strasburg mächtig sich entfalteten. Wir sehen ihn jetzt zunächst in jugendlicher Vollkraft der reinen ungebundenen Freiheit, dem gewaltigen Drange der Natur huldigen. Aber in der Wildheit und den Ausschweifungen des Sturmes und Dranges, in welchen so Manche ihren Untergang fanden, konnte er nicht verharren, es trieb ihn zum Ideale hin. Die Erhebung in die ideale Sphäre sieht Rosenkranz im „Egmont", den er gegen manche irrige Ausstellungen glücklich vertheidigt. Wie sehr wir auch mit Rosenkranz in der Schätzung des „Egmont" übereinstimmen, so müssen wir doch als Goethe's eigentliche Erhebung zum Ideale nicht den „Egmont", sondern „Iphigenia" betrachten, die schon 1779 in Prosa vollendet vorlag, die auch im Lande seines Ideals, in Italien, seine erste Sorge war. Ueber Goethe's lyrische Poesie und sein Verhältniß zur politischen Lyrik gibt Rosenkranz eindringende und wahre Bemerkungen, die wir Allen empfehlen möchten welche unsern Dichter als kalt und theilnahmlos an den Geschicken des Vaterlandes verachten. Das Unglück des Vaterlandes hat Keiner tiefer gefühlt als unser Dichter, der aber seine herbsten Schmerzen in seiner Brust zu verschließen und innerlich durchzuempfinden pflegte. Man erinnere sich der scheinbaren Ruhe mit welcher er den Tod seines funfzigjährigen Freundes Karl August und seines einzigen Sohnes vernahm! Freilich verzweifelte er an der Erhebung des Vaterlandes, freilich sprach er im J. 1813: „Schüttelt nur an euern Ketten; der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen"; aber die Hoffnung, zu welcher die Betrachtung wie bis dahin die Deutschen sich gegenseitig geschwächt hatten berechtigte, konnte keine große sein, und wer darf es dem sechzigjährigen Manne verdenken, wenn er sich nicht zu jugendlicher Begeisterung hinreißen ließ! Mit Recht bemerkt Rosenkranz, daß es die größte Ungerechtigkeit ist, wenn man Goethe von dem jetzt gewonnenen Standpunkte eines großen, einigen, freien Deutschlands aus verurtheilen will.

Die zweite Periode Goethe's, den classischen Idealismus, setzt Rosenkranz bis 1810; wir möchten sie lieber bis 1813 ausdehnen, mit welchem Jahre eigentlich der eklektische Universalismus begann, der als dritte Periode bezeichnet wird. In dieser zweiten Periode tritt uns zunächst das Streben nach classischer Idealität entschieden hervor, welches mit der vollendetsten Form den würdigsten Gehalt zu vereinen bedacht ist:

> Während aber der Dichter in dies echt künstlerische Streben sich vertieft, erhebt sich in der französischen Revolution der Titanenkampf der wirklichen Geschichte. Im Gegensatz zu der Maßlosigkeit worin er übergeht, flüchtet Goethe in die Beschränkung zurück. Das zweite Moment seiner ersten Periode war selbst ein titanisches gewesen; er hatte darin selbst auf revolutionnairem Boden gestanden. Nachdem er aber zur wahren Harmonie gelangt war, konnte er dieses himmelstürmende Pathos nicht fortsetzen, und neigte sich mit der ganzen Selbständigkeit seiner Natur, die wir allerdings einen Trotz gegen die Wirklichkeit nennen könnten, eher zum Idyllischen. Endlich wenn er die erste Periode mit einer negativen Stellung gegen Literatur und Leben schloß, wenn er, seines Genius gewiß, die ironischen Pfeile gegen Extravaganzen schleuderte die er selbst mitgepflegt hatte, so verhielt er sich am Schluß der zweiten Periode durchaus positiv. Er suchte die Resultate seiner Weltanschauung mit praktischer Weisheit zu überliefern. Er ging in die Socialtendenz über.

Schiller's Tod und das Unglück des Vaterlandes, das in seiner Nähe sich entlud, hatten den Dichter ganz in sich zurückgedrängt. Als aber das Vaterland endlich befreit war, da wich der Alp der seine Brust gedrückt hatte; voll Theilnahme, mit freudigem Lebensmuthe wandte er sich allen edeln Bestrebungen des deutschen Geistes

zu, in die er fördernd und leitend eingriff. Treffend sagt Rosenkranz:

Er war ein ganz normaler Mensch in der Reinheit mit welcher sich bei ihm die Altersstufen folgten. Der Greis lebt nicht mehr in so schroffer Opposition mit der Welt als der Jüngling, nicht in so energischem Kampf mit der Gegenwart als der Mann. Er hat das Maß seiner Kräfte kennen gelernt. Er hat in den Thaten die er vollbracht hat ein relatives Genüge gefunden. In dem Gange der Welt aber erneuen sich ihm stets der Form nach dieselben Processe. Er wird contemplativ, quietistisch, tolerant, diplomatisch, pädagogisch, redselig, erinnerungssüchtig. Dies ist die Nothwendigkeit gerade der Greisennatur. Alle Vorwürfe welche man daher Goethe macht, in den letzten 20 Jahren seines Lebens der Ruhe, ja der Einsamkeit, der Kritik, der Gelehrsamkeit geneigt gewesen zu sein, zerfallen in sich selbst. Von dem Greise noch den Titanenübermuth der Jugend zu fodern, ihm vorzupredigen, daß er doch als Dichter des „Götz von Berlichingen" und „Werther" ein ganz Anderer gewesen, ist abgeschmackt. Wollte Gott, es gäbe nur recht viel so thätige, gesunde, wohlwollende, ernstheitere, nach allen Seiten anregende und angeregte Greise als Goethe einer war. Dieser immer gleichmäßige Strom der Thätigkeit kann freilich nur da fließen, wo der Greis in solcher Normalität wie Goethe auch Jüngling und Mann gewesen.

Es ist um so sonderbarer, daß man gegen die letzten 30 Jahre des Dichters, der sich nirgend liebenswürdiger zeigt als in seinem „Westöstlichen Divan", die schärfsten Angriffe gerichtet, und sie als den bedauerlichsten Abfall betrachtet hat, als gerade in dieser Zeit Goethe am entschiedensten auf die deutsche Bildung eingewirkt, und sich in die engste Verbindung mit derselben gesetzt hat. Wie fördernd sein Einfluß auf das Studium der deutschen Malerei, Sculptur und Architektur, auf eine geistigere Erfassung der Naturwissenschaften, auf reinere ästhetische Auffassung der Poesie gewesen, ist allgemein bekannt. Aber auch der socialen Fragen des Lebens hat sich die sinnige Weisheit des Dichters bemächtigt, obgleich erst die neueste Zeit angefangen hat den Gehalt seiner Socialromane, besonders der vielgescholtenen „Wanderjahre", zu ahnen. In ihnen und seinem letzten Vermächtnisse, dem „Faust", liegt der reichste Schatz edelster Bildung und sinnigster, vorahnender Weisheit, an welchem wir uns noch auf lange Zeit hin stärken und erheben können. Schiller ist in seinen Hauptwerken von der Nation erkannt und begriffen worden. Nicht so Goethe. Freilich haben sein „Werther" und „Götz von Berlichingen" einst ganz Deutschland aufgeregt, und ihre Zeit ist für uns, wenn wir vom ästhetischen und historischen Werthe jener Productionen absehen, vorüber. Aber wie kalt und lau wurden seine „Iphigenia", sein „Tasso", sein „Faust" bei ihrem ersten Erscheinen aufgenommen, wie sehr sträubte man sich gegen „Wilhelm Meister", wogegen man nur „Hermann und Dorothea" freundlich, freilich zum Theil nicht ohne Neid, begrüßte. Die weniger bedeutenden Werke, wie der „Groß-Kophta", der „Bürgergeneral" und andere, über welche Rosenkranz richtigere Ansichten bringt, wurden fast mit Verachtung abgewiesen. Im Anfange des Jahrhunderts war das Ansehen Goethe's unverkennbar gesunken, da die frische Jugend sich mehr an Schiller's thatkräftige Poesie anschloß. Erst nach den Freiheitskämpfen neigte man sich wieder zu Goethe hin; aber die Meisten hielten sich an seine Jugendwerke und übersahen seine spätern Leistungen fast ganz. Für unsere wissenschaftliche und sociale Bildung sind aber gerade die Werke mit welchen er nach der Revolution die Literatur bereicherte von der größten Bedeutsamkeit; diese werden und müssen in das Blut unsers Volkes, wenn auch langsamer und allmäliger, doch ebenso warm und frischbelebend übergehen wie wir Dies an Schiller's großartigen Schöpfungen erfahren haben. Als Vermittler eines solchen immer durchdringendern Verständnisses, einer solchen immer innigern Aneignung des Dichters, der, wie Steffens sagt, „einem mächtigen Staate ähnlich sich entwickelte, der in allen Richtungen seines Daseins eigene Epochen bildete, die ihre überschwängliche Jugend, ihren hellen Glanzpunkt und ihre allmälig hervortretenden Beschränkungen enthielten", als einen solchen Vermittler heißen wir Rosenkranz herzlich willkommen.

Daß wir nicht mit allen einzelnen Auffassungen übereinstimmen können, bedarf bei einer so ausgedehnten Arbeit, in welcher überall ein freies, selbständiges Urtheil hervortritt, kaum der Bemerkung. Wir können indessen hierauf an dieser Stelle nicht näher eingehen, wogegen wir es gerathen halten, hier schließlich, um dem Verf. zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit wir sein Buch gelesen, und um zur Vervollkommnung desselben Etwas beizutragen, einige Versehen, die sich bei der raschen Ausarbeitung eingeschlichen haben, kurz zu berühren. S. 209 heißt es: die Farce gegen Wieland habe Wagner veröffentlicht. Dies beruht auf einer Verwechselung dieser Farce mit der Schrift „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten". Lenz gab sie in Strasburg halb gegen Goethe's Willen unter die Presse, und Dies soll einer der ersten Schritte gewesen sein durch welche er unserm Dichter zu schaden suchte. (Vergl. XXII, 248, XXVII, 471 der Ausgabe in 40 Bänden.) Ebenso irrig ist es wenn S. 211 behauptet wird: die sarkastischen Angriffe des „Puppenspiel" auf den Vernunftatheismus und die Bibelverachtung seien erst nach Goethe's Tode gedruckt worden. Sie finden sich schon in der ersten Ausgabe des „Puppenspiel" und in den Nachdrucken von Himburg, worauf ich zuerst in meiner Schrift „Goethe als Dramatiker" (S. 335 fg.) hingewiesen habe. Hiernach wurden sie in die neuern Ausgaben aufgenommen. Neuerdings hat von der Hagen im letzten Bande der „Germania" über diese Stellen gehandelt. S. 246 heißt es: der Herzog selbst habe bei der ersten Aufführung mitgespielt. Aber bei dieser, am 6. April 1779, gab Corona Schröter die Iphigenia, Goethe den Orest, Prinz Konstantin den Pylades, Knebel den Thoas, Seidler den Arkas. Auf derselben Seite wird nach Stahr bemerkt: der Dichter Brawe habe zuerst im deutschen Drama den fünffüßigen Jambus angewandt. Stahr beruft sich auf Pudor, der behauptet, vor Goethe habe nur Brawe diesen Vers mit Glück angewandt, während Schütz Lessing diese Ehre gibt. (Vergl. meine angeführte Schrift S. 486.) Da der Irrthum in Bezug auf die Einführung dieses von den Engländern entlehnten Versmaßes (Goethe, XXII, 331)

vielfach wiederholt wird, so wollen wir denselben hier in aller Kürze durch den einfachen historischen Thatbestand widerlegen. In einem und demselben Jahre (1758) versuchten drei deutsche Dichter den fünffüßigen Jambus, den schon Andere, wie Hagedorn, in andern Dichtarten gebraucht hatten, ins deutsche Drama einzuführen, Wieland in seiner „Lady Gray“ (vergl. Gruber, „Wieland's Leben“, I, 113), Johann Heinrich Schlegel in seiner Uebertragung von Thompson's „Sophonisbe“, und Brawe in seinem „Brutus“. Die Stücke von Wieland und Schlegel erschienen im genannten Jahre, Brawe's „Brutus“ später. Ihnen folgten Klopstock in seinem „Salomo“ (1764), Weiße in der „Befreiung Thebens“ und im „Atreus“, darauf Lessing im „Nathan“. Schiller brachte, anfangs nicht ohne Mühe, gerade zu derselben Zeit dieses Versmaß beim „Don Carlos“ in Anwendung, zu welcher Goethe es in der „Iphigenia“ durchführte. Ueber die ältesten deutschen Versuche in fünffüßigen Jamben vergleiche Gervinus III, 84. Wenn Rosenkranz (S. 247) sagt: „Im «Elpenor» 1783 hatte Goethe den fünffüßigen Jambus, und seine zarte, geschmeidige Sprache auch bereits sehr vollkommen geübt“, so entging ihm, daß Goethe das Stück in der rhythmischen Prosa der „Iphigenia“ geschrieben hatte, und erst Riemer theilte den meist schon jambisch hinschreitenden Text vollends in Verse ab. (Vergl. Riemer, II, 625.) Wenn S. 284 bemerkt wird, in den „Venetianischen Epigrammen“ von 1790 betrachte Goethe die demokratische Seite der Revolution am freiesten, so übersieht Rosenkranz, wie vor ihm bereits Grün, daß diese die Revolution betreffenden Epigramme erst bei der Ausarbeitung vom J. 1795 eingelegt wurden. (Vergl. Goethe's „Briefe an Schiller“, Nr. 86.) S. 304 dürfte nicht zugegeben werden, daß Goethe in dem „Reineke“ „eine Menge Züge aus seiner Zeit“ eingeflochten habe, da nur zwei Stellen (V, 224 fg.), 15 Verse im Ganzen, eingeschoben sind. Der Irrthum kommt freilich von Gervinus, V, 402. Ein bloßes Versehen des Ausdrucks ist es wenn (S. 491) zu Demjenigen was Goethe (selbst) über sein fünfundzwanzigstes Jahr von seinem Leben mitgetheilt hat, auch die Briefe an Merck, Lavater, Jacobi, Bettina und Zelter gezählt werden.

Doch wir wollen bei einem Werke in welchem so viel Schönes geleistet ist nicht länger am Einzelnen mäkeln, sondern dem Verf. vielmehr danken, daß er uns ein so frisches und lebensvolles Bild unsers Dichters in großen, schönen Zügen entworfen hat, wie es nur Demjenigen gelingen konnte der, auf der Höhe der Bildung der Zeit stehend, frei von allen Blendwerken leidenschaftlicher Parteiungen alles Große und Schöne mit ungetrübtem Blicke zu würdigen, und in seinem wahren Wesen zu erfassen gelernt hat. Und so wollen wir mit den ebenso schönen als wahren Worten von Carus diesen Bericht schließen:

> Goethe bleibt für Deutschland unverloren und Deutschland für ihn! Es war seine Bedeutung für die Menschheit das poetische Element seines Volkes und seiner Zeit in höherer Concentration darzulegen — so zieht der convex geschliffene Krystall das zerstreute Licht in den leuchtenden Brennpunkt zusammen —, und wie sehr dies poetische Luftbild oder Lichtbild wieder rückstrahlend auf die Menschheit gewirkt hat, zeigt sich in tausendfachen Richtungen, ja diese Wirkung ist noch nicht beschlossen, sondern sie klingt fort und fort, und wie Shakspeare, und wie die Griechen noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden auf so unzählige seiner organisirte Gemüther wirken, so hat Goethe's Wirkung eigentlich erst angehoben, aber von Beendigung kann nach irgend einem Zeitmaße durchaus nicht die Rede sein.

H. Düntzer.

Erzählungen aus der Kinderwelt. Ein Familienbuch von Thekla von Gumpert. Mit colorirten Abbildungen nach Ferdinand Koska's Originalzeichnungen. Erste Sammlung. Sechs Erzählungen in sieben Bändchen. Breslau, Hirt's Verlag. 1847. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Verf., die sich durch ihre frühern Kinderschriften bereits eine ehrenvolle Stellung in der literarischen Welt erworben hat, beschenkt uns mit einer Sammlung von Erzählungen, die zunächst für die Unterhaltung der Kinder bestimmt, eigentlich einem ernsten, hochwichtigen Zwecke dienen soll. Welcher aufmerksame Beobachter der Zeit kann es sich verhehlen, daß wir mit unsern socialen Verhältnissen am Rande eines Abgrunds stehen? Wer sieht nicht, daß die besitzlosen Classen der bürgerlichen Gesellschaft, besonders durch die Schwankungen einer weit über das Bedürfniß gesteigerten Industrie, Wechselfällen ausgesetzt sind die ihre ganze Existenz in Frage stellen? Wer könnte aber auch leugnen, daß Unwissenheit, Trägheit, gesteigerte Genußsucht und Mangel an sittlichem und religiösem Halt und ein größtentheils aus diesen trüben Quellen fließender Haß gegen die Besitzenden uns mit einem Umsturz bedrohen gegen den die frühern politischen Revolutionen ein Kinderspiel sein dürften? Unsere Verf. sieht mit Recht in der Erziehung der Kinder und besonders in der Bildung ihres Gemüths das einzige Mittel um so großen Gefahren zu begegnen. „Könnte“, sagt sie in der kurzen aber inhaltreichen Vorrede, „in den Kindern ein frommer und liebevoller, ein anspruchsloser und vorurtheilsfreier Sinn geweckt und gepflegt werden, könnten sie diesen mit hinübernehmen in das reifere Alter, dann würde vielleicht jene Quelle versiegen die, zum Strome geworden, das Glück der Nationen wie den Frieden der Einzelnen untergräbt.“ Wie in ihren frühern Schriften, so ganz besonders in dieser hat die Verf. ihren Beruf als Mitarbeiterin an dem großen Werke, ihren Beruf als Erzieherin und Jugendschriftstellerin vollständig bekundet. Merkwürdig ist dem Ref. eine Kenntniß der Kinderwelt gewesen, welche die Verf. bis zu einer Tiefe zeigt die man nur dem oft durch Eigenliebe geschärften Beobachtungsgeiste der Aeltern für zugänglich halten sollte. Mit einer seltenen Darstellungsgabe weiß sie den geringfügigsten Umständen ein Interesse zu verleihen welches das Buch noch für Erwachsene zu einer anziehenden Lecture macht. Nie verfällt die Verf., was leider bei Tendenzschriften so häufig geschieht, in den Predigtton, der für Kinder womöglich noch abschreckender ist als für Erwachsene; auf die ungezwungenste Weise läßt sie aus den Begebenheiten die sie erzählt Lehren der Sittlichkeit und einer echt praktischen Religiösität gleichsam von selbst hervortreten. Die meiste Aufmerksamkeit hat sie einem Punkte zugewendet, der aber allerdings der Cardinalpunkt ist auf den alle Erziehung hingerichtet sein muß, auf die Erweckung, Uebung und Stärkung der Willenskraft als Quelle aller Sittlichkeit. Bald sehen wir in diesen Erzählungen einen Bettelknaben der durch den festen Willen der Retter seiner gänzlich verwahrlosten Geschwister und seines dem Trunke ergebenen Vaters wird. Ein anderes mal zeigt uns die Verf. das Bild gut gearteter Schulknaben, die während einer Ferienreise in der ganzen Einwohnerschaft einer kleinen polnischen Stadt den Sinn für Ordnung und Verschönerung zu wecken suchen. Ueberall ist der heilsame Kern guter Lehren in die süße Schale einer

anmuthigen Erzählung gehüllt. Möchte dieses Buch seinen Segen über viele Familien verbreiten! 118.

Bibliographie.

Almanach dramatischer Scherze zur Darstellung in Familienkreisen. 1848. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Köhler. Gr. 16. 21 Ngr.

Die Westgothische Antiqua, oder das Gesetzbuch Reccared I. Bruchstücke einer Pariser Palimpsesten, herausgegeben von *F. Blume*. Halle, Anton. Gr. 8. 12 Ngr.

Aphorismen über Musik, von *Amadeus Autodidactos*. Leipzig, C. A. Klemm. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bayr, A., Oesterreichische Flüchtlinge. Mannheim. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Berghaus, H., Die Kultur-Geschichte des Deütschen Volks in Bildern. 1ste Abtheilung. Die Urzeit. Deütschland und die Deütschen vor 2000 Jahren rc. 5 Bilder nebst 1 geographischen Karte. Potsdam, Stuhr. Hoch-4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politische Bilder aus der Zeit. Herausgegeben von A. Ruge. II. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Biron von Curland, E. Prinz, Die neuen Gefängniß-Systeme. Mit 7 Kupfertafeln. Breslau, Hirt. Gr. 8. 1 Thlr.

Bobe, C. J., Zur Revision des Sächsischen Volksschulgesetzes. Beitrag aus den Erfahrungen des ländlichen Amtslebens. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Buß, F. J., Die Gemeinsamkeit der Rechte und der Interessen des Katholicismus in Frankreich und in Teutschland. Nachgewiesen an den jüngsten und wichtigsten Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Kirche und Staat im Wettkampf um die Leitung des öffentlichen Unterrichts in Frankreich im offenen Streit zwischen dem Klerus und der Universität, in Teutschland im verdeckten Kampf zwischen der Geistlichkeit und der Staatspolizei. Dargelegt in drei Tagesschriften der Herren v. Lamartine, Duveyrier, v. Montalembert und in drei Sendschreiben an deren Verf. rc. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diesterweg, Heuser und Fuchs, Johann Friedrich Wilberg, der „Meister an dem Rhein." Blätter zum wohlverdienten Lorbeer-Kranze. Den Bürgern Elberfelds und seinen Schülern, Schülerinnen und Freunden zunächst gewidmet! Essen, Bädeker. Gr. 8. 15 Ngr.

Ettmüller, L., Handbuch der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Einschluß der angelsächsischen, altscandinavischen und mittelniederländischen Schriftwerke. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Falk, V., Die landesverfassungsmäßigen Verhältnisse der königlichen Städte als vierten Standes im Königreiche Böhmen. Prag. Gr. 8. 7 Ngr.

Keudell, R. W. L. C. v., Außerhalb der Geschichte. Träumereien eines gefangenen Freien. 3ter und 4ter Band. Leipzig, Arnold. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, F. A., Deutsche Bergwerkszustände, eine Charakteristik der Bergwerksverfassung Deutschlands, mit Hinweisung auf ihre Mängel und ihre Bedürfnisse. Dresden, Kori. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schwank, J. L., Die Bedrängnisse des katholischen Morgenlandes und des Abendlandes Gleichgültigkeit. 1ste Lieferung. Fulda. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schwegler, A., Geschichte der Philosophie im Umriß. Ein Leitfaden zur Uebersicht. Stuttgart, Franckh. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Seubert, R., Gedichte. Ulm, Nübling. 8. 14 Ngr.

Sugenheim, S., Geschichte der Jesuiten in Deutschland, bis zur Aufhebung des Ordens durch Pabst Klemens XIV. (1540—1773.) Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Tauber, J. S., Gedichte. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1848. Herausgegeben von J. N. Vogl. 35ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Traum vom Himmel. Wahrheit und nicht Dichtung. Aus dem Englischen. Lindau, Stettner. 8. 2 Ngr.

Wigand, F., Wanderungen ins Gebiet des Herzens. Gedichte. 2te Sammlung. Mannheim, Bensheimer. 8. 25 Ngr.

Winterling, C. M., Epigramme in vier Centurien. Erlangen, Enke. Gr. 12. 16 Ngr.

Zeller, E., Geschichte der christlichen Kirche. Uebersichtlich dargestellt. Stuttgart, Franckh. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.

Zirndorfer, S., Vermischte poetische Schriften. Gedichte. — Dramatisches. — Mythen. — Hanau, Edler. 1848. Gr. 16. 1 Thlr.

Die Zustände der arbeitenden Klasse. 1847. Beleuchtet und gezeichnet von einem Proletarier. Ein Beitrag zur socialen Reform des 19. Jahrhunderts. Düsseldorf. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Aken, A., Die Gymnasien und Heuffi's Angriff. Parchim, Hinstorff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Aktenstücke zur neuesten Geschichte der Preußischen Polizei. Gleichzeitig zur Grenzberichtigung zwischen Justiz und Polizei. Mitgetheilt von H. Simon. Leipzig, Blum u. Comp. 8. 9 Ngr.

Beleg zu dem Verfahren der jüngeren jesuitisch-katholischen Priester gegen ihre geistlichen Vorgesetzten. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Dorner, J. A., Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, aus dem Gesichtspuncte evangelischer Wissenschaft. Antrittsrede zu dem ordentlichen Lehramte der Theologie an der Universität zu Bonn. Bonn, Marcus. Gr. 8. 6 Ngr.

Fritsche, F. G., Die Waffen unserer Ritterschaft. Predigt am Reformationsfeste 1847 zu Altenburg gehalten. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Sander, J. F. E., Evangelische Warnung vor Schwärmerei. Predigt über 2 Timoth. 4, 1—7. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2¼ Ngr.

Schillinge oder Silbergroschen? Den Mecklenburgischen Landständen zum bevorstehenden Landtage gewidmet. Von einem erfahrenen Geschäftsmanne. Lübeck. Gr. 8. 3 Ngr.

Schladebach, J., Das Männergesangfest in Freiberg am 15., 16. und 17. August 1847. Geschichtliche Darstellung. Freiberg, Reimmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Schüler, C. F. E., Der Schiffbruch der Iduna auf dem atlantischen Ocean in der Nacht am 9. August 1847 nebst der Rettung des Buchhändlers Zeitz und seiner Gattin, nach den Briefen derselben veröffentlicht. Stolberg a. H., Schlegel. 8. 2½ Ngr.

Schwenke, H., Antikritische Notizen zu den kritischen Beleuchtungen des „Mediziners", betreffend die Reform der Medizinal-Verfassung in Preußen vom Geheimen-Rath Dr. Schmidt. Ein Sendschreiben an den Kritiker. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Sendschreiben an die Württembergischen Kirchenfreunde zu Beilegung der Streitigkeiten über Christenthum und Kirche. Von einem Württembergischen Theologen. Tübingen, Buchh. Zu-Gutenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Strider, J., Religiöse Vorträge, gehalten bei der päpstlichen Jubelfeier 1847 zu Paderborn. Paderborn, Junfermann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Versmann, E., Predigt bei Wiedereröffnung der St. Jürgenskirche in Itzehoe am 12. Aug. 1847 gehalten. Beigegeben: Altargebete und Rede bei Einweihung einer neuen Orgel. Itzehoe, Nissen. Gr. 8. 5 Ngr.

Warum sind nicht alle Gläubige auf Erden zu einer Kirche sichtbar vereinigt? Eine Frage an die Christen aller Confessionen. Aus der holländischen Zeitschrift „Reformation", August-Heft 1839. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 359. —— 25. December 1847.

Literarische Findlinge.

George Sand. — Eine nicht ungereimte Kritik. — Musenalmanache. — Politische Poesie. — Philosophien. — Kirchenlied. — Cantilena potatoria.

Die literarischen Findlinge, von denen ich Gelegenheit nahm in Nr. 24—26 d. Bl. f. 1846 zu sprechen, bestanden in solchen die, der Vergangenheit enthoben, theils ohne alle Erläuterung oder Bevorwortung, wie sie aufgefunden worden, nach der Gegenwart sich verpflanzen lassen, theils einer Verpflanzung nur dadurch würdig werden, daß man sie beim Lichte der Gegenwart ins Auge faßt, oder andere Betrachtungen daran zu knüpfen weiß. Die Literatur der Vergangenheit wimmelt von verpflanzbaren Gegenständen dieser Art; und nicht nur die periodische, auf die ich in jenen Blättern zunächst hindeutete, sondern die ganze gewaltige Masse des noch im luftigen Raume des Lebens sich hin- und herbewegenden, wie des in den dumpfen Niederlagen des Buchhandels bereits vom Todesschlafe betroffenen Druckpapiers. Es gibt aber auch noch eine ungleich größere Zahl von Gegenständen der Literatur aller Art, die, ohne die einfache Verpflanzung mit Stamm und Wurzel in die jetzige Zeit rathsam zu machen oder zu verstatten, zu einer Revision sich eignen, deren Resultat den Stoff zu einem neuen literarischen Findlinge liefern kann. Als solcher nun erschien mir unlängst erst der schon viele Jahre existirende Roman „Leone Leoni" von George Sand. In einer dresdener Buchhandlung die eben auf der Eisenbahn von Leipzig angelangten literarischen Sendungen durchschauend, fällt mir eine das Jahr 1843 an der Stirne tragende Verdeutschung dieses Werks in die Hand. Leone Leoni! Der Name elektrisirt mich. Augenblicklich tritt mir wieder die Gewalt vor die Seele welche dieser Roman über mich ausübte, als ich unmittelbar nach dessen Erscheinen ihn ergriff und vor Beendigung seiner Lecture durchaus nicht von ihm abzulassen vermochte. Die darin handelnden Personen lebten plötzlich, mit ihrem ganzen, zum Theil gar verruchten und schauderhaften Wesen vor meinen Blicken wieder auf, von dem alten kindlichen, ja kindischen Goldschmied, Juliettens Vater, und deren dem Dämon der Genußsucht und Eitelkeit verfallenen, nichtsnutzigen Mutter an bis zu der so höchst liebenswürdigen Unglücklichen selbst, und dem Verderber derselben, dem empörenden Bastard von einer Gottheit und dem Satan: Leone Leoni! Ein unwiderstehlicher Drang, zu wissen ob das Buch noch immer wie damals auf mich einwirken werde, trieb mich an den Versuch ohne Verzug zu machen. Meine Hoffnung auf günstigen Erfolg war gering. Abgesehen von meinem seitdem überhaupt sehr geschwächten Interesse an der Romanlecture, hatte ich einst das Werk im Original gelesen, das mir soeben nicht zur Hand lag. Nun war mir zwar der Name des Uebersetzers, Ludwig Eichler, durch die recht wohllautende Verdeutschung eines nordischen Frauenromans noch in gutem Andenken; allein die glückliche Wiedergabe der der Schwanenfeder der Dichterin dieses Romans so wohlklingenden Schilderung einfacher Häuslichkeiten in der mit der ihrigen nahe verwandten deutschen Sprache war noch durchaus keine Bürgschaft, daß ihm die deutsche Nachbildung der so gedankenreichen als klangvollen Fülle der Sprache der französischen Dichterin Dudevant im gleichen Grade geglückt sein würde. Und doch war Dies zu meinem Erstaunen geschehen. Mit seltenem Erfolge hatte der deutsche Bearbeiter dem sprödern Idiome die französische Biegsamkeit anzueignen gewußt, sodaß das ganze geistvolle Gebilde nicht nur im ursprünglichen Glanze vor mir sich ausbreitete, sondern auch sein erster Eindruck auf mein Gemüth einer vollständigen Erneuung zugeführt wurde. Sogar meine Aergerniß über so viele Vorwürfe mit welchen die deutsche Kritik der in ihrer Art einzigen, ausgezeichneten Dichterin so oft zu nahegetreten ist und noch zu treten pflegt, sogar diese Aergerniß wiederholte sich. Gerade weil die Natur der Schöpferin so manches wahrhaft poetischen Werks die große Gabe verlieh, die menschliche Leidenschaft in allen Gestalten welche ihr die politischen und sonstigen Richtungen ertheilten wie in einem treuen Spiegel aufzufassen, muthet man ihr noch immer zuweilen zu die Irrthümer der durch sie in Handlung Gesetzten zu vertreten. Man entblödet sich sogar nicht dieser zarten, weiblichen Seele die Weiblichkeit abzusprechen, weil sie Frauen aufstellte die gegen die weibliche Natur verstoßen und durch die Dichterin aus dem frischen Leben selbst aufgegriffen wol als Warnungsbilder, keineswegs aber als Muster zur Nachahmung zu betrachten sind. Welch ein schauerliches Gemälde zum Beispiel hat die Verf. in dieser Juliette und in deren Geliebten Leoni dargeboten! Wer hat den Ab-

grund der Leidenschaft, worin die liebenswürdigste, engelreine Jungfrau den sittlichen Untergang finden mußte, mit allen seinen Schrecknissen so drohend wiedergegeben, wer in einem Geliebten den Bösewicht, aus dessen unleugbar tiefster Verworfenheit allezeit noch ein Lichtblick der Gottheit hervorblitzt, so erschöpfend geschildert als die Dichterin dieses Leoni? Und so unbegreiflich es sein mag, wie selbst Damen der gebildetsten Classe dem an sich allerdings sehr talentvollen Verfasser der „Mystères de Paris" und des „Juif errant" sogar in den afröstesten Räuberspelunken, worein er sie zu treten nöthigt, nicht gram werden konnten, so leicht würde man es begreifen, wenn die gleich unwürdigen vornehmen Räume in welche George Sand sie in dem Romane „Leone Leoni" versetzte ihnen den Aufenthalt darin erträglich machten. Abgerechnet, daß der als ein wahrhaft magnetischer, geistiger Zug zu der durch ihn geopferten Juliette in Leoni lodernde höhere Funke diese glänzenden Räume vor jenen schmuzigen Raubhöhlen auszeichnet, erfaßt auch der der Dichterin eigenthümliche höhere Zauber der Rede Leser und Leserinnen auf die wunderbarste Weise. Wird doch unter ihrer schöpferischen Feder die roheste Natur selbst zur schönen Kunst. Nimmt doch unter derselben die Prosa einen klangreichen Rhythmus an, so unwiderstehlich, daß vielleicht schon darum Niemand Romane schreiben sollte als George Sand. Letzteres war wenigstens das Gefühl des Unterzeichneten beide mal als er „Leone Leoni" gelesen hatte. Der Wahrheit zu Ehren muß er sogleich hinzufügen, daß nicht bei allen Romanen der Dichterin ihn dieser Gedanke anwandelte, wenn auch alle in ihren Einzelheiten und der das Ganze durchströmenden besondern Anmuth einen vorzugsweise fesselnden Reiz für ihn hatten, und daß er in keiner von allen ihren Dichtungen, kraft der Anlage wie der Ausführung, kraft der aufgestellten Charaktere wie der sinnreichen Composition und des unwiderstehlich fortreißenden Redeflusses, eine so hohe Meisterschaft gefunden als in „Leone Leoni". Eben deshalb aber hat er auch gerade an diesem Romane eine recht große Ausstellung zu machen.

Man darf nicht sagen, daß die Verf. dem Leser das Ende des Romans schuldig geblieben sei. Hat sie ihn doch bis zu dem Punkte geführt, von dem sich bald überschauen läßt, daß, nach allen Vorausgängen, ein wahrhaft glücklicher Zustand für die vereinten Liebenden Leoni und Juliette außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegen würde. Sind doch die innern Zerwürfnisse in Beiden unheilbar. Selbst das glänzendste Loos könnte ihnen nicht auch nur so viel Betäubung zuführen, als dazu gehören würde um für den Reiz aller irdischen Genüsse auf die Länge Sinn zu behalten. Vielmehr deutet Alles darauf hin, daß, wenn der Tod sich nicht ins Mittel schlägt, kaum etwas Anderes als ein peinlicher Untergang in Schmach und Elend ihrer harren könne.

Hierdurch würde allerdings ein lehrreicher Fingerzeig auf die Leidenschaft als auf eine Klippe gegeben, woran nur allzu oft das menschliche Glück zu Grunde geht. Allein im vorliegenden Falle scheint Dies nicht ausreichend, vielmehr die Dichterin sich selbst, den Lesern und der Kunst einen bestimmten Schluß ihrer trefflichen Schilderung schuldig zu sein. Sich selbst zunächst. Wie wenig auch dem Romandichter als Beruf anzusinnen ist jedem seiner Werke einen moralischen Zweck unterzulegen, so sehr hat ein solcher sich doch vor der Anklage eines Zweckes zu hüten welcher unmoralisch gescholten werden könnte. Und den Schein der Rechtmäßigkeit einer solchen Anklage wenigstens würde George Sand dadurch auf sich laden, daß mehren in ihrem „Leone Leoni" Vorkommenden, wie dem edeln, mit Undank belohnten Bustamente, dem Wohlthäter Juliettens, und Henryot, dem rechtlichen, durch wackere Gesinnung sich auszeichnenden Bewerber um Juliettens Liebe, das wohlverdiente Lebensglück offenbar grausam entzogen wird, während die beiden schuldbelasteten Hauptpersonen, der gefallene Engel und der böse Geist, der diesen mit unauflöslichem Lügenbande zu umstricken wußte, noch im vollsten Schimmer äußern Glücks dem Leser für immer aus dem Gesichtskreise verschwinden. Fallen doch zudem im Laufe der Geschichte mehre Winke darauf, daß wol das Schicksal selbst bei dieser Gestaltung der Dinge die Hand im Spiele habe. Könnte die Verleumdung nicht hiervon sogar Anlaß nehmen die gemüthvolle Dichterin mit dem gemüthlosen Verfasser eines bekannten, von aller Scham entblößten, höchst verruchten Buchs *), worin die Tugend als zum Unglück auserseben, und das Schicksal als Princip der Bösen geschildert wird, auf Eine Linie zu stellen? Freilich würde Das die abscheulichste Versündigung sein an der ausgezeichneten Frau, doch welche Sünde wäre der Verleumdung wol so groß, daß sie sich dadurch von derselben zurückschrecken ließe?

Sollte die Dichterin aber auch, der Verleumdung schon gewohnt, diese im Gefühl ihres darüber hoch hinausliegenden Bewußtseins keiner Berücksichtigung würdigen, so dürfte doch der bessere Theil ihrer zahlreichen Leser in solchem Falle die Foderung eines förmlichen Blutgerichts über die zwei schuldigen Geschöpfe ihrer Einbildungskraft, Leoni und Juliette, an sie machen können. Meines Erachtens schimmert die Vorschrift, nach welcher sie dabei zu verfahren habe, aus ihrer Geschichtserzählung selbst klar hervor. Mehre mal steigt Julietten der Gedanke auf, daß sie wol von Leoni's Hand sterben könne, und Letzterer drohte ihr einst sogar ausdrücklich sie zu erdolchen. Warum ließ die Verf. diesen Gedanken in ihm nicht zum Vorsatze und zur That werden? Daß er, nachdem er zu letzterer gekommen, durch Selbstmord sich dem Schaffot entziehen würde, wäre ein ebenso natürlicher Einfall gewesen. Nur hätte auch diese Handlung dem Leser schwerlich Genüge geleistet. Selbst der mildesten, sanftmüthigsten Leserin würde nur durch das öffentliche Verbluten solch eines Bösewichts

*) Mich der Nennung seines Titels enthaltend, da es zu den ganz unwürdigen gehört, deren Namen niemals öffentlich ausgesprochen werden sollten, bemerke ich nur, daß seines Ursprungs ein Marquis von Sade wiederholt öffentlich beschuldigt worden ist.

genug geschehen sein. Auch dahin aber konnte es ja noch auf dem natürlichsten Wege kommen. Leoni, schon an der Schwelle des Selbstmords stehend, konnte ja wol, vermöge der eigenen unbezwinglichen Leidenschaft für Juliette, mit der Betrachtung, daß er der Mörder dieser ausschließend für ihn Lebenden gewesen, plötzlich das ganze Gewicht seiner tiefen Verworfenheit über sich hereinstürzen fühlen und in dessen Verfolg das Mordgewehr von sich werfen, um der Gerechtigkeit freiwillig in die Arme zu laufen, weil die letzte und größte seiner Missethaten einzig durch die Schmach eines Todes auf dem Hochgerichte sattsam abzubüßen sei.

Aber nicht nur der Verfasserin und deren Lesern, sondern auch der Kunst muß hauptsächlich an einem zu dem geistvollen Gemälde passenden, in feste Umrisse gefaßten Schlusse des Romans „Leone Leoni" liegen.

Schon seit geraumer Zeit schreibt man der französischen Nation eine fortdauernd im Wachsen begriffene Vorliebe für die deutsche Literatur zu, deren Verbreitung bereits vor Jahren Herr Löwe-Weimars zu Paris durch Uebertragung der Hoffmann'schen Humoresken ins Französische wesentlich zu fördern sich bemühte. Ferner ist allerdings durch die Bestrebungen der Herren Cousin, Chasles und mehrer andern französischen Gelehrten und durch einige unser Deutschland gründlich kennende ausgezeichnete Novellendichter in Frankreich eine weit größere Aufmerksamkeit als früher auf die deutsche Sprache gerichtet worden. Vorzüglich hat man den Manen unsers unsterblichen Goethe vielfach durch zum Theil im Allgemeinen trefflich gelungene Uebersetzungen gehuldigt, auch namentlich die Dichterin Dudevant selbst in ihren Werken seiner rühmlich gedacht. Obschon ich aber den sanguinischen Hoffnungen welche ein Theil der deutschen Schriftstellerwelt hierauf gründet keineswegs beitreten kann, und eine allgemeinere Vertraulichkeit der Franzosen mit der deutschen Literatur und Poesie wol erst von der Zukunft zu erwarten sein möchte, so gelangen doch mehr wie sonst periodische Schriften aus Deutschland nach Frankreich. Und so werden wol auch die diesen Aufsatz mit enthaltenden Blätter dahin gerathen. Ja, die Möglichkeit, daß von dessen Inhalte der Dichterin Notiz zuflösse, gehört nicht einmal zu den Unwahrscheinlichkeiten. Daß mir daran Viel gelegen wäre, will ich gern eingestehen. Nicht als ob ich auf den von mir vorgeschlagenen Schluß des Romans „Leone Leoni" einen besondern Werth setzte und solchen zur Ausführung gebracht zu sehen wünschte: mein Wunsch geht einzig dahin, daß der Dichterin durch meine Vorstellung die Nothwendigkeit eines wahrhaften S c h l u s s e s desselben einleuchten und s i e s e l b s t dazu Hand anlegen möchte. Sollte dieser auch ganz von dem durch mich vorgeschlagenen abweichen, so bin ich doch im voraus, bei ihrer großen Geistesüberlegenheit, der Vorzüge ihrer Ausführung der Sache gewiß, und würde meinen besten Lohn in der Vollendung eines ungewöhnlichen, wie aus Einem Gusse kräftigst hervorgegangenen Kunstwerks erblicken, dem meiner Ansicht nach zeither durchaus Nichts fehlt als ein mit seinem innern und äußern Wesen harmonirender kernhafter Schluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch ein Wort über Lamartine's „Histoire des Girondins".

Die französische und die deutsche Kritik halten die „Histoire des Girondins" von Lamartine für eine unvorsichtige Vertheidigung der strafbarsten Volksverirrungen, für einen den gesunden Menschenverstand beleidigenden Versuch einige vor dem Richterstuhl der Geschichte verurtheilte Charaktere in der öffentlichen Meinung wiederherzustellen, für ein Werk, mit Einem Worte, von mehr oder weniger gefährlicher Tendenz. Uns scheint es als ob Hr. v. Lamartine diese Vorwürfe nicht verdiene. Freilich ist er kein Feind der Revolution, den demokratischen Ideen ist er aufrichtig zugethan, und der beredte Dolmetscher der radicalen Doctrinen; wenn es aber seine Absicht war den Widerwillen vor den Ausschweifungen der Anarchie zu verdoppeln, das Joch der Parteien gehässiger zu machen, die Heuchelei des falschen Patriotismus zu entlarven, dem traurigen Schicksal Ludwig's XVI. und seiner Familie neue Theilnahme zu erwecken, dann darf er sich rühmen diesen Zweck in vollstem Maße erreicht zu haben.

Was uns besonders bei dem Buche des Hrn. v. Lamartine auffiel, ist sein Erscheinen zu einer Zeit in welcher es in die Mode übergegangen ist die französische Gesellschaft der tiefsten Gesunkenheit anzuklagen. Wir kennen nicht die Absichten des Autors, es steht uns nicht an in das Geheimniß seines Gedankens dringen zu wollen; aber wir gestehen, daß wir jetzt nach wiederholter Lesung seines Buchs zu glauben versucht sind, daß er sich vorgesetzt hatte alle kränkenden Beschuldigungen, alle hohlen Declamationen, alle böswilligen Diatriben gegen unsere gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände bestimmt, klar und unwiderleglich abzufertigen, und keinen einzigen Vorwurf unserer modernen Catone unbeantwortet zu lassen.

An einigen Beispielen werden wir uns verständlich machen. Wenn die radicale Presse sich über das unerhörte Umsichgreifen der Corruption ereifert, wenn sie die Franzosen und Europa versichert, das Gouvernement trage allein die Schuld des Uebels, weil es sich an den Egoismus und die Habsucht wende um seine politischen Zwecke zu erreichen, wenn sie zum Belege dieses Vorwurfs an einen Proceß aus der jüngsten Zeit erinnert, dann ist Hr. v. Lamartine da um zu erzählen, daß man bei einem ehemaligen Minister, Hrn. v. Montmorin, im Augenblicke seiner Ermordung in der Abtei eine Quittung über eine Summe von 100,000 Francs fand, welche man Danton heimlich und auf Befehl des Königs ausgezahlt hatte (III, 352). 100,000 Francs! Dieselbe Summe welche Hrn. Teste verführte. Sonderbare Uebereinstimmung, bei der wir aber nicht vergessen dürfen, daß der Advocat Danton, der Götze der Volksmenge, das Orakel der Clubs, der Anstifter des 10. August, keinen Centime zurückerstattete, dabei weder Geld- noch Gefängnißstrafe erlitt und überhaupt nicht im geringsten wegen seiner Bestechlichkeit beunruhigt wurde. Vor ihm hatte der populairste aller Volkstribune, Mirabeau, außer einem monatlichen Gehalt von 50,000 Francs, eine runde Summe von 600,000 Francs vom Hofe erhalten. Man sieht, daß die Demagogie sich gut bezahlen läßt; Mirabeau kostete der Civilliste mehr als in unsern Tagen das ganze Cabinet dem Staate kostet.

Hr. v. Lamartine erzählt ferner, daß der Herzog von Penthièvre einem der Hauptagenten der Commune eine Summe von 100,000 Thalern für das Leben der Prinzessin Lamballe gezahlt habe, und von den Metzeleien in dem Gefängnisse La Force sprechend fügt er hinzu: „Man feilschte um das Blut, man ließ sich das Mitleiden bezahlen." (III, 368.)

Die verabscheuungswürdigste Grausamkeit schloß also die Corruption nicht aus. Ohne Zweifel gibt es einen Unterschied zwischen jener Epoche und der unserigen: heute besticht man um die Concession einer Mine zu erhalten, damals bestach man um einem Verwandten, einem Freunde das Leben zu retten. Schade nur, daß die Bedingungen des abgeschlossenen Handels nicht immer redlich erfüllt wurden. Danton leistete der Krone nicht den geringsten Dienst, und der Kopf der Prinzessin von Lamballe wurde auf einer Pike in den Straßen umhergetragen. So kam also die Unredlichkeit zur Verkäuflichkeit. Sind die Franzosen nicht im Rückschritt begriffen? Und wenn man, die Wiege der Republik verlassend, einen Blick auf die Saturnalien des Directoriums und auf die Zeit wirft in welcher die ausübende Gewalt selbst das Beispiel der Habsucht gab und die Hand nach dem Gelde der Corruption ausstreckte, soll man dann nicht die bescheidenen Unterschleife unserer Epoche mit einem gewissen Mitleiden betrachten? Jedenfalls wäre es piquant gewesen den Justizminister Danton zur Einleitung einer Untersuchung über das Schicksal der 100,000 Thaler des Herzogs von Penthièvre und den Verkauf eines Amnestieversprechens aufzufodern.

Wenn die Franzosen naiverweise glauben, die „geheimen Fonds" seien eine moderne, der Demokratie unbekannte Erfindung, so beeilt sich Hr. v. Lamartine sie eines Bessern zu belehren, indem er ihnen versichert: Danton, nicht zufrieden mit den 100,000 Francs geheimer Fonds, welche am Tage nach dem 10. August jedem Minister bewilligt wurden, habe sich ohne Weiteres den vierten Theil der zwei Millionen welche die Versammlung der ausübenden Gewalt für geheime Ausgaben zur Verfügung stellte, beigelegt (III, 308). Reinern Händen konnte das Geld freilich nicht anvertraut werden. Hätte man Rechnungsablage von ihm verlangt, so würde Danton mit Stolz ausgerufen haben: „An einem solchen Tage schuf ich das revolutionnaire Tribunal, folgt mir an den Altar des Vaterlandes."

Zur Beruhigung Derer welche dem Gouvernement ein Verbrechen daraus machen, daß es bei Gelegenheit der Abschlachtung der galizischen Edelleute nicht allen großen Mächten den Krieg erklärte, schreibt Hr. v. Lamartine, daß die Nachricht von den Bluttagen zu Paris das Volk von Lyon zu wilder Nacheiferung aufreizte, daß 2000 Männer, Weiber und Kinder, der Auswurf der Bevölkerung, trotz des Widerstandes der Behörden, nach dem Schlosse Pierre-Encise stürzten, die Thore einschlugen, und 21 Offiziere des Regiments Royal-Pologne, die dort eingeschlossen waren, niedermetzelten (III, 389). Obgleich der Autor eine Annäherung vermieden hat, so springt die Analogie doch in die Augen, man sei denn der Meinung, es wäre besser ohne sich zu vertheidigen zwischen vier Mauern ermordet zu werden als in einem Aufstande mit den Waffen in der Hand zu fallen. Damals hätten die Journale von Wien, Petersburg und Berlin gewiß eine treffliche Gelegenheit gehabt einen Kreuzzug zu predigen und eine Subscription zu eröffnen.

Die Coalitionen zur Erzwingung höhern Lohns, welche man als ein Symptom der traurigen Lage der arbeitenden Classen darstellt, gehören leider nicht ausschließlich unserer Epoche an. Hr. v. Lamartine citirt ein merkwürdiges Beispiel. Die Abschlächter (tueurs) foderten nämlich in einem frechen Tone die Municipalität auf ihnen ihre Mordthaten (in den Septembertagen) zu bezahlen. Tallien und seine Collegen wagten es nicht ihnen den Tagelohn zu verweigern, und trugen diese Ausgaben unter falschen aber sehr transparenten Titeln in die Bücher der Commune ein. Der Lohn war nach vielem Markten und Feilschen auf 40 Sous für den Mann und den Tag festgesetzt worden, und man hat berechnet, daß Dies ungefähr ein Sous für den Leichnam in diesen dem Mindestfodernden übertragenen Ermordungen betrug. Es war natürlich, daß sich die braven Arbeiter über diesen kargen Lohn bitter beschwerten. Wer fühlt sich nicht von Mitleiden mit diesen unschuldigen Opfern der Concurrenz bewegt? Wir bezeichnen diesen Fall ausdrücklich den Oekonomisten und Philanthropen, die sich mit der Lösung des schwierigen Problems von der Organisation der Arbeit beschäftigen (III, 382).

So bemächtigt sich Hr. v. Lamartine mit einer Kunst, die um so bewundernswerther ist als er sie zu verbergen versteht, nacheinander aller Fragen welche die öffentliche Meinung am meisten interessiren, nimmt ihnen den Zauber der Neuheit, verweist sie in die Polterkammer des Schondagewesenen, und zeigt, die Geschichte in der Hand, daß Alles was der heutigen Polemik und den heutigen Zweckessen zum Stoffe dient schon früher und besser geschehen ist. Er läßt der Opposition kein einziges Argument, keinen einzigen Sophismus, keine einzige Behauptung von irgend einem Werthe. Er schlägt die Verleumder unserer Epoche nicht weniger mit der unwiderstehlichsten Dialektik der Thatsache als mit der pittoresken Energie seiner Sprache. Deshalb heißen wir das Buch des Deputirten von Macon willkommen. Es ist das lehrreichste aller Jahrbücher der Revolution. Die Theorien sind, wie sich voraussehen ließ, mitunter unausführbar, ausschweifend, phantastisch; aber seine Erzählungen sind vortrefflich und verbessern gewöhnlich seine Theorien. In der prächtigen Episode der Septembertage ist er wahr bis zur Unwahrscheinlichkeit, gewissenhaft bis zur Uebertreibung. Vor keinem Detail der Barbarei schreckt er zurück; ohne Schonung schildert er die Züge der raffinirtesten Bosheit, selbst solche monströse Capricen der Volkssouverainetät wie der grausame Witz: dem Fräulein von Sombreuil ein Glas Blut zum Trinken zu reichen, bevor ihr das Leben ihres Vaters bewilligt wurde.

Uebrigens glaube man nicht, daß sein Verdienst blos darin bestehe, zahlreiche Thatsachen zur Erbauung der Nachwelt gesammelt und mit seiner goldenen Feder beschrieben zu haben. Sein Buch ist reich an weisen und tiefen Maximen, wie die folgende z. B., die er zwar auf Mirabeau, Barnave und Lafayette anwendet, die aber auf die Agitatoren und Volksfreunde aller Zeiten paßt: „Allmächtig im Angriff, chimairisch in der Vertheidigung; zum Umsturz haben sie das Volk, zum Wiederaufbauen nur Träume." In dieser einzigen Bemerkung liegt mehr gesunder Menschenverstand als in hundert patriotischen Banketten, und weil Nichts so sehr geeignet ist eingebildete Leiden zu heilen als das Schauspiel wirklichen Unglücks und Jammers, deshalb glauben wir, daß Hr. v. Lamartine durch sein Buch den gerechtesten Anspruch auf die Dankbarkeit der Mitwelt im Allgemeinen, und der Franzosen insbesondere erworben hat. 125.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 360. —— 26. December 1847.

Literarische Findlinge.

(Fortsetzung aus Nr. 358.)

Wie die Erinnerung an schmerzlich vermißte Abgeschiedene bei dem geringsten Anlasse sich immer zu erneuern pflegt, so führten mir vor kurzem die „Märchen" des Dänen Andersen das Andenken an den bereits 1816 verstorbenen August Apel zurück. Der „Standhafte Zinnsoldat" und mehre andere von Andersen's lieblichen Dichtungen sind wahrhafte Kleinode, deren innerer Gehalt mit dem geringen äußern Umfange derselben den vollkommensten Gegensatz bildet. Mein Blick fiel von selbst auf die über meinem Schreibtische stehende Büste des verewigten Freundes Apel, und ein Familienzug zwischen der graziösen Leichtigkeit des dänischen Märchenerzählers mit ihm führte mir des Letztern Versuche im Märchengebiete, in dem dem „Gespensterbuch" einverleibten „König Pfau" und dem unter dem Titel „Der Hahn und die Körbe" seinen „Zeitgenossen" beigefügten Märchen lebendig vor die Seele. Dabei hielt ich es für meine Pflicht in meinen zur Herausgabe ziemlich ganz vorbereiteten „Erinnerungen und Ansichten, auf einem langen Lebenswege eingesammelt", noch besonders darauf aufmerksam zu machen, wie Apel's dem Ernst und Tiefsinne zunächst zugekehrter Geist auch den Anbau des Feldes der Heiterkeit und des Scherzes wie der Satire mit Erfolg zu bewirken gewußt habe. Unter Anderm entsann ich mich eines Hexameters auf die mit Recht schon oft durchgehechelte, philisterhafte Liebhaberei in vielen Gegenden Deutschlands für lange, lächerliche Titel, der aus einem einzigen Worte bestand. Er lautet: Tabacksstempel-Impost-Kreis-Trank-Schock-Steuer-Einnehmer.

Ein anderer Scherz dieser Art, welcher Apel zum Verfasser hat, kommt in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" vom 20. Sept. 1805 vor, an der er fleißig mitarbeitete. Ein großer Verehrer des Alterthums und daher auch geschworener Feind der damals in der schönen Literatur vorkommenden mittelalterlichen Grimassen und des nach Geltung strebenden Reim- und Assonanzen-Klingklangs, hatte Apel'n ein unter dem Titel „Romanzen aus dem Thale Ronceval" erschienenes Büchlein so sehr zu lachen gemacht, daß er sein Lachen in alterthümelnde Sprache und Reime gekleidet, aber der äußern Form nach als Prosa hingestellt, dem Publicum durch eine Recension zum Besten geben zu können glaubte. Ihr Inhalt war:

> Diese Romanzen, zehn an der Zahl, allezumal von dem Thal Ronceval, die mit ihren Assonanzen durch der alten Dogen Saal wie in span'schen Stiefeln tanzen, geben deutlich zu betrachten eine rechte Versequal, und thun Die die sie beachten, weilen auch ihr Inhalt schal, führen in ein Jammerthal, welches kahl. Ahl.

Der Kritiker äußerte dabei gegen mich, daß dieser Bücheranzeige, so viel Ausstellungen auch daran zu finden sein möchten, doch der Vorwurf gewiß nicht zu machen wäre, daß sie zu der immer zunehmenden Anzahl der ungereimten gehöre.

Kaiser's „Vollständiges Bücherlexikon" führt jene anonym erschienenen Romanzen als ein Werk von Friedrich de la Motte Fouqué auf. Entweder beruht diese Notiz auf einem Irrthum oder Apel hat wenigstens zur damaligen Periode den Verfasser noch nicht gekannt. In späterer Zeit schätzte Apel den Dichter Fouqué so außerordentlich, daß eine absichtliche Veröffentlichung dieser Satire auf keinen Fall hätte vorkommen können.

Noch ein die damalige deutsche Literatur betreffendes Sonett, das er mir in Leipzig eines Morgens unter der Aufschrift: „An Friedrich Laun, geborenen Schulze" zusendete, behalte ich mir vor in meinen „Erinnerungen" mit zu veröffentlichen.

Von denjenigen Freunden der deutschen Dichtkunst deren Blütenalter in das letzte Decennium des 18. Jahrhunderts fiel, und Denen die aus ihrem damals schon verschwundenen Lebenslenze sich einen empfänglichen Sinn für Poesie zu bewahren gewußt, sind verhältnißmäßig nur wenige noch übrig geblieben. Aber diese denken gewiß noch mit Freuden des neuen Sterns der ihnen in dem ersten Schiller'schen „Musenalmanach" für das Jahr 1795 aufgegangen war. Schon seit einer Reihe von Jahren fehlte es damals der deutschen Literatur nicht an Erscheinungen dieser Art, und Hr. Prutz hat erst vor kurzem in seinem verdienstvollen Werke „Der Göttinger Dichterbund" die Quellen der jährlich erneuerten Ausstellungen neuer Poesien nachgewiesen. Ein göttinger und ein hamburger „Musenalmanach", der erstere unter Gottfried August Bürger, der zweite unter Johann Hein-

rich Voß, strebten würdig nach dem Ruhme das neuaufgesproßte Beste der deutschen Dichtkunst, besonders der Lyrik, vorzulegen. Außer den ehrenwerthen Herausgebern glänzten in diesen Büchern hauptsächlich die gefeierten Namen Klopstock, Gleim, Matthisson, Salis, Kosegarten u. A. Ich weiß noch, mit welcher Ungeduld man den goldenen Schnitt der kleinen netten Büchlein, welcher die Blätter derselben zusammenleimte, des anscheinend massiven Glanzes beraubte, um der neuesten Geisteserzeugnisse seiner vorzüglichsten Lieblinge baldmöglichst habhaft zu werden. Beiläufig erwähne ich hier als eines Curiosums, daß damals schon auch die politische Poesie (welcher man vor einigen Jahren lieber den ganzen Helikon auf ewige Zeiten in Pacht gegeben hätte), in Folge der zu Bürger's und Voß' blühendster Periode die Welt mit Schrecken erfüllenden französischen Blutregierung, auf eine wahrhaft schauerliche Weise durch den wiener Poeten, Lorenz Leopold Haschka, vertreten wurde, welcher unter Anderm an die Könige ein Gedicht richtete, also lautend:

Wenn dir Jemand Gestank für gutes Räuchwerk,
Jemand Similor dir für Gold verkaufte,
König, würdest du diesen
Gauner nicht stäupen lassen?

Wenn zu huldigen dir Jemand ins Antlitz spie,
Mörderisch auf dich den Degen zückte,
König, würdest du diesen
Meuter nicht vierteln lassen?

Wenn ihr aber ein Volk, das über sich euch
Frei zu Vätern erkor, mit Ruthen oder
Skorpionen zerhauet, muß es das Volk denn leiden?

Wenn das leidende Volk ihr noch mit frecher
Sohle tretet, zum Vieh herunter würdigt,
Schindet, hudelt und hohnneckt, muß es das Volk denn leiden?

Sind die Rechte des Volks denn nicht so heilig
Als der Könige Recht? War denn ein König
Eh' ein Volk war? Des Volkes
Wegen ist da der König!

Obschon dieses und mehre, fast aus lauter anstandlosen Unziemlichkeiten bestehende Producte des sonst in lyrischen Leistungen durchaus nicht ohne Talent erscheinenden Verfassers auch von keinem Funken Poesie zeugten, so machten sie doch, der in ihnen rücksichtlos vorherrschenden Wuth halber, bei der damaligen Aufregung vorübergehende Sensation. Wenn gleichwol, wie es scheint, von Seiten der Regierungen keine Maßregel zu Unterdrückung des Verbreitens solcher Werke ergriffen wurde, so ist Das unstreitig die weiseste Maßregel gewesen, um dergleichen unwürdige Schöpfungen auf dem kürzesten Wege der Vergessenheit zuzuführen. Verbote und Confiscationen würden ja doch nur der Aufmerksamkeit und Neugier des Lesepublicums die Sporen in die Seite gesetzt haben. So viel mir bekannt worden, hat auch Kaiser Joseph II., in dessen Residenz solche Unanständigkeiten geschrieben wurden, der Person des Verfassers jede Ahndung erlassen. Wenigstens hat Haschka, dem Vernehmen nach, in der Folge sogar eine öffentliche Anstellung erhalten und zwar als — Censor der Druckschriften. Dabei dringt sich die Bemerkung auf, daß damals die Censur überhaupt auch in andern Fällen weniger Anstoß nahm als heutzutage. So entsinne ich mich eines Gedichts, „Schönsidselil" glaube ich überschrieben, welches also anfing:

Schönsidselil schnürte sich so knapp und so schlank,
Daß ihr die Milch aus den Brüsten sprang.

Das an das Unschickliche streifende Materielle dieser Schilderung sollte man dem geistvollen Verfasser, L. Theobul Kosegarten, um so weniger zutrauen, da er im Spirituellen, nämlich auf der Kanzel, zu Hause war und sein Streben nach übersinnlichen Räumen unter Anderm in einer seiner gedruckten Reden darthat, welche mit den Worten schloß: „Drum Flügel her, Flügel her!"

Beide, der göttinger und der hamburger „Musenalmanach", litten indessen überhaupt an ihrem anfänglichen Glanze immer mehr, während von Weimar aus durch den so wichtigen Verein zwischen Goethe und Schiller der Poesie ein neues, höheres Leben aufging. Was hiervon allenthalben bereits das Gerücht verbreitet hatte, das brachte Schiller's erster „Musenalmanach" plötzlich zur Anschauung in den unter den beiden größten Dichternamen dargebotenen Werken, verbunden mit andern ihrer nicht unwürdigen Poesien. Der folgende Jahrgang dieses „Musenalmanach" steigerte wie die Erwartungen von demselben so auch dessen Vorzüge, bis endlich der für das Jahr 1797 bestimmte mit den Goethe und Schiller unterschriebenen Distichen und besonders mit den sogenannten „Xenien" jene literarisch-poetische Revolution hervorrief, die, bei mancher Unerfreulichkeit in ihrem Anfange, immer noch auf alle Zweige der Wissenschaft und Kunst wahrhaft wohlthätig fortwirkt, sodaß eine Revision dieser mit dem gemeinschaftlichen Stempel beider großen Dichter bezeichneten poetischen Bruchstücke und der „Xenien", so oft man sich derselben unterzieht, noch jetzt einen hohen Genuß darbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Novellisten-Kronprätendenten von England.

Es mag nicht alle Tage geschehen, daß zwei Männer die Novellen schreiben Thronansprüche haben oder auch nur zu haben glauben, ohne geisteskrank zu sein. Noch seltener dürfte es vorkommen, und ist in der Literatur vielleicht noch nicht dagewesen, daß zwei Männer gemeinschaftlich ein Novellenbuch schreiben zum Zweck des Beweises sothaner Thronansprüche. Ist nun vollends die Krone nach welcher ihnen gelüstet die Krone von Großbritannien, so ist Das kein Spaß, und treten sie mit ihrem Erbrecht im J. 1847 hervor, im Jahre des diplomatischen Zerwürfnisses zwischen England und Frankreich, wo letzteres Lust fühlen könnte, was Algerien ihm übrig läßt an ihre Unterstützung zu setzen, so wird die Sache ernsthaft, kann der Vorläufer eines weltgeschichtlichen Ereignisses sein. Alles Dies ist nicht ins Blaue hineingeredet, Nichts weniger als ein unglaublicher Möglichkeitsfall. Die Sache ist Thatsache, liegt zierlich gedruckt Schwarz auf Weiß vor, und daß die politischen Blätter bisher darüber geschwiegen, zeugt blos von ihrer Artigkeit gegen die literarischen, diesen wie's gebührt den Vortritt gestattend. Und das Buch, das Novellenbuch?! Geduld. Zur Zeit ist es noch ein englisches, aber wer weiß wie viel deutsche Federn bereits damit beschäftigt sind es dem deut-

schen Publicum zugänglich zu machen; und der Verlag wird gewiß lohnen, selbst wenn die Thronansprüche Papier bleiben sollten. Das Buch und die Verfasser heißen:

Tales of the century; or sketches of the romance of history between the years 1746 and 1846. By *John Sobieski* and *Charles Edward Stuart*. Edinburg 1847.

Der Erzählungen sind drei an der Zahl, anscheinend und der Form nach jede selbständig, aber dem Wesen nach und bei näherm Einblick eng miteinander verbunden, nichts Anderes als Erzählung der Geburt, der Jugend und der Vermählung eines und desselben Mannes, auf Gälisch Jolair Dhearg, auf Deutsch der rothe Adler geheißen. Daß die Verf., indem sie die Verbindung umschleierten, die Novellen nicht wie angegeben, sondern die erste „Das Bild", die zweite „Den rothen Adler", die dritte „Die Wolfshöhle" nannten, dazu einen Grund gehabt haben müssen, den es ihnen nicht rathsam schien blank und frei in die Welt hinauszuschicken, springt ebenso rasch in die Augen als daß die Durchsichtigkeit des Schleiers wieder ihren Grund haben muß. Das erweckt zwar nicht Verdacht, aber Neugier, verdoppelt die Aufmerksamkeit, reizt zum Forschen und führt, wohin die Verf. den Weg nur andeuten wollen, zum Erkennen ihrer Absicht: in ihren Personen die rechtmäßigen Erben des englischen Throns zu verkünden. Die Kette, zu deren letztem Gliede sie sich machen, reicht von 1746—1846; die „Tales of the century" erzählen ihre Geschichte.

Die erste Novelle, „Das Bild", eröffnet 1831 mit dem Besuche eines jungen Schotten, Macdonell von Glendulochan, bei einem alten Arzte in einer ruhigen Straße von London, dem Dr. Beaton. Im Laufe des Gesprächs und nach dringenden Bitten entdeckt der Greis dem jungen Mann ein hochwichtiges Geheimniß. „Ich versprach", sagt er, „ich habe geschworen es nie zu entdecken, außer zu Nutz und Frommen meines Königs. Das Geheimniß steht am Grabesrande und es darf mit mir nicht sterben. Zu seinem Frommen muß es leben. Deshalb will ich es Ihnen entdecken. Dem letzten Gaelen soll Einer bleiben die räthselhafte Hoffnung zu bewahren. Noch haben die Gaelen einen König." Nun erzählt der Greis, wie er während seines Aufenthalts in Italien 1773 aus der Klosterkirche der heiligen Rosalie zwischen Parma und Florenz zu einem Kranken gerufen, mit verbundenen Augen — was er geduldet, weil es angeblich „das Wohl des Erhabensten und Unglücklichsten der schottischen Jakobiten" gegolten — über Land und Wasser geführt und endlich zu einer Dame gebracht worden sei die unlängst eines Kindes genesen. Im Begriff ein Recept zu schreiben, erblickt er — „denken Sie sich mein Erstaunen, ein kunstvolles Miniaturbild meines edeln, meines unglücklichen, meines verbannten Prinzen Karl Eduard!.... Es hing an reicher diamantenen Halsschnur und zeigte den Prinzen so gekleidet, genau derselbe wie ich ihn zur Schlacht von Culloden hatte reiten sehen." Ohne Näheres zu erfahren, sei er dann entlassen worden, nachdem er zuvor aufs Crucifix geschworen: „nie zu sprechen von Dem was er in dieser Nacht gesehen, gehört oder gedacht, es geschehe denn zu Nutz und Frommen seines Königs, König Karl's", und überdies die Zusage gegeben noch dieselbe Nacht sich aus Toscana zu entfernen. In dessen Folge habe er sich nach einer Seestadt gewendet, sei am dritten Abende in der Nähe des Hafens am Gestade gewandelt, wo eine englische Fregatte, die Albina, befehligt vom Commodore O'Haleran, vor Anker gelegen, als bei hellem Mondschein ein Reiter und ein Wagen, auf gegebenes Zeichen ein Boot vom Schiffe herbeigekommen, in diesem eine aus dem Wagen gestiegene Dame, ein Kind im Arme, nach der Fregatte gefahren und bald darauf letztere „langsam und still und feierlich gen Westen" gesteuert sei. Dies der Inhalt der Novelle.

Die zweite Novelle, „Der rothe Adler", spielt einige Jahre später. Der erwähnte Macdonell von Glendulochan hört von der Ankunft eines Fremden in seiner Nachbarschaft, und daß derselbe ein großes Haus gemiethet, wegen seines rothen Tartan und eines Blicks wie nur der Adler ihn habe und Prinz Karl ihn besessen von den Landleuten Jolair Dhearg, aber von seinen Dienern Monseigneur und vom Postmeister des Orts Capitain O'Haleran genannt werde, übrigens der Sohn eines alten Admirals und einer Ausländerin sein, und eigentlich Graf von Strathgowrie heißen solle. Im Verfolg der Geschichte trifft Jolair Dhearg auf einen alten hochländischen Häuptling, der in ihm den Prinzen Karl zu sehen meint und „Seiner königlichen Hoheit" bemerkt, das letzte mal, wo er ihn gesprochen, sei „am Morgen von Culloden" gewesen.

In der dritten Novelle, „Die Wolfshöhle", vermählt sich Jolair mit einer vornehmen Dame, Katharine Bruce, und wird vom Chevalier Graeme, Kammerherrn der Gräfin d'Albanie, „Mein Prinz" angeredet. Die Zeit der Vermählung ist zwar nicht angegeben, muß aber nach 1790 fallen, indem Jolair durch Befreiung der Dame aus den Händen von Paschern im Sommer jenes Jahrs ihr Herz und ihre Hand gewinnt.

Essenz und Tendenz aller drei Novellen ist demnach der Beweis, daß Karl Eduard 1773 von seiner Gemahlin, der Prinzeß Luise von Stolberg-Gedern, einen Sohn hatte, dessen Geburt Geheimniß blieb; daß dieser Sohn heimlich an Bord einer englischen Fregatte gebracht und vom Befehlshaber, nachherigem Admiral O'Haleran und de jure Grafen von Strathgowrie, als sein Kind und unter seinem Namen erzogen wurde; daß sothaner königliche Sproß nach Schottland kam, eine Engländerin heirathete, 1831 noch am Leben war, seitdem muthmaßlich gestorben und seine Nachkommenschaft Erbe seines Thronrechts ist, diese aber durch die Verf., zwei Brüder Stuart, repräsentirt wird. Kann alles Dies wahr sein? Eine Bestätigung scheint in folgender Thatsache zu liegen. Vor ungefähr 20 Jahren ging in Schottland und durch die englischen Blätter das Gerücht, der am 2. Oct. 1800 in London gestorbene Admiral von der weißen Flagge John Carter Allen habe einen Sohn des Prinzen Karl Eduard als seinen Sohn erzogen, und dieser sei der zweite seiner nachgelassenen Söhne, Thomas Allen, damals englischer Marinelieutenant, welcher 1792 eine Katharina Mathilde Manning geheirathet hatte. Dies auf die Erzählungen angewendet könnte Admiral Allen den Admiral O'Haleran, Lieutenant Allen den rothen Adler vertreten. Jolair nennt sich Seecapitain, Allen war Seelieutenant. Jolair gilt für den Sohn des Admirals O'Haleran, Allen für den Sohn des Admirals Allen. Jolair heirathet nach dem Jahre 1790, Allen 1792. Jolair hatte sich die Gattin durch Befreiung aus Paschershänden, Allen durch Rettung aus Feuersgefahr gewonnen, und mehre Einzelheiten in den Novellen können ebenso gut Allen widerfahren sein als sie Jolair begegnet sein sollen. Aus Allen's Ehe entsprangen zwei Söhne, von denen der Aelteste 1822 einen Band Gedichte herausgab. Das wäre der zuerst genannte Verf., John Sobieski Stuart, von welchem unter diesem seinem Namen die englische Literatur ein sehr geachtetes Werk über die schottischen Trachten besitzt: „Vestiarium Scoticum: from the manuscript formerly in the library of the Scots College at Douay, with an introduction and notes" (Edinburg 1842). Der Zweite tritt jetzt als Karl Eduard Stuart an der Hand seines Bruders vor das Publicum.

Auf der andern Seite fehlt es nicht an Einwendungen. Der Grund zur Verheimlichung der Geburt von Karl Eduard's Sohne ist in der Novelle die Furcht vor Ermordung durch Emissaire des Hauses Hanover. Daß die englische Regierung den Thronprätendenten von 1746, wo er Schottland verließ, bis zu seinem Tode 1788 nie aus den Augen verlor und scharf beobachten ließ, dafür zeugen zur Genüge die im Staatsarchiv vorhandenen Bände betreffender Berichte, in Extracten durch Lord Mahon bekannt gemacht unter dem Titel „The decline of the last Stuarts" (London 1843). Ist es aber eben deshalb zu glauben, daß erst die Geburt, dann die Einschiffung den Spähern entgangen und Geheimniß geblieben sein könnte?

Ferner weiß man, daß Luise von Stolberg 1780 sich von ihrem Gemahl trennte und dieser, nachdem er bis 1784 allein gelebt, seine und Miß Walkenshaw's Tochter, Charlotte Stuart, als Pflegerin zu sich nahm. Sein Sohn wäre elf Jahre alt gewesen. Würde er nicht lieber den legitimen Sohn berufen haben? Im Juli 1784 ernannte er Charlotten zur Herzogin von Albanien, ein Titel welchen er 14 Jahre lang geführt. Würde er Das gethan haben wenn er einen legitimen Sohn gehabt hätte? In demselben Jahre errichtete er sein Testament, bestimmte die Herzogin zur Universalerbin, und verschaffte ihr dadurch auch den Besitz der von Jakob II. aufs Continent gebrachten englischen Kronjuwelen. Würde er nicht diese wenigstens seinem Sohne zugewendet, warum überhaupt ihn enterbt haben? Charlotte überlebte ihren Vater kaum zwei Jahre und hinterließ mit Ausnahme einer Leibrente für ihre Mutter, von den Jakobiten Gräfin Alberstroff genannt, ihr sämmtliches Vermögen dem Cardinal York. Sollte sie mit keiner Sylbe des Stiefbruders gedacht haben? Nach der Trennung von ihrem Gemahl lebte Prinzeß Luise mit dem Dichter Alfieri, nach dessen Tode mit einem Franzosen Namens Fabre. Sie starb 1824 und Fabre war Testamentserbe. Würde sie ihrem Sohne, damals im 51. Jahre, nicht mindestens Einiges von Dem vermacht haben was sie noch als Erinnerung an seinen Vater besaß, dessen Uhr, Siegel oder Bild? Der Cardinal York in Zerwürfniß mit seinem Bruder befreundete dessen Gemahlin, versöhnte sich mit seinem Bruder zwei Jahre vor dessen Tode und blieb ihm freundlich bis zum letzten Augenblicke. Sollten dessenungeachtet Vater und Mutter ihm die Existenz ihres Sohns verschwiegen, oder würde er, falls sie Das nicht gethan, sich für den Erben von seines Bruders Thronrecht erklärt, auf Medaillen sich „Henricus Nonus Angliae Rex" und „Henricus IX. Magn. Brit. Franciae et Hibern. Rex, Fid. Def., Card. Ep. Tusc." genannt und nicht blos bis zu seinem Tode 1807 dabei verharrt, sondern auch die Kirche zu alleiniger Erbin eingesetzt haben? Ist es endlich zu vermuthen, daß das Geheimniß mit Allen die darum gewußt haben müssen ins Grab schlafen gegangen, daß es vom Admiral Allen über die Grenze seines Lebens hinaus bewahrt, nicht zuletzt von ihm in seinem Testamente entdeckt, dort von ihm Thomas Allen sein Sohn, nicht Sohn des Prinzen Eduard genannt worden sein würde?

In allen diesen Fragen führt freilich nur Vermuthung das Wort, und es hat geringern Anlaß bedurft als eine Lüge, Throne zu stürzen und Königreiche zu erschüttern. Vor der Hand aber dürfte Königin Victoria mehr Hoffnung haben ihren Thron zu behaupten, als die Verf. der „Tales of the century" ihn zu erobern. Uebrigens kann der literarische Werth derselben mit ihrer politischen Bedeutsamkeit sich nicht messen.

23.

Bibliographie.

Albèri, E., Leben der Katharina von Medici. Aus dem Italienischen übersetzt von M. v. Boeck, O. S. B. Augsburg, Schmid. 1847. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Asmus, H., Lübecks Volkssagen, Legenden und Märchen. 2te Auflage. Mit Illustrationen. Lübeck. 1847. Gr. 16. 20 Ngr.

Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen 1813 und 1814. Für Volksbibliotheken. 1stes Heft. Mit 1 Abbildung. Frankfurt a. M., Hermann. 1847. Gr. 12. 7½ Ngr.

Fulda, K., „Mein Pastor" und „Mein Schulmeister." Expectorationen über das Verhältniß der Prediger und Schullehrer zu einander und über Schulinspectionen im Besondern. Zeitz, Schieferdecker. 8. 6 Ngr.

Gardner, G., Reisen im Innern Brasiliens, besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistricte. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. 1ster Band. Mit 1 Karte von Brasilien. Leipzig, Arnold. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gelderblom, F. B., Wehrstand und Lehrstand, oder Erinnerungen aus den Jugendtagen, den Feldzügen nach Rußland und Frankreich, und dem Lehrerleben. Mit Vorwort vom Schulpfleger Pfarrer Müller. Elberfeld, Schmachtenberg. 8. 5 Ngr.

Gerlach, F. D., Historische Studien. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Geschichtliche Forschung und Darstellung. Basel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI. 6ter Theil. II. Band: Die Feldzüge des Jahres 1805. — A. u. d. T.: Geschichte des Krieges im Jahre 1805. Mit 4 Plänen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, von *F. Y.* 2tes Heft. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 6 Ngr.

Glaubrecht's, O., Erzählungen für das Volk. Gesammt-Ausgabe. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Goltz, B., Buch der Kindheit. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr.

Guntram, K., Drei Geschwister. Ein Roman. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 Thlr.

Gurney, J. J., Die Liebe zu Gott, als der Weg zum Himmel dargestellt. Aus dem Englischen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 12½ Ngr.

Hain, J., Reine und Militär-Geographie. Wien, Tendler u. Comp. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Hamel, J., Tradescant der Aeltere 1618 in Russland. Der Handelsverkehr zwischen England und Russland in seiner Entstehung: Rückblick auf einige der älteren Reisen im Norden. Geschichtliche Beiträge, mitgetheilt der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaft zu St. Petersburg. Mit Tradescant's Portrait und 1 Karte. St. Petersburg. 1847. Imp.-4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hamm, W., Die Schweiz. Topographisch, ethnographisch, und politisch. 1ster Theil. Die Urcantone, die westliche Schweiz, und Bern. Leipzig, Weber. 8. Zwei Bände 3 Thlr.

Heeringen, G. v., Der Balsamträger. Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1848. 8. 2 Thlr.

Sonnenwend, F., Unterhaltungen bei Ausflügen auf das Land, während der Reisen in die Bäder und an langen Winter-Abenden. Eine Sammlung origineller Erzählungen, Sagen, Gedichte, Charaden, Räthsel, sammt einem aus dem Böhmischen übersetzten Lustspiel. Mit 2 Lithographien, 1 Musikbeigabe, 1 Rebus und 1 Schachaufgabe. Prag, Medau. Gr. 8. 15 Ngr.

Spanien und die Revolution. 2te unveränderte Auflage. Wien, Rohrmann. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Spring, R., Die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.

Staudenmaier, F. A., Der Geist des Christenthums dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunst. Mit einer Zugabe von Gebeten. Zwei Theile. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 1 Stahlstich. Mainz, Kupferberg. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stelzhamer, F., Jugend-Novellen. Ein schönes Bilderbuch mit 4 colorirten Lithographien. Pesth, Heckenast. Gr. 8. 24 Ngr.

Sternberg, A. v., Die gelbe Gräfin. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1848. 8. 4 Thlr.

Hannöverscher Volkskalender für das Schaltjahr 1848. Mit Beiträgen von W. H. Bödeker, Ed. Crusius, Fr. Helms, Henrici 2c. Hannover, Pockwitz. 8. 7½ Ngr.

Oberlausitzer Volkskalender auf das Jahr 1848. Mit vielen Abbildungen. Neusalza, Oeser. 8. 7½ Ngr.

Weiske, J., Sammlung der neueren teutschen Gemeindegesetze. Nebst einer Einleitung: Die Gemeinde als Corporation. Leipzig, Hinrichs. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 361. —— 27. December 1847.

Literarische Findlinge.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Der Nachklang solches Genusses gewährte mir unlängst eben noch eine recht willkommene Erinnerung, als meine Augen in den „Blättern für literarische Unterhaltung" auf eine philosophische Behauptung geriethen, die mir lange gar nicht wieder aus den Gedanken wollte. Bevor ich mich näher über sie erkläre und solche wörtlich mittheile, glaube ich hier den Leser in eine Zeit zurückführen zu müssen deren vollständiges Wesen mir selbst erst nach Ablauf derselben aus schriftlichen und mündlichen Relationen bekannt wurde.

Als der unvergeßliche Immanuel Kant mit der „Kritik der reinen Vernunft" seinem Ruhme die Krone aufsetzte, betrachtete die Mehrheit der Gebildeten die terminologischen und andern Eigenthümlichkeiten seiner Rede für wenig mehr als für eine unverständliche Gaunersprache. Aber allmälig, wie aus dem Morgennebel ein schöner Frühlingstag, trat sein unvergängliches Wirken zur Beschauung aller Widersacher immer mehr in helles Licht. Die zwei würdigsten Nachfolger auf der durch ihn gegründeten philosophischen Bahn traf bei ihren Versuchen eines weitern Fortlaufs derselbe Tadel der Unverständlichkeit welchem Kant anfangs unterworfen gewesen. Beide durch diese Nachfolger gestifteten Schulen wußten jedoch in der Folge sich ein Ansehen zu erwerben das zwar nicht alle Zweifel an der Gründlichkeit ihrer Lehren entkräftete, doch ihre Häupter mit einem besondern Nimbus umgab, bis ein ihrem Idealismus ebenfalls huldigender dritter Hohepriester der Philosophie auftrat, der dieser Wissenschaft aller Wissenschaften eine ausschließende Glorie in der ihr durch ihn verliehenen Gestalt zu ertheilen wußte. Nach und nach war unter seinem Hirtenstabe beinahe die ganze Schar der deutschen Philosophen eine einzige Heerde geworden. Seltsam genug aber schien mit dem Glanze seines philosophischen Systems auch dessen Dunkel Hand in Hand zu gehen, oder derselbe vielmehr einen großen Theil seiner Jünger, statt zum Lichte, zu einer bloßen Blendung zu führen. Die vorzugsweise auf des Meisters Namen Anspruch machende Elite der Schule spaltete sich in zwei Theile, deren jeder den andern mit dem Vorwurfe zu kränken trachtete, daß er zum Verständnisse des Sinnes der Lehren ihres gemeinschaftlichen Meisters keineswegs gelangt sei. Und nicht nur diese beiden in Zwiespalt gerathenen Schulhälften, sondern fast die gesammte, zahllose deutsche Philosophenschar betrachteten den Hochverehrten, noch lange nachdem er von der Erde geschieden, vermöge der von ihm durch mündliches oder schriftliches Wort ausgegangenen Lehren und Grundsätze, als den permanenten Richter über alle Philosophen und Philosophien der Zukunft wie der Gegenwart.

Ungewöhnlich lange prangte sein gefeierter Name auf dieser Höhe, und der Theologie gelang es beinahe allein, nicht etwa an der Ehrensäule des ausgezeichneten Mannes mit Erfolg zu rütteln, doch gegen die Unfehlbarkeit mancher seiner Orakelsprüche Bedenken anzuregen.

So standen die Sachen als mir, wie erwähnt, nach wieder vorgenommener Lecture des Schiller'schen „Musenalmanach" für das Jahr 1797 in Nr. 278—281 d. Bl. f. 1845 die Behauptung aufstieß: es sei dieser so hochgestellte Mann, „der 20 Jahre hindurch als der größte aller Zeiten ausgeschrien worden, ein geistloser Caliban und beispielloser Schmierer gewesen, und sein miserables System eine Schule der Plattheit, ein Herd des Unverstands und der Unwissenheit". Und zwar hatte solch ein befremdliches Urtheil ein Recensent der zweiten Auflage eines schon 1819 in den Buchhandel gekommenen philosophischen Werks, welches 1844 gedruckt erschien, aus derselben ausgehoben.

Schwerlich wird ebenso wie der Philosoph von Profession sogar der vollkommenste Fremdling in den speciellen Theoremen der Philosophie bei diesem Ausspruche einer Anwandlung des Unwillens sich erwehren können. Denn schon bei blos oberflächlicher Betrachtung des geistigen Zustandes kann es Niemandem entgehen, von wie gewaltigem Einflusse der also Geschmähte auf die bedeutendsten Geister dieser Periode wie auf fast alle Zweige des Wissens und der Kunst überhaupt gewesen, einem Einflusse der ohne überwiegende Fähigkeit gar nicht denkbar sein würde. Leidenschaft allein kann dem Verfasser des recensirten Werks zu einem solchen Urtheile die Feder geführt haben. Abgesehen aber von dieser Leidenschaft sowol als derjenigen welche unstreitig dem maßlosen Enthusiasmus der Gegenpartei für den Geschmähten zu Grunde liegt, dürfte und wird das Absprechen

alles Gehalts, welches dem von den Mitlebenden immer noch als Obermeister der deutschen Philosophenzucht anerkannten Verstorbenen widerfuhr, eben zu einer richtigen Abschätzung dieses Gehalts Anlaß geben, um so mehr, da der Verfasser des gedachten „Die Welt als Wille und Vorstellung" betitelten Werks, Dr. Arthur Schopenhauer, Jedem der dessen darin aufgestelltem philosophischen Systeme einige Aufmerksamkeit widmet unfehlbar als ein sehr scharfsinniger Denker und Forscher erscheinen wird. In Weimar unter Goethe's Augen aufgewachsen, setzte sich Schopenhauer bei diesem schon als Knabe und Jüngling vermöge seiner intellectuellen Kraft und Originalität vor Andern in ungemeine Gunst. Der große Deutsche, welcher als das Haupttriebwerk zu einer höhern Gestaltung der Literatur und Poesie und als die Seele des geistigen Fortschritts in Deutschland zu betrachten ist, hegte bedeutende Erwartungen von demselben. Es haben sich solche auch, besage der ehrenvollen Zeugnisse welche Goethe (XXXII, 113, 152) ihm ertheilt, in der Folge erfüllt. Liegen doch überhaupt die Beweise davon schon längst uns Allen vor. Wer auch Schopenhauer's philosophischem Systeme nicht beizustimmen vermag, dem leuchtet doch aus seinem Buche allenthalben ein Reichthum von Tiefe und Penetration entgegen, wohl geeignet zu weiterer nützlicher Forschung anzuspornen, die ja das innerste Wesen der mit dem Namen Welt bezeichneten Wissenschaft ausmacht. *)

Daß Schopenhauer's schon 1819 zur Welt gekommenes Werk nach einem Zeitraume von einem Vierteljahrhunderte voller philosophischen Rebellionen und Revolutionen, indem die Philosophie zuletzt auf terroristische Maßregeln zu Feststellung eines completen Absolutismus auszugehen trachtete, noch ein Fest der Wiedergeburt zu feiern vermochte, scheint, wenn auch nicht eine besondere Anerkennung des durch das Buch verkündeten Systems, doch des darin vorkommenden vielen Dankenswerthen und Denkwürdigen darzuthun.

Ueberhaupt sind, während des unsterblichen Kant's anfangs so sehr der Unklarheit bezüchtigtes System den auf dasselbe immer besser sich einrichtenden Augen völlig klar geworden, die auf seinem Grundgebäude fortgeführten Systeme großentheils immer tiefer ins Dunkel hineingerathen. Deshalb konnten sie natürlich auch Goethe's Geiste, dieser Quelle eines höhern Lichts, keineswegs zusagen. Besonders drückte er sich in einem den 23. Nov. 1803 an Schiller gerichteten Briefe über den von Schopenhauer so angefeindeten verewigten Vorstand der deutschen Weltweisheit also aus, daß demselben vielleicht „durch das Technische der Redekunst ein großer Vortheil verschafft werden könne". Er sei ein gar vortrefflicher Mensch, aber es stehe der Klarheit seiner Gedanken gar viel entgegen.

Um so erfreulicher ergriff mich auch das aus der kaum erst vollendeten wiederholten Lecture der „Xenien" mir noch im frischesten Andenken stehende treffende Distichon:

Die Philosophien.

Welche wol bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer besteh'n!

Sollte dieser Spruch nicht als die angemessenste Zierde für den Eingang zu jedem philosophischen Hörsaale sich eignen? Uebrigens gehören auch die einander oft widersprechendsten philosophischen Systeme, selbst die schwächsten und haltlosesten, schon darum keineswegs zu den unnützen Erscheinungen, da die durch sie veranlaßten Federkämpfe, der Natur der Sache nach, sich immer als ein Vorwärtsschreiten auf der Bahn zum Lichte erweisen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Uebrigens wird die Leidenschaftlichkeit dieses Philosophen, von der oben die Rede war, wol am besten entschuldigt, wenn man sich erinnert wie wenig eine lange Zeit sein innerer Gehalt gehörig gewürdigt wurde, während nach und nach manchen seitdem wieder vergessenen Philosophennamen ein ganz unverdienter Weihrauch umqualmte.

Das Judenthum und der deutsche Roman.

1. Benjamin Kohn. Ein Nationalgemälde aus dem Judenthume von L. Horowitz. Presburg, Wigand. 1847. 12. 1 Thlr.
2. Die Jünger Börne's. Ein Roman von Minna Wauer. Berlin, Hirschfeld. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Abraham und die Seinen. Ein Roman von Emil Mecklenburg. Zwei Bände. Leipzig, Klemm. 1847. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir führen dem Leser hier drei Bücher auf ein mal vor, die unter sich eine gewisse Verwandtschaft haben, weil sie mehr oder minder um die Verhältnisse des Judenthums zu sich, zu der Familie und zum Staatsleben sich drehen. Das Judenthum greift heutzutage mit einer gewissen Prätension in die Literatur herüber, es will sich Geltung verschaffen, in seinen innern Beziehungen anerkannt sein. So lange man diese Bestrebungen als Vermittelungsversuche ansehen kann mit der deutschen Literatur und unserer Nationalität sich in einen innern Verkehr zu stellen, in derselben allmälig das Nationaljüdische abzuschleifen und mit uns zu einem gemeinsamen deutschen Bewußtsein zu erstarken, so lange muß man denselben nur die höchste Schonung und Milde angedeihen lassen; wenn sie aber davon ausgehen das jüdische nationale Leben dem deutschen Geiste gegenüber als ein selbständiges und berechtigtes hinzustellen, so müssen wir um so mehr auf unserer Hut sein dieses Streben niederzuhalten, als wir in unserm Schoose nicht einen Feind uns groß ziehen dürfen, der dem keimenden nationalen Bewußtsein gleich von vornherein als auflösendes Element beigegeben wäre. Je mehr aber das Judenthum — wir meinen jedoch hier durchaus nicht die jüdischen Schriftsteller — bemüht ist auf literarischem Boden sich festzusetzen, um so mehr wird es in sich selbst zur Klarheit kommen, das Bewußtsein allmälig mehr bei ihm Platz greifen, daß in seinem eigenen Schoose noch Viel zu erschließen, zu reformiren ist, bevor es im deutschen Leben vollständig aufgehen kann.

L. Horowitz behandelt in seinem Buche nicht ohne Interesse für den Leser die innern Verhältnisse des jüdischen Lebens, seine Gebräuche und seine Gewohnheiten. Haben wir den Verf. richtig aufgefaßt, so stellt er vorzugsweise die große Gewalt der Rabbiner auf die Gemüther und das Leben der Einzelnen dar, er weist an den handelnden Personen nach, zu welchem tragischen Conflicte und zu welchen innern Verwickelungen der Einzelne in seinen Beziehungen gebracht wird, wenn er sich den strengen, herben, orthodoxen Satzungen seiner Rabbis unterwerfen will, und wie dabei der innere menschliche Kern dem

starren Buchstaben unterliegen muß. Mit Recht sagt darum auch der Held (S. 208): „Du bist Rabbi. Allein, ehe du auf deiner Jeschiwah die Lehren des Talmud empfingst, hattest du ja aus der Hand deines Schöpfers — Menschenverstand erhalten. Und an diesen appellirend frage ich dich, ob nicht, menschlicher Berechnung und naturgemäßer Voraussetzungen nach, heute die gute Hannah noch glücklich in den Armen eines der edelsten Männer unserer (doch nicht etwa jüdischen?) Nation lebte? Ob nicht heute mein theures Weib noch lebte? Ob nicht Herr Käfer noch eine Reihe von Jahren hätte glücklich durchleben können? Ob nicht überhaupt so manches Unheil wäre ungeschehen geblieben, wenn der unbeugsame Sinn der Rabbinen auf der einen und fanatischer Glaube auf der andern Seite nicht all das traurig Erlebte gewaltsam herbeigezogen hätte?" Der Verf. hat in zahlreichen Noten, die durch das Buch zerstreut sind, uns manche Aufklärung über jüdische Gebräuche und Religionsanschauungen gegeben; allein unsere Meinung ist durch diese Mittheilungen um so bestärkter geworden, daß ein in solchen Formen verknöcherter Glaube mit dem wesentlichen Hintergrunde eines nationalen orientalischen Lebens mehr Sprödigkeit darbietet, daß seine Anhänger auf politischem Gebiete sich mit uns vereinigen können, als Dies für den ersten Augenblick scheinen mag. Sehen wir jedoch von diesem jüdischen Hauptkern der Erzählung ab, so bietet der übrige Theil der Erzählung uns nur wenig Interesse dar, der Stoff und die Handlung ist mager und dürftig erfunden; es fehlt dem Ganzen die poetische Kraft die uns über die Sandsteppen des gewöhnlichen Lebens hinüberführen könnte. Der Sohn eines Barons liebt ein Judenmädchen, dasselbe ist aber schon als Kind durch höchst abenteuerliche Verhältnisse Christ geworden und seinen Aeltern abhanden gekommen; der Vater des Barons sucht diese Liebe zu hintertreiben, weil er ein anderes Verhältniß für seinen Sohn abzuschließen sucht, wodurch er seine Schulden auf eine bessere Weise zu ordnen gedenkt. Zufällig ist aber sein Hauptgläubiger, Benjamin Kohn, der Vater der Geliebten seines Sohnes, die Verhältnisse klären sich auf, der Baron heirathet Juditha und diese beerbt ihren reichen Vater, wodurch die drückende Schuldurkunde auch getilgt wird.

Minna Wauer behandelt in ihrem Roman ein großes Thema: die Jünger Börne's. Ob wol Börne, wenn er noch lebte, Freude an solchen Geistesjüngern haben würde? Wir bezweifeln es. Die Klarheit, Schärfe, Entschiedenheit und Charakterfeste, wodurch Börne so einflußreich auf unsere Literatur und unser gesammtes Leben wirkte, fehlt fast gänzlich den auftretenden Personen; sie sind das abgestandene Naß, was den entschiedenen Mann so sehr anekelte, sie sind Philister sammt allen ihren Reden und langweiligen Tendenzen, statt Glühwein zu sein oder brunnenkühles Wasser. So gutgemeint auch der Zweck der Verf. sein mag, so sehr wir auch ihre Verehrung Börne's theilen, ebenso sehr müssen wir aber auch offen gestehen, daß sie einem solchen Geiste, einem solchen Thema nicht gewachsen ist; mit einigen Redensarten von Volkswohl und Freiheit, die aus ihrer abstracten verschwommenen Allgemeinheit gar nicht herauskommen, ist noch lange nicht das Wesen Börne's erschöpft. Wer von den ganzen Charakteren des vorliegenden Buchs ist denn der eigentliche wahre Geistesjünger Börne's? Etwa Frank von Bergen, der sich ein getauftes Judenmädchen, eine Maitresse des nachherigen Ministers, eine früher tief gesunkene Frau zur Ehe aufschwatzen läßt, der es erträgt, daß seine Frau nachher mit dem Halbbruder des Herzogs Arthur ein Liebesverhältniß unterhält? Ist es Ely, der Jude, der Bruder dieser Frau, etwa dadurch, daß er einem verfolgten Juden das Leben rettet, und bei jeder Gelegenheit metaphysische Spitzfindigkeiten und hohle Redensarten spricht über Emancipation der Juden wie S. 27: „O, könnt' ich mein Volk um mich versammeln, wie einst Moses es that, und führen es hinaus, wenn auch in eine Wüste, nur in die Freiheit! Josephe, ich stürbe lieber auf weitem Felde, mein Kissen ein Stein, mein Bett der kalte Sand, aber mit entfesselten Händen, mit freier Seele, als ich länger so lebte mit Maulkorb und Hemmschuh in euern glatten Salons, mit euern Damen und parfumirten Herren." Ist dieser Mann etwas Anderes als ein solcher der sich mit leeren Phrasen aufspreizt? Ist der Prinz Reinhardt der Jünger Börne's, der aus seinem Versteck zurückkehrt mit Egmont's Worten auf den Lippen: „Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit vielen Tausenden. Ich habe nie verschmäht mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knickern wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?" Was thut er aber? Bei herannahender Gefahr ruft er aus: „So schließt die Thür und bringt mich in ein sicheres Gemach." Oder ist es der alte Prediger Ehrhardt? Wol noch am ersten, aber er bringt es auch nicht über den gewöhnlichen schlichten Mann hinaus. Die ganze Charakteristik sämmtlicher Personen ist ungemein flau und ohne alle Bestimmtheit: fast kein kräftiger Zug findet sich in dem Buche; hausbackene Empfindung wechselt mit überschwenglicher Gefühlsschwimelei, die Entwickelung der Handlung ist gesucht, gewaltsam und zum Theil ganz unnatürlich, sowie der Zusammenhang sich ohne alle innere Nothwendigkeit darstellt. Es werden zwar verschiedene Fragen der Gegenwart in dem Buche abgehandelt, aber diese gehören theils nicht hierher, theils sind sie anderwärts längst besser und schärfer besprochen. Störend in Bezug auf die Form ist das fortwährende Heraustreten der Verf. aus der Erzählung; sie erscheint selbst, stellt Betrachtungen über das Erzählte an. Der Stil ist im Allgemeinen etwas zu gesucht, man könnte sagen forcirt oder überspannt; nehme man nur Stellen wie S. 143: „Ihr Kopf ruhte auf seiner Brust in der Nacht seines schwarzen Bartes." Vorher sagt Ely zu seiner Geliebten: „Du bist ein Diamant in der blauen Grotte des Himmelsgewölbes, ein Stern, ein Engelsauge. Der Thau welcher aus diesem Engelsauge herniederträuft hat eine Höhlung erzeugt in der harten Felsenbrust und kühlt mit seinen Balsamtropfen die unterirdische, wilde Titanenglut." Ferner S. 200: „Er küßte ihre Stirne, ihre flatternden Locken und flog dann wie der König der Schatten unaufhaltsam durch die Nacht dahin." Manches warme Wort wird in dem Buche für die Emancipation der Juden gesprochen; jedoch hat die Verf. fortwährend wo der alte Jude auftritt Sorge getragen ihn in einem verhunzten schlechten Deutsch reden zu lassen. Heißt Dies praktisch für die Emancipation streiten, wenn man stets dem Juden sogar eine andere, unterschiedene Sprache beilegt? Nur durch Gemeinsamkeit der Bildung wird die Emancipation wahrhaft vollendet, und die Kunst vor Allem, wenn sie einmal dieses Thema behandeln will, muß diese äußern Unterschiede gleich von vornherein abwerfen, sie muß den Juden auf dem allgemeinen menschlichen Standpunkt bringen, statt ihn auf einem specifisch jüdischen zu halten.

Emil Mecklenburg proclamirt sich in der Vorrede zu seinem Romane „Abraham und die Seinen" entschieden als Tendenzdichter und bezieht sich dabei auf Homer, den er den größten Tendenzdichter von allen nennt. Er findet bei Homer die Tendenz darin, daß er die Götter als Menschen erscheinen läßt mit allen dem Menschen eigenen Tendenzen, daß er sie im Kriege gegen die Menschen oder für dieselben streiten läßt, daß er sie darstellt, wie sie sich einem vergnüglichen Lebensgenuß, in Liebe und Lust, den Menschen zum erheiternden Beispiel, hingeben. Jahrhunderte sind in Unwissenheit gewesen über das Wesen der Homerischen Dichtung, Hr. Emil Mecklenburg hat auf einmal den wahren Kern entdeckt, den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Facultäten werden sich gewiß beeilen sein Verdienst um die Literatur anzuerkennen, wenn sie nicht undankbar sein wollen, denn Hr. Emil Mecklenburg thut den Ausspruch: „Homer, der Tendenzdichter, hat nicht, wie es Jahrhunderte lang in den Compendien der Gelehrsamkeit geheißen hat, die griechischen Götter gemacht (wo steht Dies?), sondern er hat sie zum Gelächter und Spott der Menschen gemacht, er

hat sie gestürzt. Freilich wehrten sie sich lange gegen den Tod, und Götter sterben langsam." Man könnte diesen Ausspruch höchst frivol und abgeschmackt nennen, wenn es sich überhaupt der Mühe lohnte mit einer so paradoxen, nur auf höchster Unkenntniß des gesammten classischen Alterthums, sowie der eigentlichen Philosophie der Geschichte ruhenden, flachen Phrase sich weiter zu befassen als sie vorerst, wo sie ohne weitere Begründung erscheint, entschieden und kurz abzufertigen. Mecklenburg hat die Juden zum Stoff dieses Gedichts gewählt, er behandelt einen Theil unserer jüdischen Schriftsteller als Söhne einer Familie. Abraham, in dem er den Banquier Rothschild zu Frankfurt a. M. schildert, ist der Vater Heine's und Börne's, deren liebenswürdige Nichten Rebekka und Rahel nach Berlin reisen zu einem andern Onkel, dem Musiker Meyerbeer, dessen Frau eben in Wochen ist. Die Schicksale dieser Damen in Berlin, ihr Briefwechsel mit Börne und Heine werden dann weiter geschildert, bis eine derselben an einen Dichter, in dem man Herwegh erkennt, verheirathet wird. Der Verf. will in diesem Romane „den modernen merkwürdigen Conflict des jüdischen Geschlechts mit der christlichen Welt, diese denkwürdige Ironie der Geschichte in einem zierlichen, poetischen Bilde darstellen". Ref. gesteht ein, daß er nicht im Stande war ein klares Bild aus der gesammten Darstellung zu erhalten; es ist ein satirischer Roman, aber welche Personen sind eigentlich Gegenstände seiner Satire und warum? Was liegt in dieser Auffassung für eine tiefere Idee zu Grunde, wenn man die persönlichen Verhältnisse, die hier und da sogar piquant sind, hinwegnimmt? Wodurch wird der Conflict des jüdischen Geschlechts mit der christlichen Welt anschaulich gemacht, und was ist der eigentliche sittliche Ernst der aus dieser Darstellung resultiren kann und muß? Wir können die Fragen die sich uns hier aufdrängen aus dem Werke nicht beantworten, und es bleibt uns Nichts übrig als anzunehmen, daß die eigentliche Idee dem Verfasser selbst unklar war, und daß er diese Armuth hinter persönlichen Verhältnissen, die im Vordergrunde stehen, versteckt, sie zu verbergen sucht. Es sind zwar, wenn man zum Einzelnen sich wendet, hier und da einige ganz treffliche satirische Züge hervorgehoben; allein diese können uns nicht schadlos halten für die vermißte Hauptidee. Es finden sich sogar ferner einzelne treffliche Schilderungen, die mit frischem kräftigem Pinsel ausgeführt sind; aber am Ende suchen wir doch nach einem festern Punkte, auf dem man länger verweilen könnte. Als Probe führen wir hier zum Schluß eine Stelle an (S. 155):

Es war Theestunde geworden,
Die wichtigste Zeit im deutschen Norden,
Weil dann der nordische Geist, der kühne,
Eröffnet seine Rednerbühne.
Und keiner Residenz verlieh'n
Die Götter ähnlich wie Berlin
Den unerreichbar höchsten Ruhm
Im Hyperfreitheerednerthum.
Beim Thee entfaltet sich hier ein Himmel
Von überschwenglichem Gewimmel,
Beim Thee durchkreuzen sich die Blitze
Stets treffender berliner Witze,
Beim Thee erhebt die Politik,
Sowie ästhetische Kritik,
Verachtend des Zornes rohe Art,
Ihr Richterschwert, subtil zu zart,
Beim Thee und matten Lampenscheine
Ist hier verschwunden alles Gemeine,
Und jeder Tropfen berliner Blut
Ist rein wie Thee und absolut,
Absolut der Wangen zarte Rosen,
Absolut die unwattirten Hosen
Der Offiziere, wie ihr Muth,
Vor Allem aber absolut
Der keuschen Damen Unschuld, wie
Ganz absolut ihr eau de Paris.

93.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Englands politische Zustände.

Man lasse sich nicht durch den Titel „Lettres sur l'Angleterre et sur la France, publiées par *Aug. Nougaret de Fayet*" zu der Annahme verleiten, dieses dreibändige Werk gehöre der in unserer Zeit besonders üppig wuchernden Touristenliteratur an. Es unterscheidet sich dasselbe vielmehr von diesen leichtfertigen Compositionen, wie sie uns in der Form von Reiseeindrücken, Reisebildern, Scenen und Skizzen täglich geboten werden, in Bezug auf Inhalt und Darstellung sehr wesentlich. Die Briefe, auf die wir hier die Absicht haben aufmerksam zu machen, behandeln fast durchweg politische Gegenstände, und zwar in ernster, von der frivolen Weise der Tagesschriftsteller sehr abweichender Fassung. Noch bedeutender aber als der äußern Form nach unterscheidet sich der durch verschiedene andere Publicationen bekannte Verf. vom großen Haufen der französischen Publicisten durch die ruhige unparteiische Färbung seiner Ansichten. Während es schon seit einer Reihe von Jahren in der französischen Presse an der Tagesordnung ist sich gegen England in den ungebührlichsten Declamationen zu ergehen, und vom politischen Hasse verleitet in den englischen Zuständen Nichts gelten zu lassen, sucht er seine erbitterten Landsleute auf die merklichen Vorzüge hinzulenken welche ihm die englische Verfassung und die daraus hervorgewachsenen Einrichtungen zu bieten scheinen. Er macht aus seiner Vorliebe kein Hehl, und weit entfernt seine Bewunderung für die großartige Entfaltung des politischen Lebens in England mit schillernden patriotischen Phrasen zu überkleiden, sucht er vielmehr den französischen Lesern ein Bild vorzuhalten welches eine ernste Nacheiferung zu erregen im Stande wäre. Daß dabei manches ungünstige Urtheil über Misverhältnisse und Gebrechen in den französischen Zuständen mitunterläuft, kann man schon nach diesen flüchtigen Andeutungen vermuthen. Vielleicht geht der Verf. selbst in der vortheilhaften Meinung für England etwas zu weit, indem er dabei die offenbaren Flecken, wie sie dem ungetrübten Blicke auch jenseit des Kanals erscheinen, zu übersehen geneigt ist; aber man muß dabei die Absicht in der dieses Gemälde entworfen ist, und den Umstand mit in Anschlag bringen, daß Jeder der wie Nougarède sich nicht begnügt die Zustände eines fremden Volks wie sie gerade stehen und liegen aufzufassen, in dem liebevollen Studium des Historisch-Gewordenen leicht eine Rechtfertigung der bestehenden Verhältnisse schöpft.

H. de Lacretelle.

Wir haben in d. Bl. vor einiger Zeit eine kleine Gedichtsammlung, betitelt „Nocturnes", von H. de Lacretelle, erwähnt, welche neben vielen Mängeln und Flecken manche Spuren jugendlichen Dichtertalents an sich trug. Lacretelle tritt jetzt zum zweiten male vor das Publicum, und zwar mit dem Romane „Valence de Simian", der vor vielen Productionen dieser Art, welche als bequemes Lesefutter den Leihbibliotheken verfallen, Beachtung verdient. Zwar streift in demselben der Verf. auf das unersprießliche Gebiet socialistischer Betrachtungsweise, welches jetzt von so vielen Romanfabrikanten abgeweidet wird; aber seine Auffassung ist doch zu klar und zu rein als daß er mit dem gewöhnlichen Schlage zusammengeworfen werden dürfte. Der Tribut den er den sogenannten Zeittendenzen zollt scheint mehr aus einem wohlwollenden, für das Beste der Menschheit glühenden Herzen als aus schlaffer Gemüthszerrissenheit, wie sie uns aus so vielen modernen Schriften entgegenwidert, hervorzugehen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 362. —— 28. December 1847.

Literarische Findlinge.

(Beschluß aus Nr. 361.)

Der Schlegel-Tieck'sche „Musenalmanach" auf das Jahr 1802 war mir, als dem Verfasser des darin unter der Aufschrift „Der Streit für das Heilige" abgedruckten Sonetts, unmittelbar nach seinem Erscheinen, im Auftrag der Herausgeber ausgehändigt worden, deren persönlicher Bekanntschaft ich mich erst kurz nachher zu erfreuen hatte. Zu denjenigen Gedichten darin welche meine Aufmerksamkeit vorzüglich anregten gehörte die deutsche Bearbeitung des alten Kirchenlieds am Allerseelenfeste, das mit den Worten: Dies irae, dies illa anhebt. Sie war von A. W. Schlegel im Metrum des Originals. Bei den mit dieser Arbeit verbundenen bedeutenden Schwierigkeiten war es kein Wunder, wenn an manchen Versen, durch den zu jedem derselben erfoderlichen dreifachen Reim, einige Gewalt sichtbar wurde. Namentlich wollte schon der erste Vers im Original:

> Dies irae, dies illa
> Solvet saeclum in favilla,
> Teste David cum Sibylla,

lautend, verwandelt in die Worte:

> Jenen Tag, den Tag des Zoren,
> Geht die Welt in Brand verloren,
> Wie Propheten hoch beschworen,

mir nicht zusagen.

Nach einigem Nachsinnen über die Möglichkeit einer angemessenern Fassung hatte es wenigstens meine Feder bis zu einer andern Gestalt dieser Strophe gebracht. Aber der Vorsatz auf ähnliche Weise auch an den übrigen mein Heil zu versuchen, gerieth unter der fortwachsenden Fülle anderer Bestrebungen und Geschäfte immer tiefer in den Hintergrund, bis ich zuletzt seiner vergaß. Um so lebendiger trat er mir beim zufälligen Wiederauffinden eines von mehr als vier Decennien, die zwischen ihm und dem J. 1847 liegen, ganz vergelbten Blattes Papier plötzlich von neuem vor die Seele. Es enthielt das lateinische Original des alten Kirchenlieds von meiner Hand geschrieben, sowie die erste von mir übersetzte Strophe. Zugleich entsann ich mich des mächtigen Eindrucks den der auf Anlaß der Schlegel'schen Uebertragung von mir aufgesuchte Text des lateinischen Originals auf mich gemacht, daß unstreitig gerade der schonungslose religiöse Rigorismus den er aussprach seiner gewaltigen Wirkung auf mein Gefühl zu Grunde gelegen, und ich mir daher vorgenommen hatte, zu möglichster Festhaltung der vom Dichter geschilderten Schrecken auch den Ausdruck dessen sich derselbe bedient so treu als es nur thunlich wiederzugeben. Zunächst wandelte mich jetzt mehr als je zuvor die Laune an meinen so ganz mir aus dem Gesichtskreise gerückt gewesenen Versuch einer Bearbeitung noch ins Werk zu setzen. Unter der Arbeit aber veränderten sich meine frühern Ansichten von dem dabei zu beobachtenden Verfahren in einer Beziehung gänzlich. Wenn auch zu Charakterisirung der Zeit worin das lateinische Original abgefaßt worden, und zu möglichster Erhaltung seiner Kraft die ascetische Strenge desselben im Allgemeinen durchaus beizubehalten war, so sträubte sich meine Feder doch gegen die wörtliche Aufnahme mancher in dem Liede mir vorkommenden Schilderung. So durfte meines Erachtens z. B. die vorletzte Strophe:

> Confutatis maledictis,
> Flammis acribus addictis,
> Voca me cum benedictis,

unserer der mittelalterlichen Ansicht von dem Materiellen der Hölle und deren Strafen längst entwachsenen Zeit nur durch eine Umschreibung vorgelegt werden, wenn der großartige Eindruck des Ganzen nicht völlig verloren gehen sollte. Dieser Grundsatz leitete mich daher auch bei meiner Uebersetzung. Wie Schlegel bei der seinigen hierin verfahren, war mir nicht mehr gegenwärtig. Zudem war ich schon längst um den Almanach gekommen in dem sie stand, und derselbe in Dresden nirgend aufzufinden. Zum Glück gelangte ich indessen bald darauf nicht nur zu der Schlegel'schen, sondern auch noch zu drei andern deutschen Uebersetzungen dieses Gedichts. Eine vierte, an manchen Stellen ihnen vielleicht durch größere Abrundung und Glätte den Rang streitig machende, ziehe ich darum nicht in Betracht, weil ihr Verfasser von der allerdings sehr schwierigen Form der Versart des Originals ganz abgewichen ist, diese wie für solchen Inhalt besonders geschaffene Form aber eben weit näher noch mit der Seele des Gedichts in Verwandtschaft stehen möchte als manche darin vorkommende Ausdrücke. Die Verfasser jener drei Uebersetzungen sind: J. G. Fichte, Clodius und Hohlfeld. Wie die Schle-

gel'sche, so legt jede der ihrigen ebenfalls Vorzüge und Mängel vor den andern dar, und wie viele der Uebersetzungen auch meines Wissens sonst noch vorhanden sind, läßt sich wol annehmen, daß es bei ihnen insgesammt derselbe Fall sein dürfte. Wenn ich mir hier erlaube einen gleichen Versuch aufzustellen, geschieht es keineswegs in dem stolzen Glauben, daß mir irgend ein Uebertreffen der andern verdienstvollen Bestrebungen gelungen sei. Zu großer Freude aber würde es mir gereichen, wenn auch mein ganz anspruchloses Wagestück nicht aus lauter Mängeln und Schwächen bestehen sollte. Hier ist er:

Am Allerseelenfeste.

Jener Tag des Zorns für Sünden
Wird die Welt zu Asche zünden,
Wie Sibyll' und David künden.

Wer, wer zählt des Schreckens Klänge
Der dem Grab entstieg'nen Menge
Vor des Richters Blick voll Strenge?

Der Posaune Ton, der helle,
Zwingt die Todten all' zur Stelle,
An des höchsten Thrones Schwelle.

Erd' und Tod starrt wie erschlagen,
Wenn vor des Gerichtes Fragen
Die Erstand'nen steh'n und zagen!

Kein Gericht ist so berathen
Durch ein Buch mit allen Thaten,
Welche je ins Leben traten.

Schuld, versteckt im tiefsten Grunde,
Schallt nun laut von Richters Munde,
Und dabei der Strafe Kunde.

Muß nicht aller Muth verschwinden,
Wo der Gute selbst für Sünden
Keines Anwalts Schutz kann finden?

Herrscher, mächtiger als Alle,
Nimm zur Sich'rung vor dem Falle
Mich in deiner Milde Halle.

Jesus, auch für mich zu sterben
So bereit, laß deinen Erben
Nicht an jenem Tag verderben!

Deines Kreuzes Last und Wehen
Laß, auf mein inbrünstig Flehen,
Heute mir zugute gehen!

Du, mit der gerechten Wage,
Hör' auf meiner Reue Klage
Vor des Richtspruchs strengem Tage!

Seufzend nah' ich deinem Throne,
Nicht nach meinen Schulden lohne;
Schone, Gott, des Beters, schone!

Daß Marien du erhöret,
Und des Schächers Fleh'n gewähret,
Ist's, was auch mein Hoffen nähret.

Nicht um Recht ist's, daß ich werbe,
Gnade nur, bevor ich sterbe,
Weil ich ewig sonst verderbe!

Laß, der Böcke Schwarm entnommen,
Mich zu deiner Rechten kommen,
Wo die Schafe sind, die frommen.

Sind aus deinem Angesichte
Dann verbannt die Bösewichte,
Rufe mich zu deinem Lichte.

Ach, zermalmt wie Asche, wende
Ich getrost zu dir die Hände:
Sorge huldvoll für mein Ende!

Auch dem tiefsten Ernste des räthselvollsten Lebens darf selbst der ausgelassenste Scherz getrost und ohne zu erröthen sich an die Seite stellen, wenn sein Muthwille nur die Grenze von Sitte und Anstand nicht überschreitet. Beim Uebergange von einem Findlinge so düsterer Physiognomie zu einem andern mit dem heitersten Antlitze ausgestattet, dünkte mich dieser Fingerzeig nicht ganz überflüssig. Der Findling dessen Einführung ich soeben beabsichtige, so grell auch der Gegensatz erscheint den sein Inhalt mit seinem unmittelbaren Vorgänger bildet, schien mit jenem geistlichen Liede in einer Art von Verwandtschaft zu stehen. Man schrieb nämlich ein uraltes lateinisches Trinklied einem Priester zu, dessen Blütenzeit noch in das 12. Jahrhundert fiel. Er war Hofkaplan König Heinrich's II. von England, und kämpfte, nachdem er zu Rom die Ausartung der Sitten des geistlichen Standes von Grund aus kennen gelernt hatte, mit Macht gegen dieselbe in Schriften ernsten und satirischen Inhalts. Sein Name war Walter Mapes und hauptsächlich auch wegen der Unerschöpflichkeit seiner heitern Laune weit und breit mit Auszeichnung genannt. Von allen seinen zum Theil eine tiefe Gelehrsamkeit darthuenden Schriften ist unstreitig keine so populair geworden als das erwähnte Trinklied mit dem Anfange: „Mihi est propositum." Noch immer lebt es im Munde der akademischen Jugend Europas und unstreitig sogar jenseit des Weltmeers fort.

Die Vorrede zu der im J. 1841 zu London durch Th. Wright herausgegebenen Sammlung lateinischer Gedichte dieses Mapes macht nun zwar Letzterm die Abfassung des erwähnten Trinklieds in der allgemein bekannten Form streitig, behauptet aber doch, daß sein wesentlicher Inhalt aus einem unter dem Titel „Confessio Goliae" erschienenen Gedichte desselben gezogen sei. Nr. 24 der dresdener „Abendzeitung" vom Jahre 1843 liefert auch den vollständigen Abdruck des lateinischen Urtextes dieses Inhalts. Eine Zusammenhaltung desselben mit der weiter unten abgedruckten Originalstolie in der bekannten Form kann wol aber nur zum Vortheil der letztern ausfallen, da die durch Wright publicirte weit weniger natürlich und ansprechend erscheint. Ihre höchst muntere, bacchische Jovialität hatte mich schon vor einem Lustrum veranlaßt eine Bearbeitung des allgemein beliebten Liedes in deutschen Reimen zu versuchen, welche auch sofort durch die „Abendzeitung" veröffentlicht wurde. Die mir damals von vielen Seiten, namentlich auch von meinem seitdem verewigten Freunde, dem geist- und gemüthvollen Uebersetzer des Petrarca, Professor Förster, zugekommene erfreuliche Versicherung, daß in meiner Bearbeitung Sinn und Geist des Originals nicht verfehlt worden, bewog mich vor kurzem zu einer Revision derselben. Der angemessenste Dank für die dem kleinen Werkchen bewiesene Aufmerksamkeit schien mir der Versuch einer Ver-

vollkommnung zu sein. Da in dessen Verfolg jede der fünf Strophen eine nicht unwesentliche Abänderung erfahren hat, so will ich hiermit das Ganze auch in der neuen Gestalt vorlegen und zu Erleichterung einer Vergleichung der deutschen Arbeit mit dem lateinischen Texte letztern voransetzen.

Cantilena potatoria.

Mihi est propositum
In taberna mori,
Vinum sit appositum
Morientis ori.
Ut dicant, cum venerint,
Angelorum chori,
Deus sit propitius
Huic potatori.

Poculis accenditur
Animi lucerna,
Cor imbutum nectare
Volat ad superna;
Mihi sapit dulcius
Vinum in taberna
Quam quod aqua miscuit
Praesulis pincerna.

Tales versus facio
Quale vinum bibo;
Neque possum scribere
Nisi sumpto cibo;
Nihil valet penitus
Quod jejunus scribo,
Nasonem post calice
Carmine praeibo.

Mihi nunquam spiritus
Prophetiae datur,
Non nisi cum fuerit
Venter bene satur;
Cum in arce cerebri
Bacchus dominatur,
In me Phoebus irruit,
Admiranda fatur.

Trinklied.

Soll's gestorben sein, so sei's
In der Zecher Mitte,
Und ein Trunk im trauten Kreis
Meine letzte Bitte;
Bete dann der Engel Schar
Vor des Todten Hütte:
Nimm, o Gott, in Gnaden wahr
Dieses Trinkers Bitte!

Aus Pokalen quillt der Strom
Der die Seel' entzündet,
Und das Herz dem Sternendom
Zuführt und verbündet.
Mehr entzückt der Traube Saft
Wo man Zecher findet,
Als wo seine Wunderkraft
Unter Wasser schwindet.

Jeden hält Natur im Joch
Eigener Manieren,
Nüchtern konnt' ich niemals noch
Gut die Feder führen,
Nüchtern mich der kleinste Mann
Keck tyrannisiren;
Durst und Hunger! ärger kann
Nichts mich schicaniren.

Wie der Wein beschaffen, so
Meines Liedes Klänge,
Und zum Sang ist nirgendwo
Wer mich nüchtern zwänge.
Nüchternheit verscheuchte mir
Laune und Gesänge;
Doch beim Becher treib' ich schier
Goethe'n in die Enge.

Immer hat des Geistes Blick
Erst sich mir erschlossen,
Wenn dem Leib sein Lebensglück
Reichlich zugeflossen.
Ist ins Oberparlament
Bacchus kaum geschossen,
Wird auch Phöbus' Strahl behend
Auf mich ausgegossen.

Friedrich Laun.

Literarische Charakteristiken und Kritiken von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Hr. Schwenck sammelt hier die Recensionen über poetische und literarische Zeiterscheinungen, die er seit einem Vierteljahrhundert in einer Anzahl von Zeitschriften hat abdrucken lassen; nur eine Recension der „Gedichte eines Lebendigen", die wegen des Verbots der Schrift in der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung", für welche sie bestimmt war, nicht hatte erscheinen können, und ein Aufsatz über Montaigne sind neu. Wir wünschen Hrn. Schwenck Glück dazu, daß er sich bewußt sein konnte so viele Freunde zu besitzen, daß er eine solche Sammlung wagen durfte; aber für ganz angemessen können wir den Schritt nicht halten. Recensionen sind immer mehr oder weniger Kinder des Tags, so mögen sie denn auf den Tag wirken und dann verschwinden. Nur Männer des ersten Ranges, deren Ansichten Epoche gemacht haben, scheinen zur Erneuerung solcher gelegentlichen Aeußerungen berechtigt zu sein; denn bei ihnen wird man den Gesichtspunkt verfolgen, daß sie Dieses oder Jenes eben schon in jener Zeit gesagt und daß sie es gesagt, wobei denn die Rücksicht auf das recensirte Buch selbst ganz in den Hintergrund tritt. Wo aber Das nicht der Fall sein kann, lieber Gott, man liest ja die gestern und heute erscheinenden Recensionen nicht mehr, wie sollte man die alten lesen? Wer kann z. B. heute noch ein Interesse an einer Kritik der „Gedichte eines Lebendigen" nehmen, die bei ihrem Erscheinen geschrieben war. Wir nehmen andere, vielleicht höhere, jedenfalls spätere Standpunkte ein, auf denen uns das Frühergesagte nicht mehr ohne Weiteres brauchbar ist. Doch fast schon zu viel des Recensirens über eine Sammlung von Recensionen; man denke sich, daß wir nun auch nach einem Vierteljahrhundert so eine Sammlung veranstalteten, die dann wieder recensirt würde, und so fort in infinitum. 42.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Jakob II. oder die Revolution von 1688. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 1848. Gr. 16. 15 Ngr.

Althaus, T., Mährchen aus der Gegenwart. Leipzig, Jurany. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Apel, T., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Jurany. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauernfeld, Ed. v., Das Liebes-Protokoll. Lustspiel in drei Aufzügen. Neue, durchgesehene Auflage. Wien, Doll's Enkel. 8. 25 Ngr.

Böck, P. M. v., Die sieben freien Künste im 11. Jahr-

hundert. Ein Beitrag zu den Studien des Mittelalters. Donauwörth, Veith. 8. 10 Ngr.

Böckel, E. G. A., Die Bekenntnißschriften der evangelisch-reformirten Kirche. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Geheime Chronik der königlichen Lustschlösser Frankreichs. Aus dem Französischen von L. Hain. Vier Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die klassischen Dichtungen der Inder. Aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert von E. Meier. 1ster Theil. Epische Poesie. — A. u. d. T.: Nal und Damajanti. Stuttgart, Metzler. 16. 1 Thlr.

Deyerl, K., Stadt-Geschichten. Romantische Erzählungen. Enthaltend: Ulrich Schwarz. — Der Elementargeist. — Professor Ratas. — Der Erz-See. Donauwörth, Veith. 12. 10 Ngr.

Duttenhofer, F. M., Streiflichter. Eine Sammlung von Dichtungen, Mährchen und Erzählungen. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr.

Eichendorff, J. Freih. v., Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig, Liebeskind. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Frankel, Z., Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Beziehung. 2te, mit einem Anhange vermehrte Ausgabe. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger, A. J., 1830. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Hermann. 1848. 8. 3 Thlr.

— — Der Spion, oder die Geheimnisse des rothen Buches. Vier Bände. Meißen, Goedsche. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Grün, A., Gedichte. 7te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Heiberg, J. L., Dramatische Schriften. Aus dem Dänischen von K. L. Kannegießer. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Kaiser Heinrich der Vierte. Trauerspiel. Berlin, T. Trautwein. 8. 1 Thlr.

Heppe, H., Geschichte der hessischen Generalsynoden 1568—1582. Nach den Synodalakten zum ersten Male bearbeitet und mit einer Urkundensammlung herausgegeben. 2ter Band, die Geschichte der Generalsynoden von 1578—1582 enthaltend. Kassel, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hessemer, F. M., Jussuf und Nafisse. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hoeven's, A., Des Amorie, van der, Briefe geschrieben auf einer Reise nach deutschen Universitäten, aus dem Holländischen übersetzt von L. T. Moseler. Dortmund, Krüger. 1848. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, H., Humoristische Studien. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Hoyer, R., Gedichte. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 15 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 27ster Jahrgang für 1848. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1848. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

James, G. P. R., Margarethe Graham. Ein Roman. Aus dem Englischen von E. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ibn-Chisdais, Prinz und Derwisch oder die Makamen. Von W. A. Meisel. Stettin, Effenbart. Gr. 8. 1 Thlr.

Julius, Geschichte des Bauern-Krieges. Dem deutschen Volke erzählt. Hamburg, Berendsohn. 16. 5 Ngr.

Kell, J., Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie in lustigen Reimen. Nach Zeichnungen von R. Töpffer. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. Qu. gr. 8. 20 Ngr.

Kellner, L., Sprachstunden, enthaltend einen Leitfaden für den sprachlichen Unterricht in den Mittelklassen der Volksschulen und eine vorausgeschickte kritische Darstellung des Entwickelungsganges der Methode. Leipzig, Hartknoch. 8. 22½ Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten ꝛc. Herausgegeben vom Criminaldirector J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 12ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Tafel, J. F. J., Die Fundamentalphilosophie in genetischer Entwickelung, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte jedes einzelnen Problems. 1ster Theil. Tübingen, Verlags-Expedition. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im J. 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachussetts im J. 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst 1 Karte von Neu-England im J. 1674. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Thümmel, A. R., Die Natur und das Leben in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, in ihrer Licht- und Schattenseite nach den Schilderungen von Augenzeugen und den Briefen ausgewanderter Landsleute dargestellt. Erlangen, Palm. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwedische Volkssagen und Märchen. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt und herausgegeben von G. O. H. Cavallius und G. Stephens. Mit Varianten und kritischen Anmerkungen. Deutsch von K. Oberleitner. Wien, Haas. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Welle, G., Unter der Erde und über den Sternen. Ein Polenschicksal. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Die Angelegenheit des Prof. Vischer. Votum eines Laien. Stuttgart, Beck u. Fränkel. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Besetzung von Ferrara vom Standpunkte des internationalen Rechts betrachtet. Aus dem „Portefeuille, Revue diplomatique." Nebst 1 Plane. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 6 Ngr.

Bötticher, W., Die heilige Schrift Fundament und Richtschnur aller zum Heil führenden Unionsbestrebungen. Einladungsschrift der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft ꝛc. Berlin. 4. 7½ Ngr.

Erdmann, Zwei Predigten, gehalten zum Schluß des akademischen Gottesdienstes und am 13. p. Trin. 1847. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Gespräch zwischen einem Geistlichen und einem Schullehrer über die Bildung der Schullehrlinge in Franken. Hof, Grau. 8. 2 Ngr.

Guericke, H. E. F., Lichtfreundthum und Kirchenthum. Ein abgedrungenes Bekenntniß. Leipzig, Dörffling. 8. 1½ Ngr.

Haller, K. L. v., Staatsrechtliche Prüfung des vereinigten Preußischen Landtags nebst redlichem Rath an den König zur Behauptung seines guten Rechts. Schaffhausen, Hurter. 8. 7½ Ngr.

Harleß, G. C. A., Predigt am Reformationsfeste 1847, gehalten in Leipzig. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Ngr.

Heydenreich, Erntefestpredigt zu Weißenfels Dom. 19 p. Trin. 1847 gehalten. Weißenfels, Sueß. Gr. 8. 2 Ngr.

Hermann, Frater, Weissagungen über die Schicksale des Hauses Brandenburg. Mit besonderer Berücksichtigung der religiösen Wirren unserer Neuzeit, bearbeitet und mit Anmerkungen herausgegeben von A. Rennew. Münster, Coppenrath. 8. 3 Ngr.

Stursberg, P. W., Die Macht der Gnade. Predigt über Evangelium Lucä 23, 39—43, gehalten zu Gemarke. Nebst einem Vorwort. Elberfeld, Schmachtenberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien, Rohrmann. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Weiß, Ueber ordinatorische Verpflichtung. Ein Wort zum Frieden mit Rücksicht auf die Arbeiten der Evangelischen Generalsynode. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 363. —— 29. December 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1848.

Zweiter Artikel.*)

Das vorläufige Resultat welches sich uns aus der Durchsicht des großen Haufens dieser Ephemeren entgegengedrängt hat ist nicht erfreulich. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß manches absolut Werthlose noch immer sein Leben fristet und mit jedem Jahre weiter geht — also doch noch ein Publicum finden muß —; daß ferner fast nirgend ein regeneratorisches Bestreben oder Energie und Eigenthümlichkeit, neue oder gute alte Tendenzen in der Redaction sich offenbaren. Statt der so sehr nöthigen Strenge zeigt sich verderbliche Zerfahrenheit, vielleicht manches mal von den Umständen gebotene Nachsicht, im Ganzen bleibt es bei dem alten Schlendrian; und empfehlenswerth sind eigentlich nur die Taschenbücher zu nennen, welche wenigstens einiges Interessante und Frische bringen, denen es gelungen ist Beiträge oder zuweilen auch nur einen in vasto gurgite schwimmenden Beitrag einer respectabeln schriftstellerischen Persönlichkeit zu bieten. Unsere Kritik wird sich also nur an das Einzelne halten können was der Kritik werth ist; eine Fahne wird nirgend aufgepflanzt, über deren Inschrift man sprechen, deren Genossen man mustern, deren Zug nach einer bestimmten Richtung man loben oder ein wenig gewendet wünschen könnte. In dieser Hinsicht bedauern wir es, daß das im vorigen Jahre erschienene Album „Vom Rhein; Leben, Kunst und Dichtung" keine Fortsetzung erhalten hat. Denn wenn wir auch mit der eingeschlagenen Richtung uns nicht ganz einverstanden erklären konnten, so hatte Kinkel, der es herausgab, doch wenigstens eine Richtung genommen, das Buch zu einem Ganzen gemacht, ihm Charakter gegeben, und mit ernstem, solidem Sinn doch auch die für die Unterhaltung erfoderliche bunte Mannichfaltigkeit in einer gewissen harmonischen Weise zu vereinigen gewußt. Iris, die Botin der Götter, mag nun den Reigen eröffnen.

2. Iris. Herausgegeben von Johann Grafen Mailáth.

Ehre Dem dem Ehre gebührt! Hier ist es Grillparzer, mit seiner Erzählung „Der arme Spielmann". Je weiter wir in ihr lasen, desto mehr setzte sich der anscheinend trockene Spruch: „Verum index sui et falsi" in uns in Bewegung, und an den Vorzügen der Darstellung des edeln Dichters kamen uns die Mängel und Fehler der gewöhnlichen Productionsart auf das lebhafteste zum Bewußtsein. Wenn man referirt: der Anfang ist die Beschreibung eines lärmenden Brigitten-Kirchtags in Wien, dort fällt dem Erzähler unter der Menge Bettelmusikanten ein ganz eigenthümlicher alter Mann auf, der große Innigkeit, viel Herz, Spuren ehemaliger solider Bildung und Wohlstands verräth; er lernt ihn kennen, läßt sich die rührende Lebens- und Liebesgeschichte des alten einsamen Künstlers erzählen; endlich der Schluß: er findet seinen Tod während er bei einer Ueberschwemmung die Kinder seiner frühern Geliebten rettet: so könnte Einem, ohne den Namen Grillparzer, alle Lust zum Lesen schon vergehen. Denn ein solcher alter Musikant ist eine stehende Figur, und wir meinen schon die rührenden Contraste seines himmlischen Violinspiels mit seinem armen Leben zu hören, und seine sonst so reizende Geliebte mit Spuren ehemaliger Schönheit zu sehen; und auch daß der Poet sich eine solche Geschichte erzählen läßt, ist etwas fast Abgedroschenes. Der Wurm, der an den meisten Productionen nagt, ist der Mangel der Eigenthümlichkeit und Individualität, das Abgeschliffene, Marklose; die gewöhnlichen Romane und Novellen sind wie Kaleidoskopbilder, die zwar unendlich wechseln, aber immer aus denselben Steinchen zusammengesetzt sind; man langweilt sich zuletzt dabei. Da nun die Poesie doch interessiren und die Herzen bewegen soll, so wird manches Palliativ und Surrogat versucht; die Phantasie überbietet sich in der Erfindung piquanter Situationen, in welche die alten Stereotypen gebracht werden, oder man rafft aus dem Strudel des Tages Allerlei auf was nur interessirt, weil es an sich, in ganz andern Beziehungen, aber nicht durch die poetische Darstellung, Theilnahme fodert; man sucht nur, mit Einem Wort, die abgespannten Nerven zu reizen.

Wie wohlthuend ist es nun, wenn ein so alter Stoff durch eine classische edle Behandlung neu wird! Und dies Gefühl erwacht in uns bei Grillparzer's Erzählung. Ohne eine andere Romantik als die welche das Leben kennt hat er diesen Stoff dargestellt; er erweckt und spannt unsere Theilnahme durch das alte echte Mit-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 305 u. 306 d. Bl. D. Red.

tel: daß er seinen Personen statt des zum Ekel gewordenen Firnisses nur Eigenthümlichkeit und Lebenswahrheit gibt. Sonst sehen wir nur die im gewöhnlichen Train fortlaufende Phantasie des Schreibenden; hier *glauben* wir an die *Realität* des Erzählten, weil nie auf Effect hingearbeitet ist, weil nie die „Endlichkeit" — d. h. im Grunde: die Wirklichkeit — ausgelöscht, und alles Licht und alle Wärme unnatürlich concentrirt ist. Mit dem ganzen Zauber der Realität faßt uns diese einfache Erzählung, wir athmen auf in der gesunden Lebensluft der Wahrheit und Wirklichkeit. Sie unterscheidet sich daher auch von den Früchten des Tages — und von den meisten Erzählungen der diesjährigen Taschenbücher — gerade dadurch, wodurch sich immer das Classische vom Nichtclassischen unterscheidet: es gewährt einen bestimmten, von keiner Stimmung abhängigen und *bleibenden* Genuß, während das andere nur ein mal etwa anregt und spannt. Wir täuschen uns übrigens nicht hinsichtlich der unangenehmen Wahrheit, daß der größte Theil des Publicums die Fähigkeit zu einem solchen echten Genuß nie besessen oder lange schon verloren hat.

Die Beschreibung des Brigitten-Kirchtags mit seinem Schlaraffenleben kommt ohne die gewöhnlichen Phrasen von glühender Lust, Krater, Volksjubel, schöne katholische Sinnlichkeit u. s. w. zu Stande; auch die Liebe zum Volk, die der Erzähler uns gesteht, tritt charakteristisch, nicht in verschwommener Allgemeinheit auf.

> Als einem leidenschaftlichen Liebhaber der Menschen ist mir das Volksfest ein eigentliches Seelenfest, eine Wallfahrt, eine Andacht. Wie aus einem aufgerollten, ungeheuern, dem Rahmen des Buchs entsprungenen Plutarch, lese ich aus den heitern und heimlich bekümmerten Gesichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechselseitigen Benehmen der Familienglieder, den einzelnen halb unwillkürlichen Aeußerungen mir die Biographien der unberühmten Menschen zusammen; und wahrlich! man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man nicht die Obscuren durchgefühlt hat. Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Göttersöhne, und in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Didos und Medeen.

Der alte Spielmann ist nun, wie gesagt, nicht der alte bekannte, verkannte hinreißende Künstler mit dem schroffen Aeußern, dem unendlich weichen Herzen und den Himmelstönen. Er ist eigenthümlich bis in jede Faser. Schon in seiner Redeweise sehen wir das seltene Schauspiel einer ganz stehengebliebenen, altfränkischen Bildung von Anfang bis zu Ende durchgeführt. Daß er keinen Walzer spielen kann, wäre nichts Apartes. Aber er ist gar kein eigentlicher Künstler, sondern eine ganz beschränkte, gebundene Natur, die nur von je eine übermächtige Hingabe und Empfänglichkeit der Seele, aber nie einen schöpferischen Funken gehabt hat, ihn entzückt kaum die Composition, sondern der reine Ton, und in die einfachsten Accordverhältnisse trägt er alle Mystik die in diesem dunkeln innern Vegetiren webt herüber. Ein Mensch, vollkommen untauglich für das Leben, und der auch nur vor dem Heiligthum der Kunst staunend und anbetend gekniet hat; weder seine Phantasie noch sein Geist sind künstlerisch frei geworden, nur sein Herz ist kindlich und kindisch treu gewesen und geblieben. Von seinem Spiel heißt es:

> Einige Zeit Zuhörens ließ mich endlich den Faden durch dieses Labyrinth erkennen, gleichsam die Methode in der Tollheit. Der Alte genoß indem er spielte. Seine Auffassung unterschied aber hierin schlechthin nur Zweierlei, den Wohlklang und den Uebelklang, von denen der erstere ihn erfreute, ja entzückte, indeß er dem letztern, auch dem harmonisch begründeten, nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Statt nun in einem Musikstücke nach Sinn und Rhythmus zu betonen, hob er heraus, verlängerte die dem Gehör wohlthuenden Noten und Intervalle, ja nahm keinen Anstand sie willkürlich zu wiederholen, wobei sein Gesicht oft geradezu den Ausdruck der Verzückung annahm. Da er nun zugleich die Dissonanzen so kurz als möglich abthat, überdies die für ihn zu schweren Passagen, von denen er aus Gewissenhaftigkeit nicht eine Note fallen ließ, in einem gegen das Ganze viel zu langsamen Zeitmaß vortrug, so kann man sich wol leicht eine Idee von der Verwirrung machen die daraus hervorging. Mir ward es nachgerade selbst zu viel.

Der Raum erlaubt uns nicht in der Gestalt Barbara's auf dieselben Vorzüge aufmerksam zu machen, oder die Geschichte des alten Spielmanns zu erzählen, so lebhaft wir uns auch dazu versucht fühlen gewissen jungen und alt werdenden Poeten an dieser kleinen Erzählung so ziemlich Alles zu zeigen was ihnen fehlt und was sie erstreben müssen in Beziehung auf Idealisirung und Realität. Nur können wir im Rückblick auf eine im ersten Artikel von uns aufgestellte Foderung die Bemerkung nicht unterlassen: daß keineswegs die „absonderliche Individualität" des Alten der einzige Inhalt dieser Production ist, sondern daß in seinem Verhältniß zu seiner Geliebten ein tiefgreifender und charakteristischer *ethischer Conflict* dargestellt ist. Ein Grund mehr, dem allzu schweigsamen Dichter unsere herzlichste Anerkennung und Auffoderung zum öftern Spenden solcher schönen Gaben auszusprechen.

Auf einen ethischen Conflict ist es auch in der Erzählung „Prokopus" von *Adalbert Stifter* abgesehen, wenigstens scheint Das aus den letzten Seiten hervorzugehen. Landschaftliche und andere Malereien haben wieder so viel Platz weggenommen, daß für die Menschen Wenig mehr übrig bleibt. Prokopus und seine Gemahlin werden uns am „Morgen, Mittag und Abend" ihres Zusammenlebens vorgeführt. Am Morgen erfahren wir nur, daß sie zusammenleben wollen; am Mittag, daß sie sich nicht verstehen, weil sie verschieden sind; am Abend, daß sie sich nicht verstanden haben. Viel Grün und Sonnenschein ist wieder in dieser Erzählung, aber über der ganzen Landschaft lagert die dumpfe Schwüle des „Capuas der Geister", und diese Natur, die den Capuanern in ihrer lieblichen träumerischen Schönheit das All ausfüllt, erscheint einem an Kampf und wirkliches Menschenleben gewöhnten Auge in der unheimlich dämonischen Macht, die einst die Sage ihren Nachtgestalten verlieh alle Geister einzuschläfern, und den Schlafenden alles Menschenblut der That auszusaugen.

Zwei Beiträge von historischer Färbung sind: „Der Marquis von Jamaica", von Walter Tesche, und „Johann Zapolya's Königswahl", vom Herausgeber. Erstere Novelle hat nur einen allgemeinen historischen Hintergrund; einige Schilderungen der sardinischen Zustände unter den Spaniern, und einige Landschaftsbilder von jener Insel sind nicht ohne Interesse, die Figuren durchaus nach der historisch-romantischen Mode zugeschnitten. Letzterer Beitrag ist eigentlich ein detaillirtes Geschichtsfragment; der Stil Johannes v. Müller's scheint nicht ohne Einfluß auf den Mailáth's gewesen zu sein.

„Die Flucht nach Texas", von Julie v. Groſsmann, ist im Anfang nicht übel angelegt, verliert sich aber gegen den Schluß in allerlei uninteressanten Nothbehelf.

Die Gedichte sind mittelmäßig, um so lobenswürdiger ihre geringe Anzahl. Eine Ausnahme machen nur die Verse von Betty Paoli zu einem Kupfer: Römerruinen aus Spalatro. Von der ältesten und einfachen Art des Denkmals, mit der die Beduinen in der Wüste den Wanderern die Rast eines Wanderers anzeigen, schwingt die sinnende Betrachtung sich bis zu den Höhen der Geschichte und des Lebens, und schließt mit einem einfachen Anklang an das zu erläuternde Bild:

Und diese Tempel, diese Hallen,
In Schutt und Trümmer längst zerfallen,
Umrauscht von ew'ger Meeresflut:
Sie mahnen feierlich und leise,
Daß hier auf seiner Erdenreise
Der Geist der Menschheit einst geruht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich Zschokke's Aehrenlese. Dritter und vierter Theil. Aarau, Sauerländer. 1847. Gr. 12. 2 Thlr.*)

Diese beiden Theile bieten unter dem besondern Titel: „Lyonel Harlington. Ein Mann der neuen Welt in der alten", ein Hauptthema der Gegenwart. Die aus dem Zusammen- und Durcheinanderwürfeln immer neu, immer bunter und verwirrender sich gebärenden Verhältnisse und Misverhältnisse der Alten Welt sind lange schon zur Sprache gebracht; sie werden selbst da erkannt und anerkannt, wo man Gründe für eine Nothwendigkeit fortzusetzenden Ignorirens zu haben glaubt, wo man auf historische Entwickelungen, allmäligen Fortschritt u. dgl. hinweist, vertröstet, während es vielleicht versucht wird beide durch Maßregeln mancher Art möglichst zurückzudrängen. Der Verf., welcher bekanntlich in manchen Dingen grelle Farben, schroffe Gegensätze liebt, läßt einen jungen Amerikaner eben zu jener Zeit in einer kleinen deutschen Stadt eintreffen, wo ein des Raubmords Angeklagter zum Tode geführt wird. Er ist unschuldig und der Justizmord veranlaßt neben andern Erörterungen den Verf. auch, das bereits im ersten Theile der „Aehrenlese" unter dem Titel „Pandora" vielseitig besprochene Thema von Rechtmäßigkeit der Todesstrafe und damit das Ersatzmittel derselben, die Blendung, wieder anzuregen. Für die Blendung ist irgend ein neuer Grund nicht beigebracht, es müßte denn der auf Selbsttäuschung beruhende und mindestens sehr trostlose Scheingrund sein sollen, daß durch die Blendung des Verurtheilten der Staat wenigstens keine Blutschuld auf sich lade. Der Gegenstand, welcher hoffentlich nirgend Anklang findet, mag hier einiger Betrachtung des ganzen Romans nachstehen. Dieser erscheint insofern als ein Kind der schon erwähnten „Pandora", als er viele aus derselben vor einem deutschen Fürsten ausgebreitete Gegenstände und Ansichten durch Handlung wiederum zur Sprache bringt. Der Amerikaner hat sich schon drei Jahre lang in der Alten Welt umgesehen, und obgleich er die gewonnenen Erfahrungen mit vielem Gerechtigkeitssinn äußert, so kann es doch nicht fehlen, daß er Mistrauen erweckt, welches durch manche hinzutretende Umstände gesteigert ihn endlich in eine Criminaluntersuchung verwickelt. Auf einem Streifzuge fand er ein sehr armes, wunderschönes Hirtenmädchen, auf dem der Fluch der Gesellschaft lastet; denn sie ist, wenn auch ihr Vater Glied der Aristokratie war, doch ein uneheliches Kind, und was noch schlimmer, die Stieftochter eines Henkers, der selber dem Schwerte der Gerechtigkeit verfiel. Lyonel wird vom Gerichte freigesprochen, darf jedoch auf Befehl des Fürsten die Stadt nicht verlassen; denn — es muß zuvor eine Scene herbeigeführt werden, aus welcher wir mit Lyonel erfahren, daß er uneheliches Kind des Fürsten ist, erzeugt als dieser noch als Apanageprinz die Welt besah und gelegentlich auch in Amerika verweilte. Das Hirtenmädchen wird sodann, man weiß nicht wie's eigentlich zugeht, dem jungen Mann in kostbarer Ausstattung zugeführt und Beide gehen nach Amerika. Welches eigentlich die Hauptaufgabe des Buchs sein mag, ist schwer zu sagen. In den Schicksalen der Personen liegt keine Nothwendigkeit der Existenz, auch nicht in ihrem Verhältnisse zu den politischen Vorkommenheiten. Außerdem ist die poetische Wahrheit des ganzen Romans geradezu in Frage zu stellen, wie denn die Personen auch nur gemacht, nicht gelebt sind. Der politische Theil des Buchs kann, abgesehen davon, daß er keine neue, bisher unberührt gebliebene Seite herauskehrt, auch schon deshalb nicht befriedigen, weil den einzeln aufgezählten Misständen und Gebrechen der Alten Welt die Neue Welt, das junge Amerika, nur im Großen und Ganzen gegenübergestellt wird. Es hat immer sein Gutes an Schwächen und Gebrechen fort und fort zu erinnern, damit das gleichgültige Fortschlendern nicht stabil werde; allein die im Buche nun einmal beliebte Parallele bietet keinen zuverlässigen Maßstab, kein zutreffendes Bild, sondern nur einen schroffen Gegensatz. Freilich ist Amerika erst im Werden begriffen, dennoch ist es bereits als Staat organisirt, die Menschen bewegen sich in bestimmten Formen, und da fehlt es denn auch nicht am Verkehrten, Hemmenden. Der Verf. weiß Das selber auch recht gut; er blickt nicht etwa mit Vorliebe auf die großen Städte Nordamerikas, führt uns vielmehr rasch über das Land hinaus und nach dem jüngsten Staat Alabama. Sollte Amerika nun einmal als Spiegelbild benutzt werden, so wäre wol zu zeigen gewesen, daß in seiner Verfassung alle Elemente zur Ausbildung und zum Festhalten Dessen niedergelegt seien was wir Menschenkinder uns als den besten Staat wünschen, vorzüglich, daß diese Elemente schon bis jetzt ohne Ausbeugung benutzt wurden. Wir fürchten, Das ist nicht leicht zu erweisen, vielmehr wird der amerikanische Revers dieses Erdballs nicht beruhigend entschädigen für den allerdings sehr buntscheckigen Avers der Alten Welt, und so bleibt auch hier nur die alte Wahrheit übrig, daß es nichts Bleibendes unter der Sonne gibt, und wir Menschen nur berufen sind fort und fort zu bilden, um in dem steten Wechsel das Ewige zu finden als Anker und Stab auf unserer Fortbildungsfahrt. Das ungefähr ist es denn auch was der Verf. den jungen Amerikaner am Schlusse des Werkes nach Deutschland schreiben läßt. Daß er es in Deutschland noch am besten findet, wollen wir dankbar anerkennen, obgleich Ursache vorhanden wäre nicht recht daran zu glauben, da seine Philippika doch wol zunächst aus deutschen Zuständen aufgeschossen ist. 18.

*) Der erste und zweite Theil wurden in Nr. 22 d. Bl. f. 1845 angezeigt. D. Red.

Capitain Coram als Gründer des londoner Findelhauses.

John Brownlow hat „Memoranda: or chronicles of the foundling hospital, including memoirs of Captain Coram"

herausgegeben, worin nicht nur interessante Einzelheiten über Leben und Thaten dieses Menschenfreundes enthalten sind, sondern die auch manche Aufschlüsse über die gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit liefern. Thomas Coram war der Sohn eines Schiffscapitains und wurde 1668 im mittlern England geboren. Sehr früh betrat er selbst die Seemannslaufbahn, in der er nach Nordamerika kam, wo er sich in einem kleinen Orte des Staates Massachussets in seinem 26. Jahre als Schiffsbauer niederließ. Von da begab er sich später nach Boston, in welcher Stadt er sich als Rheder ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarb, womit er in sein Vaterland zurückkehrte. Dort legte er dem Parlament den Plan vor in den britischen Colonien in Nordamerika Theer zu gewinnen, den bis dahin England aus dem Auslande bezogen hatte; er wies zur Begründung seines Unternehmens nach, daß dadurch dem Lande jährlich mehr als eine Million erspart werde. Es gelang ihm zu diesem Zwecke eine Parlamentsacte zu erwerben und dem Handel nach jenen Colonien dadurch einen neuen Aufschwung zu geben. Im J. 1722 zog er sich mit einem ansehnlichen Vermögen, das er zuletzt durch Lieferungen von Schiffsvorräthen an die königlichen Werfte gewonnen hatte, aus dem Seedienst zurück und widmete sich nun ganz gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken. Schon sehr früh hatte er den Gedanken gefaßt eine Anstalt zur Aufnahme ausgesetzter Kinder zu gründen, da die Sitte des Aussetzens damals auf die empörendste Weise geübt ward. Auf seinen Spaziergängen durch die Straßen und in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt hatte er häufig dergleichen Kinder angetroffen, die entweder schon todt oder dem Tode vor Hunger und Entblößung preisgegeben waren, wodurch sein menschenfreundliches Herz auf das tiefste erschüttert ward. Obwol es ihm bei seinen Bemühungen zur Erreichung seines Zwecks nicht an Beifall und Aufmunterung fehlte, so dauerte es doch ganzer 17 Jahre, bis er, nachdem er sein ganzes Vermögen dabei zugesetzt, es erreichte daß die Anstalt unter der gesetzlichen Anerkennung einer öffentlichen Institution ins Leben trat. Er hatte unermüdlich Alles was nur zugänglich war unter dem Adel, unter den Gelehrten und Künstlern, herbeigezogen um diesen Erfolg zu Stande zu bringen. Hogarth, sein Freund, zeichnete sich besonders durch seine lebhafte Theilnahme für das Unternehmen aus. Er zeichnete die Vignette zu der Vollmacht, kraft welcher den Vorstehern der Anstalt gestattet wurde öffentliche Sammlungen für diesen Zweck auszuschreiben; auch der „March to Finchley" und sein „Moses und Pharao's Tochter" wurden der Förderung dieses mildthätigen Werkes bestimmt. In gleicher Weise verfuhr Händel, welcher bei Einweihung der Kapelle des Findelhauses ein großes Oratorium leitete, welches eine Einnahme von 500 Pf. St. lieferte; auch gestattete er, daß jährlich dort sein „Messias" aufgeführt werden dürfte, welche Erlaubniß dem Findelhause nach und nach 7000 Pf. St. eintrug. Erst 1741 wurden die ersten Kinder darin aufgenommen. Der Mann aber welcher durch fast zwanzigjährige Anstrengungen die Sache zu Stande gebracht, Thomas Coram, war arm darüber geworden, und mußte für seine alten Tage selbst die Unterstützung seiner Freunde in Anspruch nehmen, die ihm insoweit ward, daß er ohne Mangel sein Leben beschloß. 12.

Literarische Notizen aus England.

Ein Roman von Knowles.

James Sheridan Knowles hat einen geachteten Namen als Dramatiker, aber die Novelle in welcher er sich seit einiger Zeit versucht ihn nicht höher gestellt. Sie zeigt die Intensität seiner Stücke, Ernst und Genialität, Erhebung der Sittlichkeit und Verabscheuung des Lasters, Personen deren Charakter sich durch die Verhältnisse entwickeln, Ideale von Schönheit und Güte, Bosheit und Ritterlichkeit, leichtgläubigem Vertrauen und nicht zu ängstlicher Ehrlichkeit, vor Allem leidenschaftliche Liebe, die unübersteigliche Hindernisse überspringt und Mauern niederreißt, an welchen im Werkeltagsleben die Liebe sich die Stirne einzustoßen pflegt. Auf der Bühne macht sich Das schnell ab. Im Romane schreitet die Handlung langsam und detaillirt fort, der Leser schöpft Athem und kritisirt, liest weiter und vergleicht die Dichtung mit der Wirklichkeit; Uebertreibungen die auf der Bühne Effect machen erscheinen in der Novelle lächerlich. Alles Dies trifft Knowles' jüngsten Roman: „George Lovell: a novel" (3 Bde., London 1847). Die Glut des Verfassers erwärmt den Leser, bis ein Moment der Ruhe eintritt und der zur Ueberzeugung sich steigernde Gedanke, daß die Geschichte nicht allein im höchsten Grade unwahrscheinlich, sondern auch ein ungeschicktes Mittel für die poetischen Ergüsse und die hochtrabende Leidenschaft sei, ihn gewaltig abkühlt. George Lovell, Sohn eines londoner Juweliers, geht auf eine Handelsreise. Er ist jung und kennt die Welt nicht. Den Platz neben ihm auf der Landkutsche nimmt ein junges, armes Mädchen. Ihre Stimme entzückt ihn ehe er sie sieht, und er ist rein in sie verliebt ehe er London im Rücken hat. Das Mädchen war dort Putzmacherin und flieht — vor den Nachstellungen eines vornehmen Mannes. Der vornehme Mann läßt ihr nachsetzen. Daraus entsteht ein Duell. George bringt seine ungebildete Phoebe in eine Erziehungsanstalt. Phoebe bildet sich im Nu aus. Dann kommt der vornehme Mann wieder, dann sein Agent, der nun Phoebe für sich erobern will. Das führt zu einem neuen Duell. Einer bleibt todt. Dadurch entdeckt sich Phoebe's gute Herkunft und die Liebenden werden mit allseitiger Zufriedenheit am Altare verbunden.

Wer und was war Robin Hood?

Erst unlängst ist ein Fragment gebliebenes Gedicht: „Robin Hood", von Robert und Karoline Southey (Edinburg und London 1847), in Nr. 239 d. Bl. angezeigt worden und bereits liegt wieder ein Werk über denselben Gegenstand vor: „A Lytell Geste of Robin Hode, with other ancient and modern ballads and songs relating to this celebrated yeoman. Edited by *John Mathew Gutch*" (2 Bde., London 1847). Die Sage von Robin Hood und dem kleinen Johann hat sich seit Jahrhunderten im Munde des englischen Volks erhalten, vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf die Urenkel vererbt, und mag sie auch jetzt nicht mehr den vollen Reiz von Ehemals haben, ist sie doch immer noch anziehend genug dem neuen Werke Leser zu sichern. Solch seltene Popularität und der nicht minder merkwürdige Umstand, daß es in England kaum eine Grafschaft und ein altes Gemäuer gibt die nicht irgendwie eine Beziehung auf Robin Hood beanspruchen, hat den Verf. einer ausführlichen Beurtheilung des genannten Werks im Julihefte des „Edinburgh review" zu der Schlußfrage gebracht: „Wer und was nach alledem war nun aber Robin Hood? Wo und wann hat er wirklich gelebt?" Der Verf. fährt fort: „Es erheischt einen Kühnern als wir sind die Frage zu erledigen. Was sagen gleichzeitige englische Chroniken über ihn? — Nichts. Wie äußern sich gleichzeitige Schriftsteller über ihn? — Keiner erwähnt ihn. Was führt also den Beweis, daß er überhaupt gelebt und die Thaten gethan die von ihm erzählt werden? — Balladen und Volkssagen; Nichts weiter. Es ist wahr, zwei schottische Chroniken gedenken seiner. Aber nicht genug, daß diese einige Hundert Jahre später geschrieben worden sind als die späteste Zeit fällt wo er gelebt haben soll, es ist auch offenbar, daß die Schreiber Nichts von ihm gewußt als was die Balladen berichteten, und daß sie dem Leben und den Abenteuern des Mannes welchen die Balladen feierten ein muthmaßliches Datum angewiesen..... So lange daher kein gewichtiges Zeugniß ermittelt wird, daß Robin Hood irgend einmal wirklich existirt hat, bleibt er historisch ein Traum oder, wie Gelehrte sagen würden, eine Mythe — «der Jäger sammt dem Reh ein Schatten»." . . . 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 364. —— 30. December 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1848.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

3. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

„Die Haideburg", von L. Starklof, ist die umfangreichste und auch die gelungenste der in diesem Taschenbuche enthaltenen Erzählungen. Der Stoff ist mitten aus dem gegenwärtigen Leben gegriffen, ja selbst Ereignisse der nächsten Vergangenheit sind hier und da so in das Gespräch verflochten, daß man sich recht gut denken könnte, auf der Reise oder sonstwo heute oder gestern die Novelle als eine eben vorgegangene Geschichte erzählen zu hören. Das macht einen angenehmen Eindruck, weil keine halben Anspielungen und Abschweifungen eine schwankende moderne Färbung geben, sondern die Freiheit keck und frisch realisirt ist; es ist ein fester Griff, der überall die Wirklichkeit und die concreten Verhältnisse gepackt hat. Es ist eine Geschichte von deutscher Misère, aus der endlich nur die Auswanderung nach Amerika hilft; aber die Misère ist nicht in der blassen tendenziösen Allgemeinheit geschildert, sondern mit den speciellen Details der bestimmten Scene und positiver Verhältnisse. Die Haideburg ist das Schloß eines adeligen Junkers in Friesland, der mit der Brutalität, zu der ihm seine amtliche Stellung den Muth erhöht und die Mittel gewährt, die alten guten Zeiten des Bauernschindens fortsetzen will. Seine Frau-Mama hat in den Cirkeln der Residenz die courantesten Phrasen über und gegen die Tagesbestrebungen sich angeeignet; er aber treibt die Sache ohne weitere Tendenz, ganz schlechtweg, und gewöhnlich wie ein ungebildeter, fuchsjagender, spielender, trinkender Junker, der gerade nur so viel gelernt hat um Amtsassessor zu werden. Vor Allem ärgert ihn der Besitzer des Göhlenhofs, Harko, der mit seinem friesischen Unabhängigkeitssinn tapfer gegen alle Chicanen ankämpft. Aber der Hof ist verschuldet, der Junker weiß alle Bestrebungen Harko's zu hemmen, alle seine Versuche zu hintertreiben, und ihm endlich das Leben auf deutscher Erde so herzlich satt zu machen, daß er sich nach Amerika hinüberrettet, weil seine freie männliche Natur, die nicht zum unterthänigen Gehorchen taugt, sondern nur den im „Selfgovernment" lebenden gesetzlichen Sinn kennt, es unter den Gesetzen und den Beamten seines Vaterlandes nicht mehr aushalten kann. Sein Vetter Arp ist Lieutenant, und hat das Unglück, die Bildung, Freimüthigkeit und Vorurtheilslosigkeit theils angeboren, theils erworben zu haben, die für die Sphäre eines Offiziercorps nicht taugt. Als er vollends ein Buch schreibt, sieht er sich genöthigt seinen Abschied zu nehmen, und schließt sich seinem Vetter an. Der Dritte im Bunde ist der Pfarrer des Dorfs, gegen den das Consistorium ebenso verfährt wie das Amt gegen den Bauer. Kurz, die ganze Misère ist lebenstreu, ungezwungen und ohne Uebertreibung gezeichnet; ja, dieser Sinn für die Realität und Specialität geht so weit, daß der Stil zuweilen darunter leidet, und zu gedrängt, gehäuft von all den kleinen Zügen, Details, Nebenumständen u. s. w. erscheint. Man fühlt sich aber gegenüber den dünnen und abstracten Allgemeinheiten, an denen die deutsche Novellistik so sehr leidet, äußerst mild gegen diesen Fehler gestimmt. Rechnet man nun zu diesem Vorzug der echten Lebensfrische noch den andern, daß die gemüthlichen Beziehungen in derselben Art eigenthümlich und originell gefaßt sind, und daß alle Sentimentalität durchweg ausgelöscht ist, so hat man das gegründete Recht die „Haideburg" für eine in jeder Beziehung gesunde und brave Erzählung aus dem modernen deutschen Leben zu erklären. Es weht in ihr Etwas wie die freie friesische Seeluft; der Stil ist aus dem Lande wo Plattdeutsch geredet wird, verständig, kernhaft und tüchtig bis zur Derbheit. Unser politisches Leben wird einen heilsamen Einfluß davon spüren, wenn diese Sprache das bisherige scholastische Hochdeutsch der „feinen" Bildung und das lyrische Poetengeflöte etwas aus dem Vordergrunde der Literatur verdrängt.

„Ein Stillleben", von Therese. Wir fürchten, daß die geehrte Verf. seit einiger Zeit zu wenig aufnimmt und zu viel von sich gibt; sie ist in der Gefahr sich auszuschreiben. Ein Talent dem die Leidenschaft der Empfindung und der unermüdliche Schwung der Phantasie zu Gebote stehen, darf Etwas der Art schon riskiren; wenn aber, wie bei Therese, der einfach gemüthliche und betrachtende Charakter so sehr vorherrscht, dann ist es gerathen die Betrachtung zu vertiefen, die Gestalten sorgfältig auszuarbeiten, die Composition reifen zu lassen,

und so jene Mängel zu ergänzen, anstatt durch Vielschreiben in die gewöhnlichen Fehler der Gemüthlichkeit zu verfallen. Schon in der Novelle „Sigismund" ist eine gewisse Breite und deutsche Monotonie zu spüren; der Held des „Stillleben" ist nun fast in jeder Beziehung eine Wiederholung Sigismund's, in seinem Temperament, seinen Neigungen, seinen Maximen, seinem Entschluß, und zuletzt ist obendrein die von der Verf. beabsichtigte Resignationsmoral in beiden Erzählungen ganz dieselbe, und auf ganz denselben Fall angewandt. Schon dieser moralischen Tendenz, die ihr sehr am Herzen zu liegen scheint, schadet es sehr, daß die edeln Naturen durch eine schwache Organisation so sehr innerlich der Gesetzlichkeit hingegeben sind, daß wir uns das Gegentheil, eine resolute That gegen die Convenienzmoral, gar nicht von ihnen denken können, und bei einiger Menschenkenntniß gleich von vornherein den Sieg der Tugend wissen. Aber auch überhaupt wird das Gemüth nicht angeregt oder gestärkt, sondern abgespannt und eingelullt durch die etwas schwächliche, larmoyante Stimmung der letzten Helden und Heldinnen Theresens. Wir können eine Dame aus solchen „Gesellschaftsschichten" nicht zu kräftigen demokratischen Sympathien einladen, wie wir überhaupt nicht alle Talente in eine Richtung terrorisiren wollen; aber wir rathen ihr freundlich, sich durch Bücher oder durch das Leben einmal recht moderne, kräftige, antisentimentale Anregungen zu verschaffen, und sich in dem großen Zeitenstrudel des Todes und der Auferstehung etwas zu erfrischen.

„Swedenborg", eine Novelle von A. v. Sternberg. Es ist eine etwas starke Zumuthung an moderne Leser, sich in die weiland Hoffmann'sche Gespenstergeschichtenwelt zurückzuversetzen; denn die Naivetät welche an die phantastische, einst für unbedingten poetischen Stoff geltende Spuk- und Zauberwirthschaft wenigstens poetisch noch glaubte, geht allmälig verloren. Man würde schon längst allgemein über solche Albernheiten lachen, wenn nicht auf andern Gebieten des Lebens das Gleiche in einer leider nicht poetischen, sondern ganz prosaisch wirklichen Gestalt noch herrschte, und Glauben für den Aberglauben verlangte. Dies verwerfende Urtheil gegen den Stoff der Novelle soll uns indeß keineswegs hindern die Vorzüge der Darstellung anzuerkennen. Nicht nur die bekannte Leichtigkeit und Grazie Sternberg's zeigt sich wieder darin, sondern Einzelnes ist auch so echt poetisch, daß wir jenen Misgriff wirklich bedauern. Das Phantastische und die „Nachtseiten" sind allerdings nämlich ein Stoff für die Poesie, aber nicht in der gewöhnlichen abgeschmackten Art, wo sie als Negation der wirklichen und vernünftigen Welt dominirend auftreten, sondern ihre Erscheinung als ein Phänomen des menschlichen Gemüths. In dieser Beziehung sind die Träume Leonorens von dem Sterben, vom Todesengel und vom Paradiese schön und dichterisch; wir begreifen sie, sie erscheinen uns wahr und natürlich, ein Product der nervösen Aufregung der Phantasie, welche die angelernten und zur zweiten Natur gewordenen Vorstellungen von einer jenseitigen Welt frei mit den zartesten Farben der diesseitigen ausmalt.

„Ein paar Scenen vom Lande", von Joseph Rank. Ein abgerundetes Ganzes zu sein (ohnehin ist Dies Rank's schwache Seite) machen sie keinen Anspruch, und doch hätte gerade hier der Stoff wohl ausgereicht. Einige male ist das treue deutsche Herz zwar sentimental übergeflossen, und die Sentimentalität hat sich dann gebührenderweise durch Unnatur gerächt; aber das Verhältniß zwischen dem jungen „Unterthanen", der nun als Poet und gebildeter Mensch ein freundschaftliches Verhältniß zu seinem Grafen hat, ist interessant. Vor Allem gelungen ist die Scene, wo der Poet seinem Vater dem Bauer und dessen Nachbarn entdeckt, daß er ein Buch geschrieben habe, in dem sie Alle und das ganze Dorf geschildert wären. Es ist prächtig humoristisch, wie der gerührte Poet ihnen von ihren verklärten Abbildern erzählt, und der Alte nun in Bedenklichkeiten geräth, wenn Jemand das Alles für wahr halten, und es im Dorfe so ganz anders finden sollte; er erinnert seinen Sohn an verschiedene handgreifliche Wirklichkeiten, die sich nicht wohl verklären lassen, und der Poet muß die Saiten allmälig ein wenig herabstimmen, bis sich zuletzt doch Alles ungezwungen in Gemüthlichkeit vereinigt. Eine allerliebste erheiternde Scene.

„Die Offizier-Marie. Ländliche Novelle aus Unteröstreich", von Antonin von Wien. Eine frische Dorfgeschichte, die von einem nicht unbedeutenden Talente zeugt. Der Bauer Hans, der endlich trotz seiner Jugend und trotz des Schlendrians zum Ortsrichter gewählt wird statt des Jaherrn, den der alte abgefeimte Taugenichts zur Marionette für sein Spiel haben wollte, ist eine so gut gezeichnete tüchtige Gestalt, daß wir im Interesse der Unteröstreicher in den Abschiedswunsch des Verf.: „Gott segne jeden solchen wackern Burschen!" von Herzen einstimmen.

4. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von C. Draxler-Manfred.

Die artistischen Beilagen nehmen auch hier, wie wir Das von den so verschiedenartig unternommenen rheinischen Taschenbüchern schon gewohnt sind, einen bedeutendern Raum ein als in den meisten übrigen Almanachen. Wenngleich nun in den Erklärungen und Excursen die Sache gerade nicht so geistvoll und künstlerisch behandelt ist wie es in Kinkel's Album geschehen war, so ist doch ein dankenswerthes Material zusammengetragen, und mit Befriedigung werden Viele sich über den schöpferischen Bildungsgang mehrer Maler der Gegenwart, unter denen Kaulbach diesmal obenan (und auch als Portrait voran) steht, unterrichten.

„Jägerzauber, eine Waldgeschichte", von L. Bechstein. Der Verf. verheißt uns für die Zukunft eine interessante Mittheilung; er will alle Sagen, Anekdoten und Histörchen, die sich in der Umgegend seines thüringischen Waldschauplatzes noch aus den Zeiten wo Karl August und Goethe mit den andern lustigen Gesellen

dort jagten, erhalten haben, in irgend einer Form, wahrscheinlich um einen romanhaften Mittelpunkt gruppirt, sammeln und veröffentlichen. Für jetzt gibt er uns freilich nur eine ganz gewöhnliche Jägergeschichte mit den stehenden Figuren, einem Wilddiebe, einem jungen liebenswürdigen Forstgehülfen u. dgl. Doch ist Leben darin, und der Wald und die thüringischen Witzbolde sind mit der gründlichen Bekanntschaft und mit der Vorliebe eines Landeskindes geschildert.

„Schwarz und Weiß, eine Erzählung aus dem Farmerleben Missuris", ist von Gerstäcker, in bekannter Art. Es handelt sich darum einem grausam mishandelten Sklaven zur Flucht zu verhelfen, und einige Lügen und Uebertretungen des harten Staatsgesetzes nicht zu scheuen.

In dem nun folgenden „Rheinischen Dichtersalon" begegnen uns die gewöhnlichen Mittelmäßigkeiten. Es wird noch unermüdlich in der alten wüsten Balladenmanier fortgesungen; man fühlt sich in unserm uninteressanten Jahrhundert so arm an Stoff, daß man noch immer die armen „fahrenden Schüler", die Helden Karl's des Großen, und dergleichen ausgequetschte Gestalten destillirt. Unter den wenigen Weizenkörnern nennen wir Rückert's „Gedichte an Luise zu ihrer silbernen Hochzeit". Sie sind dem „Liebesfrühling" noch immer ebenbürtig, obwol wir bekennen müssen, daß uns nach dem ergreifend elegischen Nachworte, mit welchem vorher jene Sammlung geschlossen war, diese Fortsetzung nicht ganz zusagen will. Heinrich Zschokke gibt eine Blumenlese, die den Raum von mehr als einem halben Jahrhundert mit der ersten und letzten Blüte einschließt. Gottfried Kinkel richtet ein Gedicht „an seinen Jungen", welches ein gewiß unbeabsichtigtes aber charakteristisches und erwünschtes Gegenbild zu den Versen ist mit denen Schücking im vorigen Jahre seine erste Vaterfreude so melancholisch aussprach. Statt der conservativen Rathschläge des letzten Romantikers erhält der junge Kinkel einen energischen Freiheitssegen mit auf den Weg, und die Vaterthränen sind eine bessere Weihe als „die schwanke Gnade" des Himmels in dem Bad der Taufe.

> Stell' ihn mit der Thränen Weihe
> In der Menschheit vord're Reihe
> Kühn entgegen allem Schlechten,
> Für die Freiheit soll er fechten.

Wenn ihm schließlich empfohlen wird seiner Mutter ähnlich zu werden, so dünkt uns Das auch kein übler Rath; denn die Mutter besagten Jungens, Frau Johanna Kinkel, hat in diesem Taschenbuch außer einem warm empfundenen Gedicht: „Die Lieder des Geliebten", eine Novelle gegeben, die unstreitig der interessanteste und beste Beitrag ist. Was wir nur daran auszusetzen hätten, knüpft sich an den Titel „Musikalische Orthodoxie". Er gibt der Erzählung einen Tendenzcharakter, der gegen sie einnimmt, während doch in der Composition dieser Fehler eben nicht zu bemerken ist, außer daß sie an einigen Stellen etwas skizzenhaft wird, und die Reflexionen sich da zu sehr in den Vordergrund drängen. Sonst ist Anlage und Entwickelung ebenso ungezwungen als interessant. Die großen Meister, von Bach bis Beethoven, haben auf Ida's tiefes und deutsch-innerliches Gemüth einen um so überwältigendern Eindruck gemacht, als sie arm, in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, nur von einem rigorosen musikalischen Orthodoxen unterrichtet ist. Das junge Mädchen, unberührt von der Gesellschaft, und von der reichen Breite des weltlichen socialen und künstlerischen Lebens ausgeschlossen, lebt mit religiös exclusiver Andacht nur in jener edeln Geisterwelt; die Neuen verachtet sie fast ohne sie zu kennen. Aber gezwungen sich selbst durch ihr Talent zu erhalten, kommt sie in die Welt; und während ihr ganzes Wesen sich schüchtern allmälig in der freiern Luft entfaltet, keimt eine erste Neigung auf, der zu Liebe sie sich beinahe entschließen möchte ihren Widerwillen gegen das italienische und moderne Geklingel zu überwinden. Denn der Graf den sie liebt hat zwar Geschmack genug um auch das Alte zu würdigen; aber wie er überhaupt nur ein ästhetisch genießender Mensch ohne echten ethischen Halt ist, so verhält er sich auch eigentlich indifferent da wo sie begeistert oder verachtend ihr ganzes Wesen einsetzt. Während sie sich darüber noch halb täuscht, zerschlägt sich das Verhältniß, und Ida kehrt um so gereizter ganz in ihre frühere musikalische Welt zurück. Sie geht nach einer Stadt — es wird denn doch wol Leipzig sein —, wo wenigstens die Italiener nicht herrschen. Dort lernt sie einen jungen Musiker kennen, der sich auf eine vernünftige Weise von jener Orthodoxie befreit hat, der zwar energisch wie sie gegen alles Schlechte ist, aber nicht alles Geistesfeuer in der Tonwelt auf jene sechs oder sieben Häupter für alle Zeiten concentrirt glaubt, sondern den fortlaufenden elektrischen Strahl des Kunstgenies auch in unserer Zeit anerkennt, und für die Zukunft in alle Ewigkeit hofft. In dem schönen Verkehr, der auf Ida bildend und befreiend einwirkt, trifft dann endlich auch der Accord der Herzen zusammen, und ein Bild aus späterer Zeit zeigt uns die beiden deutschen Künstlernaturen in einem fröhlichen gemeinsamen Wirkungskreise. Die Verf. hat freilich mit dieser Novelle Etwas beweisen und eigene Ansichten aussprechen wollen; aber sie hat so natürlich und schön die musikalischen Principien mit den ethischen Entwickelungen und Kämpfen in eine Einheit verschmolzen, daß man nicht auf die tiefen und feinen Reflexionen über allgemein und speciell Musikalisches, die von der ausgezeichneten Begabung der beliebten Componistin zeugen, erst hinzuweisen braucht, um das Lob dieser Erzählung zu begründen. Sie gehört zu den wenigen gediegenen und durch geistigen Inhalt bedeutenden Früchten der diesjährigen Taschenbücher-Literatur.

In den „Blauen Blumen", von Julie v. Großmann, sind manche Figuren gelungen, und namentlich die beiden aristokratischen Freundinnen, die gegenseitig vor der Gesellschaft mit ihrer Unzertrennlichkeit coquettiren, sind dem Leben gut abgelauscht. Schade, daß die leeren Herzen den meisten Raum einnehmen, und daß

die Verf. durch die ewig wiederkehrende willkürliche Spielerei mit den jeden bedeutenden Moment begleitenden oder veranlassenden blauen Blumen sehr schal und abgenutzt ist.

„Die Freitagsgesellschaft", von Eulogius Ernst, eine Erzählung in Zschokke'scher Manier. Tempi passati!

(Der Beschluß folgt.)

Die ersten Titel von Shakspeare's Schauspielen.

So schlicht und kurz die Titel von Shakspeare's Schauspielen jetzt lauten, so lang und auffallend, ja fast denen von vielen unserer Volksbücher aus jener Zeit ähnlich, sind die meisten in den Originaldrucken, d. h. in den ersten davon vorhandenen Auflagen; denn ob und welchen Antheil der Dichter daran gehabt hat ist nicht nachzuweisen. Doch scheint er sich wenig darum bekümmert zu haben, sonst hätte er wol noch als er von der Bühne abgetreten war eine Gesammtausgabe veranstaltet, die geraume Zeit (sieben Jahre) erst nach seinem Tode von der Hand zweier seiner frühern Mitschauspieler, Hemmings und Condet, 1623 besorgt wurde. Im Ganzen mögen die ersten Ausgaben von seinen Trauerspielen zu den größten literarischen Seltenheiten gehören und am wenigsten in einer Bibliothek vereint sein; allein vor 100 Jahren war diese Seltenheit jedenfalls geringer, weil damals minder Enthusiasmus für den großen Dichter herrschte und die Zeit weniger zerstört hatte. In 100 Jahren wird manches Buch von ihr vernichtet! Zum mindesten hatte aber der damals angesehene Schauspieler Colley Cibber eine ziemlich vollständige Suite, deren Titel er im zweiten Bande seiner „Apology for the life of Colley Cibber" (London 1756) in einer darin mitgetheilten „List of dramatic authors" wortgetreu aufführt. Aus ihr mögen, so gut als möglich übersetzt, einige vorgeführt werden. „Romeo und Julie" z. B. führt den Titel: „Eine trefflich verfaßte Tragödie von Romeo und Juliette mit den Streitigkeiten der beiden berühmten Häuser Montague und Capulette 1593, 1597 und 1599." „Der Sommernachtstraum" wird als „Eine höchst ergötzliche Komödie" bezeichnet, die „mit den Fratzen der Feen" ausgestattet ist (1595). Erstaunlich lang ist der Titel von „Viel Lärmen um Nichts": eine „Ergötzliche und witzige Komödie mit den wohlgesetzten Späßen des Lords Benedict und der Lady Beatrice" (1596). In ganz genauer Art wird: „Eine höchst ergötzliche, vortrefflich gedichtete Komödie von Sir John Falstaff, dem dicken Ritter, mit den hübschen Einfällen der lustigen Weiber von Windsor, vermischt mit den vielen Spässen Sir Hugo's des Pfarrers, des Richters Shallow und seines weisen Vetters Mr. Abraham Slender, nebst den Spässen des alten Pistol und Corporal Nym mit Dr. Cajus seinen Einfällen" (1596) empfohlen. Recht sorgfältig bezeichnet ist auch „Die vortreffliche und wahre Geschichte des Kaufmanns von Venedig mit der außerordentlichen Grausamkeit Shylok's des Juden gegen den Kaufmann Antonio und die Erwerbung der Portia, der reichen Erbin durch die Wahl unter drei Kästchen" (1597). In gleichem Jahre 1597 erschien die erste Auflage der „Tragödie von König Richard III., enthaltend seine verrätherischen Ränke gegen seinen Bruder Clarence und den Mord seiner unschuldigen Neffen im Tower mit dem ganzen Verlaufe seines abscheulichen Lebens und seinem wohlverdienten Tode, erschlagen in der blutigen Schlacht von Bosworthefield in Lestershire von Heinrich Graf von Richmond". Sehr lang ist auch der Titel des Lear: „Die wahrhafte und wundervolle chronikgemäße Geschichte (chronicle historie) von Lear, König von England, mit seinem Leben und Tode, mit dem unglücklichen Leben Edgar's, Erben des Grafen von Gloster und seinem traurigen (sullen) und verstellten Wesen von Tom, einem Bedlame" (1598).

Wir verzichten darauf noch mehr solche Titel zu übersetzen; wer sie kennen lernen will weiß wo sie zu finden sind, und kann auch hier gleich sehen, wie viel Auflagen im Laufe weniger Jahre erfolgten. Daß Shakspeare der Dichter sei, wird auf keinem der ebengenannten Titel bemerkt. Fünf Stück besaß Colley Cibber, welche gar keine Jahrszahl hatten, z. B.: „Ende gut, Alles gut", „Julius Cäsar", „Die Irrungen", „Was ihr wollt" und „Wie es euch gefällt". Von manchen Stücken mag er auch nicht die erste Ausgabe besessen haben, denn er bezeichnet alle die aufgeführten (35) Stücke als in klein Quart gedruckt, und ich sah vor etwa 20 Jahren eine Ausgabe des „Hamlet" in 16., die aus dem Jahre 1603 war, während Cibber nur eine von 1599, 1605 und 1609 kennt. Sie war sicher Nichts als ein durch öfteres Hören gestohlenes Machwerk und hatte viele Scenen gar nicht; viele Personen führten einen andern Namen*) oder fehlten. Der Abdruck machte aber doch so viel Aufsehen, daß in London von ihm ein Facsimile herauskam. Zwei Stücke besaß Cibber, bei welchen das Jahr ihres Erscheinens gar nicht angegeben war: „Der ganze Kampf zwischen den berühmten Häusern Lancaster und York mit dem traurigen Ende des guten Herzogs Humphray, Richard Herzog von York und Heinrich VI. in zwei Theilen." Sie mußten aber mit „Romeo und Julie" gleichzeitig ungefähr gedruckt worden sein, denn am Ende dieses Stücks stand: „Gedruckt für Andrew Wyse 1597" und nun folgende Bemerkung: „Im Laden von Andrew Wyse ist Master William Shakspeare's sein «Heinrich VI.» in zwei Theilen zu bekommen." In den „Gentlemen of Verona" ist Shakspeare übrigens nicht mehr als master, sondern als „gentleman" selbst, und das Stück als „eine lustige (pleasaute) Komödie" bezeichnet. 88.

*) Z. B. Polonius hieß Corambus. Benda setzt die erste Ausgabe ins Jahr 1604, während Cibber sie doch schon von 1599 besaß, aber wieder keine von 1604 anführt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 365. — 31. December 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1848.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

5. Perlen. Taschenbuch von Robert Heller.

Auf einem zweiten oder ersten eleganten Titelblatte kündigen sich die „Perlen“ außerdem als ein Taschenbuch „romantischer Erzählungen“ an, und diese Bezeichnung hilft dem Ref. aus der Verlegenheit sie zu charakterisiren, in der er sich nach Lesung der Erzählungen und vor Lesung dieses Titels befand. Sie schienen ihm zu gut um sie an den Schluß dieses Artikels zu verweisen, und doch wieder nicht bedeutend genug um ausführlicher von ihnen zu sprechen. Namentlich gilt Dies von der ersten und längsten derselben: „Theodora“. Der Grund dieses Schwankens ist: daß das eigentlich in den Vordergrund Tretende nur das Romantische, im ganz gewöhnlichen Sinne des Romanhaften und Ungewöhnlichen ist. Eine geheimnißvolle Unbekannte — eben jene Theodora —, ein Begegnen in der Sixtina in Rom; dann ein mysteriöses Wiederfinden in der deutschen Heimat, ein sehr romantischer Liebesverkehr der intimsten Art, ohne daß Paul etwas Anderes als diesen Namen wissen darf; endlich Erbschaftsgeschichten, mysteriöse Entsagung, tragische Irrthümer, tragisches Ende mit einem Sturz aus dem Fenster und einem Tod am gebrochenen Herzen, den der Held stirbt — Das ist doch in der That kein bedeutender Inhalt, und interessirt im Leben mehr als in der Poesie. Aber theils ist die Erzählung überhaupt so gut und gleichmäßig geschrieben, und theils kommen an passenden Orten manche so richtige Gedanken und gute Bemerkungen vor, daß Ref. dies Lob doch nicht vorenthalten darf. Die zweite Erzählung: „Am Hofe von Ludwigsburg“, ist nicht so gut; denn hier ist der Stoff ein wirklich interessanter (das bekannte Regiment der Grävenitz-Würben), und die Behandlung ist im Verhältniß dazu matt; Hauff hat Dergleichen besser geschrieben. Die dritte Erzählung: „Die Freunde“, hat den Charakter der ersten, und unterscheidet sich von ihr nur dadurch, daß sie nicht in der höhern Gesellschaftssphäre spielt. Die Figuren sind zum Theil besser und origineller, der geistige Gehalt geringer. Heller sollte sich dankbarere Stoffe wählen, vielleicht würde sein Talent auch für ein ernsteres Genre der Erzählung ausreichen.

6. Vergißmeinnicht. Herausgegeben von C. Herloßsohn.

Fanny Lewald, die Verfasserin der „Clementine“ und „Jenny“, gehört zu den achtungswerthen schriftstellerischen Persönlichkeiten, die sich bilden und ihr Talent durch die geistige Arbeit nähren, statt es durch leichtfertiges Ausgeben zu verflachen. Sie ist dadurch zu einer angenehmen und wohlthuenden Erscheinung geworden, man fühlt sich in gebildeter und verständiger Gesellschaft, wenn man in den Kreis einer ihrer Productionen eintritt; und die in vorliegendem Taschenbuch enthaltene Novelle „Der Domherr“ ist ein neuer Beweis, daß das Lob ihres Verstandes nicht auf Kosten ihres Herzens ertheilt zu werden braucht. Sie ist durchaus nicht lyrisch, aber sie weiß die Bewegungen des Gemüths, vor Allem die durch ein ethisches Moment gehobenen, echt, tief und — einfach auszusprechen. Jene Verständigkeit die man ihr zuweilen mit so zweifelhafter Anerkennung zugesteht zeigt sich im Bunde mit einer tüchtigen Energie des Willens in ihr als ein nur zu seltener Charakterzug des echt modernen Lebens, welches seiner Selbständigkeit, seiner innern Freiheit, und seines Anspruchs mit dem Schicksal, aller Sentimentalität zum Trotz, für deren Anerkennung und für die Befriedigung und das Glück des Herzens zu kämpfen, bewußt ist. Der Domherr und Johanna sind zwei solche miteinander sympathisirende Menschen, und jener Kampf ist das Thema der Erzählung. Dabei ist es vollkommen psychologisch richtig, daß diese wirklich von Natur gesunden und durch ihre Ausbildung innerlich stark gewordenen Charaktere in der Erscheinung mild und harmonisch sind. Die echte Stärke begünstigt Das, während die Leidenschaftlichen meist die Schwachen sind.

Beide Hauptgestalten dieser Erzählung werden von verschiedenen Banden gefesselt und voneinander getrennt; wie es bei einer tiefen und ersten Liebe zu sein pflegt, so entwickelt sich auch hier das gesammte Leben reicher und schneller mit ihrem Wachsen, bis es endlich, als diese Liebe Beiden die vollste Wirklichkeit und Wahrheit geworden ist, die letzten jener Fesseln sprengt. Der Domherr erkennt in den Dogmen seiner Kirche schon längst nur Symbole; aber Christus und Maria sind seinem Herzen als sittliche Ideale so theuer geworden, daß er in jener freiern Erkenntniß kein Hinderniß sieht, das für

die einfache Wahrheit weniger empfängliche Volk, dem sein Herz in voller Theilnahme schlägt, mit diesen Idealen heranzubilden und zu heben. Aber das Leben zeigt ihm die starre Gewalt der Consequenzen dieses Symbolisirens, die reine Wahrheit nur kann überall human sein; und zu der Aufregung über einzelne Acte der kirchlichen Intoleranz kommt die innere Empörung über das Inhumane des erzwungenen Cölibats, da er fühlt, daß eine Ehe mit Johanna etwas Anderes als sinnlicher, vom Höhern abziehender Genuß für ihn sein würde, daß mit der Befriedigung dieser edeln Liebe der sittliche Aufschwung zu seinem menschenbildenden und tröstenden Beruf vielmehr neue Kraft, neuen Impuls empfangen würde. Da bricht er mit seiner Kirche. Das Edle und Schöne dieser Entwickelung ist eben: daß nicht die Leidenschaft despotisch mit ihren Flammen in die ethischen Sphären herüberschlägt, und nicht die bloße Gewalt der Natürlichkeit sich gegen ein ursprünglich für geistige Interessen habilitirtes Princip empört, sondern daß in jener Sphäre selbst eine höhere Liebe zur Klarheit wächst, die jenes Princip verneint, weil sie selbst jene Interessen besser fördern kann mit dem neuen Princip der Freiheit.

Johanna wird von ihren Aeltern bestürmt aus kindlicher Liebe ihr Herz zu opfern für materielle Interessen der Familie. Sie ist schon stark genug ein solches Opfer zu verweigern; ihr Wort gibt sie erst als man ihr in ihrer Heirath mit einem Andern die einzige Rettung des guten Rufs ihres Geliebten zeigt. Als er ihr aber seine allmächtige Liebe ganz gesteht, gewinnt ihr Wille aus diesem Glück des Herzens die Kraft ihrer Einsicht zu folgen. Sie sieht ein, daß ein solches Opfer eine Sünde gegen die höhern sittlichen Mächte sein würde. Die letzten Bande werden gelöst, und die Liebenden lassen nicht mehr weder von Menschen noch von Phantomen Das scheiden was sich innerlich angehört.

Das heitere Bild einer frohen Häuslichkeit auf freiem Schweizerboden, mit welchem die Erzählung schließt, hat die Verf. als eine eigene Anschauung, als gegenwärtige Wirklichkeit gemalt. Uns hat es noch zuletzt gefallen, daß sie den frühern Domherrn keineswegs über die von ihr mitgetheilte Nachricht der deutsch-katholischen Bewegung ohne Weiteres entzückt sein läßt, sondern daß er deren Mängel wohl erkennt, und der alten poetischen Liebe zu jenen schönen Symbolen treu geblieben ist.

Wenn diese Erzählung uns ein heiteres „Vergiß mein nicht!" zuruft, so rathen wir dagegen Jedem der, weiß der Himmel wie, die erste „humoristische" Erzählung von Ludwig Storch: „Ein Kirmeßtag und drei Freier", ganz gelesen hat, sie baldmöglichst zu vergessen, da es doch nur Ekel macht gemeine Naturen ihre Gemeinheit in quasilächerlicher Weise produciren zu sehen. Und Das wird Humor genannt!

Ferdinand Stolle gibt Wanderbilder und ein deutsches Sommerleben — einer Schwalbe, die am Pfarrhause eines Dörfchens nistet, nachdem sie uns von ihren weiten Flügen über Aegypten und Sicilien her erzählt hat. Ein anmuthiges Idyll aus dem Vogelleben, mit einem elegischen Klang aus dem Menschenleben. Im Herbste stirbt die liebliche Marie im Pfarrhause, und ein Zug Schwalben nach dem andern zieht fort; wie ein Freund von uns einst sang:

> Die zieh'n in lauter Leiden
> Nun immer morgenwärts;
> Denn hart ist alles Scheiden,
> Auch für ein Schwalbenherz!

Das „Poetische Album" ist von geringem Umfange, aber enthält lauter bekannte Namen: Beck, Geibel, Grün, Halm. Beck gibt ein Gebet, schreibt auch eine Andeutung daß er selbst gerade nicht so betet in die Ueberschrift. So schön die Verse, so rein und edel der Inhalt ist, macht es doch einen wunderlichen Eindruck durch mancherlei Specialitäten. Geibel's Trost an einen Freund ahmt in einigen Wendungen, auch in der diesem Dichter sonst so ganz fremden Willkür des Versmaßes den sanft melancholischen Ton einiger Faust-Monologe nach. Die Entfaltung der drängenden Sehnsucht nach Mittheilung ist schön geschildert; mit dem romantischen Trost: daß man doch zuletzt ein seliges Liebesverständniß finde, stimmt das Leben nicht überein. Indem der Uebergang nicht zur männlichen Wirksamkeit gemacht wird, zeigt sich wieder der egoistische Charakter des romantischen Herzens, welches den einzigen bleibenden Ersatz und Trost nicht kennt. Grün's Ballade ist nicht besonders gelungen. Halm's Freiheitslied ist mystisch verworren.

Den Beschluß des Taschenbuchs macht „Pelagie", eine historische Erzählung von dem Herausgeber. Die Geschichte des bekannten Marschalls d'Ancre bildet den Hintergrund; fließende und leichte Erzählung sind wir vom Verf. gewohnt.

7. Aurora. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl.

Wir kommen jetzt schon zu den geistlosen Oestreichereien, von denen sich Nichts sagen läßt als daß Claurens doch piquanter und amusanter in diesem Genre war. Die „Aurora" bringt aber noch zum Theil einige nennenswerthe Beiträge. An der „Versöhnung", einer Novelle von Adolf Pichler, ist wenigstens ein ernsteres Streben nicht zu verkennen, wie es sich denn auch zwischen dem jungen Tiroler und der jungen Berlinerin um eine ernste und edle Liebe handelt; alles Uebrige darin ist ziemlich gewöhnlich. „Der Abendschmaus der Karavane", von Hermannsthal, kündigt sich als in der Manier von Hariri's „Makamen" gehalten an, und wirklich sind die wenigen Seiten anmuthige Erinnerungen daran, gewandt und auch nicht ohne tiefern Kern. Unter den zahlreichen Gedichten der „Aurora" heben wir eine Reihe Bilder und Betrachtungen unter der Ueberschrift „Almosen" vom Herausgeber hervor. Das Thema ist Almosen und Armuth, ohne Gräßlichkeiten und ohne Bitterkeit in einfacher menschlich-milder Weise behandelt. Der prosaische Theil des Taschenbuchs (die in den meisten Gedichten enthaltene Prosa abgerechnet) besteht außer der schon genannten Novelle noch in Folgendem: „Die Rache eines Hoffnungslosen", von Karl Ral-

mund Frühauf; „Das Kirchlein zu Neuberg", historische Novelle von Friedrich Aarau; „Thor's Rache", nordische Sage von Dr. Falkner; „Ein Ausflug nach Berchtesgaden", Novelle von Friedrich Dornau.

8. Thalia. Herausgegeben von Johann Nepomuk Vogl.

Unter den Erzählungen und Novellen läßt sich „Der Rollentausch", von E. Straube, nennen; es sind einzelne gute und überraschende Wendungen darin, obwol zuletzt Alles wieder in den gewöhnlichen Dusel ausläuft, und die Menschen nach den gewöhnlichen Romanrecepten verwendet werden. Die übrigen sind: „Das Album", von Martha von der Höhe (Klara v. Massow); „Eine gemischte Commission", von Franz Gräffer; „Erich XIV.", von Karl Oberleitner; „Des Menschen Genius", von J. E. Lothar; „Musik gegen Liebesgram", von Friedrich Dornau; „Die Fahrt nach Amerika", von Eduard Anschütz; „Wein, Weib und Gesang", von Fernand Stamm; „Die Jahresversammlung der Tage", von J. J. Hannusch. Dann Gedichte von Alexander Gigl, C. A. Kaltenbrunner, J. N. Vogl, J. G. Seidl, Franz v. Kobell u. A. Anastasius Grün hat „Ein Märchen aus Franzensbad" gegeben. Uns schmerzte es zu sehr, wie der Dichter von jenen Höhen auf denen er einst stand immer mehr in die Spielerei und Zerfahrenheit herein geräth. Das Märchenhafte, das romantische Fabeln hängt mit seiner Neigung zum Mittelalter zusammen; aber schon in seinem „Letzten Ritter" hatte er diese Richtung wenigstens zum poetischen Ernst gebracht, und von da an bis zum „Schutt" sich gesund und schön entwickelt. Die „Nibelungen im Frack" sind der Wendepunkt und der Rückfall; nicht etwa weil er aufgehört politische Lieder zu schreiben, sondern weil er in die Spielerei und das Unbedeutende kommt, und den Inhalt der Poesie, der die Herzen bewegen kann, verflüchtigt.

9. Narrenalmanach von Eduard Maria Oettinger.

Er enthält ein Lustspiel und eine Novelle, beide in französischer frivoler und piquanter Manier geschrieben. Doch die Novelle — eigentlich eine Lebensgeschichte der Mars — gewährt einige Unterhaltung durch die mannichfachen Anekdoten, Facta und Büchertitel, die der Verf. aus dem Reichthum seines polyhistorischen Wissens mitgetheilt hat.*) 132.

Philosophische Bruchstücke, vom Fürsten Alex. W. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Rein. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Fürsten schreiben anders als Nichtfürsten: im Fluge, rhapsodisch, keine Lehrbücher oder Handbücher, und — Französisch. Es gewährt immer Freude, daß Dinge der Zeit in ihren Auffassungskreis getreten sind, daß sie Abneigung gegen Irrthümer, Empfänglichkeit für Wahrheiten haben, wie z. B. in vorliegender Schrift S. 5 und 9 sagt: „unsere Zeit sei keine religiöse und man wolle immer neuern", daß sie überhaupt denken und wohlwollend denken. Vollständige Durchführung irgend einer Wissenschaft oder Kunstfertigkeit ist nicht ihre Sache; sie mögen Beides schätzen und belohnen, den Fachmännern bleibe ihr Fach; die Fürsten haben keines, sondern etwa nur Vorliebe für Einzelnes, in Architektur, Malerei, Geschichte, Botanik, Geographie, Dichtkunst, Musik u. s. w. Schreibt also unser Fürst Alex. W. philosophische Bruchstücke, so wäre zu viel verlangt, daß ihm Hegel's „Phänomenologie" bekannt sei, von welcher Schopenhauer urtheilt: „wer dieses gepriesene Werk lesen könne, ohne daß ihm dabei zu Muthe würde als wäre er im Tollhause, gehöre selber hinein"; ja auch das Studium Kant's und seiner nächsten Nachfolger ist nicht zu fodern, genug, wenn irgend ein älteres oder neueres philosophisches Werk den Sinn für allgemein menschliche Angelegenheiten geweckt, und eine Sammlung der Gedanken aus zerstreuenden Umgebungen und Gewohnheiten zur Folge gehabt.

So finden wir unsern Fürsten durch den Italiener Melchior Gioja (geb. 1767 zu Piacenza, gest. 1829 in Mailand) angeregt, der eine Logik — „diese schöne Wissenschaft, welche die Erziehung der Intelligenz bildet, und eintheilen, vergleichen und denken lehrt" — geschrieben, sich um die landwirthschaftliche Industrie seines Landes verdient gemacht, eine Philosophie der Statistik „als einer beschreibenden Logik" (S. 22) herausgegeben, und dabei „Abstraction und Analogie" (S. 37) in Anwendung gebracht. Der Fürst erkennt nun die Erziehung „als den wesentlichsten und bedeutungsvollsten Theil des menschlichen Lebens" (S. 41), empfiehlt besonders die staatswirthschaftlichen Studien, auch Geographie, Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte; hält rathsam mit Methoden abzuwechseln, findet „die für den Familiengeist so wichtige Erziehung der Frauen mangelhaft" (S. 42) durch Beförderung eitler gesellschaftlicher Talente, blos förmliche Beobachtung religiöser Gebräuche; lobt in dieser Beziehung Deutschland und kleine Städte, die Bischöfe Wittmann und Sailer, den „Philosophen und Naturalisten" Schubert, Overberg, Abbé Sicard als Männer deren Schriften „den Stempel des Mitleids, der Mäßigung und der Sanftmuth tragen, die den wahrhaftigen Geist des Christenthums bilden" (S. 46). In der französischen Literatur gibt er den Classikern und geistlichen Rednern aus dem 17. und den Prosaikern aus dem 18. Jahrhundert den Vorzug für Lecture der Jugend. Voltaire steht ihm hoch, und da er „unternommen hat Alles zu bekämpfen was Vorurtheil oder Leidenschaft ist, will er den Literator vom Philosophen trennen. Man denkt nicht mehr wie Voltaire, und man thut wohl daran; aber man wird auch nie besser schreiben wie er" (S. 79). Warum wol wird Rousseau nicht daneben genannt? 24.

Bibliographie.

M. A. Flaminius und seine Freunde. Dichterproben aus dem Zeitalter Leo's X. mit beigefügtem lateinischen Originaltext. Von C. B. Schlüter. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 24 Ngr.

Gundermann, J., Geschichte der Entstehung der Jury in England und deren leitender Gedanke. Ein germanistischer Versuch. München. Gr. 8. 16 Ngr.

Volksthümliches Handbuch der Staatswissenschaften und Politik (ein Staatslexicon für das Volk), herausgegeben von R. Blum. 1stes und 2tes Heft. Aachen — Bergbau. Leipzig, Blum u. Comp. Gr. 8. à 5 Ngr.

Hansen, C. N. D., Gedanken in Bezug auf einige Fragen des Armenwesens. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Kiel, Schwers. Gr. 8. 18 Ngr.

Hasemann, J., Die Armuthsfrage, Ursachen und Heilmittel des Pauperismus unserer Zeit. Den Preußischen Ständen gewidmet. Halle, Heynemann. Gr. 8. 21 Ngr.

*) Wir bringen später vielleicht noch einen dritten und letzten Artikel. D. Red.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 6ter Band. — A. u. d. T.: Nelson und die Seekriege von 1789—1815. Von Jurien de la Gravière. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 2ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hutterus, J. M., Gedichte. Paderborn, Crüwell. 1848. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Jahn, G., Gesammelte Schriften. 1ster und 2ter Band. Stettin, Weiß. 8. 1 Thlr.

Kellner, G., Zur Geschichte des Physiokratismus. Quesnay. — Gournay. — Turgot. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klencke, H., Gesammelte Gedichte. Mit dem Bildnisse und dem Facsimile des Dichters. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr.

Klopsch, C. D., Geschichte des Geschlechts v. Schönaich. 1stes Heft, die Geschichte der Stadt Beuthen und der dazu gehörigen Castellanei bis 1591 enthaltend. Glogau, Reisner. Gr. 8. 10 Ngr.

Kolisch, S., Kleine Romane aus Wien. Zwei Theile. Leipzig, Volckmar. 1848. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Köllner, A., Der Landshuter Erbfolgekrieg nach dem Tode Georgs des Reichen. Landshut, Thomann. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Kraft, Die Religionen aller Völker in philosophischer Darstellung. Stuttgart, Franckh. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Krug, F. W., Gottmenschlicher Ursprung und Inhalt der heiligen Schrift, oder Entstehungsgeschichte und innerer Charakter des gesammten biblischen Kanons. Versuch eines theologischen Beitrags zur rechten wissenschaftlich-gläubigen Würdigung religiöser Zeitfragen, entstanden aus mündlichen Vorträgen in weiterer Ausführung. 1ster Theil. 1ste Abtheilung nebst der allgemeinen Einleitung. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 1 Thlr.

Laube's, H., dramatische Werke. 6ter Band. — A. u. d. T.: Die Karlsschüler. Schauspiel in 5 Akten. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 1848. 8. 1 Thlr.

Leben der heiligen Theresia, von ihr selbst beschrieben. Auszug aus den Lebensbeschreibungen heiliger Seelen. Herausgegeben von J. Goßner. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 16. 5 Ngr.

Lefebvre, A., Geschichte der Cabinette Europas während des Consulats und des Kaiserthums 1800—1815 nach den Actenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 3ter Band. Von dem Ende des Feldzugs in Preußen (1806) bis zu den Ereignissen in Bayonne (Mai 1808). Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leibrock's, A., Schriften. 115ter und 116ter Band. Die drei Bräute. Ein Familiengemälde. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1848. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leidesdorf, M., Vorschläge für Erziehung, Schule und Haus, sowie zur Association der arbeitenden Klassen. Ein Beitrag zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation. Sämmtlichen deutschen Staaten zur geneigten Prüfung dargereicht. 1stes Bändchen. 1ste, 2te Abtheilung. Leipzig, Hunger. 8. 1848. 21 Ngr.

Lepel, B. v., Ode an Humboldt. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lever, C., Eisenbahn-Geschichten oder einige Capitel aus der Romantik der Eisenbahnen. Auf Veranstaltung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Walther. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1848. 16. 12 Ngr.

Liederbuch des Zofinger-Vereins schweizerischer Studirender, herausgegeben von J. H. Tschudi. 2te Auflage. Zürich, Höhr. Gr. 8. 22 Ngr.

Otto, Louise, Lieder eines deutschen Mädchens. Leipzig, Wienbrack. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Parker's, T., Untersuchungen über Religion. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Vorwort begleitet von H. Wolf. Kiel, Schröder u. Comp. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. 3ter bis 4ter Theil. Berlin, Veit u. Comp. 8. 1 Thlr.

Weiß, C., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1847. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zedlitz, J. C. Freih. v., Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berchthold V. Herzog von Zähringen, der Erbauer Berns. Herausgegeben bei Anlaß der Enthüllung seines ehernen Standbildes auf der Münsterterrasse am 8. Mai 1847. Mit 1 Abbildung. Bern, Jenni Vater. Gr. 16. 4 Ngr.

Beschreibung der 200jährigen Jubiläumsfeier der Congregation Mariä Verkündigung, welche in der Stadt Straubing in Niederbayern vom 17.—25. März 1846 abgehalten wurde, nebst den während derselben in der Congregationskirche gehaltenen Predigten. Straubing, Schorner. 12. 5 Ngr.

Dem Andenken an weiland Oberbergrath Albert gewidmet. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Eisele, F., Moses. Ein Vortrag gehalten zu Erfurt in der Versammlung der deutsch-katholischen Gemeinde am 10. Januar 1847. Erfurt, Meyer. 8. 3 Ngr.

Gelzer, H., Die Bedeutung der kirchlichen Bewegungen in der Schweiz seit 1839. Ein öffentlicher Vortrag gehalten zu Berlin den 3. Juni 1847. Mit einem Sendschreiben an D. Schenkel. Zürich, Höhr. 8. 2½ Ngr.

Heym, R., Ueber Magazinirung und das Schulzesche Aufspeicherungssystem auf Gegenseitigkeit. Leipzig, Spamer. 1848. 8. 10 Ngr.

Die eine Hoffnung aller Gläubigen, nachgewiesen aus der heiligen Schrift. Ein Wort zur Mahnung und zur Stärkung in einer bösen Zeit. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hofmeister, A., Der Heinrichs-Tag. 12. Juli. Gedicht zur Feier des Namenstages der Fürsten und Herren Reuß. 3te Auflage. Ronneburg, Hofmeister. Gr. 4. 2½ Ngr.

Holdheim, S., Abschiedspredigt bei dem Scheiden aus seinem Amte als Landes-Rabbiner des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin am 28. August 1847. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Antrittspredigt bei dessen Einführung in sein Amt als Rabbiner und Prediger der Genossenschaft für Reform im Judenthum zu Berlin am 5. September 1847. Berlin, Behr. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Die Religionsprincipien des reformirten Judenthums, entworfen und den Reformgenossenschaften zur Prüfung und Annahme empfohlen. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

Hopf, A., Der Bowlen-Prozeß oder Tibbeke als Angeklagter vor den Schranken des öffentlichen Gerichtes. Berlin, L. Schlesinger. 1848. 8. 5 Ngr.

Sellinghaus, A., Der Großhandel des Zollvereins und seine Lähmung durch die Zollordnung. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tertullian, der Kirchenvater, über die Auferstehung des Fleisches. Ein Wort für scharfsinnige Beurtheiler des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Mitgetheilt von J. R. Müller. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 1½ Ngr.

Ueber Patrimonialgerichte und deren Reform; von A. Graf von H. Glogau, Reisner. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Register zum Jahrgang 1847 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1847
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1847:

*1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1847. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

---

*2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **H. Brockhaus.** Jahrgang 1847. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*3. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1847. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die Zeile oder deren Raum werden $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

---

*4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1847. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*5. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. **J. K. E. Schwarz**, Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. I. Michelsen**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Prof. Dr. **K. Snell**, als Specialredactoren. Jahrgang 1847. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 1847. 52 Nummern. Nr. 209—260. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. In das **Pfennig-Magazin** werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die Zeile oder deren Raum werden 4 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der erste bis zehnte Jahrgang des **Pfennig-Magazin** kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster bis vierter Jahrgang (1843—46) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

☞ Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

*7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1847. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von $2\frac{1}{2}$ Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

*8. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** In zwanglosen Heften. Mit Abbildungen. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

Das erste Heft erschien 1846. Auf den Umschlägen werden Inserate abgedruckt und $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet; für besondere Beilagen ist 1 Thlr. 15 Ngr. zu vergüten.

*9. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Dritter Jahrgang. 1847. 12 Hefte. Gr. 8. 1 Thlr.

Erscheint von 1847 an unter einer neuen Redaction und in monatlichen Heften von 3—4 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr., besondere Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*10. **Zeitschrift für historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **Ch. W. Niedner.** Jahrgang 1847. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Inserate auf den Umschlägen werden für die Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*11. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten 16 Thlr.

*12. **Bericht vom Jahre 1847** an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte vom Jahre 1835—46 haben gleichen Preis.

*13. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebenundfunfzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Schauspiele von **Calderon de la Barca,** übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr.

*14. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neunundachtzigstes Heft und folgende. Gr. 8.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

*15. **Conversations-Lexikon.** — Neunte Auflage. Neue Ausgabe. In 240 Wochen-Lieferungen. Fünfundsechzigste Lieferung und folgende. Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

*16. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Einundsiebzigste Lieferung und folgende. Jede Lieferung 6 Ngr.

*17. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Zweiter Band, oder siebentes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Der erste Band, Heft 1—6 (1845), kostet 6 Thlr. Das erste Heft des zweiten Bandes ist bereits ausgegeben.

*18. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Zweite Abtheilung dritter Band, vierte Abtheilung und folgende. Gr. 12. Geh.

Von dieser Encyklopädie sind bereits erschienen:

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Roehmann. 1844. 3 Thlr.

II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Von L. Posner. Erster und zweiter Band. 1845—46. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der erste Band (1845, 2 Thlr.) enthält die acuten Krankheiten, der zweite Band (1846, 2 Thlr. 12 Ngr.) den ersten Theil der chronischen Krankheiten.

III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen. Bearbeitet von A. Moser. 1845. 2 Thlr.

*19. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Fünfundvierzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Sechsundzwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier. Dreiundzwanzigster Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

20. **Ennemoser (J.), Geschichte des thierischen Magnetismus.** Zweite, ganz umgearb. Aufl. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil unter dem Titel: „Geschichte der Magie", erschien 1844 und kostet 4 Thlr. 15 Ngr.

*21. **Günsburg (F.), Studien zur speciellen Pathologie.** Zweiter Band. — A. u. d. T.: Die pathologische Gewebelehre. Zweiter Band: Die krankhaften Formveränderungen in den Geweben und Organen des menschlichen Körpers. Gr. 8. Geh.

Der erste Band führt den Titel: Die pathologische Gewebelehre. Erster Band: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.

*22. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Zehnte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckp. 25 Ngr., auf Schreibp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste bis neunte Lieferung (1843—46) kosten auf Druckpap. 7 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 10 Thlr. 24 Ngr.

*23. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **F. P. Thun.** Erste Lieferung und folgende. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckp. 25 Ngr., auf Schreibp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von **Heinsius' Bücher-Lexikon** kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigerm Preise zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

24. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** In drei Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Platen's Werke in 5 Bänden gr. 8.

In Unterzeichnetem sind nunmehr **vollständig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Neue Ausgabe in fünf Bänden gr. 8.
auf feinem Velinpapier
geschmückt mit dem Portrait des Dichters.
Preis 4 Thlr. 15 Ngr., oder 7 Fl. 30 Kr.

Diese neue Ausgabe reiht sich in Format und Ausstattung ganz unsern Octavausgaben von Schiller's, Hölderlin's ꝛc. Werken an.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juni 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

Drittes und viertes Heft 1847.

Inhalt des dritten Heftes:

I. Die Gefechte des vierten österreichischen Armeecorps in Sachsen, während der ersten Hälfte des Octobers 1813. — II. Der Feldzug des Jahres 1703 am Oberrhein, an der Donau und in Tirol. Sechster Abschnitt. — III. Die Eroberung von Valenciennes. — IV. Züge von Heldenmuth aus den letzten Kriegen der Oesterreicher. Dritte Sammlung. (Fortsetzung.) Nr. 40—92. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Miscellen und Notizen, Nr. 5—17.

Inhalt des vierten Heftes:

I. Leben des k. k. Feldzeugmeisters Freiherr von Bertoletti. — II. Die Kriegsereignisse am rechten Po-Ufer von Anfang Februar bis Mitte April 1814. (Schluß.) — III. Scenen aus der Geschichte des k. k. Kürassierregiments Graf Ignaz Hardegg Nr. 8. 1. Im Beginn des Feldzugs 1809 in Deutschland. 2. Während dem Treffen bei Eckmühl am 22. April. 3. In den Gefechten bei Regensburg am 23. April. — IV. Der Zug der Oesterreicher nach Neapel im J. 1821. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Die ältern Jahrgänge der militairischen Zeitschrift.

Auf diesen Jahrgang 1847 wird in allen Buchhandlungen Pränumeration angenommen. Die Preise sind in dem Umschlage jedes Heftes angegeben.

Wien, am 12. Juni 1847.

Braumüller & Seidel,
k. k. Hof-Buchhändler

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien soeben:

Italienische Nächte.

Reiseskizzen und Studien
von **Ernst Willkomm.**
2 Bände. 3 Thlr.

G. Meyerbeer und Jenny Lind.

Fragmente aus dem Tagebuche eines alten Musikers.
Preis 7½ Ngr.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen:

Eine römische Criminalacte aus dem Jahre 1842. Zur Sittengeschichte des Cölibats. 8. 15 Ngr. (12 gGr.)

Vierteljahrschrift für Theologie und Kirche. Herausgegeben von Dr. **Lücke** und **K. Wieseler.** 3. Jahrgang. Gr. 8. 2 Thlr.

Wiese, Dr., De genesi et diagnosi emphysematis pulmonis, quod dicunt vesicularis chronici. 8. maj. 7½ Ngr. (6 gGr.)

Wieseler, Fr., Ueber die Thymele des griechischen Theaters. Eine archäologische Abhandlung. Gr. 8. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Wiggers, Dr. **A.,** Grundriß der Pharmakognosie. 2. vermehrte Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Album fürs Erzgebirge.

Von
Mitgliedern des Schriftstellervereins.
Gr. 8. VII und 261 S. Geh. Preis 1 Thlr.

Von Mitgliedern des Schriftstellervereins erschien dies Album, dessen **Ertrag für die Hülfsbedürftigen im Erzgebirge** bestimmt ist. Dr. **Schletter** schildert die dortige Noth in alter Zeit, **Robert Blum** in der Gegenwart, Gerichtsdirector **Gast** die gesunkenen Nahrungsverhältnisse in Deutschland, **Gerstäcker** Heimweh und Auswanderung. Von Dr. **Wuttke** lesen wir über das Volkslied, von **Laube** über arme Poeten, von **Biedermann** über Socialismus, von **Willkomm** über die Oberlausitz, von **Diezmann** über Barbara Uttmann und die Spitzen, von **Buddeus** über kaukasische Bäder, von **Kuranda** über deutsche Zeitungen. **Herloßsohn, Hesekiel, Hammer** geben Novellistisches, Advocat **Klemm** eine Humoreske. **Kühne, Gerhard, Haltaus, Apel, Stolle, Bechstein, Nordmann, Mautner, Uffo Horn** lieferten dramatische und lyrische Gedichte.

Leipzig, im Juli 1847.

Brockhaus & Avenarius.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Cultusformen
der
evangelischen Kirche Würtembergs.
Von
Dr. Wilhelm Ludwig Wullen.

Gr. 8. Broschirt. Preis 18 Ngr., oder 1 Fl.

Diese Schrift setzt sich die Aufgabe, unsern Cultus nach seinen Hauptzügen darzustellen, die an ihm wahrnehmbaren Mängel zu beleuchten, und jene Reformen zu bezeichnen, welche von tieferer Wissenschaft, wie von dem Ernste der Gegenwart gefodert werden.

Wir glauben die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß vorliegende Leistung des Herrn Verfassers nicht weniger Theilnahme finden werde als seine bekannte, eine Entwickelungsstufe bildende Abhandlung über Kirchenvertretung.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist soeben erschienen:

Ganganelli
— Papst Clemens XIV. —
Seine Briefe und seine Zeit.
Vom
Verfasser der Römischen Briefe.

Gr. 8. Geh. 2¼ Thlr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

P. A. Piorry
über die
Krankheiten
der
Milz (Wechselfieber), der Harnwege und der männlichen Geschlechtstheile.
Aus dem Französischen
von
Dr. *G. Krupp*.

Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 27 Ngr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Zur Erinnerung
an
F. L. W. Meyer,
den Biographen Schröder's.

Lebensskizze
nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. A.

In zwei Theilen. 8. Fein Velinp. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Braunschweig, im Juli 1847.

Friedrich Vieweg & Sohn.

In C. Gerold's Verlagsbuchhandlung in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Englische und deutsche Gespräche.
Zum Gebrauche beider Nationen.

Mit kurzen einleitenden Bemerkungen über die Aussprache, und Beispielen über die verschiedenen englischen Vocallaute.

Von
T. O'M. Bird.

8. Wien. 1847. Cartonn. 1 Thlr.

Wissenschaftlich-literarische
Encyklopädie der Aesthetik.
Ein etymologisch-kritisches
Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache.
Von
Dr. Wilhelm Hebenstreit.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Lex.-8. Wien 1847. Brosch.

Erscheint in Lieferungen von 6 Bogen zu 8 Ngr. Die 1. und 2. Lieferung ist bereits erschienen.

Bei C. Anton in Halle ist soeben erschienen:

Pfaff, Dr. **K.**, **Geschichte des Pfalzgrafen-Amtes nach seiner Entstehung und Bedeutung.** Gr. 8. Geh. Preis 15 Sgr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

A Guide to English conversation.
Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schulen und zum Selbstunterricht und einem „Kleinen Wegweiser auf dem Gebiete der englischen Literatur"
von
James Ralph,
Lehrer der englischen Sprache in Dresden.

12. Geh. 12 Ngr.

Ein praktischer Leitfaden, der den Schüler in den Stand setzt in kurzer Zeit über gewöhnliche Dinge geläufig zu sprechen.

Für den Unterricht im **Französischen** und **Italienischen** erschienen vor kurzem in unserm Verlage:

Italienische Sprachlehre nach Vergani's Methode. Von J. A. E. Imandt. 8. Geh. 22½ Ngr.

Deutsche und französische Gespräche, mit französischer und deutscher Interlinear-Uebersetzung, zum Gebrauche beider Nationen. Von B. Lütgen, Professor der deutschen Sprache in Paris. 8. Geh. 12 Ngr.

Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache nach der Hamilton'schen Methode. Nebst einer Anweisung zum Unterricht nach dieser Methode von D. von Steyber. In vier Abtheilungen. 16. Geh. 1 Thlr.

Le Magasin des enfants par Mad. ***Leprince de Beaumont.*** Revu et augmenté par Mad. ***Eugénie Foa.*** Nouv. édition. In-8. 25 Ngr.

Leipzig, im Juli 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1847
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. X.)

II. An Fortsetzungen erscheint ferner:

*25. **Jürgens (K.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8. Geh.
Der erste und zweite Band (1846) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

26. **Kratzmann (E.), Die neuere Medicin in Frankreich.** Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. In zwei Abtheilungen. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh.
Die erste Abtheilung (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

27. **Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Zweiter Band und folgende. Gr. 8.
Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr.

28. **Noback (K.), Lehrbuch der Waarenkunde.** In zwei Bänden. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.
Das erste und zweite Heft (1842) kosten 1 Thlr.

*29. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Elfter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.
Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zehnte Theil jeder 2 Thlr.

*30. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Vierter Band, herausgegeben von F. Bülau. Zwei Abtheilungen. Gr. 8.
Der erste bis dritte Band (1833) kosten 9 Thlr. 10 Ngr.

*31. **Posner (L.), Handbuch der Pathologie und Therapie.** In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 12. Geh.
Der erste Band: „Acute Krankheiten" (1845) kostet 2 Thlr., der zweite Band: „Chronische Krankheiten. Erster Theil." (1846) 2 Thlr. 12 Ngr.

32. **Puchelt (F. A. B.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Dritter Theil. Gr. 8.
Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr., der zweite Theil (1844) 2 Thlr. 15 Ngr.

33. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Achter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.
Der erste bis siebente Band (1832—43) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 17 Ngr., auf Velinpapier 40 Thlr. 20 Ngr.
Außer diesem Werke sind noch folgende größere Schriften des Verfassers ebendaselbst erschienen:
Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.
Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 8 Ngr.
Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.
Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Bände. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.

*34. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **F. de Cussy.** En cinq volumes. Vol. cinquième. In-8. Geh.
Der erste und zweite Band (1846) kosten 4 Thlr. 16 Ngr., der dritte und vierte Band (1846) 6 Thlr.
Von Ch. de Martens erschien ferner in demselben Verlage:
Guide diplomatique. 2 vols. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.
Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.
Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.
Ebenso von F. de Cussy:
Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. In-12. 1846. 3 Thlr.

*35. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Neue Folge. Fünfter Band und folgende. Gr. 12. Geh.
Die erste Folge erschien in zwölf Bänden 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.
Der neuen Folge erster bis vierter Band (1846, 4 Thlr.) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Zweite Auflage. — Erzählungen.

*36. **Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie.** Zweiter Theil. Gr. 8.
Der erste Theil (1844) kostet 2 Thlr. 24 Ngr.

37. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.
Der erste Theil: Vom ersten Differentialquotienten. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1846. 1 Thlr. 26 Ngr.
Von dem Verfasser erschien 1841 in demselben Verlage:
Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

*38. **Stickel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Zweites Heft und folgende. Gr. 4.
Das erste Heft erschien unter dem Titel:
Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 1845. 2 Thlr.

*39. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Neunter Jahrgang. Gr. 12. Cart.
Die erste Folge des **Historischen Taschenbuch** besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), und kostet im herabgesetzten Preise

zusammengenommen 10 Thlr., der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis achte Jahrgang 3 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste, dritte und fünfte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) kosten jeder 2 Thlr., der zweite, fünfte und achte Jahrgang (1841, 1844—47) jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

*40. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse**, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Zehntes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis neunte Heft (1841—46) kosten 4 Thlr. 15 Ngr.; das zehnte Heft wird den Schluß des Werkes enthalten.

41. **Tesche (W.)**, Bilder aus Schlesien. In Novellen gefaßt. Zweiter Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil: „Die Rose von der Pzerwa", erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 12 Ngr.

*42. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Drittes Heft und folgende. Gr. 4.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845, das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Sangvögel, Singvögel) 1846; jedes Heft kostet 4 Thlr.

*43. **Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.** — A. u. d. T.: **Geschichte Andreas Hofer's**, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Sieberer's, Aschbacher's, Wallner's, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger's und vieler Anderer. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste und zweite Theil (1845) kosten 4 Thlr. 12 Ngr.

*44. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1848. Neue Folge. Zehnter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1836—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr., der siebente und achte Jahrgang (1845 und 1846) jeder 2 Thlr., der neunte Jahrgang (1847) 2 Thlr. 15 Ngr.

*45. **Volks-Bibliothek.** Dritter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Die erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek** enthalten:

I. Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. Ch. L. Haken. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. Der alte Heim. Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königl. preußischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt von W. Körte. Neue Ausgabe. 1 Thlr.

*46. **Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" (1843), kostet 1 Thlr. 15 Ngr.; der zweite Theil: „Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz" (1845), hat denselben Preis.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

47. **Benfey (T.), Vollständige Sanskrit-Grammatik**, nebst Chrestomathie und Wörterbuch. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1844 ebendaselbst:
Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 2 Thlr.

*48. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Bände. Mit Abbildungen. Gr. 8.

Das Werk ist aus dem Verlage von **G. Weichardt** in Leipzig in den meinigen übergegangen und erscheint jetzt in der zweiten Auflage in zwei Bänden oder sechs Heften, deren erstes bald zu erwarten ist.

*49. **Clemens der Vierzehnte.** Ein Lebens- und Charakterbild. Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

50. **Denkmäler der Kunst des Mittelalters im südlichen Italien.** Gezeichnet von Anton Hallmann, Saverio Cavallari u. A. Herausgegeben und erklärt von **H. W. Schulz.** 150—160 Tafeln in Folio, nebst einem erläuternden Text in Quart.

Es sind bereits eine große Anzahl Tafeln zu diesem Werke im Stich beendigt, und der Herr Herausgeber hat aufs neue das baldige Erscheinen des ersten Heftes zugesichert.

*51. **Diogena.** Roman von Iduna Gräfin H. H. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

*52. **Düringsfeld (Ida von), Margarethe von Valois und ihre Zeit.** Memoiren-Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*53. **Evangelium Palatinum ineditum** sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. Saeculi nunc primum eruit atque edidit **Const. Tischendorf.** Gr. 4. Cart. 18 Thlr.

Das Evangelium Palatinum ineditum enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend, unlängst vorgefunden hat. Die Eigenthümlichkeiten dieses Textes bezeichnet Dr. Tischendorf als sehr groß, und stellt denselben den merkwürdigsten und wichtigsten Documenten für den neutestamentlichen Text zur Seite. Das Original befindet sich in der k. k. Bibliothek zu Wien und war bis jetzt ohne alle Bearbeitung geblieben. Die Ausstattung des Werks ist der Wichtigkeit desselben entsprechend.

Eine ausführliche Anzeige hierüber ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

*54. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Civilisation.** Wohnung, Arbeit und Eigenthum, oder: **Die Familie.** Gr. 8. Geh.

Dieses Werk ist zugleich als eine Fortsetzung von des Verfassers „Resultate der Sittengeschichte" (erster bis sechster Band, Stuttgart 1822—37) zu betrachten.

Von dem Verfasser erschien bereits daselbst:
Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1844. 3 Thlr. 18 Ngr.

*55. **Gerstäcker (F.), Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*56. **Giebel (C.), Fauna der Urwelt**, mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere umfassend dargestellt. In vier Bänden. Gr. 8.

Nach dem Plane des Verfassers wird der erste Band dieses wichtigen Werkes die Wirbelthiere (Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische), der zweite Band die Gliederthiere (Insecten, Spinnen, Krebse und Würmer), der dritte und vierte Band die Bauchthiere (Mollusca, Cephalophora, Acephala, Radiaten, Polypen und Infusorien) enthalten. Der erste Band ist unter der Presse.

57. **Grässe (J. G. T.), Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde**, nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Uebersichten der wichtigsten Religionssysteme versehen. In Heften. Gr. 8.

58. **Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8.

In demselben Verlage erschien:
Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etc. Nach *J. S. Ersch* bearbeitet von *Ch. A. Geissler.* Dritte Auflage. 1845. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise werden auch die andern Zweige der Literatur nach *Ersch's* „Handbuch" neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen.

Die zweite Ausgabe von *Ersch's* „Handbuch" (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822 bis 1840) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 4 Thlr., auf Schreibpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 8 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen:
Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 16 Ngr. — Theologie. 1822. 16 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 16 Ngr. — Medicin. 1822. 16 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. — Vermischte Schriften. 1837. 8 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr.

*59. **Herculano (A.), Eurich, der Priester der Gothen.** Nach dem Portugiesischen von **G. Heine.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der k. k. Hofbuchhandlung von

BRAUMÜLLER & SEIDEL IN WIEN,

am Graben, im Sparkassegebäude, ist soeben erschienen:

Das zweite Heft des III. Bandes (1847. 2tes Heft)

der

Oesterreichischen Zeitschrift für Homöopathie.

Herausgegeben

von

Dr. *W. Fleischmann*, Dr. *Clemens Hampe*,
Dr. *Ph. A. Watzke*, Dr. *Franz Wurmb*,

praktischen Aerzten in Wien.

Inhalt dieses Heftes:

I. Versuch einer geschichtlichen Entwickelung des Heilgesetzes der Aehnlichkeit als Vorkunde der Geschichte der Homöopathie. Von Dr. Müller.
II. Koloquinten-Heilungen. Von Dr. Winter.
III. Magazin für Pharmakodynamik. (Fortsetzung.) Von Dr. Kurtz.
IV. Physiologische Prüfung des doppelt chromsauren Kali. Von Dr. Arneth.
Einleitung.
Erster Abschnitt: Versuch an Thieren.
V. Was ist Homöopathie? oder Dr. Georg Schmid vor dem Aehnlichkeitsgesetze. Ein kritischer Versuch von Dr. Böhm.
VI. Zur Geschichte der Homöopathie.

Preis dieses Heftes 1 Fl. 20 Kr. C.-M.

Ausserdem sind die frühern Bände ebenfalls noch zu haben, nämlich:
I, 1—3; II, 1—3 und III, 1, jedes Heft 1 Thlr.; demnach kostet das Ganze (incl. des obigen Heftes III, 2) 7 Thlr.

Homöopathische Arzneibereitung und Gabengrösse.

Von

Dr. Georg Schmid,

praktischem Arzte in Wien.

Gr. 8. Wien 1846. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

☞ *In obiger k. k. Hofbuchhandlung findet man stets die besten (ältern und neuern) Werke über die Homöopathie vorräthig.*

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft,

herausgegeben von den Geschäftsführern.

Erster Jahrgang. Erstes und zweites Heft. Preis des Jahrgangs von 4 Heften in gr. 8. für Nichtmitglieder der Gesellschaft 2 Thlr. 20 Ngr.

Die *deutsche morgenländische Gesellschaft* hat sich in dieser Zeitschrift ein Organ regelmässiger Mittheilungen für jeden Gebildeten geschaffen, durch dessen allgemeinere Verbreitung sie zugleich den Kreis ihrer Mitglieder zu erweitern hofft. Gegründet im J. 1845 zu dem Zwecke, der Theilnahme an dem Orient unter uns eine grössere Ausdehnung und einen nationalen Mittelpunkt zu verschaffen, ladet sie in einem Nachworte ihrer Statuten, welche stets *gratis* von uns zu beziehen sind, jeden Freund des Morgenlandes ein, sich ihr anzuschliessen. Die Geschäftsführer, die Herren Prof. *Rödiger* und *Pott* in Halle, *Fleischer* und *Brockhaus* in Leipzig, empfangen die Beitrittserklärungen und stellen die Diplome aus. Das Eintrittsgeld von 2 Thlr. und der jährliche Beitrag von 4 Thlr., wogegen ein Exemplar des Jahresberichts gewährt wird, sind, wo möglich durch den leipziger Commissionnair einer Buchhandlung, an den Cassirer der Gesellschaft zu bezahlen; ebenso, wo die Zeitschrift gehalten wird, der für die Mitglieder auf 2 Thlr. festgestellte Subscriptionsbetrag. So weit die Auflage reicht, erhalten die Beitretenden den ersten Jahresbericht mit der urkundlichen Entstehungs- und Gründungsgeschichte der Gesellschaft auf ihren Wunsch *gratis* nachgeliefert.

Für Nichtmitglieder der Gesellschaft ist der Preis des Jahresberichts 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1847.

Brockhaus & Avenarius.

In Karl Gerold's Verlagsbuchhandlung in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lehr- und Handbuch der Arithmetik.

Auf höchstem Befehl für den Unterricht an der k. k. Ingenieur-Akademie in Wien verfaßt, gleichzeitig für das Selbststudium eingerichtet und herausgegeben von

Dr. Alexander Morgante,

k. k. Capitain-Lieutenant und Professor.

Gr. 8. Wien 1847. Broschirt. 1 Thlr. 20 Ngr.

John Lindley's

Theorie der Gärtnerei,

oder Versuch, die vorzüglichsten Verrichtungen in der Gärtnerei nach physiologischen Grundsätzen zu erklären.

Aus dem Englischen übersetzt von C. G.

Mit einer Vorrede, Anmerkungen und einem Anhange versehen von einigen Freunden der Horticultur.

Zweite Auflage. Gr. 8. Wien 1847. Brosch. Mit vielen lithographirten Abbildungen. 2 Thlr.

Bei C. Anton in Halle ist soeben erschienen:

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, herausgegeben von J. H. Fichte und H. Ulrici. 17. Band in 2 Heften. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bemerkungen

über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig.

Nebst einem Anhang über die skandinavischen Sympathien von

J. G. Kohl.

Gr. 8. Broschirt. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in seinen Schriften so beliebten Herrn Verfasser zunächst bei der Abfassung gegenwärtiger Schrift vorschwebte, war, die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen, eine klare Uebersicht der Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie sich diese Verhältnisse, so wie sie jetzt bestehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß diese Schrift in folgende Hauptabschnitte: Verhältnisse der deutschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Osten, Süden, Westen und Norden. — Nationale und sprachliche Wirren auf der cimbrischen Halbinsel. — Urbevölkerung derselben, die deutschen Einwanderer aus Süden, die skandinavischen aus Norden, die sich in Schleswig treffen und mischen. — Schilderung dieses Landes als ein von Jütland mehrfach geographisch-physikalisch gesondertes. — Anfängliche Verhältnisse der schleswigschen Dänen oder Südjüten zu ihren deutschen Nachbarn. — Einfluß der Bündnisse und Verschwägerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holstein auf die Verdeutschung Schleswigs, auf die Einwanderung holsteinischer Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verschwisterung der beiden Länder Schleswig und Holstein. — Fortschritte des Deutschthums in Schleswig unter der Herrschaft der dänischen Könige wie unter der der verschiedenen Nebenlinien des oldenburgischen Hauses. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig dennoch dänisch, in welchen Punkten es deutsch oder holsteinisch zu nennen. — Kampf der hochdeutschen oder plattdeutschen Sprache und Sieg der erstern über die letztere, sowie die daraus für die schleswigschen Dänen entspringenden Folgen. — Deutscher Einfluß auf die Handelsverhältnisse des Landes. — Statistik der dänischen und deutschen Sprache in Schleswig. Einflüsse der deutschen Sprache auf das schleswigsche Dänisch und des Dänischen auf das schleswigsche Deutsch. — Bemerkungen über die skandinavischen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In unserm Verlag ist erschienen:

Geschichte der eidgenössischen Bünde.

Von

J. E. Kopp.

Des zweiten Bandes erste Lieferung.

Zürich, Luzern, Unterwalden, Uri, Glarus und Schwyz bis zum Jahre 1291.

Gr. 8. 23 Bogen. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juni 1847.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Zeitschrift für die historische Theologie.

In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. C. W. Niedner.

Jahrgang 1847.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs in vier Heften 4 Thlr.

Inserate auf den Umschlägen werden für den Raum einer Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Inhalt des ersten und zweiten Heftes.

1. Die Unterschrift der Concordienformel in Sachsen. Von Dr. J. C. G. Johannsen. — 2. Die Kirchenspaltung im Waadtlande. Nach dem Französischen, mit Anmerkungen von Dr. C. F. Leopold. (Fortsetzung aus dem vierten Hefte von 1846.) — Miscellen, mitgetheilt von Dr. Ch. A. Pescheck. — 3. Beiträge zu Schwedens Reformations- und Kirchengeschichte unter König Gustav I. Von Dr. P. E. Thylesius. — Die Cistercienser und ihre in Böhmen und Sachsen noch bestehenden Stifter. Von Dr. F. Böttcher. — 5. Fünf Briefe Ulrich's von Hutten. Nach der Urschrift im Stadtarchiv zu Strasburg mitgetheilt von L. Schneegans.

Leipzig, im Juli 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1847

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. XI.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

60. **Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd**, zum Gebrauche angehender Jagdliebhaber. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Theile. Mit Kupfern. Gr. 8.

61. **Jörg (J. Ch. G.), Zehn Gebote der Diätetik**, oder ebenso viele dem Menschen vom Schöpfer auferlegte Pflichten. Gr. 8. Geh.

*62. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch**, zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. (In 8 Heften.) Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Cartonnirte Exemplare werden unter besonderer Berechnung des Einbandes geliefert.

*63. **Körte (W.), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen.** Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Neue Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*64. **Die Einverleibung von Krakau** und die Unterzeichner der Schlußacte des Wiener Congresses. Eine publicistische Erörterung. Herausgegeben von **F. Bülau.** Gr. 8. Geh. 6 Ngr.

*65. **Die Kurmark Brandenburg**, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Mit 14 Beilagen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser dieses Werkes (Oberpräsident von Bassewitz) liefert in demselben nicht nur eine vollständige, hauptsächlich aus amtlichen Quellen geschöpfte historisch-statistische Darstellung der Verhältnisse dieser Provinz unmittelbar vor den preußischen Kriegen mit Napoleon, sondern zugleich eine zuverlässige Materialiensammlung und einen Leitfaden für einen großen Abschnitt in der preußischen Staatsgeschichte, sodaß dasselbe als ein treuer Spiegel zur Vergleichung zwischen Sonst und Jetzt den Behörden und Einwohnern der Provinz zum Geschäftsgebrauch und zur Erinnerung erwünscht sein dürfte.

66. **Mandl (L.), Handbuch der allgemeinen Anatomie**, angewendet auf die Physiologie und Pathologie. Nebst einer Einleitung über den Gebrauch des Mikroskops. Deutsche, nach dem französischen Original vom Verfasser besorgte, mit vielen Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Mit 10 Kupfertafeln. Gr. 8.

*67. **Massaloup (J. V.), Logarithmisch-trigonometrische Hülfstafeln.** Ein zur Horizontal-Projection gemessener Längen auf schiefen Ebenen, sowie vorzugsweise zum Gebrauch bei nivellitischen Arbeiten und beim Markscheiden unentbehrliches Handbuch für Geometer, Ingenieure, Markscheider, Wasserbau- und Chausseebeamte. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr., dauerhaft gebunden 4 Thlr.

68. **Naumann (K. F.), Handbuch der Geognosie.** Zwei Bände. Mit 20 Tafeln und mehren in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh.

Von demselben Verfasser erschien bereits daselbst:

Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. Zwei Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 1830. 7 Thlr.

69. **Novellenschatz der Italiener.** In einer Auswahl übersetzt von **A. Keller.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*70. **Oertel (F. M.), Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhunderte.** Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Mit einem bis zu Ende 1846 fortgeführten Nachtrage. Quer 8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

*71. ——————— **Die Jahre 1845 und 1846.** Erster Nachtrag zu den Genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. Cart. 16 Ngr.

Wie jetzt durch diesen Ersten Nachtrag, so wird auch für die Zukunft dieses Werk durch jährliche Nachträge stets vollständig erhalten werden.

72. **Passavant (J. D.), L'oeuvre de Raphael d'Urbin**, ou catalogue raisonné des ouvrages de ce maître, précédé d'une notice sur sa vie. In-8. Broch.

Von dem Verfasser erschien bereits ebendaselbst:

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. Gr. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Grossfolio. 1839. Velinpapier 18 Thlr.; Pracht-Ausgabe (mit Kupfern auf chinesischem Papier) 30 Thlr.

In der Ausgabe auf Velinpapier werden sowol der Text als auch die Abbildungen dieses Werks einzeln erlassen; der Text kostet apart 8 Thlr., der Atlas 10 Thlr.

*73. **Pfeiffer (L.), Monographia familiae Heliceorum.** Gr. 8. In Heften.

*74. **Platon's Werke.** Aus dem Griechischen übersetzt von **K. Steinhart** und **H. Müller.** In sechs Bänden. Erster Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Das Werk wird durch eine allgemeine Einleitung über das Leben und

die Werke Platon's eingeführt und jedem einzelnen Dialog noch eine besondere Einleitung [illegible]

Durch H. Müller erschien bereits daselbst:

Die Lustspiele des Aristophanes. Drei Bände. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

*75. **Prescott (W. Henry), Geschichte der Eroberung von Peru.** Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

Von W. H. Prescott erschien bereits in demselben Verlage:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.
Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

*76. **Pritzel (G. A.), Thesaurus litteraturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora quindecim millia opera recensens curavit. In Heften. Gr. 4. Erstes Heft und folgende.

Das erste Heft dieses wichtigen bibliographischen Werkes ist bereits im Druck beendigt.

*77. **Raumer (F. von), Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

Der erste Band ist bereits erschienen und kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

*78. **Raumer (F. von), Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II.**, gehalten am 28. Januar 1847 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Erste und zweite Ausgabe. Gr. 12. Geh. 4 Ngr.

Ebendaselbst erschien von F. v. Raumer:

Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 25. Januar 1843 in der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften. Gr. 12. 1843. 6 Ngr.
Vortrag zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm's III., gehalten am 3. August 1843 in der Universität zu Berlin. Gr. 12. 1843. 8 Ngr.

*79. **Ross (Gst.), Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung: „Chirurgische Anatomie der Extremitäten“, ist bereits ausgegeben und kostet 20 Ngr.

*80. **Sâma-Veda.** Die Hymnen des Sâma Veda, im Original, mit der Accentuation der Handschriften, herausgegeben, ins Deutsche übersetzt, mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, die Varianten des Rig-Veda und Mittheilungen aus den Commentaren des Sâjanâtschârja zum Rig-Veda und des Mehîdhara zum Jadschur-Veda enthaltend, begleitet und mit einem Glossar versehen von **T. Benfey.** Gr. 8. Geh.

81. **Schmid (R.), Die Gesetze der Angelsachsen.** In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8.

Von der ersten Auflage dieses Werkes, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), sind noch Exemplare zu dem Preise von 2 Thlr. 8 Ngr. zu erhalten.

*82. **Schmidt (A. C. J.), Handbuch des in Deutschland in der Gegenwart wirklich geltenden gemeinen bürgerlichen Rechts.** Acht Bände. Gr. 8. Geh.

*83. **Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie.** Zwei Bände. Mit Abbildungen. Gr. 8. Geh.

*84. **Schuselka (F.), Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.** Ein deutsches Lesebuch. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebendaselbst ist erschienen:

Briefe Joseph's des Zweiten. Dritte Auflage, zeitgemäß eingeleitet und erklärt von Fr. Schuselka. 8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

*85. **Staël (A. G. von), Delphine.** Aus dem Französischen übersetzt von **F. Gleich.** Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*86. **Sternberg (A. von), Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

Von dem Verfasser erschien bereits daselbst:

Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.
Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr.

*87. **Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche**, übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **E. Gf. Adf. Böckel.** Gr. 8.

Diese Sammlung wird im Aeußern ganz mit der in demselben Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen [illegible], mit Einleitungen herausgegeben von F. A. Koethe“ (1830. [illegible]) übereinstimmen.

*88. **Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England.** Von der ersten Niederlassung daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh.

Von der Verfasserin (Therese Amalie Luise Robinson, geb. von Jakob) erschien bereits in demselben Verlage:

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.
Die Unächtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. 20 Ngr.

*89. **Vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Taschenwörterbuch.** Nach den besten Quellen und anerkanntesten Autoritäten bearbeitet von **L. Albert.** — A. u. d. T.: Complete English-German and German-English Dictionary. Compiled on the best and most celebrated authorities. 16. Geh.

Dieses Taschenwörterbuch der englischen Sprache schließt sich im Aeußern an das von J. H. Kaltschmidt bearbeitete französisch-deutsche und deutsch-französische Taschenwörterbuch an, das 1844 in zweiter Auflage zu dem Preise von 24 Ngr. in demselben Verlage erschien.

*90. **Tasso's (Torquato) Befreites Jerusalem.** Uebersetzt von **A. F. K. Streckfuß.** Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Von der ersten Auflage dieses Werks mit gegenübergedrucktem Originaltext (2 Bände, 1822) sind fortwährend Exemplare zu dem herabgesetzten Preise von 22 Ngr. zu erhalten.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Tasso's (Torquato) Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischer Dichter.“ Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 1 Thlr. 15 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Aus dem Französischen übersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** Mit lithographirten Tafeln. In zwei Bänden. *Ersten Bandes erste bis vierte Lieferung.* Preis einer Lieferung von acht Bogen mit den dazu gehörigen Tafeln 22½ Ngr.

Eine Uebersetzung von Longet's «*Anatomie et Physiologie du système nerveux*», welche dem Buche seinen Werth als Quelle für die Beobachtungen und Ansichten eines der ausgezeichnetsten lebenden Experimentatoren erhält, und durch eingeschaltete Zusätze mit allen irgend wichtigen Leistungen der letzten Jahre auf das sorgfältigste vervollständigt, darf sich der günstigsten Aufnahme versichert halten. Als eine Ergänzung der in letzter Zeit sich immer mehr vervielfältigenden Arbeiten über allgemeine Nervenphysiologie, — muss sie, an der Seite der neueren Arbeiten in der Nervenpathologie, insbesondere den Pathologen willkommen sein, — indem sie vor Allem eine möglichst vollständige und ins Einzelne gehende Zusammenstellung über die specielle Nervenphysiologie darbietet.

Leipzig, im August 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Briefe
aus dem Freundeskreise
von
Goethe, Herder, Höpfner und Merck.

Aus den Handschriften herausgegeben
von **Dr. Karl Wagner.**

8. Broschirt. 2 Thlr.

Bei Ignaz Jackowitz in Leipzig erschien soeben:

Oesterreich
und
die Broschürenschmiede
gegen
dieses Kaiserthum.

Von
Johann Sporschil.

22 Bogen. Gr. 8. Geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 2 Fl. 15 Kr. C.-M. = 2 Fl. 42 Kr. Rhein.

☞ Der Inhalt dieser interessanten Schrift zerfällt in folgende XVII Capitel: I. **Einleitung.** II. **Kirchliche Zustände.** III. **Wirksamkeit der Kirche.** IV. **Geistlichkeit.** V. **Volksschulen.** VI. **Studienwesen.** VII. **Censur.** VIII. **Geheime Polizei.** IX. **Adel.** X. **Beamtenstand.** XI. **Armee.** XII. **Nationalitäten in der Armee und das Duell.** XIII. **Strafgesetzgebung der Armee. Dauer der Dienstzeit. Angebliche Beförderungsmisbräuche.** XIV. **Regierungspolitik in Bezug auf die Nationalitäten im Kaiserthume und sogenannter Sprachenkampf.** XV. **Auswärtige Politik in Bezug auf Deutschland.** XVI. **Auswärtige Politik in Bezug auf die übrigen Staaten.** XVII. **Schlusswort.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erin.

Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen
mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern
und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Märchen und Legenden
von
K. v. K.

Erstes und zweites Bändchen.
Enthaltend:

Gerald Griffin,
ein Schriftstellerleben.

8. Brosch. Preis 1 Thlr. 21 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Diese ersten Bändchen einer Sammlung, welche bestimmt ist, unserer Landsleute Antheil an Leben, Lust und Leiden, an Denken, Fühlen und Dichten des eigenthümlichen und vielgeprüften Volkes der Iren durch eine deutsche Wiedergabe der treuesten und frischesten Darstellungen seiner vorzüglichsten Erzähler und seines köstlichen Sagenschatzes zu erregen und zu nähren, enthalten die Lebensbeschreibung eines Dichters, der mit seinen Landsleuten Banim und Carleton den Ruhm theilt, die Eigenthümlichkeiten, Lebensäußerungen und Schicksale des irischen Volks, des Landvolks vorzugsweise, auf eine naturwahre und zugleich künstlerisch wirkungsreiche Weise als Erzähler dargestellt zu haben. Für die zunächst erscheinenden Lieferungen sind bestimmt: eine möglichst vollständige Sammlung von Volkssagen, Märchen und Legenden, theils der neuesten von Croker's „Fairy Tales" entnommen, theils und vornehmlich aus irischen Zeitschriften und sonstigen irischen Quellen geschöpft; von Griffin vorerst seine berühmteste Erzählung „Die Schulgenossen"; Mehreres mit einer selbstbiographischen Einleitung, von Carleton; das Beste, insbesondere aus der neuesten Ausgabe seiner „Tales of the O'Hara Family", von Banim, sodaß die Leser durch Griffin, Carleton und Banim gewissermaßen drei Haupttheile Erin's, den Norden (Ulster), den Südosten (Leinster) und den Südwesten (Munster) in den Erzählungen ihrer begabtesten Söhne dargestellt erhalten. Ihnen an schließt sich für den vierten Haupttheil die nordwestliche Landschaft Connaught, das durch Wärme des Gefühls, klare parteifreie Veranschaulichung dortiger Zustände und eine künstlerisch abgeschlossene Darstellung ausgezeichnete Lebensbild „St.-Patrick's Eve", von Charles Lever, aus Galway, dessen Uebertragung unter den Augen des Verfassers entstanden ist, der dazu eigene lebensgeschichtliche Nachrichten liefern wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vollständig ist jetzt im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen:

Luther
von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.
(1483—1517.)

Von **Karl Jürgens.**

Drei Bände.
Gr. 8. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem soeben ausgegebenen dritten Bande ist der erste Lebensabschnitt des großen Reformators geschlossen und das Werk liegt für denselben als ein **vollständiges** Ganzes vor. Geschrieben für alle Diejenigen die ein Herz haben für die Kirche Christi und das deutsche Volk, keiner Partei und keinen Höhen noch Tiefen zu Gefallen oder zu Leide, ist dieses Buch weder den untern Schichten noch vorzugsweise den Theologen, sondern insbesondere den dazwischen liegenden Kreisen bestimmt und hat hier, sowie von Seiten der Kritik, bereits die ehrenvollste Anerkennung gefunden. — Die zweite Abtheilung von Luther's Leben wird der Verfasser später bearbeiten.

In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Anleitung zum Uebersetzen aus dem Italienischen.

Erster Band.

Auserwählte Anekdoten und Erzählungen in italienischer Sprache theils gesammelt, theils übersetzt aus andern Sprachen und theils ganz neu verfaßt und geordnet nach dem stenopädischen Systeme

von

Franz Anton Rosental,

k. k. Professor, Erfinder stenopädischer Methode u. s. w.

Gr. 8. Wien 1847. Brosch. 1 Thlr.

Ferner von demselben Verfasser:

Anleitung die italienische Sprache ohne früheres regelmäßiges Lernen der italienischen Grammatik in möglichst kurzer Zeit sprechen zu können.

Zweiter Theil.

Für die ersten Anfänger bearbeitet nach den Principien der neuern stenopädischen Unterrichtsmethode vom Erfinder derselben.

Gr. 8. Wien 1847. Brosch. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vollständig ist nun erschienen:

Des Leibes und der Seele vollständige Gesundheits- und Erziehungslehre.

Briefe

über Erziehung, Beförderung und Aufrechthaltung eines möglichst glücklichen Zustandes des Körpers und Geistes u. s. w.

Ein unentbehrliches Handbuch

für Gebildete überhaupt und für Aerzte, Aeltern und Erzieher insbesondere.

Von Dr. **K. H. Rosenberg.**

Gr. 8. Brosch. 4 Theile in 2 Bänden 7 Thlr.

Auch in 14 Lieferungen à 15 Ngr.

Französische Romane zu billigen Preisen.

Sammlung von 67 Bänden französischer Romane in **schönen Duodezausgaben,** zusammen für 54 Thlr. 5 Ngr., erlassen wir jetzt für **21 Thlr. 18 Ngr.**

Einzelne Romane liefern wir à Band **12 Ngr.**

Lamartine, Chute d'un ange. 2 vols. — **Marryat**, M. Violette. 3 vols. — **Reybaud**, Dona Mariana. 2 vols — **Robert**, Le Capitaine Mandrin. 2 vols. — **Saint-Félix**, Louise d'Avaray. 2 vols. — **Marco de Saint-Hilaire**, Histoire populaire anecdotique et pittoresque de Napoléon et de la grande armée. 3 vols. — **Scott**, La Pythie des Highlands. 2 vols. — **Bernard**, Chasse aux amants. 1 vol. — **Berthet**, La belle Drapière. 1 vol. — **Arlincourt**, Les Anneaux d'une chaine. 2 vols. — **Berthet**, Le Loup-Garou. 1 vol. — **Arlincourt**, Les trois Royaumes. 2 vols. — **Balzac**, Esther. 2 vols. — **Féval**, Les Amours de Paris. 6 vols. — **Hugo**, Le Roi s'amuse. 1 vol. — **Musset**, Anna Boleyn. 2 vols. — **Scott**, Aymé Verd. 2 vols. — **Souvestre**, La Goutte d'eau. 2 vols. — **Allart**, Settimia. 2 vols. — **Balzac**, La Vieille fille. 1 vol. — **Bernard**, Le Beau-Père. 3 vols. — **Cooper**, Excursion d'une Famille américaine en Suisse. 2 vols. — **Dash**, La Marquise de Parabère. 2 vols. — Dodecaton, ou le Livre des douze. 2 vols. — **Balzac**, L'Interdiction. 1 vol. — **Berthet**, Une maison de Paris. 2 vols. — **Cooper**, La vie d'un Matelot. 2 vols. — **Dumas**, La Peinture. 2 vols. — **Cooper**, Fleur de bois. 2 vols. — **Dumas**, Albine. 2 vols. — **Sand**, Pauline. 1 vol. — **Sand**, Mauprat. 2 vols. — **Saintine**, Soirées de Jonathan. 2 vols. — **Abrantès**, Une soirée chez Mad. Geoffrin. 1 vol. — **Waldor**, Rue aux ours. 1 vol. — **Sand**, Lettres d'un voyageur. 2 vols. — **Arlincourt**, L'Herbagère. 1 vol.

Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit unser reichhaltiges Lager französischer Literatur, in pariser wie brüsseler Ausgaben, welche wir zum grossen Theil zu **ermäßigten Preisen** abgeben.

Leipzig, im August 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Bei **Braumüller & Seidel**, k. k. Hof-Buchhändler in **Wien**, am Graben im Hause der Sparcasse, ist erschienen und zu haben:

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

1847. Fünftes Heft.

Dieses soeben erschienene Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Lebensumriß des k. k. Generals der Cavalerie Paul Freiherr von Wernhardt. — II. Der Zug der Oesterreicher nach Neapel im Jahre 1821. (Schluß.) — III. Scenen. I. Aus der Geschichte des k. k. Kürassierregiments Graf Ignaz Hardegg Nr. 8. (Fortsetzung.) 4) In der Schlacht bei Aspern 1809. 5) In der Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli. II. Aus der Geschichte des k. k. Linien-Infanterieregiments Baron Fürstenwärther Nr. 56. 6) In der Schlacht bei Dresden am 27. August 1813. 7) In der Schlacht bei Leipzig am 16. October 1813. 8) In dem Treffen bei St.-Julien am 27. Februar 1814. 9) In dem Treffen bei Sur la Cotte am 28. Februar 1814. 10) Im Gefechte bei Les Lusiettes am 1. März 1814. — IV. Züge von Heldenmuth aus den letzten Kriegen der Oesterreicher. Vierte Sammlung; Nr. 1—36. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Die ältern Jahrgänge der militairischen Zeitschrift. (Schluß.)

Auf diesen **Jahrgang 1847** wird in allen **Buchhandlungen Pränumeration** angenommen. Die Preise sind in dem Umschlage jedes Heftes angegeben.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fauna der Vorwelt

mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere.

Monographisch dargestellt

von

Dr. C. G. Giebel.

Ersten Bandes erste Abtheilung:

Die Säugethiere der Vorwelt.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Nach dem Plane des Verfassers wird der erste Band dieses Werkes die **Wirbelthiere** (Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische), der zweite Band die **Gliederthiere** (Insekten, Spinnen; Krebse und Würmer), der dritte und vierte Band die **Bauchthiere** (Mollusca, Cephalophora, Acephala, Radiaten, Polypen und Infusorien) enthalten. Jede Abtheilung bildet ein für sich bestehendes Ganzes.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1847

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. XIII.)

91. **Taufkirchen-Englburg (Gräfin), Die Schwestern von Savoyen.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien bereits daselbst:
Die Schwärmerin. Erzählung. Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 12 Ngr.

*92. **Taylor (H.), Philipp von Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht. Aus dem Englischen von A. **Heimann.** 8. Geh.

*93. **Ungarische Zustände.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

*94. **Die preußische Verfassung vom 3. Februar 1847.** Nebst einem Anhange. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

Der Anhang enthält die in dem Patente und den Verordnungen vom 3. Febr. 1847 allegirten Gesetze, den Artikel der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" vom 5. Febr. und das Patent vom 8. Febr. wegen Einberufung des vereinigten Landtags.

95. **Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes.** Textum ad editionem Vaticano Romanam accuratissime edidit, argumenta et locos Ni Ti parallelos notavit, lectiones variantes omnes codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praemisit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh.

Indem diese Ausgabe sich streng an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für den alttestamentlichen griechischen Text in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den streng wissenschaftlichen Foderungen entsprechen und einem fühlbaren Bedürfnisse abhelfen.

Das Nähere wird später in einer besondern Anzeige bekannt gemacht werden.

96. **Veinticinco Comedias de Lope Felix de Vega Carpio,** con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y D. **Fernando José Wolf.** Gr. 12. Geh.

*97. **Von einem deutschen Soldaten.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

*98. **Voigts (F.), Novellen.** Erster bis dritter Theil. Gr. 12. Geh.

*99. **Wahrheit und Dichtung in russischen Novellen.** Uebersetzt von **W. Wolfsohn.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

*100. **Werder (Bertha von), Altes Lieben, neues Hoffen.** Roman. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

*101. **Zestermann (C. A.), Die antiken und die christlichen Basiliken,** nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zueinander dargestellt. Mit 7 lithographirten Tafeln. Gr. 4. Geh. 1 Thlr.

In diesem Werke liefert der Verfasser eine ausführliche und bereicherte Bearbeitung seiner von der Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique gekrönten Preisschrift: „De Basilicis libri tres", von welcher Exemplare ebenfalls durch den Verleger der deutschen Ausgabe zu beziehen sind.

☞ Durch alle Buchhandlungen ist der **Verlags-Katalog** von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, durch einen vierten Nachtrag bis zum Schlusse des Jahres 1846 fortgeführt, gratis zu erhalten.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** werden im Laufe des Jahres 1847 folgende Werke erscheinen:

1. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XVIII. (1846.) In-8. — **Bulletino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1846. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1846. Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1845 wird noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben.

2. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Zweiter Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare des ersten Jahrgangs, geh. à 2 Thlr., elegant geb. à 2 Thlr. 8 Ngr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

3. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern. Erster Jahrgang. Gr. 8. Geh. Preis eines Jahrgangs für Nichtmitglieder der Gesellschaft 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Zeitschrift erscheint jährlich in 4 Heften; das erste Heft des Jahrgangs 1846 ist bereits erschienen. Inserate werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr., besondere Anzeigen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

4. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier Cours. *Seconde* édition, entièrement refondue. 8. Geh. 5 Ngr.

Auch der zweite Cursus wird binnen kurzem erscheinen.

5. **Benfey (Th.), Die persischen Keilinschriften** mit Uebersetzung und Glossar. Lex.-8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

6. **Bibliotheca philologico-germanica,** oder Verzeichniß der sowol in älterer als in neuerer Zeit, insbesondere aber vom Jahre 1800 an, in Deutschland erschienenen, dem Gesammtgebiete der deutschen Sprachwissenschaft angehörenden Schriften. Mit einem vollständigen Materienregister. Gr. 8. Geh.

7. **Bibliothek der neuesten ausländischen Literatur in Uebersetzungen.** (Geschichte, Politik, Interessen der Gegenwart, Reisen, Romane.) Gr. 12. Geh.

Wir haben zunächst für diese Sammlung L. Blanc's „Geschichte der französischen Revolution" und A. de Lamartine's „Geschichte der Girondisten" bestimmt.

8. **Bibliothèque choisie de la littérature française.** 8. Geh.

Diese Sammlung wird eine Auswahl der vorzüglichern Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit enthalten. Erschienen sind bis jetzt:

Sand, Indiana. Edition autorisée par l'auteur. 1 vol. 20 Ngr. — *Molière*, Oeuvres choisies. 2 vols. 1 Thlr. 15 Ngr. — *Thiers*, Histoire de la Révolution française. 6 vols. 6 Thlr.

Correctheit, elegante Ausstattung und billiger Preis machen diese Ausgaben allen Freunden der französischen Literatur empfehlenswerth.

Durch gleichmäßige Ausstattung schließen sich an die Bibliothèque choisie an:

Dumas, La Dame de Monsoreau. 6 vols. 3 Thlr.
———, Mémoires d'un médecin. T. 1 à 5. 2 Thlr. 15 Ngr.
Feval, Le fils du diable. 8 vols. 4 Thlr.
Beaumont (Mad. *Leprince de*), Le magasin des enfants. 25 Ngr.
Montholon, Histoire de la captivité de Ste. Hélène. Avec le masque de l'Empereur. 1 Thlr. 4 Ngr.

9. **Blanc (Louis), Histoire de la révolution française.** Tome premier. Origines et causes de la révolution. 8. Geh. 1 Thlr.

10. ———, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Erster Band. Allgemeine und besondere Ursachen der Revolution. 8. Geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das vollständige Werk wird 10 Bände umfassen, deren jeder in fünf Lieferungen ausgegeben wird.

11. **Byron, Tales.** 2 vols. Elegante Miniaturausgabe. Geh.

12. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par M. **Francisque Michel**, professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres à Bordeaux. Avec un glossaire. Deux vols. Gr. 12. Geh.

13. **Dumas (Alexandre), Mémoires d'un médecin.** Tome sixième et suiv. 8. Geh.

Die bisher erschienenen 5 Bände enthalten Alles, was von diesem Roman bis jetzt veröffentlicht ist.

Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:
La Dame de Monsoreau. 6 vols. In-8. 3 Thlr.

14. **Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst.** Aus dem Französischen von L. Hoffmann, Baumeister in Berlin. Zwei Bände, zusammen 60 Bogen Text in Lexikon-8, mit einem Atlas von 157 Tafeln in Großfolio. Geh.

Das Ganze wird in acht Lieferungen erscheinen; jede Lieferung, Text und Atlas, kostet im Subscriptionspreise 3 Thlr., das vollständige Werk wird also auf 24 Thlr. zu stehen kommen. Prospecte und Probelieferungen des Atlas sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

15. **Die Fabrikation des Roh- und Gusseisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** In einer Reihe von Abbildungen mit erklärendem Texte. Aus dem Französischen. Enthaltend einen Atlas von 96 Tafeln in Grossfolio. Text in 4. In drei Lieferungen. Subscriptionspreis einer Lieferung, Text und Atlas, 9 Thlr.

16. **Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein.** Eine wunderbare und ergötzliche Historie in Bildern und Versen für die liebe Jugend. Quer 4. Geh.

Die Bilder sind Töpffer's „Histoire de Mr. Cryptogame" entlehnt.

17. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste Abtheilung: Frauen des Alten Testaments, in zwanzig Lieferungen, jede einen Stahlstich mit Text enthaltend. Vierzehnte Lieferung und folgende. Schmal gr. 4. Subscriptionspreis einer Lieferung 8 Ngr.

Die zweite Abtheilung: „Frauen des Neuen Testaments", wird später erscheinen.

18. **Praktische Grammatik der französischen Sprache, nach** Robertson's Methode von **P. Bree** und **A. Reclam.** Gr. 8. Geh.

19. **Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft** für das Jahr 1846. Gr. 8. Geh.

Der erste Jahrgang (1845) kostet 20 Ngr.

20. Jerrold (Douglas, Herausgeber des „Punch"), **Eine Chronik von Kleefeld,** nebst einigen Nachrichten von dem Einsiedler von Sattheim. Aus dem Englischen. Mit dem Bildnisse des Einsiedlers. 8. Geh. 24 Ngr.

21. **Lamartine (A. de), Histoire des Girondins.** Huit vols. In-8. Geh.

22. ———, **Geschichte der Girondisten.** Aus dem Französischen. Acht Bände. 8. Geh.

23. **Lieder für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** Kl. 8. Velinpapier. Geh.

24. **Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie des Nervensystems** des Menschen und der Wirbelthiere, mit pathologischen Beobachtungen und Versuchen an höheren Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Aus dem Französischen übersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** Mit lithographirten Tafeln. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

Beide Bände werden in etwa 12 Lieferungen von 8 Bogen erscheinen und jede Lieferung 22½ Ngr. kosten.

25. **Mahâbhârata,** in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **Theodor Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus zwei Bänden bestehend. Gr. 4. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ausführliche Prospecte, mit Druckprobe, dieses ebenso wichtigen als umfangreichen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der Druck wird zu Ostern d. J. beginnen.

26. **Maistre (Xavier de), Oeuvres complètes.** In-8. Geh. 1 Thlr.

Enthaltend: Voyage autour de ma chambre. Expédition nocturne. Le lépreux de la cité d'Aoste. Les prisonniers du Caucase. La jeune Sibérienne.

27. **Mirza Mohammed Ibrahim,** Grammatik der lebenden persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt, zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. **H. L. Fleischer.** Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

28. **Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des östreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Zweiundzwanzigstes Heft und folgende. (Wien.) Gr. 8. Preis des Heftes 20 Ngr.

29. **Ralph (J.), A guide to English conversation.** — Anleitung zur englischen Conversation nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schulen und zum Selbstunterrichte, und einem kleinen Wegweiser auf dem Gebiete der englischen Literatur. 12. Geh. 12 Ngr.

30. **Neue Shakspeare-Galerie. — Die Frauen und Mädchen in Shakspeare's dramatischen Werken.** In 45 Lieferungen, jede einen Stahlstich mit Text enthaltend. Mit einer Einleitung. Elfte Lieferung und folgende. Schmal gr. 4. Subscriptionspreis einer Lieferung 8 Ngr.

31. **Thiers (A.), Histoire de la révolution française.** Nouvelle édition. Tome sixième et dernier. 8. Geh. Preis jedes Bandes 1 Thlr.

32. **Töpffer (R.), Gesammelte Schriften.** Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. In etwa zwölf Bändchen. 8. Geh. Preis des ersten Bändchens 15 Ngr.

Diese Gesammtausgabe wird umfassen:

Genfer Novellen; Wanderungen im Zickzack, Ferienreisen durch die Schweiz und Oberitalien; Das Pfarrhaus, ein Roman in Briefen; Rose und Gertrud, eine Novelle. — Eine biographisch-kritische Einleitung, sowie ein Portrait des Verfassers werden dem letzten Bande beigegeben werden.

33. ——————, **Die Bibliothek meines Oheims.** Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe, mit 137 Bildern in Holzschnitt, von der Hand des Verfassers. 16. Elegant geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

34. ——————, **Genfer Novellen.** Deutsche Ausgabe, mit Illustrationen. Lex.-8. Geh.

35. ——————, **Wahrhaftige Geschichte des Herrn Cryptogame,** in Bildern. Quer 4. Geh.

36. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Zwei Bände in 100 Lieferungen. Mit Abbildungen. Preis einer Lieferung 2 Ngr.

Jede Lieferung wird eine Abhandlung enthalten, die ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Die tüchtigsten Männer vom Fach haben ihre Theilnahme für die Bearbeitung dieses gemeinnützigen Unternehmens zugesagt.

Ein ausführlicher Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben; die ersten Lieferungen werden binnen kurzem erscheinen.

37. **Waldow (A.), Die wichtigsten Synonymen der französischen Sprache** nach **Girard, Beauzée** und **Roubaud** erklärt und mit Beispielen aus classischen Autoren versehen. Ein nothwendiges Hülfsbuch für Zöglinge höherer Lehranstalten. 8. Geh. 10 Ngr.

38. **Wheaton (Henri), Éléments du droit international.** Deux vols. In-8. Geh.

Der Verfasser ist außer durch andere Schriften bereits bekannt durch seine „Histoire des progrès du droit des gens" (2 Bände), die 1846 in zweiter Auflage bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien.

39. **Zaleskiego (Bohdana), Duch od stepu.** Elegante Miniaturausgabe. 16. Geh. und cart.

In gleicher typographischer Ausstattung wie *A. Mickiewicz'* „Konrad Wallenrod" (1846, 15 Ngr.).

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der *französischen, englischen* und *italienischen*, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Ferner machen wir auf folgende **Kataloge** aufmerksam, welche wir vor einiger Zeit ausgaben, und die durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten sind:

Verzeichniß einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer rc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von uns zu beziehen sind. (Nr. 3, Juli 1845.)

Catalogue d'ouvrages de littérature, beaux arts, grands ouvrages à figures etc. à un rabais considérable. (Juin 1845.)

Allen Freunden ausländischer Literatur können diese Verzeichnisse, als an guten Werken sehr reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Brockhaus & Avenarius.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von

Ernst Förster.

Fünfter Band.

Mit 9 lithographirten Bildnissen.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Seitdem in Deutschland ein erneuetes, man darf wol sagen leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt, und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publicum mit dieser Uebersetzung ein Werk vorlegen zu können, welches Ton und Inhalt des Originals mit ebenso viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Die Herausgeber, welche die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennen, und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch sind, haben diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, sodaß wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Um die Anschaffung dieses classischen Werkes zu erleichtern, haben wir die frühern Bände (I. II. 1. 2. III. 1. 2. IV), **welche 15 Thlr. 20 Ngr., oder 28 Fl. 30 Kr. kosteten, zusammengenommen auf 12 Thlr. 10 Ngr., oder 21 Fl. im Preise ermäßigt, einzelne Bände aber können nicht anders als zu den gewöhnlichen Ladenpreisen abgegeben werden.**

Stuttgart und **Tübingen,** im August 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist erschienen:

Zeitschrift
für
deutsches Alterthum
herausgegeben
von
Moriz Haupt.
Sechsten Bandes zweites Heft.
Gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Inhalt: Pantaleon von Konrad von Würzburg, herausgegeben von *Haupt*. — Die spottnamen der völker, von *Wilh. Wackernagel*. — Mete bier win lit lûtertranc, von Demselben. — Das lebens licht, von Demselben. — Der wolf in der schûle, von Demselben. — Erde der leib Christi, von Demselben. — Gold im munde, von Demselben. — Windsbraut und windgelb, von Demselben. — Ein weib und drei liebhaber, von Demselben. — Vor liebe fressen, von Demselben. — Haus kleid leib, von Demselben. — Italiänischer liebeszauber und krankheitsegen, von Demselben. — Rom und der pfennig, von Demselben. — Liber sententiolarum, von Demselben. — Aus Dieterichs drachenkämpfen, von *Haupt*. — Zu Võluspâ, von *K. Weinhold*. — Heinzelein v. Constanz, von *Haupt*. — Wichtel, von Demselben. — Wiesbader glossen, von *Wilh. Grimm*. — Ein glâzisches christkindelspiel, von *K. Weinhold*. Deutsches calendarium aus dem 14. jahrhundert, von *R. v. Liliencron*. — Von dem Anticriste, herausgegeben von *Haupt*. — Hausehre, von Demselben. — Zweite handschrift von Grieshabers altdeutschen predigten, von Dr. *Weigand*. — Mittelhochdeutsche liederdichter, von *Haupt*. — Bruchstücke aus Konrads von Würzburg trojanischem kriege, von *J. Zacher*. — Altvil, von *Haupt*.

Leipzig, im September 1847.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Für Freunde historischer Studien.

Noch in diesem Monat erscheinen in meinem Verlage:

Geschichtstafeln
zum Schul- und Privatgebrauche
von
Dr. *Wilhelm Friedrich Volger*,
Director der Realschule des Johanneums zu Lüneburg.
Erste Abtheilung.
Alte Geschichte,
bis zum Untergange des Weströmischen Reichs.
Fol. Preis: etwa 20 Ngr. (16 gGr.)

Gibt es auch der Werke keine geringe Zahl, welche eine chronologische, mehr oder weniger geographisch oder ethnographisch getrennte Reihefolge der geschichtlichen Merkwürdigkeiten enthalten, so glauben doch der Herr Verfasser und die unterzeichnete Verlagshandlung mit obigem nichts Ueberflüssiges zu bieten, zumal die dafür gewählte Form eine neue ist und gewiss das Verdienst der Klarheit und Uebersichtlichkeit sich zu erwerben wissen wird.

Gleich wie bei geographischen Atlassen vom Allgemeinen zum Besondern übergegangen wird, indem solche zuerst die ganze Erde auf einer Tafel, dann einzelne Erdtheile, Länder, Provinzen enthalten, und selbst bis zur ausführlichen Darstellung einzelner Localitäten herabsteigen, so soll auch nach diesem Grundsatze in unserm Werke die Geschichte erst in allgemeinen Uebersichtstafeln, dann in immer speciellern Darstellungen vorgeführt werden. Jeder Staat, jedes Land, selbst einzelne dauernde Zustände (z. B. Kreuzzüge etc.), werden ihre speciellen Tafeln erhalten, so weit sich dieses als nothwendig herausstellt, und deren jede, wie es die Masse des Stoffs fodert, selbst aus mehren sich aneinander anschliessenden Bogen bestehen.

Doch sollen diese Einzel-Darstellungen nie isolirt erscheinen, sondern durch eine entsprechende räumliche Eintheilung der Tabellen die Hauptrubrik einer jeden stets in Verbindung mit allen oder den zunächst mit ihr im Zusammenhange stehenden Ländern und Völkern vorführen.

Bei dem allgemein rühmlichst anerkannten Namen des Herrn Verfassers, dessen Lehrbücher der Geschichte so sehr verbreitet sind, dürfte es überflüssig sein, über dieses Werk mehr des Empfehlenden zu sagen. Dasselbe mag bei seinem baldigen Auftreten selbst für sich sprechen, und wird ihm dann eine freundliche Aufnahme wol schwerlich versagt werden.

Die Abtheilungen des Werkes über die mittlere und neue Geschichte sollen baldigst nachfolgen.

Hamburg, im September 1847.

Joh. Aug. Meissner's Verlagshandlung.

Bei **Braumüller & Seidel**, k. k. Hof-Buchhändler in **Wien**, am Graben im Hause der Sparkasse, ist zu haben:

Oesterreichische militairische Zeitschrift.
1847. Sechstes Heft.

Dieses soeben erschienene Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Das k. k. Husarenregiment Palatinal im Feldzuge 1809. — II. Ueber Kriegsspiele und deren Nutzen. Mit einer Kupfertafel. — III. Scenen aus den Geschichten der k. k. Regimenter Baron Piret Lin.-Inf. Nr. 27; Großherzog von Toscana Dragoner Nr. 4; Graf Khevenhiller Lin.-Inf. Nr. 35; Erzherzog Ferdinand Maximilian Chevauxlegers Nr. 3, und Prinz Hohenlohe Lin.-Inf. Nr. 17; 18 Scenen. — IV. Züge von Heldenmuth aus den letzten Kriegen der Oestreicher; vierte Sammlung (Fortsetzung), Nr. 37—55. — V. Literatur. (Militairstatistik Rußlands.) — VI. Beleuchtung der neuerer Zeit im Drucke erschienenen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. — VII. Neueste Militairveränderungen.

In unserm Verlage ist erschienen:

Beiträge
für
Leben und Wissenschaft der Tonkunst
von
Eduard Krüger.
Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Leipzig, im August 1847.

Breitkopf & Härtel.

Bei **Perthes-Besser & Mauke** in **Hamburg** ist unter der Presse, und wird gegen Ende September erscheinen:

Bessel, F. W., Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *H. C. Schumacher*. In Einem Bande.

Prospecte sind in allen Sortimentsbuchhandlungen zu haben.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Foscolo (Ugo), Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Aus dem Italienischen übersetzt von **F. Lautsch.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1847—48 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Uebungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, die nacherilischen Propheten, christliche Moral. — Dr. Engelhardt: Uebungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchen- und Dogmengeschichte, Philosophie der Geschichte der Kirche. — Dr. Höfling: Uebungen des homiletischen und katechetischen Seminariums, Homiletik, Liturgik. — Dr. Thomasius: Dogmatik, Geschichte des kirchlichen Lehrbegriffs. — Dr. Hofmann: Geschichte der Schrift Neuen Testaments, Jesajas Cap. 1—39, Offenbarung des Johannes. — Dr. von Ammon: Symbolik und Polemik, Uebungen im Pastoralinstitute. — Dr. Schmid: Kirchengeschichte von der Reformation an, Symbolik.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere römische Rechtsgeschichte, Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, einzelne ausgewählte Lehren des Strafprocesses. — Dr. Schelling: bairisches Staatsrecht, gemeinen und bairischen ordentlichen Civilproceß, Civilproceß-Praktikum. — Dr. von Scheurl: Pandekten, Pandekten-Praktikum, Ulpian's Fragmente. — Dr. Gerber: gemeines deutsches Privatrecht mit Einschluß des Handels-, Wechsel- und Lehenrechts, die wichtigsten europäischen Staatsverfassungen. — Dr. Gengler: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, bairisches Hypothekenrecht, Vertheidigungskunst im Strafprocesse mit vorzüglicher Berücksichtigung des öffentlich-mündlichen Verfahrens. — Dr. Ordolff: Philosophie des Rechts, gemeines und bairisches Kirchenrecht, Lehre von den Verträgen nach heutigem römischen Rechte.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: menschliche pathologische Anatomie mit Vorzeigung der erfoderlichen Präparate, menschliche specielle Anatomie, Secirübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Pflanzen Deutschlands und der Schweiz, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: allgemeine Pathologie und Therapie, Geschichte der Medicin in Verbindung mit der Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten, Conversatorien über Gegenstände seiner Vorlesungen. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Geburtskunde. — Dr. Heyfelder: Chirurgie, chirurgische Klinik, Bandagenlehre. — Dr. Canstatt: medicinische Klinik und Poliklinik, selecta capita der speciellen Pathologie und Therapie. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, medicinische Policei. — Dr. Will: allgemeine und medicinische Zoologie, Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Anthropologie und Psychologie, allgemeine und specielle Physiologie des Menschen. — Dr. Wintrich: Casuisticum medicum, propädeutische Klinik, Auscultations-Cursus. — Dr. von Gorup-Besanez: Chemie der organischen Verbindungen, analytische Chemie, Anleitung zur anorganischen und organischen chemischen Analyse und zu praktisch-chemischen Arbeiten überhaupt, Cursus über mikroskopische Anatomie thierischer Flüssigkeiten und Gewebe.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: encyklopädische Uebersicht der Gesammtnaturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: praktische Uebungen des philologischen Seminars, die ersten Bücher von Taciti Annales, Encyklopädie der Philologie. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, Krystallkunde. — Dr. von Staudt: Analysis, ebene und sphärische Trigonometrie. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik, Religionsphilosophie. — Dr. Drechsler: hebräische Sprache, höhere hebräische Grammatik, arabische Sprache oder Sanskrit. — Dr. Nägelsbach: Uebungen in der Erklärung Homer's und im griechischen Stil, Aristophanes Frösche und die griechische Komödie überhaupt, römische Staatsalterthümer. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Cameralwissenschaften, Finanzwissenschaft, Nationalökonomie. — Dr. Winterling: Poesie der Troubadours, Shakspeare's Macbeth, englische, italienische und spanische Sprache. — Dr. von Schaden: Philosophie des Christenthums, Geschichte der neuern Philosophie von Cartesius bis auf die Gegenwart. — Dr. von Räumer: Geschichte der europäischen Staaten während des Mittelalters. — Dr. Stahl: Technologie, Nationalökonomie, Policeiwissenschaft. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Geschichte der neuern Philosophie seit Cartesius, Erklärung ausgewählter Stücke aus der Metaphysik des Aristoteles. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Thier- und Pflanzenreichs, Examinatorium aus dem Gebiete der Pharmacie, Anweisung die chemischen officinellen Präparate auf ihre Reinheit zu prüfen. — Dr. Schnizlein: medicinisch-pharmaceutische Botanik nebst Charakteristik der natürlichen Pflanzenfamilien.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Reitkunst Flinzner, die Fechtkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

In Gerold's Verlagsbuchhandlung in Wien ist erschienen

Jahrbücher der Literatur.

Hundertachtzehnter Band.

1847. April. Mai. Juni.

Inhalt des hundertachtzehnten Bandes.

Art. I. 1) Caroli Rieu de Abul-Alae poetae arabici vita et carminibus. Bonnae, 1843. 2) Amrilkais, der Dichter und König, von Friedrich Rückert. Stuttgart und Tübingen, 1843. 3) Hamâsa, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Stuttgart, 1846. — Art. II. Istrien und Dalmatien, von Heinrich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen, 1845. — Art. III. Tafeln zur Statistik der östreichischen Monarchie für das Jahr 1842. Wien, 1846. — Art. IV. Grundriß der griechischen Literatur, von G. Bernhardy. Zweiter Theil. Halle, 1845. (Schluß.) — Art. V. Hebräisches Wurzelwörterbuch, von Dr. Ernst Meier. Manheim, 1845. — Art. VI. J. J. von Littrow's vermischte Schriften. Drei Bände. Stuttgart, 1846. — Art. VII. Die Nürnberger Dichterschule, von Julius Tittmann. Göttingen, 1847. — Art. VIII. Entwurf einer praktischen Schauspielerschule von August Lewald. Wien, 1846. (Schluß.) — Art. IX. Agrippina, des M. Agrippa Tochter, von Dr. C. Burkhard. Augsburg, 1846. — Art. X. Vorlesungen über die alte Geschichte von Friedrich von Raumer. In zwei Bänden. Leipzig, 1847.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CXVIII.

Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau, sowie auch über das Erlöschen der alten Grafen von Bregenz im 12. Jahrhunderte. Von J. Bergmann. — Beitrag zur Geschichte Wallensteins. — Nachtrag zu Creuzer's Bericht über römisch-gallische und germanische Archäologie.

Zeitgemäße Publication.

Ganganelli

(Papst Clemens XIV.)

Seine Briefe und seine Zeit.

Vom

Verfasser der Römischen Briefe.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 5 Ngr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Berlin, Verlag von Alexander Duncker.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reiseleben

in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr., oder 4 Fl.

Touristen von Profession und Militairs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenen Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen sein kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen, im August 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

der

gesammten Zimmerkunst

von

A. R. Emy.

Aus dem Französischen von Ludw. Hoffmann, Baumeister in Berlin.

In zwei Bänden oder 8 Lieferungen, zusammen 80 Bogen Text in Lexikonoctav, mit einem Atlas von 157 Tafeln in Groſsfolio.

Erste und zweite Lieferung. — Jede Lieferung, Text und Atlas, kostet im Subscriptionspreise 3 Thaler.

Das Werk, welches wir dem deutschen Leser in einer Uebersetzung darbieten, ist das vollständigste und gründlichste aller Lehrbücher über Zimmerkunst, die wir bis jetzt besitzen, ein Werk, welches außerdem vom Anfange bis zum Ende in einem streng wissenschaftlichen Systeme consequent durchgeführt ist und das mit der folgerechten Aneinanderreihung der einzelnen Materien Klarheit des Vortrags verbindet.

Eine vollständige Uebersicht des Inhalts gibt der Prospect, welcher der ersten Lieferung beigefügt ist.

Leipzig, im September 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Ankündigung einer zweiten Auflage von Madvig's lateinischer Grammatik für Schulen.

Wir bringen hierdurch zur vorläufigen Anzeige, daß von

Madvig's lateinischer Sprachlehre für Schulen

noch vor Michaelis d. J. eine zweite verbesserte Auflage erscheinen wird. Um die Einführung des trefflichen Buches in die Schulen möglichst zu erleichtern, haben wir, trotz der Vermehrung der Bogenzahl, dennoch den Preis vermindert, und auf 1 Thlr. festgesetzt. Es sind vom Herrn Verfasser Vorkehrungen getroffen, welche den Gebrauch der ersten Auflage neben der zweiten vermitteln, und in Berücksichtigung dieses Umstandes dürfte unsere Anzeige von Interesse sein, und die Einführung des Buches in die Schulen noch mehr erleichtern, daß wir einen Rest von Exemplaren erster Auflage im Preise zu 1/3 Thlr. herabsetzen. Außerdem geben wir von beiden Auflagen auf 6 auf einmal bezogene Exemplare ein Frei-Exemplar.

Braunschweig, im August 1847.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1847.

№ II. April, Mai und Juni.

30. **Actenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins.** Gr. 12. Geh. 16 Ngr.
Vergl. Nr. 52.

31. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebenundfunfzigster bis neunundfunfzigster Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.
Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante,** Prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII — LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli,** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr.

32. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Erstes Heft. (Nr. 1—215.) Großfolio. 16 Ngr.
Dieser „Bildersaal" enthält eine Auswahl der vorzüglichsten im Besitz von F. A. Brockhaus in Leipzig befindlichen **Holzschnitte** und **Clichés,** von denen zu dabei bemerkten Preisen scharfe **Abklatsche** abgelassen werden. Derselbe kann als hübsches Bilderbuch empfohlen werden, und verdient besonders auch die Aufmerksamkeit der Besitzer von Buchdruckereien.

33. **Chronik der preußischen Verfassungsfrage.** Gr. 8. Geh. 6 Ngr.
In demselben Verlage ist erschienen:
Die preußische Verfassung vom 3. Februar 1847. Nebst einem Anhange. Zweiter Abdruck. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

34. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreizehnter Band, oder siebenundneunzigstes bis hundertundviertes Heft. Gr. 8.
Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.
Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.
Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

35. **Conversations-Lexikon.** — Neue Ausgabe. In 240 Wochen-Lieferungen. Fünfundsiebzigste bis achtundachtzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

36. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Fünfundsiebzigste bis achtzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

37. ***Dieffenbach (J. F.),* Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Achtes, oder zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.
Der erste Band (6 Hefte) erschien 1844—45.

38. **Diogena.** Roman von **Iduna Gräfin H.. H..** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.
Die erste Auflage erschien zu Anfang dieses Jahres.

39. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Verein von Aerzten, unter Redaction des Dr. ***A. Moser.*** Dritte Abtheilung. Dritter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.
Die einzelnen Abtheilungen dieser Encyklopädie unter besondern Titeln:
I. **Handbuch der topographischen Anatomie,** mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von ***L. Hochmann.*** 1844. 3 Thlr.
II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie,** bearbeitet von ***L. Posner.*** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von ***A. Moser.*** 1845. 2 Thlr.

40. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere monographisch dargestellt. Ersten Bandes erste Abtheilung. — A. u. d. T.: **Die Säugethiere der Vorwelt.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.
Nach dem Plane des Verfassers wird der erste Band dieses Werkes die **Wirbelthiere** (Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische), der zweite Band die **Gliederthiere** (Insekten, Spinnen, Krebse und Würmer), der dritte und vierte Band die **Bauchthiere** (Mollusca, Cephalophora, Acephala, Radiaten, Polypen und Infusorien) enthalten. Jede Abtheilung bildet ein für sich bestehendes Ganzes.

41. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zehnte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.
Der erste bis siebente Band von Heinsius' „Bücher-Lexikon" kosten zusammen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.. Der achte Band, her-

ausgegeben von D. L. Schulz, welcher die von 1832 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 9 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr. Der zweite Band, die Literatur der Jahre 1842—46 umfassend, ist unter der Presse.

42. **Herculano (A.), Eurich, der Priester der Gothen.** Aus dem Portugiesischen übersetzt von H. Heine. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

43. **Jürgens (K.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. Dritter Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mit diesem Bande ist die erste Abtheilung dieses Werks beendigt, und bildet ein für sich vollständiges Ganzes. Der erste und zweite Band (1846) kosten ebenfalls jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

44. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. In acht Heften. Drittes bis fünftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Cartonnirte Exemplare des vollständigen Werkes werden zu dem Preise von 2 Thlr. 15 Ngr. geliefert.

45. **Die Kurmark Brandenburg,** ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

46. **Der Neubau für die königliche Gemäldegalerie in Dresden.** Von ....m. 8. Geh. 4 Ngr.

Im Jahre 1846 erschien ebendaselbst:
Schulz (H. W.), Ueber die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes für die königliche Gemäldesammlung zu Dresden. 8. Geh. 4 Ngr.

47. ***Posner (L.),* Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Dritter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Der erste Band: „Acute Krankheiten" (1845), kostet 2 Thlr., der zweite Band: „Chronische Krankheiten. Erster Theil." (1846) 2 Thlr. 12 Ngr.; der dritte Band: „Chronische Krankheiten. Zweiter Theil." 2 Thlr. 18 Ngr.

48. **Raumer (F. von), Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite umgearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien unter Andern ebendaselbst:
Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis siebenter Band. Gr. 8. 1832—43. 20 Thlr. 15 Ngr.
Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1840—42. 12 Thlr.
Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 3 Thlr.

49. **Tasso (Torquato), Das befreite Jerusalem.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Von der ersten Auflage dieser Uebersetzung (mit gegenübergedrucktem Originaltext) ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden, von dem Exemplare zu dem herabgesetzten Preise von 20 Ngr. abgelassen werden.

In ebendemselben Verlage erschien:
Tasso (Torquato), Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischer Dichter." Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

50. ***Tischendorf (C.),* De Israelitarum per mare rubrum transitu.** Cum tabula. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

51. **Ueber die Wirren der Gegenwart.** Betrachtungen, den Abgeordneten des Vereinigten Preußischen Landtages gewidmet von **Emeritus.** Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

52. **Ungarische Zustände.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

53. **Von einem deutschen Soldaten.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

54. **Werder (Bertha von), Altes Lieben, neues Hoffen.** Roman. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

55. ***Zestermann (A. Ch. Adf.),* Die antiken und die christlichen Basiliken** nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zueinander dargestellt. Ausführliche Bearbeitung der von der *Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique* gekrönten Preisschrift „**De Basilicis libri tres**". Mit 7 lithographirten Tafeln. Gr. 4. Geh. 3 Thlr.

☞ Exemplare des lateinischen Originals „De Basilicis libri tres" sind ebenfalls durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Polnische Dichter in eleganten Ausgaben.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Duch od Stepu

przez

Bohdana Zaleskiego.

Elegante Miniaturausgabe. 16. 15 Ngr.

Früher erschien in unserm Verlage:
Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. 15 Ngr.
Malczeski (A.), Marja, powieść Ukraińska. 22½ Ngr.

Leipzig, im September 1847.
Brockhaus & Avenarius.

Bei **A. Sorge** in Osterode ist erschienen:

Pathologische Briefe

von

Prof. Dr. **Klencke.**

Gr. 8. Geh. 20 Ngr. (16 gGr.)

Das Publicum erhält hier in einer auch für höhere Gebildete faßlichen Form eine wissenschaftliche Deutung, zwar nicht, wie es früher zu geschehen pflegte, als eine naturphilosophische Theorie, sondern als eine Anwendung der neuesten Beobachtungen in der Chemie, Physik und Physiologie auf die Erscheinung des pathologischen Lebensprocesses. Indem der Verfasser den Versuch machte, für eine Physik des kranken Lebens die Grundzüge zu ziehen, durfte er auch für seine Arbeit ein allgemeines Interesse erwarten, da unsere Zeit dahin strebt, alle Naturwissenschaften zur Volkssache zu machen.

Bei **T. O. Weigel** in Leipzig erschien soeben:

Die
mittelalterliche
Kirchen-Baukunst
in **England.**

Von
M. H. Bloxam.

Nach der 7. Auflage übersetzt und mit Anmerkungen versehen.
Nebst 56 Tafeln mit 215 Figuren.
8. Cart. 2 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Julie und ihr Haus.

Eine Reliquie. Von einem Epigonen.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

System der Physiologie.

Von

C. G. Carus.

[illegible]

Erstes und zweites Heft.

Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

Die neue Auflage dieses trefflichen Werks, von dem Verfasser bereichert mit Allem was seit dem ersten Erscheinen desselben an äußern Erscheinungen sowol als an gemachten Erfahrungen zugewachsen ist, wird den zahlreichen Freunden dieser stets im Vorschreiten begriffenen Wissenschaft eine willkommene Gabe sein. Es wird aus zwei Bänden bestehen, die in 6—8 Heften erscheinen und rasch nacheinander ausgegeben werden.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Heraclidis politiarum quae extant. Recens. et comment. instruxit *F. G. Schneidewin*. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Meyer, H. A. W., Commentar über das Neue Testament. 10. Theiles 1. Abth.: Philipperbrief. Gr. 8. 15 Ngr. (12 gGr.)

Regel, Dr. C. A., Englische Chrestomathie für Gymnasien und Realschulen. 2. Theil. Englisches Lesebuch, mit einem vollständigen Wörterbuch. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Reiche, J. G., Codicum MSS. N. T. Graecorum aliquot insign. in bibliotheca Paris. asserv. nova descriptio et cum textu vulgo recepto collatio. 4. maj. 20 Ngr. (16 gGr.)

Vierteljahrschrift für Theologie und Kirche. 1847. 3. Heft.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Logarithmisch-trigonometrische Hülfstafeln.

Ein zur Horizontalprojection der auf schiefen Ebenen gemessenen Längen, wie auch zu nivellitischen und markscheiderischen Arbeiten unentbehrliches Handbuch für Geometer, Markscheider, Ingenieure, Chaussée- und Wasserbaubeamte.

Berechnet und herausgegeben von

J. V. Massaloup.

Gr. 8. (84 Bogen.) Geheftet 3 Thlr. 18 Ngr.; dauerhaft gebunden 4 Thlr.

Ein Tabellen-Werk wie das gegenwärtige war bis jetzt noch nicht vorhanden. Durch dasselbe werden sowol für die Chartirung gebirgiger Gegenden, wie auch für nivellitische und markscheiderische Arbeiten die zeither dabei *unerlässlich gewesenen logarithmisch-trigonometrischen Berechnungen* gänzlich entbehrlich gemacht, indem nur ein *Nachschlagen* in demselben erforderlich ist, um für jeden denkbaren Fall das gesuchte Resultat sofort und zwar bis auf 1/1000 Theil der Ruthe genau berechnet zu erhalten. Das Werk empfiehlt sich daher selbst *seines wirklich praktischen Nutzens wegen.*

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind im Verlage der **Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin** erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu beziehen:

Alkan, 6 Partitions pour Piano, airs et choeurs de Gluck, Haydn, Mozart, Grétry à ½ Thlr.

Bordogni, 3 Exercises et 12 nouvelles Vocalises p. Mezzo-Soprano av. acc. de Piano. 2 Livr. à 1⅓ Thlr.

Curschmann, Willkommen f. 2 Singstimmen ⅓ Thlr.

Döhler, Esmeralda, Air napolitain p. Piano, dito à 4 mains. Op. 62 à 17½ Sgr.

Graben-Hoffmann, 500,000 Teufel f. eine Bassstimme. Op. 5. 17½ Sgr.

Gumbert, 2 Lieder aus Italien für Sopran oder Tenor. Op. 20, dito für Alt oder Bariton 12½ Sgr. (Haben im Concert Furore gemacht.)

Gungl, Joh., Newalieder-Walzer f. Piano 15 Sgr. Sommerlust-Polka f. Piano u. zu 4 Händen à 7½ Sgr. Petersburger Hofball-Quadrille f. Orchester 1½ Thlr., f. Piano 12½ Sgr.

Halevy, Musketiere der Königin. Oper f. Piano; dito zu 4 Händen v. Klage à 3 Thlr. Ouverture u. alle Nrn. einzeln.

Hensel née **Mendelssohn-Bartholdy**, 6 Mélodies p. Piano. Op. 5. 25 Sgr.

Hoven, 5 neue Gedichte v. Heine f. eine Singst. ⅔ Thlr.

Kücken, Kitty v. Heine f. Bass. Op. 42. ½ Thlr.

Kullak, Komm weisse Dame v. Boieldieu f. Piano ⅔ Thlr. Carnaval de Venise à 4 mains ¾ Thlr.

Jenny Lind's schwedische Gesänge mit Piano, deutsch v. Gumbert. Heft V. 10 Sgr.

Liszt's Arrangement der Weber'schen Ouverturen aus Freischütz, Oberon u. Jubelouverture f. Piano à 1 Thlr.

Meyerbeer, Struensee. Vollst. Clavierauszug 3 Thlr., zu 4 Händen v. Klage 4 Thlr. Ouverture, Gr. Polonaise etc. einzeln. F. 2 Violinen, Alto u. Vcelle. 6 Lief. à ⅔ — 1½ Thlr. Gr. Polonaise. Der Aufruhr, Marsch u. Chor. Partitur, Orchester- u. Singstimmen 5 Thlr.

Meyerbeer, Ouverture aus Vielka, Feldlager in Schlesien f. Piano 20 Sgr., zu 4 Händen 27½ Sgr., für Piano u. Violine concertant von Eckert 1 Thlr., dito Marsch f. Orchester 1 Thlr., für Piano 10 Sgr., zu 4 Händen von Conradi 15 Sgr.

Moeser, Souvenir d'Afrique p. Violon av. Piano 1¼ Thlr.

Thalberg, Mélodies styriennes à 4 mains. Op. 61. 1 Thlr.

Vieuxtemps et Kullak, Grand Duo brillant sur Vielka ou Camp de Silésie de Meyerbeer p. Violon et Piano. Op. 24. 1½ Thlr.

Kullak et Eckert, Grand Duo brillant sur Mél. romains et napolit. p. Piano et Violon. Op. 30. 1⅓ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Tischendorf (C.), De Israelitarum per mare rubrum transitu. Cum tabula. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin.

Nach den von dem Pairshofe zu Paris veröffentlichten Briefen und Actenstücken.

In französischer und deutscher Sprache.

I. **Briefe und Empfindungen der Herzogin von Choiseul-Praslin.** Nebst einer biographischen Notiz über die Familie Praslin. 8. Geh. 12 Ngr. Dasselbe in französischer Sprache 15 Ngr.

II. **Das Untersuchungs-Verfahren** nach den von dem Pairshofe zu Paris veröffentlichten Actenstücken. 8. Geh. 15 Ngr. Dasselbe in französischer Sprache 15 Ngr.

In der ersten Lieferung erhält der Leser Briefe und Blätter der unglücklichen Herzogin, welche einen tiefen Blick in die gegenseitigen Verhältnisse beider Gatten thun lassen, und gewissermaßen die Einleitung bilden. Die zweite Lieferung umfaßt die chronologisch geordneten Actenstücke, welche über das Untersuchungsverfahren der Pairshof veröffentlichte, somit die wahrhafteste und genaueste Darstellung jenes Ereignisses, welches mit Entsetzen die Welt erfüllte; der Leser findet darin die umfassenden Aussagen der Dienerschaft, die Berichte der Aerzte und verschiedenen bei der Untersuchung betheiligten Gerichtspersonen, demnächst die Verhöre des Herzogs von Praslin, der Demoiselle Deluzy-Desportes, die Discussion des Pairshofs, sowie den Schlußbericht des Kanzlers an denselben, überhaupt Alles, was von einigem Interesse und in authentischer Weise dem Publicum bekannt geworden ist. Daran haben wir am Schlusse einige Mittheilungen über den Eindruck geknüpft, den dieses Ereigniß in den höchsten Kreisen hervorgebracht hat, und die zugleich Vermuthungen über Das enthalten, was der Mordthat unmittelbar vorherging.

Leipzig, im October 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Torquato Tasso.

In neuer Auflage erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tasso (Torquato), Das befreite Jerusalem. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Streckfuß. Vierte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Der Preis dieser neuen Auflage der trefflichen Streckfuß'schen Uebersetzung ist so ungemein billig gestellt, daß die Anschaffung derselben jetzt auch dem weniger Bemittelten nicht schwer fallen wird. Von der ersten Auflage (mit gegenüber gedrucktem Originaltext) ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden, von dem, soweit derselbe ausreicht, Exemplare zu dem herabgesetzten Preise von 20 Ngr. abgegeben werden.

In demselben Verlage ist auch erschienen:

Tasso (Torquato), Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischer Dichter.“ Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dr. A. B. Reichenbach, Naturgeschichte der dem Menschen schädlichen Thiere. Mit 10 illum. Kupfern. Gr. 8. Leipzig 1847, H. Hunger. 1 Thlr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Syntax der griechischen Sprache,
besonders der attischen Sprachform,
für Schulen.
Von Dr. J. N. Madvig,
Professor an der Universität zu Kopenhagen.
8. Velinpap. Geh. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Es war Aufgabe der Verleger, diesem trefflichen Buche durch einen sehr billigen Preis eine erleichterte Einführung in die Gymnasien zu vermitteln; jede Buchhandlung ist überdem in den Stand gesetzt, auf 6 Exemplare ein Frei-Exemplar zu bewilligen. Die Formenlehre wird in kurzer Frist folgen, und damit eine vollständige griechische Grammatik des berühmten Verfassers gegeben sein.

Braunschweig, im September 1847.

Friedrich Vieweg & Sohn.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Neunter Jahrgang.
Mit dem Bildnisse Friedrich von Raumer's.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Ueber Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien, während des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Von W. A. Arendt. — II. Ueber die römische Staatsverfassung. Von F. von Raumer. — III. Kurfürst Johann Georg III. bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683. Nebst einem Anhang, den Antheil Sobieski's an dem Entsatze und eine Darstellung der Ereignisse bis zum Schlusse des Feldzuges enthaltend. — IV. Philipp Franz und Johann Philipp, Wild- und Rheingrafen zu Dhaun. Von F. W. Barthold. — V. Das Trauerspiel in Afghanistan. Von K. F. Neumann.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrg., 1830—39) kostet im herabgesetzten Preise 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrg. zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

En vente à la librairie **Brockhaus & Avenarius** à **Leipzig**:

DE L'ITALIE

dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne

par

André-Louis Mazzini.

2 vols. 48 feuilles, in-8. Papier vélin. 2 Thlr. 15 Ngr.

Au moment où les événements de l'Italie fixent l'attention de toute l'Europe, ce livre ne peut manquer d'être accueilli avec faveur. L'auteur toutefois n'a pas voulu faire seulement un ouvrage de circonstance. Sondant profondément les plaies de sa malheureuse patrie, il s'est efforcé de démontrer que les éléments constitutifs, les caractères essentiels de la liberté et de la civilisation moderne, découlent d'un ordre de principes logiques et politiques que l'Italie a complètement méconnus. Le principe catholique, l'influence papale, telle est, selon lui, la véritable cause de la décadence et de la servitude de l'Italie. L'affranchissement d'un peuple ne peut avoir pour base que ses convictions libres et sincères; là où les masses doivent accepter des doctrines appuyées sur des dogmes purs, et non sur des démonstrations logiques du passé et du présent, il ne peut y avoir de place pour la liberté.

L'ancien chef de la *Jeune-Italie* avoue sincèrement que ses idées et ses convictions ont subi de grandes modifications depuis quelques années. «La question pour nous, dit-il en s'adressant à ses compatriotes, est moins de travailler par le glaive que par l'esprit et le coeur à combattre une forme sociale, une foi, des idées à jamais éteintes, et à nous rendre dignes par nos lumières, notre intelligence, notre activité, de prendre part, dans la mesure de nos forces, à la grande oeuvre de destruction et de réédification que l'Europe accomplit sous nos yeux.»

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Elfter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Duc d'Enghien. — Georges Cadoudal's Verschwörung. — Major John André. — Die fünf Mörder auf der Esperance. — Lacenaire. — Die Müllerin von Hockendorf. — Euphemie Lacoste. — Obrist Charteris. — Delacollonge. — Der Jahrmarkt zu Leerdam. — Der blinde Zeuge. — Bletry.

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

Bei **E. Anton** in **Halle** ist soeben erschienen:

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, herausgegeben von **Fichte** und **Ulrici.** XVIII, 1.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schwestern von Savoyen.

Von

Fanny Gräfin Taufkirchen-Englburg.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Jahre 1846 erschien von der Verfasserin ebendaselbst:

Die Schwärmerin. Erzählung. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufrecht, *S. Th.* Dr., De Accentu Compositorum Sanscritorum. Gr. 8. Geh. 25 Ngr. (20 gGr.)

Carmina *Valerii Catonis* cum *Aug. Ferd. Naekii* annotationibus. Cura *Lud. Schopeni*. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Lassen, Chr., Indische Alterthumskunde. Ersten Bandes zweite Hälfte. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 gGr.)

Bonn, im September 1847.

H. B. König.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Civilisation.

Von

H. C. E. Freiherrn von Gagern.

Erster Theil.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Eine Fortsetzung von des Verfassers bekanntem Werke: **„Die Resultate der Sittengeschichte"**, die Abschnitte VII, VIII, IX desselben: **Wohnung, Arbeit und Eigenthum oder die Familie**, enthaltend. Das Ganze wird in drei Theilen erscheinen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Gr. 8. 1846. 15 Ngr.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Friedrich von Raumer's.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Ueber Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien, während des 15. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Von W. A. Arendt. — II. Ueber die römische Staatsverfassung. Von F. von Raumer. — III. Kurfürst Johann Georg III. bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683. Nebst einem Anhang, den Antheil Sobieski's an dem Entsatze und eine Darstellung der Ereignisse bis zum Schlusse des Feldzuges enthaltend. — IV. Philipp Franz und Johann Philipp, Wild- und Rheingrafen zu Dhaun. Von F. W. Barthold. — V. Das Trauerspiel in Afghanistan. Von K. F. Neumann.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrg., 1830—39) kostet im herabgesetzten Preise 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrg. zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

Bei Jgn. Jackowitz in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kritische Beleuchtung der Reformvorschläge

der
schriftstellerischen Gegner
der österreichischen Regierung.

Von
Johann Sporschil.

8. Geh. in Umschlag 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. C.-M. = 1 Fl. 30 Kr. Rh.

Diese Schrift, obschon in sich selbständig, ist zugleich Folge und Ergänzung ihrer Vorgängerin: „Oesterreich und die Broschürenschmiede gegen dieses Kaiserthum." Die Reformvorschläge dieser Politikaster sind darin in der läuternden Kapelle des Rechts geprüft und als Katzengold nachgewiesen. Inhaltsanzeige: I. Einleitung. II. Oberster Reformgrundsatz. III. Oeffentliche Meinung. IV. Fortschrittsscheu. V. Kirche und Hierarchie. VI. Kirchenreform. Cölibat. VII. Jesuiten. Redemptoristen und Missionen. Mendicantenorden. VIII. Volksbegünstigende Rangstellung. IX. Erweiterung der Landstandschaft und der ständischen Rechte. X. Schluß.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Von einem deutschen Soldaten.

Zweite Auflage.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das hohe Interesse, welches der Inhalt dieses Buches allenthalben erregte, hat schon wenige Wochen nach dessen Erscheinen eine zweite Auflage nöthig gemacht, von der nun wieder Exemplare in allen Buchhandlungen zu erhalten sind.

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Christliches Andachtsbuch
für
alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.

Im Vereine mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben
von
Dr. G. Friederich.

Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften zu 5—6 Bogen.

Jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. = 15 Kr. C.-M.

Das erste Heft dieses Andachtsbuchs ist in allen Buchhandlungen einzusehen und daselbst eine ausführliche Anzeige zu erhalten. **Die vollständige Lieferung des Werks in 18 Lieferungen zu 5 Ngr. wird den Abnehmern von der Verlagshandlung ausdrücklich garantirt.** Das Ganze wird bis zum Schlusse des Jahres 1848 vollendet sein.

In **K. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Tschaturangavidjâ.

Literatur des Schachspiels.
Gesammelt, geordnet und mit Anmerkungen
herausgegeben von
Anton Schmid,
Custos der k. k. Hofbibliothek.
Wien 1847.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Vielseitigen Anfragen und Anfoderungen zu entsprechen habe ich mich entschlossen von dem in meinem Verlage erschienenen Werke:

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien, Mosaiken und Bronzen. Gestochen von *H. Roux* ainé. Mit erklärendem Text herausgegeben von *L. Barré*. Deutsch bearbeitet von Dr. *A. Kaiser* und *Hermann H**. 6 Bände oder 186 Lieferungen. Imp.-8. 1841. Cartonn. 42 Thlr.

eine Ausgabe zu veranstalten, von der die einzelnen Serien auch einzeln verkäuflich sind.

Das Werk zerfällt demnach in dieser Ausgabe in folgende neun Abtheilungen:

I. Malereien, erste Serie. Architektonische Verzierungen. 110 Kupfer mit Text. Geh. 7 Thlr.

II. Malereien, zweite Serie. Zusammenstellung verschiedener Figuren. 150 Kupfer mit Text. Geh. 10 Thlr.

III. Malereien, dritte Serie. Einzelne Figuren. 124 Kupfer mit Text. Geh. 8 Thlr.

IV. Malereien, vierte Serie. Friese und verschiedene Gegenstände. 60 Kupfer mit Text. Geh. 4 Thlr.

V. Malereien, fünfte Serie. Landschaften. 30 Kupfer mit Text. Geh. 2 Thlr.

VI. Malereien, sechste Serie. Mosaiken. 32 Kupfer mit Text. Geh. 2 Thlr.

VII. Bronzen, erste Serie. Statuen. 111 Kupfer mit Text. Geh. 7 Thlr.

VIII. Bronzen, zweite Serie. Büsten. 22 Kupfer mit Text. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

IX. Bronzen, dritte Serie. Lampen, Geräthe etc. 101 Kupfer mit Text. Geh. 7 Thlr.

für welche, einzeln genommen, die dabei bemerkten Preise gelten.

Bei Abnahme sämmtlicher 9 Serien werden solche jedoch bis Ende 1847 zusammen für 22 Thlr. erlassen.

Hamburg, im September 1847.

Joh. Aug. Meissner.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Thesaurus literaturae botanicae
omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Curavit ***G. A. Pritzel.***

Erste und zweite Lieferung.

Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

Bei **Braumüller & Seidel**, k. k. Hofbuchhändler in **Wien**, ist soeben erschienen:

Oesterreichische militairische Zeitschrift.
1847. Siebentes Heft.

Dieses soeben erschienene Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Scenen aus der Geschichte des k. k. Chevauxlegersregiments Prinz Hohenzollern Nr. 2 im Feldzuge 1809. — II. Das Freicorps und das leichte Bataillon Carneville. — III. Ueber Kriegsspiele und deren Nutzen. (Schluß.) — IV. Aus der Geschichte des k. k. Linien-Infanterieregiments Graf Latour Nr. 28. — V. Züge von Heldenmuth aus den letzten Kriegen der Oestreicher. Vierte Sammlung. (Schluß.) Nr. 56—109. — VI. Literatur. (Militairstatistik Rußlands. Schluß.) — VII. Beleuchtung der neuerer Zeit im Drucke erschienenen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. (Fortsetzung.) — VIII. Neueste Militairveränderungen.

Vogelbälge

aus Surinam, 456 Stück in 162 Species, ist der Unterzeichnete an Den, der für das Ganze bis zum 1. December 1847 das höchste Gebot macht, zu verkaufen beauftragt. Verzeichnisse und nähere Auskunft bei

Professor Dr. **Krauß** in **Stuttgart.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
von
Wilhelm von Humboldt
an eine Freundin.
Zwei Theile.
Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel

von

Brockhaus & Avenarius

in Leipzig.

1847. № 3. Juli bis September.

(Nr. 1 dieses Berichts befindet sich in Nr. IX, Nr. 2 in Nr. XIII des Literarischen Anzeigers.)

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Zweiter Jahrgang. Nr. 27—39. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr. Ein Quartal 15 Ngr. Ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Ahn (F.), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. Seconde édition, entièrement refondue. In-8. 8 Ngr.

Assassinat de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. Lettres et pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs. I. Lettres et impressions de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. In-8. 15 Ngr. II. Pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs: Procédure, détails de l'instruction, interrogatoires du Duc de Praslin, de Mlle. Deluzy, des domestiques, rapports des médecins et des magistrats, discussion à la Cour des Pairs, etc. Considérations générales, mort et enterrement du Duc de Praslin. In-8. 15 Ngr.

Dasselbe in deutscher Uebersetzung:

Die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin. Nach den von dem Pairshofe zu Paris veröffentlichten Briefen und Actenstücken. I. Briefe und Empfindungen der Herzogin von Choiseul-Praslin. Nebst einer biographischen Notiz über die Familie Praslin. 8. Geh. 12 Ngr. II. Das Untersuchungs-Verfahren nach den von dem Pairshofe zu Paris veröffentlichten Actenstücken. 8. Geh. 15 Ngr.

Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst. Aus dem Französischen von **Ludw. Hoffmann,** Baumeister in Berlin. In zwei Bänden oder 8 Lieferungen, zusammen 80 Bogen Text in Lexikonoctav, mit einem Atlas von 157 Tafeln in Grossfolio. 2. Lief. — Subscr.-Preis einer Lief., Text und Atlas, 3 Thlr.

Lamartine (A. de), **Histoire des Girondins.** Tomes VI — VIII. (Fin de l'ouvrage.) In-8. Papier vélin. Preis des Bandes 1 Thlr.

———, **Geschichte der Girondisten.** 3.—5. Band. 8. Preis des Bandes 1 Thlr.

Longet (F. A.), **Anatomie und Physiologie** des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Aus dem Französischen übersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. ***J. A. Hein.*** Mit lithographirten Tafeln. In zwei Bänden. 1. Band, 3.—6. Lieferung. (Schluss des ersten Bandes.) Preis einer Lieferung von 8 Bogen mit den dazu gehörigen Tafeln 22½ Ngr.

Mazzini (André-Louis), **De l'Italie** dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne. 2 vols. In-8. Papier vélin. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neue Shakspeare-Galerie. Die Frauen und Mädchen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern englischer Künstler, mit Erläuterungen. In 45 Lieferungen. 26.—33. Lief. 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Töpffer (R.), Gesammelte Schriften. Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. In etwa 12 Bändchen. Zweites Bändchen. Genfer Novellen. 8. Geh. 15 Ngr.

Diese Gesammtausgabe wird umfassen: Genfer Novellen; Wanderungen im Zickzack; Ferienreisen durch die Schweiz und Oberitalien; Das Pfarrhaus, ein Roman in Briefen; Rosa und Gertrud, eine Novelle. — Eine biographisch-kritische Einleitung. Das Portrait des Verfassers werden dem letzten Bande beigegeben werden.

Annuaire de la pairie et de la noblesse de France, des maisons souveraines de l'Europe et de la diplomatie. Publié sous la direction de ***M. Borel d'Hauterive.*** 1847. Cinquième année. In-12. Paris. 2 Thlr. Col. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Aristote, **Psychologie.** Opuscules traduits en français pour la première fois et accompagnés de notes perpétuelles par ***J. Barthélemy Saint-Hilaire.*** In-8. Paris. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Lefebvre (Armand), **Histoire des cabinets de l'Europe** pendant le consulat et l'empire écrite avec les documents réunis aux archives des affaires étrangères, 1800—1815. Tome III. Depuis la fin de la campagne de Prusse (1806) jusqu'aux évènements de Bayonne (Mai 1808). In-8. Paris. 2 Thlr. 15 Ngr.

Alfieri, **Opere scelte, cioè la vita scritta da esso, tutte le tragedie** etc., pubblicate per cura di ***G. Zirardini.*** In-8. Parigi. 5 Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Volume III della serie nova, XVIII di tutte la serie. (Anno 1846.) In-8. — Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1846. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1846. Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

(Pepe.) **Memorie del generale *Guglielmo Pepe*** intorno alla sua vita e ai recenti casi d' Italia, scritte da lui medesimo. 2 vol. In-8. Parigi. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lelewel (J.), **Stracone obywatelstwo stanu kmiecego w Polsce.** Wydanie drugie. 18. Bruxella. 7½ Ngr.

Ksiecia Don Juana Manuela Rady Patroninowe czyli historye i przykłady opowiadane Hrabi Lukanorowi. Z hiszpanskiego wydane po polsku przez ***L. S.*** 2 tomy. 18. Poznań. 1 Thlr.

Poplinski, **Przyklady do tlomaczenia z polskiego** na Łacińskie podług ***Augusta*** do Składni Grammatyki (na Quarte). 16. Poznań. 12½ Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1847.

№ III. Juli, August und September.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. VIII, Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XV des Literarischen Anzeigers.)

56. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** 8. Geh. 2 Thlr.

57. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Sechzigster bis dreiundsechzigster Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante,** Prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII — LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli,** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX. — LXII. **Staël,** Delphine, übersetzt von Gleich. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr.

58. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Zweites Heft. (Nr. 216—428.) Großfolio. Geh. 16 Ngr.

Das erste Heft (Nr. 1—215) hat denselben Preis.

Dieser „Bildersaal“ enthält eine Auswahl der vorzüglichsten im Besitz von F. A. Brockhaus in Leipzig befindlichen Holzschnitte und Clichés, von denen zu dabei bemerkten Preisen scharfe Abdrücke abgelassen werden.

59. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Bänden. Erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

Dieses Werk ist aus dem Verlage von **A. Weichardt** in Leipzig in den von **F. A. Brockhaus** übergegangen und erscheint jetzt in einer neuen Auflage, die in 6—8 Heften ausgegeben wird.

60. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundfünftes bis hundertundzehntes Heft. Gr. 8.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

61. ———— Neue Ausgabe. In 240 Wochen-Lieferungen. Neunundachtzigste bis hundertste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

62. ———— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Einundachtzigste bis achtundachtzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

63. ***Dieffenbach (J. F.),* Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Neuntes, oder zweiten Bandes drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Der erste Band (6 Hefte) erschien 1844—45.

64. **Düringsfeld (Ida von), Margarethe von Valois und ihre Zeit.** Memoiren-Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

65. ***Fessler (J. A.),* Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Theile.

Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Geh. Preis eines Heftes 10 Ngr.

66. **Foscolo (Ugo), Letzte Briefe des Jacopo Ortis.** Aus dem Italienischen übersetzt von **F. Lautsch.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

67. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Civilisation.** Erster Theil. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Eine Fortsetzung von des Verfassers bekanntem Werke: „**Die Resultate der Sittengeschichte**", die Abschnitte VII, VIII, IX desselben: Wohnung, Arbeit und Eigenthum oder die Familie, enthaltend. Das Ganze wird in drei Theilen erscheinen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Gr. 8. 1846. 15 Ngr.

68. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. Ersten Bandes zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Vögel und Amphibien der Vorwelt. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die erste Abtheilung: **Die Säugethiere der Vorwelt,** kostet 1 Thlr. 18 Ngr.; mit der dritten Abtheilung (**Fische**) wird der erste Band des Werkes, die **Wirbelthiere** enthaltend, geschlossen sein. Der zweite Band wird die **Gliederthiere**, der dritte und vierte Band die **Bauchthiere** behandeln. Jede Abtheilung bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

69. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Elfte Lieferung. (Rotteck — Schwarz.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

70. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon.** Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste Lieferung. (A — Bernhardy.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

71. **Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin.** Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

72. **Jörg (J. Ch. G.), Zehn Gebote der Diätetik.** 8. Geh. 1 Thlr.

73. **Julie und ihr Haus.** Eine Reliquie. Von einem Epigonen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

74. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. In acht Heften. Sechstes und siebentes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Cartonnirte Exemplare des vollständigen Werkes werden zu dem Preise von 2 Thlr. 15 Ngr. geliefert.

75. **Koenig (H.), Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1834. 4 Thlr.

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. 4 Thlr.

Die Wußfahrt. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1836. 20 Ngr.

Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. 1842. 1 Thlr. 6 Ngr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 3 Thlr.

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. 5 Thlr.

76. **Loebell (J. W.), Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien.** Sendschreiben an den Consistorial-Director Seebeck in Hildburghausen. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien bereits ebendaselbst:

Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 1839. 2 Thlr. 25 Ngr.

77. ***Massaloup (J. V.)*, Logarithmisch-trigonometrische Hülfstafeln.** Ein zur Horizontalprojection der auf schiefen Ebenen gemessenen Längen, wie auch zu nivellitischen und markscheiderischen Arbeiten unentbehrliches Handbuch für Geometer, Markscheider, Ingenieure, Chaussée- und Wasserbaubeamte. Gr. 8. *Geheftet* 3 Thlr. 18 Ngr.; *gebunden* 4 Thlr.

78. ***Pfeiffer (L.)*, Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Fasc. I. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In 5—6 Heften wird das Werk vollständig sein.

79. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Elfter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Duc d'Enghien. — Georges Cadoudal's Verschwörung. — Major John André. — Die fünf Mörder auf der Espérance. — Lacenaire. — Die Müllerin von Fockendorf. — Euphemie Lacoste. — Obrist Charteris. — Delacolonge. — Der Jahrmarkt zu Leerdam. — Der blinde Zeuge. — Pietro.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zehnte jeder 2 Thlr.

80. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der erste bis dritte Band (2. Auflage 1833) kosten 9 Thlr. 10 Ngr. — Dieselben enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Die neu erschienene erste Abtheilung des vierten Bandes bildet auch mit dem ersten Bande ein besonderes Werk unter dem Titel:

81. ———————, **Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von **K. H. L. Pölitz.** Fortgesetzt von **F. Bülau.** Drei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

82. ***Pritzel (G. A.)*, Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Zweite Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpap. 2 Thlr., auf Schreib-Velinpap. 3 Thlr.

83. **Raumer (F. von), Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite umgearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Der erste Band kostet 2 Thlr. 20 Ngr., das vollständige Werk mithin 5 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien unter Anderm ebendaselbst:

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis siebenter Band. Gr. 8. 1832—43. 20 Thlr. 13 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

84. **Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie.** In zwei Theilen. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

Der erste Theil erschien 1844 und kostet 2 Thlr. 24 Ngr.

85. **Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürger-**

lichen Rechts. Besonderer Theil. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieser Band, welches alle gemeinschaftliche Institute des Privatrechts, auch diejenigen, welche lediglich auf dem einheimischen Rechte beruhen, zu behandeln bestimmt ist, wird in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste Band hat das Eigenthumsrecht zu seinem Gegenstande.

86. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Neunter Jahrgang. Mit dem Bildnisse F. von Raumer's. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des **Historischen Taschenbuch**, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet im herabgesetzten Preise zusammengenommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

87. **Tauffkirchen-Englburg (Fanny, Gräfin), Die Schwestern von Savoyen.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ebendaselbst erschien von der Verfasserin:
Die Schwärmerin. Erzählung. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

88. **Ungarische Zustände.** Zweite vermehrte Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Hieraus wurde besonders abgedruckt:

89. **Programm der Opposition.** Nachtrag zur ersten Auflage der Schrift: „Ungarische Zustände". Gr. 12. Geh. 4 Ngr.

In demselben Verlage erschien auch zu Anfang d. J.:
Actenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins. Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

90. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1848. Neue Folge. Zehnter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Friedrich von Raumer's. 8. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1836—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

91. **Von einem deutschen Soldaten.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem in meinem Verlage erscheinenden Werke:

Gailhabaud's, Jules,* Denkmäler der Baukunst aller Zeiten und Länder.** Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaitre, Bury, Olivier* und Andern, mit erläuterndem Text von *de Caumont, Champollion-Figeac, L. Dubeux, Jomard, Kugler, Langlois, A. Lenoir, L. Lohde, Girault de Prangey, Raoul-Rochette, L. Vaudoyer* etc. Für Deutschland herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. ***Franz Kugler, Prof. der königl. Akademie der Künste in Berlin, herausgegeben von ***Ludwig Lohde,*** Architekt und Lehrer am königl. Gewerbeinstitut in Berlin. 200 Lieferungen in Grossquart. 400 Stahlstiche und mindestens 100 Bogen Text. Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werkes, 15 Ngr. (12 gGr.)

sind jetzt **122 Lieferungen** erschienen, und schreitet dasselbe seiner Beendigung mit Sicherheit entgegen.

Probelieferungen sind in allen guten Buch- und Kunsthandlungen einzusehen zur Kenntnißnahme des reichen Inhalts und der vollendeten künstlerischen Ausführung dieses Werks.

Dasselbe steht denjenigen Abnehmern auch in **Serien von 24 Lieferungen** zu Diensten, welchen das Ganze auf einmal zu nehmen zu umfangreich sein sollte.

Hamburg, im October 1847.

Joh. Aug. Meissner.

Preis-Ermäßigung

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832.

Herausgegeben von **Dr. Fried. Wilh. Riemer.**
6 Bde. Gr. 8. Ladenpr. 12 Thlr.
Ermäßigter Preis 6 Thlr.

Mittheilungen über Goethe.

Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen.
Von **Dr. F. W. Riemer.**
Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.
Ermäßigter Preis 3 Thlr.

Wer jedoch beide Werke zusammennimmt, erhält sie für 8 Thlr.

Anzeige

die Fortsetzung von **Becker's Handbuch der römischen Alterthümer** betreffend.

Wir beehren uns hierdurch anzuzeigen, daß es uns gelungen ist, Herrn Professor Dr. Marquardt in Danzig, den Verfasser des Werkes über die Equites Romani, für die Fortsetzung und Beendigung von **W. A. Becker's Handbuch der römischen Alterthümer** zu gewinnen, und daß zunächst des zweiten Bandes dritte Abtheilung, den Schluß der Staatsalterthümer enthaltend, nebst dem an der zweiten Abtheilung noch fehlenden Abschnitte über die Volksversammlungen erscheinen wird.

Leipzig, im October 1847.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Grammatik der lebenden persischen Sprache

von

Mirza Mohammed Ibrahim,
Professor des Arabischen und Persischen am East-India-College zu Haileybury.

Aus dem Englischen übersetzt, zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen von

Dr. H. L. Fleischer,
ord. Professor der morgenl. Sprachen an der Universität Leipzig.

8. Geh. 3 Thlr.

Diese mit Anmerkungen bereicherte und typographisch schön ausgestattete Ausgabe dieser sehr praktischen Grammatik wird Allen, welche sich mit den morgenländischen Sprachen beschäftigen, höchst willkommen sein. Freunde dieser Studien machen wir bei dieser Gelegenheit auf unser **Lager orientalischer Werke** aufmerksam, von denen mehre sich auf dem Umschlag vorstehender Grammatik angezeigt finden.

Leipzig, im November 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Dieses Bedürfniß fühlten und befriedigten schon unsere frommen Altvorderen (Bogatzky, Roos, Starck, Sturm, Liebe u. s. w.) in der hier gewählten Form, und erquickten dadurch so manches in Zweifel und Sehnsucht befangene oder des Trostes und der Ermunterung bedürftige Herz.

Bei diesen lautern Absichten der Verfasser und Herausgeber erfüllt sie die Hoffnung, daß ihre Bitte an alle geistesverwandte Amtsbrüder und an alle dem Zugange des Evangeliums in Christo geöffnete Herzen und Familien um thätige Unterstützung und Theilnahme an diesem Andachtsbuche nicht ohne Erfolg bleiben werde.

Der Herr, welcher das Wollen und Vollbringen des Guten segnet, möge auch diesem, in seinem Geiste begonnenen Unternehmen ein fröhliches Gedeihen geben!

Frankfurt a. M., im Herbste 1847.

Der Herausgeber.

Das vorstehende Werk, aus zwei Bänden bestehend, wird gegen 100 Bogen umfassen und den Preis von 3 Thlr. nicht überschreiten. Um die Verbreitung zu fördern und namentlich auch den Unbemittelten die Anschaffung dieses Andachtsbuchs möglich zu machen, werden diese zwei Bände in 18 Heften von 5—6 Bogen, jedes Heft zu dem Preise von 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rhein. = 15 Kr. C.-M. ausgegeben, wobei die Verlagshandlung den Abnehmern **die vollständige Lieferung des Werkes in 18 derartigen Lieferungen ausdrücklich garantirt.**

Nach den Zusicherungen des Herrn Herausgebers ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Ganze bis zum Schlusse des Jahres 1848 vollständig geliefert sein kann; es wird daher in der Regel alle drei Wochen ein Heft ausgegeben werden.

Leipzig, im October 1847.

F. A. Brockhaus.

Von dem

Kurzgefassten exegetischen Handbuch

zum

Alten Testament

sind bis jetzt acht Lieferungen erschienen. Dieselben enthalten:

1. Lief. Die zwölf kleinen Propheten, erklärt von *F. Hitzig*, Prof. in Zürich. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. „ Hiob, erklärt von *Ludw. Hirzel*, Prof. in Zürich. 1839. 1 Thlr.
3. „ Jeremia, erklärt von *F. Hitzig*. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. „ Bücher Samuel's, erklärt von *O. Thenius*, Diakonus in Dresden. 1842. 1 Thlr. 7½ Ngr.
5. „ Jesaia, erklärt von *A. Knobel*, Professor in Giessen. 1843. 1 Thlr. 25 Ngr.
6. „ Das Buch der Richter und Rut, erklärt von *E. Bertheau*, Prof. in Göttingen. 1845. 1 Thlr. 4 Ngr.
7. „ Sprüche Salomo's, erklärt von *E. Bertheau*. — Prediger Salomo's, erklärt von *F. Hitzig*. 1847. 1 Thlr.
8. „ Ezechiel, erklärt von *F. Hitzig*. 1847. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das

Kurzgefasste exegetische Handbuch

zum

Neuen Testament

von

Dr. W. M. L. de Wette

soll im nächsten Jahr mit der letzten Lieferung, die Erklärung der Offenbarung enthaltend, vollendet werden.

Bis jetzt sind erschienen:

I. Bandes 1. Theil. Evangelium Matthaei. 3. Aufl. Gr. 8. 1845. 1 Thlr.
„ 2. „ Evangelium des Lucas und Marcus. 3. Aufl. 1846. 22½ Ngr.
„ 3. „ Evangelium und Briefe Johannis. 3. Aufl. 1846. 1 Thlr. 4 Ngr.
„ 4. „ Apostelgeschichte. 2. Aufl. 1841. 18½ Ngr.
II. Bandes 1. Theil. Brief an die Römer. 4. Aufl. 1847. 22½ Ngr.
„ 2. „ Briefe an die Korinther. 2. Aufl. 1845. 1 Thlr. 4 Ngr.
„ 3. „ Briefe an die Galater und an die Thessalonicher. 2. Aufl. 1845. 18¾ Ngr.
„ 4. „ Briefe an die Kolosser, Philemon, Epheser und Philipper. 2. Aufl. 1847. 22½ Ngr.
„ 5. „ Briefe an Titus, Timotheus und die Hebräer. 2. Aufl. 1847. 1 Thlr.
III. Bandes 1. Theil. Briefe des Petrus, Judas und Jacobus. 1847. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1847.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Portugiesische Literatur.

Eurich, der Priester der Gothen,

von

Alexandro Herculano.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von G. Heine.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Der tiefe Verfall Spaniens zu Anfang des 8. Jahrhunderts und die Eroberung des Landes durch die Araber sind in dieser Erzählung — einem der besten Producte der neuern portugiesischen Literatur — mit den lebendigsten Farben geschildert und von dem Verfasser zu einem Bilde zusammengestellt, das durch die Frische der Anschauung und die klare, kräftige Zeichnung den wohlthätigsten Eindruck macht.

Im Jahre 1841 erschien in meinem Verlage bereits:

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von **Alex. Wittich.** Mit einer geschichtlichen Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im November 1847.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Freiherr von Eulenspiegel,

oder

Lebensbilder aus der Neuzeit.

Zwei Bände. 8. 39 Bogen. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr.

„Die Ideen der Wahrheit und des Rechts", wie sie sich zu immer vollern Anerkennung und Geltendmachung im individuellen und öffentlichen Leben zu bringen streben, gewähren diesem mit scharfer Beobachtung und richtiger Auffassung aus dem Leben geschöpften Romane Anziehung und Reiz, ohne durch Moralisiren die höhern Eindrücke zu schwächen.

Zeitgedichte,

allen Freunden gehaltvoller Poesie bestens empfohlen.

Bei **M. Wienbrack** in Leipzig erschienen soeben:

Gesammelte Gedichte

von

H. Klencke,

Verfasser des „deutschen Gespensts" und der „deutschen Pharisäer".

Mit dem Portrait und Facsimile des Dichters.

8. Elegant brosch.

Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Geschichten

der

Ungern

und ihrer Landsassen.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Mit Karten und Plänen.

Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften.

Erstes bis viertes Heft.

Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Leipzig, im November 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Deutsche
EISENBAHNSCHIENEN-COMPAGNIE.

Gesammtes Actiencapital: 2 Millionen Thaler Courant.

In 10,000 Actien à 200 Thaler Cour., oder 350 Fl. Rhein.

Zweck: Schienenfabrikation zum deutschen Eisenbahnbau.

BEKANNTMACHUNG.

Die **Deutsche Eisenbahnschienen-Compagnie** verfolgt ihren nationalen Zweck mit allen erforderlichen Garantien des Gedeihens. Ihre kolossalen Werke bei **Neuhaus** sind grossentheils vollendet; ihre Eisenerzeugung ist im Gang und über tausend Arbeiter sind in ihren Werkstätten und in den Kohlen- und Eisenbergwerken, welche jene mit den Rohstoffen versorgen, in Thätigkeit. Was im Jahre 1845 blosser Entwurf war, ist ausgeführt, was damals Plan gewesen, ist zur That geworden.

Wir danken dies den Männern, welche vor zwei Jahren, auf unsere Einladung hin, mit patriotischem Muthe sich uns anschlossen, um ein Werk ins Leben zu rufen, dessen Schwierigkeiten jeder Verständige zum Voraus ermessen konnte. Jene patriotischen Capitalisten ernten nun den Lohn ihres Muthes und Vertrauens in zweifacher Weise. Sie werden nicht nur bald in einem ihre Erwartungen übertreffenden Mass ihre Actienrente erweitert sehen als Theilhaber der grossen merkantilen Erfolge, über welche unsere Werke gebieten, sondern auch die Anerkennung jedes Vaterlandsfreundes geniessen und sich des Bewusstseins erfreuen, dass sie thatkräftig dazu beigetragen haben, das öffentliche Wohl zu fördern, indem sie, da unser Geschäftszweck die grossartigste **deutsche Eisenerzeugung** ist, die Tributpflichtigkeit deutscher Gewerbe an das Ausland verringern, und künftig unserm Volke Millionen seines Geldes erhalten, welche für Eisen und Eisenbahnschienen jährlich in die Fremde geschickt werden. Ueber **fünfundvierzig Millionen Thaler** (unglaublich scheint's und doch ist es so!) gingen blos in den letzten zehn Jahren für Eisen und Eisenbahnschienen über die deutschen Grenzen, — sie wurden von der Nation **weggeworfen** für fremde Fabrikate, deren Rohstoffe die deutsche Erde in so unerschöpflicher Menge verbirgt, dass wir nicht blos uns, sondern noch die halbe Welt damit versorgen können, **sobald** wir mit dem rechten Willen die rechten Mittel vereinigen. Und **wozu** haben jene fort und fort für fremdes Eisen vergeudeten Millionen **gedient?** Wozu anders als uns **ärmer**, folglich wehrloser zu machen gegen die ewigen Feinde unsers gewerblichen Wohls; wozu anders, als um neue Glieder an die **Kette** zu schmieden, mit welcher der Werkmann für die **Welt**, der industriegewaltige und speculative Brite, Deutschlands Volk, trotz dem Zollverein und trotz den Zollcongressen, nicht viel weniger drückend knechtet, als einst der **Corse** mit seinem Schwerte. Wir haben es ja gesehen und **sehen** es noch alle Tage, dass, während die Tonnen Goldes hinausziehen in die Fremde für **Das**, was wir **selbst machen** können, um **fremde** Arbeiter zu ernähren, deutsches Volk daheim darben muss und deutscher Fleiss, zur Arbeitslosigkeit verdammt, im Elend verkümmert.

Patriotisch vereinte Kräfte haben unser Werk aufgerichtet, dessen Nothwendigkeit jeder Vaterlandsfreund lange vorher schon eingesehen hatte. Jeder Actionnair hat seinen Theil daran, dem grossen wie dem kleinen gebührt Lob und Beifall, ein Unternehmen gefördert zu haben, dessen nächster Zweck es ist, Grenzen zu setzen der Befürchtung: — der deutsche Eisenbahnbau aus **fremdem** Eisen werde allmälig der Nation ihre baaren Circulationsmittel entziehen und zum Nachtheil des Ackerbaues und der Industrie und des Handels den Zinsfuss auf eine unerträgliche Höhe treiben. Jeder Theilhaber an unserm Werke hat sich aber auch einen Theil des Verdienstes zuzurechnen, dass wir die auf dem Schauplatz unsers Wirkens, in dem Schoos des Gebirgs, bisher fast unbenutzt und unbeachtet begraben gewesenen Schätze an den Tag gehoben und zur Quelle dauernden Erwerbs gemacht haben für mehr als tausend arme, bedürftige, arbeitsame Menschen.

So Vieles ist schon geschehen, so Vieles ist schon gewirkt worden durch unsern Verein während der zwei Jahre seines Bestehens. Doch so viel es auch schon sei, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, dass **dadurch** die uns vorgesetzte Aufgabe ihre **vollständige** Lösung noch **nicht** erhalten hat. Um diese Aufgabe — sie ist uns gleichsam unter den Händen gewachsen — vollkommen auszuführen, ist vor allem Andern eine so ausgedehnte Entwickelung und **Erweiterung der Productionskraft** unserer Anlagen zu wünschen, als der ihnen zu Gebote stehende **Reichthum an Rohstoffen** irgend gestattet. Dieser Reichthum, er hat sich durch die erhaltenen neuern Aufschlüsse über unsere Erzlagerstätten in der That so massenhaft und so ungeheuer gross gestaltet, dass, sobald uns die neueröffneten Kohlengruben unterstützen, **durch unsere Werke** Deutschland mit allem Eisen versorgt werden kann, welches jetzt aus der Fremde zugeführt wird und jährlich mit baaren Millionen dem Ausland bezahlt werden muss. — Man erwäge: Der Ertrag einer **einzigen** unserer **Erzlagerstätten** ist auf **20 Millionen Centner** Eisen amtlich geschätzt worden!

Zur Erreichung eines für ganz Deutschland so wichtigen Zweckes und um die uns angetragenen **grossen Schienenlieferungen ausführen zu können**, wollen wir der **Entwickelung** unserer Etablissements einen beschleunigten Gang geben und zu **diesem Behuf weitere Capitalbetheiligungen** zulassen, die gleich jenen der ersten Unterzeichner **alle Vortheile** aus dem nun festbegründeten Unternehmen mitgeniessen sollen.

Es ist in unserm Statut vom 15. März 1845 für eine künftige Vermehrung und Erweiterung unserer Werke durch geeignete Bestimmungen vorgesorgt worden. Doch im **jetzigen** Fall ist es nicht nöthig, auf dieselben zu recurriren, weil den neuen Capitalbetheiligungen, zu welchen wir einladen, schon durch den Umstand hinlänglich Raum gegeben ist, dass wir **bereits früher** für den vorlie-

genden Zweck einen bedeutenden Theil unseres Actien ausdrücklich **reservirten.** Eine **Vermehrung** unsers ursprünglichen **Capitals** wird daher **ebenso** wenig nöthig, als eine neue Actiencreirung, und die Massregel beschränkt sich darauf,

Denjenigen, welche sich noch bei unserm patriotischen und gewinnreichen Unternehmen betheiligen wollen, von den reservirten Stammactien so viele zu überlassen, als der Zweck, der damit erreicht werden soll, erheischt.

Es geschieht dies (den ältern Actionnairs bei dem Actienbezug den Vorzug einräumend) unter folgenden

Bedingungen.

§. 1.

Jeder neue **Actionnair,** d. h. jeder Käufer von reservirten Stammactien, wird **Theilhaber unserer Gesellschaft** mit denselben Rechten und unter den nämlichen Bedingungen, wie sie durch die statutarische Bekanntmachung vom 15. März 1845 (welche wir Jedem, der sie verlangen wird, zusenden) festgestellt sind. Er hat folglich gleichen Antheil am Eigenthum und Gewinn der Gesellschaft und geniesst ungeschmälert alle Vortheile, welche den ersten Actionnairs zustehen.

§. 2.

Jede **Bestellung** von Stammactien muss an die **DEUTSCHE EISENBAHNSCHIENEN-COMPAGNIE direct** gerichtet sein; die **Zahlung** der **Actienbeträge** hingegen kann, nach Willen und Bequemlichkeit der Auftraggeber, entweder bei der Compagnie selbst oder **für Rechnung** derselben bei soliden **Bankhäusern** baar gemacht werden. Auch werden Zins tragende und Cours habende deutsche Staatspapiere und Eisenbahnactien zum Tagescours in Zahlung angenommen.

§. 3.

Die reservirten Stammactien sind **au porteur** und für den **Betrag** von 200 Thlr. Courant, oder 350 Fl. Rhein., ausgefertigt. Die jetzige Ausgabe derselben geschieht, inclusive der verfallenen Coupons, zu **240 Thlr. Courant,** oder 426 Fl. Rhein. per Stück. — Es ist folglich **unter Abrechnung** der **verfallenen** zweijährigen **Zinsen** für jede Actie die **Summe** von **385 Fl. Rhein.** oder **220 Thlr. Courant** zu entrichten, und hat dafür der Käufer noch den laufenden Zins vom 31. März dieses Jahres an zu geniessen.

§. 4.

Unsere Actien **ertragen** 1) einen **festen Zins von 5 Procent** und 2) eine **veränderliche Dividende.**

Der **Jahreszins von fünf Procent** kann mittels der den Actien beigegebenen **40 Coupons,** nach dem Willen der Actieninhaber, entweder bei unserer **Hauptkasse,** oder bei den **Bankhäusern:** HH. **B. Metzler sel. Sohn & Cons.** in Frankfurt a/M., **Anhalt & Wagener** in Berlin und **Joh. Lorenz Schäzler** in Augsburg, an jedem 31. März mit 10 Thlr. Courant, oder 17 Fl. 30 Kr. Rhein., spesenfrei erhoben werden.

Die **Dividenden** werden auf die **nämliche** Weise erhoben. Sie sind **veränderlich** und ihre Grösse hängt vom Ertrage des Geschäfts ab. Halten sich die Schienenpreise auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte (und es ist bei dem noch wachsenden Schienenbedarf eher an ein Steigen, als an ein Fallen zu denken), so muss eine Dividende von mindestens **zwölf Procent** ausfallen, weil die Compagnie Schienen guter Qualität (für welche gegenwärtig Lieferungspreise von 8¾ bis neun Gulden (circa 5 Thlr. Cour.) per Centner bestehen, zu **fünf** Gulden den Centner zu fabriciren im Stande ist. **Wir werden also an unsern Fabrikationspreisen mehr als vierzig Procent gewinnen.** — Ueberdies werden die Geschäfte der Compagnie durch die glückliche Lage ihrer Werke noch besonders begünstigt. Das Hauptetablissement bei **Neuhaus,** welches **in der Mitte** der reichen dortigen Steinkohlenfelder und Gruben erbaut und bedient ist von unerschöpflichen Lagerstätten edler und reicher Erze, aus welchen die **besten** thüringer Eisensorten seit langer Zeit hergestellt werden, ist die billigste Beschaffung guter Rohstoffe accordmässig auf ein halbes Jahrhundert gesichert. — **Frei** von **Concurrenz** (auf einem Rayon von 4000 Quadratmeilen, einerseits bis Oberschlesien, andererseits bis zum Niederrhein hin besteht zur Zeit ausser dem unserigen **kein** Werk für grossartige Schienenfabrikation), gelegen in der **Mitte Deutschlands,** im Centrum des deutschen **Eisenbahnnetzes** (der Bahnhofplatz eines nach Neuhaus abgesteckten Zweiges der Werrabahn, deren Bau gesichert ist, stösst unmittelbar an die Werke der Compagnie), zudem in der Nähe der grössten deutschen **Wasserwege** (der **Main** und der **Ludwigskanal** sind nur einige Stunden entfernt), beherrscht das Etablissement, durch die **wohlfeilste Verfrachtung** seiner Fabrikate begünstigt, einen weiten **Markt,** und an Absatz kann es ihm bei der Entwickelung des Eisenbahnnetzes in Deutschland so wenig in der Gegenwart, als in der Zukunft gebrechen.

Unsere Einrichtungen, bei welchen, wie sich dies von selbst versteht, die neuesten und erprobtesten Manipulations-Verbesserungen, wie solche auf den bestgeleiteten englischen und belgischen Werken Anwendung haben, Eingang finden, sind jetzt so weit vollendet, dass noch vor Schluss dieses Jahres die Schienenfabrikation beginnen wird. Der **erste Hochofen,** deren gegenwärtig **vier,** berechnet auf eine **jährliche** Erzeugung von **300,000 Ctr.,** erbaut sind, ist bereits in vollem Betrieb, und der zweite wird im nächsten Frühjahr angeblasen. — Ein einträgliches Nebengeschäft wird unsere **Maschinenfabrik** werden, und solche unsere Rente vergrössern. Sie ist auf das Beste eingerichtet, wird unter tüchtiger Leitung auf das Thätigste betrieben, und beschäftigt mit ihren succursalen Werkstätten, den Giessereien, Kesselschmieden etc. etc. bereits über 100 Arbeiter. Sie fertigt gegenwärtig unsern eigenen grossen Bedarf an Maschinen aller Art, namentlich Dampfmaschinen bis zur Grösse von 350 Pferden, Walzwerke etc. und wird späterhin auch den Locomotivenbau für diejenigen Bahnen übernehmen, denen wir die Schienen liefern.

§. 5.

Bei der Bestellung von Actien **steht es frei** sich zu erklären, **ob** man die **Actienbeträge sofort auf einmal** entrichten wolle, **oder ob** man es vorziehe, sie in **zehnprocentigen Monatsraten** allmälig abzuführen. Im **erstern** Fall treten die Actionnairs **sofort,** im letztern aber erst **nach** der **Vollzahlung** in den **Zinsgenuss** ein, und die **inzwischen** aufgelaufenen Zinsen müssen von den Bestellern nachgezahlt werden.

Hildburghausen, 25. November 1847.

DIE DIRECTION
der deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie,
J. Meyer.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Archibald Graf von Keyserling. Erinnerungen aus der Kriegszeit.
1. Abtheilung. 8. Geh. 1 Thlr.

A. F. H. Schaumann. Geschichte des Grafen von Valkenstein am Harze.
Lex.-8. Eleg. geh. 1 Thlr. 26 Sgr.

R. von Wedell. Historisch-geographischer Hand-Atlas.
In 36 Karten nebst Text. Mit Vorwort von F. A. Pischon. Dedication an Se. Majestät den König von Preussen.
Quer Imp.-Fol. 1.—5. Lieferung. Geh. à 1⅓ Thlr.

A. Zimmermann. Geschichte des brandenb. preußischen Staates.
Ein Buch für Jedermann. Zweite wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Soeben wurde versandt und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die operative Chirurgie

von

J. F. Dieffenbach.

Elftes Heft.

Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

Die Vollendung dieses Werks erleidet durch den Tod des berühmten Verfassers keine Verzögerung, vielmehr darf der Schluss desselben, nach einer dem elften Hefte beigedruckten Erklärung, in aller Kürze erwartet werden. Das Material liegt bereits vollständig vor und bedarf nur noch einer letzten Redaction, die einer Bestimmung des Verstorbenen gemäss, sein Neffe, Herr Dr. *Bühring*, übernommen hat.

Leipzig, im December 1847.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der junge Mystiker oder die drei letzten Festzeiten aus seinem Leben. Eine biographische Skizze von Dr. **Fritz** (Prof. Dr. C. Tischendorf). Brosch. 24 Ngr.

Indem die Verlagshandlung mit Genehmigung des Herrn Verfassers dem angenommenen Autornamen den wahren beifügt, glaubt sie dem Buche, das bereits bei seinem pseudonymen Erscheinen die freundlichste Aufnahme gefunden, die beste Empfehlung zu geben.

Leipzig, im December 1847.

Köhler'sche Verlagsbuchhandlung.
Adolph Winter.

Soeben ist bei **C. Flemming** in **Glogau** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Weib und das Kind in allen ihren **Lebensverhältnissen**, in Gesundheit wie in Krankheit, in leiblicher wie in geistiger Beziehung. Ein belehrendes Hülfs- und Handbuch für Jungfrauen, Frauen und Mütter, bearbeitet von Dr. **E. W. Posner**, prakt. Arzt und Geburtshelfer. 24 Bogen. 8. Gebunden 27 Sgr.

Uranus, oder tägliche, für Jedermann faßliche **Uebersicht aller Himmelserscheinungen im Jahre 1848.** Für die Zwecke der beobachtenden Astronomen, besonders aber auch für die Bedürfnisse aller Freunde des gestirnten Himmels, bearbeitet von **E. Schubert** und **H. v. Rothkirch** und herausgegeben von Dr. **P. H. L. von Boguslawski**, Professor der Astronomie zu Breslau. 26 Bogen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Sgr.



In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein.

Eine wunderbare und ergötzliche Historie.

Nach Zeichnungen von **Rudolf Töpffer** in lustigen Reimen von **Julius Kell.**

Quer-Imperialoctav, auf feinstem Velinpap., mit 153 Holzschnitten. Elegant geheftet 20 Ngr.

Töpffer's geistreiche humoristische Zeichnungen haben stets so allgemeinen Beifall gefunden, daß obiges Werkchen mit den „**lustigen Reimen**" von J. Kell der Kinderwelt wie allen Erwachsenen, die gern einmal einen Blick in ein Buch werfen, das keinen andern Anspruch als den gemüthlicher Heiterkeit macht, eine sehr willkommene Erscheinung sein wird.

Leipzig, im December 1847.

Brockhaus & Avenarius.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. **Vierter Band.** Herausgegeben von **F. Bülau.** Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die ersten drei Bände erschienen 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Die neu erschienene erste Abtheilung des vierten Bandes bildet auch mit dem ersten Bande ein besonderes Werk unter dem Titel:

Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von **K. H. L. Pölitz.** Fortgesetzt von **F. Bülau.** Drei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Leipzig, im December 1847.

F. A. Brockhaus.

Bei **Ch. E. Kollmann** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mephistopheles
im
Hof-Frack und in der Blouse.
Eine Reihe
skizzirter Schilderungen aus dem socialen und politischen Leben der Gegenwart.
Mit 9 Illustrationen. Geh. 2 Thlr.

Der Unsterbliche.
Ein
Roman aus dem Künstlerleben
von
Karl Gallmick.
Geh. 1 Thlr.

Das Künstlerleben, von dem in diesem Romane die Rede, ist das eines Jüngers der Tonkunst.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Friedrich Wilhelm Rogge.

Vierte, stark vermehrte Auflage.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Genfer Novellen.
Von
Rudolf Töpffer.

Deutsche Ausgabe, mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen.

Prachtausgabe in Royaloctav.

Elegant geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers (ohne Illustrationen). Kl. 8. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 22½ Ngr.

Töpffer's Novellen sind, wie **Zschokke** von ihnen sagt, „zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens. Nicht selten erblickt man, überrascht und lächelnd, sich selbst darin wieder, mit seinen eigenen träumerischen Zuständen, Stimmungen, Verstimmungen, und geheimen Selbsttäuschungen, die man Niemand gestehen mag, und für die das Geständniß auch nicht leicht das richtige Wort findet."

Die Bibliothek meines Oheims.
Eine Genfer Novelle.
Von
Rudolf Töpffer.

Vollständige deutsche Ausgabe,
mit 137 Bildern, in Holzschnitt, von der Hand des Verfassers.

Schillerformat. Elegant geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.
Prachtband, mit Goldschnitt 2 Thlr.

Diese **Prachtausgabe** einer der schönsten Novellen Töpffer's, ausgestattet mit des Verfassers eigenen geist- und gemüthvollen Illustrationen, in denen Dichter und Künstler Hand in Hand gehen, um die **Erlebnisse, Eindrücke und Träume seiner Jugend** wiederzugeben, gehört zu den besten Büchern, die den Freunden gemüthlicher Lecture in neuerer Zeit geboten sind, und eignet sich des **innern Gehalts** wie der **schönen Ausstattung** wegen vortrefflich zu Geschenken.

Leipzig, im December 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Bei **J. G. Engelhardt** in **Freiberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Philomachos. Chronologisch und alphabetisch geordnete Uebersicht der wichtigsten **Schlachten, Gefechte** und **Belagerungen** von der ältern bis zur neuern Zeit. Mit Angabe der geographischen Lage der Kampfplätze der streitenden Parteien und ihrer Feldherren. Ein Hülfsbuch für Militairs und Freunde der Geschichte überhaupt. Entworfen von **Th. Winkler,** Vorsteher einer Privatlehranstalt. Gr. 8. Geh. 5 Bogen. Preis ⅓ Thlr.

Soeben erschien bei uns und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strauß, F. A. (Licentiat der Theologie, Prediger bei der zweiten Garde-Division und Privat-Docent an der Universität), **Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. Zweite, verbesserte und ver-**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1847.

№ IV. October, November und December.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. VIII; Nr. II, April, Mai und Juni, in Nr. XV; Nr. III, Juli, August und September, in Nr. XVIII des Literarischen Anzeigers.)

92. **Albert (L.), A complete Dictionary of the English and German languages.** — A. u. d. T.: **Vollständiges Taschen-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

In gleicher Einrichtung und Ausstattung erschien ebendaselbst:

Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie française etc. par **J. H. Kaltschmidt.** *Seconde* édition. 16. 1844. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

93. **Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.** Im Vereine mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. **G. Friederich.** In zwei Bänden oder 18 Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Bis zum Schlusse des Jahres 1848 wird das Werk, dessen Lieferung in 18 Heften die Verlagshandlung ausdrücklich garantirt, vollständig in den Händen der Abnehmer sein.

94. **Vollständiger Hand-Atlas über alle Theile der Erde.** In 45 Karten. Colorirt 1 Thlr., schwarz 18 Ngr.

Einzelne Karten kosten 1½ Ngr.

95. **Die Bekenntnißschriften der evangelisch-reformirten Kirche.** Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. **E. G. A. Böckel.** Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ebendaselbst erschien früher bereits:

Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von **F. A. Koethe.** Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.

96. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Vierundsechzigster Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante,** Prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII — LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli,** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX — LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr.

97. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Bänden. Zweites Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

98. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundelftes bis hundertundsechszehntes Heft. Gr. 8.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

99. ——————— **Neue Ausgabe.** In 240 Wochen-Lieferungen. Hundertunderste bis hundertundvierzehnte Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

100. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs-

und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Neunundachtzigste bis vierundneunzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

101. ***Dieffenbach (J. F.)*, Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Zehntes und elftes, oder zweiten Bandes viertes und fünftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Die Vollendung dieses Werks erleidet durch den Tod des berühmten Verfassers keine Verzögerung, vielmehr darf der Schluß desselben, nach einer dem elften Hefte beigedruckten Erklärung, in aller Kürze erwartet werden. Das Material liegt vollständig vor und bedarf nur noch einer letzten Redaction, die einer Bestimmung des Verstorbenen gemäß sein Neffe, Herr Dr. **Bühring**, übernommen hat.

102. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 45ster und 46ster Theil. (Flaach — Fortunatus.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 26ster Theil. (Italiener — Jüdeln.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meyer. 23ster Theil. (Philipp — Philosophiana.)

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

103. ***Fessler (J. A.)*, Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Drittes und viertes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Von dieser neuen Ausgabe erscheint monatlich ein Heft, deren vier einen Band bilden. Vollständige Exemplare des Werks können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. fortwährend geliefert werden.

104. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon.** Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zweite Lieferung. (Bernhart — Codes) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Vom neunten Bande, welcher die Erscheinungen der Jahre 1835—41 enthält (herausgegeben von **O. A. Schulz**), ist die erste bis elfte Lieferung (A—Schwarz) ausgegeben.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

105. **Holberg (L.), Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt.** Aus dem Lateinischen übersetzt von **C. G. Wolf.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

106. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. In acht Heften. Achtes Heft. (Schluß.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

In Leinwand gebundene Exemplare des vollständigen Werkes werden zu dem Preise von 2 Thlr. 15 Ngr. geliefert.

107. ***Pfeiffer (L.)*, Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Fasc. II. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In 5—6 Heften wird das Werk vollständig sein.

108. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Zwölfter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Die Höllenmaschine. — Der General Mallet. — Rob Roy. — Der Chevalier de Gouault. — Die Ermordung des Herrn von Marcellange. — Gerhard von Kügelgen's Ermordung. — Winckelmann's Ermordung.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis elfte jeder 2 Thlr.

109. ***Pritzel (G. A.)*, Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Dritte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpap. 2 Thlr., auf Schreib-Velinpap. 3 Thlr.

110. **Rebekka und Amalia.** Briefwechsel zwischen einer Israelitin und einer Adeligen über Zeit- und Lebensfragen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

111. **Rogge (F. W.), Gedichte.** Vierte, stark vermehrte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

112. **Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie.** Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten. In fünf Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

113. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Ein romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. In Prachteinband 1 Thlr.

Die 1844 in siebenter Auflage erschienene Octav-Ausgab kostet 1 Thlr., mit 7 Kupfern 2 Thlr., Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Außerdem erschienen von **E. Schulze** in demselben Verlage:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 6 Thlr.; mit 16 Kupfern 8 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 3 Thlr.; mit 8 Kupfern 4 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

114. **Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England.** Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien früher bereits ebendaselbst:

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen. Mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 1840. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. 1840. 20 Ngr.

Anzeige der Vereins-Buchhandlung.

Berlin, Kochstraße Nr. 70.

Bei uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Volks-Kalender für 1848 von **F. W. Gubitz.** Mit 120 Holzschnitten. Dritte Auflage. 12½ Sgr.

Alphabetisch geordnetes Inhalts-Verzeichniß zu Gubitz' Volks-Kalender. Titel-Angabe und Nachweis der in den sämmtlichen vierzehn Jahrgängen (1835 — 48 einschließlich) befindlichen Aufsätze, Bemerkungen, Mittheilungen erzählenden und beschreibenden, lebens-, tages- und allgemein-geschichtlichen, natur- und kunstwissenschaftlichen sowie gewerblichen und überhaupt allgemein-nützlichen Inhalts. (40 eng gedruckte Seiten.) 2 Sgr.

Neue Volksbücher. Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von **C. Nieritz.** I. II. III. IV. (Diese vier Bändchen, jedes neun Bogen zu 5 Sgr., bringen vierzehn ebenso nützliche als unterhaltende Erzählungen. Es ist die mannichfaltigste und wohlfeilste Sammlung. Das fünfte Bändchen erscheint im Januar 1848.)

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Siebenundzwanzigster Jahrgang, für 1848. (Mit Dramen von **Raupach, Charlotte Birch-Pfeiffer, H. Smidt, A. P.** und **C. M.**) 1 Thlr. 20 Sgr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Flügel, Dr. **J. G.** (Consul of the United States of America at Leipsic), **A Practical Dictionary of the English and German languages in two parts.** Part I. English and German combining in a condensed form a rich store of words not to be found in other dictionaries with the pronunciation distinctively marked according to the best and most simplified system of *J. E. Worcester*, Esq., exhibiting all the anomalies of English pronunciation according to the best authorities on orthoëpy. — Auch u. d. T.: Praktisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch in zwei Theilen. Theil I. Englisch-Deutsch. Enthaltend in gedrängter Form eine reichhaltige Sammlung von Wörtern, welche sich in den bisher erschienenen Wörterbüchern nicht finden, nebst Bezeichnung der Aussprache nach dem von *J. E. Worcester*, Esq., aufgestellten fasslichen Systeme, sowie genauer Angabe der einzelnen Abweichungen in der Aussprache nach den besten orthoëpischen Quellen. Gr. 12. Fein Maschinen-Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

Der zweite deutsch-englische Theil folgt in kürzester Zeit nach.

Hamburg, im December 1847.

Joh. Aug. Meissner.

Neue Werke

von

Fürst Pückler — Gräfin Hahn-Hahn — Baron von Sternberg.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler in **Berlin** ist soeben erschienen:

Die Rückkehr.

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Erster Band: Aegypten. Eleg. geh. 2¼ Thlr.
Zweiter Band: Syrien. Eleg. geh. 2½ Thlr.
Dritter Band: Syrien u. Kleinasien. Eleg. geh. 3 Thlr.

Levin.

Von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

2 Bde. Eleg. geh. 4¼ Thlr.

Die gelbe Gräfin.

Von Baron A. von Sternberg.

2 Bde. Eleg. geh. 4 Thlr.

In demselben Verlage sind im Laufe dieses Jahres erschienen:

Barthold, Die fruchtbringende Gesellschaft. — **Ganganelli**, Papst Clemens XIV., seine Briefe und seine Zeit. — **Geibel**, Gedichte. 7. 8. u. 9. Aufl. — **Gumpert**, Erzählungen für Kinder. 2. Aufl. — **Herz**, René's Tochter. 2. Aufl. — **Keyserling**, Aus der Kriegszeit. — **Kletke**, Der Neue Kinderfreund. 2. wohlfeile Ausgabe. — Die Kunstreiter. — **Lepel**, Ode an Humboldt. — **Fanny Lewald**, Italienisches Bilderbuch. — **Lorm**, Gräfenberger Aquarelle. — **Nafden**, Wanderungen. 2. Theil. — **Schaumann**, Geschichte der Grafen von Valkenstein. — **Wedell**, Histor.-geograph. Hand-Atlas. 5. Lieferung. — **Wendt**, Uebersicht der preuss. Handels-Marine.

Dichtungen von Anastasius Grün.

1) Ausgaben in Octav.

Gedichte. 7. Auflage. 2 Thlr.
Schutt. 8. Auflage. 1 Thlr.
Der letzte Ritter. 4. Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
Nibelungen im Frack. 22½ Ngr.
Spaziergänge eines wiener Poeten. 3. Auflage. 22½ Ngr.

2) Miniatur-Ausgaben in englischem Einband mit Goldschnitt und Titelkupfer.

Gedichte. 6. Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr.
Schutt. 7. Auflage. 1 Thlr. 12 Ngr.
Der letzte Ritter. 5. Auflage. 2 Thlr. 7½ Ngr.
Spaziergänge eines wiener Poeten. 4. Auflage. 1 Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Franz Nölbeke** in **Karlsruhe** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aufzeichnungen

des

Generallieutenants

Friedrich Wilhelm Grafen von Bismark.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Diese Memoiren, welche gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen machten, dürften jetzt aufs neue ein besonderes Interesse erwecken, nachdem der Herr Verfasser — dem Vernehmen nach auf Rußlands Veranlassung — kürzlich seiner Posten als königl. würtembergischer Generallieutenant und Gesandter am großherzogl. badischen Hofe enthoben worden ist.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen auf nachfolgendes Journal Bestellungen an:

Zeitung für die elegante Welt. Jahrgang 1848. 52 Nummern (wöchentlich) mit 80 Tafeln fein illuminirten Modebildern. Leipzig, **Ernst Schäfer.** Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr.

Dieses einst in der belletristischen Literatur so hochstehende Blatt nimmt jetzt wieder einen neu verjüngenden Aufschwung; dem Verleger ist es gelungen mehre der ersten und bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands sowol für den Text wie für das Feuilleton zu gewinnen. Alles, was Literatur, Kunst, Theater, Musik und sonst an interessanten Neuigkeiten die feine Welt bewegt, findet hier seine Besprechung.

Die Kunstbeilagen (auf das sorgfältigste ausgeführt) erscheinen in dieser Zeitung gewöhnlich 8 ja 14 Tage früher, als solche in den gewöhnlichen Modezeitungen ausgegeben werden. Probenummern stehen gratis zu Diensten.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Motto: „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Diese Zeitung wird auch im Jahr 1848 unter der Redaction des Professors **F. Bülau** in der bisherigen Weise erscheinen, und ihrem Motto treu, unbekümmert um Lob und Tadel der Parteien, bemüht sein, ihren Lesern ein vollständiges und treues Bild der Ereignisse zu geben. Vorzugsweise bleibt sie **deutschen Interessen** gewidmet, und es sind in dieser Hinsicht neuerlich wieder in allen Theilen unsers Vaterlandes Verbindungen angeknüpft worden. Da aber der Stoff, den ein politisches Blatt gegenwärtig zu behandeln hat, immer mehr anwächst, so werden vom künftigen Jahre ab die **Beilagen sehr vermehrt** und so oft gegeben werden, als es die Umstände irgend erheischen.

Um das Erscheinen der Zeitung mit dem Abgange der Posten mehr in Uebereinstimmung zu bringen, wird die **Deutsche Allgemeine Zeitung** in Zukunft **einige Stunden früher wie bisher** ausgegeben, sodaß sie mit den um 5 Uhr von Leipzig nach allen Richtungen abgehenden Eisenbahnen und Posten befördert werden kann; sie wird deshalb für viele Gegenden Deutschlands namentlich auch als **Neuigkeitsblatt** eine größere Bedeutung gewinnen.

Bestellungen auf die Deutsche Allgemeine Zeitung werden bei allen Post- und Zeitungsexpeditionen des In- und Auslandes angenommen. Der Preis beträgt in Sachsen vierteljährlich 2 Thlr., in den übrigen Staaten wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die allgemeinste Verbreitung und werden für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet.

Leipzig, im December 1847.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschienen bei **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Böhmische Dörfer.

Novellen

von

Uffo Horn.

2 Bände. Eleg. geh. Preis 3⅓ Thlr. = 5 Fl. C.-M.

Inhalt:

1. **Band:** Der unglückliche Hofmeister. — Der Bauernesel.
2. **Band:** Paschhampel. — Gevatter Schwanda. Eine Musikantengeschichte. — Die beiden Studenten. — Das Bad im Gebirge.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau**, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Feierabend.

Jahrbuch

für

Ernst und Scherz, Belehrung und Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

8. Mit 7 Stahlstichen. 8 Bog. Brosch. Preis nur 7½ Sgr.

In unserm Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Philaret (Bischof von Riga), **Cyrillus und Methodius, die Apostel der Slawen.** Aus dem Russischen. Mit einer Abbildung. Gr. 8. Geh. 1847. 15 Ngr.

Mitau und Leipzig, im December 1847.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig sind soeben **vollständig** erschienen:

Die Frauen der Bibel.

Bilder aus dem Alten Testament.

Mit erläuterndem Texte.

Enthaltend: **Eva; Hagar; Rebekka; Rahel; Potiphar's Frau; Pharao's Tochter; Ruth; Debora; Jephtha's Tochter; Delila; Hanna, Samuel's Mutter; Abigail; die Königin von Saba; Isebel; Athalia; Sara, des jungen Tobias Frau; Judith; Susanne; Esther; die Mutter der sieben Söhne** (aus dem II. Buch der Makkabäer).

Ein schöner Band in schmal gr. 4. Geheftet 5 Thlr. 10 Ngr.
Eleg. cart. mit verzierten Decken u. Goldschn. 5 Thlr. 20 Ngr.

Bei Bearbeitung des **Textes** war es die Aufgabe des Herausgebers, in möglichst ursprünglicher, an die **Bibel** sich anschließender Darstellung die Charakterbilder biblischer Frauen zu zeichnen, Nichts hineinzutragen und Nichts hinwegzunehmen. Die **Stahlstiche**, welche zu den **ausgezeichnetsten Leistungen moderner Kunst** gehören, liefern dazu einen lebendigen Commentar und werden jeden Beschauer für die lieblichen, sinnigen Frauengestalten einer alten, ehrwürdigen Zeit begeistern.

Neue Shakspeare-Galerie.

Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's *dramatischen Werken.*

In Bildern und Erläuterungen.

Ein Prachtband in schmal gr. 4. In 45 Lieferungen 12 Thlr.
Gebunden mit reich vergoldeten Decken u. Goldschn. 13 Thlr.

Diese **„Neue Shakspeare-Galerie"**, die Mädchen und Frauen in des Dichters dramatischen Werken unserm Blicke vorführend, enthält 45 Bilder, in Stahlstich von englischen Künstlern ausgeführt, begleitet von einem Texte, welcher in wenigen Zügen den Leser an die Hauptmomente des Stückes erinnernd, zugleich die dargestellten Charaktere besonders hervortreten läßt. Die Einleitung gibt eine Uebersicht dieser verschiedenen Schöpfungen des Dichters.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



